Die Zeit

Isidore Singer,
Hermann Bahr,
Heinrich Kanner, ...

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Die Zeit.

Wiener Wochenschrift

für

Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,
(Volkswirtschaft)

Dr. Max Burckhard und **Dr. Heinrich Kanner.**
(Literatur und Theater) (Politik)

Redaction für bildende Kunst: Professor Dr. Richard Muther.

Band XXXVIII bis XL

Wien.

Die Zeit.

XXXVIII. Band. | Wien, den 2. Januar 1904. | Nummer 483.

Das Hindernis.

Es ist ein Zeichen der Zeit, und wahrlich kein schlechtes, daß sich die Friedensstimmen in der tschechischen Presse mehren und immer lauter und eindringlicher werden. Man hält neue Ausgleichsverhandlungen mit den Deutschen für wünschenswert und schlägt vor, daß ein permanenter Ausschuß die Sache in die Hand nehme. Ueber die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges äußert man sich allerdings sehr vorsichtig; es sei nicht viel zu erwarten, aber doch vielleicht etwas. Und wenn auch nur eine Besserung der wechselseitigen Stimmung erreicht würde, so wäre das, meint man, immerhin schon ein Erfolg. Aus alledem ist zu ersehen, daß wenigstens ein Teil der tschechischen Nation das Bedürfnis empfindet, aus den unleidlichen Verhältnissen der Gegenwart irgendwie herauszukommen. Man beginnt, eines Kampfes müde zu werden, in dem es ja doch, das muß jedem Vernünftigen klar sein, nichts zu erobern gibt. Nach dem Sturze Badenis und Thuns, nach dieser schwersten Enttäuschung, die dem Tschechentum seit den Tagen Hohenwarts widerfahren, muß doch allmählich den ernsteren tschechischen Politikern die Erkenntnis gereift sein, daß jede Art Gewaltpolitik gegen die Deutschen ein- für allemal aussichtslos sei. Keine in solcher Weise gewonnene Position konnte je dauernd behauptet werden. Wie die große Beute der Fundamentalartikel, so ging auch der kleine Fang der Sprachenverordnungen in Kürze wieder verloren. Der Krieg, den man führt, ist also ebenso aussichtslos wie erschöpfend. Kampfmüdigkeit aber und völliger Mangel an Eroberungschancen pflegen zumeist die Voraussetzungen zu sein, die zum Frieden führen.

So weit ständen ja die Dinge günstig. Daß man auch auf deutscher Seite zu einem annehmbaren Ausgleich mit Freuden bereit wäre, ist außer Zweifel. Schließlich würde wohl auch der Widerstand, der in beiden nationalen Lagern von den radikalen Flügeln zu erwarten ist, sich so oder so überwinden lassen. Und dennoch — wem die schmerzlichen Erfahrungen vieler Jahre wertvoller sind als die heitere Illusion des Augenblicks, der wird kalt und nüchtern bleiben und wird, so ausgleichsreif der deutsch-tschechische Streit auch scheint, an dessen baldiges Ende nicht glauben. Würden die Verhandlungen, die nun wieder angeregt werden, sich bloß um praktische nationale Bedürfnisse drehen, dann wäre ein guter Ausgang möglich, sogar wahrscheinlich. Daß auf deutschem Gebiete deutsch, auf tschechischem tschechisch, auf gemischtem gemischt amtiert werde, für ein so einfaches, natürliches Verfahren, sollte man meinen, müßte wohl eine befriedigende Formel zu finden sein. Allein, was trennend zwischen den beiden Nationen steht, das ist nicht eine Frage der Praxis, sondern eine der Theorie: das böhmische Staatsrecht. Gäbe es ein tschechisches Staatsrecht, dann würde sich ja, so verschroben und verkehrt die Sache auch immer wäre, vielleicht darüber reden lassen. Aber das Staatsrecht ist kein tschechisches, sondern ein böhmisches, das heißt, es ist zwar eine Herzensangelegenheit der tschechischen Nation, zugleich aber auch eine politische Angelegenheit des ganzen Landes Böhmen oder vielmehr der „Länder der böhmischen Krone". Es greift in seinen beabsichtigten Wirkungen weit über die Grenzen der einen Nation, in das Rechts-, Wirtschafts- und Kulturleben der anderen Nation hinein. Es trägt den tschechischen Sprachenzwang auf deutschen Boden; diese staatsrechtliche Tendenz der Badenischen Sprachenverordnungen war es ja, die so tiefe Erbitterung und eine so leidenschaftliche Auflehnung hervorrief. Das Staatsrecht steht in unversöhnlichem Widerspruch mit dem Prinzip der nationalen Abgrenzung, es würde die nationalen Reibungen, die durch einen Ausgleich verhütet werden sollen, direkt erfordern, erzeugen, erzwingen.

Auf solcher Rechtsgrundlage ist kein Frieden, sind nicht einmal Friedensunterhandlungen möglich. Sollen diese einen Sinn und Zweck haben, dann muß dabei das Staatsrecht von vornherein ausgeschaltet sein. So lange es bei den Tschechen nicht bloß ein gern geträumter Traum, sondern ein ihre Werktagspolitik bestimmender Kalkül ist, daß in absehbarer Zeit auf die Wiederaufrichtung des alten böhmischen Staates zu rechnen sei, so lange kann und wird es in Böhmen zu keinem nationalen Ausgleich kommen. Wie soll man es nun anfangen, dieses unglückselige Staatsrecht aus dem Bereich des Kalküls in das des Traumes zurückzudrängen? Es wäre ein Segen, wenn's gelänge, aber dieser Segen kann kaum anderswoher als — von oben kommen. Alle Ernüchterungsversuche, die von deutscher Seite ausgingen, sind bisher fruchtlos geblieben. Obwohl doch die Deutschen, dem böhmischen Staatsrecht gegenüber, gewiß nicht Rechtsobjekt, sondern gegebenenfalls mitgenießendes Rechtssubjekt wären, und obwohl es — von der politischen Unmöglichkeit abgesehen — der hellste Widersinn wäre, einem Subjekt, das ein Recht verwirft, es aufdrängen zu wollen, wird allen Tatsachen und aller Logik zum Trotz der romantische Wahn des Tschechentums inkurabel bleiben, solange der Hof nichts unternimmt, um ihn zu heilen. Bis in die neueste Zeit konnten sich die Tschechen darauf berufen, von eben so manche Ermunterung und Bestärkung erfahren zu haben. Wie lange ist es denn her, seit ein Feudalherr, der ein erklärter Anhänger des böhmischen Staatsrechtes ist — Graf Thun — die Geschicke Oesterreichs lenkte? Es ist notwendig, daß von kompetenter Stelle endlich klipp und klar verkündet werde, mit solchen Experimenten sei es aus, für immer. Ehedem konnten die Tschechen auch darauf hinweisen, daß ihnen in dieser Streitfrage die Deutschen Oesterreichs keineswegs in nationaler Geschlossenheit entgegenständen. Die Konservativen der Alpenländer waren ja auf ihrer Seite. Erst in den letzten Tagen ist der alte Schäffle dahingegangen, einer der wenigen Ueberlebenden der Hohenwart-Garde, ein deutscher Professor, der teils aus doktrinärer Verbissenheit, teils aus Haß gegen das liberale Bürgertum — war er doch schon in der schwäbischen Heimat „Schäffle, Schäffle, Mann der Pfäffle" gewesen — mit den tschechischen Föderalisten gegen die Deutschen marschierte. Solche Bundesgenossenschaft wäre wohl gegenwärtig nicht mehr denkbar. Es kann in Oesterreich keinen deutschen Politiker, welcher Partei immer, mehr geben, der für das böhmische Staatsrecht eintreten würde. Möchten doch die Deutschen diesen geänderten Stand der Dinge zu nutzen verstehen. An ihnen ist es, an die Krone heranzutreten und eine dezidierte Erklärung darüber zu verlangen, daß in Oesterreich das lebende Staatsrecht nicht begraben und das tote nicht ausgegraben werden soll. Freilich werden diejenigen die das begehren, dafür auch etwas bieten müssen: nämlich ein Programm! — eine Darstellung der politischen, zum mindesten der nationalpolitischen Grundsätze, nach denen sie den Staat regiert und verwaltet sehen wollen. So lange die Deutschen sich in aller Ergebenheit eine Beamtenregierung gefallen lassen, keinen Anteil an der Staatsgewalt fordern und zufrieden sind, wenn man sie nur in Ruhe läßt, so lange werden auch die maßgebenden Kreise aus ihrer Reserve nicht heraustreten. Eine Initiative muß die andere wecken. Der Rechtszustand, der für das ganze Reich gilt, muß erst geklärt sein, dann wird sich auch ein böhmischer Ausgleich fertigbringen lassen. Aber zu alldem gehört Bewegung, Entschluß, Tatkraft. Das Hindernis, das den Weg verlegt, wäre schon zu beseitigen: man muß nur erst den Hebel ansetzen

E. W.

Eine Neujahrs-Betrachtung.

Von **Karl Jentsch** (Neisse).

Sozialistische Utopien finden heute wohl keine Gläubigen mehr, die ernst zu nehmen wären. Dagegen zählt das Ideal des ewigen Friedens, das ja nicht an innern Unmöglichkeiten leidet, zahlreiche und aufrichtige Verehrer. Ob uns seine Verwirklichung wahrhaft beglücken würde? Die gegenwärtigen Stimmungen ermutigen kaum dazu, die Frage unbedingt zu bejahen. Wir haben ja den Frieden seit dreiunddreißig Jahren und sind seiner Fortdauer ziemlich sicher. Ob nicht dieser Friede

zwischen den Großmächten unseres Kulturkreises — Balgereien von kleinen und Barbarenstaaten untereinander oder mit einer Großmacht zählen nicht — mit Milizheeren oder ohne alle Bewaffnung noch besser gesichert sein würde als in seiner gegenwärtigen formidablen Rüstung, darüber zwar wird heftig gestritten, aber darüber, ob er aufrechterhalten werden solle, herrscht kein Streit; die grimmigsten Feinde sind darin einig, und wenn ein phantastischer Alldeutscher ein Wörtlein verbricht, das Oesterreich, England oder Rußland beleidigen oder argwöhnisch machen könnte, so fallen Liberale, Feudale, Sozialdemokraten und Ultramontane vereint über ihn her, um ihm den Mund zu stopfen und seine politische Bedeutungslosigkeit dem Ausland zu demonstrieren. Als Bebel am 10. Dezember im deutschen Reichstag die Greuel von Kischinew und Blagowjeschtschensk, die Wühlereien des mächtigsten aller Barbarenstaaten in Ostasien und auf dem Balkan brandmarkte, da haben ihm im Herzen alle Menschenfreunde zugejubelt; aber alle Geschäftsleute — und die Menschenfreunde sind leider meistens zugleich auch Geschäftsleute — haben erleichtert aufgeatmet, als dann der Reichskanzler, der Kriegsminister und die konservativen Redner diese freventlichen Angriffe auf unseren großen Freund im Osten gebührend zurückwiesen.

Also den Frieden hätten wir; doch wie steht's mit der Zufriedenheit? Menschen, die in der Familie und in ihrem Beruf ihr Glück finden, haben wir heute wahrscheinlich verhältnismäßig nicht weniger als in irgendeiner früheren Zeit; vielleicht sogar mehr, weil das Leben besser vor Gefährdungen von Außen gesichert ist; so etwas entzieht sich der Registrierung. Aber als politisches Tier ist der heutige Deutsche der unzufriedenste aller Menschen — den Zeitungen und den in der Oeffentlichkeit gehaltenen Reden nach zu urteilen. Unsere Verhältnisse werden grau in grau oder schwarz in blutrot gemalt. Ueber Reichsverdrossenheit klagen die einen, über Stillstand des Reiches die anderen. Den breitesten Raum nehmen die gegenseitigen Beschuldigungen und Beschimpfungen der Parteien ein, und die Angriffe, die, natürlich aus entgegengesetzten Gründen, gegen die Regierung gerichtet werden. Zufriedenheit mit der Lage äußern, wie übrigens in allen Staaten, nur die Minister, und die können doch eben nicht anders, da man ihnen nicht zumuten darf, ihre eigene Arbeit schlecht zu machen; und weil es unmöglich ist, den Grafen Limburg-Stirum und Herrn Bebel, die Agrarier und den Handelsvertragsverein, den Evangelischen Bund und das Zentrum zugleich zu befriedigen, so ist es die natürlichste Taktik von der Welt, zu sagen, die Beschwerden aller dieser Herren bestünden nur in der Einbildung. In welchem Grade ungemütlich aber die Beziehungen selbst zwischen den Parteien geworden sind, die einander nahestehen, mag nur die eine Tatsache andeuten, daß der „Vorwärts“ wochenlang sich über eine „freisinnige Fälscherbande“ ereifert hat.

Man muß Zeiten wie 1848, 1859, 1870 erlebt haben, um den gewaltigen Unterschied im Ton und Klang der öffentlichen Stimme oder der Symphonie öffentlicher Stimmen ermessen zu können, der zwischen Kriegs- und Friedenszeiten besteht. Gestritten wird auch in jenen, aber nicht genörgelt, gekeift und gewimmert. Nicht gedrückt und gequetscht klingen da die Stimmen, sondern aus tiefer und weiter Brust strömen sie voll heraus. Die kleinen Gegensätze verschwinden bei Revolutionen vor dem einen großen Gegensatz, der in einem Kampf auf Tod und Leben um die Entscheidung ringt, bei einem großen auswärtigen Krieg in der gemeinsamen Begeisterung fürs Vaterland, und in jedem der beiden Fälle fühlen sich die Herzen geschwellt von der frohen Erwartung des großen und schönen Neuen, das nun anbrechen muß. Die beiden Ursachen des Unterschiedes liegen auf der Hand. Die erste, die rein psychologische, ist im vorletzten Satz schon ausgesprochen. Der lebhafte Europäer erträgt nicht lange das Einerlei. Lebt er nicht in einer großen Umwälzung, so schafft er sich kleine und kleinliche Sensationen. Winkt ihm nicht ein großes Ziel, so wird er verdrossen, verbittert, und macht seiner Stimmung in unaufhörlichem Schelten Luft. Wird der Ueberschuß an Tatkraft, den ihm sein Beruf läßt, nicht nach außen abgelenkt, so vergiftet er das Blut des Staatskörpers und äußert sich in widerwärtigem Parteigezänk. Die zweite Ursache entsteht aus der Einwirkung einer materiellen Tatsache auf die so geartete Psyche des Europäers. Wenn lebhafte Menschen in einen engen Raum, zum Beispiel die Mitglieder einer zahlreichen Familie in eine kleine Wohnung, zusammengesperrt sind, so vertragen sie sich nicht miteinander, weil der einem jeden zugemessene Spielraum zu klein ist für seine Energie, und die Miteingesperrten, mögen es auch geliebte Gatten, Eltern, Geschwister sein, als die Beschränkenden zu Feinden werden. In einer dichten und sich stetig mehrenden Bevölkerung tritt heute diese Wirkung um so eher ein, weil die moderne Technik Zeit und Raum aufhebt, jedem Einzelnen außer den Nachbarn auch noch räumlich entfernte Konkurrenten durch Fernwirkung auf den Leib rücken läßt. Freilich ermöglicht die Technik der dichten Bevölkerung das Leben, aber sie macht ihr zugleich auch die Dichtigkeit, den Zustand der Gedrängtheit und Bedrängtheit fühlbarer und drückender. Aus dieser Empfindung ist die Flottenschwärmerei entsprungen. Man kalkuliert: Wir haben einen jährlichen Zuwachs von 800.000 Mäulern, bald werden ihrer eine Million jährlich sein. Wie sollen die gefüttert werden? Oppenheimer freilich erinnert daran, daß ja jedes neue Maul ein Gehirn und zwei Hände mitbringt. Schon richtig. Aber wie und wo sollen diese Hände sich rühren, wenn alle Arbeitsplätze besetzt sind? Mit Siedlungsgenossenschaften in der Heimat will Oppenheimer den Druck heben, die Schranken durchbrechen. Eine vortreffliche Idee, der, wie Hertzkas Freiland, nichts fehlt als ein aussichtsvoller Anfang der Verwirklichung. Einstweilen also, bis man einen solchen zu sehen bekommt, hofft man auf Erweiterung des Exports als die einzige Nahrungsquelle, die dem Bevölkerungszuwachs erschlossen werden könne. Wie die Kriegsschiffe den Absatz fördern sollen, davon gibt man sich so genau nicht Rechenschaft, und wenn den Flottenschwärmern vorgehalten wird, daß sie sich ja durch Schutzzöllnerei die Absatzwege selbst versperren, so antworten sie: Ja warum sollen gerade wir Deutschen mit dem Freihandel den Anfang machen — in einer Zeit, wo man die wohltätige Wirkung des Schutzzolls an der wachsenden industriellen Macht der Vereinigten Staaten erfährt, und wo sich England anschickt, zu seiner alten Handelspolitik zurückzukehren, mit der es erst 1846 gebrochen hat? Das mag nun richtig sein oder falsch — jedenfalls darf man es mit der Logik nicht genau nehmen bei Leuten, die ins Blaue hinein experimentieren, weil sie keinen Rat wissen, und dieses doch, als Politiker, unmöglich eingestehen können. Die Ratlosigkeit ist jedoch unten nicht kleiner als oben. Was nützen den Krimmitschauern ihre sechs Dutzend sozialdemokratischer Reichsboten? Das einzige, was ihnen helfen könnte, wäre ein großes Sterben unter den Webern oder eine große Auswanderung, die sofort den Preis eines jeden Webers und damit seinen Lohn und das Gewicht seiner Ansprüche um hundert, um zweihundert Prozent steigen lassen würde. Ausweichen können ist immer und überall die einzige Möglichkeit gewesen, sozialen Druck zu vermindern. Das hat die Engländer so lange Zeit frisch erhalten, das macht die Yankees heute zum frischesten Volk der Welt. Denn daß Europäer eine noch lange nicht ausgefüllte Fläche guten und auch an Mineralschätzen reichen Bodens zur Verfügung haben, das allein macht Nordamerika zum Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. Weil bei uns solche Möglichkeiten nicht bestehen, scheitern alle Bemühungen, den Kampf zwischen Kapital und Arbeit durch einen ehrlichen und dauerhaften Frieden beizulegen. Sobald die „königstreuen“ und „christlichen“ Gewerkvereine ihre Forderungen mit Nachdruck geltend machen werden, wird sie der Haß der Scharfmacher nicht minder energisch verfolgen, wie er die sozialdemokratischen verfolgt. Die Gerichte, die Polizei und das Militär werden sich nach wie vor als gehorsame Werkzeuge der Unternehmerschaft bewähren, und weder die schöne Ansprache, die der Reichskanzler an die Abgesandten der Frankfurter gehalten hat, noch die darauf folgende „einstündige vertrauliche, sehr wertvolle Aussprache“ wird das geringste an der Lage ändern; der Haß zwischen Unternehmern und Arbeitern wird nur immer giftiger werden.

Die heutige Politik im Deutschen Reiche besteht also der Hauptsache nach aus ödem, häßlichem Gezänk und ewigem Wiederkäuen derselben Phrasen. Nützliche Kleinarbeit wird ja, im Unterschied von Oesterreich, daneben auch noch geleistet, aber die befriedigt politische Gemüter nicht. Es gibt nach dem oben Gesagten nur zwei Wege, auf denen wir aus diesem verdrießlichen aschgrauen Nebel in das helle Sonnenlicht einer großzügigen, energischen, zukunftsfrohen Politik hinaus gelangen könnten: Revolution und Krieg. Beide Wege scheinen versperrt. Daß in den heutigen Kulturstaaten keine Revolution mehr möglich ist, weiß niemand besser als die Revolutionäre von Profession. Wenn die „Post“ und ihre Freunde vor dem Umsturz bange machen, so ist dies nur die bekannte Unternehmertaktik. Daß die moderne Technik den Gesellschaftsbau so fest gefügt und für Umstürzler unangreifbar gemacht hat, ist das behagliche Entzücken aller gesättigten und die Verzweiflung aller hungrigen Existenzen. Und sofern dieser sieghafte Konservatismus den Gesellschaftskörper mit Verfolgung bedroht, muß man sagen, nicht die Revolutionsgefahr, sondern ihre völlige Vernichtung ist das Unglück der Gegenwart. Auch eine unblutige Umwälzung, wie die sich eben jetzt in Frankreich vollziehende, erscheint bei uns ausgeschlossen. Nur romanischer Radikalismus vermag das ganze politische Leben auf eine einzige Frage zu reduzieren und mit dieser das Volk in zwei Parteien zu spalten, deren eine die andere zu besiegen hoffen darf. Der deutsche Geist wird von zu mannigfachen Interessen bewegt, und die deutschen Verhältnisse sind demgemäß zu verwickelt für eine solche einfache Schichtung: es gibt keine Partei, die jemals auch nur kurze Zeit lang die Alleinherrschaft zu behaupten vermöchte, es ist daher auch keine auf dieses Ziel

gerichtete Umwälzung denkbar. Für Oesterreich mit seinen Nationalitäten gilt das in verstärktem Maße. Uebrigens vermöchte keine Revolution den Druck zu heben, den die Bodenknappheit ausübt.

Ein Krieg ist, wie schon bemerkt wurde, sehr unwahrscheinlich, aber doch nicht ganz unmöglich. Ein englischer Staatsmann hat vor ein paar Jahren gesagt, Kriegsgefahr könne heute nur noch an den Punkten entstehen, wo sich die Zivilisation mit der Barbarei berührt; ist die deutsch-russische Grenze nicht ein solcher Punkt oder vielmehr eine solche Linie? Eine Kriegserklärung freilich des einen der drei Kaiserreiche gegen ein anderes oder gegen die beiden anderen ist bei der Gesinnung und Stimmung aller Maßgebenden wirklich undenkbar, aber es gibt doch noch andere Möglichkeiten. Als ich einmal meinen Zukunftstraum in der „Zeit" entwickelt hatte, schrieb mir Friedrich Ratzel: wie in der Geologie, so scheine ihm in der Politik die Zeit der Katastrophen vorüber und die der allmählichen Umbildung eingetreten zu sein. Nun, tektonische Erdbeben kommen doch auch heute noch vor, in der Erdrinde wie in den politischen Gehäusen. Von der europäischen Türkei ist der größte Teil zusammengebrochen, und der gute oder böse Wille der Nachbarn wird den Zusammenbruch des Restes nicht aufhalten. Auch in den Fugen des morschen russischen Kolosses kracht es vernehmlich, und das nervöse Reformpläneschmieden der das unglückliche Land beherrschenden Despoten offenbart ihre Angst. Zusammenbrüche im Osten, Süden und Südosten aber würden den Deutschen zu schaffen geben, neue Stätten des Wirkens erschließen.

Natürlich auch den Oesterreichern beider Reichshälften und aller Nationalitäten, und falls diese Ablenkung nicht zum Abschluß der mancherlei schwebenden Ausgleiche nötigte, würde sie doch gewiß wenigstens eine neue Partition in die Ausgleichsverhandlungen bringen. Schon das aber wäre eine Wohltat, wenigstens für die Zeitungsleser. Wird bei der Reizung eines Nervs eine gewisse Schwelle überschritten, so reagiert der Nerv nicht mehr. Bei einem der scheußlichsten Hexenprozesse soll es vorgekommen sein, daß die Gemarterten auf glühend gemachte, mit Stacheln versehene Eisenplatten gesetzt wurden und darauf eingeschlafen sind. Ist es zu verwundern, daß der Leser bei den Berichten über die Ausgleichsverhandlungen einschläft oder sie lieber gar nicht erst liest? Wünschen wir uns also fürs neue Jahr zur Erlösung von solcher Pein ein nicht zu kleines tektonisches Erdbeben!

Das Elberfelder System.

Von Stadtrat Dr. E. Muensterberg (Berlin).

Im September vorigen Jahres beging man festlich in Elberfeld das Jubiläum der Elberfelder Armenordnung von 1852, die im Laufe der Zeit den Ehrennamen des „Elberfelder Systems" gewonnen hat, nicht als das System der Armenpflege einer einzelnen Stadt, sondern als das System gesunder bürgerlicher Armenpflege überhaupt. Man enthüllte ein Denkmal der helfenden Liebe, dessen Sockel mit den Bildnissen der Männer geschmückt ist, die seinerzeit das Elberfelder System begründet und im Beginn durchgeführt haben und vereinigte sich in festlichen Versammlungen. Die besondere Weihe gab dem Jubiläum der große deutsche Fachverein, der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit, der aus diesem Anlaß in Elberfeld seine Jahresversammlung abhielt. Er vor allem ist es gewesen, der unermüdlich durch Wort und Schrift für die Ausbreitung gesunder Gedanken in der Armenpflege gewirkt und das Elberfelder System in Deutschland und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt zu machen geholfen hat.

Zu dem Jubiläum hatte er eine vom Schreiber dieses verfaßte Festschrift herausgegeben, die das Elberfelder System in seiner historischen Entwicklung und seiner Ausbreitung im In- und Ausland zusammenfassend darstellte. Die Elberfelder Armenverwaltung selbst brachte eine Jubiläumsfestschrift, in der sie die Entstehung, Entwicklung und die Erfolge des Systems mit spezieller Beziehung auf Elberfeld darstellte.

Es ist mit den menschlichen Einrichtungen, die es mit inneren Zuständen, Gemütsempfindungen, wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen zu tun haben, ein eigen Ding. Während die technische Arbeit von Erfindungen und Entdeckungen getragen wird und gerade in unserer Zeit zu den erstaunlichsten Leistungen gelangen durfte, ist bei diesen inneren Dingen von Fortschritt im Sinne neuer Entdeckungen und Erfindungen vielfach nicht nur nicht die Rede, sondern die Menschheit gelangt umgekehrt dazu, sich gerade durch die Technik der geänderten äußeren Verhältnisse auf sich selbst zu besinnen, alten Wahrheiten nachzusinnen und in all dem neuen Getriebe die unveräußerlichen und unveränderlichen Eigenschaften der Menschennatur wieder zu entdecken. Und nur eine dieser Wiederentdeckungen

handelt es sich bei dem Elberfelder System. Wie immer sich auch Armenpflege gestalten mag, die einzelne Hilfeleistung muß dicht an das Individuum herantreten, seinen Eigentümlichkeiten, seinen Bedürfnissen gerecht werden, und nur wenn die Individualität des einzelnen Falles genau bekannt ist, kann in rechter Weise Hilfe gebracht werden. Und erst wenn ein Urteil darüber gewonnen ist, ob und wie dem Bedürftigen zu helfen ist, dann hat der Helfer die Hilfe wiederum in unmittelbarer Beziehung zu dem Bedürftigen zu gewähren; dann soll er dem Bedürftigen als ein Freund und Pfleger zur Seite stehen. Und so ist Armenpflege, richtig verstanden, immer Hilfe von Mensch zu Mensch, und nicht etwa eine der Arten, wie man helfen kann, sondern die einzige Art.

Das Verdienst des Elberfelder Systems ist es, daß es diese in Elberfeld und anderwärts lange vergessene Art der Hilfstätigkeit wieder zu Ehren brachte und durch ein halbes Jahrhundert den Beweis lieferte, daß es ein anderes System nicht geben kann. Wenn wir die Geschichte der Armenpflege zurückverfolgen, so finden wir Ansätze zu ähnlicher Auffassung namentlich in der alten jüdischen Armenpflege, vor allem aber in der an sie anschließenden charitativen Tätigkeit der alten christlichen Gemeinde. Dort wo die Gemeindemitglieder sich brüderlich und schwesterlich nahestehen, wo das Gebot der Liebe noch ganz jung und brennend in den Gemütern wohnt, versteht es sich von selbst, daß der Bruder dem Bruder, die Schwester der Schwester hilft, und daß reich und arm keinen Gegensatz bilden, sondern eine notwendige Ergänzung darstellen. Und so finden wir in der Armenpflege der ersten christlichen Gemeinden Hilfe von Mensch zu Mensch, Hilfe gegenüber dem, der sich selbst nicht helfen kann, Abweisung dessen, der die Hilfsbereitschaft der Gemeindeglieder mißbrauchen will. Diese schlichte und einfache Uebung verliert sich mehr und mehr, je mehr die Gemeinschaft zur Kirche, das heißt zur politischen Macht wird und die Ausbreitung des Christentums den engen und persönlichen Gemeinschaftsverband lockert oder ganz auflöst. Aber immer wieder, wenn sich die in den kirchlichen oder bürgerlichen Gemeinden zusammenwohnenden Menschen darauf besinnen, wie sie dem ihnen nahetretenden Elend steuern sollen, kommen sie teils in bewußtem Anstoß an die alte Ordnung, teils in einer selbstverständlichen und natürlichen Erkenntnis dessen, was not tut, zur Wiederbelebung der Forderung, Hilfe von Mensch zu Mensch zu leisten. So in den Armenordnungen, die in den deutschen Städten nach der Reformation geschaffen wurden (Nürnberg, Augsburg, Braunschweig usw.), so in der philantropischen Epoche am Ende des achtzehnten Jahrhunderts (Hamburg, Lübeck, Kiel und andere). Und die Reformversuche der neuen und neuesten Zeit wissen einen anderen Ausgangspunkt nicht zu nehmen (Hamburg, Köln, Frankfurt u. a. m.).

In der Regel zeigen sich die Mängel darin, daß die Ausgaben für die Armenpflege erheblich gestiegen sind und dennoch die Armut in deutlich wahrnehmbarer Weise gewachsen ist. Es bemächtigt sich der Bevölkerung ein Gefühl der Unruhe und der Unsicherheit, aus dem heraus man zu Reformen gedrängt wird, und eben dann auf jene alten Grundsätze sich zu besinnen beginnt. So auch war es in Elberfeld. Zwar gab es Armenpflege und Armenpfleger. Aber ihre Zahl war der großen Zahl der Bedürftigen gegenüber zu gering, ihre Tätigkeit schematisch und innerlich unbeseelt. So setzt der Begründer der Elberfelder Armenordnung, Daniel von der Heydt, damit ein, die Zahl der Helfenden dem wirklichen Bedürfnis entsprechend zu vermehren, die Helfer unmittelbar an der Tätigkeit zu interessieren und durch zweckmäßige Einteilung des Stadtgebietes in Quartiere und Bezirke die Uebung der Armenpflege sicherzustellen. Jedes Haus wird einem bestimmten Quartier zugeteilt, die Quartiere werden zu Armenbezirken zusammengeschlossen; jedem Quartier steht ein Pfleger, jedem Bezirk ein Vorsteher vor. Die Prüfung des Pflegefalles besorgt der Pfleger, geleitet und überwacht von dem Vorsteher. Die Entscheidung über die Art der Hilfe geht in dringlichen Fällen von Vorstehern und Pflegern aus, in den gewöhnlichen Fällen durch die in der Bezirksversammlung vereinigten Pfleger. Die leitende Stelle der Armenverwaltung überwacht diese Tätigkeit.

So sind zwei große Anforderungen erfüllt, die der Dezentralisation und der Individualisierung, das heißt die Verteilung der Arbeit auf die genügende Zahl von Helfern und die Gewährleistung dafür, daß jeder einzelne Fall der eindringenden und zuverlässigen Prüfung [illegible] ist. Dieses System der Fürsorge ist an sich für alle Arten [illegible] Tätigkeit [illegible], es [illegible] handle sich um öffentliche Armenpflege oder Privatwohltätigkeit. Aber es gewinnt in der öffentlichen Armenpflege für Deutschland ihre besondere Bedeutung dadurch, daß hier die Selbstverwaltung in der bürgerlichen Gemeinde die [illegible] der [illegible] Verwaltung selbst, und die ehrenamtliche [illegible] der Bürger [illegible] Selbstverwaltung vor [illegible]

bildet auch die Armenpflege fast den wichtigsten Zweig der Selbstverwaltung, der die weitaus zahlreichsten ehrenamtlichen Kräfte in Anspruch nimmt. Freilich ist dieses System insofern nicht ohne Anfechtung geblieben, als nicht alle in der ehrenamtlichen Pflege tätigen Elemente diesem Amt die erforderlichen geistigen Fähigkeiten und sittlichen Eigenschaften entgegenbrachten. Ja man kann aus der Geschichte der Armenpflege die Tatsache feststellen, daß das Amt nicht selten zu eigenem Vorteil mißbraucht wurde. Diesen Mißständen kann man natürlich nur durch sorgfältige Auswahl der pflegerischen Persönlichkeiten entgegenwirken, was eine eindringende und liebevolle Arbeit der gesamten Bürgerschaft notwendig macht, wie man sie beispielsweise bei der Reform der Hamburger Armenpflege 1893 beobachten konnte. Dort wurde die Zahl der Pflegeorgane um das Sechsfache vermehrt. Es fanden sich die besten Kräfte aus allen Ständen zusammen, um das neue Werk in Angriff zu nehmen. Dem Mangel einer genügenden Vorbildung entgegenzuwirken, ist freilich außerordentlich schwer. Eine Art theoretischer Unterweisung der Pflegeorgane ist wohl denkbar, aber deswegen schwierig durchführbar, weil die in Betracht kommenden Persönlichkeiten in vielfach angestrengtem Berufsleben stehen und zu eigentlichem Lernen und Studieren wenig Zeit und Lust haben. Hierbei darf nicht vergessen werden, daß meistens solche Persönlichkeiten gewählt zu werden pflegen, die aus praktischer Erfahrung und Kenntnis der örtlichen Verhältnisse doch im großen Ganzen die Zustände der Armut zutreffend beurteilen können. Die Forderung, die ehrenamtliche Tätigkeit durch berufsamtliche zu ersetzen, hat daher bis jetzt keine Zustimmung gefunden. Vielmehr hat gerade der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit sich entschieden gegen diesen Ersatz ausgesprochen, der wahrscheinlich nur dazu führen würde, die freie und weniger an Regeln gebundene Tätigkeit durch eine bureaukratische Schablone zu ersetzen. Denn der Wert des ehrenamtlichen Elements liegt unter anderem auch in dem Vorzug, den freiwillige Arbeit auf dem Gebiete der Armen- und Wohlfahrtspflege an und für sich besitzt. Doch hat man insofern neuerdings in einzelnen Städten einen Schritt in jener Richtung vorwärts gemacht, indem man, wie zum Beispiel in Dortmund, Crefeld, Stuttgart, Freiburg u. a. m. besoldete Beamte anstellte, die gewisse Ermittlungen der Pflegeorgane in bezug auf Arbeits- und Verdienstverhältnisse, Verpflichtung der Angehörigen und dergleichen mehr nachzuprüfen und in vorsichtiger Weise die Ermittlungen der freiwillig tätigen Pflegerschaft zu ergänzen haben.

Wichtiger scheint ein anderer Punkt, der die Zusammensetzung der freiwillig tätigen Pflegerschaft betrifft. Bisher hat der Kern der Pflegerschaft bestanden aus den dem sogenannten kleinen Mittelstand angehörigen Bürgern, Handwerkern, kleineren Kaufleuten, Subalternbeamten, Lehrern usw. Eine Vertretung derjenigen Klassen, die von der Armenpflege insbesondere betroffen werden, fehlt durchweg. Man findet in den Armenpflegerschaften Angehörige der sogenannten arbeitenden Klassen noch gar nicht. Unzweifelhaft stehen diese aber den Verhältnissen besonders nahe und können sie gewiß vielfach zutreffend beurteilen. Ihre bisherige Ausschließung beruht wohl auch nicht auf besonderer Absicht, sondern auf dem Umstande, daß wir uns überhaupt noch nicht gewöhnt haben, die Vertreter des vierten Standes als gleichberechtigte Faktoren in der bürgerlichen Verwaltung anzuerkennen. Nun dringen aber ihre Vertreter mehr und mehr in die Verwaltung der größeren Städte ein, sind vor allem in den zur Ausführung der sozialen Versicherungsgesetzgebung berufenen Verwaltungen tätig, zum Teil sogar mit beherrschender Mehrheit, wobei es denn freilich, wie man weiß, an Vergewaltigung der nichtsozialdemokratischen Teilnehmer auch nicht fehlt. Das dürfte aber nicht abhalten, dem Arbeiterelement im weiteren Sinne einen Anteil an den bürgerlichen Geschäften zu gönnen und sie gerade durch Heranziehung zu tätiger Mitarbeit erkennen zu lehren, in welcher Weise die bürgerliche Armenpflege arbeitet. Eine Bestimmung dieser Art findet sich beispielsweise in dem Entwurf eines belgischen Armengesetzes, in dem die Zuziehung eines Arbeiters zu dem örtlichen Armenpflegschaftsrat geradezu gefordert wird. Eine direkte Anregung hat neuerdings die Armenverwaltung von Frankfurt am Main gegeben, die am 1. Oktober v. J. an sämtliche Mitglieder des Gewerbegerichtes, die Delegierten der Gewerkschaften usw. ein Ausschreiben versendete, in dem sie um Vorschläge für die Wahl von Armenpflegern aus den Kreisen der Arbeiter ersucht. Auf das Schreiben sind zunächst wenige Antworten eingegangen, was wohl damit zusammenhängt, daß der Arbeiter nur die Abendstunden zur Verfügung hat. Möglich ist es aber auch, daß vorläufig noch das Mißtrauen oder die Bequemlichkeit sie von der Beteiligung zurückhält.

(Schluß folgt.)

Der französische Einfluß.

Antworten auf eine durch Otto Julius Bierbaum veranstaltete Umfrage von Karl Woermann, J. V. Widmann, Ferdinand Vetter, Hugo Salus, J. J. David, Emil Schoenaich-Carolath, Heinrich Bulthaupt, Hans Olde, M. A. Stremel, Wilhelm Trübner, Hans Thoma, Peter Behrens, Johannes Schlaf, Arno Holz, Thomas Mann, Karl Jentsch und Franz Blei.

Unter den literarischen Erscheinungen des vergangenen Jahres muß der Umfrage, die der „Mercure de France" über den Einfluß des deutschen Geistes auf den französischen veranstaltet hat, eine hervorragende Stellung zugesprochen werden, vor allem schon darum, weil es kein bedeutungsloses Symptom ist, daß das führende Organ des jungen Frankreich eine solche Frage überhaupt aufwerfen zu sollen glaubte, und dann um des Umstandes willen, daß sich fast das gesammte geistige und künstlerische Frankreich dazu geäußert, und zwar im allgemeinen recht objectiv geäußert hat.

Es mußte verlockend sein, unter den Vertretern deutscher Kunst und deutschen Geistes die entsprechende Umfrage zu veranstalten, wie sie über den Einfluß Frankreichs auf Deutschland im Umkreise ihres Schaffensgebietes dächten, und so wandte ich mich mit der Bitte, sich darüber zu äußern, an eine Reihe hervorragender Dichter, Künstler und Gelehrter deutscher Zunge. Leider unterließ ich es, ausdrücklich hervorzuheben, daß ich ihre Meinung nur über den gegenwärtigen Einfluß Frankreichs erbäte, und dies hatte zur Folge, daß viele erklärten, es sei ihnen ganz unmöglich, in Kürze eine so umfängliche Frage zu beantworten. So antwortete zum Beispiel Karl Woermann, der bekannte Kunstschriftsteller und Director der Dresdener Gemäldegalerie, folgendermaßen:

„Ueber den künstlerischen Einfluß Frankreichs auf Deutschland, der im Mittelalter zwischen 1200 und 1400, in der Neuzeit zwischen 1650 und 1750, dann wieder seit 1850 am stärksten zutage tritt, ließe sich ein mehrbändiges Werk schreiben. In wenigen Zeilen läßt sich die Frage nicht abthun, selbst wenn man nur die Thatsachen zusammenstellen wollte, ohne die Folgerungen daraus zu ziehen oder nur die Folgerungen daraus ziehen wollte, indem man die Thatsachen als bekannt voraussetzte. Da ich gegenwärtig aber beim besten Willen keine Zeit hätte, mehr als einige Zeilen über das unerschöpfliche Thema zu sagen, muß ich zu meinem Bedauern darauf verzichten, Ihren Wunsch zu erfüllen."

Andere wieder glaubten sich deshalb über die Frage vor der Oeffentlichkeit nicht eingehender äußern zu sollen, weil der Einfluß Frankreichs auf Deutschland in geistigen und künstlerischen Dingen zwar an Mächtigkeit und Tiefe stark abgenommen habe, so daß es sich aus diesem Grunde kaum mehr verlohne, von ihm zu reden, aber andererseits immer noch eine beschämende Abhängigkeit von den Franzosen bei sehr vielen geringeren geistigen und künstlerischen Potenzen Deutschlands bestünde, die zwar nicht durch die Qualität, aber durch die Masse Einfluß hätten, umsomehr als noch immer ein gewisser Geschäftsgeist in Deutschland auf die alte Gewöhnung des Deutschen speculire, wenigstens sein Amusement am liebsten von jenseits des Rheines zu beziehen. In diesem Sinne wurde mir unter anderem von einem bekannten Dichter, der aber nicht genannt sein möchte, folgendes geschrieben:

„Es hat wohl keinen nationalen oder internationalen Wert, wenn wir unsere Blöße vor aller Welt aufdecken, zumal da das Schändliche offenbar abnimmt und es nur noch eine Weile braucht, bis es ganz vorüber sein wird. Ich erinnere Dich nur daran, daß wir nicht bloß in Berlin ein paar Theater besitzen, die sich ausschließlich mit dem Verschleiß von Pariser Artikeln befassen, sondern daß selbst einige Hoftheater der Provinz sich nicht schämen, an den Erfolgen dieser Art zu participiren. Schlimmer noch ist vielleicht, daß sogar sehr angesehene Verlagsfirmen, wie die Langen'sche in München, unausgesetzt Bücher von französischen Autoren auf den deutschen Markt werfen, die in Paris zur Boulevard-Literatur gerechnet werden."

Solcher Aeußerungen habe ich mehrere erhalten. Meiner Meinung nach treffen sie das Thema der Frage nicht ganz; denn jene belanglosen Werke der allerleichtesten Gattung französischen Geistes können sich zwar rühmen, in Deutschland noch immer ein großes Publicum zu haben, aber irgendwelchen Einfluß auf den deutschen Geist besitzen sie gewiß nicht.

Wieder andere vertraten in kurzen Zuschriften den Standpunkt, daß eine derartige Umfrage mit Fug nur von französischer Seite aus veranstaltet werden konnte, wo ein Einfluß deutschen Geistes als etwas Neues und Erstaunliches empfunden werden dürfte, während in Deutschland der Einfluß Frankreichs etwas derartig Altgewohntes sei, daß es sich darüber gar nicht zu reden verlohne. Am schärfsten drückte sich in diesem Sinne J. V. Widmann mit der folgenden Parabel aus:

„Die Sonnebewohner warfen einst die Frage auf, ob die Erde irgendwelchen Einfluß auf die Sonne auszuüben vermöge, da dies wirklich sehr fraglich schien, konnte man diese Untersuchung keine unnötige nennen. Als aber die Erdbewohner nun ihrerseits eine Umfrage eröffneten, ob die Sonne........ es wäre unartig, die Antithese hier zu Ende zu führen.“

Am umfassendsten hat sich Prof. Ferdinand Vetter über das Ganze des französischen Einflusses auf das deutsche Geistesleben mit der folgenden Uebersicht geäußert:

„Die deutsche Provinz Frankreich, die sich am Tage von Verdun vom Deutschen Reiche getrennt hat, ist uns seither ein Jahrtausend lang, dank der älteren Cultur ihres Bodens, in Literatur und Kunst immer um mindestens ein halbes Jahrhundert vorausgewesen. Ein halbes Jahrhundert nachdem das französische Rolandslied die Krieger von Hastings begeistert, ward es ins Deutsche übertragen; ein Jahrhundert erst nach dem französischen entstand das deutsche Nationalepos, das erste Nibelungenlied. 1097 brachen die französischen Ritter unter Gottfried von Bouillon zum ersten Kreuzzug auf; 1147 eröffnete Kaiser Kunrat den zweiten. Fünfzig Jahre nachdem der Chor von Notre-Dame zu Paris vollendet worden, begann ein französischer Baumeister die Liebfrauenkirche zu Trier. Frankreich hatte seinen Joinville und seinen Froissart lange ehe Königshofer eine deutsche Chronik zu schreiben begann. So ist Rabelais dem Fischart, so das französische Theater des siebzehnten Jahrhunderts dem deutschen des achtzehnten vorangegangen.

Daneben aber haben beide Völker ihren besonderen Genius gehabt, der jeder zu seiner Zeit in der Weltgeschichte die Führung übernommen hat. Deutschland, das Land der tiefen Innerlichkeit und der consequenten Entwicklung, hat im sechzehnten Jahrhundert die ethische, Frankreich, das Land der schönen Aeußerlichkeit und der raschen Impulse, die sociale Großthat der Weltgeschichte vollbracht; jenes hat die religiöse, dieses die politische Demokratie begründet zur Zeit, da das einemal der kirchliche, das anderemal der staatliche Absolutismus in Europa auf ihrer Höhe standen. Deutschland hat seine Führerrolle mit den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges, Frankreich die seinige mit dem Verlust der Welthegemonie bezahlt, und jedesmal hat von der That des einen Volkes das andere den ungetrübteren Gewinn gehabt.

Noch ist Frankreich das Opfer seiner großen That, der Revolution, in seiner politischen Wandelbarkeit, und in der Schwächung der die Nachkommenschaft erhaltenden Instincte, und Deutschland ist der Haupterbe der französischen Revolutionen in seiner revolutionären Literatur von Heine bis auf Nietzsche, von denen seither auch Frankreich wieder gelernt hat, so daß heute, wo im Gefolge der Revolution auch die Weltherrschaft Frankreichs endgiltig dahingefallen ist, im Geisteskampfe beide Nationen Schulter an Schulter in gleicher Linie einherschreiten. Dazu hat vor allem die literarische Revolution beigetragen, die vor und während der geistigen Revolutionirung Frankreichs in Deutschland vor sich ging, sowie die letzte Renaissance der Antike, worin sie ausmündete. Und was diesen Bewegungen in Deutschland und in der Welt besonderen Nachdruck gab, war die glänzende Reihe großer und guter Menschen, von denen sie getragen waren, und wie sie Frankreich, deren große Männer und Frauen fast alle irgend etwas an sich zum Bedauern lassen, nicht aufzuweisen hat.

Aber auch jetzt noch, da beide Völker geistig auf gleicher Höhe stehen, huldigen sie fortwährend jedes seinem besonderen Genius. Frankreich durch die fortdauernde Beherrschung der äußeren Lebensformen sowie der geistigen Mächte der Bühne und der Gesellschaft; Deutschland durch seine kritische Philosophie und durch die Vorbereitung einer wahreren Gestaltung unseres ganzen Lebens. Beide Völker werden gut thun, eines die besondere Begabung des anderen zu achten und sich von seinem Geistesleben beeinflussen zu lassen, soweit es der eigenen Art gemäß ist. Das Lebensideal Goethe's, die Musik Beethoven's und Arnold Böcklin's gehören ebenso sehr zu den geistigen Grundlagen der heutigen Culturmenschheit als der Natursinn Rousseau's, als das Pariser Theater, als das nationale und humane Pathos Zola's. Wenn Weltbürgerthum, Völkerfriede, Geistesfreiheit, wie sie den deutschen Humanisten und den französischen Revolutionären als Ziel vorgeschwebt haben, zur That werden sollen, so müssen die beiden Völker, als deren Erben, ihr bestes Sein und Können in gemeinsamer Arbeit vereinigen.“

Auch Hugo Salus gibt eine allgemeinere Betrachtung, wenn er schreibt:

„Ihre Umfrage nach dem geistigen und künstlerischen Einfluß Frankreichs auf Deutschland löst Gedanken in mir aus, die schon viele Jahre lang in mir schlummern: ich lebe in Prag und beobachte seit Jahren den Einfluß, den deutsche Kunst und deutsche Cultur etwa auf das Slavenvolk der Czechen ausübt oder ausgeübt hat. Es ist seltsam, daß meine Beobachtungen recht geringe Ergebnisse aufweisen. Es ist ja fraglos, daß die gebildeten, oder besser die sich bildenden Czechen bei ihren Studien eine große Fülle deutscher Bildung, deutschen Wissens und Geistes in sich aufnehmen; denn ihre Cultur ist zu jung, als daß sie schon auf irgendeinem Gebiete der Cultur hätte Eigenes gebaut haben können. Aber auf die czechische Volksseele ist der Einfluß des Deutschthums ein sehr geringer gewesen, sie sind ein Volk für sich geblieben, obgleich sie rings von Deutschen umgeben sind, und wären wohl nicht sonderlich anders, wenn sie statt von deutschen, von französischen Nachbarn eingeschlossen wären. Und ich bin sicher, daß ein deutscher Beobachter in Russisch-Polen oder etwa in Ungarn zu ähnlichen Ergebnissen gelangen wird.

Andererseits scheint es mir ganz fraglos, daß französische Cultur auf deutsche Kunst und deutsches Wissen einen starken Einfluß ausgeübt hat; das mag darauf zurückzuführen sein, daß beide Culturen alte, gediegene Culturen sind, daß der Deutsche ob seiner Anpassungsfähigkeit an fremde Culturen, ob seiner Aufnahmsfähigkeit für fremdländischen Einfluß seit jeher gerühmt ist; und mag daher kommen, daß jahrhundertelang wälsche Sprache und wälsche Sitte bei Hofe das deutsche Wesen verdrängt hatten. Und doch glaube ich, daß der Einfluß im großen und ganzen ein äußerlicher, an der Oberfläche haftender war, daß er aber nie tiefer in die deutsche Volksseele eingedrungen ist, und daß starke und echte deutsche Begabungen nie anders von wälscher Cultur beeinflußt wurden, als in formaler oder gedanklicher Richtung. Ich halte es da mit Hippolyte Taine, der mir aus der Seele spricht, wenn er sagt: „Der Schaffensgeist eines Volkes mag sich immerhin einmal unter einen fremden Einfluß beugen, er richtet sich stets wieder auf, denn jener ist zeitlich und er ist ewig!“

Ins Einzelne geht J. J. David mit folgenden Bemerkungen:

„Eine kurze Zeit ausgenommen, in der ich's pflichtgemäß thun mußte, habe ich mich sehr wenig mit französischer Literatur beschäftigt.

Dennoch scheint mir der Einfluß französischen Geistes auf viele, und nicht unsere Schlechtesten, unleugbar. Besonders hier in Wien, wo eine innere Verwandtschaft die Wirksamkeit der Muster verstärkte.

Wofür sie uns immer vorbildlich sein dürfen, dies ist Klarheit und Sauberkeit der Sprache. Das österreichische Deutsch galt sehr lange nicht eben für säuberlich. Auch die Geschlossenheit ihrer Kunstformen hat immer etwas Zwingendes. Ich finde vielfach in der Lyrik das Vorbild Verlaine's, der Parnassiens, der Ebauchisten: das Streben nach einer heiteren, selbst liederlichen Anmut, die nun einmal ihnen eignet. Maupassant hat vielen Begabten erst die Zunge gelöst, ihnen eine Möglichkeit gegeben, reichen Inhalt im knappen Rahmen zu zwängen; mit den Ueberraschungen des wirklichen Lebens zu arbeiten. Spuren seines Wesens finde ich allenthalben auch im Drama. Und wie groß da der Einfluß des Vlämen Maeterlinck ist, bedarf keiner Ausführung.

Immer noch gefällt das Thesenstück. Immer wieder ersteht der Raisonneur aus seinem Grab. Bald abgethan war Zola, der zu Beginn der realistischen Bewegung als ein so mächtiges Ferment wirkte. Ihm danken wir ein Wichtiges: den Mut zur Trivialität.

Schlagworte aber empfingen wir immer von drüben und deuteten und nützten sie in unserer Weise.“

Emil Schoenaich-Carolath vertritt einen ganz anderen Standpunkt:

„Wir sind, was literarische Streitkräfte anlangt, den Franzosen zur Zeit überlegen. Uns leben bedeutende Dichter, und wir nennen für jeden Stamm, so weit die deutsche Zunge klingt, treffliche Wortführer, getreue Darsteller des Volkslebens unser eigen. Wir besitzen überzeugte und geschickte Dramatiker; wir dürfen uns, nicht zuletzt gesagt, anmutiger, ernster Frauendichtung rühmen. Eins fehlt uns: der große Individualist, der [illegible] der in fast jedem besseren Vers oder [illegible] r Nachgeborn lebt. [illegible]

[illegible]

tungen, wenn man den großen Maßstab, den priesterlichen Ernst der Kunstbegriffe, von denen jene Offenbarung redet, an so manche particularistische Kunstrichtung, an so manches Dichterwerk legt, das innerhalb der jüngsten Jahre unsere Schauspielhäuser gefüllt hat, oder das durch Vermittlung von Lesezirkeln und Leihbibliothek Gemeingut der deutschen Familie geworden ist."

Heinrich Bulthaupt behandelt mit seinen nicht weniger bemerkenswerten Ausführungen weniger die eigentliche Frage selbst, als die der geistigen Wechselbeziehungen zwischen Frankreich und Deutschland überhaupt.

„Es ist gewiß nicht der Zweck Ihrer Umfrage, feststellen zu lassen, daß Frankreich in jeder Beziehung auf das Leben Deutschlands, und nicht nur das geistige, einen fast erdrückenden Einfluß geübt hat; denn unter diesem Einfluß hat unser Volk lange genug schwer gelitten und geseufzt, und von den Zeiten des wackeren Logau bis auf unseren Tag haben die Dichter und Schriftsteller ihrem Kummer und Aerger darüber Luft gemacht. Es kann sich also wohl nur darum handeln, ob Deutschland auch in den letzten Jahrzehnten, nachdem es angefangen hat, sich auf seine Eigenart zu besinnen, von Frankreich immer noch begierig empfängt und was es ihm dagegen zum Tausch gegeben. Daß ein Volk nur dann das Größte hervorbringt, wenn es eigenwüchsig ist und bleibt, bedarf ja keiner Worte mehr; die Geschichte hat es bestätigt, die großen Persönlichkeiten, die Genies, waren immer auch eine Blüte ihres Volksthums, Friedrich der Große und Bismarck so gut wie Shakespeare, Dante und Calderon. Und erst die Ganzgroßen dürfen auch die Hand über den Erdboden recken; sie reißen die Grenzpfähle um wie leichte Blumenstecken, sie werden international, eben weil sie ganz national waren, und solch einen Gewaltigen hat Deutschland jetzt mit der ganzen Welt auch Frankreich gegeben: ich meine Richard Wagner, und ich wüßte nichts zu nennen, was an ähnlicher Bedeutung neuerdings von Frankreich zu uns gekommen wäre und uns in Bande geschlagen hätte. Der Austausch größerer und kleinerer Bildungswerte besteht zwischen beiden großen Nationen darum natürlich immer weiter fort, und es wäre lächerlich und vergeblich, ihm Schranken setzen zu wollen. Man wird also nach wie vor auch in Deutschland Maupassant und Maeterlinck nachahmen, wie man es bisher gethan, aber das sind Unterströmungen, die weder schaden noch nützen und mit deren Dasein man so gut rechnen muß, wie mit einer neuen Kleidermode. Die Hauptsache ist, daß wir uns nicht selbst und ganz wieder an ein fremdes Volk verlieren."

(Fortsetzung folgt.)

Theaterfragen.

Von Karl Heine (Hamburg).

Englische Gelehrte waren es, die zuerst zu der Erkenntnis kamen, daß man die vergleichende Methode der modernen Naturwissenschaft auch auf die historische und philologische Forschung übertragen müsse. Und seit ungefähr einem Menschenalter haben nun auch die Kulturwissenschaften endgültig darauf verzichtet, die Vergangenheit als etwas völlig in sich Abgeschlossenes anzusehen, als ein Object, das man gewissermaßen nur mit dem Fernrohr erkennen und betrachten kann. Auch die Historiker und Philologen leiten nun die Gesetze für Vergangenes vom Gegenwärtigen ab und nützen die sicherere Kenntnis und das feinere Empfinden, mit denen man der lebendigen Gegenwart gegenübersteht, für die tote Vergangenheit aus.

Geschichts- und Sprachwissenschaft im weitesten Sinn genommen, bilden den eigentlichen Nährboden des Theaters, das ja im letzten Grunde nichts anderes ist, als zur Kunst erhobene, durch sie lebendig gemachte Kulturwissenschaft, und so sieht sich denn auch das Theater unter allen Künsten am stärksten in diese neue Strömung hineingezogen. Aber dem Theater wird der neue Weg schwerer als jeder anderen Kunstgattung, weil sein Apparat der allerzusammengesetzteste ist, und weil die Faktoren, die bei der Schauspielkunst zusammenwirken, mit dem stärksten Beharrungsvermögen ausgerüstet sind. Und doch hat es auch in der Theaterwelt begonnen, sich herzhaft zu regen; es ist, wie wenn die Schauspielkunst sich nach allen Seiten hilfeflehend umsähe nach einem Retter, um ihm, wie der Pater Rosmer der Rebekka, zuzurufen: „Ich kann nicht mit einer Leiche auf dem Rücken durchs Leben gehen. Hilf sie mir [illegible]

Manches von der toten Last, die ihm eine rückständige, [illegible] genug als heilige Tradition geleitende Anschauung aufgebürdet hat, ist dem Theater abzuschütteln schon gelungen.

Den ersten Versuch, [illegible], machten die sogenannten Meininger Reformen; [illegible], weil ihr eigentlicher geistiger Urheber Dingelstedt war, wie das die Bühnen von Weimar und Wien bezeugen können. Aber die Meiningerei stand noch auf dem Boden der mehr formalen historisch-philologischen Anschauung, sie färbte das verblaßte Bühnenbild und hauchte ihm ein Scheinleben ein, das aber doch noch vorwiegend antiquarisch blieb. Von der neuaufkommenden, naturwissenschaftlich-psychologischen Anschauung zog die Bühne erst Nutzen, als gleichzeitig mit dem Naturalismus der Sozialismus die Bühne ergriff. Da erst wurde die Schauspielkunst auf den Weg geleitet, der auf den Boden der Gegenwart führt, von dem aus die Vergangenheit wiedererobert werden kann, auf den Boden, der breit und fest genug ist, die Grundmauern des Theaters zu tragen, das uns heute als Ideal vorschwebt.

Solche Uebergangsperioden sind immer Zeiten des heißesten Kampfes; und so ist denn auch jetzt der Kampf nicht nur gegen die Mächte lebendig, die immer die Feinde des Theaters wie der Kunst überhaupt waren, sondern auch gegen die Kunstfreunde im Publikum und auf der Bühne, die als Anhänger alter wissenschaftlicher oder ästhetischer Anschauungen in dem Ringen nach neuen Zielen einen Abfall von der „einzig wahren" Kunst sehen.

In Wahrheit ist wenigstens bei den Führern der neuen Bewegung der bloße Naturalismus ebenso überwunden wie die Meiningerei, es handelt sich jetzt bei dem neuen Ringen um das Gewinnen eines Kunststils, sowohl in bezug auf Form wie auf Inhalt; nicht um das Gewinnen eines einzigen allgemein gültigen Stils, der für alle dramatischen Schöpfungen ausreicht, sondern es handelt sich darum, Stilgefühl zu erwerben und sich die Technik anzueignen, die für die verschiedenen dramatischen Schöpfungen gefundenen Stile auch zur Darstellung bringen zu können.

Ehe man zu einem so schweren und vermutlich langdauernden Kampfe ausrückt, muß man die feindlichen und die eigenen Kräfte mustern.

In einer Reihe fleißiger und kluger Aufsätze hat das Ferdinand Gregori seit längerer Zeit schon getan. Er hat in diesen Aufsätzen zu prüfen gesucht, ob das Ziel des Kampfes wert ist, ob Wege dorthin aufzufinden sind und ob die Mitstreiter die Strapazen eines solchen Feldzuges ertragen können. Nun hat er diese Aufsätze gesammelt*) und gleichsam als ein Feldzeichen aufgepflanzt, um das sich die alten Krieger und neue Hilfstruppen scharen sollen.

Namentlich der erste Aufsatz des Buches ist so eine Art „Aufruf an mein Volk". Aus einer begeisterten Künstlerseele heraus klingt eine „Apologie des Theaters", dessen Beruf es sei: „alle Künste in einer Wirkung zu vereinen". „Die ganze Welt soll auf dem bretternen Gerüste daherschreiten, in künstlerischer Umbildung, als Illusion." Gregori wendet sich in diesem Aufsatz gegen die Betrachtung des Theaters unter dem Gesichtswinkel der Moral wie gegen die Auffassung, daß es sich beim Theater lediglich um ein Unterhaltungsinstitut handle: er will das Theater aufgefaßt wissen als einen Altar, zu dem sich Darsteller und Publikum aus den Anarchien und Dissonanzen des Lebens zur Gesetzmäßigkeit und Einheit der Kunst retten. Zweifellos ist diese Auffassung richtig, aber sie trifft für jede Art Kunst zu und das Theater unterscheidet sich von anderen Kunstäußerungen nur dadurch, daß es bequemer zu genießen ist, als etwa eine Bilder- oder Skulpturenausstellung, weil es weniger Vorbildung beansprucht und den Genießenden durch sein lauteres und aufdringlicheres Wesen leichter aus dem Alltagsleben herausrüttelt. Ins Theater zu gehen, ist meiner Ansicht nach die bequemste Art, Kunst zu genießen. Aber das ist nicht allein der Grund für die offensichtliche Popularität des Theaters, die liegt vielmehr daran, daß es von alters her ein Bestandteil der Volkssitte war, und daß es noch heute lediglich Volkssitte geblieben ist, wenn auch wenigstens das eigentliche Kunsttheater sich mehr und mehr von den niederen Schichten des Volkes abgewendet hat.

Schritt für Schritt ist dieses Abwenden vor sich gegangen; man kann diesen Prozeß sogar an der Entwicklung des äußeren Schauplatzes der Schauspielkunst erkennen, mit der sich Gregoris zweiter Aufsatz „Zur Entwickelung der Kulisse" beschäftigt. Die ersten Schauspiele standen noch in der Mitte ihres Hörerkreises und erst seit Aeschylos beginnt eine Abgrenzung des Bühnenraumes von dem Zuschauerraum. Aber so zögernd drängte man das Volk von der Bühne, daß erst Voltaire die letzten Zuschauer von der Bühne herunterbrachte und damit erst die letzte äußere Verbindung zwischen dem Zuschauerraum und der Bühne zerriß, bis jetzt endlich die Kluft zwischen Publikum und Darstellern endgültig

*) [illegible]

gegraben und wie zwischen feindlichen Heeren mit Stein und Eisen befestigt ist. Wie in einer belagerten Festung wohnt nun die Schauspielkunst: odi profanum vulgus et arceo .... Aber auch aus dem Zuschauerraum ist das Volk vertrieben, denn die hohen Eintrittspreise verwehren der Masse des Volkes den Zutritt zum Theater und treiben es anderen Unterhaltungen zu. So ist das Theater jetzt ein Bestandteil der Volkssitte der Wohlhabenden geworden. Ich untersuche nicht, ob diese Entwicklung sozial nützlich oder schädlich war, ich sage nur, sie hat sich vollzogen und wir müssen nun mit ihr rechnen.

Zweifellos ist die äußere Abschließung des Bühnenraumes der Verstärkung der Illusion zugute gekommen, wie denn überhaupt die Entwicklung der Kulisse nach der Seite der kräftigeren Illusionierung gegangen ist. Ob man darin nicht schon zu weit gegangen ist? Mit Recht macht Gregori darauf aufmerksam, daß jetzt schon ein Mißverhältnis fühlbar wird zwischen den technischen Anstrengungen und den künstlerischen Wirkungen; und wenn man aus der Theatergeschichte gelernt hat, daß immer in den Zeiten die Schauspielkunst zurückging, in denen auf die äußere Pracht der Darstellung ganz besonderer Wert gelegt wurde, so hört man jetzt gern die Mahnung Gregoris: „Um Stimmung hervorzurufen, bedarf es mehr der wohlgestimmten Rede und des wohlbedachten Spieles, als des wirklichen Sandes, der sich im Boden „kräuselt".

Es ist ja nicht möglich, eine praktische Anleitung zu geben, wie weit die Ausstattung gehen darf und muß; das festzustellen wird immer dem Geschmack des Regisseurs überlassen bleiben, nur das kann man wohl als Regel aufstellen, daß die Szenerie so beschaffen sein soll, daß sie die Illusion niemals stört. Solche Störungen kommen aber viel eher bei einem Zuviel vor, als bei einem Zuwenig, weil ja alles dabei auf die konsequente Durchführung des Angestrebten ankommt. Ist bei der Ausstattung der Naturalismus bis nahezu zur äußersten Grenze getrieben, so stört diese letzte kleinste Differenz viel mehr, als bei bloßer Andeutung der Naturtreue. Wenn bei der Darstellung eines Schneefalles die Schauspieler mit beschneiten Kleidern auftreten und in der warmen Stube der Schnee nicht schmilzt, so ist das störender, als wenn die Darsteller unbeschneit in die Stube treten. Das Publikum hat eine viel willigere Phantasie, als man gemeinhin annimmt, man muß es nur verstehen, sie zu wecken. Welch einen Grad von Virtuosität im Gebrauch der Phantasie verrät allein der Zuschauer schon dadurch, daß er sich im Theater durch den fortgesetzten Anblick der vor und neben ihm Sitzenden nicht stören läßt!

Im letzten Sinne fließt alle Illusion doch nur aus der Darstellung der Lebenden und aus der Konsequenz, mit der beim Spiel die Stileinheit festgehalten wird.

Den Stil festzustellen und für alle Faktoren der Darstellung festzuhalten, das ist Sache des Regisseurs, des Spielleiters.

Fast seit einem Vierteljahrhundert ist das Amt des Spielleiters in seiner ganzen Bedeutung erkannt worden. Seitdem wird viel darüber geschrieben. Auch Gregori sucht sich in einer großen Zahl seiner Aufsätze immer wieder mit dem Regisseur auseinanderzusetzen, sein Verhältnis zu dem Theaterleiter, zu den Darstellern, zum Publikum festzustellen und die Qualitäten zu erörtern, die ein Regisseur haben soll. Kürzlich hat Hagemann unter dem Titel „Regie" dieselben Fragen zu beantworten gesucht und soeben hat André Antoine in dieser Sache das Wort ergriffen.

Ich stimme zunächst Antoine darin bei, daß der Direktor und der Regisseur am besten zwei verschiedene Personen sind. Direktion führen, sagt er, ist ein Beruf, Inszenieren oder Regie führen eine Kunst. In einer Zeit, als der Theaterbetrieb noch um vieles einfacher war als heute, mochte Laubes Forderung noch zu Recht bestehen, daß der Direktor sein eigener Oberregisseur sein solle. Heute würde ein einzelner solcher Doppellast erliegen. Die finanziellen Verhältnisse des Theaterbetriebes sind durch die Theaterfreiheit und die damit verbundene Konkurrenz unendlich schwierig geworden; durch die von der Bühnengenossenschaft und die allgemeine soziale Strömung getragene bürgerliche Emanzipation der Schauspieler ist auch die allgemeine Leitung des Theaters, besonders die Disziplinierung des gewaltigen Personals erschwert. Die Fragen des Etats in bezug auf Ausstattung, Gagen, Repertoirewahl [illegible] Engagements fordern allein eine volle [illegible] kraft und Routine. Am besten wird sich für diese [illegible] wortungsreiche Stellung ein Schauspieler mit [illegible] und kaufmännischem Talent eignen, da bei ihm [illegible] Routine zu finden sein wird, die neben dem Talent der Ordnungsliebe und Sparsamkeit unumgänglich [illegible] den erforderlich ist, der über Theaterleute zu berichten hat. Er hat dann die nötigen Qualitäten, um auch in den nicht kaufmännischen Angelegenheiten, wie Engagements-, Besetzungs- und Ausstattungsfragen das entscheidende Wort zu sprechen. Der Regisseur hingegen soll nur Künstler sein, denn er ist der Statthalter des Dichters.

Im Gegensatz zu Gregori bin ich nicht der Meinung, daß der Regisseur aus dem Schauspielerberuf kommen muß, weil da zu leicht der Bock zum Gärtner gesetzt ist, indem Routine und Schablone, zu denen schon die Darsteller neigen, auch vom Spielleiter sanktioniert wird. Vor allem muß der Regisseur eine Persönlichkeit besitzen, eine künstlerische Persönlichkeit, die, vom Theaterschlendrian unbeirrt, sich auf das künstlerische Niveau des Dichters zu schwingen vermag. Er muß die volle Kenntnis des schauspielerischen und theatertechnischen Betriebes haben, aber er braucht nicht das schauspielerische und theatertechnische Können zu besitzen. Er muß wissen, wie eine Kulisse gesetzt wird, aber er braucht sie nicht selbst setzen zu können, er muß wissen, wie und wo das elektrische Licht zu regulieren ist, er braucht aber nicht den Apparat selbst bedienen zu können, er muß wissen und es andeutungsweise vormachen können, wie ein schauspielerischer Effekt hervorgebracht wird, ohne daß er deshalb selbst die Rolle spielen zu können braucht. Kurz er muß eine Künstlernatur sein, die das gesamte künstlerische und technische Bühnenwesen geistig, nicht aber, die es physisch beherrscht. Ob er nun von der Literatur oder von der Malerei oder Bildhauerei herkommt, ist gleichgültig, das Wesentliche ist, daß er über ein hohes Quantum künstlerischer Rezeption, tatsächlichen Wissens, plastischer Anschauung und über ein gewisses Lehrtalent verfügt.

Solch einen Regisseur braucht man nicht im Wolkenreich der Idealmenschen zu suchen, derartige Persönlichkeiten gibt es mehr als man glaubt, meist fehlt ihnen nichts als die Gelegenheit, sich auszubilden und damit den schädlichen Dilettantismus abzustreifen, der sie in den Augen der Theaterleute lächerlich macht.

Sehen wir nun einmal solch einem Spielleiter bei der Arbeit zu. Zunächst übergibt der Direktor das Stück dem Regisseur zur Inszenierung. Damit ist der Beginn eines Kampfes signalisiert, den der Spielleiter auszufechten hat. Denn nachdem er das Buch gründlich studiert hat, tritt er mit seinen Forderungen an den Direktor heran. Da ist zunächst die Besetzung der Rollen. Aus betriebstechnischen Gründen ist oft der Darsteller, den sich der Regisseur für die betreffende Rolle gedacht hat, nicht zu verwenden, und dem Direktor steht natürlich darüber die Entscheidung zu. Da ist ferner die Ausstattung, die vor dem geistigen Auge des Regisseurs sich aufgebaut hat, aus finanziellen Gründen oder wegen Mangels an Zeit nicht zu beschaffen, und endlich findet der Spielleiter die Zahl der angesetzten Proben zu gering.

Ist dann der Kampf mit den — ich nehme an, berechtigten — Erwägungen und finanziellen Berechnungen des Theaterleiters beendet, indem jeder von beiden etwas von seiner Position aufgegeben hat, dann soll der Regisseur das alleinige Kommando haben. Es soll aber kein Pascha-Kommando sein, denn der Spielleiter herrscht nicht über Sklaven, sondern über empfindliche, oft recht empfindliche Individualitäten. Eine der größten und schönsten Aufgaben für ihn ist es nun, die Differenz, die jedesmal zwischen der Rolle, wie der Dichter sie sich gedacht hat, und der Individualität des Darstellers vorhanden ist, so auszugleichen, daß keine der beiden Parteien zu kurz kommt.

Nachdem dann auf der Leseprobe und den Arrangierproben der Stil des ganzen Werkes und die Aufgabe des einzelnen Darstellers genau festgesetzt ist, beginnen die Proben, in denen der Schauspieler, des Dichterwortes und der Auffassung des Charakters mächtig, unmerklich dazu gebracht werden muß, sich dem Sinne der Dichtung unterzuordnen und sich zum Ganzen zu fügen, bis endlich der ganze Bau der Dichtung durch Nuancen belebt, aber nicht verdeckt, in seiner Linienführung klar zutage tritt, getragen durch Reden, Bewegungen, Gruppierungen, Mimik, durch Beleuchtung, Kostüme und Dekorationen.

Viel Aufopferung und Selbstverleugnung wird da vom einzelnen verlangt, der hinter dem Ganzen zurücktreten soll und nur ein Regisseur vermag diese Arbeit zu bewältigen, der die Dichtung auch als ein Ganzes zu erfassen vermag [illegible] die Darsteller nicht durch die Autorität [illegible] durch die Autorität seiner Persönlichkeit [illegible] zu leiten und zu überzeugen vermag. Aber wenn [illegible] während der Proben [illegible] verlangt, so soll er doch [illegible] [illegible] als dann [illegible] Macht [illegible] der Probenleiter [illegible] er durch bloße [illegible] Vorstellung beachtet sein will.

Erschwert wird gerade in unserer Zeit diese gepriesene Einheitlichkeit durch die Verschiedenheit der Schauspielergenerationen. Da sollen nebeneinander Darsteller wirken, die aus der Schule der Deklamation der älteren Zeit, aus der Schule des malerisch Schönen der Meininger, aus der Schule des psychologisch Wahren des Naturalismus und aus der Schule der Dekadenz oder des Mystischen stammen!

Aber immer stärker wird die Hoffnung, daß auch wir zu einem Kunststil gelangen, der eine gleichmäßigere Ausbildung der Schauspieler verspricht. Auf der Theaterjugend beruht unsere Hoffnung und auf dem regen Anteil, der von überallher dem Theater entgegengebracht wird, ein Anteil, den Bücher wie das Gregorische zu wecken und zu fördern geeignet sind.

Dann brauchen wir auch nicht zu so verzweifelten Auskünften zu greifen, wie Gregori sie in seinen Jahresspielen vorschlägt; solche Veranstaltungen dienen doch mehr dem Virtuosentum als der Ausbildung der Schauspielkunst, die in der Dichtigkeit des Ensembles ihr Ziel und im unablässigen Ringen nach Vollendung der Gesamtleistungen ihre Ehre sieht.

Reinliche Scheidung.

Eine Berichtigung von **Richard Dehmel** (Blankenese).

Johannes Schlaf hat in Nr. 479 der „Zeit“ das Kinderbuch „Rumpumpel“ von Paula Dehmel und Karl Hofer empfohlen — und in der Tat können diese entzückenden Gedichte und die übermütigen Bilder gar nicht genug empfohlen werden — aber seltsamerweise hat er geglaubt, die Dichterin auf Kosten ihres „ehemaligen Gatten“, d. h. meiner Wenigkeit, rühmen zu müssen. Danach hat es den Anschein, als sei ich früher beflissen gewesen, mich mit den Federn meiner Gattin zu schmücken. Um diese für beide Teile gleich despektierliche Legende nicht aufkommen zu lassen, will ich hier wenigstens die gröbsten Irrtümer in den zart mit der Wahrheit spielenden Enthüllungen meines „guten Freundes“ — so nennt sich Schlaf in dem Artikel — berichtigen.

Er behauptet: „Einige herrliche Gedichtchen in ‚Weib und Welt‘, die besten der in dieser Sammlung enthaltenen Kindergedichtchen, sind nicht von ihm (d. h. von mir) — sondern Frau Paula hat sie ihm überlassen.“ Das ist unrichtig von A bis Z. In „Weib und Welt“ sind sechs Kinderdichtungen enthalten, fünf Gedichte und ein Märchen, und darunter befindet sich e i n e i n z i g e s Gedicht, das z u m T e i l von Paula Dehmel stammt. Es ist das „Maiwunder“, von dessen dreiundzwanzig Zeilen anderthalb Zeilen des Anfangs und neun des Schlusses ihr angehören; mit diesen Bruchstücken wußte die Dichterin damals nichts anzufangen, und so gab ich ihnen die volle Gestalt.

Es ist ferner unrichtig, wenn Schlaf erzählt: „Frau Paula überreichte mir eines schönen Tages ein Büchlein Kindergedichte — es kam später unter dem Titel „Fitzebutze“ heraus — das ich illustrieren sollte.“ Nicht Frau Paula überreichte es ihm, sondern ich, Richard Dehmel: denn die ganze Idee des Buches stammte von m i r, insbesondere auch das Hampelmannspiel, das dem Buch seinen Titel gab, und zwar s c h o n d a m a l s, nicht erst „später“. Freilich enthielt es auch Gedichte von Paula Dehmel, und ich selber hatte das durch folgenden Scherzreim hervorgehoben:

> Für Kinder ist dies Buch erdacht,
> Tante Paula hat die Verse gemacht,
> Die Bilder Onkel Johannes,
> Im Dienst des Weihnachtsmannes —

aber diese Gedichte waren noch so anfängerhaft, daß die meisten (acht von elf) später von der Dichterin selbst verworfen wurden, und die poetische Eigenart des Buches war nur durch meine Fitzebutze-Verse, mein „Känzchenspiel“, mein damals noch darin enthaltenes Weihnachtsspiel „Knecht Ruprecht und die Christfee“ und durch mein sonstiges Zutun geprägt. Daher denn auch der leise Anklang in der Idee des später von Kreidolf gezeichneten Titelbildes an das damals von Schlaf entworfene und in der Figur der kleinen Tetta. Denn einzig in bezug auf dies beides hat es ein Spürchen Berechtigung, wenn Schlaf von seinem illustrativen Entwurf behauptet: „Er war ungefähr in der Weise gedacht und grundiert, wie ihn Kreidolf nachher mit so viel Glück und prächtigem Können ausgeführt hat“ — (vor drei Jahren übrigens hat Schlaf dies „prächtige Können“ in dieser Zeitschrift noch recht bedenklich bemängelt). Kreidolf hat Schlafs Entwürfe nie zu Gesicht bekommen, und seine Bilder haben mit den Schlafschen nicht die geringste zeichnerische Aehnlichkeit, weder in den Motiven noch in der Technik noch im kunstgeschichtlichen Stil; lediglich die Titelfigur, der gönnerhaft dreinschauende Hampelmann, neben dem Tanzspiel der kleinen Tetta weist eine entfernte Verwandtschaft auf, aber eine s e h r entfernte — Schlafs Fitzebutze zum Beispiel, ist fett und halb nackend, Kreidolfs mager und ganz bekleidet — eben nur die Verwandtschaft der p o e t i s c h e n Idee, und die erlaubte ich mir, b e i d e n zu „überreichen“.

In der von Schlaf illustrierten Fassung fand das Buch jahrelang, trotzdem ich es von Verlag zu Verlag wandern ließ, keine Unterkunft; nicht etwa weil die Illustrationen gar so „unzureichend“ waren, auch nicht weil die Poesie noch mangelhaft war, sondern die Zeit war noch nicht reif für Kinderbücher rein kindlicher Tendenz. Deshalb, und um für diese Tendenz ein bißchen Propaganda zu machen, nahm ich die besten Stücke des Buches — und das waren eben d a m a l s meine vorhin genannten drei Spieldichtungen — zwei Jahre später in meine Gedichtsammlung „Lebensblätter“ auf und fügte noch ein reiferes inzwischen entstandenes, von Paula Dehmel entworfenes, von mir überarbeitetes Gedicht „Freund Husch“ hinzu, ferner den ebenso entstandenen Sinnspruch „Tatsache“ und einen kleinen Vierzeiler „Schnipsel, Schnipsel, Scherchen“, den die Dichterin völlig selbständig abgefaßt hatte. Sie selbst wünschte damals die anonyme Aufnahme in mein Buch, weil sie noch gar nicht daran dachte, jemals ein eigenes Buch zu veröffentlichen. Erst später erstarkte ihre Begabung immer mehr, und bekanntlich habe ich dann — als nämlich der Inselverlag (nicht Schuster & Loeffler, wie Schlaf fälschlich sagt) auf mein Betreiben die Zeit für gekommen hielt, ein kleines Kapital an die neue Kinderkunst zu wagen — das gegen früher völlig veränderte Fitzebutze-Werk unter i h r e m u n d m e i n e m Namen (Paula und Richard Dehmel) herausgegeben. Die einzelnen Gedichte des Werkes nach der Verfasserschaft zu scheiden, war und ist bei der Mehrzahl einfach unmöglich, weil der Text eben durch gemeinsame Arbeit im engsten dichterischen Verkehr bei fortgesetzter Verbesserung der künstlerischen Ausdrucksmittel entstanden ist. Von den fünfundzwanzig Gedichten könnte ich meinesteils nur sieben als mein ganz ausschließliches geistiges Eigentum reklamieren, die Dichterin nur fünf oder sechs, darunter die köstliche „Kinderküche“, sozusagen ihr Meisterstück, durch das sie sich technisch von mir emanzipierte. Die anderen zwölf oder dreizehn sind entweder durch ähnliche gegenseitige Ergänzung der poetischen Ideen entstanden wie das erwähnte „Maiwunder“, oder ich mußte mit meinem geübteren Formgefühl den Einfällen der Dichterin erst die letzte verbale oder rhythmische oder kompositionelle Fassung geben. Im übrigen ist Frau Paula Dehmel mit ihrem „ehemaligen Gatten“ noch heute im besten Einvernehmen über dies schwierige Rechenexempel, an dem sich unsere „guten Freunde“ so sehr die guten Köpfe zerbrechen.

Hiernach wird jeder von selbst ermessen können, was ich „von ihr gelernt“ habe und sie vielleicht von mir. Ihre eigentümliche Art des Kindergedichtes konnte ich ebensowenig erlernen, wie sie oder sonstwer die meine; aber meine dichterische Eigenart war schon entwickelt, als sie die ihre erst entdeckte und allmählich sprachkünstlerisch ausbilden lernte. Seitdem ist sie zu der Vollendung gediehen, die jetzt aus den Rumpumpel-Gedichten ersichtlich ist; ich halte diese für so unübertrefflich in ihrer Art, daß ich auch nicht von fern daran denken würde, etwas Aehnliches zu versuchen, und es scheint mir eine müßige Doktorfrage, ob sie sich alle die Kunstgriffe, die leider zu jeder Kunstausübung, auch der ursprünglichsten nötig sind, „unmittelbar“ von den alten Volksdichtern und neueren Vorfahren angeeignet hat oder zum Teil durch meine Vermittlung. Um derlei wahrhaft entscheiden zu können, muß man mehr künstlerische Einsicht und mehr geschichtliche Umsicht haben, als einer allein zu haben pflegt.

Johannes Schlaf hat, wie es scheint, diese Einsicht und Umsicht in keiner Hinsicht. Sonst würde er's nicht fertig bringen, zu guter Letzt noch — „aus wer weiß was für einem Einfall“ — zwei so verschieden geartete Künstler wie E. R. Weiß und Karl Hofer für eine und dieselbe Persönlichkeit auszugeben. Zufällig bin ich selbst es gewesen, der Paula Dehmel auf Karl Hofer aufmerksam gemacht und den Schaffsteinschen Verlag bestimmt hat, diesem Maler die Ausschmückung der Rumpumpel-Verse anzutragen. Zwar ist E. R. Weiß befreundet mit ihm, aber weder „verbirgt er sich hinter ihm“ noch sind „diese Kinderbildchen sein neuestes Genre“: ich gebe im nächsten Frühjahr ein Sammelbuch „Der Buntscheck“ heraus, das von b e i d e n Künstlern Kinderbilder der mannigfachsten Art enthält, und die Kunstverständigen werden dann sehen, ob man die beiden auch nur von weitem irgendworin verwechseln kann.

Wie Schlaf dazu gekommen ist, all diese Unrichtigkeiten in die Welt zu setzen, verstehe ich um so weniger, als er nur ein paar Häuser weit hätte zu gehen brauchen, um sich richtig zu informieren: er findet doch sonst den Weg zu Frau Paula. Jedenfalls dürfte ein Schriftsteller von solcher Leichtfertigkeit schwerlich berufen sein, andere Leute zur „Aufrichtigkeit des [illegible] zu ermahnen. Für mich ist die Sache hiermit erledigt, und die [illegible] desgleichen.

Mein Haus.

Von Fernand Khnopff (Brüssel).

Als ich neulich die freundliche Aufforderung erhielt, der Wochenschrift „Die Zeit" eine Schilderung meines Hauses zu geben, da zögerte ich, wie ich gestehen will, ein wenig, darauf einzugehen, denn es ist immer eine mißliche Sache, von sich selbst zu sprechen, und nun gar zu schreiben. Aber ich rief mir ein Wort Walter Cranes in Erinnerung: „Die Idee, daß ein bildender Künstler es unternimmt, eine Erläuterung zu seinem eigenen Werk zu schreiben, wird seltsam erscheinen; indessen kann man es zugeben, wenn diese Arbeit sich auf das beschränkt, was man die Naturgeschichte dieses Werkes nennen kann, also auf die Quellen, die Einflüsse, das Ziel und das Ideal."

Schließlich muß ich auch noch hinzufügen, daß ich unklug genug gewesen war, dem Herrn, der mich aufforderte, oft von den reizenden Erinnerungen zu erzählen, die mir von meinen Besuchen in Wien verblieben sind, und er hat in ganz hinterlistiger Weise diese meine Vorliebe benützt, um mich zu bestimmen.

Ich werde mich damit begnügen, zwei Notizen des Brüsseler „Petit Bleu" und des „Echo de Paris" anzuführen und sie zu ergänzen, zu erläutern und zu berichtigen.

Vor einigen Monaten brachte der „Petit Bleu" ein Feuilleton: „Die Sezessionskirche." Dort hieß es: „Am Rande des Bois, an der Ecke der Avenue Jeanne und der Avenue des Courses erhebt sich ganz weiß, umgeben von grünem Laubwerk das Haus von Fernand Khnopff. Es ist rätselhaft und kalt, mit den sein Monogramm tragenden, goldig vergitterten runden Luken, seinen schwarzen Türen, seinen stummen Fenstern und seiner in goldenen Buchstaben schimmernden Inschrift: „Vergangenheit — Zukunft", — das sonderbare Motto eines Idealisten, der ohne Zweifel am liebsten die Gegenwart nicht kennen möchte. Die finsteren Mauern gebieten in starrer Vollendung Stille und Sammlung, und nur die schönen Rosen des Gartens bringen ein wenig Phantasie in dieses bewußte Hinzielen auf eine hieratische Schönheit. An einen Tempel fühlt man sich erinnert, an das Grab und sogar an das Gefängnis, an das Gefängnis eines Traumes nämlich. Die spitzfindige Schönheit von Khnopffs Gemälden hat nicht aufgehört, in den Ausstellungen das Publikum in Erstaunen zu setzen, und man begreift deshalb, daß die Vorübergehenden sich in ähnlicher Weise über die Schönheit dieses Wohngebäudes verwundern, das wirklich wie ein „Khnopff in Stein" aussieht. Was ist das? fragen sich die Passanten. Eine Kirche? Der Tempel irgendeiner seltenen und feinen Religion? Das Museum eines Dilettanten? Ein Straßenjunge fand neulich die richtige Definition. Als eine Gruppe von Spaziergängern, sich verwundernd, stehen blieb, rief er aus: Ich weiß, was das ist, das ist die Sezessionskirche!""

So sieht es von außen aus. Und nun das Innere, in das man schwer hereinkommt, wie ich versichern kann. Auf eine amüsante Weise wurde es in dem „rollenden Trottoir" des „Echo de Paris" beschrieben. Aber diese Schilderung war eine indirekte. „Die Mehrzahl der Freunde Ernest Chaussons war nach Brüssel gereist, um der ersten Aufführung des „König Arthur" beizuwohnen. Unter ihnen befanden sich Besnard und seine Frau, der Maler Lerolle, Maurice Denis, Odilon Redon und andere Maler. Noch immer gilt das Wort Théophile Gautiers: „Nur sie lieben die Musik." Ein Maler (ich lasse hier eine gar zu schmeichelhafte Bezeichnung weg. Der Verfasser) — Fernand Khnopff hat die Kostüme zu „König Arthur" gezeichnet. O, das Interieur von Khnopff, seine Vorhalle mit den weißen Fliesen und weißen Mauern, sein weißer Speisesaal mit dem Tisch für zwei Personen und dem Ruhesessel mit einem Sitz! Khnopffs Atelier, noch staunenerweckender als alles übrige in seiner Mondenblässe, das Atelier, dessen Diele durch einen großen goldenen Kreis veredelt wird, in den der Künstler das Bild hineinstellt, dem er Ehre erweisen will!"

Die Beschreibung des Aeußeren war von jemand gemacht, der oft bei mir vorüberkommt, die des Innern stammt aus den unvollständigen Eindrücken eines kurzen Besuches.

Ich will hier nichts von den Einzelheiten des Baues und der Ausschmückung erzählen, ich weiß, daß eine deutsche Kunstzeitschrift die Absicht hat, eine reich illustrierte Beschreibung zu bringen, und wen es interessiert, den verweise [illegible] will hier nur sozusagen von dem moralischen [illegible] Wohnung sprechen.

Nun also, von vorne [illegible] einladend wie möglich, [illegible] in hochmütiger Haltung [illegible] dem funkelnden Email die [illegible] schrift „Soi" lesen. Sie befindet [illegible] Wand, und man wird sie noch [illegible] sehen.

Die Halle aus weißem Marmor und weißem Stuck ist durch mattblauseidene Portieren dreigeteilt. In einer Nische des ersten Teils befindet sich der wundervolle, vornübergeneigte Kopf der antiken Psyche. In dem zweiten sieht man einige weiß und hellgolden gerahmte Zeichnungen, in einer etwas tieferen Nische ein blaues Kelchglas aus venetianischem Kristall auf einem blauen Säulchen vor einem blaugoldenen japanischen Gewebe. Endlich in dem dritten Abteil befindet sich ganz allein in einem schwarzen Rahmen, den die goldene österreichische Kaiserkrone ziert, eine Wiederholung meines Bildes der Kaiserin Elisabeth, die Originalzeichnung ist in der Wiener Hofburg.

Der Speisesaal ist aus weißem Marmor. Im Hintergrund, vor einem blau- und goldgegossenen Glasfenster habe ich eine weiße Statuette der Hoffnung mit goldenem Strahlenglanz aufgestellt.

Eine Treppe aus weißem Marmor führt ins Atelier hinauf längs eines ebenfalls aus weißem Marmor gefertigten Bassins, das in einem auch aus weißem Marmor zusammengesetzten Mosaik steht. Dieses schmücken drei große goldene Kreise.

Gegenüber dem Eingang erblickt man eine Art Altar und auf ihm eine von mir entworfene Umgestaltung des antiken „Kopfes mit einem Flügel" — Hypnos — aus dem Britischen Museum. Die Augen sind aus Schmelzglas, und eine innen befindliche Nachtlampe läßt sie in der Dunkelheit leuchten. An den drei Stockwerken dieses Altars sind die Buchstaben angebracht, aus denen sich die Inschrift: „ON NE A QUE SOI" zusammensetzt. Nur dieses letzte Wort ist vergoldet auf einem Plättchen aus blauem Lasierglas.

Ich unterlasse es, den Anblick der verschiedenen Atelierecken zu schildern oder all die Gegenstände und die Namen meiner Werke aufzuführen, die dort ihren endgültigen Platz gefunden haben. Nur eine sehr schöne Vase aus altem Glas will ich erwähnen, die ich einmal bei Bakalowitz gekauft habe, und meine Studien zu dem Bild: „Liebkosungen", das ich eines Abends zu meiner großen Freude in einem der prachtvollsten Paläste der Alleegasse wiederfand.

In den ersten Stock steigt man auf einer bogenförmigen Treppe aus weißem Stuck, und durch eine vergoldete Metalltür tritt man in ein Ruhezimmer, auch dieses Blau und Gold. Durch eine breite Glasöffnung, die durchsichtige gestickte Vorhänge verschleiern, kann man von hier aus ins Atelier blicken.

Lang herunterhängende Vorhänge verhüllen übrigens alle Fenster in diesem „Gefängnis eines Traumes", wie man so treffend diese Wohnung des Schweigens und der Einsamkeit genannt hat. So oft wie möglich hoffe ich, mich hier mit dem Eindruck zu erfüllen, anderswo zu sein, diesem so süßen, aber auch so entsetzlichen schwindelweckenden Gefühl des „any where out of the world".

Bücher.

Dr. Benno Diederich: „Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik und ihrer Literatur." Leipzig 1903, Verlag von Schmidt und Spring.

Schon das erste Durchblättern dieses Buches belehrt, daß es rein ästhetischen, nicht etwa okkultistischen Charakters ist. Der Verfasser bekennt selbst, daß er bereits als Kind „Gespenstergeschichten" für sein Leben gern gehört, sich diese [illegible] dauernd bewahrt und neuerdings, satt der „literarischen Menomanie für Liebesverhältnisse", mit einem Kreis lesewütiger Freunde sich wieder ganz dem reizvolleren Kult der Geistergeschichten zugewandt habe. Aus alten und neuen Literaturen suchte er für dieses [illegible] die „besten", das heißt gruselkräftigsten Erzeugnisse zusammen und wurde sich bei der Auslese auch theoretisch darüber klar, „worin eigentlich Vorzüge und Wert einer Gespenstergeschichte beruhen," und welcher „Kunstgriffe" sich die Gespensterdichter zu ihren Wirkungen bedienten; der Erfolg eines bezüglichen Vortrags, den der Verfasser in der Hamburger Literarischen Gesellschaft hielt, brachte dann seinen Entschluß zur Reife, die Ergebnisse seiner Untersuchungen in der vorliegenden Veröffentlichung umfassender darzustellen und weiteren Kreisen zu [illegible] Buch gibt zunächst einen Ueberblick über [illegible] der die Geistergeschichten der Bibel, [illegible] alter und der sonstigen asiatischen [illegible] Semiten und aller übrigen Kultur[illegible] [illegible]

seine Rechnung, welches das innere Verhältnis der Spukpoeten zu ihrem Stoffe und die von den Anhängern der „Aufklärung“ beliebten „natürlichen“ Lösungen beleuchtet. Die weiteren Abschnitte des Buches untersuchen die bestimmten künstlerischen Gesetze und technischen Regeln der Gespensterdichtkunst und die Verwertung des Spuks im Drama, im Roman, in der Novelle und lyrischen Poesie, unter Einfügung verschiedenster deutscher und ausländischer Literaturproben. Was die letzteren anlangt, so hätte der Verfasser für seinen rein ästhetischen Zweck folgerichtigerweise nur Belege aus der Belletristik anführen dürfen, Geistergeschichten, die sich als Kunstwerke geben; er bringt aber daneben auch Referate und Dokumente der okkultistischen Forschung und verwirrt damit nur, statt ästhetische Gesetze zu beweisen, wie er doch will. Auch im übrigen läßt seine Untersuchung den logisch klaren und übersichtlichen Aufbau vermissen; so wird beispielsweise im vorletzten Kapitel „über die Technik der Gespenstergeschichten“ nur wieder das Thema des vierten Abschnittes aufgegriffen, so werden seltsamerweise die Technik des Spukromans und der Spuknovelle in getrennten Kapiteln behandelt. Alles in allem kann das Verdienst des Buches wohl nur darin bestehen, daß es gleichgestimmten Freunden eines naiven Gruselns reichliche Auszüge aus der Gespensterliteratur bringt; wem die ästhetische Untersuchung des Verfassers als solche nützen soll, ist nicht recht einzusehen. Phantasielose Literaten werden trotz der paar „Gesetze“, die Dr. Diederich herausfand, keine leistungsfähigen Spukdichter werden, und phantasievolle nach „Regeln“ ebensowenig fragen, als — laut Goethe — „das Geisterpack“ selbst. Den Gruselfreunden aber verdirbt der Verfasser bloß den Appetit, wenn er ernüchternd zeigt, „wie's gemacht wird“. Oder soll man den Wert des Buches in einem wissenschaftlichen Beitrag zur Aesthetik und Psychologie erblicken? Dafür fehlt es Dr. Diederich wieder an der streng wissenschaftlichen Methode. Auf Leser, die sich näher mit dem Okkultismus beschäftigt haben, müssen seine Ausführungen zudem unangenehm wirken, weil sie einen ernsten und schwierigen Gegenstand spielerisch behandeln. Und eben hierin liegt auch im eigensten, reinästhetischen Sinne des Verfassers der Hauptmangel des Buches. Die künstlerisch besten „Gespenstergeschichten“ kann eben auch nur ein Dichter schreiben, der zugleich Okkultist ist und seinen Gegenstand daher selbst ernst nimmt. Die Geschichten eines solchen sachkundigen und zugleich dichterisch begabten Erzählers — künstlerische Darstellungsgabe bleibt selbstverständlich immer die Hauptsache — könnten ebenso allgemein „packen“, wie etwa eine restlos gelungene Materialisationsséance, denn sie hielten sich eben in den Bedingungen wirklicher Vorkommnisse; bloße Ammenmärchen aber, die ein Laie erfindet, werden in ihrer willkürlichen Phantastik nur einem sehr kindlichen Publikum die gewünschte Gänsehaut liefern.

Hanns von Gumppenberg.

Revue der Revuen.

„Velhagen & Klasings Monatshefte.“ Oskar Bie widmet dem „Schlitten“ eine hübsche Betrachtung. Der Wagen ist ernst. Seine Aesthetik ist die der Konstruktion. Zu allen Jahreszeiten, bei allen festlichen und unfestlichen Anlässen ist er im Gebrauch. Mit dem Schlitten ist es anders. Er wird nur vor zwei Fragen gestellt; aber diese sind sehr bestimmt zu beantworten. Einmal heißt es für die Monate des Schnees ein nützliches Gefährt zu schaffen und dann heißt es, die Karnevalslust auf dieses Gefährt zu übertragen, wenn es ein Teil von Festlichkeiten wird. So hat die Kunstgeschichte des Schlittens zwei Typen: den Bauernschlitten, einfach, konstruktiv, ohne Stilfragen; und den Fürstenschlitten, der sich gerade aus dem Verleugnen alles Konstruktiven eine Lust macht und das Paradoxe liebt, mit geschnitzten Blumen und unbekleideten Genien über die gefrorene Fläche zu gleiten. Wenn je der alte Gegensatz von Bauern- und Fürstenkunst zwei Typen schuf, die einander scharf gegenüberstehen, so ist es auf diesem Gebiete der Schlittenkunst gewesen. Wie das Bauernhaus und der Bauernstuhl (zu unserer heutigen Freude) gänzlich unberührt blieben von den wechselnden Stilen, die von Fürsten ausgingen und von Patriziern oder solchen, die es sein wollten, nachgeahmt wurden, so ist es auch hier, nur noch viel prägnanter. Der Schnee ist dem Bauern und Nordländer eine bittere Heimsuchung. Er zwingt ihn zu klugen und praktischen Vorrichtungen. Dem Städter, dem Fürsten ist er ein Spaß, eine willkommene Abwechslung, ein Himmelsspiel zum Karneval, immer lustig und voll von Schellenklang und Peitschenknall. Der Schnee ist das Parkett der Natur, wenn Karneval ausgetanzt wird. Wo der Bauer [illegible] seine festen, krummen Kufen [illegible], läßt der Fürst seine ganze Kultur spielen, die feinsten Raffinements der Kunst, die verwegensten Phantasien [illegible] und überschüttet den Schlitten mit Liebkosungen einer verfeinerten Skulptur und Malerei.

„L'Humanité Nouvelle.“ [illegible]

Denn jedes Gemeinwesen, das sich nicht weiter entwickelt, geht zurück, und da Kunst und Luxus dem Fortschritt dienen, so sind sie auch ein wirksames Werkzeug der socialen Evolution. Der Fingerhut, der zuerst gewiß für die zarten, empfindlichen Finger einer Schloßherrin erfunden wurde, fördert heute die Arbeit von Millionen fleißigen Händen und die Aufgabe der Gesellschaft ist es nicht, das Schöne aus der Welt zu schaffen, sondern es möglichst allen Kreisen zugänglich zu machen. — Angelo Treves knüpft interessante Betrachtungen an den Papstwechsel. Im Ausland überschätze man die Bedeutung der Persönlichkeit des Papstes. Dieselbe zähle noch weniger, als die eines Monarchen in den modernen, constitutionellen Monarchien. Die Regierung der katholischen Kirche liegt weit eher in den Händen der mächtigen Camarilla, die den Papst umgibt. Ist er schwach, wie Pius IX., so gibt sie sich gar nicht erst die Mühe dies zu verbergen; bei einer so eigenwilligen Persönlichkeit wie Leo XIII., bedurfte es allerdings der ganzen Diplomatie des klugen Rampolla, um ihm die Ideen der Camarilla zu suggeriren. Ohne ein Parteigänger Rampolla's zu sein, hält es der Verfasser für einen Act großer Undankbarkeit, daß dieser nicht zum Papst gewählt wurde; denn fast alle gegenwärtigen Cardinäle verdankten Rampolla ihre Ernennung. Die letzte Papstwahl, die übrigens die Römer weniger interessirte als das Ausland, dürfte das Papstthum erschüttert haben, denn nie zuvor, wie in unserer Zeit der Zeitungen, sei die Kunde von dem ungeheuren Luxus, mit dem sich die Kirchenfürsten umgeben und der wahrhaft frommen Gemütern anstößig erscheinen müsse, so in die Oeffentlichkeit gedrungen. Uebrigens sei das ganze Papstthum überlebt und verliere mit jedem Tag an Boden in der Welt.

„Magazine of Commerce.“ Ein interessanter Artikel von A. Neil Lyons über eine neue Berufsart, die seit einigen Jahren in den Vereinigten Staaten besteht und neuestens auch nach England verpflanzt wurde. Es ist dies ein Arzt für kranke Geschäftshäuser. In New-York gibt es ein Dutzend solcher Wunderdoktoren; in London tut sich gegenwärtig ein Mr. Martin Kollmann, mit sechzehnjähriger amerikanischer Geschäftspraxis hervor. Will ein Handelshaus nicht prosperieren, so wird der Experte berufen, der ein absolut verschwiegener und verläßlicher Mann sein muß, dagegen aber auch unbedingtes Vertrauen beansprucht. Seine Tätigkeit dauert drei bis sechs Wochen. Er geht vor allem daran, die ganze Organisation zu prüfen, um zu entdecken, wo der Fehler steckt. Das ganze System des Hauses, Ein- und Verkauf, Regie, Vertretung, Publizität werden genau untersucht, und dann die entsprechenden Mittel verordnet. Da zeigt es sich, daß der eine zu viel, der andere zu wenig auf Reklame verwendet. In manchen Geschäften ist die Kontrolle unzulänglich, und es wird massenhaft gestohlen. In einer großen Fabrik betrug zum Beispiel der Wert der gestohlenen Objekte 400 Pfund pro Tag. Die meisten Häuser aber kranken an einer zu hohen Regie, und die erste Tat des Experten ist gewöhnlich, das Personal — oft bis auf die Hälfte — zu vermindern, das dann infolge eines besseren Systems mehr leistet als zuvor die doppelte Anzahl. Der Verfasser zitiert einen Fall für viele, wo in einer großen Fabrik durch die von Mr. Kollmann durchgeführte Reorganisation der Buchhaltung durchschnittlich 20.000 Pfund im Jahr erspart werden. Bedauerlich ist nur, daß diese Wunderdoktoren sich ihre Dienste so teuer bezahlen lassen, daß es bedrängten Geschäftsleuten kaum möglich ist, ihre Hilfe zur Sanierung ihrer Verhältnisse in Anspruch zu nehmen.

Die Briefe der Erzherzogin.

Von **Wilhelm Schäfer.**

Im November 1786 geschah in Koblenz auf der Ponte eine Verrichtung, die zwar zur menschlichen Notdurft gehört, diesmal aber durch einen örtlichen Mißgriff zum Anlaß eines politischen Handels wurde, der einen kurtrierschen Hofkriegsrat und einen Herzog, einen Kurfürsten des Deutschen Reiches samt dem Kaiser in hitzige Bewegung brachte und einen Bürgerkrieg veranlaßt hätte, wenn eine Erzherzogin nicht tapfer gewesen wäre, zwei delikate Briefe zu schreiben.

Der Täter kam rheinab in einem schlanken Reisewagen, der, von vier Pferden gezogen, durch den nassen Novembermorgen rasch auf die Brücke rollte. Sowie die grünlackierten Räder in den Holzböcken standen, entsprang dem Schlag ein hochgewachsener Mann, der trotz dem frostigen Nebelregen seinen Reisemantel aufknöpfte und mit steifen Gliedern hin- und wiederschreitend in allem das Benehmen eines Menschen zeigte, der in langer Wagenfahrt Bewegung und die frische Luft entbehrt hat. Außerdem mochte ihm ein anderes dringlich geworden sein; denn sie waren kaum so weit im Strom, daß der Ehrenbreitstein im Dunst verblaßte, als er mit einem raschen Blick über die Ponte, die außer zwei Fahrleuten und dem Kutscher keinen Menschen zeigte, gleichsam hinter einem starken Gedanken her gegen das Geländer ging, gerade dahin, wo das kurtrierische Schilderhaus eine Ecke machte. Da blieb er stehen mit gesenktem Kopf, wie wenn er über den Geschmack der [illegible] selbst auf der Ponte [illegible] zu haben. Er konnte nicht [illegible] im Stehen ge- [illegible] rasch wie ein böser Kater [illegible] wie es bei solchen Vergehen [illegible]. Er wollte, zornig

umgewandt, dem schwarzen kleinen Kerl den Hut entreißen, worauf der seine Waffe vorhielt und ihn sogleich als seinen Gefangenen erklärte.

Der Fremde hätte sich aus solcher Gefangenschaft sehr bald befreien können, zumal sein Kutscher, ein stattiger Kerl mit großen Händen, gleich mit dem Peitschenstiel dazutrat und auch die Fährleute, Vater und Sohn, in Erwartung eines silbernen Trinkgeldes nicht übel Lust bezeugten, mit ihren kupferfarbenen Fäusten ihm beizustehen, wenn sie nicht auf einer Ponte und mitten im Strom gewesen wären. So hob der Soldat, verdrießlich durch die Kälte und den Morgenschlaf, heimtückisch nach dem gelben Peitschenstiel hinschielend, rasch sein Gewehr und tat einen Schuß in den Himmel, dessen Schall zwar gleichsam von der nassen Luft aufgesogen, dennoch an dem Koblenzer Ufer seine Wirkung tat.

Denn als sie nach sieben oder acht Minuten, während der Soldat mit vorgehaltenem Bajonett dagestanden hatte, kettenrasselnd an die Landungsbrücke stießen, stand die kurtriersche Wachmannschaft mit schußbereiten Waffen, die sich rasch auf die Brust des Fremden richteten. Dem mochte soviel Kriegsgerät um einen Hut unnötig scheinen; er wollte, wie es Brauch bei allen Heeren war, ihn gutwillig mit einem Gulden lösen. Aber der Wachhabende, ein junger Fähnrich, der durch den Schuß nun einmal auf gefährliche Dinge vorbereitet und nicht sonderlich geneigt war, von seiner kriegerischen Haltung um einen dargereichten Gulden abzulassen, hörte kurz den Tatbericht, worauf er mit sehr strenger Miene den konfiszierten Hut zu Händen nahm und den Bloßköpfigen, durch die Soldaten wohl bedeckt, zur Hauptwache abführen ließ, wohin der Knecht ihm mit den Pferden an der Hand kaltblütig durch den Haufen der spöttisch angeregten Bürger folgte.

Da wurde umständlich ein Bote abgefertigt, auf dessen Rückkehr der Fremde unwillig, dann mit gefaßter Haltung wartete, während seine Pferde auf der Straße von dem Knecht geführt, den schlanken Wagen auf und nieder fuhren. Nach einer Stunde etwa kam ein Schreiber in einem sehr vergilbten grünen Rock, der vor dem Fremden, den er nicht einmal begrüßte, ein Papier auflegte und mit der Feder in der Hand nach Stand und Namen fragte. Dem waren unterdessen die Aederchen um seine Augen angeschwollen, er wischte mit der flachen Hand Papier und Tinte glatt vom Tisch und verlangte mit einer Stimme, die im Befehl geübt schien, daß man ihn endlich seines Weges lasse; worauf er vor dem erschrockenen Schreiber her hinaus und zu seinem Wagen schritt, an dem sein Kutscher, wie wenn er das nicht anders erwartet hätte, den Schlag schon offen hielt. Er hatte aber seinen Stiefel noch nicht auf den Tritt gestellt, als die Soldaten, von der kriegerischen Stimme des jungen Wachhabenden kommandiert, ihn umringten und unverzüglich nach dem Stockhaus führten, wo er zu peinlichem Verfahren eingelocht, der Knecht mit seinem Wagen einer Herberge übergeben wurde.

So war von Anfang an mehr seine Art als sein Vergehen das Aergernis, und blieb es auch vor den Hofkriegsräten, als er am dritten Mittag danach zwischen den Bajonetten von vier Soldaten zum Verhör in einen Saal geleitet wurde, wo hinter einem tuchbehangenen Tisch, auf dem ein beinernes Kruzifix stand, die alten Herren in grünen Röcken saßen, während der Präsident mit dicken Silberlitzen von einem sich zum andern beugte und ihnen noch gleichsam das Losungswort ins Ohr flüsterte. Da wurde er in einen Lattenverschlag gesperrt, der gleich einem Tierkäfig ihn den ungnädigen Blicken ungefährlich zur Schau stellte, wobei die Bajonette der Soldaten ihn noch bewachten. An einem Fenstertisch saß auch der Schreiber und wartete, daß nun der Fremde seinen Stand und Namen nennen müsse. Der aber war im Stockhaus nicht fügsamer geworden und hatte eine Art, aus seinem Lattenverschlag heraus die Worte mit verächtlichen Handbewegungen hinzuwerfen: So lange ihm nicht bewiesen wäre, daß man ihn gesetzlich ins Stockhaus getan habe, käme er sich vor wie unter die Wegelagerer gefallen.

Worauf der weißhaarige Präsident ein Gesicht farbig wie Rotkohl bekam und eine Rede tat, die einem anderen als dem Fremden doch wohl den Mut gedämpft hätte: Er stände hier vor einem kurfürstlichen Hofkriegsrat, dem er Gehorsam und Ehrfurcht leisten müsse, sofern man ihm nicht wie einem Straßenräuber den kurzen Prozeß machen solle!

Warum ein kurfürstlicher Hofkriegsrat [illegible] Lösegulden nähme und ihn mit seinem Hut des Weges lasse?

Weil sich's um mehr als sein Vergehen handle, [illegible] der Schildwache verübt und nach dem Heeresbrauch mit der Wegnahme des Hutes gestraft, um mehr auch als um eine [illegible] gesetzte Widersetzlichkeit gegen einen kurfürstlichen Hofkriegsrat, vielmehr um eine Verhöhnung des kurtrierischen Militärs, gleichsam um eine sinnbildliche Handlung, die ein peinliches Unglück der kurfürstlichen Armee verspotten solle.

Der Fremde, dem allerlei Teufel um die schwarzen unrasierten Mundwinkel hingen, fragte, indem er wie zum Scherz mit seiner großen Hand so kräftig in die Latten des Verschlages griff, daß eine davon krachte: ob ein Hofkriegsrat nicht sagen wolle, welcher Art dies kurtriersche Soldatenunglück gewesen sei?

Worauf der Präsident verdutzt an seinen Räten vorbeisah, die nacheinander schamhaft und verwirrt die Augen niederschlugen. In seltsamer Verlegenheit diktierte er sodann dem Schreiber ein Protokoll, wonach das Verhör wegen Frechheit des Beklagten zu vertagen wäre. Hierauf wurde er aus seinem Verschlag herausgelassen und zwischen Bajonetten ins Stockhaus zurückgebracht.

Das peinliche Unglück der kurtrierischen Armee hatte im vergangenen Jahre folgenden Verlauf genommen: Zu einem raschen Feldzug ausgerückt, um den Oraniern das heilkräftige Bad Selters zu entreißen, waren die Trierer von einem frühen Winter grausam überfallen worden, so daß sie, die an einem blauen Oktobermorgen in leichten Kleidern unter vieler Musik und starkem Fahnenschwenken über den schimmernden Rhein gefahren waren, an einem grimmig kalten Novemberabend in Kopftücher, Mäntel und Frauenkleider jeder Herkunft verpackt, verdrießlich und verfroren in ihre Quartiere zurückschlichen. Seitdem ging bei den spöttischen Koblenzern und weit herum am Rhein unter Anspielungen schlimmer Art die üble Rede: den Kurtriern sei in diesem Feldzug „etwas Wesentliches" erfroren.

So waren die Hofkriegsräte gerade da, wo der Fremde sich vergriffen hatte, besonders gereizt; und weil er sich in den folgenden Verhören nicht ehrfürchtiger benahm, vielmehr mit Reden kam, die in verfänglicher Weise auf jenes Unglück hindeuteten — ob die kurtrierischen Schildwachen so frostempfindlich wären, daß es ihnen erlaubt sei, sich vor jedem Wind in ein Schilderhaus zu verkriechen: verloren die Hofkriegsräte in einem bitteren Haß alle Kaltblütigkeit und es fehlte bald nicht an Stimmen, die ihm in einem kurzen Prozeß zum Hut auch den frechen Kopf abnehmen wollten.

Nur hätte man um der Akten willen gern gewußt, wessen Kopf der kurtrierischen Majestät derart verfallen war; denn der Fremde verschwieg hartnäckig Stand wie Namen. Indem man aber anfing, danach zu forschen, kamen in den allzu rasch begonnenen Prozeß sehr bald Bedenken und Nachrichten schlimmer Art, die den Hofkriegsrat erschrocken machten. Es dauerte nicht lange, so wußte man, daß der Gefangene von Herkunft Mantuaner und ein Graf Terzi de Sissa sei, der Oberst eines kaiserlichen Regiments von drei Bataillonen, deren jedes stärker war als die ganze beleidigte Armee. Auch war die Vorliebe des Kaisers für den Grafen in Koblenz nicht unbekannt, und als nach einigen Wochen die Nachfragen aus Wien anfingen nach dem Obersten, der auf einer Sendung zur kaiserlichen Schwester Marie Christine, Statthalterin der Niederlande, in der Gegend von Koblenz verschollen sei: da gab es für den Fremden im Stockhaus keine Verhöre mehr, wohl aber für den Hofkriegsrat betrübliche Geheimversammlungen, wobei die voreilige Schildwache mitsamt dem Fähnrich grob angefahren und täglich mit anderen Strafen bedroht wurde. Den Grafen zu verurteilen, wenn auch nicht zum Tode, wie die Hitzigsten gewollt hatten, so doch zu einer Strafe, die seine lange Vorhaft rechtfertigte, dazu fehlte ihnen, denen das Temperament Josefs II. nicht unbekannt war, jeglicher Mut; ihn frei zu geben, das hatte sie am Rhein in Lächerlichkeit gebracht, [illegible] rheinab man mit verhaltener Lustigkeit auf den Ausgang dieses seltsamen Handels lauerte.

So verfielen die bedrängten Herren auf einen Ausweg, der gar nicht übel berechnet war. Sie eröffneten dem Knecht des Grafen insgeheim: sein Herr habe sich zwar eines gröblichen Verbrechens gegen die kurtrierische Majestät schuldig gemacht und der Hofkriegsrat könne zu nichts anderem als zu schwerer Strafe kommen; doch wolle man ihn um seiner Reichsverdienste willen gnadweis entweichen lassen. Der Kutscher nahm auch die [illegible] brachte sie aber am anderen Morgen dem Präsidenten kaltblütig zurück: Sein Herr wäre entzückt über den [illegible] Ernst der kurtrierischen Rechtspflege. Er wolle sich der besonderen Absicht eines so gerechten Hofkriegsrates nicht vorzeitig entziehen und [illegible] seinen Spruch erwarten.

Das war ein böser Bescheid, mit dem es [illegible] ins Stockhaus fiel. Dazu [illegible] rheinischen Spottmäulern [illegible] [illegible] an den Markttagen [illegible]

Residenzschloß baute und überhaupt nicht ohne Aerger gestört werden konnte, wurde gleich aufs äußerste gereizt und gab den Hofkriegsräten zornigsten Bescheid, den Grafen seines Weges zu lassen! Dagegen gaben die in einer juristisch gewundenen Schrift die Unmöglichkeit zurück, in dieser Zeit, da aus Frankreich allerhand bedrohliche Gerüchte kämen, ein kurtrierisches Gericht und also eine kurtrierische Obrigkeit dem Gelächter eines Volkes preiszugeben, das schon längst den göttlichen Ursprung aller weltlichen Autorität bezweifle. Es gab durch viele Tage ein Hin- und Hergeschreibe, Sitzungen, Kommissionen und Gutachten; es schien als sollte das kurtrierische Regierungswerk über dem Hut des Grafen zusammenstürzen. Schließlich sandte der Kurfürst, der nun schon mit in diese Zwickmühle geraten war, den Geheimrat Metternich zum Grafen, der ihm noch einmal um aller Autorität der Welt willen zuredete, zu entfliehen.

Der Graf war gegen ihn wie ein feiner Weltmann zum andern: er versicherte ihn und den Kurfürsten seiner Ergebenheit, aber als kaiserlicher Gesandter könne er nicht einem Gericht, das unter kaiserlicher Hoheit stände, davonlaufen.

Indem unterdessen beinahe jede Post ein Handschreiben des Kaisers gebracht hatte, worin die Freilassung des Grafen gebieterisch gefordert wurde, war das letzte in einem Ton gehalten, wie wenn der Einmarsch der kaiserlichen Armee bevorstünde. Der Hofkriegsrat wäre längst bereit gewesen, den ungebärdigen Grafen auf jede Weise frei zu lassen; aber nun war der Kurfürst, durch den Ton des Kaisers aufs äußerste verstimmt, in eine Hartnäckigkeit verfallen, die von keiner Freilassung hören wollte und das schlimmste Ende dieses rasch begonnenen Handels befürchten ließ. Zum Glück besaß er in dem Geheimrat Metternich einen Mann, der die Diplomatie als ein Kunstspiel pflegte, in dem ein paar Frauenhände stets die Trümpfe behalten müssen. Diesmal gehörten sie der Statthalterin der Niederlande, Marie Christine, der eigensinnigen Schwester ihres eigensinnigen Bruders Josef II.

Metternich schrieb insgeheim an ihren Gemahl, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, einem Bruder des Kurfürsten Klemens Wenzeslaus, eine ausführliche Darlegung des Streites und seiner peinlichen Ursache: Er möge, um der Ruhe des genugsam bedrohten Deutschen Reiches willen auf seine Gemahlin einwirken, daß sie den ihr nicht unbekannten Grafen Terzi von seinem Starrsinn abbringe. Der Herzog, der als Prinz-Gemahl nicht sonderlichen Mut bei seiner Gattin hatte, mußte eine milde Stimmung abwarten, ehe er mit einem solchen Anliegen vor sie kommen durfte. Es war eine gute Dämmerstunde, als er mit dem Brief des Geheimrats in der Hand zu ihr ging; und obwohl sie zunächst argwöhnte, daß er gegen ihr Verbot doch wieder mit einer seiner närrischen Handzeichnungen eines alten Meisters käme, blieb sie gemächlich auf ihrem Polster liegen und erlaubte ihm auch, zwar etwas befremdet, aber auch wohl ein wenig lüstern, ihre Kammerfrau hinauszusenden. Nun war ihm, der solche Umständlichkeiten nur machte, um Zeit zu gewinnen, der Brief zwar eine Erleichterung seines kitzlichen Auftrages, aber er wand sich doch so lange um das eigentliche Verbrechen herum, daß es schließlich wie der wohlüberlegte Witz am Schluß einer lustigen Erzählung herauskam Worauf die Erzherzogin, die ebenso launisch wie zu tollen Lustigkeiten geneigt war, in ein Vergnügen sondergleichen geriet und, manches Wort seiner Beichte unter hellem Gelächter vielmals wiederholend, ihrem Gemahl versprach, diesmal die kurtrierischen und österreichischen Staaten trotz einem so außerordentlichen Anlaß vor einem Bürgerkrieg zu bewahren und den anscheinend sehr bequemen Grafen seinem Winterschlaf im Stockhaus zu entreißen.

Da sie gleich ihrem kaiserlichen Bruder raschen Geistes und voll guter Einfälle war, eine Erbschaft ihrer Mutter Maria Theresia, ging schon am andern Tag ein Reiter mit Briefen nach Koblenz ab, von denen der an den geistlichen Kurfürsten zu Trier, ihren Schwager, nach allerlei verbindlichen Anspielungen eine damals viel erzählte Geschichte folgendermaßen wiedergab: „Ich weiß nicht, ob Ew. Liebden von jener Damengesellschaft der gelehrten Friederike Brun Kenntnis genommen haben, wo deren Vater, Ew. Liebden ketzerischer Amtsgenosse Münter, Bischof auf Seeland, sich ohne Bosheit arg betrug; sonst möchte ich sie wohl zugunsten meines Schützlings hier erzählen, wenn es mir als einem Frauenzimmer verstattet ist, die derben Ausdrücke aufs Papier zu geben. Ew. Liebden werden die geistreichen Schriften der Friederike Brun so wenig kennen wie die gelehrten Betrachtungen ihres Vaters, aber nicht unbekannt sein mit jenen Gästen, die schon bei der Suppe in die Ideen der Menschheit geraten und zuletzt bei den Früchten den Weg aus dem heidnischen Altertum nicht zurück zu finden vermochten. So war auch der geistliche Herr von Seeland über seinem Mahl und einigen guten Weinen tief in die Mysterien von Samothrake versunken, und als seine Tochter und Gastgeberin die Geladenen zum Kaffee in das Lusthaus des Gartens bat, war er in diesem nach langer Sitzung erlösenden Auszug der Hintermann, den nichts mehr an die Sinnenwelt fesselte als einzig die Empfindung, sehr viel Flüssigkeit im Leibe zu haben. Als sich vor ihm eine schöne Platane erhob, tat er sich keinen Zwang mehr an, den Ueberfluß laufen zu lassen — zum Entsetzen aller Damen; denn gemalt war die Platane, dahinter er sich verborgen glaubte, gemalt so wie der ganze Garten mit dem Lusthaus. Nicht anders mag jener tapfere Graf Terzi in das Verbrechen gegen Ew. Liebden kurfürstliche Hoheit geraten sein; ich glaube nicht, daß ihn nach einer langen Wagenfahrt Ew. Liebden kurtrierische Landesfarben noch erst zu reizen brauchten. Wenn übrigens besagte Landesfarben auch gelitten haben sollten, was bei dem Regenwetter nicht wahrscheinlich ist: ich glaube nicht, dass Ew. Liebden und des kurtrierschen Fürstentums Bestand im Ernst solcherart gefährdet werden kann, sonst möchte ich wohl raten, schon der Hunde wegen die Landesfarben an den Schilderhäusern und Grenzpfählen auszulöschen."

Dem Grafen Terzi de Sissa aber schrieb sie ein Billett wie folgt: „Ich höre, daß Sie auf eine ebenso eigentümliche wie unpassende Art einen Krieg gegen die kurtrierischen Landesfarben begonnen haben. Weil dabei aber keine Schlacht, nur ein Hut zu verlieren ist, möchte ich wohl raten und auch bitten, die Waffen diesmal einzustecken und davonzulaufen. Was soll das für einen Krieg geben, wo Eure drei Bataillone derartig gegen das kurtrierische Fürstentum gezogen kämen! Im übrigen verlangt mich sehr zu hören, was Euer Herr, mein kaiserlicher Bruder, für mich Euch aufgegeben hat."

Nach diesem nicht unbedenklichen Billett blieb dem Grafen Terzi de Sissa, der sich unterdessen im Stockhaus für einen langen Aufenthalt eingerichtet hatte, nur die Pflicht, die Erzherzogin vor der weiteren Verfolgung eines so delikaten Briefwechsels zu bewahren. Er ließ also den Hofkriegsräten durch ein Laufschreiben sagen, daß man zum selben Abend alles für seine Flucht vorbereiten und ihm den Geheimrat Metternich als Führer zusenden möge, damit er wirklich ihrer List entginge. Metternich, der wie ein guter Spieler nur Trumpf gab, wenn er der Stiche sicher war, hatte schon in guter Erwartung den Kutscher mit dem Wagen des Grafen nach Andernach voraus gesandt, wo das kurtrierische Fürstentum zu Ende war. Er selber fuhr gegen Abend an dem Stockhaus vor, der Leibdiener sprang vom Bock und half dem Fremden, der schon seit einer Viertelstunde reisefertig in dem Hof hin und her gegangen war, in den Wagen; und so ging endlich diese Flucht von statten, worauf der oberste Gerichtshof des Landes samt einer neugierigen Bürgerschaft seit Monaten gewartet hatte, der Hofkriegsrat mit Ungeduld und auch Verzweiflung, die Bürger mit einer immer größeren Lustigkeit, die am anderen Morgen wie ein helles Strohfeuer durch die Rheinstraßen sprang und noch nach Jahren wieder zu brennen anfing, wenn ein Schalk in die Asche seiner heiteren Erinnerung blies.

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XXXVIII. Band. Wien, den 9. Januar 1904. Nummer 484.

Formalismus.

Keine Art politischen Aberglaubens ist in Oesterreich, das davon hundert Arten kennt, so verbreitet wie der Formalismus, der Glaube an die Wunderkraft gesetzlicher Formen. Jedem Uebel meint man durch Paragraphen beikommen zu können. Wenn man sie nur geschickt formuliert, dann ist das Stück wirtschaftlichen und kulturellen Lebens, auf das man es gerade abgesehen hat, sicher eingefangen und festgelegt. Die Gesetzestechniker stehen daher bei uns als Staatsärzte in hohem Ansehen; sie sind im Besitze des Universalmittels, das alle Schmerzen stillt. Was Wunder, daß sie auch für fähig gehalten werden, den Staat von der großen Krise zu befreien, die ihn nun schon seit sieben Jahren drückt und lähmt! Auch die Obstruktion muß durch wohlausgedachte gesetzliche Bestimmungen zu beseitigen sei. Woher nimmt sie ihre Waffen? Aus der Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses. Man muß ihr daher das Arsenal sperren, man muß die Geschäftsordnung ändern. Das ist die einfachste Sache von der Welt.

Der Formalismus geht also an die Arbeit, dreht und deutelt, grübelt und klügelt, und sucht eine bombenfeste, gegen alle Obstruktion gefeite Geschäftsordnung herauszubringen. Nun soll ja der Wert einer vernünftigen parlamentarischen Geschäftsordnung durchaus nicht unterschätzt werden. Diejenige, die wir gegenwärtig haben, ist unzulänglich, schwerfällig, reformbedürftig. Wer aber nicht an Wunder glaubt, sondern nur einen natürlichen Kausalnexus gelten läßt, muß doch einsehen, daß eine verbesserte Geschäftsordnung eben nur jene Uebelstände beheben kann, die aus der früheren, mangelhaften hervorgegangen sind. Mehr als das kann auch die weiseste Reform nicht leisten. Der Wirkungskreis eines guten, neuen Gesetzes ist durch die Schadensgrenze des schlechten, alten bestimmt. Hätte die alte Geschäftsordnung die Obstruktion erzeugt, dann könnte die neue sie ersticken. Aber selbst dem oberflächlichsten und unreifsten Urteilsvermögen kann nicht verborgen bleiben, daß die Obstruktion denn doch aus tieferen Gründen des Staatslebens stammt. Sie wurde durch die Geschäftsordnung nur technisch erleichtert und könnte durch deren Reform nur technisch erschwert werden. Das ist alles.

Von den parteipolitischen Schwierigkeiten, die einer solchen Reform im Wege stehen, braucht man gar nicht weiter zu reden. Vorläufig stehen ja die Dinge in Oesterreich so, daß keine der nationalen Hauptparteien sicher ist, der Obstruktion dauernd entraten zu können. Keine hat also ein ernstes Interesse daran, sich selbst für künftige Notfälle die Anwendung der äußersten Kampfmittel zu erschweren. Würden aber solche Vor- und Rücksichten auch nicht mitspielen, so wäre es noch immer kaum denkbar, daß das österreichische Parlament sich zu einer gründlichen Verbesserung seiner Geschäftsordnung aufraffte. Was ist denn eine Geschäftsordnung? Die Form, in der ein Parlament wirken will, die Ordnung, die es sich selbst gibt, um gedeihlich schaffen zu können. Vorausgesetzt ist also dabei der gemeinnützige Wille, zu wirken und zu schaffen — eben das, was dem österreichischen Parlament fehlt und was ihm durch die neue Geschäftsordnung erst eingeflößt werden soll. Eine Reform, die das [illegible], das sie bringen soll, als bereits vorhanden voraussetzt — da halten wir wirklich schon fast bei dem Lichtenbergschen Messer ohne Klinge, an dem der Stiel fehlt.

Aber die Mirakelsüchtigen sind nicht in Verlegenheit zu bringen. Sie sagen, wenn das Parlament sich nicht selbst reformieren könne, müsse es von oben reformiert werden. Also ein Geschäftsordnungsstaatsstreich! Gewiß von allen möglichen Arten des Staatsstreiches die harmloseste — aber auch die wirk[illegible]loseste. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß eine oktroyierte Geschäftsordnung dem heftigsten Widerstand im Parlament begegnen würde. Doch selbst den günstigen Fall [illegible] dieser Widerstand nur von den kleineren Parteien [illegible] daß die größeren sich zufrieden gäben und daß schließlich alle sich mit dem neuen Zustand abfänden: was wäre damit gewonnen? So lange man nicht eine Geschäftsordnung erfindet, die dem österreichischen Nationalitätenstreit ein Ende macht, so lange wird man auch keine erfinden, die die Obstruktion tötet. Diese kann, wie gesagt, erschwert, aber niemals ausgerottet werden, so lange ihre tieferen Ursachen fortbestehen. Jede parlamentarische Geschäftsordnung, bei der noch Beratungen und Debatten möglich sein sollen, muß auch die Möglichkeit der Obstruktion offen lassen. Sie zu erschweren, ihr die bequemen technischen Behelfe zu entziehen, sie gleichsam zu einer erhöhten geistigen Intensität zu zwingen, hat aber etwas sehr Bedenkliches. Die sogenannte technische Obstruktion, deren Durchbildung und Ausgestaltung wir in Oesterreich schaudernd miterlebt haben, war ekelhaft langweilig, doch sie war verhältnismäßig still und friedlich, sie gestattete durch ihre Monotonie ein Ausruhen der Nerven. Zu je stärkerer Anspannung der Kräfte man aber die Obstruktion zwingt, desto wilder, erbitterter und wütender wird sie werden. Je mehr man sie einengt, desto mehr wird sie ausarten. Gegen den mächtigen Antrieb der nationalen Leidenschaft ist jede Geschäftsordnung ohnmächtig.

Einer obstruierenden Opposition gegenüber gibt es nur ein Entweder-Oder: entweder sie niederkämpfen oder mit ihr Frieden schließen — nichts Drittes. Entweder ist eine Majorität da, die vor nichts, auch nicht vor offener Gewalt zurückschreckt; sie kann unterliegen, wie es unter Badeni, sie kann siegen, wie es im deutschen Reichstag geschah. Oder die Majorität ist schwächlich und unentschlossen; dann muß eben Frieden gemacht werden, wie es im ungarischen Abgeordnetenhaus der Fall war. Im österreichischen Parlament, wo es jetzt überhaupt keine Majorität mehr gibt, gibt es naturgemäß auch keinen anderen Weg mehr, als den des Friedens. Von dem Punkte, von dem die Krankheit ausging, muß auch die Heilung ausgehen: vom Nationalitätenproblem. Alles andere ist Quacksalberei. Es verwirrt nur die Begriffe und lenkt den öffentlichen Geist von der richtigen Erkenntnis ab, wenn die Hoffnung geweckt und genährt wird, irgendeine formale gesetzgeberische Reform, sei es auch eine oktroyierte, könne da helfen. Hierin sind die sozialdemokratischen Formalisten mit ihrer allheilenden Wahlrechtsreform um nichts besser als die bürgerlichen Formalisten mit ihrer allheilenden Geschäftsordnungsreform. Der Aberglaube, der sieche Menschen zu wunderwirkenden Altären oder Brünnlein treibt und sie den ärztlichen Beistand mißachten und versäumen läßt, ist ein Unglück. Ein Unglück ist aber auch der politische Aberglaube, der an der Wahrheit vorüber zu törichten Illusionen führt. Die Lebensfrage für den österreichischen Staat lautet: ist ein nationaler Ausgleich, eine einverständliche Regelung der Stammes- und Sprachenverhältnisse möglich oder nicht? Nur dieser Weg führt ins Freie, in eine lichte, moderne Staatsexistenz hinaus, und wenn er nicht gangbar ist, so gibt es überhaupt keinen Weg. Um dieses Problem darf man sich nicht herumdrücken wollen, wie es der landesübliche Formalismus tut, der an den ernstesten, schwierigsten Dingen vorbeisieht, statt ihnen ins Gesicht zu sehen.

E. W.

Die Kriegsgefahr zwischen Rußland und Japan.

Rußland und Japan rüsten zum Krieg, mit immer [illegible] Entschiedenheit, mit immer [illegible] Eile. [illegible] ist eine dauernde geworden, die durch [illegible] und keine [illegible] nichts weniger als beseitigt ist. Denn die Kriegsgefahr entspringt aus den [illegible] Gründen [illegible] Bedarf und Wachstum beider Staaten und [illegible] die [illegible] von [illegible], die [illegible] Rußland und Japan entwickelt [illegible]

Krieg ist unvermeidlich, weil nur durch den Krieg die hart aufeinander stoßenden Gegensätze aufgehoben werden können. Und die Folgen dieses Krieges sind unabsehbar, nicht so sehr für Japan und Asien, wie für Rußland und das fernere Geschick des gesamten Europa.

Die Politik des Zarismus ist die Eroberungspolitik, die fortwährende Machtentfaltung des Reiches. Aus dem Krieg und der Annexion immer neuer Gebiete saugt der Absolutismus seine Nahrung. Und da Rußland seinen östlichen Nachbarvölkern kulturell seit jeher überlegen war, so traf hier das dynastische Interesse mit dem natürlichen Expansionstrieb höherer Kulturvölker auf Kosten niederer zusammen. Die Geschichte des Zarismus ist somit eine Geschichte der Eroberungen der russischen Waffen. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kam aber noch eine ganze Anzahl Faktoren hinzu, welche eine weitere großangelegte Eroberungspolitik von seiten Rußlands erforderlich machte. Die westeuropäischen Mächte, namentlich England, entfalteten mit großer Energie eine Kolonialpolitik und faßten nach dem Krieg mit China im Jahre 1857 in Ostasien Fuß. In Rußland selbst hielt die Industrie ihren Einzug und neue wirtschaftliche Kräfte wurden geweckt und entwickelt. Die Idee der Weltmachtpolitik, deren Wesen darin besteht, daß durch die Beherrschung der Meere und eines großen Kolonialbesitzes eine Art Weltreich entstehe, begann Rußland sowohl als England vorzuschweben. Rußland riß das Amurgebiet an sich und hatte schon in den sechziger Jahren manche feste Position an der ostasiatischen Küste. Gleichzeitig begann es eine systematische Eroberungspolitik in Zentralasien und eroberte in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Turkestan, Chiwa, Buchara, Ferghan, so daß nur noch Afghanistan zwischen seinen Besitzungen und Indien lag. In den achtziger Jahren vollendete es das äußere Eroberungswerk in Zentralasien durch den Bau der transkaspischen Eisenbahn, wobei es einerseits wirtschaftliche und handelspolitische Zwecke im Auge hatte, andererseits dadurch die Brücke zu weiterer Besitzergreifung in jenen Gebieten geschlagen hat. Nachdem nun die transkaspische Eisenbahn hergestellt worden war, ging die russische Regierung in den neunziger Jahren zum Bau der sibirischen Bahn über, um damit die Grundlage für eine weitere Eroberungs- und Kolonialpolitik in Ostasien zu schaffen. Die dynastischen Interessen des Zarismus, die industrielle Entwicklung des Landes, die Interessen des verlumpten Adels und der Bureaukratie, die sich in den Reihen einer herrschenden und beherrschten Masse zu erhalten suchten, liefen in der Kolonial- und Eroberungspolitik zusammen. Und je größer die Erfolge der russischen Expansionspolitik waren, desto mehr konkrete Formen nahm die Idee der russischen Weltmachtpolitik an.

Während aber Rußland immer mehr nach Ostasien vordrang, erhob sich in der Gestalt von Japan ein mächtiger Rivale Rußlands auf dem asiatischen Kontinent. Die wirtschaftliche und industrielle Entwicklung Japans führte es mit sich, daß es sich auf dem asiatischen Kontinent auszudehnen suchte, sowohl im Interesse seiner Kolonial- wie Handelspolitik. Japan war darum seit Jahrzehnten bemüht, Korea in den Kreis seiner Einflußsphäre zu ziehen, und im Jahre 1876 wurde auch Korea dem japanischen Handel sowie einer weitgehenden Ansiedlungspolitik freigegeben. Die industrielle Entwicklung des Landes führte zum Krieg gegen China im Jahre 1894, um den Weg für die unumgänglich gewordene Handels- und Kolonialpolitik Japans auf dem asiatischen Kontinent zu ebnen. Nach einem neunmonatlichen Krieg trug bekanntlich Japan den vollständigen Sieg über China davon und erklärte sich durch den Frieden von Schimonoseki am 17. April 1895 als ein neuer Machtfaktor auf dem asiatischen Kontinent.

Dieses Auftreten Japans auf dem asiatischen Kontinent bedeutete die vollständige Lahmlegung der russischen Ausdehnungspolitik in Ostasien. Rußland und Japan gerieten nunmehr in einen unversöhnlichen Widerspruch, der sich seitdem immer mehr und mehr zuspitzte. Unter der Maske der Integrität Chinas machte Rußland, unterstützt von Frankreich und Deutschland, den Vertrag von Schimonoseki illusorisch und verdrängte Japan von der Halbinsel Liautung. Seitdem traten Rußland und Japan in einen unermüdlichen Wettkampf um Ostasien. In Korea begann ein diplomatisches Intriguenspiel zwischen Rußland und Japan um den Einfluß am Hof von Söul, wobei das asiatische Departement in Petersburg es an Ränken, List und Verbrechen nicht hat fehlen lassen. Der Bau der sibirischen Eisenbahn wurde beschleunigt und durch einen Vertrag mit China durch das chinesische Gebiet fortgesetzt. Am dem äußersten Ende der Halbinsel Liautung wurde ein russischer Hafenplatz, Port Arthur, errichtet, welcher bald dem Dalny folgte. Der Schützer der Integrität Chinas unternahm einen offenen Raubzug gegen China. Dagegen hat Japan während dieser Zeit eine mächtige Flotte geschaffen, das Heer vergrößert und besser organisiert und sich zum Krieg gegen Rußland gerüstet. Nachdem aber Rußland, die Unruhen in China ausnützend, die Mandschurei besetzt hat, ist sich auch Japan der Notwendigkeit des kriegerischen Zusammenstoßes bewußt geworden. Der Absolutismus kennt eben keine Zugeständnisse weder nach innen noch nach außen. Er will Japan in Asien nicht aufkommen lassen und zwingt es dazu, den Krieg aufzunehmen.

Der Krieg zwischen Rußland und Japan ist somit unvermeidlich. Er ist das Resultat eines durch die beiderseitige Entwicklung geschaffenen Interessengegensatzes, dessen friedliche Ueberwindung der russische Absolutismus unmöglich macht. Die Folgen dieses Krieges werden aber unter allen Umständen für Rußland und somit für die gesamte Kulturwelt geradezu unermeßliche sein. Gewinnt Japan, so wird Nikolaus II. der letzte Zar des absolutistischen Rußland sein, ebenso wie Nikolaus I. nach dem Krimkrieg der letzte Zar des leibeigenen Rußland geworden ist. Die Niederlage Rußlands im Krieg ist gleichbedeutend mit der Proklamierung der Konstitution in Rußland. Wird aber Rußland den Sieg über Japan davontragen, so verwandelt sich China in eine Provinz Rußlands und die Machtverhältnisse sämtlicher Großstaaten, namentlich aber Englands, verschieben sich derartig, daß die Stabilität der neugeschaffenen Lage erst durch einen weiteren Krieg der interessierten Mächte wird erreicht werden können. Hier aber eröffnen sich für das Schicksal sämtlicher Kulturstaaten die weitesten Möglichkeiten, Entwicklungstendenzen und Ueberraschungen.

Der Zarismus ist die Quelle der permanenten Kriegsgefahr für Europa. Jeder innere oder äußere Sieg desselben ist ein Kulturrückschritt, eine Gefahr für die Entwicklung und den allgemeinen Fortschritt. Der Zarismus in den Todeskrämpfen, im Kampf mit den neuen Mächten und Entwicklungstendenzen des Volkes und Landes, spitzt diese Gefahr zu, denn er geht auf Abenteuer aus, um durch äußere Siege den inneren Zusammensturz zu verhüten. Darum ist der moderne Zarismus nicht nur für Rußland, sondern für das gesamte Europa eine Kulturfessel.

Berlin. Dr. R. Syrlin.

Das Elberfelder System.

Von Stadtrat Dr. E. Muensterberg (Berlin).

(Schluß.)

Zur Zeit, als das Elberfelder System entstand, war der Gedanke, Frauen zur Tätigkeit in der Armenpflege heranzuziehen, noch ganz fern; wohl nicht, weil diese Tätigkeit an sich geringer geschätzt wurde als die der Männer, sondern weil es sich bei der entschiedenen Betonung der Armenpflege als einer bürgerlichen Tätigkeit um eine öffentliche Tätigkeit als Vertreter der Gemeinde und Verwalter von Gemeindevermögen handelte, an denen Frauen teilzunehmen nicht befugt waren. Inzwischen hat sich die Sachlage aber insofern vollständig verändert, als nicht nur die Frauen in zahlreichen Werken der privaten Liebestätigkeit in anerkannter Weise Nützliches geleistet haben, sondern auch die Frauenbewegung selbst in ganz ungeahntem Maße erstarkt ist und der Frauentätigkeit neue Bahnen gewiesen hat. Dazu gehört vor allem die Tätigkeit in der Armen- und Wohlfahrtspflege, die der eigensten Natur der Frau entspricht. Ihr Vorzug ist, daß sie sowohl der nach Tätigkeit suchenden weiblichen Persönlichkeit ein befriedigendes Arbeitsfeld eröffnet und zugleich dem Bedürftigen selbst in hervorragendem Maße nützlich ist. Gerade gegenüber Witwen und Waisen, kranken, alten und schwachen Leuten kann die sorgsame, mehr auf das einzelne eingehende Frauentätigkeit nicht nur ebensoviel, sondern vielfach mehr leisten als der Mann. Es handelt sich hierbei noch nicht einmal um eine Emanzipation im üblen Sinne des Wortes, sondern vor allem um die Freiheit der Frau, überall da ihre Kräfte und Fähigkeiten verwenden zu dürfen, wo ihre Verwendung möglich, nützlich oder nötig ist. Der Einsicht in die Berechtigung dieser Forderung haben sich denn auch die Sachkundigen neuerdings nicht mehr verschlossen. Wiederum ist es der Deutsche Verein für Armenpflege, der nachdrücklich die Zulassung der Frauen zur öffentlichen Armenpflege mit gleichen Rechten und Pflichten wie die Männer gefordert hat, ebenso der [illegible]

Gleichzeitig ist diese Forderung in allen Kulturländern erhoben und zum Teil verwirklicht worden. Allerdings [illegible] und das ist [illegible]

[illegible] der [illegible] Forderung [illegible] werden. Daß dieser [illegible] lediglich [illegible] an den

Fähigkeiten der Frau für die Armenpflege ihren Grund hätte, ist nicht wahrscheinlich. Vielmehr ist es die Befürchtung, daß die Frau mit dem Schritt in die öffentliche Armenpflege den ersten Schritt in die Gemeindeverwaltung mache, und daß die Mitwirkung der Frau die gewohnte Freiheit der Männer in ihren Vereinen und Versammlungen beeinträchtigen werde. Gleichwohl ist die Forderung von so zwingender Natur, daß sich ihr einigermaßen fortgeschrittene Verwaltungen nicht länger haben entziehen können. Und so sind heute in Deutschland eine große Anzahl Städte, so Berlin, Köln, Düsseldorf, Frankfurt, Königsberg, Kassel, Wiesbaden und andere mehr, die die Frauen mit gleichen Rechten und Pflichten wie die Männer in die öffentliche Armenpflege eingegliedert haben. In Bonn, das 1899 diesen Schritt vollzogen hat, ist sogar die Zahl der weiblichen Organe größer als die der männlichen. In Elberfeld selbst ist zwar die Forderung auch verwirklicht, doch hat sie praktische Ergebnisse noch kaum gehabt. Aehnliches gilt von Berlin, wo auf zirka 4000 armenpflegerische Organe etwa 25 bis 30 Frauen kommen. In Magdeburg sind dagegen in 3 Bezirken je 1, in 18 je 2 Pflegerinnen tätig; in Posen 46. In Offenburg sind neuerdings sogar Frauen in die leitende Armenbehörde berufen, die nunmehr aus 17 Männern und 7 Frauen besteht. Wo immer die Frauentätigkeit in nennenswertem Maße eingeführt ist, werden die günstigsten Erfahrungen berichtet. Namentlich hat sich die Befürchtung als unbegründet erwiesen, daß die größere Weichheit der Frau sie widerstandsloser gegenüber den Anforderungen der Armen machen und zu größeren Geldausgaben führen würde.

Das Elberfelder System hat weit über die Grenzen Elberfelds hinaus die Aufmerksamkeit zunächst deutscher Stadtverwaltungen, dann aber auch der Staatsregierungen und des Auslandes erregt. Bei der Beurteilung seiner Erfolge wird man sich freilich immer vor Augen halten müssen, daß Erfolge auf dem Gebiete des Armenwesens sehr schwer festzustellen sind, weil unzählige Faktoren auf seine Gestaltung einwirken. Ja, man kann sagen, daß die schlechteste Verwaltung des Armenwesens im Grunde wenig bedeutet, wenn staatliche Ordnung, Wohlfahrtspflege und vor allem die Pflege eines gesunden Wirtschaftslebens das Ihrige tun. Auch hier wird jede sozial weiterblickende Betrachtung immer wieder dazu geführt werden, die Wichtigkeit der Vorbeugung nach wirtschaftlicher und sozialer Seite gegenüber der repressiven eigentlichen Armenfürsorge zu betonen. Alles, was auf dem Gebiete der Hygiene, der Wohnungsverbesserung, der Verbesserung der Arbeitsbedingungen usw. geschieht, ist unendlich viel wichtiger als die Verbesserungen auf dem Gebiete der Armenpflege. Da wir aber trotz alledem noch nicht so weit sind, Armenpflege entbehren zu können, als die letzte Zuflucht derjenigen, die durch die Gestaltung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse vor dem Verfall in Armut nicht geschützt sind, so wird man allerdings aussprechen dürfen, daß das Elberfelder System von allen Systemen, die wir kennen, am erfolgreichsten gewesen ist. Ja, man wird sagen dürfen, daß eine Armenpflege, die nicht den Grundgedanken des Elberfelder Systems verwirklicht, keine Armenpflege ist, und daß eine, die auf dieser Grundlage aufgebaut ist, die wenn auch begrenzte Wirkung üben muß, die guter Armenpflege zukommt. Und diese Wirkung ist vor allem die Erhöhung der Leistungen der Armenpflege in Anpassung an das Bedürfnis des einzelnen Falles und der gleichzeitigen Verminderung der Armenlast. Die Richtigkeit dieser Behauptung geht aus zahlreichen Belegen hervor, über die ich in meiner Festschrift näher berichtet habe. In Elberfeld selbst sind die Ausgaben der offenen Armenpflege sofort nach Einführung des Systems von 178.000 Mark auf 90.000 Mark gesunken, eine Ziffer, die erst 1891 wieder erreicht wird, nachdem die Unterstützungssätze erheblich erhöht und die Bevölkerung um mehr als das Doppelte gestiegen war. Ganz besonders markant tritt der Erfolg des Systems in Hamburg zutage, wo infolge der schon erwähnten Reorganisation von 1893 die Zahl der Armenpflegsorgane von 440 auf 1535 wuchs, so daß auf den einzelnen Pfleger statt 20 bis 25 Fälle nur noch 5 bis 6 entfielen. Die Folge war, daß die Zahl der dauernd Unterstützten dauernd zurückging, was sich in der Armenziffer ausdrückt, die 1892 3·29 Prozent, 1902 2·54 Prozent betrug, während die Leistungen, die auf den Kopf der Partei 1885 155 Mark, 1892 191 Mark betrugen, 1902 auf 210 Mark gewachsen waren.

Das Elberfelder System hat eine wahre Flut von Literatur hervorgerufen. Ich habe in meiner Denkschrift fünfzig Schriften über das System anführen können, davon ein größerer Teil aus verschiedenen ausländischen Staaten. Gleichwohl hat die Nachahmung des Systems im Auslande nur vereinzelt stattgefunden, was mit den Armenpflegesystemen der betreffenden Länder zusammenhängt. Die fakultative Armenpflege der romanischen Länder bietet für eine Ausgestaltung des bürgerlichen Ehrenamtes in der Armenpflege nur sehr geringen Raum, während in England und Amerika das Ueberwiegen der geschlossenen über die offene Armenpflege die praktische pflegerische Arbeit weniger anwendbar macht. Dagegen sind die Grundsätze des Elberfelder Systems, das heißt die Individualisierung und Dezentralisation, in den freiwilligen Organisationen helfender Liebestätigkeit, so namentlich in den großen englischen und amerikanischen Wohltätigkeitsgesellschaften, wohl beachtet worden. Eine entscheidende Bedeutung hat das System nur für die Städte der deutschen Kronländer Oesterreichs gehabt, von denen Trautenau vorbildlich und mit sehr gutem Erfolg voranging und dem dann eine größere Anzahl kleinerer Städte, so namentlich Salzburg, Reichenberg und andere, gefolgt sind. Es hängt das mit der der Selbstverwaltung in den deutschen Städten stammverwandten Entwicklung dieser Städte zusammen. In Wien wartet man noch immer auf eine lange versprochene Reorganisation im Sinne des Elberfelder Systems, das von den zuständigen Behörden geprüft ist. Doch scheinen die politischen Verhältnisse der Durchführung von Reorganisationen entgegenzustehen. Es mag dabei bemerkt werden, daß gerade in den Blättern für das Wiener Armenwesen Ausführungen enthalten waren, die dartun sollten, daß das Elberfelder System für Großstädte nicht in Vollkommenheit durchzuführen sei. Das ist insofern richtig, als soviel Kräfte, wie notwendig sind, sich schwer in Großstädten finden werden. Namentlich wird darauf hingewiesen, daß sich der einzelne der Beobachtung leicht entziehe und Erwerb, Beschäftigung, Hilfsquellen und Lebensführung einer Person hier sehr schwer richtig zu durchschauen sei. Insbesondere könne man auch allen Veränderungen in den Verhältnissen nicht stets auf dem Fuße folgen. Immerhin darf dieser Umstand nicht hindern, dem Ziel nach Möglichkeit zuzustreben und die Zahl der Pflegeorgane in einem dem Bedürfnis einigermaßen sich annähernden Umfang zu vermehren und Anordnungen zu treffen, daß die Prüfung des einzelnen Falles sorgfältig erfolge und ihm die zu gewährende Hilfe angepaßt werde. Denn wie schon im Eingang dieser Betrachtung betont ist: das Elberfelder System ist kein System, das zufällig in Elberfeld erfunden und angewendet ist, sondern es ist einfach der Niederschlag derjenigen gesunden, in der Entwicklung des Armenwesens immer wieder betonten Grundgedanken, ohne deren Beachtung eine gedeihliche Armenpflege überhaupt nicht denkbar ist.

Die Denkwürdigkeiten Albrechts v. Stosch.

Von Prof. Dr. Alfred Stern (Zürich).

Die Auszüge aus den autobiographischen Aufzeichnungen und aus dem Briefwechsel Albrechts v. Stosch haben schon bei ihrem ersten Erscheinen in der „Deutschen Revue" berechtigtes Aufsehen gemacht. Zunächst forderte die Persönlichkeit Albrechts v. Stosch die allgemeine Beachtung heraus. Der Oberquartiermeister der zweiten preußischen Armee während des Krieges von 1866, der Generalintendant des deutschen Heeres im Kriege von 1870 und 1871, der Chef der Admiralität und Staatsminister, den Bismarck als vermeintlichen Nebenbuhler haßte, gehört zu den am häufigsten genannten Männern aus dem großen „Lager der Besiegten" des eisernen Kanzlers. Sodann lernte man hier einen eingeweihten Augen- und Ohrenzeugen weltgeschichtlicher Ereignisse kennen, der uns nicht selten hinter die Kulissen blicken ließ, wo andere uns nur die Augenweide der heller erleuchteten Bühne gönnten. Nunmehr, da jene bruchstückweise zerstreuten Aufzeichnungen in einem stattlichen Bande zu einem Ganzen vereint vor uns liegen, kann sich der Eindruck ihres hohen Wertes nur noch verstärken.*)

Man dankt die Herausgabe dieses Bandes einem Sohne Albrechts v. Stosch. Freilich bleibt es in hohem Grade zu bedauern, daß er, seinen „jetzigen Erfahrungen nach", sich nicht hat entschließen können, die Mitteilungen aus den Papieren seines Vaters über das Jahr 1872 hinauszuführen. Er hat sich, wie er sagt, gescheut, dem „persönlichen Groll" aller derer weiteres Material zu bieten, „die dem Andenken des Fürsten Bismarck dadurch zu dienen glauben, daß sie das alte Feldgeschrei „Stosch gegen Bismarck'" wieder auf ihre Fahnen schrieben." Indessen wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß er diese Scheu überwinde und sich durch [illegible] von politischen oder persönlichen Zutaten ganz freie Wertschätzung seiner Veröffentlichung zu ihrer Fortsetzung ermutigen lasse. So wie das Werk vor uns liegt, bildet es eine [illegible]

quelle ersten Ranges, vor allem für die Zeit der Kämpfe, aus denen das Deutsche Reich geboren worden ist.

Unstreitig gewähren auch die ersten Abschnitte ein nicht geringes Interesse. Sie führen uns die jugendliche Entwicklung und die männliche Schulung des hochbegabten, ehrgeizigen, willensstarken Soldaten vor Augen, der, ohne irgendwelche Hinneigung zu den Grundsätzen des Liberalismus, beklagt, daß die Neuzeit die Offiziere „sehr zum Nachtheil ihres geistigen Horizonts mehr von der bürgerlichen Welt entfernt habe". Er selbst wußte sich stets vor Einseitigkeit zu wahren. Die Freundschaft, die ihn mit dem Juristen Holtzendorff, mit dem Dichter Gustav Freytag, mit dem Staatsmann Roggenbach verband, beweist die Mannigfaltigkeit seines Strebens. Frühe bereits und ganz im Sinne der Zukunft faßte er die Lösung der deutschen Frage scharf ins Auge. In einem Briefe vom 17. August 1848 heißt es: „Deutschland kann nur zur Einigkeit gelangen, wenn es Preußen an die Spitze stellt." Sieben Jahre später äußert er: „Oesterreich hat uns noch nie als gleichberechtigt anerkannt und wird es nicht eher tun, als bis wir es noch einmal bezwingen." Briefauszüge reihen sich schon in diesen ersten Kapiteln der lange nachher geschriebenen Darstellung reichlich ein. Den festen Grundstock aber bilden sie für die Hauptteile des Buches, in denen die Mitwirkung Stoschs bei den umwälzenden Ereignissen von 1866 bis 1871 zur Sprache kommt. Unter den Adressaten nimmt hier Stoschs Frau die erste Stelle ein. Daneben treten besonders Gustav Freytag und der Major v. Normann hervor, der vertraute Sekretär und Adjutant des Kronprinzen. Gelegentlich werden auch Zeilen von dessen Hand und von der Hand der Kronprinzessin eingeflochten. Unter der Masse der Korrespondenzen verschwinden beinahe die tagebuchartigen Aufzeichnungen. Durchaus tritt der verbindende Text zurück hinter dem Schatze des rein urkundlichen Stoffes.

Fragt man nun, was der Historiker, dem freilich auch hier gewissenhafte Kritik nicht erspart werden kann, aus dieser Fülle unmittelbarer Zeugnisse gewinnt, so ist es schwer, in Kürze darauf zu antworten. Es wäre nötig, für die Ueberlieferung zahlreicher Tatsachen, für die Charakteristik der bedeutendsten Mitspieler in dem militärisch-politischen Drama einen genauen Vergleich mit anderen Darstellungen durchzuführen. Man brauchte jedoch, um zwei zu nennen, nur Heinrich v. Sybels „Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches" oder Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" in beständigem Hinblick auf Stoschs Momentaufnahmen nachzuprüfen. Die Korrekturen und Ergänzungen, die sich dabei ergeben würden, fänden in einem Zeitschriftenartikel keinen Platz. Das nahe Verhältnis, in das Stosch seit 1866 zum Kronprinzen trat, ermöglichte ihm, vieles zu durchschauen, was anderen verborgen blieb. Auch bieten seine Briefe noch weit mehr als die Tagebücher des Feldmarschalls v. Blumenthal, so häufig sie dieselben Gegenstände berühren.

Beide stimmen vollkommen darin überein, daß nach der Schlacht von Königgrätz die Verfolgung des geschlagenen Feindes sehr viel zu wünschen übrig ließ. Aber nur Stosch überliefert die Worte, mit denen König Wilhelm den ersten Glückwunsch zum Siege erwiderte: „Das war gar kein rechter Sieg; der Feind zog ja in voller Ordnung und mit allen Batterien ab." Nur bei ihm wird volles Licht darüber verbreitet, welches der tiefste Grund der Meinungsverschiedenheiten im preußischen Hauptquartier während der Friedensverhandlungen in Nikolsburg gewesen ist. „Die größten Schwierigkeiten," heißt es schon in einem Briefe vom 20. Juli 1866, „liegen wohl an unserem König. Der alte Herr kann sich durchaus nicht entschließen, einen der deutschen Fürsten zu entthronen, will aber große Landabtretungen von Oesterreich haben. Es ist ihm eine bittere Demüthigung, hier nachgeben zu sollen, weil die Franzosen ihre Macht für Oesterreich einsetzen. Der Kronprinz geht ganz mit Bismarck." Vier Tage später: „Es fällt auch dem Kronprinzen sehr schwer, die Herrscher von Hannover, Nassau und Kurhessen aus ihrem Besitz zu treiben. Als wir nach Haus ritten, sprach er davon und meinte, man müsse sie mit kleinem Besitz mediatisieren. Ich bemerkte etwas unvorsichtig: Dann haben sie keine Macht, und ein Fürst ohne Macht ist eine komische Figur. — Kaum war mir dies Wort entfahren, da gab der Herr seinem Gaul plötzlich die Sporen und galoppierte fort, mich absichtlich zurücklassend. Ich hielt mich auf Entfernung, da machte er Halt, ließ mich herankommen und sagte: Wiederholen Sie mir das nochmal und begründen Sie es. Dann wurde ich wieder zu Gnaden angenommen." Daß sich der Kampf besonders um die Frage der Entthronung von Fürsten [illegible] 20. August bestätigt: „Der [illegible] große Politik gewonnen worden: [illegible]

und dynastischen Interessen zu retten. Bismarck stemmte sich dem entgegen ... Es folgten die Friedensverhandlungen mit dem eintägigen schweren Kampf zwischen dem König und Bismarck wegen der Forderungen. Der Kampf war ungemein lebhaft; da nahm sich Bismarck den Kronprinzen zu Hilfe, und nach drei Tagen war die Sache geordnet. Interessant war es, den Prinzen Karl zu beobachten, der für die kleinen Fürsten gegen Oesterreich kämpfte" usw.

Die Aufzeichnungen, die den Jahren 1870 und 1871 angehören, rücken gleichfalls Dinge der „hohen Politik" und Reibungen, die „in den oberen Regionen" herrschten, an vielen Stellen in neue Beleuchtung. Doch überwiegen naturgemäß Berichte und Urteile über die kriegerischen Vorgänge. Wie bekannt, wurde Stosch Ende November 1870 von Versailles aus als Generalstabschef des Großherzogs von Mecklenburg abkommandiert. So konnte er entscheidenden Anteil an den Kämpfen nehmen, die zur Wiedereroberung von Orleans führten. In dem Werke Ludwig v. Hirschfelds: „Friedrich Franz II. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin" (Leipzig 1891) findet sich über Stoschs Mission nichts als die trockene briefliche Notiz des Großherzogs: „Zu meinem Stabe habe ich als Chef den General von Stosch erhalten." Nicht mehr läßt Moltke in seiner kurzen Geschichte des deutsch-französischen Krieges, die alle persönliche Färbung sorgsam vermeidet, verlauten. Deutlicher ist Blumenthal mit dem Vermerk zum 26. November 1870: „Heute früh kam das Telegramm vom Großherzog, er sei auf 8000 von Chateaudun auf Brou marschierende Truppen mit starken Kolonnen in Reserve gestoßen und werde Stellung dagegen nehmen. Also wieder Aufenthalt und kein Vorwärtskommen zur Vereinigung mit Prinz Friedrich Karl ... General v. Moltke war sehr aufgebracht wegen dieser Lahmheit und setzte es beim König durch, daß General Stosch als Chef des Stabes zum Großherzog geschickt wird, den er hoffentlich vorwärts treiben wird." Erst Stosch selbst aber liefert, ohne Ruhmredigkeit und mit wohlabgewogener Anerkennung der guten Seiten des Großherzogs, den ausführlichen Kommentar zu diesen Worten. Köstlich ist eine Anekdote, die er hier zum Besten gibt. Sie macht dem launigen alten Prinzen Albrecht von Preußen alle Ehre. „Vorgestern früh," erzählt Stosch von ihm in einem Brief des 14. Dezember, „als ich mit dem Großherzog in dessen Zimmer die Operationen besprach, trat er ein und sagte nach der Begrüßung zu mir: „Na, Stosch, was soll ich denn heute tun?" Der Großherzog sagte kurz: „Ich befehle hier." Da erwiderte der Prinz: „Wir sind hier unter uns Mädchen und brauchen uns nicht zu genieren; also Stosch, was soll ich tun?"

Es hieße Zitat auf Zitat häufen, wollte man von der Fülle der Charakteristiken einen Begriff geben, die, bald ausgeführt, bald mit ein paar Stichworten angedeutet, in Stoschs Mitteilungen verwoben sind. Er hat eine sehr scharfe Zunge. Mancher Nachlebende wird durch diese oder jene seiner Bemerkungen, die einem Familienangehörigen gilt, verletzt werden. Aber er läßt sich auch durch hohen Rang, äußeren Schein und herkömmliches Urteil nicht blenden. Prinz Friedrich Karl als Feldherr kommt nicht zum besten bei ihm weg. Manteuffel, zwar „durchaus interessant", ist ihm ein „geistreicher Macher". Der Kronprinz und noch mehr die Kronprinzessin, „die in ihrem menschlichen und edlen Wesen, in ihrer anspruchslosen Liebenswürdigkeit den ältesten Esel bis über die Ohren verliebt machen könnte", werden mit größter Wärme geschildert. Indessen einige kritische Vorbehalte können auch hier mitunter nicht unterdrückt werden. Am höchsten vielleicht steht in der Schätzung dieses kundigen Gewährsmannes der alte Moltke. „Er ist eine große Seele," wird einmal von ihm gesagt. Der einzige Vorwurf, der ihm 1866 als Strategen gemacht wird, ist, „daß er keinen Wert auf die gründliche Durcharbeitung seiner Pläne durch seine Untergebenen und koordinierten Gehilfen legt".

Nichts wäre irriger, als zu glauben, Stosch habe nicht das vollste Verständnis für das dämonische Genie Bismarcks besessen. Als er unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz das erstemal in persönlichem Verkehr mit ihm zusammentraf, war der Eindruck, den er von ihm empfing, „geradezu überwältigend". „Graf Bismarck," schreibt er am 5. Februar 1869 dem Kronprinzen, „ist der einzige, der uns vorwärts hilft." Er nimmt ihn wenig später gegen Gustav Freytag in Schutz und ruft diesem zu: „Ohne Bismarck gibt es keinen Fortschritt auf dem Wege zum Reich, das ist festzuhalten." Er bewundert seine [illegible] „große Griffe", selbst da, wo der „leidenschaftliche Politiker", wie Ende Januar 1871 in Versailles mit Moltke, „dem Mann der vornehmen Ruhe", über die Frage der Kapitulation von Paris und des Waffenstillstandes in scharfen Konflikt gerät. Aber schon im Jahre 1867 fällt er das scharfsichtige Urteil: „Je mehr Bismarck macht, um so unbequemer werden

ihm eigendenkende und handelnde Köpfe." Er wünscht daher ein Jahr darauf, daß man in der Presse die Frage in Fluß bringen möge, „ob nicht zur gesunden Entwicklung des Bundes und weiter des (vorausgeahnten) Reiches ein Reichsministerium nötig wird". Er zieht aus eigenen Erfahrungen die Lehre, die von manchem anderen bestätigt worden ist: „Bismarck liebte es stets, seinen Mitarbeitern Beweise seine Gewalt zu geben. Ihre Verdienste waren immer die seinigen; passierte aber ein Malheur, so war der Untergebene der allein Schuldige, selbst wenn er nur auf bestimmten Befehl gehandelt hatte." Man möchte sagen: gewisse napoleonische Züge der Natur Bismarcks erscheinen hier mit einer Klarheit aufgedeckt, die als Korrektiv blinder Anbetung unschätzbar ist.

Doch es ist Zeit, abzubrechen. Vieles, was hier nicht berührt werden konnte, zum Beispiel die Schilderung der Reise nach Aegypten, auf der Stosch 1869 den Kronprinzen zur Feier der Eröffnung des Suezkanals begleitete, muß im Buche selbst nachgelesen werden. Damals sprach Stosch beim Aufenthalt in Wien auch den Kaiser und die Kaiserin und Beust. Sein Schlußurteil über diesen lautet: „Summa: nicht bedeutend; nicht einmal sehr gewandt. Er wird Oesterreich nicht retten." Das Gesamtergebnis dieses Aufenthaltes des Kronprinzen in der österreichischen Hauptstadt wird in die Worte zusammengefaßt: „Ich glaube, die Welt ist gegenseitig zufrieden, und wenn wir auch keinen Pakt geschlossen haben, so ist er doch möglicher geworden." Zehn Jahre später wurde die Möglichkeit zur Wirklichkeit.

Quellen für Heinrich v. Kleist.

I.

Für den „Zerbrochnen Krug".

In Rabener's „Satirischen Briefen" findet sich folgender Briefwechsel:

„Grete.

Du bist ein flinkes Mensch. Ich habe es in der Heuernte gesehen, wie Dir die Arbeit frisch von der Faust ging. So eine Frau möchte ich haben! Willst Du mich, so schlag ein! . . . Was meinst Du, Grete? Nimm mich, ich bin Dir gut! Thue mir nicht so schön mit Nachbars Christeln . . ."

„Hans.

Je nun, nun! Kann ich Dich doch wohl nehmen, wenn ich Dir gut genug bin . . . Ich scheue die Arbeit nicht. Mit Deinem Christel! Ich habe seit dem Pfingstbiere nicht mit ihm geredt. Du schierst mich nur. Sage ich Dir doch auch nichts von der großen Hofmagd. Du kannst mit meiner Mutter reden . . ."

Da sehen wir, nach welchem Vorbild Kleist im „Zerbrochnen Krug" die Liebe auf dem Lande sich entfalten läßt. Vgl. zunächst V. 890 ff. (nach meiner kritischen Ausgabe):

„Denn heuern wollt' ich sie, das müßt ihr wissen;
Ein rüstig Mädel ist's, ich hab's beim Ernten
Geseh'n, wo alles von der Faust ihr ging,
Und ihr das Heu man flog, als wie gemaust.
Da sagt' ich: willst du? Und sie sagte: ach!
Was du da gakelst. Und nachher sagt' sie, ja."

Alsdann V. 939 ff.:

„Doch müßt ihr wissen, daß der Flickschuster,
Der Lebrecht, den man kürzlich losgesprochen,
Dem Mädel längst mir auf die Fährte ging.
Ich sagte vor'gen Herbst schon: „Eve, höre,
Der Schuft schleicht mir ums Haus, das mag ich nicht . . .
Die spricht: „Ich glaub', du schierst mich . . ."

Die Abhängigkeit von Rabener ist augenfällig.

Durch solchen Nachweis einer literarischen Vorlage für Anschauungen und Wendungen, die unmittelbar dem Volksleben und Volksmund entnommen schienen, löst sich zwar ein Rätsel, „doch manches Rätsel knüpft sich auch". Sollte Kleist in Darstellung des Landlebens nur an dieser einen Stelle literarisch abhängig geworden sein? Wie wir allmählich seine Arbeitsweise kennen gelernt haben, drängt sich vielmehr die Vermutung auf, daß Kleist noch viele Lesefrüchte, theils unbewußt, theils durch Vermittlung seines Ideenmagazins oder ähnlicher Aufzeichnungen zur Ausmalung der ländlichen Scene verwertet hat.

Nach welcher Richtung wir zur Ermittlung dieser Quellen vor allem zu blicken haben, kann wenigstens nicht zweifelhaft sein. Obgleich die Handlung in einem niederländischen Dorfe spielt und gelegentlich auch wohl an niederländische Verhältnisse erinnert wird, sind zahlreiche Wendungen der märkischen Volkssprache entnommen; ja, auch in der Charakteristik finde ich als specieller Landsmann Kleist's Züge aus dem märkischen Bauernleben unverkennbar. (Vgl. schon meine kritische Ausgabe des Lustspiels, S. 139, 140, 142.) Der Dualismus der scenischen Vorbilder wird in etwas überbrückt, weil die Mark thatsächlich stellenweise ländliche Bilder darbot, die sich an Holland anlehnen: Der große Kurfürst, der überhaupt Obst- und Gartenbau fördert, und seine erste Gemahlin Henriette von Oranien veranlaßten die Einrichtung von Musterwirtschaften holländischer Art, die ausdrücklich den Namen Holländereien führen.

So durfte Kleist ins märkische Dorfleben unmittelbar — aber auch in die literarische Spiegelung desselben blicken. Die „Musen und Grazien in der Mark" hatte freilich kein geringerer als Goethe dem Spott anheimgegeben; und die Führer des jungen Geschlechtes, A. W. Schlegel wie Tieck, stießen in dasselbe Horn. Dagegen hatte Wieland, dem Kleist immer am nächsten steht, wie für viele Verkannte, auch für die Musen und Grazien in der Mark sogleich den rechten Gesichtspunkt objectiver Betrachtung gefunden. Sein „Neuer deutscher Merkur" rühmt (1796, I., 149 ff.) an den Gedichten des Pastor Schmidt von Werneuchen, „daß sie bloße Kinder der Natur und, so wie sie da sind, ohne alle Kunst aus dem Herzen des Dichters und den Gefühlen des Augenblicks geflossen zu sein scheinen . . . Ein Dichter dieser Art wird so selten geboren und ist für empfängliche, unverkünstelte, auf die reinen einfältigen Genüsse und Freuden der ländlichen Natur und des häuslichen Lebens (zu ihrem Glück) beschränkte Seelen so wohlthätig, daß es mich unbillig dünkt, ihm zum Vorwurf zu machen, die Natur, so wie er sie fand und sah, geschildert zu haben." — Dem gegenüber ist aus der „Variation auf Goethe's Musen und Grazien in der Mark", welche Dr. Wetzel im 4./5. Heft des „Phöbus", S. 73 f., veröffentlichte, kaum auf eine Verachtung Kleist's für Schmidt zu schließen. Und selbst wenn auch er an Schmidt's Versen empfunden haben sollte:

„O die gold'ne Mittelstraße
Wird uns Mittelmärkern leicht!"

brauchte er darum jene naturalistische Zeichnung des märkischen Dorflebens noch nicht als Material, als Unterlage für seine künstlerische Genrezeichnung zu verschmähen — soweit ihm die Berührung überhaupt zum Bewußtsein gekommen.

Jedenfalls kann es nicht überraschen, im „Zerbrochnen Krug" Motive zu finden, die schon bei Schmidt anklingen. Daß ein Chodowiecki die Sammlung der „Gedichte" von Schmidt durch treffliche Stiche illustrirte, mußte ihren Eindruck auf eine plastische Phantasie nur erhöhen. Vor allem können die fortlaufenden Berlinischen Musenalmanache, die Schmidt theils mit Bindemann, theils allein herausgab, Kleist kaum entgangen sein.

Immer wieder verherrlicht Schmidt die Blumenzucht. Besonders schon im Neuen Berlinischen Musenalmanach für 1794. So S. 81 („Das Landleben"):

„Spät begießt im Garten man
Seine Zwiebelbeete dann,
Eingefaßt mit Amaranten."

S. 106 („Die Döbritzer"):

„Wenn Tulp' und Nelken
Aus Taugewölken
Der Abend näßt . . ."

S. 153 f. („Der Dorfküster"):

„Hab' ich die Jungen Paar und Paar
Entlassen durch das Pförtchen,
Geht's bald, den krummen Kamm im Haar,
Hinaus ins kleine Gärtchen.
Da seh' ich denn bei Froschgequak
Nach meinen Rosenbeeten;
Erquicke mich an meinem Lack
Und schönen Nelkenstöcken."

Weiter in den „Gedichten" S. 222 f. („Wünsche"):

„Könnt' ich doch, wie Du, mein Gärtchen,
Mit gewund'nem Taxusbaum,
Mit dem nieder'n [illegible],
Erst begießen selbst und bau'n: . .
Säh'n sich meine Primeln färben
An des Frühlings sanfter Glut,
Und bei ihnen [illegible]
Schwärmen meine Bienenbrut:

Fortgesetzt im Almanach der Musen und Grazien für das J[illegible] 1802: „Weinpalter" (S. 92), „Nellenmiete" (S. 94), „Auril[illegible] flor" (S. 156) und öfter. Nelken und Aurikeln [illegible] Kleist's Dorfrichter Adam (vgl. V. 1591 meiner [illegible] Weinpalter bei Frau Martens Hans bleibt er sogar (V. [illegible] ff.), eine erhebliche Rolle spielt der Garten (V. 914 ff., V. 168[illegible] [illegible] 2120 ff.).

Mit der Blumenzucht vereint sich hier wie dort [illegible] von Federvieh. Man lese „Die [illegible]" [illegible] linischer Musenalmanach für 1796, S. 18[illegible].

„Die Hausfrau aber eilt zum Stall, wo frohe Schwalben
Vom Dache schrei'n, zu seh'n, ob ihre Kühe kalben;
Besucht auch wohl die Gans, die aus dem Koben luckt,
Und manche Nudel schon aus ihrer Hand verschluckt."

Alsdann „Der Landmann an die Städter" (Gedichte, S. 252):

„Hier hängt im Schoppen Seil und Sieb;
Dort krankt ein junges Huhn am Pip; . . .
Hier blühen Nelk' und gold'ner Lack;
Dort grünen Möhr' und Pastinak."

Und man entsinne sich der väterlichen Sorgfalt des Dorfrichters Adam für seine Hühner sowie der Geschicklichkeit, mit welcher Evchen ihm die am Pips erkrankten mit Nudeln heilt (V. 566 ff., V. 852 ff., V. 1605 ff.). Das Gakeln des Huhns, das Kleist wiederholt bildlich verwendet (V. 895, 896 und 904, alsdann V. 1064), fehlt natürlich in Schmidt's Dorfpoesie nicht; so in dem Gedicht „Werneuchen" (Almanach der Musen und Grazien für 1802, Almanach für Verehrer der Natur, Freundschaft und Liebe auf d. J. 1801, S. 11):

„Die Henn' erweckt Dich dann vom Schlaf,
Sitzt auf der Pfort' und kakelt brav."

Auch sonst hat Schmidt natürlich manchen märkischen Provinzialismus, den wir bei Kleist finden; so „mausen" für „stehlen" (Kleist V. 893) wiederholt im „Winterlied des Schulzen von Stacken an die Städter" (Almanach für 1798, S. 140 ff.).

„Das Landleben" im Almanach für 1802 bildet neben dem schon erwähnten „Weinspalier" ein paar weitere Motive vor (S. 94):

„Unterm Ofen spinnt der Kater"

und

„O! Welch' ländliches Gemisch
Bunter Sachen!"

Aehnlich in „Freiheit auf dem Lande" (Neuer Berlinischer Musenalmanach auf 1797, S. 174):

„Mit uns in einem Stübchen wohnt
Vertraulich Hund und Katze."

Wie selbständig und dramatisch Kleist dergleichen Motive ausgestaltet, zeigen V. 248 ff., beziehungsweise V. 200 ff. und V. 221 ff.

Ohne überhaupt jede Berührung im einzelnen als Zeugniß für eine Beeinflussung vorauszusetzen, gelangen wir doch zu dem Gesammteindruck, das Milieu des genußfreudigen Dorfphilosophen im „Zerbrochnen Krug" dürfte manche Keime von den Musen und Grazien in der Mark empfangen haben. Zu Adams Charakter vergleiche man namentlich noch „Das Glück der Ehe", wo der behäbige Hagestolz in Gegensatz zu dem kargen Ehemann gerückt ist. (Almanach für 1802, S. 289 ff.):

„Sieh', es reichen meine Renten jährlich
Weib und Kinder zu ernähren knapp . . .
Deine Gläser muß bei Wildpasteten,
Caviar und Klops, Burgunder röten."

Auch Dorfrichter Adam ist mit Leckerbissen an Speis' und Trank ungemein reichlich versehen (vgl. V. 200, V. 221, V. 1086, V. 1436, V. 1411, V. 1461 ff.); — und ausdrücklich die Gegenüberstellung, nur von der anderen Seite betrachtet (V. 1166 ff.):

„Das ist der Vortheil
Von uns verrufnen, hagestolzen Leuten,
Daß wir, was andre, knapp und kummervoll,
Mit Weib und Kindern täglich theilen müssen,
Mit einem Freunde, zur geleg'nen Stunde,
Vollauf genießen."

Man beachte schließlich, was Schmidt seinerseits dem Hagestolzen weiter entgegenhält:

„Was mußt du empfinden, wenn, verwöhnt,
Deine Köchin mit dir pocht und trotzt! . . .
Aber nenn', mein Freund, die schärfsten Bolzen
Schnellt der Witz auf dich im Mädchenkreis:
Kichernd necken sie den Hagestolzen,
Der vor Angst sich nicht zu retten weiß."

Principiell wenigstens tritt Adams Situation in ähnliche Beleuchtung: Seine beiden Mägde behandeln ihn ziemlich „unverschämt" und „lachend". (V. 169 bis 270, besonders V. 237 und 266.) In humoristische Beleuchtung tritt also der Hagestolz hier wie dort.

Selbst für seinen „Bauerkerl" konnte Kleist einen allgemeinen Umriß bei Schmidt finden: „Die Bauernhochzeit" führt (Almanach für 1802, S. 138) einen solchen Bräutigam vor:

„Auf! eile nun zur Trau [illegible]
O seht! Da kommt er an in [illegible] Weste;
Wie prahlt der plumpe Bräutigam! es folgen all' die Gäste."

Jedenfalls sieht der handfeste Bräutigam Ruprecht in Kleist's Lustspiel dieser Erscheinung ähnlicher als dem Beklagten auf dem Kupferstich vom „Zerbrochnen Krug", jenem „jungen Bauerkerl, den der Richter, als überwiesen, andonnerte", der sich zwar „noch vertheidigte, aber schwach". Eine bestimmtere Beziehung läßt sich hierin natürlich nicht behaupten.

II.

Für die Novellen.

Wieland's Sohn Ludwig schreibt an seine Schwester Lotte Geßner:

„Osmanstedt d. 23. Dez. [1802].

. . . Heinrich Kleist, für den Du Dich interessirst, lebt und schreibt (doch das ist einerley für uns) in Weimar, wohin ich nur selten komme, er wird von unserm Vater sehr geschätzt und wir sind noch die alten dicken Freunde . . ."

„Osmanstedt [Ende März 1803].

. . . Womit die Buchhändler iezt am meisten verdienen, das sind Almanache, warum giebt Geßner keinen heraus? Dieß führt mich ganz natürlich auf Deine Idee zu schriftstellern. Diesen Winter habe ich ein Gespräch geschrieben, über und gegen die Schriftstellerey der Weiber; daher bin ich Parthey; doch ist es mir nicht so bitterer Ernst. Es schreibt iezt wer kann, Kinder, Weiber und zahnlose Mütterchen, es ist das papierne Zeitalter, wer irgendwo zu viel oder zu wenig hat, der hilft sich mit der Feder. Es ist eine Art geistiger Aderläße und Nothdurfts Verrichtung. Im Ernst, liebe Lotte, wenn's Dich einmal drängt, so versuch's. Gut sprechen und gut schreiben ist ganz zweyerley, ja oft schließt es sich einander aus. Wohl dem Autor, der es aus innrer Nothwendigkeit seyn muß, bey dem es ein unwillkührliches Geschäft des Geistes ist, das ist z. B. der Fall des vortrefflichen Richardson. Apropos, Kleist und ich lasen hier die Clarissa, und lebten in und mit ihr ganze acht Tage. Darin liegt das Geheimniß, daß man den Leser gar nicht loß läßt, ihn ganz umspinnt und in immer engern Kreißen wie gebannt hält. Das geschieht aber nicht durch gedehnte und ärmliche Schilderung alltäglicher Empfindungen, sondern durch den reinen Fortgang einer einfachen und interessanten Handlung, wie Du auch in der Clarissa findest . . .

Kleist ist nach Leipzig gegangen, von da geht er nach Weimar oder wo anders hin; meine Wenigkeit wird wahrscheinlich nach Wien reisen, vielleicht schon nach Ostern, und dort ein Etablissement suchen . . ."

Diese Briefe sind handschriftlich im Besitz des Herrn Zolldirectors Dr. A. Geßner in Schaffhausen.

Das Einfühlen Kleist's in die „Clarissa" blieb nicht ohne Früchte. Die hier gegebene Notiz leuchtet auf den Weg zu den Voraussetzungen der Kleist'schen Erzählungen. Wenn wir in diesen eine eigenthümliche Neigung zu Scenen von gewaltthätiger Verführung, ja, von Vergewaltigung finden, so kennen wir neben der überreizten Nervendisposition des Dichters nun eine feste literarische Quelle. Gerade die beiden Hauptscenen dieser Art aus der „Clarissa" prägten der Phantasie Kleist's unauslöschliche Spuren ein: der verwegene Verführungsversuch bei Feuerlärm (Bd. IV, Brief 59) und der Mißbrauch der Besinnungslosen (Bd. VI, Brief 46 f.), daneben manche Voraussetzungen und mehr noch manche Folgen dieser Scenen. Außer auf „die Marquise von O." ist auf den „Findling" und „Die Verlobung in St. Domingo" zu verweisen.

Aus der äußeren Situation der erstgenannten Scene kehren manche Einzelheiten in der „Verlobung" wieder. Gustav sieht in der Nacht Toni „auf ihre Knie vor ihm hingekauert" und betrachtet ihre einnehmende Gestalt. „Ihr Haar, in dunklen Locken schwellend, war ihr, als sie niederkniete, auf ihre jungen Brüste herabgerollt . . . Der Fremde, von ihrer Anmut und Lieblichkeit gerührt, nannte sie sein liebes Mädchen und schloß sie . . . in seine Arme . . . und während er sie auf seinen Knien schaukelte und den süßen Athem einsog, den sie ihm heraufsendete, drückte er, gleichsam zum Zeichen der Aussöhnung und Vergebung, einen Kuß auf ihre Stirn . . . Sie rückte sich . . . das Tuch, das sich über ihrer Brust verschoben hatte, zurecht . . ." Markanter noch werden die Anklänge, nachdem das Paar von der Leidenschaft übertummelt ist: „Er versuchte, da er sie mit verschränkten Armen auf dem Bett weinen sah, alles nur Mögliche, um sie zu beruhigen . . . Er setzte sich, da sie in Thränen zerfloß und auf seine Worte nicht hörte, auf den Rand des Bettes nieder und sagte ihr, indem er ihre Hand bald streichelte, bald küßte, daß er bei ihrer Mutter am Morgen des nächsten Tages um sie anhalten wolle . . . Er schloß sie, da ihre Thränen in unendlichen Ergießungen auf das Bettkissen niederflossen, in seine Arme und fragte sie, von Rührung selber ergriffen, was er ihr zu Leide gethan und ob sie ihm nicht vergeben könne. Er schwor ihr, daß Liebe für sie nie aus seinem Herzen weichen würde, und daß nur im Taumel wunderbar verwirrter Sinne eine Mischung von Begierde und Angst, die sie ihm eingeflößt, ihn zu einer solchen That habe verführen können . . . Er trug sie . . . in ihre Kammer, und nachdem er sie dort auf das Bett niedergelegt und ihr unter tausend Liebkosungen noch einmal alles, was er ihr schon ge-

sagt, wiederholt hatte, nannte er sie noch einmal seine liebe Braut, drückte einen Kuß auf ihre Wangen und eilte in sein Zimmer zurück."

In der „Clarissa" gelangt die analoge Scene zwar noch nicht bis zur Verführungsthat, indes schafft die weit vorgeschrittene Ueberrumpelung ähnliche Situationen. Als ausschlaggebend dürfte zu erachten sein, daß Kleist überhaupt die breite Ausmalung ähnlich heikler Verführungsscenen bei Richardson vorgebildet fand. Im einzelnen scheinen sich bei aller Verschiedenheit der Voraussetzungen folgende Situationen seiner Phantasie eingeprägt zu haben: „Ich hob sie auf ihr Bett und setzte mich zu ihr auf die Seite desselben, indem ich mich mit der äußersten Zärtlichkeit der Geberde wie des Ausdruckes bemühte, ihre Schrecken zu zerstreuen ... Aber, weit entfernt, daß sie durch eine so inbrünstige Vorstellung, wie ich wünschte, bewegt gewesen ..., sah ich niemals einen bittereren und rührenderen Kummer, als sie völlig zu sich kam ... Ich flehte sie um Verzeihung an, aber konnte nicht vermeiden, sie herauszufordern; und wiederholt gelobte ich, daß die Sonne des nächsten Morgens Zeuge unseres Verlöbnisses sein sollte ... Da ich ihre Verzweiflung sah, bat ich sie, sich zu beruhigen ... Aber, o die süße Verwirrung! — ihre entblößten Schultern und Arme, so unnachahmlich schön und lieblich; ihre ausgestreckten Hände über ihren reizenden Hals gekreuzt, doch seine glänzende Schönheit nicht halb verbergend ..., ihre Augen überströmend ..., wirst du dich wundern, wenn ich ... sie noch einmal an meinen Busen drückte ... Ich konnte nicht verhüten, daß sie durch meine Arme glitt und auf die Knie mir zu Füßen fiel; und da erhoben sich ihre überströmenden Augen zu mir mit flehentlicher Weichheit, die Hände gefaltet, mit aufgelöstem Haar: denn ... ihre reizenden Locken fielen in natürlich scheinenden Ringeln herab, wie beflissen die blendende Schönheit ihres Nackens und ihrer Schultern zu verbergen; ihr lieblicher Busen auch" ..... Darauf abermals das Ehegelöbniß: „Ich erwähnte den morgigen Tag als den glücklichsten meines Lebens." Schießlich sein directer und motivirtes Flehen um Verzeihung, wobei Lovelace ins Feld führt: „Meine Leidenschaft für Sie und das unerwartete Zusammentreffen mit Ihnen an Ihrer Kammerthür, in einer so reizenden Stellung ... Sagen Sie nur, Sie vergeben mir! Sagen Sie nur, Sie vergeben mir!" Nebst dem Zusatz: „Ich bestand auf einem Kuß, meine Begnadigung zu besiegeln — und zog mich zurück ... Schleichend zog ich mich zurück!"

„Der Findling" bietet zwar ebenfalls ein paar äußere Analogien zu dieser Scene, zieht vor allem aber das Problem der zweiten Hauptscene und auch das Nebenmotiv der Handlung heran. „Wollust" vereint sich demgemäß — wie in Lovelace — mit „Rache", um den Findling eine gewaltthätige Verführung in Scene setzen zu lassen, und hier wie dort wird zur Einleitung derselben eine Ohnmacht des Opfers herbeigeführt. Indem „Der Findling" aber die äußerste Gewaltthat vermeidet, mündet er wieder in die erste der beiden standard scenes: nachdem er „einen Augenblick im Anschauen ihrer Reize versunken" stand, trug er sie „auf das im Winkel des Zimmers stehende Bett", um sie, in der Zuversicht, „daß sie auch nach Wiederkehr ihrer verstörten Sinne seiner phantastischen ... Erscheinung keinen Widerstand leisten würde ... mit heißen Küssen auf Brust und Lippen aufzuwecken".

Am weitesten und tiefsten greift die Uebereinstimmung in der „Marquise von O.". Die Anekdote von der recherche de la paternité durch die Zeitung gewann ersichtlich unter dem Einfluß der „Clarissa" in Kleist's Phantasie ausgestaltende Anschaulichkeit. Zunächst wiederum durch Combination der beiden Hauptscenen. Die Gewaltthat geschieht wirklich, geschieht an einer Bewußtlosen, überdies an einer, die auf der Flucht vor hereinbrechendem Feuer in rettende Arme zu sinken vermeint. Der Uebelthäter ist vornehmen Standes; vor allem gelingt es beiden Dichtern, ihn trotz seiner verbrecherischen That in ästhetischen Grenzen zu halten. Hier wie dort befällt ihn Reue; dem Tode nahe, gedenkt er nur seines Opfers. Durch schnelle Heirat will er sein Verbrechen einigermaßen gutmachen; jeder Probe will er sich unterwinden, auf jede Bedingung eingehen. Indes, seine dringenden Werbungen erfahren — mindestens zunächst — Zurückweisung: gerade weil sein Opfer ihm ursprünglich Liebe entgegenbrachte, flammt ihre Empörung bis zum Haß auf. Weiter geht ein Zerfall des Weibes mit ihrer Familie, Vermittlung von dritter Seite u. a. Aus der „Clarissa" kommt für manche Einzelheiten nächst den beiden Hauptcapiteln besonders in Betracht Band VI, Brief 91: die Heldin gesteht, „daß ich viel mehr Vergnügen habe, wenn ich an den Tod denke, als an solch einen Gatten ... Denn wir müssen sehr empfindlich für die Niedrigkeit und Undankbarkeit derer sein, die wir lieben." Ferner Band VII, Brief 28, worin Lovelace fleht: „Wie Sie selbst auf Gnade hoffen, vergeben Sie mir und stimmen Sie zu, mit mir unter Ihren eigenen Bedingungen und in wessen Gesellschaft Ihnen beliebt am heiligen Altar zusammenzutreffen ... Aber vielleicht mag eine Prüfungszeit gefordert werden ... In diesem Falle will ich mich Ihrem Belieben unterwerfen, und es soll keine Buße geben, die Sie auferlegen können, welcher ich mich nicht freudig unterwerfen will."

Gewiß beweist nicht jede Uebereinstimmung eine Abhängigkeit; aber das Zusammentreffen so vieler Züge berechtigt zu dem Urtheil, daß der von uns handschriftlich als so stark belegte Eindruck, den Kleist unmittelbar aus der „Clarissa" empfing, zu wiederholter Nachwirkung in seinen Novellen geführt hat.

Kiel. **Prof. Dr. Eugen Wolff.**

Der französische Einfluß.

Antworten auf eine durch Otto Julius Bierbaum veranstaltete Umfrage von Karl Woermann, J. V. Widmann, Ferdinand Vetter, Hugo Salus, J. J. David, Emil Schoenaich-Carolath, Heinrich Bulthaupt, Hans Olde, M. A. Stremel, Wilhelm Trübner, Hans Thoma, Peter Behrens, Johannes Schlaf, Arno Holz, Thomas Mann, Karl Jentsch und Franz Blei.

(Fortsetzung.)

Professor Hans Olde betont aufs stärkste den Einfluß der französischen auf die deutsche Malerei:

„Leider war ich bis jetzt verhindert, Ihnen zu antworten, auf Ihre interessante Frage.

Ich meine:

Durch das ganze neunzehnte Jahrhundert haben deutsche Maler die gute konstante französische Schule besucht, und sie hat einen immerwährenden Einfluß auf die deutsche Kunst ausgeübt. Am mächtigsten wurde dieser Einfluß, als die deutsche Malerei sich von dem Galerieton befreite und sich dem aufrichtigen Studium der Natur zuwendete. Damals hatte die bildende Kunst in Frankreich ihre Blütezeit erreicht, und war uns in der befreienden Entwicklung vorausgeschritten. Wir sind als Schüler gefolgt, und wollen gerne unsere Dankbarkeit bezeugen. Man kann wohl sagen, daß die Franzosen in jener Zeit den stärksten Einfluß auf die bildende Kunst aller civilisirten Völker ausgeübt haben."

In demselben Sinne äußert sich M. A. Stremel:

„Mir, dem Maler, erscheint der Einfluß der französischen Malerei auf die deutsche von ganz außerordentlicher Bedeutung. Bewußt oder unbewußt, beinahe alle unsere Künstler haben von ihr gelernt. Von jedem führt ein Faden, sei es zu Millet, der Schule von Fontainebleau, oder zu Daumier und zu den Impressionisten. Das Nationale in unserer Kunst erleidet darum keinen Schaden; das beruht in der Persönlichkeit, in der Empfindung. Nur schlummernde Kräfte sind bei uns, wie in anderen Ländern, durch einen Manet geweckt worden.

Ich selbst habe die hauptsächlichste künstlerische Anregung jung in Paris empfangen. Der Einfluß der Corot, Manet, Degas ꝛc. war auf mich ebenso ausschlaggebend, wie der des ältesten Impressionisten, des Delftschen Van der Meer. Ich fühle mich den französischen Meistern dankbar verpflichtet."

Wilhelm Trübner führt in der bildenden Kunst gleichfalls alle Anregungen auf Frankreich zurück:

„In der bildenden Kunst ist uns Frankreich immer vorangeschritten, schon zu der Zeit, als der gothische Stil die Welt beherrschte. Die geistige Anregung ist selbst in den Fällen auf Frankreich zurückzuführen, in denen die Deutschen nachher das Bedeutendere leisteten. Veit Stoß, Michael Wohlgemuth, Albrecht Dürer und Hans Holbein sind doch als die höchsten Entwicklungsstufen der gothischen Kunst zu betrachten. Der ältere Culturstaat hat die Arbeit begonnen, der jüngere hat sie mit stärkster Potenz weitergeführt. Wer mehr will, als er kann, von dem wird immer eine gesteigerte Anregung ausgehen, wenn auch nicht die ausgiebigste Productivität. Die beiden Nationen scheinen sich als ganzes vollkommen zu ergänzen."

Selbst Hans Thoma, der deutscheste unter den deutschen Meistern, bekennt dankbar, was in seiner Entwicklung Frankreich bedeutet hat:

„Meine Beobachtungen beziehen sich nur auf die bildende Kunst, und so muß ich sagen, daß ich in Frankreich wie in Deutschland auch nur zwei Arten von Kunst gefunden habe. Eine Kunst, die sich im Stillen entwickelt — die meist mit der Mode gewordenen und an die Oberfläche gelangten im Kampfe liegt [illegible], diese ist international, weil sie jedem wirklich Kunstsinnigen aus allen Nationen so verständig [illegible] gehörte sie sein — alles Fremde hört da auf — sie ist der Ausdruck von etwas allgemein Menschlichem und ist so tief gegründet, daß sie dort liegt, wo die Nationalität noch nicht zum Wort kommt.

Es gibt dann freilich eine Kunstübung, in der das Nationale stärker zum Ausdruck kommt, die sich auf Herkommen, auf Theorien und Fortschrittsbegriffe gründet, sie meint sich immer weiter entwickeln zu können, sie schafft Theorien. — Von Natur aus ist der Deutsche nicht sehr zur Kunsttheorie veranlagt — deshalb nimmt er sie gar gern gläubig von dort auf, wo sie gemacht wird, von Paris.

Echte Kunst, die aus dem Leben entspringt, ist, wie dieses selbst, arm an Theorie — sie ist persönliches Leben, und kennt als solches eigentlich keinen Fortschritt.

Auf mich selbst haben die Franzosen, die ich im Jahre 1868 in Paris kennen und lieben gelernt habe, einen Eindruck gemacht, als ob ich befreit würde, ich war nämlich kurz vorher in Düsseldorf, und meinte, ich müßte Genremaler werden.

An der Kunst Courbet's, Millet's, Corot's &c. hatte ich eine so große Freude — daß ich mich von da an getraute, ich selbst zu sein, nach meiner Weise, und mich gar nicht mehr kümmerte um die Weisheit unserer Kunstpächter.

Zu Paris wurde ich ein deutscher Künstler, das heißt, ich erhielt den Mut und das Selbstvertrauen, so sein zu dürfen, wie ich von Gott geschaffen worden, und wie ich Talent erhalten habe. — Ein Deutscher bin ich von Geburt, ich brauchte deshalb als Künstler nur wahrhaftig zu sein. —

Mit einem Gefühl von Dankbarkeit denke ich immer an diesen meinen kurzen Aufenthalt in Paris."

Die entgegengesetzte Meinung vertritt Peter Behrens:

„Ich sehe nicht, welchen Einfluß die französische Kunst auf Böcklin, Wagner und Nietzsche gehabt hat, und welchen sie auf Franz Stuck und Th. Th. Heine hat. Wenn ich nach diesen Namen noch von mir sprechen darf, so kann ich sagen, daß ich niemals eine Anregung aus Frankreich empfangen habe."

Johannes Schlaf spricht, nicht ohne Fug, gewissermaßen im Sinne seiner ganzen Generation:

„Einen Einfluß französischen Geistes, besser französischer Dichtung: wer könnte ihn eher bestätigen als die Generation, der ich angehöre!

Mögen wir auf dem Gebiet der wissenschaftlichen und philosophischen Disciplinen, wohl auch der sociologisch-ökonomischen immerhin den neueren großen Engländern für unsere damalige erste Ausbildung weitaus mehr und tiefer Befruchtendes zu danken haben als den Franzosen: auf den Gebieten der Aesthetik und der Dichtung kam uns die neue Botschaft damals doch hauptsächlich und vor allem von den Franzosen. Wie sie seit den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts durch ihre Romantik, und dem sich aus derselben entwickelnden Naturalismus fast alle europäischen Literaturen befruchteten und in neue Bahnen lenkten, so auch uns. — Es war in unserer Primaner- und Studentenzeit, wo sie uns geradezu begeisterten. Es war in unserer exact-wissenschaftlichen, materialistischen und socialistischen Uebergangsperiode. Nietzsche, der Monismus und die psychophysiologischen Lehren, die neue ethisch individualistische Bewegung, ferner der neue Anschluß an die einheimischen Traditionen auf dem Gebiet der Dichtung, die wieder erstarkenden nationalen Rasseninstincte führten uns über die Einseitigkeit eines solchen Einflusses hinaus. Mögen sie unsere Dichtung zu neuen Erfüllungen fördern: über so manches l'art pour l'art und ästhetisch jonglirendes Artistenthum hinaus, das als Rest jenes französischen Einflusses noch übrig geblieben ist!"

Arno Holz betrachtet die Angelegenheit, ohne dadurch seinen Ausführungen das allgemeine Interesse zu nehmen, mehr vom persönlichen Standpunkt aus, und es ist bemerkenswert, wie er dabei am Schlusse mit seinem jetzigen Widerpart Schlaf zusammentrifft:

„Schon im Sommer 1900, nachdem die „Revue des Deux-Mondes", Lieferung vom 15. April 1900, unter der Ueberschrift „L'influence française dans la littérature allemande contemporaine" mit meinem Namen als Untertitel einen fünfunddreißig Seiten langen Artikel gebracht hatte, schrieb ich zu dem in Frage stehenden Thema:

Auf dieses Document, als auf ein Symptom allererster internationaler Ordnung, mache ich die spätere Literaturgeschichtschreibung aufmerksam schon heute. Frankreich, das sich seit seiner letzten großen Naturalismus-Strömung literarisch, wie es scheint, erschöpft fühlt: In Deutschland, seit länger als einem Jahrzehnt, hat etwas begonnen seine Wurzeln zu treiben, und einige [illegible] wittern bereits; wird aus diesen Wurzeln ein Baum, so reckt er seine [illegible] auch über uns — „l'empire du troisième âge esthétique de l'humanité!" Ein Wort, an jener Stelle um [illegible] Holz gemünzt, aber es ist doch gemünzt worden! Und mit einer Findigkeit, die ich bewundere, [illegible] mich in Deutschland nach auch nur Aehnlichem vergeblich umsehe, hat der Verfasser, Herr Ernest Seillière, um seiner Gepreßtheit Luft zu machen, nicht etwa Hauptmann oder Sudermann unter die Lupe genommen oder sonst einen der heute bei uns Gefeierten, sondern mich, ausgerechnet mich, den X-beliebigen, dessen Charakterbild bei seiner zu verehrenden Zeitgenossenschaft noch derart schwankt, daß sie sich nicht einmal darüber hat einig werden können, ob er eigentlich mehr „tragisch" zu nehmen sei oder mehr „komisch". Mein Talent, so lautet der Extract aus jenem Artikel, hätte die „couleur française"; und da nachweisbar wäre, daß bei der „naissance de la jeune littérature allemande" ich die entscheidende Vaterschaftsrolle gespielt, wäre zugleich damit auch nachgewiesen die „suprématie littéraire dans le monde", die Frankreich, wie stets bisher, so auch in diesem Falle sich bewahrt hätte.

Darauf erwidere ich:

Gewiß war zu Anfang der jüngstdeutschen Bewegung der Einfluß Frankreichs neben dem Rußlands und Skandinaviens unbestreitbar. Es gab niemand unter uns, der Zola neben den beiden anderen Großen, Ibsen und Tolstoi, nicht willig anerkannt und verehrt hätte. Aber seine Bedeutung, genau wie die der beiden anderen, war bei uns keine aufbauende gewesen, sondern lediglich eine niederreißende. Wir würden weltliterarisch — der einzige Maßstab, um den es sich hier handelt — auch nicht das Geringste geleistet haben, ohne daß damals aus unserer eigenen Mitte, wie ich dies später in meinem Buche „Die Kunst" ausführlich geschildert habe, die Gegenkraft erwacht wäre: theoretisch, indem ich der Kunstlehre Zolas das Princip einer neuen eigenen entgegensetzte, die über jene hinausging, ohne sie zu leugnen, praktisch, indem ich aus ihm, zuerst für das Drama und dann für die Lyrik, die Consequenzen zog. Das erste in den „Neuen Gleisen" gemeinsam mit Johannes Schlaf, das zweite im „Phantasus" und der „Revolution der Lyrik" allein. Und ich war dieser Consequenzen mir so bewußt gewesen, daß ich bereits damals, im Vorwort zu der „Familie Selicke", schrieb: „Nichts kann uns in der That mehr lächeln machen, nichts zeigt mehr von der urkomischen Verwirrung, die wir Aermsten unter unseren verehrten Herren Collegen, den Schreibern der Zeitungen, nun einmal angerichtet haben, als wenn man uns in seiner Herzensnot, die nach Schablonen schreit, als Nachtreter der großen Ausländer citennirt. Möge man es sich daher gesagt sein lassen, In aller Ruhe und aus unserer Ueberzeugung heraus. Uns ist darum nicht bange. Es wird dereinst anerkannt werden: noch nie hat es in unserer Literatur eine Bewegung gegeben, die von außen her weniger beeinflußt gewesen wäre, die so von innen heraus gewachsen, die mit einem Wort nationaler war, als eben gerade diejenige, vor deren weiteren Entwicklung wir heute stehen und die mit unserem „Papa Hamlet" ihren ersten sichtbaren Ausgang genommen. Die „Familie Selicke" ist das deutscheste Stück, das unsere Literatur überhaupt besitzt. Es ist auch nicht ein einziges Element in ihr, und wäre es auch noch so winzig, das uns von jenseits der Vogesen zugeflogen wäre, von jenseits der Memel, oder von jenseits der Eider." Und genau so klar bin ich mir vom ersten Augenblick an auch über die Bedeutung meiner neuen Form in der Lyrik gewesen. „Daß ich bei ihrer Aufstellung," schrieb ich, „nicht bloß an unser kleines Deutschland gedacht habe, ist selbstverständlich. Es wird mit der neuen Sprache in der Lyrik gehen wie mit der neuen Sprache im Drama. Retardirende Momente, und kämen sie von allen Seiten und zu Dutzenden, werden ihre universelle Ausbreitung nicht hindern können. Bei solchen Dingen, deren Wurzeln die tiefsten sind, rechnen erst Jahrzehnte." Daß man in Frankreich ebensowenig jenes Princip begriffen hat wie dessen Consequenzen, ändert nichts an diesem Sachverhalt. Die Sprache des Lebens auf dem Theater ist der „Revue des Deux-Mondes" die „art de ballottier", und vollends über meine neue Lyrik leistet sie sich folgenden Passus: „On sait déjà que la découverte de Holz est le rhythme „nécessaire". Néanmoins, peut-il ignorer, lui, le familier de notre littérature, que nous possédons, depuis une quinzaine d'années déjà, une école de jeunes poètes qui, en d'innombrables revues, appliquent précisément les principes dont il se réclame: suppression de la rime, recherche du rhythme approprié au sujet? Etait-il besoin pour formuler ces [illegible] remonter jusqu'au poète étrange de Long-Island? Nul aurait-il donc lu, au delà du Rhin, „La Chevauchée d'Yeldis" de M. Viélé-Griffin ou „Le Pèlerin passionné" de M. Moréas?" Bis zu dem fremden Poeten von Long-Island bin ich nicht zurückgegangen. Ich bin überhaupt nicht zurückgegangen. Zu nichts und zu niemand. Der Weg, den ich eingeschlagen und auf dem ich heute gehe, hat vom ersten Augenblick an vorwärts gezeigt und in die Zukunft.

Die Vergangenheit liegt hinter mir, und so schön sie auch gewesen sein mag, ich beabsichtige, sie da liegen zu lassen. Den „Pèlerin passionné" des Herrn Moréas konnte ich leider nicht auftreiben. Dagegen gelang es mir, in den Besitz eines Exemplars der „Chevauchée d'Yeldis" des Herrn Viélé-Griffin zu kommen. Ich schnitt neugierig auf und las:

„Les tourelles que La convraient de leur ombre
Se fuselaient en orgue, sur le ciel,
Ces soirs de juin aux voix sans nombre;
Et, vraiement, toutes les musiques
Qui vibraient aux terrasses riches en miel,
Tout ce lent juin ensoleillé,
Étaient comme un seul long cantique
A maintes voix, émerveillé! . . ."

Du lieber Gott! Also wieder nicht bloß der übliche „rhythme libre", diese ewige Litanei ad libitum und in infinitum, nur noch schlechter als bei uns, nur noch antiquirter, sondern — risum teneatis — obendrein auch noch gereimt! Und die alte Dame findet sogar den Mut, noch hinzuzusetzen: „On les a beaucoup lus, au contraire, et imités dès longtemps, si nous en croyons les doléances de ceux qui voudraient, pour la jeune littérature allemande, plus d'indépendance et de patriotisme!" Ich bin kein Franzosenfresser. Ich schätze das Volk Flauberts wie nur irgendeins. Aber Manifeste wie diese sind drollig.

Diese Zeilen wurden damals nicht veröffentlicht, weil sie an jener Stelle, für die ich sie bestimmt hatte („Kyffhäuser", 1. August 1900), zu sehr vom Thema abgeführt hätten. Ich brauche ihnen nur noch hinzuzufügen:

Der Einfluß Frankreichs auf unsere Literatur, der stets ein starker gewesen ist, zeigt sich, secundär, auch heute noch bei vielen. In absoluter Abhängigkeit von Frankreich gefällt sich die ein übles Uebersetzerdeutsch radebrechende Stephan George-Corona, diese verspätete Papierblumennachmachung der ehemaligen „Parnassiens". In die Zukunft führt bei uns nur eine einzige Linie, und auf diese ist der Einfluß Frankreichs gleich Null."

(Schluß folgt.)

Burgtheater.

Die Premieren und der neue „Fiesco".

Lohnt es denn überhaupt die Mühe?

Was in diesen vier besten Monaten der Saison — vom 1. September an bis heute — das Burgtheater zuwege gebracht hat, ist ja so wenig. Freilich die Kassenrapporte werden das Gegenteil behaupten. Läßt man sie jedoch gelten, dann gebührt heuer der Ehrenpreis dem Volkstheater, dann spricht in jetzigen Tagen kein größerer Meister von der Wiener Schaubühne als Franz v. Schönthan, und seine „Maria Theresia" ist dann die herrlichste Dichtung, die der Winter uns beschert hat. Die Kassiere des Burgtheaters mögen also immerhin zufrieden sein. Aber lohnt es auch die Mühe, den künstlerischen Gewinn zu addieren?

Da war Octave Mirbeau, der listig-gewalttätige Erfinder scharfer Reizmittel. Von seiner „Geschäft ist Geschäft"-Komödie bleibt dem Gedächtnis nichts als der hochgepeitschte Schwung jenes Schlußaktes, in dem ein Faiseur sich nicht einmal durch den Tod seines Sohnes abhalten läßt, Aktienverträge kühl zu überprüfen. Wer die Schauer dieser Geldsackpsyche genießen will, ohne sie mit dem Schrecken langweiliger Wartestunden zu erkaufen, braucht erst nach neun Uhr ins Theater zu kommen. Es sei denn, daß er einigen Spaß daran findet, den armen Heine an dieser Rolle verzappeln zu sehen. Wie mögen sie sich auf den Proben diebisch gefreut haben, als der ungeduldig Strebende in die Wirbel seines Temperaments geriet und fortgerissen wurde. Keiner warf ihm da ein Tauende zu, daran die Klugheit des Untergehenden sich hätte über Wasser halten können. Keiner zählte dem sinnlos um sich Schlagenden schwimmeisterlich die Tempi vor. Die zur Rettung haltloser Schauspieler bestellten Organe rührten sich nicht, als Heine das bißchen Kraft verschrie, und zuckten bedauernd nur die Achsel, als der Aermste dann zum heimlichen Kollegengaudium im hohen Wellengang der letzten Szene jämmerlich ertrank. Regie. Herr Heine hatte alte Schuld zu büßen, hatte dem akademischen Verein gute Stücke gut inszeniert, ist dafür in den Zeitungen gelobt worden und hatte selbst auch aus der Schule geplaudert. Dafür ist ihm jetzt jeder dramaturgische Ausgang verboten. Er darf nicht mehr zeigen, wie man's besser macht. Rollen muß er ja wohl kriegen, da ihn die Leute schätzen. Zu ihm aber nur gesund, wenn er sich dabei die Hörner abstoßt. Burgtheaterpädagogik. Vor allem: daß dieser Mann nicht so bald wieder ins feindliche Leben hinaus soll, um zu wirken und zu streben, daß er nur hübsch im Hause bleibt. Und drinnen waltet der züchtige Thimig.

Hierauf kam „Der Strom" von Max Halbe. Ein jeder mag in der Fremde einmal die Lust haben, seine Vaterlandshymne anzustimmen. So dürfte es auch für Schlenther angenehm gewesen sein, dieses ostpreußische Stück in Wien aufzuführen. Heute weiß man davon nur noch, daß es doch wenigstens eine ehrliche und literarische Arbeit gewesen ist. Ferner kam die unwichtige Zierlichkeit der „Novella d'Andrea", das Entzücken all der Leute, die einen „feinen" Geschmack haben, die von der Kunst verlangen, sie solle elegant frisiert sein, und die vor Wonne vergehen, wenn man erzählt, die Frauenemanzipation vermöge an der Weibchenhaftigkeit des Weibes Gott sei Dank nichts zu ändern. Von Ferdinand v. Saar wurde dann noch die „Wohltat" gespielt, aber offenbar nur, weil Saar reifere und bessere Stücke gedichtet hat. Bei dieser Gelegenheit sah man die Medelsky als wunderbar tragisches Dorfmädchen und kam auf die Frage, warum man mit solch einer Darstellerin nicht Anzengruber versucht. Unter anderem: Auch Kainz beherrscht den Dialekt. Warum also kein Stück von Anzengruber im Repertoire erscheint, wird man nie ergründen können. Selbst der Direktor würde antworten: „Ja, es ist rätselhaft." Und das sähe ihm ähnlich. Entgegnet er doch den Autoren, die auf Entscheidung drängen: „Wir wollen erst den Berliner Erfolg abwarten." Als ob er nicht der Leiter des Burgtheaters nicht der Bewahrer einer hundert Jahre alten Hegemonie wäre. Es ist eine Devise, die der Geschäftsklugheit des Direktors von Mannheim oder Leipzig zur Zierde gereichen müßte: „Wir wollen erst den Berliner Erfolg abwarten."

Einen guten Witz haben sie übrigens mit dem reckenhaften Herrn Schmidt gemacht. Der mußte in der „Wohltat" den Gebirgsbrakenburg, den schüchtern zur Seite stehenden Liebhaber, vorstellen. Und Herr Lewinsky, der ihm knapp zum untern Rand der Weste reicht, wurde veranlaßt, dem Riesen auf die Schulter zu klopfen. Regie.

Dieses ist der Inhalt von vier Burgtheatermonaten.

Inzwischen haben sie in Berlin Rodenbach aufgeführt, Schnitzler und Wedekind, die „Elektra" von Hofmannsthal und „Rose Bernd" von Gerhart Hauptmann. Und in Dresden hatte „Herodes und Mariamne" einen starken Erfolg und Bernhard Shaws reizende „Candida" ward gesehen.

Aber auch wir stehen, dem Himmel sei's gedankt, nicht ganz so entblößt da. Unsere Scham zu decken, haben wir den Herzogsmantel des Grafen von Lavagna. Ein Kleid von unerhörter Pracht, wie keines noch im Burgtheater getragen wurde. Dieser neuinszenierte, neu ausgestattete „Fiesco" wäre beinahe eine Tat geworden. Hätte wenigstens mit Leichtigkeit eine werden können. Den Fiesco gab Herr Kainz. Die Ausstattung besorgte Heinrich Lefler. Lefler war um Schillers Wunsch nach schwarzer Kleidung wenig bekümmert und zog die Genueser an, wie es die prunkhafte Malerlaune ihm nur eingab. Und Kainz bändigte den Schillerschen Hochtrab der Rede zu tausend feinen modernen Nervositäten. Da blieb für den Regisseur nur die Kleinigkeit, alle übrigen Töne auf diese beiden Dominanten zu stimmen; auch seinerseits eine neue Ausstattung zu liefern, die ganze Genueser Verschwörung aus der Schablone hergebrachter Spielkunst herauszuheben. Regisseur war Herr Thimig, der Komiker des Hauses, der jetzt zum Ernst heranaltert. Was helfen da die blendenden Kostüme, was hilft die goldgleißende Doria-Tapete, vor der uns die Augen übergehen?

Jens Peter Jacobsen nennt das Wollen des Niels Lyhne „ein ewiges Anlaufnehmen zu einem Sprung, der nie gemacht wird". Also war der Fiesco des Herrn Kainz. In jeder Szene ein wundervoller Anlauf, dem kein Sprung folgte. In jeder Szene ein Wieder-von-vorn-Anfangen. In jeder Szene ein neues, oft ein berückendes Ausholen und dann immer wieder ein Abschnappen, ein Zurückweichen und Niedersinken. Bezaubernd ist der majestätische Anstand, wenn er zu Bourgognino sagt: „Bei Gott, Jüngling! das wirst du nie . . ." und dasteht im bauschigen Rahmen des weißen Seidendomino, schlank, dünn und gestrafft von herrischer Würde. Entzückend, wenn er, indessen die empörten Bürger ihn umbrüllen, die historische Stellung findet: Am Rand des Tisches, zwei ungebogene Finger leicht auf die Kante gestützt, wenn er so — die Delikatesse von fünf Sekunden — dem altmeisterlichen Staatsporträt eines Infanten gleicht, knabenhaft, voll adeliger, repräsentativer Anmut. Welch ein seltener und geistreicher Einfall, daß er am Schluß des zweiten Aktes den Monolog, bei dem Schiller befiehlt, Fiesco solle „nachdenkend auf und nieder gehen", auf dem Ruhbett liegend spricht. Gleichsam vor dem Einschlafen, im wachen Traum. Es wirkt im Anfang hinreißend, als empfände man eine Offenbarung: ja, so muß es sein. Dieser verschwiegene, [illegible] Mann läßt nur unter der [illegible] verschwimmenden Annäherung des Schlummers sein Wünschen laut werden. Aber dann [illegible] doch der „Unruhe in seiner Brust", fehlt die „heimliche [illegible] der Gedanken". Es ist nur ein Trick, und es ist sehr [illegible]

darum. Wie meisterlich zeigt er die Bestürzung des Fiesco, wenn der Mohr Befehle ausgeführt hat, noch ehe sie gegeben wurden. Es ist ein gelinder, vornehmer Schreck bei ihm, eigentlich nur ein peinliches Unbehagen, eine fliegende Unruhe und Beschämung, weil dieses Spitzbuben niedrige Anschläge der Staatskunst eines Lavagna so völlig gleichen. Und eine entscheidende Wendung des Dramas wird durch diese Beredsamkeit des Kainzschen Mienenspiels aufgehellt: warum Fiesco den Muley Hassan so vorzeitig verabschiedet. Allein es ist eben wieder ein anderer Fiesco, ein neuer, einer, der in dieser Szene erst wieder anfängt, und es fehlen die feinen Zusammenhänge, es fehlt die Einheit, die durch die Kunst des Ueberganges hergestellt wird. Wie einzelne stückweise aus einem Diadem gebrochene Edelsteine läßt Kainz diesen Fiesco vor uns funkeln. Das Beste gibt er mit der genialen Weigerung, die gemordete Leonore sogleich zu erkennen. Wie er den Mantel von ihrem Antlitz hebt: „Nein, Teufel, nein, das ist kein Gianettinogesicht . . ." und ihn wieder fallen läßt. Ihn dann wieder hebt und wieder fallen läßt: „Es gibt Schicksale . . . Genueser, Gott sei Dank, es kann nicht wahr sein!" Bis er die Hülle von der Leiche reißt: „Wahr ist's — wahr!" Dann aber knickt sein Gefühl eben zusammen. Leer ist die Raserei dieses Schmerzes, unerschüttert vernehmen wir die Virtuosität seiner Rede. Und wenn er dann im herzoglichen Schmuck dieselbige Straße gezogen kommt, deren Pflaster das Blut seines Weibes getrunken in selbiger Nacht, da schwingt auch nicht der leiseste Nachklang ausgestandenen Leidens in seiner Stimme. Die hell schmetternden fürstlichen Worte des Triumphes sind nicht beschattet durch die Todesnähe, und auch in der letzten Frage an Verrina: „Was zerrst du mich so am Mantel?" schwillt keine Ahnung des heranschreitenden Geschickes. Es ist ein Fiesco mit allen Grenzen, die der Kunst des Herrn Kainz gezogen sind, mit all dem Versagen, das bei ihm sich immer einstellt, aber auch mit all der Pracht seiner Anläufe. Und es ist — wenn überhaupt unser Verlangen nach dieser Gestalt geht — ein Fiesco von heute. Er gibt Andeutungen und Winke für das, was wir den Wiederaufbau des Klassiker-Repertoires nennen.

An diesem Wiederaufbau mitzuarbeiten, ist keiner so befähigt wie der Maler Lefler. Denn wir werden die Klassiker in Prunk hüllen müssen, überall, wo sie Prunk verlangen, und wir werden ihnen die Bühne von jetzt bereiten müssen mit all ihrer Fülle von neuen Möglichkeiten. Lefler versteht's, die kümmerliche Vorschriftsmäßigkeit historischer Kostüme mit dem kleinen Finger umzustoßen; statt schulhafter Figurinen unerschöpflichen blendenden Formen- und Farbenreichtum der Gewänder spielend zu ersinnen. Er weiß aus Urväter Zeiten und Urväter Kleidung Intimitäten zu erzählen, und in längst verschollene Manieren, den Leib zu gürten, bringt er Einzelheiten und Nuancen, als ob noch heute die Menschen sich also trügen. Dann hatte er Einfälle, wie diesen tiefgelegten Tanzsaal im Palazzo Lavagna, wo man in Säulengängen und an den Wänden einmündender Galerien den Reichtum und den Kunstschatz eines Patrizierhauses der Renaissance urplötzlich in suggestiver Gegenwart vor sich erstehen sieht, und sich einzubilden vermag, man habe für eine Stunde im Cinquecento gelebt. Oder das Gemach des Andreas Doria. Man weiß sofort, wenn aufgezogen wird, noch ehe der Herzog sichtbar ist, wo man sich befindet. Die golddurchwirkte, mattschimmernde Tapete, die goldenen plastischen Adler, die auf dem Sims der Türen sitzen, die dunkelgeschnitzten Kaminbänke. Man sollte ihm zur Neuausstattung „Traum ein Leben" oder „Wallensteins Lager" oder den „Faust" übergeben. Den „Faust" zuerst, damit dieses hölzerne Vorspiel im Himmel mit seinen an die Fronleichnamskinder gemahnenden Engeln verschwinde. Damit Faust eine Studierstube erhält, die nicht mehr wie eine Kathedrale aussieht, damit der Spaziergang vor dem Tore wirkliche Frühlingsstimmung zeige, damit die Hexenküche endlich schaurig werde und der Spuk der Helena seine lächerliche Unbehilflichkeit verliere.

Aber freilich müßte dann auch ein feinnerviger und hochfühlender Mann die Regie führen. Nicht etwa wiederum Herr Thimig. Vielleicht Herr Hartmann, der ja am Burgtheater noch die geschmackvollste und behutsamste Regiekunst besitzt, und den man überhaupt nicht so grausam zur Seite stoßen sollte, wie es jetzt geschieht. Jedenfalls müßte es ein Spielleiter sein, der wenigstens die Dissonanzen zu meiden vermag und der das Mißverhältnis zwischen szenischem Pomp und schauspielerischer Armlichkeit nicht allzusehr klaffen läßt.

Denn dieser glanzreiche, farbensprühende Fiesco, den die Leute kühlen Herzens mit den Augen nur und unergriffen anstaunten, hat doch gezeigt, daß es mit dem Genie des Dekorateurs allein nicht getan ist. Es mag verlockend sein für den Regisseur, mit solch einer [illegible] Vorstellung zu prunken, hinter den bunten Farben des Malers die eigene Farblosigkeit zu bergen. Aber es ist falsch. Es ist ein falscher Schluß, sich einen Malergehilfen als Bequemlichkeit oder als einen Schatz zu empfinden, weil die Menge zuströmt, um zu schauen. Bei schlimmen Stücken müssen als Lockung Maler und Schneider her. Siehe die „Dubarry" und die „Maria Theresia". Die Leute kommen freilich herbeigelaufen. Aber gefoppt sind sie deswegen noch lange nicht. Sie wissen untereinander sehr genau, daß es schlimme Stücke sind, taube Nüsse, die man ihnen vergoldet. Für die großen Aufgaben der darstellenden Kunst aber ist so ein Maler wie Lefler eher ein gefährlicher Mithelfer. Er zwingt zu einem reineren Ton, zu einem höheren Niveau. Er entlarvt mit seinem strahlenden Rahmen die blassen Züge des Bildes, das er umfängt.

Das begann schon mit der lächerlichen Quadrille der sechs Bedienten, die, paarweise aufgestellt — rechts zwei, links und in der Mitte zwei —, so tun müssen, als wollten sie mit uniformen Geberden den Mohren anspringen. Schlimmer ward's, als dann die Mißvergnügten auf Fiesco eindringen, sich ins Wort fallen und sodann, weil „einiges Stillschweigen" vorgeschrieben ist, sich abwenden, nach dem Hintergrund gehen und den Rücken zeigen. Sie sind in höchster Spannung, erzählen, was Gianettino in der Signoria getan: „Und rief, es gilt nicht! und warf sein Schwert auf die Tafel!", sie fiebern danach, zu hören, was Fiesco jetzt dazu sagen werde. Fiesco läßt sie absichtlich warten. Er macht eine Pause. Er spricht erst nach „einigem Schweigen". Weil offenbar in diesem Schweigen Fiesco erst in den Mienen der Mißvergnügten lesen will. Aber der Regisseur entzieht ihm diese Mienen. Die drei gespannten Senatoren drehen sich um, laufen davon, in den Hintergrund des Saales. Von dort her muß Fiesco sie erst zurückholen, um die lauernde Frage zu stellen: „Wozu sind Sie entschlossen?" Das ist die Manier von vorgestern. Gänzlich ungelöst ist die Wahrscheinlichkeit von Leonorens Ermordung. Der Regisseur postiert sie mitten auf den Platz, auf der obersten Stufe des Brunnens, offenbar, damit die Hohenfels des Herrn Schmidt Riesenlänge vortäuschen könne. Aber Fiesco sieht ja so gut wie wir, daß dieser vermeintliche Gianettino auf der obersten Stufe steht. Das ist demnach eine verfehlte Finesse. An der finsteren Ecke eines Seitengäßchens, im tiefsten Winkel, wo irre Schatten täuschen, müßte die Tat geschehen. Und dann: Fiesco ersticht in der Regie Thimigs Leonore von rückwärts. Ja, tückisch mag Lavagna wohl sein, aber feig ist er nicht, und von seinem adeligen Mut hat er in fünf Akten einige Proben abgelegt. Der Spielleiter sollte das wissen. Das Problem dieses Auftritts ist gelöst, wenn wir bei dem Todesstoß, den Fiesco führt, die Schauer einer vom Schicksal verhängten Katastrophe fühlen. Herr Thimig läßt uns nur die Peinlichkeit eines vorschnell und unedel verübten Totschlages empfinden.

Das sind Beispiele, die ich vermehren könnte. Daß es ein paar Leistungen gibt, die dem Burgtheater beinahe immer von selbst gelingen — Medelsky, Baumeister, Devrient, Reimers — geht nicht auf Rechnung der Regie. Wie salopp sind aber sonst die Darsteller in ihren Fehlern belassen. Kein Regisseur, dem es um Vollendung zu tun ist, könnte die Imperiali bei der Bleibtreu dulden. Ihre Entwicklung hat andere Wege genommen, und weder von erotischer Dämonie noch von koketter, verliebter Bosheit ist je viel in ihrer Art gewesen. Kein Regisseur würde dies Gepiepse dürftiger Mädchen um die Gräfin Leonore gestatten, und keiner vermöchte es zu ertragen, daß ihm die unfreiwillig heiteren Schreiexperimente des Herrn Frank den Akkord der Szene auch nur für fünf Sekunden zerreißen. Man hat jetzt gesehen, daß Herr Frank immer verlacht wird, wenn er heroisch sein soll. Man hat erfahren, daß dieser kleine Schauspieler nur an seinem Platz ist, wenn er mit seiner mutierenden Knabenstimme schüchterne Burschen zu spielen hat; wenn er mit seinen unreifen, jäh ausfahrenden Geberden den Unband früher Triebe agiert. Und nun behängt man die schmächtigen Ausdrucksmittel der Pubertät, belastet diesen oft genug schon auf falschen Plätzen umhergeschobenen Jüngling mit der Würde eines genuesischen Senators: „Der ganze Adel muß Feuer und Flammen speien!" Die Leute haben gelächelt.

Es bleibt, wenn man absieht vom Lavagna des Herrn Kainz, den Herr Thimig nicht inszeniert hat, wenig mehr als die Ausstattung des Herrn Lefler, die Herr Thimig nicht entworfen hat. Und überschaut man die abgelaufenen vier Monate, denkt man der vier letzten Burgtheaterjahre, dann erkennt man, daß der „Fiesco" von Lefler nicht anders benützt wird denn als eine glänzend arrangierte Auslage, darauf berechnet, die Passanten anzulocken. Aber wenn auch Geschäft nur Geschäft ist, sollte es doch der künstlerischen Solidität nicht ermangeln. **Felix Salten.**

Bücher.

Karl Hauptmann: „Aus Hütten am Hange." Kleine Erzählungen München 1902. Georg D. W. Callwey. — „Mathilde." Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau.

Karl Hauptmann ist der Dichter der Wirklichkeit: „. . . . nicht um des Wirklichen willen, um des Leibhaftigen willen." Für

ihn hat einzig das Geschehnis Bedeutung. „Es sind immer Taten, die uns hinreißen. Oder Worte, nur wenn sie Taten spiegeln.“ Das ist das Glaubensbekenntnis eines Dramatikers, der sich auch in seinen Novellen bis in die Naturschilderungen nicht verleugnet. Das erste, was der Dramatiker zu eigen haben muß, die Kraft des Hinstellenkönnens, beweist er an lebensvollsten Gestalten, kräftigen Typen eines harten, trotzigen, mißtrauischen Menschenschlags. Aber seine schlesische Heimat ist eng, der Boden rauh, und man muß aufatmen, wenn man aus dieser Wirklichkeit entlassen wird, es sei denn, daß sie zur Kunst erlöst wird. Das ist Karl Hauptmann in seinem Roman „Mathilde“ gelungen. Es ist ein starkes Werk. Der Dichter muß mit seinem Stoff hart gerungen haben, es muß eine Taucherarbeit gewesen sein, aus der Tiefe der Seele heraufzuholen, was das Leben in sie versenkt hat. In schwerflüssiger Darstellung — seine Prosa ist melodielos bis zur Dissonanz — erzählt er, wie in dem trotzigen, in sich verschlossenen Bauernmädchen, das aus dem Elend der Heimat in die Fabriksstadt flieht, eine zarte, hingebende Liebe zu einem Höckerigen erwacht (der Roman ist, wie ich zeigen will, voll wirksamer Kontraste), eine Liebe, an der sie zum Weibe reift. Wie sie als solches fast im Taumel sich von der ärmlichen Mißgestalt und ihrem Kinde losreißen muß und dem an Kraft und Schönheit ihr ebenbürtigen Soldaten folgt, der sie dann doch verläßt, der doch dem Leben nicht standzuhalten vermag wie sie. Dann, wie sie einem Studentchen, über das plötzlich die Sehnsucht nach dem Leben kommt, zur sorglichen und klugen Warnerin wird, ohne doch die Motte vor dem Licht retten zu können. (Dieses, das vierte Buch des Romans, ist rührend schön.) Wie sie, weise geworden, eine jüngere, von Grund auf verderbte Schwester zu bewahren sucht — und wie sie sich schließlich wieder, ohne Groll, in sich zu verschließen beginnt. Das Leben hat ihr umsonst ihren Stolz zu entreißen versucht, es hat sie sehend gemacht. „Was ich bin, hust de gewußt.“

Max Mell.

Revue der Revuen.

„**Der Städtebau**“ nennt sich eine neue Monatsschrift für die künstlerische Ausgestaltung der Städte, nach ihren wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sozialen Grundsätzen, die im Verlage von Ernst Wasmuth in Berlin erscheint und deren erstes Heft vorliegt. Als Herausgeber zeichnen Theodor Goecke und Camillo Sitte, der freilich das Erscheinen des neuen Unternehmens, für das er sich noch in seinen letzten Tagen mit jugendlicher Begeisterung eingesetzt hat, nicht erleben sollte. Der Städtebau ist eine Wissenschaft, ist eine Kunst mit ganz bestimmten Zielen, die Erforschung ganz bestimmter, großer Aufgaben praktischer Ausführung. Und dieses Fach, in dem eine ungezählte Menge von Technikern, Künstlern, Nationalökonomen, Hygienikern, Sozialpolitikern, Verwaltungsbeamten und Mitgliedern gesetzgebender Körperschaften tätig ist, an dem, wenn auch nur gleichsam als Nutznießer, alle Bewohner unserer Städte Anteil haben, dieses wichtige und in sich abgeschlossene Fach besaß bis heute nicht eine ihm allein dienende Zeitschrift. Diese Lücke soll nun durch das neue Unternehmen ausgefüllt werden, das eine um so größere Rolle zu spielen berufen sein kann, als wir uns augenblicklich mitten in einem Uebergange von alten und nicht mehr haltbaren Annahmen, Lehrmeinungen und Schlagworten zu neuen, nach Ausdruck und Betätigung ringenden Grundsätzen des Städtebaues befinden. So gilt zum Beispiel noch heute das Schlagwort von den schönen, gleich breiten und schnurgeraden Straßen. Die Unterlage hierfür gab seinerzeit die bahnbrechende hygienische Schule des großen Pettenkofer, der wir die Untersuchung über die Wichtigkeit von Trockenheit, Wärme, Luft und Licht für unsere Gesundheit verdanken. Um nun möglichst viel Luft und Licht in die Wohnungen zu bringen, glaubte man, durchgängig möglichst breite Straßen oder überall zwischen den Häusern Bauwiche anlegen zu müssen, von dem Schlagworte ausgehend, daß die schönen, breiten Straßen die Luftbehälter, die Lunge der Stadt seien. Heute dagegen weiß man, daß gesundheitsschädliche Spaltpilze in der Luft gerade am Straßenstaub, der an sich schon schädlich genug ist, haften und bei dessen Aufwirbeln in den windigen, breiten Straßen überallhin und durch die Bauwiche sogar schädlicherweise in die Hausgärten verbreitet werden. Und der moderne Hygieniker sagt sogar, daß „vom hygienischen Standpunkt aus die Straße nur gewissermaßen ein notwendiges Uebel sei“. Aus dem Inhalte des ersten Heftes sei noch ein tiefschürfender Aufsatz von Camillo Sitte über „Enteignungsgesetz und Lageplan“ hervorgehoben, ferner „Der Bebauungsplan für den südwestlichen Stadtteil von Jena“ von K. Henrici in Aachen bearbeitet. Das Heft schließen „Ausblicke auf die Städteausstellung in Dresden“ von Theodor Goecke.

Zwei Tagebücher.

Von Gerhard Ouckama Knoop.

I.

15. April. Ich habe es mit meiner Wohnung recht gut getroffen; es verhält sich wirklich so, wie ich es seit Jahren behaupte: der Vorort einer großen Stadt ist ruhiger und ländlicher als eine durchschnittliche Sommerfrische. Allerdings nicht jeder Vorort.

Hier wohne ich nun ganz versteckt im Grünen: kein Lärm dringt bis zu mir; doch ist es nahe zu der Landstraße, zu dem alten, breitspurig behäbigen Bauernwirtshause mit seiner dorfähnlichen Umgebung — nein, das ist zu wenig gesagt: es ist das echteste Dorf, man fühlt sich in der Zeit um etliche Jahrzehnte zurückversetzt und im Raum über etliche Dutzend Meilen.

Zur anderen Seite die ruhigen alten Villen — mit grünen Fensterläden, in verwitternden Gärten. — Es wäre ein bißchen gar zu ernst und zu feierlich ohne die Abwechslung mit ein paar neuen, recht zierlichen und geschmackvollen Landhäusern — gute Architektur — man sollte es nicht für möglich halten.

Zum Spazierengehen — zehn Minuten — dann Einsamkeit an Bergeshalden entlang; Brombeerbüsche, einzelne Wanderer — Sonntagsstimmung —

21. April. Gesellschaft recht unbedeutend. Allerdings, wenn man auszog, die Weltstadt zu meiden . . . Nachbarschaft; gelegentlich Kegelpartien im Wirtshause. Herr Max Weber, Besitzer der neuesten, hübschesten Villa, die mir bei meinem ersten Spaziergange schon auffiel. Behäbiger Mann von fünfunddreißig Jahren, gut genährt und wohlgekleidet, blühende, etwas fettglänzende Gesundheit („Butterblume“). Zu mir sogleich äußerst vertraulich und offenherzig. Ich habe das nicht provoziert; es ist halt seine Natur; ein „glücklicher“ Mensch.

26. April. Regenwetter, Unfähigkeit zu arbeiten und Langweile. Ertrug es zuletzt nicht mehr, fuhr in die Stadt, verbrachte den Nachmittag heute im Kaffeehaus. Niemand gefunden, der mir konvenierte; schlechte Luft, die gräßlichen Zeitungen; verstimmt . . .

Zurück mit der elektrischen Bahn. Neben mir sitzt — mein Nachbar Max Weber. Gespräch. Er erzählt mir von seiner Familie. Wahrhaftig, ein glücklicher Mensch, alles, was ihn angeht, ist vortrefflich, seine Frau, seine zwei Kinder, sein Geschäft, seine Weine, das Haus und der Architekt, der es gebaut hat. Ich taute allmählich auf; Unzufriedenheit steckt an, Zufriedenheit aber auch in gewissem Maße. Ich soll ihn besuchen, um seine Herrlichkeiten anzuschauen. Es ist auch eine unverheiratete Schwägerin in der Familie, das einzige Objekt, welches Herrn Weber zur Kritik veranlaßt: sie ist, scheint es, trotz ihrer zweiundzwanzig Jahre von einer kindischen Schüchternheit und erschwert dadurch noch den so geringen geselligen Verkehr der Familie. Entin, das ist alles wenig interessant.

28. April. Wollte Besuch bei Weber machen, sagte mir dann: wozu? Habe inzwischen zufällig den Architekten kennen gelernt, der diese Villa gebaut hat und jetzt eine andere in der Nähe baut. Er heißt Walter Haug. Noch jung, höchstens achtundzwanzig; ein weiches, hübsches Gesicht, sentimentale blaue Augen; auch im Wesen sehr weich, still, kindlich. Man sieht, unberührt von Wein und Weib. Schwärmt für seine Kunst und für die Natur, traut sich aber nicht recht aus sich heraus, fast scheu. Verspricht daher wenig Anregung.

30. April. Auf meinem Spaziergang treffe ich den Architekten, wir bleiben zehn Minuten beisammen, unbedeutendes Gespräch. Da begegnet uns Herr Weber mit seinen zwei Damen. Haug grüßte sehr beflissen; ich sah die Damen nicht ganz deutlich, bemerkte nur die recht vornehmen Toiletten.

3. Mai. Kegelabend. Die Gesellschaft verlor sich ziemlich früh; ich trank noch mit Weber ein Glas Bier, dann gingen wir den größten Teil des Heimweges zusammen. Nun bin ich unentrinnbar eingeladen. Weber, wieder sehr offenherzig, bat mich um Entschuldigung dafür, daß seine Schwägerin so und nicht anders ist. Sie soll vor Fremden oft in die äußerste Verwirrung geraten, aber auch in der engsten Familie, bei dem gleichgültigsten Gespräch. Bin wirklich begierig, ob ich einen so faszinierenden Eindruck ausübe. Bescheidenheit und Erfahrung erlaubt mir das kaum anzunehmen.

5. Mai. Nun bin ich also bei meinem neuen Freunde Max Weber zu Gast gewesen. Man könnte schlechter untergebracht sein. Das Haus ist prächtig und reich eingerichtet, alles gediegen und kostbar, diese Portieren, die Möbel, das Silberzeug; größte Bequemlichkeit und nicht übler Geschmack. Essen und Wein erhaben über jedes Lob. Ja, mein dicker neuer Freund wird verwöhnt, man sieht es ihm auf hundert Schritte an, und es ist, als müßte er in einemfort vor Vergnügen mit der Zunge schnalzen. Und die Frau! Eine stattliche, sehr schöne Erscheinung, blond, die Augen so blau, daß sie dunkel erscheinen, und ich sehe in ihnen ein heimliches Feuer. Es ist eigentlich schade darum: wenn man — doch — na

Ja, die Schwester der Frau — dunkel, schlank, entschieden etwas Feines in Gesicht und Haltung.

Aber eine weltfremde Gans. Bei meiner Ankunft zeigte sie nur eine leichte Befangenheit; nachher — es war lächerlich und peinlich. Dieses Erröten und Erblassen, dieses [illegible] Stieren auf den Teller, diese Versuche, ein Wort zu sagen [illegible] scheinbar mit Aufwendung übermenschlicher [illegible] resultatlos: unnatürlich wie ein [illegible] ganzen Abend acht — man sollte denken, die [illegible] Jungfrau und dabei war ich doch sehr [illegible]

hauptsächlich von meiner japanischen Reise. Aber jedes Wort, auch das unschuldigste, wirft sie in eine groteske Verlegenheit; Totenblässe, dann wieder glühende Röte und — Tränen. Dabei schienen gewisse Vorstellungen sie ganz besonders heftig zu erschüttern; so steigerten sich die Anfälle, wenn von den Schirmen und Fächern der Japaner die Rede war. Als hätte sie dergleichen Dinge einmal gestohlen! Uebrigens, Interesse hat das weiter nicht; einfach Unerzogenheit; die meisten unerzogenen Menschen sind freilich anders —

6. Mai. Sonderbar. Ich mußte öfter an das langweilig-schüchterne Fräulein Sabine denken. Wahrscheinlich, weil man dergleichen zum Glück doch nur selten sieht. Uebrigens könnte sie ohne dieses verrückte Wesen wohl Reiz haben, wenigstens äußerlich. Ich traf Herrn Hang, der die Familie ja ziemlich gut kennt, und enthielt mich nicht, eine Bemerkung über Sabine zu machen. „Ja, sie ist öfter so," sagte er und schwieg dann.

12. Mai. Ich wollte einen Besuch bei Weber machen. Er war ausgegangen mit seiner Gattin; jedoch im Garten traf ich Fräulein Sabine. Kurze Unterredung. Zuerst schien sie ganz unbefangen, ich gewahrte sogar in ihren Augen einen eigentümlichen Glanz. Aber sobald das Reden anging, o weh! Es war fast noch schlimmer als damals bei Tische: eine Angst schien sie zu durchbeben wie vor einem Raubtier. Ich hatte ihr ein paar Komplimente über ihre Blumen gemacht und kramte meine geringen botanischen Kenntnisse aus, versuchte etliche Exemplare zu klassifizieren nach Staubfäden, Kelch- und Blumenblättern, Stempel, Narbe usw. Dabei muß sie selbst botanische Kenntnisse haben; trotzdem ihr Herz und Atem stillstand, wollte sie mich immer wieder auf neue Erklärungen bringen. Es muß ihr eine Tortur gewesen sein, und mir wurde es auch eine Tortur; ich empfahl mich bald.

17. Mai. Sabinchen ist also über die Maßen prüde. Das ist nun weiter nicht verwunderlich und hängt jedenfalls mit ihrer allgemeinen Schüchternheit zusammen. Aber nun hat sie es zu arg getrieben und ihren Schwager so heftig geärgert, wie ein solcher Phlegmatiker sich ärgern kann. In seinem unwandelbaren Vertrauen hat er mir die Geschichte denn auch brühwarm erzählt.

Also, Sabine litt an Magenschmerzen oder Leibweh und sollte deshalb einen warmen Umschlag auf den Leib legen. Sie ist im Bett, die Schwester kommt mit dem Umschlag, die Tür ist verschlossen. Lebhaftes Verhandeln: Patientin will sich den kleinen Liebesdienst von der Hausfrau nicht gefallen lassen, weil sie sich geniert, weigert sich die andere hereinzulassen und will höchstens durch die halbgeöffnete Tür das Paket in Empfang nehmen, um es sich selbst auf die kranke Partie zu applizieren. Darauf geht die andere nicht ein; lebhaftes Schelten, allgemeine Verstimmung im Hause, bis glücklicherweise die Schmerzen sich bald beruhigen, ohne den warmen Umschlag. Ein so schamhafter Hausgenosse mag freilich oft unbequem sein. Weber erzählt noch verschiedene Details von dem Leben und den Gewohnheiten seiner Schwägerin. In dieser Sittsamkeit liegt wirklich Raffinement.

31. Mai. Gestern bei Webers zum Nachmittagstee im Garten. Ich muß sagen, das junge Mädchen macht mich nun doch neugierig, ich möchte wohl in diese Hirnschale hineinschauen. Das äußere Beobachten hat keinen Zweck, und ich vermeide es (oder es müßte ganz unbewußt sein): sie mußte jedoch wohl meine Gedanken erraten und war peinlich verwirrt. Zum Glück kam der Architekt: er hielt sich mit ihr abseits, während ich noch eine halbe Stunde mit Herrn und Frau Weber blieb. Vor ihm muß sie sich immerhin weniger befangen fühlen.

3. Juli. Meine Arbeit hielt mich geraume Zeit davon ab, an Herrn Weber und seine Familie zu denken; während mehrerer Wochen habe ich ihn nur ein- oder zweimal aus der Ferne gesehen. So war ich aufs beste vorbereitet, bis zur Verblüffung überrascht zu werden. Fräulein Sabine verlobt mit dem Architekten Walter Hang! Sabine will heiraten! Die Familie ist über das freudige Ereignis denn auch herzlich betrübt. Man sagt sich, Sabine würde eher sterben, als jene Pflichten auf sich nehmen, welche die Ehe nun einmal mit sich bringt, ja, die Brautzeit könnte schon ihr Nervensystem empfindlich schädigen. Natürlich! Weber äußert zwar nicht seine Gedanken, aber er kichert sehr innerlich. Es ist [illegible] zustellen, wie eine Verlobung zwischen einem gänzlich schüchternen Jüngling und einer Sensitiven überhaupt verlobt werden konnte. — Das Mädchen interessiert mich nun doch; ich freue mich, sie kennen gelernt zu haben, und werde sie im Auge be- [illegible]

schien sich über die Zukunft keine Sorgen zu machen. Ja, weiß er nichts, oder ist er bis zu diesem polizeiwidrigen Grade naiv? Er ist nicht so offenherzig wie sein nunmehriger Schwager, es ist nicht viel aus ihm herauszubringen. — Ich habe das Brautpaar inzwischen zweimal gesehen, einmal im Hause, wo die Verlegenheit der Angehörigen auffiel und verzweifelt komisch wirkte; sodann auf einem Spaziergange. Ich bemerkte die glühenden Wangen der Braut, zugleich in ihren Augen ein eigentümliches Leuchten — der Zimperlichkeit.

28. August. Der Bräutigam hatte eine schnelle Hochzeit gewünscht und verabredet; allein sie wird immer wieder hinausgeschoben. Natürlich, die Braut muß ja vor Angst vergehen. Die Familie ist ebenfalls in Angst; man macht sich doch klar, daß ein Eklat eigentlich unvermeidlich ist, wenn es wirklich zur Trauung kommt. Forciert man die Hochzeit, dann steht eine Scheidung vor der Tür. Man hat auch den Arzt gefragt; der hat die Schultern gezuckt (gehört zum Metier und ist in den Romanen die Hauptbeschäftigung der Aerzte). Max Weber hielt sich endlich für verpflichtet, mit dem Bräutigam zu sprechen, aber er fand die Ueberwindung nicht. Gestern besuchte er mich, um meinen Rat einzuholen. Es war mir nicht besonders angenehm; schließlich empfahl ich das Abwarten — schon aus Egoismus; denn ich möchte nun doch sehen, wie die Sache sich entwickelt. Uebrigens kann man doch auch wohl nicht annehmen, daß der Bräutigam gar nichts weiß.

20. Oktober. Die letzten Wochen gewaltig in Anspruch genommen durch meine Arbeit, daher an die Familie Weber nicht einmal gedacht. Heute erfahre ich nun, daß Fräulein Sabine ganz plötzlich und unerwartet abgereist ist.

21. Oktober. Der Bräutigam ist auch abgereist. Was mag dahinter stecken? Ich höre ein Tuscheln ringsum — aber es wird mir nicht ganz deutlich — ich muß doch ein wenig genauer herumhören, damit mir der Schluß meiner Studie nicht unter den Händen zerrinnt.

23. Oktober. Max Weber zeigt sich nicht, aber von anderer Seite werden mir sonderbare Geschichten über das Brautpaar erzählt. Sabine zeigte, so sagt man, eine auffällige und unerklärliche Veränderung ihres Befindens. Man drängte sie, den Arzt zu konsultieren, und schließlich tat sie es auch. Dieser konstatiert an ihr zu seinem eigenen höchsten Erstaunen einen Zustand, welcher wohl für Ehefrauen geboten, für Bräute jedoch nicht statthaft ist. — Häusliche Auseinandersetzungen, höchste Verwirrung, Gedanke an Verbrechen, an das Irrenhaus. Denn Sabine gebärdet sich wie eine Geistesabwesende, und es kommt zutage, daß sie — die Verführerin des unschuldigen Walter Hang gewesen ist. Man hätte nun schweigen und die Hochzeit beschleunigen können; aber die Dienstboten haben etwas erlauscht, man verlor in der Furcht vor unausbleiblichem Skandal den Kopf; daher die überstürzte Abreise. — Ist das Klatsch, oder ist es wahr? Dieses kann ich mir kaum denken. Ich habe Sabine beobachtet; so heucheln kann man nicht. Und ohne Heuchelei wäre ihr Betragen eine psychologische Unmöglichkeit —

(Schluß folgt.)

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

OESTERREICHISCHES ERZEUGNIS! NEUHEIT!
KLEINOSCHEG DERBY SEC
[illegible] aus französischen Weinen

ALKOHOLFREIE CERES FRUCHTSÄFTE
reine Saft frischer gepresster Früchte!

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
Telephon Nr. 12801 „Observer" Telephon Nr. 12801.
WIEN, I. Concordiaplatz Nr. 4
[illegible]
Prospecte gratis und franco.

Die Zeit.

XXXVIII. Band. Wien, den 16. Januar 1904. Nummer 485.

Zeit gewinnen!

Wenn man die Rede aufmerksam prüft, die dieser Tage der Kriegsminister im Budgetausschuß der österreichischen Delegation gehalten hat, wenn man die kühl sachliche Gelassenheit dieser Rede mit den politischen Aufregungen vergleicht, die ihr vorangegangen sind und sie noch immer begleiten, dann bleibt einem nur die Wahl zwischen zwei Dingen: entweder ist es Beschränktheit oder ist es Superklugheit, der man da gegenübersteht. Ein Mann, der in einem Augenblicke, wo alle Welt an seinem Munde hängt und von ihm ernste, gewichtige Worte voll grundsätzlicher Entschiedenheit erwartet, nichts anderes zum besten zu geben weiß als eine militär-wissenschaftliche Abhandlung ohne Ton und ohne Farbe, solch ein Mann muß entweder ein in sein Fachwissen verbohrter Pedant oder ein Diplomat von feinen und tiefen Absichten sein. Seit Monaten gibt es keinen anderen politischen Gesprächsstoff als den Konflikt zwischen den überlieferten Anschauungen der Militärkreise und den Forderungen der ungarischen Nationalbewegung. Daß die Ungarn den Kampf vorläufig erfolgreich ausgefochten haben, weiß man; wie aber die Militärkreise sich zu der neuen Sachlage stellen, blieb bisher unbekannt, und deshalb harrte man mit Spannung auf eine authentische Aufklärung. Endlich treten die Delegationen zusammen, wo die Sache doch erörtert werden muß; endlich erhebt sich der Kriegsminister, um Rede zu stehen; endlich muß es Licht werden! Aber nein, es bleibt so dunkel, wie es war. Der Minister, von dem man Sensationen erhofft, bringt nur Banalitäten. Er spricht von tausend Nebensachen, die keinen Menschen interessieren, und schweigt von der Hauptsache, als hätte es nie eine ungarische Obstruktion und nie einen Friedensschluß mit den bekannten, höchst ausgiebigen Konzessionen gegeben. Er vertieft sich mit einem Eifer und einer Gründlichkeit in den Lehrplan der Kadettenschulen, als spräche er vor einem Kongreß militärischer Pädagogen. Die Frage ist nun, ob das echt oder gemacht ist. Haben wir einen Archimedes vor uns, der sich nicht darum kümmert, ob die Feinde in Syrakus eindringen, und nur besorgt ist, daß niemand seine geometrischen Zeichnungen störe? Oder spielt Herr v. Pitreich nur den Fachmann mit Scheuklappen, weil er es vorläufig nicht geraten findet, von seiner politischen Sehkraft Gebrauch zu machen?

Alle Wahrscheinlichkeit spricht für die letztere Annahme. Selbst ein im kleinlichsten militärischen Detail völlig aufgehender Gamaschenritter müßte durch die Dinge, die in Ungarn geschehen sind, wenn nicht in seiner Geistes-, so doch in seiner Gemütsverfassung erschüttert werden. Das Temperament eines alten Soldaten müßte sich da rühren. Wenn es unbewegt und still bleibt, wenn kein Fluch, kein Kernwort hörbar wird, sondern nur die langweilig hinplätschernde Rede eines gleichmütigen Theoretikers, so ist das zu unnatürlich, als daß man nicht dahinter Plan und Absicht suchen müßte. Ist man aber einmal so weit, die fachmännische Wortverschwendung und politische Schweigsamkeit des Kriegsministers unnatürlich, auffallend gekünstelt, diplomatisch zu finden, dann wird es auch nicht schwer sein, den Zweck von alledem zu erraten.

Man darf nur nie vergessen, daß bei all diesen ungarischen Verwicklungen zwei Hauptfaktoren tätig sind: die nationale Politik des Magyarentums auf der einen, die Hofpolitik auf der anderen Seite. Wir Oesterreicher sind zwar an diesen Affären mitbeteiligt, besonders stark als finanzielle Interessenten, aber wir sind erst später dazugekommen, sind erst nachträglich in einen längst anhängigen historischen Prozeß als Partei [illegible] wir gehören nicht zu den ursprünglichen [illegible] haben ihre gegenseitigen Angelegenheiten [illegible] uns zu fragen, sie haben uns auch [illegible] gefragt, weder bei dem Ausgleich von 1867 noch bei dem Zwischenvertrag von 1903. Wir dürfen daher in ihre Händel nicht unsere [illegible] viel zu modernen — Vorstellungen und Gewohnheiten [illegible] tragen, sondern müssen sie nach ihrer [illegible] gegebenen Verhältnissen beurteilen. Wenn also der [illegible] minister über ungarische Militär[illegible] sind das nicht Aeußerungen einer [illegible] es sind Emanationen des alten [illegible] Diese Politik aber hat stets für [illegible] ein einziges Mittel gekannt, ein Mittel, dem sie auch tatsächlich manchen überraschenden Erfolg verdankte — es hieß: Zeit gewinnen! Die alten Habsburger waren nicht Männer der raschen Entscheidung, des kräftigen Entschlusses, der frischen Tat; aber sie waren von einer Zähigkeit und Ausdauer, die ihre Gegner oft zur Verzweiflung brachte und manches widrige Geschick bezwang. Sie gewannen mitunter viel, weil sie es immer verstanden, Zeit zu gewinnen. Schließlich kam dann irgendeine unerwartete Wendung, die ihnen günstig war. Das mag es wohl auch gewesen sein, was Ludwig XIV. meinte, als er von seinem zähen Gegner Leopold I. sagte, ihn selber fürchte er nicht, wohl aber seine Mirakel. Die österreichischen Glückswunder waren meistens Verschleppungswunder. Keine europäische Macht hat mit gegnerischen Mächten so langwierige Kriege und so endlose, durch viele Jahre sich hinziehende Friedensverhandlungen geführt wie das Haus Oesterreich. Als nach dem Aussterben der Habsburger, die in der Kunst des beharrlichen, kalten Abwartens Meister waren, das lebhafte, unruhige Geschlecht der Lothringer auf den Thron gelangte, schien eine grundstürzende Wandlung des politischen Systems für Oesterreich zu kommen. Aber Traditionen sind stärker als Personen. Mit dem kurzen, stürmischen Zwischenspiel Josefs II. war der Einfluß des neuen Blutes abgetan, und die bewährte alte Methode trat wieder in ihr Recht. Speziell die Ungarn, mit denen der Wiener Hof abwechselnd bald auf Kriegs-, bald auf Friedensfuß stand, und mit denen er stets wie mit einer auswärtigen Macht zu verhandeln hatte, haben die Stärke dieser Methode oft und oft am eigenen Leibe erfahren. Ueber den Verhandlungen mit ihnen stand immer der Leitsatz: Zeit gewinnen! War man genötigt, ihnen bedeutende Zugeständnisse zu machen, so geschah es stets in einer Form, die für künftige neue Prozesse einige Pförtchen offen ließ. Allerdings war auch die Politik der ungarischen Staatsmänner den zweideutigen Provisorien nicht abgeneigt. Auf der einen Seite dachte man beim Gewähren meist ans Zurücknehmen, auf der anderen Seite beim Erlangen schon ans Mehrfordern.

Die Rede des Herrn v. Pitreich mit ihrer unzeitgemäßen Detailkrämerei und Schulfuchserei wäre gar nicht zu verstehen, wäre psychologisch und politisch rätselhaft, wenn man sie nicht eben als Ausfluß jenes überlieferten Systems zu betrachten hätte. So angesehen aber, wird sie ganz gut verständlich. Die Hofpolitik will Ungarn gegenüber wieder einmal Zeit gewinnen. Die militärischen Konzessionen, so bedeutend sie sind und so klar sie auf eine Verselbständigung der ungarischen Armee hinzielen, haben doch eine ziemlich vage Fassung erhalten [illegible] den Vertrag, [illegible] der zwischen Wien und Budapest zu allen Zeiten gebräuchlich war. Der Kriegsminister will sich nun über Wesen und Wert dieser Konzessionen einfach deshalb nicht bestimmt äußern, weil die Hofpolitik selbst noch nicht weiß, welche Art von Interpretation sich im Laufe der Zeit als nützlich und möglich erweisen wird. Man will nun [illegible] abwarten. Sache der [illegible] Völker aber wird es sein, darüber ins Reine zu kommen, ob sie mitwarten wollen. [illegible] Ungarn und der Hof, beide Teile werden in dieser Sache [illegible] Auseinandersetzung und [illegible] K. W.

Frankreich an der Jahreswende

Die französische Republik [illegible]

jedoch nicht, da weder in dem im Februar 1903 verhandelten Prozeß Cattaui-Humbert noch in dem zwölftägigen Schwurgerichtsprozeß im August des Jahres irgend etwas zum Vorschein kam, was der Republik als solcher oder ihren gegenwärtigen Würdenträgern zur Unehre hätte gereichen können. Der berühmte „Fall“ blieb vielmehr, was er immer gewesen war: ein zwar durch seine Dauer und seine Dimensionen höchst bemerkenswerter, aber doch durchaus privater Rechtsfall.

Das wesentlichste Kennzeichen der abgelaufenen zwölf Monate war die strikte durchgeführte Anwendung des Ordensgesetzes vom Juli 1901 und des Zusatzgesetzes vom Dezember 1902, durch welche legislatorische Maßnahmen sich die religiösen Orden des größten Teiles ihres bisherigen Einflusses, namentlich hinsichtlich der Jugenderziehung, beraubt sahen. Das Ministerium des Innern war in eine Art Prüfungsanstalt umgewandelt, in der die Gesuche von Hunderten von Männer- und Frauenorden und von vielen Tausenden von Zweigniederlassungen und Unterrichtsanstalten gesichtet, geordnet und geprüft wurden, während die Kammer und zum geringeren Teile auch der Senat sich mit der Abweisung dieser Gesuche zu beschäftigen hatten. Denn eine solche Abweisung war von vornherein geplant gewesen. Diese zwischen Regierung und Kammermehrheit vereinbarte Taktik — die einzig mögliche angesichts der ungeheuren Fülle der Gesuche und der von den Gegnern im Parlament und Volk systematisch betriebenen Obstruktion — führte zweimal zu ernsteren Konflikten zwischen Regierung und Oberhaus. In letzterem, das im Grunde sehr gut republikanisch, ja fortschrittlich gesinnt ist, sitzen viele alte, im Dienste der Themis ergraute und verknöcherte Juristen, die vor lauter Prinzipienreiterei und „Legalitätsskrupel“ die der Republik von seiten der religiösen Genossenschaften noch immer drohende Gefahr nicht erkannten und daher die Maßnahmen des Ministeriums Combes als zu weit gehend und vor allem als „illegal“ ansahen. Der Wortführer dieser Leute, selbst ein gewiegter Jurist, war der ehemalige Ministerpräsident Waldeck-Rousseau, der sich in seinem Nachfolger sehr geirrt zu haben scheint. Er bekämpfte im Juli und dann wieder im Dezember die Anträge der Regierung aufs heftigste, jedoch vergebens, da ihm der ebenfalls über großen Einfluß und beträchtlichen Anhang verfügende radikale Senator Clemenceau die Wage hielt.

So wurden denn die Orden nacheinander aus ihren Positionen gedrängt, und das Ende des Jahres sah sogar das Erscheinen eines Initiativantrages der Regierung, durch den im kommenden Jahre sämtlichen Orden, den autorisierten wie den nicht ermächtigten, den Männerorden wie den Frauenorden, das Erteilen jedweden Unterrichtes untersagt werden soll. Es dürfte kaum einem Zweifel unterliegen, daß dieses Gesetz in seinen großen, höchst einfachen Zügen zur Annahme gelangt. Dagegen fiel ein Unterrichtsgesetz, durch das die schon mehrfach brüchig gewordene berüchtigte „Lex Falloux“ aus dem Jahre 1850 völlig abgeschafft wurde, ziemlich gemäßigt aus, insofern die von den Radikalen beantragte Aufhebung der Unterrichtsfreiheit nicht durchdrang. Nach wie vor kann jeder Franzose, der gewisse Bedingungen erfüllt und den Nachweis intellektueller und moralischer Qualifikation erbringt, eine „freie“ Schule gründen; ein absolutes Veto kann die Regierung dagegen nicht erheben, nur ist die Schuleröffnung an das Gutachten des Unterrichtsrates gebunden, das aber bei Erfüllung jener Bedingungen nicht prohibitiv ausfallen darf. Dem Staate verbleibt also vorderhand nur das Aufsichtsrecht, nicht aber das von intransigenter Seite erwünschte Monopol des Unterrichts.

Hand in Hand mit der parlamentarisch-gouvernementalen Aktion gegen die Orden ging die Austreibung der aufgelösten und sich widersetzenden Orden, was zwar zu allerhand lokalen Ruhestörungen und zur Anwendung von Gewalt durch die Autoritäten des Landes, nicht aber zu förmlichen Kampfszenen wie im Vorjahre in der Bretagne führte. Als bemerkenswerteste dieser Austreibungen verdient die der Kartäusermönche im vorigen Winter genannt zu werden, bei der sich das Militär wieder einmal durch seinen Klerikalismus und seine mangelnde Disziplin auszeichnete, indem es die grobe Mißhandlung republikanischer Journalisten, die der Aktion als Zuschauer beiwohnten, zuließ, ja förmlich leitete. Zwischen hinein in diese antiklerikale Tätigkeit fiel, im April 1903, in der Kammer die Wiederaufrollung der Affaire Dreyfus durch den Abgeordneten Jean Jaurès. In zweitägiger Redeschlacht, die überaus bewegt, zum Teil sogar dramatisch verlief, legte Jaurès die hauptsächlichsten Gründe dar, die zu einer nochmaligen Prozeßdurchsicht führen müßten, doch verlor er bei der Abstimmung das Spiel, da die Kammer einen Antrag Chapuis' annahm, demzufolge der „Fall Dreyfus“ fortab dem juristischen Boden nicht mehr entzogen werden soll. Nebenbei gerieten Brisson, der ehemalige Ministerpräsident während der Hochflut der „Affäre“, und sein damaliger Kriegsminister Godefroy Cavaignac hart aneinander, wobei der letztere moralisch „hingerichtet“ ward. Der erwähnte Kammerbeschluß hinderte aber den Kriegsminister André nicht, das von ihm selbst am Schlusse jener Debatte gemachte Anerbieten — das die Kammer unbeachtet gelassen hatte — zur Ausführung zu bringen und die Akten des Falles in aller Stille zu studieren. Dies geschah im Laufe des vorigen Sommers, ohne daß das Gerücht davon in die Oeffentlichkeit drang, so daß alle Welt höchlich überrascht wurde, als der Minister vor wenigen Wochen mit der Erklärung hervortrat, er habe in den Akten des Prozesses von Rennes Material gefunden, das eine zweite Revision angezeigt erscheinen lasse. Dieses Material nebst einer eingehenden Begründung wurde von ihm dem Justizminister übergeben, der seinerseits die permanente Revisionskommission im Justizministerium damit befaßte. Diese hat am Weihnachtsabend ihr Gutachten dahin abgegeben, daß die Akten durch den Minister dem Kassationshof zu übergeben seien, da neue, eine Durchsicht des Prozesses hinlänglich begründende Tatsachen aufgedeckt worden seien. Justizminister Vallé folgte diesem Gutachten und überwies schon am folgenden Tage die Akten an den Generalstaatsanwalt am Obersten Gerichtshof, der das Weitere zu veranlassen hat.

Fruchtbar an äußerlichen Erfolgen war das abgelaufene Jahr auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Es erlebte, was man noch kurz zuvor kaum für möglich gehalten hätte, eine vollständige und, wie es scheint, einigermaßen dauerhafte Aussöhnung mit England, das bis auf weiteres aus der Liste der „offiziellen“ Erbfeinde gestrichen ist. Dieser Erfolg ist freilich zumeist der Staatsklugheit König Eduards zu verdanken, der sich den Rücken für den Fall eines Konflikts mit Deutschland zu decken bestrebt ist. Der König kam im April nach Paris und wurde zwar kühl von der hauptstädtischen Bevölkerung, aber doch korrekt aufgenommen, nachdem ein Versuch der Nationalisten, das Volk gegen den Monarchen aufzuhetzen und einen Skandal vom Zaune zu brechen, gescheitert war. Bald darauf (im Juni) wurde der Besuch durch den Präsidenten der Republik in London erwidert. Die Aufnahme Loubets gestaltete sich zu einer in England kaum je gesehenen Ovation. Das praktische Ergebnis dieser beiden Besuche drückte sich in einer im Spätherbste unterzeichneten Schiedsgerichtskonvention aus, die beiden Ländern die Möglichkeit gibt, sich durch Vermittlung des Haager Schiedsgerichtshofs gütlich zu vertragen, wenn . . . sie es nicht gerade vorziehen sollten, sich dennoch zu prügeln! Von besonderem Belang ist der Vertrag daher nicht, aber er bedeutet doch in theoretischer Beziehung einen gewissen internationalen Fortschritt. Dieser amtliche Schritt hatte noch andere, mehr offiziöse, im Gefolge, so im November den Besuch zahlreicher englischer Parlamentarier in Paris. Ein ganz ähnlicher, auf denselben Grundlagen aufgebauter Vertrag kam anfangs Dezember zwischen Frankreich und Italien zustande; er dürfte zunächst auch nur platonischen Wert besitzen, die nicht zu unterschätzenden Handelsvorteile allerdings nicht zu vergessen. Der König von Italien unternahm im Oktober in Begleitung der Königin die im Sommer wegen des Ablebens des Papstes verschobene Pariser Reise. Sein Empfang war glänzend, ja enthusiastisch, vor allem seitens der Bevölkerung. Der Gegenbesuch Loubets in Rom ist auf den März 1904 bestimmt. Mit Rußland ist man zwar immer noch nicht „auseinander“, aber das „eheliche“ Bundesverhältnis macht doch mehr und mehr einem nicht zu verkennenden Schmollen Platz, das früher oder später in eine regelrechte „Scheidung“ auslaufen muß, da die Grundlagen beider Staaten in allzu schreiendem Widerspruche zueinander stehen. Der erwähnte Vertrag mit England scheint zunächst auf eine gütliche Auseinandersetzung zwischen beiden Ländern hinsichtlich Marokkos abzielen zu wollen, wo Frankreich vorderhand kein unmittelbares militärisches Einschreiten zu beabsichtigen scheint, wohl aber eine mehr oder minder friedliche handelspolitische Erschließung in Angriff nehmen dürfte. Der aus dem Dezember 1902 stammende, für Frankreich wenig günstige Vertrag mit Siam, der infolge heftiger Opposition der Kolonialgruppe der Kammer auf ein Jahr verlängert worden war, ist kurz vor Jahresschluß auf zwei weitere Monate hinausgeschoben worden, da es dem Parlament bislang an Zeit gebrach, sich über ihn zu äußern. Zu den anderen Mächten hat Frankreich sich auch im abgelaufenen Jahre gut zu stellen gewußt und sich dabei vorsichtigerweise gehütet, in der von Rußland und Oesterreich in die Hand genommenen Orientfrage eigene Gesichtspunkte zu vertreten. Auch in dem drohenden Konflikt zwischen Japan und dem französischen Verbündeten Rußland hat die Republik, soweit bekannt geworden ist, nicht Partei ergriffen und sich zu nichts verpflichtet.

Schließlich sei erwähnt, daß die Beratung des **Budgets** im Jahre 1903, seit langen Jahren zum erstenmal, zu rechter Zeit beendet wurde, ein Ereignis, das sich seit dem Bestehen der dritten Republik kaum öfter als drei- oder viermal vollzogen haben dürfte. Dieser Erfolg ist, neben der Budgetkommission der Kammer, zuvörderst dem überaus tätigen und fähigen Finanzminister **Rouvier** zu verdanken, der es auch diesmal wieder verstand, die mannigfachen Risse und Spalten des budgetären Blocks wenigstens notdürftig zu überkleistern und das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen.

Paris. Poller.

Entwicklungslehre und Geschichte.

Das Einheitsstreben unseres modernen Geistes, der in der Entwicklungslehre eine Art neuer Religion gefunden hat, sucht seinen Leitgedanken mit ähnlicher Gewaltsamkeit auf alle Gebiete zu erstrecken wie einst die Gläubigen ihre alten Dogmen, nur daß hier die Gewalt nicht gegen die Menschen, sondern „bloß" gegen Logik und Methode gerichtet ist. Es ist wohl nicht nötig, die auf einem plumpen Wortspiel beruhende Gleichsetzung des natürlichen und sozialen Daseinskampfes, mit der gewisse Leute die „natürlichen Grundlagen" unserer Gesellschaftsordnung bloßlegen wollten, nochmals abzutun. Nun hat aber die Selektionstheorie neuerdings eine Anwendung gefunden, die nicht die sozialen Gegenwartsfragen, sondern die der geschichtlichen Entwicklung betrifft. Man nimmt die primitive Erklärung der Geschichte durch Rassenkräfte wieder auf, sucht aber diese geheimnisvollen Mächte selbst durch Anwendung des Ausleseprinzips uns, die wir Gespenstern mit unerklärbaren Daseinsäußerungen eben nicht recht trauen, etwas annehmbarer zu machen.

Am häufigsten bekommen wir seit **Penka** und Moritz **Wagner** die These vorgesetzt, die „arische Rasse" sei das Ausleseprodukt der durch die Eiszeit bewirkten Wanderungen und Strapazen. Die Eskimos leben heute noch in der Eiszeit und haben auch große Wanderungen zu bestehen. Obwohl sie unstreitig das erfindungsreichste Naturvolk sind, werden sich die Rassengläubigen doch sehr gegen eine solche arische Verwandtschaft sträuben. Es ist überhaupt zu bemerken, daß sehr strenge Naturbedingungen zur Verkümmerung, nicht zur Höherentwicklung führen, wie dies aus eigener Anschauung erst kürzlich Kropotkin treffend geschildert hat. Aber auch ein Milieu von mäßiger Strenge bewirkt eher eine passive Anpassung und Abhärtung gegenüber einzelnen Schädlichkeiten als die Entwicklung aktiver Tüchtigkeit, wenn nicht soziale Umstände (kriegerische Reibung, nomadisches Raubleben, Zwang zur Arbeit usw.) die **Erziehung** — nicht **Auslese**! — übernehmen. So hat man lange voreilig die ideale Gesundheit und Kraft der Naturvölker als Selektionswirkung gepriesen, bis man fand, daß es nicht so weit damit her sei. Gegen klimatische Schädlichkeiten sind sie zwar relativ geschützt, im übrigen aber sind die Naturvölker mit Ausnahme der besonders begünstigten Neger viel mehr Krankheiten unterworfen als wir und erreichen selbst die physischen Kraftleistungen des Europäers nicht. Auch die prähistorischen Rassen der europäischen Steinzeit waren offenbar durch die Not verkümmert, wie die für unsere Hände viel zu kleinen Griffe ihrer Werkzeuge beweisen. Man hat nun weiter behauptet, der Kampf ums Dasein erzeuge die sozialen Triebe, indem jene Stämme die den durch Stammes- und Familiengefühle und altruistische Aufopferung vermittelten inneren Halt nicht hätten, ausgerottet würden. So züchte Haß Liebe. Auf einem gewissen Umweg wird dies allerdings zuweilen erreicht, indem kräftige, durch Krieg, Raub oder freie Arbeit gestählte Völker oft zu Staatengründern werden und im staatlichen Zusammenleben die sozialen Triebe zur Ausbildung kommen. Jene primitive Ansicht aber findet gar keine Bestätigung in der Völkerkunde. Ueberall, wo der Kampf ums Dasein sehr hart ist, steht auch das Weib besonders tief, sind auch die Beziehungen innerhalb des Stammes roh. **Nachtigal** hat uns das Leben der wüstenbewohnenden Tibbu geschildert: „Das Weltringen aller nach dem kümmerlichen Besitz macht den einzelnen rücksichtslos, argwöhnisch und betrügerisch. Jeder sucht den andern zu schädigen, und alle stehen sich im Wege in jener Welt der Not. Jeder lebt für sich, und jeder Gedanke an die Stammesgenossen, jedes Gefühl für Volksleben, jedes Streben nach Gemeinwohl liegt ihm fern. Gemeinsame Gefahr von außen her oder gemeinsame Raubzüge vereinigen die Leute, niemals gemeinschaftliche Arbeit und harmloses Volksleben. Das erstere kann. Ihre Volksversammlungen sind Uebungsvereine [illegible] Argumentation und schlauester Rechtsverdrehungen und endigen wohl gar in blutigem Streit." „Aber es sind Menschen voll Selbstgefühl. Sie mögen Bettler sein, aber sie sind keine Parias. Viele Völker wären unter diesen Umständen elender und gedrückter; die Tibbu haben Stahl in ihrer Natur. Sie sind zu Räubern wie zu Kriegern und Herrschern trefflich geeignet." (Ratzel.) Es ist die Schuld der geographischen Lage ihres Gebietes, wenn sie den Weg zur Staatenkultur, den die Araber aus gleichen Anfängen zurücklegten, nicht finden konnten.

In der neueren Literatur begegnet uns öfter eine Vertauschung der durch die Natur bewirkten Selektion mit einer anderen, die man etwa „moralische Selbstselektion" nennen könnte. **Ammons** Theorie, daß die energischeren Langköpfe sich aus dem Mischungsbrei selbst auslesen und in die Städte ziehen, womit er die in manchen Ländern vorkommende größere Langköpfigkeit der Städter erklären will, gehört hierher. Auch das Fortschreiten der Kultur vom Osten Europas nach dem Westen wurde mit der in gleicher Richtung steigenden Tüchtigkeit der Rassen erklärt und diese als Ausleseergebnis hingestellt. Bei der vorausgesetzten großen Ost-Westwanderung sollen nämlich immer die Tüchtigsten, Kühnsten, Energischesten am ehesten bereit gewesen sein, sich aus dem Volksverband zu lösen und ihre Zelte in der einmal angegebenen Richtung — zurück war ja kein Weg — weiter zu tragen. Ihering hat diese Selektion anschaulich geschildert und etwas Wahres mag daran sein. Doch sind es sehr oft nicht die Kräftigsten, sondern gerade die durch Uebermacht vertriebenen Schwächeren, die sich eine neue Heimat suchen. Die germanischen Stämme, die gegen die römischen Grenzen drängten, waren in sehr vielen Fällen durch innere Feinde vertrieben. Außerdem sind aber die Wirkungen des Milieuwechsels theoretisch wichtig. Ein Volk, das aus irgendeinem Grund seine zivilisiertere Heimat verläßt, um in der Wildnis zu bauen, bringt gewisse Bedürfnisse mit, die es zu harter, erziehlicher Arbeit zwingen, die auf neuem Land frei von den drückenden sozialen Fesseln der Vergangenheit besonders reiche Früchte trägt. So haben die griechischen Kolonien Hellas, das römische Gallien und Spanien Italien in materiellem Gedeihen und im Verlauf auch an Kultur überholt und Amerika scheint ein neues Beispiel stellen zu wollen.

Der Hauptfehler der selektionistischen Geschichtserklärung liegt in der großen Allgemeinheit und Unbestimmbarkeit ihres Prinzips. Man kann an jedem beliebigen Umstand Momente entdecken, die in einer bestimmten Richtung selektorisch wirken können, aber **nie** hat man bisher gezeigt, daß sie tatsächlich und in einem die Geschichte bestimmenden Ausmaß so wirksam waren. Ein weiterer Fehler, den allerdings andere mit jener teilen, ist die Ueberschätzung des persönlichen Moments dort, wo es sich um Massenkräfte handelt. Wie wenig dies zu richtigen Resultaten führt, können uns zwei Beispiele zeigen. In China wird durch ein großartiges Prüfungssystem seit Jahrtausenden tatsächlich die geistige Auslese des ganzen Volkes zur Herrscherin gemacht. Es gibt keinen noch so niedrig Geborenen, der nicht durch Talent und Fleiß die obersten Stufen des Mandarinats erklimmen könnte. Hier ist der Traum Platos erfüllt: die Philosophen sind die Lenker der Menschen. Und der Erfolg? — Die Kosaken sind dagegen zum großen Teil aus entsprungenen Verbrechern, Räubern und sonstigem Gesindel zusammengelaufen. Nach dem Selektionsdogma müßten sie also eine ganz unmenschliche Rasse sein, was gar nicht zutrifft.

Der berühmteste Versuch in dieser Art von Geschichtsauffassung ist der Otto **Seeks**.*) Hier will ein ausgezeichneter Historiker und glänzender Darsteller den Untergang der antiken Welt durch die „Ausrottung der Besten" erklären, deren Ursache die Parteikämpfe, Bürgerkriege, Christenverfolgungen, Hinrichtungen, die Askese u. dgl. gewesen seien. Eine ähnliche Ansicht will den Niedergang Spaniens damit begründen, daß seine tüchtigsten Elemente in die Kolonien strömten und so die Kraft des Mutterlandes sich verblutete. Nun sind aber auch recht viele Verbrecher und Gewaltnaturen teils gezwungen, teils aus Abenteuerlust mitgezogen, was doch weder eine günstige Auslese bedeutet. Uebrigens müßte England dann schon ganz degeneriert sein, während doch jedermann seine Kolonien gerade als Beweis der Stärke der Briten auffassen [illegible].

Francis **Galton** war der erste, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Standpunkt des Rassentheoretikers H. Driesmann zu stehen, der die katholischen Geistlichen für überwiegend ungermanische Elemente hält, oder auf dem Standpunkt des Freidenkers, daß jedesmals der dümmste Bauernsohn, der für die Landwirtschaft zu wenig begabt ist, „auf geistlich studiert", um ebenfalls diese Hypothese unbrauchbar zu finden. Das geistig beschränkte Klerikerleben wird ja wirklich hervorragende Geister, die meist auch sinnlich lebhafter sind als der Durchschnitt, wenig anziehen. Komisch ist es, wenn protestantische Kulturkämpfer die „nationale Schädlichkeit" des Zölibats damit beweisen wollen, daß sie den katholischen Klerus, über den sie sonst nicht sehr schmeichelhaft zu urteilen pflegen, plötzlich als die geistige Elite des Volkes hinstellen.

Ein Schulfall für die Selektionsequilibristik ist De Candolles Begründung der von ihm behaupteten geistigen Ueberlegenheit der Blonden. Derselbe Autor ist nämlich der Meinung, daß die Brünetten mehr Lebenskraft besäßen, wofür sich ja einige Gründe anführen lassen. Um nun mit ihnen wetteifern zu können, müßten die Blonden mehr Geist aufbringen und würden so allmählich eine geistige Auslese! Vor einiger Zeit las ich einen Aufsatz von Driesmann, in dem der Rückgang des blonden Typus in Deutschland als eine Folge des schlechten Geschmacks der deutschen Frauen hingestellt wird, die den lebhafteren „dämonischeren" Schwarzkopf vorzögen! Umgekehrt versichert uns ein so bedeutender und ernster Forscher wie Ripley, daß die germanische Rasse das Resultat geschlechtlicher Zuchtwahl sei, wobei gerade die Blondheit das selektive Moment gewesen wäre.

Die menschlichen Gesellschaften selbst der unentwickeltsten Form unterscheiden sich vom Naturzustand derart, daß jede hastige Anwendung von Prinzipien, deren Geltung sogar auf dem Gebiete der Natur eingeschränkt zu werden beginnt, unwissenschaftlich ist. Wir können den Worten Ernst Häckels „Die Weltgeschichte ist ein Teil der organischen Entwicklungsgeschichte" in dieser Allgemeinheit und in dem damit verstandenen Sinn nicht zustimmen.

Dr. Friedrich Hertz.

Die Befreiung von der Mutterschaft.

Von Ellen Key (Aby).

Die Männer, welche aus der Beobachtung, daß die Berufs- und Gehirnarbeit der Frau im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Fruchtbarkeit zu stehen scheint, die Schlußfolgerung gezogen haben, daß die Frau „zur Natur zurückkehren", ihr Hirn ungebraucht lassen und ausschließlich Kinder gebären müsse, diese Männer sind leicht widerlegt. Es existiert kein vollgültiger Beweis dafür, daß die geistige Arbeit an und für sich der leichten und glücklichen Mutterschaft der Frau schaden müsse. In der Tierwelt wie im Wildheitszustand der Menschheit tragen die Frauen mit Leichtigkeit die Mutterschaft neben anderen großen Lasten. In den Kulturstaaten hingegen sind die physischen Beschwerden der Mutterschaft einerseits durch eine zu schwer körperlich arbeitende Unterklasse, andererseits durch eine zu angestrengt geistig arbeitende — oder überhaupt nicht arbeitende — Oberklasse entstanden. Daß die größten weiblichen Genies der Welt wenige oder gar keine Kinder gehabt haben, steht in voller Uebereinstimmung mit den großen männlichen Genies — während diese Männer in der Regel begabte und bedeutende Mütter hatten, eine Erfahrung, die allein ein genügender Beweis dafür ist, daß der „Schwachsinn" der Frau nicht gerade der für die Steigerung der Generation günstigste Seelenzustand sein dürfte! Kein vollgültiger Beweis läßt sich dagegen anführen, daß die Gehirnarbeit, wenn sie maßvoll ist und mit vernünftiger Gesundheitspflege Hand in Hand geht, auch auf die Frau gute Wirkungen ausübt. Dasselbe gilt von der körperlichen Arbeit. Aber so wie beides jetzt betrieben wird, konnte die Frau ebensowenig wie der Mann innerhalb der Grenzen ihrer Kräfte bleiben. Darum bergen bis auf weiteres das Frauenstudium und die Berufsarbeit Gefahren, die durch den Sporn des Gleichheitsdogmas gesteigert wurden, unter dessen Stachel die Frauen vorwärts stürmten, um zu beweisen, daß sie alles ertragen können, was der Mann ertragen hat — nämlich das, was weder Mann noch Frau ertragen kann!

Aber sobald die Studien und die Arbeit anders organisiert werden, [illegible] sie an und für sich [illegible], wodurch die [illegible] Frau weniger wertvoll als Mutter der neuen Generation würde; [illegible] [illegible]

den Geschlechtern gebräuchlich wird, dann wird es den Frauen auch möglich sein, bei Arbeit, Studien und Sport jene Rücksichten auf die Gesundheit zu nehmen, die die Schamhaftigkeit sie bis jetzt veranlaßte außer acht zu lassen. Dadurch, nicht durch die Tätigkeit selbst, hat so manche Frau die Befähigung zur Mutterschaft eingebüßt.

Der Konflikt tritt also erst in der Ehe ein. Und für die Ausnahmsbegabungen dürfte er wohl tragisch bleiben. Für die Mehrzahl wird er es erst, wenn die Frau zugleich außerhalb des Hauses einem Erwerb nachgehen muß und doch innerhalb desselben ihre Mutteraufgabe voll erfüllen will; oder wenn sie wünscht, persönlich tätig zu sein und von einer großen Kinderschar daran behindert wird.

Es handelt sich also für die Mehrzahl darum: entweder die Erwerbsarbeit aufgeben zu können oder die Kinderzahl einzuschränken.

Die erste Möglichkeit wird später behandelt werden. Was die zweite betrifft, so ist sie es eben, um die der Hauptkampf tobt.

Aus nationalem Gesichtspunkt flehen die Männer die Frauen an, „zur Natur zurückzukehren"; aus dem Gesichtspunkt der Kultur sagen nun die Frauen der Natur den Gehorsam auf.

Der beste Einsatz, der von weiblicher Seite in der Frage gemacht worden ist, ist der Oda Olbergs. Sie hebt sehr richtig hervor, daß „die Natur" das mißbrauchteste aller Worte ist; daß die Natur tatsächlich die Kultur einschließt, da diese unablässig die Natur in sich aufnimmt und umwandelt. Aber um einen festen Ausgangspunkt zu erlangen, gibt sie zu, daß man, wenn die Umwandlungen der Natur die Lebensfähigkeit der Generation vermindern, von einer durch die Kultur entarteten Natur sprechen kann; wenn diese Umwandlungen hingegen die Lebensfähigkeit steigern, ist die Kultur „natürlich". Sie zeigt dann, daß, sowie die Kultur die Aufgabe erleichtert hat, die bei der großen — auf den Geschlechtsunterschied begründeten — Arbeitsteilung dem Manne zufiel, nämlich die Nahrungssorgen, sie auch den Teil der Frau leichter gemacht hat, nämlich das Gebären und Aufziehen der Nachkommenschaft.

Denn durch eine steigende Kultur werden die Menschenleben besser bewahrt, und darum brauchen auch immer weniger Kinder zur Welt zu kommen, während einer großen Verschwendung von Leben eine große Fruchtbarkeit entspricht. Diese wird darum im umgekehrten Verhältnis zur Kulturentwicklung stehen, nicht nur wegen der zufälligen Entartungen, die sie mit sich bringen kann, sondern auch weil die Kinderzahl sich dann nach den Kräften des einzelnen bestimmen läßt, während man zugleich einer geringeren Anzahl von Kindern bessere Lebensbedingungen und einsichtsvollere Pflege bieten kann. Der größere Wert dieser Kinder hebt die Generation mehr als eine größere Anzahl Schlechterentwickelter. Eine vernünftige Einschränkung der Fruchtbarkeit wird also die Voraussetzung einer allgemeinen Lebenssteigerung sein. Und aus diesem Gesichtspunkt kann die Frau der Menschheit ihren Tribut an neuen Leben geben und zugleich ihren Wert als Menschenwesen, ihr Glück als Kulturwesen bewahren, indem sie selbst aus dem Reichtum der Kultur schöpft und ihn persönlich vermehrt*)...

Und es dürfte nicht viele moderne Menschen geben, die nicht mit diesem Grundgedanken übereinstimmen. Nichts ist — auch aus nationalem Gesichtspunkt — berechtigter, als die Ungeneigtheit der Frau, Kinder zu Dutzenden zu produzieren. Der frühere Gattinnenverbrauch eines Mannes zwischen fünfzig und sechzig betrug selten weniger als drei Ehefrauen hintereinander, und von den Kindern einer jeden starben in der Regel die Hälfte. Wenn diese Berechnung schon von der höchsten Klasse gilt, wovon man sich in den Stammtafeln des schwedischen Adels überzeugen kann, um wie viel mehr dann von den übrigen! Die Einschränkung der Kinderzahl hat, von allen anderen gesellschaftlichen Gesichtspunkten abgesehen, vor allem die Bedeutung, daß viele minderwertige Kinder die Summe von Arbeitskraft und die anderen Ausgaben, die ihre Erziehung mit sich bringt, schlecht verzinsen, während eine geringere Anzahl vollwertiger Kinder durch größere Arbeitskraft hohe Zinsen tragen, wie Frankreichs Wohlstand zur Genüge zeigt!

Aber wenn dann die Frage auftaucht, wo für das Volk wie für die einzelnen die Grenze der Ungezügeltheit ist, dann steht noch Meinung gegen Meinung, daß es jeder [illegible] erscheinen muß, schon jetzt zu [illegible], daß die [illegible] der [illegible] mit der Ein[illegible] der Kinderzahl [illegible] müsse. Selbst wenn man [illegible], daß das Wohl einer Nation

*) [illegible] Nicht nur [illegible] gesagt in [illegible]

nur verlangt, daß die Frauen, die Mütter werden sollen und können, drei bis vier Kinder gebären, so ist damit noch nicht entschieden, ob auf diese Weise die Hebung des Menschengeschlechtes genügend berücksichtigt wird.

Außerdem will die befreite Frau von heute nicht drei bis vier Kinder haben, sondern höchstens zwei.

Abgesehen von der — in diesem Falle unbestreitbaren — Gefahr aus dem Gesichtspunkt des Volkes und der möglichen aus dem Gesichtspunkt der Gattung, liegt darin eine große Gefahr für die Kinder selbst. Ihre Kindheitsfreude verlangt einen Geschwisterkreis und wenn möglich auch, daß der Altersunterschied zwischen den Kindern höchstens zwei Jahre beträgt. Aber nicht nur ihre Fröhlichkeit, auch ihre Entwicklung hat Vorteil davon. Die Stellung als einziges Kind oder als einziger Sohn, einzige Tochter bringt gewöhnlich in der Kindheit große Selbstsucht mit sich, in späteren Jahren hingegen oft eine schwere Pflichtenlast und so in beiden Fällen Gefahren für eine harmonische Entwicklung.

Ein oder zwei Kinder haben eine ärmere und auch gefährlichere Kindheit als solche, die in einem Geschwisterkreise den Wert der gegenseitigen Rücksichtnahme, der geteilten Freuden und Sorgen kennen lernen. So können, ohne die Eigenart zu gefährden, Ecken abgeschliffen und Empfindlichkeiten abgehärtet werden, die sonst im Leben große Kraftverluste verursachen würden. Denn ein Kameradenkreis vermag nur unvollkommen die erste Erziehung der Kinderstube zum Gesellschaftsmenschen zu ersetzen.

Außerdem kann es ja leicht vorkommen, daß Eltern ein einziges Kind oder den einzigen Sohn, die einzige Tochter verlieren.

Vielleicht aus dem Gesichtspunkt der Völker, immer aus dem der Kinder selbst, und meistens aus dem der Eltern muß also das Normale für die Mehrzahl der gesunden, sorgenfreien Eltern sein: daß die Anzahl der Kinder zum mindesten nicht weniger beträgt als drei bis vier.

Aber dann muß auch eine Mutter damit rechnen, daß die Kinder ungefähr zehn Jahre ihres Lebens in Anspruch nehmen werden, wenn sie ihnen selbst die Nahrung und Pflege geben will, die sie voll lebenstauglich machen soll. Und in diesen Jahren darf sie sich — wenn ihre Leistung nicht in irgendeiner Richtung minderwertig sein soll — weder durch Erwerbsarbeit noch durch fortgesetzte öffentliche Tätigkeit zersplittern. Sie kann in diesen Jahren an ihrer eigenen allseitigen Entwicklung weiter arbeiten; sie kann gelegentlich an gemeinnütziger Arbeit teilnehmen, hie und da Zeit für ihre geistige Produktion finden. Aber jede anhaltende oder anstrengende nach außen gerichtete Arbeit wird, wenigstens mittelbar, ihre eigene Lebenskraft und die der Kinder verringern.

So entgeht die Mehrzahl der Frauen niemals einem mehrjährigen Konflikt zwischen der Erneuerung des Geschlechtes und ihrer eigenen Selbstbehauptung nach außen, in welcher Richtung diese sich auch bewegen mag, ebensowenig wie zwischen der den Frauen nun immer häufiger auferlegten doppelten Bürde der Nahrungssorge und der Mutterschaft.

Wenn zu alledem noch das Bedürfnis der Frau und des Mannes nach Gedankenaustausch miteinander kommt und schließlich noch die Führung des Haushaltes, dann muß jeder Denkende einsehen, daß die Frau und mit ihr die Gesellschaft hier vor einem Entweder — oder, nicht einem Sowohl — als auch steht!

Nur dadurch, daß die Gesellschaft die Nahrungssorgen jener Frauen auf sich nimmt, die durch gut erfüllte Mutterpflichten den höchsten Gesellschaftswert hervorbringen, kann die Frage der Erwerbsarbeit der verheirateten Frau gelöst werden.

Und nur dadurch, daß die Frauen während der ersten Lebensjahre der Kinder ihre persönliche Schaffenslust für ihre Mutteraufgabe einsetzen, wird das Problem der Selbstbehauptung der Frau zugleich mit ihrer Hingabe an die Geschlechtsaufgabe gelöst.

Nein, antworten Ch. P. Stetson und mit ihr viele andere, die Lösung ist Staatserziehung. Seht all die schlechten Heime an, wo die Kinder weder die körperlichen noch die geistigen Bedingungen für eine gesunde Entwicklung haben! Kollektiv kann die Erziehung aller Kinder sich sowohl besser wie billiger gestalten. Nur die von den Mühen der Kinderstube und der Küche befreiten Frauen sind wirklich frei. Für die an öffentliche Tätigkeit gewöhnte Frau sind die häuslichen Aufgaben einförmig und langweilig. Als frei gewählte Arbeit kann hingegen die Kinderpflege die dafür Veranlagten befriedigen. Die Mehrzahl der Mütter sind für ihre kleinen Kinder [illegible] mütter, und wenn die Kleinen heranwachsen, dann [illegible] sich die unkluge Zärtlichkeit in [illegible]

So wird nun des weiten und breiten gesprochen. Und je mehr gesprochen wird, desto überzeugter werden die [illegible] daß alle diese Halbwahrheiten [illegible] die Wahrheit [illegible]

Also, in Müttern, die zu schlecht sind, um ihre eigenen Kinder zu erziehen, hofft man neue ausgezeichnete Führerinnen der Gesellschaft zu finden! Eltern, denen selbst Erzieheranlagen und Herzensanlagen fehlen, sollen — mittelbar oder unmittelbar — die Anstalten überwachen und die Personen wählen, die an ihrer Statt die Elternaufgabe erfüllen sollen. Mit anderen Worten: sie sollen Fähigkeiten entdecken und bewerten, die ihnen selbst fehlen! Die Mühen, die eine Frau für die Kinder, denen sie selbst das Leben gegeben, nicht erträgt, sollen andere Frauen für zehn, zwanzig und dreißig Kinder ertragen, die nicht ihre eigenen sind!

Es gibt zuweilen noch heute eine Art Urtypen der Weiblichkeit, von so breiter Mütterlichkeit, mit einem solchen Ueberschuß an Kraft, Zärtlichkeit, Organisationstalent, daß sie für ein einziges Heim zu stark sind; daß sie wirklich den unerhörten Reichtum an geistiger Elastizität, Freudigkeit und Wärme besitzen, der erforderlich ist, damit jedes solche Kind seinen vollen Teil daran empfange. Aber die meisten Frauen dürften nicht mehr von alledem besitzen, als gerade für ihre eigenen Kinder notwendig war. Und mit solchen bald abgebrauchten „Wahlmüttern“ würden zehn, zwanzig, dreißig Kinder geistig ebenso schlecht fahren als körperlich, wenn die Muttermilch einer einzigen Frau unter sie alle verteilt würde. Es ist schon ein großer Verlust für die Gesellschaft, daß so viele Menschen durch unzureichende Ernährung in der Kindheit fürs Leben geschwächt werden. Aber nach dem eben erwähnten, jetzt von so vielen gutgeheißenen Kulturplan würden alle in ihrer Kindheit in bezug auf Liebe ausgehungert werden. Es ist schon ein großer Kulturverlust, daß die Schule die Kinder gleichformt. Noch unverbesserlicher wäre der Schade, wenn eine durchgeführte Staatserziehung dieses Drechseln schon beginnen würde!

Die Gefahr der Massenwirkung und der Ausgleichung ist unzertrennlich von der jetzigen, immer festeren Organisation der Gesellschaft, bei einem immer notwendigeren Zusammenwirken, einem immer innigeren Gemeingefühl zwischen den Teilen. Die Organisierung muß sich weiter vollziehen, nicht zum geringsten deshalb, weil nur auf diesem Wege der einzelne jetzt immer mehr Freiheit zur Entwicklung und zum Gebrauch seiner persönlichen Kräfte erringen kann. Aber wenn diese erleichterten Möglichkeiten, individuelle Bedürfnisse zu befriedigen und individuelle Kräfte zu betätigen, von Wert für den einzelnen und durch ihn für das Ganze sein sollen, dann müssen auch die Individualitäten erhalten bleiben, die diese Möglichkeiten gebrauchen können!

Und nun ist es ausgemacht, daß das Heim [illegible] mit seinen wechselnden Verhältnissen von gut und böse — in erster Linie das beste Mittel ist, um ein sich organisch entwickelndes Solidaritätsgefühl mit dem Ganzen zu schaffen. Das Leben selbst ruft in der Familie eine Zusammengehörigkeit zwischen den einzelnen Mitgliedern derselben hervor, ein Mitgefühl für das Schicksal anderer, einen Kontakt mit den Wirklichkeiten des Lebens, mit dem Ernst der Arbeit, wie ihn eine Anstalt nicht erzielen kann. Durch die Mühen von Vater und Mutter werden die Freuden des Heims geschaffen; die Liebe zu allen wiegt dort das Recht eines jeden ab; sie gibt jedem in so natürlicher Weise Gewicht und Gegengewicht, daß die methodischen Anordnungen einer Anstalt niemals imstande sind, dasselbe zu erzielen. Und zugleich werden die verschiedenen Häuslichkeiten durch die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Eindrücke, die sie bieten, die besten Mittel, um verschiedene Temperamente und Eigenarten auszubilden. Wie eng und armselig ein Heim auch in jedem Betracht sein mag — in der Regel [illegible] doch mehr persönliche Bewegungsfreiheit und ruft weniger [illegible] wirkung hervor als die gemeinsame Erziehung.

Wenn dies schon von jenen Häuslichkeiten gilt, wo von Erziehung im tieferen Sinne nicht die Rede sein kann, so werden in den besseren Familien die Wachsamkeit und Wärme der Liebe, das Verständnis und Feingefühl die Mächte, die die Eigenart hervorlocken und schirmen und die am frühesten entdecken, was bekämpft und was in Ruhe gelassen werden muß, um sich selbst zu entwickeln. Dann kommt noch der Vorteil, den die Kenntnis, welche die Eltern von [illegible] haben, ihnen in die Charaktere der Kinder [illegible], den kein Fremder haben kann.

[illegible] Staat und unmöglich [illegible] [illegible] sehen und sie [illegible] Gelegenheit hatten, [illegible] [illegible] so erhalten würde, wie wenn [illegible] [illegible] und zu [illegible]

man das Wesentlichste. Dies ist, daß Zeit, mehr Zeit und noch mehr Zeit die eine Bedingung der Erziehung ist, Ruhe die zweite. Seelen werden nicht wie Krankheiten zu bestimmten Behandlungsstunden gepflegt.

(Schluß folgt.)

Hanns v. Gumppenberg.

Von altersher litten die deutschen Dichter Hunger und starben wohl auch daran. Diese Beobachtung war so volkstümlich, daß man die Versemacher jeder Art nicht nur im Gespräch mitleidslos als arme Teufel charakterisierte, sondern sie auch in Sagen und Märchen, in Fabeln und Parabeln mit dem mageren Dorfschulmeisterlein auf eine Stufe stellte. Heute ist man geneigt, das Gegenteil anzunehmen, weil Schönthan und Blumenthal reiche Leute geworden sind. Und ich meine doch, daß auch heute noch die Eltern allen Grund haben, ihre Söhne vor dem furchtbaren Berufe zu warnen.

Gumppenberg der Theaterkritiker, Gumppenberg der Parodist und Gumppenberg der Uebersetzer hat freilich zu essen, aber Gumppenberg der Dichter und der Denker noch nicht. Bekannt und bezahlt ist also nur sein Pseudonym, nicht er selbst. Was bedeuten denn seine kleinen, allerdings köstlichen Einakterchen bei den „Elf Scharfrichtern“ neben den fast übersehenen großatmigen, erschütternden „Verdammten“? Wie viel tiefer stehen die liebenswürdigen Mutwilligkeiten seines „Teutschen Dichterrosses“ als das mit ernsten und hohen Gedanken gepanzerte Drama „Alles und Nichts“? Und was besagen die — unerhört sorgfältigen — Uebertragungen aus schwedischer Lyrik gegenüber seinen durch und durch persönlichen „Grundlagen einer wissenschaftlichen Philosophie“?

Vor nahezu zehn Jahren bereitete das königliche Schauspielhaus in Berlin dem jungen Dichter einen freundlichen Empfang. Ein kleines, in kecken und ungeordneten Versen hingeworfenes Stücklein „Die Minnekönigin“ erlustierte das Publikum durch ein paar Verkleidungen und die angenehme Lehre, ein Weib könne, obgleich es hübsch sei, sich sorgfältig anziehe und mit harmlosen Freiern Schabernack treibe, das Herz auf dem rechten Fleck haben; und einem Manne stehe es auch besser an, seinem Aeußern und seinem Gehaben ein wenig Form zu geben, als sich in zerschlissene Gewänder zu hüllen und mit dem Reichtum seines Innern aufdringlich zu protzen.

Damals aber hatte Gumppenberg schon eine Reihe fünfaktiger historischer Dramen geschrieben, von denen freilich nur der „Messias“ zur Drucklegung kam. Christus ist auch hier der warmherzige Idealist, nur nicht der sündenlose des Evangeliums. Der mächtige Trieb, das jüdische Volk zu erlösen, verführt ihn dazu, daß er duldet, wenn sie ihn Gottes Sohn nennen. Er glaubt durch diese Verschleierung der Wahrheit seine gute Sache schneller zum Siege führen zu können, verstrickt sich darein, wird schuldig und stirbt dann den Tod, der nur die eigene Schuld sühnt. Die Geschehnisse und die Personen sind mit bühnensicherer Faust gepackt und festgerammt, die Sprache ist der biblischen durchaus gewachsen. Aehnliche Vorzüge birgt die Trilogie „Simson“, die ich aus dem Manuskript heraus würdigen konnte, und das Drama „Thorwald“, dessen Münchener Erfolg der bayrische Hof untergrub: es mußte nach der zweiten Aufführung auf königlichen Befehl vom Spielplan gestrichen werden.

Hier überall schätzt der Dichter die Fabel noch hoch. Es kam aber die Zeit, da die Fabel ihm das Sekundäre wurde und da seine dramatischen Personen nur Diener waren seiner herrschenden Idee. Das alte Geheimnis der Maja lockte ihn an, und er zerriß ihren Schleier dreimal mit kühner Hand. Drei Ziele errang er sich damit: ihre Wegweiser heißen „Alles und Nichts“, „Die Verdammten“, „Der erste [illegible]“.

Je weitschauender die Idee eines Kunstwerkes ist, um so weiter muß sich der Künstler auch von dem Individuum Mensch wegrücken. Er bildet Typen aus, aber in diesen Typen pulsiert wiederum nur dann sinnliches Leben, wenn sich tausend Individuen darin zu spiegeln vermögen. Der wahre Typus bedeutet also nicht die Lebensarmut, sondern den Lebensreichtum. Und reich zeigt sich Gumppenberg, auch wenn er die nackten Probleme abhandelt. Der [illegible] und der [illegible] Mensch stehen nebeneinander in „Alles und Nichts“ [illegible]

[illegible]

und ich will es nicht durch triviale Prismen zerlegen. Eine schlechte Schubladenkomödie läßt sich leicht und gefällig erzählen, nicht aber eine tiefschürfende gedankenvolle dramatische Arbeit, die zwar voll von Verknüpfungen, aber arm an Pointen ist. In nackter Kürze also: je mehr der flache Nara von Akt zu Akt seinem Charakter gemäß an Sympathie einbüßt, umso höher steigt Ayana vor uns auf. Er ist groß und klein, kriegstüchtig und mordhassend, voller Liebe und nicht neidlos, sich selbst achtend und verachtend, kurz, er steht nicht nur als silhouettierter Gegenfüßler seines Genossen vor uns, sondern als runder Mensch. Die Pest setzt den Schlußpunkt. Und da schon der sterbende Ayana verzweifelnd in das Nichts starrt, in das er eingehen soll, legt sich ihm die Hand der Geliebten auf die Stirn. Sie glaubt endlich an ihn und seine Güte, seine Größe, und dieser Glaube läßt ihn beseligt sterben:

Du bist kein Weib . . .
Du bist ein Geist wie ich — ein Geist, den ich
Erheben durfte . . . O, das durft' ich doch!
Horch! Hörst du die Siegfanfaren?? Sieg —
— — — — — — — — Wie wird mir??
Als breitet es mich aus ins Grenzenlose —
Zersprengend einen Sarg, der mich umschloß,
Aufzuersteh'n in ungezähltes Dasein . . .
O wie ertrag' ich solchen Ueberschwall??
Deine Hand . . . gib mir deine Hand!!
Jetzt — kann ich's! Jetzt geh' ich in das Nichts!
Doch — dieses Nichts — ist — Alles.

Später, in Gumppenbergs philosophischer Schrift, wird sich zeigen, daß diese Hoffnung, „aufzuerstehen in ungezähltes Dasein“, durchaus nicht dem Ayana allein zugehört, sondern des Dichters eigene ist.

In den „Verdammten“ will der Held die letzten Dinge ergründen, wie Ayana und Nara alle Dinge greifen wollten. Der Fürst eines — vorgeschichtlichen — keltischen Wandervolkes ist gefallen, der vierte Tag nach seiner Bestattung neigt sich dem Ende zu, die Stunde naht, in der er nach dem Glauben der Väter aufgehoben ist in die schimmernde Himmelshalle zu Göttern und Helden, leibhaftig. Die ganze siegessichere Kraft des kriegfrohen Stammes Dutbul liegt in der unerschütterten Hoffnung auf solche Auferstehung des Leibes. Da kommt dem Sohne des Gefallenen — Kathmor — der Zweifel, ob diese Erhebung der Toten nicht ein Wahn sei. Er wälzt den Stein vom Grabe und sieht den Leichnam des geliebten Vaters in der ekeln Gesellschaft von Ratten und anderem Getier faulen. Das zerbricht ihn, er will sich töten, um nicht länger als Narr für eine Narrheit zu eifern. Sein Weib hält ihn zurück; so will er wenigstens den seit Jahrhunderten genasführten Stamm aufklären. Und nun tritt Ilsmoth, der Alte, auf ihn zu und bekennt, auch er habe einmal die furchtbare Entdeckung Kathmors gemacht und den Glauben verloren, aber um der Zukunft willen die liebliche Lüge aufrechterhalten. Beide sind jetzt „Verdammte“ im Sinne des volkstümlichen Glaubens, denn sie haben gezweifelt; aber sie sind auch Wissende, und dies Wissen gibt endlich Kathmor die rechte Festigkeit, ein Führer zu sein, der niemals mehr neuen Zweifeln verfällt. Um des Ganzen willen muß der einzelne auf manche Herrlichkeiten verzichten: um auf Erden tüchtig zu sein, muß er die Himmelsgedanken beiseitelegen.

Hatte Ayana im Nirwana des Todes sein Alles gesehen, so sind Kathmors seelische Errungenschaften schon um vieles irdischer: er findet in der Tat, der Herrschaft, in der Sorge um sein Volk die Lebensaufgabe. Aber seine Stirn bleibt umwölkt, seine Augen blicken noch gern vor sich nieder. Gumppenberg tut den nächsten Schritt im „Ersten Hofnarren“, der nach all dem Hin und Her der menschlichen Leidenschaften und Erfahrungen das heilige Lachen gewinnt und über Tod und über Meinungen triumphiert. Auch ihm, dem natürlichen Sohne Karls des Großen, wird das Letzte erschlossen: zwei Lehrer von gegensätzlicher Weltanschauung, ein Stoiker und ein Epikuräer, schleichen ewig an ihm herum, zerren ihn in Liebe und Leid hinein, ziehen ihn bald nach rechts, bald nach links, um ihn jeder Erfahrung teilhaft werden zu lassen, und der Jüngling erkennt schließlich — die Maske auf jedem menschlichen Angesichte, das Gleichnishafte der irdischen Erscheinungen. Diese Erkenntnis macht ihn zum lachenden Weisen, dem nicht geglaubt wird, der allein bleibt und deshalb als Narr in die Welt geht.

Hier [illegible] verwandelt sich der Dichter ganz mit dem Denker, der dann in den „Grundlagen einer wissenschaftlichen Philosophie“ ganz abstrakt zu [illegible] das Lösungswort zu nennen, an das [illegible] hat. Mit Schmerzen [illegible] der Naturwissenschaften [illegible] das brennende Sehnen des Menschen nach [illegible]. Die Naturwissenschaft erreicht nur

das Phänomenale der einzelnen Erfahrungsexistenzen und bleibt eng relativ, auch wo sie Gesetze ableitet. Nun hat zwar Kant die Unbestimmbarkeit der Leistungsfähigkeit des menschlichen Denkens dargelegt, nicht aber der Leistungsfähigkeit eine bestimmte Grenze setzen können, so sehr er danach strebte. Und diese Unbestimmbarkeit berechtigt uns ebensogut, unser Denkvermögen in metaphysischen Dingen für kompetent zu erklären, wie sie andererseits Kant verpflichtet hat, sich für inkompetent zu halten. Sehen wir näher zu, so gewinnt Gumppenbergs kühne These an Boden. Nicht allein, daß jede Fachwissenschaft logischer Axiome nicht entbehren kann, ja solche Axiome zur Voraussetzung hat, die Mathematik arbeitet sogar oft mit logischen Verhältnissen, die mit der Sinnenfälligkeit gar nichts zu tun haben. Wie nun die materiellen Fachwissenschaften je eine Gruppe verwandter Einzelerscheinungen behandeln, so will die Philosophie die Gesamtheit der Erfahrungswelt betrachten. Er zweifelt mit Kant an der Realität der unmittelbar gegebenen Erfahrungserscheinungen und nimmt als wirkliche Substanz ein unbedingtes, selbsteigenes und dauerndes Sein an, das „Sein vollkommen freier Selbstbestimmung". Dies absolute Sein betätigt gewissermaßen zwei Kräfte, um sich in die Scheinexistenzen der Erfahrungswelt zu verwandeln, und zwar die Empfindungen schaffende Kraft und die Einheitsvorstellungen schaffende Kraft. Die erste wirkt analytisch, trennend, differenzierend, besondernd und bestimmend; die zweite wirkt synthetisch, vereinigend, identifizierend und verallgemeinernd. Aus Gumppenbergs weiterer Darlegung, die besonders die Begriffe der menschlichen Freiheit und der Notwendigkeit wundervoll klärt und bestimmt, geht hervor, daß sich seine philosophische Anschauung der Goetheschen nähert. Es gibt eine Vorwärtsentwicklung der Welt, die zugleich aufwärts strebt (Goethes Steigerung und Polarität) und es gibt ein unendlich fernes Ziel: die Identifizierung der illusorischen Einzelexistenzen mit dem realen Allwesen.

Seine Ethik versöhnt Christus mit Nietzsche. Das Wachstum der menschlichen Persönlichkeit kann nur dadurch gefördert werden, daß sie für andere Menschen (oder Tiere, Pflanzen, anorganische Subjekt-Objekte) wie für sich selbst tätig ist. Also kein Egoismus zur einseitigen Bereicherung des eigenen Ichs ohne Rücksicht auf die Nebenexistenzen; und kein Altruismus, der sich gegen das eigene Ich kehrt und nur für fremde Interessen wirkt. Auch seine weitherzigen ästhetischen Bekenntnisse muten uns freundlich und verheißungsvoll an und lassen uns wünschen, daß er seine Philosophie bald zu einem großen wohnlichen Tempel ausbaue.

Ein Roman gehört noch in die Reihe der ernsten Dokumente des Dichters. „Der fünfte Prophet" zeigt die alte germanische Eigenschaft, recht gründlich zu sein, auch wo es sich um wahnähnliche Erfahrungen handelt, und wendet sie ins Tragische. Ein Spiritist wird zum Mystiker. Er glaubt durch die seltsamen Aussprüche von Medien die höchsten Probleme zu lösen. Ich habe das Buch vor acht Jahren gelesen und jetzt, da ich die Lektüre wiederholte, einen weitaus stärkeren Eindruck empfangen als damals. Das ist kein übles Zeichen für die künstlerische Arbeit, denk' ich. Es stehen darin der erschütternden Handlung, die einen jungen Verzückten in den Tod treibt, so lebendige farbige Bilder aus Berlins literarischem Leben der ersten neunziger Jahre zur Seite, daß wir sie vielleicht erst heute, da wir die nötige Distanz haben, mit ungetrübtem Auge genießen können. Welch ein Lob für den Epiker Gumppenberg, der schon damals, als man in der Beurteilung der Neuheiten und der Epigonen sich fast durchwegs übernahm, so prächtig zu objektivieren verstand.

Auch ein Entdecker ist Gumppenberg. Das Geheimnis des gereimten Verses hat ihn sehr ernst beschäftigt und ihm ein eigenartiges Reimgesetz eröffnet, von dem er einmal Zeugnis abgelegt. In der Uebertragung der schwedischen Lyrik, die er erst kürzlich veröffentlichte, verwertet er diese Entdeckung. Er achtet nicht nur auf den Endreim, sondern auch auf musikalische Momente innerhalb des Verses. Lobedanz hat einmal einen Band nordischer Poesien herausgegeben, der aber aus Schweden nur Runeberg und Oskar II. einführte. Gumppenberg vermittelt uns Tegners lyrische und balladeske Arbeiten, macht uns auf Bellmann aufmerksam, der mir wie ein Franz Hals der Dichtung erscheint: Malmström, Heidenstam und vor allem Viktor Rydberg treten uns nahe. Die spezifische Lyrik freilich ist selten im Lande der Svea, und unsere Goethe, Mörike, Keller, Storm und Hebbel triumphieren darüber, aber dem Vorleser geben die Schweden viel bequemere und dankbarere Arbeit als die Deutschen. Es ist, als ob dort noch durch das neunzehnte Jahrhundert der Skalde sänge und an den Herdfeuern Heldensagen künde. Man braucht nur Lobedanz' und Gumppenbergs Uebersetzung des Runebergschen „Jünglings" nebeneinanderzustellen, um zu erkennen, welche einfühlende Kraft, welcher sorgsame Ernst den zweiten vor dem ersten auszeichnet.

Nun zu Fröhlichem, nicht Geringem! Wie viele amüsante Stunden könnten die Rezitatoren ihren Hörern bereiten, wenn sie Gumppenbergs „Teutsches Dichterroß" in ihre Arena einließen. Freilich setzen diese Parodien ein literarisches Publikum voraus, das die Seltsamkeiten seiner Dichter bereits kennt und nicht etwa des Parodisten Verse für mißglückte Originale nimmt. Es prickelt in jeder Zeile, jedem Reim von Reizen. Von Eichendorff an bis zu dem gedankenstrichreichen Ernst Schur und zu Paul Scheerbart, dem Poeten in Prosa, fehlt keiner in dem Schellenkonzert. Ich greife zwei heraus, die den Wissenden durchaus nicht karikiert erscheinen werden:

Melancholie.

Meine Augen sind voll Asche.
Meine Ohren hab' ich verloren.
Arm und Bein
Sind Gestein;
Auch die Sprache fällt mir nicht mehr ein,
Und die Gedanken werden leichenkälter —
Man wird älter.

Nach Maximilian Dauthendey.

Dank!

Wenn aber mein Gehirn nachläßt,
Dann nähren kleine Dinge
Freundlich meinen Geist:
Ein Tintenklecks auf meinem Federhalter,
Ein hinterlass'nes Fliegentüpfelchen
Auf meiner Buttermilch.
Dank, Klecks!
Dank, Tüpfelchen!
Ihr gebt mir wieder Gedanken.

Nach der Arno Holz-Schule.

Wie lustig sitzt er im „Veterinärarzt", dem Mystodrama, zu Gericht über Ibsens Versteckenspielen; die einleitenden Verse lauten:

Der Tag ist arm, die Dämmerung ist reicher:
Verschlei're dein Profil und werde bleicher!
Entwöhne dich vom grellen Lebensblute —
Nur schattenfraglich naht das Absolute.

In seinem „Nachbar" führt er eine Fülle von „Fortschritten" in der dramatischen Technik ad absurdum: dies „Monodram in einem Satz" verfügt auf den zehn Seiten seines Textes nur über einen einzigen Schlußpunkt, an dem die Stimme des Darstellers sinken darf. Sieben schweigende Menschen und ein redender vollführen diese fürchterlichste aller todbringenden Tragödien unter dem Motto:

Nicht stöhnen, schweigen soll das große Leiden;
Natur ist schwatzhaft: sei die Kunst bescheiden!
Nur einer rede noch für mind're Geister —
In der Beschränktheit zeigt sich erst der Meister.

Der jetzt siebenunddreißigjährige Dichter trägt einen Hebbel-Kopf auf seinen Schultern und ist auch innerlich dem großen Verkannten nicht unähnlich. Gewaltige Pläne warten in ihm ihrer Auferstehung, und sie dürfen nur spärlich zutage kommen, weil dem immer beschäftigten Kritiker und Feuilletonisten die Zeit fehlt gleich Richard Dehmels „Arbeitsmann". Aus der güldenen Kette seiner Kaiserdramen habe ich ein Glied in Händen gewogen: Konrad I., es ist vollgewichtiges Edelmetall.

Vielleicht ist dieser Freiherr aus dem alten bayrischen Adelsgeschlecht heute der deutscheste unter den deutschen Dichtern, obschon er nicht an einer kleinen Heimatsscholle klebt. Sein schwerfälliges Wesen, die Unfähigkeit, sich schnell durchzusetzen und um Anerkennung zu buhlen, der Drang, zu schaffen, auch wenn die Welt sich nicht drum kümmert — es stimmt recht gut zu dem Bilde, das vom deutschen Künstler in der Geschichte lebt.

Ferdinand Gregori.

Eindrücke und Ueberlegungen.

Aphoristisches von Hanns v. Gumppenberg.

Wer sich nach bedeutenden Leistungen in Gefahr fühlt, allzuviel von sich zu halten, der besinne sich, daß er noch nicht entfernt imstande ist, sich für Menschen jeder Art zu interessieren oder auch nur gelassen alle zu ertragen: was ich von einem „Uebermenschen" doch mindestens erwarten ließe.

*

Eigentlichen Lebensgenuß gewähren nur Annäherungszustände, nicht Erfüllungen. Dem reifen Geist, dem alle Spannungen sich lösten, bietet das Leben als solches weit [illegible]

Reiz als dem halbreifen, der noch im Alltag daheim ist, dabei aber schon die tieferen Wahrheiten ahnt und so in angenehmsten Erregungen schwelgt.

*

Was Menschen vereinigt, ist immer nur das allgemein Geistige, und das ist unpersönlich. Unser Persönliches bleibt tief-einsam, mögen wir andern und uns selbst noch so viel von persönlichem Verstehen, persönlicher Liebe, persönlicher Freundschaft vorfabulieren. Das könnte melancholisch stimmen; aber in unseren besten Momenten fühlen wir deutlich, daß jenes unpersönlich Geistige unser Bestes, ja daß es unser einziger Wert ist.

*

Es gibt zwei Arten von Pikanterie. Die eine löst das Alltagsbild unserer Kultur in die Brutalität der Materie, die andere löst es in die Erhabenheit des Geistes auf. Große Menschen kennen beide Auflösungen, lieben aber nur die letztere.

*

Jede große Kunst wurzelt in großem Menschentum. Das ist der wahre Naturalismus, die einzige „Wurzelständigkeit", deren die Kunst bedarf. Es gibt aber ebensowohl große Menschen der Phantasie, wie es große Menschen des Intellekts, der Sinnenfreude, der gemeinnützigen Betätigung gibt. Darum ist auch in der Kunst die Größe an keine „Richtung" gebunden.

*

Was der Künstler zu lernen hat, worin er wachsen muß, um groß zu werden, ist Annäherung an unpersönliche Sachlichkeit, nicht aber Ausprägung seiner persönlichen Eigenart. Soweit diese letztere der großen, sachlich bestrebten Kunst die menschlich reizvolle Färbung zu geben vermag, bedarf sie durchaus keiner bewußten Pflege, sie stellt sich unbewußterweise ganz von selbst ein, und man sollte nie vergessen, daß sie bei aller Liebenswürdigkeit doch nur ein Zeichen unseres beschränkten schöpferischen Könnens ist. Die Allkraft bleibt hinter ihren Geschöpfen verborgen, sie schafft verschiedenste Organismen ohne anderen gemeinsamen Charakter als den der selbständigen Lebensfähigkeit; den verschiedenen Schöpfungen auch des objektivsten Künstlers aber haftet immer noch etwas persönlich Gemeinsames an, das auf ihren Erzeuger zurückweist und ihre Selbständigkeit beschränkt. Gewiß besteht der besondere Charakter und Reiz der Kunst gerade in dem Besitz einer persönlichen Färbung trotz allen Wetteifers mit der Natur; da aber der Künstler dieses persönlichen Charakters seiner Werke stets sicher bleibt und willkürliche Anstrengungen hier unfehlbar zu Affektationen führen, die mit dem echten, naiven Ich nichts mehr zu schaffen haben, sollten alle künstlerischen Bemühungen ausschließlich der Sachlichkeit gelten.

*

Logisches Nachdenken belehrt uns, daß wir, wie alle Dinge der Welt, vergängliche, unwirkliche Traumgestalten sind, hervorgerufen durch eine allein wirkliche Allkraft. Sollte nicht in dieser philosophischen Wahrheit vom illusorischen Charakter des Lebens der besondere Wert und Reiz der Künste, zumal der dramatischen Kunst begründet liegen? Traumbilder bietet ja auch der Bühnendichter, eine Fülle bunter Illusionen, und er selbst ist deren einzige „Wirklichkeit", ganz wie in einem höheren, realeren Betracht die Allkraft das einzig Wirkliche ist, das dem Dichter und seiner gesamten Mitwelt zugrunde liegt. So bietet denn die dramatische Kunst mehr Wahrheit als die Wirklichkeitseindrücke der Alltagserfahrung, indem sie das Leben als die bloße Illusion zeigt, die es ist, und es auf diese Art dem Genießenden leichter erträglich macht: erhebt doch der Bühnendichter sich und sein Publikum zum freien Spiel des schöpferischen Allgeistes mit solchen Illusionen, die wir Lebensschicksale nennen.

*

Der Künstler steht zum Publikum wie der Mann zum Weibe. Ein Mann von gesunder Vollkraft des Geistes und der Seele wird immer sein intensivstes inneres Lebensglück in der Liebe des Weibes finden, wiewohl ihm nicht entgehen kann, daß just das Weib seinen geistigen und [illegible] Mannigfaltigkeit unseres auf mehr Sinnenreize [illegible] als gerade beim Weibe. Ganz so gilt dem echten [illegible] kein Glück höher als die Befriedigung, [illegible] wird von der großen Masse [illegible] genau weiß, daß er von dieser [illegible] Zum [illegible] ... Welt der Kraft [illegible]

[illegible]

weil es der gewöhnlichsten menschlichen Betrachtungsweise ungereimt erscheint! Aus guten logischen Gründen müßte man es weit eher dann für sinnlos halten, wenn es menschlicher Beschränktheit durchaus in Ordnung erschiene.

*

Eine Art psychologischen Beweises für die Unzerstörbarkeit des geistig Lebendigen in uns ist die Erfahrungstatsache, daß der Gedanke an den unausbleiblichen Tod auch die nüchternsten und bedächtigsten Materialisten nur sehr gelegentlich und vorübergehend in nervöse Verstimmung, aber durchaus nicht in eine innerliche Verzweiflung versetzt oder ihre Unternehmungslust lähmt: wiewohl doch nichts unverständiger ist, als den sicheren Sturz ins Nichts so unbekümmert zu erwarten und mit so viel zielbewußter Mühe zu bezahlen. Dieser seltsame Optimismus, der uns allen gemeinsam ist, läßt sich wohl nur aus einer inneren, von verstandesmäßigen Ueberlegungen ganz unabhängigen Selbstgewißheit erklären, für welche der Tod kein Ende bedeutet.

Der französische Einfluß.

Antworten auf eine durch Otto Julius Bierbaum veranstaltete Umfrage von Karl Woermann, J. V. Widmann, Ferdinand Vetter, Hugo Salus, J. J. David, Emil Schoenaich-Carolath, Heinrich Bulthaupt, Hans Olde, M. A. Stremel, Wilhelm Trübner, Hans Thoma, Peter Behrens, Johannes Schlaf, Arno Holz, Thomas Mann, Karl Jentsch und Franz Blei.

Höchst persönlich, aber von ganz anderer Art, sind auch die interessanten Ausführungen Thomas Mann's:

„Ihre Frage ist bei weitem nicht so einfach zu beantworten, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte; es ist eine gefährliche Frage, die harmlos dreinschaut und, läßt man sich mit ihr ein, zu immer neuen Analysen vorwärts lockt … Ich will sehen, daß ich mich nicht zu weit führen lasse.

Ich liebe und bejahe in der Kunst, mit dem frühen Nietzsche zu reden, „die ethische Luft, den faustischen Duft, Kreuz, Tod und Gruft". Ich glaube in der Kunst an den Schmerz, das Erlebnis, die Erkenntnis, die Liebe, die Tiefe und stehe allen schönen Oberflächlichkeiten je nach Befinden ironisch oder ungeduldig gegenüber. Ich bin nordisch gestimmt, bin es mit der ganzen Gewißheit, die heute überall in Sachen der Nationalität und der Rasse herrscht. Protestantische, moralische, puritanische Neigungen sitzen mir, wer weiß, woher, im Blute, und wie ich gegen die südliche Landschaft eine gelinde Verachtung hege, so erregt mir jene gewisse Gemeinheit, die unzweifelhaft dem romanischen Kunstgeschmack anhaftet, einen instinctiven und nervösen Unwillen.

Fragte man mich nach meinem Meister, so müßte ich einen Namen nennen, der meine Collegen von der Literatur wohl in Erstaunen setzen würde: Richard Wagner. Es sind in der That die Werke dieses Mächtigen, die so stimulirend wie sonst nichts in der Welt auf meinen Kunsttrieb wirken, die mich immer aufs Neue mit einer neidisch verliebten Sehnsucht erfüllen, wenigstens im Kleinen und Leisen „auch dergleichen zu machen", — und ich bin freudig bewegt, dies einmal aussprechen zu dürfen; denn da ich noch nicht so weit bin, daß höhere Forschungen geneigt wären, sich mit mir zu beschäftigen — in weiteren Kreisen bin ich, glaub' ich, als Schilderer [illegible] —, so weiß natürlich niemand etwas davon, obwohl der Titel meines letzten Buches darüber aufklärt. Oder hat von den acht oder zehn tausend geduldigen Leuten, die meine „Buddenbrooks" gelesen haben, dennoch einer oder der andere in diesem epischen, von Leitmotiven durchflochtenen Generationenzuge vom Geiste des „Nibelungenringes" einen Hauch verspürt? [illegible] nicht wahr? Aber ich habe [illegible]. Und meinetwegen auch im [illegible], die autoritative [illegible] über [illegible] Deut[illegible] das Meisterwerk, die [illegible] alle meine No[illegible] Seite wagnerischen [illegible] findet die [illegible] Zuflucht

[illegible] französische Detail [illegible] nennen [illegible] Schildereien [illegible] möchte ich gar die [illegible] mich zu bekennen [illegible] Namen

darunter sein, zum Beispiel Flaubert und die Goncourts. Auch habe ich Iwan Turgenjew mit Entzücken in mich aufgenommen, und er ist ja ein Franzosenschüler.

An dieser Stelle beginnen denn überhaupt meine Einschränkungen und Bedenklichkeiten. Der Roman als Kunstwerk, wie ich ihn doch will und meine, ist er nicht bei Licht betrachtet eine französische Erfindung? Wenn ich nach dem Ehrentitel eines Stilisten, eines literarischen Künstlers strebe, ist es nicht eigentlich und trotz alledem ein französisches Ideal, was mir vorschwebt? Mag sein, daß dies unwesentliche Aeußerlichkeiten sind; fest steht, daß es mit den „wechselseitigen Beziehungen" eine complicirte Bewandtniß hat. Was ist deutsch, und was französisch? Ein junger deutscher Lyriker, der von Paul Verlaine gelernt hätte, dürfte man ihm Abhängigkeit von Frankreich nachsagen? Verlaine seinerseits ist stark germanisch beeinflußt. Ein junger deutscher Erzähler, der beim alten Fontane in die Schule gegangen wäre, dürfte man ihn für zweifel- und makellos deutsch erklären? Die „Fontanische Gauloiserie" ist sprichwörtlich. Was deutsch ist, steht im „Meistersinger"-Vorspiel ziemlich restlos ausgedrückt. Allein derselbe große Räthselrater, der zu verstehen gab, daß der ganze moderne Nationalismus nur die raffinirteste Form des romantischen Erotismus sei, er hat Richard Wagner, meinen Meister und nordischen Gott, mit seiner Hand in die französische Romantik verwiesen... Aber ich versprach, zu rechter Zeit aufzuhören."

Karl Jentsch behandelt in sehr dankenswerter Weise den Einfluß Frankreichs auf die Entwicklung, den der katholische Geist in Deutschland genommen hat:

„Ueber den Einfluß der Franzosen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft muß ich Kundigere reden lassen; dagegen vermag ich aus eigener Erfahrung zu berichten, wie Frankreich auf die religiöse Entwicklung des katholischen Theils der Deutschen eingewirkt und dadurch zur Gesammtbilanz des deutschen Geisteslebens einen beträchtlichen Posten beigetragen hat.

Der Kampf zwischen Supranaturalismus und Naturalismus (welche beiden Ausdrücke den großen Gegensatz nicht erschöpfend, aber hinreichend deutlich bezeichnen) ist in den beiden Ländern seit der Zeit Voltaire's in inniger Wechselwirkung verlaufen, unbeschadet der durch die Volkscharaktere gegebenen Formverschiedenheit. Das galloromanische Temperament schließt das vermittelnde, aber ihm logisch unverständliche und ästhetisch ungenießbare protestantische Kirchenwesen aus und zieht es vor, sich durch Exaltation für und gegen jedes der beiden auf die Spitze getriebenen Extreme den höchsten Grad von Lebensgefühl zu verschaffen, die Priester abwechselnd zu massacriren und anzubeten. Die Reaction gegen den naturalistischen Paroxismus von 1793 verläuft in zwei Strömungen, einer liberalen und einer legitimistisch-papistischen. Die erste wird von dem Romantiker Chateaubriand eingeleitet, dessen *Génie du Christianisme* auch viele katholische Jünglinge Deutschlands mit Begeisterung für das Christenthum erfüllt, dem gleichzeitig die deutschen Romantiker, außerdem unter den Protestanten romantisch gestimmte Kanzelredner und Philosophen, unter den Katholiken ehrwürdige Bischöfe und große Theologen die verlorene Achtung wiedererobern. An Chateaubriand schließt sich zunächst Lamennais an, der sich später zum Socialisten entwickelt, ihm folgen Lacordaire und der Graf Montalembert. Eine Elitegesellschaft sammelte sich um diese Propheten; Gott und die Freiheit, der Papst und das Volk war ihr Wahlspruch. Die neue Botschaft zündete auch in Deutschland; dem ernsten Streben der deutschen Männer, die in mühsamer Arbeit das verfallene Kirchenwesen wieder aufbauten, verlieh sie Freudigkeit und Schwung; mit Stolz vernahm die Theologie studirende Jugend, daß die Kirche, deren Diensten sie sich widmen wollte, der Inbegriff alles Schönsten und Größten sei, das es auf Erden gebe, daß sie allein die wahre Freiheit verbürge, und daß ihr schon darum die Zukunft gehöre.

Aber gleichzeitig hatte die andere, von Bonald und dem Grafen de Maistre eingeleitete Strömung, die unbedingten Gehorsam gegen die Autorität des Papstes als einziges Mittel der Rettung vor den Dämonen der Verneinung und Zerstörung wollte, solche Stärke erlangt, daß sie die andere überflügelte. Der unbedingten Unterwerfung des Papstes und der mächtigsten Orden jederzeit sicher, unterrichtete sie auch die Bischöfe und Pfarrer, und die [illegible] Mitglieder des Clerus legte der [illegible] magogen. Louis Veuillot, dem Pariser [illegible] Demagogie würden der Volkstheile [illegible] haben, wenn es bei der an sich nicht [illegible] kündigung des päpstlichen [illegible] dogismus geblieben wäre. Aber [illegible]

und Nonnen entdeckte Lockmittel, die besser zogen. Man schmeichelte dem Aberglauben, dem Kindersinn des französischen Volkes, der Eitelkeit der Damen und brachte so den specifisch französischen Katholicismus des neunzehnten Jahrhunderts zustande. Man ließ Madonnen erscheinen, Wunder ohne Zahl geschehen, stellte neue Heilige auf die Altäre, erfand den Herz Jesu- und Herz Mariae-Cult und allerlei neue Andachten, brachte durch immer neue Attractionen die angenehmste Abwechslung ins Leben der Frommen, führte die großen Kinder von einem geistlichen Schauspiel zum anderen; zeigte und schenkte den kleinen Kindern allerliebste Bilderchen, machte die Frömmigkeit zur Modesache, sorgte für kokette Conferenciers und gab den großen Mondainen Gelegenheit, zur Abwechslung auch einmal vor tout Paris als Magdalenen oder gar als Madonnen zu posen. Was hätten gegen ein solches Milieu, in dem sich jeder und jede wohlfühlten, die einmal eingelebt waren, Vernunftgründe ausgerichtet! Und wenn nun dieser so gestimmten Menge ihre angebeteten Beichtväter, Prediger und Journalisten verkündigten: Maria hat unbefleckt empfangen, der Papst ist unfehlbar und der Liberalismus ist eine Ketzerei, so waren sie des frenetischen Beifalls sicher; der gläubigen Masse galt jeder, der verständige Einwendungen zu erheben wagte, von vornherein für einen frevelhaften Ketzer.

Von Frankreich aus wurde für diese Art Katholicismus auch in Deutschland die Masse nach und nach eingefangen; besonders auf dem Wege über Mainz durch das dort erscheinende Organ „Der Katholik" ist er bei uns eingedrungen. Dem ernsten, ruhigen, tiefen deutschen Geiste ist er ja so widerwärtig wie möglich und die Gelehrten und Priester der Schulen von Sailer, Hirscher, Möhler und Döllinger verabscheuten ihn aus Herzensgrund vom ersten Augenblick an, wo er sich zeigte. Aber es gibt eben auch in Deutschland große Kinder und Betschwestern, und zwar auch solche männlichen Geschlechts; es gibt Hysterische und Schwärmer, es gibt geborene Fanatiker, und da alle solche Individualitäten ihrer Natur nach viel activer und agitatorischer, angriffslustiger und geräuschvoller sind als die gründlichen Gelehrten, die nüchternen, gewissenhaften Seelsorger und die wahrhaft frommen, daher bescheidenen, im Stillen Gutes wirkenden Seelen, so fand sich eines schönen Morgens im Jahre 1869 das ganze katholische Deutschland beim Erwachen zu seiner eigenen Verwunderung ultramontan, und seine verehrten alten Religionslehrer waren auf einmal Ketzer geworden. So hatten neben den deutschen Vertretern des echten katholischen Christenthums auch die französischen von Chateaubriand bis Montalembert nur für ihre Gegner gearbeitet; diesen fiel die Frucht der Mühen jener in den Schoß, als sich die reichsdeutschen Katholiken zu einer politischen Partei zusammenschlossen, deren kirchliches Credo nicht das altkatholische, sondern das vaticanische war. Freilich haben die Italiener — aus solchen besteht ja größtentheils die Curie — ihren vollgemessenen Antheil an dem kirchlichen Neubau, aber erst auf dem Umweg über Frankreich sind sie an uns herangekommen; ihr unmittelbarer Einfluß auf die deutschen Katholiken ist gering gewesen; weder italienische Publicisten noch Autoren größerer Werke sind unter uns populär geworden. Unmittelbar hat Rom auf uns nur eingewirkt durch die nicht bedeutende Zahl von Zöglingen des Collegium Germanicum, die im Deutschen Reiche Anstellung gefunden haben, und durch die päpstlichen Erlässe des neunten Pius, die dem deutschen Wesen auch der Katholiken widerstanden und nur darum nicht mit offenem Protest abgelehnt wurden, weil der auf anderen Wegen für den Katholicismus gewonnene Sinn dieses Gut durch einen offenen Protest zu verlieren fürchtete. Daß also die romanische Form des Christenthums selbst in ihrer modernen, geschmacklos verzerrten Gestalt sich bei dem einen Theil der deutschen Katholiken eingenistet hat und vom anderen ertragen wird, ist das Verdienst der Franzosen gewesen.

Die Gerechtigkeit verpflichtet jedoch anzuerkennen, [illegible] der romanische Katholicismus [illegible] auch nach der Ausmerzung [illegible]

Bigotterie, Fanatismus und Kinderei [illegible] edlere Elemente enthält [illegible]

[illegible]

in Bewegung setzt, die, ganz abgesehen vom Mißbrauch für fremde und möglicherweise schlechte Zwecke, die ideale Thätigkeit handwerksmäßig betreiben und sich nach und nach in höchst materialistische Interessenverbände verwandeln. Ehe solche Ausartung sichtbar wurde, haben das Beispiel und die Anregungen dieser Art, die von Frankreich ausgingen, mächtig auf die deutschen Katholiken, namentlich auf die Jugend eingewirkt. Die Berichte der Lyoner Missionsgesellschaft sind eine weitverbreitete erbauliche Lektüre geworden, die französischen Barmherzigen Schwestern haben sich nicht allein in Deutschland eingebürgert, sondern haben auch die Gründung neuer Orden im Gefolge gehabt. Der solchergestalt neuerweckte Zug zum Ordensleben hat den modernen Katholicismus vertieft, und durch die äußerlich sichtbare Färbung in Deutschland seine Abschließung vom Protestantismus verstärkt.

Wie sich der religiöse Gedankenaustausch zwischen den Katholiken der beiden Länder in den letzten zwanzig Jahren gestaltet haben mag, ob vielleicht die Erscheinungen der jüngsten Zeit die deutschen Katholiken in ihrer Hochschätzung der französischen Frömmigkeit wankend gemacht haben, das weiß ich nicht. Vor fünfzig Jahren fand Alban Stolz, der Hansjakob jener Zeit, auf einer Reise durch Frankreich, daß die Seminarerziehung die französischen Geistlichen unfähig mache, auf die wirkliche Welt einzuwirken; seitdem ist so manches passirt, was geeignet wäre, die deutschen Katholiken an der Mustergiltigkeit der kirchlichen Zustände Frankreichs irre zu machen. Aber so viel steht fest, daß von dem gegenwärtigen Zustand und der gegenwärtigen Macht des deutschen Katholicismus ein bedeutender Theil der beinahe achtzigjährigen Einwirkung Frankreichs auf Rechnung zu setzen ist."

Franz Blei zuguterletzt ironisirt:

„Jedermann kennt und preist die Sittenstrenge und häusliche Würde der deutschen Frau unserer Zeit, die biedere, urwüchsige Offenheit, den trotzigen unbeugsamen Stolz des deutschen Mannes, den aller Streberei abholden Idealismus des deutschen Jünglings. Deutsche Bildung und deutsches Wissen ist so wohlersessen, genau und gründlich wie noch nie, und von seinen Künsten und seinem Geschmack könnte der heutige Deutsche ein stolzes Wort sprechen, machte ihn wohlbegründetes Selbstbewußtsein nicht bescheiden. Von einem französischen Einfluß kann bei solcher Blüte nationaler Tugenden nicht die Rede sein. Sage noch: das walte Gott!"

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Berlin-Wilmersdorf, den 30. Dezember 1903.

Sehr geehrter Herr!

Von einer mehrtägigen Reise zurückgekehrt, fand ich gestern Ihre werte Zuschrift vom 23. Dezember mit dem Bürstenabzug von Richard Dehmels „Berichtigung" zu meiner neulichen „Rumpumpel"-Rezension vor.* Ich habe ihr hinzuzufügen, daß es sich dennoch tatsächlich so verhält, daß mir damals Frau Paula Dehmel als erste ein selbstgeschriebenes Manuskript des „Fitzebutze", das noch heutigen Tages in meinem Besitz ist, überreichte, bevor ich dann von Dehmel selbst das Buch zur Illustrierung, ich möchte sagen, offizieller überreicht bekam. Es mag sein, daß ich dieses und jenes, was ich über die Zusammenarbeit von Richard und Paula Dehmel in persönlichem Gespräch erfuhr, mißverstanden habe, und sicher wird Paula Dehmel von Richard Dehmel in jener Zusammenarbeit in formaler und technischer Hinsicht gelernt haben; es scheint mir aber festzustehen, daß sie ihrerseits ungleich mehr Beruf zum Kinderdichter hat als Richard Dehmel, und daß sie weit naiver und ursprünglicher ist, während Dehmels Kinderdichtungen sich im allgemeinen durch manches formale und inhaltliche Raffinement von Paulas Gedichten trennen. Das war für mich die Hauptsache. — Meine Verwechslung von Weiß und Hofer zweitens aber ist nicht gar so unverständlich. Weiß und Hofer sind persönliche Freunde; und wenn man Weiß' Zeichnungen und Holzschnitte kennt, so wird man bei einem genaueren Vergleich gar wohl eine große Aehnlichkeit des Strichcharakters feststellen können. Auch bei diesen „Rumpumpel"-Zeichnungen übrigens mag ferner meine Verwechslung der beiden Künstler dadurch entschuldigt werden, daß ich kürzlich in einem Gedichtbuche „Der Tag", von Han. Reinhart, Holzschnitte von Karl Hofer fand, die ich, wenn ich nicht sehr irre, bereits vor einigen Jahren in einem Gedichtbuche „Der Wanderer" von Weiß fand, als von diesem herrührend, und die man jedenfalls nur mit den von Weiß in der „Insel" veröffentlichten Holzschnitten zu vergleichen braucht (vgl. „Insel" von 1901, Heft 3, Seite 15[illegible]; Heft 1, Seite 23 und 3[illegible]; Heft 2, Seite 103 ff.), um die Annahme, Karl Hofer sei mit Weiß identisch, gerechtfertigt zu finden. — [illegible] Dehmel, [illegible] so [illegible] und mit [illegible]

Es wäre mir lieb, wenn Sie freundlichst diesen Zeilen in der „Zeit" Raum geben würden.

[illegible]

[illegible]

Johannes Schlaf.

[illegible]

Bücher.

Robert Harborough Sherard: Oscar Wilde. Die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft. Mit Porträts und Faksimiles. Deutsch von Hermann Freiherrn von Teschenberg. J. C. C. Bruns' Verlag. Minden in Westfalen.

Das abwehrende Mißtrauen gegen Buch und Verfasser, eine natürliche Reaktion dem ausgebildeten literarischen Verklärungssystem des Päderastentums gegenüber, weicht bald einer manches begreifenden, manches verzeihenden Sympathie, je weiter die schlicht geschriebene Geschichte dieser reinen und unglücklichen Freundschaft in ihrer Entwicklung vorrückt. Es gibt bessere, der kritischen Beleuchtung widerstandsfähigere Biographien, die ein Ueberlebender verfaßt, dem toten Freunde zur Ehre, dem Gedächtnis zusammen erlebter Jahre: besonders John Forsters herrliche, von Liebe und Treue durchtränkte Lebensgeschichte des unvergleichlichen Boz. Und schwer vermißt, wer Taines Art der Menschenschilderung kennt, die analytische Methode in Sherards Buch, die, unter hundert anderen, gerade jene Ursache entdeckt, der eine gegebene Erscheinung ihr Werden verdankt. Oscar Wildes Charakter war, sein Leben und seine Werke verraten es, ein komplizierter Organismus, den in bedingende und bedingte Elemente zu sondern, nicht nur die Mühe des hingebenden Freundes, sondern auch jedes kühler erwägenden Psychologen lohnen würde. War es ein angeborenes, ein später erst erworbenes Anormales, war es ein δαιμόνιον oder nur das aufs höchste gesteigerte Bedürfnis nach dem Erotischen und Raffinierten, das einen von Natur aus geschlechtlich normal Veranlagten, den Gatten einer glücklichen Frau, den Vater zweier Kinder, in die Arme eines Alfred Douglas trieb, nicht nur nach den schmachvollen Jahren von Reading, sondern schon zu den Zeiten höchsten Glanzes? Der schreibende Freund gleitet über dieses Wichtige hinweg; und sein wiederholter Hinweis auf Genie und Irrsinn, Eitelkeit, Egoismus und Sucht nach épater les bourgeois, vermag solch tiefe psychologische Lücke nicht auszufüllen. Mit diesem Vorwurf, der gegen die wissenschaftliche Anlage des Werkes gerichtet wird, ist erschöpft, was gegen Buch und Autor vorzubringen wäre. Sonst erübrigt vieles des Beifalls Wertes: Die Umrisse der seltsamen Städte Paris und London, die Konturen ihrer seltsamen Bewohner treten, mit sicheren Strichen gezeichnet, deutlich hervor; und leicht erreicht der Freund, der mit allen Kräften nur um die späte Ehrenrettung des Verstorbenen kämpft, den nicht gewollten und schwereren Erfolg: mit wenig Worten Anschauung zu geben von vielen Dingen, die mit den weiten Begriffskomplexen der großen Metropolen verknüpft sind. Und Charles Dickens' Meisterhand, die für alle Zeiten die Geschichte dieser beiden Städte schrieb, könnte die Schilderung entstammen, die der Epigone von der ungeschlachten Farandole gibt, dem Tanze, den der Londoner Mob, Männer mit klaffenden Schuhen, Megären mit zerrissenen Röcken, vor Newgates Mauern zu tanzen beginnt, als die Kunde die Ohren von East Ends Abschaum erreicht, der „Aristokrat" Wilde sei zu Zuchthaus und Zwangsarbeit verurteilt worden; die gähnende Kluft sozialer Gegensätze ist hier mit Boz'scher Schärfe erfaßt und beschrieben. **Alfred Neumann.**

Kurt Martens: „Kaspar Hauser." Drama in vier Akten. Egon Fleischel & Ko., Berlin 1903.

Das Stück müßte aus zwei Gründen vor allem interessieren. Zuerst wegen seines Verfassers, der als begabter psychologischer Erzähler zu den Hoffnungen unserer Literatur gehört und nun sich zum erstenmal dramatisch ausspricht. Zum andern wegen seines Stoffes, der, mehr als ein psychologisches Kuriosum, an die Tiefen der menschlichen Natur, an die Geheimnisse ihrer Entwicklung hinanreicht. Kaspar Hauser erlebte zu spät, darum so rätselhaft deutlich die Ausbildung vom tierischen Geschöpf zum bewußten und schicksalsfähigen Individuum. Welcher tragische Grundstoff liegt in dem Doppelrätsel seiner Existenz! Zwei Motive sind bei diesem Problem wunderbar ineinander verflochten: das Lebendwerden einer Seele und die Stellung dieser Seele zur Welt, deren Spiel sie wird. Aus dem Ungewissen, ihrer selbst unbewußt, tritt diese rührende Gestalt hervor, erfaßt mit der Kraft gewonnenen Wissens zugleich die berauschende Hoffnung des Lebens und sieht sie schon rätselhaft verraten und gebrochen. Die Geschichte hat da in einer [illegible] Laune die schauerlichste, darum [illegible] tragische Fabel gedichtet, worin dem sozialen menschlichen Wesen einmal das [illegible] Quellen jedes [illegible] Daseins, jedes wilden [illegible] gezeigt wird. Von all diesen Möglichkeiten sind in Martens' Stück nur Andeutungen und entfernte Ahnungen, in seiner Ganze ist das psychische Problem von Martens weder durchdacht noch durchgeführt worden. Die bloße äußerliche Fabel wirkt durch diesen Mangel der Durchgeistigung dürr, die Tragik ergreift nicht, die [illegible] Gestalt des Kaspar Hauser gerät nicht über das äußerlich gezeichnete Schema hinaus. Die übrigen sind gar nur als [illegible], nicht als [illegible] gegeben. Das Ganze hat eine gewisse [illegible] Manier. In bestimmtem Sinne ist [illegible] gerade die [illegible] Stimmung, die ja eigentlich über allem [illegible] liegt, [illegible] als Einzelnes, sondern [illegible] als die [illegible] als die [illegible] des Menschheits- [illegible] unbekannter [illegible] klar und klein [illegible] nach der Lektüre [illegible] als Ganzes aufsteht, als [illegible] gewesen. Das [illegible]

Otto Stoessl.

Revue der Revuen.

„Das literarische Echo.“ Julius Hart schreibt über die „Revolution der Kritik“. Das Wesen der Kritik besteht seiner Ansicht nach nicht nur in einem reinen Erkennen und auch nicht nur in einem Werten. Ihr Wesen soll vielmehr als ein Selbstauflösungs- und als ein Zeugungsprozeß angesehen werden; Kritik vernichtet sich selbst, Kritik gebiert Kritik. Ist das nicht ein Widerspruch? Aber doch auch wieder dasselbe. Wie es bei der Pflanze dasselbe ist, daß sie abwelkt und scheinbar zu existieren aufhört und zugleich als Saat neuer Pflanzen zu Boden fällt. Ihre Selbstauflösung ist die Auflösung eines Samenkorns in viele Samenkörner. So aber will auch das Wesen der Kritik als ein elementarer Lebensvorgang aufgefaßt werden. Aesthetische Kritik bedeutet eine innige Anteilnahme an dem Kunstwerk, ein leidenschaftliches Verhältnis zu ihm, eine Verschmelzung, eine Verwebung und Verwachsung mit der Kunst. Wie sich unser Körper mit der ihm von außen zugeführten Nahrung verbindet und aus dieser Nahrung sich immer wieder neu aufbaut, so verarbeitet und verdaut unser Geist in der Kritik die Werke der Kunst. Die Kritik wird an der Kunst immer stärker und reicher und die Kunst an der Kritik. Jede Kunst und Kritik wächst damit über sich selbst hinaus, und ihre unendliche Freiheit beruht gerade darin, daß sie aus der einen Form immer neue andere Formen entstehen lassen kann, daß sich stets neue Kunst und neue Kritik gebiert.

„Mercure de France.“ Ein begeisterter Artikel von Marcel Montandon über Giovanni Segantini und den philosophischen Gedanken, der durch seine Werke geht. Abgesehen von seiner technischen Meisterschaft, in der der Verfasser die Vereinigung aller Ausdrucksmittel des Impressionismus mit der Einfachheit, der Sicherheit und Lebenswahrheit eines Velazquez erblickt, habe Segantini seine ganz persönliche Weltanschauung besessen, aus der all seine Werke entsprungen seien. Seine Geburt hat seiner Mutter das Leben gekostet, und dieses persönliche Erlebnis wurde zum Ausgangspunkt einer mystisch-philosophischen Idee, in der Geburt und Tod seltsam ineinanderfließen. Die Mutterschaft ist für ihn das Höchste, und wir finden eine ganze Reihe von Bildern, die sie verherrlicht, und zwar ganz ebenso dort, wo er eine säugende Kuh, eine Ziege oder ein Mutterschaf mit seinem Lämmchen darstellt, als wo wir einer irdischen oder der himmlischen Mutter gegenüberstehen. In diesem Sinne sei auch Segantinis „Ave Maria a Trasbordo“ — das der Verfasser über das berühmte „Angelus“ von Millet stellt — eine Verklärung der gleichen Empfindung. Indem die betende Mutter sich bei den Glockenklängen über ihr Kind neigt, werde sie selbst zur Madonna. Aber derselbe Gedanke liege auch seinen symbolischen Bildern zugrunde. „Die schlechten Mütter“ sind ein Sinnbild des Werdens und Vergehens, der ewig erzeugenden und wieder zerstörenden Natur, die über den Winter, zur Strafe für ihr Vernichtungswerk, in Schnee und Eis erstarren muß, um im Frühling durch neues Gebären entsühnt zu werden. Sein Bild „Die Liebe an der Quelle des Lebens“, in dem wir das liebende Paar seiner Vereinigung zuschreiten sehen, ist ein rauschender Hymnus auf die lebenzeugende Leidenschaft, und dabei von einer Reinheit und Klarheit, wie sie nur fern vom Getriebe der Welt, in der feierlichen Oede der höchsten Höhen empfunden und wiedergegeben werden kann. Der Verfasser meint übrigens, daß sich über Segantini, den der Tod mitten im Schaffen überraschte, gar kein endgültiges Wort sprechen lasse. Denn was wir von ihm kennen, umfaßt nur die erste Phase seines Wirkens, das er in seinem Triptichon synthetisieren wollte, um sich dann einem neuen Ideenkreis zuzuwenden, worauf verschiedene hinterlassene, vorbereitende Arbeiten hinweisen.

Zwei Tagebücher.

Von Gerhard Ouckama Knoop.

(Schluß.)

II.

28. April. Nach dem Essen habe ich mich sogleich zurückgezogen, ich hielt es bei diesen zwei Menschen nicht länger aus. Nun sitze ich, sicher vor Störung, in meinem stillen Zimmerchen . . .

Wie wundervoll war dieser Spaziergang in der Abenddämmerung! Diese Ruhe, kaum ein leiser Hauch, der durch die hohen Wipfel zieht; der reine, klare Himmel mit einem tiefroten Saum am Horizont; die Erde wie gebadet in lauer Wärme und gedämpftem Licht; unten das Murmeln des Wassers und von den dunkeln Bäumen her das Schluchzen einer Nachtigall.

Max hat, was man Sinn für Natur nennt: er genießt solche schöne Stimmungen — wie eine gute Zigarre. Dann kehrt er heim, ißt mit vorzüglichem Appetit und lobt den guten Tisch, den seine Frau führt und der ihr auch als das Wichtigste im Leben erscheint. O, es macht mich krittlich, wenn ich das mit ansehen muß; es zuckt mir in den Fingern, es reizt mich gewaltig, einmal die Wahrheit zu sagen, die ich doch nicht sagen darf.

Wie ganz anders wirkt auf mein Gemüt ein solcher Frühlingsabend! Ich fühle mich erfüllt von einer Sehnsucht, die das Herz krampfhaft erweitert, von einer unendlichen selig-schmerzlichen Wehmut, von einem mächtigen, fast-quälenden Drang zum Weinen. — Und daneben geht eine rein körperliche Wirkung einher, ein Vibrieren in allen Nerven, ein Zucken in den Fingerspitzen, ein Kitzel durch den ganzen Körper; es ist wie eine aufgeregte, schrille, wahnsinnige Violinbegleitung zu getragenen Orgeltönen . . .

29. April. Es ist spät am Abend; ich habe keine Lampe, zwei Kerzen erleuchten mir den Tisch, das Zimmer liegt fast ganz in Dunkelheit. Kein Laut kommt von außen, in der tiefen, dunklen Stille umfängt mich der köstliche Schauer der Einsamkeit. Das Ehepaar ist längst zu Bett gegangen, unten in dem ehelichen Schlafzimmer. Nein, ich will daran nicht denken —

Ich kann nicht schlafen. Dieser sonderbare Reiz — geistig und zugleich auch körperlich, ein Schauer, doch angenehm bis zum Unerträglichen, ein seltsamer Kitzel, oft wie ein Aufsteigen warmer Luft von den Füßen bis zum Herzen — und da benimmt es mir den Atem — und im Herzen selbst ist es kalt, angenehm kalt, wie frappierter Champagner — ich denke an nichts — o nein, ich stelle mir keinen Mann vor — aber es ist mir, als umgäbe mich eine unsichtbare Sphäre des Geschlechts, als nahte sich ein Zeus in Gestalt einer Wolke . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Ich habe mich zu Bette gelegt, aber schlafen konnte ich nicht, geschüttelt von dieser unleidlichen Erregung, die den Geist nicht ruhen und doch auch keinen Gedanken, kein deutlich vorgestelltes Bild aufkommen läßt. Ich preßte mein Kissen gegen Brust und Kopf, daß ich fast erstickte; aber es half nicht. Darum bin ich aufgestanden; das Hemd war mir zu schwer, ich warf es ab. Da erblickte ich mich im Spiegel und erschrak, daß es mir eiskalt durch das Mark der Knochen lief . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Ich sitze noch immer an meinem Schreibtisch, das Licht ist ganz heruntergebrannt. Ich muß immer an meine Schwester denken. Wie kann man verheiratet sein — einem Manne — allmählich kommt vielleicht eine Art von Gewohnheit, aber im Anfang — die Idee verfolgt und quält mich. —

O mein Tagebuch — wenn es von einem gesehen würde, ich müßte in die Erde versinken —, und dennoch schreibe ich, ich kann es nicht lassen, es ist doch die einzige Möglichkeit einer Art Aussprache. — Nun kommt die Abspannung — ein krampfhaftes Gähnen —

2. Mai. Den ganzen Vormittag verfolgte mich der Gedanke: wie kann man sich zum Heiraten entschließen? In welcher Verfassung steht man dem Manne gegenüber, der — Ich war in Versuchung, Hermine zu fragen. Sie würde sich wundern, sie, die von mir niemals ein intimes Wort gehört hat! . . .

Bei Tische sprachen die Zwei über E. M. Sie schimpften weidlich und nannten sie ein mannstolles Mädchen. Welchen Eindruck mir das Wort machte! Es würgte mich in der Kehle. O, so stumpfsinnig zu sein! Da redet ihr hochmütig gelassen von Mannstollheit; ahnt ihr denn gar nicht, welche Hölle darin liegen mag?

3. Mai. Es drängte mich so unwiderstehlich — zu meiner größten Qual — es sprach sozusagen aus mir wider meinen Willen. Ich habe mit Hermine eine ganz intime Unterredung gehabt. Sie war wohl verwundert, aber sehr ruhig. O, diese Kälte, diese Stumpfheit! Mir wirbelte nachher der Kopf, und ich fragte mich: Wie ist es möglich, wie ist es möglich?

5. Mai. Ein gewisser Doktor Friedrich zum Essen. Vorher schon gab es Streit, nachdem man mich schonend auf das Ereignis vorbereitet hatte. Ich wollte mich nicht zeigen, denn ich weiß, wie leicht ich durch jeden Menschen, durch das unschuldigste Wort in diese schreckliche Verwirrung gesetzt werde. Hermine mit ihren gewohnten Reden: ich soll mich zusammennehmen und mich nicht genieren; diese dumme Ziererei, die taktlos ist, weil sie die andern auch verlegen macht — und was dergleichen leere Reden mehr sind.

Also, ich mußte mich opfern. Doktor Friedrich ist ein Mensch wie hundert andere, nicht besonders interessant; im allerersten Augenblick war es auch noch erträglich, aber wie es mir immer zu gehen pflegt: allmählich wuchs meine [illegible] wahnsinnig machende Verlegenheit. Die das nicht kennen [illegible] mögen sich keinen Begriff davon zu machen. Man hat wohl im Schlafe das Gefühl, entblößt unter wildfremden Menschen zu erscheinen — o, diese Beängstigung [illegible]

Es ist mir, als habe jeder Fremde in [illegible] innersten Gedanken, als läge meine Seele [illegible]

Und dann diese Zwangsvorstellungen, [illegible] unabweislichen Ideenwirrwarr [illegible]

[illegible]

der Fieber und Schwüle dazu [illegible]

deckung, zum Verbergen des Körpers dient [illegible]

(Schluß folgt.)

Und nun mußte er immerfort von seinen Japanern sprechen, von deren Fächern und Schirmen! Es ist eine gräßliche Empfindung: man sieht, lange bevor der Sprechende daran denkt, das verhängnisvolle Stichwort kommen, alles andere Denken erlischt, der Geist ist ausschließlich auf dieses Drohende gerichtet und darauf, wie er den Eindruck abwehren könne; und immer näher kommt es unabwendbar; in der Erwartung stockt das Herz, aller Blutumlauf ist angehalten, die Haut wird kalt und blaß, eine schreckliche Angst benimmt den Atem. Nun ist das Wort gefallen, das erstarrte Herz schlägt plötzlich mit fieberhafter Gewalt, eine Blutwelle steigt in den Kopf und eine brennende Hitze über den Körper — was hilft alles Wehren und alles Sträuben —

Ich sah wohl, daß Dr. Friedrich wie alle anderen, meinen Zustand bemerkte und ihn nicht begriff — o, ich habe sehr gelitten.

Und nachher, sobald nur der Gast fortgegangen war, die unverständigen Vorwürfe der Schwester. „Du hast dich und uns wieder schön blamiert; du sollst in ein Kloster gehen." Ach ja, in ein Kloster, dahin gehörte ich, denn ich bin nicht geschaffen, unter Menschen zu leben. Keiner kann mich verstehen, keiner ahnt meine heimliche Qual. Sie sind alle so stumpfsinnig! Und selbst Hermine kann ich nicht die leiseste Andeutung machen — selbst wenn ich mich zu überwinden die Kraft hätte — aber ich stürbe lieber — es wäre, als wollte man einem Blinden von der Farbe predigen, und sie würde mir nur Moral pauken...

8. M a i. Mit Walter Hang ergeht es mir anders als mit anderen Menschen: bin ich mit ihm allein, dann bleibt mir meine Unbefangenheit. Ich fühle mich ihm überlegen in einer Art Perversität. Er ist so kindlich, von einer so rührenden — Jungfräulichkeit. Immer kommt mir die Versuchung, ihm etwas Verfängliches zu sagen, und oft gerät unser Gespräch bis an eine gefährliche Grenze. Dann erfolgt zwar meist ein Rückprall, es trifft mich wie ein Schlag, und ich verfalle wieder in die äußerste Verlegenheit. Sonst — wer weiß —

12. M a i. Doktor Friedrich wollte einen Besuch machen, während Max und Hermine ausgegangen waren. Ich befand mich unglücklicherweise im Garten und konnte ihm nicht entrinnen. Welche Qual habe ich wieder ausgestanden! Schon der Anblick dieses Mannes rief meine lähmende Schüchternheit hervor, es war, als wenn alle Blutgefäße sich zusammenkrampften und der Blutumlauf stockte. Nun mußte der Unglückliche mir noch mit botanischer Anatomie kommen. War das reiner Zufall oder wollte er mich auf analoge Vorstellungen hinführen? Ich weiß es nicht. Jedenfalls war ich fasziniert wie ein Vogel vor der Schlange, ich konnte nicht sprechen, kaum atmen; und dabei doch dieser unwiderstehliche Zwang, das quälende Gespräch festzuhalten, den Geist immer fester in die peinlichen und erregenden Vorstellungen einzugraben.

Doktor Friedrich ging bald; ich blieb in einem eigentümlichen Zustande zurück, es war wie ein Wogen von heißen und kalten Wellen durch den ganzen Körper. Darauf kam die Müdigkeit und das nervöse Gähnen —

16. M a i. Das war eine schreckliche Aufregung! Hermine hatte bestimmt, ich müsse einen heißen Umschlag haben, und ich hatte töricht nicht sofort „nein" gesagt. Da liege ich im Bett, ich weiß, sie wird kommen, ich warte mit klopfendem Herzen, in zitternder Angst, wie der Verurteilte den Henker erwartet. Sie kommt — an die verschlossene Tür. „Mach auf, ich bin es." Aber ich kann nicht, ich liege regungslos, wie unter einem Alpdruck. Sie rüttelt an der Tür. Ich zwinge mich zum Reden, ich bitte und flehe: „Es ist mir unmöglich, laß mich in Ruhe, ich bitte dich, geh fort." Sie antwortet erst mit grobem Spotte, dann mit heftigen Vorwürfen; endlich zwinge ich mich so weit, daß ich ihr sagen kann: „Warte, ich will die Tür ein wenig aufmachen und den Umschlag nehmen; dann lege ich ihn mir selbst auf." Aber sie will von nichts hören, sie schilt und schimpft, überhäuft mich mit den gröbsten Beleidigungen, stampft auf den Boden und geht wütend fort.

Ja, es ist lächerlich, es ist unsinnig, aber ich kann nicht anders. Sie führen immer die Scham im Munde, sie sprechen von ihr als von einer hohen Tugend; aber sie wissen alle nichts von ihr: ich, ich habe die Scham, und ich weiß, sie ist keine Tugend, sie ist eine fürchterliche, lähmende, das ganze Leben vergiftende Schwäche. Eher wollte ich mich auf dem Markte nackt zeigen, als diese intime Zurückhaltung verleugnen — o, aber man leidet entsetzlich davon, ich glaube, man könnte zum Selbstmord getrieben werden.

22. M a i. Immer noch erfüllt mich jene Geschichte, und ich fürchte immer, sie möchte bekannt geworden sein. [illegible]

ich nicht, ich müßte denn bereuen, daß ich auf die Welt gekommen bin.

Meist hielt ich mich in meinem Zimmer versteckt; jedoch habe ich Walter Hang gesehen. Der Gedanke kam mir natürlich sogleich: weiß er von dieser fatalen Geschichte? Und, sonderbar, von i h m wünschte ich heimlich, daß er darum wisse. Aber er verriet nichts. Er war wie immer, so kindlich, so unschuldig — dennoch glaube ich, es müßte sich aus seinem Wesen eine reizende Frechheit entwickeln lassen. Ich war beinahe übermütig — dann kam die Vorstellung: wenn e r mir einen Leibumschlag hätte bringen müssen — und eine furchtbare Verwirrung bemächtigte sich meiner. —

O mein treues Buch, daß nur kein Auge jemals dich erblickt!

30. M a i. Doktor Friedrich beobachtet mich. Er sieht mich nicht an, er meidet meinen Blick, aber ich fühle, wie er mich beobachtet. Ich wende mich von ihm ab, ich verstecke mich hinter andere Menschen, hinter Blumen und Möbel; dennoch habe ich im ganzen Körper die Empfindung, daß sein Blick auf mir ruht, daß er mich langsam, mit bedächtiger Unwiderstehlichkeit, entkleidet. Eine Gänsehaut überläuft mich, ich möchte in ein Mausloch flüchten — und doch ist eine Art Genuß in dieser Angst. — Einen Moment, während eine kleine Gesellschaft beisammen war, muß mein Benehmen ganz auffällig gewesen sein, denn es entstand jene peinliche Stille der Verlegenheit.

19. A u g u s t. O, ich sehe es längst an ihren besorgten Mienen, was sie denken. Ja, es ist wahr, ich habe Grauen und Angst, aber nicht wie ihr meint. Eure freundlich indiskrete Teilnahme ist es, die mir das Blut erstarren macht, ich erzittere vor den Glückwünschen, vor der neugierigen Mittagstafel, vor Myrtenkränzen und vor Dokumenten. Male ich mir das alles aus, dann bin ich einer Ohnmacht nahe. Ihr solltet mich sofort verheiraten, in rasender Eile, wie man einen Verurteilten aufs Schafott schleppt, ehe er sich besinnen kann! Aber sie erwarten, daß ich Aufschub suche und rufen so mein Zögern hervor. Zuweilen vergesse ich meine Angst völlig, aber dann kommt sie verdoppelt wieder. Ob mein Bräutigam etwas von ihren Gedanken weiß? Hermine versuchte mit mir über die heikelsten Dinge zu reden; aber so rasend packte mich die Scham, daß sie in einen Wutanfall überging; ich glaube, ich habe grob geschimpft in meiner Verzweiflung, worauf Hermine sehr beleidigt fortging. — Aber nun gibt es einen neuen Aufschub.

21. A u g u s t. Man läßt mich mit Walter viel allein, damit ich mich gewöhne. Das ist diese Philisterweisheit! Ich danke es ihm, daß er sich vor anderen nicht zärtlich zeigt — ich selbst bleibe eisig kalt — aber wenn ich mit ihm allein bin — ich brauche nur seinen Arm zu fühlen, und ein Sturm rast mir im Innern. Es ist ein unbeschreiblicher Zustand, ein schwindelndes Wogen, etwa wie wenn der Boden sich schnell unter den Füßen senkte, eine Bewußtlosigkeit. — Ja, ich verliere völlig den Kopf, in solchen Momenten hängt es nicht von mir ab, was ich tun werde.

Und Walter? Wie könnte der da noch einen Willen haben? Heute wurden wir gestört; sonst —

Die Zeit.

XXXVIII. Band. Wien, den 23. Januar 1904. Nummer 486.

Gegen Ungarn.

Kein politisches Schlagwort ist gegenwärtig in Oesterreich so populär wie die Losung: „Kampf gegen Ungarn!" In der Empfindung, daß der Westen des Reiches sich gegen die Hegemoniegelüste des Ostens wehren müsse, stimmen alle Parteien überein. Die Großmannssucht und Ueberhebung, die vieljährige und planmäßige Uebervorteilung in politischer wie in ökonomischer Hinsicht, die Summe all der hundertfältigen Unbill, die wir von Ungarn erfahren haben, hat auch die Widerstandskräfte Oesterreichs summiert. Selbst die slawischen Parteien, denen doch die Forderungen des ungarischen Nationalismus manches gern und fleißig nachgeahmte Muster geboten haben, können sich der allgemeinen antimagyarischen Kampfstimmung nicht entziehen; sie können es um so weniger, da die Art, wie ihre transleithanischen Stammesgenossen die Uebermacht der herrschenden Nation zu fühlen bekommen auch bei ihnen den tiefsten Unmut erregt. Die Deutschen Oesterreichs aber stehen als Rufer im Streite voran. In ihren Reihen sind die leidenschaftlichsten, die schärfsten und konsequentesten Gegner Ungarns zu finden. Nach keiner anderen Richtung herrscht unter den deutschen Fraktionen eine so vollständige Einigkeit, nach keiner anderen Richtung zeigen sie eine so tatkräftige Entschlossenheit. Einigkeit und Entschlossenheit sind aber gerade bei den Deutschen so seltene Tugenden, daß man sich verwundert fragen muß, warum just auf dem einzigen Gebiete, auf dem sie betätigt werden, die politischen Erfolge so spärlich sind. Mit aller Einigkeit und Entschlossenheit haben nämlich die Deutschen bisher im Kampf gegen Ungarn erstaunlich wenig ausgerichtet. Sollten diesem Widersacher gegenüber sonst so schätzenswerte Qualitäten nutzlos sein?

Leider hat es den Deutschösterreichern zwar nie an Diplomaten und Hofmännern, auch nicht an Agitatoren und „Volksmännern", zumeist aber an fein beobachtenden und klar unterscheidenden Köpfen gefehlt. Hätte solch ein praktischer Kopf heute die Führung, die Deutschen wären längst darüber im Reinen, daß sie den Kampf gegen Ungarn keineswegs unbedingt und unbeschränkt auszufechten haben, sondern ihn nur so weit mitmachen dürfen, als ihre eigenen Interessen dabei in Frage stehen. Genau so weit und nicht um eine Linie weiter. Von den Gegensätzen und Streitfragen, die zwischen Oesterreich und Ungarn bestehen, berührt nur ein genau abzugrenzender Bruchteil tatsächlich die Interessen der österreichischen Reichshälfte und damit auch die der Deutschen. Alles übrige ist uns nur aufgeschwätzt, aufdisputiert, aufgedrängt und geht in Wirklichkeit ganz andere Faktoren an. Daß diese etwa gleichfalls mit Ungarn im Kampf stehen, darf uns nicht veranlassen ihre Affären zu den unsrigen zu machen; sie machen auch unsere nicht zu den ihrigen. Man darf eben nie vergessen, daß Ungarn auf der einen, der Hof auf der anderen Seite bereits auf dem Plane standen und ihre Ver- und Verwicklungen miteinander hatten, lange ehe es einen österreichischen Staat oder gar ein österreichisches Parlament gab. Wir dürfen uns nicht in alle diese uralten Geschichten hineinziehen lassen, die uns zum großen Teil gar nichts angehen. Hüten wir uns doch vor den schwarz-gelben Hurra-Patrioten, die ganz Oesterreich in die Bierbegeisterung eines Veteranenfestes hineinschwatzen [illegible] nationalpolitischen Forderungen des Magyarentums, über die diese Leute Zeter und Mordio schreien, können uns vollkommen kalt lassen. Wir haben nicht eine imaginäre Reichseinheit zu wahren, die nie bestanden hat und nie bestehen wird und von der man uns immer nur dann allerlei Herzbewegliches vorphantasiert, wenn man uns bewilligungsfreudig und opferwillig stimmen will. Wir haben auch weder den Ausgleich von 1867 noch den Dualismus zu verteidigen, da wir keines der beiden geschaffen haben und da keines von beiden [illegible] in Berücksichtigung österreichischer, geschweige denn deutscher Interessen geschaffen wurde. Wofür wir zu sorgen haben, das ist, daß, solange beides besteht, nicht für die [illegible] werden, die den Wert der [illegible] steigen.

Man kann da nicht nüchtern genug rechnen. Die ungarische Unabhängigkeitsbewegung, die den guten Oesterreichern als eine Hölle voll Teufeleien ausgemalt wird, hat in Wahrheit für sie gar nichts so Schreckliches. Man hat einfach zu fragen: ist die Bewegung historisch begründet und hat sie Aussicht, ihr Ziel zu erreichen? Beide Fragen sind mit einem schlichten Ja zu beantworten. Die Bewegung geht mit steigender Gewalt durch die ganze ungarische Geschichte, und worauf sie abzielt, die Herstellung des in jedem Belang, staatsrechtlich, wirtschaftlich, diplomatisch, militärisch, völlig selbständigen ungarischen Staates, das wird sie unabwendbar durchsetzen. Zweifelhaft ist nicht das Ende, sondern nur mehr der Termin. Das politische Problem steht also für die Deutschen Oesterreichs sehr einfach: wenn es absolute Gewißheit ist, daß eines Tages der Dualismus von der Personalunion abgelöst wird, liegt es in unserem Vorteil, diese Entwicklung zu verzögern, oder ist es vielleicht klüger, sie zu beschleunigen? Was ist für uns besser und billiger? Die künstliche Fortfristung des Dualismus, der nun einmal dem Tode geweiht ist, wird von ungarischer Seite als eine Nachgiebigkeit gegenüber den Wünschen der Dynastie, als ein um des lieben Friedens willen gebrachtes Opfer dargestellt. Für jedes Restchen von Gemeinschaft aber, das die Ungarn bis auf weiteres noch konzedieren, muß ihnen natürlich ein Entsagungslohn, eine Uneigennützigkeitsprämie gezahlt werden — wie sich von selbst versteht, aus der Tasche Oesterreichs oder, was ungefähr dasselbe ist, aus der Tasche der deutschen Steuerzahler. Je näher Ungarn dem Ziel seines Unabhängigkeitsstrebens kommt, desto teurer läßt es sich den einstweiligen Verzicht ablaufen. Woraus folgt, daß der Dualismus, je schwächlicher und wertloser, desto kostspieliger für die Deutschen wird. Die Reichsgemeinschaft wird langsam liquidiert, in dem Tempo, wie es die Ungarn eben angemessen finden, die Deutschen aber sollen nicht nur die Liquidationskosten tragen, sondern auch für die politische, wirtschaftliche und militärische Ausstattung Ungarns sorgen, damit dieses nur ja allen Anforderungen seiner künftigen Unabhängigkeit gewachsen sei.

Niemals ist einer Nation, einer Partei ein so lächerliches Maß von Selbstlosigkeit zugemutet worden. Nie ist aber auch eine komische Rolle mit so feierlichem Ernst akzeptiert worden. Die Deutschen lassen sich mit hellem Enthusiasmus in den Kampf gegen Ungarn führen; sie verteidigen da mit Heldenmut die Positionen des Hofes, der Militärkreise, der Bureaukratie; sie verteidigen alles, nur nicht ihre eigenen Interessen. Wo diese in Frage kommen, da schweigen sie und zahlen. Sie fechten wie die Löwen für so nebulose Güter, wie es die berühmten Hoheitsrechte sind, wenn es sich aber um sehr reale und praktische Besitzrechte handelt, lassen sie sich wie die Lämmer scheren. Ist es nach alledem nicht leicht zu verstehen, daß die Einigkeit und Entschlossenheit der deutschen Parteien in dem Kampfe gegen Ungarn so [illegible]? Man kann so einen Streit nicht [illegible], den man führt, ohne zu wissen, wofür. Die Deutschen haben sich nicht gegen die Auflösung der dualistischen Reichsform zur Wehr zu setzen, sondern nur gegen die ungarische Vorherrschaft, die innerhalb dieser Form praktiziert wird; auch nicht gegen die ungarische Unabhängigkeitsbewegung an sich, sondern gegen diese nur insoweit, als sie zum Vorwand dient, um die Deutschen wirtschaftlich auszubeuten. Sie werden noch [illegible] bisher. Aber sie werden [illegible], sobald sie ihre Kraft [illegible] und am richtigen Punkt verwenden lernen. Und der richtige Punkt, das ist der [illegible]

L. W.

Passive Resistenz — Zweite Auflage.

Als im Sommer des vergangenen Jahres [illegible] ungarischen Parlament den [illegible] den einen herzlichen Gruß [illegible] seiner Freunde [illegible]

doch sie erhielten zu ihrer Verblüffung die folgende Antwort: . . . „Ich bin durchaus nicht in rosiger Stimmung . . . Ich wüte — aber nur innerlich; denn das fehlte gerade noch, daß die Opposition wüßte, wie sehr ich mich über ihr Treiben ärgere . . ." In einem ähnlichen Gemütszustand scheint der gegenwärtige Ministerpräsident Graf Stephan Tisza zu sein. Auch er — der sonst verschlossen und mürrisch war — taut immer mehr auf, und je langweiliger und langwieriger die Obstruktion wird, desto liebenswürdiger und zufriedener scheint er zu werden; — allerdings nur äußerlich. Denn man braucht kein Prophet zu sein, um versichern zu können, daß Graf Tisza von den Ueberraschungen nicht entzückt ist, die ihm das Parlament bereitet, und andererseits muß man das Verhältnis, das zwischen Szell und Tisza seit vielen Jahren herrscht, durchaus nicht gründlich kennen, um zu erraten, daß Graf Tisza von jener Aehnlichkeit nicht erbaut sein kann, welche zwischen ihm und Szell immer mehr zutage tritt.

Doch diese Aehnlichkeit besteht. Szell proklamierte bekanntlich die passive Resistenz und Tisza ist ebenfalls ein Anhänger dieser parlamentarischen Taktik geworden; Szell schloß fortwährend Kompromisse mit der Opposition und auch Tisza hat ein Uebereinkommen mit der Unabhängigkeitspartei getroffen; Szell überließ der Opposition oft die Führung des Parlaments und auch Tisza ahmt nach dieser Richtung Szell nach. Das Merkwürdigste bei dieser „Wiederkehr des Gleichen" ist, daß Tisza, der in keiner Weise Szell ähnlich sein will, der speziell die parlamentarische Taktik Szells stets heftig bekämpfte und die Fehler dieser Taktik seinen Freunden Monate hindurch erläuterte, schließlich doch in dieselben Fehler verfiel. Trotzdem Graf Tisza also bei der Szellschen Taktik angelangt ist, gibt es noch manche Differenz, denn wenn zwei dasselbe tun, ist es bekanntlich noch lange nicht dasselbe. Die passive Resistenz Szells fand nämlich in persönlichen und sachlichen Momenten ihre Begründung. Szell war immer ein weicher, konziliänter Staatsmann, ein Freund der Versöhnungspolitik und überdies stand er einer Opposition von mehr als hundert Abgeordneten — darunter sehr hervorragenden Politikern — gegenüber, gegen die mit „Energie" nichts auszurichten war. Tisza hingegen hatte Wochen hindurch nur vierzehn Mitglieder der Ugron-Szederkényi-Fraktion — darunter keinen einzigen hervorragenden, dafür aber manchen arg havarierten Politiker — gegen sich, und dabei war er als parlamentarischer Draufgänger bekannt, ja, er hatte sich eine Politik der „starken Hand" zurechtgelegt, auf welche er jedoch unglaublich rasch, schon nach dem ersten Mißerfolg der Parallelsitzungen verzichtete. Szell schloß Kompromisse mit der Opposition, doch stets mit allen Gruppen, während Tisza sich bloß mit einer einzigen oppositionellen Partei verständigte; die Folge davon war, daß die oppositionellen Parteien dem Ministerpräsidenten Szell (nach der Obstruktion gegen Banffy) in vierzehn Tagen alle Staatsnotwendigkeiten votierten, während seit dem Uebereinkommen Tiszas mit der Unabhängigkeitspartei zwei Monate vergingen, ohne daß bisher auch nur die Rekrutenvorlagen erledigt worden wären. Szell überließ der Opposition oft die Führung des Parlaments, doch war dies die Folge seiner Kompromisse, während jetzt eine geistig und moralisch durchaus nicht hochstehende Opposition gegen den Willen der Regierung und der Majorität im Parlament tut und läßt, was sie will, und das angeblich „starke Präsidium" dem tollen Unfug hilflos zusieht. Wenn Graf Tisza noch einen Beweis dafür liefern wollte, daß die passive Resistenz zwecklos ist und erfolglos bleiben muß, so hat er ihn durch die zweite Auflage der passiven Resistenz, die sich jetzt im ungarischen Abgeordnetenhaus abspielt, glänzend erbracht.

Wer und was den Grafen Tisza bewog, die von ihm stets bekämpfte Taktik der passiven Resistenz zu befolgen, ist ein Geheimnis, doch kein Geheimnis ist es, wie erwähnt, mehr, daß diese Taktik in letzter Linie ebenso resultatlos bleiben wird wie im vergangenen Jahr. Die letzten Mohikaner der Obstruktion, die vierzehn Mitglieder der Ugron-Szederkényi-Fraktion, sind leider in den letzten Tagen stärker und nicht schwächer geworden; sie erhielten Unterstützung von rechts und links, und wenn es in dieser Art und Weise weitergeht, können noch Wochen und Monate verstreichen, bis Ministerpräsident Tisza auch nur halbwegs erträgliche politische und parlamentarische Verhältnisse herbeiführen wird. Daß die passive Resistenz demzufolge nicht viel helfen kann und die Geduld, die nach Herder „die schönste Zier der Edlen" ist, keine Lösung bringen dürfte, steht bereits fest. Die Frage ist jetzt nur, was das Ministerium Tisza tun soll, um sein Boot wieder flott zu machen? Eine Rückkehr zur Politik der „starken Hand" ist schwer möglich, denn Graf Tisza hat in seinem Uebereinkommen mit der Unabhängigkeitspartei die Verpflichtung übernommen, auf die geplanten Parallel- und Permanenzsitzungen zu verzichten. Würde er dennoch wieder Versuche mit einer Verlängerung der Sitzungsdauer unternehmen oder zu Gewalttätigkeiten greifen, so hätte er alle Fraktionen der Opposition und auch einen Teil der Regierungspartei gegen sich, so zwar, daß weit mehr Chancen des Mißerfolges als des Erfolges ein solches Beginnen begleiten dürften. Auch das Experiment, den passiven durch den aktiven Widerstand zu ersetzen, erscheint derzeit wenig verheißungsvoll. Der Obstruktion könnte nichts förderlicher sein als ein scharfes Eingreifen der Regierungspartei in die Debatte. Dadurch würden nämlich die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses wieder eine interessante Wendung erhalten und, was der Obstruktion die Hauptsache ist, die Erledigungen der Vorlagen noch weiter hinausgeschoben werden. Der „aktive Widerstand" und die „starke Hand", von welchen sich die Freunde des Grafen Tisza vor Monaten ungemein viel versprachen, haben heute fast jede Bedeutung verloren; man darf sie vorläufig aus dem parlamentarischen Spielplan streichen.

Auch die große Bombe: die Auflösung des Abgeordnetenhauses, verliert nach und nach ihre Schrecken. Wenn Graf Tisza wirklich die Ermächtigung erhielte, im Ex lex-Zustand Wahlen vornehmen zu lassen — was allerdings aus mehr als einem Grund zu bezweifeln ist — so würde er und mit ihm das Land nichts gewinnen. Die Ausschreibung der Wahlen könnte im besten Fall Ende Januar erfolgen und das neue Parlament würde dann im April seine Tätigkeit beginnen. Selbstverständlich müßten alle Anhänger der Ugron-Szederkényi-Fraktion, die gewählt, respektive wiedergewählt würden, sofort mit der Obstruktion beginnen und alle oppositionellen Abgeordneten, welche die Auflösung des Abgeordnetenhauses im Ex lex-Zustand für ungesetzlich halten, müßten sich der Obstruktion anschließen. Die neuen oppositionellen Fraktionen, die sich um den Grafen Apponyi, den Baron Banffy und den Baron Wesselenyi bilden dürften, könnten selbstverständlich nicht ruhig zusehen, wie ihnen die Obstruktion den Wind aus den Segeln nimmt, sondern müßten ebenfalls kräftig Opposition machen, und so sähe sich dann Tisza einer neuen Obstruktion gegenüber, gegen welche neuerdings mit der Auflösung des Abgeordnetenhauses operiert werden sollte. Freilich fehlt dazu Zeit, und Zeit ist in diesem Fall dreimal Geld. Denn wenn die Regierung das erst zusammentretende Abgeordnetenhaus Ende April abermals auflösen und Neuwahlen ausschreiben wollte, so würde das neue Parlament erst im Juli beisammen sein, und bis dahin hätte der Staat (abgesehen von den Zwischenfällen und Folgen zweier Wahlen) weder Steuern noch Rekruten. Auch eine Vertagung wäre ohne Vorteil, da die Rekruten und Steuern die Hauptsache bleiben und weder durch Vertagung noch durch Auflösung des Abgeordnetenhauses zu erlangen sind. So ist denn wenig Hoffnung vorhanden, daß die Krise in Ungarn bald gelöst werden könnte. Die neue Auflage der passiven Resistenz erweist sich als ziemlich wertlos und die auftauchenden Pläne, wie „aktiver Widerstand", „starke Hand", „Vertagung" und „Auflösung", sind ebenfalls verzweifelt fragwürdig. Wohl gäbe es noch ein Mittel, um leicht und rasch die Schwierigkeiten der Situation zu überwinden, aber dieses Mittel kann Graf Tisza kaum anwenden. Dieses Mittel wäre — wir sagen es an dieser Stelle nicht zum erstenmal — ein populärer Staatsmann und ein populäres militärisches Programm. Graf Stephan Tisza ist jedoch nicht populär, und wenn er auch ein populäres militärisches Programm leicht zusammenstellen könnte und ihm ein solches Programm sicherlich sehr angenehm wäre, ist es doch höchst unwahrscheinlich, daß er zu einem solchen die Zustimmung der Krone erlangen könnte. Doch vielleicht findet er ein anderes Mittel, vielleicht einen Ausweg, vielleicht eine glückliche Lösung der Krise? Es wäre ihm nach all den „Pfeil und Schleudern des wütenden Geschicks", das er geduldig erträgt, ein ruhiger Tag und ein voller Erfolg zu gönnen, denn ebenso wie er selbst sehnt Ungarn diesen Erfolg herbei, welcher der Nation endlich die Aussicht auf Ruhe und Frieden bringen würde.

Budapest. **Arpad.**

Zur Ausstandsbewegung in Frankreich.

In vielen Ländern, namentlich in romanischen, haben sich in den letzten Jahren die Arbeiterausstände in steigendem Maße durch Ausschreitungen grober und teilweise gröbster Art ausgezeichnet, und Frankreich ist von diesen Begleiterscheinungen der Lohnkämpfe nicht verschont geblieben. Nun hat es zwar [illegible] und beinahe überall, seitdem das Streikrecht besteht, der[illegible] [illegible] die mitunter zu förmlichen Aufständen ausgeartet haben, [illegible] läßt sich auch nicht leugnen, daß der Volkscharakter den Ausständen seinen Stempel aufdrückt, daß

daher die Arbeitseinstellungen bei den leichter erregbaren und ohnehin zu Gewalttaten neigenden Galloromanen in der Regel einen bösartigeren Charakter gehabt haben und auch fürderhin haben werden als bei den besonneneren, kaltblütigeren Nordländern. Jedoch, man wird nicht umhin können, auch der jeweiligen Regierung, der Gesetzgebung, der Staatsform einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Gestaltung der wirtschaftlichen Kämpfe der Industriearbeiter einzuräumen. Je nach den politischen, in einem Lande bestehenden Freiheiten, nach den sozialen Gerechtsamen von Arbeitern und Industriellen, nach den vom Codex angedrohten, vom Strafrichter verhängten — oder auch nicht verhängten — Bußen für Streikvergehen, endlich nach der Haltung von Presse, Landesvertretung und Regierung den Ausständigen gegenüber wird sich der Charakter richten, den die Streiks im allgemeinen aufweisen.

Wenn wir diese Voraussetzungen als richtig ansehen und dann, mit Rücksicht auf sie, die jüngsten Arbeitseinstellungen in Frankreich betrachten, so gewahren wir ein eigentümliches Zusammentreffen von Arbeiterausschreitungen einerseits und behördlicher Nachsicht andererseits. Schon das Ministerium Waldeck-Rousseau faßte ausständige Arbeiter mit Samthandschuhen an, wozu besonders die Anwesenheit des Sozialisten Millerand in ihm beigetragen hat. Mehr aber noch als unter dieser Regierung trat unter ihrer Nachfolgerin, unter dem Kabinett Combes, die Tendenz hervor, bei Arbeiterunruhen niemals Gewalt anzuwenden. Nun sind die Ausstände vielleicht nicht oder doch nicht viel zahlreicher und ausgedehnter geworden, seitdem eine wahrhaft republikanische und sogar demokratische Regierung am Ruder ist, aber sicherlich haben sie sehr vielfach an Bösartigkeit gewonnen. Gewalttaten der Arbeiter gegen die zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit kommandierten Organe, gegen Schutzleute, Gendarmen und Militär, haben gegen früher ganz unverhältnismäßig zugenommen. Es sei da nur an die noch in lebhafter Erinnerung stehenden blutigen Krawalle erinnert, die sich vor acht Wochen auf der Pariser Place de la République, in und bei der Arbeitsbörse, zutrugen, ferner an die Notwendigkeit, die im Herbst und Winter des vorigen wie auch des laufenden Jahres für die Regierung bestand, ganz ungewöhnlich große Truppenkontingente in den von Streiken besonders heimgesuchten Industriebezirken des Nordens und Nordostens des Landes zusammenzuziehen, um Leben und Eigentum der Bürger zu schützen. Trotz dieser gewaltigen Militäranhäufungen — ganze Brigaden wurden zeitweise nach dem Herde der Unruhen gesendet — gelang es nicht immer, Fabriken, ja Privathäuser vor den Gewalttätigkeiten der Streikenden zu schützen. Le Havre, Lorient, Hennebont, Roubaix, Lille, Rouen und eine Reihe anderer Städte — von den Minenzentren ganz zu schweigen — haben Zeiten förmlichen Belagerungszustandes durchgemacht, in denen es zuweilen wie im Kriege herging. Dabei traten die eigentlichen Lohnforderungen der Arbeiter, wenigstens für den außenstehenden Beobachter, mehr und mehr in den Hintergrund, während im gleichen Maße die Tendenz, sich in politischer Beziehung zu betätigen, bei den Arbeitern wahrnehmbar wurde. Daß die Weber und Spinner des Nordens schon im vorigen Sommer und Herbst die vorzeitige Einführung der von dem Gesetze Millerand-Colliard bestimmten Reduktion der Arbeitszeit forderten, deshalb in den Ausstand traten und schließlich — nach elfwöchigem Streik — den Rückzug antreten mußten, wurde letzthin von mir im volkswirtschaftlichen Teile des Tagblattes „Die Zeit" erwähnt. Aehnliche, mehr politische als rein ökonomische Forderungen lagen, und liegen zum Teil noch auch den Ausständen in Lorient und Hennebont zugrunde, wo die Metall- und Werftarbeiter in Frage kommen.

Das prägnanteste Beispiel für diese „politischen Streiks" hat aber Paris in der zweiten Dezemberhälfte 1903 geliefert. „Politischer Streik" ist in diesem Falle freilich nicht ganz richtig. Denn, wenn die Geschichte auch einen sehr starken politisch-parlamentarischen Beigeschmack hatte, so fehlte doch . . . der Streik! Das klingt sonderbar, und man wird sich fragen, weshalb ich die Affäre dann hier überhaupt erwähne. War es ein Streik, war es keiner, was die Pariser Bäckergesellen und Angehörigen verwandter Gewerbe damals in Szene setzten? Die Antwort hierauf ist nicht mit einem einfachen Ja oder Nein zu geben. Am nächsten kommt man der Wahrheit wohl, wenn man sagt, es sollte ein Ausstand werden, aber es wurde keiner; es blieb ein „symbolischer", ein „papierener" Streik, der von den Führern und „Machern" mit Grazie „dekretiert" wurde, dem sich die zu Führenden aber nicht anschlossen. Die Ursache sowohl der Unzufriedenheit der Leute als auch di[illegible] eigentümlichen Charakters, den sie zeigte, lag wiederum auf politischem, gesetzgeberischem Gebiete. — Gleich nach den oben kurz erwähnten Unruhen bei der Arbeitsbörse (November 1903), die ihren Grund in dem plötzlich akut gewordenen Wunsche der Angestellten des Pariser Alimentationsgewerbes nach radikaler Beseitigung der längst mißliebigen Vermittlungsbureaus hatten, wurde von der Kammer Hals über Kopf — die Beratung nahm knapp zwei Sitzungen in Anspruch — ein Gesetz votiert, das seit langen Jahren in den Archiven schlummerte und auf die Abschaffung jener Vermittlungsstellen abzielte. Einige Amendements traten hinzu, die der neuerlichen Lage Rechnung tragen sollten, aber im wesentlichen holte die Kammer doch nur nach, was sie seit geraumer Zeit verbummelt hatte. Dieses Nachholen an sich wäre nun ganz löblich gewesen, hätte es nicht gewissermaßen unter den Fäusten der Arbeiter stattgefunden, die mit offenem Aufruhr drohten. Als das Gesetz, das den Wünschen der Angestellten in den meisten Punkten entgegenkommt, in der Kammer durchgedrungen war, trat momentane Beruhigung unter den Manifestanten ein, die sich ihres Sieges freuten und wähnten, nun werde auch der Senat nichts Eiligeres zu tun haben, als die Maßnahme zu sanktionieren und damit den Entwurf zum Gesetze zu erheben. Der Senat hatte aber andere, ihm wichtiger oder doch dringlicher erscheinende Arbeit auf Stapel liegen, darunter im Dezember das Budget für 1904, dessen Durchberatung keinen Aufschub duldete. Als ihm daher der von der Kammer angenommene Entwurf zuging, stellte er ihn einfach am Ende seines Arbeitsprogramms ein, eine sofortige Beratung entschiedenst ablehnend.

Das war für die Arbeiter des Nahrungsmittelgewerbes, unter denen die Bäcker sowohl ihrer Zahl als auch der Wichtigkeit nach, die ihr Beruf für die Bewohnerschaft der Hauptstadt hat, die erste Stelle einnehmen, eine bittere Enttäuschung. Durch ihren über alles Erwarten leichten und raschen Sieg über die Kammer übermütig geworden, schmeichelten sie sich oder schmeichelten ihnen doch die Führer, sie brauchten nur ein paar Fenster- und Laternenscheiben einzuschlagen oder etliche Schutzleute zu verprügeln, um das Parlament zum „Marschieren" zu bringen. So brach denn die Bewegung von neuem los. Die „Bewegung" sage ich, nicht der „Streik". Denn ein Streik sollte es erst werden, wenigstens nach der Absicht der Führer; ein sich durch Tage und Wochen hinziehender, bald schlimmerer, bald minder bedenklicher Krawall war es sicherlich. Unterdessen war Weihnachten nahegerückt. Prächtige Gelegenheit! riefen die Wortführer in der Arbeitsbörse, in Vauxhall und in anderen Versammlungslokalen begeistert aus. Zur Weihnachts- und Neujahrszeit macht jedermann, der es irgend kann, macht namentlich der „Bourgeois", einen größeren Aufwand in Nahrungsmitteln, vor allem in feinerer Backware. Da wäre ihnen denn ein Bäcker-, Schlächter-, Wurstmacher- usw. -Ausstand so ungefähr das Unangenehmste, was ihnen passieren könnte. Endlich — vielleicht zum erstenmal — schien es in der Hand der Arbeiter, der „professionellen Hungerleider" zu liegen, auch dem Magen der so wohlgenährten „Bourgeois" einen empfindlichen Schlag zu versetzen. Bei diesem Gedankengange vergaßen die guten Leute nur dreierlei: erstens, daß die Arbeiter, so sie die Arbeit zu Weihnachten niederlegten, nicht allein an Löhnen, und zwar an den besten, fettesten Löhnen des ganzen Jahres, sondern auch an eigener Weihnachtsfreude, an eigenem „Neujahrskuchen", wenn ich es symbolisch so ausdrücken kann, einbüßen mußten; zweitens, daß die gerade in der Hauptstadt überaus zahlreichen Militärbäcker nötigenfalls rasch in die Lücke springen würden, und drittens endlich, daß ein Streik der Angestellten des Alimentationsgewerbes niemals und nirgends sonderliche Sympathien in Publikum und Presse hervorruft, am allerwenigsten aber in dem genußsüchtigen Paris zur Zeit der Feiertage. Die „Geführten" waren denn auch diesmal klüger als die „Führer": sie ließen sich nicht führen und zum Ausstande verführen, sie arbeiteten in ihrer ungeheuren Mehrzahl ruhig weiter. Auch mit diesem aus den eigenen Reihen kommenden Widerstand hatten die Organisatoren nicht gerechnet, und deshalb entstand aus der Bewegung jenes eigentümliche Zwitterding, das man zwar in den Versammlungen und in der Presse den „Bäckerausstand" nannte, das aber niemals eine Arbeitseinstellung gewesen ist. Wohl oder übel mußte man schließlich einsehen, daß man auf diesem Wege nicht weiterkomme, und so wurde denn am 30. Dezember die „Aufhebung" der „Sperre" „dekretiert", zum allgemeinen Gaudium der Zuschauer.

Freilich, etwas hatte man den organisierten Gewalten [illegible] nicht etwa den Arbeitgebern [illegible] doch abgetrotzt: [illegible] meinem allgemeinen Thema [illegible] die Arbeiterdeputierten in extremis. Das heißt [illegible]

„seligen, fröhlichen" Weihnachtsstimmung, durchdrücken lassen. Und damit wären wir richtig wieder auf dem besagten politischen Boden angelangt. Diese Amnestie war für die Arbeiter, vor allem für die Leiter der Bewegung, wichtiger als das Erreichen des anderen politischen Zieles, der Abschaffung der Vermittlungsbureaus. Denn selten wohl sind inmitten einer dichtbevölkerten Groß- und Weltstadt, sozusagen unter den Augen der Polizei und an den Pforten der Kasernen, so viele grobe Ausschreitungen, so zahlreiche und schwere Verstöße gegen das gemeine Recht verübt worden wie gerade bei diesem Bäcker-. . . . . „Nichtausstande"! Das eben war das Charakteristikum des sonderbaren Vorganges: keine Arbeitseinstellung und dennoch allnächtliche Ruhestörung, massenhafte Zerstörung von Privateigentum, wiederholte Angriffe auf das Leben von Sicherheitsorganen, ja von ganz unbeteiligten Privatleuten. Die Ursache war abwesend, aber die Folgen hatten sich, stärker denn sonst, gezeigt; wie man sieht, ein logischer Nonsens! — Wie war das gekommen? Die Bäcker, die der Affäre nur den Namen gegeben hatten, arbeiteten in der Nacht, also gerade zu der Zeit, da die wüsten Plünderungszüge stattfanden; sie also konnten sich kaum an den Ausschreitungen beteiligt haben. In der Tat sind auch die weitaus meisten während der Unruhen verhafteten Personen „Nichtarbeiter"; sie gehören zu jenem lichtscheuen, berufs- und beschäftigungslosen Vorstadtgesindel, das man seit ein paar Jahren „Apachen" nennt. Auch diese Leute haben in ihrer großen Mehrzahl aus dem erwähnten Amnestiegesetze Nutzen gezogen. Nun braucht man aber gerade kein geschworener Arbeiterfeind zu sein, um die von den „Apachen" und verwandten „Seine-Indianern" während der Dezembernächte vorigen Jahres unternommenen Raub-, Plünderungs- und Vernichtungszüge nach dem Zentrum von Paris einigermaßen ungehörig und infolgedessen strafwürdig zu finden. Die Regierung hat die Arbeiter, die „Nichtarbeiter" und die „Rothäute" amnestiert — sie hat wenigstens dem Parlamentsantrage keinerlei Schwierigkeiten bereitet; sie hatte ein Gleiches voriges Jahr, nach dem großen Minenarbeiterausstand, getan, bei dem es vielfach auch recht wüst zugegangen war. Und was ist der Erfolg all dieser Milde, dieser systematischen Nachsicht? Depeschen aus Lorient melden, daß dort jüngsthin das Pulvermagazin von einer Handvoll Ausständiger förmlich belagert werde, so daß sich der Posten nach Abgabe eines Warnschusses auf die Wache zurückziehen mußte, der es aber trotz längerem Feuern auch nicht gelang, die Angreifer zu vertreiben. Erst eine telephonisch herbeigerufene starke Kavallerieabteilung vermochte die Umgebung zu säubern. Das ist denn doch etwas „starker Tabak", und es klingt nicht ganz unwahrscheinlich, wenn gemäßigt republikanische Organe versichern, den Arbeiterführern im Parlament, den sogenannten „Regierungssozialisten", werde nachgerade selbst angst und bange vor dem immer deutlicher und kühner hervortretenden anarchistischen Charakter, den die neueren Streikbewegungen, ohne sichtbaren zwingenden Grund, annehmen. „Die Geister, die ihr riefet, ihr werd't sie nun nicht los!" könnte man da sagen. Augenscheinlich wächst die Bewegung den sogenannten „Führern" mehr und mehr über den Kopf!

Paris. Poller.

Die Befreiung von der Mutterschaft.

Von Ellen Key (Alby).

Es gibt — was die Eltern noch allzu leicht vergessen — kein Gebiet, wo der rechte Augenblick bedeutungsvoller ist als bei der Erziehung. Die Handlung, die die Mutter am Morgen sah, darf sie oft erst Abends am Bettchen des Kindes zur Sprache bringen; das Geständnis, das im richtigen Augenblick über die Lippen des Kindes gestürzt wäre, erhält der Vater nie, weil der Moment nicht benützt wurde; die Worte, die die Mutter die eine Woche schmerzten, findet sie vielleicht in der folgenden ungesucht Anlaß, erfolgreich zurückzuweisen. Die Liebkosung, nach der ein kleines Köpfchen sich am Abend glühend sehnt, wird es morgen vielleicht unberührt lassen. Das zärtliche Wort, das in einem Augenblick vielleicht allmächtig gewesen sein könnte, ist ein paar Stunden später machtlos. Und vor allem sind unmittelbare Ratschläge oder Ausstellungen wertlos im Vergleich mit den unabsichtlichen Worten, die die Eltern im Laufe des Tages fallen lassen und die die [illegible] haben, daß das Kind ganz einfach seine Eltern [illegible] leben sieht!

Nur das [illegible] macht den unmittelbaren [illegible] nur dies ermöglicht es, daß [illegible]

Zufällige vom Wesen zu unterscheiden, in seinen wechselnden Stimmungen das plötzlich Angeflogene vom Dauernden zu trennen.

Und endlich, wenn man glaubt, herausgefunden zu haben, daß die Kinder zu Hause zu viel Wärme empfangen, daß sie besser für das Leben abgehärtet werden sollten — hat man da niemals solche „Abgehärtete" beobachtet? Hat man nicht gesehen, wie sie sich verschönen, wenn ihnen ein Winkel in einem Heim gegönnt wird, wo sie sich zu Hause fühlen können; hat man nicht entdeckt, wie sie auf dem Gebiet der Intelligenz hoch über ihrer Zeit stehen können, auf dem des Gefühls hingegen auf dem Standpunkt des Wilden?

Weit davon entfernt, daß das Heim zu warm ist, ist es im Gegenteil selten warm genug durch die einzige Liebe, die das Leben hindurch währt, die Liebe des Verstehens. Nie noch wurde ein Mensch zu viel geliebt, nur zu wenig, zu schlecht. Der ganze Zeitgeist arbeitet nun den der blinden Zärtlichkeit der Tiereltern verwandten Vater- und Muttergefühlen früherer Zeiten entgegen. Die Zärtlichkeit, die sich erhalten hat, muß vertieft, nicht geschwächt werden.

Das strahlende unbewußte Glück des Kindes ist es, zu beglücken, dem Lächeln zu begegnen, das es selbst hervorruft; Zärtlichkeit zu bezeugen und Zärtlichkeit zurückzubekommen; die Sicherheit und den Stolz zu fühlen, selbst seinem Vater, seiner Mutter zu gehören und sie selbst zu besitzen; dieses Entzücken in Spiel und Liebkosung zu äußern und demselben Entzücken zu begegnen, ohne daß es doch leer wird. Denn in einem Heim, in dem irgendein Ernst herrscht, lernt das Kind früh begreifen, daß Liebe auch Arbeit und Opfer für einander bedeutet. Aus einer solchen Liebe wird das seelisch-persönliche Blutband geschaffen, während das „natürliche" schwach wird, wenn es nicht von dem scheinbar unbedeutenden, stündlichen, täglichen, jahrelangen Einfluß all der ungreifbaren, unsichtbaren Dinge umsponnen wurde, von denen schon die Edda wußte, daß sie die unzerreißbaren Bande schaffen. Das Elternhaus ist mit einem Worte für die Entwicklung der Menschheitsgefühle das, was die Heimat für die Entwicklung der Vaterlandsgefühle ist. Schon jetzt leidet das Familienleben in beunruhigendem Grade unter dem immer gierigeren Griff der Schule nach den älteren Kindern; unter der Zerstreutheit und Verhältnislosigkeit, die dem Heim gegenüber entsteht, wenn dieses die Kinder nur zu den Mahlzeiten, an Sonntagen und in den Ferien hat. Aber wenn nun auch noch die ganz kleinen Kinder in dieselbe Lage kämen, dann würde das Uebel auf die lebensentscheidendsten Jahre ausgedehnt.

Um uns von den Eltern und Kindern den neuen Erzieherinnen in den Kinderstuben der „Viertel-" und „Quadratmeilen" zuzuwenden, wie will man, daß diese für ihre eigenen Kinder hinreichen, wenn sie Mütter sind, wie — wenn sie mütterlich sind — sollen sie sich mit denen anderer begnügen, die sie außerdem wieder und wieder verlieren müssen? Haben wohl die Frauen, die „befreit" werden wollen, jemals an die Leiden dieser anderen gedacht?

Die einzige Möglichkeit, damit solche Pflegerinnen es überhaupt aushalten, ist die, daß sie den Kindern nur das allgemeine Wohlwollen schenken, das für die Kinder nicht genug ist. Liebe können sie nicht geben. Kein Wort ist mißbrauchter als die Liebe, nicht zum geringsten dadurch, daß die Verkünder des Christentums den Begriff zu einem Dünnbrot für aller Speisung abplatten, zu der sogenannten allgemeinen Menschenliebe. Aber es gibt keine allgemeine Menschenliebe; es kann keine geben; sie wäre ein ebenso großer Selbstwiderspruch wie etwa die Vierseitigkeit des Dreiecks. Eine Barmherzigkeit gibt es, die sich gleich Oel über alle Wunden ergießt; Mitleid und Mitfreude gibt es zwischen einzelnen; gegenseitige Hilfe und gegenseitige Verantwortung innerhalb der Gesellschaft; gemeinsamer Jubel oder gemeinsamer Schmerz mit unserem Volke oder mit der Menschheit in großen Augenblicken. Aber alle Liebe vom Menschen zum Menschen, die diesen Namen verdient, ist im höchsten Grade persönlich, ist eine Auswahl, eine Unterscheidung. Ist sie das nicht, so ist sie überhaupt nichts. Eine Frau wählt ihre Kinder schon, wenn sie deren Vater wählt. Und sie trifft oft eine Wahl der Vorliebe unter den Kindern selbst. Eine individuell entwickelte Mutter behauptet mit Fug ihr Recht, ihre Kinder nicht gleich zu lieben. Sie läßt ihnen allen die zärtliche Fürsorge zuteil werden, die sie in gleichem Maße brauchen; sie übt denselben weiten Gerechtigkeit gegen sie alle [illegible], aber sie hat darum für eines von ihnen eine persönlichere Liebe als für die übrigen. Die tiefe Tragik [illegible] zwischen Eltern und Kindern ist gerade die, daß [illegible] ist wie die persönliche [illegible] derselben: daß sie die Forde[illegible] nicht die Möglichkeit [illegible] in demselben Maße zu vertiefen, [illegible]

Nur persönliche Liebe ist für das Bedürfnis des Kindes genug. Eine „Wahlmutter" wird vielleicht einmal, mehreremale eine solche Liebe zu einem oder einigen der ihr anvertrauten Kinder empfinden können. Aber sie kann diese Liebe nicht für sie alle hegen, und sie wird selbst ganz zerrissen, wenn die Kinder, die sie liebt, ihr wieder und wieder genommen werden.

Ueberdies muß es ja Anstaltsmütter zu vielen Tausenden geben, wenn die ganze Gesellschaft auf dieser Grundlage aufgebaut werden soll. Und dann ginge es mit ihnen wie mit den Geistlichen, die in den ersten Gemeinden vom Heiligen Geiste berufen wurden, später aber von — der Gemeinde. Immer seltener würde die geprüfte persönliche Begabung, die innere Notwendigkeit entscheidend sein, sondern vielmehr nur die geforderte Berufsausbildung.

Durch solche Berufsmütter, meint man nun, würden für die Kinder bessere Lebensbedingungen geschaffen werden als in ihrem eigenen Heim, wo, trotz aller Mängel, die persönliche Verantwortung und die persönliche Zärtlichkeit die Unvollkommenheiten einer höheren Erziehungsart weniger gefährlich machen als die Vollkommenheiten einer niedrigeren.

Es gibt allerdings Ausnahmsverhältnisse, für die bis auf weiteres die Krippe, der Kindergarten, das Kinderheim, die Besserungsanstalt auch da sein müssen. Aber anstatt sich zu bestreben, diese Hilfsmittel zu verallgemeinern, sollte man sich bemühen, die Ursachen aufzuheben, die sie nun notwendig machen. Dies wäre ein Wegbauen in rechter Richtung. Das andere hingegen ist ein Abkürzungsweg, der sich unfehlbar als ein Umweg entpuppen wird.

Es ist wahr, daß die Armut jetzt vielen Kindern ein ungesundes Heim bereitet. Dann greifet die Ursachen der Armut an, anstatt die Kinder zu nehmen und die Eltern im Elend zurückzulassen. Es ist wahr, daß Elternliebe oft unklug ist. Erzieht doch die Eltern zu Menschen! Es ist wahr, daß Eltern nur auf Kosten anderer Kinder das Erbteil gewisser Kinder vergrößern. Hindert doch diese Möglichkeit!

Aber raubt nicht allen Kindern ihr rechtmäßiges Erbteil: die Heimgefühle und Heimerinnerungen, die Familiensorgen und Familienfreuden, all dies, was dem Naturell jedes Menschen seinen besonderen Ton, Farbe und Duft verleiht.

Hebt nicht die bedeutungsvollste aller Gemeinsamkeitserziehung auf, die der Kinder durch die Eltern, die der Eltern durch die Kinder!

Allerdings wird die Freiheit der Liebe zusammengesetztere Familienverhältnisse mit sich bringen, als es die jetzigen sind. Aus diesem Gesichtspunkt scheint für die Kinder ein Vorteil in den staatlichen Anstalten zu liegen, wo ihr Leben nicht so unmittelbar durch die Erschütterungen im Dasein der Eltern beeinflußt zu werden brauchte. Aber der Mehrzahl der Kinder ihr Heim zu rauben, weil die Minderzahl das ihre vielleicht verlieren kann, dies wäre ein schlechterer Ausweg als der, das Heim enger mit der Mutter zu verbinden und die Menschen so zu entwickeln, daß sie Freunde bleiben können, auch wenn sie aufgehört haben, Gatten zu sein, und es so weiter vermögen, für das Wohl der Kinder zusammenzuwirken.

Es soll, mit einem Worte, nicht die Familie aufgehoben, sondern das Familienrecht umgestaltet werden. Nicht die elterliche Erziehung soll vermieden, sondern die Erziehung der Eltern eingeführt werden; man soll das Heim nicht abschaffen, sondern die Heimlosigkeit soll aufhören.

Die Staatserziehung würde so wirken wie die Aufziehung der Waisenhauskinder mit pasteurisierter Milch: sie erkrankten, als ihnen so gewisse unentbehrliche Bazillen entzogen wurden! Die Menschen, die mit der bakterienfreien Milch des allgemeinen Wohlwollens aufgezogen würden, in der keimfreien Luft der gleichförmigen Ordnung: die ihre Nahrung aus den Anstaltsautomaten erhielten, ihre Bildung in der Knopfgießerei der Schule, ihren Beruf als Wachsfabrikanten im Bienenkorb der Gesellschaft — diese Unglücklichen dürften das Dasein so zahm und so leer finden, daß diejenigen, die sich nicht vor dem zwanzigsten Lebensjahr aus Lebensüberdruß umgebracht hätten, ihren atavistischen Glückswillen wohl darauf wenden würden, die Anstalten zu verbrennen und den Menschen wieder Heime zu bauen!

Begreift man denn nicht, daß die Anstaltserziehung der jungen Generation die letzte und schwerste Erfahrung des Lebens aufzwingen würde: die, keinem am meisten und am nächsten zu sein, und daß diese schwere Frucht — unter der alte Bäume sich biegen können — die jungen für immer zu krümmen vermag? Sieht man nicht ein, daß wenn auch jetzt manches Heim eine Hölle ist, man erst dann in den untersten Höllenring — den Dantes Phantasie eiskalt machte — versinken würde, wenn die Wärme erlösche, die die Herde der Heime doch jetzt ausstrahlen, wenn die Zentralwärmeapparate der Anstalten sie ersetzten? Wenn das Dasein von Wesen mit ausgehungerten Herzen, erfrorenen Seelen, abgeplatteter Eigenart erfüllt wäre — welchen Baustoff würden diese für das Gemeinwesen abgeben, in das sie einträten? Wer weiß, ob sie überhaupt noch Kinder als Rohmaterial für die Menschenfabriken in die Welt setzen wollten? Oder die Erfordernisse zum Unterhalte des Lebens erzeugen, das bar jeder persönlichen Glücksquelle wäre? Ob sie es wohl überhaupt der Mühe wert fänden, irgendeinen Beschluß über eine Gesellschaftsordnung zu fassen, die ihnen die größten Lebenswerte raubt?

So wunderbar stark ist im Menschen das Bedürfnis, irgendwohin zu gehören, bei den Seinen zu sein, sich in irgendeinem armseligen Erdenwinkel, in einem einzigen armen Herzen daheim zu fühlen, daß dieses Gefühl sogar die Macht hat, auf unterirdischen Wegen das Wasser eines Sumpfes zu einer Quelle zu klären.

Auf einer Eisenbahnfahrt im Süden befand sich einmal eine Frau, deren Gesicht, Gestalt und Benehmen den tiefsten Verfall verriet. Und diese Mutter hatte eine schöne sechsjährige Tochter! Nie war es schrecklicher, ein Kind auf dem Schoße seiner Mutter zu sehen; nie schien ein Amulett machtloser als das Heiligenbild, das eine mitleidige Hand dem Kinde um den Hals gehängt hatte. Aber als dieses sich an die Mutter lehnte, wurde es von der betrunkenen Dirne mit einer zärtlichen Bewegung umfangen, die ihr einen Schimmer menschlicher Würde wiedergab. Und als das Kind in den Blicken der Mitreisenden den Abscheu las, den die Mutter einflößte, da flammte in seinen dunklen Augen ein Ausdruck zornigen Schmerzes auf, und es nahm vor seiner Mutter eine zärtlich schützende Stellung ein. Niemand konnte darüber im Zweifel sein, daß das Kind aus diesen unreinen Händen genommen werden sollte. Aber ob wohl eine bessere Pflege das große Gefühl hätte schaffen können, das in diesem Augenblick die Seele des Kindes weitete? Und wenn man sogar in einem Falle wie diesem über die Grenze zwischen Nutzen und Schaden unschlüssig sein muß, so ist man in vielen anderen Fällen überzeugt, daß der Mensch nicht unbedingt dort, wo er die beste Nahrung, das reinste Bett, die gleichmäßige Pflege findet, am besten wächst, sondern dort, wo seine Seele von den wärmsten und größten Gefühlen geschwellt werden kann. Zu den heiligen Geheimnissen des Lebens gehört überdies auch das, daß die meisten Eltern, jeder für sich und gegeneinander, schlechter sind, als die Kinder sie zu sehen bekommen. Denn das Wesen, vor dem ein Elender zuletzt seine verhüllenden Lumpen von Menschenwürde abwirft, ist sein Kind.

Gegen die Schlechtigkeit der Eltern sowie gegen ihre Mißhandlungen müssen die Kinder jedoch geschützt werden, und zwar in viel höherem Grade als jetzt, dadurch, daß das Recht und die Pflicht der Gesellschaft, in diesen Richtungen einzugreifen, immer weiter ausgedehnt wird. Aber wo es möglich ist, soll den Kindern ebensowenig der Schutz des Heims geraubt werden wie dem Heim der Schutz, den ihm die Kinder geben, indem sie die Eltern zu einem gewissen Grade der Selbstzucht, Selbstbeherrschung und Selbstaufopferung nötigen, wodurch deren Seele über das eigene Ich hinaus erweitert wird! In dem Augenblick, in dem die „abhärtende" Luft der Anstalten alle Kinder umschlösse, würde der Menschenwert mit noch größerer Geschwindigkeit sinken als das Menschenglück.

In all dem oben Gesagten liegt durchaus keine Blindheit dagegen, daß auch die besten Heime heute Strafanstalten sind gegen das, was sie werden können, wenn die Gestaltung eines Heims Wissenschaft und Kunst geworden ist. Bis auf weiteres werden die Heime glücklicherweise — oder unglücklicherweise — weder rezensiert noch preisgekrönt! Aber diese Zeit kommt vielleicht noch — sowie man schon jetzt in Frankreich das siebente Kind auf Staatskosten erzieht und Orden für die Frauen beantragt, die die größte Anzahl brauchbarer Kinder geboren und erzogen haben! Und dann, wenn nicht früher, werden vielleicht die „befreiten" Frauen wieder etwas Interesse für eine Kraftentwicklung in der Richtung des Heims [illegible].

Was nun den Wert selbst der guten Heime in anderer Beziehung vermindert, ist, daß sie danach eingerichtet sind, ein gewisses „Aufwärtsstreben" zu fördern, das der gerade Gegensatz zu wirklicher Lebenssteigerung ist, deren erste [illegible] darin besteht, daß das Heim in materieller Beziehung [illegible] hagen und die Gesundheit [illegible] eigenen [illegible] nicht die Lebensgewohnheiten [illegible]. Was wieder in geistiger Beziehung die Heime, selbst die allerbesten, [illegible] macht, ist, daß man in ihnen noch die [illegible] früherer Zeiten bewahrt, eine [illegible] die neue Feinfühligkeit, die Stärke des [illegible] bewußtseins [illegible] schon von Kindesbeinen an [illegible] verursacht, die ebenso unheilbar sind und [illegible] wie die schwereren Fehler der [illegible]

Man gestattet sich noch in der Familie [illegible] die Eigenart des anderen, ein [illegible]

ein gegenseitiges Ausforschen von Geheimnissen, eine Auslieferung der vertraulichen Mitteilungen, die die Mitglieder der Familie für den Alltag auf den Fuß der bewaffneten Neutralität stellt. In den guten Familien hindert die Zuneigung, aber in den weniger guten die Furcht, daß man zu offenem Kriege übergeht. Denn in beiden Fällen kennen alle gegenseitig ihre verwundbaren Stellen so gut, daß sie sehr wohl wissen, wie blutig der Kampf für sie selbst wie für die anderen wäre!

Aber solange selbst die besten Heime diese Fehler haben, müssen die Anstalten sehr ähnliche aufweisen — da beide aus demselben Menschenmaterial gebildet wären. Die Anstalten hätten hingegen nicht die Vorteile, durch die die Häuslichkeiten die Fehler aufwiegen. Diese letzteren können durch höhere Seelenkultur immer mehr gemildert werden. Aber nichts vermöchte das zu ersetzen, was die Menschheit durch die Aufhebung des Heims verlieren müßte.

Der Schlußsatz wird also sein, daß — wie verschieden auch der Konflikt zwischen den Persönlichkeitsforderungen und dem Mütterlichkeitsgefühl der Frau in Ausnahmsfällen gelöst werden muß — doch, im allgemeinen gesehen, die Frauen, die, um der Menschheit zu dienen, sich der Mutterschaft oder deren Mühen entziehen, sich wie ein Krieger benehmen, der sich auf die Schlacht des folgenden Tages dadurch vorbereitet, daß er am Abend vorher seine Adern öffnet.

Sophie de Monnier.

Wer die Persönlichkeit des Grafen Mirabeau, des großen französischen Volkstribunen, ganz erfassen will, darf nicht seine öffentliche Tätigkeit allein in Betracht ziehen. Im Glanz der Weltereignisse, an denen er wie vielleicht kein anderer seiner Zeit mächtigen Anteil hat, blendet und täuscht er, seine innerste Seele aber ist tief unglücklich. Erbliche Belastung, verfehlte Erziehung, widrige Familienverhältnisse halten seinen glänzendsten Eigenschaften das Gegengewicht. Seiner außergewöhnlichen Begabung und Tatkraft entspricht eine schrankenlose Selbstsucht, seine Wahrheitsliebe steht in keinem Verhältnis zu seiner Beredsamkeit und leider entspringt die Neigung zur Lüge nicht immer der überschäumenden Einbildungskraft, sondern hie und da auch der Gewinnsucht. Die Heftigkeit seines Gemüts raubt ihm jeden Frieden, die physiologisch krankhafte Zügellosigkeit seiner Begierden drängt ihn zu den schwersten Ausschweifungen, die ihm schließlich den Tod bringen. Fast alle, die seinen Lebensweg kreuzen, insbesondere seine Freunde, haben schwer unter seinen Fehlern zu leiden, und die Frau, die diesen Unglücklichen am meisten liebt, wird zur unglücklichsten aller Frauen.

An einem heißen Augustabend des Jahres 1776, als der siebzigjährige Marquis de Monnier, der erste Ehrenpräsident der Chambre des Comptes in Dôle, in seinem Schlosse zu Pontarlier mit dem versammelten Hausgesinde die Abendgebete verrichtete, floh seine zweiundzwanzigjährige Frau Sophie in Männerkleidern aus dem Hause. Sie kletterte über eine Gartenmauer, bestieg ein Pferd, das bereit stand, und ritt bis an die schweizerische Grenze, wo Mirabeau sie erwartete. Er selbst war aus dem Schlosse Joux bei Pontarlier, wo er wegen Beleidigung des Barons Villeneuve-Mouans in Haft war, entsprungen. Es war ihm gestattet, Gesellschaften in Pontarlier zu besuchen und so hatte er kurze Zeit zuvor die Marquise de Monnier kennen gelernt, die, ihres greisen Gatten, trotz des Reichtums, mit dem er sie umgab, überdrüssig, nun Heim und Habe verließ, um mit dem Manne, den sie leidenschaftlich liebte, aber kaum noch kannte, in die Fremde zu ziehen. Sie ließen sich in Amsterdam nieder und schon hier empfing sie den Vorgeschmack der Bitternisse, die sie später bis zur Neige leeren mußte. Mirabeau, der sie mit unbegründeter Eifersucht quälte, ließ sie oft ganze Nächte allein, um Zeit und Geld bei Trinkgelagen zu verprassen. „Findest du nicht, daß es zu kalt ist, um allein zu schlafen?" fragt sie ihn mit stillem Vorwurf. Auch der ewige Geldmangel drückte sie schwer, denn Mirabeau hatte Schulden und wurde häufig gepfändet. Er schrieb des Verdienstes wegen Abhandlungen für seine Verleger. Sophie, die stets im Ueberfluß gelebt hatte, erteilte Unterricht in der italienischen Sprache, ja sie machte sich darauf gefaßt, ihren Unterhalt durch die Arbeit ihrer Hände zu verdienen. Aber auch dieses mühselige und entsagungsreiche, wenn auch durch den Morgenglanz der Liebe verklärte Leben sollte bald sein Ende finden.

Am 11. Mai 1777 wurde sie auf Veranlassung des Marquis von Monnier verhaftet und nach Frankreich gebracht. Der Graf Mirabeau wurde im Schloßturm von Vincennes gefangen gesetzt. Die Marquise wollte man in Sainte-Pélagie, einem Hause für Frauen von unsittlichem Lebenswandel, einsperren, doch gelang es ihren Fürsprechern, sie vor dieser Schmach zu bewahren. Aber auch der Aufenthalt in der Maison de discipline des Fräulein Douay, wohin sie gebracht wurde, brachte ihr bittere Leiden. In enger Kammer, hinter zugeriegelter Tür wird sie von Fliegen, Flöhen und Wanzen, von der Hitze und von der Gesellschaft irrsinniger und verdorbener Frauenzimmer gequält. Später kam sie in das Kloster des Saintes-Claires in Gien, wo sie, wenn auch in Haft und unter Aufsicht, sich doch freier bewegen durfte. Ihr Briefwechsel mit Mirabeau gewährt uns Einblick in dieses Klosterleben vor mehr als hundert Jahren und macht uns mit mancher nicht uninteressanten Einzelheit bekannt. Der Klostergeistliche Père Maillet, der von den Nonnen und den verhafteten Frauen in gleicher Weise geschätzt wurde, mußte durch einige Wochen in Nevers Fastenpredigten halten. Bei seiner Heimkehr erwarteten ihn die Klosterfrauen beim Tore und kaum noch war er aus dem Wagen gestiegen, da umringten sie ihn schon und fielen ihm in der Freude des Wiedersehens um den Hals. Er erwiderte ihre Liebenswürdigkeit und auch Sophie, die zugegen war, erhielt einen herzhaften Kuß. Aber trotz einzelner Lichtstrahlen rinnt ihr Leben trüb und freudelos dahin und gestaltet sich nach dem Tode ihrer Tochter, die sie im Hause des Fräuleins Douay dem Grafen geboren, noch trostloser.

Mit vollem Recht schreibt deshalb Madame de Ruffey, ihre Mutter, an den Vater des Grafen Mirabeau: „Ihr Sohn ist das Unglück einer Familie und das Verderben einer Frau aus gutem Hause, die die beste Erziehung genossen hat, und so sehr hat er sie verführt und verblendet, daß sie Gesetz, Pflicht und Ehre ganz und gar vergessen konnte. Ihr Glück hat sie für immer verwirkt und so weit hat er sie mit ihren zweiundzwanzig Jahren gebracht, daß sie ihre jungen Tage im Kloster vertrauern muß." Aber Sophie denkt nicht wie ihre Mutter. Unter ihren Gefährtinnen befindet sich eine, namens Alexandrine, die auf Veranlassung ihres Gatten, als sie mit ihrem Geliebten fliehen wollte, verhaftet wurde. Nun aber will sie sich mit ihrem Gatten versöhnen. Ganz entrüstet schreibt Sophie an Mirabeau: „Sie wird sich demütigen, betteln, kriechen! Weib, so erniedrige dich doch tief und tiefer! Bitte doch, daß du zu dem Manne zurückkehren darfst, den du verachtest, und verzichte auf den Geliebten! O, wie sind doch die Frauen gemein und feig! O, wie müßte mich der Gedanke, ein Weib zu sein, beschämen und erniedrigen, hätte mich Deine Liebe nicht so sehr erhöht!" Diese starken Worte sind für die Macht und den Stolz ihrer Liebe bezeichnend und diese stolze Liebe allein ließ sie die Qualen der Haft geduldig ertragen. „Nie bin ich allein für mich," schreibt sie in der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft an Mirabeau, „und doch höre ich nur das Schreien der Irrsinnigen und das Klirren ihrer Ketten. Dein Schicksal ist schrecklich und ich zittere für Dein Leben, um Deinetwillen versetzt mich jede Geringfügigkeit in Angst. Dadurch leide ich schwer und nur weil Du mich liebst und ich Dich, schlägt noch mein Herz." — „Die Herzen, die nicht lieben wie wir," heißt es in einem anderen Briefe, „sollen nicht wagen, uns zu richten — sie stehen doch so tief unter uns."

Die Kraft und Tiefe der Empfindung erhebt die Briefe der Marquise an den Grafen Mirabeau zu echten Kunstwerken. In der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft schrieb sie morgens hinter ihren Bettvorhangen, mit Kaffee oder Essig, in den sie Nägel gelegt hatte, auf einem Buche, das sie auf den Knien hielt. Später wurde den Liebenden gestattet, einander zu schreiben, da hierdurch „die Gärung der durch Haft und Einsamkeit erhitzten Köpfe gedämpft wird". Aber die Briefe, die sie mit Erlaubnis schrieben, wurden von den Beamten gelesen und so sahen sie sich genötigt, ihren geheimen Briefwechsel fortzusetzen. Diese sehr umfangreichen, chiffrierten Schriftstücke hat Mirabeau später dem Perückenmacher Bourrier, seinem begeisterten und niemals bezahlten Gläubiger, als Pfand übergeben. Mirabeaus Adoptivsohn, de Montigny, an den sie später übergingen, vernichtete die Briefe Mirabeaus, weil sie allzu anstößig waren, die Briefe der Marquise de Monnier aber wurden von ihrem gegenwärtigen Besitzer Gabriel Lucas de Montigny Herrn Paul Cottin zur Verfügung gestellt, der sie entzifferte und nunmehr veröffentlicht.*) Es war eine sehr schwierige und mühsame, aber überaus verdienstreiche Arbeit, denn diese Briefe sind nicht nur eine wertvolle Ergänzung der Weltgeschichte, sondern auch ein dauerndes Denkmal echter Frauenliebe.

[illegible] hat Mirabeau die aufopfernde Liebe dieser Frau niemals richtig gewürdigt. Während seiner Gefangenschaft im Schloßturm von Vincennes waren seine Gedanken fast ausschließlich auf seine Befreiung gerichtet. Dabei zwang ihn der

*) [illegible] leur correspon-[illegible]

ewige Geldmangel zu einer ruhelosen Tätigkeit. Die 600 Franken, die er jährlich von seinem Vater erhielt, reichten ihm nicht hin. Er machte Schulden bei aller Welt, bei den Beamten des Gefängnisses, bei seinen Aufwärtern, bei der Wache, die vor seiner Tür stand, ja er verkaufte sogar die Arzneimittel, die ihm vom Gefängnisarzt verordnet wurden. Sophie fügte ihren Briefen und den Kleidungsstücken, die sie ihm gelegentlich verfertigte, hie und da einen Geldbetrag bei, ja einmal mußte sie, um ihm behilflich zu sein, sogar eine Anzahl ihrer Röcke verkaufen. Mirabeau selbst bürdete sich eine schier nicht zu bewältigende Arbeitslast auf. Er versorgte die Verleger von ganz Frankreich mit Uebersetzungen, Abhandlungen, pornographischen Schriften. Sein Abschreiber konnte niemals fertig werden, denn Mirabeau verfertigte diese unwürdigen Machwerke rascher als ein anderer sie lesen konnte. Dabei überschwemmte er Paris, Versailles, das ganze Reich mit seinen Briefen, die vielfach von Lügen strotzten und vor allem seine Befreiung bezweckten. Diese hing von seinem Vater, Viktor Riquetti Marquis von Mirabeau, den man nach der Aufschrift seines Hauptwerkes „L'Ami des hommes“ nannte, fast ausschließlich ab. Merkwürdigerweise fand dieser „Freund der Menschen“ keinen Frieden, wenn nicht fast alle Mitglieder seiner Familie in den Gefängnissen schmachteten. Sein ältester Sohn, der Graf Mirabeau, von dem wir sprechen, war in Vincennes, seine Ehegattin, mit der er endlose Prozesse führte, im Kloster zum heiligen Michael in Paris, seine jüngste Tochter, die schöne, aber leichtfertige Marquise de Cabris im Kloster zu Sisteron eingesperrt, seine halbirrsinnige Tochter Marie hatte seit ihrem fünften Lebensjahre das Dominikanerinnenkloster in Montargis, wo sie Nonne war, nicht verlassen. Nur seine dritte Tochter, die Marquise von Saillant schonte er — stand sie doch vor ihrer siebzehnten Entbindung und l'Ami des hommes legte auf eine zahlreiche und kräftige Nachkommenschaft Wert, er litt sozusagen an „Posteromanie“. Er hätte die Freilassung seines Sohnes, des Grafen Mirabeau, sofort erwirkt, wenn sich dieser mit seiner Ehegattin versöhnt hätte, doch sie wollte von einer Wiedervereinigung mit dem immer geldbedürftigen und immer treulosen Grafen nichts wissen.

Bei all diesen widrigen Verhältnissen und bei den vielen Zwistigkeiten in seiner Familie gestaltete sich der Briefwechsel Mirabeaus mit den Persönlichkeiten, die auf seine Freilassung aus dem Gefängnis Einfluß haben konnten, äußerst schwierig. Trotzdem fand er Muße genug, um an eine Frau, die er gar nicht kannte und niemals gesehen hatte, langatmige Briefe zu schreiben. Im Schloßturm von Vincennes war auch der frühere Maître des requêtes, Armand Louis Baudouin, dem die unverschämtesten Betrügereien und Diebstähle zur Last fielen, in Haft. Wenn er beim Kanzler Miromesnil speiste, nahm er jedesmal sein silbernes Couvert nach Hause, denn der Kanzler hatte ihm versichert, es werde an seinem Tische immer ein Couvert für ihn geben — und da hätte er es nicht mitnehmen sollen? Dieser Baudouin wußte sich mit Mirabeau in Verkehr zu setzen und erzählte ihm viel von seinem früheren Sekretär La Fage, einem hochbegabten Manne, und von der schönen Julie Dauvers, der Geliebten des La Fage. An diese Julie Dauvers schrieb nun Mirabeau, ohne seinen Namen zu nennen, einen Brief, und so groß war der Einfluß seiner Persönlichkeit, auch wenn sie unsichtbar blieb, daß ihm Julie antwortete und ihm alle die Gunst schenkte, über die eine Frau brieflich verfügen kann. Bald waren sie wie zwei Liebende verbunden, obwohl sie sich niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten. Diese Briefe,*) die soeben von Dauphin Meunier herausgegeben wurden, muten uns wie ein unentwirrbares seltsames Rätsel an. Meunier allerdings, ein Seelenkenner sondergleichen, findet die Sache sehr einfach. Mirabeau, dessen Befreiung nach mehr als dreijähriger Haft damals bevorstand, suchte nach einer Stütze, die ihm über die ersten finanziellen und gesellschaftlichen Schwierigkeiten hinweghelfen sollte. Die Tatsachen bestätigen diese Anschauung. Kurz nachdem er aus dem Schloßturm von Vincennes entlassen war, nahm Mirabeau bei dem Vater der Julie Dauvers gegen ein „billet d'honneur“ ein Darlehen von 25 Louis auf. Seine Gewohnheit war Schulden schuldig zu bleiben, aber diesmal sollte er in seinen Erwartungen bitter enttäuscht werden. Als er am festgesetzten Tage nicht zahlen konnte, wurde er von Herrn Dauvers bei der Connetablerie verklagt, die über wortbrüchige Edelleute Gefängnisstrafen verhängen konnte. Um diesem Schicksal zu entgehen, flüchtete Mirabeau nach — Gien zu Sophie de Monnier.

Inzwischen hatte sich das Leben der Gefangenen von Gien von Tag zu Tag trauriger gestaltet. Mirabeaus Briefe wurden kürzer und seltener, und wenn sie ihm hierüber Vorwürfe machte, behalf er sich mit ganz unglaubwürdigen Ausflüchten. Den Besuch, den er ihr längst schon angekündigt und für den sie alle Vorbereitungen getroffen hatte, verschob er stets aufs neue, und als er endlich kam, war es nur eine Flucht vor seinen Gläubigern und ein Abschied von ihr. Er kam heimlich und hielt sich vier Tage lang bei ihr verborgen, aber mit keinem Wort kam er auf ihren früheren Plan, gemeinsam nach England zu flüchten, zurück. Ueber seine wahren Absichten konnte sie nicht im unklaren sein, denn er hatte ihr schon längst den Rat gegeben, sie möge zu ihrem Ehegatten zurückkehren. Was auch konnte sie ihm bieten? Die Jahre der Entbehrungen und Leiden waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen und ihr Haar war grau und schütter geworden. „Alle Welt dachte,“ so seufzt sie, „wir könnten nicht ohne einander leben, und doch war es ein Irrtum!“

Von nun an war ihr Leben nur ein stilles, trauriges Sterben. Nach dem Tode des Marquis de Monnier erlangte sie ihre Freiheit wieder, und in der unmittelbaren Nähe des Klosters des Saintes-Claires baute sie ein Haus, das sie bezog. Dort lebte sie vor allem der Wohltätigkeit; sie pflegte in einem mit einem Esel bespannten Wägelchen ihre Armen zu besuchen und war wegen ihrer Güte weit im Lande beliebt. Später lernte sie einen Witwer, namens Poterat, kennen, der ganz vereinsamt und schwer krank war; sie gewann ihn lieb und schon war der Tag ihrer Hochzeit festgesetzt, als er plötzlich starb. Am Morgen darauf fand man die Marquise tot in ihrem Lehnstuhl, an den ihre Füße und Arme angebunden waren. Zwei Gefäße mit verbrannten Kohlen deuteten auf Selbstmord. Aus einer Aeußerung, die sie einige Tage zuvor getan, schloß man, sie habe sich selbst an den Stuhl gebunden, um nicht etwa in der Todesangst das Fenster aufzureißen und so dem Ersticken zu entrinnen. Nicht das Ende Poterats, die Liebe zu Mirabeau brachte ihr den Tod.

Das geschah am 9. September 1789. Mirabeau war damals Mitglied der Nationalversammlung und wegen seines scharfen Verstandes, seiner feurigen, hinreißenden Beredsamkeit von Freund und Feind geehrt und geachtet. Manchmal geschah es, daß die Bürgerinnen den Abgeordneten, der gerade sprach, auf seinen Sitz niederzwangen. „Wer spricht da?“ so schrien sie, „er soll sich setzen, der Schwätzer! Nicht darum handelt es sich, was er schwätzt! Brot wollen wir, Brot! Mirabeau, unser liebes Großmütterchen Mirabeau, soll sprechen! Ihn allein wollen wir hören!“ Und der Graf Mirabeau erhielt das Wort.

Dort, an der Stätte seiner herrlichsten Triumphe überreichte ihm der Abbé Vallet, der Pfarrer und Abgeordnete von Gien, einen Brief mit der Nachricht von dem Tode der Marquise. Mirabeaus Antlitz veränderte sich, er schien die Fassung zu verlieren. Dann reichte er dem Abbé die Hand und verließ, Schmerz und Zerfahrenheit im Antlitz, die Versammlung. Zwei oder drei Tage ließ er sich nicht sehen, darauf aber nahm er seine Tätigkeit wieder auf, als hätte sich nichts von Belang ereignet.

Sein Vorgehen der Frau gegenüber, die ihm ihr Leben hinopferte, entspricht den herrschenden Sittlichkeitsbegriffen nicht. Aber an Schuld und Verdienst außergewöhnlicher Menschen darf nicht das Maß des Alltags angelegt werden. Mirabeaus seelische und körperliche Eigenschaften sträubten sich nicht nur gegen die Ehe, sondern gegen jedes dauernde Verhältnis überhaupt. Seine Beziehungen zu den Frauen haben nur einen Morgen und einen Abend, der Mittag mit der stillen warmen Sonne fehlt ihnen gänzlich. Seine Empfindungen schwanken zwischen Sehnsucht und Trauer, zwischen Begierde und Reue, sie wurzeln in seiner Einbildung, nicht aber in der Wirklichkeit, und deshalb hatte ihn die Ruhe und Klarheit des Lebens, die ihm Sophie hätte schenken können, nur enttäuscht. Und auch in anderer Hinsicht gingen ihre Seelen weit auseinander. Große Ereignisse bereiteten sich vor, das Gewitter der Revolution lag sozusagen in der Luft, eine Welt ging in Trümmer, eine neue sollte geschaffen werden. Mirabeau fühlte die Kraft in sich, an dem Werke mitzuwirken, das über die Schicksale von Jahrhunderten entscheiden sollte. Die Frau, die ihn liebte, träumte von einem stillen, weltentfernten Erdenwinkel, wo sie mit ihm und den zahlreichen Kindern, die sie hatten, in glücklicher Zurückgezogenheit leben könnte. Aber er hatte [illegible] stilles, liebreich schmerzliches Leiden nicht, denn laut rief ihn die [illegible] Welt, das in so schwerer Zeit seinen Verstand und [illegible] seine Tatkraft nötig hatte. Sollen wir ihn [illegible] dieser Ruf in seiner kraftvollen, lebendurstigen [illegible] Widerhall fand?

[illegible] Hans Weber-Lutkow.

*) Mirabeau: Lettres [illegible] commentées d'après les manuscrits originaux et inédits par Dauphin M[illegible] la collaboration de Georges Leloir. Paris 1903, Librairie Plon.

Der deutsche Künstlerbund.

In dem lieben alten Weimar tagte am 15. und 16. Dezember eine ansehnliche Versammlung. Das schwarze Brett unten im Flur des Hotels „zum Erbprinzen" hatte lange nicht so viele Berühmtheiten vereinigt: Klinger, Liebermann, Stuck, Kalckreuth, Trübner, Tuaillon — eine glänzende Reihe der besten Namen deutscher Kunst. Von allen Seiten waren sie zusammengekommen, und manche, die verhindert gewesen waren, zu erscheinen, hatten wenigstens durch Vertreter oder Briefe ihre Sympathie zu erkennen gegeben.

Wer diese Tage in Weimar miterlebt hat, muß den Eindruck gewonnen haben, daß hier ein großes Fest gefeiert worden sei. Ueberall frohe Gesichter, gefüllte Cafés, ein lustiger Abend in den malerischen Katakomben der Künstlergesellschaft, an dem die Begeisterung in hohen Wogen rollte, ein Fackelzug, ein Dejeuner, das alle Notabeln des Standes und Geistes vereinigte und schließlich eine glänzende Hoftafel in den Sälen des großherzoglichen Schlosses — was will man mehr? Und doch war es eine ernste Not der Zeit gewesen, die diese Männer mitten im Winter von ihrer Staffelei weg in die stille thüringische Residenz zusammengetrieben hatte.

Die Vorgeschichte des kleinen Kongresses beginnt mit den Vorbereitungen zur Weltausstellung in St. Louis. Man erinnert sich, daß der Reichskommissar für jene Ausstellung, der Geheimrat L e w a l d, Anfang April eine Konferenz von etwa vierzig namhaften Künstlern der verschiedensten Gebiete und Schattierungen, auch einige Museumsdirektoren und Kunsthändler, zusammengeladen hatte, um mit ihnen die Mittel und Wege zu beraten, die zu einer möglichst würdigen Vertretung der deutschen Kunst führen könnten. Die erste Frage, die dieser Konferenz vorgelegt wurde, war die, ob wiederum, wie bisher, der Zentralvorstand der allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft oder eine besondere unabhängige Kommission mit der Leitung der Ausstellungsgeschäfte betraut werden sollte. Die Versammlung entschied sich mit erfreulicher Einmütigkeit für das letztere. Daß auch der ehrwürdige Präsident der Berliner Akademie, der Architekt E n d e, mit Wärme und Entschiedenheit für diesen Beschluß eintrat, verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. In der Tat konnte nichts vernünftiger sein. Die Kommission schien zunächst reichlich groß zu werden — man gab ihr einundzwanzig Mitglieder —, da aber sofort die Bildung eines kleinen leitenden Ausschusses vorgesehen wurde, so hatte man doch endlich einmal eine Ephorie vertrauenswürdiger Männer in Aussicht, die, unabhängig von Lokalinteressen, Gruppen und Cliquen, ihres schweren Richteramtes walten konnte. Es hat nicht sollen sein.

Unwillkürlich erinnert man sich bei den folgenden Ereignissen, die sich nur zum Teil im Tageslicht der Oeffentlichkeit abgespielt haben, des Märchens vom Dornröschen. Wie fing es doch an? Der gute König hatte alle Feen seiner Bekanntschaft zur Taufe der Prinzessin geladen mit Ausnahme der einen, die er vergessen hatte; und diese rächte sich. Hier war es allerdings insofern anders, als der Herr Reichskommissär an alle Feen gedacht hatte. Die Bösen, die seine Hoffnungen vereitelten — es waren diesmal zwei — w o l l t e n nicht kommen. Die eine von ihnen war die allgemeine deutsche Kunstgenossenschaft. Sie war beleidigt. Diese ehrwürdige Institution umfaßt wohl die Mehrzahl derer, die sich im Deutschen Reiche durch Malen, Modellieren, Kupferstechen usw. ihren Lebensunterhalt zu erwerben trachten. Begreiflicherweise gehören die meisten von ihnen nicht gerade zu den hervorragenden Künstlern. Diese meisten sind es aber, die in der Genossenschaft, in der sie gleichermaßen stimmberechtigt sind, alle Wahlen und Entschlüsse entscheiden. Sie haben überall das größte Interesse daran, daß für sie selbst, die durchschnittlich veranlagte Masse, gesorgt werde. So hatten sie es bei den letzten Weltausstellungen gehalten und so wollten sie es auch fernerhin halten. Leider nur vermochten alle Medaillen und amtlichen Auszeichnungen, die man pflichtschuldigst ausgeteilt und eingeheimst hatte, nicht, den peinlichen Eindruck zu verwischen, daß man sich 1893 in Chicago und 1900 in Paris mit der deutschen Kunst bei dieser Geschäftsführung ein wenig blamiert habe. Dieser Eindruck wirkte in den Kreisen der maßgebenden Künstler so nachhaltig, daß man keine Neigung verspürte, die Sorge für die neue Weltausstellung wiederum in die so wenig bewährten Hände der Genossenschaft zu legen.

Da dieses kein Geheimnis geblieben war, so hatte der Vorsitzende der Kunstgenossenschaft es für unvereinbar mit seiner Würde gehalten, der Einladung des Reichskommissärs Folge zu leisten. Ja er fügte seiner Absage sogar den formellen Protest der Kunstgenossenschaft gegen das geplante Vorgehen der Konferenz bei. Die andere böse Fee, die nicht kommen wollte, war der Herr Direktor der akademischen Hochschule für die bildenden Künste in Berlin, Anton v. W e r n e r. Anton v. Werner und die allgemeine deutsche Kunstgenossenschaft passen gut zusammen. Sie müssen einander lieben und verehren, ja sie haben eine gewisse Familienähnlichkeit. Für die breite Masse der durchschnittlich Begabten hat Herr v. Werner die Bedeutung eines Palladiums. Wer sich als junger Künstler zagend fragt, ob er wohl genug Phantasie und Schöpferkraft mitbekommen habe, um es im Leben zu etwas zu bringen, der blicke auf Herrn v. Werner und er kann getröstet von dannen ziehen. Herr von Werner ist der sieggekrönte Fleiß. Er kann viel, er kann beinahe alles, was sich erlernen läßt. Und damit darf man sich als verständiger Mensch begnügen. Denn es gibt warnende Exempel dafür, wie bedenklich es ist, etwas zu können, was für die anderen nicht lernbar ist. Das erregt den Neid der Götter — und ach, wenn es nur den Neid der Götter erregte! Ganz gewiß wird Anton v. Werners Name nicht vergessen werden. Wenn in späteren Jahrhunderten einmal jemand wissen will, wie es bei der Kaiserproklamation in Versailles zugegangen ist oder wie die Teilnehmer des Berliner Kongresses ausgesehen haben, so muß er zu den Photographien nach Anton v. Werners Gemälden greifen. Da ist alles am rechten Fleck, haarklein und wahrheitsgetreu geschildert. Man sollte meinen, die Photographien wären gar nicht nach Gemälden gemacht, so natürlich sehen sie aus. Wenn Zola recht hat, daß ein Kunstwerk ein Stück Natur sei, durch ein Temperament angeschaut, so ist das Temperament des Herrn v. Werner einer blank geputzten Fensterscheibe vergleichbar. Es ist ein ganz reinliches Medium, durch das alle Gegenstände glatt hindurchscheinen. Vielleicht ist es überhaupt nicht vorhanden, oder Herr v. Werner hebt es für seine nichtkünstlerische Tätigkeit im amtlichen und bürgerlichen Leben auf. Einer seiner größten Verehrer, der Maler und Dichter Artur Fitger, hat einmal bemerkt, ein Schlachtenbild Werners verhielte sich zu einem Gemälde ähnlichen Inhalts von Rubens wie ein Kapitel aus dem Generalstabswerk zu einem Gesang der „Ilias". Man kann darüber im Zweifel sein, ob das eine Schmeichelei sein sollte oder eine von den kleinen Neckereien, wie sie sogar unter Freunden gelegentlich passieren, aber jedenfalls trifft die Kritik den Nagel auf den Kopf. Ob Herr v. Werner lieben kann, und was er liebt, das weiß ich nicht. Seinen Bildern ist jedenfalls nichts davon anzumerken. Aber, daß er hassen kann, das hat er bewiesen. Am meisten auf der Welt haßt er offenbar die sogenannte moderne Malerei. Alles, was mit den Sezessionen irgendwie zusammenhängt, ist für ihn dasselbe, was unseren frommen Großmüttern der leibhaftige Satanas war. Und da er nun erfuhr, daß auf der Konferenz beim Reichskommissär auch einige Mitglieder und Freunde der Sezessionen erscheinen sollten, so fuhr ihm dieses dermaßen in die Glieder, daß er sich nicht wohl genug fühlte, um erscheinen zu können. Nebenbei hatte dieses plötzliche Unwohlsein für ihn die Annehmlichkeit, daß er sich der Konferenz gegenüber in keiner Weise verpflichtet zu fühlen brauchte und freie Hand behielt für etwaige eigene Maßnahmen. Was nun weiter geschehen ist, braucht nicht im einzelnen erörtert zu werden. Herr v. Werner ist ein einflußreicher Mann, der gut zu reden versteht. Die deutsche Kunstgenossenschaft kann auf ihr ehrwürdiges Alter von nahezu fünfzig Jahren hinweisen, auf ihre große Mitgliederzahl und auf den Reichszuschuß von jährlich 20.000 Mark, den sie für die Leitung von Ausstellungen erhält. Die Reichsregierung teilt ferner augenscheinlich mit den meisten Regierungen der Welt die Neigung, dem amtlichen Charakter der Personen, die ihr nahen, ein großes Gewicht beizulegen, selbst dann, wenn dieser Charakter so wenig bedeutet wie in Kunstfragen.

Genug — das glückliche Zusammentreffen dieser Umstände verschaffte den Vorstellungen der Kunstgenossenschaft an der maßgebenden Stelle ein geneigtes Gehör. Eines schönen Tages wurden wir durch die Nachricht überrascht, daß den feierlich gefaßten Beschlüssen der vom Reichskommissär zusammenberufenen Versammlung keine Folge gegeben werde. Der Zentralvorstand der allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft solle wieder sein durch Gewohnheit geheiligtes Recht auf die Leitung der Kunstabteilung in der Weltausstellung ausüben.

Wenn man nach den Mitteln forscht, deren sich die Ratgeber der maßgebenden Personen zur Erreichung dieses Beschlusses bedient haben müssen, so entdeckt man bald namentlich einen Kunstgriff, der eine gewisse Aehnlichkeit mit einer pia fraus hat. Man stellt es nämlich so dar, als ob es sich lediglich um ein Parteigezänk handle. Hier die Anhänger des „Schönen, Wahren, Guten" in der Kunst, die alle großen Namen der Vergangenheit auf ihre Fahnen geschrieben haben, dort eine Rotte verwegener, ausgelassener Revolutionäre, denen keine Untat heilig ist, die, unterstützt von einer liebedienerischen Preßclique, Thron und Altar im Reiche der Kunst umzustürzen. So etwa klingt es aus gewissen offiziellen Aeußerungen über Kunst und aus den vereinzelten Preßstimmen, in denen solche Aeußerungen ein sympathisches

Echo finden. Scheinbar wissen die Anhänger der sogenannten alten Richtung die künstlerische Würde ihrer Partei wohl zu wahren, indem sie einige berühmte Männer an ihre Spitze stellen. Sie nehmen den Mund voll, wenn von Menzel, Knaus, Gebhardt oder Reinhold Begas die Rede ist. Oder sie fragen mit Emphase, wer von den Neueren so schöne Landschaften zu malen verstehe, wie einst Andreas Achenbach. — Mit derlei Spiegelfechterei gelingt es ihnen immer wieder, einflußreiche Personen, die dem Wesen der Sache fern stehen, zu täuschen. Ob man die Malerei, wie sie vor fünfzig Jahren war oder wie sie heute ist, schöner findet, das gehört zu den Fragen des Geschmacks, über die sich endlos oder gar nicht streiten läßt. Das Rad der Zeit dreht sich nun einmal und hebt immer neue Erscheinungen, neue Gedanken und neue Formen auf die Höhe. Da hätte ein Kampf der Größen von vorgestern mit den Größen von heute eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der Bataille des morts et des vivants. Doch soll man die Sache wirklich ernst nehmen? Man fasse nur einmal so einen Hauptredner von der „Partei der Alten" herzhaft an der Jacke und schüttle ihn ein wenig. Wie schnell fällt das bunte Geflunker von ihm ab! Im Grunde war es ihm mit Raffael so wenig ernst wie mit Adolf Menzel. Vom Schönen, Wahren, Guten, ist auch nicht mehr viel zu merken, dagegen verraten allerlei Menschlichkeiten seine Blöße. Streberei nach hoher Protektion und fetten Aufträgen, gar wenig Stolz, dafür um so mehr Eitelkeit und ein gehöriges Quantum Verbitterung und Neid . . .

Die Partei solcher Vertreter gegenüber der Partei der modernen Kunst? — Ebensogut könnte man von der Partei der Orgeldreher gegenüber der Partei der modernen Musik sprechen! Wahrhaftig wäre diese angebliche Völkerschlacht um die heiligsten Ideale der Kunst gar nicht der Rede, sondern vielmehr eines herzlichen Gelächters wert, wenn die Sache nicht so bitter ernst würde durch die ebenso anhaltende wie nachdrückliche Unterstützung, die die kaiserliche Regierung der „Partei" der Alten zuteil werden läßt. Zwar wird damit nicht ein einziger bedeutender Künstler und nicht ein einziges großes Kunstwerk in der protegierten Geschmacksrichtung hervorgebracht, wohl aber kann es erreicht werden, daß unsere angesehensten Meister, die in der Blüte ihrer Jahre und ihrer Kraft stehen, von wichtigen Ausstellungen, Staatsgalerien und Staatsaufträgen ausgeschlossen bleiben. Man kann erreichen, daß einige der bedeutendsten öffentlichen Sammlungen schlechter eingerichtet und schlechter verwaltet werden. Man kann auch erreichen, daß große Städte durch Bauten und Denkmäler verschandelt werden zu einem Kinderspott der Nachwelt. Kurz, man kann bei eifrigem Bemühen doch vieles tun, um eine blütenreiche Entfaltung unserer Kunst zurückzuhalten und zu erschweren.

Diese Gefahr sahen die deutschen Künstler und ihre Freunde seit Jahren wachsen. Sie erwogen wohl dies und jenes, was geschehen könnte — aber da die Künstler nun einmal unpraktisch und leider meistens auch schlecht finanziert sind, so blieb es bei den düsteren Betrachtungen — bis die Verfügung betreffs St. Louis kam. Sie schlug dem Faß den Boden aus. Gott sei Dank! So ein rechter Zorn hat doch auch sein Gutes, namentlich bei uns Deutschen. Die gemeinsame Bedrohung führte Nord und Süd zusammen. Die Berliner und die Münchener Sezession vereinigten sich wieder und wie von selbst fanden sich alle die anderen hinzu, die im Schatten der kaiserlichen Gunst gestanden hatten, die Antipoden des großen Herrn v. Werner, die der deutschen Kunst ihrer Zeit trotz allem und allem den Stempel ihrer Persönlichkeit aufgedrückt hatten.

So ist der deutsche Künstlerbund entstanden. Ist er wirklich eine Partei? Der Name schon lehnt die Frage ab. Eine Partei, der Stuck und Liebermann, Klinger und Tuaillon, Hildebrand und Thoma und Uhde angehören, ist keine Partei. Sie ist nichts anderes als ein Zusammenschluß der verschiedensten Meister, deren Persönlichkeiten das reiche und wechselvolle Bild der deutschen Kunst von 1900 ausmachen. Nun hat man eine Organisation, die durch das Gewicht ihrer Namen die ganze Kunstgenossenschaft mit ihren Tausenden von Mitgliedern und ihren ordenbesternten Gönnern aufzuwiegen imstande ist.

Die Berliner Regierung hat der neuen Vereinigung gegenüber die Haltung eingenommen, die man leider von ihr befürchten mußte. Als der Plan von Weimar bekannt wurde, unternahm der preußische Kultusminister in Begleitung des in Kunstangelegenheitende zernierenden Geheimrats eine Reise, die ihn nach Weimar und Dresden führte. Zu den Zwecken der [illegible] zwischen wiederholt aber vergebens dementierten Reise gehörte auch die Verhinderung des neuen Bundes. Sie ist erfreulicherweise nicht erreicht worden. Man fand beim Großherzog von Sachsen-Weimar keine Gegenliebe. Der hohe Herr ist sich [illegible] scheinlich der Mission wohl bewußt, die er vor den Augen Deutschlands auf sich genommen hat. Ist es doch nicht [illegible]

erstemal, daß die Künste, die in den deutschen Großstädten nicht gedeihen wollten, an seinem Hofe eine Heimstätte gefunden haben.

Die Kunstgenossenschaft sollte ihres Sieges nicht froh werden. Zwar sah sie sich genötigt, die Einrichtung der Ausstellungsleitung in einigen Punkten zu ändern. Doch eine solche Reform, wie sie für eine glänzende und würdige Vertretung der deutschen Kunst vor dem Ausland erforderlich gewesen wäre, verboten ihre Satzungen. Was hilft diese und jene Bemühung, so lange die Vertreter der Sezessionen nur ein Drittel der Zentraljury ausmachen, so lange die einzelnen Lokalgenossenschaften das Recht behalten, eine gewisse Anzahl von Werken auszuwählen, die nur durch vier Fünftel der Stimmen — also gar nicht — in der Zentraljury abgelehnt werden können. Unter solchen Umständen ist eine einheitliche, planmäßige Auswahl des Besten unmöglich gemacht und reichliches Mittelgut wird wie 1893 und 1900 die Schranken der Jury im Triumph passieren. Die Sezessionen sagten sich, daß ihr schrittweise erkämpftes Ansehen es ihnen verböte, unter den Auspizien einer solchen Leitung sich mit einer Nebenrolle zu begnügen und versagten ihre Beteiligung. Sie hatten vollkommen recht. Anders stand es um den neu begründeten Künstlerbund. Als eine allgemeine deutsche Vereinigung, unabhängig von Lokalgruppen und anderen Künstlerverbänden, durfte er den Anspruch erheben, ebenso selbständig in St. Louis aufzutreten wie die Genossenschaft. Von Weimar aus wurde demgemäß eine Kommission nach Berlin entsendet, um in diesem Sinne vorstellig zu werden. Sie wanderte von Pontius zu Pilatus um schließlich aus dem Munde des Grafen Posadowsky das Nein der Reichsregierung zu vernehmen. Demnach hat die Genossenschaft in St. Louis das Feld für sich und kann es der Welt beweisen, inwiefern sie mit ihrer Behauptung recht gehabt hat, daß es auch so gehe. Es ist ja möglich, daß sie im tiefsten Wildwest von Amerika ein dankbares Publikum findet.

Soll man es für den Künstlerbund bedauern, daß ihm die erste Gelegenheit, geschlossen vor der Oeffentlichkeit zu erscheinen, versagt wurde? Ich glaube, nein. Es ist besser so. Eine Eliteausstellung, wie wir sie hofften, wäre doch nicht zustande gekommen, dagegen ist es wünschenswert, daß die Kunstgenossenschaft die Kosten der Niederlage, die wir erwarten, allein trage. Nur auf diese Weise kann sie ihre Regierungsunfähigkeit erweisen und wird uns hoffentlich zum letztenmal blamiert haben.

Man hat viel von den weiteren Zielen des Künstlerbundes gesprochen. Es war von der Errichtung neuer Ausstellungsbauten, Galerien und Atelierhäuser die Rede. Warten wir es ab. Wie so oft, wird es auch hier heißen, daß die Aufgaben nicht gesucht zu werden brauchen. Sie ergeben sich von selbst. Es kommt auf die Personen an, die hier an der Spitze stehen, nicht auf Beschlüsse.

Bremen. Gustav Pauli.

Zu Schwinds hundertstem Geburtstag.

Eigentlich hat er's gar nicht nötig, daß wir uns seiner just am hundertsten Jahrestag seiner Geburt erinnern; er lebt ja in uns, und es ist nicht das schlechteste Teil unseres Wesens, darin er wohnt. Er teilt nicht das Schicksal so vieler Jubiläumsgrößen, nach einer kurzen Auferstehung wieder in die dichte Vergessenheit zurückzusinken; gegen ihn, der schon in den Tagen des Cornelius, wie dieser selbst sagte, „zum Herzen der Nation gesprochen hat", öffnen sich auch in den Tagen Böcklins aller Herzen willig und rasch. Ja, es scheint, als ob wir Heutigen mehr an ihm haben als unsere Eltern und Großeltern an ihm besaßen. Das Ewige an seiner Kunst hat damals gewirkt wie heute. Für uns aber hat diese Kunst den feinen Reiz des Historischen hinzugewonnen. Wie viel rührendes und unendlich liebenswertes Alt-Wien und Biedermeiertum tritt uns aus den Rahmen seiner Bilder entgegen: wie viel Trauliches und Heimisches aus der lange verlachten, jetzt mit Sehnsucht geliebten Zeit, in der es etwas gab, was wir längst wieder verloren haben: eine deutsche Gebärde, einen deutschen Lebensstil. Uns Oesterreichern im besonderen hat er im „Wunderlichen Heiligen" ein Denkmal unserer typischen vormärzlichen Lebensstimmung aufgerichtet, das als geschichtliches Dokument einen Platz unmittelbar neben Grillparzers „Armem Spielmann" und den Novellen Stifters beanspruchen darf. Zu jenem wenig gekannten Triptychon, einem Jugendwerk, das mit zum Besten gehört, was er überhaupt geschaffen [illegible] vielen kleinen und drei großen Bildern die Geschichte [illegible] Bruder, die nach vielen Enttäuschungen den Kampf mit [illegible] Leben schon in jungen Jahren aufgegeben und [illegible] [illegible] Einsamkeit einer Bergwaldwiese zurückgezogen [illegible] [illegible] vom Landvolk als weise und wohltä[illegible]

verehrt, behaglich und in Beschaulichkeit ihre stillfließenden Tage zubringen. So hat auch er in jungen Jahren an jener tiefen altösterreichischen Lebensfurcht gelitten, die bei Grillparzer, Raimund und Stifter in allen möglichen Verkleidungen auftritt, und die vielleicht im letzten Grunde etwas sehr Edles ist: eine ungewisse Angst, im Drang des tätigen Lebens die Perle des Daseins zu verlieren.

So ruft die kolchische Zauberin ihrem Gatten zu:

Erkennst das Zeichen du, um das du rangst:
Das dir ein Ruhm war und ein Glück erschien?
Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!
Du Armer, der von Schatten du geträumt!
Der Traum ist aus, allein die Nacht noch nicht.

So ruft Rustan die aufgehende Sonne an:

Breit' es aus mit deinen Strahlen,
Senk' es tief in jede Brust:
Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Größe ist gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er gibt, sind nichtige Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel!

Noch über den Novellen Ferdinand v. Saars weht jene altösterreichische Resignationsstimmung wie ein feiner Nebel; Schwind selbst hat sie siegreich bezwungen und in seinen „Wandernden Musikanten" es ausgesprochen, daß nicht dem Träumer, sondern dem Tätigen Weib und Welt gehören.

Seine eigene Arbeitskraft war außerordentlich, acht bis zehn Stunden täglich saß er vor der Staffelei, ja noch abends führte die nimmermüde Hand den Stift. „Bin neulich beim Meister Schwind gesessen in seiner holzvertäfelten Klause, wo er des Abends zeichnet, derweil gute Freunde um ihn herum plaudern", heißt es in einem Briefe Scheffels. Seine Produktion ist denn auch kaum überfehbar, es schwindelt einen förmlich beim Anblick des Verzeichnisses seiner Werke bei Wurzbach, das aber noch lange nicht vollständig ist! Sind doch zum Beispiel allein in Oberösterreich im Laufe des letzten Jahres ein Oelbild und eine große historische Zeichnung (ein altes Prämienblatt des Linzer Kunstvereins) aus völliger Verschollenheit wieder aufgetaucht!

Wir haben noch gar keine Uebersicht über sein Gesamtwerk, das wenigste ist in Reproduktionen zugänglich und unter dem Unbekannten mag noch vieles von seinem Besten stecken. Wer weiß zum Beispiel etwas von Schwinds Titelzeichnungen zu „Tausend und eine Nacht", einem Jugendwerk, von dem Goethe bewundernd schrieb, daß er „weder dem Stoff noch der Behandlung nach etwas ähnliches kenne". Voller Verwunderung berichtet Avenarius in der Vorrede zu seiner schönen zweiten Schwind-Mappe, daß ein Teil der Bilder, die sie bringt, „bis zum heutigen Tag noch nicht einmal photographiert war"! Wer kennt die vielen Holzschnitte, die der Meister für die „Fliegenden Blätter" gezeichnet hat, wer hat seine nach Hunderten zählenden kunstgewerblichen Entwürfe voll Phantasie und Humor („Ich habe von Natur aus eine Goldschmidts-Ader im Leibe, die mir keine Ruhe läßt", schrieb er an Freund Mörike) alle gesehen?

Aber schon dessen, das wir alle von Kind auf kennen und lieben, ist so viel! Da sind die Bilder der Schack-Galerie, denen ihr Maler eine Popularität verdankt, wie sie unter den deutschen Künstlern des neunzehnten Jahrhunderts nur noch Böcklin genießt. Und da sind vor allem seine drei Märchenzyklen „Aschenbrödel", „Die sieben Raben" und „Die schöne Melusine", dieses Unikum unserer Kunstgeschichte. In ihnen hat einer unserer größten epischen Dichter zu uns gesprochen, ein Erzähler, wie es deren nicht viele gibt. Und wenn wir diese drei unvergleichlichen Bildersäle noch so oft durchwandert haben: wir brauchen nur hinzusehen und schon sind wir wieder eingefangen, unentrinnbar. Leise rauscht der alte Wald, flüsternd gehen die Quellen einher, und gläubig öffnet sich unser Herz dem Wunder. Der Alte erzählt, und wunderbar neu erstehen die Geschichten, die wir längst zu wissen glaubten. Der Alte erzählt, und wie warme Quellen regt sich's in unseren Herzen, und auf einmal spüren wir wieder, worauf doch unser ganzes Dasein eigentlich gebaut ist: die innige Macht des [illegible]. Es ist unendlich lehrreich, Schwinds epische Technik in diesen Zyklen zu studieren. Sein Verhältnis zu den literarischen Quellen und die Änderungen, die er am Stoffe vorgenommen hat. Die Auswahl der [illegible], die er geschaffen, und die [illegible], mit der er sie komponiert hat. Wie er Bild neben Bild [illegible] [illegible]

dieser Art liegt in der „Schönen Melusine" vor. Es ergreift aufs tiefste und wirkt wie Musik; wenn am Ende dieser Bilderreihe die gleiche Darstellung erscheint, die sie eingeleitet hat, wie ein voller langangehaltener Klang: das traumumfangene Haupt der Nymphe, zwischen Felsen aus dem umschilften Wasser tauchend. Dieses Motiv hebt das Schicksal, das im Märchen selbst erzählt wird, in eine symbolische Sphäre. Es ist nicht mehr der Graf von Lusignan, der im Dunkel des Waldes die schöne Wasserfee gefunden und rasch entschlossen gefreit hat, um nach kurzem Glück einen schlimmen Argwohn mit dem Verlust der Geliebten und zuletzt mit dem Tode zu büßen, der ihn im unendlich schmerzlich-süßen Kuß der Wiedergefundenen erlöst; es ist viel mehr, es ist der arme kleine Mensch, der sich unruhig vom ruhevollen Dasein der großen ewigen Allnatur abgelöst hat, suchend, irrend und kämpfend sein unseliges Leben hinbringt, bis er den Frieden im tödlichen Kusse der Allerbarmerin wiederfindet.

Eine unendliche Traurigkeit strömt von diesen Bildern aus, die aus dem Herzen des hohen Sechzigers kam und uns vielleicht verrät, was er, der für die vita contemplativa geborene Mensch, im letzten Grunde seiner Seele über die vita activa, der ihn die Kreise seines Schicksals zugetrieben hatten, dachte und urteilte. Das Allermerkwürdigste aber an diesen Zyklen ist, daß sie — an unserer modernen Theorie gemessen — gar keine Daseinsberechtigung haben. Malereien in unserem Sinne sind sie ja bekanntlich nicht, aber sie sind im Grunde auch zeichnerisch nicht so durchgebildet, als man insgemein glaubt, sie wirken also ausschließlich durch die Erzählung. Ja, aber dann müßte die Wiedererzählung in Worten dieselbe Wirkung tun? Davon kann nicht die Rede sein. Wo steckt nun aber ihr Geheimnis?

In einer Fähigkeit, die den modernen Malern völlig abhanden gekommen zu sein scheint, und die man zu Schwinds Zeiten, wo sie auch nur wenige besaßen, „Komponieren" nannte. Es ist die Fähigkeit, vom Modell loszukommen und aufs freieste mit dem figuralen Material zu schalten, viele Figuren glaubhaft zu vereinigen und glaubhaft in den Raum zu stellen, alle möglichen Beziehungen zwischen Menschen mit Hilfe des figuralen Materials glaubhaft zu schildern.

Das rauschende große Schlußbild im „Aschenbrödel", der Prinz, der die nackte, nur mit ihrem langen blonden Haar verhüllte Schöne aus dem hohlen Baumstamm holt, und das jubelnde Finale in den „Sieben Raben", der Todeskuß Melusinens sind Wunder der „Komposition" in diesem Sinne. Fast scheint es, als ob die Fähigkeit der „Komposition" mit einer gewissen Vernachlässigung der Durchbildung des einzelnen, des Aktes etwa unlösbar zusammenhänge: Klinger zum Beispiel hat nie wieder so leicht, so glücklich und phantasievoll komponiert wie in seinen Radierungen zu „Amor und Psyche", aber das einzelne der organischen Durchbildung ist in den „Brahms-Phantasien" viel besser. Bei Greiners herrlichen Akten aber kann man von „Komposition" in jenem alten Sinne überhaupt nicht mehr reden: hart und unverbunden steht bei ihm Modell neben Modell, ohne eine gemeinsame Lebensluft.

Schwind hat die Morgendämmerung der neuen Epoche noch erblickt. Entrüstet berichtet er einem Freunde von dem neuen Programm, „ein Bild solle gar nichts vorstellen — bloß Malerei" (1867). Und in demselben Schreiben erzählt er triumphierend: „In Paris waren Bilder von mir, die glänzend durchgefallen sind, was mich eigentlich freut, denn ich möchte diesen Hanswursten nicht gefallen." Wir glauben es gern, daß es diesen Menschen nicht nach der Anerkennung in der Fremde dürstete, den die Liebe seines Volkes warm umhüllte, und der mit dem Heimischen so fest verwachsen war, daß ihn der römische alte Korso an den — Kohlmarkt, die Campagna an — Mödling erinnert und er in der ewigen Stadt sein deutsches Heimweh in „Ritter Kurts Brautfahrt" sich vom Herzen dichten mußte, ganz wie später Scheffel, der auf dem flachen Dach des Don Pagano in Capri den „Trompeter" schrieb! Das spezifisch Deutsche an ihm, gerade das, was ihn mit Böcklin und Thoma verbindet, die innige Kraft der phantasievollen Naturbeseelung, dürfte auch heute noch seiner gerechten Würdigung im Ausland eher im Wege stehen, als [illegible]

Der Einsiedler, der die [illegible] des schlummernden Ritters zur Tränke führt; Rübezahl, der wie ein lebendig gewordener [illegible] durch den Wald stolpert; die rastende Frau in der Waldkapelle, die Rehe, die den weißen Hirsch tränken; das kleine Mädchen, das aus dem Bette geschlüpft ist und am weit [illegible] Fenster das erste Licht und die Kühle des Morgens in den [illegible] einatmet; der Herr Winter, der mit eisbezapftem Barte und [illegible] Pelze seelenvergnügt durch die Christnacht stapft — das sind lauter Manifestationen derselben

Kraft, die bei Böcklin das Wasser und den Herbstwind, die brütende Mittagstunde und den stummen Felsen zu lebendigen Wesen verdichtet hat. Die Seele des Romanen scheint dieser Art landschaftlicher Poesie unzugänglich zu sein, die Seele der Griechen hätte sich ihr lächelnd geöffnet …

Linz. Dr. Hermann Ubell.

Bücher.

Rudolf Hunziker: „Jeremias Gotthelf und J. J. Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen“. Mit dreizehn ungedruckten Briefen Gotthelfs und drei Bildern. Zürich 1903, Schultheß u. Ko.

Journalisten pflegt es wie Schauspielern zu gehen: die Mitwelt schenkt den Begabten Kränze, die sie so oft den schaffenden Künstlern vorenthält, und mit der Zeit, der ihr Wirken gilt, schwindet ihr Name dahin. Man wird sich dieses Erfahrungssatzes erinnern müssen, wenn man die Persönlichkeit und das Schicksal des Mannes verstehen will, den Hunziker in dem vorliegenden Büchlein in seinen Beziehungen zu Jeremias Gotthelf dargestellt hat. Von seinen Zeitgenossen gekannt und geschätzt, ist J. J. Reithard (1805 bis 1857) aus Küsnacht am Zürichsee, heute auch in der Schweiz fast ganz vergessen. Als Herausgeber von Zeitungen, Kalendern und Flugschriften hat er in den politischen Stürmen, die der Entstehung der neuen Bundesverfassung vorausgingen, zuerst auf radikaler, dann auf konservativer Seite mit Leidenschaft und Witz mitgestritten; als Dichter bewies er in seinen Gedichten (vor allem in Balladen) und Erzählungen eine erstaunliche Formfertigkeit, ohne daß er seinen Werken den Stempel persönlicher Eigenart aufprägte oder sie im Feuer ernsten Kunstschaffens läuterte: dem schwäbischen Dichterkreis nachstrebend, reicht er auch nicht etwa an Gustav Schwab hinan. Man begreift es daher sehr leicht, daß Hunziker es für nötig fand, in seiner Darstellung der nicht allzu selbständigen und markanten Gestalt Reithards in der markigen und bedeutenden Persönlichkeit J. Gotthelfs eine kräftige Stütze zu geben. Aus der sorgfältigen Einführung erfahren wir, daß die beiden Männer etwa ein Jahrzehnt lang durch eine allerdings mehr politische und geschäftlich-literarische, als persönlich-menschliche Freundschaft miteinander verbunden waren, die anfangs ziemlich eng war, nach und nach aber bis zum völligen Bruche auseinanderging. Die neuen Aufschlüsse über einen bisher wenig oder gar nicht bekannten Abschnitt aus Gotthelfs Leben, vor allem aber die dreizehn Briefe des temperamentvollen Pfarrers von Lützelflüh geben Hunzikers Buch seinen Wert. Es sind zwar selten tiefere, allgemein menschliche oder kunsttheoretische Fragen, über die sich Gotthelf ergeht; vielmehr handeln sie meist von der Politik, den Verlegern und den äußeren Schriftstellerverhältnissen jener Zeit. Aber in allen zeigt sich Bitzius als den warmblütigen Menschenfreund, rücksichtslosen Politiker und geistvollen Schriftsteller, der da- und dorthin seine zündenden Blitze wirft. Reithards eigene Briefe, von denen zehn mitgeteilt werden, stechen an Gehalt von denen seines großen Freundes ziemlich ab, wie sie von dem Charakter des Verfassers auch nicht immer günstiges Zeugnis ablegen . . Bedeutender und geistreicher sind einige Besprechungen und Aufsätze Reithards über Gotthelf und seine Bücher, die der Verfasser mitteilt. So darf man sich über Hunzikers Gabe freuen. Wer weiß, welche Mühe und Findigkeit es braucht, bis man sich und dem Leser das Verständnis für solche an zeitlichen und persönlichen Anspielungen reichen Briefe erschlossen hat, wird dem Verfasser für die peinliche Sorgfalt dankbar sein, mit der er in Einleitung und Noten alles Wünschenswerte über das Verhältnis der beiden Männer und ihre Briefe mitgeteilt hat.

Emil Ermatinger.

Revue der Revuen.

„Das freie Wort.“ F. Staudinger schreibt unter dem Titel „Ladenburg und Lossen“ über die Gegensätze in unserer Weltanschauung. Wilhelm Lossen, o. ö. Professor der Chemie hat unter dem Titel: „Offener Brief an Albert Ladenburg“ und „Offene Anfrage an den Vorstand der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte“ kürzlich eine Broschüre veröffentlicht, die sich gegen die bekannte Kasseler Rede von Prof. Ladenburg: „Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften auf die Weltanschauung“ richtet und eine Anfrage an den Vorstand deutscher Naturforscher und Aerzte zufügt, wie dieser solchen „Vorkommnissen vorzubeugen gedenke“. Ladenburg steht seinem Wollen und Streben nach auf der Seite der bewußt wissenschaftlichen Weltanschauung. Dagegen steht Lossen, sein Gegner, auf der Seite der naiven traditionell-autoritären Weltanschauung. Schon daß er sich „verletzt“ fühlt und an den Vorstand der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte die offene Frage stellt, ob dieser Ladenburgs „Vorgehen“ billige und wenn nicht, was er zu tun gedenke, um in Zukunft ähnlichen „Vorkommnissen“ vorzubeugen, das ist einfach eine Ungeheuerlichkeit. Ob man Ladenburgs Sätze billigt, das ist eine Frage der wissenschaftlichen Einsicht, und diese Frage können nur solche Forscher zu entscheiden berufen sein, die grundsätzlich und durchgängig auf bewußt wissenschaftlichem Standpunkt zu stehen bestrebt sind. Damit aber, daß Lossen „Weltanschauung“ und eine „von jeder Weltanschauung unabhängige Wissenschaft“ trennt und jene von der wissenschaftlichen Betrachtung ausnimmt, stellt er sich außerhalb der Reihe derer, die hier wissenschaftlich mitreden dürfen, ein so ausgezeichneter Chemiker er in seinem [illegible] sein mag.

Alte Leutchen.

Von Camille Lemonnier.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Stefan Zweig.

Jeden Nachmittag kam regelmäßig der kleine Schneider. Einmal hatte man ihn Graufaden genannt und den Namen trug er eben fortan. Niemand hätte sagen können, ob er einen anderen gehabt hatte als er zur Welt kam. Selbst Phina, seine zärtliche Phina hatte ihn nie anders genannt. Zusammen hatten die beiden wohl schon ein und ein halbes Jahrhundert; der kleine Schneider war der ältere, aber Phina tat, was sie konnte, um ihn einzuholen.

Einmal, vor sehr langer Zeit, hatten sie zueinander von Liebe gesprochen. Das war zur Zeit, da sie beide noch viel Leben vor sich hatten. Der junge Sommer lachte im Feld: beide waren sie um des Sonntags willen hinausgegangen, der ihnen einen freien Tag gab. Aber das wollte sich damals nicht machen lassen. Sie stand bei einer alten Dame im Dienst, die sie nicht verlassen wollte; er seinerseits schlug sich mit seiner Flickschneiderei bis ins Alter durch. Ein paarmal sprachen sie sich wieder seit jenem Tage, dem kein gleicher mehr folgte; aber niemals sprachen sie von Liebe mehr. Mein Gott, das war ja nun wohl vierzig Jahre her!

* * *

Ganz abgearbeitet vom Dienst war sie schließlich mit der kleinen Rente, die ihr die Dame hinterlassen hatte, in das Godhuis eingetreten. Godhuis nennt man in Brügge die Versorgungshäuser für alte Leute. Auch Graufaden hatte sich ein kleines Zimmer im Godhuis für Männer gesucht, das eine Viertelstunde vom anderen lag. Und wenn die anderen Greise des Hospizes ihn die Tür öffnen sahen und beobachteten, wie er, die Beine gekrümmt, mit den trippelnden Schritten eines Schneiders und hellaufklappernden Absätzen sich entfernte, da wußten sie gleich, was das zu bedeuten hatte. Phina in kaffeebrauner Jacke, eine frische weiße Haube über ihrem Haar mit dem erloschenen Blond von einstmals, wartete hinter den kleinen Fenstervorhängen, während sie Kleider ausflickte oder ihre Stickereispulen abwickelte.

Graufaden kam zweimal in jeder Woche, am Donnerstag und Sonntag. Langsam öffnete er die Tür. Die Scheibe funkelte; der Wandschrank schien morgens frisch gefirnißt worden zu sein, und der kleine Spiegel am Kaminsims zeigte in seiner täuschenden Fläche die kalkgestrichenen Wände, die dunklen Balken des Plafonds, den hellgescheuerten Tisch und drei Stühle.

Einmal, zu ihrem Namensfeste, hatte er ihr eine Kaffeekanne mit vergoldeten Streifen geschenkt und die Milchkanne dazu. Inzwischen hatte sich das Service Stück für Stück vervollkommnet, je eine Tasse zum Tag der heiligen Delphina, den er feierte. So zählte die Garnitur zehn Porzellantassen, die alle lasurblau waren und goldgestreift. Und um jede lief die Inschrift: „Souvenir d'amitié.“

Das war einer der Schätze des Godhuis. Kam eine Frau von einem anderen Hospiz, so ließ man sie durch die Scheiben Phinas Service sehen. Um jeder neuen Tasse willen gab es in den kleinen Häuschen ein Tuscheln hinter den vorgehaltenen Händen. Würde das noch lange so fortgehen? Und bis zu welcher Anzahl wohl?

Alle diese Frauen hatten eine Beschäftigung; die einen arbeiteten auf niederen Sesseln hart an der Schwelle, jene Spitzen, die man die schweren Spitzen von Brügge nennt. Andere wieder trennten nur jene Spitzen wieder auf, die ihnen die Kunden brachten. Die, welche nicht mehr gut sahen, wuschen mit endloser Mühe die feinen maschigen Schleier, die wie Marienfäden waren. Jede lebte für sich allein in genügsamer und ein wenig mürrischer Greisenhaftigkeit. Am Ende des einen Hofes lag das Hospiz, mit der Kapelle zur Seite, vier Reihen kleiner spitzer Giebel unter den alten Dächern, die durch viereckige rote Ziegel waffelartig geziert waren. Ein Garten mit starkem Dufte blühte im hohen Grase, mitten im Hofraum. Das erinnerte an einen Kirchhof ohne Kreuz, längshin mit kleinen Grabhäuschen besäet, in denen die alten Leutchen von damals schlafen konnten, die Hände über der Brust gekreuzt. Und doch ließ es sich da gut leben des Sommers, wenn ein lauer Wind unter den Dächern zugleich mit dem herben Erdgeruche den Duft der Lilien und der Reseden in den Abend emportrug wie den Duft eines Gartens voll [illegible] [illegible].

Der kleine Schneider brachte stets etwas mit: Makaronen, eine reife Birne, ein Bild der heiligen [illegible] oder eine Bohne, die er in einen kleinen [illegible] [illegible]

Dort in seinem Godhuis ließen ihm hier und da durchreisende Fremde etwas zukommen unter der Form eines Entgeltes für Flickarbeit. Das war es, zusammen mit seinem Sou für Tabak und Wachholderwein, wovon er seine kleinen Geschenke bestreiten konnte. Er stellte die dann immer auf den Rand des Tisches; beide sahen sich an, Phina lächelte und er war zufrieden.

Da er von draußen kam, brachte er Neuigkeiten mit. Ein Arbeiter kratzte seit drei Monaten die Figuren des Stadthauses ab, hoch emporgezogen auf einem Gerüste. Keiner von beiden verwunderte sich darüber, daß man nur einen einzigen Arbeiter für eine so große Arbeit genommen hatte. Der Gemüsehändler in dem Gäßchen an der Brücke hatte seinen Laden frisch streichen lassen. Zwei Störche waren über den Belfried hingeflogen. Der Bäcker hatte am Morgen des Allerheiligsten wie alljährlich an allen vier Ecken des Platzes trompeten lassen, um die kleinen heiligen Brötchen anzuzeigen. Und er bezeugte eine große Freude, ihr zu erzählen, daß endlich die ersten Blätter an den Bäumen ausschlugen. Manchmal überzuckerte der Reif noch die Dächer des Godhuis ganz fein wie Waffeln. Aber da er es sagte, mußte es wohl so sein.

„Die ersten Blätter, Graufaden! Unser Herrgott will uns also noch einmal den Frühling schenken!"

„Und noch einmal wird es Sommer sein, Phina, wie an jenem Sonntag, da wir aufs Land gegangen sind."

Das war der große Tag ihres Lebens. Niemals mehr war die Sonne so schön gewesen. Die Felder waren voll Gold und Diamanten wie der Weg einer Prozession. Ein honigduftender Wind erquickte ihren Mund. Ihr schlichtes, unschuldiges Herz belebte immer wieder diese kurze herrliche Ewigkeit. Sie sprachen davon, einer an den andern gelehnt, hinter den beiden Geraniumtöpfen des Fensters, ein Lächeln und eine Verlorenheit in den Blicken. Und später sprachen sie dann nichts anderes mehr.

Einmal, als er kam, zog er geheimnisvoll aus seinem Schnupftuch eine kleine Mühle, die er aus Pappe hergestellt hatte. Lange schon hatte er von einer Ueberraschung gesprochen, die er für sie vorbereite. Und nun stand die Mühle auf dem Tische, mit der Leiter, auf der der Müller emporklettert, und mit ihren großen Flügeln wie ein Ordenskreuz. Phina begann leise zu weinen. In der Landschaft des unvergeßlichen Sommersonntags sah auch eine Mühlenschwinge über den Horizont. Graufaden blies die Backen auf und stieß einen leichten Luftzug hervor, der die Flügel sich drehen ließ. Es war, als ob der liebe Gott zum Fenster hereinschaute.

Und dann begannen die Lilien von neuem wieder zu duften. Eine ganze Ecke des Gartens badete sich in ihrer milchweißen Farbenhelle. Gegen die Mauern hin gab es Sonnenblumen, kleine Sonnen für arme Leute und welkenden Goldlack. Hoch oben an den Fenstern kletterten Winden mit weißen und blauen Blüten, und die breiten Blätter und safrangelben Blütenkronen der Kapuzinerkresse wanden sich schraubenartig empor. Wie ein kleines Paradies war dieser alte enge Garten. Die Giebel zerzackten sich in ihrem matten Gold dort unten, dunkel getönt vom Rauch. Phina kreuzte die Hände über ihrem Brusttuch und spürte, daß es noch einmal Sommer geworden war, wie er es gesagt hatte. Und langsam begannen die kleinen Schotengewinde anzusteigen aus den kleinen Blumentöpfen.

* *
*

Jeden Morgen gab nun die gute, reiche Erde, die in Fülle bewässert wurde, frische schimmernde Blumensträuße zur Ausschmückung der Kapelle. Morgens läutete die Glocke; alle die alten Leutchen suchten sich leise trippelnd wie Mäuse ihren Platz auf den Bänken. Die Aelteste, die sich auf Krücken weiterschleppte, näselte die Litaneien; die anderen mit dünnen harten Stimmchen, murmelten die Antwort. Dies war die einzige tägliche Pflicht, dem dieses kleine Völkchen guter Frauen unterworfen war. Graufaden bemühte sich um Phinas Geraniumbeete und manchmal scharrte er die Erde der Lilien um. Wie ein [illegible] brauste das feine klingende Zittern einer Glocke über die Dächer.

Am Sonntag flocht sich Phina das Haar zu einer hohen Frisur, die grüne Bänder durchzogen, und zog ihre Jacke an. Der kleine Schneider hatte mit einem Bügeleisen die verriebenen Nähte seines olivengelben Jacketts wieder glänzend gemacht. Und so gingen sie dahin. Es fanden sich immer einige, die, während sie ihre Hälse wie Schildkröten herausstreckten, bis zur Kirchenhalle mitkamen, um dann die beiden in der Straßenbiegung verschwinden zu sehen. Sie schwankte langsam auf ihren großen Füßen, welche die Mühen von einstmals spürten. Graufaden daneben machte seine kleinen Schneiderschritte, so, wie er an seinem Tische Stich für Stich die Nadel handhabte.

Manchmal nahmen sie [illegible] Pfaden, wo das Licht durch die Bäume wie durch ein golden-

Sieb das Pflaster des Quais bestreute; ein Schatten zog sich an den Fassaden hin, wo ein wechselnder Reflex, der vom Wasser aufleuchtete, längs der Mauer mit den Glaskugeln eines alten Gartens spielte. Sie konnten sich nicht satt sehen, wie die blanken Kupfersteine der Sonne auf den Kanälen zurückprallten und abglänzten.

Mit kleinen Schritten durchmaßen sie die Beguinage. Weiße Schafe mit gekräuselten Locken wie mystische Lämmer weideten unter dem leisen Brausen der Pappeln. Beide gingen sie dann Löwenzahn am Felde pflücken. Der kleine Schneider verrauchte seinen Sou für Tabak; der Rauch seiner Pfeife wallte in runden Wolken um die Apfelbäume. Eine Stunde blieben sie so am Rande des Schattens unter freiem Himmel sitzen. Sie hatte den Rock aufgestreift, er unter sich sein Taschentuch aufgefaltet.

Ihre Hände lagen ausgebreitet im kühlen Gras:

„Es war ein Tag wie heute, Phina," sagte er.

„Du hast deine Hand in meine genommen, Graufaden, damals, ja damals."

„Aber es hat doch nicht so sein sollen, Phina!"

Sie hörten auf zu sprechen, er sog an seiner kleinen Pfeife, sie atmete mit offenem Munde den warmen Getreideduft. Keiner von beiden dachte ans Glück, sie waren nur zufrieden, daß der Himmel blau war und ein süßer Wind zu ihnen herstrich. So hätten sie am liebsten immer gelebt, in der Erwartung eines Irgendwas, von dem sie nicht wußten, was es sei.

Als es kühl wurde, schritten sie mit wiegendem, ermattetem Gange zurück, ihre Löwenzahnsträußchen in den Händen. Ein Glas bitteren Bieres tranken sie unter einer schattenden Gartenlaube, und wie am Morgen sahen sie dann das Wasser unter der Brücke vorbeiströmen. Nun waren es nur ein paar Schritte mehr bis zum Godhuis; mein Gott, war das dann ein schöner Tag gewesen!

Die Nacht sank schon herab, als er sie an der Schwelle verließ. Eilige Schatten kehrten verstohlen zurück, geheimnisvoll ihre aufgeblähten Handkörbe unter den breiten Falten verbergend. Alle die kleinen Türen da drin im Dufte der Lilien und Reseden fielen zu, eine nach der anderen.

Und dann läuteten die Vesperglocken.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die Wochenschrift „Die Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklich die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

OESTERREICHISCHES ERZEUGNIS! NEUHEIT!
KLEINOSCHEG DERBY SEC
[illegible] aus französischen Weinen

ALKOHOLFREIE
CERES
FRUCHTSÄFTE
besseres Getränk
für
schwangere Frauen!

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
Telephon Nr. 12801 „Observer" Telephon Nr. 12801.
WIEN, I. Concordiaplatz Nr. 4
liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis und franco.

Die Zeit.

XXXVIII. Band. Wien, den 30. Januar 1904. Nummer 487.

Hausmacht und Wehrmacht.

Mit der Staatssprache muß auch die Armeesprache fallen. Das haben einsichtige Beurteiler längst vorausgesehen und vorausgesagt. Aber niemand hätte erwartet, daß die maßgebenden Kreise dieses Staates die Zurückdrängung der deutschen Sprache auf militärischem Gebiete ebenso ruhig und gleichmütig hinnehmen würden, wie es in der Zivilverwaltung geschehen war. Allgemein hielt man die Dienstsprache des Heeres für gesichert und unantastbar, man glaubte sie gleichsam im Schatten des Thrones verwahrt, und der vielerörterte Antrag Derschatta war nur ein Ausdruck dieser grenzenlosen Vertrauensseligkeit. In Fragen der Heeresorganisation befreundete man sich geradezu mit dem Absolutismus, weil man die deutsch-zentralistische Tendenz für die ihm eigene und naturgemäße ansah. Diese herkömmliche Meinung hat nun durch den Pitreichschen Reservaterlaß einen gewaltigen Stoß erlitten. Der Erlaß wirkte überraschend, verblüffend. Was gestern noch für felsenfest gegolten, liegt heute in Stücken, und wo eben noch Wall und Graben gewesen, gibt es plötzlich freie Bahn — der Nationalismus kann nun ungehindert in die Armee eindringen.

Was also kommen wird, das weiß man. Aber wie es gekommen ist, das weiß man nicht. Wie konnte die deutsche Armeesprache, die wichtigste und wesentlichste Grundlage für die Einheitlichkeit der Armee, so leichthin preisgegeben werden? Zweifellos ist das ein Zugeständnis an die Nationalitätenbewegung, deutlicher gesprochen, an das Slaventum. Aber es ist auffallend, daß ein so namhaftes Zugeständnis gewährt wurde, ohne daß man eigentlich sagen könnte, es sei erkämpft worden. Erkämpft wurden nationale Konzessionen in Armeesachen nur von den Magyaren und nur zu ihren eigenen, nicht zu anderer Gunsten. Das Slaventum hat auf diesem Feld überhaupt noch keinen ernsten Vorstoß unternommen, und dennoch fällt ihm so unverhofft reiche Siegesbeute zu. Wie ist das zu erklären? Handelt es sich etwa nur darum, die speziellen nationalen Vorteile, die Ungarn für sich erstritt, dadurch abzuschwächen, daß man sie verallgemeinert? Zu einer so kleinlichen Absicht würden doch die großen Zukunftswirkungen des Pitreichschen Erlasses in einem allzu argen Mißverhältnis stehen. Auch hieße das: ein Gut, das man am liebsten allein besitzen möchte, lieber mit allen teilen als mit einem. Vernünftigerweise sollte doch die Erkenntnis, daß die Einheitlichkeit der Armee gegen den Ansturm Ungarns nicht lange mehr zu behaupten sei, zu dem Schlusse führen, sie müsse nun wenigstens für die österreichische Reichshälfte und hier um so energischer gewahrt werden. Wenn das nicht geschieht, wenn vielmehr zu dem gezwungenen Tribut an das Magyarentum sich noch ein freiwilliger an das Slaventum gesellt, so muß dies ganz besondere Gründe haben.

Was man da vor sich gehen sieht, ist wahrlich keine Kleinigkeit. Man denke nur: der Hof, der Inbegriff alles Traditionellen und alles Konservativen, begibt sich ohne sichtbare Nötigung auf die Bahn großer, schwerwiegender Neuerungen. Das ist doch etwas äußerst Ungewöhnliches. Die Staatssprache hatte man parlamentarischen Majoritäten geopfert; eine Majorität aber, die die Preisgebung der Armeesprache gefordert hätte, gab es bisher in Oesterreich noch gar nicht. Dazu kommt, daß die deutsche Sprache für die überlieferte Anschauungsweise des Hofes überhaupt nicht den Charakter einer Nationalsprache besitzt. Die alten Habsburger sind sicherlich keine Germanisatoren gewesen. Deutsche Nationalpolitik trieben sie niemals, nicht einmal nach außen als deutsche Kaiser, geschweige denn nach innen als österreichische Landesherren. Absolute Fürsten waren sie, und als solche bedurften sie für die beiden Hauptstützen jedes absoluten Regiments, für Beamtentum und Armee, eines festigenden Bindemittels: der einheitlichen Dienstsprache. Aus [illegible] Gründen konnte das keine andere als die De[illegible] manifestieren bestand in Alt-Oeste[illegible] Beamten- und Offiziersfamilien, di[illegible] entsprungen waren, dem Herrsch[illegible] stetigen Zuwachs brachten. Diese Sprache besaß für d[illegible] einen rein praktischen Nützlichkeitswert, den [illegible] Maße; ihn zu schmälern und sich durch Bereitwilligkeit der N[illegible]gieren zu erschweren — wer hätte an derlei denken sollen? Nicht einmal Ungarn hatte damals national-sprachliche Wünsche; nur wurde dort statt deutsch lateinisch amtiert.

Allein die Sachlage änderte sich in neuerer Zeit, nach innen wie nach außen. Die Staatssprache wurde durch die Wandlungen der inneren Politik, vor allem durch die Nationalitätenbewegung, erschüttert. Hingegen scheint die Armeesprache den Einflüssen der äußeren Politik zu unterliegen. Diese letztere ist in Oesterreich immer dynastische Hauspolitik gewesen und ist es, wenn auch nicht mehr in der alten Ausschließlichkeit, wohl noch heute. Mehrung des Hausbesitzes war seit jeher ihr leitender Gedanke. In alten Fürstengeschlechtern ist solches Familieninteresse in jedem Sprößling lebendig und wirkt mit ungeminderter Kraft durch alle Generationen fort. Die Art, wie in diesen Kreisen Geschichte gelehrt und gelernt wird, läßt sie vollends in der Hausmacht den Angelpunkt des Staats- und Völkerlebens erblicken. Selbst große und pflichttreue Regenten wie Friedrich II. von Preußen und Maria Theresia kannten keine andere Auffassung. Demnach ist alle dynastische Politik ihrem Wesen nach expansiv, und der Hauptgegenstand ihrer Mühen und Sorgen bleibt stets, die Richtung zu suchen, in welcher eine Ausdehnung des Hausbesitzes erfolgen könnte. Für das Haus Oesterreich gab es ehemals vier mögliche Expansionslinien: nach dem deutschen Nordwesten, dem polnischen Nordosten, dem italienischen Südwesten, dem türkisch-slawischen Südosten. Die deutsche und die italienische Frage sind aber in drei großen Kriegen endgültig geordnet worden, und auch die polnische Frage ist wohl, so weit sie internationaler Natur ist, auf lange Zeit hinaus zur Ruhe gekommen. Für die habsburgische Monarchie blieb also nur die vierte Linie frei: der Weg nach den Balkanländern. Daß dieser Weg seitens des Wiener Hofes mit gespanntester Aufmerksamkeit im Auge behalten wird, ist bekannt genug; er ist ja auch historisch vorgezeichnet, ist von Zeugnissen und Denkmälern blutiger Kriege umsäumt. Oesterreichs Grenzen waren nach dieser Richtung bereits einmal weit vorgeschoben, durch die Waffentaten des Prinzen Eugen waren die Nordhälfte Serbiens mit Belgrad und ein Teil der Wallachei gewonnen, beides aber ging zwanzig Jahre später durch den Belgrader Frieden wieder verloren. Nur die Erinnerung an den kurzen Besitz blieb zurück, lockend und antreibend. Aus der Energie, mit welcher der Hof trotz des Widerstrebens der öffentlichen Meinung 1878 die Okkupation Bosniens durchsetzte, kann man ersehen, wie jene alten Antriebe fortwirken und wie sie durch die neuere Gestaltung der europäischen Verhältnisse verstärkt wurden.

Auch jetzt verlautet wieder mancherlei von großen Plänen. Und wenn man es gerade jetzt für nötig hält, national-sprachliche Aenderungen an der Armeeorganisation vorzunehmen, so spricht wohl einige Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese Aenderungen mit jenen Plänen in Zusammenhang stehen. Armee und Hauspolitik sind ja so eng miteinander verknüpft, wie Werkzeug und Hand. Die nach der deutschen und italienischen Seite verkleinerte Monarchie soll nach der slawischen Seite wieder vergrößert werden, und diesem künftigen äußeren Staatscharakter wie er dem Hofe vorschwebt, muß beizeiten durch eine entsprechende innere Politik, durch Konzessionen an das Slaventum Rechnung getragen werden. Für die Deutschen Oesterreichs aber mögen ernste Tage kommen: sie sind durch die Wehrmachtreformen politisch, durch die Hausmachtpläne finanziell bedroht. Es weht wieder einmal eine Luft der Geheimnisse und Abenteuer.

E. W.

Krimmitschau.

Von Landgerichtsrat W. Kulemann (B[illegible]

Der Kampf in Krimmitschau, auf den fünf Monate lang die öffentliche Aufmerksamkeit weit über Deutschlands Gr[illegible] hinaus gerichtet war, ist beendet. Die Arbeiter haben sich [illegible]

diejenigen Zeitungen behauptet, die bei jedem Streite zwischen Arbeitern und Arbeitgebern für die letzteren Partei nehmen, während alle sozial gerichteten Kreise mehr oder minder entschieden auf seiten der Arbeiter standen. Erst in zwölfter Stunde ist diese reinliche Scheidung der Geister dadurch beeinträchtigt, daß der Pfarrer Schuk in Krimmitschau, dem sich jetzt durch eine in der „Hilfe“ veröffentlichte Erklärung zwölf seiner Kollegen angeschlossen haben, mit der Behauptung hervorgetreten ist, daß der Streik lediglich auf sozialdemokratischer Agitation beruhe und alles Recht auf der Seite der Unternehmer und der Behörden sei. Ich halte es für unzulässig, über diese dreizehn Geistlichen einfach den Stab zu brechen, solange man nicht entweder gegen ihre Persönlichkeiten Einwendungen erhalten kann oder die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt, aber bei der größten Vorsicht des Urteils wird man sagen dürfen, daß alle öffentlich bekannt gewordenen Tatsachen für die entgegengesetzte Auffassung sprechen. Ich nehme dazu insbesondere folgende Umstände:

1. Der Streitpunkt betrifft die Einführung der zehnstündigen Arbeitsdauer, also eine Forderung, die nicht allein allgemein als billig und gerecht anerkannt wird, sondern deren Bewilligung auch von den Fabrikanten nicht einfach abgelehnt, vielmehr nur an die Bedingung geknüpft ist, daß sie überall gleichmäßig zur Durchführung gelange.

2. Die Arbeiter haben von Anfang bis zu Ende eine musterhafte Ruhe und Besonnenheit bewiesen und sich von Ungesetzlichkeiten, wie sie in Zeiten der Erregung menschlich leicht begreiflich gewesen wären, mit verschwindenden Ausnahmen völlig ferngehalten.

3. Die Arbeiter sind zum Entgegenkommen auf halbem Wege ($10\frac{1}{2}$ Stunden) bereit gewesen, während die Arbeitgeber jeden Schritt der Versöhnlichkeit schroff abgewiesen haben.

4. Auch die Herren, die sich der Aufgabe einer Vermittlung unterzogen haben, nämlich Professor Böhmert und Geheimrat Roscher, haben mit der Vorsicht, die für sie geboten war, durchblicken lassen, daß sie die Unnachgiebigkeit der Unternehmer nicht billigen.

Berücksichtigt man, daß es sich nicht etwa um einen Streik sondern um eine Aussperrung handelte, indem die von einem kleinen Teile der Arbeiter ausgegangene Arbeitseinstellung mit einer allgemeinen Schließung aller Fabriken beantwortet war, so muß man zu dem Ergebnisse gelangen, daß alle Anhaltspunkte, die der den Verhältnissen Fernstehende seinem Urteil zugrunde legen kann, für das bessere Recht der Arbeiter sprechen. Daß es den Fabrikanten in Krimmitschau unmöglich gewesen wäre, die Herabsetzung der Arbeitszeit um eine ganze oder gar nur um eine halbe Stunde zu bewilligen, solange nicht das Gleiche in ganz Deutschland geschähe, widerspricht der Erfahrung, daß Unterschiede von größerer Bedeutung innerhalb desselben Gewerbes die Konkurrenzfähigkeit keineswegs ausschließen: beträgt doch die Arbeitszeit in den Kohlenbergwerken des Ruhrgebietes acht, in Oberschlesien dagegen zwölf Stunden. Hätten die Arbeiter in Krimmitschau ihre Forderung durchgesetzt, so wäre zweifellos innerhalb kurzer Zeit die gesamte deutsche Textilindustrie nachgefolgt, und der den Fabrikanten erwachsene Schade wäre nicht annähernd so groß gewesen wie jetzt.

In Wahrheit liegt auch die Triebkraft für das Vorgehen der Arbeitgeber gar nicht auf wirtschaftlichem, sondern auf ideellem Gebiete. Sie selbst haben ja offen erklärt, es handle sich bei den Arbeitern um eine Machtfrage und eine Kraftprobe, und deshalb dürfe man nicht nachgeben. Nun gut! Wenn die Fabrikanten diesen von ihnen vorausgesetzten Machtkampf aufgenommen haben, so haben sie sich doch auch ihrerseits auf diesen Boden gestellt. In Wahrheit ist es recht töricht, diese ganze Frage aufzuwerfen. Ein Streit, für dessen Austragung es kein staatlich geordnetes Verfahren gibt, ist stets eine Machtfrage. Aber so oft die Arbeiter mit Hilfe ihrer Organisationen „Forderungen“ stellen, anstatt demütig zu bitten, sobald insbesondere die nicht zu den unmittelbar Beteiligten gehörenden Beamten dieser Organisationen irgendwie eingreifen, schreit man über die „Einmischung unberechtigter Personen“ und erklärt die „Herrschaft im eigenen Hause“ für bedroht. Dürfte man annehmen, daß die Vertreter dieser Phrasen den Gedankengang, der ihnen notwendig zugrunde liegt, sich klargemacht hätten, so müßte man sie für sehr einfältig halten.

Betriebe, in denen Hunderte oder Tausende von Menschen beschäftigt werden, Menschen, die auf diese Beschäftigung angewiesen sind, um mit ihren Familien leben zu können, Betriebe, die deshalb mit dem Ganzen unserer wirtschaftlichen Entwicklung aufs engste verknüpft sind, [illegible] Privatanstalt zu stellen [illegible]

„Hause“ handeln auch an anderer Stelle gar nicht nach diesem Grundsatze. Sobald ihr Interesse in Frage steht, insbesondere wenn man Schutz für die Industrie durch Zölle und Eisenbahntarife fordert oder öffentliche Mittel für Kanäle, Schleusen und andere Anlagen beansprucht, betont man stets, daß es sich nicht um private Vorteile der einzelnen Industriellen, sondern um die öffentliche Wohlfahrt handle; ganz allein, wenn man sich vor unbequemer Einmischung schützen will, stellt man sich auf den privatrechtlichen Standpunkt. Vielleicht würde es, um den Unternehmern ihre Auffassung von der Hausherreneigenschaft gründlich abzugewöhnen, sich empfehlen, wenn der Staat sich einmal versuchsweise ebenfalls auf ihren Standpunkt stellte, aber dann auch mit allen Konsequenzen nach beiden Seiten.

Was wird nun die Folge des Kampfes sein? Nun zunächst jedenfalls, daß einige Tausende von Arbeitern für die Sozialdemokratie neu gewonnen und daß einige Zehntausende, die ihr schon angehörten, dem radikalen Flügel in die Arme getrieben sind. Sagt doch der „Vorwärts“ von seinem Standpunkte aus mit vollem Rechte:

„Der letzte Arbeiter erkennt, daß in diesen Klassenstaat und in diese verblendete Kapitalistenklasse keinerlei schwaches Hoffen gesetzt werden kann. Der sozialdemokratische Kampf in der Gesetzgebung und zur Beseitigung des Unternehmerstaates ist die einzige Zuflucht aller Arbeiter, aller derer, die unterdrückt sind und das Licht suchen. —“

In der Tat, wenn man bedenkt, daß die Behörden in der einseitigsten Weise für die Arbeitgeber Partei genommen haben, daß nicht allein die ruhig auf der Straße gehenden Streikposten eingesperrt und die von der Streikleitung ausgegebenen Flugblätter beschlagnahmt, sondern daß schließlich sogar alle Versammlungen verboten und dadurch die gemeinsamen Beratungen der Arbeiter unmöglich gemacht wurden, ja daß man sich nicht scheute, die geplante Weihnachtsbescherung zu untersagen, so kann man verstehen, daß die Arbeiter das Vertrauen verloren haben, in Gegenwartsstaat ihr Recht zu finden.

Seit einigen Wochen wird ja in verschiedenen, für Arbeiterfragen interessierten Blättern die Frage nach den „Grenzen der Gewerkschaftsbewegung“ erörtert, das heißt, ob auf die Dauer die Arbeiter auf gewerkschaftlichem Wege imstande sein werden, ihre kulturelle Aufwärtsentwicklung durchzusetzen oder ob, wenn erst die Organisation auf beiden Seiten durchgeführt sein wird, die Kräfte des vereinigten Unternehmertums sich als überlegen erweisen werden und deshalb schließlich doch die Hilfe von dem politischen Kampfe erwartet werden muß. Das ist eine Frage, die sich sehr nahe berührt mit der anderen, ob überhaupt auf dem Boden der bestehenden Staats- und Wirtschaftsordnung für die Arbeiterklasse eine Besserung ihrer Lage möglich ist, oder ob nichts übrig bleibt, als sich mit der ungewissen Hoffnung auf den sozialistischen Staat zu trösten. Bekanntlich hat der Kampf in Krimmitschau Veranlassung gegeben zu der, wie es scheint, sogar endgültig vollzogenen Bildung einer Gesamtorganisation aller deutschen Arbeitgeberverbände, um mit der Macht des vereinigten Kapitals jede Auflehnung einzelner Arbeitergruppen zu Boden zu schlagen. Die Frage nach der sozialen Zukunftsgestaltung ist deshalb durchaus nicht etwa theoretischer Natur, sondern hat eine höchst praktische Bedeutung.

Nun wird man aber selbst dann, wenn man die erörterte Gefahr nicht im geringsten unterschätzt, doch nicht der Ansicht zu sein brauchen, daß wir unentrinnbar einer sozialen Katastrophe zutreiben, bei der entweder unsere gesunde Wirtschaftsordnung in Frage gestellt oder die Arbeiterklassen auf Jahrzehnte hinaus in das Elend zurückgeworfen werden müßten. Ganz sicher wird die Organisationsbewegung, die von den Arbeitern, als dem schwächeren Teile, ausgegangen ist und zuerst nur verteidigungsweise von den Arbeitgebern aufgenommen wurde, schließlich, wenn sie auf beiden Seiten zum Abschlusse gelangt ist, das Uebergewicht der Unternehmer zeigen. Aber so wenig der Umstand, daß von den in den letzten zehn Jahren ausgefochtenen Arbeitskämpfen die weitaus größte Zahl mit einer Niederlage der Arbeiter beendigt ist, deren Mut gelähmt hat, so wird auch in der Folgezeit auf eine schließliche Ermüdung derselben nicht zu rechnen sein. Die Unternehmer sind und bleiben deshalb vor die Frage gestellt, ob sie die unermeßlichen Schäden, die auch der siegreichste Kampf mit sich bringt, auf sich nehmen, oder ob sie nicht vielmehr durch Entgegenkommen versuchen sollen, sie wenigstens teilweise abzuwenden, und schon das nackte Eigeninteresse wird sie auf den letzteren

---

Aber [illegible] erst die beiderseitige Organisation völlig durchgeführt, so wird auch eine Verständigung im Vergleiche zu den heutigen Verhältnissen wesentlich erleichtert sein. Daß die Verhandlungen von Macht zu Macht aussichtsreicher sind als die Kämpfe [illegible] Machtprobe, beweist nicht allein die

Erfahrung in England, sondern auch in Deutschland haben wir dafür wertvolle Belege. Fast gleichzeitig mit der Nachricht von dem Ende des Kampfes in Krimmitschau veröffentlichten die Zeitungen eine Eingabe des Tarifamtes der deutschen Buchdrucker an den Reichstag, in der auf das überzeugendste nachgewiesen wird, daß lange erbitterte Kämpfe zwischen gut organisierten wirtschaftlichen Gruppen schließlich doch ganz von selbst durch die Macht der Verhältnisse zu einem Friedenszustand führen. Aber die Organisation auf beiden Seiten ist dabei die unentbehrliche Voraussetzung, um den Widerstand der trägen Masse, das heißt die Kleinlichkeit und Engherzigkeit einzelner zu überwinden. Als 1891 der große deutsche Buchdruckerstreik ausbrach und nach zwölf Wochen mit einer völligen Niederlage der Gehilfen endete, als dadurch die segensreiche Tarifgemeinschaft vernichtet, der Buchdruckerverband in die Nähe der sozialistisch beeinflußten Gewerkschaften gedrängt und in den folgenden traurigen vier Jahren beiderseits Haß und Erbitterung in Menge angesammelt wurde, da hätte man es gewiß für optimistisch gehalten, vorherzusagen, daß zehn Jahre später diese Tarifgemeinschaft gefestigter dastehen würde als jemals zuvor. Das aber ist die typische Gestaltung der Verhältnisse, die sich deshalb auch in anderen Gewerken zweifellos wiederholen wird. Allerdings ist es dabei nötig, wie es ja auch bei den Buchdruckern geschehen ist, daß unter den Arbeitgebern nicht die einseitigen Vertreter der Herrenmoral, sondern die verständigen Elemente die Führung erhalten; aber daß dies der Fall sein wird, ist eben die Hoffnung, die man an der Hand der Erfahrung haben darf.

So dürfen wir also auch die Gedanken, die sich an den Kampf von Krimmitschau anknüpfen, mit dem trostvollen Ausblick auf eine bessere Zukunft und die Hoffnung abschließen, daß eine künftige Generation auf die heutigen sozialen Kämpfe als auf etwas Ueberwundenes, als auf ein Erzeugnis des Uebergangscharakters unserer Zeitperiode zurückblicken wird. Es klingt ja schön und herrlich, wenn man auf eine Fahne schreibt: „Durch Kampf zum Sieg!", aber schöner ist doch das Wort: „Durch Kampf zum Frieden!"

Geistige und materielle Cultur.

Ueber das Verhältniß der geistigen zur materiellen Cultur herrschen sehr verschiedene Ansichten. Die einen versichern uns, es handle sich hier um stets gleichzeitig auftretende Erscheinungen. Sie scheiden sich wieder in zwei Lager: solche, die in der materiellen Cultur die directe Folge der geistigen sehen, und solche, die das Gegentheil annehmen. Andere halten daran fest, daß eine hohe geistige Cultur meist den materiellen Niedergang zur Voraussetzung habe und daß Epochen mit hochentwickelter Industrie geistig nichts bedeuten. Einer dieser zwei einander ausschließenden Auffassungen pflegt die Allgemeinheit sich zuzuneigen. Man ist also darüber einig, daß eine Beziehung zwischen geistiger und materieller Cultur thatsächlich besteht; nur über den Charakter der Causalität herrscht Streit. Es wäre müßig, dieser oder jener Gruppe beizutreten, ohne sich über die Begriffe „geistige Cultur" und „materielle Cultur" vorerst klar geworden zu sein.

I.

Ueber das Wort Cultur selbst brauchen wir nur wenig Zeit zu verlieren. Auf Personen angewandt, deckt es sich im wesentlichen mit der nicht minder vieldeutigen Bezeichnung „Bildung"; von Gruppen, Instituten oder Sachen gebraucht, läßt es sich mit „Pflege" oder „Aufschwung" wiedergeben. Materielle Cultur nennen wir zum Beispiel den Aufschwung der Technik, des Maschinenbaues, die durch Dampf und Elektricität bedingten Fortschritte und Veränderungen in dem Fabrikbetrieb und Verkehr. Materielle Cultur ist der Reichthum eines Landes, das heißt die Möglichkeit, das vorhandene und leicht zu erwerbende Rohmaterial schnell und billig zu verarbeiten, um es mit hohem Gewinn und geringem Risico abzusetzen. Materielle Cultur ist endlich die Möglichkeit einer sorgenfreien, gesunden Lebensweise aller Volksclassen und die Fähigkeit einer Minderzahl, Vermögen aufzuhäufen und durch Ankäufe von Luxusgegenständen — im weitesten Sinn genommen — die Production der nicht unbedingt zur Notdurft, wohl aber zur Schönheit des Lebens gehörigen Gegenstände zu fördern.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß über den Begriff der materiellen Cultur nur e i n e Meinung herrsche. Die eben gegebene Definition verschleiert vielmehr einen Gegensatz der Auffassung, der für unsere Untersuchung von Bedeutung ist. Der Zweck materieller Cultur kann nämlich die relative Befriedigung aller oder die absolute Befriedigung weniger sein. In der [illegible] begnügen sich gewisse Uebermenschen des [illegible] nicht mit ihrer ausnahmsweise günstigen Stellung; sie empfinden auch den bescheidensten Wohlstand ihrer Mitmenschen als eine Beeinträchtigung der ihnen zukommenden Güter. Gelingt den socialen Bestrebungen unserer Zeit eine einigermaßen gerechte Vertheilung des Besitzes, so kann diese nur auf Kosten der Minderheit erfolgen, die das Monopol des Genusses zu haben glaubt. Dadurch entsteht notwendig eine Nivellirung, die mit der Möglichkeit der Befriedigung auch gewisse Bedürfnisse — den sogenannten „Luxus" — beseitigt, der für die minder gut Gestellten bisher eine nunmehr versiegende Erwerbsquelle war.

An diese bekannte nationalökonomische Argumentation erinnere ich nur, um zu zeigen, daß der Begriff „materielle Cultur" zwei Deutungen zuläßt. Man kann darunter die von wenigen ausschließlich in Beschlag genommene Genußmöglichkeit sehen und alle Erfindungen und Verbesserungen als für sie allein geschaffen sich vorstellen; nur bei einer Minderheit wird die materielle Cultur in ihrer höchsten Vollendung zu finden sein. Dem gegenüber steht die allein sittliche Auffassung, wonach die Gesammtheit an dem materiellen Fortschritt nicht allein als Arbeitende, sondern als Genießende theilhaben soll. Sie kann das aber nur durch ein Herabdrücken, zum mindesten durch eine Verlangsamung des materiellen Aufschwungs, da die Genußobjecte nicht aus Nichts erzeugt, sondern nur durch Opfer — freiwillige oder unfreiwillige — der Genußaristokraten hergestellt werden können.

Nicht anders steht es mit der Geistesaristokratie, deren begrifflicher Untersuchung wir uns jetzt zuwenden. Unter geistiger Cultur verstehen wir den Aufschwung der Künste und Wissenschaften durch das Talent und die Arbeitskraft einzelner Künstler und Gelehrten, sowie den Fortschritt in der Aneignung und Verwertung dieser neugeschaffenen Realitäten durch Nachahmer und Genießende. Es ist klar, daß die Production und das einfache Vorhandensein geistiger Güter für alle, den Schöpfer ausgenommen, so lange wertlos bleibt, als diese sich nicht aufnehmend und verbreitend an dieser Production betheiligen. Es fragt sich aber, ob dieses Popularisiren ohne jede Einschränkung erfolgen, oder ob nur eine Minorität zur Erzeugung und Verarbeitung geistiger Cultur zugelassen werden soll. — Wir befinden uns also der materiellen und geistigen Cultur gegenüber in der gleichen Lage. In beiden Fällen ist es sittlich geboten, die producirten Güter mit den an ihnen haftenden Rechten und Pflichten allen in gleicher Weise zugute kommen zu lassen, und in beiden Fällen ergibt das Ernstmachen mit diesem Verfahren eine Beeinträchtigung des Wertes eben dieser Güter und verlangsamt ihre Production. Es springt diese Erscheinung für die materielle Cultur viel mehr in die Augen, als für die geistige; es gilt gleichwohl für diese nicht minder als für jene. Ein Beispiel: Länder, deren Volksschulbildung auf einer besonders hohen Stufe steht, werden wissenschaftlich nie die Führung übernehmen können. Und warum? Weil die Regierung von dem Princip ausgeht, das der Gesammtheit mittheilbare Wissen sei zunächst zu fördern, die auf eine Minorität beschränkten Studien aber, denen meist eine praktische Anwendung fehlt, kämen erst in zweiter Linie in Betracht. Andere Staaten, die das Wissen nicht nach seiner Mittheilsamkeit und seinem praktischen Wert, sondern nach seiner inneren Berechtigung und der Seltenheit der zu seiner Förderung fähigen Vertreter werten, stellen ein Gelehrtencontingent ersten Ranges, haben aber meist ihre Mittel erschöpft, ehe sie der Volksbildung thatkräftige Beachtung schenken können.

Mit Absicht wurde hier ein Beispiel der w i s s e n s c h a f t l i c h e n, nicht der k ü n s t l e r i s c h e n Cultur gewählt, denn die Popularisirung der letzteren steht noch so in den Anfängen, daß ihre Wirkung auf die Entwicklung der „Höhenkunst" sich noch nicht fühlbar macht. Immerhin ist anzunehmen, daß ihr Resultat das gleiche sein wird. Das Niveau der Production wird für den Künstler sinken, wenn er zunächst „für das Volk" zu arbeiten berufen wird, mag dieses „Volk" auch noch so bildungsfähig und bildungsbeflissen sein.

Wer von geistiger Cultur redet, wird also sich näher auszusprechen haben, ob er an die nach Kräften vertiefte und verfeinerte Bildung des e i n z e l n e n denkt, oder ob er die künstlerische und wissenschaftliche Schulung des Volks g a n z e n im Auge hat. Er darf sich dabei nicht verhehlen, daß beide Ziele nicht gleich intensiv verfolgt werden können, und daß eines sich nicht ohne Schädigung des anderen in Angriff nehmen läßt.

II.

Erst nach dieser begrifflichen Verständigung [illegible] eine Behandlung des in der Ueberschrift [illegible] rathsam. Welche Beziehungen bestehen zwischen der [illegible] materiellen und der geistigen Cultur? Wo von [illegible] Rede, da war es in beiden Fällen zwei völlig getrennte [illegible]

bei der propagandistischen Volkscultur, so wird kein Zweifel darüber obwalten, daß von geistigem Genuß wissenschaftlicher oder künstlerischer Art nur da die Rede sein kann, wo ein Minimum materiellen Wohlbefindens vorhanden ist. Ohne die Befriedigung leiblicher Bedürfnisse, ohne die für die nächste Zukunft erforderlichen Subsistenzmittel, wird, beim Arbeiter zum Beispiel, keinerlei geistiges Interesse, ja nicht einmal ein Organ zur Aufnahme geistiger Nahrung vorhanden sein. So verstanden, das heißt auf ein Minimum reducirt, ist materielle Cultur allerdings die nothwendige Voraussetzung und Grundlage der geistigen, ihr Sinken und Steigen bedingt das Sinken und Steigen der anderen. Aber das eigentliche Problem liegt nicht hier. Die Frage ist vielmehr die, ob Höhencultur, ob die Blüte der Wissenschaft und Kunst in direct oder umgekehrt kausalem Verhältniß zur Blüte der materiellen Cultur steht.

Vielleicht wäre hier statt der theoretischen Untersuchung eine einfache Befragung der Geschichte am Platze. Doch es ist um die Lehren der Geschichte ein eigenes Ding: jeder liest aus ihr heraus, was ihm beliebt, und er kann dazu einigermaßen stichhaltige Gründe anführen. Die geschichtliche Ueberlieferung ist mit einem Wort zu lückenhaft, subjectiv gefärbt und unsicher, um objectiv eindeutig zu sein. Versuchen wir es also lieber mit einer begrifflichen Erörterung, ohne damit auf das gelegentliche Heranziehen der geschichtlichen Erfahrungen zu verzichten.

Der Schöpfer wie der Genießer geistiger Cultur bedarf fraglos zu seiner Arbeit einer Grundlage materiellen Wohlstandes, welche seinen Geist von den Sorgen befreit, die das Denken der Bedürftigen mehr oder weniger vollständig ausfüllen. Ohne diesen Wohlstand, der bei den einen höchst bescheidener Art ist, bei den andern, zumal den Künstlern, sich oft sehr anspruchsvoll geberdet, ist das Schaffen wie das Genießen geistiger Cultur undenkbar. — Doch das Materielle spielt bei der Verwirklichung des Geistigen nicht selten eine weit größere Rolle. Dort nämlich, wo der geistige Arbeiter Hilfsmittel bedarf, die Geldwert haben, wie zu chemischen Experimenten, oder wo sein Werk nur als nicht reproducirbare, noch zerlegbare Einheit abgesetzt werden kann — eine Marmorstatue zum Beispiel — deren Preis mit Rücksicht auf die Kostbarkeit des Materials und mehr noch den jahrelangen Aufwand von Arbeit und Talent einen reichen Käufer voraussetzt. Kurz gesagt: Wissenschaft und Kunst brauchen zu ihrer Entfaltung große, finanzielle Opfer, setzen also materielle Cultur auf einer ziemlich hohen Entwicklungsstufe voraus. Aber sie verlangen keineswegs eine durchschnittliche Wohlhabenheit der Nation. Das Volksganze wird nie, auch wenn es sich auf einer noch so befriedigenden Stufe bequemen Auskommens befindet, den Schöpfern geistiger Cultur ein genügender oder auch nur ernstlich förderlicher Rückhalt sein. Sie brauchen vielmehr reiche Einzelne, kunstfreundliche und womöglich kunstverständige Mäcenaten.

Hier liegt die Erklärung jener Auffassung, wonach geistige und materielle Cultur in umgekehrtem Verhältniß ständen. War nicht Italien, so heißt es, zur Zeit der Renaissance in traurigster Weise verwahrlost, verarmt und durch seine Unthätigkeit verschuldet? Gewiß, aber es fehlte — man möchte fast gerade darum sagen — nicht an hochgebildeten Mäcenaten auf allen Gebieten geistiger Bethätigung und so blühten Künste und Wissenschaften in einer nie wieder erreichten Weise.

Versteht man also unter geistiger Cultur die Durchschnittshöhe der Bildung eines Volkes, so wird fraglos zugestanden werden müssen, daß eine solche nur auf der Grundlage materieller Cultur eben dieser Gesammtheit möglich ist. Faßt man den Begriff aber als die den einzelnen gegebene Möglichkeit geistigen Schaffens, so kann eine solche neben dem materiellen Niedergang der Majorität eine Zeitlang sehr wohl einhergehen. Immer vorausgesetzt, daß sich eine materiell vorzüglich ausgestattete Minorität zu ihrer energischen Unterstützung bereit findet. — Nicht ohne Absicht wurde bemerkt, daß dieser Zustand des Widerspruchs der beiden Culturen in den verschiedenen Volksschichten nur eine Zeitlang dauern könne. Auf die Dauer wird die leidende Majorität sich denn doch ihrer Macht bewußt und zerstört rücksichtslos die glänzende Existenz der auf ihre Kosten genießenden Minderheit. Bildung, Wissen und Kunstsinn sind ohnmächtig gegen die brutale Gewalt des Volkes, auf dessen Seite in solchen Fällen das sittliche Recht ist. Das umsomehr, als die Künstler und Kunstgenießende — man denke an Rom zur Kaiserzeit und das Italien am Ausgang der Renaissance — ihre bevorzugte, äußerlich gewiß, innerlich kaum zu rechtfertigende Stellung durch Ausschweifungen und Laster aller Art schließlich selbst zu untergraben pflegen. [illegible] sich damit ihren [illegible] endlich unmöglich. Wir heute zumal sind doch glücklich so

weit civilisirt, daß wir nicht „uninteressirt" und „zwecklos" ästhetisch genießen können, wenn der Nachbar im Hinterhause verhungert. Je weiter wir nun in dem Bestreben gehen, für die leibliche Notdurft aller zu sorgen, ehe an die geistigen Bedürfnisse einzelner gedacht werden kann, desto ferner rücken auch die Zeiten der sozusagen „absoluten" Hochblüte geistiger Cultur. Denn die Quantität des verfügbaren Materials materieller Cultur ist eben doch beschränkt: concentrirt es sich in den Händen weniger, die es zur Förderung geistiger Höhencultur verwenden, so bleibt nichts für die Masse; wird es nach dem Princip der Gerechtigkeit auf möglichst viele vertheilt, so kann auch der Bestbedachte nicht viel erhalten. So kommen wir schließlich zu einem System des Wechsels in der Vertheilung der materiellen und geistigen Güter. Eine Minorität erzeugt, von Mäcenaten gefördert, geistige Höhencultur. Ihrer Standespflichten uneingedenk, mißbraucht sie ihre Stellung. Minder begabte, aber nicht minder fleißige Kärrner vermitteln dem Volke die geistige Cultur, bis auch hier wieder jene satte Behaglichkeit platzgreift, die zur Stagnation wird und Vorbotin der Umwälzung ist. Einige wenige benutzen die Trägheit der Massen und reißen durch geschickte Machinationen die materiellen Güter wieder an sich. Von ihnen unterstützt, ringen sich junge Kräfte aus der flachen, überall gleich vertheilten Halbbildung zu neuen Aufgaben und Zielen, die vorerst nur sie ahnend erfassen, hindurch. Und von neuem beginnt der Wechsel in der eben angedeuteten Weise.

III.

In letzter Linie kommt die höchste geistige Cultur dem Volke, wenn auch erst in der folgenden Generation, doch zugute. Die Opfer, die es, meist unfreiwillig, zur Erhaltung einer aristokratischen Minderheit von Schaffenden und Genießenden gebracht hat, sind nicht umsonst gewesen, desgleichen rächen sich seine Versuche, diese auszurotten und zu beerben so oder so an den folgenden Geschlechtern. — Aber bedarf es denn wirklich dieser Züchtung der geistigen Genies? Finden sie nicht ihren Weg, auch ohne in ihrer Zeit Entgegenkommen zu finden? Lähmt nicht gerade die zu frühe und zu reichliche Unterstützung und Anerkennung den Schaffenstrieb?

Hier sind zwei Dinge wohl zu unterscheiden: die Frage nämlich nach der Ermöglichung und die nach der Begünstigung des geistigen und künstlerischen Schaffens. Es hat noch keinem Genie Nutzen gebracht, wenn man ihm die Mittel versagte, sein Werk zu vollenden: die meisten sind vielmehr gerade daran zugrunde gegangen. Wohl aber hat die Spannkraft des Schaffenden oft nachgelassen, wenn ihm kritiklose Bewunderung und verschwenderisch gewährter Beistand zutheil ward. Alles kommt hier auf den einzelnen an: was für einen gerade genügt, um vor der Verzweiflung bewahrt zu werden — wie anspruchsvoll war zum Beispiel Richard Wagner in dieser Beziehung! — ist für andere schon ein ihre Schaffenslust hemmendes Zuviel. Ein wenig Opposition im Anfang schadet wenigen: die meisten fühlen sich dadurch angespornt, ihr Bestes zu geben und ihre eigenthümlichsten Kräfte zu entfalten. Die Geschichte kennt zahlreiche Beispiele von hübschen Talenten, deren Leistungen man ansieht, daß „zuviel Sonne" ihnen schlecht bekam: sie kennt leider auch andere von hoffnungsvollen Genies, die im Schatten trostlos verkümmerten.

Der Mangel an materieller Unterstützung kann fraglos eine geistige Kraft zugrunde gehen lassen, und der schöne Satz von dem sich immer bahnbrechenden Genie ist eine gefährliche Phrase. Andererseits kann der Ueberfluß gedankenloser Anerkennung und Schmeichelei einer vielversprechenden Begabung bedenklichen Abbruch thun. Wie aber steht es um die dritte Frage: Kann ein bedeutender materieller Aufwand die geistige Leistung erzeugen, kann mit anderen Worten die materielle Cultur geistige Cultur zur Wirkung haben?

An diese Seite der Sache denkt man zunächst, wenn man den Titel unserer Untersuchung zum Gegenstand der Betrachtung macht; sie ist auch in der That die wichtigste und actuellste Seite unseres Problems. Man denke nur an die augenblickliche Lage Amerikas. Ein junges Volk, aus den verschiedensten Rassenelementen zusammengesetzt, hat sich in wenigen Jahrhunderten unermüdlicher Arbeit gehörig [illegible] organisirt und seine materielle Cultur, Handel, Industrie, Seeverkehr, Colonialverwaltung u. s. w. zu einer staunenswerten, von keiner anderen Nation erreichten Höhe entwickelt. Was nun? Ein Blick auf die älteren Nachbarn lehrt die Einsichtigen, daß ihr Land in einem Punkte noch weit zurückstehe, eben in der geistigen Cultur. Diese [illegible] wird zum Vorhaben und zur [illegible] seit Jahrzehnten [illegible] Amerika an der Arbeit, geistige Cultur aus der materiellen zu entwickeln. Und wie gelang der

Man fing damit an, große Vermächtnisse zu machen, [illegible] und für unsere Begriffe fabel-

haften Summen werden Bibliotheken angelegt, Hochschulen gegründet, Seminare geschaffen, auswärtige Kräfte herangezogen, arme Studenten unterstützt und hundert ähnliche Versuche angestellt. Mit welchem Ergebniß? Es ist bedeutend. Keine europäische Studienanstalt befindet sich im Besitze wertvollerer Bildungsmittel. Die amerikanischen Gelehrten, Bücher und Zeitschriften treten denen des Ostens ebenbürtig zur Seite, wenn nicht auf allen, so doch auf den meisten Gebieten des Wissens. Man darf also wohl zugestehen, daß die wissenschaftliche Cultur der materiellen unter Umständen geradezu ihr Dasein verdankt.

Mit einer Einschränkung immerhin. Nicht alle Wissenschaft kann auf diese Art zustande kommen; die unpersönlichen Naturwissenschaften werden in solchen Ländern zu höherer Blüte gelangen als die viel persönlicheren Geisteswissenschaften, zu deren Betrieb nicht nur Geld, Zeit und Geschick, sondern auch Verstand und, was mehr ist, Persönlichkeit gehört. Ohne natürlich die große Bedeutung auch der amerikanischen Geisteswissenschaften verkennen zu wollen, muß doch bemerkt werden, daß sie von der materiellen Cultur weit weniger gefördert werden können als die Naturwissenschaften. Es wird niemand erstaunen, daß die reichen Testatoren gerade diesen die meiste Aufmerksamkeit widmeten. Männer der Praxis und des Geschäfts, fast sämmtliche ohne akademische Bildung, schätzen sie die Wissenschaft nach ihrem praktischen Wert und ihren sichtbaren Resultaten.

Gestehen wir zu, daß die materielle Cultur auf einen Theil der wissenschaftlichen Cultur von entscheidendem Einfluß ist, so wäre noch zu fragen, ob die gemachte Anstrengung zu dem erzielten Resultat wirklich im richtigen Verhältniß stehe. Die materielle Cultur Amerikas hat für die Geistescultur so ungeheure Aufwendungen gemacht, daß diese die erste der Welt sein müßte. Sie ist es nicht und das hat vielleicht seinen Grund darin, daß geistige Cultur sich überhaupt nicht erzwingen, im besten Fall durch materielle Factoren nur um ein ganz weniges vorwärts bringen läßt. Vielleicht sind wir aber auch nach so kurzer Zeit zu einem abschließenden Urtheil über diesen Punkt noch nicht berechtigt.

Und doch, was die wissenschaftliche Zwangscultur noch nicht beweisen kann, die künstlerische demonstrirt es ad oculos. Trotz aller Anstrengungen, Preise und Stiftungen hat die amerikanische Kunst im Vergleich mit dem amerikanischen Handel und der Industrie bis jetzt wenig Bedeutung. Soweit es sich nicht um die persönliche Lebensstellung des Künstlers dabei handelt, ist offenbar die künstlerische Cultur von der materiellen nicht producirbar. Abhängigkeit kann hier eher umgekehrt insofern constatirt werden, als die meist unkünstlerische, prosaische, das heißt ästhetischen Maßstaben sich nicht anpassende materielle Cultur der künstlerischen Bethätigung oft ernstliche Hindernisse in den Weg legt.

Zur Erläuterung unserer Theorie findet sich ein noch näherliegendes Beispiel. Die deutsche Einheit als Frucht des Krieges hat sozusagen eine Nation neugeschaffen und im Volkscharakter der Einzelstämme so tiefgreifende Veränderungen hervorgerufen, daß man von einem neuen deutschen Volke mit Recht sprechen kann. Wie alle jungen Völker beginnt es mit der Pflege der materiellen Cultur, mit dem Streben zur Großmacht. Nach dreißig Jahren, also in erstaunlich kurzer Zeit, ist das Ziel nahezu erreicht. Nun heißt es mit Hilfe dieser materiellen eine aus ihr erwachsende geistige Cultur zu schaffen. Hat es Deutschland darin insofern leichter, als es an eine alte und ruhmreiche Tradition anknüpfen kann, die Amerika fehlt, so ist es andererseits wieder durch allerlei Rücksichten monarchischer Art in seiner freien Bewegung viel mehr als dieses gehemmt. — Bietet uns Amerika zu der Züchtung wissenschaftlicher Cultur eine wertvolle Illustration, so liefert Deutschland ein interessantes Beispiel für das Erzwingen der neuen Kunst. Da zeigt sich denn von neuem und mit noch größerer Evidenz, daß diese erzwungene, mit den materiellen Errungenschaften gewaltsam harmonisirte Kunst von unendlich geringerem Werte ist als die spontan und frei erwachsende[illegible] Schöpfungen nicht unterstützter, sondern aus dem Widerspruch der Menge[illegible] allein durch die Kraft ihres Genius siegreich [illegible] Künstler.

Wie haben wir nun zusammenfassend die Frag[illegible] dem Verhältniß der materiellen zur geistigen Cultur zu [illegible]worten? — Wir gingen davon aus, daß [illegible] zwischen beiden bestehen. Daß die letztere die erste [illegible] wird niemand zu behaupten ein[illegible] hauptung indeß kommt mit folgenden [illegible] Wahrheit näher.

Geistige Cultur als receptives Zusammenfassen [illegible] tarer Kenntnisse oder als äußere Lebens[illegible] geistigem Schaffen verstanden, ist ohne Zweifel von materiellen Factoren stark bedingt. Diese materiellen Factoren wirken [illegible] vorbereitend und begünstigend als direct erzeugend auf die geistige Cultur, ihre Schöpfer und Genießer. Selbst bei der denkbar intensivsten Bethätigung wird die materielle Cultur nur für die mehr unpersönlichen, handwerksmäßigen Arbeitsgebiete der geistigen Cultur von directem Nutzen sein. Sie versagt bei der Erzeugung der Persönlichkeiten und persönlicher, also besonders künstlerischer Leistungen. Sind die Blütezeiten materieller Cultur zugleich Blütezeiten geistiger Höhencultur, so ist jene nur zum kleinen Theil als bewirkende Ursache für diese anzusehen. Zeiten materiellen Niederganges können nur dann eine hohe Geistescultur fortbestehen lassen, wenn dieser Niedergang die für die Pflege der Geistescultur am ersten in Betracht kommenden Schichten der Bevölkerung — die Aristokratie — noch nicht mitbetroffen hat.

Genf. Dr. Eduard Platzhoff-Lejeune.

Karl Emil Franzos und die ethnographische Forschung.

Durch etwa drei Jahrzehnte führt Karl Emil Franzos die ethnographische Forschung irre. Er hat es verstanden, den Anschein zu erregen, daß er mit den Verhältnissen der Ostkarpathenländer vertraut sei und diese wahrheitsgemäß schildere. Die Bezeichnung einiger seiner Werke als „Culturbilder", die Polemik des Verfassers gegen zweifelnde Bemerkungen von Recensenten und der Hinweis auf seine Vertrautheit mit Land und Leuten erregten den Glauben, daß man wissenschaftlich verwendbare Berichte vor sich habe; dazu kam der Umstand, daß Franzos die ethnographischen Schilderungen mitunter in besondere, aus dem Rahmen der Erzählung herausgehobene Abschnitte faßte. So geschah es, daß selbst ernste Forscher sich von ihm irreführen ließen. So hat Diefenbach in seiner bekannten Völkerkunde Osteuropas (1880) eine Reihe von irrigen Behauptungen gebracht, deren trübe Quelle in den Werken von Franzos zu suchen ist. Ihm ist es zuzuschreiben, wenn Hellwald ein Schriftchen über das Karpathenvölkchen der Huzulen „Unter Halbwilden in Europa" überschrieb.*) Seine Ausführungen sind es, welchen Büchner für sein bekanntes Buch „Kraft und Stoff" die kuriose Nachricht entnahm, daß es auch in Europa religionslose (!) Stämme gebe: die Huzulen. „Obgleich dieselben sehr gut geartete Menschen sind, kennen sie kaum eine Religion (!) und im Umkreise vieler Stunden ist keine Kirche zu sehen (!). Nur einmal im Jahre (!) reitet der Pope, den sie kaum kennen (!), durch die Dörfer und tauft die neugeborenen Kinder. Dennoch leben diese Leute friedlich und sittlich, sterben ohne die Tröstungen der Kirche und kommen, wenn es einen solchen gibt, ebensowohl in den Himmel wie diejenigen, die viermal im Jahre zur Beichte gehen."

Ich habe schon früher gelegentlich meiner Arbeiten über die Huzulen vor den Märchen des Herrn Franzos gewarnt; doch geschah dies nur nebenbei, so daß der vielverbreitete Glauben an seine Ausführungen nicht schwand. Kein Geringerer als der allbekannte verdienstvolle Ethnograph Dr. Richard Andree bemerkt noch am 2. Juli 1903 im „Globus" am Schlusse der Anzeige meiner „Volkskunde", in der ich vor dem Humbug in den Schriften von Franzos mit wenigen Worten warnte, daß er ihn bis dahin als eine lautere ethnographische Quelle betrachtet habe.

Mein Urteil in der „Volkskunde" und die durch dieselbe veranlaßte Bemerkung des vielerfahrenen Forschers über seine Täuschung durch Franzos legen mir die Pflicht auf, in ausführlicher Weise den weitesten Kreisen darzuthun, wie wertlos die Schriften von Franzos für die ethnographische Forschung sind. Eine Besprechung seiner Machwerke hätte schon vor zehn Jahren in dem verdienstvollen Buche des Volksforschers [illegible] „Böhmische Novellen aus der Götterwelt, [illegible] bericht vom Götter- und [illegible]" Platz finden sollen. Es ist zu bedauern, daß dies nicht geschehen ist; vielleicht hätten [illegible]

In Betracht ziehe ich hier nur die bekannten Werke „Ein Kampf ums Recht" und „Aus Halb-Asien". [illegible] In beiden hat Franzos ausführlichere ethnographische Schilderungen der ländlichen Bevölkerung, insbesondere der [illegible], entworfen. [illegible]

er trotzdem zu keiner besseren Erkenntnis der Verhältnisse gelangt ist, als er sie in seinen Werken verrät, dann geht ihm überhaupt der Sinn für derartige Studien ab, oder es ist sein Sensationsgelüste so groß, daß er willkürlich oder unwillkürlich die wahren Verhältnisse bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Die nüchterne Forschung kann nicht bezweifeln, daß die Hauptmasse der Huzulen slawischer Herkunft ist: die Sprache, Sitte und Volksüberlieferung beweist dies. Aus der geographischen Lage ihrer Wohnsitze und der historischen Entwicklung ist es erklärlich, daß auch andere Elemente, darunter wohl auch mongolische, sich ihnen beigemengt haben; aber diese sind gewiß nur unbedeutend gewesen. Der Name der Huzulen ist aller Wahrscheinlichkeit nach vom rumänischen hoc-ul (Räuber) abzuleiten; er ist ein den Gebirgsbewohnern wegen ihrer Lebensweise von ihren Nachbarn beigelegter; sie selbst nennen sich zumeist Rusnaken (Ruthenen). Uebrigens kommt der Name Huzulen noch im achtzehnten Jahrhundert nicht vor; in allen Urkunden und Amtsschriften ist immer nur von „Rusnaken" die Rede, und der Gelehrte Haquet, welcher um 1790 diese Gegenden bereiste, kennt nicht die Huzulen unter diesem Namen, vielmehr nennt er sie „Gebirgs-Russen" oder „die wahren Pokutier". Daher kann dieser Name gewiß nicht von dem zweiten Namen der mongolischen Kumanen (Uzen, Guzen) abgeleitet werden, die seit mehr als einem halben Jahrtausend verschwunden sind. Ganz anderen Anschauungen huldigt Franzos; die nüchterne genügte ihm nicht; er schloß sich daher jener romantischen an, daß die Huzulen Nachkommen „des verschollenen rätselhaften (?) Stammes der Uzen" seien. Dieser Ansicht zuliebe läßt er sie, entgegen der Wahrheit, alle klein von Gestalt und schwarzen Haupthaares sein, um sie recht als Mongolen hinzustellen. Ja, er geht noch weiter und behauptet, die Huzulen „nennen sich selbst stolz Söhne der Uzen"; indes weiß von den Uzen höchstens ein Huzule etwas, der davon in der Geschichte gehört hat, so der bekannte ruthenische Dichter Fedkowicz, der freilich ein Bändchen seiner Gedichte unter dem Titel „Lieder eines Uzuls" herausgegeben hat und darin auch der Abstammung der Huzulen oder Uzulen von den Uzen das Wort spricht. Im Volke ist aber davon nichts bekannt; und wenn Franzos den Glauben zu erwecken sucht, daß es lebendige Ueberlieferung sei, so ist dies tendenziöse Entstellung. Auch der Satz „Und mitten im Karpathenwald hausend, sind sie gleichwohl eine Reiternation, die mehr (!) auf den Rücken ihrer kleinen, zähen, flinken Rosse wohnt als in den erbärmlichen Hütten", ist eines Romanciers würdig. An einer anderen Stelle heißt es, die Huzulen seien „die einzigen Bergbewohner der Erde (!), welche man als Reitvolk bezeichnen kann". Es sind dies durchaus Beobachtungen durch das Prisma der Mongolenabstammung der Huzulen. Franzos vergaß, daß die Huzulen nicht wie Hunnen und Avaren vom Kriegshandwerk leben; die Handhabung der Holzaxt, des Flußruders, ja selbst das Weiden des Viehes auf den Hochwiesen läßt sich aber nicht gut hoch zu Roß bewerkstelligen. Wahr ist es, daß der Huzule sich oft des Reitpferdes bedient, daß selbst Frauen und Mädchen gelegentlich reiten; aber von einem Reitervolk zu sprechen, ist zumindestens starke Uebertreibung. Die Zahl der Pferde ist immer verschwindend klein gegenüber dem anderen Viehstande; „die Beschaffenheit des Bodens" und „seine Triften" veranlassen nicht die Huzulen zur Rossezucht, wie Franzos bemerkt, sondern zur Viehzucht im allgemeinen.

Die mongolische Abstammung der Huzulen ist bei Franzos so sehr zur fixen Idee geworden, daß er alles derselben unterordnet, jede einzelne Erscheinung aus derselben zu erklären sucht und zu diesem Zwecke den Tatsachen den ärgsten Zwang anzutun sich nicht scheute.

„Sein Ahne, der Uze, den der Kriegssturm von der ‚goldenen Horde' abgelöst und hierher verschlagen, hat weder einen festen Wohnsitz gekannt noch den persönlichen Besitz, weder das Christentum noch die Ehe. Der Enkel hat sich all diese Zügel wilder Triebe anlegen lassen, aber er trägt sie locker und in seiner Art."

Von diesem Standpunkt sucht Franzos zunächst die „Sittenlosigkeit, welche sich im Verkehr der beiden Geschlechter offenbart", zu erklären. Die Huzulen sind ihm „die einzigen, welche unkeuscher sind, als die Menschen der benachbarten Ebene". Was Franzos zur Erläuterung dieser Behauptung beibringt, wimmelt wieder von Unrichtigkeiten und Entstellungen. Er erzählt [illegible], wie unter den Huzulen Ehen zustande kommen, ohne daß kirchliche Einsegnung dabei stattfindet. Dieses Leben „auf Treu und Glauben" [illegible] die in dasselbe treten, schwören in einzelnen Gemeinden einander [illegible]

Aber besteht denn in solchen [illegible], wie Franzos schildert, [illegible]

Zeile seine Mißachtung gegen kirchliche Einrichtungen äußert, erklärt, wenn er damit Effekt erzielen kann, das Fehlen der kirchlichen Bestätigung des Ehebundes als ein Merkmal der Sittenlosigkeit. Und dann fährt er fort: „Es muß leider fraglich bleiben, ob diese freie Auffassung der Liebe und Ehe sich wesentlich zum Bessern kehren würde, wenn das Christentum auch im Bergwald mehr würde als eine blasse, abenteuerlich ausgeschmückte Sage, denn die Gründe für jene Erscheinung wurzeln sehr tief. Zunächst im Blute, diesem Mischlingsblute, in welchem sich noch immer der wilde, wüste Hang und Drang des Mongolen mitvererbt. Hierzu die Lebensweise — in derselben Siedelung wohnen mehrere Familien in engster Gemeinschaft beisammen — endlich die Besitzverhältnisse. Während anderwärts die Not der Sinnenlust einen Damm setzt, fällt hier dieser Zwang gänzlich fort. Der Neugeborene ist Mitglied jener Gemeinschaft, der seine Mutter gehört, er hat dasselbe Anrecht auf den Besitz der Siedelung wie ein anderer." Der Sinn dieses Wortschwalles ist, daß die angebliche mongolische Abkunft und die angebliche Gütergemeinschaft die Ursache zahlreicher unehelicher Kinder sei. Welche Schlüsse wird Herr Franzos ziehen, wenn er erfährt, daß zum Beispiel in Kärnten die Zahl der unehelichen Kinder etwa zweimal so groß ist als unter den Huzulen? Ist auch in diesem Lande das Christentum eine blasse, abenteuerlich ausgeschmückte Sage; sind auch die Kärntner Mongolen; setzt auch hier Hauskommunion der „Sinnenlust" einen Damm? So wirbelt Franzos alles durcheinander: unrichtige, falsche Beobachtungen, Uebertreibungen und falsche Schlüsse lösen einander ab. Gewiß war und ist noch unter den Huzulen vielfach eine nach unseren Begriffen lose Sittenauffassung verbreitet; aber ihre Erscheinungsweise und ihre Gründe sind ganz andere, als die von Franzos angeführten. Was er von der Beschaffenheit des Christentums der Huzulen erzählt, beruht auf arger Uebertreibung. Niemand wird wohl seine Mitteilung ernst nehmen, daß bei den Huzulen die Anschauung verbreitet sei, „daß da droben ein guter, alter Herr thront mit seinem jungen Weib Maria". Wenn er als etwas allgemein Gültiges berichtet, daß von einer Einschicht bis zur nächsten Pfarrkirche „bloß drei Tagreisen" seien; daß der Huzule gegenwärtig „auch zu jenen leuchtenden Göttern emporblickt, denen sein Ahne geopfert, als er über die Steppen Zentralasiens zog: zur Sonne, zum Mond und den lieben Sternen", wenn er weiter erzählt, daß diese „seltsamen Christen" im Bergwald „sogar das Sterben ohne den Popen fertig kriegen" (!), da es „mindestens neun Tage dauern würde, bis der Bote unten, der Pope oben und wieder daheim wäre", so sind das alles so arge Entstellungen des wahren Sachverhaltes, daß sie sich selbst richten. In neun Tagen könnte man ohne Uebereilung das ganze Huzulengebiet zweimal durchziehen, und wie viele Kirchen standen da schon vor Jahrzehnten! Gewiß ist in der huzulischen Ueberlieferung noch viel von alten heidnischen Gebräuchen, aber daß sie den Himmelskörpern göttliche Verehrung noch zollten, ist wieder ein Ausfluß der Mongolentheorie. Wie weit die Sorglosigkeit und Unkenntnis Franzos' geht, möge man daraus ersehen, daß nach ihm alle Huzulen dem griechisch-katholischen Ritus angehören, während tatsächlich die meisten Bukowiner Huzulen sich zur griechisch-orientalischen Kirche bekennen. Vom griechisch-katholischen Priester spricht Franzos als von dem „bärtigen Herrn im stattlichen Pfarrhof da unten", während es doch bekannt ist, daß diese Priester keine Bärte tragen, vielmehr dies nur von den orientalischen gilt. Unwahr ist es, daß man jemals den kranken Huzulen „inmitten der Hütte" ein Lager errichtet. Und wenn er als etwas ganz allgemein Gültiges erzählt, daß man den toten Huzulen im Bergwald unter einer mächtigen Tanne bettet, worauf man in dieselbe ein großes Kreuz kerbt, „zu beiden Seiten aber seltsame Zeichen für ihre anderen Götter", so mag es ihm zur Wissenschaft dienen, daß schon seit Menschengedenken die regelmäßige Beerdigung auf ordentlichen Friedhöfen stattfindet und am Grabe ein Kreuz aufgestellt wird.

Ebenso unrichtig ist die Schilderung über den „gemeinsamen Besitz mehrerer Siedelungen". Franzos geht in seiner Darstellung der Hauskommunion so weit, daß er sich zur Behauptung emporschwingt, man könnte da „Länder sehen, an welchen sechshundert Menschen zugleich das Miteigentum besitzen". Persönlicher Besitz existiert nach ihm unter den Huzulen eigentlich bloß an Kleidern und Waffen; alles andere ist gemeinsamer Familien-, Geschlechts- und Stammesbesitz. „Man sieht, ein Erforscher der Volkswirtschaft könnte an unseren Huzulen, der köstlichen Beispiele wegen, eine helle Freude haben." Nun, [illegible] hat bisher kein Professor diesem [illegible] tatsächlich finden sich [illegible] Reste der Hausgemeinschaft bei den

Ebenso schief ist das meiste, was Franzos über die Lebensweise und Beschäftigung der Huzulen erzählt. Nach ihm ist der Huzule Hirte, Wolf- und Rotwildjäger, aber zugleich, wo es angeht, Ackerbauer. Natürlich wird hier die edle Jägerei allzusehr in den Vordergrund gestellt, während Waldarbeit, Holzflößerei, Hausindustrie usw. verschwiegen werden. Ganz merkwürdig schildert Franzos das Hirtenleben: „Von den Tagen, da der Schnee schmilzt, bis zu jenen, da er wieder bergehoch liegt, durch sieben Monate des Jahres, zieht der Huzule mit seinen Herden im Gebirge umher, von Trift zu Trift, von Tal zu Tal, weiter, als er müßte! weil ihn nicht blos die Notwendigkeit treibt, sondern auch ein dunkler, rätselhafter Drang." Danach werden die Huzulen förmlich zu einem Nomadenvolke gestempelt, während tatsächlich hier die Almwirtschaft nicht anders beschaffen ist als anderwärts. Ein ganz geringer Teil der männlichen Bevölkerung ist den kurzen Sommer über in den Sennhütten und beim Vieh auf den Hochweiden tätig, während die überwiegende Mehrzahl anderen Beschäftigungen nachgeht. Der Aufenthalt auf den Almen dauert aber kaum viel mehr als zwei bis drei Monate, nicht aber sieben, denn im Mai sprießt erst das erste Gras und „zwischen den beiden Gottesmüttern" (das ist zwischen 28. August und 21. September) fällt schon der erste Schnee. Ebenso falsch ist, was Franzos vom Ackerbau des Huzulen sagt. Während des Sommers, erzählt er, kehrt der Huzule „nur auf wenige Tage zu seiner Siedelung zurück; er muß die schwerste Arbeit tun, die es für ihn gibt: sein Haferfeld bepflügen, besäen und mähen. Er muß es tun, weil er sonst verhungern würde". Diese ganze Darstellung ist falsch. Den Acker und die Gärten bestellen natürlich die zu Hause bei der Wirtschaft verbliebenen Hausgenossen. Unrichtig ist es auch, daß der Huzule ausschließlich Hafer baut. Wenn es aber gar heißt, daß dem Huzulen außer der Milch und dem Käse seiner Schafe kaum genießbares Haferbrot als Nahrung dient, so muß dem gegenüber bemerkt werden, daß nicht solches Brot, sondern Maisbrei (kulesza) des Huzulen Hauptnahrung ist. Wäre der Huzule auf den in seinen Bergen wachsenden Hafer, wie Franzos uns glaublich machen will, angewiesen, so würde er doch wohl verhungern. Höchst interessant ist auch die Bemerkung: „Wer Braten essen will, muß vorher sein Leben einsetzen, den Bären zu erlegen." Da würden wenige Braten zu essen bekommen: viel einfacher ist es doch wohl, ein Schaf oder ein Schwein zu schlachten.

Auch sonst weiß Franzos ganz merkwürdige Dinge zu erzählen. So sagt er von den Herden der Huzulen, daß sie ihr „einziges Tauschmittel des Verkehres" seien. Den Branntwein, der bei der Hochzeit der „roten Magdusia" (eine Namensform, die niemals im Huzulengau vorkommt!) vertrunken wird, haben die beiden Hausväter natürlich „in der nächsten Schenke gegen einige Schafe eingetauscht". Muß das nicht bei fremden Lesern den Eindruck erwecken, als ob die Huzulen überhaupt kein Geld kennen würden? Und Franzos nimmt selbst keinen Anstand, an einer anderen Stelle zu erklären: „Noch heute gibt es da Einschichten, wo niemand im Leben einen Gulden gesehen." Diese Behauptung haben selbst die sonst sehr geduldigen Leser dieser Darstellungen unseres Franzos verdächtig gefunden, wie ein dickes Fragezeichen beweist, das in dem mir von einer hierortigen Leihbibliothek zur Verfügung gestellten Exemplar mit Bleistift hingemalt ist. „Darum kam auch," setzt Franzos seine Erzählung fort, „niemand hinauf, die Steuer zu holen, und der Adel blieb im Tale, wo es fette Aecker und geduldige Sklaven gab." Woher soll auch Franzos wissen, daß zum Beispiel um 1750 in Russisch-Kimpolung (Dolhopole im Huzulengebiet) Hörige mit ihren Rodungen für 25 bis 30 fl. verkauft wurden; woher soll er wissen, daß vorher und nachher um Zehentabgaben u. dgl. auch hier mancherlei Streitigkeiten stattfanden, und im Jahre 1848/49 unter den Huzulen ein Aufruhr gegen die Grundherren tobte. Ueberall nichts als Phrasen! Hier noch ein weiteres Beispiel: „Den Huzulen bindet nichts als der eigene Wille, denn wen nicht die Natur bindet, den bindet keine Menschenmacht in dieser ungeheuren grünen Wüstenei der Berge und Wälder. Will er ein Räuber werden, er kann es; hier hindert ihn kein Richter, kein Soldat. Aber er wird es selten. Wen soll er auch berauben? Und was er braucht, bietet ihm sein Wald und seine Herde." An einer anderen Stelle, wo Franzos von den angeblich ausschließlich aus dem benachbarten Flachlande sich rekrutierenden Räubern, den Hajdamachen, erzählt, bemerkt er: „Das wird sich auch schwerlich ändern, weil ja niemand ans Werk geht, diese armen Menschen zu veredeln, ihr Rechtsgefühl auszubilden. Alles übrige jedoch ist vergebliche Mühe. Und wenn man ganze Regimenter aufböte, sie würden dem Unwesen kein Ende machen. In diesem ungeheuren Bergwalde nach einem Menschen suchen, ist gleich schwierig, als wenn jemand ein winziges Nädelchen finden wollte, das sich in einem riesigen Heuschober verloren."

Dieser ganzen Schilderung gegenüber ist nur ein Urteil am Platze; kurz, aber bündig: sie ist ein Unsinn! Nur ein sensationssüchtiger Feuilletonist kann derartige Zustände in einen zivilisierten Staat versetzen. Richtig ist vielmehr, daß vor Jahrzehnten hier das Räuberhandwerk blühte; daß an demselben auch Huzulen teilnahmen. Aber ebenso wahr ist es, daß Richter und Soldat sie erreichten, und daß Volkserziehung zur Beruhigung der Gemüter ihren Teil beitrug. Gegenwärtig ist es im Huzulengebiet (ohne Uebertreibung!) sicherer als in der Stadt; man wird hier weit seltener bestohlen, und der Schreiber dieser Zeilen hat das Huzulenland wiederholt durchzogen, hat allein die einsamsten Täler und Höhen durchwandert, ohne daß ihm das geringste Leid widerfahren wäre. Wohl ist ihm aber herzliche Gastfreundschaft zuteil geworden, und zwar gerade in den entlegensten Teilen. Und doch ist er ein Deutscher; nach Franzos wird aber in diesen Gebieten der Grundsatz beobachtet: „Es gilt als „ehrlich", den k. k. Postwagen zu überfallen, die Geldbriefe zu rauben und einen polnischen oder d e u t s c h e n Passagier bis aufs Hemd zu plündern; „unehrlich" wäre es aber, sich um den Inhalt der Geldkatze zu bekümmern, welche der mitreisende Pope um das Bäuchlein geschnallt trägt." Merkwürdig, daß diese Leute trotz ihres Heidentums so großen Respekt vor ihren Geistlichen haben!

Aber selbst zu den einfachsten ethnographischen Beobachtungen ist Franzos nicht fähig. So behauptet er, daß die Huzulen e n g e Beinkleider trügen, was ihm dann Diefenbach nachgeschrieben hat; in Wirklichkeit tragen aber alle Huzulen sehr weite Beinkleider, nur daß dieselben oft am untern Teile der Waden zusammengeschnürt werden. Franzos ist es, der die Huzulen stets „mindestens eine Pistole und mindestens ein breites Messer" führen läßt, von denen sie „nicht bloß dem Bären gegenüber Gebrauch machen". An anderen Stellen heißt es: „Die Huzulen sind die einzigen unter den Nordslaven, welche Waffen führen: die Flinte über dem Rücken, die Pistole im Gurt, das blanke Beil am Arme"; ja, mancher von ihnen trug „ein kleines Arsenal auf dem Leibe". Diese ganze Schilderung ist wohl sehr romantisch, aber der Wahrheit nicht entsprechend. Flinten und Pistolen fehlen gewöhnlich immer, im Gurt trägt er nur ein Taschenmesser; die Hacke hat der Huzule tatsächlich in der Regel zur Hand. Die Schilderungen Franzos' hatten nicht einmal vor Jahrzehnten Geltung. Der bereits genannte Haquet hat in seinem 1794 erschienenen Reiseberichte („Neueste phys.-polit. Reisen") im III. Teile das Bild eines Pokutiers aus den Karpathen gebracht; auf diesem erscheint der Mann nur mit der Hacke in der Hand.

Schließlich nur noch ein Beispiel für Franzos' Sorglosigkeit und Unkenntnis. Nach ihm war der Räuberhauptmann Alexander Dobosch ein Bukowiner Ruthene aus der Gegend von Putilla, der am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts sein Wesen trieb und in Pokutien weitaus mächtiger war als der Kaiser Franz. Von den Huzulen schier abgöttisch verehrt, warf er sich gleichsam zum Fürsten der Berge auf, erließ Manifeste an den „jungen Mann in Wien", ordnete eine neue Gerichtsbarkeit an und hob Steuern ein. Dies letztere ward ihm zum Verderben; die Huzulen waren nicht gewillt, ihm zu gewähren, was sogar der junge Mann in Wien niemals von ihnen gefordert. Ihre Verehrung verwandelte sich in Entrüstung. Gleichwohl war der Mann so gewaltig, daß sie ihm nicht offen entgegenzutreten wagten; er wurde von seinen eigenen Leuten durch Gift hinweggeräumt. Es ist geradezu erstaunlich, was Franzos da an Verwirrung und Unrichtigkeiten geleistet hat. Doubusz ist im Jahre 1745 von dem Mann seiner Geliebten in Kosmacz erschossen worden. Mit Kaiser Franz hatte er nie etwas zu tun, aber auch nie mit einem anderen Herrscher in Wien, weil diese Gebiete damals außer dem Bereich der Wiener Regierung lagen. Daß er daher „Manifeste" an den jungen Mann in Wien erlassen habe, ist also ebenso unwahr, wie daß er Steuern einhob, welche die Huzulen sonst nie gezahlt haben (?!). Keine einzige Volksüberlieferung erzählt, daß Doubusz vergiftet worden sei. Wie hat nun Franzos seinen Bericht zustande gebracht? Er hat ganz offenbar mit den Ueberlieferungen von Doubusz in ganz unverantwortlicher Weise Nachrichten über den ersten Reichsratsabgeordneten aus dem Huzulengebiete, Kobylucia, verwoben. Dieser stammte tatsächlich aus der Gegend von Putilla; er ist es, der zur Zeit des jungen Kaisers F r a n z J o s e f inmitten seiner Volksgenossen auftrat und auch „an den Kaiser [illegible] des Volkes zu bessern"; von ihm wird [illegible] Gaben einhob; von ihm wird berichtet, daß der Kaiser, als er in die Bukowina kam, ihm sein Vergehen verzieh, die „Herren" [illegible] aber verachteten.

Das Gesagte wird genügen, um den Wert der Sch[illegible] von Franzos auf ihren ethnographischen und kulturell[illegible]

zu kennzeichnen. Man wird also gut tun, jeder Aeußerung desselben in dieser Richtung, mag sie nun älteren oder neueren Datums sein, kritisch gegenüberzustehen.

Czernowitz. Prof. Dr. R. F. Kaindl.

Grillparzer-Tragödie und Grillparzer-Kohmödie.

Von Prof. Dr. August Sauer (Prag).

Herr Josef Kohm hat sich bemüssigt gefühlt, gegen die Besprechung seines Buches über Grillparzers „Ahnfrau", in dieser Wochenschrift (10. Oktober 1903, Nr. 471) eine langatmige Erwiderung zu verfassen.*) Von allen seinen bisherigen Erzeugnissen ist diese „offene Antwort" das kläglichste; denn die bereits zweimal aufgetischten Argumente werden nun zum drittenmal wiedergekäut, ohne daß sie dadurch an Schmackhaftigkeit gewonnen hätten und da er nichts Neues vorzubringen hat, so bleibt ihm nichts übrig, als sich an den Strohhalm eines Schreibfehlers anzuklammern, der ihn vorm Ertrinken nicht mehr erretten wird. Will Herr Kohm aber lernen, wie ein geübter Fachmann die Aufgabe, die er verpfuscht hat, behandelt, so möge er den Apparat zum ersten Band der neuen Grillparzerausgabe des Bibliographischen Instituts ansehen, dessen wenige Seiten lehrreicher sind als sein ganzes dickes Buch.

Sachlich habe ich also meiner Besprechung nicht das mindeste hinzuzufügen. In persönlicher Hinsicht habe ich aber drei seiner Behauptungen zu widerlegen, von denen die erste ein Irrtum, die zweite eine Lüge, die dritte eine Verleumdung ist.

Es ist ein Irrtum, wenn Herr Kohm meint, Minor, Komorzynski und ich hätten als zünftige Literarhistoriker eine Verschwörung gegen ihn, den unzünftigen Eindringling, in Szene gesetzt. Für so wichtig haben wir Herrn Kohms Heldentat nie gehalten. Ich habe weder mündlich noch schriftlich mit Minor über Kohms Buch meine Meinung ausgetauscht; darin, daß wir unabhängig voneinander zu demselben Ergebnis gelangt sind, mögen Fernerstehende eine Gewähr für die Richtigkeit und Unparteilichkeit unseres Urteils erblicken! Herr v. Komorzynski hat seines kleinen Fundes in einem Privatgespräch mit mir Erwähnung getan, ohne daß er mir damit eine Waffe gegen den uns ganz gleichgültigen Herrn Kohm hätte in die Hand drücken wollen. Die lieblichen Phantasien auf Seite 18 der Gegenschrift sind ein Hirngespinst des erregten Verfassers, der nicht einmal Ruhe genug findet, um sich vorzustellen, daß ein vielgelesener anonymer Roman von einer betriebsamen Verlagsbuchhandlung zu wiederholtenmalen auf den Markt geworfen werden kann.

Es ist eine Lüge, wenn Herr Kohm behauptet, daß ich einen Brief, den er an mich geschrieben haben will, erhalten und dessen Empfang irgend jemandem gegenüber eingestanden habe. Ich bin als Herausgeber einer großen wissenschaftlichen Zeitschrift daran gewöhnt, zahlreiche Briefe und Anfragen aufs raschste, womöglich sofort zu beantworten. Ich hätte nicht den mindesten Grund gehabt, dem mir persönlich ganz unbekannten Herrn Kohm eine erbetene Auskunft zu verweigern. Ich habe niemals einen Brief von ihm erhalten, und Herr Regierungsrat Glossy hat die Erklärung abgegeben, daß er die Behauptung, ich habe mich ihm gegenüber zum Empfang dieses Briefes bekannt, niemals aufgestellt habe. Sie hätten in der Wahl Ihrer Zeugen vorsichtiger sein müssen, Herr Kohm!

Es ist endlich eine Verleumdung, wenn mir Herr Kohm die Absicht unterschiebt, ich hätte sein Buch absichtlich schlecht gemacht, weil er mir mit der Publizierung des ersten „Ahnfrau"-Manuskripts zuvorgekommen sei. Seit zwanzig Jahren habe ich eine Abschrift dieses Manuskriptes in Händen. Bei der vierten und bei der fünften Cottaschen Auflage der Werke wäre es mir ein leichtes gewesen, die Verlagsbuchhandlung zur Aufnahme der ersten Fassung der „Ahnfrau" zu bestimmen, wenn ich es für sachlich berechtigt gehalten hätte. Ja, noch kurz vor dem Erlöschen des Privilegs richtete die Cottasche Buchhandlung an mich die Anfrage, ob sich in Grillparzers Nachlaß noch ungedruckte Manuskripte befanden, die man zur Ergänzung der zwanzigbändigen Ausgabe heranziehen könnte, und abermals hatte ich den Druck dieser Handschrift zu erwägen. Ich konnte nicht zuraten.

Die „Sämtlichen Werke Grillparzers" sind wirklich „für das ganze deutsche Volk" bestimmt gewesen, dem Herr Kohm sein Buch aufdringen will (S. 21). Das Volk kennt und liebt die „Ahnfrau" in der Form, in der sie Grillparzer selbst in den Druck gegeben hat, und in der sie seit mehr als achtzig Jahren auf der deutschen Bühne gespielt wird, und diese Form wird durch jenes erste Manuskript, möge es an und für sich so gut oder so schlecht sein als es will, niemals verdrängt werden. Die letzte dem Werke vom Dichter selbst gegebene Fassung ist das Bleibende und der erste Entwurf dazu hat bloß literarhistorischen Wert, mag Herr Kohm noch zwanzigmal das Umgekehrte behaupten und mag sich selbst eine Theaterdirektion finden, die das gewagte Experiment mit dieser Grillparzer-Kohmödie wagen sollte.

*) [illegible] 1904. [illegible]

Das Buch einer Schwester.

Betsy Meyer, Conrad Ferdinand Meyers nun bald 73jährige Schwester, hat des Dichters Freunden ein Geschenk gemacht, wie es eine feine und gütige Frauenhand kaum schöner spenden könnte: aus dem reichen Schatz von Aufzeichnungen und Erinnerungen schöpfend, hat sie den inneren Werdegang und die Persönlichkeit ihres Bruders zu zeichnen unternommen, um des Dichters Züge, deren „Wiederschein auf den breiten Wellen der neueren Literaturkunde ihr unzusammenhängend, in Einzelheiten zerbrochen, entstellt" vorkommt, in der Reinheit vor uns erstehen zu lassen, in der sie ihr leuchten.*)

„Was ich zu geben vermag, ist ein Bild in kleinem Rahmen. Nur mit seinem inneren Werden bin ich vertraut. Nur wie und warum er Dichter ward, kann ich zu erzählen versuchen. Ich möchte dazu die Eigenschaften eines guten Malerspiegels haben. Oder besser: ich möchte einem jener tiefen Bergseen gleichen, deren unbewegte, klare Fläche nur die nächste Umgebung widerspiegelt, aber diese bis ins einzelne mit größter Treue und in ruhigem Lichte."

Mit welch ernstem Willen und feinem Verständnis hat die Verfasserin ihre Absicht ausgeführt! Eine milde Klarheit liegt über dem Buche, eine sanfte Ruhe, wie sie nur der Seele einer Frau entströmt, die, dem Mittagsgewühl des Lebens für immer entrückt, im Abendglanz von grüner Höhe mit befriedigter Freude und ohne Sehnsucht auf die Welt niederschaut, mit der sie nur noch die Silberfäden der Erinnerung verknüpfen. Vom Abendwind erfaßt, wehen die Fäden hin und her, scheinen sich ineinander zu verfangen: aber immer wieder zieht sie die ordnende Hand, die sie hält, leise und kaum merklich auseinander.

Man muß das Buch vielleicht ein dilettantisches nennen. Es fehlt am strengen Aufbau des Stoffes, an peinlicher Ordnung der Gedanken; schon Gesagtes wird oft in anderem Zusammenhang wiederholt. Der zeitliche Fortschritt im Leben des Dichters ist im allgemeinen der Pfad, auf dem der Geist der Schwester wandert; aber er bleibt nicht streng im Wege und geht nicht stetig Schritt für Schritt zum Ziel. Er liebt es, den Rain rechts und links zu überspringen, auf den sonnigen Wiesen zur Seite zu schweifen oder über schroffe Gründe zu klettern. Und im Schweifen und Klettern vergißt er sich wohl und geht wieder ein Stück zurück, um eine dunkle Enziane oder eine leuchtende Rose zu pflücken, und legt zweimal den gleichen Weg zurück. Aber dem Wandernden erscheint der doppelt und dreifach begangene immer wieder neu, weil er ihn mit dem Auge verehrender Liebe anschaut. Auch in diesem reineren und edleren Sinn ist das Buch das Werk eines Dilettanten.

Denn eine Frau hat es geschrieben. Allerdings nicht eine jener robusten Frauen von heute, die mit dem Manne um eifersüchtig behauptetes Recht hadern oder „sich ausleben" wollen: dazu ist Betsy Meyer zu altmodisch. Auch nicht eine Frau, wie Bettine Brentano, die den Mann, den sie liebt und anbetet, zu ihrem eigenen ätherischen Wesen vergeistigt: dazu ist sie allzusehr klar und sachlich denkende Schweizerin. Und es ist jene Frau, die dem geliebten Mann am reinsten, darum auch unbestechlichsten gegenübersteht; die sich, um seine Eigenart ganz zu verstehen, nicht in ihn hineinzuleben braucht, weil sie seines Geistes und Leibes ist: die Schwester.

Man hat schon vieles über C. F. Meyers Verhältnis zu seiner Schwester erzählt. Niemand hat uns einen so anmutigzarten und zugleich so tiefen Einblick in diesen innigen Bund gewährt, wie sie ihn nun selber gibt. „Worin bestand denn eigentlich die Hilfe, die ich meinem Bruder in seiner Arbeit leisten konnte? Ich habe sie immer sehr gering angeschlagen. Es war eine zum guten Teil unbewußte. Es war ein Können, über das ich nicht verfügte. Ich konnte nur, wenn ich mußte. Was man an mir lobte oder tadelte, war auch durchaus nicht die literarische Betätigung, es war im Grunde nichts anderes als unsere treue, geschwisterliche Stimmung, unser Zusammenhalten. Darin lag aber wahrlich noch weniger eigenes Verdienst, eigene Schuld oder eigene Wahl. Es war eben so und mußte eben so sein, und blieb sich immer und in allen Verhältnissen

*) [illegible] Betsy Meyer. Berlin [illegible]

gleich ... Mein Verständnis gab ihm, scheint mir, den mittleren Maßstab dessen, was er dem Publikum zumuten dürfe." Die Schwester wurde seine Schreiberin, der er fast alles, was er geschaffen, in die Feder diktierte, auf deren Rat hin er ganze Partien seiner Dichtungen umgießen konnte. Sie war „vom Zeichnen her an Lineal und Winkelmaß gewöhnt" und merkte, wenn die Linien schwankten. Was aber vielleicht noch wichtiger ist: sie besaß die Gabe höchster und reinster Kritik. Nicht aus voreingenommenen Ideen beurteilte sie die entstehenden Kunstwerke; sie hatte sich so fein in das Schaffen des Bruders eingefühlt und eingedacht, daß sie es sofort merkte, wenn er, ermüdet, Dinge schrieb, die nicht „auf seiner Höhe" waren. Sie selber mißt ihrer Kritik wenig Wert bei. Aber gerade ihre Kunst, sich anzuschmiegen und unterzuordnen, muß für Meyers überaus sensitive Natur besonders wohltätig gewesen sein. Es ist sehr bezeichnend, wie sie diese Kunst auch gegenüber dem in ihrem Buche verklärten Bruder übt: sie erzählt von einem Erlebnis, einer Wanderung des Dichters, und spricht nur von ihm, von sich nicht. Erst nachher, ganz beiläufig, läßt sie uns merken, daß sie auch dabei war: es gibt für sie kein Wir, sondern nur ein Er. Sie ist hilfreich zur Stelle, wenn er sie braucht, und verschwindet, wenn er allein sein will, indem sie ihn nur ahnen läßt, daß sie in der Nähe ist.

Auch von dem Toten noch möchte sie jeden Schatten entfernen, jedes häßliche Wort, das den Lebendigen verletzt hätte, von ihm abhalten, ohne doch etwas beschönigend zu entstellen. Es ist eine weiche und behutsame Hand, mit der sie ihre Erinnerungen schreibt. Welch feinen Schleier schonender Liebe legt ihr Zartgefühl über die ringende Dumpfheit des Jünglings, wie leicht gleitet ihre Feder über des jungen Meyer Aufenthalt in der neuenburgischen Nervenheilanstalt Préfargier weg! Würde man A. Freys Darstellung jener Episode nicht kennen, so könnte man meinen, der Dichter habe kaum einen Tag in der Anstalt bleiben müssen, während sein Aufenthalt sich auf Monate erstreckte. Ihre Liebe geht noch weiter. Hat die Schwester dem Bruder zu seinen Lebzeiten alles geopfert, sogar sich selbst, als sie einsah, daß ihm die Heirat nottat, so wacht sie nun auch über dem Bild des Toten. Sie will ihn und seine Werke von falschen Deutungen, willkürlichen Auslegungen befreien, da ihn ja doch niemand so gut kennt wie sie. Es ist ein Zug liebenswürdiger Eifersucht in ihrer gelegentlichen Polemik gegen die Literarhistoriker und Kritiker, die sich mit ihrem Bruder beschäftigt haben, so wenn sie sich gegen eine nach ihrer Ansicht allzu komplizierte Rekonstruktion der Petrus Vinea-Fragmente erklärt: „Seltsam mutete es mich an, als C. F. Meyers „Petrus Vinea-Fragmente" gedruckt und mit kritischen Erklärungen durch jüngere Freundeshände versehen, wie zerbrochenes Altertum wieder ans Licht gefördert wurden. Diesmal wollte nun mich selbst das Gefühl beschleichen, als sei ich vor langer Zeit schon gestorben: doch auf einmal besann ich mich, daß ich noch lebe, wenn ich auch in jenen Tagen schon dabei gewesen bin, als die Vinea-Fragmente geschrieben wurden."

Wie hübsch kleidet sie hier leise Empfindlichkeit in feine Ironie! Wie man denn ihrem kunstvollen Stil überall anmerkt, daß sie ihn in ihres Bruders strenger Schule und durch Uebersetzungen — sie hat im Jahre 1865 eine Uebertragung von Reden des Genfer Philosophen Ernest Naville bei Häßel in Leipzig erscheinen lassen — gebildet hat.

So fein ist der Spiegel geschliffen, der dazu bestimmt war, das Bild des Dichters treu und scharf in sich aufzunehmen! Daß er uns deshalb über so manchen Zug neuen und wertvollen Aufschluß gibt, ist klar. Vor allem hat uns Betsy Meyer in ihres Bruders menschlich psychologische Entwicklung und in sein künstlerisches Schaffen einen tiefen Einblick gewährt.

Wie viel ist über Meyers abnormen künstlerischen Bildungsgang schon geschrieben und gesprochen worden, über die Qualen seiner Knaben- und Jünglingsjahre, über sein Verhältnis zu den Eltern, über das Ringen des Mannes! Man wird künftig mit der Darstellung zu rechnen haben, die die Schwester von diesen Dingen entwirft. Die Behauptung, daß des Dichters „Jugend eine durch moralischen Druck und eingeengte Verhältnisse verkümmerte" gewesen sei, daß er „in den Banden eines ängstlichen Pietismus erzogen worden," wird energisch zurückgewiesen. „So wenig treffen diese Angaben zu, daß ich ganz darauf verzichten muß, sie zu widerlegen. Sie verraten eben nur eine begreifliche Unkenntnis der damaligen, speziell schweizerischen Zustände und geistigen Strömungen." Ueberaus reizvoll und viel sonniger, als man erwartet, sind die Bilder, die sie von der Kinderzeit entwirft. Erst nach und nach machte sich bei dem Knaben der Hang zu Einsamkeit und Traumleben geltend, der sich dann bei dem Jüngling zu grüblerischer Schwermut und nervöser Menschenscheu steigerte. Wie seine Mutter hatte er „ein höchst reizbares, feinfühlendes Organ für fremde Individualitäten, ein echogleiches, langes Fortklingen persönlicher Eindrücke, die sich in den verschiedensten Variationen weiterbildeten. Es war eine Schärfe des Empfindens und des Unterscheidens, die ihn vorderhand nur unglücklich machte. Die leiseste Berührung empfand er als schmerzenden Stoß." Ein längerer Aufenthalt in der Westschweiz brachte dann die geistige Befreiung; aber es dauerte noch Jahrzehnte, bis aus dem Menschen, der mit ehernem Willen an sich arbeitete und mit seiner spröden Natur rang, der Künstler geboren wurde. Der Romfahrt des Jahres 1858 mißt die Schwester den höchsten Einfluß auf diese Entwicklung zu, „als C. F. Meyer die „große Kunst", wie er sie nannte, die Kunst eines Michel Angelo Buonarotti, in Architektur, Skulptur und Malerei leibhaftig vor sich sah. „Fortan war er ein Glücklicher". Und anderswo: „Der Bücherstaub fiel ab von seiner einsam gewöhnten Seele. Die grau in grau gezeichneten, in großen, nicht immer festen Linien seiner Phantasie vorschwebenden Bilder gewannen auf einmal Bestimmtheit, Leben, Wirklichkeit, Reiz und Farbe. — Nicht daß er als ein fertiger Künstler, der die Gewalt hat, zu schaffen und zu beleben, von seiner Romfahrt heimgekehrt wäre. Dies Ziel zu erreichen, brauchte noch viel Zeit und Mühe, energischen Entschluß zu ausdauernder Arbeit vor allem. Doch von nun an sah er dies, herrliche Ziel vor sich."

Was C. F. Meyer, eingedenk jenes Eindrucks, den die „große Kunst" in Rom auf ihn gemacht, von dem Kunstwerk forderte, darüber teilt uns seine Schwester ein scharfgefaßtes Wort mit: „In der Poesie muß jeder Gedanke sich als sichtbare Gestalt bewegen. Es darf kein Raisonnement, nichts gedankenhaft Beschreibendes als unaufgelöster Rest übrig bleiben. Es muß alles Bewegung sein und Schönheit." Und nachdem ihm einmal diese Erkenntnis geworden, so arbeitet er nun mit erstaunlicher Energie und Entsagung an seinen Werken. „Ich habe den Stoff noch einmal in den Schmelztiegel geworfen. Er muß weiterglühen. Heut' läßt er sich nicht schmieden," so pflegte er zu sagen. Diese Wandlungen, die die Schöpfungen C. F. Meyers, besonders seine Gedichte, durchmachen mußten, sind schon mehrfach dargestellt und untersucht worden; nicht jedem dürfte es gelingen, diesen Umformungsprozeß so fein und lehrreich wiederzugeben, wie es die Schwester einigemal getan, so bei den beiden Gedichten „Auf Ponte Sisto" und „Chor der Toten".

Wir wissen aus einer Aeußerung C. F. Meyers selber daß „nicht ausschließlich französische, wohl aber in weiterem Sinne romanische Elemente auf seine Jugend und auf seine dichterische Arbeit eingewirkt haben". Diese Einwirkung bezieht sich in erster Linie auf des Dichters Ehrfurcht vor der reinen künstlerischen Form, im besonderen vor der Sprache. Zwar jene auf gänzlicher Unkenntnis der schweizerischen Verhältnisse beruhende Behauptung, daß „die französische die erste Sprache gewesen sei, die er gründlich mit allen Feinheiten erlernte", und den Satz, daß er mit der Gewohnheit auch die Leichtigkeit und die Freude, sich im Deutschen schriftlich auszudrücken, verloren habe, weil er sich vorwiegend der französischen Sprache bedient hätte, weist auch die Schwester entschieden zurück. Aber für die starke Einwirkung der romanischen Welt auf den Dichter bringt sie zahlreiche Beweise. Es ist im Grunde das Gleiche, wenn einem Flaubert die Wahl eines Adjektivs „den Angstschweiß auf die Stirne treibt", wenn er seine Prosaperioden immer wieder aufs neue umarbeitet, und wenn Meyer seine Gedichte unaufhörlich umgießt. Beiden steckt Gautiers l'art pour l'art-Theorie im Blute. Betsy Meyer betont diese rein ästhetische Anlage ihres Bruders mehrfach. Daß er aber, wie Gautier, zum spielerischen Formkünstler erstarrte, davor schützte auch ihn „das ingründige Schwergewicht", das er an Gottfried Keller bewunderte, und in dem er „gern eine spezifisch schweizerische Eigenart erkannte".

Es ist ihm nicht leicht geworden, beides, die reine Form und das Schwergewicht, mit einander zu vereinigen. In seiner Kinderzeit hatte er eine besondere Vorliebe für Schillers „Ideal und Leben", und noch nach Jahren schwebte ihm daraus das Bild des Herkules vor, der alle Plagen, alle Erdenlasten auf den willigen Schultern trägt. Auf seinen Bergfahrten war ihm die Odyssee die stete Begleiterin. Odysseus war für ihn die poetische Verkörperung jener willigen, großen Geduld, die jahrelangem Leide und unendlicher Mühe gewachsen ist. Und „Geduld und willige Tatkraft" — in diese Worte faßt Betsy Meyer ihre Charakteristik des Bruders zusammen — „das war [illegible] was als innerstes Wesen in der früher so reizbaren und heftig bewegten und später anscheinend noch so wandlungsfähigen Seele des Dichters verborgen und stetig wuchs und durch keinen äußeren noch inneren Stoß oder Einfluß, sogar durch [illegible] letzte Krankheit nicht, aufgehalten oder geschädigt wurde [illegible]

„Mein Lebenslauf ist im Grunde unglaublich [illegible] windig", gestand er einmal der Schwester. „Wie [illegible]

einst daran herumrätseln! — Nur du könntest ihn erzählen und du tust es nicht.“

Man kann ihr nicht genug danken, daß sie durch ihr Buch seine Prophezeiung zu nichte gemacht hat.

Winterthur. Emil Ermatinger.

Bücher.

Hugo Salus: „Novellen des Lyrikers.“ Berlin 1903, Fleischel u. Ko.

Man kann ein aufrichtiger und ehrlicher Bewunderer des Lyrikers Salus sein, und dem Novellisten Salus kühl und ablehnend begegnen; mir wenigstens ergeht es so. Unter dem Eindruck einer dem Gedanken und der Sprache nach geradezu vollendeten Dichtung: „Der freie Psalm“ habe ich zu seinen „Novellen“ gegriffen, und das Fazit war Enttäuschung. Begründung: Die Idee, die in der graziösen, zierlichen Hülle des anspruchslosen Gedichtes nicht erdrückt, sondern in ihrer Wirkung doppelt gehoben wird, erleidet Beeinträchtigung, wenn sie der prüfende Blick im schwerlastenden, prätentiösen Rahmen der vielverlangenden Novelle trifft. Beinahe alle von den zwölf Novellen, die der Dichter bietet, sind in meinen Augen nichts anderes, als feine Gedichte, denen ihr geistiger Vater, von einem irregegangenen, künstlerischen Sehnen erfüllt, Gewalt angetan, indem er sie zum massiven Gebilde der längeren Prosadichtung, dem ihr inneres Wesen nicht entspricht, zu modeln suchte. Die erste Novelle des Buches, der es seinen gleichsam entschuldigenden Titel entlieh, bringt die Erklärung: „Man ist nicht ungestraft zwanzig Jahre seines Lebens Lyriker, bloß Lyriker. Man denkt nicht fast ein halbes Menschenleben lang in Rhythmen, ohne Schaden zu nehmen. So habe ich allmählich verlernt, in Prosa zu fühlen, in Prosa zu denken, und sehne mich doch so unstillbar nach ihr, nach der ehrenwerten Landstraße der Sprache, die nicht immer durch Blumengärten und feierlich rauschende Haine, sondern auch einmal zwischen Kornfeldern und Kartoffeläckern dahinführt ... Apollo, gib mir meine ehrliche Prosa wieder!“ Das unbefriedigte Sehnen, das aus diesen klagenden Worten spricht, glaubt man dem Dichter gern. Wäre er sonst ein Dichter, wenn satte Selbstzufriedenheit mit dem bisher Geleisteten ihn in eine Art vergnügter Gewohnheitsreimerei verfallen ließe, statt daß der ewig rege Wunsch nach höherer, schwererer Leistung ihn zu neuen Taten dichterischen Schaffens triebe? Daß dem Sehnen aber keine Erfüllung ward, möge den feinen Künstler Salus nicht zu tief betrüben: Mit der Fähigkeit, im Gedichte mit edlen Worten guten Gedanken schöne Form zu geben, hat ihn der Gott, von dem er kummervoll die „ehrliche Prosa“ zurückverlangt, so reich bedacht, daß er neidlos auf jene ihm begnadeter Scheinenden blicken darf, deren künstlerischem Können das robustere Schaffen in Prosa: Novelle und Roman, mehr entspricht, als dem seinen. A. R.

Revue der Revuen.

„Beilage zur Allgemeinen Zeitung“. (Ausgabe in Wochenheften.) Anläßlich des neunzigsten Geburtstages Eduard Zellers beschäftigt sich sein ehemaliger Schüler Dr. Maier-Pfullingen mit dem Philosophen. Zeller ist von der Theologie ausgegangen. Während seiner Studienzeit in Tübingen in den dreißiger Jahren war der Streit um die ältesten Urkunden des Christentums entbrannt, in dem David Friedrich Strauß, der Stiftsrepetent Zellers, und Ferdinand Christian Baur die Heerrufer waren. Zeugen von der innigen Teilnahme Zellers an dieser Bewegung sind die von ihm gegründeten „Theologischen Jahrbücher“. Dr. Maier-Pfullingen begleitet Zeller von Tübingen, nach Bern, von dort nach Marburg, wo der Theolog in die Philosophen fakultät eintritt, von Marburg nach Heidelberg und Berlin. Er verfolgt gleichzeitig die Entstehung der Werke Zellers, besonders der sechsbändigen „Philosophie der Griechen“, der „Geschichte der christlichen Kirche“, der „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibnitz“ und der Schrift „Friedrich der Große als Philosoph“. Unter den jetzt Lebenden finde sich keiner, der Zeller in Kenntnis der christlichen, jüdischen und vor allem der griechischen Philosophie ebenbürtig wäre. Zeller konstruiert nicht, sondern leitet streng aus den Quellen ab. Die spekulative Anlage des Schwaben kam ihm zustatten, Lücken zu ergänzen, Verbindungen herzustellen und das Einzelne in den Zusammenhang eines Ganzen so hineinzurücken, daß sich eine allmähliche Entwicklung, ein naturgemäßes Werden in der Wechselwirkung aller Kulturerscheinungen ergab. Wohl hat Zeller als Schüler Hegels begonnen, war aber der apriorischen Deduktion abhold und wollte nur auf exakt induktivem Boden die Erkenntnis der Welt gewinnen. Seine von demselben Idealismus getragene Art zeigt sich in zwei Abhandlungen, einmal über das vielumstrittene Gesetz der [illegible] und dann über das Kantische Moralprinzip und den Gegensatz formaler und materialer Moralprinzipien.

[illegible]

Aus der Vergessenheit.

Von Hjalmar Söderberg.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

I.

Als ich eines Morgens die Todesanzeigen in meiner Zeitung durchflog, blieb mein Blick an einem mir wohlbekannten Namen haften: Henrik Cleve. Ich saß lange wie betäubt da, mit wirrem Kopfe und starrte auf diesen Namen in der schwarzen Umrahmung. Ich hätte vielleicht besser vorbereitet sein sollen. Ich wußte ja, daß seine Gesundheit untergraben war; aber dennoch . . .

Wir waren, ehe er Stockholm verließ, gute Freunde gewesen. Wir hatten uns in der Dämmerung vor der Kaminflamme bei Kaffee und Zigaretten Gesellschaft geleistet; wir hatten dieselben Schriftsteller geliebt, wir hatten gegenseitig unsere Familien besucht, wir waren zusammen in Cafés und Theatern gewesen. Wir trafen uns so ziemlich jeden Tag. Er pflegte mir mittags entgegenzugehen, wenn ich von meinem Bureau kam; wir gingen dann zusammen durch Straßen und Promenaden, blieben bei einem Buchhandlungsfenster hier, einem Blumenladen dort stehen, und sprachen über alles und nichts. Meine Existenz war gleichmäßig und alltäglich, er hingegen hatte oft Erfolge und Enttäuschungen zu erzählen; er wollte Schriftsteller werden.

Doch eines Tages stellte es sich heraus, daß sein väterliches Erbe, das nie groß gewesen, ziemlich stark angegriffen war, und er mußte nun an seinen Lebensunterhalt denken. Er entwarf verschiedene Projekte, aber schob bis auf weiteres alle beiseite; endlich kam der Tag, an dem jeder weitere Aufschub die Situation ernst machen konnte. Da faßte er einen raschen, vielleicht allzu raschen Entschluß: er suchte und fand eine Anstellung bei einer Provinzzeitung in Südschweden. Ich riet ihm ab, doch ohne Resultat. Ich hatte übrigens keine besonders triftigen Gründe ins Treffen zu führen: denn er mußte doch leben.

Ich erinnere mich sehr deutlich an den letzten Abend im Kaffeehaus. Wir sprachen nicht viel. Der „Pascha“ servierte uns; wir nannten ihn Pascha wegen seines Phlegmas und seines großen, türkischen Schnurrbarts. Cleve war nervös. Er fing einen Satz an und unterbrach sich selbst, nahm eine Zeitung, las ein paar Zeilen und warf sie wieder weg. Der Kaffee war damals zufälligerweise schlecht — das Lokal war beinahe leer, die Kellner lehnten müßig an den Wänden — der Regen tropfte auf das Fensterblech, und aus der Garderobe drang ein Geruch von nassen Ueberkleidern herein.

Gegen Mitternacht trennten wir uns:

Weiß Gott, wann wir uns das nächstemal sehen . . .

Es ist nun mehr als anderthalb Jahre her, seit er abreiste. Anfangs korrespondierten wir fleißig, dann wurden wir so nach und nach müde — das ist ja ein häufiger Fall. Ich habe alle seine Briefe aufgehoben: die Korrespondenz des ersten Jahres ist ein voluminöser Bund; aus dem zweiten habe ich drei, vier kurze Episteln. Der letzte Brief ist über drei Wochen alt, und nun steht es mit einemmal vor mir, daß ich ihn nicht beantwortet habe.

Man hat ja an so vieles zu denken. Jetzt ist es zu spät.

Ich sehe sein Antlitz und höre seine Stimme, wenn ich allein in der Dämmerung sitze und in seinen Briefen blättere, die sich äußerlich alle so gleichen, mit feiner, leicht leserlicher Schrift auf gelbliches Papier geschrieben. Dort auf dem Sofa pflegte er zu liegen; hier am Schreibtisch saß ich, und er verwendete ungeniert den Teppich als Aschenschale.

II.

Sein erster Brief ist kurz:

Du Lieber!

Diese Stadt ist eine recht betrübliche Erscheinung: ein kleines dummes, schmutziges Rechteck mit der Kirche am einen Ende und der Unterrichtsanstalt am andern; im übrigen eine Anzahl Kasernen, etliche Kanonen und viele Artilleristen.

Und die Redaktion . . ., neue Bekanntschaften, fremde Menschen, die mein Interesse für die nämlichen Dinge beanspruchen, die sie selbst ausfüllen: die Schlechtigkeit der Konkurrenzzeitung, die schwachen Verstandesgaben des Bürgermeisters und der übrigen Machthaber, das Steigen der Postauflage . . .

Das Café des Freimaurerhotels ist wahrscheinlich die beste Institution der Stadt: die Kellnerinnen sind aufmerksam und etwas ältlich, ohne allen Anspruch auf Hofmacherei. „An Sonntagen ganz Weiß.“

Meine Kollegen bei der Zeitung haben, ich weiß nicht aus welchem Anlaß, Brüderschaft mit dem Portier des Hotels

getrunken, ein möglicherweise sehr ehrenwerter junger Mann, aber in dessen Beruf es nun einmal fällt, Trinkgeld zu nehmen.

Dein Freund

H. C.

Dieser Brief ist von anfangs Oktober datiert. Er enthält offenbar den ersten Anprall von Eindrücken: er zeigt eine gewisse Ungeneigtheit, die Situation ernst zu nehmen, sich zu orientieren und sich in der neuen Umgebung heimisch zu machen. Das scheint ihm übrigens überhaupt nicht gelungen zu sein. Später wird er bitterer: es wird ihm allmählich klar, daß er vielleicht für Lebenszeit an dieses kleine Fliegenpünktchen auf der Karte festgenagelt ist, ohne Heim, ohne Freude.

Er schreibt Mitte Dezember:

Ich faßte alles anfangs als eine mißglückte Farce auf, eine langweilige Farce, bei der man aus purer Barmherzigkeit an den Stellen lacht, wo der Verfasser es wünscht. Nun lache ich nicht mehr. Ich bin doch gewöhnt, in schönen Räumen zu wohnen: hier habe ich mich in ein kaltes, unwirtliches Loch mit fettigen Tapeten einquartiert. Meine Wirtin hat eine wahnsinnige Tochter und einen kranken Kater. Die Geisteskrankheit der Tochter ist von der turbulenten Art: sie schreit und singt und vollführt einen furchtbaren Spektakel im Zimmer nebenan, auf der Stiege und überall. Der Kater leidet an einer Hautkrankheit: um Hals und Nacken sondert er eine gelbliche Flüssigkeit ab: die Laune des Tieres ist herabgestimmt, und das Ganze bietet einen niederschlagenden Anblick. Er liegt den ganzen Tag im Flurfenster und wartet darauf, daß ein Sonnenstrahl ihm den Rücken wärmt; wenn er mich erblickt, macht er einen matten Versuch, zu spinnen, und will sich an dem haarigen Stoff meines Ulsters reiben.

Die Redaktion: neueingerichtet, gelbgebeiztes Birkenholz, eine Batterie leere Flaschen in der Kachelofenecke. Der Redakteur sitzt zufrieden vor dem Feuer: die Postauflage steigt, unaufhörlich laufen neue Bestellungen ein. Es regnet und stürmt: Mägde und alte Weiber segeln wie Ballons über den großen Marktplatz. Gerade gegenüber, vor der Kaserne, steht ein Schilderhaus, in jener eigentümlich schreienden Nuance angestrichen, die ich Rollgardinenblau nennen will; ein Artillerist geht auf Posten — auf und ab, hin und her: von Zeit zu Zeit, in bestimmten Zwischenräumen, bleibt er stehen, streckt sich und stößt aus irgendeinem Anlaß, den ich nicht kenne, ein entsetzliches Geheul aus. Er tut mir sehr leid.

Gestern war ich zu einer Familiengesellschaft bei einer liebenswürdigen, mittelalterlichen Kupferschmiedswitwe eingeladen. Die Löwen waren die Sergeanten der Artillerie. Der Umgangston in den Familien, bei denen wir Zutritt haben, ist einfach und ungezwungen. Ein jüngerer Sergeant verkleidete sich als Dame: auf der Brust placierte er zwei runde Herrenhüte mit einem Tuch darüber; rückwärts band er sich ungefähr einen halben Jahrgang des „Blattes" fest. Diese Dame hatte einen großartigen Sukzeß. Die Herren schlugen sich gegenseitig auf den Bauch und kreischten vor Lebensfreude: die Damen kicherten, die jüngeren schamhaft errötend, der Hüte wegen. Unser Beruf wird in diesen Kreisen mehr lächerlich als eigentlich strafbar gefunden und gibt Anlaß zu vielen schmerzhaften Anspielungen, die natürlich immer mit Bonhomie aufgenommen werden; ich bin überdies noch ganz speziell einer freundlichen, gutmütigen Neckerei ausgesetzt, weil ich ein Stockholmer bin, eine hier in der Stadt sehr lächerliche Eigenschaft.

Unser Redakteur, der sich durch ökonomischen Wohlstand und Oeldruckbilder in vergoldeten Rahmen auszeichnet sowie irgendeine Art Rotwein zu Tische trinkt, steht im übrigen vollständig auf derselben sozialen Stufe wie die Mitarbeiter. Nach drei- bis viertägigem Beisammensein begann er allmählich, gleichsam wie aus Zerstreutheit, den Titel „Herr" auszulassen und nannte mich einfach Eleve. Meine Verblüffung war unerhört. Jetzt kann mich hier nichts mehr erstaunen. Ich weiß manchmal nicht recht, ob ich träume oder wache. Und die Mitarbeiter nehmen mit denselben Verhältnissen vorlieb, auch der Jüngste, der doch ein Uebermensch ist. Es ist seit Nietzsches Auftreten und Popularisierung ein beinahe beunruhigend reicher Zufluß an Uebermenschen eingetreten . . . Ich bin mit den Kollegen nicht viel beisammen, obgleich ich im übrigen auf ganz gutem Fuß mit ihnen stehe, aber wir haben verschiedene Kaffeezeiten. Ich bin wirklich ein wenig einsam hier. Du verstehst, man kann sich ja — möglicherweise aus Affektion und weil man es in Büchern gelesen hat — einsam fühlen, wenn man unter Fremden ist, einsam mitten in seiner Familie. Aber ich versichere Dich, es ist etwas ganz anderes, einsam zu sein — zu fühlen, wie die Einsamkeit unter der Decke unseres Zimmers brütet, wie sie zwischen den Ranken der Tapete kriecht und aus allen Ecken starrt.

— — — Als ich heute zeitig morgens mein Zimmer verließ, lag der kranke Kater tot auf seinem Fensterbrett.

Dein

H. C.

Im nächsten Brief schildert er das Weihnachtsfest, das sehr unbehaglich gewesen sein muß; aber er macht noch immer lobenswerte Anstrengungen, den Mut aufrechtzuerhalten und versucht, sich selbst und mir einzureden, daß er sich mit der Zeit schon wohl fühlen wird. Dieser Brief hat einiges von dem traditionellen Briefhumor; auch melancholische Menschen bemühen sich ja oft, in ihren Briefen humoristisch zu sein.

Vom Januar datieren zwei Episteln, die literarische Exkurse enthalten, hauptsächlich über Huysmans, Bang, Loti; ferner ein kurzer und etwas mystischer Brief über eine gewisse Franziska, „eine junge Dame, die sich durch mehr Schönheit als Tugend und mehr Untugend als Schönheit auszeichnet".

Ende Februar ist er in guter Stimmung gewesen:

Alter Ravaillac!

Es ist hier unten schon eine Art Frühling, es weht frisch, aber lau draußen auf der Ebene. Der Schnee ist fort, die Eisschollen unten im Flusse seufzen und knacken, die Dohlen flattern nervös um den Kirchturm. In Stockholm gibt es einen Menschen, der bis jetzt ein Schuft war. Er ist mir nämlich seit meiner Wohlstandszeit Geld schuldig gewesen. Und nun hat er sich bekehrt und das Geld geschickt! Es ist im Himmel größere Freude über einen Sünder &c. Ich ging gleich zu meinem Schneider und bestellte einen neuen Frühlingspaletot aus schwarzem Cheviot ohne Rückennaht. Es liegt freilich im Geiste der Zeit, alle moralischen Bande zu lösen, aber irgendeine Religion muß der Mensch haben.

Der Freund

H. C.

Ich blättere weiter. Im März:

— — Du fragst, wie es mir geht. Ach ja. Ich huste ein wenig mehr als früher, sonst nichts. Es ist schlechtes Wetter. Ich halte mich meistens im Zimmer, bei Burgunder und Zigaretten. Das ist das beste, was man in diesem gottverfluchten Monat März tun kann. Ich stelle mir vor, daß ich noch drei bis vier Jahre zu leben habe. In dieser Zeit sollte man es wohl fertig bringen können, ein gutes Buch zu schreiben, glaube ich. Ich habe eine Idee, an und für sich ausgezeichnet, aber sie quält mich schrecklich; ich weiß, daß ich sie noch nicht ausführen kann. Dessenungeachtet mache ich einen Entwurf nach dem anderen und lege ihn beiseite. Hier ist mein Motto, obwohl es wahrscheinlich nicht auf das Titelblatt gedruckt wird — es ist von Jacobsen, du weißt wohl noch —: Es gibt nichts auf der Welt als Weiber. Aber ich fürchte, daß es ein unmodernes Buch wird, jetzt will man ja wieder Lebensfreude haben. Gleichgültig übrigens, es wird ja ohnehin nicht fertig.

(Später:) Ich habe heute Banditen im Zellengefängnis interviewt; nach Hause ging ich über den Friedhof, den neuen. Oede, platt, grau. Schneewolken im Osten, ein schneidender Wind. Das ist der Nachwinter, der kommt: ich sehe ihn weit draußen auf der Ebene, in einer halben Stunde ist er da. Kragen hinauf, Hände in die Taschen. (Hier hat er ein kariertes Selbstporträt an den Rand gezeichnet.) Wenn ich vielleicht nur mehr mit einem Jahr zu rechnen hätte. Was Du tust, tu bald. Ich muß schließen. Ich habe einen Artikel aus der Nationalzeitung über Aluminium für morgen für die letzte Seite zu bearbeiten.

Dein

H. C.

Später im selben Monat:

— — Es ist ein Theater in die Stadt gekommen, und ich fraternisiere mit der Bande hinter den Kulissen. Der jeune premier, eine der Berühmtheiten der Provinz, hat ein Fach, das er mit großer Fertigkeit beherrscht: einen älteren jungen Herrn mit bitterem Geschmack im Munde.

Sonntag Vormittag. Ich stehe an meinem Fenster mit der Aussicht auf die Kirche. Meine Wirtin, die religiös ist, berechnet monatlich eine Krone extra für diese Aussicht. Ich komme gerade von dort. Ich finde, daß der Gottesdienst zu kurz ist. Ich könnte so gut noch eine Stunde oder ein paar in dieser ruhigen, träumenden Betäubung sitzen, die mein [illegible] Temperament ganz besonders anregt. [illegible] Orgelseufzen. Kinderstimmen: zarte, falsche, [illegible] Wände, hohe Wölbungen. Eine Stimme, [illegible] Und vorn im Chor eine Flut von [illegible] weiße Gardine. Ich sitze und wende [illegible] [illegible]

(Später, im Theater:) In der letzten Parkettreihe sitzen drei junge Leute der Handelsklasse — nach ihren schönen Krawatten zu schließen — und machen sich über die traurigsten und erschütterndsten Stellen im Stücke lustig, dazwischen werfen sie mitleidige Blicke um sich auf das übrige Publikum, das sich mitreißen läßt. Ein kleines liebenswürdiges Genrebild: Kleinstädter, die kritisieren. Ich werde bei den Gebeinen des Heiligen morgen das Melodrama loben.

Im April und Mai faßt er sich ziemlich kurz. Er spricht vom Frühling, schildert ein paar Ausflüge aufs Land, erzählt von einem Subskriptionsball im Hotel — „eine Dame war modern frisiert" — verfällt oft in die gewöhnlichsten Briefphrasen und spricht nur wenig von sich selbst (an einer Stelle kommt doch die Bemerkung vor, daß er sich nun definitiv entschlossen hat, wenigstens zehn Jahre zu leben, so daß es mit seinem Buche keine Eile hat). Wenn ich nachher die Briefe in diesen Monaten, sie enthalten häufig einen jähen Umschlag von Spleen zu Ausgelassenheit und umgekehrt, mit dem mystisch erotischen Briefe vergleiche, bekomme ich im ganzen den Eindruck, daß er damals von etwas ausgefüllt war, was er nicht einmal Lust hatte, einem guten Freunde zu erzählen. Während des Sommers eine lange Pause in der Korrespondenz. Im August endlich ein Brief mit vielen Entschuldigungen wegen der Verzögerung und mit Klagen über die Hitze und die daraus folgende Mattigkeit, über schlechte Geschäfte und die Fliegen in der Redaktion.

Ende September:

— Ich promenierte mittags auf dem Eisenbahndamm. Rechts schlummert ein Binnensee, weit, öde und blank, mit niedrigen Ufern, die mit dem Horizont zusammenfließen. Ein totes Wasser ohne ein Segel. Tot und still. Ich blieb lange am Strande sitzen. Ruhe, Vergessenheit. Stille, ewiger Schlummer. Wie dem auch sein mag, man gewöhnt sich an alles. Ich lege nun jeden Morgen mit derselben Ruhe meinen Beruf an, wie ich mein Hemd anziehe. Weißt Du noch, mit welchem Entzücken wir uns vor ein paar Jahren in Balzacs Philippiken gegen den Journalismus vertieften? Erinnerst Du Dich, wie er mit demselben Feuer der Ueberzeugung die Unmöglichkeit darlegte, zugleich Dichter und Journalist zu sein, wie Kierkegaard das Absurde darin entwickelt, zugleich Christ und Priester sein zu wollen? Ces lupanars de la pensée war sein Lieblingsausdruck von den Zeitungen! Aber man gewöhnt sich an alles. Man arbeitet ein bißchen, und der Tag vergeht. Gegen sechs Uhr sind die Korrekturen gelesen, und die Zeitung kommt in die Presse. Dann geht man hinüber in die Druckerei und sieht der Arbeit zu; da steht man ein Weilchen in der offenen Tür mit einer Zigarette im Mundwinkel da und läßt sich von dem Lärm der Maschinen betäuben. Kommt einer der Druckereijungen in die Nähe, „Jebädens" zum Beispiel, so zieht man ihn an der Nase oder kitzelt ihn mit dem Stockgriff in der Magengrube: das schmeichelt ihm. Und wenn eines der halberwachsenen Mädchen vom Buchdrucker Svensson drinnen ist, so zupft man sie am Zopf, dann kichert sie. Dann fallen die ersten Exemplare aus der Presse; man nimmt seine Zeitung und geht ins Café.

— Du fragst immer, wie es mir geht. Gut geht es mir natürlich.

Dein

H. C.

Nach diesem Brief wird seine Laune immer herabgestimmter; seine Traurigkeit verhärtet sich gleichsam und bekommt scharfe, schneidende Kanten. Vom 3. Oktober ist eine lakonische Mitteilung datiert: Gestern war es ein Jahr, daß ich hier bin. Ich jubilierte allein im Café, bei grüner Chartreuse oder irgendeinem ähnlichen Gesöff, das ich sonst verabscheue. Besonders am nächsten Tage.

Anfang Dezember vergnügt er sich noch mit ein wenig [illegible]

Ich erwachte heute morgens zeitig. Das Mondlicht zitterte auf der Gardine; bleich und grünlich zitterte es im Kampfe mit dem Tage, der zu grauen begann — bleicher und bleicher schimmerte es und der Tag stieg herauf. Ich lag da und starrte auf die Kirche vor dem Fenster. Die Mauern brannten schon in Blut und Orange und der Schnee auf dem Dache [illegible] [illegible]

[illegible] Schnee [illegible] unter den [illegible] und ein [illegible] [illegible] [illegible] liegt [illegible] [illegible] eine dünne und [illegible] Decke, die in der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

. . . Spiel mit Worten. Kinderei; schlechter Zeitvertreib. Ich weiß eine bessere Art, einem langen Sonntagsvormittag den Garaus zu machen. Ich lege Patiencen.

(Am nächsten Vormittag:) Gestern Abend im Café wie gewöhnlich. Musik. Hörte die Sarabande aus der Holberg-Suite — es ist lange her, seit ich sie zuletzt gehört habe. Meine Schwester spielte sie oft; ich dachte an zu Hause, an alte Tage; und ich schloß die Augen. Es war wie ein weicher Arm um meinen Leib. Ich würde jetzt eigentlich täglich Musik brauchen, da ich nämlich nicht mehr mit meiner alten Andacht Bücher lesen kann. Ich genieße sie nicht wie früher . . . nichts ist mehr wie früher. Du verstehst, die Rezeptivität nimmt ab, man wird chinesisch. Man wird gleichgültig gegen alles, was außerhalb des eigenen Ideenkreises liegt. Gott, der die Kindlein lieb hat, wann werde ich von hier fortkommen . . . zu Weihnachten, wie Du vorschlägst, wird es kaum gehen, woher das Geld nehmen? Uebrigens stehe ich mit meinem Redakteur nicht auf dem Fuße, daß ich einen Urlaub verlangen will . . . Ich hatte heute Nacht einen Traum. Ich träumte, daß der Tag gekommen war, an dem ich sterben sollte; es konnte unmöglich länger aufgeschoben werden, und an und für sich war es ja auch ganz gleich. Aber ich war so arm, so arm; ich hatte nicht einmal die Mittel, mir einen Sarg zu kaufen. Da traf ich einen kleinen alten Mann, der ordentlich und gefällig aussah; er behauptete, daß oben auf dem Dachboden des Hauses, in dem ich wohne, ein paar alte abgelegte Särge wären, die arme Leute gratis benutzen konnten. Ich tappte die Bodentreppe hinauf und kam in eine Rumpelkammer; da lagen wirklich ein paar alte Kisten auf einem Haufen, und darunter eine, die an einen Sarg erinnerte. Sie war schwarz angestrichen und im übrigen ganz sauber. Ich nahm sie unter den Arm und ging — sie war klein wie für ein Kind, aber über so etwas wundert man sich im Traume nie. Als ich über die Treppe ging, stolperte ich und fiel und der Sarg zerbrach. Da setzte ich mich auf die Stufen und weinte. Ich brauche jetzt länger als früher, um vom Traum zur Wirklichkeit zurückzukommen. Ich glaube, daß ich mehrere Minuten wach lag, starr vor Schrecken darüber, daß ich meinen Sarg zerschlagen hatte.

. . . Warum schreibst Du so selten?

Dein

H. C.

III.

Das war sein letzter Brief. Ich habe mehr als einmal Papier und Feder hervorgenommen, um ihn zu beantworten: dann sind Freunde gekommen und haben mich in Anspruch genommen . . . oder ich bin müde gewesen, oder ich hatte keinen Stoff, der ihn interessieren konnte. Der Brief blieb unbeantwortet.

Ich saß lange am Fenster mit diesen Blättern in der Hand. Es war dunkel geworden; den letzten Brief las ich bei dem Laternenschein von der Straße. Es war ein schöner Abend. Draußen leuchtete der Märzschnee weiß — die Straßenbahnen klingelten — vor meinem Fenster bewegte sich ein Schattenspiel eiliger Menschen, auf dem Wege Gott weiß wohin.

Endlich kam ich zu mir selbst zurück, schnitt die Todesanzeige aus und befestigte sie mit einer Stecknadel an den letzten Brief; dann legte ich alles in ein großes Kuvert und verschloß es in meine unterste Schreibtischlade.

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XXXVIII. Band. Wien, den 6. Februar 1904. Nummer 488.

Nach Osten!

Es ist immerhin etwas Wahres an dem vielzitierten Worte, daß Oesterreich seinen Schwerpunkt nach dem Osten verlegen müsse. Nur muß man, wenn man die Wahrheit herausfinden will, den Nachdruck nicht auf den politischen Rat legen, den das Wort enthält, sondern auf die politischen Tatsachen, aus denen es entsprungen ist. Das Abrücken oder, wenn man will, die Abdrängung Oesterreichs vom Westen nach dem Osten ist eine Tendenz, die der österreichischen Staatskunst keineswegs durch das Geschick vorgeschrieben ist, vielmehr größtenteils aus ihrer freien und wenig glücklichen Wahl entsprungen scheint. Der Gedanke soll zum erstenmal in der Metternichschen Staatskanzlei ausgesprochen worden sein; in neuerer Zeit wurde er dann von zwei auswärtigen Staatsmännern variiert, deren Ueberlegenheit die österreichische Politik schwer zu fühlen bekommen hat: von Cavour und Bismarck. Beide hatten ein Interesse daran, den Ehrgeiz des Wiener Hofes von westlichen auf östliche Probleme zu lenken, und beide waren scharfblickend genug, um zu erkennen, daß ein ihren Wünschen entsprechender Drang und Trieb seit lange in Oesterreich wirksam war. In der Tat war ja der europäische Orient von jeher ein Gegenstand wachsamer Beobachtung für die habsburgische Hauspolitik. Diese Richtung war ihr schon durch die Türkenkriege diktiert und wurde selbst in Zeiten schwerster Konflikte im Westen, wie der Napoleonischen Kriege, nie ganz außer acht gelassen. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist durch die Entstehung und Festigung des großen deutschen und des italienischen Nationalstaates die äußere Politik Oesterreichs endgültig aus ihren alten Bahnen geworfen worden. Durch Jahrhunderte hatte das Haus Habsburg seine tüchtigsten militärischen und diplomatischen Diener am Rhein und am Po verwendet. Damit war es nun aus, und für Oesterreich schien wirklich nur mehr die Rolle des Ostreiches übrig zu bleiben. Man akzeptierte sie, weil man eben durchaus eine große Rolle haben und behaupten wollte, man machte aus der Not eine Tugend, man wollte, was durch Cavour und Bismarck anempfohlen war, aus eigenem Witz gefunden haben. Wies denn nicht der schönste und unbestrittenste Kriegsruhm der Vergangenheit, wies nicht eine zugleich militärische und volkstümliche Tradition nach den Balkanländern hin? Aus offiziöser Begeisterung wurde geschwind die Phrase geboren: wir müßten die Kultur nach dem Osten tragen. Und so marschierten wir in Bosnien ein, und sollen wohl einmal noch weiter marschieren, Gott weiß wohin.

Gewiß, die Idee ist ja an sich keine abrupte, sie hat logische und geschichtliche Zusammenhänge, und alles wäre ganz gut und schön — wenn nur nicht das verhängnisvolle österreichische Schicksalswort darüber stände: zu spät! Die eroberungslustigen Hofpolitiker glauben den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts unmittelbar an den Anfang des achtzehnten knüpfen zu können. Aber das ist ein böser Irrtum. [illegible] alles anders geworden. Der habsburgische Länderbesitz hat sich in einen konstitutionellen Doppelstaat verwandelt, belastet mit der vordem unbekannten, jetzt aber drängenden und drohenden Nationalitätenfrage. In den östlichen Grenzgebieten aber sind die ehemals geringen politischen und religiösen Widerstände ins Riesenhafte gewachsen. Als einst der Weg nach dem Osten für Oesterreich wirklich frei [illegible] in Europa noch keine slawische Großmacht oder [illegible] gab keine mehr — denn Polen ging schon nach [illegible] und Rußland war noch lange nicht eben[illegible] und die griech[illegible] Kirche war damals eine unbeträchtliche [illegible] am meisten dazu beigetragen, Rußland nach dem [illegible] ziehen, es in die europäischen Händel zu verwickeln [illegible] schiedsrichtenden Großmacht zu erheben? Die österreichische Politik. Und wer hat den Zugang zum [illegible] nach den Balkanländern für Rußland [illegible] Wieder die österreichische Politik. [illegible] tigen Gegner großgezogen, der unsere Ostgrenze jetzt schwerer bedroht, als es je die polnische oder türkische Nachbarschaft getan, und der sein Wächterschwert über jedes, auch das entfernteste Stückchen slawischen Bodens hält.

Doch, wäre es auch nicht die Furcht vor äußeren Konflikten, die solche Pläne hemmte, so müßte es wohl die Furcht vor inneren Konflikten tun. Oesterreich kann, wie die Weltlage gegenwärtig ist und auf lange hinaus sein wird, nur durch südslawisches Gebiet erweitert werden. Man nähert sich, wenn man den Gedanken weiter verfolgt, dem Phantasma eines großslawischen Konkurrenzstaates gegen Rußland. Daß aber jeder Versuch in dieser Richtung dem entschiedensten Widerstand der in Zis- und Transleithanien führenden Nationen begegnen müßte, ist wohl klar. Wie sich die Ungarn dazu des weiteren stellen würden, ist ihre Sache. Die Deutschösterreicher aber würden in der Bekämpfung einer derartigen Politik zu Konsequenzen gelangen, die geradezu den Bestand der Monarchie gefährden müßten. Sie hängen an Oesterreich mit der Liebe, die man für seine eigenen Schöpfungen empfindet, sie freuen sich der eigenen Kultur, die sie hier auf Kolonistenboden aufgeben sehen. Würden sie aber alles, was ihnen durch Ueberlieferung und Nationalgefühl teuer ist, einer slawischen Ueberschwemmung preisgegeben wissen, dann hätte Oesterreich bald keine deutschen Bürger mehr. Kein einzelner und kein Staat entfernt sich ungestraft allzu weit von seinem historischen Ursprung. Oesterreich wurde einst gewaltsam durch die Gegenreformation von Deutschland losgerissen, politisch und kulturell, es hat seither Stück für Stück seiner deutschen Vormachtstellung an das protestantische Preußen verloren, bis auch die deutsche Kaiserkrone an die Hohenzollern fiel. Gerade aber seit die Trennung in aller Form vollzogen wurde, ist das Zusammengehörigkeitsgefühl bei den Deutschösterreichern lebendiger geworden als je. Das ist eine Empfindung, mit der die Diplomatie nicht spielen darf. Das lockende Traumbild slawischen Gewinns im Osten könnte sonst deutschen Verlust im Westen zur erschütternden Wahrheit machen. Oesterreich aber braucht seine Deutschen. Es hat kein anderes Zivilisationsmittel, keinen anderen Völkerkitt, keine andere staatserhaltende Kraft als diese. Die religiös-politische Idee, die man zur österreichischen Staatsidee hat erheben wollen, was brachte sie uns anderes als Zerstörungen und Niederlagen? Das deutsche Prinzip konnte durch das katholische Prinzip nicht ersetzt werden. Ja, es ist eine Ironie des Schicksals, daß dieselbe katholische Politik, die unsere Brücken nach dem Westen abgebrochen hat, sich als ein Haupthindernis auch für den Brückenschlag nach dem Osten erweist. Denn nicht nur Rußland steht uns hier entgegen, sondern auch das griechische Kirchentum und der altverdiente schlechte Ruf der Wiener Hofjesuiten.

So kreuzen sich mannigfach Alt und Neu, romantische Träume und moderne Interessen. Im konstitutionellen Oesterreich sind zwar die treibenden Motive der Regierenden noch immer so undurchsichtig wie ehedem im absoluten [illegible] Aber eine besser unterrichtete, aus reicheren Quellen [illegible] künftige Forschung wird einst darlegen, wie in unserer Zeit die [illegible] der inneren mit den breiten [illegible] der äußeren Politik [illegible] verschlungen waren.

E. W.

Die Politik der „starken Hand“.

Aus dem Tagebuch eines [illegible]

Politische Ansichten sind [illegible] Banknoten, aber beide [illegible] wenn man sie unter die Leute bringt [illegible]

populäre Staatsmann von der Strömung tragen — wohin sie eben will. Als kluger Arzt belauscht er den Herzschlag der Nation, beschaut ihre kranke Zunge — bei der Totredebatte hat er Muße dazu — und tut schließlich, was der Patient will. (Sicherlich das allerbeste, denn dem Patienten scheint ohnedies nichts mehr zu helfen.)

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Graf Tisza noch an der Seite seines Vaters, des „alten Generals" (wie wir treuen Mameluken Koloman Tisza nannten) kämpfte, sprach er im Abgeordnetenhaus seine politische Ansicht über die sogenannten „nationalen Aspirationen" unumwunden aus, indem er erklärte, daß deren Erfüllung „der Natur der Sache nach eine Unmöglichkeit sei". Heute ist Tisza anderer Meinung. Er ist jetzt der Verteidiger der nationalen Aspirationen, ja, er pflanzte (wie selbst Apponyi zugeben mußte) die Fahne des Siegers auf den Zinnen der liberalen Partei auf. Und wir Mameluken, die wir stets gegen die nationalen Aspirationen kämpften, machen die Pflanzung (oder sagt man besser: „Pflanz"?) entzückt mit.

— — — — — — — — — — — — — — —

Graf Tisza bekämpfte die passive Resistenz des guten Szell (ach, das war einer unserer höflichsten Führer) und nannte diese Taktik mit einem derb-kräftigen Wörtlein à la Luther „Unsinn". Er nahm auch sofort nach seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten den energischesten Kampf gegen die Opposition auf, denn er wollte die Rekrutenvorlagen in Parallelsitzungen durchpeitschen. Dies gelang leider nicht und Tisza — als wirklich weiser Staatsmann — forcierte den Kampf nicht weiter, sondern sprach öffentlich das große Wort gelassen aus, daß die „starke Hand" eine „tolle Hand" sei (er liebt als starker Staatsmann starke Worte) . . . und machte nun einen Versuch mit der passiven Resistenz. Wenn auch dieser Versuch mißlang und zur Stunde die Rekrutenvorlagen ebenso unerledigt sind, wie sie unter Szell und Khuen waren, so trägt Tisza keine Schuld daran. Er probierte alles Menschenmögliche, behandelte den Kranken zuerst kalt und dann warm, operierte mit kalten Duschen und heißen Luftbädern, mit Umschlägen und Eingüssen, — und wenn all das nicht half, muß der Kranke sich die Folgen nur selbst zuschreiben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Daß Tisza den besten Willen hat, bewies er in den drei Monaten seiner Ministerherrlichkeit oft und oft. Als er in seinem Regierungsprogramm für die konfessionelle Schule eintrat und einige liberale Doktrinäre dagegen Bedenken erhoben, zog er seine konfessionelle Vorliebe rasch zurück. Ebenso loyal handelte er den Beamten gegenüber, denn während er noch im November versicherte, daß von einer Regelung der Bezüge der Beamten keine Rede sein könne, insolange die Obstruktion währe, wurden im Dezember die Gehaltszuschläge bereits ausgefolgt. (Tisza ist eben kein Zustamentpolitiker!)

Noch ein Beispiel seines konzilianten Entgegenkommens: Als die Obstruktion durch ihr kindisches Treiben die Geduld Tiszas erschöpft hatte, sagte er ihr eines Tages klipp und klar, daß alle Totreden lächerlich und zwecklos wären, da die Delegationen erst zusammentreten werden, bis die Rekrutenvorlagen im ungarischen Parlament erledigt sind. In dem Augenblick aber, wo der Ministerpräsident sah, daß die Obstruktion nicht weichen will, wich er — der Gescheitere gibt immer nach — und nun finden die Delegationen in Wien in größter Ordnung statt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und da gibt es Leute, welche mit dem neuen Kabinettschef unzufrieden sind! Ja, es existieren sogar Kleinigkeitskrämer, die ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er dem einzigen Bauernabgeordneten, den Ungarn besitzt, dem höchst primitiven Malkai keine Einladung zu seiner Soiree sandte. Tisza ist gewiß liberal und demokratisch gesinnt, aber schließlich ist er ein Graf und Malkai doch nur ein Bauer. (Wir Politiker sind durchweg Demokraten, aber mit dem Pathos der Distanz, wie dieser närrische Nietzsche sagt.) Freilich ist es wahr, daß der König den Bauernabgeordneten Malkai zu Hoffesten einladen ließ und Malkai auch schon in der Ofner Hofburg erschien, aber so demokratisch wie der König muß der Ministerpräsident keineswegs sein. Und wer weiß, ob der König eine besondere Sehnsucht nach Malkai empfand? Sagt doch der Dichter: „Die Könige sind nur Sklaven ihres Standes, dem eigenen Herzen dürfen sie nicht folgen."

Die Frage aller Fragen ist und bleibt, ob Graf Tisza die Obstruktion besiegen wird. Er hat den „Kampf auf Leben und Tod" noch für den Monat Februar in Aussicht gestellt. Sofort nach Schluß der Delegationssession soll die Politik der „starken Hand" ihre Auferstehung feiern. Wir armen Mameluken haben, offen gestanden, ein wenig Angst vor dieser neuen Taktik, denn mit unserem unterkänigen Untertanenverstand können wir an den sicheren Sieg unserer (allerdings überaus gerechten) Sache nicht glauben. Die Politik der „starken Hand" soll nämlich darin bestehen, daß ein neuer Versuch mit Parallelsitzungen, eventuell mit Permanenzsitzungen gemacht wird. Die Parallelsitzungen haben sich jedoch bereits einmal als unpraktisch erwiesen, und wenn man neuerdings mit ihnen experimentieren wollte, würden sie abermals versagen. Bleiben die Permanenzsitzungen, die allerdings zum Ziel führen müssen; denn eine Sitzung ohne Ende wäre nicht zu ertragen. Hier entsteht nur die Schwierigkeit, wie der Ministerpräsident, die Regierung und die Regierungspartei und besonders die Mameluken eine dreitägige oder etwa sechstägige Sitzung aushalten sollen? Die Opposition hat es leicht. Wenn sich alle oppositionellen Parteien ralliieren, verfügen sie über hundert Redner. Diese hundert Redner, in bloß vier Schichten eingeteilt, ergeben für je sechs Stunden des Tages fünfundzwanzig Redner, und diesen Rednern ist es geradezu eine Spielerei, sechs Stunden totzuschlagen. Die Opposition könnte also mit dieser Taktik tage-, wochen- und monatelang obstruieren, zumal in geschlossenen Sitzungen jeder Redner wiederholt das Wort ergreifen und eine und dieselbe Rede so oft wiederholen kann als er will. Was soll aber, wie schon erwähnt, die Regierungspartei tun? Sie kann sich nicht in Gruppen aufteilen, weil das Abgeordnetenhaus stets beschlußfähig sein muß. Die Regierungspartei verfügt im Maximum über 160 Stimmen (mehr konnten auch bei der Präsidentenwahl für Perczel nicht aufgebracht werden), doch an diesen Stimmen hängen leider nicht immer „Kämpfer". Mehr als 120 bis 130 „Kämpfer" wird Graf Tisza nicht mobilisieren können und unter diesen dürfte wohl nur die Hälfte „begeistert" kämpfen. Ist es aber möglich, daß hundert Abgeordnete tage- oder gar wochenlang die trostlos öden Reden im Abgeordnetenhaus anhören und immer bereit stehen, um die Beschlußfähigkeit zu konstatieren? Wir Mameluken sind auch nur Menschen und — ehrlich gestanden — wir zweifeln an unserer Widerstandsfähigkeit. Doch vielleicht hat Graf Tisza außerdem noch einen geheimen Plan? Er gehört, dem Himmel sei Dank, nicht zu jenen großen Männern, auf deren Stirnen — wie Jokai schrieb — zu lesen ist: „Gänzlicher Ausverkauf!" Unser Führer hat glücklicherweise immer neue Ideen und wenn es mit der „starken Hand" nicht geht, wird er im allerschlimmsten Fall auf schwachen Füßen — gehen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Aufrichtig gestanden, wir Mameluken denken an die Zukunft. Ebenso wie Tisza bei der ersten Kabinettsbildung scheiterte und dann wiederkam, kann auch Khuen, der wiederholt Mißerfolge hatte, zurückkehren. Und auch Szell und Wekerle, ja, selbst Banffy sind möglich, sofern durchaus auf alten Walzen gespielt werden soll, und wenn neue Walzen eingelegt werden müssen, sind wieder Andrassy, Csaky und Apponyi vorhanden. Immerhin werden wir Mameluken, wenn es zum „Kampf auf Leben und Tod" kommt, unseren Führer mit derselben Aufopferung verteidigen, wie wir für Tisza, Szapary, Banffy, Wekerle, Szell und Khuen kämpften, aber wir werden auch an die nächste Regierung denken, die wir ebenso aufopferungsvoll verteidigen wollen; denn unsere Wähler und besonders unsere Obergespäne haben uns ins Parlament gesendet, um die Regierung zu unterstützen, wohlverstanden **d i e** Regierung und nicht dieses oder jenes Ministerium. (Der loyale Patriot wird niemals persönliche Politik treiben und wir Mameluken sind loyale Patrioten!) Deshalb werden wir mit Hiob denken und reden: „Alle Tage, da ich streite, will ich harren, bis die Umwandlung kommt."

— — — — — — — — — — — — — — —

Doch wer wird trüben Gedanken nachhängen? Noch hofft unser geliebter Führer (derzeit Ministerpräsident Graf Stephan Tisza), daß es gelingen wird, die Obstruktion zur Abrüstung zu bewegen, und mit ihm hoffen auch wir. Die „starke Hand" wurde vorläufig aufs Eis gelegt und soll erst nach den Delegationen aufgewärmt werden. Wer könnte vorhersagen, was sich bis dahin ereignen wird? Vielleicht verändert ein glücklicher Zwischenfall die unerfreuliche Situation? Vielleicht geschieht ein Wunder? Doch es komme, was da wolle. Wir Mameluken bleiben unserem neuen Führer ebenso zugetan und anhänglich, ebenso ergeben und treu, wie wir allen unseren alten Führern stets gewesen. Das sind wir unserer Ueberzeugung und ganz besonders unserer Gesundheit schuldig.

Arpad.

Breslauer Kaufmannschaft im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

Wer Sombarts Ausspruch, daß „zweifellos der Ausfuhrhandel in jener Zeit einen verhältnismäßig viel größeren Raum einnimmt als heute", unglaublich findet, der lese das unten genannte höchst verdienstliche Buch.*) Er wird daraus die Ueberzeugung gewinnen, daß der aus dem Export- und Transithandel fließende Teil des Volkseinkommens, für Schlesien wenigstens, im achtzehnten Jahrhundert noch größer gewesen ist als „in jener Zeit", das heißt in der Mitte des neunzehnten, und daß überhaupt dieser Anteil wächst in dem Maße, als man bis etwa ins fünfzehnte Jahrhundert zurückgeht: verhältnismäßig natürlich; die absoluten Zahlen müssen aus bekannten Gründen in unseren Tagen die aller früheren Zeiten weit überflügeln.

In langen Karawanenzügen kamen damals aus Polen, Ungarn, Rußland, Siebenbürgen mit Juchten, Talg, Pelzwerk, Wachs, Honig und anderen Naturerzeugnissen des Ostens beladene Wagen nach Breslau, um ihre Ladung gegen Tuch, Seide, Wolle, Nürnberger Waren auszutauschen. Es könne, heißt es in einer Schrift vom Jahre 1714, von Breslau wohl gesagt werden, daß es alle Tage Jahrmarkt habe, so viel mit Kaufmannsgütern beladene Wagen gingen täglich ein und aus. Die Stadt war eben das Emporium nicht allein für den westöstlichen, sondern auch für den nordsüdlichen Güteraustausch des östlichen Mitteleuropa. Aus den österreichischen Landen empfing sie unter anderem steirisches Eisen und ungarische Weine, die eigenen Landesprodukte aber, deren vornehmstes die schlesische Leinwand war, führte sie hauptsächlich den Nordseehäfen Hamburg und Amsterdam zu. Allein an Wachs wurden jährlich für 100.000 Taler nach Breslau gebracht.

Als Johann Ludwig Eichborn 1728 in Breslau sein Kommissions-, Speditions- und Wechselgeschäft errichtete, hatte dieser blühende Handel schon schwere Stöße erlitten. Von der großen Verlegung der Verkehrswege durch die Entdeckungen am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war Breslau nicht ganz unberührt geblieben, die Gründung von Petersburg hatte dem russischen Handel einen Ausweg über das Meer eröffnet, der nordische Krieg den polnischen Viehhandel stark beeinträchtigt und ein Salzmonopol den galizischen Steinsalzhandel vernichtet, was vorübergehend die Güte der schlesischen Wolle schädigte. Immerhin lebten sogar nach den gleich zu berichtenden weit schwereren Erschütterungen und Verlusten noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts zwei Drittel aller Bewohner Breslaus und fünf Prozent der Bewohner der Provinz unmittelbar vom Handel, der aber auch der übrigen Bevölkerung mittelbar zugute kam. In einer Denkschrift, die 1773 dem Minister v. Carmer von der Breslauer Kaufmannschaft überreicht wurde, heißt es: „Da das, was uns die Ausländer zuführten, bei weitem nicht so viel betrug als sie von uns einkauften, so brachten sie auch außer dem, was sie unterwegens verzehrten, sehr ansehnliche Summen Geldes ins Land. Besuchten sie ja außer Breslau auch noch fremde Messen, so geschah solches nur alsdann, wenn sie bei uns schon zu Markte gewesen waren und gewisse Bedürfnisse nicht hatten erhalten können. Selbst in diesem Falle ließen sie uns ihre dazu destinierten baren Gelder. Wir gaben ihnen dafür Anweisungen auf andre Plätze. Wir zogen auf diese Weise unsere Gelder, die wir anderwärts stehen hatten, nicht nur ohne Gefahr und Kosten ins Land, sondern wir erhielten noch dazu gewisse provisiones für unsere Briefe. Und endlich ließen auch die Polen und Russen die anderwärts eingekauften Waren durch uns spedieren. Dieser Verkehr nun hatte einen so gesegneten Einfluß auf ganz Schlesien, daß jeder Stand dabei sein hinreichendes Auskommen hatte. Man hörte zum Exempel bei dem fleißigen Landmann keine Klagen. Die Wirtshäuser hatten von den Fremden, die bei ihnen einkehrten, stündlichen Zuspruch. Die Professionisten auf dem Lande nährten sich so gut, daß die kleinen Städte darüber eifersüchtig wurden u. s. w."

Zu Denkschriften an die preußische Regierung hatte nämlich die Breslauer Kaufmannschaft reichlich Anlässe bekommen. Die Annexion Schlesiens sperrte von Oesterreich, die Teilung Polens später von den an Rußland und Oesterreich gefallenen Teilen dieses Landes ab, und die extrem merkantilistische Handelspolitik Friedrichs des Großen brachte sogar den Lebensnerv der schlesischen Industrie, die Leinwandfabrikation, in Gefahr, die nach dem Zeugnis des Königs dem Lande beinahe so viel eintrug, wie die amerikanischen Silberminen dem König von Spanien. Die Kaufleute hatten bald über Einfuhr-, bald über Ausfuhrverbote, bald über Zollmaßregeln und Chikanen Klage zu führen, und den mitgeteilten Urkunden aus dem Eichbornschen Archiv nach zu urteilen, würden die damaligen Kaufleute Schmollerschen Beschönigungsversuchen wenig zugänglich gewesen sein. Friedrich Wilhelms II. Regierung versprach Besserung. Mirabeau hielt sich damals in Berlin auf, nahm an den Beratungen über Aenderung der Handelspolitik teil und machte den Wert eines ungefesselten Handels für den Staat klar. „O Minister!" ruft er unter anderem, „hört doch endlich einmal auf, euch einzubilden, daß ihr die Angelegenheiten der Leute, die ihr regiert, besser verständet, als sie sie selbst verstehen!" Leider nutzte die eben eingekehrte bessere Einsicht nicht viel, weil die gewaltigen, von Paris ausgehenden Katastrophen auf Jahrzehnte hinaus den Handel und den Wohlstand Deutschlands und namentlich aller preußischen Provinzen beinahe vernichteten.

Aber gerade in dieser Zeit erscheint die Breslauer Kaufmannschaft und namentlich ihre vornehmste Repräsentantin, die Firma Eichborn, wahrhaft groß. Ihr wurde ein bedeutender Teil der von Napoleon dem Lande zudiktirten Kontribution aufgebürdet, und sie hat mit Umsicht und stets bereiter Opferwilligkeit die für ihre Kräfte enorme Aufgabe gelöst, durch Ratenzahlungen von im ganzen ungefähr zwanzig Millionen Franken das Land von der französischen Okkupation zu befreien in einer Zeit, wo die Bürgschaft des Staates so gut wie gar nichts wert, der ausländische Kredit verloren und das eigene Kapital im Vergleich zu heute winzig war; die Firma Eichborn, die erste Breslaus, besaß beim Beginn dieser Operationen etwa 200.000 Thaler. Und die Kaufmannschaft führte die schwierigen Operationen durch, obgleich sie von der Beamtenschaft und dem Militär, anfangs wenigstens, mit ostentativer Verachtung behandelt wurde. Allerdings hat der damalige Chef der Firma bei passenden Gelegenheiten den Herren Ministern die Bedeutung seines Standes für den Staat in kräftigen Worten klar gemacht. Der Verfasser unserer Schrift leitet die Darstellung dieser Ereignisse mit den Worten ein: „In diesen Jahren hat die Breslauer Kaufmannschaft und zum Teil auch der schlesische Gebirgshandelsstand, geleitet und angefeuert von der alle überragenden Persönlichkeit Johann Wolfgang Eichborns, ihrem Vaterlande Dienste geleistet, deren Tragweite kaum zu hoch bemessen ist, wenn wir sagen, daß sie in erster Linie zur Erhaltung des Staatswesens in dieser so gefährlichen Krisis beigetragen, ja dieselbe zu einem guten Teile mit ermöglicht haben. Es ist eine seltene geschichtliche Ungerechtigkeit, daß diese Verdienste des Breslauer und weiterhin des ganzen preußischen Kaufmannsstandes in dieser Zeit bisher niemals in zusammenfassender Weise beleuchtet und gewürdigt worden und mithin einer ebenso unverdienten, wie vollständigen Vergessenheit anheimgefallen sind." Und, fügen wir hinzu, diese Lücke der Geschichtschreibung ausgefüllt zu haben, ist das Hauptverdienst Kurt Moriz-Eichborns bei der Herausgabe seines Jubiläumsbuches.

Ihre Geschäfte hat die streng solide Firma zwar in jener Zeit, wo niemand wußte, ob er Versprechungen werde halten können, aufs äußerste eingeschränkt, aber trotzdem keinen Augenblick aufgehört, ihren nächsten Freunden, den Leinwandfabrikanten im Gebirge und einigen Tuchfabrikanten, mit Rat und Tat beizustehen und sich für sie immer wieder um die Eröffnung neuer Absatzwege zum Ersatz für die gesperrten, zum Beispiel zur Zeit der Kontinentalsperre über Triest statt über Hamburg, zu bemühen. Was eine solche Firma damals zu leisten hatte, davon hat man heute keinen Begriff, weil den größten Teil dieser Leistungen Börse, Telegraph, Post und Eisenbahn übernommen haben. Geldsendungen durch die Post waren unerschwinglich teuer, und den Nachrichtendienst ließen die Großkaufleute meistens durch ihre Frachtfuhrleute besorgen. Bis zur Einführung der Eisenbahnen hat ihnen auch die Spedition obgelegen. Kriegerische Verwicklungen erschwerten und gefährdeten natürlich den Verkehr noch mehr. Im Jahre 1805 zum Beispiel konnten Briefe von Breslau nach Wien nur über Nürnberg befördert werden und brauchten sechzehn bis achtzehn Tage. Auch in Friedenszeiten kostete ein (durch Estafetten zu befördernder) Eilbrief von Breslau nach Warschau 23 Taler 12 Groschen Kurant. Im Jahre 1805 hatte die Firma Eichborn englische Subsidien nach Wien zu schaffen: 270 Fäßchen Silbergeld im Werte von 2,300.000 Talern. Ihre Hauptaufgabe war der Trans[illegible] [illegible] nahm den Chef [illegible] [illegible] in die Hände fiel. [illegible] der [illegible] die Unkosten [illegible] [illegible] 121 Fäßchen Silberbarren und [illegible] [illegible] die Firma 1809 der österreichischen [illegible] [illegible]

*) Die Zeit und [illegible] [illegible] Beitrag zur [illegible] [illegible] Preis [illegible] [illegible] und einer Vorrichten [illegible]

fachen Eigenschaft als Bankier, Kommissionär und Spediteur, als Breslau um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der größte Wollmarkt der Welt wurde. Die Firma hatte zuweilen an den vier Markttagen zwei Millionen Taler auszuzahlen, übernahm für solche Gutsbesitzer, die den Markt nicht selbst besuchen mochten, den Verkauf und in vielen Fällen auch die Spedition. Abgesehen von der Aenderung der Verkehrsformen, die mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes und durch den telegraphisch organisierten Börsenverkehr eingetreten ist, hat der Breslauer Wollmarkt selbst nach kurzer Blüte seine Bedeutung eingebüßt. Die schlesischen Gutsbesitzer haben mit dem Verkauf ihrer feinen Zuchtböcke nach Amerika und Australien ein paar Jahre lang ein schönes Geschäft gemacht, aber dadurch eine Konkurrenz großgezogen, der sie nicht gewachsen waren, weil in unserem hochkultiviertem Land Schafweide nicht so wohlfeil zu haben ist wie auf australischem Neuland. So hat denn der Wandel der Zeiten zuletzt auch die sehr konservative Firma Eichborn gezwungen, ein Bankhaus modernen Stils zu werden.

Den Schluß unseres kurzen Hinweises auf dieses wichtige Stück deutscher Wirtschaftsgeschichte mag eine Bemerkung bilden, die beinahe hundert Jahre alt, von Zeit zu Zeit neue Aktualität gewinnt. Anläßlich eines russischen Einfuhrverbotes schreibt Johann Wolfgang Eichborn am 3. Juli 1811 an einen Petersburger Geschäftsfreund: „Im großen politischen Berechnungsplane scheint es zu liegen, daß aller Handel gehemmt und ein jeder auf sich selbst beschränkt werden soll; es würde sonach das bisherige Streben, die Völkerschaften miteinander in nützliche Verbindung zu setzen, und der Eifer für höhere Kultur gänzlich unnütz werden."

Neisse. Karl Jentsch.

Kant als Begründer der modernen Ethik.

Zum hundertjährigen Todestage Kants.

Von der Erkenntnis großer Persönlichkeiten und ihrer geistigen Schöpfungen gilt, wie Schopenhauer einmal treffend bemerkt, eben dasselbe, wie von der Meerestiefe: daß man sie nur soweit ausmessen kann, als das eigene Senkblei reicht. Das gilt natürlich um so mehr, je größer und überragender eine solche Persönlichkeit ist, und es gilt in ganz besonderem Maße gerade von den großen Systematikern der Philosophie, deren Systeme den Geist eines ganzen Zeitalters zum Ausdruck bringen und deshalb in den nachfolgenden Zeiten nicht nur einzelnen, sondern ganzen Geschlechtern unverständlich bleiben müssen. So wird eine Epoche, welche sich etwa erfüllt hat mit den philosophischen Ideen Schopenhauers, der Gedankenwelt von Leibniz notgedrungen durchaus verständnislos gegenüberstehen müssen und ebenso würde es umgekehrt sein.

Auch Kant hat in den hundert Jahren, welche jetzt seit seinem Tode verflossen sind, diese verschiedenartigen, wechselnden Urteile erfahren, welche sich aus der wechselnden Konstellation der Zeitentwicklung ergeben. Eine völlige Abwendung von seinen Ideen, eine Mißachtung seines Lebenswerkes ist freilich nicht eingetreten und konnte nicht eintreten, weil die gesamte geistige Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts von ihm, von seinen grundlegenden Ideen, vollkommen beherrscht wurde. Aber worin das Wesen dieses seines geistigen Werkes bestehe, welches die wichtigsten und vor allem grundlegenden Ideen seiner Gedankenwelt seien, darüber haben sich in diesem ganzen Jahrhundert die verschiedenartigsten Parteien unaufhörlich gestritten. Es gab eine Zeit, wo Kant vielen als der Mystagoge erschien, der die Menschen hineinlocke in eine dunkle Dialektik, von deren verschlungenen Irrgängen aus man zu keinen Ufern mehr gelangen könne und wieder eine andere Zeit, wo Kant als der Meister des Realismus gepriesen wurde, der jedes Hinausgehen über die Grenzen der nüchternen Erfahrung ein für allemal abgeschnitten habe. Und wiederum waren zu verschiedenen Zeiten die Theologen fertig bei der Hand, um aus den grundlegenden Ideen Kants neue Stützen der veralteten theologischen Anschauungen zu [illegible], um, wie Jean Paul sagt, die abgefallenen Lesefrüchte aus dem Schimmelwäldchen der Philosophie eifrig aufzulesen und damit die steril gewordenen theologischen Aecker von neuem [illegible] -- ebenso aber wurde Kant auch als der Führer für jede Art von Freigeisterei von Anfang an betrachtet.

Noch sind diese Kämpfe über die wahre Auslegung des Kantischen Systems bei weitem nicht beendet. Jede einzelne der [illegible] Parteien sucht der anderen den Kant zu entreißen, so wie etwa [illegible] und [illegible] um den Leichnam des Patroklus [illegible] Schriften, in denen die Entdeckung von dem [illegible] dem geneigten Leser [illegible] wird. [illegible]

Wesen und die bleibende Bedeutung der Kantischen Philosophie immer mehr die Ueberzeugung aller gewinnen. Vor allen Dingen dies: daß die Kantische Philosophie eine große Reformation oder, man kann eher sagen, Revolution der menschlichen Lebensanschauung darstellt, in dem Sinne, daß sie durch ihn ganz auf sich selbst gestellt und von einem Druck von Jahrhunderten und Jahrtausenden befreit wurde; daß Kant, indem er so das Leben der Menschen ganz auf seine eigene Schwere zu basieren suchte, und damit dies ermöglicht werde, eben von neuem, wie einst Sokrates die Philosophie von den Sternen zur Erde herabführte und den menschlichen Geist zum Mittelpunkt alles Seins und Werdens machte, und auf diese Weise der philosophische Idealismus (nicht der Realismus) von neuem und fester als jemals vorher gegründet wurde, und daß dieser Idealismus einen rein anthropozentrischen Charakter hat, in dessen Mittelpunkt die Ethik steht. Diese Ueberzeugung gewinnt allmählich immer mehr an Boden und man nähert sich ihr von zwei Seiten her: einmal von der rein objektiven historischen Betrachtung, dann aus dem Geiste unseres eigenen Zeitalters heraus, welches nach mancherlei entgegengesetzten Verirrungen und vielfachen Nöten immer mehr, wenn auch noch unsicher tastend, einem neuen, autonomen und darum philosophisch zu begründenden Idealismus zustrebt.

Die unvergleichliche Bedeutung Kants als Reformator oder, wenn man lieber will, Revolutionär der menschlichen Lebensgestaltung und als Begründer einer neuen Ethik gründet sich auf ein Doppeltes. Einmal darauf, daß er die durch Jahrhunderte und Jahrtausende in der Menschenwelt genährten Vorstellungen über Gott und über die Unsterblichkeit der Seele vollständig vernichtet hat und sodann, daß er auf diesem gänzlich gereinigten und neubereiteten Boden eine neue, auf sich selbst beruhende, vor allem also auch von allen religiösen Voraussetzungen gänzlich befreite Ethik begründete. Und jene negative Richtung seiner philosophischen Reform ist ebenso bedeutungsvoll und notwendig wie diese positive -- beide gehören als untrennbare Einheit zusammen.

Wenn man es recht verstehen will, was diese Zerstörung der überlieferten Vorstellungsweisen von Gott und Unsterblichkeit durch Kant bedeutet, so muß man sich einen Augenblick vor Augen führen, was sie in all den vorangegangenen Jahrhunderten und Jahrtausenden für die Menschenwelt gewesen sind. Am Anfang der neuen Zeit, also etwa im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, war zwar die Grundüberzeugung von der religiösen Toleranz allgemein zum Durchbruch gekommen, das heißt man hatte sich mit der Erkenntnis durchdrungen, daß es wohl verschiedene Formen des religiösen Lebens gebe, von denen aus es möglich sei, eine wahrhaft sittliche Gestaltung des Lebens zu gewinnen, aber daß eine solche religiöse Voraussetzung vorhanden sein müsse, daß man nur von hier aus wirklichen Zugang gewinnen könne, zu den Normen menschlichen Gemeinschaftslebens, zu den Forderungen eines sittlichen Daseins, daran hielt man unverbrüchlich fest. Man hielt auch daran fest, als schon die Aufklärung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ein Bestandstück der überlieferten Glaubensvorstellungen nach dem anderen kritisch aufgelöst und dadurch vernichtet hatte. Zur Zeit, da selbst das ganze Gebiet der protestantischen Dogmatik schon ein einziges großes Trümmerfeld bildete und nichts mehr vor dem zersetzenden Verstand zu bestehen schien, da glaubte man dennoch, eine einzige feste Burg, eine letzte Zufluchtsstätte für gesicherte religiöse Ueberzeugungen gewonnen zu haben; man nannte diese letzte Zufluchtsstätte die natürliche Religion, und, wie verschieden man auch im einzelnen den Inhalt dieser natürlichen Religion zu fassen suchte, so hatte sie vor allen Dingen zwei immer wiederkehrende feste Bestandstücke, nämlich das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Wieviel also auch immer von den überlieferten religiösen Formen, von der geoffenbarten Religion, zertrümmert sein mochte, diese beiden eisernen Bestandteile aller Religionen, so meinte man, seien gegen alle Kritik geschützt, weil sie in der Natur des Menschen und in der Natur der Dinge, im Zusammenhang der wirklichen Erscheinungen, ihre Begründung hätten. Hier sei also der letzte, aber auch um so sicherere Stützpunkt für die sittliche Kultur der Zeiten vorhanden. Und selbst die aufgeklärtesten Köpfe waren damals überzeugt, daß man es zwar niemandem verdenken könne, ein Freigeist zu sein und von mannigfachen religiösen Ueberlieferungen sich frei zu machen, daß aber jeder Mensch, wenn er wahrhaft Mensch sein, das heißt auf dem Boden einer sittlichen Gemeinschaft stehen wolle, von diesen letzten Grundlagen des religiösen Lebens unmöglich sich loslösen dürfe. Ein charakteristisches Beispiel für diese Auffassungsweise ist unter anderen John Locke, der große Begründer der englischen Aufklärung, der „Vater der Aufklärung", wie man ihn auch wohl mit Recht genannt hat. [illegible] er von einem der [illegible] nordamerikanischen Frei[illegible] zu entwerfen, be[illegible] daß zwar unbedingte [illegible] so fügte er ausdrück-

lich hinzu — wer nicht wenigstens an das Dasein Gottes und an die Unsterblichkeit der Seele glaube, der solle seiner bürgerlichen Rechte verlustig gehen, also gewissermaßen ausgeschlossen sein aus dem Zusammenhang der freien, sittlichen und bürgerlichen Gemeinschaft.

Man kann es daher verstehen, daß gerade hochstehende Denker jener Zeit ihre Bemühungen ganz besonders darauf richteten, diese festen Grundlagen des sittlichen Gemeinschaftslebens gegen jede Anfechtung sicherzustellen, daß sie immer wieder neue „unumstößliche“ „Beweise“, wie sie meinten, aufstellten, um der Skepsis den Weg zu verschließen. Wenn man das philosophische Getriebe jener Zeit näher verfolgt, so bemerkt man deutlich: es ging gerade bei den ehrlichen und bei den aufrichtigen Freunden der Gesittung, es ging wie ein Zittern und unheimliches Zagen durch ihre Seelen, wenn von irgendeiner Seite her die Nachricht auftauchte, der kritische Verstand habe sich auch an Gott und an die Unsterblichkeit herangewagt und drohe auch sie kritisch zu zersetzen; und man versteht es gerade unter diesem Gesichtspunkt erst vollkommen, wie es von jeher Menschen gegeben hat, die nicht aus Fanatismus, sondern aus ehrlicher Besorgnis für den Zusammenhalt sittlichen Gemeinschaftslebens, die religiösen Stützen desselben um jeden Preis schützen zu müssen meinten, und daß auch die Inquisitionsrichter des Mittelalters wohl zum guten Teil von dieser ehrlichen Besorgnis erfüllt sein mochten, daß, wenn die dogmatischen Voraussetzungen, ohne die es für sie einen sittlichen Zusammenhalt nicht gab, erschüttert würden, dann auch das ganze Gebäude menschlicher Kultur notwendig zusammenbrechen müsse. Ganz ähnlich waren im achtzehnten Jahrhundert gerade viele der ehrlichsten Freunde des Fortschrittes von dieser beständigen Furcht erfüllt, daß in einem allgemeinen Chaos die menschliche Kultur zugrunde gehen müsse, wenn die festen Fundamente der Sittlichkeit, Gott und die Unsterblichkeit der Seele, von der Skepsis zerstört würden.

Aber sie sind zerstört worden, so gründlich und vollkommen, wie es niemand in jener Zeit für möglich gehalten hätte, und zwar eben durch Kant. Er zeigte und bewies, wie alle unsere Erkenntnis bedingt ist durch die eigentümliche Organisation des menschlichen Geistes, durch die bestimmten Formen, mit denen die Organe des Erkennens, Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, ausgestattet sind. Diese Formen bringen es mit sich, daß, weil wir sie i m m e r gebrauchen müssen, da wir uns ihnen nie entziehen können, so wenig wir unsere eigene Existenz selbst aufheben können, eigentümliche Täuschungen entstehen, denen ähnlich, welchen wir unterliegen, wenn wir auf freiem Felde uns befinden, und, ehe wir über die Gesetze der Optik klar geworden sind, der Meinung sind, an einem entfernten Punkt unseres Gesichtskreises berühre der Himmel die Erde und es sei unmöglich, wenn wir nur eifrig und konsequent immer weiterliefen, den Punkt zu fassen, an dem diese Berührung von Himmel und Erde stattfindet. Aehnlich ist es auch dem menschlichen Geist durch viele Jahrhunderte und Jahrtausende gegangen. Er kann sinnlich auffassen nur vermittelst der reinen Formen seiner Sinnlichkeit: Raum und Zeit; er kann die Erscheinungen nur denkend verknüpfen durch die reinen Begriffe dieser Verknüpfung, die die reinen Formen seines Verstandes bilden; also vor allen Dingen durch die Begriffe von Ursache und Wirkung, Substanz und Akzidenz usw., — und indem er nun so diese Formen seines Geistes in einem fort weiter anwendet, also von Ursache zu Wirkung und von Wirkung zu Ursache immer weiter geht, von dem einen Raum immer weiter fortschreitet zu Räumen und anderen Räumen und von Zeiten zu zahllosen anderen Zeiten, so entstehen in ihm diese eigentümlichen Vorstellungen einer letzten Grenze des Raumes und der Zeit, die also in sich abgeschlossen wäre, einer letzten, oder vielmehr einer ersten Ursache, welche die Kette der Kausalität abschließt, eines letzten Beharrenden, demgegenüber alles andere wieder vergänglich ist, kurz, es entstehen diese Ideen der Unendlichkeit, der Ewigkeit, der ersten Ursache oder der Freiheit der unbedingten Substanz oder Gottes usw. Und zugleich damit entsteht die eigentümliche Täuschung, diese Ideen seien Gegenstände der E r k e n n t n i s und es bedürfe nur eines recht beharrlichen, eifrigen und strengen Verstandesgebrauches, einer vollkommenen Schulung des Geistes, um diese Ideen durchdringen zu können. Aber das ist eine Täuschung, der wir nur [illegible] vermöge der eigentümlichen Organisation des menschlichen Geistes, die wir nur dadurch beseitigen können, daß wir sie als Täuschung erkennen und uns vornehmen, sie unter diesem Gesichtspunkt hinfort immer zu betrachten.

Auf Gott und die Unsterblichkeit der Seele angewendet, lautet also das Ergebnis dieser Kantischen Untersuchung: Gott ist kein reales Etwas, was wir erkennen können, sondern G o t t i s t e i n e I d e e, erzeugt aus dem menschlichen Geist [illegible] Idee, in die vielerlei hineingelegt werden kann, ohne daß aber jemals dieses Vielerlei einen anderen Inhalt hätte als einen rein m e n s c h l i c h e n oder, wie Ludwig Feuerbach zutreffend dieses Ergebnis der Kantischen Philosophie ausgedrückt hat: „Nicht Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen, sondern umgekehrt: der Mensch hat Gott nach seinem Ebenbild geschaffen und versucht immerfort von neuem, ihn zu schaffen, jetzt und immerdar.“

Man kann sich schwer eine Vorstellung machen von dem gewaltigen Eindruck, den diese Ergebnisse der Kantischen Philosophie zuerst hervorriefen, als man sich ihrer erst deutlich bewußt wurde. Gerade sie waren es, die Kant den Beinamen des „Alleszermalmenden“ verschafften, den ihm Mendelssohn zuerst gegeben hat. Und man hat mit gutem Grunde, wenn auch mit paradoxer Zuspitzung, gesagt, daß gerade von dieser Seite her betrachtet, die Kantische Gedankenrevolution noch viel bedeutungsvoller und folgenreicher gewesen ist, als die große Revolution von 1789: denn hier wurde nur ein König gestürzt, dort aber wurde Gott selbst von seinem Weltenthron gestoßen. Und zweifellos wäre diese Kantische Revolution kaum möglich gewesen, hätte sie sich nicht unter so außerordentlich günstigen äußeren Bedingungen vollziehen können, nämlich im Staate Friedrichs des Großen, des Philosophen von Sanssouci, der selbst mit ähnlichen Gedanken, seiner Zeit darin weit voraneilend, sich erfüllt hatte. Als Friedrich die Augen geschlossen hatte, wurde ja Kant auch in einen schweren Konflikt mit seinem Nachfolger verwickelt, der aber zweifellos noch viel schwerere Formen angenommen haben würde und jedenfalls zu einer persönlichen Katastrophe für Kant geführt hätte, wenn er in dem Augenblick ausgebrochen wäre, wo seine revolutionären Ideen zuerst die Geister erschütterten.

Aber man kann auch hinzufügen: daß diese Erschütterung unter verhältnismäßig so leichten Formen sich vollzog, ist nicht zum wenigsten dem Umstand zu verdanken, daß dem Negativen sogleich das Positive zur Seite trat, daß Gott und die Unsterblichkeit von Kant nur vernichtet, aus dem Bereich der Erkenntnis für immer verbannt wurden, um ein neues Fundament für die menschliche Lebensgemeinschaft zu legen und darauf ein großes Gedankengebäude zu errichten, eine neue Ethik von einer Kraft, Stärke und Tiefe, vor allen Dingen aber auch von einem Ernst und einer Strenge die jeden Verdacht ausschloß, als habe hier lediglich der frivole Verstand der zerstörenden Skepsis sein negatives Werk vollbracht. Als Kant die dogmatischen Bestandstücke einer Vergangenheitskultur von Jahrhunderten und Jahrtausenden zertrümmerte, hätte ihm der Chorus aus dem „Faust“ zurufen können:

„Wehe, wehe,
Du hast sie zerstört, die schöne Welt
Wir tragen die Trümmer ins Nichts hinüber“ —

aber ebenso auch die Antistrophe des ergänzenden Gesanges:

„Baue sie wieder,
In D e i n e m B u s e n baue sie auf:
Und neue Lieder
Tönen darauf.“

B e r l i n. Dr. M. Kronenberg.

Französischer Einfluß auf Deutschland.*)

Wer vorurteilslos die Entwicklung der Kultur des deutschen Volkes betrachtet, weiß, daß unsere gesamte materielle und geistige Existenz auf dem Einfluß beruht, den dauernd oder periodisch die anderen Völker Europas auf uns ausgeübt haben. Alt-Rom baute uns die ersten Städte ins Land, lehrte uns Stiefel machen und baute uns Wasserleitungen; es tat dasselbe, was es in Frankreich mit den Galliern machte, es nahm uns in die Schule und lehrte die nomadisierenden Stämme oder die Wanderwirtschaft betreibenden Völker mit Hilfe der Mittel uralter Stadtkulturen, die seit etwa [illegible] Jahren bereits von Rom bis Babylon in Europa und Asien ausgetauscht worden waren, auf einem kleineren Raume seßhaft werden und wirtschaftlich sich einrichten. Die Mittel dieser Stadtkultur waren seit ebenso langer Zeit auch schon [illegible] des Handwerks, des Kunstgewerbes, der schönen Kunst, [illegible] Wissenschaft und Literatur zu bearbeiten oder vermehren(?) [illegible] So finden wir in unserem deutschen Boden [illegible] gut wie zu Temesvar in Ungarn, zu Hermannstadt in Siebenbürgen ausgegrabene Römeraltäre, [illegible], Mithras-Bilder neben Wasserleitungsröhren und Hausgeräten. Zu [illegible] wir im Paulus-Museum einen schönen [illegible] aus [illegible] waldgestein, wie wir in Siebenbürgen [illegible]

material sehr zierlich gebildete Mithras-Bilder, Hekate-Steine finden, welche die Tradition einer Kunstkultur aufweisen, die nach Kleinasien ins zweite und dritte Jahrhundert vor Christus zurückgeht. Ueber Rom sind griechisch gebildete Künstler so gut nach Rumänien wie nach Deutschland gekommen. In Worms aber betrachten wir unter anderem auch ein Relief der Epona, im Boden von Worms gefunden. Diese Epona ist eine römisch-gallische Göttin der Pferde und Zugtiere; wir haben es mit einem Wirtswahrzeichen zu tun, welches uns sagt, daß gallische Fuhrleute schon nach der alten Römerstadt Worms mit Waren und Geräten gekommen sind und hier Absteigequartiere hatten. Beginnt hier der Einfluß Frankreichs oder des gallischen Volkes auf Deutschland bereits? Ganz gewiß nicht, trotzdem auf deutschem Boden die gallische Göttin ihre Filiale hat. Wir wissen alle, daß die deutsche Kultur dem Gängelbande der altrömischen Schule im selben Maße entwuchs, als auf dem Boden Roms der Begriff Italien entstand, lange ehe es den Begriff Frankreich im heutigen Sinne gab. Und was in der Folge gerade Italien für einen Einfluß auf deutsche Kultur gehabt hat, das muß zuerst erörtert werden, ehe wir den Einfluß Frankreichs auf uns richtig unterscheiden können. Sehr vieles hält man für französischen Einfluß, was in Wirklichkeit aus Italien gekommen ist. Die ganze große Geschmackswandlung, die unter den Namen Rokoko und Barock über Europa kam, die man in Deutschland in wenig unterrichteten Kreisen so oft auf die französischen Einflüsse schiebt, auf Ludwig XIV. und seine Nachfolger, ist vielmehr eine internationale Erscheinung, die in Italien ihren Anfang nahm als notwendigen Konsequenzen der dortigen Renaissance. Wie einst Alt-Rom die Gallier in die Schule nahm, so hat das romanische Frankreich ununterbrochen dem italienischen Einfluß unterlegen. Mindestens ein Drittel der Bevölkerung des heutigen Frankreich sind in Wirklichkeit Italiener, römisches Kolonialvolk mit allen unverkennbaren Kennzeichen der italischen Rassen. Und diese Menschenmasse ist dauernd dem italischen Einfluß verfallen oder hat die natürliche kulturelle Abhängigkeit vom Mutterlande fortgesetzt. Freilich zumeist in abgeschwächten Graden. Nach Frankreich sind im Laufe der italischen Kunstentwicklung meist italienische Meister von geringeren Graden gekommen und die französischen Meister, die bei ihnen in die Schule gingen, waren im ähnlichen Sinn Meister von minderem Kaliber, nachahmende Größen. Rokoko und Barock sind keineswegs, was die Architektur anlangt, von Frankreich ausgegangen, noch weniger haben sie die höchste Ausbildung hier gefunden. Ich bin ganz entnüchtert in Paris und Versailles in dieser Hinsicht. Italienische und deutsche Meister haben vielmehr auf deutschem Boden diese Bauneuerung entwickelt bis zur Genialität; das Würzburger Schloß, der Zwinger zu Dresden und so vieles Schöne, was in diesen Stilarten Stuttgart, Wien, Potsdam, der Park von Herrenhausen bei Hannover zeigen, sind von einer Qualität, gegen die französische Künstler nachstehen.

Aehnlich verhält es sich mit der Kulturfrage, daß der „gotische“ Stil aus Frankreich gekommen sei. Das ist richtig, aber nur, wenn man von geographischen Begriffen ausgeht. Der Stil ist vielmehr fränkisch. Ja, er ist gewissermaßen ganz und gar das Phantasieerzeugnis der fränkischen Geistesanlage, einerlei, ob geographisch dieser germanische Männerstamm in Nürnberg oder in Paris und Saint-Denis bei Paris sitzt oder ob er nach Wien kommt und den Stephansdom baut oder ob er im äußersten Osten der Gotik in Kaschau jenes herrliche fünfschiffige Gebilde schafft, das uns dort entzückt. In Saint-Denis sehe ich das älteste Werk dieses Systems; die Notre-Dame-Kirche in Paris ist das älteste größere Dombauwerk dieser Neuerung. Ich beobachte die Typen der Figuren an den Portalen und vermag kaum ein gallisches Gesicht darunter zu entdecken, trotzdem ich diesen Typus auf allen Gassen von Paris sehe. Ich sehe nur deutsche Gesichter daran, ich sehe keine Italiener. Die Clique in Paris, die Notre-Dame gebaut und gemeißelt hat, hat sowohl die niederen Volksgenossen, die armen Kelten von Paris wie die südfranzösischen Italiker, ignoriert oder nicht gesehen. Sie hat fränkische Herren und Damen, Geistliche aus fränkischem Stamm gemeißelt und der Graf Gobineau, der solche Dinge auch schon zu sehen wußte, hat mit seiner Betonung germanischen Einflusses auf Alt-Frankreich recht. Wir können in dieser Frage mit ruhigem Gewissen die angeregte Betrachtung umkehren: der gotische Stil verdankt seinen Ursprung den deutschen Elementen in Frankreich zu einer Zeit, wo diese Träger des fränkischen Namens die damalige romanische Sprache als Gesellschaftssprache redeten wie heutzutage gewisse Schweizer, zu Hause aber auch noch mittelhochdeutsch verstanden. Daß die Franken in Frankreich zuerst die Gotik schufen, wissen wir genau, die ältere Chronik [illegible] bezeichnet den neuen Stil als opus francigenum, das heißt nach dem damaligen Sprachgebrauch nicht „französisch“, sondern ein von Franken geschaffenes Werk.*) Der Stil wäre übrigens, wenn er nicht bei Paris von den fränkischen Deutschen zuerst konstruiert worden wäre, sehr bald irgendwo in England oder in Holland, Niederdeutschland aufgekommen, wofür bestimmte konstruktive Anzeichen der Zeit vorliegen. Er ist dann aber nicht als ein französischer Stil gewandert, sondern hat in England, Deutschland zunächst Ausbildung gefunden, Südfrankreich und Italien kommen zum Teil später daran. In all diesen Ländern aber hat sich dieser Stil national gewandelt, es zeigt sich, daß gerade hierin die einzelnen Völker oder Stämme in Europa immer eine merkwürdige Selbständigkeit zeigen. Kein Gallier, das darf man getrost sagen, hätte aber diesen Stil aus seinem Volksgeist gebären können, ebensowenig ein Romane. Die letzteren waren zu sehr vom romanischen Stil gebunden, einem Rassegenossen Molières oder Voltaires — diesen echtesten Galliern — trauen wir aus ganz bestimmten Gründen einen gotischen Dom nicht zu.

Man muß sehr vorsichtig sein in der Feststellung von Einflüssen, die man erfahren zu haben glaubt. Ein deutscher Maler, der hier in der „Zeit“ schrieb, wie viel er modernen französischen Malern schulde, verdankt diese Anregungen tatsächlich der Kunst eines spanisch-südamerikanischen Juden (Pissarro), eines Engländerkindes (Sisley) und eines Franzosen, der sich zunächst an dem Spanier Velasquez geschult hatte (Manet). In England aber bildeten diese internationalen Männer eine gemeinschaftliche Technik aus und sie beriefen sich mit dieser Schwenkung und ihrem Streben neben der Natur auf einen englischen Meister (Turner), den sie in London studierten. Erst als sie reif waren in ihrer Weise, gingen sie auf den europäischen Kunstmarkt in Paris, um von den eigentlichen Franzosen bis heute ziemlich unverstanden zu bleiben. Und unser talentvoller deutscher Künstler, dessen Gemälde mir sehr wohl bekannt sind, malt Interieurs und andere Bilder, die auch nicht entfernt einen Begriff geben von der Art, wie etwa Pissarro oder Manet oder Monet oder Sisley in ihrer späteren Zeit die Natur angeschaut haben. Er hat vielmehr seine Pariser Eindrücke sehr selbständig verwertet zu etwas ganz anderem.

Und so verhält es sich auch im großen mit den Einflüssen, welche die produktiven Völker Europas voneinander im Laufe der letzten tausend Jahre erfahren haben. Sie haben alle die Kraft gehabt, voneinander zu lernen und in diesem Lernen ihre Individualität zu behaupten und zu steigern. Die Polen und die Tschechen, selbst die wenigen Magyaren haben es verstanden. Wir Deutschen wissen es alle, was wir nacheinander Rom, Italien, England, verhältnismäßig am wenigsten Frankreich, endlich der altgriechischen Kulturlehrmeisterin verdanken.

Am schwersten hat es das geschichtliche Schicksal den Franzosen gemacht, sofern sie allmählich eine Originalnation geworden sind. Ich halte es nicht für richtig, von französischen Einflüssen auf Deutschland zu sprechen vor der Fixierung der modernen französischen Sprache als solcher. Wie es mit dem Stil der beginnenden Kreuzfahrerepoche steht, mit dem gotischen, wissen wir nun. Wir kennen aus den deutschen Volksbüchern die schönen Sagen und Geschichten von der Magellone, von der schönen Melusine, von der Griseldis und der heiligen Genoveva. Hier in Paris ist diese Genoveva, Schutzheilige, in katholischen Kreisen, noch immer die populärste Dame. Wir glauben, 1870 habe, wie Kaulbach gemalt hat, der „deutsche Michel“ Napoleon III. geschlagen. Hier in Paris auf dem „Platz St. Michel“ muß ich aber diesen „Michel“ leibhaftig drauf los schlagen sehen als einen „französischen Michel“. Und dieser Erzengel ist nun, wie jedermann weiß, ein altjüdischer „Maleach“, dessen Flügel nicht einmal aus Jerusalem, sondern aus Babylon stammen und mindestens 1000 Jahre alt sind. Es ist ein überaus liebenswürdiger Gedanke, daß Richard Wagner mit seinem „Lohengrin“, mit so vielen sagenpoetischen Momenten im „Tannhäuser“, im „Parsival“ den Franzosen zurückgibt, was wir im Mittelalter von ihnen glauben empfangen zu haben. Schumann ist einer der beliebtesten Musiker in Paris; daß er eine „Genoveva“ geschrieben, erweckt bei den Parisern freundwillige Vorurteile wechselseitiger Beeinflussung. Wagner selbst polemisiert gegen Meyerbeer: in der dekorativen Behandlung jener Opern hat er diesem Franzosen aber denn doch viel zu verdanken. Dennoch liegen die Dinge kulturhistorisch anders. So wenig unsere deutschen Minnesänger die Nachmacher der Troubadours gewesen sind, so wenig sind all diese Lohengrine, Magellonen und Melusinen spezifisch südfranzösisches Eigentum. [illegible] „Roman de la Rose“ geht eine in griechischer Sprache [illegible]ebene Romanliteratur voran, die fast 1100 Jahre alt

*) [illegible]

geworden ist. Sie beginnt bereits in Altgriechenland und wird noch bis zu den Anfängen der Kreuzfahrerzeit geschrieben auf Griechisch, ähnlich wie die christlich-kirchliche Literatur. Ueber Marseille und das dortige Graeko-Romanentum sind Motive aus dieser Literatur in die altfranzösische Welt gedrungen, fränkische, altgermanische Sagen und Weisen, englische, keltische Sagenmotive machten den Brunhild-Dornröschen-Prozeß durch und vermählten sich mit anderen Sagenmotiven, die wir in den griechischen Spätepen des Apollodoros oder Nonnos von Alexandrien wiederfinden. In römischer Uebersetzung waren diese Dinge ebenfalls bekannt; wir sehen den Vorgang, daß man in Frankreich das gegebene Material nur weiterfabelt und umfabelt, daß an dieser Umfabelung natürlich auch der fränkische Teil der Bevölkerung teilnimmt. Und uns fabelt Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach die Dinge um, es ist, um es kurz zu sagen, ein **Nebeneinander** der verwandten Kulturarbeit, nicht aber eine wirkliche Abhängigkeit. Frankreich ist in diesen Zeiten eben noch nicht so „originell" in Europa, daß man ihm etwas hätte entlehnen müssen, nicht einmal die Kunstformen des Minnesangs, denn diese haben eine ganz andere gemeinsame Wurzel. Im großen ganzen war Frankreich eine Filiale der römischen Kolonialkraft, der italischen produktiven Kraft im Süden, im Norden und mittleren Land des herrschenden Frankentums mit seinem deutschen Rückhalt.

Ganz anders wird die Sache mit dem allmählichen Emporkommen der Kelten. Die Gallier, die französischen Kelten, haben in Frankreich selbst, obwohl oder weil sie älter waren im Lande als die anderen, jahrhundertelang mit geringen Ausnahmen die Rolle spielen müssen, die ihre Verwandten, die Iren, noch heute in England spielen. Sie waren die Unterdrückten, die Heloten. Man ließ sie gar nicht zur Geisteskultur heran. Sie mußten sich erst unter ganz bestimmten wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen wieder vermehren, mächtig vermehren, wie die Tschechen in Böhmen, um das Heft in die Hand zu bekommen.

Die Franzosen nennen Rabelais nicht den „letzten", sondern den „ersten" Gallier in der Literatur. In der Tat, es beginnt eine Zeit, wo die alten französischen Dome nicht mehr Königsbilder mit wallenden germanischen, fränkischen Locken und Bärten zeigen, sondern wo auf den Porträts von einigen Jahrhunderten ganz andere Menschen, ganz andere Gesichter erscheinen. Wir alle kennen das Sansculottengesicht, das Voltaire-Gesicht. Betrachtet Houdons berühmte Büste von Molière und den Kopf des „sterbenden Galliers", des „Schleifers": ihr seht, daß sie Brüder sind. Und von Rabelais an, auch früher schon, treten allmählich Geister in allen Künsten, im Kunstgewerbe, in den bildenden Künsten, in der Musik, in der Literatur, in die französische und europäische Arena, deren Wirken so originell und fesselnd ist, daß es nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa alle Welt mit Recht ergreift. Nicht nur Deutschland, sondern Rußland und die ganze slawische Welt wird durch die Werke dieser Rasse angeregt. England, sogar Italien kann sich diesem Franzosentum nicht entziehen. Der Geist der alten Attalus-Feinde, der Geist des Brennus mit seinen Temperamenten kommt wie ein Sturmwind über Europa gefahren. Sie sind nicht unabhängig vom übrigen Europa, Voltaire ist nicht zu denken ohne die englischen Geister, die ihn und seine Geistesverwandten befruchtet haben, aber die befreite, zum erstenmal in der Kulturgeschichte zu eigenem Leben erwachende keltische Welt findet für alles, was sie von anderen lernt, ein neues Wort, eine zündendere Form. Sie benützt Menander und Plautus, aber sie lebt ihn auf eigene Weise und durchtränkt ihn mit einer Art von Menschenkenntnis und Menschenwitz, die Molière heißt: sie nimmt die Weltbildung ihrer Zeit in sich auf, die neue Verstandes- und Vernunftbildung, die Italien und England seit Shakespeare und Giordano Bruno errungen, aber sie findet ein eigenes, neues Wort, ein neues Temperament, und dieses Wort heißt Voltaire. Was ist der alten, mittelalterlichen Welt das Troubadourtum gewesen, was konnte ernstlich uns Deutschen die fränkische und südfranzösische Kultur bedeuten? Sie war in der Hauptsache eine Abseiterkultur, nahm in dieser Eigenschaft in Kralau so gut wie anderwert auch am europäischen Arbeitsverkehr teil, aber sie „beeinflußte" nicht. Nun aber kam eine Zeit, wo sich die Renaissance der Kelten vollzog, unaufhaltsam durch zwei Jahrhunderte, bis sie in der französischen Revolution Luft machte, nicht nur für sich, sondern für ganz Europa. Weil ihr Temperament einen ganz neuen, zündenden Sprachstil schuf, den niemals das Griechentum oder Rom gekannt hatte, konnte sie durch ihre Sprache eine Zeitlang die Welt überraschen, schulen, belehren. Hier sind wirkliche Einflüsse da seit [illegible] bis zu unseren jüngsten Tagesstilisten. Goethe hat sich [illegible] durch Molière und Voltaire beeinflussen lassen und [illegible] übersetzt und kommentiert. Schiller kämpft mit seinen „Räube[illegible] den Kampf Rousseaus und der Voltairianer oder Holbachianer, denn das ist Karl gegen Franz Moor. Es hat keinen ernsthaften Geist in Europa gegeben, der sich nicht mehr oder minder mit diesen gallischen — ich betone immer wieder das spezifisch Gallische dabei — Geistern auseinandergesetzt hat und auseinandersetzen mußte, denn sie haben ein eigenes Denken, eine besondere Art der Ideenverbindung, die in Zustimmung oder Gegnerschaft die Antwort der stärksten Geister verlangt. Das, was man die „Moden" von Paris nennt, als derjenigen europäischen Stadt, die diese Kelten züchtete, ist in sehr vielen Dingen durchaus nicht „französisches" Verdienst oder französischer Fehler; wie man heutzutage massenhaft deutsche Kunstgewerbearbeit über England der Welt als „Pariser" Mode, Pariser Arbeit verkauft, so ist es auch früher oft gegangen; nicht Frankreich, sondern Paris übernahm die Vermittlung, und wenn es die Krinoline gewesen wäre. Es ist wie mit dem Worte „Robe", das wir als ein rechtes Modewort aus Frankreich uns glauben aufgehalst zu haben. Es ist in Wahrheit ein deutsches Wort, ein gotisches Wort, ein deutsches Wort der Franken in Paris von Karls des Großen Zeiten her. Zurzeit hat Paris diese periodische Mittlerschaft für Deutschland fast ganz eingebüßt; Frankreich selbst ist ein stilles, auf sich angewiesenes Land, das von der übrigen Welt gar nichts weiß. Paris und das Keltentum in ihm kennt nur ganz notdürftig die Bedürfnisse der Welt, es „diktiert" keine Kunst mehr auf kunstgewerblichem Gebiete oder in ähnlichen Sachen. Wer Deutschland wirklich kennt, weiß, daß dieses in keiner Zeit seiner Geschichte so originell und so unabhängig von Paris gewesen ist wie heute. Andere Völker brauchen noch diese Lehrmeisterin, der Deutsche aber lehrt in aller Stille jetzt den Franzosen. Aber hierüber will ich nicht zu viel verraten.

Das aber können wir und müssen wir zugeben, daß die eigentümlichen Geistesschöpfungen der „echten" Franzosen, der Gallier, die wir an ihrem keltisierten Geist erkennen, an ihrem Esprit, das ist der keltisch ausgesprochene spiritus der Römer, nicht nur auf Friedrich den Großen und Goethe, sondern auf viele kleinere Geister einen mindestens sehr anregenden Eindruck gemacht haben. Die starken Geister bei allen Nationen, bei den Russen oder Engländern oder Deutschen haben aber stets verstanden, diese Anregung zu verarbeiten und aus dem Ihrigen weiterzugestalten, insbesondere ihren „Stil" — in jeder Kunst — wieder auf ihre nationale Verbindungsweise zu führen. Die kleinen Geister haben den französischen Stil unbesehen übernommen und den Kontrapunkt eines Maupassant oder Zola oder Augier oder Verlaine oder — Voltaire mechanisch nachgeäfft; sie sind damit unliterarisch geblieben und haben im Leben ihrer Nation niemals eine Rolle gespielt, so wenig wie die Kokotten von Paris im Leben der französischen Gesellschaft irgendwie die Rolle spielen, die einige Spezialitätenschriftsteller sie spielen lassen. Ibsen ist zweifellos durch Augier angeregt gewesen vor fünfundzwanzig Jahren, aber was für ein anderes Ding ist daraus geworden! In diesem Sinne hat das neugeborene Keltenvolk durch seine Geister, seine Kunstwerke, seine politischen Taten als eine ganz neue Erscheinung in der Geschichte auch auf Deutschland einen unendlich heilsamen Einfluß ausgeübt. Der einzelne mag diesen Einfluß verschieden verrechnen, bei allen starken Geistern ist dieser „Einfluß" immer nur Anregung gewesen in dem Maße, wie es die Nationalkraft oder Selbstkraft bedurfte. Deutschland hat nur eine Zeit durchgemacht, wo dieser Einfluß weiterging, das waren einige Jahrzehnte nach dem Dreißigjährigen Kriege, im übrigen können wir uns und den Franzosen das Zeugnis ausstellen, daß wir immer voneinander gelernt, aber uns nicht aneinander verloren haben. Und dessen braucht sich kein einzelner wie kein Volk zu schämen. Indem ich im vorstehenden die eigentümliche Linie der Kulturentwicklung zeichnete, welche nur das französische Wesen genommen zu haben scheint, glaube ich Gesichtspunkte für die richtige Einschätzung des Einflusses der Franzosen auf die Welt gegeben zu haben. Es ist das Phänomen einer Originalrasse, einer geistigen Rasse, die die älteste in Europa war, aber zuletzt den Punkt für ihre Eigenkultur findet und durch diese Originalität die Welt befruchtet.

Paris. Wolfgang Kirchbach.

Bibliotheksbrände.

Das gesteigerte Interesse, das sich in den letzten Wochen unseren Bibliotheken zuwandte, [illegible] der letzten Tage, den Brand der Turiner Nationalbibliothek, grell beleuchtet. Von den Fragen, die [illegible] die Benützer zunächst und am meisten interessieren, die [illegible]stellung von wirklichen oder vermeintlichen Mängeln, die Ein[illegible] [illegible]erungen, die beide auf ein[illegible] [illegible]keit bezielen, wendet sich d[illegible]

mehr der Frage der Sicherheit zu, die gegen eine Zerstörung der Bücherschätze vorhanden ist oder in verstärktem Maße getroffen werden kann. Und um so lebhafter wird das Bewußtsein der Tatsache, die oft übersehen wird, daß die Verwaltung der öffentlichen Bibliotheken nicht minder auf *Bewahrung* und *Erhaltung* der ihr anvertrauten Schätze als auf ihre *Zugänglichmachung* und ihre *Benützbarkeit* bedacht sein muß. Neben den kleinen, langsam oder vereinzelt wirkenden, schädlichen Uebeln, gegen die eine Büchersammlung geschützt werden muß, wie Feuchtigkeit, Bücherwurm, Diebstahl, ist es hauptsächlich „des Feuers Macht“ und ihr Widerpart, der Wasserstrahl, die mit einem Schlage ganze Bibliotheken oder große Bestände von solchen vernichten oder arg beschädigen. Und *Bibliotheksbrände* gehören nicht zu den gar so seltenen Ereignissen.

Die Statistik der durch Feuer zerstörten oder geschädigten literarischen Schätze ist nicht lückenlos. Insbesondere ist es unmöglich, ihre Summen oder ihren Wert auch nur annähernd anzugeben. Denn erst in neuerer Zeit hat man, hauptsächlich im Zusammenhang mit der Frage der *Versicherung* dagegen, diesen Dingen größere Aufmerksamkeit geschenkt. Aber es ist doch eine stattliche Zahl von Feuerschäden in Bibliotheken und Büchersammlungen, zu denen mit Recht auch im gewissen Sinne die großen Buchhandlungen und Verlagshäuser gehören, von denen wir Kunde haben. Dabei müßte man allerdings solche Fälle ausscheiden, in denen Bibliotheken *absichtlich* verbrannt wurden; auch von solchen ruchlosen Taten weiß ja die Geschichte zu melden, allerdings nur aus dem Beginn des Mittelalters. So ließ im Jahre 640 n. Chr. Amru (Omar) nach der Einnahme von Alexandrien durch die Sarazenen die noch damals bedeutendste Bibliothek verbrennen; sie soll zu jener Zeit 500.000 Rollen enthalten haben, und Kleopatra hatte 200.000 aus der berühmten Pergamenischen Bibliothek, die ihr Marc Anton geschenkt hatte, mit ihr vereinigt. Ein Seitenstück zu dieser Tat des Kalifen bildet jene des byzantinischen Kaisers Leo des Isauriers, der eine Bibliothek von 36.500 Bänden im kaiserlichen Kollegium von Konstantinopel (in der Nähe der Sophienkirche) niederbrannte.

Zu den Bibliotheksbränden im eigentlichen Sinne darf man wohl auch jene Fälle rechnen, wo Büchersammlungen das Opfer von *Belagerungen* wurden und niederbrannten, ohne daß der Belagerer es auf ihre Vernichtung abgesehen hatte. Aus alter und neuer Zeit sind solche Unglücksfälle bekannt. Im Jahre 47 v. Chr. brannte zur Zeit der Belagerung von Alexandrien durch Julius Cäsar die schon erwähnte Bibliothek, die von den ersten Ptolomäern im dortigen Museum errichtet und durch Bereicherungen auf die stattliche Zahl von 700.000 Buchrollen — nach beglaubigterer Angabe — gebracht worden war, nieder und der größte Teil ihres Bestandes wurde ein Raub der Flammen. Es ist das, nebenbei bemerkt, der älteste Bibliotheksbrand, der bekannt ist. Und in neuerer Zeit gingen Bibliotheken zugrunde, 1805 während der Belagerung von Neiße, 1812 von Moskau, endlich wurde 1870 die herrliche Straßburger Bibliothek ein Opfer der Belagerung durch die siegreichen Deutschen. Unschätzbare Werke wurden dabei vernichtet. Lange Jahre hat es gedauert, ehe die neuerrichtete Universität wieder eine ansehnliche Bibliothek bekam. Mit einem allmählichen Aufwand von mehr als 4 Millionen Mark, zu denen Bücherspenden im Werte von 700.000 Mark kamen, wurde sie wieder geschaffen, und in neuester Zeit ist auch ein Musterbibliotheksgebäude errichtet worden.

Aus der langen Reihe der Bibliotheksbrände, die der Engländer Wilford in seinem Buche „The destruction of libraries by fire“ 1879 registrierte*), von 48 (genauer 47) v. Chr. bis 1879 weiß er von 55 Fällen zu melden — und der 21 Brände, die in Ergänzung dazu der Göttinger Bibliothekar Johann *Locke* („Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten“, Heft 13) aus den Jahren 1871 und 1883 bis 1900 verzeichnet, können hier nur einige bemerkenswertere aus älterer und neuerer Zeit mitgeteilt werden. Im alten Rom hatte Kaiser Augustus zwei große Bibliotheken errichtet, die eine in der Vorhalle der Octavia — sie brannte im Jahre 80 ab — und eine zweite auf dem Palatin, die unter Commodus durch Feuer zerstört wurde; zur selben Zeit wurde auch die Bibliothek auf dem Kapitol ein Opfer der Flammen. Auch aus der neuen Hauptstadt des römischen Reiches, Konstantinopel, ist außer weniger bedeutenden Bränden die Zerstörung einer großen Bibliothek bekannt: 802 bis 807 fiel nach der Thronbesteigung durch Basilius die von Kaiser Konstantin gegründete und damals 120.000 Buchrollen enthaltende Bibliothek dem Feuer zum Opfer, darunter eine Pergamentrolle von 120 Fuß Länge

mit dem Text der Ilias und der Odyssee in Goldbuchstaben; im elften Jahrhundert brannte in Aegypten die Kalifenbibliothek ab, die 1,600.000 Bände enthalten haben soll.

Aus der großen Zahl der späteren Brandunglücksfälle seien hier nur einige aus der neueren Zeit noch erwähnt. Daß bei den großen Bränden, die Chicago 1871, Irkutsk in Sibirien 1879 heimsuchten, große Bücherverluste erlitten wurden, braucht kaum gesagt zu werden. In Irkutsk war der Schade größer; denn durch den Brand der dortigen öffentlichen Bibliothek der sibirischen Abteilung der russischen geographischen Gesellschaft gingen viele Werke und Manuskripte des Buddhismus und große Sammlungen von Veröffentlichungen der fremden gelehrten Gesellschaften zugrunde. Am 24. September 1873 brannte das Athenäum in Manchester nieder, 190.000 Bände wurden dabei vernichtet; 1877 die Mercantile Library in Philadelphia; die Versicherungsgesellschaft zahlte 8400 Pfund Sterling und erlaubte, die beschädigten Bücher zu nehmen; Gebäude und Einrichtung waren besonders versichert. Am 11. Jänner 1879 brannte die *Birmingham Free Library* ab; sie bestand aus mehreren Abteilungen (darunter die berühmte Shakespeare Memorial Library aus 7000 Bänden bestehend, die Staunton Warwickshire Library und die Cervantes Library); Bibliothek samt Gebäude waren für 20.000 Pfund Sterling versichert, so daß wenigstens der materielle Schade einigermaßen gedeckt war. Am 8. Dezember 1883 ging beim Brande im königlichen Palais zu *Brüssel* die Bibliothek mit 125.000 Bänden zugrunde, auch beim Brande 1886 erlitt die Bibliothek großen Schaden — aber mehr durch das Wasser, mit dem man den Brand löschte. Am 14. Februar 1900 brannte die Universitätsbibliothek in *Toronto* ab, der Schade betrug 100.000 Dollar; am 17. Juli 1893 brach Feuer aus in der Central Free Library in *Manchester*, von 60.000 Bänden wurden 10.000 durch Wasser mehr oder weniger ruiniert. Am 24. Juli 1896 wurde die öffentliche Bibliothek in *Moskau* durch eine Feuersbrunst zerstört. Am 16. Februar 1897 wurde beim Brand der Kreuzkirche in *Dresden* die Eulenbeck'sche Bibliothek vernichtet (der Katalog wies 4692 Nummern auf). Im August 1898 wurden beim Brand der Norfolk and Norwich Library in *Norwich* 60.000 Bände durch Feuer zerstört; die Bücher waren zu 8300 Pfund Sterling versichert, der abgeschätzte Schade betrug 12.722 Pfund Sterling. Am 14. Mai 1899 wurde die Bibliothek der Handelskammer in *Paris*, die als die beste derartige Sammlung in Frankreich galt und 50.000 Bände umfaßte, vernichtet. Der letzte große Brand vor dem neuesten in Turin war (bei dem Feuer in der Vaticana vor einigen Monaten gingen nur (!) ein Kodex, eine Papyrusrolle und einige alte Kupferstiche zugrunde) der der Bibliothek des Generalstabes in *Petersburg*, durch den von 117.000 Werken in 280.000 Bänden 12.735 Werke in 30.000 Bänden dem Feuer zum Opfer fielen.

Im Hinblick auf den großen materiellen und, besonders bei alten und wissenschaftlichen Bibliotheken, noch größeren, oft unermeßlichen idealen Schaden, den Feuersbrünste anstiften, erhebt sich die doppelte Frage: wie kann eine Bücherei dagegen geschützt werden und wie kann der durch einen trotz aller Vorsichtsmaßregeln ausbrechenden Brand verursachte materielle Schade, wenn nicht gedeckt, so doch vermindert werden? Darauf gibt es in Kürze nur die Antwort, deren Richtigkeit der neueste Brand wieder erweist: die *Feuersicherheit* und die *Versicherung* gegen Brandschaden. Freilich ist die Erfüllung dieser gewiß berechtigten Forderungen nicht immer so leicht, wie sie selbstverständlich klingen. Was die Feuersicherheit anlangt, so hat die Bibliothekstechnik eine Reihe von Forderungen sowohl für den Bau als für die Einrichtung und gewisse Vorsichtsmaßregeln im innern Dienst für die Verwaltung festgestellt.*)

Es muß daher in erster Linie gefordert werden, daß die Bibliothek in einem freistehenden, feuersicheren Gebäude untergebracht sei. Die Einführung der elektrischen Beleuchtung bedingt durch die Möglichkeit eines Kurzschlusses neue Gefahr, sie erfordert daher besondere Vorsicht und Umsicht. Und wie die moderne Art der Beleuchtung, die aus anderen Gründen jeder anderen künstlichen Beleuchtung vorzuziehen ist, so erhöht — das muß besonders betont werden — die heutzutage in allen neuerbauten Bibliotheken eingeführte moderne Aufstellung nach dem sogenannten Magazinsystem, das ohne feste Zwischenböden die ganze Büchermasse in einem Raum aufspeichert, die Gefahr, statt sie zu vermindern. Denn die so eingerichteten Bücherdepots stellen Hohlräume dar, die nur durch Gitterwerke in Etagen geteilt sind. Auch in der Wiener Universitätsbibliothek ist diese moderne Einrichtung zur Anwendung gekommen. Doch ist sie hier dadurch gemildert, daß die Depots wenigstens voneinander durch Mauern getrennt und durch Eisentüren ab-

*) [illegible]

[illegible]

geschlossen werden können. Die Eisenkonstruktionen sind jedoch durch hölzerne Büchergestelle, die mit verstellbaren Brettern belegt sind, ausgefüllt. Die Zentralheizung, die an sich der Heizung durch Oefen selbstredend vorzuziehen ist, kann ihrerseits wiederum nicht als eine Minderung der Gefahr bezeichnet werden. Zu den Forderungen der Bibliothekstechnik gehört natürlich die Vorsorge für Wasser, und in den modernen Bibliotheken, so auch in der Wiener Universitätsbibliothek, sind überall Hydranten verteilt, aber hier gilt der Satz, daß im Wasser den Büchern im Falle eines Brandes unter Umständen ein noch größerer Feind entstehen kann.

Es muß daher der Hauptnachdruck auf die Verhütung jedes Entstehens einer Feuersbrunst in Bibliotheken gelegt werden und es sind strenge Anordnungen in dieser Richtung geboten. Aber nicht minder dringend zu verlangen sind Vorkehrungen für die Ueberwachung durch die gleichfalls von der Bibliothekstechnik bereits geforderte Verbindung der Bibliothek mit der Feuerwehr des Ortes.

Es sei hier erwähnt, daß in Göttingen eine eigene Feuerlöschordnung besteht, und besonders sorgfältig wird für die im japanischen Palais, einem wenig feuergefährlichen Gebäude, untergebrachte königliche Bibliothek in Dresden die Feuerwache von der städtischen Feuerwehr täglich in den Abendstunden und während der Nacht (abwechselnd von zwei Wächtern) sowie zur Zeit von starken Gewittern ausgeübt.

Bei einer Rundfrage, die der Tübinger Bibliothekar Thudichum im Jahre 1889 an die Bibliotheken Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz richtete, ergab sich (vgl. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", München, 1889, Nr. 87), daß nur 38 in feuersicheren (meist neueren) Gebäuden, 25 in weniger feuergefährlichen, 30 in nicht feuersicheren, zum Teil in feuergefährlichen älteren sich befanden. Von den Bibliotheken der ersten Kategorie waren 18, von denen der zweiten 17 und von denen der dritten 15 versichert: also im ganzen von den 93 Bibliotheken 50. Aber die Frage der Versicherung wurde gerade deshalb in Bibliothekskreisen eingehend erörtert und ihre Notwendigkeit betont. Es kann hier das Für und Wider nicht wiederholt werden.*) Es sei nur erwähnt, daß es dem Bemühen von Bibliothekaren und Versicherungstechnikern gelungen ist, auch hier einen geeigneten Schlüssel zu finden.

Das jüngste Ereignis wird zweifellos die heilsame Folge haben, daß überall die Bibliothekseinrichtungen auf die Feuersicherheit hin untersucht, das Notwendige vorgekehrt wird und auch bestimmte Anordnungen für den Fall eines Brandes getroffen werden. Man darf wohl annehmen, daß nicht nur die großen, sondern auch die kleineren Bibliotheken die Mahnung aus Turin beachten. Notwendig erscheint es jedoch auch, daß die Bibliotheken mit der Feuerwehr des Ortes in Verbindung gebracht (Göttingen und Dresden können als Muster dienen) und insbesondere daß die Versicherung der Bibliotheken gegen Brandschäden ernstlich in Erwägung gezogen werde. Meines Wissens ist keine der österreichischen größeren öffentlichen Bibliotheken bisher versichert, wenigstens weiß auch Thudichum von keiner zu berichten.

Bibliotheksskriptor Dr. S. Frankfurter.

Werden.

Hast du schon einmal eine Menschenblume wachsen gesehen?

Wenn nicht, dann geh zu den Kindern und hab sie lieb und diene ihnen und laß dir von ihrem geheimnisvoll unerschöpflichen Reichtum schenken, den sie mitgebracht haben von jenem unerforschten Land des Nichtseins, dem sie noch nah und verbunden sind. Und sei rein und gut und bete, daß dir das Schicksal dies Erlebnis schenke. Es ist schöner als ein glutroter Sonnenuntergang in den Bergen, schöner als ein Morgen am Meer und schöner als der weiße Marmor, in den des Künstlers Hand Leben schlug.

Ich bin gestern mit meiner kleinen Freundin in einer Bildergalerie gewesen. Sie ist ein liebes junges Mädel von sechzehn Jahren, frisch und fröhlich und, was das Beste ist, kindlich. In ihren Augen, ganz tief innen, liegen sinnende Fragen, von denen sie selbst noch nichts weiß.

Es war eine moderne Galerie, nur ganz wenig alte Meisterstücke fanden sich unter den Gemälden. In den Sälen und vor den Bildern ließ ich sie natürlich allein, ließ sie ruhig umherlaufen wie ein Lämmlein auf der Weide, das sich den Klee sucht, der ihm am besten zusagt und am besten bekommt. Manchmal kam sie und holte mich vor ein Bild, das ihr besonderes Entzücken erregte. Sie malt nicht und ihr Urteil ist von aller Fachkenntnis frei. Aber sie freut sich unbändig an Licht und Farbe, und vor einer schönen Landschaft steht sie ganz still und bewegt und kann sich lange nicht losreißen.

Es waren auch ein paar Bilder da von stark sozialistischer Tendenz. Prächtige Zeichnungen, mächtig empfunden und kraftvoll dargestellt. Eines zog mich ganz besonders an durch den Ausdruck, der in die menschlichen Figuren gelegt war. Während ich ganz versunken davor stehe, kommt meine kleine Freundin von rückwärts und fragt zögernd: „Ist das sehr schön?" „Ich glaube. Gefällt es dir nicht?" — „Ich weiß nicht." — Nun schaut sie es eine Weile an, ihr Gesicht bleibt aber ziemlich unbefriedigt. Sie will weitergehen, ich halte sie am Arm fest. „Schau dir einmal diesen Mann an. Er steht vor dem Zahlmeister und hat seinen kleinen Wochenlohn in der Hand; das Bild heißt übrigens: „Entlassen." Er wird also eben brotlos — daheim hat er wahrscheinlich ein versorgtes, abgezehrtes Weib und ein paar Kinder, die Nahrung wollen und Kleider und Schuhe. Er hat vielleicht gestern noch Pläne gemacht, wie er seinen ältesten Sohn zu einem tüchtigen Meister in die Lehre schicken und dem Kleinsten ein hölzernes Pferd zum Spielen kaufen könne, wenn er ein paar Wochen fleißig Nachtarbeit täte. Und nun ist er entlassen. Der Schreck und der Jammer in seinem Gesicht — schau ihn einmal an und denke daran, wie dir war in der Minute, nachdem man dir gesagt hatte, daß Bubi gestorben sei. Weißt du 's noch? Und nun versuch' zu fühlen, was der Mann da fühlt: hier steht er vor dir, und wenn du vor Mitleid weinen, hingehen, ihn an der Hand fassen und sagen möchtest: „Ich kenn dich, du Armer", dann lebt das Bild für dich und gibt dir seine Seele. Schau auch das gleichgiltige, geschäftsmäßige Gesicht des Zahlmeisters an. Er denkt schon längst an etwas anderes. Er spürt gar nichts von der Erschütterung, die durch das ganze Bild geht. Wird dir nicht ganz kalt, wenn du ihn ansiehst? Er ist auch ein Stück Leben."

Ich ließ sie eine Weile schauen. Dann sagte ich: „Merkst du was? — du bist traurig, du fürchtest dich, aber es ist schön, das fühlst du, es ist etwas, das wohlthut und segnet, denn, ob auch der Gegenstand noch so schrecklich ist, der Ausdruck des Bildes gibt Weihe und Erhebung; ein guter Mensch hat es gemalt. Es ist, wie wenn eine süße Stimme ein schauriges Lied singt, oder wie wenn jemand, den du lieb hast, dir etwas Betrübendes erzählt."

Sie stand lange vor dem Bild und verließ es mit feuchten Augen und blassem Gesicht. Sie saß dann eine Weile nachdenklich auf einer der roten Samtbänke in der Saalmitte. Sie ist ein gemütvolles kleines Ding, und die Keime des Seelenkampfes, den die sozialen Fragen in jedem denkenden Wesen früher oder später hervorrufen, haben in ihr schon leise Wurzel gefaßt.

Nach manchen freundlichen Stilleben, Blumenstöcken und Frühlingsbildern, fanden wir uns wieder vor einem sehr alten „Christus am Kreuz". Meine kleine Freundin schüttelte heftig den Kopf.

„Du, warum malen sie ihn so schrecklich? Das ist sicher kein guter Mensch, der die furchtbare Qual, diese entsetzliche Grausamkeit und diese Ohnmacht des Heilands dargestellt hat. Was könnte man Herrliches von Christus in Bildern erzählen und wählt doch immer nur diesen einen Moment. Der schlägt in seiner Entsetzlichkeit alle Empfindungen in mir tot. Ich kann gar nicht versuchen, auf die Schönheit dieses Leidens zu kommen. Das ist nur ein Bild der Rache: der Künstler wirft den Menschen ihre unmenschliche Grausamkeit vor. Warum sollen wir nicht vergessen, daß unsere Vorfahren so schlecht waren?"

Ich schwieg. Ich hätte sagen können, daß Christus nicht tot ist: daß er jeden Tag aufersteht in einer Menschenseele, die von glühender Begeisterung und edlem Feuer erfüllt ist, die sich hingeben will an ein großes Ideal [illegible] — und daß er jeden Tag von neuem ans Kreuz geschlagen wird, an das Kreuz eines liebeleeren, verständnislosen, brutalen Lebens. Aber ich schwieg, und wir gingen weiter. Stumm [illegible] bis wir vor einem großen Bilde eines alten [illegible] Malers standen.

Die Madonna mit dem Kinde. Keine von den [illegible] nellen Madonnen, wie sie auch unter den [illegible] der [illegible] Meister zu finden sind. Bis auf den [illegible] eine Frau aus dem Volke. Alle Heiligkeit liegt in den [illegible] tenden, unergründlichen Augen, die wie dunkle [illegible] [illegible] heraufstiegen [illegible] [illegible] arme und Leben und Freude. Mutteraugen, vol[illegible]

*) Als unter [illegible] bezeichnet, für die [illegible] wohl die Ansichten auseinander. Es wird [illegible] „ [illegible] Universitäts [illegible] [illegible], sei es einzelner Teile der Bibliothek [illegible] versichert, sei auf die eingehend [illegible] [illegible] welche der [illegible] Marlgraf über die [illegible] [illegible] auf der [illegible] [illegible] Sammlung [illegible] Bekenntnis in der [illegible] 1865 ging beim Brande der [illegible] wurde; sie war für [illegible] vorher abgeschafft und nicht [illegible]

füllt, die menschlich und doch überirdisch ist. Sie hält das Christuskind mit beiden Händen dem Beschauer entgegen und ihr Blick ruft jubelnd: „Hier hast du das Heil der Welt, trinke seinen Anblick!"

Und das Kind gleicht ihr. Besonders die Augen. Nur daß sie voll Geheimnis und Unbewußtheit sind und strahlend und jauchzend — und die Aermchen strecken sich herab als wollten sie sich dir um den Hals legen, dir und allen, die herankommen. Es ist ein herrliches Bild. Einer von jenen muß es gemalt haben, in denen Christus jeden Tag neu ersteht.

„Was sagst du nun?" — —

Sie sagte nichts. Ihre Blicke saugten das Bild ein, sie atmete heftig und ihr Gesicht war voll tiefer Andacht.

Auf dem Heimweg war sie schweigsam und verträumt. Ganz unmotiviert küßte sie mir mitten auf der Straße leidenschaftlich die Hand.

In dieser Stunde ist in ihr der Mensch wach geworden — und die Frau.

Helene Riesz.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Hochgeehrte Redaktion!

Bewogen durch die Notwendigkeit, den Angriffen, die Herr Dr. F. Kohm in seiner Broschüre „Herr Universitätsprofessor Dr. A. Sauer als Kritiker"*) gegen mich gerichtet hat, in einem sachlichen Punkt entgegenzutreten, bitte ich Sie, die nachstehenden Zeilen in Ihrem geschätzten Blatte zu veröffentlichen: Herr Kohm behauptet in seiner Broschüre, Seite 11, daß der Roman „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe", den Sauer für eine Quelle der „Ahnfrau" hält, nicht vor 1816 erschienen sei; er sagt dort: „an dieser unleugbaren Tatsache ändert auch nichts die Sauer während des Schreibens von Dr. v. Komorzynski brieflich zugekommene Mitteilung, daß dieser in der „Wiener Zeitung" bereits zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Ankündigung des Werkes gefunden habe". Auf Seite 18 und 19 macht er sich dann über mich nach seiner Weise lustig, indem er mich Sauers „getreuen Knappen" nennt und sagt, ich hätte mich meines Fundes gebrüstet. Darauf habe ich zu erwidern, daß die „Wiener Zeitung" vom 23. März 1799 (Nr. 24 des Jahrganges 1799) auf Seite 899 folgende Ankündigung enthält:

„Bey Franz Haas, Buchhändler in Wien, im Schulhof oder am sogenannten Oberjesuiten-Plabel, ist zu haben:

Die blutende Gestalt mit dem Dolch und Lampe oder die Verschwörung auf dem Schlosse Stern bei Prag, eine interessante Geschichte. Mit einem Kupfer und Vignetten. Ungebunden 1 fl. 15 kr., broschirt 1 fl. 19 kr."

Es folgt eine anpreisende Inhaltsangabe des Romans. — Ich habe mich dieses Fundes keineswegs gebrüstet, ihn auch nicht „Sauer während des Schreibens brieflich mitgeteilt", sondern seiner am Pfingstmontag 1903 in Prag im Gespräch mit Herrn Prof. Sauer mündlich erwähnt. Die Nummer hatte ich mir gar nicht notiert; erst vor einigen Tagen schlug ich den Jahrgang 1799 wieder auf und fand die Anzeige wieder.

Ich leugne demnach keck die nach Kohm „unleugbare Tatsache", daß „Die blutende Gestalt" nicht vor 1816 erschienen sei. Auf seine von Selbstgefälligkeit und Ungerechtigkeit erfüllten Angriffe gehe ich nicht ein; ich habe mich längst darein gefunden, den Menschen in dieser Hinsicht ihr Pläsier zu lassen. Mir genügt es, daß durch jene Ankündigung von 1799 Kohms ganzes auf falschen Voraussetzungen ruhendes Gebäude zusammenstürzt.

Indem ich für die Veröffentlichung meiner Zuschrift im voraus herzlichst danke, verbleibe ich

Ihr ergebener

Dr. Egon v. Komorzynski.

Wien, 28. Januar 1904.

Bücher.

Anton Deutsch: Die „Pester Lloyd"-Gesellschaft 1853—1903. Mit einer Einleitung von Dr. Max Falk. Budapest 1903, Verlag des „Pester Lloyd".

Bei ihrer jüngsten Generalversammlung konnte die „Pester Lloyd"-Gesellschaft auf einen fünfzigjährigen Bestand zurückblicken. Aus diesem Anlaß verfaßte der volkswirtschaftliche Redakteur des „Pester Lloyd", Anton Deutsch, eine Geschichte der Gesellschaft in den Jahren 1853—1903. Dieser Schrift kommt aber eine weit über den Charakter einer Festschrift hinausreichende Bedeutung zu, da sie ein interessantes Bild der wirtschaftlichen Entwicklung Ungarns und seiner Hauptstadt seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts auf[illegible] [illegible] aus Abneigung gegen Schwarz-Gelb mag der Verfasser vielleicht allzu sehr die Bedrückung Ungarns seitens Oesterreichs, und es hätte dieser Rolle nicht bedurft, um den [illegible] Aufschwung zu schildern, den [illegible] in den letzten [illegible] genommen hat. In einer Liste [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Jahrhunderts [illegible] [illegible] zählte, während es 1715 nur [illegible] [illegible] von Menschen [illegible] eine traurige Zeit für die Ungarn, nachdem der kurze Freiheitsrausch so jäh geendet hatte, und es war daher eine bedeutsame Tat, daß sich 1851 energische Männer, an ihrer Spitze der angesehene Kaufmann Jakob Kern, fanden, um einen Verein zu gründen, dessen Zweck es sei, zu wirken: „a) auf das soziale Leben in Pest, b) auf die Hebung und Verbesserung der moralischen Zustände im kommerziellen Verkehr allda, c) auf die Erweiterung und bessere Begründung des Pester Handels durch die Förderung und Ermunterung nationalökonomischer Bande, insoweit sich diese direkt auf den Handel beziehen." Dieser Aufgabe ist die Gesellschaft, welche sich 1853 konstituierte, vollauf gerecht geworden, ja sie hat ihren Wirkungskreis mit der Zeit noch vergrößert, und war tatsächlich insbesondere im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestandes im Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens Ungarns. Schon bald nach ihrer Entstehung schuf sie im „Pester Lloyd" ein Tagblatt, das jahrelang eine führende Stellung einnahm, errichtete die Kornhalle und führte die Aktion zur Gründung der am 18. Januar 1864 eröffneten Pester Waren- und Effektenbörse erfolgreich durch. Sie selbst oder ihre Mitglieder beteiligten sich an fast allen Instituten zur Förderung und Unterstützung von Handel und Gewerbe und wirkten im Interesse von Stadt und Land. So ward ihre Geschichte ein wichtiger Beitrag zur Geschichte Ungarns. Es war ein glücklicher Gedanke, sie zu schreiben, und dem Verfasser gebührt volles Lob für die Sachkenntnis und Gründlichkeit, aber auch für die elegante Form, mit der er diesen Gedanken durchführte.

—nk—

Revue der Revuen.

„Die Kunst im Leben des Kindes." Edgar Alfred Regener schreibt über moderne Spiel- und Arbeitszimmer für Kinder. Die Darmstädter Zeitschrift für „Innendekoration" hat ein Preisausschreiben für moderne Kinderzimmer erlassen, die dem Spiel wie der Arbeit in gleicher Weise dienen sollten. Neunzehn Entwürfe sind eingelaufen. Die beste Arbeit lieferte Franz Safonith aus Wien. Er hat als Fußbodenbelag Linoleum mit gelbem und rotbraunem Fliesenmuster gewählt. In der kälteren Zeit soll ein Filzbelag in rotbraunem Ton aufgelegt werden. Die Wände des Zimmers sollen mit blaßgrüner Unitapete bespannt oder weiß getüncht werden. Die Fliesen des Frieses sind blau mit Vögeln im Fluge als Ornamentschmuck. Die Felder der Lambris sind mit Darstellungen aus dem landwirtschaftlichen Leben und mit Tierstudien in waschechten Farben bemalt. Außerdem kommen als Wandschmuck in Betracht die Farbenlithographien des Karlsruher Künstlerbundes und die Künstler-Steinzeichnungen aus dem Verlage von B. G. Teubner Leipzig. Als Material der Möbel ist grau gebeiztes Ahornholz gedacht, während die Stühle und Tischplatten der Arbeitspulte mit dunkelgrünem Tuch bezogen sind. Sonst herrscht die weiße Lackfarbe vor. Die Metallbeschläge wären aus Aluminium anzufertigen, dessen Oxyde am unschädlichsten sind. Offene Feuerungen sind gänzlich vermieden. Als Heizungsvorrichtungen sind Gaskamine, Dampf- oder Heißluftheizung vorgesehen. Die Beleuchtung geschieht durch elektrisches Licht. Als bewegliche Sitze sind Hocker wegen ihrer Leichtigkeit und Festigkeit gewählt. Die Fensterlösungen sind so getroffen, daß das Licht ungehindert durch schwere Vorhänge, Gardinen u. dgl. Zutritt hat. Kurz oberhalb des Fensterbrettes hält ein feines Mullgewebe gar zu scharfe Sonnenstrahlen von den Arbeitspulten der Kinder ab. Bemerkenswert ist noch eine Waschgelegenheit mit Wasserhahn. Das Waschbecken ist höher und tiefer zu stellen, ganz nach der Größe des Benützers. Die Höhenänderungen gehen bis zu 20 Zentimeter. Das Lavoir ist kippbar. Gelegenheit zur Anbringung von Turngeräten ist gleichfalls gegeben.

Der welsche Springer.

Von **Friedrich Werner von Oesteren.**

Im Städtchen Rufwoltsheim war ein welscher Springer eingekehrt, der gar erstaunliche und absonderliche Kunststücke zum Besten gab und sich zahlreichen Zulaufes zu rühmen hatte. Die wunderbarste seiner Schaustellungen war sein freier Gang auf einem hoch über der Gasse zwischen zwei gegenüberliegenden Dachgiebeln gespannten Seil. Denn der Welsche hielt nicht etwa eine an den Enden mit Bleigewichten beschwerte Stange, so man schon einmal gesehen hatte, in Händen, noch auch suchte er durch Bewegungen des Oberleibes und der ausgestreckten Arme sich während seines gefährlichen Ganges im Gleichgewicht zu erhalten, sondern er setzte im zierlichen Tanzschritt einen Fuß vor den anderen, schlug dabei die Laute und sang schöne Worte zu seinem Liede.

Solches war in Rufwoltsheim noch nicht gesehen worden. Die Ratsherren selbst — den Bürgermeister nicht ausgenommen — [illegible] die reichsten und angesehensten Bürger [illegible] mit den Ausrufen der Bewunderung nicht [illegible], und da konnte es nicht wundernehmen, daß die [illegible] zumal das gemeine Volk, [illegible] erzählt, sich vor Entzücken nicht zu lassen [illegible] und nicht müde wurden. [illegible] wenn er auf [illegible] dahinschritt, spielte [illegible]

[illegible] und Ortschaften [illegible]

sprechlichen Freude der Krämer und Gastwirte, die fürtreffliche Geschäfte mit ihren Waren machten und dessenthalb den Welschen segneten.

Dieser selbst war nicht minder ob des lebhaften Zuspruches erfreut, den seine Darbietung fand. Das schmeichelte einerseits gar sehr seinem Künstlerstolz und vermehrte andererseits erheblich den Sparpfennig, den er klüglich sammelte, um dereinstens als reicher Mann in seine Heimat zurückzukehren. Es kamen sogar von den umliegenden Burgen adelige Frauen und Fräulein mit ihren Kavalieren oder ohne selbige, um den Wundermann auf dem Seile zu schauen; die Frauen und Töchter der Ratsherren brauchten sich demgemäß auch nicht zu schämen, den Schaustellungen anzuwohnen, und diesem Beispiel folgte vollzählig das sonstige Weibervolk des Städtchens.

Der Welsche hatte mannigfache Lande und schier unzählbar viele Städte durchfahren und kannte gar wohl die Menschen und deren Gemüter. Dergestalt wußte er, was die Väter, Ehemänner, Brüder und Verehrer der Frauenpersonen, die ihm bewundernd zusahen, nicht wußten: daß er den großen und häufigen Zulauf der Weiber nicht so sehr seiner Kunstfertigkeit als seinem Aussehen zu danken hatte. Er war in der Tat ein gar wohlgestalter und schöner Mann, dessen kräftige, sehnige Bauart in der durchweg eng anliegenden, schmiegsamen Kleidung, die er trug, weidlich zutage trat. Sein Antlitz war dunkel gebräunt, seine Zähne blendend weiß, seine Nase kühn geschwungen und seine Augen groß, flackernd und schwarz.

Wie schon in so vielen anderen Städten des Deutschen Reiches — konnte sich der fremdländische Künstler auch in Ruppoltsheim mancher nächtlich heimlichen und also doppelt süßen Gunstbezeugungen schöner Frauen jeglichen Standes rühmen; und wie viele Herzen für ihn unruhiger und schneller als sonst gepocht hatten und pochten, ohne daß es ihm offenkundig war — das vermochte er füglich nicht zu zählen. Daß er ein Weibsbild, so es nicht zu alt und mindestens leidlich hübsch war, je unerhört ließ, war niemals vorgekommen, und es wäre nicht einzusehen gewesen, warum er gerade in Ruppoltsheim die Väter und Ehemänner hätte schonen und gar die freien Frauenspersonen, die nur sich selbst etwa Rechenschaft schuldeten, hätte zurückweisen sollen.

Vier Tage weilte der Welsche nunmehr schon in dem Städtchen, nahm so Liebe wie Geld und Beifall, die ihm verdientermaßen geboten wurden, willig entgegen und freute sich des eher wachsenden, denn abnehmenden Zuspruches, den er fand. So nicht unvermutet Widerwärtiges ihm zustoßen sollte, gedachte er noch manchen Tag hier zu verweilen, zumal es nicht mehr fern war zum Feste der heiligen Afra, welche von den gemeinen Fräulein Ruppoltsheims als Schutzpatronin verehrt und durch eine würdige Prozession in gebührender Weise gefeiert wurde. Und an solch einem Tage gab es noch mehr denn sonst zu verdienen. — —

Da geschah es am fünften Tage, daß der welsche Springer, dieweil er auf dem gespannten Seile tänzelnd, spielend und singend dahinschritt und schon fast die Hälfte des gefahrvollen Weges durchmessen hatte, jach und ohne ersichtlichen Grund zu wanken begann und zum unaussprechlichen Schrecken der vielen Menschen, die mit pochenden Herzen, offenen Lippen und ausgereckten Hälsen zu ihm emporsahen, zu stürzen drohte. Etliche empfindsame Zuschauer stießen schon Angstschreie aus, mehrere deckten sich die Augen, und mehr als ein Halbdutzend Weibsleute schickte sich an, in Ohnmacht zu fallen. Doch erwies sich diese angstvolle Erregung als vorzeitig und unnütz, denn rasch wieder hatte der Künstler das Gleichgewicht gefunden und schritt getrost, ob auch um einiges beschleunigter und [illegible] als gewohnt spielend und singend weiter zum jenseitigen Dachgiebel.

Jedennoch mußte ihm etwas zugestoßen sein; denn nicht nur unterließ er, für den dröhnenden Beifall seiner Bewunderer in geziemender Weise, wie üblich, zu danken, sondern er verschwand gar eilig von seinem hohen Ruheplatz und vollführte die übrigen Produktionen, so da der Hoch- und Weitsprung, das Messerspiel, der Kopfwendesprung durch ein Stachelrad und ähnliche Leistungen waren, an diesem Abend hastiger und ohne sonderliche Lust. Die Zuschauer wußten sich solche [illegible] nicht anders zu deuten, als daß er unpaß worden sei.

Dem war aber nicht so, sondern anderes hatte sich [illegible]. Dieweil der Welsche auf dem Seile schritt, hatte sein [illegible] ungefähr das Fenster eines der [illegible] vor ihm [illegible] unter ihm — liegenden Häuser getroffen. Dieses F[illegible] stand geöffnet, und so drang der Blick frei in eine Kammer und fiel dort auf eine Frauensperson, die halbentkleidet an einem Tischchen saß und just beschäftigt war, sich die langen und üppigen blonden Haare zierlich zu flechten. Dieses Weib war von so großer natürlicher Schönheit, daß der Anblick der halbenthüllten Reize mächtig auf das Herz und die Sinne des Künstlers einwirkte und ihn dermaßen berückte und verwirrte, daß ihm das Blut zu den Augen quoll, und er einen Augenblick lang seiner gefahrvollen Stellung auf dem schwankenden Seile vergaß. Nur vermittelst äußerster Willenskraft gelang es ihm, rasch die Fassung zurückzugewinnen und den Weg fortzusetzen, was er — wie wir sahen — in großer Hast vollbrachte, wie er auch die sonstigen Kunststücke an diesem Abende in fast unziemlicher Eilfertigkeit vollführte. Nämlich war in seiner Brust der glühende Wunsch erwacht, zu wissen, wer jenes liebreizende und verführerische Weib sei, das auf den ersten kurzen Anblick hin alsogleich sein Herz zu unzähmbarer Liebesbegierde entflammt hatte. Es drängte ihn gewaltig und übermächtig, die Schöne auszukunden, ihr seine Liebe zu bekennen und sie zu herzen.

Sobald die Schaustellung beendet war, lief er darum stracks zu jenem Hause und befragte den Türschließer. Dieser war ein verdrießlicher, alter Mann und wollte im Beginne nicht Rede stehen und Auskunft erteilen. Doch ward er gefüg und freundlich, als der Welsche ein hartes Batzenstück ihm mit vielen verbindlichen Worten einhändigte, und berichtete sodann.

Noch vor drei Jahren war die Dame, deren sichtbar wordene Schönheit dem Seiltänzer nahezu zur tödlichen Verderbnis gereicht war, ein gemeines Fräulein im Tochterhause des Städtchens gewest und hatte sich dortselbst ob ihrer natürlichen Munterkeit und ob ihres auffälligen Liebreizes großer Beachtung zu rühmen gehabt, und war zumal von den vornehmen und reichen Besuchern oftmals ausgezeichnet worden. Da trug es sich zu, daß die gesalbte Majestät des Kaisers das Reich beritt und auch in Ruppoltsheim einzog, woselbst ihr zu Ehren auf dem Rathaus und sonst allenthalb ausschweifend große Festlichkeiten mit aller erdenklichen Pracht angestellt wurden. Auch die gemeinen Fräulein waren zum Tanze im Rathaus geladen, auf daß die Majestät rechte Augenweide genieße. Hierbei war auch bewußte Schöne, so den Namen Ursula Leitfoglerin trug, von dem Kaiser bemerket worden und hatte in so hohem Maße sein Wohlgefallen erregt, daß er sie noch am selbigen Abend im Tochterhause heimsuchte.

Von Stund an ward Ursula gar hochmütig ob der ihr widerfahrenen Ehr' und dünkte sich in ihrem Herzen nicht nur weit mehr als die anderen gemeinen Fräulein im Tochterhause, sondern sogar noch weitaus besser als die vornehmen Damen, denen allerdings gleiche oder auch nur ähnliche Ehren niemals angetan worden waren. Sie zerbrach ihren Pakt mit dem Frauenwirt, lohnte ihn ab, insoweit sie ihm schuldete, und verließ das Haus, um ein eigenständig Hauswesen zu begründen. Der Aerger der Fräulein über ihre ungetreue Gefährtin war nicht gering und schwoll sondermaßen, da sie es erleben mußten, daß die Leitfoglerin eine gar gefährliche Nebenbuhlerschaft im Wettbewerb um die zahlbare Liebe selbständig und einzeln eröffnete und so manche schätzenswerte Kundschaft abspenstig machte und an sich zog. Zwar wohl war unter diesen Ungetreuen kein einziger aus der niederen Bürgerschaft zu entdecken; solche wies die Ursula hartherzig ab, ob sie noch so viel boten. Aber gerade die Vornehmen und durch Jugend und schönes Aussehen Angenehmen erhörte die eitle Schöne und beschlagnahmte sie völlig. Sie war gar wählerisch worden, und weder Geld noch schöne Worte frommten bei ihr und vermochten sie zu gewinnen, so ihr Sinn nicht danach stand. Jetzt gerade, vor zwei Tagen, war sie aus Konstanz zurückgekehrt, allwo sie sich in der Zeit des großen Konzils bei der hohen Klerisei und den Fürstlichkeiten große Gunstbezeugungen und, wie die Kunde ging, in Barschaft sechshundert Goldgulden erworben hatte.

Solches erzählte der Türschließer dem aufhorchenden Springer, dem das Herz vor Hoffnung und Verlangen mächtig aufschwoll bei dieser Kunde. Sein Entschluß, die Liebe der Schönen zu gewinnen, festigte sich erheblich, und daß ihm solches Wagnis glücken werde, vertraute er auf seine fürtreffliche Gestaltung, welche ihm schon so viele Frauenherzen zugeführt hatte. Ohne langes Besinnen enteilte er, behing sich mit seinen prächtigen Kleidern, steckte fürsorglich einen straffen Geldbeutel zu sich und pochte mit dem Herzen und mit den Fingern an das Tor der schönen Ursula Leitfoglerin.

Der gefällige Zufall fügte es so trefflich, daß die Dame eben müßig saß und nicht [illegible] brauchte, den Künstler alsogleich vor ihr Antlitz zu lassen. Dieser war ganz geblendet von ihrem Liebreiz, der im Nahesein noch bei weitem lockender [illegible] als in der Ferne, und verschwendete nun eine Unmenge [illegible] [illegible] wahrhaftsgemäß zu werben und zu geben, in welcher [illegible] nicht geraumer Zeit zum erstenmal [illegible] und Dauer [illegible] sein Leben eingezogen und zu [illegible]

Nicht aber konnten seine Worte und [illegible] Liebessturm das Herz der stolzen Schönen bewegen [illegible] mochte sie sich vermeine der Glute ihrer Augen [illegible] zu verschließen, daß der welsche Springer [illegible] Mann und gewißlich ein liebwerter Buhle [illegible] [illegible] der Gunst des niederen Volkes abhängiger. [illegible]

erschien er ihr zu gering, um den Leib berühren zu dürfen, welcher von der gesalbten Majestät eines Kaisers so hohe Weihe empfangen hatte. Dies verhehlte sie ihm auch keineswegs, sondern brüstete sich nicht wenig damit und verwies ihn auf ihre mit Purpurmänteln, Mützen und Kronen ausgestatteten Bewerber in Konstanz, deren Nachfolgerschaft doch unmöglich ein an Ansehen so armer Mann wie er antreten könne.

Der Springer mußte ihr im Herzen recht geben, so tief ihn diese Erkenntnis auch bekümmerte. Jedennoch hoffte und vertraute er weiter auf den Einfluß seiner Blicke, seiner Redegewandtheit und seines untadeligen Baues und zuletzt auf die Beredsamkeit des straffen Geldbeutels, den er vor den Blicken der grausamen Schönen nicht verbarg und vor ihren Ohren klingen ließ.

Demungeacht war die Sprödigkeit der stolzen Weibsperson nicht zu besiegen und ihre Geneigtheit nicht zu erlangen, so daß der verschmähte Welsche schließlich voll Betrübnis die Einsicht gewann, daß er vergeblich Huld erbettele, und in jammervollem Leide die Kammer und sodann das Haus verließ.

Da er unten auf der Gasse angelangt war, ballte er mit welscher Wildheit die Faust, schüttelte sie bedrohlich und stieß einen grimmen Fluch in seiner heimatlichen Zunge aus. Ursula sah und vernahm dieses, dieweil sie zum Fenster der Kammer auf die Gasse hinunterblickte. Sie lachte höhnisch ob des Grimmes des verschmähten Liebhabers und verbat sich ernstlich mit lauter Stimme solches unflätige Gehaben vor ihrem Hause. Und im stillen gelobte sie, dieserhalb den frechen Springer zu bestrafen, der den Mantel um seine Schulter schlug und mit unbeschreiblichem Wehgefühle sein Quartier aufsuchte.

Da er dorten anlangte und sich zur Ruhe entkleidete, trachtete er ganz vergeblich, das Bild der grausamen Schönen aus seinem Busen zu reißen und aus seinem Kopfe zu jagen. Es verließ ihn nicht, und der Traum malte ihm gar liebliche Bilder vor die Seele, die sein Leid, da er erwachte, so gramvoll mehrten, daß er den ganzen Tag in Einsamkeit verlebte — nur seinem Kummer ergeben. Er wies alle Einladungen zurück, welche andere Frauenspersonen an ihn richteten, da ihm keine begehrenswert bedünkte, als nur die Eine, die ihn so übel beimgeschickt hatte.

Und wie es zum Abend ging und die Stunde schlug, die ihn zu seinem Gewerbe berief, war es ihm gar arg und schlimm um das Herz, so daß er am liebsten die Schaustellung unterlassen hätte. Indessen solches nicht wohl anging, entschloß er sich endlich.

In banger Bewegung bestieg er vor den Blicken der vielzüngigen Menge das Seil, um den gefahrvollen Gang anzuheben. Hierbei war er fest in seinem Gemüt entschlossen, die Augen unverrückbar dem gegenüberliegenden Ziele zugewandt zu behalten und die Blicke nicht tiefer zu versenden, auf daß sie nicht etwa wieder auf bewußtes Fenster und in bewußte Kammer fielen und ihn so der Pein des Herzwehs überlieferten und in Gefahr des Sturzes und sicheren Todes brächten. Aber sein Entschluß ward durch den Trieb seines Herzens zunichte, und abermals krampfte sich dieses in gewaltigem Schmerze zusammen, da er Ursulas ansichtig ward.

Ganz nahe dem Fenster saß sie, was sie offenbar geflissentlich so eingerichtet hatte, und ihr Aufzug war noch weitaus verführerischer als am vergangenen Abende ob der Spärlichkeit ihrer Hüllen. Sie ersah den Mann auf dem Seile gar wohl; doch gab sie ihm das keineswegs zu erkennen, sondern betrug sich vielmehr, als wäre sie dessen sicher, daß kein neugieriger und begehrlicher Mannesblick ihr etwas von ihren großen Reizen abgucken könnte. Dem Welschen trübte das heiße Blut die Blicke so daß seine Füße zag und müder wurden, und nur mit Mühe gelang es ihm abermals das Ziel zu erreichen.

Am selbigen Abende heischte er ein zweitesmal Einlaß bei der Schönen, und da ihm dieser verweigert ward, ging er hin und schrieb ihr in bewegten und flehenden Worten, wie er ohne [illegible] fürder sein Leben nicht fristen könne und wolle, und bot ihr [illegible] ganz gegen seine sonstige Gepflogenheit — eine erkleckliche Summe, so sie ihn erhören wolle.

Ursula las dieses Schreiben nicht ohne Vergnügen, aber ohne jegliche Herzensbewegtheit. Sie zürnte dem [illegible] der argen Schmähung, den er ihr durch sein [illegible] [illegible] hatte und weidete sich nicht wenig an der [illegible] des unglücklichen Mannes. Denn wie in jeglichem Frauenherzen [illegible] auch in dem ihrigen die [illegible] [illegible] Lust am Liebesharm der Männerwelt. Das Schreiben [illegible] der Welsche mit vieler [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] hatte, fand in seiner [illegible] Beantwortung. [illegible] der unglückliche Mann [illegible] [illegible] die schöne Ursula [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Also ging er am nächsten Tage vorerst hin, um das Seil von jenem Giebel abzulösen und es zwischen zwei anderen Hausdächern zu spannen, damit er erlöst würde von dem martervollen Anblick des bösen und jedennoch begehrten Weibes. Indessen er diese Arbeit unternahm, ward er unschlüssig und bedachte bei sich, ob es nicht erträglicher sei, ihren Anblick, ob auch unter Peinen, zu genießen, als ihn gänzlich zu verlieren. Er hub an, mächtig zu seufzen und ging wieder von dannen, ohne das Seil von dem gefahrvollen Orte zu entfernen. Und mit jedem Glockenschlag dieses Tages schlug es in verstärktem Maße in seiner Brust, da die Stunde kam näher, die ihm wieder den Anblick bescheren würde, den er eben so sehr haßte wie ersehnte.

Wie nun der Abend angebrochen war und sich die schaulustige Menge auf der Gasse versammelt hatte, stieg der welsche Springer wieder wie üblich auf das Seil und begann es abzuschreiten. Wohl hegte er keinen Zweifel mehr, daß ihm die Kraft abging, seine Blicke von dem bedrohlichen Fenster fernzuhalten und sie in die blaue Luft schweifen zu lassen; aber er hatte es sich eingeschworen, sein Herz gegen den Anblick zu stählen und ihn mutvoll und ohne Zuckung zu ertragen. Mit diesem mannhaften Vorsatz gerüstet bedünkte ihm sein Wagnis schier gering.

Und da er nun ein Stück Weges hinter sich gelassen hatte, ward er wieder des Fensters und der Kammer ansichtig. Es bot sich ihm jedoch ein Anblick, wie er ihn zu empfangen nicht erwartet hatte. Die Ursula Leitkoglerin war nicht allein, sondern in Gesellschaft eines jungen und vornehm gekleideten Mannes, der das halbentblößte Fräulein mit sichtlichem Wohlgefallen und inniger Freude an seinen Busen preßte und nach Kräften herzte. Sie ließ es nicht ungern über sich ergehen und kargte ihrerseits nicht mit erquicklichen Liebkosungen und Küssen. Hierbei entblödete sie sich voll Schamlosigkeit nicht, dem Springer, da sie seiner gewahrte, einen hohnvollen Blick, ein Lachen und eine neckische Kußhand zuzuwerfen.

Da dieser solche Ruchlosigkeit ersah, empfand er einen so grimmen stechenden Schmerz in seinem von Liebesharm grausam verheerten Herzen, daß die Latte seiner Hand entglitt und auf die Gasse stürzte, woselbst sie mit einem Krach sich zerspellte. Nicht genug daran, trübte auch noch der jache Schmerz die Blicke des Springers so sehr, daß er blind zu sein vermeinte, jegliche Sicherheit verlor und bedenklich auf seinem schmalen Wege wankte. Noch aber gelang es ihm, da seine Füße schon abgeglitten waren, mit der einen seiner Hände das Seil zu erfassen und sich soldermaßen in schwebender Stellung zu erhalten.

Dieweil das Volk unten in arger Seelenangst und Beklemmtheit schrie und durcheinander rannte, überdachte der Welsche in einem sehr kurzen Augenblicke sein ganzes Leben und erkannte mit grauenvoller Verzweiflung, daß es fürder unnütz sei, da er ja doch nicht die Liebe jener Schönen zu erlangen hoffen konnte, die er so inbrünstig begehrte. Deshalb lächelte er auf eine seltsame, aber todestraurige Art, öffnete die Hand, mittelst welcher er an dem Seile hing, und ließ sich mitten zwischen die von Grausen gepackte Menge auf die Gasse fallen, wo er den sofortigen Tod fand.

Der junge Kavalier in der Kammer der Ursula Leitkoglerin eilte zu dem Fenster und ersah mit allen erdenklichen Zeichen des Entsetzens, was sich Schreckliches begeben hatte, was er auch in geziemenden Ausdrücken der Schönen bekannt machte.

Diese aber sah nicht wenig böse darein und sprach zu ihm: „Schließet allsogleich das Fenster! Es ist nicht fein von Euch, daß Ihr mir der Liebe Freude mit so häßlicher Kunde vergället."

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

OESTERREICHISCHES ERZEUGNIS! NEUHEIT!
KLEINOSCHEG DERBY SEC

ALKOHOLFREIE
CERES
FRUCHTSÄFTE
edel und würzig
im Geschmack!

Digitized by Google

Die Zeit.

XXXVIII. Band. Wien, den 13. Februar 1904. Nummer 489.

Neue Horizonte.

Einer der merkwürdigsten Kriege ist entbrannt, einer der großartigsten und überraschendsten Völkerkonflikte der Weltgeschichte. Vor wenigen Jahren noch hätte, was wir heute erleben, für völlig undenkbar gegolten. Ein asiatischer Staat erklärt einer europäischen Großmacht den Krieg! Das ist nicht vorgekommen, seit das Osmanentum erobernd aus Kleinasien vordrang, das byzantinische Reich zertrümmerte und dann seine gewaltigen Heeresmassen bis an die Vormauern Deutschlands wälzte. Damals standen zwei Kulturen einander gegenüber, grundverschiedenen Ursprungs und unvereinbar für alle Zeit. Das türkische Reich war politisch, wirtschaftlich, sozial, militärisch, in jedem Punkt anders organisiert als die europäischen Länder. Zu den staatlichen und nationalen Gegensätzen kam aber noch der religiöse, wohl der tiefste und wirksamste von allen. Wenn auch die religiösen Kräfte kaum zu den primär wirkenden in der Geschichte gehören, vielmehr sich zumeist aus materiellen Voraussetzungen ableiten lassen, so waren sie doch gerade in allen europäisch-asiatischen Konflikten stets von entscheidendem Gewicht. Von den Kreuzzügen über die Türkenkriege bis zu den jüngsten chinesischen Verwicklungen treten immer religiös-politische Gegensätze markant hervor. Es ist nun höchst bezeichnend, daß von etwas derartigem in dem russisch-japanischen Kriegsfalle gar keine Rede ist. Rußland, das doch sonst seine Ländergier so gern hinter ideologischen Verkleidungen birgt und seinen christlichen Staatscharakter namentlich der Türkei gegenüber nie genug betonen konnte, macht gar keinen Versuch, gegen die „heidnischen" Japaner dieselbe Methode anzuwenden. Dem russischen Bauer mag vielleicht in der Dorfkirche von einem Glaubenskrieg erzählt werden, aber vor der europäischen Intelligenz traut man sich mit solchen Redensarten doch nicht heraus. Man gibt ziemlich offen zu, daß es sich um einen ganz nüchternen und realen Interessengegensatz handelt, um eine notwendige Arrondierung, um eisfreie Hafenplätze, um einen Vorstoß nach dem Stillen Ozean. Auf japanischer Seite erörtert man vollends die Ursachen des Krieges im trockensten Geschäftston. Seit Menschengedenken ist kein großer Zusammenstoß mit so wenig Phrasen, so wenig feierlichem Bombast eingeleitet worden.

Daß also die so bequeme und naheliegende religiöse Maskierung weltlicher Interessen hier völlig verschmäht wird, ist das eine charakteristische Merkmal des russisch-japanischen Krieges; das andere ist die organisatorische Gleichartigkeit der beiderseits aufgebotenen Machtmittel. Man merkt hier nichts besonders Europäisches, dort nichts besonders Asiatisches. Alles hält sich in der Durchschnittsgleiche der modernen Weltkultur. Mit wunderbarer Raschheit und Anpassungsfähigkeit haben die Japaner, was ihnen von dieser Kultur nützlich und begehrenswert erschien, sich angeeignet. Sie waren darin viel flinker als die Russen, die übrigens Europäer von auch nicht allzu altem Datum sind. Vor zweihundert Jahren noch stand Rußland dem gebildeten Europa unvergleichlich fremder gegenüber, als es uns heute Japan ist. Dort gab es nur die blanke Barbarei; hier standen wir staunend vor einem reich entwickelten, eigenartigen Geistesleben, von dem wir industriell und künstlerisch vieles lernen konnten. Die Ausgleichung vollzog sich verhältnismäßig leicht und glatt. Eine Kriegstechnik, wie wir sie [illegible] von den Japanern angewendet sehen, kann nicht isoliert gedeihen; starker Bildungstrieb, reiche Kenntnisse, wissenschaftliche Arbeit müssen dahinter stehen. Japan verdient den Namen eines modernen Staates mindestens in demselben Maße wie Rußland. Auf so gleichem Fuße hat eine asiatische Macht mit einer europäischen niemals gekämpft, nicht im Altertum und nicht in der neuen Zeit — nur etwa die arabische Kulturperiode ausgenommen; denn im Zeitalter der Kreuzzüge stand die Gesittung des Orients zweifellos höher als die des O[illegible].

Der russisch-japanische Krieg nötigt uns zu einer völligen Umgestaltung unserer altgewohnten histor[illegible]weise. Wie die anthropozentrische Anschauung, die in dem Menschen den Mittelpunkt der Schöpfung, in der Erde seine zeitliche Wohnstätte und in den Gestirnen nur Himmelslichter mit Laternenzweck erblickte, hat weichen und schwinden müssen, als die moderne Naturwissenschaft dem Menschen und der Erde ein bescheideneres Nebenplätzchen im All anwies — so wird auch die europäozentrische Anschauung, die in unserem Kontinent den natürlichen und dauernden Schauplatz der Menschheitsgeschichte sieht, gegen die Tatsachen der neuen Weltpolitik sich nicht behaupten können. Den ersten heftigen Stoß hat sie durch den spanisch-amerikanischen Krieg erlitten; der russisch-japanische versetzt ihr den zweiten Stoß, und dieser ist tödlich. Ueber die furchtbare Erscheinung Nordamerikas, das plötzlich nicht nur als industrielle, sondern auch als militärische Großmacht dastand, konnte noch der Gedanke hinwegtrösten: das sei am Ende doch nur eine europäische Kolonie. Aber Japan? Da versagt alles herkömmliche Denken, da öffnen sich unerhörte Perspektiven. Das ist keine Staatsgründung europäischer Auswanderer, sondern ein urasiatisches Reich. Nichts, was uns verwandt ist, nicht Rasse, nicht Sprache, nicht Glaube, und doch eine politisch ebenbürtige Macht, die sich der russischen Autokratie, vor der ganz Europa zittert, trotzig entgegenstellt. Langsam haben wir unsere ererbte Vorstellung, daß alle historisch bedeutsamen Ereignisse sich ums Mittelmeer drehen müßten, fahren lassen. Das Mittelmeer hat seine beherrschende Rolle an den Atlantischen Ozean abgetreten. Auge in Auge stehen sich da alte und neue Welt gegenüber. Doch siehe, am letzten Ende der ältesten Welt erhebt sich schon eine allerneueste, und der Stille Ozean will wohl bald wieder den Atlantischen ablösen. Mit stürmischer Hast drängen sich Zeitbilder und Weltanschauungen. Wie gleichmäßig und in welch engem Raume hat sich das politische Denken unserer Altvordern bewegt, und wie gehen den Enkeln alle Gleise und Schranken verloren! Daß welthistorische Sensationen jemals wo anders spielen könnten als in den Rheinlanden oder der Lombardei, daß irgendwo an der chinesischen Küste Dinge sich begeben könnten, die alle Börsen, alle Kabinette, alle Militärkanzleien in Aufregung versetzen und den Frieden Europas gefährden würden, wer hätte das vor einem Menschenalter zivilisierten Zeitungslesern zu prophezeien gewagt? Die alten Probleme, die alten Interessen, die alten Machtgruppen verlieren ihren Sinn, und neue Gegensätze treiben neuen Schlachtfeldern zu. Wir müssen historisch und geographisch umlernen; wir müssen aufhören, das Ferne für minder wichtig als das Nahe zu halten. Wir Oesterreicher gar, die wir in gänzlich antiquierten Verhältnissen leben und zu einer Zeit größter Entscheidungen im albernsten Kleinkram versinken, wir sollten uns dem erzieherischen und bildenden Einfluß dieses exotischen Stückes Geschichte nicht entziehen, sondern uns mit vollem Bewußtsein ihm hingeben. Das müßte uns doch aus unserer philiströsen Beschaulichkeit emporreißen, uns beschämend erinnern, wie klein wir geworden sind, während andere groß wurden, unseren stumpf gewordenen Geist wieder aufrütteln und für den erhabenen Ernst dieser Zeit empfänglich machen. Es ist eine Lust, darin zu leben, aber man muß die Sinne auftun und darf nicht hinten im österreichischen Tratschwinkel verblöden.

E. W.

Der Fall Nozaleda.

Die antiklerikale Bewegung in Sp[illegible] dem großen Zusammenbruch des [illegible] vollen Niederlagen im Jahre 1898 [illegible] darüber [illegible] zur Zeit der [illegible]

wird, wenn eine weise Regierung es nicht versteht, durch Einschränkung und Maßregelung der geistlichen Genossenschaften, deren Mitgliederzahl gegenwärtig 70.933 beträgt, den allgemein empfundenen Bedürfnissen und Wünschen Rechnung zu tragen.

Leider ist wenig oder gar keine Aussicht vorhanden, daß eine solche heilsame Initiative ergriffen werde, denn an jenen Stellen, von denen sie ausgehen könnte, herrscht der reaktionärste Geist, der je in unserem unglücklichen Lande beobachtet worden ist.

Die Königin-Regentin hat sich seit jeher in den Dienst des Klerikalismus gestellt und vielfach den Beweis geliefert, daß sie durchaus entschlossen war, gemeinsame Sache mit der religiös-politischen Reaktion zu machen. Der junge König Alfons XIII. erhielt als Erzieher und Lehrer ausschließlich solche Männer, deren klerikale Gesinnungen nicht im geringsten bezweifelt werden konnten, und jetzt, nachdem der Sohn Marie Christinens den Thron bestiegen hat, lebt der Geist der Reaktion in den Hallen des Königsschlosses fort. Den jungen, unerfahrenen Herrscher umringt eine wahre Kamarilla von Dunkelmännern und Reaktionären. Der Hofintendant ist Herzog von Sotomayor, ein Klerikaler reinsten Wassers und Busenfreund der ultrareaktionären Politiker Gebrüder Pidal; streng Ultramontane sind die Lehrer des Königs, die Herren Loriga und Gonzalez de Castejon, und der Sekretär des jugendlichen Monarchen, Merry del Val, ist ein Bruder des Staatssekretärs des Papstes. Um das Maß voll zu machen, wurde jüngst General Polavieja, der sogenannte „christliche Feldherr", zum Chef des königlichen Militärkabinetts ernannt. Der Hof wendet große Summen für Almosen und Wohltätigkeitswerke auf, aber fast alles fließt den Klöstern und Kirchen zu. Noch vor einigen Tagen, anläßlich des Namensfestes des Königs, wurden von diesem angeblich den Armen 25.000 Pesetas geschenkt. Rechnet man aber die Verwendung dieser Summe nach, so stellt sich heraus, daß bloß 3000 Pesetas weltlichen, dagegen aber 22.000 Pesetas geistlichen Instituten zugewiesen wurden.

Diese Tatsachen sind zu bedauern, denn sie ziehen für Spanien schlimme Folgen nach sich. Einerseits sind sie geeignet, die Monarchie unpopulär zu machen, andererseits bringen sie es mit sich, daß hier nur solche Leute, die Vertreter der ultramontanen Richtung sind, das Heft in die Hand bekommen. Die öffentliche Meinung, wenn man als solche die Stimmung der breitesten Volksschichten gelten lassen will, ist aber seit einigen Jahren in Spanien entschieden antiklerikal. Der furchtbare Schlag von 1898 hat der spanischen Nation in mancher Hinsicht die Augen geöffnet. Indem sie in sich ging und Betrachtungen anstellte über ihre einstige Größe und ihren gegenwärtigen Verfall, dämmerte ihr die Erkenntnis auf, daß dieser gewaltige Niedergang nicht zum wenigsten dem verderblichen Einfluß des seit jeher eine führende Rolle spielenden Klerus zu verdanken sei. Es mußte ihr auffallen, daß alle Völker, die sich vom erschlaffenden, geisttötenden Banne Roms zu befreien gewußt, erstarken, wachsen und blühen, während diejenigen, die treu zum Vatikan halten, unfehlbar dem Verfall geweiht sind. Noch mehr als diese allgemein geschichtliche Betrachtung wirkte aber die allerdings zu spät gemachte Wahrnehmung, daß die alles aufsaugenden und überwuchernden Mönchsorden nicht nur im Mutterlande das geistige und materielle Elend, sondern auch direkt den Verlust der Kolonien herbeigeführt haben. Wie erinnerlich, hatten besonders die philippinischen Aufständischen erklärt, sie würden die Waffen niederlegen und sich Spanien unterwerfen, wenn die Mönchsorden, zumal die Augustiner und die Dominikaner, aus dem Lande gejagt würden. Hier aber wollte man von einer solchen gottvergessenen Maßnahme nichts wissen, und die Königin-Regentin soll, als ihr ein auf die Einschränkung der mönchischen Vorrechte abzielendes Dekret unterbreitet wurde, ausgerufen haben: „Die Kolonien mögen verloren gehen, wenn nur die Religion und meine Seele gerettet werden!" So ließ man denn die Mönche auf den Philippinen weiter schalten und walten und verlor dadurch dieses schöne Inselreich. Denn es steht außer Zweifel, daß die Vereinigten Staaten sich nie der Philippinen hätten bemächtigen können, wenn die Bevölkerung auf seiten Spaniens gestanden hätte. Die Bevölkerung aber haßte Spanien wegen der ihr auferlegten, von den Mönchen ausgeübten Tyrannei.

Es würde auch zu weit führen, wollte ich im einzelnen die Mönchswirtschaft auf den Philippinen seit ihrer Ausdehnung im sechzehnten Jahrhundert bis zur Einnahme von Manila durch die Amerikaner schildern. Hierüber ließen sich dicke Bände schreiben. Im nachstehenden sollen nur Illustrationen dieser [illegible]

[illegible]

und Leibeigene behandelt. Es ist sogar erwiesen, daß sie das mittelalterliche Prälibationsrecht ausgeübt haben. Damit die Gewalt ihnen nicht entschlüpfe, haben sie, wie dies überall ihre Taktik ist, das Volk systematisch verdummt und geistig geknechtet. So haben sie sich stets der Erlernung europäischer Sprachen, der spanischen mit inbegriffen, durch die Eingeborenen hartnäckig widersetzt, damit letztere nicht durch die Lektüre von Zeitungen und Büchern erführen, was draußen in der Welt vorging. Die Befehle der Regierung wurden stets ignoriert, wenn sie nur irgendwie den Mönchen nicht in den Kram paßten. Als einmal eine Choleraseuche herrschte und die Madrider Regierung aus hygienischen Rücksichten das Abhalten von Trauergottesdiensten innerhalb der Kirchen neben der Leiche verbieten wollte, lehnten sich die Mönche dagegen auf, weil sie für solche Gottesdienste besonders hohe Gebühren erhoben, und sahen es lieber, daß Tausende hinstarben, als daß sie auf einen Teil ihrer Stipendien verzichtet hätten.

Von der Grausamkeit der Dominikaner, der Gründer der Inquisition, erzählt man sich die ärgsten Dinge. Ein anschauliches düsteres Bild der Mönchswirtschaft auf den Philippinen entwirft das Buch „Noli me tangere", dessen Verfasser der Eingeborne José Rizal ist, welcher auf Anstiften der Mönche 1896 in Manila erschossen wurde. Aber es fehlt auch nicht an altspanischen Zeugen gegen die Mönche. Der Gendarmerie-Oberst Carreaga, der lange Jahre in der ostasiatischen Kolonie tätig war, berichtet, daß er einst mit eigenen Augen gesehen habe, wie ein Pater namens Pierna Vieja (es war dies ein Beiname) vier seiner Diener durch Stockschläge getötet habe, und der Arzt Pi y Asnaga teilt als verbürgt mit, daß in einer Ortschaft nahe bei Manila, in Tondo, ein Mönch die Kinder, die zu spät zur Kirche gekommen waren, dadurch züchtigte, daß er sie zwang, mit weitgeöffneten Augen in die Sonne zu schauen. Wenn ein Kind die Augen schloß, wurde es unbarmherzig bis aufs Blut mit Bejuco-Ruten geschlagen. Die meisten der so behandelten Kinder erblindeten.

Man weiß, daß die Vereinigten Staaten von Amerika den ausgewiesenen Mönchen für ihre Liegenschaften auf den Philippinen eine Entschädigung im Betrage von 35 Millionen Kronen bewilligt haben. Ihre beweglichen Güter, die auf mehrere hundert Millionen geschätzt werden, haben die biederen Gottesdiener mit sich fortgeschleppt. Wie aber wurden diese ungeheuren Reichtümer erworben? Im spanischen Parlament wurden darüber erbauliche Dinge zur Sprache gebracht.

Nachstehend einige Beispiele. Bis zum Jahre 1871 umfaßte die in Cebu gelegene Hazienda der Augustiner, „Santo Niño" genannt, 60 Kavane (1 Kavan — etwa 50 Quadratklafter). Eines Tages wurde unter die Eingeborenen das Gerücht ausgestreut, daß alle Ländereien der Gemarkung, die nicht zu der genannten Hacienda gehörten, von der Regierung einem englischen Konsortium abgetreten werden würden. Die geängstigten Eingeborenen stellten sich darauf massenhaft im Kloster ein und unterschrieben ein Dokument, worin sie erklärten, daß ihre Grundstücke den Patres gehörten, und daß sie, die Unterzeichneten, dieselben nur als Nutznießer innehätten. Als die Mönche die Unterschriften fast aller Grundeigentümer des Distrikts beisammen hatten, begann die methodische Enteignung. Der Pachtzins, der anfangs unbedeutend war, wurde so hoch gesetzt, daß ihn niemand mehr bezahlen konnte, worauf den Unglücklichen bedeutet wurde, unverzüglich ihre Heimstätten zu verlassen. Wer dieser Aufforderung nicht nachkam, wurde mit Gewalt vertrieben. Mehr als 3000 Familien kamen auf diese schmähliche Weise um ihr Hab und Gut, und einst blühende Ortschaften, wie Talisay und Concepcion, wurden gänzlich entvölkert. Diese Methode wurde auch an anderen Orten, so in La Laguna in Anwendung gebracht. Die Eingeborenen riefen hier die Hilfe der Gerichte an, wurden aber mit ihrer Klage abgewiesen, worauf bewaffnete Mönche (hier waren es Dominikaner) etwa 3000 Wohnhäuser niederbrannten. Die noch lebenden Generale Weyler, Blanco, Despujols, Primo de Rivera und andere, die Militärstatthalter in Manila gewesen sind, erzählen jedem, der es hören will, daß die philippinischen Mönche sich ungestraft den scheußlichsten Lastern ergaben und sich der furchtbarsten Verbrechen schuldig machten. Keine weltliche Macht konnte ihnen etwas anhaben. Wollte ein Generalgouverneur, wie Despujols tat, die Kuttenträger im Zaume halten, so wurde er als geistes- [illegible]

Diese Tatsachen sind in Spanien wohl bekannt, und deshalb [illegible] als es hieß, [illegible] Zu einer [illegible]. In jedem [illegible] Studenten bringen sechs [illegible] werden!"

Unter diesen Umständen empfand der Premierminister Maura, der noch vor kurzem in den Cortes das Lob der religiösen Genossenschaften gesungen hatte, das dringende Bedürfnis, seine klerikalen Gesinnungen in Taten umzusetzen, und kam auf den genialen Gedanken, den Dominikanermönch und früheren Erzbischof von Manila, Pater Nozaleda, auf den kürzlich erledigten Erzbischofsstuhl von Valencia zu setzen. Angesichts der im ganzen Lande gegen die philippinischen Dominikaner herrschenden Erbitterung hatte bisher keine Regierung, wie sehr sich auch der ultramontane Fraktionsführer Pidal für seinen Freund darum beworben hatte, es gewagt, dem Pater Nozaleda eine Diözese in Spanien zu verleihen. Maura aber ging in dem geflissentlichen Ignorieren der öffentlichen Meinung so weit, daß er den Ordensleuten um jeden Preis sein Wohlwollen bezeigen wollte, indem er Nozaleda zum Oberhirten von Valencia, einer der republikanischen Hochburgen, bezeichnete. Bald aber mußte er einsehen, daß er in ein Wespennest gegriffen hatte. Die alte Wunde, die langsam zu vernarben anfing, der nationale Schmerz und Zorn über den Verlust der Kolonien, brachen wieder auf und zugleich schlug die antiklerikale Bewegung himmelhohe Flammen. Eine tiefgreifende Aufregung erfaßte das Land, das noch vor kurzem so ruhig, ja, wie der frühere Premier Silvela sich geäußert hatte, so stumpfsinnig gleichgültig zu sein schien. Zugleich erhoben die Zeitungen, und zwar nicht allein die Oppositionsblätter, sondern gut konservative Organe wie „El Imparcial“ und „La Correspondencia“, einen heftigen Protest gegen die in Rede stehende Designierung. Aber die Bewegung zog auch bald die weitesten Kreise des Volkes in Mitleidenschaft, und in allen Theatern wurden beißende Couplets auf die Regierung, den Klerus und die Monarchie vorgetragen, denen das Publikum stürmisch applaudierte. Die Regierung sah sich veranlaßt, einige Theater zu schließen, verschiedene Bühnenkünstler verhaften und das weitere Absingen von politischen Couplets untersagen zu lassen. Am 10. Jänner fanden in Madrid aus allen bedeutenderen Ortschaften des Landes als Protest gegen Nozaleda große Volksversammlungen statt, in denen gegen das bestehende Regime und den Klerikalismus die heftigsten Reden geführt wurden.

In den Cortes, die am 25. Jänner wieder eröffnet wurden, kam es zu stürmischen Debatten anläßlich der Nozaleda-Affäre. Republikaner, Demokraten und Liberale liefen förmlich Sturm auf die Regierung, die sich hinter ihrer Majorität verschanzte und in ihrem unbegreiflichen Hochmut erklärte, Nozaleda sei ein heiliger Mann, und er werde als Erzbischof in Valencia einziehen, selbst wenn hierzu der Schutz der Bajonette nötig sei. Darauf antwortete der republikanische Abgeordnete Soriano, Nozaleda werde Valencia nicht betreten; sollte er dies aber wagen, so werde das Volk ihn mit Steinwürfen empfangen und eventuell die Waffengewalt mit Waffengewalt erwidern. Das Heer aber werde sicherlich sich weigern, für den Verräter Nozaleda eine Hand zu rühren.

Denn der Pater Nozaleda bildet nicht nur als Mitglied des Dominikanerordens überhaupt einen Gegenstand der Mißachtung und Antipathie, sondern wird auch des Landesverrats geziehen. Während der Belagerung von Manila hatte nämlich der Erzbischof ohne Wissen der spanischen Militärbehörden durch die Vermittlung eines nordamerikanischen Kaplans mit dem Feinde Verhandlungen gepflogen, und in der Hoffnung, sich den Eroberern angenehm zu machen, führte er die frühzeitige Uebergabe der Stadt herbei, indem er in dem Rate der Zivil-, Militär- und geistlichen Behörden sich für die Uebergabe aussprach und die Entscheidung gab; wieder echt spanisch, nebenbei gesagt, daß ein Erzbischof in Sachen, die sonst ausschließlich die Kriegsbehörden angehen, mitzureden hat! Hätte die Stadt sich nur einen Tag länger gehalten, so würde die Nachricht von dem in Washington inzwischen erfolgten Abschluß der Friedenspräliminarien dort noch rechtzeitig eingetroffen sein; die Belagerung wäre dann aufgehoben worden, und die wertvolle Philippinengruppe dürfte dann Spanien erhalten geblieben sein.

Nozaleda blieb übrigens noch zwei Jahre nach der Einnahme von Manila durch die Amerikaner auf seinem Erzbischofsstuhl, bis er von den neuen Machthabern den Laufpaß bekam. Sein Verbleib in Manila hatte nicht etwa den Zweck, den Spaniern auf den Philippinen irgendwie behilflich zu sein, sondern einzig und allein, unablässig für die Erlangung einer Entschädigung für seinen Orden von seiten der Vereinigten Staaten zu arbeiten. Die verwundeten spanischen Soldaten ließ er unbarmherzig aus Klöstern und Kirchen, wo sie Obdach gesucht, hinauswerfen. Als er von den Amerikanern schließlich ausgewiesen wurde, kam er nach Spanien zurück, obwohl er durch sein Verhalten nach den Bestimmungen der Verfassung der spanischen Nationalität verlustig gegangen war.

Das ist also der Mann, dessen christliche Tugenden [illegible] Maura bis in den Himmel erhoben werden. Der [illegible]

Dominikaner hat alle Zeitungen, die ihn angegriffen, gerichtlich belangt und den Ex-Premier Silvela, auch einen Pfaffendiener, zu seinem Anwalt auserlesen. Er ist entschlossen, wenn nötig unter dem Schutz der Mausergewehre, den Erzbischofsstuhl von Valencia zu besteigen. Im ganzen Lande aber hallt der Ruf: „No irá!“ „Er wird nicht (nach Valencia) ziehen!“ Der Kampf nimmt, wie das Haupt der Republikaner, Dr. Salmeron, im Parlament hervorgehoben hat, die Dimensionen eines Religionskrieges an, weil die Bischöfe und alle reaktionären Elemente des Landes sich in Schlachtordnung hinter Nozaleda aufgestellt haben. Hoffentlich interveniert der Papst und befiehlt dem Pater Nozaleda, angesichts des auf ihm lastenden Odium plebis, auf die ihm zugedachte Würde zu verzichten. Sonst würde es nicht zu verwundern sein, wenn es hier wieder zu blutigen Ruhestörungen kommt.

Madrid. Dr. Julio Brouta.

Kant als Begründer der modernen Ethik.

Zum hundertjährigen Todestage Kants.

(Schluß.)

Die weit ausgedehnte und bis in die entlegensten Schächte vordringende Gedankenarbeit Kants, durch die er den Despotismus der reinen Vernunftidee Gott für immer beseitigte, gehört sicher zu den allergrößten Leistungen, die der menschliche Tiefsinn je vollbracht hat. Aber in nicht geringerem Grade vielleicht gehört dazu auch die positive Ergänzung jener revolutionären Tat, die Fundierung des menschlichen Gemeinschaftslebens auf der unabhängigen Grundlage des rein Menschlichen, die Begründung der Ethik durch die reine Vernunft.

Man kann sich diese positive Gedankenarbeit, in der eigentlich der Schwerpunkt des ganzen Kantischen Systems ruht, am ehesten ganz deutlich machen, wenn man sie gerade an ihren negativen Voraussetzungen mißt. Von den religiösen Voraussetzungen hatte Kant das menschliche Leben befreit: er hatte die Ethik losgelöst von der Vorstellung eines Gottes, der irgendwie in der Welt oder außerhalb der Welt thronte, und alle Wirklichkeit und alles Dasein, also auch das menschliche Leben, von sich in Abhängigkeit erhielt. Das alles war geschehen, um, wenn man so sagen darf, einen neuen Gott auf den Thron zu erheben, nämlich den Geist, den wir ja nur in Form des menschlichen Geistes kennen, oder auch die Vernunft, die das eigentliche innerste Wesen dieses Geistes ausmacht. Dieser Geist aber ist, um mit Schillers philosophischer Rhapsodie zu sprechen, ein unendlich geteilter Gott: er repräsentiert sich in unendlich vielen einzelnen Individuen, deren jedes an ihm in größerem oder geringerem Grade Anteil hat; und die eine göttliche Vernunft wird erst zur Wirklichkeit, wenn die vielen Vernünfte sich zur Einheit zusammenschließen. Das menschliche Leben dieser Gottheit der reinen Vernunft unterstellen, hieß also nichts anderes, als es zum Ausdruck bringen, daß das Leben und Tun des einzelnen sich in die Sphäre der Vernunft erheben müsse, daß, wie der tiefsinnige Landsmann Kants, Hamann, es ausdrückt, alles Vereinzelte verwerflich sei, oder, noch anders ausgedrückt, daß das Leben der Menschen seinen höchsten Ausdruck und seine vollkommene und bleibende Form erst erhalte, wenn es ganz hinaufgeläutert sei in die Sphäre des rein Geistigen und der reinen Vernünftigkeit, die, weil wir nur den Menschen als einzig vernünftiges Wesen kennen, identisch ist mit dem Geiste der ganzen Menschheit. Sittlich handeln im Kantischen Sinne heißt also, sein eigenes Tun inspiriert sein zu lassen von dem Gemeinbewußtsein der ganzen Menschheit.

Dieser einfache und doch große Gedanke ist es, der in den bekannten Kantischen Formulierungen zum Ausdruck gekommen ist: Handle so, daß du jederzeit wollen kannst, die Maxime deines Handelns möge zum Gesetz für die ganze Menschheit werden; oder: Handle so, daß du jederzeit den Menschen (als Vernunftwesen) niemals als Mittel zum Zweck, sondern stets als Selbstzweck betrachtest.

Von zwei verschiedenen Seiten her, einmal auf dem Wege der eindringendsten Analyse der tatsächlichen Erfahrung, dann umgekehrt, auf dem Wege [illegible] philosophischer Synthese, hat Kant dieses Ergebnis gewonnen und gezeigt, daß alle Ethik nichts zu tun habe mit der Beurteilung [illegible] Tat, daß sie ganz [illegible] wie man sie sich auch vor Augen [illegible] in nichts anderem [illegible]

großen Annäherungswert in ethischer Hinsicht haben, aber sie kann unmöglich ein rein Sittliches zum Ausdruck bringen, weil sie stets beeinflußt ist durch irgendwelche Einzelzwecke, durch irgendwelche besondere Gesichtspunkte für einzelne oder für ganze Gruppen von Menschen, wodurch die Vernünftigkeit in ihrer Reinheit getrübt wird. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Kant für jene oberste Formulierung und für die ethischen Normen überhaupt das Wort „Gesetz“ zunächst aus dem Spiel gelassen hätte, weil dem Wort „Gesetz“ immer das rein Formale des bloßen Verstandesgebrauchs anhaftet, die allgemeine Vernünftigkeit aber, welche im sittlichen Tun zum Ausdruck kommen soll, nicht nur nach dieser einen, wenn auch oft äußerst wichtigen Seite sich manifestiert, sondern eben durch die gesamte Geistigkeit und in all den unendlich mannigfaltigen Formen des Erlebens und des Ergriffenseins dieses reinen Geistes.

Von welcher weittragenden Bedeutung gerade diese grundlegende Kantische Formulierung der Ethik ist und noch weiterhin werden kann, das hat gerade die jüngste Vergangenheit besonders deutlich gezeigt, wo von den verschiedensten Seiten her und von den entgegengesetzten Standpunkten aus man immer wieder da, wo es sich um die theoretische Grundlegung des Gemeinschaftslebens handelt, auf Kant sich zurückgewiesen findet. Selbst die moderne Sozialethik, vielfache Reformversuche auf dem Gebiete der Strafrechtstheorie finden hier immer wieder die unentbehrlichen Anknüpfungspunkte, und fortgeschrittene Sozialisten, wie Jaurès, begegnen sich hier mit bürgerlichen Neu-Kantianern wie Hermann Cohen, Stammler und anderen.

Von zwei Seiten her freilich wird dieses dauernde Ergebnis der Kantischen Philosophie beständig verdunkelt und in seinen Wirkungen gehemmt. Auf der einen Seite sind es die vielen unfreien Köpfe, die sich nicht losmachen können in der Betrachtung der menschlichen Dinge von all den traditionellen Vorstellungen, welche mit der Gottesidee von jeher verknüpft waren. Man braucht dabei natürlich nicht an diejenigen zu denken, welche **nicht frei denken wollen, ihrer Charakterbeschaffenheit nach, auch nicht an diejenigen, welche nicht frei denken können, ihrer intellektuellen Beschaffenheit nach, sondern vor allem an jene zahlreiche mittlere Gruppe, die, mitten innestehend, zwischen den Anforderungen der Vernunft und den Traditionen der Gottesvorstellungen, weder nach der einen noch nach der anderen Seite entschieden sich zu wenden weiß. Man kann diesen Zwiespalt gut genug verstehen und nachempfinden. Die sittlichen Vorstellungen loslösen von den Gottesvorstellungen, mit denen sie an sich nichts zu tun haben, heißt für diese Menschen ein Stück von sich selbst loslösen, weil jene für sie wie ein Nessusgewand sind, von dem sie nichts abreißen können, ohne unter den größten Schmerzen zunächst ihr eigenes Ich zu berauben. Dennoch geschieht es und wird in immer fortschreitendem Maße geschehen.**

Aber was diese Entwicklung in viel höherem Grade aufhält, ist jene Unklarheit des Denkens, die auch an das Kantische Lehrgebäude sich herangemacht hat und die fortwährend bemüht ist, diese einfachen und großen Linien der Kantischen Gedankenführung — und welches wahrhaft Große wäre nicht einfach? — durch mystische Nebel und philosophische Scholastik immer wieder zu verhüllen und so zu verhindern, daß die Kantischen Gedanken wirklich als etwas Lebendiges auch im Leben der Gegenwart fruchtbar werden.

Um so mehr und um so nachdrücklicher muß immer wieder gerade auf diesen Kern der Kantischen Gedankenwelt hingewiesen werden. Will man ihn in seiner ganzen Bedeutung verstehen, so kann es gerade für unser, von naturwissenschaftlichen Anschauungsweisen beherrschtes Zeitalter am besten dadurch geschehen, daß man ihn vergleicht mit dem langdauernden Kampf, den gerade die Freiheit der naturwissenschaftlichen Forschung gegenüber der Gebundenheit von seiten der Theologie und des Gottesbegriffes zu führen hatte.

Gerade Kant hat ja seine große Laufbahn damit begonnen, daß er auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Erkenntnis die letzte Loslösung des freien Gedankens von dem Gottesbegriff vollzog. Vor seiner Zeit hatten selbst die kühnsten Denker, die Kopernikus, Galilei, Newton usw., zwar innerhalb des sichtbaren Kosmos und innerhalb des Sternenheeres nichts gelten lassen wollen als die reine Gesetzmäßigkeit und den rein natürlichen Zusammenhang, der durch die Vernunft herbeigeführt und durch sie auch geoffenbart wird. Aber diesen Kosmos selbst hatten sie doch wieder anknüpfen wollen an irgendwelche geheimnisvolle Schöpfermacht [illegible] ten sollte, wenn er die [illegible] des [illegible] gesetzes durch die Sternenbahn hin verfolgt hatte, an diesem äußersten Punkt demütig still zu stehen und die Autorität der Vernunft aufzugeben. Da war es Kant gewesen, der in seinem berühmten Werke: „Zur Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ gezeigt hatte, wie aus rein natürlichen Vorgängen und einfach vernünftigen Prinzipien auch die Entstehung des Kosmos selbst zu begreifen sei, wie das bloße Vorhandensein materieller Atome und die ursprünglichen Kräfte der Anziehung und Abstoßung ausreichen, um alle naturgesetzlichen Zusammenhänge innerhalb dieses Kosmos ursprünglich zu begründen.

Eben dieselbe folgenreiche Umwälzung hat er dann, ein Menschenalter später, auf dem anderen großen Gebiete der Wirklichkeit vollzogen, gegenüber dem Kosmos der Menschenwelt, indem er zeigte, daß auch alle Zusammenhänge des menschlichen Daseins durch keinerlei Ableitung von irgendeinem jenseitigen Wesen, sondern lediglich aus sich selbst, aus dem innersten Sein des menschlichen Geistes heraus und durch die Zusammenhänge der reinen Vernunft allein zu begreifen und fortdauernd zu entwickeln seien, und daß alle schwierigsten Zusammenhänge dieses menschlichen Kosmos, wie groß, wie überraschend oder auch wie niederdrückend und demütigend für unsere, zunächst vielfach noch so unentwickelte, Erkenntnis sie auch sein mögen, ebensowenig uns dazu verleiten dürfen, zur mystischen Ueberschwenglichkeit uns zu flüchten und im „Asyl der Unwissenheit“, wie Spinoza den so mißbrauchten Gottesbegriff genannt hat, unsere Zuflucht zu suchen, als der Naturforscher jemals, auch den größten und kühnsten Problemen gegenüber, eine solche Flucht in das Mystische machen darf. Und zweifellos wird eine Zeit kommen, wo nach dieser Richtung hin die Kantische Revolutionierung der Ethik als ebenso selbstverständlich gilt wie sein letzter revolutionärer Schritt auf dem Wege der Loslösung naturwissenschaftlicher Erkenntnis von religiösen Voraussetzungen, die er durch seine kosmogonische Theorie vollzog, wo, wenn irgendeine weitergehende Entdeckung in bezug auf die sozialen Zusammenhänge und die Ordnung des menschlichen Gemeinschaftslebens gemacht wird, dies die Menschen ebensowenig mehr in Furcht und Schrecken versetzen und in Verwirrung stürzen wird, als irgendeine weittragende Entdeckung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften; ja daß, wenn auch der ganze Kosmos des sozialen Lebens von Grund aus einer Umwandlung unterliegen müßte, doch, um mit einem Kantianer des neunzehnten Jahrhunderts, mit Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“ zu sprechen, auch dann jeder einzelne ruhig in der Sonne stehen bleibt und sagt: „Hier stehe ich!“

Diesen notwendigen und inneren Zusammenhang zwischen der Unabhängigkeit und Freiheit a l l e r vernünftigen Erkenntnis, die sich uns in den beiden, scheinbar so weit entfernten und doch eine vollkommene innere Einheit, nämlich die Einheit der Vernunft, bildenden Sphären der Natur und der Menschenwelt, der Naturgesetzlichkeit und der Sittlichkeit, darstellt, hat Kant treffend und schön gerade im Anschluß an seine eigene Entwicklung zum Ausdruck gebracht, in den berühmten Worten, welche die „Kritik der praktischen Vernunft“ beschließen:

„Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt oder im Ueberschwenglichen außer meinem Gesichtskreise suchen und bloß vermuten, ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platz an, den ich in der äußeren Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstand spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort in bloß zufälliger, sondern allgemeiner und notwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines tierischen Geschöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Das zweite erhebt dagegen meinen Wert, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Tierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens soviel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt [illegible] nehmen läßt.“

Berlin. **Dr. M. Kronenberg.**

Nietzsche und seine Freunde.

Frau Elisabeth Förster-Nietzsche erzählt in ihrer Biographie Friedrich Nietzsche's, wie dieser, als einmal von neueren Romanen die Rede war, sich gegen das in aller Belletristik immer wieder bis zur Langweiligkeit breitgetretene Thema, die Liebe, wendete und auf die Frage, welche anderen Empfindungen denn ähnliche Conflicte hervorzurufen vermöchten, lebhaft und bewegt erwiderte: „Nun, zum Beispiel die Freundschaft, sie hat ganz ähnliche seelische Conflicte, nur auf einer viel höheren Stufe: erst die gegenseitige Anziehung auf der Basis einer gemeinsamen Ueberzeugung, dann das Glück der Zusammengehörigkeit, die gegenseitige Bewunderung und Verherrlichung, dann Mißtrauen auf einer Seite, Zweifel an der Vorzüglichkeit des Freundes und seiner Ansichten auf der anderen Seite, die Gewißheit, sich trennen zu müssen und sich doch schwer entbehren zu können — alle diese und andere unsägliche Leiden."

Gewiß, der so sprach, er mußte ein Virtuose der Freundschaft gewesen sein. Und Nietzsche war es in der That im höchsten Grade. Dieser Einsame und von allen Verlassene, wie wir ihn aus seiner letzten Zeit kennen, dieser Harte und Mitleidlose, der mit dem Hammer philosophirt, er war in seiner Jugend und noch in seinen Mannesjahren ein hingebender Freund, der die Freundschaft in Hymnen besang und von ihr schwärmte wie es in gleichem Maße etwa nur Schiller gethan. Und er mußte Furchtbares, Erschütterndes erlebt haben, um zu einem Lehrer des strengsten geistigen Egoismus zu werden und die Worte im „Zarathustra" niederschreiben zu können: „Aber sagt mir, ihr Männer, wer von euch ist denn fähig der Freundschaft? — Oh über eure Armut, ihr Männer, und euren Geiz der Seele! Wie viel ihr dem Freunde gebt, das will ich noch meinem Feinde geben und will auch nicht ärmer damit geworden sein."

Es war eine tiefe Tragik im Schicksal Nietzsche's, daß er keinen einzigen Freund besaß, der ihn durch alle Stufen seiner geistigen Entwicklung begleitet hätte und ihm treu geblieben wäre. Wohl sehnte er sich immer nach Menschen, die ihn ganz verstünden, und war allen, die ihm mit Liebe entgegenkamen und an seiner Gedankenarbeit theilnehmen wollten, überschwenglich dankbar. Auf jeder Seite seines Briefwechsels zeigt sich dies. „Ja, wenn man keine Freunde hätte! Ob man's noch aushielte? ausgehalten hätte? Dubito!" schreibt er einmal. Und er durfte sich wirklich seit der Veröffentlichung der „Geburt der Tragödie" schmeicheln, daß seine Freundschaft von allen Seiten umworben werde. Besonders in der Wagner-Gemeinde drängte man sich an den jungen Professor heran, der mit so glänzender Feder als Verherrlicher des Meisters aufgetreten war. Doch dies währte nur so lange, als man in ihm den „Wagner-Schriftsteller" sah. Als er über Wagner hinausging und seine eigene Bahn betrat, da ward er nicht bloß vom Meister selbst, sondern auch von allen, die ihm bis dahin als aufhorchende und wohlwollende Gefährten gefolgt waren, verlassen.

Ich will den krassesten Fall erzählen.

Im Jahre 1876 lernt Nietzsche in Baireuth in einem Hotel den Freiherrn v. Seydlitz kennen. Der Mann macht sich daraufhin mit Nietzsche's bis dahin erschienenen Schriften bekannt und richtet an ihren Verfasser einen Dankesbrief. Nietzsche lebte damals in enger Freundschaft mit Richard Wagner, nicht minder mit Jakob Burckhardt: trotzdem fühlte er sich glücklich, noch einen gefunden zu haben, der ihn verstand. Er beantwortet das Schreiben des Freiherrn v. Seydlitz mit folgenden höflichen Zeilen: „Lieber und werter Herr, nach einem solchen Briefe, einem so ergreifenden Zeugniß Ihrer Seele und Ihres Geistes kann ich nichts sagen: als allein dies — bleiben wir uns nahe, sehen wir zu, daß wir uns nicht wieder verlieren, nachdem wir uns gefunden haben! Ich sehe die schöne Gewißheit vor mir, einen wahren Freund mehr zu gewinnen. Und wenn Sie wüßten, was dies für mich bedeutet! Bin ich doch immer auf Menschenraub aus wie nur irgendein Korsar; aber nicht, um diese Menschen in die Sclaverei, sondern um mich mit ihnen in die Freiheit zu verkaufen." Nietzsche ladet hierauf den neuen Freund ein, zu ihm nach Sorrent zu kommen. „Ich möchte so gern, lieber Freund, mit Ihnen erst ein Stück Leben gemein haben; wer weiß, was sich alles auf solch einem Fundament aufbauen läßt?" Die beiden treffen sich wirklich in Sorrent, dann im Sommer im Berner Oberland und kommen später noch mehreremal zusammen. Auch eine rege Correspondenz entspinnt sich zwischen ihnen. Und das Ende vom Liede? Als Freiherr v. Seydlitz im April 1879 ein Exemplar der „Vermischten Meinungen und Sprüche" durch Nietzsche's Verleger zugesandt erhielt, kündigte er dem Philosophen brieflich das weitere Zusammengehen mit ihm auf.

Der Fall ist typisch. Denn stets brachte Nietzsche allen das gleiche Vertrauen, die gleiche überschwengliche Hingebung entgegen. Und nahmen auch die anderen Verhältnisse nicht einen solchen in formale Kündigung gekleideten Ausgang, so bewährten sie sich doch auf die Dauer nicht. Von allen während der Basler Zeit geschlossenen Freundschaftsbündnissen ragt kaum eines in die Achtzigerjahre hinein.

Aber noch peinlicher berührt es uns, wenn wir von Persönlichkeiten hören, mit denen Nietzsche schon früh durch äußere Umstände zusammengeführt worden und denen er auch, wie es bei solchen in den Jugendjahren geschlossenen Freundschaften zu geben pflegt, Zeit seines Lebens gut geblieben ist, für deren äußere Schicksale er sich wohl auch interessirte, die aber ihrem ganzen Wesen nach so gar nicht dazu angelegt waren, eine so durch und durch vornehme Natur wie die Nietzsche's mit ihren seltsamen Entzückungen und Qualen, ihrer Sehnsucht und ihrem Leiden zu begreifen. Ich nenne hier einen, weil er sich selbst als Freund Nietzsche's in die Oeffentlichkeit gedrängt und sich dadurch sozusagen das Recht erworben hat, in diesem Zusammenhang erwähnt zu werden. Es ist dies Paul Deussen, der Kieler Professor, der kurz nach dem Tode Nietzsche's „Erinnerungen" an ihn (Leipzig, bei Brockhaus) publicirt hat. Ein vielleicht gutgemeintes Buch, bei dessen Lectüre ich aber die Empfindung hatte, als sähe ich eine rohe, schwere, rußige Hand, die sich einer zierlichen weißschimmernden Statuette naht. Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß es im Leben eines jeden Menschen Dinge gibt, die nicht ausgesprochen werden wollen, und die der Freund, wenn sie ihm bekannt sind, nicht anders als mit Scheu über die Lippen bringt. Und so tischt er uns denn Anekdötlein auf, die wohl von der Unzartheit und Naivetät des Erzählers zeugen, die aber nichts, aber auch gar nichts zur Beleuchtung der Züge Nietzsche's beitragen. Und selbstverständlich hat er auch kein Auge für das Individuelle in Nietzsche's Leben und Wirken und füllt seine „Erinnerungen" mit Betrachtungen aus, wie man sie wohl bei einem gutmütigen Philister anstellt, nach dessen Tode die Freunde sich nichts Besseres zu erzählen wissen, als höchstens wie viel Bier der Verstorbene täglich zu trinken pflegte, und ob nicht wohl diese seine Gewohnheit seinen frühen Hingang verschuldet habe . . . Hätte sich Nietzsche nicht in die Einsamkeit geflüchtet, hätte er sein Amt behalten, eine Familie gegründet und am warmen Herd des Familienlebens eine Stütze im Leben gesucht, er wäre ohne Zweifel seinem furchtbaren Schicksal entronnen — behauptet Herr Professor Deussen in seiner dünkelhaften Weisheit. Und er wäre ein ehrsamer „College" und Philologe geblieben — möchten wir von uns hinzufügen.

Dieser ostentative Mangel an Einsicht in die innere Notwendigkeit eines Schicksals, wie das Nietzsche's, diese so unsympathisch berührende Unart, ein gegebenes Leben, das abgeschlossen vor uns daliegt, hinterdrein corrigiren zu wollen — schon das allein müßte uns von der Lächerlichkeit dieser „Freundschaft" überzeugen, aber ebenso von der Unfähigkeit des Herrn Deussen, in die geistige Eigenart Nietzsche's einzudringen, auch wenn er seinem Buche am Schlusse nicht noch eine Kritik der Nietzsche'schen Philosophie angehängt hätte — eine Kritik, an der man eigentlich nur die Pietätlosigkeit bewundern sollte, mit der hier der Versuch gemacht wird, das Lebenswerk eines Freundes auf sage und schreibe: acht Seiten ad absurdum zu führen.

*

Das traurigste Capitel in Nietzsche's Leben berührt man, wenn man von seinen Freunden spricht. Und doch war ihm während einiger Zeit das große Glück beschieden, einen wahren, mit allen Fasern seiner Seele nur ihm angehörenden Freund zu besitzen. Es war Erwin Rohde, dem wir das classische Werk über den Seelencult und Unsterblichkeitsglauben bei den Griechen: „Psyche" verdanken und dessen Briefwechsel mit Nietzsche vor einiger Zeit veröffentlicht worden ist.*)

Erwin Rohde war nichts weniger als eine sich anschmiegende Natur. Etwas Herbes und Starres war ihm eigen. Er selbst klagt immer wieder über die Schroffheit und Verschlossenheit seines Wesens. Um so merkwürdiger ist seine brüderlich-treue Anhänglichkeit an Nietzsche. In Leipzig hatten sie einander als Schüler Ritschl's und Mitglieder des Philologischen Vereins kennen gelernt und einen innigen Freundschaftsbund geschlossen. Aber schon nach zwei Semestern trennte sie das Schicksal: Rohde ging nach Kiel, während Nietzsche bald darauf nach Basel berufen wurde. So saßen sie weit auseinander: der eine im Norden, der andere im Süden — und es ist nun rührend zu beobachten, wie ihre Liebe diese Trennung zu überwinden sucht, wie sie sich gegenseitig in ihrer Entwicklung und ihrem Reifen unterstützen und wie ihnen die Tage wie lange Pausen zwischen ihren Zusammenkünften dahinfließen. Und interessant [illegible] allem, wie segensreich Nietzsche auf seinen Freund wirkt

wie dieser es unverhohlen und voll Dankbarkeit einsieht. „Dir allein verdanke ich die besten Stunden meines Lebens; ich wollte, Du könntest in meinem Herzen lesen, wie innig dankbar ich Dir bin für alles, was Du ihm geschenkt; der Du mir das selige Land reinster Freundschaft erschlossen hast, in das ich, mit liebedurftigem Herzen, früher wie ein armes Kind in reiche Gärten geblickt hatte. Der ich von jeher einsam war, ich fühle mich jetzt vereint mit der Besten einem, und Du kannst schwerlich verstehen, wie das mein Inneres verändert hat," schreibt Rohde und bezeugt damit, welch mächtigen Eindruck Nietzsche's Persönlichkeit schon in der Jugend auf alle, die ihr näher kamen, ausübte. Das Schicksal, das ihn dazu verdammt, fern von dem geliebten Freunde zu leben, empfindet Rohde wie ein Verhängniß: „Ich komme mir so vereinzelt wie ein unbenütztes Clavier vor, in dem alle Töne schlummern und die Saiten sich mit Staub bedecken . . . Du bist animae pars melior meae," versichert er ihm, und alle seine Herzensergießungen schließen immer wieder mit dem Refrain: „Wäre doch Nietzsche da!"

Auch Nietzsche fühlt das große Glück, einen so treuen Kameraden zu besitzen. Er weiht ihn ein in alle seine Pläne, und alles, was er unternimmt, thut er im Hinblick auf den fernen Freund. Und er freut sich des Zusammenklangs ihrer Seelen. Er setzt alle Mittel in Bewegung, um Rhode auch räumlich in seine Nähe zu bringen. Und als alle Versuche scheitern, will er ihm seine Basler Professur abtreten und sich selbst ins Privatleben zurückziehen. Und es bedarf eindringlicher Vorstellungen seitens des Freundes, um ihn von dem Vorsatz abzubringen. Nietzsche empfindet das Beseligende eines solchen Bundes und sucht sich das Wesen der Freundschaft zu erklären: „Freundschaften! — es gibt Menschen, die an ihrer Existenz zweifeln. Ja es ist eine ausgesuchte Gourmandise, die nur wenigen zutheil wird, jenen ermatteten Wanderern, denen der Lebensweg ein Weg durch die Wüste ist: sie tröstet ein freundlicher Dämon, wenn sie im Sande liegen, ihnen netzt er die verdorrten Lippen mit dem Götternektar der Freundschaft." Ein wahrhaft erhebendes Bewußtsein des eigenen Glücks klingt aus diesen Worten Nietzsche's und bildet den Grundton seines Empfindens. Er fühlt sich wie in der schwellend-ruhigen Stimmung des Herbstes, wo die Frucht in voller Reife ohne Windstoß herabfällt. „Und so ist es mit der Liebe der Freunde," schreibt er an Rhode; „ohne Mahnung, ohne Rütteln, in aller Stille fällt sie nieder und beglückt. Sie begehrt nichts für sich und gibt alles von sich."

So standen denn die Beiden nebeneinander als Menschen, die einander alles vertrauen, aber auch Schulter an Schulter als treue Kämpen, die den feindlichen Speer gemeinsam aufgreifen, als die philologische Zunft sich plötzlich gegen Nietzsche wendete und Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff sein Pamphlet gegen die „Geburt der Tragödie" erscheinen ließ. Da war es Rohde, der sich selbst anbot, „das Bürschchen zu züchtigen", und in einem Sendschreiben an Richard Wagner, betitelt „Afterphilologie", öffentlich als Vertheidiger seines Freundes auftrat.

*

Die Philologie hatte sie zusammengeführt und die Philologie war es auch, die neben der Philosophie und den mannigfaltigsten Fragen des Lebens ihr gegenseitiges Interesse in erster Linie wachhielt. Oder eigentlich nicht so sehr die Philologie als vielmehr das Verhältniß beider zu ihr. Denn das ist das Eigenthümliche an ihnen: beide hatten philologische Lehrstühle inne und hatten doch zu ihrer Disciplin nur ein „Verhältniß". Es war eben bloß eine Liaison, die sie aneinanderknüpfte, kein festes Band.

Es liegt etwas tief Schmerzhaftes und Tragisches in diesem ihrem Schicksal. Und der Fall ist auch von typischer Bedeutung und hat eine beinahe allgemeine Geltung. Er zeigt uns das Wesen aller Philologie und das Unfallige, das sie für ihre Jünger bedeutet. Sie ist für den Laien von einem blenden den Schimmer umgeben. Und dieser Schimmer wirkt verlockend gerade auf enthusiastische Naturen. Man wähnt hier den Schlüssel zu allem Schönen, zu den höchsten Blüten des menschlichen Geistes finden zu können. Und so weiht man ihr denn die junge, lebensprühende Kraft und gewahrt erst spät — meistens schon zu spät — wie matt und schwächlich ihre Glieder sind, wie sie nur gleichsam schimmernd um den Verbot irrt, ohne sich auch nur mit dem Blick in das Allerheiligste zu wagen. Man erkennt, wie abseits, wie furchtbar abseits sie vom Leben steht und sich damit begnügt, den Staub der Jahrhunderte zu [illegible]. Dann aber müssen sich Einem solche bittere Worte entringen, wie wir sie in einem Briefe Nietzsche's finden: „Wenn wir nur noch eine andere Kunst erlernt hätten, theuerster Freund, um zusammen durch die Welt zu ziehen! Denn als [illegible] [illegible]"

Eine solche Erkenntniß wirkt bedrückend auf [illegible] Wesen. Eine dumpfe Resignation stellt sich ein und erzeugt die vielen stillen, in sich verschlossenen und von der Welt abgekehrten Existenzen, wie man sie gerade unter den Philologen so oft findet. Oder es entwickelt sich bei anderen Naturen eine jede Thätigkeit und Energieentfaltung lähmende Halbheit — durch das Bewußtsein, sein Leben einer Wissenschaft geopfert zu haben, der man fremd, ja vielleicht gar feindlich gegenübersteht und der man fortan mit Widerwillen und, nur von der Notwendigkeit gedrängt, dient.

Das Wissen um den Wert der Philologie war unseren beiden Freunden bereits sehr früh aufgegangen. Man sollte meinen, daß einer, der in seinem vierundzwanzigsten Jahre — wie es bei Nietzsche der Fall gewesen — das Katheder betritt, daß ein solcher für seine Wissenschaft begeistert sein und sich ihr uneingeschränkt widmen müßte. Bei Nietzsche aber sehen wir das gerade Gegentheil. Und Rohde durfte dem Freunde, nachdem er ihn zu seiner Professur beglückwünscht hatte, schreiben: „Eins aber, hoffe ich, wirst Du trotzdem nicht thun, nämlich viele unschuldige Seelen in die Hände der Philologia verlocken, wie es einflußreichen Lehrern so leicht begegnet. Denn das bleibt gewiß auch Deine Ueberzeugung, daß gute Capacitäten viel besser auf andere Wissenschaften, oder auf das Leben selbst, kurz auf Thätigkeiten gelenkt werden, die zu unmittelbarem Anschauen den von Mutter Natur mit Sinn und Gehirn Begabten lenken, nicht auf Kramen in dem Wust vergangener Zeiten, jedenfalls nur in Worten, das ist Begriffen, das ist dünnem Aufguß der Dinge." Gewiß, die Worte müßten auf jeden anderen abschreckend wirken, aber hier drückten sie nur eine Wahrheit aus, die beiden Freunden geläufig war.

Man weiß, wie Nietzsche unter der Halbheit, die seine Philologenexistenz mit sich brachte, litt. Und man weiß auch, daß er endlich die Fesseln zerriß, um fortan nur seiner eigenen Aufgabe und seiner Bestimmung zu leben. Anders Rohde. Ueber ihn kam mit der Zeit jene dumpfe Resignation, von der wir oben sprachen und der er selbst nach Jahren (schon als angesehener und erfolgreicher akademischer Lehrer) die Worte lieh: „Ich weiß ganz gut, daß die ganze Beschäftigung*) nicht mehr Wert hat als Nüsseknacken: wen kann es groß fördern und amüsiren als den Knackenden selbst! Eine Art Passatempo, von dem ich nie recht habe fassen können, wie auch kluge Leute (die unter Philologen freilich sehr selten sind) von ihm mit hohen Augenbrauen und gebläheten Backen reden können . . . Aber so lange man's treibt, beschäftigt es den Geist angenehm, ähnlich wie Billard- oder Schachspielen. Ich sage das ohne Affectation und Selbstironisirung und wundere mich nur, wie einer, der doch nicht mehr kann, das, was er kann, nicht hoch anschlagen mag, wie es doch im menschlichen Wesen liegt. Basta."

*

Und hierin dürfte wohl der eigentliche Grund der Entfremdung zu suchen sein, die sich nach zehn Jahren einer innigen Freundschaft einstellte und die wunderbare Harmonie, die die Seelen beider bis dahin erfüllt hatte, zerstörte. Aeußerlich trat dies bei Nietzsche zutage durch Veröffentlichung jenes Buches, worin er zum erstenmal sein wahres, nicht mehr aus Rücksicht auf Wagner verhülltes Gesicht zeigte: „Menschliches, Allzumenschliches" — bei Rohde hingegen durch . . . Verheiratung. Während Nietzsche's entzücktem Blick sich immer weitere, glänzendere Horizonte eröffneten, legte sein Freund, der einzige Freund, der ihn bis dahin auf allen Höhen und Tiefen begleitet hatte, den Schlafrock an, um fortan ein Dasein im beschränkten Pflichtenkreis zu fristen. Und es ist so lehrreich zu sehen, wie die Seele dieses Mannes, der noch vor kurzem wie ein junger Adler frisch und kühn die Lüfte durchschnitt, sich nunmehr mit dem Schimmel des Philisterthums zu bedecken beginnt. Aus dem Jahre 1869 stammen die folgenden Zeilen Rohde's an Nietzsche: „Vor einem zu frühen Definitivum sollte man sich überhaupt hüten, da es selten besser ist als das Provisorium: das rechte Definitivum ist das Land der Philister, der Gesunden, der Freytag'schen Mustervreussoren, der nationalliberalen Allerweltskerle. Wir anderen schwachen Seelen können nur im Provisorium existiren wie der Fisch nur im fließenden Wasser, da doch dem Frosch so wohlig im Sumpfe ist. Kein Sumpf aber ist geeigneter, selbst den verwegensten Hecht zum aufgeblasenen, feisten, gesunden Frosch zu machen, als der höhere akademische Stuhl." Und kaum neun Jahre später schreibt Rohde, indem er dem Freunde sein „verheiratetes Professorendasein" schildert: „ . . . . Im übrigen ist der Ehestand eine nachdenkliche Sache: es ist unglaublich, wie er altern [illegible] Denn man sitzt nun auf einem gewissen Gipfel, über den [illegible] recht hinausliegt; nicht mehr wie sonst [illegible] man jeden schönen Tag auf den Boten Gottes, [illegible] direct das Paradies ins Zimmer tragen soll, [illegible] erwartet kaum irgend etwas mehr; und das hat

seine großen Vorzüge und großen Bedenken und muß wohl, langsam und täglich wirkend, allmählich den Menschen seltsam umgestalten." Und es hat Rohde umgestaltet. Der Dreiunddreißigjährige bemerkt plötzlich, daß er altert. Eine dumpfe Schwere legt sich um ihn, die ihm den Blick in sein Inneres verstellt und ihn gedankenlos in den Tag hineinleben läßt. „Ich möchte Dir so gern mein ganzes Innere zeigen," schreibt er einmal an Nietzsche, „aber dazu müßte ich selbst andauernder hineingucken als vielleicht rätlich ist." ... als vielleicht rätlich ist — ich möchte diese Worte unterstreichen, weil sie gleichsam das Kriterium des Erstarrtseins bilden. Gewiß liegt ja wohl auch etwas sehr Schmerzliches gerade in dieser Einsicht, in diesem kalten und ruhigen Geständniß — doch an der Thatsache der völligen Umwandlung der innersten Natur Rohde's ändert das nichts. Und die Thatsache tritt so deutlich hervor in einem Brief, mit dem Rohde die Zusendung von „Menschliches, Allzumenschliches" beantwortet. Er, für den sonst die Lectüre einer Nietzsche'schen Schrift eine Feier war, er zögert diesmal mit einer Antwort und als er endlich dem Freunde schreibt, thut er es mit Scheu und Vorsicht. Er stellt sich plötzlich auf den Standpunkt von „aller Welt", bezweifelt, daß Nietzsche im Ernst an seine neue Lehre (von der Unverantwortlichkeit) glaube, wittert Rée'schen Einfluß und meint schließlich diplomatisch-professorenhaft: „So sehr ich ... die relative Wahrheit fast aller Deiner Sätze zugebe, so möchte ich doch überall ein „zwar" vorsetzen und mit einem „aber" Deine Sätze fortsetzen." Und wenn er dann am Schlusse versichert: „Nichts, dessen sei gewiß, soll mich Dir je im Innern entfremden" — so hört man eben aus dieser für notwendig erachteten Versicherung heraus, daß die Entfremdung bereits eingetreten ist.

So war denn auch dieser treueste Freund von Nietzsche abgefallen. Und gleich ihm auch die anderen. Gerade als Nietzsche so Vieles, so Unendliches zu sagen hatte, sah er sich verlassen und vereinsamt. Wie klagt doch Nietzsche in jenem erhabenen Hymnus „Aus hohen Bergen":

„Was je uns knüpfte, Einer Hoffnung Band —
Wer liest die Zeichen,
Die Liebe einst hineinschrieb, noch, die bleichen?
Dem Pergament vergleich ich's, das die Hand
Zu fassen scheut, ihm gleich verbräunt, verbrannt.

Nicht Freunde mehr, das sind — wie nenn ich's doch? —
Nur Freundsgespenster!
Das klopft mir wohl noch Nachts an Herz und Fenster,
Das sieht mich an und spricht: „Wir waren's doch?"
— O welkes Wort, das einst wie Rosen roch!"

Wahrlich, Nietzsche, der Einsiedler, dem einst eine Schar von Freunden in allen Nebendingen Gefolgschaft leistete, er durfte jetzt von sich mit Wehmut sagen, er gleiche einem Manne, der eine große Mahlzeit veranstaltet und dem angesichts aller guten Speisen die Gäste davonlaufen.

Doch Nietzsche überwand alles. Unter den größten körperlichen Leiden, unter Qualen und Entbehrungen, hart und streng gegen sich wie nur irgendein stoischer Weiser, lebte er fern von den Menschen, und nur selten entriß sich ihm eine Klage, wie die am Schluß eines sonst ziemlich temperiert gehaltenen Briefes an Rohde, wo noch hinter der Unterschrift und der beigefügten Adresse die kurzen Worte stehen, die wie ein plötzlicher gellender Aufschrei Einem ins Herz schneiden: „Himmel! was bin ich einsam!"

Mit den Worten in seinem „Buch der Bücher": „Trachte ich denn nach Glück? — Ich trachte nach meinem Werke!" drückte Nietzsche sein eigenstes Schicksal der letzten hellen Jahre aus. Und so lebte er denn in der That nur seinem Werke, ohne Freunde und Gefährten, aber voll inneren Jauchzens über die immer deutlicher aus dem Dunkel hervortauchenden Umrisse einer Welt, die die seinige war. Indessen seine Freunde tief unten in den Niederungen wie Gespenster umherirrten, erklomm Nietzsche jene Höhen, auf denen er sich selbst und den treuesten aller Freunde: Zarathustra fand.

Zürich. Jonas Fränkel.

Neue Frauenlyrik.

Eine der interessantesten Erscheinungen unserer neueren Lyrik, ja unserer neueren Literatur überhaupt, ist die Lyrik einer Gruppe von Frauen, die — ich sehe von der durchaus selbständigen Inge Maria ab — eine Art von Nachfolge der Marie Madeleine bilden.

Zwar, diese Lyrik zeichnet sich, mit fast nur einer einzigen Ausnahme, der eben genannten, nicht gerade durch einen besonderen Kunstwert aus: sie handhabt zumeist die hergebrachteste lyrische Redeweise. Sie lehnt sich [illegible] Marie Madeleine, der Urheberin der Richtung — etwa an [illegible] an, sie ahmt Alfred Mombert nach und hat andere Vorbilder. Sie steht hinsichtlich ihrer Form fast gänzlich im Zeichen des Dilettantismus. Dürftig ist ferner ihr Gehalt an Gedanken und Ideen. Einseitig und zumeist überhitzt ist die Stimmung; brutal, fratzenhaft und posiert der Gehalt; sich, nachdem nun mal nach dieser Richtung hin auch die Vorkämpferin, deren Bändchen so viele Auflagen erlebt und in der Presse ein so großes Aufsehen gemacht, die Schleusen geöffnet und die „Bande frommer Scheu" gelöst sind, zum Wort drängend mit einem Ungestüm, das wohl zuweilen etwas Humoristisches hat und mit dem Eifer einer Konfession, die oft mehr verrät, als wohl überhaupt zu verraten wäre. Sehr viel Religion und besonders hebräische Mythologie und Metapher. Die üblichen Versatzstücke Asrael, Luzifer, Immanuel usw.

Aber nicht bloß nach einer solchen negativen Richtung hin, die gerade einigen dieser Bändchen in kurzer Zeit zu dem gewiß zumeist „sensationellen" Erfolg unterschiedlicher Auflagen verholfen hat, möchte ich diese Lyrik interessant nennen: sie ist es auch trotz allem nach einer anderen, positiveren Richtung hin.

Eine dieser Dichterinnen, Inge Maria, hat eine Broschüre veröffentlicht — Björnson hat gelegentlich ein anerkennendes Wort über das Heftchen gesprochen —, die in herzhafter und eindringlicher Schreibweise Ausführungen bringt, welche man gewissermaßen als ein Programm dieser Richtung bezeichnen könnte. Das Heftchen hat den sehr kennzeichnenden Titel „Der Schrei nach dem Kinde".*) Es heißt dort auf Seite 10: „Das moderne Weib ist keuscher als die Frau der Vergangenheit. Unsere Großmütter und Mütter heirateten, um unter die Haube zu kommen und die Muttermission zu erfüllen. Sie fragten nach keiner großen Leidenschaft. Die wenigen Ausnahmen waren zu früh geborene, unverstandene Geschöpfe. Wie selten hörte man früher von Ehescheidungen. Das heutige Weib hingegen, das sich seines Wertes bewußt geworden, das seine Fähigkeiten und Kräfte im Kampf ums Brot erkannt hat, ist seelischer, ästhetischer, anspruchsvoller. Es gibt sich dem Manne nur aus Liebe. Es will ein Kind der Liebe. Die Gleichgültigkeit, die es für den ihm seelisch nicht ebenbürtigen Mann empfindet, würde es auch auf das Kind, das es von ihm hat, übertragen. Unsere Mütter schütteln den Kopf über uns eigensinnige überspannte, unvernünftige Kinder. Und doch ist diese verfeinerte Keuschheit des Weibes ein bedeutsamer Fortschritt in der seelischen Entwicklung unseres Volkes: die Regeneration der Rasse durch die Vereinigung zweier leiblich und geistig gleichwertigen Menschen." Eine andere Stelle auf Seite 17 und 18, die eine interessante Stellung zu der modernen Frauenemanzipation nimmt, lautet: „Ich sagte vorhin, die Frauenbewegung ist ein Fortschritt in der Kulturgeschichte des Weibes. Ohne Zweifel. Trotzdem bedeutet sie nur eine Brücke, einen Uebergang zum höchsten Ziel des Weibes, zur Mutterschaft. Die Mutterschaft ist die höchste Stufe der Weibentwicklung. Die Frauenbewegung führt zur Entartung der Frau, wenn sie sich nicht auflöst in die Mutterbewegung. Die stärkste Begabung hat nun einmal die Frau für die Mutterschaft. Die gesunde Natur im Weibe wird immer kränkeln und leiden, so lange der Mutterdrang in ihr nicht erlöst ist."

Ich wüßte nicht, wie der beste Gehalt und Wert dieser ganzen Lyrik treffender bezeichnet werden könnte als mit diesen Worten Inge Marias! Sehen wir von der Frivolität der einen dieser Dichterinnen ab, von der Pose und Ueberhitztheit der anderen, so tritt uns bei den übrigen gerade das Leiden eines verfeinerten, differenzierten modernen Weibtypus entgegen, der in einer Art von Zuchtwahlzone steht und dessen, bei allem Suchen und bei aller freien Liebe, sehr monogamer Instinkt mit großer ethischer und physiologischer Entschiedenheit auf die Mutterschaft gerichtet ist. Wie ergreifend wahr und unmittelbar sind nach dieser Richtung trotz alles sonstigen künstlerischen Mangel und so manchem Ungeschick in der Form, etwa die Gedichte der Margarete Beutler, die wohl als die gesündeste, herzhafteste, zuverlässigste und wahrhafteste dieser Dichterinnen bezeichnet werden muß! Mit welch rührender und schlichter Spontaneität spricht sich diese neue Muttersehnsucht in den „Marienliedern" der Miriam Eck aus! Wie interessant wird, selbst unter einem solchen Gesichtspunkt gerückt, die Pose und hebraisierende Metapher, die Perversität der Dolorosa und der [illegible] arelle und ideenlos verworrene Satanis[illegible] Lasker! Der Verfasserin von „Auf [illegible] noch einmal Erwähnung tun. Sie liebt ihren [illegible] [illegible] aber mit ihrem [illegible] frevelen, denn [illegible]

Raffinement und Aesthetizismus, mit ihrem mehr verstandesmäßigen Skeptizismus und ihrer Neigung zur Pikanterie etwas abseits. Inge Maria, die Prosalyrik dichtet, möchte ich, wennschon nur aus diesem mehr äußeren Grunde, erst später in Betracht ziehen. Sie allein zählt ernstlich mit zur Kunst.

*

Es ist also sehr viel Ernst, sehr viel neues Werden und herzhafte Jugend in dieser Richtung. Das Dunkle, Verworrene, Uebertriebene; das oft bis zur wirklichen Undelikatheit Rücksichtslose, Sichprostituierende der Konfession; das übertriebene Zurschautragen aller möglichen sexuellen Perversität, die unfreiwillige Komik hier und da — etwa gelegentlich in den Gedichten der Schüler-Lasker — gehört es nicht eigentlich mit dazu? Hat es nicht seinen liebenswürdigen, ich möchte sagen, rührenden Zug? Und ist es, alles in allem, im Grunde, in diesen Zeitläuften und aus der Fülle und Tragik persönlichsten Erlebens heraus, nicht interessanter als ein halbes Dutzend Bände ausgefeilten, tadellosen und raffinierten Artistentums? Ist es im Grunde nicht selbst bedeutungsvoller als dieser und jener Band der schönsten und eigenartigsten Lyrik?

Es ist beachtenswert, daß die Ueberbrettlbewegung, die die Bildung einer kunterbunten Unzahl von Kabaretts und Klubs zur Folge hatte, dieser Lyrik und ihrer unmittelbaren Wirkung zustatten kam. Da ist der literarische Klub „Die Kommenden", da ist das Kabarett „Die grüne Minna", die „silberne Punschterrine" und wie sie alle heißen und hießen. Da konnte man denn nun etwa die Dolorosa ihre Gedichte vortragen hören. Sie wirken, von ihr deklamiert, eindringlicher als bei der Lektüre. Die Dolorosa steht in starrer unbeweglicher Haltung, die braunen Augen groß ins Leere gerichtet, angetan mit einem langfaltigen Reformkleid und spricht ihre Verse mit einer gleichmäßigen, leisen, müden, aber sehr deutlichen und suggestiven Stimme. Eine immerhin wohltuende Vortragsart gegenüber dem hysterischen Geschluchz, Gestöhn, Gezirp, Geflüster und Gehabe, das man sonst für gewöhnlich in diesen Klubs und Kabaretts seitens der ernstere Sachen vortragenden Damen über sich ergehen lassen muß! Oder man kann die Miriam Eck mit ihrer sympathischen Stimme, die etwas Liebes und rührend Mütterliches haben kann, ihre „Marienlieder" vortragen hören. Oder die Margarete Beutler, die persönlich ein sehr lebendiger und temperamentsprühender Unhold ist, trägt ihre Gedichte vor, an denen kein Falsch noch Hehl ist, die ganz aufrichtige Konfession eigensten Erlebens und Schicksals.

Ein merkwürdiges Institut, das dieser Kabaretts, in denen Scherz und Ernst, Dekadenz und frisches Werden, Fin de siècle und Zukunft, geniale Kultursaloppheit und jugendliches Pathos eines neuen Aufschwunges seltsam, im Zeichen Pierrots, durcheinander und ineinanderwirkten! . . .

*

Die besten und wahrhaftesten dieser Frauendichtungen sind natürlich bisher nicht über die erste Auflage hinausgekommen. Die Marie Madeleine hat die meisten Auflagen. Man nimmt sie am ernstesten, sie, welche die frivolste und dekadenteste ist. „Confirmo te chrysmate" ist an die dritte Auflage heran. Im übrigen sind weder Miriam Ecks „Marienlieder"*) mit ihrer rührenden Muttersehnsucht über die erste Auflage hinaus noch auch die „Gedichte" der Margarete Beutler;**) von dem farbenglutbrünstigen, mondbetttollen, hyperbolischen Monismus des „Styx" der Schüler-Lasker***) zu schweigen, der neben aller möglichen genialischen Fratze doch auch prächtige und ergreifende Strophen hat.

Die wertvollsten dieser Sammlungen also sind die „Gedichte" Margarete Beutlers.

„Alle Sehnsucht ist frei von Sünde!
Und nur einer wird nicht vergeben,
Die die treibende Kraft zerbricht —
Das ist die Sünde gegen das Leben.
Ich bin das Leben: ich sündige nicht!"

Dies Gedicht aus der Sammlung könnte ihr als Motto vorgesetzt werden. Mit ihr ist der beste Geist dieser Lyrik bezeichnet. Margarete Beutler findet auch sonst wunderbar feine lyrische Töne. Wie schön ist das folgende „Schicksal"!

[illegible], den ich mir erwählte,
[illegible] du mein Schicksal bist
[illegible]
Die [illegible] zur Erde ist.

[illegible] macht sie leise leiten,
[illegible]
[illegible]

Oder folgendes „Gebet"!

„Lieber, alter Herrgott, nicht wahr, du wirst es mir schenken,
Der kleinen Welt da mit ihren großen Bedenken
Zum Trotz und mir zum seligen Lachen:
Ich will ein Kind,
Daß all meine Märchen wieder in mir erwachen!
Tausend Seelchen im All dursten nach meinem Schoß —
Lieber, alter Herrgott, löse eines los —
Geschwind — geschwind!"

Wie viel Wahrheit und moderne Liebestragik ist etwa in dieser Strophe zusammengedrängt:

„Deine fordernde Sehnsucht wird wohl still,
Wenn ihre Küsse mich herzen —
Aber meine schweigt nicht — du, ich will
Mutterschmerzen!"

*

Den Uebergang von der reinen Lyrik zu novellistischer Prosalyrik bildet Inge Marias „Und du sollst fruchtbar sein. Präludium." Das Bändchen*) ist das erste eines ganzen Zyklus, der ihm folgen soll. Ich hob bereits oben hervor, daß Inge Maria ernst zu nehmende Künstlerin ist. Sie ist die kraftvollste von allen diesen Dichterinnen und mit Margarete Beutler ihrer die wahrhafteste. Ihre Form mit der anschaulichen Energie ihrer kurzen, knappen Sätze, die doch so viel poetisches Empfinden tragen, hat ein durchaus individuelles, selbsterrungenes Gepräge und trägt alle Anzeichen ernster, bewußter und sehr sorgfältiger künstlerischer Arbeit. Sie ist stellenweise von wundervoller Reife und Geschlossenheit. Man hat direkt den Eindruck, als höre man den Vortrag einer melodischen, temperamentvollen Altstimme. Ihre Milieuwiedergabe, wenn ich ein so prosaisches Wort auf so viel feinnervige Stimmung anwenden soll, ist gedrängt, geht mit sicherem Instinkt und prächtiger Gefühlskonzentration ohne jedes artistische Raffinement, rein aus einem starken und kräftigen Temperament heraus, auf das Wesentliche und ist von unmittelbarer und oft bezaubernder Anschaulichkeit. Die starke religiöse Nuance, die das Büchlein beherrscht, ist nicht gemacht und dient nicht, wie bei der Dolorosa, etwa lediglich zur Dekoration: sie kommt aus dem innersten Wesen; sie ist hier Wahrheit und Seele. Und keines von all diesen Büchern wohl stellt wahrer, eindringlicher und reiner das feinnervige Tasten, das sensible, feine, wehe Suchen und Sehnen der neuen und modernen, sehr komplizierten Pubertät einer starken, leidenschaftlichen und zugleich im besten Sinne guten Weibnatur dar: das Werden eines neuen, verfeinerten Muttersinnes: nirgends kommt es mit gleicher Deutlichkeit und Entschiedenheit zum Ausdruck! Hin und wieder läuft ja die Dichterin nun wohl freilich doch noch Gefahr, dunkel zu sein. So ist zum Beispiel der Schluß nicht unmittelbar, sondern mit Müh und Not erst auf Umwegen verständlich. Es steht indessen zu hoffen, daß Inge Maria im ferneren Fortgang des Werkes, wenn nicht gar eine befriedigende Lösung ihres Problems erreicht, so doch sicher noch sehr viel interessante und beachtenswerte Psychophysiologie zu demselben beibringen wird. Es ist sicher, daß auch ihre ungewöhnlichen künstlerischen Fähigkeiten sich noch entwickeln und vervollkommnen werden, daß sie eine Zukunft hat und daß sie sich mit diesem Zyklus in die erste Reihe unserer Dichterinnen rücken wird.

Berlin. **Johannes Schlaf.**

Goethe-Briefe.

Je weiter die gut begonnene und rüstig fortgeführte Arbeit geht, um so schwieriger wird die von Anfang an innegehaltene Titelangabe für die einzelnen Bände.*) Die Verlagshandlung hegt gewiß mit Recht den Wunsch, jedem Band einen besonderen Titel zu geben, um auch jeden einzeln verkaufen zu können. Aber die Abschnitte in Goethes Leben lassen sich mit einem solchen Wunsch nicht recht vereinigen. So entspricht der Titel des vorliegenden fünften Bandes: „Im neuen Jahrhundert 1801 bis 1807" nicht eigentlich dem Inhalt. Gewiß beginnt mit 1801 ein neues Jahrhundert; aber Goethe ist kein anderer geworden, und die Zeit von 1801 bis 1807 bietet keine innerlich abgeschlossene Periode. Eher wäre im Mai 1805 ein Abschluß durch Schillers Tod, oder Oktober 1806 durch die furchtbaren Ereignisse, welche Weimar betrafen, oder durch die Heirat mit Christiane, oder 1808, weil damals die Beziehungen zu Minna Herzlieb in voller Blüte standen, obwohl die Briefe

*) [illegible] 1801 bis 1807. Mit einem [illegible]

davon recht wenig zu melden wissen. Dagegen ist das Jahr 1807 doch nur aus Not gewählt, weil mit diesem Jahre so viele Briefe auszuwählen waren, daß mit ihnen ein stattlicher, den früheren Bänden entsprechender Band gefüllt wurde. Denn daß in diesem Jahre zufällig ein Brief an Willemer vorkommt und eine Erwähnung der Frau v. Brösigke, der Großmutter der Ulrike v. Levetzow, ist eben doch nur ein hübscher Zufall, bietet aber keinen Abschluß, weil die Verbindung mit Marianne von Willemer erst 1814 und die mit Ulrike erst 1821 begann.

Natürlich bietet die Periode von 1801 bis 1807 vieles Interessante. Es ist die Epoche der Verbindung mit den Romantikern, der Fehde mit Kotzebue, der Begründung der „Jenaer Literaturzeitung", der eifrigen Mühen für das Weimarer Theater, sowohl der direktorialen als der dichterischen Tätigkeit, eine Zeit eifriger schriftstellerischer Arbeit; damals entstanden außer den schon angedeuteten Dramen: „Natürliche Tochter", Festspiele, Umarbeitung des „Götz von Berlichingen", wichtige Uebersetzungen, die abschließenden Arbeiten an der „Farbenlehre", kleine Novellen und der größte Teil der „Wahlverwandtschaften".

Das bedeutendste Ereigniß für Goethe in der kurzen Periode ist gewiß Schillers Tod. Man muß nur nicht glauben, daß ein solches in den Briefen breit und oft dargestellt wird. In der großen Weimarer Ausgabe, die für unseren Zeitraum 1138 Briefe bringt, gegenüber den 232 unseres Bandes, sind es die folgenden: An Eichstädt, 11. Mai: „bei der traurigen Lage, in die uns der Abschied unseres Schiller versetzt"; an Cotta und Zelter, beide vom 1. Juni; an Karoline von Wolzogen 12. Juni. Es ist sehr richtig, daß in der neuen Sammlung alle diese Stellen mit Ausnahme der ersterwähnten abgedruckt werden. Um den Lesern einen kleinen Vorschmack dessen zu geben, was sie bei der Lektüre des neuen Bandes erwartet, seien die beiden Stellen vom 1. Juni hier abgedruckt. An Cotta: „Auf Ihre Anfrage, ob man nicht unserm Schiller ein Trauerdenkmal auf dem deutschen Theater setzen sollte, kann ich gegenwärtig nur so viel sagen, daß ich auf mannigfaltige Weise dazu aufgefordert bin. Nach meiner Ueberzeugung soll die Kunst, wenn sie sich mit dem Schmerz verbindet, denselben nur aufregen, um ihn zu mildern und in höhere tröstliche Gefühle aufzulösen; und ich werde in diesem Sinne weniger das, was wir verloren haben, als das, was uns übrig bleibt, darzustellen suchen." An Zelter: „Seit der Zeit, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, sind mir wenig gute Tage geworden. Ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen; aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich sehe also jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin und thue das Nächste, ohne an eine weitere Folge zu denken."

Der wackere Mann, an den die letzte Aeußerung gerichtet ist, trat nun in gewisser Weise die Erbschaft Schillers an. Er, der schon vorher Goethe nicht fern stand, wurde nun noch mehr als früher sein Vertrauter. Es ist höchlichst anzuerkennen, daß gerade die Briefe an Zelter zahlreich in den Band aufgenommen worden sind und daß die beiden schönen Stellen an Karl August und an Frau v. Stein (10. und 12. August 1805) über Zelters Besuch abgedruckt sind, die so heißen: „Meine Freude, diesen köstlichen Mann zu sehen und einige Tage zu besitzen, ist sehr groß. Wenn die Tüchtigkeit sich aus der Welt verlöre, so könnte man sie durch ihn wieder herstellen." Und: „Man fängt wieder an, ans Leben zu glauben, wenn man solche Menschen sieht, die so tüchtig und redlich wirken, gegen so viele, die nur wie das Rohr vom Winde hin und her geweht werden."

Wollte man den neuen Band kritisch zergliedern, so hätte man an der Auswahl mancherlei auszusetzen. So vermißt man ungern den Brief an Cotta, in dem sich das Anerbieten der ersten sogenannten Cottaschen Ausgabe und die Aufzählung des Inhalts der einzelnen 12 Bände findet, in der Goethe mancherlei versprach, was er später nicht lieferte, dagegen nur Fragmente des „Faust" in Aussicht stellte, während er später den ganzen ersten Teil drucken ließ. Auch den Brief an Zelter vom 19. Juni 1805 mit der starken Wendung gegen die Frankfurter vermißt man ungern. Und so könnte man Monat für Monat durchgehen und Desideranda aufzählen. Aber man [illegible] damit trösten, daß eine Auswahl sich notgedrungen be[illegible]anken muß, und kann im ganzen konstatieren, daß der Herausgeber bei Ausscheidung und Aufnahme eine glückliche Hand gehabt hat. Einzelne Ausstellungen kann man freilich nicht [illegible] drücken. So hätte Seite 220, Anmerkung, [illegible] Beamten Müller" etwas bestimmt[illegible] Bei Seite 220, Anmerkung, [illegible] Bojanowski über Herzogin Luise angeführt [illegible] Seite 269, Anmerkung, war auf die neue französische Publikation der Briefe von Christine Reinhardt hinzuweisen.

Andererseits aber müssen die Grundsätze des Herausgebers: Wahrung der ursprünglichen Orthographie, Auslassung unwichtiger Stellen innerhalb der aufgenommenen Briefe, kurze Erläuterungen, gerühmt werden, und ebenso sind die fleißigen Zutaten des Editors anzuerkennen. Die längeren Zwischenreden über den 5. März 1802, die von Kotzebue zu Ehren Schillers geplante Feier, über Schillers Tod, über die Ereignisse von 1806 sind durchaus sachgemäß. Auch die Mitteilung von Briefen anderer ist höchst dankenswert, zum Beispiel einzelner Briefe der Frau Rat oder des Berichtes des Schreibers Geist an Christiane über Goethes Reise nach Göttingen. Ein fernerer Vorzug der Ausgabe ist der Abdruck einzelner Stücke aus Briefen Goethes in den Anmerkungen, die im Text nicht berücksichtigt werden konnten, und die Mitteilung mancher Konzepte Goethes, die uns in den Lesarten der großen weimarischen Ausgabe dargeboten werden und die deswegen höchst wichtig sind, weil sie dem größeren Leserkreis zeigen, daß Goethe es auch mit diesen Briefen höchst ernst nahm, an ihnen eifrig arbeitete, um ihnen einen hohen Grad der Vollkommenheit zu geben.

In Summa, auch dieser neue Band ist eine lobenswerte Arbeit, und das außerordentlich rasche Fortschreiten der in kurzer Zeit sehr beliebt gewordenen Sammlung gibt dem Fleiß und der Sorgfamkeit des Herausgebers und Verlegers ein rühmliches Zeugnis.

Berlin. **Prof. Dr. Ludwig Geiger.**

Bücher.

Helene Böhlau: „Die Kristallkugel." Eine altweimarische Geschichte. Egon Fleischel & Ko., Berlin 1903.

Von dem feinen Duft Goetheschen Wesens, der über dem Altweimar der altweimarischen Erzählungen von Helene Böhlau liegt, von diesem Aroma, das ihren Stil durchtränkt und der ganzen eigenen Frische ihres Wesens doch zugleich auch etwas Lieblich-Altertümliches verleiht, haben wir schon einmal hier gesprochen. Bei dieser neuen altweimarischen Geschichte müssen wir daran erinnern. Ihr Stoff hat mit dem Namen Goethes nur eine ganz entfernte Beziehung. Die Handlung geschah zu seiner Zeit, und er sah einmal dem Tanz jenes schönen jungen Mädchens zu, von dem diese Geschichte weiß. Unter der Kristallkugel wird nämlich ein Frauenleben symbolisch verstanden, welches erst durch die wahre, letzte Hingebung an den Geliebten, durch die Erfüllung der dunkeln Gebote der Gattung, seine letzte Klarheit, Reife und Vollendung bekommt. Die Not und Leidenschaft der Liebe, die Sorge der Mutterschaft und die stille Beschaulichkeit des Alters, alle diese Dinge runden eine Frauenseele erst ab, so daß sie wie eine leuchtende Kristallkugel unbegreiflich schon vor uns zu schweben scheint. Das ist Gleichnis und Inhalt dieser wohlgeformten, anmutigen Novelle.

Otto Stoeßl.

Hans Müller: „Die lockende Geige." München, Albert Langen.

Zu den Gedichten des jungen Hans Müller ist wieder die reine Arie. Sie ist ein verhältnismäßig seltenes Ding in der Welt, in der das Leitmotiv lange der Wagner geherrscht hat; denn bildete das Gedicht auch immer schon ein Ganzes für sich, so war es doch nicht in der Regel eine abgerundete Melodie, eine abgeschlossene Kantilene, sondern nur ein Akkord auf der breiteren Klaviatur eines Dichters, ein Teil einer Sehnsucht, ein Ruf eines Herzens. Die Arie hört man [illegible] wie das Lied einer Spieluhr, wie ein [illegible] mit Anfang [illegible] an. Man hat schon zu [illegible] des [illegible] solche Gedichte [illegible], in den Volksliedern und solche heitere melodische [illegible] bei unseren Romantikern und auch sonst. Die Leute haben [illegible] sie [illegible] in [illegible] und sich vor allem [illegible] Dichter in ihnen nicht [illegible] [illegible]. In den Versen des Hans Müller hat die Arie eine sehr [illegible] und seine [illegible] [illegible]

Revue der Revuen.

„Süddeutsche Monatshefte." Das zweite Heft dieser neuen, von Wilhelm Weigand herausgegebenen Revue bringt Artikel von Friedrich Naumann über „Römische Herrschaft", von Wilhelm von Scherff über das „Studium des Krieges", von Franz v. Sorhlet über die „Hygiene der Milchversorgung", von Karl Eugen Neumann über „Das buddhistische Kunstwerk", von Wilhelm Weigand über „Anselm Feuerbach und sein Vermächtnis", von Max Reger über „Hugo Wolfs künstlerischen Nachlaß", während Ludwig Thoma eine Erzählung „Der heilige Hies" beisteuert. Interessant sind auch die Ausführungen Josef Hofmillers über „Die Tagebücher von Alban Stolz". Der vor zwanzig Jahren als Professor der Pastoraltheologie an der Universität Freiburg verstorbene Alban Stolz hat zahlreiche Schriften hinterlassen, deren bekannteste Bücher „Spanisches für die gebildete Welt" und „Besuch bei Sem, Cham und Japhet" sind. Am bedeutendsten sind jedoch die drei Bände seiner Tagebücher: „Witterungen der Seele" — „Wilder Honig" — „Dürre Kräuter", in denen sich Stolz als klassischer Tagebuchschreiber in der Art von Henri Frédéric Amiels „Journal Intime" zeigt.

„Nouvelle Revue." Maurice Dumoulin bespricht die „Erinnerungen" von Thiers, die ein neues Licht auf den Mann werfen, der mit 72 Jahren die schweren Lasten einer hohen, repräsentativen und verantwortungsvollen Stellung auf sich nahm. Er hebt seine hohe Intelligenz, seine Energie und seine Vaterlandsliebe hervor. Er wurde bei allen seinen Entschlüssen und Verfügungen von einem unbestechlichen Gerechtigkeitssinn geleitet und war von so lauterem Charakter, daß auch da, wo er in seinen Maßnahmen daneben griff, nie ein Verdacht sich gegen ihn erheben kann. — Nagueni erblickt in dem Freundschaftsbündnis zwischen Frankreich, England und Italien den Triumph der Politik Cavours. Das Bündnis der Westmächte zerstörte 1815 „die heilige Allianz", und ihre jetzige Verbrüderung werde das Gebäude Bismarcks, den Dreibund, zum Einsturz bringen. Obwohl es sich vorläufig nur um einen Freundschaftsbund und nicht um eine offizielle Allianz zwischen den Westmächten handelt, erblickt der Verfasser doch darin einen Vorboten der Schiedsgerichte, der Abrüstung, der Gründung der Vereinigten Staaten von Europa und eine sichere Gewähr des Weltfriedens.

Das Glück der Petschagins.

Von **Max Grad.**

Der mächtige Toilettespiegel, in hochmoderner, etwas bizarrer Ausführung, strahlte Feodosia Gregorowna Petschagins Gesicht zurück. Es war ein wenig zu voll und der Teint von gleichmäßiger matter Weiße. Die braunen Augen darin suchten diejenigen Karlowna Salippas.

„Du meinst also wirklich nicht?"

Die Friseuse hielt ihre Lider gesenkt. Sie ergriff nun die dritte und letzte der starken Elfenbeinbürsten mit dem Goldmonogramm und bearbeitete damit kräftig und doch sanft das tiefdunkle Bündel in ihren Händen.

„Ich meine nicht — ich weiß! Der Minister ließ den Wlodomidoffs . . ."

„Uralter Adel," warf Madame dazwischen . . .

„. . . . ein Gut im Süden bieten. Allein sie lehnten es völlig ab wie alles andere und werden Exzellenz Frau Ministerin nicht empfangen. Sie werden auch nicht mehr davon abgehen — nie!"

Ein Blick ihrer Kundin, der aufrichtige Bewunderung verriet, traf die gleichmütige Miene Karlowna Salippas.

Fabelhaft! Geradezu fabelhaft, dieses Mädchen! Einfach eine Friseuse! Dabei so anspruchslos, unscheinbar und bescheiden; und doch — als hätte sie alle die geheimsten Fäden in der Hand! Fäden, die sich ins Unendliche zu spannen schienen, bis zu Kronen reichen mußten! Unheimlich wär's gewesen, wenn nicht, soweit Feodosia Gregorowna zurückdachte, nur Gutes durch Karlowna für sie und die übrigen entstanden wäre.

Es war ja so schwer gewesen, damals gleich mit beiden Füßen in die neue, die vornehme Welt zu springen und von all den Jahren der Kunstbutterfabrikation rein alles zu vergessen, ausgenommen das dadurch erworbene, viele Geld. Anim Alexandrowitsch hatte [illegible] allerdings nur dunkel, aber sicher das Gefühl, von dem Gelde, das nun von selber arbeitete und sich mehrte, und durch seine Übersiedlung nach Petersburg, Neues und ganz Großes vollbringen und erreichen zu können. Verwaltungsbeamter wollte er werden und eine Rolle in der Politik spielen. Es fehlte ihm zwar so ziemlich alles dazu [illegible] wie regelrechtes Studium usw. [illegible] aber bisher war ihm noch immer alles gelungen, was er ernstlich gewollt. Sie hatten ein großes Glück, diese Petschagins.

Und an dieses große Glück dachte nun Feodosia Grego[illegible]

[illegible] Vermutlich. Sie [illegible]

[illegible]

kunstvollen Bau daraus zu ordnen. Beide schwiegen. Man hörte nur, wie die starken, echten Zähne Madames die Bonbons krachend zermalmten, das Knistern der Haare oder das Aufklirren von Bürste und Kamm auf der Silberplatte des Toilettetisches.

Zehn lange Jahre! Kritisch betrachtete Feodosia Gregorowna ihr Spiegelbild. Es war kein Zweifel — heute mit vierzig sah sie hübscher und jünger aus als damals mit dreißig. Alles an ihr so gepflegt — auch das, was das Glas nicht widerspiegeln konnte. Mindestens 25 Pfund wog sie nun weniger als in jener Zeit, da ihr das träge Wohlleben in den blühendsten Kunstbutterjahren eine Fülle schlaffen Fettes verschafft hatte. Aber auch die Massage der Karlowna! Wer die genoß! Ihre Haut- und Nagelpflege! Großartig einfach! War's ein Wunder, wenn es kein feines Haus in Petersburg gab, das sie nicht nebst seinen Bewohnern innen und außen kannte wie die eigene Tasche? Sie verstand sich nicht nur auf äußerliche, körperliche Mängel und Flecken. Sicher, unfehlbar drang sie ein in Seelen und Herzen der Menschen, bis in die dunkelsten Eckchen und Winkelchen. Es gab keine Geheimnisse für Karlowna, keine Schlösser, für die sie nicht den Schlüssel gehabt hätte. Sie schnitt und heilte nicht nur die Hühneraugen an den Füßen der Kundinnen. Es gab da immer so viele Hühneraugen anderer Art. Sie wußte immer Rat, immer Hilfe. Sie war es auch, die den ganzen Petschaginschen Haushalt damals „möglich" gemacht. Sie hatte das Coupé bestimmt, die anderen Wagen und Gespanne, die Dienstboten gemietet, für die Toiletten gesorgt bis zu den intimsten Kleinigkeiten, hatte die Wohnung eingerichtet und die Besuchsliste angefertigt. „Fair!" — das Lieblingswort Anim Alexandrowitsch' — war alles gewesen, was sie geschaffen. „Fair!" — das, was er für sich und die Seinigen angestrebt. Aber, das erste Glück damals war nicht gleich die Karlowna gewesen, sondern eine alte Patentante, die Feodosia Gregorowna ohne alle Hoffnungen und eigentlich nur aus Pflichtgefühl aufgesucht hatte. Die alte Sonja Koralja lebte zum Erstaunen der Petschagins nicht nur in den feinsten Kreisen, sondern hatte auch tiefere Beziehungen zu denselben. Trotzdem war sie keineswegs hochmütig und freute sich mit Tränen in den Augen von Herzen darüber, daß sie ihre „Seele von Seelchen", ihr „Himmelsblau" wiedersehen sollte. Da erfuhr Madame Petschagin erst, daß sie drei Sommer ihrer frühesten Kindheit auf einem Gute dieser Tante verbracht und wie sehr diese sie stets geliebt hatte. Die klugen, gar nicht vom Alter geschwächten Augen der Greisin übersahen gleich die Situation. Deutlich erkannte und billigte sie innerlich das beinahe unmöglich Scheinende, das Anim Alexandrowitsch anzustreben schien. Mit sichtlicher Befriedigung hatte die greise Mondaine konstatiert, daß ihr angeheirateter Neffe mit seinen 38 Jahren ein überaus stattlicher, kräftiger Mann sei, und daß hinter dieser hohen, gelbweißen Stirn allerlei unentdeckt und ungenützt schlummerte, das mit Kunstbutterfabrikation durchaus nichts gemein hatte. Sie schickte ihm dann zunächst den besten Schneider und den ersten Barbier Petersburgs, ihn selbst aber gleich darauf zu einer sehr einflußreichen, jungen, schönen und in der Liebe abwechslungsbedürftigen Dame der hohen Aristokratie. Auch der Kinder nahm sie sich an und sorgte für Gouvernanten, Lehrer und Bonnen. Sowohl die achtjährige Petrowna Lussjaltschka wie die siebenjährige Nikolaja waren bildhübsch und aufgeweckt und versprachen, es zu bleiben. Desgleichen auch die kleine, drei Jahre alte Maria, in der sie ein reizendes Spielzeug fand. So liebte die alte Dame und ward wieder geliebt. Aber nicht mehr lange, denn sie starb bald. Allein nicht, ohne den Petschagins ein kostbares Vermächtnis zu hinterlassen. Das war die Karlowna gewesen! Nimmermehr hätte diese, an allen Ecken und Enden Beschäftigte und in Anspruch Genommene jemals sonst Interesse für die fremde Familie gefaßt und Zeit dafür erübrigt. Beides hatte ihr noch eiligst vor dem Sterben die alte Dame abgerungen. Und so kam den Petschagins das „Glück" in Gestalt der Friseuse [illegible]

Die Frisur saß tadellos. Die Künstlerin krönte schon in den Juwelen zu deren letztem Schmuck.

„Was ich noch sagen wollte, Karlowna Salippa." — Madame nickte ihr freundlich im Glase zu — „daß du auch schon wegen Peter Bezalitow [illegible] ich meine bei dessen Mutter — die Sache weißt, nun doch — und die Fürstin scheinen mir ablehnend."

Karlowna [illegible] Mütterchen Feo[illegible] den Friseuse und [illegible] den sicheren Sitz eines [illegible] in [illegible] diese Hand recht wohl zu [illegible] völlig klar. Sie [illegible] Die alte Fürstin — behüte sie [illegible] der Massage bedürfen." [illegible] gründlicher, längerer Massage."

Frau Petschagins blasses, nun auch noch stark gepudertes Gesicht — erst zum Schluß würde die Salippa diskret darüber wischen — rötete sich vor Freude. Sie ergriff eine reizende Klammernadel aus Saphiren und Brillanten und steckte sie mit rascher Wendung der Vertrauten an das schlichte, schwarze Kleid. Um deren Dank zu verhindern, bot sie ihr noch eilig die Bonbonniere, daß sie daraus nasche.

„Nimm doch — sie sind wirklich gut — von Landrin!"

„Mütterchen Feodosia Gregorowna überhäufen mich mit Güte — mit Verlaub — ein paar — — kann ich jetzt zu den Damen?"

„Jawohl — gewiß — und höre — Annina Nikolaia hat Anlage, am Nacken Pusteln zu bekommen. Und wenn du morgen doch der Potoseff sagen wolltest, sie möge ihren Alexis bestrafen dafür, wenn er abermals Marfa am Hause der englischen Schule auflauert und trotz Mademoiselle Poisson de Wiese mit Geschenken und Billetts zudringlich werden will. Schreckliche Kinder, diese Potoseffs!"

„Sehr wohl — soll geschehen! Möchten Sie eine fröhliche Nacht erleben, Mütterchen Feodosia Gregorowna!"

„Schlafe wohl, Karlowna — mache sie recht schön, meine Mädchen — hörst du? Peter Powlitoff wird auch zur Stelle sein — ohne Zweifel."

Marfa rekelte sich in ihrem schmierigen, aber recht kostbaren und sicherlich noch nicht alten himmelblauen Seidenkleidchen à l'empire auf Stühlen und Chaiselongues herum, auf welchen allerlei Wäsche- und Kleidungsstücke, Blumen und Fächer verstreut lagen. Dann schob sie achtlos einen kostbaren Rosenkranz und ein nicht minder wertvolles Gebetbuch beiseite und machte sich über eine Schachtel syrischer „Rachat Loucoumes" her, die Papascha den zwei erwachsenen Töchtern, als deren beliebteste Leckerei, gestiftet. Ungefähr davon gesättigt, ärgerte sie dann nach Kräften die Schwestern durch kecke, vorlaute Reden und Bemerkungen. Barst sie ja doch fast vor Neid, nicht schon gleich jenen erwachsen zu sein und en grande toilette in Gesellschaften mit Soupers und Tanz und reichlichem Flirt gehen zu können. Dann verstummte sie und schien Studien zu machen. Sie galten ohne Zweifel der Karlowna, die mehr als einfach, wenn auch ordentlich gekleidet und frisiert war.

„Alle meine Puppen sollen morgen keine Köpfe mehr haben, wenn du nicht eigentlich schön bist, Karlowna Salippa! Jawohl, schöner, viel schöner, als Petrowna Lusialtschka und Annina Nikolaia zusammengenommen! Warum knüllst du dein Haar so zusammen und ziehst dich an wie das Aschenputtel in dem deutschen Märchen, das die Gouvernante der Stoschoffs immer den Kleinen erzählt?"

„Marja, süßes Täubchen — das Fräuleinchen träumt wohl? — Immerhin — Kinder haben so ihre Phantasien!"

Die beiden jungen Damen aber, längst nervös durch das ganze Gebaren der Schwester, kreischten nun zu zweit los und waren wütend auf sie, die mit Vorliebe immer ihre Toilettezimmer belagerte.

„Willst du wohl endlich gehen, Marfa? Lasse sofort die Bonbons — du hast andere genug! — Gehe in deine Zimmer — willst du wohl — oder soll ich es dir lehren?"

„Ja, hörst du — frecher Affe — fort mit dir," stimmte die zweite ein.

„Jawohl — etsch, etsch — damit ich nicht sehen soll, wenn dir die Karlowna Rot auflegt, damit du Peter Pawlitoff, dem Fürsten," — sie betonte das Wort boshaft — „Adel ohne Tadel, dem nichts fehlt, als Geld — auch gewiß genügend imponierst. Und dir, Annina Nikolaia, wird sie deine kleinen Kalmückenaugen größer malen! — Etsch — Etsch — und ich weiß auch, warum Karlowna Salippa sich selbst so herunterfetzt. Damit die Damen — die vornehmen, reichen — nur ja nicht neidisch werden können auf die schöne Friseuse!"

*

Es war spät geworden, als die Vielbegehrte endlich, in ihren unscheinbaren Abendmantel gehüllt, durch die verschneiten Straßen huschte. Die weißen Flocken fielen nicht mehr. Nur ein spielerischer Wind wehte winzige Schneeteilchen von Mauern und Dächern und wirbelte sie in kristallenem Tanze durcheinander.

Friedlich und säuberlich stand die Mondsichel am Himmel und manchmal [illegible] ein Wolkenfetzen [illegible]. Aus einer kleinen Kirche, vor deren offener Pforte Karlowna Salippa, sich fromm bekreuzigend, ihre [illegible], fiel der poesievolle Schein unzähliger Kerzen und [illegible] mit dem Straßenlicht [illegible] und den durcheinander schwirrenden Laternen der [illegible] und [illegible] X-Platz mietete sich die [illegible] einen Wagen. Die [illegible] Pferde trabten dahin, und als sie [illegible] der Kutscher tief vor Karlowna, [illegible] ins Gesicht, hielt eine [illegible]

ihres Mantels. Er kannte die Spenderin dieser reichen Trinkgelder so gut wie seine Kameraden.

Langsam und recht müde erstieg die Friseuse die eine Treppe. Ein Flur mit zwei Türen — eine sogenannte Doppelwohnung. Links stand auf Russisch wie auf Französisch unter ihrem Namen ein ganzer Roman, der aufzählte, was die Dame alles für ersprießliche Talente und Dienste ausübe. An der anderen Tür blinkte ein blank gescheuertes Messingschild: „Madame Christonitscheff". Im nächstgelegenen Zimmer, das einem mächtigen, wohlgeordneten Friseurladen glich, aus dem hunderterlei Gerüche nach verschiedenen Oelen und Pomaden bis in den Hausflur strömten, machte sie Licht. Dann entzündete sie im Kabinett nebenan einen Badeofen, benützte das kochendheiß strömende Wasser gleich zu ihrem Tee; nahm eine Zigarette aus einer Metalldose und streckte sich lang auf dem bequemen Sofa aus. Das Plätschern genoß sie wie Musik, die sie in Halbschlaf lullte.

*

Es mochte etwa zwei Uhr morgens sein, da hielt ein vornehmes Coupé am Hause. Nachdem ihm ein in einen kostbaren Pelz gehüllter eleganter Herr entstiegen war, wandte es und fuhr wieder weg. Geräuschlos öffnete sich die Haustür wie unter dem leisesten Drucke, und fast gleichzeitig oben die Türe Madame Christonitscheffs. Behagliche, von einem feinen, nur schwachen Parfüm durchwehte Räume empfingen den Eintretenden.

Eine nette Jungfer in weißem Häubchen und hellem Kattun nahm Anim Alexandrowitsch den Pelz ab und öffnete den ersten Salon der reich eingerichteten kleinen Wohnung, worin alles vom auserlesensten Geschmack zeugte.

Der Eingetretene küßte galant und zart die schönen Hände, die ihm Karlowna Salippa entgegenstreckte. Dann überflog er genießend wie einer, der nur allzulange hatte entbehren müssen, die ganze geschmeidige Gestalt, die in ein halb durchsichtiges Negligée aus Point de lace auf weißer Seide gehüllt war. Begierig sog er den frischen Duft dieses blühenden Körpers und des lang auf den Rücken hinunter rollenden Blondhaares ein. Ihre zur Hälfte verschleierten Augen und ein typisches, halb zärtliches, halb begehrliches Zucken ihrer gewölbten Lippen machen ihn wild wie das stürmische Heben und Senken ihrer Brust unter dem leichten Spitzengewebe. Ohne Rücksicht auf seinen Gesellschaftsanzug und die Atlaskrawatte, an deren Tadellosigkeit ja jetzt nichts mehr gelegen war, riß er die Geliebte an sich und bedeckte sie mit heißen leidenschaftlichen Küssen ...

Nach Stunden kamen beide aus dem Nebenzimmer und Petschagin hatte nun auch einen Schlafrock an. Noch ein Kuß größter Dankbarkeit seinerseits, dann machte sich Karlowna Salippa mit nettischer Wichtigkeit daran, auf einer kleinen, silbernen Maschine Mokka zu bereiten. Neben den kostbaren Täßchen packte Anim Alexandrowitsch Petschagin aus einer großen Juchtenmappe aktenähnliche Papiere aus. Dann lasen und studierten beide eifrig, und von Zeit zu Zeit reichte sie ihm eines der von ihr geprüften Blätter hin, an dessen Rand sie mit einer Goldfüllfeder Bemerkungen geschrieben hatte. Fast ebenso oft, als er von einer solchen Einsicht genommen, schien er verblüfft und erfreut. Dann waren sie zu Ende.

Unten rollte sachte ein Wagen durch den weichen, frisch gefallenen Schnee und hielt mit plötzlichem Ruck.

„Und morgen wirst du den Adjutanten empfangen? Bist du auch genügend informiert — oder willst du noch mehr Material?"

„Danke — es genügt — das übrige erfahre ich von ihm selbst."

Er nickte befriedigt:

„Donnerstag ist noch der Tag des Ministers?"

„Jawohl — jawohl!"

Sie glitt vom Ende des Zimmers, wo sie einige der Papiere in ein Schränkchen geschlossen hatte, über den dicken Teppich lautlos zu ihm hin, schmiegte sich, an seiner Seite niedergleitend, an seine Knie und flüsterte:

„Du wirst das Ziel deiner Wünsche erreicht haben, noch bevor der Sommer kommt. Exzellenz! [illegible] Und" — sie [illegible] und sah dann mit [illegible] Augen zu ihm auf [illegible]

[illegible] Aber ich weiß noch viel mehr, als er [illegible]

Anim Alexandrowitsch Petschagin [illegible] seine Knie, [illegible] und [illegible] auf die weiße Stirn. Das [illegible] ihre Hände an seine Lippen [illegible]

Diese Hände — diese [illegible] Stimme wurde ganz weich [illegible]

Es war, als [illegible]

Stimmen aus dem Publikum.

Oesterreichisch-ungarische Bank.

Auf jede Aktie der Oesterreichisch-ungarischen Bank entfällt für das zweite Semester 1903 (49. Dividenden-Coupon) eine Dividende von

Zweiunddreißig Kronen 20 Heller

welche vom 4. Februar l. J. an bei den Hauptanstalten in **Wien** und **Budapest** sowie bei **sämtlichen Filialen** der Oesterreichisch-ungarischen Bank ausbezahlt wird.

Wien, am 3. Februar 1904.

OESTERREICHISCH-UNGARISCHE BANK.

Bilinski

Suess Pranger

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Die Zeit.

XXXVIII. Band. Wien, den 20. Februar 1904. Nummer 490.

Unsere Orientpolitik.

Die Möglichkeit, daß die ostasiatischen Verwicklungen auch osteuropäische nach sich ziehen könnten, ist eine so naheliegende, die Gefahren, die hier drohen, sind so ernster Art, daß keinerlei offiziöse Beschwichtigungsversuche die in Oesterreich herrschende Sorge und Unruhe zu bannen vermögen. Man hat um so mehr Grund, dem kommenden Frühjahr, der beliebten Saison für den Tatendrang der Balkanvölker, mit Bangigkeit entgegenzusehen, da Charakter und Ziele der österreichischen Orientpolitik keineswegs klar sind. Was man davon im Ausland, namentlich in Italien erzählt und glaubt, mag ja übertrieben oder erlogen sein. Daß man aber unserer Orientpolitik so phantastische Pläne überhaupt zumuten kann, beweist immerhin, wie dunkel und zweifelhaft sie ist. In Oesterreich ist die äußere Politik — heute noch wie in alten Zeiten — zum guten Teil Hofpolitik, volkstümlichen Einflüssen fast gänzlich entzogen und daher für die eigenen Staatsbürger ebenso undurchsichtig wie für das Ausland. Niemand vermag mit Bestimmtheit zu sagen, was wir eigentlich im Orient wollen: ob wir dort Eroberungen suchen oder ob wir unsere Macht nur zu benützen gedenken, um Frieden und Ordnung zu wahren und damit unsere eigenen Interessen zu schützen. Landerwerb oder Interessenschutz? Eroberungs- oder nur Interventionspolitik? Beides ist möglich, und beides muß man nach seinen Voraussetzungen und Wirkungen ins Auge fassen, wenn man von den Ereignissen einer vielleicht nahen Zukunft nicht unliebsam überrascht werden will.

Diejenigen, die es nach so viel offiziellen und offiziösen Unschuldsschwüren für völlig ausgeschlossen halten, daß unsere Monarchie nach Südosten Gebietserweiterung anstrebe, mögen sich drei historische Tatsachen älteren und neueren Datums vergegenwärtigen: Erstens, daß es weder bei uns noch anderwärts jemals eine Hofpolitik ohne Landhunger gegeben hat. Zweitens, daß es für den altösterreichischen, auf allen Schlachtfeldern Europas erprobten Expansivtrieb einst vier große Heerstraßen gab — nach Deutschland, Italien, Polen und der Balkanhalbinsel — und daß von diesen vier Straßen nur mehr die letzte übrig und offen geblieben ist. Drittens endlich, daß auch die Okkupation Bosniens ein Stück Eroberungspolitik war, daß auch damals jede Absicht dieser Art bis zum letzten Augenblick geleugnet wurde und daß man dabei — wie nachher im österreichischen Parlament mit Recht geklagt ward — den eigenen Vertretungskörpern gegenüber Mittel der Irreführung anwendete, wie sie sonst nur im internationalen Diplomatenverkehr üblich sind. Was vor einem Vierteljahrhundert geschah, kann auch jetzt wieder geschehen. Eine Eroberungspolitik ist also der Absicht nach möglich; ob auch der Ausführung nach, ist eine andere Frage. Daß sowohl die Deutschösterreicher wie die Magyaren sich weiterem slawischen Völkerzuwachs entschieden widersetzen müßten, liegt auf der Hand. Sollte aber trotz dieses Widerstandes die Sache wie im Jahre 1878, so auch jetzt wieder durchgesetzt werden, dann ist es klar, daß damit die Zahl der zwischen Oesterreich und Ungarn schwebenden Streitfragen eine beträchtliche Vermehrung erfahren wird. Ungarn, unter dessen Oberhoheit ein Teil des fraglichen neuen Landerwerbes bereits im vierzehnten Jahrhundert gestanden, wird diese Gebiete natürlich für sich reklamieren. Oesterreich aber wird seine Opfer an Geld und Blut nicht umsonst gebracht haben wollen. Was wird man also tun? Neues „Reichsland" an Bosnien angliedern? Ewig kann dieses Territorium innerhalb einer konstitutionellen Monarchie ja doch nicht absolutistisch verwaltet werden. Soll hier etwa der Ansatz zu einem Trialismus gemacht sein, der einst den Dualismus ablösen soll? Oder denkt man an die Errichtung von Sekundo- und Tertiogenituren [illegible] in Italien? Das eine wie [illegible] Eroberungspolitik [illegible] ohne Ende entgegen[illegible]

Bliebe also [illegible] politik übrig, im [illegible] lichen und kulturellen Interessen. Grundsätzlich wäre gegen eine solche Politik, auch wenn sie uns ein wenig teuer zu stehen käme nichts einzuwenden; ob wir aber praktisch dazu auch die Eignung besitzen, ist leider höchst zweifelhaft. Die erste Voraussetzung günstiger Erfolge wäre, daß wir uns fähig fühlten und die Fähigkeit auch schon bewiesen hätten, die Zuneigung und das Vertrauen der Balkanvölker zu gewinnen. Die österreichische Hofpolitik aber hat nach alter Tradition statt des Einvernehmens mit den Völkern stets nur dasjenige mit den Dynastien gesucht und gepflegt. Die Folgen davon sind in dem für uns wichtigsten Balkanstaate, Serbien, schmerzlich fühlbar geworden. Wir haben in diesen Ländern nirgends Sympathien, nirgends Freunde. Der einzige von den südöstlichen Nachbarstaaten, der uns nicht geradezu feindlich gegenübersteht, ist Rumänien. Aber auch mit diesem befinden wir uns nur in einem kühlen Konvenienzverhältnis und können zu keiner rechten Vertraulichkeit gelangen. Der Grund ist ein sehr triftiger: der tiefe nationale Gegensatz zwischen Rumänen und Magyaren. Ein flüchtiger Blick auf eine Nationalitäten- und Sprachenkarte Ungarns zeigt, wie der rumänische Stamm sich einem gewaltigen Keile gleich zwischen den größeren westlichen und den kleineren östlichen Teil des Magyarentums einschiebt, es also national stärker gefährdet als selbst die Südslawen, deren Volkstum doch nur ein angrenzendes, kein eindringendes und trennendes ist. Die Ungarn haben für solche Dinge einen scharfen Blick und wissen ihre nationalen Lebensinteressen in der Reichspolitik energisch zur Geltung zu bringen. Aber nicht nur die politischen, auch die wirtschaftlichen Interessen Ungarns stehen uns hemmend im Wege, wann und wo immer wir auf der Balkanhalbinsel freundschaftliche Anknüpfungen suchen. In welche Schwierigkeiten die ungarischen Agrarier die österreichische Handelspolitik gebracht haben und immer wieder bringen, ist ja bekannt genug. Widersprüche, Widerstände, Widersacher auf allen Seiten — das sind die Chancen unserer Orientpolitik, auch wenn sie sich die romantischen Abenteuer aus dem Sinn schlägt und nur verständigen und — soweit sie das bei ihrer höfischen Ursprungssphäre vermag — modernen Aufgaben nachgeht.

Es ist kaum abzusehen, wie sich das alles ändern und bessern soll. Ein österreichischer Staatsmann, der die Gabe nüchterner Betrachtung und klaren Urteils besäße, müßte zu der Erkenntnis gelangen, daß wir auf geraume Zeit hinaus uns im Orient mit einem negativen Arbeitsprogramm zu bescheiden hätten: nämlich zu verhindern, daß die Balkanländer russisch werden. Ob aber unsere „Entente cordiale" mit Rußland, dieses vielgerühmte diplomatische Meisterwerk, das richtige Mittel ist, um einer einfachen Politik der Selbsterhaltung zu dienen, die im Orient nicht anders als antirussisch sein kann — die Antwort ist mit der Frage gegeben. So oft Oesterreich mit Rußland Hand in Hand ging, hat es auf der Balkanhalbinsel nur unnütze Opfer gebracht oder schwere Verluste erlitten; so unter Karl VI., unter Josef II. Mit dem Dreibund als Rückendeckung könnte und sollte unsere Orientpolitik eine [illegible] die Balkanvölker in ihren Emanzipationsbestrebungen [illegible] und sie von jeder, besonders von der russischen Bevormundung frei zu halten, eine solche Politik würde überall, auch in Italien, Verständnis [illegible] und Vertrauen wecken. Freilich hat [illegible] für den Geschmack der österreichischen Diplomatie [illegible] einen [illegible]

E. W.

Ein Jahr Obstruktion.

Am 21. Januar feierte die ungar[illegible] Jubiläum. Am 21. Januar 1903 [illegible] auf die Tagesordnung gestellt und [illegible] Erledigung durch die Obstruktion [illegible]

glücklich war das Land fürwahr nicht. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, heute, da der Kampf gegen die Obstruktion seinem letzten Stadium entgegengeht, einen Rückblick auf die Entwicklung der Obstruktion zu werfen.

Im Oktober 1902 hatte das Kabinett Szell die Wehrvorlagen eingebracht und ein höheres Rekrutenkontingent verlangt. Obgleich die Opposition dies schon damals keineswegs gleichgültig hinnahm, ließ doch nichts voraussehen, daß diese Vorlagen einen so langen Kampf entfesseln werden. Daß es dazu kam, kann man sich nur mit Gründen der parlamentarischen Psychologie erklären. Das mehr als dreijährige Regime Szells, dessen Hauptcharakterzug es war, daß die Regierung jedem ernstlichen Konflikt mit der Opposition aus dem Wege ging, brachte die Opposition im Kreise ihrer für die immerwährenden Kompromisse unempfänglichen Wählerschaft so sehr in Mißkredit, daß die oppositionellen Politiker das Bedürfnis empfanden, durch einen frischen, fröhlichen Kampf ihre alte Oppositionslust zu beweisen. Gerade in dieser Stimmung aber mußte die Regierung mit einer Reihe höchst unpopulärer Gesetzentwürfe vor das Abgeordnetenhaus treten, mit den Wehrvorlagen und der Erhöhung des Rekrutenkontingents, mit der Erhöhung der Zivilliste und endlich mit dem Ausgleich. Auf die bloße Ankündigung dieser Maßregeln, die alle erst im Jahre 1903 zur Verhandlung gelangen sollten, leitete die Opposition noch bei Verhandlung des Budgetprovisoriums für die ersten Monate des Jahres 1903 eine Obstruktion ein, die nur Mitte Dezember 1902 einem für die Erledigung der Auswanderungsgesetze und der Zuckervorlagen bestimmten kurzen Waffenstillstand Platz gab.

Am 21. Januar wurden die Wehrvorlagen auf die Tagesordnung gestellt und die Opposition eröffnete sofort eine breit angelegte Debatte gegen diese, ohne vorläufig einzugestehen, daß sie obstruieren wolle. Der Kampf hatte noch nicht begonnen, als er von der liberalen Partei selbst Sukkurs erhielt. Während die Opposition anfänglich nur gegen die Erhöhung des Rekrutenkontingents und nur nebenbei auch auf nationale Zugeständnisse gerichtet war, leitete Graf Albert Apponyi die Frage dahin, daß Ungarn die militärischen Mehrforderungen nur gegen Zugeständnisse auf nationalem Gebiet bewilligen könne. Apponyi faßte die Zugeständnisse, die er verlangte, in einem Memorandum zusammen, das er dem Ministerpräsidenten Szell und dem Landesverteidigungsminister Baron Fejervary überreichte. Einige belanglosere Forderungen, wie die Rückversetzung der in Oesterreich dienenden ungarischen Offiziere und die ohnehin geplante baldige Einreichung des neuen Militärstrafverfahrens wurden, zugestanden, andere Forderungen wurden als erwägenswert bezeichnet, noch andere schlechterdings zurückgewiesen. Man ging gerade so weit, als man gehen mußte, um Apponyi in der liberalen Partei zurückzubehalten. Die Opposition aber griff die nationalen Forderungen des Grafen Apponyi auf.

Szell gab der Obstruktion gegenüber das Schlagwort von der passiven Resistenz aus, er wollte die Obstruktion einfach auslaufen lassen. Alle liberalen Redner wurden abkommandiert, auch die Regierung griff nur selten in die Debatte ein. Hierdurch geriet das ganze Land in den Bann der oppositionellen Politiker. Schüchterne Kompromißversuche, die schon Mitte Februar eingeleitet wurden, scheiterten, dagegen trugen wiederholte Parlamentsskandale, besonders der am 6. Februar nach der Rede des Grafen Julius Andrassy und der vom 17. Februar, der zu einem Duell zwischen dem Landesverteidigungsminister Baron Fejervary und dem Abg. Lengyel führte, immer neue Aufregung in die Massen. Am 21. Februar begann man Studentendemonstrationen zu inszenieren, die sich anfangs März in größerem Maßstab wiederholten. Das im ungarischen Theater aufgeführte Hetzstück „Gott erhalte" versammelte allabendlich ein demonstrationslustiges Publikum, und als die Polizei eingriff und die bei der Aufführung des Stückes verwendeten Uniformen konfiszierte, vergiftete dies die Stimmung nur noch mehr. Ihren Höhepunkt erreichten die Kundgebungen am 20. und 21. März, als die Polizei ein Massenaufzug der vom Grabe Kossuths kommenden Studenten gewaltsam auflösen wollte. Es kam zu blutigen Zusammenstößen zwischen der Menge und der Polizei, welche ihre stürmischen Nachspiele im Parlament hatten. Daneben begann man vom März angefangen auch die Provinz eifrig zu bearbeiten. Die Opposition ließ Massendeputationen nach Budapest kommen, um gegen die Wehrvorlagen zu protestieren, und Graf Apponyi empfing diese Deputationen in feierlicher Weise.

Ende März begannen die Unruhen auch auf Kroatien überzugreifen. Hier versuchte die Opposition angesichts der Schwäche der ungarischen Regierung einen energischen Vorstoß gegen den Banus Grafen Khuen-Hedervary. In Agram brachen Studentenunruhen aus, die nur mit großer Mühe niedergehalten wurden. Im Mai begann es sich auf dem Lande zu regen und in einzelnen Distrikten kam es zu revolutionären Kundgebungen. Häuser wurden demoliert, Beamte in Schweineställe eingesperrt, ungarische Wappen und Fahnen besudelt und an mehreren Orten kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen dem Militär und der aufgeregten Menge. In vier Bezirken mußte das Standrecht proklamiert werden.

Die Osterfeiertage fanden in Ungarn alles beim alten. Die Obstruktion hatte nicht aufgehört und als Szell die Beratung über die Wehrvorlagen notgedrungenerweise unterbrechen ließ und ein neues Budgetprovisorium einbrachte, wurde die Obstruktion auch auf dieses ausgedehnt. Drei Tage vor dem letzten Termin, am 1. Mai, machte Franz Kossuth einen letzten Friedensvorschlag. Er stellte die Einstellung der Obstruktion in Aussicht für den Fall, daß die Regierung sich mit dem normalen Rekrutenkontingent begnüge. Szell lehnte ab und damit war das Schicksal der Regierung besiegelt. Der erste Mai brach an und mit ihm der sogenannte Ex lex-Zustand. Weder Budget noch Rekruten waren bewilligt.

Von da an blieb die Situation sechs Wochen lang unverändert. Es wurde immer klarer, daß das System der passiven Resistenz sich nicht halten könne. Einzelne Zwischenfälle, wie die sonderbare Zurücksetzung des Grafen Apponyi auf dem Hofball vom 14. Mai, brachten etwas Abwechslung in die träge Debatte. Anfangs Juni begann die liberale Partei der passiven Resistenz müde zu werden. Der eine Teil der Partei — Graf Tisza und sein Anhang — verlangte, daß die Obstruktion energisch niedergeworfen werde, der andere forderte, daß man die Opposition durch nationale Zugeständnisse besänftige. Szell sah ein, daß er das Spiel verloren hatte. Am 16. Juni zeigte er seine Demission im Abgeordnetenhause an und erhielt bei dieser Gelegenheit auch von der Opposition warme Sympathieäußerungen.

In Wien wurde der Auftrag zur Kabinettsbildung dem Grafen Stephan T i s z a erteilt. Man nahm aber den Plan Tiszas, ohne direkte Gewaltmaßregeln, nur durch eine strenge Anwendung der Geschäftsordnung den Widerstand der Opposition zu brechen, allgemein so skeptisch auf, daß er nach zwei Tagen den Auftrag zurücklegte. Ungarischerseits wurde nun der Name Wekerles lanciert, von maßgebender Stelle erteilte man aber dem Banus von Kroatien, Grafen Khuen-Hedervary, den Auftrag, in Budapest festzustellen, unter welchen Bedingungen der Friede möglich wäre. Graf Khuen kam am 21. Juni nach Budapest und hatte am 23. mit den Führern der Unabhängigkeitspartei eine Besprechung, die jedoch ein negatives Ergebnis hatte, da sich Khuen auf den Standpunkt stellte, daß die militärischen Mehrforderungen unbedingt aufrechterhalten werden müssen. Erst nachdem er am nächsten Tag die telegraphische Ermächtigung erhalten hatte, auf der Grundlage des normalen Rekrutenkontingents den Frieden abzuschließen, ließ Khuen die militärischen Mehrforderungen fallen, und damit wurde der Weg der Nachgiebigkeit betreten. Noch am 24. Juni kam der Friede mit der Kossuth-Partei zustande, und am 30. Juni konnte sich das neue Kabinett Khuen im Abgeordnetenhause vorstellen. Die Zusammensetzung des Kabinetts blieb fast dieselbe, nur daß an Stelle Szells Graf Khuen und an Stelle des Landesverteidigungsministers Baron Fejervary, der durch die von der Opposition erzwungene Zurückziehung der Wehrvorlagen eine empfindliche Niederlage erlitt, FML. Kolossvary trat.

Graf Khuen hatte jedoch wenig Glück. Die Kossuth-Partei wurde von einem kleinen Teil klerikaler und fraktionsloser Anhänger der äußersten Linken mit Spott und Hohn für den billigen Friedensschluß überschüttet und ein Teil der Unabhängigkeitspartei verlor bald die Geduld. Zwei Wochen lang schwankt die Partei. Am 30. Juni, als in der Unabhängigkeitspartei die kriegerische Strömung Oberhand zu haben scheint, gibt Kossuth seine Demission als Präsident der Partei, am 6. Juli, als sich die Unabhängigkeitspartei für den Frieden ausspricht, zieht Kossuth seine Demission zurück und Barabas legt seine Vizepräsidentenstelle nieder, am 11. Juli aber, als Barabas und etwa 30 bis 40 seiner Genossen die Fortsetzung der Obstruktion auf eigene Faust proklamieren, verzichtet Kossuth neuerdings auf das Präsidium und gibt damit die Bahn der Obstruktion frei. Von dieser Zeit angefangen ist das Ziel der Obstruktion eine Umgestaltung des Heeres in nationalem Geist, insbesondere durch Zusicherung der ungarischen Kommandosprache. Am 29. Juli machte der Abgeordnete Zoltan P a p die Enthüllung, daß ihm der gewesene Abgeordnete Martin Dienes Geld angeboten habe für den Fall, daß er auf die Teilnahme an der Obstruktion verzichte und die Abgeordneten Neßi und Lovaszy hatten gleiche Enthüllungen zu machen. Der Verdacht, die Bestechungen angestiftet zu haben, richtete sich gegen den Grafen Khuen, obgleich dieser seine Urheberschaft oder auch nur Mitwisserschaft auf das entschiedenste in Abrede stellte und seine [illegible] Fälle von einer parla- [illegible] Am folgenden Tag

stellte es sich heraus, daß die Bestechungen von einem Freunde des Grafen Khuen, dem Gouverneur von Fiume Graf Ladislaus Szapary, ausgingen. Am 1. August trat die Untersuchungskommission zusammen und nahm eine Woche lang zahlreiche Verhöre vor. Das Ergebnis war ein für den Grafen Khuen günstiges. Es konnte kein einziger Beweis dafür erbracht werden, daß Graf Khuen an den Bestechungsversuchen mitschuldig war. Trotzdem war die Stellung Khuens unhaltbar, um so mehr als sich unter dem Eindruck der Bestechungsaffäre wieder die ganze Unabhängigkeitspartei, mit Kossuth an der Spitze, zur Obstruktion vereinigt hatte. Am 8. August reichte Graf Khuen in Ischl seine Demission ein.

Es folgte eine überaus lange und überaus peinliche Ministerkrise. Am 19. August erst traf der Monarch in Budapest ein. Vom 21. angefangen empfing er eine Reihe ungarischer Staatsmänner. Am 4. September wurde bekannt, welche Konzessionen die Heeresleitung zu machen bereit sei, und noch am selben Tage wurde Finanzminister Lukacs vom Monarchen aufgefordert, die Kabinettsbildung zu übernehmen. Lukacs lehnte jedoch ab, und damit begann eine Zeit der vollständigen Ratlosigkeit. Die Schwierigkeit der Lage lag besonders darin, daß die liberale Partei ein so zerfahrenes Bild gewährte, daß kein Ministerpräsident sich auf sie stützen konnte. In dieser peinlichen Lage erschien am 17. September der Armeebefehl von Chlopy, in dem der Monarch kundtat, daß er die Feststellung der Armeesprache als sein ererbtes Herrscherrecht betrachte und daß er dieses Recht niemals aufgeben werde. Dieser Armeebefehl schuf eine völlig neue Situation. Die liberale Partei beschloß unter dem Eindruck der Ereignisse die Entsendung eines Komitees zur Feststellung des militärischen Programms der Regierung, ohne Rücksicht darauf, ob dieses der Krone gefalle oder nicht. Um wenigstens einen politisch verantwortlichen Faktor zwischen Krone und Parlament einzuschieben, wurde am 23. September Graf Khuen-Hedervary in aller Eile neuerdings zum Ministerpräsidenten ernannt. Gleichzeitig mit seiner Ernennung erschien ein an ihn gerichtetes königliches Handschreiben, in dem der Monarch mehrere als anstößig befundene Stellen des Armeebefehls milderte. Das Handschreiben befriedigte nicht. Im Abgeordnetenhause kam es zu beispiellosen Stürmen. Die oppositionellen Abgeordneten ergingen sich in den leidenschaftlichsten Ausfällen gegen den Monarchen. Die Krone trug Barabas davon mit seinem Ruf: „Wir glauben dem Worte des Königs nicht mehr!" Da erfolgte ein neuer Zwischenfall. Der österreichische Ministerpräsident v. Koerber hatte in einer Rede die Vorgänge in Ungarn berührt, und seine staatsrechtlichen Auffassungen entfesselten in Ungarn lebhaften Widerspruch. Man drängte den Grafen Khuen zu einer Widerlegung, seine Ausführungen befriedigten aber so wenig, daß selbst ein großer Teil der liberalen Partei sie nicht zur Kenntnis nahm. Khuen blieb in der Minorität und reichte eine Stunde später — am 29. September — abermals seine Demission ein.

Am 12. Oktober wurde Graf Tisza nach Wien berufen und man trug ihm die Kabinettsbildung an. Tisza erklärte sich auch bereit, die ihm zugedachte Mission zu übernehmen, verlangte jedoch, daß zuvor ein Versuch mit einem bei der Opposition weniger unbeliebten Ministerpräsidenten — Lukacs oder Graf Andrassy — gemacht werde. Da Andrassy entschieden ablehnte, wurde am 16. Oktober Lukacs damit betraut, die Lage zu sondieren. Bevor Lukacs sich noch an seine Aufgabe hätte machen können, wurde am 19. Oktober der Programmausschuß der liberalen Partei mit seiner Arbeit fertig, und am nächsten Tage teilte Lukacs das Ergebnis der Arbeit dem Monarchen mit. Der Monarch wollte das Programm der liberalen Partei zunächst nicht annehmen. Die Differenzen bezogen sich hauptsächlich auf den Punkt, in welchem die Herrscherrechte formuliert waren. Ein Konflikt zwischen der Krone und der liberalen Partei schien unvermeidlich. Lukacs' Friedensmission war gescheitert, der Monarch designierte den gefürchteten Grafen Stephan Tisza am 26. Oktober zum Ministerpräsidenten.

Am 28. Oktober drang Tisza in einer Konferenz der liberalen Partei darauf, daß die von der Krone verlangte Aenderung am Programm der Partei vorgenommen werde. Graf Apponyi drohte, aus der liberalen Partei auszutreten, besann sich aber im letzten Moment eines Besseren und lieh dem Grafen Tisza unter Wahrung seines prinzipiellen Standpunktes seine Unterstützung, verzichtete aber gleichzeitig — zur lebhaften Befriedigung des Grafen Tisza und seiner Anhänger — auf das Präsidium des Abgeordnetenhauses. Am 3. November stellte sich Tisza mit seinem neuen Kabinett der liberalen Partei vor und beseitigte bei dieser Gelegenheit durch präzise staatsrechtliche Erläuterungen den Konflikt, der zwischen Krone und liberaler Partei [illegible] er sich im Abgeordnetenhaus vorstellen, wurde jedoch daran durch die Opposition, die lange Debatten inszenierte und [illegible] szenen hervorrief, gehindert. Nach und nach zwang jedoch Tisza mit seinem unerschrockenen Mute seine Persönlichkeit dem Abgeordnetenhause auf, und es gelang ihm auch, in das Präsidium des Abgeordnetenhauses in der Person Desider Perczels, Baron Artur Feilitzsch' und Emmerich Jakabffys energischere Leute hineinzubringen. Am 12. November ging Tisza zum Angriff gegen die Obstruktion vor, indem er es in einer bis Mitternacht währenden Sitzung durchsetzte, daß die Rekrutenvorlagen auf die Tagesordnung gestellt werden. Die Obstruktion wurde jedoch auch bei Verhandlung der Rekrutenvorlagen in aller Stille fortgesetzt mit der ausgesprochenen Tendenz, sie vor Bewilligung der ungarischen Armeesprache nicht einzustellen. Die Position Tiszas besonders festigte sich nach der bekannten Rede, in der er am 18. November gewisse staatsrechtliche Interpretationen Koerbers zurückwies. Am 26. November tat Tisza einen weiteren Schritt zur Niederwerfung der Obstruktion, indem er die Einführung von Doppelsitzungen beantragen ließ. Der Antrag wurde unter gewaltigen Skandalszenen durchgepeitscht, hatte aber zur Folge, daß Apponyi und dreißig seiner Anhänger aus der liberalen Partei austraten. Die Skandale währten noch einige Tage. Am 30. November machte Kossuth unerwartet einen letzten Friedensvorschlag, indem er in Aussicht stellte, daß die Opposition gegen eine gesetzliche Festlegung des Grundsatzes, daß die Quelle der Herrscherrechte die Nation sei, gegen Zurückziehung des auf die Doppelsitzungen bezüglichen Beschlusses und gegen Zusicherung einer Revision des Wahlgesetzes die Obstruktion einstellen werde. Tisza gab eine befriedigende Antwort. Am 4. Dezember gelang es Kossuth, einen alle Parteimitglieder bindenden Beschluß durchzusetzen, daß die Partei die Obstruktion einstellte und den Kampf für die ungarische Kommandosprache nur mit normalen Mitteln fortsetzen wird. Dem Beschluß unterwarfen sich alle Mitglieder der Kossuth-Partei, und damit war die große Obstruktion zu Ende. Nur vierzehn Abgeordnete, die sich um Gabriel Ugron scharen, setzten die Obstruktion fort und führten sie in das neue Jahr hinüber.

Bis gegen Mitte Januar wurden die Kosten der Obstruktion ausschließlich von den erwähnten vierzehn Anhängern Ugrons bestritten. Um diese Zeit zeigte sich jedoch, daß auch die Volkspartei den Obstruktionisten gern Hilfstruppen zur Verfügung stellt und auch einzelne zur Kossuth-Partei gehörige Abgeordnete streiften die Bande der Parteidisziplin ab, um die Obstruktion mitmachen zu können. Dieses Moment bewog den Grafen Tisza, seine bisher befolgte Politik der passiven Resistenz aufzugeben und eine Kampfpolitik anzukündigen, an deren Durchführung er jedoch erst nach der Delegationssession — Ende Februar — gehen will.

Damit wird ein neuer Abschnitt der Obstruktionsgeschichte beginnen. Ob er wohl der letzte ist? Graf Tisza hofft es, aber die Ministerpräsidenten haben sich in Ungarn im verflossenen Jahre so oft getäuscht, daß eine gewisse Skepsis immer noch berechtigt ist.

Budapest. G. Betta.

Prinzipientreue.

Die Stadt Berlin ist in Finanznöten. Die Ausgaben wachsen mit der Größe der Stadt und mit dem sozialpolitischen Zug der Zeit: fast 30 Millionen für die Armen- und Krankenpflege bilden selbst in einem Hundertmillionen-Etat einen hübschen Posten. Leider wollen die Einnahmen in ihrem Wachstum mit den Ausgaben nicht recht Schritt halten. Daran ist zum Teil schuld die merkwürdige Tatsache, daß die mit Berlin untrennbar, auch räumlich verbundenen Vororte eigene Gemeinden mit eigener Finanzverwaltung darstellen. Da der von den oberen, steuerkräftigen Klassen mit Vorliebe bewohnte Berliner Westen völlig besiedelt ist, steht die Gemeinde vor [illegible] Auswanderung der höheren Steuerklassen in die [illegible], eine seltsame Umkehrung der secessio plebis im alten Rom. Dagegen sind die [illegible] zuziehenden Elemente im allgemeinen mit Glücksgütern nur spärlich gesegnet. [illegible]

[illegible]

über kurz oder lang unter das Knie des Oberpräsidenten beugen wird. Denn nach dem famosen Kommunalabgabengesetz sind die Städte nur so lange in ihrem Budgetrecht souverän, als der von ihnen erhobene Kommunalsteuerzuschlag zur Staatseinkommensteuer 100 Prozent nicht überschreitet. Es liegt System in diesem Vorgehen gegen den vielgehaßten „Wasserkopf der Monarchie"; das müssen auch wohlwollende Beurteiler unserer Staatsregierung aus der Tatsache erschließen, daß diese in dem Interessenkampf zwischen der Stadt und der großen Straßenbahngesellschaft sich rücksichtslos auf die Seite der letzteren gestellt hat.

Um nun das Stadtschiff noch einmal an der drohenden Klippe der ominösen 100 Prozent vorüberzusteuern, hat eine zur Beratung der Steuerfragen eingesetzte gemischte Kommission die Erhöhung der Umsatzsteuer für unbebaute Grundstücke von ½ auf 1 Prozent und für bebaute Grundstücke auf 2 Prozent vorgeschlagen. Dabei ergab sich eine merkwürdige Haltung der verschiedenen Parteien. Die Sozialdemokratie, auch im roten Hause von Paul Singer geführt, stimmte geschlossen gegen diese Steuerreform, und zwar mit der Motivierung, daß das Parteiprogramm alle indirekten Steuern verdamme. Und es wäre ihnen beinahe geglückt, die Vorlage zu Fall zu bringen. Nun ist die Stellungnahme der sozialdemokratischen Partei gegen indirekte Steuern im allgemeinen prinzipiell zu billigen. Denn entweder werden die indirekten Steuern auf notwendige Lebensbedürfnisse gelegt, dann treffen sie die Masse der unbemittelten Bürger mindestens für den Anfang und wahrscheinlich auf die Dauer sehr schwer, und zwar stellen sie, das Schlimmste, was einer Steuer nachgesagt werden kann, eine nach unten enorm progressierende Last dar. Oder sie werden auf Luxusbedürfnisse gelegt, dann bringen sie einen so geringen Ertrag, daß er die Erhebungskosten nicht lohnt, und stellen im Grunde nichts anderes dar als etwas sozialpolitischen Sand in die Augen der Masse, der es imponieren soll, wenn Champagner oder Kaviar besteuert wird. Oder aber die indirekte Steuer fällt, wie die „Verkehrssteuer" unserer durch das Staatsmonopol unantastbar gewordenen Eisenbahntarife, auf den Verkehr in Handel und Gewerbe, lähmt ihn und vermindert die Wettbewerbsfähigkeit unserer Industrie mit solchen Ländern, in denen die Konkurrenz der Eisenbahnen zum Schaden der Aktionäre, aber zum Vorteil der Gesamtwirtschaft die Tarife auf den „Produktionskostenpreis" (im Marxschen Sinne) gedrückt hat. Daß demgegenüber die direkte Besteuerung vom Reineinkommen und vom Vermögen, sei es auf dem Wege der „Ergänzungs"-, sei es auf dem Wege der Erbschaftssteuer steuertechnisch das allein Berechtigte ist, ist ohne weiteres zuzugeben; und es ist auch dieses System vom politischen Standpunkt aus das einzig korrekte, weil es diejenigen zahlen läßt, die die Ausgaben beschließen, während heute umgekehrt die einen beschließen und die anderen bezahlen, ein System, das natürlich ein Zerrbild des Konstitutionalismus herbeiführen muß und die tollste Verschwendung der öffentlichen Mittel geradezu provoziert.

Aber alle die Bedenken, die mit Recht gegen die indirekten Steuern im allgemeinen erhoben werden, gelten nicht im mindesten für die sämtlichen Steuern, die auf den Bodenwertzuwachs gelegt werden. Sie sind erstens von fast unbegrenzbarer Ergiebigkeit bei außerordentlich geringen Erhebungskosten, sie progressieren zweitens nach oben und treffen am stärksten die sozial überflüssigste, ja schädlichste Kategorie des Kapitals, das reine Spekulationskapital, das als ein echter Parasit am Baume der Volkswirtschaft wuchert und nicht die Entschuldigung des Industrie- und Handelskapitals besitzt, Arbeitsgelegenheit zu schaffen. Diese Auflagen auf den Bodenwertzuwachs haben drittens nicht die Wirkung, die Produktion zu hemmen, und sie haben viertens die Eigenschaft, eines der notwendigsten Lebensbedürfnisse der großen Masse um so mehr zu verbilligen, je höher sie sind. Was nämlich die Miete der Wohnungen in bereits bebauten Grundstücken anlangt, so ist es einer der ältesten und niemals, außer von Hausagrariern, ernsthaft bestrittenen Lehrsätze der Nationalökonomie, daß solche Steuern die Miete nicht erhöhen können. Denn diese bestimmt sich lediglich durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage auf dem Wohnungsmarkt, und dieses Verhältnis wird durch eine Besteuerung der Häuser nicht verschoben; sondern es fällt die ganze Last unmittelbar auf das Grundeigentum, oder mit anderen Worten, es tritt eine Verminderung des kapitalisierten Wertes der Grundstücke ein, eine Eventualität, die niemand beklagen wird, der die [illegible] Verarmung der schaffenden Arbeit in Großstädten durch die Grundrente kennt.

Wenn hier, durch Besteuerung der bebauten Grundstücke, [illegible] Erhöhung der Miete eintreten [illegible], so wird eine kräftige Besteuerung der unbebauten, der Spekulation [illegible] führen. Denn je höher die Steuer, um so mehr schwindet der Vorteil, den ein Spekulant von der weiteren Aussperrung seines Terrains aus dem Wohnungsmarkte erwarten kann; er wird es um so schneller hergeben, das Angebot von Wohnungen wächst entsprechend schneller als die Nachfrage, und die Mieten werden sinken oder wenigstens langsamer steigen, als sie sonst gestiegen wären.

Das sind alles elementare Dinge, und der sozialdemokratische Führer, der ja sozusagen von Beruf Nationalökonom sans phrase sein sollte und der jedenfalls von der steilen Höhe proletarischer Wissenschaft mit aller Verachtung eines edlen Mandschu auf die stümperhaften Bourgeoisökonomiker herabblickt, sollte sie beherzigen. Aber: Prinzipientreue vor allem! die Umsatzsteuer steht im System der Finanzwissenschaft unter der Rubrik der indirekten Steuern, und darum anathema sit!

Man fühlt sich fast geneigt, dem Dreiklassenwahlsystem einmal etwas Gutes nachzusagen, das dieser weisen und tiefen Nationalökonomie bisher die Mehrheit im Berliner Stadtparlament versagt hat. Sollte diese Abstimmung der sozialdemokratischen Fraktion für die sozial bedenklichste Abart des Kapitalismus gegen die Vernunft und das Interesse der unteren Schicht nicht ein starkes Symptom dafür darstellen, daß am Erfurter Programm noch mehr verbesserungsbedürftig ist als nur bloß die geschichtsphilosophische Einleitung, die Konzentrationstheorie, die Prognose der landwirtschaftlichen Entwicklung und andere einigermaßen wesentliche Dinge?

Berlin. **Dr. Franz Oppenheimer.**

Kunst und Moral.*)

Von **Prof. Dr. Rudolf Eucken** (Jena).

I.

Kunst und Moral als Gegner.

a) Die Unzulänglichkeit der bloßen Kunst.

Ein anderes ist die Anerkennung der Kunst innerhalb eines weiteren Lebens, ein anderes ihre Erhebung zum beherrschenden Mittelpunkt des gesamten Lebens. Letzteres ist gewöhnlich die Meinung, wo die Parole l'art pour l'art ausgegeben wird.**) Denn würde sie nur besagen, daß die Kunst nicht außer ihr liegenden Zwecken dienen soll, daß sie gegenüber der Moral, der Politik, der Religion selbständig sein muß, könnte jemand, der irgendwelche Liebe zur Kunst und irgendwelches Verständnis für Kunst hat, dem widersprechen? Aber man will dort augenscheinlich mehr, man will eine souveräne, eine freischwebende Kunst, die aus eigenen Mitteln lebt, und man will diese Kunst als die Seele des ganzen Lebens. Das aber treibt nicht nur das Leben in eine zu enge Bahn, es ergibt für die Kunst selbst eine unerträgliche Schädigung und Verflachung. Denn was wäre die Kunst, die sich, unter Auflösung aller Zusammenhänge, lediglich auf das eigene Vermögen stellte? Sie wäre eine bloße Bewegung der Kräfte, ein Erregtwerden von den Eindrücken und ein Wiedergeben der Eindrücke, ein buntes und heiteres Spiel, ein frisches Ergreifen und Ausnützen des Augenblickes, aber sie wäre durchaus Oberfläche, sie hätte hinter sich keine Seele, kein Ganzes des Lebens, woraus sie schöpfen und dessen Fortbildung sie dienen könnte. Wäre der Mensch ein bloßes Bündel von Eindrücken, wozu ihn so vieles in der Zeit zu machen bereit ist, so könnte die damit gebotene Wahrheit ihm genügen; läßt sich aber eine umfassende Einheit der Seele nicht leugnen und kann damit der Lebensprozeß nicht in einzelne Augenblicke aufgehen, so wird er gegenüber aller Genialität, Frische, Fröhlichkeit noch eine andere Art von Wahrheit verlangen, so wird er ein Ganzes der Seele in das Schaffen hineinlegen wollen, so wird er die Kunst einem weiteren Ganzen des Lebens einfügen.

In Wahrheit ist alles künstlerische Schaffen echter Art ein Werk des ganzen Lebens, nicht der bloßen Kunst; es hat etwas zu sagen und zu offenbaren, es bedarf dazu nicht nur der Gesinnung, es bedarf auch der Kraft des ganzen Menschen. Denn die Kunst ist ja kein bloßes Abbilden und Genießen vorhandenen Lebens, sondern ein mutiges Vordringen und kühnes Zubewirringen des Seins, ein Erleuchten des trüben Dunkels, ein Bewältigen des trägen

*) [illegible]

**) [illegible]

Stoffes, ein Vorschieben der Grenzen der Menschheit. Zu dem allen ist sie unsägliche Arbeit, Aufbietung höchster Kraft, Einsetzung des ganzen Menschen. So ist sie den Künstlern im Werke selbst immer weit mehr gewesen als bloße Kunst, Spiel und Genießung; vergeblich wird man unter den größten Künstlern Anhänger einer ästhetischen Lebensanschauung mit ihrem Epikureismus suchen. Einem düsteren Moralismus stand gewiß niemand ferner als Goethe, aber wie ernst denkt er von den Aufgaben der Kunst, wie ist ihm beim Schaffen das Ganze der Seele gegenwärtig, wie will er mit ihm zum Ganzen der Seele wirken! Ihre eigentliche Heimat hat die ästhetische Lebensanschauung mit ihrer freischwebenden Kunst bei den reflektierenden und genießenden Kunstfreunden; diese haben sie oft genug auch den Künstlern aufgedrängt, die, theoretischen Erörterungen gegenüber meist unbehilflich, ja wehrlos, oft nicht empfinden, daß jene Erhebung zur Souveränität die Kunst nur scheinbar erhöht, in Wahrheit sie herabsetzt. Denn was immer aus dem Ganzen des Lebens heraustritt, das verliert damit die tiefsten Wurzeln seiner Kraft, zugleich aber den Zwang innerer Notwendigkeit, das Vermögen reinen und einfachen Schaffens. Zum Glück kann die Kunst, auch wo die Theorie sie absondert, den inneren Zusammenhang mit dem Geistesleben wahren; so ist auch die Kunst der Gegenwart seinen Bewegungen und Forderungen weit enger verbunden, als es sich in ihrem eigenen Bewußtsein zu spiegeln pflegt.

b) Die Unzulänglichkeit der bloßen Moral.

Daß der Moral eine ausgezeichnete Stellung gebührt, wird gleich zur Sprache kommen. Aber wo sie unmittelbar das ganze Leben einnehmen will, ergeht es ihr nicht anders als der Kunst: die Ueberspannung schadet am meisten ihr selbst; sie gerät ins Leere und verliert ihre Seele, wo sie das Ganze sein will, nicht innerhalb eines weiteren Lebens ihre Aufgabe sucht. Was wurde die Moral in den Systemen, die sie zum alleinigen Inhalt des Lebens machten? Sie wurde gewöhnlich ein Gebot, dessen Erfüllung über alles sonstige Dasein hinauszuheben schien, ein Gebot von großer Strenge, aber doch nicht unerfüllbar, nicht die Schranken menschlichen Vermögens überschreitend. Denn eine solche Ueberschreitung hätte sofort über die bloße Moral hinaus in weitere Zusammenhänge geführt. So bei sich selbst befindlich und dem höchsten Ziel gewachsen, pflegte die Moral ein starkes Selbstbewußtsein zu entwickeln und damit auch ihren Diener zu erfüllen; in der Unterordnung selbst, ja in dem Bekenntnis der Schwäche fühlte er sich anderen überlegen, geriet er in Gefahr einer Werkgerechtigkeit, eines Pharisäismus. Das aber erweckte alsbald den härtesten Widerspruch von seiten der Moral selbst, nunmehr aber einer Moral, die einen weiteren Menschen aufrief und in ihm schwere Verwicklungen erkannte, die in Zerstörung aller Selbstbewußtheit einen Kampf um die Seele des Menschen aufnahm.

Auch dieses, daß die bloße Moral über den Charakter eines Gesetzes und Gebotes nicht hinauskommt, wirkt zur inneren Schädigung der Moral. Denn so wird sie immer etwas Fremdartiges bleiben, nicht zur Sache voller Aneignung und freudiger Liebe werden. Demnach ist eben das, was bei der Moral das Beste dünkt: Demut und Liebe, unerreichbar bei ihrer Isolierung. Die bloß moralische Lebensgestaltung bewirkt eine energische Konzentration, aber in dieser Konzentration wird zu viel preisgegeben, worauf das Leben und auch die Moral selbst nicht verzichten darf. Von der bloßen Moral aus ist oft nicht nur die Kunst, sondern auch die Wissenschaft, ja alle Kultur für nebensächlich und überflüssig erklärt worden. Aber wenn damit das Leben stark zusammenschrumpfte und in die Gefahr einer Barbarei geriet, gereichte das der Moral selbst zum Gewinn? Bedarf sie nicht ganzer, weltumspannender Persönlichkeiten, und gehört zur Entwicklung solcher nicht eine Bewegung des gesamten Geisteslebens?

Tatsache ist jedenfalls, daß es immer nur eine gewisse Mittelhöhe bürgerlichen oder kirchlichen Lebens war, der die bloße Moral genügte; weder die ersten Jahrhunderte des Christentums noch die Aufklärung hatten bei ihrer Konzentration auf die Moral eine bedeutende geistige Höhe. Die Befreiung vom Moralismus, wie sie dort Augustin, hier Kant vollzog, hat allein das Leben aus träger Stagnation aufgerüttelt.

Gegenüber der Neigung der Moral aber, den eigenen Wert durch eine Herabsetzung der Kunst zu erhalten, sei daran erinnert, daß eben die Männer, welche die moralische Aufgabe im großen Sinne faßten, wohl die vorgefundene Kunst bekämpft, daß sie das Schöne aber in irgendwelcher Weise immer wieder in die Lebensordnung eingeführt haben; auch für die Kunst haben sie mehr eine gehaltvollere und strengere Art verlangt, als gänzlich auf sie verzichtet. Ja, bei allem Eifern gegen die Kunst sind wohl sie selbst Künstler allerersten Ranges gewesen. So Plato, dem das über das Schöne so hoch erhobene Gute sich von innen her selbst in ein Schönes verwandelt, dem die Gestaltung des Lebens in kosmischer Ordnung die Seele des Lebens wird. Auch Augustin hat den Gedanken der Harmonie in den innersten Kern seines Weltbildes aufgenommen und zugleich sich mit seiner musikalischen Belebung der lateinischen Sprache als ein unvergleichlicher Künstler des Ausdrucks erwiesen. Und ebenso war der einzige große Mann, den die Reformation hervorbrachte, war Luther bei der gewaltigen moralischen Kraft seines Strebens zugleich ein Künstler von Gottes Gnaden. Wer hat endlich unter den neueren Philosophen mehr dafür getan, der Kunst volle Anerkennung auch in der Gedankenwelt zu erringen als Kant, der Erneuerer der Moral im modernen Leben? Denn mochte sein individueller Geschmack an den Zopf der älteren Art gebunden bleiben, die Gedankenarbeit hob ihn über sich selbst hinaus und ließ ihn in der Kunst ein allen kleinmenschlichen Zwecken überlegenes Wirken und Bilden von innen her erkennen. So konnte denn der größte Dichter der letzten Jahrhunderte die Hauptgedanken Kants dem eigenen „Schaffen, Tun, Denken ganz analog" finden. Ist solche Uebereinstimmung zwischen Dichter und Denker nicht ein Zeugnis dafür, daß Kunst und Moral zusammengehören, und daß in der Verfeindung sie beide nicht auf die eigene Höhe kommen? Sich zusammenfinden aber können sie schwerlich ohne eine Umkehrung des ersten Weltanblicks. Denn daß sie in diesem hart zusammenstoßen, andersartige Wertschätzungen einführen, den Menschen nach verschiedenen, ja entgegengesetzten Richtungen ziehen, das wird nicht wohl zu leugnen sein. Sehen wir also, ob und wie eine solche Umkehrung möglich ist, und ob das Leben eine Basis gewinnen kann, wo sich Kunst und Moral gegenseitig fordern und fördern, nicht einander hemmen.*)

(Schluß folgt.)

Der Geist der japanischen Kultur.

Von **Lafcadio Hearn** (Tokio).

Ohne ein einziges Schiff und eine einzige Schlacht zu verlieren, hat Japan im Krieg von 1894/95 Chinas Macht gebrochen, ein neues Korea geschaffen, sein eigenes Gebiet erweitert und die ganze politische Physiognomie Ostasiens verändert. War dies schon politisch überraschend, so war es psychologisch noch viel überraschender; denn es zeugte für ein Spiel vieler Kräfte, die man diesem Volke früher nie zugetraut — von Kräften ganz besonderer Art. Der Psychologe weiß, daß man sich unter der sogenannten „Aneignung der europäischen Zivilisation" innerhalb eines Zeitraums von dreißig Jahren nicht die Erwerbung organischer und geistiger Fähigkeiten vorstellen darf, die früher nicht vorhanden waren. Eine geistige und moralische Umwandlung der nationalen Eigenart vollzieht sich nicht innerhalb einer Generation. Uebertragene Zivilisation übt ihre Wirkung weit langsamer, bedarf mehrerer Jahrhunderte, um bleibende, ins Wesen dringende Veränderungen hervorzurufen.

Aus diesem Gesichtspunkt ist Japan das allermerkwürdigste Land der Welt; und das Bewundernswerteste an seiner „Okzidentalisierung" bleibt der Umstand, daß sein nationaler Geist eine so heftige Erschütterung aushalten konnte. Aber obgleich dieser Vorgang in der Weltgeschichte einzig dasteht, ist es doch am Platze, zu untersuchen, worin diese Umwandlung eigentlich bestand. Im Grunde genommen war sie nichts weiter als eine Reorganisation eines Teiles des schon bestehenden Denkapparats. Und selbst diese hat schon Tausende von wackeren jungen Köpfen umgebracht. Die Aneignung der europäischen Zivilisation war für die Japaner keine so leichte Sache, wie es gedankenlosen Leuten scheinen mag; und es steht außer Zweifel, daß diese geistige Reorganisation, die um hohen Preis erkauft wurde, nur auf jenen Gebieten bemerkenswerte Resultate zutage förderte, für die das japanische Volk von jeher besondere Anlagen besaß. So hat die Anwendung westländischer technischer Erfindungen sich besonders bei jenen Industrien glänzend bewährt, in denen die Japaner schon seit alten Zeiten, wenn auch in anderer, seltsamer Art, Bemerkenswertes leisteten. Es hat eigentlich nur eine Umwandlung stattgefunden — nichts weiter als die Einlenkung alter Fähigkeiten in ein neues, weiteres Bett. [illegible]

[illegible]

homogenen Gebiet etwas Hervorragendes geleistet. Was zum Beispiel das Studium westländischer bildender Kunst, Literatur und Musik betrifft, so scheint es eine reine Zeitvergeudung gewesen zu sein. Diese Dinge wirken vorwiegend auf unser Empfindungsleben; aber sie wirken in keiner Weise auf das japanische Empfindungsleben. Jeder ernste Denker weiß, daß eine Veränderung der Empfindungsart durch die Erziehung ein Ding der Unmöglichkeit ist, und es wäre absurd, anzunehmen, daß es innerhalb des kurzen Zeitraumes von dreißig Jahren möglich sein sollte, durch die Berührung mit westländischen Ideen die Gefühlsweise eines orientalischen Volkes zu verwandeln. Das Seelenleben, das älter und tiefer ist als das geistige Leben, kann durch eine Veränderung der Eindrücke ebensowenig plötzlich umgestaltet werden, wie sich die Oberfläche eines Spiegels durch einfallende Bilder verändern läßt. Alles, was Japan so prächtig vollbrachte, hat es ohne Umgestaltung seines Wesens vollbracht; und diejenigen, die glauben, daß es uns heute innerlich näher stehe als vor dreißig Jahren, verkennen die unbestreitbarsten Naturgesetze.

Sympathie und Verständnis gehen Hand in Hand. In demselben Grade, wie wir verstehen, vermögen wir auch zu sympathisieren. Ein Europäer mag sich einbilden, daß er mit einem Chinesen oder einem Japaner sympathisiert; aber der Zusammenhang wird immer auf sehr wenige, allgemein menschliche Punkte beschränkt bleiben. Das Gefühlsleben der Orientalen setzt sich aus einer Reihe von atavistischen und persönlichen Empfindungen und Erfahrungen zusammen, denen im Okzident nichts Analoges entspricht und die wir deshalb niemals vollständig begreifen können. Aus eben denselben Gründen können die Japaner, beim besten Willen, nie vollkommen auf uns eingehen.

Während es demnach für den Europäer infolge der Wesensverschiedenheit undenkbar ist, die wahre Färbung des japanischen geistigen und seelischen Lebens (was ja ineinandergeht) zu erkennen, vermag er sich gleichzeitig des Eindruckes nicht zu erwehren, daß dieses Innenleben, im Vergleich zu dem unsrigen, ein sehr geringes ist. Es ist kleinlich; es umschließt feine, subtile Nuancen von Wert und Interesse, aber es ist so eng, daß das Westländische, damit verglichen, überwältigend erscheint. Denn wir können nur nach sichtbaren und greifbaren Betätigungen schließen. Und tun wir das, welch ein Abstand ergibt sich dann zwischen westlicher und östlicher Gefühls- und Gedankenwelt! Ein noch weit gewaltigerer als zwischen den hölzernen Häuserreihen einer japanischen Stadt und den steinernen Frontseiten einer europäischen Kapitale! Vergleicht man eine gotische Kathedrale mit einem Shintotempel, eine Oper von Verdi oder Wagners Tetralogie mit dem Lied einer Geisha, ein europäisches Epos mit einem japanischen Gedicht — wie inkommensurabel ist da der Abstand zwischen der Kraft der Gefühle, der Phantasie und der künstlerischen Symbolik! Unsere Musik ist freilich eine moderne Kunst, aber auch in der Vergangenheit ist der Kontrast an schöpferischer Kraft kaum geringer, mögen wir nun an die riesigen Amphitheater und Aquädukte der römischen Welt oder an die Erhabenheit griechischer Skulptur und klassischer Literatur denken.

Und dies führt uns zu einer anderen bemerkenswerten Tatsache im Hinblick auf die plötzliche Entwicklung der Japaner. Wo finden wir die äußeren Zeichen jener großen, ungeahnten Kraft, die sie in der Industrie und der Kriegführung an den Tag gelegt? Nirgends. Das, was wir in ihrem geistigen und seelischen Leben vermissen — das Großzügige — fehlt auch ihrer Industrie und ihrem Handelsverkehr. Das Land blieb, was es war; seine Physiognomie hat sich trotz aller Neuerungen kaum verändert. Die minimalen Eisenbahnen und Tunnels, die Brücken und Telegraphenstangen verschwinden beinahe in dem Grün der Landschaft. In allen Städten, mit Ausnahme der offenen Seehäfen und ihrer unbedeutenden Docks, [illegible] es kaum einen Straßenzug, der in der Anlage an die westländischen Vorbilder erinnern würde. Man kann wochenlang [illegible] im Innern des Landes durchreisen, ohne auf irgend eine Bekanntschaft der modernen, neuerrungenen Zivilisation zu stoßen. Nirgends finden wir himmelhohe Warenhäuser, riesige Fabriken. Eine japanische Stadt ist heute noch, was sie vor tausend Jahren war: ein Gewirr von hölzernen Buden; [illegible]

Und [illegible] der Leben und Gedanken; keinen [illegible] Farben, kein Hasten und Treiben.

Selbst in Tokio kann man [illegible]

[illegible]

bände, das in tausendjährigem Schatten modert. Die produktive Kraft der Japaner wie die Kraft ihres alten Glaubens bedürfen wenig äußerer Betätigung; sie beide wurzeln da, wo die tiefsten Kräfte jedes großen Volkes wurzeln: im nationalen Geist.

*

Sollte ich den wesentlichsten Unterschied zwischen uns und den Japanern hervorheben, so möchte ich sagen: wir bauen für die Ewigkeit, sie für die Vergänglichkeit! Wenig von den Dingen für den täglichen Gebrauch werden in Japan im Hinblick auf Dauerhaftigkeit verfertigt. Die rasch abgenützten Strohsandalen werden an jeder Reisestation durch neue ersetzt; die Kleidung besteht aus einzelnen, durch große Stiche zusammengehefteten Teilen, die zum Waschen jedesmal wieder zertrennt werden. Im Gasthaus erhält jeder Gast ein neues hölzernes Besteck, das sodann vernichtet wird; die Wände der Häuser setzen sich aus hölzernen Rahmen zusammen, die man zweimal des Jahres mit frischem Papier bespannt; die Fußbodenmatten werden jeden Herbst erneuert, und dies sind nur wenige Beispiele für die täglichen Gewohnheiten des Volkes, die alle auf eine merkwürdige Unbeständigkeit hinweisen. In allem und jedem zeigt sich ein auffallender Mangel dessen, was wir Solidität nennen. Das ganze öffentliche Leben — mit Ausnahme der unsterblichen Tracht der ländlichen Bevölkerung und ihrer Arbeitswerkzeuge — scheint unter dem Gesetz der ewigen Veränderung zu stehen. Während des verhältnismäßig kurzen historischen Zeitraumes, den wir in der geschriebenen Geschichte von Japan aufgezeichnet finden, hat es mehr als sechzig Hauptstädte gegeben, von denen viele gänzlich vom Erdboden verschwunden sind, und man darf kühn behaupten, daß jede japanische Stadt innerhalb einer Generation total umgebaut wird. Einige Tempel und einige riesige Festungen machen wohl eine Ausnahme davon; aber im allgemeinen erneuert sich jede japanische Stadt, wenn nicht der Form, so doch der Substanz nach innerhalb eines Menschenalters. Zum Teil ist dieser Umstand auf Feuersbrünste und Erdbeben zurückzuführen; hauptsächlich aber hat es doch darin seinen Grund, daß nicht dauerhaft gebaut wird. Das gemeine Volk hat keine angestammten Häuser; es legt den größten Wert auf die Grabstätte, nicht auf die Wohnstätte, und es gibt wenig Bleibendes im Land, außer den Grüften der Toten und dem Sitz der Heiligtümer.

Auch das Land selbst ist steten Umwandlungen unterworfen. Flüsse verändern ihren Lauf, Küsten ihre Ufer, Ebenen ihr Niveau; vulkanische Krater brechen auf oder sinken in sich selbst zusammen; Täler werden durch Lavaströme oder Bergabrutschungen ausgefüllt; Seen bilden sich und versiegen wieder. Und selbst der Gipfel des Fuji, jenes schneebedeckten Wunders, das die heimischen Künstler seit Jahrhunderten begeistert, soll seine Form schon wiederholt verändert haben. Nur der Hauptcharakter der Gegend, die allgemeinen Linien, bleiben, aber auch ihr Reiz setzt sich hauptsächlich aus flüchtigen Dingen, aus Lichteffekten und wechselnden Farben zusammen. Ja selbst die Heiligtümer der Götter, dieses Bleibendste im Wechsel, sind der Veränderung unterworfen, und manche von ihnen, wie der Schrein der Göttin Isé, müssen zufolge eines alten Gebotes alle zwanzig Jahre zerstört und neu aufgebaut werden, während man die früheren Bestandteile des Baues in minimalen Bruchstücken als Reliquien an die Pilger verteilt.

Aus dem arischen Indien kam über China der Buddhismus ins Land mit seinem großen Geist der Wandelbarkeit. Die Lehre, daß das Weltall nur eine Illusion, daß das Leben nur eine flüchtige Episode einer ewigen Reise sei, daß man jede Anhänglichkeit an Menschen, an Orte, an Dinge mit Kummer und Leiden bezahlen muß; daß nur die Unterdrückung jedes Wunsches — selbst des Sehnens nach Nirwana — der Menschheit zum Frieden verhelfen kann, stand jedenfalls im Einklang mit den ursprünglichen Empfindungen des Volkes. Obwohl sich die Japaner nie viel mit Philosophie abgaben, muß diese Lehre von der Wandelbarkeit aller Dinge auf die Dauer doch ihre Wirkung getan und die Weltanschauung des Volkes beeinflußt haben. Sie [illegible], sie verlieh die Kraft, alles Ungemach tapfer zu ertragen, und entwickelte jene Geduld, die einen Grundzug des japanischen Volkscharakters bildet.

[illegible] die heut unter buddhistischem [illegible] steht, hat diese Lehre der Vergänglichkeit ihre [illegible]. Sie [illegible] den Jahreszeiten, deren Phan[illegible] den Japanern zu ewigen [illegible] Wandels und lehrt in den Elementen [illegible] und vulkanische Aus[illegible] für die Lehre, daß hienieden [illegible]

[illegible] das öffentliche Leben in Japan [illegible] beständige Abwechslung. Die ganze [illegible] ist in

ewiger Bewegung, einer seltsamen, dezentralisierenden Bewegung. Kein Volk reist so viel in seinem eigenen Land wie das japanische. Ein Ortswechsel ist leicht beschlossen, denn der arme Japaner hat kein Hab und Gut und ist völlig bedürfnislos; er bedarf keiner Beförderungsmittel; seine Füße tragen ihn mit Leichtigkeit fünfzig (englische) Meilen im Tag über Berg und Tal. Sein durch luftige, kühle Wohnungen und leichte rationelle Kleidung gestählter Körper trotzt allen Unbilden der Witterung. Er hat kein Gepäck, sondern stattet sich an seinem Bestimmungsort für billiges Geld neu aus. Dabei ist er niemals unreinlich, nimmt täglich ein Bad, trägt Kämme, Bürsten und Rasierzeug in seinem kleinen Bündel bei sich. Mit zehn Dollar kann er ein Jahr lang reisen; ist er ein geschickter Arbeiter, so findet er überall Arbeit, um sich durchzubringen; er kann aber auch als Pilger durchs Land kommen. Nun wird man mir entgegnen, daß dies jeder Vagabund vermag; aber der große Unterschied ist eben, daß der Japaner dabei ein hochzivilisierter Mensch ist, und zwar seit einem Jahrtausend, und es frägt sich sehr, ob diese Bedürfnislosigkeit nicht gerade seine große Ueberlegenheit ausmacht, und eine Lehre für uns enthält.

Daß im öffentlichen Leben so wenig von den wirklich großen Dingen zu merken ist, die Japan leistet und schon geleistet hat, zeugt für den eigentümlichen Weg, den seine Zivilisation genommen. Es kann nicht ewig so fort gehen, aber bisher hat Japan mit überraschendem Erfolg gearbeitet. Es arbeitet sozusagen ohne Kapital nach unseren Begriffen. Es ist ein Industrieland geworden, ohne eigentlich zu Maschinen und Mechanik zu greifen. Die große Reisernte wird auf Millionen von kleinen, kleinen Feldern gezogen, die große Seidenernte in Millionen von armen kleinen Hütten; die Tee-Ernte reift auf zahllosen kleinwinzigen Grundstücken. Wenn man nach Kioto kommt, um bei einem der berühmtesten Porzellanfabrikanten der Welt etwas zu bestellen, so wird man finden, daß diese Waren, die man in London und Paris besser kennt als im Lande selbst, in einer hölzernen Hütte erzeugt werden, in der kein amerikanischer Bauer leben wollte. Der größte Erzeuger von Cloisonnévasen, der für einen fünf Zoll hohen Gegenstand zweihundert Dollar verlangt, vollbringt seine Wunder in einem zweistöckigen Gebäude aus Rahmenwerk, das im besten Fall sechs kleine Zimmer enthält. Die weltberühmten seidenen Gürtel werden in Häusern erzeugt, deren Errichtung keine fünfhundert Dollar kostet und sind natürlich Handarbeit. Und selbst die mechanischen Webereien, die mit der Maschine arbeiten — und weit größere westländische Unternehmungen mit ihrer Arbeit überflügeln — sind, mit sehr wenigen Ausnahmen, nicht sehr imponierend. Es sind lange, niedere, helle, ein- oder zweistöckige Holzschuppen, deren Erbauung etwa soviel kostet, wie bei uns ein Bauernstall. Und aus diesen Schuppen gehen Seidenwaren hervor, die die Reise über alle Weltmärkte machen.

Unsere industriellen Riesengebäude und Maschinenstädte sind aus großen Vereinigungen von Kapital hervorgegangen. Aber in Ostasien gibt es keine derartigen Assoziierungen; ja es fehlt sogar an dem erforderlichen Kapital. Und selbst falls sich in Japan im Lauf der Generationen die Kapitalisten vereinigen sollten, dürften kaum derartige Riesenetablissements entstehen. Die ganze Bodengestaltung, vor allem die häufigen Erdbeben, zwingen die Japaner, ihre primitive Bauart beizubehalten und es ist, als sträube sich der Boden, sich Fesseln anlegen zu lassen, indem er oft ganze Schienenstränge zerstört und durcheinander wirft.

Den gleichen Wandlungen wie das ganze öffentliche Leben ist auch die Staatsmaschine unterworfen. Feststehend ist nur der Thron; aber die Würdenträger wechseln beständig, und fällt ein Minister, ein Präsident, ein Gouverneur, so zieht er eine ganze Horde niederer und höherer Beamter im Strudel mit sich hinab. Die Provinz, in der ich das erste Jahr meines Aufenthaltes verlebte, hatte in fünf Jahren vier verschiedene Gouverneure. Bevor der Krieg mit China ausbrach, wechselte der Militärkommandant von Kumamoto, diesem wichtigen Posten, dreimal. Auch im Unterrichtsfach findet ein beständiger Personalwechsel statt und es gibt Lehrer, die im Alter von dreißig Jahren schon in fast jeder Provinz des Landes angestellt waren. So ist es nahezu ein Wunder, wenn der öffentliche Unterricht überhaupt Resultate zutage fördert.

Wir sind gewohnt, von der Ansicht auszugehen, daß eine gewisse Beharrlichkeit unerläßlich für den Fortschritt, die Entwicklung sei. Aber Japan hat den Beweis erbracht, daß ein sehr großer Aufschwung ohne alle Beharrlichkeit möglich ist. Die Erklärung dafür liegt im Charakter dieses Volkes, einem von dem unsrigen diametral verschiedenen Charakter. Gleichmäßig beweglich und gleichmäßig empfänglich, hat dieses Volk einmütig großen Zielen zugestrebt; und die ganze Masse seiner vierzig Millionen Einwohner unterwarf sich dabei willig den leitenden Gedanken seiner Führer, und ließ sich von ihnen modeln und gestalten. Und diese Gefügigkeit entsprang ihrer seelischen Beschaffenheit, einer ungewöhnlichen Selbstlosigkeit und einem unbegrenzten Vertrauen. Der relative Mangel individueller Eigenart im Nationalcharakter ist hier zum Heile eines Reiches geworden, hat es einem großen Volk ermöglicht, überlegenen Gewalten gegenüber seine Unabhängigkeit zu behaupten. Deshalb darf der Japaner seinen beiden großen Religionen, den Gründern und Erhaltern seiner moralischen Macht, aufrichtig dankbar sein: dem Shintoismus, der da lehrt, daß der Mensch an Kaiser und Reich zu denken habe, ehe er an sich und die Seinen denkt, und dem Buddhismus, der ihn dazu erzog, zu entsagen, sich zu verleugnen, Leiden zu tragen, sich dem Verhaßten zu unterwerfen und es als ein ewiges Gesetz hinzunehmen, daß alles, was wir lieben, vergänglich ist.

Arthur Rimbaud.

Mit dem Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts begann Léon Vanier, der aufopfernde Verleger der Parnassiens, eine Reihe von Biographien bekannter Männer herauszugeben. Es waren fliegende Blätter mit sehr knappen, epigrammatisch gespitzten Texten, die durch originelle Karikaturen von zuweilen diabolischer Charakteristik und aufrichtigster Rücksichtslosigkeit ergänzt wurden. Zwanzig dieser Blätter sind der Zerstreuung entrissen worden, weil sie Paul Verlaine zum Verfasser haben. Auf einem hockt der große Lyriker selbst als grüner Laubfrosch, der auf einer Lyra kratzt, aber die Saiten sind Gefängnisstäbe, ein Symbol, das auf einige Unfälle in des Dichters Leben mit schelmischer Offenheit hindeutet. Auf einem anderen sieht man in ritterlicher Rüstung den mystischen Erzähler Villiers de l'Isle Adam, der einst Napoleon III. um den Thron von Griechenland ersuchte, damit er seine Schulden bezahlen könne. Aber als der wunderlichste in dieser Galerie von Karikaturen erscheint ein halbausgewachsener Bursche mit breitem Kinderkragen und indiskret hervordringendem Hemdzipfel, der, von Farbentöpfen umgeben, damit beschäftigt ist, ungeheure Buchstaben bunt anzumalen. Es ist Arthur Rimbaud, der jugendliche Verfasser des berüchtigt gewordenen Sonnets von den Vokalen.

„A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu, voyelles,
Je dirai quelque jour vos naissances latentes."

Dieses Sonnet, das eben ein Scherz war, bildete den willkommenen Angriffspunkt für die Gegner der Parnassiens. Man spießte es auf die kritischen Federn und zeigte es sich lachend als die letzte Konsequenz des dekadenten Unsinns. Der Autor, der für die ganze Schule, der er nicht einmal angehörte, die bête noire spielen mußte, wehrte sich dagegen nicht, er verschwand aus Paris, aus der Literatur, vielleicht auch aus der Welt: man wußte es nicht. Die letzten Spuren seines Lebens hatten sich nach dem Orient, nach Arabien, Aegypten verloren, auf jeden Fall war er verschollen.

Paul Verlaine hat ihm in seinen „Poètes maudits" noch ein Denkmal gesetzt, aber die Veröffentlichung der wenigen noch erreichbaren Gedichte Rimbauds machte ihm doch ein schlechtes Gewissen, weil er unter einer literarischen Etikette den Adler in einen Käfig gesperrt hatte, der die Freiheit der Ferne mehr liebte als das Gedächtnis und die Bewunderung der Menschen.

Wer war Rimbaud? Als Knabe schon ein Dichter von ungewöhnlicher Bedeutung, der den viel älteren Verlaine seinem Einfluß unterwerfen konnte, mit einem bizarren aber monumentalen, mit einem gleich frechen und tiefen Talent, als Mann den Freunden, dem Vaterlande, der alten Welt entfremdet, ein Irrfahrer, der seine Odyssee mit keiner glücklichen Rückkehr beschließen konnte. Es lohnt sich, dem wilden Lebensgange dieses der Literatur Entsprungenen zu folgen, dessen Bild den Zeitgenossen flüchtig unfaßbar entschwand, um später, als ihn der Tod zur Ruhe gebracht hatte, aus müßiger Legendenbildung und absichtlicher Entstellung nicht ohne heroische Züge aufzutauchen.

Arthur Jean Rimbaud wurde am 20. Oktober 1854 zu Charleville in den Ardennen an der belgischen Grenze geboren. Sein Vater, Kapitän in einem französischen Linienregiment, eine unverträgliche Soldatennatur, lebte von der Familie getrennt, so daß die Erziehung von fünf Kindern der über[illegible] religiösen, halb bäuerlichen, halb kleinbürgerlichen Mutter allein zufiel. Der junge Rimbaud versetzte Lehrer und Mitschüler durch Disziplinlosigkeit und Faulheit wie durch frühe literarische Selbständigkeit in fortwährendes Staunen. „Nichts Banales wächst in diesem Kopfe," sagte der Leiter des Kollegs, „er wird ein Genius des Schlechten oder des Guten sein."

Mit dem sechzehnten Jahre beginnt Rimbaud seine Auflehnung, um sein ganzes Leben ein Empörter zu bleiben gegen Schule, Familie, Vaterland, gegen jede Fessel der Gewohnheit und Ueberlieferung, ein anarchiste par esprit wie ihn Stephan Mallarmé genannt hat. Am Tage der Kapitulation von Sedan flieht er nach Paris, wo gerade die Republik proklamiert wird. Als blinder Passagier, der die Eisenbahnfahrt unter einer Bank versteckt mitgemacht hat, wird er auf dem Nordbahnhof verhaftet und wegen Spionageverdachts ins Gefängnis eingeliefert. Nach tagelangem Verweigern einer Aussage gibt er sich endlich zu erkennen, und der entlaufene Schüler wird seiner Familie wieder zugeführt. Der wenig freundliche Empfang veranlaßt ihn bald darauf, eine neue Flucht nach Charleroi zu unternehmen, wo er sich Aussicht auf eine Redaktionsstelle macht, die dem Jungen natürlich abgeschlagen wird. Frierend, hungernd, mit erstarrten Fingern Gedichte auf Papierfetzen kritzelnd, durchirrt er Belgien und das östliche Frankreich, bis er von der Gendarmerie aufgegriffen und wieder nach Hause gebracht wird. Nach einem kurzen an Poesien furchtbaren Winteraufenthalt in Charleville finden wir ihn nach Aufhebung der Belagerung wieder in Paris, denn der Hunger treibt den Flüchtling nach Hause. Auf dem Rückmarsch verbringt er die Nächte im Chausseegraben, Patrouillen von bayrischen Ulanen sausen an seinem Kopfe vorbei, er schleppt sich durch alle Fährnisse und Entbehrungen nach Hause mit dem selbstverständlichen Entschlusse, bei der nächsten Gelegenheit wieder durchzugehen. Schon jetzt ist er kein zielloser Vagabund mehr, sondern ein cynischer Philosoph, der jedes Spiel des Lebens am eigenen Leben erfahren will, der, um allein zu bleiben, seinen Trotz der Familie wie der Gesellschaft entgegensetzt, und sein Leben hat bewiesen, daß er es in keiner europäischen Gesellschaft, nicht einmal in der schlechtesten, aushalten konnte.

Von seiner letzten Irrfahrt war er mit einem gewaltigen Gedichte „Das trunkene Schiff" heimgekommen, eine wilde künstlerisch ganz späteres Leben symbolisiert. Ein Freund, dem er es vorlas, schenkte ihm in der Begeisterung zwanzig Franken — und Rimbaud ist wieder in Paris, diesmal von Paul Verlaine erwartet, dem er schon einige von seinen Poesien gesandt hatte. Der große Lyriker war nicht wenig erstaunt, als ein abgerissener sechzehnjähriger Bursche von magerer, dämonischer Schönheit sich als der Verfasser des „Bateau ivre" vorstellte. Der geniale Bengel, der nicht gekommen war, Karriere zu machen, sondern der vor allem das Leben in seinen schlammigsten Tiefen auskosten wollte, war bald der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Shakespeare-enfant nannte ihn Victor Hugo.

Rimbaud wurde von Verlaine bei den Dichtern des „Parnaß" eingeführt, aber auch bei den zahlreichen marchands de vins, wo er seine zahllosen Absinthe zu nehmen pflegte. Fast begann er in Paris einheimisch zu werden, da mußte sein Protektor die Stadt verlassen, dem wegen der Teilnahme an der Kommune Verfolgungen drohten. Verlaine ging nach London, mit ihm Rimbaud. Ein merkwürdiges Paar und eine merkwürdige Reise! Der fast vierzigjährige Dichter und sein siebzehnjähriger ihm kongenialer Freund, beide gleich in ihrer Verachtung der bürgerlichen Gesellschaft, in ihrer trotzigen Unabhängigkeit und Zügellosigkeit, beide mitten in Ausschweifungen die reifen Früchte ihrer Künstlerschaft sammelnd, Verlaine, der häßliche, aufgedunsene Silen, von Lastern mitgenommen, geschwätzig, liebenswürdig, eine hingebende, weibliche Natur, Rimbaud jung, elastisch, übermütig und melancholisch, mit stählernem Körper, an Willen ein Mann, ein verschleiertes Lächeln in den grausamen blauen Augen, auf den mystisch sinnlichen Lippen. In „Une Saison en enfer" hat Rimbaud dieses leidenschaftliche Verhältnis geschildert, Verlaine als die wahnsinnige Jungfrau, sich selbst als den höllischen Bräutigam. Auch in Verlaines Gedicht „Laeti et errabundi" sieht man sie, „zwei fröhliche Gespenster" durch die Kneipen taumeln, bis sie trunken unter den Tisch fallen.

L'âme au septième ciel ravi[illegible]
Le corps, plus humble, sous les table[illegible]!

Doch Verlaine unterliegt einer bourgeoisen Versuchung. Seine Frau, seine Mutter und Schwiegermutter rufen ihn von London nach Brüssel, da der Haftbefehl aufgehoben ist, und [illegible] gelingt ihren vereinten Bitten, ihn seinem Antinous zu entreißen. Aber inmitten der moralischen Zerknirschung erwacht wieder die Sehnsucht nach dem Freunde, dem „Gott unter den Halbgöttern", der auch eines Tages in [illegible] Hotel erscheint, aber nur um mit Verlaines Hilfe, de[illegible] [illegible] treulos verleugnet, wieder nach Paris zu gelangen. In der Verzweiflung, ihn zu verlieren, schießt Verlaine auf den Freund, verwundet ihn am Arme und stürzt ihm weinend [illegible] Füßen. Rimbaud kehrt aus dem Hospital [illegible] und er will sich von Verlaine endgültig trennen, worauf dieser ihn auf offener Straße wieder mit dem Revolver anfällt. Diesmal kann der Skandal nicht unterdrückt werden. Im Gefängnis zu Mons verbüßt der Dichter zwei Jahre, während der noch nicht wiederhergestellte Freund des Landes verwiesen wird. Wieder wandert er zu Fuß nach Hause, an seiner Wunde und an den Folgen von Entbehrungen und Ausschweifungen leidend, vollendet er in fieberhafter Eile sein „Saison en enfer" für einen Brüsseler Verleger, um bald die ganze Auflage bis auf wenige Exemplare zu vernichten.

Mit diesem Schritt hat sich Rimbaud aus der Literatur selbst verbannt; sie war ihm widerwärtig, dann gleichgültig geworden. Er will das alte Europa verlassen, schon seit Jahren von der Sehnsucht nach dem Orient gezogen; aber nicht als Poet will er dort schwärmen, sondern sein Leben selbst zur Poesie machen, er will handeln, entdecken, erobern. Dazu trifft er weitausgreifende Vorbereitungen. Im Jahre 1874 ist er in London, um Sprachstudien zu treiben, dann in Stuttgart, wo er in der Familie eines Arztes unterrichtet und zugleich Deutsch lernt. Da findet ihn Verlaine auf, der um seine Liebe bettelt. Rimbaud schafft den kompromittierenden Besuch mit Mühe aus dem Hause, er begleitet ihn einige Stunden Weges und im Schwarzwald wird der größte französische Lyriker halbtot geprügelt aufgefunden. Verlaine hat seinem Freunde diese drastische Erledigung ihres Verhältnisses verziehen, aber nicht seinen Verrat an der Poesie und vor allem nicht seine neuen „guten Manieren".

Da das alte Leben für Rimbaud tot ist, beginnt ein erbitterter Kampf um den Orient. Mit schmalen Mitteln geht er nach Brindisi, wo ihn Krankheit zur Rückkehr zwingt. In Marseille nimmt er Dienste bei den Karlisten, um mit dem Handgeld durchzubrennen. Dann reist er mit einer Unterstützung der Mutter nach Wien, aber seine Barschaft wird ihm von Taschendieben abgenommen, und er wird als Bettler nach Deutschland, von da nach Frankreich ausgewiesen. Jetzt läßt er sich von den Holländern anwerben, desertiert auf Java, irrt in den Urwäldern umher, bis er von einem englischen Schiff in Batavia aufgenommen wird. Da der Kapitän sich weigert, vor St. Helena zu ankern, stürzt er sich ins Meer, um Napoleons Gefängnis zu sehen, aber er wird wieder aufgefischt. Im nächsten Jahre hat er die Unverschämtheit, in Holland für die Kolonialarmee Werbungen zu treiben. Mit dem erraffiten Gelde will er sich in Hamburg für den Orient einschiffen, aber seine Schätze sind schnell verjubelt, und er begleitet den Zirkus Loisset als Sekretär auf einer skandinavischen Kunstreise.

Endlich glückt es ihm, erst in Alexandrien, dann auf Cypern als Aufseher der Marmorbrüche eine Anstellung zu erhalten. Von dort geht er als Vertreter eines französischen Hauses nach Aden, dann nach Harrar, der Hauptstadt des Gallalandes an der südlichen Grenze Aegyptens, er kauft Kaffee, Parfüms, Gold und Elfenbein, er beginnt eine planmäßige kolonisatorische Tätigkeit, indem er europäische Handwerkzeuge, Instrumente einführt und die Eingeborenen in ihrem Gebrauche unterrichtet. Diese verehren ihn wie eine gütige Vorsehung, so daß er in Gegenden, die noch keines Europäers Fuß betreten hat, sicher und sorglos reisen kann. Aber die fortwährenden Kriege und Aufstände, die Engländer in Aegypten, die Italiener in Massauah, die Franzosen in Obock machen ihm das Leben sauer. Da alles Kriegsmunition braucht, beginnt er mit Gewehren und Patronen zu handeln, er unterstützt den Negus Menelik bei der Eroberung seines Kaiserreiches Aethiopien, er findet in dem ritterlichen Ras Makonnen einen bewundernden Freund. Sein Vermögen wächst wie sein Einfluß, da wird seiner Tätigkeit ein grausames Ende bereitet. Die übermenschlichen Anstrengungen unter einem feindlichen Klima bringen ihm einen furchtbaren Gichtanfall; eine Geschwulst am Knie hindert ihn, sein Maultier zu besteigen, so daß er sich von sechzehn Negern in einer Sänfte nach der Somaliküste tragen lassen muß.

Nachdem er im europäischen Hospital zu Aden vergebens Heilung gesucht hat, entschließt er sich höchst widerwillig zur Rückkehr nach Europa. In Marseille wird das kranke Bein amputiert, und unter furchtbaren Schmerzen, von seinem Schwester gepflegt(?) [illegible], fühlt er Glied für Glied an seinem Körper [illegible] ein realer Stumpf übrig bleibt und [illegible] Betäubungsmitteln hervor [illegible] Endlich bricht auch sein ge[illegible] [illegible] die treue Pflegerin der letzten Tage, wird Zeugin seiner Resignation und seines im Todesschmerzen wieder erwachenden Glaubens, ob er den Herrn und Allah ruft. Am 10. November 1891 starb Arthur Rimbaud [illegible] Heimat, im [illegible]

Rimbaud der Dichter stand erst wieder nach dem Tode auf. Seine ganze Lyrik wurde 1898 in einem einzigen Bande gesammelt; drei Jahre später wurde seine Büste in der Vaterstadt enthüllt. Es war das Liebeswerk der heutigen Symbolisten, die in ihm ihren Vorkämpfer ehrten, obgleich sie kein genaues Recht auf ihn haben. Von Rimbauds Gedichten ist das erste Drittel talentvolle Schularbeit nach Victor Hugo, Musset, Beaudelaire, das zweite Drittel vielfach dunkel, ungenießbar mit seinen frech herausgeschleuderten Brocken unentwickelter Einfälle und maßloser Ausfälle; aber das letzte gehört einem Meister, und wenn man ihn so nennt, denkt man an ein knappes Dutzend seiner Gedichte, von denen aber jedes ein Löwe ist.

Mit dieser Einschränkung muß Rimbaud als der einzige Lyriker des modernen Frankreich gelten, der sich neben Verlaine stellen darf; aber er ist aus härterem Holz. Seine besten Gedichte haben eine göttliche Frechheit, einen angeborenen Zynismus und eine hinreißende Kraft, die sich doch niemals ausstellt. Wenn dieser Grenzfranzose wie ein niederländischer Kirmeßmaler die gröbsten Stoffe aufgreift, bleibt er doch immer ein Dichter von angeborenem Adel, ein Künstler von höchster Besonnenheit. Seine Jugend war ein Wunder künstlerischer Reife und Unabhängigkeit. Aber noch wunderbarer war das Schweigen, in das sich der Schriftsteller gleich nach seinen ersten Erfolgen hüllte. Rimbaud der Mann hatte den Dichter vollständig getötet. Seine ganze afrikanische Korrespondenz ist die eines Kaufmanns, Kolonisators, Geographen, in nüchternster Sachlichkeit. Da seine Konquistadorennatur ihren Willen zur Macht in den geordneten Verhältnissen der Zivilisation nicht befriedigen konnte, so suchte er außerhalb Europas ein stärkeres Leben, das er in täglichem Kampfe mit Not und Gefahr behaupten mußte. Im „Bateau ivre" hat er sein Schicksal vor sich gesehen, ein Schiff in trunkener Lust von den Wellen geworfen, über sich zuckende Blitze, unter sich die fraßbereiten Räuber des Meeres, an den Ufern blutgierig lauernde Feinde — so hat er die Wollust des Lebens gesucht und so ist er zugrunde gegangen.

Berlin. Arthur Eloesser.

Das Seidene Buch.*)

Manch weiße, schmale Frauenhand wird zärtlich über die seidene Hülle dieses aparten Buches streifen und in den Seiten blättern, die Peter Behrens mit diskret abgestimmten Ornamenten umrandet hat und zwischen die mit feinem Takt ausgewählte Wiedergaben Thomascher Bilder eingestreut sind. Aber das „Seidene Buch" sollte mehr noch sein als eine galante Huldigung des modernen Troubadours Otto Julius Bierbaum für unsere Damen — es sollte bei ihnen als eine gute, wenn auch erklärlicherweise nicht erschöpfende Auswahl seiner Lyrik das einseitige Bild von dem Brettlpoeten umstürzen, das sich im Publikum nun einmal festgesetzt hat. Weil in Bierbaums Lyrik wenig ist von Kampf und innerem Zwiespalt, um so mehr aber von Frohsinn und Heiterkeit, weil er über den Trübseligkeiten des Alltags das Lachen und das Tanzen nicht verlernt hat und es laut hinausruft: „Das Leben ist ein Glück!", um dessentwillen hat man ihn oberflächlich gescholten. Aber das gerade ist sein lebendiger Wert für unsere Zeit, daß er sie das Spielerische des Kindes wieder lehren möchte, das in seiner unbewußten Subjektivität über seinem Schicksal steht. „Ich weiß nicht viel von End' und Ziel, geh' meine Straße wie im Spiel" — wenn freilich auch er in sich selbst das Bewußtsein dieses Strebens nach der Primitivität des Kindes, des Volkes und der Vergangenheit nicht so ganz überwinden konnte: man möchte hier das Bierbaumsche Symbol des Duftes anführen, der aus fernem, blumenvollem Garten auf die kahle Wiese getragen wird, wo der sehnsüchtige Träumer beseligt die Augen schließt ... über das Bewußtsein von der Existenz der kahlen Wiese aber trügt er sich nicht hinweg. Mehr als noch als die Naivetät des Kindes hat Bierbaum der Romantiker die sinnende Anmut und die Gefühlsinnigkeit junger Mädchenseelen, deren tiefe Sehnsucht hinter tändelnder Unrast er allerliebst poetisch zu geben weiß, gleicherweise wie er der Süße der unbestimmten Erwartung, dem Glück des noch Unerfüllten, vielleicht Unerfüllbaren, das — „noch Name nicht und doch schon Glück" — wie jenes Duften aus fernem Garten ist, wie er auch der stolzen Zuversicht und priesterlichen Feierlichkeit der Liebenden, dem frommen Erschauern vor der großen Liebe sein inbrünstiges Lied singt. Wenn sich aber die Bitterkeit der Erfahrung als ertötender Reif auf die Knospe der Liebe legen will, dann verschanzt der Dichter sich wohl hinter [illegible] Spiel der eigenen Gefühle, wie es Heine [illegible] gar so ernst: ohne sich geradezu in der Pose eines Schaukal etwa zu gefallen, gibt sich Bierbaum doch zu leichthin und graziös, als daß man nicht eher an Selbstverulkung als an Selbstverhöhnung glauben sollte, nicht so sehr an bittersten, aufwühlenden Seelenschmerz, als daß der satirische Nebenton um des pikanten Gegensatzes willen hinzugenommen sei.

Denn Bierbaum ist unschwer zu verführen: seine formelle Meisterschaft namentlich verführt ihn. Seine lyrische Sprache ist weich, gleitend und schmiegsam; sein Lied singt, es ist Musik und Tanz. Der Rhythmus der Verse ist so stark, daß er es nicht bemerken läßt, wenn die Reime fallen. Seine auf den harmonischen, den musikalischen Klang berechnete Lautmalerei („Lausche dem Rauschen der Bäume im Regen") verwendet besonders häufig die Alliteration, so in dem Gedichte „Ritter rät dem Knappen dies" oder „Ein Ritter ritt durch reifes Korn" oder:

> Wenn das Gras der grünen Wiesen
> Zeitig ist zur großen Mahd,
> Wenn der Sommer seine Sense
> Singen läßt durch reife Saat. . . .

Diese Lautmalerei hat zahlreiche neue Wortzusammensetzungen und Neubildungen geschaffen: „es morgenrötet", „wie lieblich hat sich's eingemait", „es hat sich ausgelenzt", „goldkorngarbenüberdacht", „überschulter", „flirrfädelnd", „bebebange", „juchebange", „sterbestarr", „unrastentbürdet". Prunkhafte Bilder finden sich kaum einmal bei Bierbaum — im Einklang mit seinem Streben nach Schlichtheit; es wirkt schon gesucht, wenn er, ein Bild durch ein zweites illustrierend, des „jungen Jahres ersten Farbenklang" als die „ferne Flöte der Beruhigung" bezeichnet (anscheinend eine schlecht ausgedrückte Böcklin- oder Thoma-Reminiszenz!). Wie viel tiefer empfinden wir nicht das einfache (an Goethes „Ueber allen Wipfeln" angelehnte) „Abendlied" als das symbolische Abendgedicht daneben! Welche unsagbare Süße ist nicht in Liedern wie „Abendlied", „Oft in der stillen Nacht", und „Weihnachtslied" (mit der unnaiven, aber außerordentlich feinen Schlußwendung), die wert sind, nun auch wirklich Volkslieder zu werden! Der Eindruck der bewußten Nachahmung naiver Form und Stimmung, der sich der Empfindungsinbrunst dieser Lieder gegenüber völlig verliert, drängt sich ab und zu freilich doch unangenehm auf:

> Leise, leise, leise
> Münden sich Wellenkreise,
> Wenn ein Fischlein sprang.
> Bald ist mir lustig, bald ist mir bang.
>
> Ein Ringlein laß ich sinken
> Tief auf den Grund,
> Tut aus der Tiefe blinken
> Ringlein rot und rund.

Die Naturstimmung tritt bei Bierbaum meist nicht für sich auf, sondern als anregendes Moment zu Gedanken über Mensch und Welt. Das mag bei seinem nahen Verhältnis zur Malerei (Hans Thoma) auf den ersten Blick auffällig erscheinen, indes ihm ist ein Gemälde Symbol für ideelle Lebenswerte, deren äquivalenten Inhalt er nicht durch die Malerei kopierende Worte, sondern durch den poetisch gefaßten Gedanken wiedergeben will. So sagt er manch kluges, bedachtsames Wort; mitunter jedoch verfällt er ins Predigen, und das steht ihm nicht sonderlich zu Gesicht — und auch sein Pathos kann sich mit dem Hofmannsthals etwa nicht messen. Die Art, wie Bierbaum ein Gemälde interpretiert, hindert ihn nicht, an sich selbst seinen Spruch zu bewähren: „Der ist König über alle Dinge, der seine Blicke so aussenden kann, daß sie wie Adler Beute heimwärts tragen." Er hat viele fein gesehene Vergleiche: „Die heilige Stille blutet", oder: „Der Frühlingswind streicht durch die Zweige der Birke, wie des Bräutigams Hand zärtlich der Braut durch die schimmernden Locken streicht."

... Ein graziöser Bezwinger der spröden deutschen Sprache, hat Otto Julius Bierbaum, der herzhafte Minnesänger des „Seidenen Buches" wie der kinderfrohe und kindernachdenkliche Märchenerzähler der Bühnenspiele, von den Modernen wohl um die lyrisch reinsten, wenn auch nicht die stärksten Klänge, und diese Klänge läuten fröhlich, festlich und feierlich wie Weihnachtsglocken zum Lichte, zur Liebe und Schönheit.

Berlin. Leonhard Adelt.

*) Otto [illegible] Damenspende. Stuttgart [illegible]

Nach dem Nachweis des Herrn Dr. Eugen v. Komorzynski (vergleiche Wochenschrift „Zeit" vom 6. Februar 1904, Nr. 488, S. 79), daß „die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe" bereits 1719 im Buchhandel erschienen ist, gebe ich gern zu, daß ich mich in meinem allzugroßen Vertrauen auf das Lexikon von Heinsius habe irreführen lassen.

Gegenüber der Versicherung Sauers, Herr Regierungsrat Dr. Glossy habe ihm die Erklärung abgegeben, daß er die Behauptung, er (Sauer) habe sich ihm gegenüber zum Empfange des bewußten Briefes einbekannt, niemals aufgestellt habe, kann ich nur konstatieren, daß Herr Regierungsrat Dr. Glossy in einem anfangs Januar von ihm selbst über diesen Punkt angeregten Gespräch mir erklärt hat, er könne sich nicht daran erinnern, mir etwas Derartiges gesagt zu haben.

In ausgezeichneter Hochachtung

Dr. Josef Kohm.

Wien, den 13. Februar 1904.

Bücher.

Dr. Bernhard Franke: „Der Ausbau des heutigen Schutzzollsystems in Frankreich und seine Wirkungen im Lichte der Handelsstatistik." **Leipzig 1903, Verlag von Duncker & Humblot.**

Ein mit anerkennenswertem Fleiße geschriebenes Buch aus der Schule von Schmoller und Sering. Dazu ein aktuelles Thema: in einer Zeit, in der Chamberlain mit Aufgebot aller Kräfte, mit Aufwendung auch zweifelhafter Mittel daran arbeitet, England, die alte Warte des Freihandels, in eine schutzzöllnerische Hochburg umzuwandeln, und niemand noch die Wirkung dieser die ganze Welt betreffenden, veränderten Politik auch nur annähernd genau vorauszusagen vermag, erscheint eine retrospektive Darlegung teilweise analoger Verhältnisse höchst willkommen. Entwickelt wird der Uebergang der französischen Handelspolitik von liberalen zu streng protektionistischen Prinzipien; mit gleicher Genauigkeit schildert der Verfasser die liberal-freihändlerische Periode (1860 bis 1887), die der entscheidenden Tarifreform von 1892 vorausging, wie die Kampfzeit (1887 bis 1892), die mit dem energischen Vordringen der Schutzzöllner und ihrem vollständigen Siege endet. Entscheidend ist die Tarifreform von 1892, weil sie den (von Jules Méline geleiteten) Schutzzöllnern die gewünschte protektionistische Regelung des Zolltarifwesens bringt, bei der es seitdem in Frankreich geblieben ist, wenn auch ein Zollkrieg mit der Schweiz, den die Tarifreform entfachte, ein das Prinzip durchbrechendes Abgehen Frankreichs von den fixierten Mindestsätzen des Minimaltarifs zur Folge hatte. Bezüglich der allgemeinen Wirkungen der neuen Schutzzollpolitik kommt der Verfasser auf Grund seiner Untersuchungen zu dem Resultat, daß „sie im ganzen keine irgendwie großartigen Erfolge aufzuweisen hat, daß sie es aber erreichte, eine ruhige, langsam fortschreitende Entwicklung der französischen Volkswirtschaft zu sichern". Die Tarifreform selbst „ist besser als ihr Ruf, sie ist in der Hauptsache das für die französischen Verhältnisse Richtige". Um zu diesen Resultaten zu gelangen, behandelt Franke mit großer Gründlichkeit und mit Aufwendung eines stattlichen handelsstatistischen Ziffernapparats, abgesehen von dem eigentlichen Hauptthema, auch die Entwicklung der französischen Landwirtschaft und die Agrarpolitik der neunziger Jahre, die Anwendung der Schutzzollpolitik auf die Kolonien — Frankreich ist die zweitgrößte Kolonialmacht der Erde —, die „im ganzen von der Schutzzollpolitik Nutzen gehabt haben", und schließlich auch die moderne Entwicklung der französischen Handelsmarine. Bezüglich der letzteren ist dem Verfasser auf Grund einer sehr eingehenden Analyse der Nachweis gelungen, daß die künstliche Staatshilfe der französischen Handelsmarine nur wenig geholfen hat: der Schiffahrt eines Landes, der bei dem [illegible] [illegible] Mangel an Frachtgütern eine Ueberzahl von Schiffshäfen, die alle mit zu hohen Generalunkosten erbaut sind, zur Verfügung stehen, können auf die Dauer auch die largesten künstlichen Subventionen nicht jenen natürlichen [illegible] ersetzen, den die normale, konzentrierte Frachtzirkulation darstellt. Die Ausführungen des Verfassers, soweit sie die Depopulation Frankreichs betreffen, bringen nichts Neues; wohl aber gehen von richtigem Gesichtspunkte aus die Bemerkungen über den mangelnden Unternehmungsgeist der französischen Kaufleute seit 1870, zu dem im vollsten Gegensatz das stark ausgeprägte Selbstvertrauen der deutschen Industriellen steht. Und ebenso richtig sind die Ausführungen über die [illegible] Regierungen Frankreichs, die „getrieben durch die Forderungen der [illegible] parlamentarischen Mehrheit, Ruhe und Ordnung im Innern [illegible] [illegible] aufrechthalten konnten". Sicherem Vernehmen nach sollen in einem östlich von Deutschland gelegenen Staate ähnliche Zustände bestehen, einem Staate, dessen handelspolitische Geschichte übrigens noch zu schreiben wäre.

M. S.

[illegible] Bredenbrücker: „Die Flucht ins [illegible]" Erzählung aus Südtirol. Stuttgart 1904. Bonz [illegible]

Auf Richard Bredenbrücker habe ich schon einmal aufmerksam gemacht. Und er verdient es auch, daß ihm, wie ich lese, ein [illegible] [illegible] ist und Rosegger [illegible] geworden ist, hat man [illegible] [illegible] [illegible] Dramen behandelt, die für den Bauer [illegible] [illegible] [illegible] Schund- und Schand- an Romanen und an Heimat- [illegible] lich vergällt. Wir wollen nur noch wirkliches unverfälschtes Volkstum oder gar keines: daher die große Wirkung Gotthelfs, des Leutemalers, die überraschende Neubelebung Stifters, des Landmalers, und der lange, allzulange Schlaf Auerbachs, dem doch nur ein Gedankenrest zu tragen peinlich war. So hat sich auch Bredenbrücker in früheren Büchern als Leutemaler bedeutsam eingeführt. Unter dem Titel „Drei Teufel" erschien schon 1897 eine „Idylle von der Kehrseite", in der durch ein paar hundert Seiten vier steinalte und hundsgemeine Bettelleut, drei Weiber und ein Mann, die letzten Lebenstage einander schänden, während so nebenher das ganze Menschenleben aus diesen trüben und schmutzigen Spiegeln herausgrinst. Zu späteren Büchern sind ihm bäuerliche Gestalten von grandioser Tragik und voll kleiner Traurigkeit, sonderbare, selten nur komische Käuze, die die gute Schule Zolas und Anzengrubers bekunden, geraten. Diesmal zeichnet er, wie er dies gern tut, einen jener primitiven Kämpfer ums Recht (hier das Weib, das für den sterbenden Mann gestohlen hat, im Gefängnis saß, und dem man nun das eigene Kind vorenthalten will), der bei solchem Kampf gegen alle schmählich zugrunde geht. Eine fast überlange Exposition gibt mit wissenschaftlicher Treue ein Bild der erblichen Belastung, unter der diese Verbrecherin aus verlorener Ehre stand. Seine strenge Objektivität, die die Gestalten von Dichters Gnaden auch ganz allein ohne sichtbare Nachhilfe ihres Erzeugers für sich handeln und reden lassen will, zwingt den Verfasser zu etwas langen und mitunter steifen Mono- und Dialogen. Fühlen, Empfinden, Denken und Urteilen der Bauern sind wieder aufs echteste nachgefühlt und nachempfunden. Im südtiroler Dialekt, den der Rheinländer ja mit Meisterschaft beherrscht, gibt's doch einige tote Punkte. Das „ne" und „nen" (für „eine" und „einen") klingt doch fremd ins Ohr, der Gebrauch des Eigennamens ohne Artikel, Worte wie „allerdings" und „solch" wollen nicht recht tirolisch klingen. Man muß Bredenbrücker nicht eben aus seinem neuesten Buch kennen lernen, das obendrein auch in bekannter, an Krabbes Verlag gemahnender Weise „illustriert" ist; wer ihn aber kennt, der wird sich freuen, daß der eigenartige Dichter rüstig auf seinem Gebirgspfad weiter schreitet.

Rudolf Fürst.

Walter Kinkel: „Gedichte." Gießen 1904, J. Rickersche Verlagsbuchhandlung.

Herrn Kinkel „sprießen im Herzen Sehnsuchtswünsche, des ew'gen Seins Geheimnis aufzuschließen"; als Schlüssel sollen ihm wohl seine Gedichte dienen. Bald schreibt er Naturbilder, die neckisch und anmutig sein sollen, bald Liebeslieder (darunter recht ansprechend „Einsamkeit" II) — zumeist in Volkston-Imitation, oder er dichtet befreundete Damen der Reihe nach an, wobei er nach Art der Zeitungsgraphologen bei jeder ein Päckchen liebenswerte Eigenschaften aufzuzählen weiß; in der Hauptsache aber gibt er didaktische Poesie. Wenn's nur Poesie wäre! Aber Herr Kinkel hat den „Liebes-Geistes-Kuß" der Muse entschieden nicht empfangen, und während er im Schweiße seines Angesichts unter erstaunlichen Verdrehungen und Verrenkungen den Reimen seiner Sonette nachläuft, haben seine platten Ideen alle Mühe, mit ihrem Herrn und Meister einigermaßen Schritt zu halten — Ideen und Weisheiten der Art, daß Hochmut vor dem Fall kommt, daß der Pfaffe „einzig sinnt, wie die Kirche Macht gewinnt", und daß der Dinge Urquell noch keinem, weder Priester noch Laien, kund ward. Herr Kinkel hält sich nämlich für berufen, gleichwie Christus die Krämer aus dem Tempel trieb, mit schlechten Gedichten die Kirche von Priesterwirtschaft und Dogmenkram zu reinigen. Indes nur — trotz aller großen Worte, mit denen er sein Jahrhundert in die Schranken fordert, seine Seele ist matt wie Limonade, und seine „Gedichte" sind kaum mehr als hundert Seiten enggedruckte Trivialitäten.

L. A.

Revue der Revuen.

„Das freie Wort." R. H. Francé untersucht die „Jesuitische Naturwissenschaft". Die Jesuiten haben eine große „wissenschaftliche" Literatur. Sie beteiligen sich an allen modernen Problemen unserer Naturerkenntnis und sind Mitarbeiter an wissenschaftlichen Fachzeitschriften ersten Ranges. Wie es aber mit dem inneren Wert ihrer Arbeiten aussieht, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man die Arbeiten, welche die Gesellschaft Jesu publiziert, ein wenig näher ansieht. So bekennt sich P. Wasmann in seiner Studie „Konstanztheorie oder Deszendenztheorie?" als Anhänger der Abstammungslehre und legt eigene, wirklich interessante Untersuchungen vor über Ameisenarten, die aus einander entstanden sind. Trotz warnt er zugleich, aus dieser Tatsache allgemeinere Schlüsse zu ziehen, weil dadurch die Abstammungslehre in Frage gestellt werden könnte, welche ja die „notwendige Voraussetzung" für jede „vernünftige Entwicklungstheorie" sei. Nicht Lamarck, Darwin, Huxley, Spencer und Haeckel hätten das Verdienst an der Entwicklungslehre — sondern der heilige Augustin. Ein noch bezeichnenderes Beispiel für die falschen Anschauungen, welche die jesuitische Entstellung der Wahrheit aus ihren tendenziösen Naturerkenntnissen ableitet, ist die Schrift von P. Cathrein S. J. „Ueber die moderne evolutionistische Weltanschauung und ihre Folgen". Sie beginnt gleich mit dem unglaublichen Satz: „Heute kennen fast ausnahmslos alle, die den Glauben an den persönlichen Schöpfer aufgegeben haben, ausdrücklich auch das [illegible] [illegible] Dann folgt einer der törichten Sätze, mit welchen [illegible] der Jesuitenwissenschaft [illegible] unerkannt [illegible] hat. Der [illegible] Zeitalter" liest auf Seite 17[illegible]: Die Folgen der evolu- [illegible] [illegible] sind. [illegible] die Zunahme des Mädchenhandels, [illegible] [illegible] der modernen [illegible] und Schwindel- [illegible] [illegible] [illegible] und der Unzucht [illegible] und der [illegible] Literatur und [illegible] von den angeblichen „Folgen" so [illegible] der [illegible] werden muß, es hier wiederzugeben.

„L'Humanité Nouvelle" brachte kürzlich einen seltsamen Aufsatz: „Verbrechen und Verbrecher." Es ist die Wiedergabe eines Vortrages, den der Advokat Dr. C. S. Dawson vor den Sträflingen des Gefangenhauses zu Chicago gehalten, und man muß die Toleranz des Direktors bewundern, der das geschehen ließ. Dr. Dawson ist nämlich der Ansicht, daß man für die Verbrechen, die begangen werden, lediglich die Gesellschaft verantwortlich zu machen habe. Die Verbrecher seien von Haus aus vermutlich nicht schlechter als die anderen Leute, und deshalb sollte es gar keine Gefängnisse geben. Gewiß würde mancher von den Zuhörern ihm gern seine Börse ziehen, aber im täglichen Leben werde man nicht minder bestohlen. Entweder sind es die Gas- und Elektrizitätsgesellschaften, die sich ungebührlich bereichern und einen Dollar für etwas verlangen, was 25 Cents wert ist, oder man brennt Petroleum und wird von Mr. Rockefeller und Konsorten ausgebeutet. Wenn viele Verbrecher rückfällig würden, so bewiese das nicht ihre unverbesserliche Schlechtigkeit, sondern nur, daß sie durch die wirtschaftlichen Verhältnisse dazu gezwungen seien. Im Winter werden weit mehr Vergehen begangen als im Sommer, einfach, weil die Not da größer sei, und es vielen verlockend scheint, im Strafhaus eine Unterkunft zu finden. Schon Buckle habe konstatiert, daß die Zunahme der Verbrechen stets mit der Erhöhung der Preise für Lebensmittel Hand in Hand gehe, und wenn das Petroleum teurer wird, so verfallen so und so viele Handarbeiterinnen mehr der Prostitution, wofür nicht die armen Mädchen, sondern die Herren vom „Trust" verantwortlich zu machen seien. Es ist die Armut, die Not und nicht die Verderbtheit, die die Menschen zum Verbrechen treibt, und je mehr sich der Reiche auf Kosten der Armen bereichert, desto schlimmer wird der Zustand, dem nur durch eine gründliche wirtschaftliche Umgestaltung abzuhelfen sei. Die wahren Schuldigen laufen frei herum, und sei es dem Staat wirklich um eine Besserung seiner Bürger zu tun, so sollte er mit den großen und nicht mit den kleinen Dieben den Anfang machen.

„Pall Mall Magazine" enthält ein Interview, das Harold Begbie mit dem General Booth, dem Gründer und Führer der Heilsarmee, vorgenommen und das den originellen Mann von mancher neuen Seite zeigt. Durch ein seltsames Spiel der Natur hat der Mann, dessen ganzes Leben von höchstem Idealismus geleitet, nur humanitären Bestrebungen geweiht ist, das Aussehen eines Raubvogels. Auch seine Stimme ist rauh, was jedoch eher auf seine geringe Erziehung, als auf sein Wesen zurückzuführen ist, denn General Booth ist ein sehr schlichter und eigentlich ganz ungebildeter Mann. Er hat auch nicht das hinreißende Feuer eines Fanatikers, und doch übt er eine unglaubliche Gewalt über die Menschen aus und ist ein organisatorisches Genie, ein geborener Volksführer. Er hat sehr seltsame Ideen und bekämpft die Sünde nicht so sehr als eine Beleidigung Gottes, sondern als den schlimmsten Feind der Menschheit, den Zerstörer alles irdischen Glückes. Deswegen muß in jeder Weise gegen sie zu Felde gezogen werden und zu diesem Zwecke organisiert der General seine Armee und drillt sich seine Offiziere, wie die römische Kirche sich ihre Priester drillt, nur mit noch mehr weltlichem Verständnis. Nichts ist da dem Zufall überlassen und obwohl in jeder Weise auf Dezentralisation hingearbeitet wird, weiß der General doch genau, was in jeder der Zweigniationen vorgeht. Aber gleichwohl glaubt er fest daran, ein dauerndes Werk geschaffen zu haben, daß durchaus nicht mit seiner Person steht und fällt, sondern nach seinem Tode genau so fortbestehen wird; denn: „in unseren Schulen werden die Leute zu Seelenfängern erzogen, und die Schar unserer Anhänger, die für Gott kämpfen und Christus Seelen zu gewinnen suchen, wird täglich größer". Der General ist fest davon durchdrungen, daß jeder Mensch mit verbrecherischen Anlagen geboren wird. Er selbst war sogar in dieser Hinsicht schwer erblich belastet, denn sein Vater war von großer und ziemlich skrupelloser Habgier, machte ein großes Vermögen und starb an gebrochenem Herzen, weil er es wieder verlor. „Ich habe die Habgier von ihm geerbt," sagte der General und krümmte dazu die hageren Finger gleich Klauen, „auch ich will immer nehmen"; nur daß sein Wille zur Macht sich in den Trieb verwandelt hat, die Seelen unter seine Gewalt zu bekommen und sie dem Heile zuzuführen.

Lady Godiva.

Von **Max Mell.**

I.

In einer Nacht hatte der Graf Leofric zwei Schicksale in seine rauhe Hand bekommen. Er hatte der aufrührerischen Stadt Coventry, die ihm untertan war, die Tore erstürmt und war siegreich eingezogen; und er hatte seine Braut zur Frau gemacht. Während er Freier war, hatte sich die Stadt gegen ihn empört; und als er zurückkam mit seiner Braut, tat er den Schwur, sie nicht anzurühren, ehe der Widerstand der Krämer vernichtet war. Und er war in sein Schloß getreten und hatte aus der fackelzerflatterten Dunkelheit der Torwölbung den Bürgern zugerufen: Mein Hochzeitstag hat keine Stunde mehr für euch; ihr mögt zittern bis morgen früh!

Der Morgen des Vorfrühlings war wundervoll aufgegangen. Und zwei Zerbrochene sahen einander in die tief traurigen Augen. Das war Lady Godiva, die fröstelnd in der Morgenluft am Fenster des hohen Schlafgemachs saß und sich einhüllte mit zitternden Bewegungen, und das war die Stadt, die sich um die steinernen Füße des Schlosses klammerte, um Erbarmen flehend. Das war Lady Godiva, die umsonst nach Kindertränen rang: die letzten waren beim Abschied von der Mutter geflossen. Das war Lady Godiva, die umsonst an die trauliche Stube mit dunklem Gebälk und freundlichem Kaminfeuer dachte; nun war sie weit, schmählich verhandelt an einen Kriegsmann, dem der Zorn in den Augen saß. Das war Lady Godiva, deren Seele umsonst nach einer anderen Form schrie, denn die ihre war in den Fäusten der Gewalt gewesen, von der sie vorher nichts gewußt hatte. Ihr Körper war wertlos geworden und die Seele wollte nicht mehr in ihm hausen und quälte sich ab und weinte in unbegriffener Sehnsucht.

Und das war die Stadt Coventry, die ihre Augen nicht geschlossen hatte diese Nacht. Die Glocken ruhten in ihren Stühlen und begrüßten den Morgen nicht, sondern zitterten mit wehem Klang. Die Fensterscheiben glühten mit Bangen im ersten Tagesschein, und der steinerne Held am Brunnen knickte in die Knie. Die Häuser sanken in sich ein, und hilflos starrten die Rauchfänge in die Luft. Die Tauben verkrochen sich in die Lücken und Zacken an den Türmen der Kathedrale, die einzig stolz zu steh'n verstand, obwohl ihre Orgel schwieg und ihre Heiligen schmerzvoll die erstarrten Gesichter zum Himmel hoben.

Wie das Lady Godiva sah, brach ihr vor Mitleid mit der Stadt fast das Herz. Sie bog sich aus dem Fenster und ließ ihr lichtes Haar im Winde wehen, und streckte ihre Hände aus, als wollte sie die geduckten Häuser streicheln und versöhnen, und ihre blutroten Lippen flüsterten: Sei gut, sei gut, wir haben Ein Geschick. Und da kamen ihr endlich die Tränen, und einige fielen hinab. Hinter ihr aber stand Graf Leofric, der nun erwacht war und sie mit harter Hand vom Fenster zurück zu sich bog. Sie sank an ihm nieder, zeigte beim Fenster hinaus und bettelte: Tu ihnen nichts, tu ihnen nichts. Er lachte, hob sie empor und sah sie mit Blicken an, daß ihr war, als stünde sie in einem Feuerbrand.

Es wurden Bürger gemeldet, die in Unterwürfigkeit vor dem Schloßtor stünden. Der Graf ließ sie kommen. In dem großen Saal stand das lautlos eingetretene erbärmliche Häuflein schwarzgekleideter Krämer, die jeder sein Haupt zu Markte zu tragen dachten. Jedes Wort hörte Lady Godiva in das Schlafgemach, wo sie auf dem Bette saß. „Ihr habt Tod und Plünderung und Raub hundertfach verdient, eure Kinder sollte man erwürgen und eure Weiber schänden. Aber ich will euch ein gnädiger Herr sein. Ich will euch keine Steuer und keine Buße auflegen; in eurer Hand soll freilich euer Geschick nicht mehr sein, denn ihr seid zu töricht dafür. Ich lege es in die Hände meiner Frau, eurer Herrin. Wenn sie es über sich bringt, nackt durch eure Straßen zu reiten, so sollt ihr frei von aller Strafe ausgehen." Lady Godiva sprang auf und lief ans Fenster. Da sah sie hinab und fragte ganz unwillkürlich mit erstaunten, glücklichen Augen: „Wer bist denn du?"

II.

Die Bürger versammelten sich auf dem Marktplatz und in ihrem Rathaus und entsendeten einen Boten an ihre Herrin: alle hätten geschworen, sich in ihren Häusern zu halten. Kein unheiliger Blick sollte ihren Körper, der sich opferte, treffen. Lady Godiva hörte kaum hin, was die sagten, sondern, als sie sich ausgezogen hatte, bestieg sie das Pferd, das eine ihrer Dienerinnen führte, und schloß die Augen und faltete die Hände in ihrem Schoß und kauerte sich zusammen auf dem edlen Tier. Später erst tat sie die Augen halb auf und spähte durch die Lider, und da sah sie sich mitten unter den Häusern, durch deren schwankende Reihen sie getragen wurde, mit den hohen Mauern und vielen Fenstern und Gittern und Holzverkleidungen, und Bänke gab es vor den Toren, über diesen aber wunderliche Abzeichen; andere Häuser waren wie zusammengedrückt von den Nachbarn, die sich vordrängten, und die Gasse wurde schmal und ein Pflock stand mitten darin, und Stufen gingen zur nächsten Gasse hinab. Ein Brunnen aber rauschte irgendwoher, und in die Wand eines grauen Klosters gebaut stand ein Heiliger von Stein, und in einem Winkel stand ein Bäumchen, das erste Blüten an den nackten Zweigen trug. Und alles dies hatte die Gebärde eines Schauenden: alles war tote Augen auf sie gerichtet, lautlos und andächtig versunken in das Schauspiel ihrer Herrlichkeit, mit der Scheu und Ehrfurcht eines still bewundernden Knaben. Ihr war, als wollten die Gassen, in die sie kam, auf sie zu und ihr die Hände küssen mit Bescheidenheit und verhaltenem Sehnen, wie sie es hatte gegen den Frühling, wenn sie wußte, daß er in ihrer Nähe war. Und wenn sie zurückblickte, lagen die Häuser [illegible] und hatten die Augen geschlossen wie einer, der [illegible] und alles festhalten möchte aus dieser [illegible] Stunde. Godiva mußte lächeln und leise [illegible] Augen, wohlig und vielleicht glücklich; und im Schoß [illegible] ihre Seele nicht mehr mit dem Körper, sondern es war [illegible] diese [illegible] als sei er nun ein [illegible] einer [illegible] die nun vieles weiß.

III.

Ueber eine Zeit wurde der Graf Leofric bettlägrig, weil er in vielen Dingen nicht das rechte Maß einhielt, und Lady Godiva pflegte ihn, wie es ihr zukam. Der Graf lachte sie aus, wenn sie traurig war; indes begann sie davon zu sprechen, wie ihr Ritt durch die Stadt gewesen sei, und da sie meinte, sie müsse wahrhaftig sein, so gestand sie ein, daß sie eine große Angst seit damals habe, und sie wisse kaum, warum; und ob er sich nicht vor etwas fürchte, was ihm von der Stadt drohe. Der Graf sagte, die feigen Krämerseelen würden nicht wagen, sich zu rühren, und wenn, so wolle er ihnen mit seiner kranken Faust den Schädel einschlagen. Das sei es nicht, was sie fürchte, sprach sie, sondern sie glaube, es ginge um sie; da lachte der Graf heraus und rief: „Es wird dich wohl niemand gesehen haben, der's mit mir aufnähme!" Dann erzählte er, es ginge ein Gerede, daß ein Mann heimlich beim Fenster hinausgesehen hätte und zur Strafe sogleich blind geworden wäre.

Spät am Abend hatte der Graf stärkeres Fieber. Sie achtete aber nicht auf ihn, sondern schritt eilig an seinem Bette vorbei und rief ihren Dienerinnen. Mit zitternden Fingern legte sie sich einen Schleier über das Haupt und sprach: „Es geziemt sich, da unser Herr krank ist, zu Gott zu beten; und darum sollt ihr mir in die Kathedrale folgen." Sie stiegen hinunter und gelangten in die Kathedrale. Nach einem kurzen Gebet sprach Lady Godiva: „Es geziemt sich, daß ich beichte vor Gott dem Herrn und seinen Dienern Geld gebe, auf daß sie zu leben haben." Die Dienerin sprach, es werde kein Priester mehr da sein; aber sie verschwand in die Sakristei; von dort betrat sie mit unhörbaren Schritten den freien Platz und huschte in eine Gasse. Etwas in ihr zwang ihren bebenden Körper in die Straßen. Mit einer Hand berührte sie die Häuser; warum, wußte sie nicht. Sie lief über das höckerige Pflaster silbern wie der Mondschein. Sie griff an die Fenster; denn ihr war, als seien überall die Augen der Häuser zu, und die Leute drinnen bekreuzten sich und meinten, das war eine Fee. Sie tastete mit ihren Füßchen wie zögernd über den Weg, um zu wissen, was sie unter sich hatte, und lief dann wieder schneller. Es kam eine große Unruhe über sie; sie war enttäuscht über die Stadt; denn wo sie Lichter in den Fenstern sah, war ihr, als hätte sich dorthinein die Stadt in sich selbst zurückgewendet und achtete ihrer nicht, und die Schatten wuchsen so unbestimmt hoch in den engen Gassen, als wären die Gebäude blind, oder hielten den Schild der Dunkelheit vor ein kostbares leuchtendes Innere. Da sah sie auf einmal in einem Häuserwinkel Tische stehen mit Windlichtern und blitzenden Kannen, und Männer saßen herum und erzählten sich laut, und das Licht schien über die Gesichter zu huschen, wenn sie ihre Köpfe bewegten, mit starken Schatten machte ihr Lächeln seltsam vertieft und ließ die Bewegungen ihrer Hände wie breite Nachtfalter an sich vorbeischwimmen. Von dort hörte Lady Godiva ihren Namen, was ihr sehr wunderbar klang. Man sprach zu einem Mann, der blind war und ein Dichter.

„Wohlauf fag an, mein guter Tom, was hast du geseh'n, als die Lady durch die Straßen ritt? War es genug, um dafür Blindheit auf sich zu nehmen?"

„Glaubt doch nicht, ich wäre zur Strafe blind geworden!" versetzte der Dichter. „Aus Ehrfurcht bin ich erblindet, denn meine Augen sagten: ‚Wir wollen nach dieser Schönheit nichts mehr zu uns lassen, denn das könnte den Besitz solcher Kostbarkeit antasten; die anderen Glieder mögen dem täglichen Leben dienen, wir aber wollen uns davor abschließen als Schatzhalter des Edelsten, was zu gewinnen war.' Aber ich fürchte sehr, daß meine Augen nicht die Kraft haben, allein zu sein . . daß von den anderen Sinnen manches hinüber gleite und das Bild schwankend mache und haltlos; denn sie wissen nichts von Lady Godiva."

Auf das sagten sie nichts, und so fuhr er fort: „In meinen Augen muß die Sehnsucht der ganzen Stadt gebrannt haben, [illegible] unsere Herrin ansah. Denn die ganze Stadt [illegible] dem armen Dichter, für den sie vorher nichts hatte, und ich bitte gar nicht darum: ich bete nur zur Heiligen Jun[illegible] mir das heilige Bild in dem schönsten Saal meiner [illegible]."

Damit stand er auf und ließ die Zechenden allein und tappte an der Wand die Gasse hinab, wo Lady Godiva stand. Sie wich ihm aus und folgte ihm lautlos. So kamen sie bis in eine Ecke, wo die Häuser an die Kathedrale angebaut waren, [illegible] die Leute wollten im Schutz der Kirche wohnen; und [illegible] im Winkel eine Mauernische mit einer [illegible]

schwangen im Bogen und zu Türmen anstiegen. Dies alles harrte in sehnsüchtigem Schweigen, und da sie bemerkte, daß die Stadt die gespannte Miene Eines hatte, der fürchten muß, sein Liebstes werde sich ihm versagen, fühlte sie mit einem plötzlichen Schreck, daß sie auch keine andere Gebärde habe und sich aus regloser Steifheit nicht befreien konnte, obwohl ihre Seele jauchzte vor Liebe. Aug in Aug standen sie. Bis sich dieses Dunkel belebte und sich zu ihr neigte, aus seiner Schattenhaftigkeit heraus. Darauf hatte ihr Zagen gewartet; nun breitete sie die Arme aus und rief mit halb erstickter Stimme: „Nimm mich, denn ich bin Lady Godiva. — — — Du mußt es selbst erkennen, daß ich Lady Godiva bin. — — — Dieses kann doch nur Lady Godiva sein!"

IV.

Gegen Morgen verlangte Lady Godiva Einlaß ins Schloß; denn sie glaubte, daß irgend etwas, vielleicht ein Gesetz, vielleicht eine Pflicht sie dorthin zurückziehe. Man sah sie schen an, denn man wußte nicht, woher sie kam. Sie schrak zusammen, als hinter ihr das Tor zufiel, und wandte sich hastig um; sie erblickte nur die lichten Fugen am Boden, und tiefe Traurigkeit kam über sie. Wie eine, die ein Opfer zu bringen hat, hob sie das Haupt und ging die Steinstiege hinauf. Und da kam es wie ein Schwindel über sie, als wäre das nicht ihr richtiger Weg, oder doch einer, vor dem sie sich fürchten müßte, denn, weil sie ihn jetzt betrat, würde sie ihn nicht zurück in die Stadt gehen können, sondern man würde sie abhalten und vielleicht einsperren, wo sie die Stadt nicht mehr sähe. Sie meinte, daß sie dann wohl sterben müßte, aber auch daß sie das Leben nicht ertrüge, wenn sie täglich die Stadt zu ihren Füßen sähe, ohne daß sie ihr etwas zu geben vermöchte. Indem war ihr, das sei gar nicht sie, die da vor der Tür zu ihres Gatten Gemach fast verzagen wollte, sondern die wirkliche Lady Godiva reite immerzu nackt durch eine Stadt, welche eine Seele ist. So kam wunderbarer Trost in sie, und Wille, nichts Böses und Grauenhaftes an sich herankommen zu lassen. Der Graf aber drehte sich herum in seinem Bett und sah sie forschend an, ohne ein Wort zu sprechen. Sie legte sein Schwert vor ihn auf die Decke und sagte: „Töte mich. Denn ich habe mit der Stadt die Ehe gebrochen."

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die Wochenschrift „Die Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

OESTERREICHISCHES ERZEUGNIS! NEUHEIT!
KLEINOSCHEG DERBY SEC

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
Telephon Nr. 12801 „Observer" Telephon Nr. 12801.
WIEN, I. Concordiaplatz Nr. 4
liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis und franco.

Die Zeit.

XXXVIII. Band. Wien, den 27. Februar 1904. Nummer 491.

Rußland und Europa.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß es — außer den Russen selbst und den in ihrem Banne stehenden französischen Chauvins — politisch denkende Menschen geben könnte, die in dem ostasiatischen Streite einen Sieg der russischen Waffen herbeiwünschen. Und doch läßt sich just gegenwärtig auch unter den Deutschen mancher wunderliche Anfall von Russomanie beobachten. Wie es scheint, ist für deutsche Politiker oft das gerade, einfache Denken so schwer, wie für andere das komplizierte. Sie lieben die Grübelei, die philosophischen Umwege. Sie zerbrechen sich den Kopf über ferne Zukunftsgefahren, die ein Sieg der „gelben Rasse" heraufbeschwören könnte, während das Wachstum der zunächst doch weit gefährlicheren russischen Macht ihnen wenig Bedenken einflößt. Daß eine sich „streng national" und noch dazu „realistisch" nennende Anschauungsweise lieber dem sicheren Feind von heute als dem möglichen Feind von Gott weiß wann Erfolge gönnt, das ist doch eine Verschrobenheit, die schon ans Groteske grenzt. Wer gesunden Menschenverstand besitzt und sich nicht geradezu anstrengt, ihn krank zu spintisieren, muß ja wohl einsehen, daß es zugunsten der deutschen und österreichischen Interessen gar keine glücklichere historische Fügung geben konnte als diesen ostasiatischen Krieg mit den schweren Opfern und Demütigungen, die er Rußland auferlegt. Hier hat sich die Tücke der russischen Politik einmal in ihrem eigenen Netze gefangen, hier wird ihr Hochmut wohl endlich wieder gebrochen werden.

Man erinnere sich nur, wie Rußland zu allen Zeiten europäische Verwicklungen gefördert oder doch rücksichtslos ausgenützt hat, um sich auf fremde Kosten zu bereichern. Der spanische Erbfolgekrieg, der die ganze zivilisierte Welt von damals in Atem hielt, gab Peter I. die Möglichkeit, seinen asiatischen Barbarenstaat zu einer europäischen Großmacht zu erheben. Von da an hat der Gegensatz zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg, und seit Friedrich dem Großen besonders der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich der russischen Politik stets die erwünschte Gelegenheit geboten, im Trüben zu fischen. Je tüchtiger man sich im Westen schlug, desto freiere Hand hatte Rußland im Osten. Mit Leidenschaft predigte der Zarenhof, der immer nur die polnische und türkische Beute im Auge hatte, den alten legitimen Mächten den Kreuzzug gegen die französische Revolution. Als dann der lachende Erbe der Revolution, Bonaparte, das alte Europa aus der stolzen Offensive in eine kümmerliche Defensive zurückdrängte, schloß das Zarentum mit ihm den Bündnisvertrag von Tilsit, die niedrigste und zynischeste Diplomatenleistung der ganzen neueren Geschichte. Alexander I. verriet den preußischen Bundesgenossen, gab die legitimistischen Grundsätze, gab das ganze mittel- und westeuropäische Staatensystem preis, wogegen er sich volle Freiheit des Länderraubs im Osten sicherte. Diese russische Verhetzungs- und Ausbeutungspolitik ist bis in die jüngste Zeit mit Erfolg fortgesetzt worden. Sie hat aus dem Völkerhaß, der leider eine unauslöschliche Nachwirkung des letzten deutsch-französischen Krieges ist, einen Profit gezogen, dessen Milliarden kaum zu zählen sind. Nun aber ist sie an einem kritischen Punkt angelangt. Man ahnt das Walten einer historischen Gerechtigkeit, wenn man sieht, wie Rußland jetzt im fernsten asiatischen Osten seine militärischen und finanziellen Kräfte aufs äußerste anspannen muß, während sich gleichzeitig im europäischen Orient, dem alten Lande der russischen Schwindel, ernste Entscheidungen vorbereiten. Die Balance zwischen Ost und West ist der Hand, die sie so lange und so geschickt geübt, endlich entglitten.

Und wie für die [illegible], so ist auch für den [illegible] des Moskowitertums ein Tag der Abrechnung gekommen. [illegible] oft und wie schwer hat Europa unter dem Hochmut [illegible] Autokratie gelitten, die ihre Hilfsmittel für unerschöpflich [illegible] Macht für unbesiegbar ansahen, während sie doch erst der [illegible] ernsthaften Kampfes gestellt [illegible] Rußland war als Bundesgenosse [illegible] Feind. Deutsche und Oesterreicher [illegible] die Franzosen werden es vielleicht auch einmal wissen. Mit welcher dreisten Geringschätzung sprachen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die russischen Militärs von den „feigen Oesterreichern", die sich von Napoleon hatten schlagen lassen, wie bramarbasierten sie in ihrem „blinden, dummen und unverschämten Nationalstolz", der den klugen Gentz so sehr anwiderte und erbitterte, und wie unfähig und jämmerlich erwiesen sie sich dann an dem Schlachttage von Austerlitz. Die mitgeschlagenen Oesterreicher freuten sich fast über die Niederlage der anmaßenden Verbündeten. Ganz ähnlich ging es 1849 her, als die ungarische Insurrektion mit russischer Hilfe niedergeworfen wurde. Nach den offiziellen russischen Berichten hätten die österreichischen Truppen in Ungarn überhaupt nichts getan, als sich von den Russen „retten" zu lassen. Die zwei russischen Divisionen, die Haynau als Reserve zugeteilt waren, mußten „den Fall Oesterreichs verhindern". Haynau haßte die treuen Alliierten aufs grimmigste und er geriet außer sich vor Wut, als Paskiewitsch die bekannte taktlose Meldung nach Petersburg ergehen ließ, „Ungarn liege zu den Füßen des Zaren". Der russische Hochmut, der sich den Schwachen stets so fühlbar machte, pflegte aber, wenn er einmal auf festen Widerstand stieß, recht kleinlaut zu werden. Wie schmachvoll verlief der Krimkrieg, wo das große Reich gegen die verhältnismäßig nicht sehr bedeutende Belagerungsarmee, die vor Sebastopol stand, kein ausreichendes Entsatzheer zusammenbringen konnte. Und war nicht auch der russisch-türkische Krieg von 1877/78 mit seinen vielen Niederlagen, seinen späten, teuer erkauften Siegen und seinen spärlichen, vom Berliner Kongreß diktierten Ergebnissen ein ungeheurer Mißerfolg? Trotz all dieser Erfahrungen läßt sich Europa immer aufs neue von der räumlichen Ausdehnung Rußlands, von den auf dem Papier ausgerechneten Armeeziffern und von den Allmachtsallüren des Zarentums einschüchtern. Danken wir es der japanischen Staats- und Kriegskunst, daß sie mutig darangeht, diesen Nimbus zu zerstören.

Häusser hat aus den preußischen Archiven ein Staatsmemoire vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts mitgeteilt, das die für Preußen möglichen und nützlichen Allianzen erörtert. Es heißt darin mit Bezug auf Rußland, dieses Land der Palastrevolutionen, „das sich für unüberwindlich hält, weil es Türken und Polen geschlagen hat, das seine Hilfsquellen für unerschöpflich ansieht, weil es so viel Geld haben kann, als Papier und Druckerschwärze im Lande vorrätig sind", erscheine als Verbündeter von sehr zweifelhaftem Werte. So richtig hat man schon damals in Berlin die Fäulnis und Schwäche des riesenhaften russischen Staatskörpers erkannt. Ein Reich, das den halben Erdball umspannt und dabei nach einer einheitlichen bureaukratischen Schablone, ohne Mithilfe einer freien Selbstverwaltung, ohne öffentliche Kontrolle, ohne Vertretungskörper und Preßfreiheit regiert wird, das klassische Land der Beamtenkorruption, des Lieferantenschwindels, der Bestehlung öffentlicher Kassen — es wäre doch ein in aller Welt Historien unerhörtes Wunder, wenn solch ein Staat in schweren Krisenzeiten sich als gesund, robust und widerstandsfähig bewähren sollte. Ist es ein Zufall, daß Rußland, das angeblich [illegible] kriegsbereite, nie wirklich gerüstet ist, wenn ein Krieg beginnt? Alles an diesem despotischen System ist Lüge, innen und außen, von der Volksbeglückungsphrase bis zur Weltherrschaftslüge. Warten wir ruhig den Zusammenbruch ab. **E. W.**

Der russisch-japanische Krieg und die Neutralen.

Von Prof. Dr. Karl Freiherr v. Stengel [illegible]

Die Spannung, welche Monate [illegible] Japan bestand, hat nun [illegible]

golische Volk, das sich mit europäischer Zivilisation ernstlich bekannt machte, zum Kriege treiben mußten. Es liegt eine gewisse Tragik, für manche vielleicht etwas Komisches darin, daß der Zar, der seinerzeit die Haager Friedenskonferenz veranlaßte, von der die bekannten utopistischen Schwärmer ein goldenes Zeitalter des ewigen Friedens datieren zu können glaubten, an sich selbst erfahren muß, daß die Weltgeschichte nicht mit Rosenwasser und Friedenspalmen, sondern mit Blut und Eisen gemacht wird, und daß unter Umständen die schönsten Schiedsgerichtskonventionen nicht von der Notwendigkeit befreien können, zu den Waffen zu greifen.

Welchen Verlauf der ausgebrochene Krieg nehmen und wer schließlich aus demselben als Sieger hervorgehen wird, läßt sich natürlich nicht vorhersagen. Jedenfalls besteht allgemein der Wunsch, daß der russisch-japanische Krieg, den man wohl als den ersten Akt des unvermeidlichen Kampfes zwischen der weißen und der gelben Rasse um die politische und wirtschaftliche Herrschaft in Ostasien und darüber hinaus bezeichnen kann, lokalisiert, das heißt auf die jetzigen Kriegsparteien beschränkt bleiben möge. Wenn dies aber auch gelingen wird, wird sich doch der gegenwärtige Krieg für alle europäischen Staaten mittelbar wirtschaftlich und politisch geltend machen, zumal ja die hauptsächlich in Betracht kommenden Mächte, Deutschland, England, Frankreich und die Vereinigten Staaten, in Ostasien mit Landbesitz beteiligt sind. Die wirtschaftlichen Folgen, die sich aus dem russisch-japanischen Kriege für Europa und Amerika ergeben werden, beziehungsweise ergeben können, sind hier nicht weiter in Betracht zu ziehen, dagegen soll kurz die völkerrechtliche Stellung der Neutralen erörtert werden.

Neutral sind diejenigen Staaten, welche an einem Kriege dritter nicht beteiligt sind und daher für ihren Bereich den Friedenszustand aufrechterhalten. Insbesondere ist das Land- und Wassergebiet neutraler Staaten selbstverständlich vor Feindseligkeiten geschützt; die Kriegführenden dürfen dasselbe nicht zum Kriegsschauplatz machen. Trotzdem sind die Neutralen durch den zwischen dritten Staaten ausgebrochenen Krieg keineswegs ganz unberührt. Vielmehr sind sie verpflichtet, keinen der Kriegführenden gegenüber der anderen Partei in bezug auf die Kriegführung irgendwie zu unterstützen. Diese Verpflichtung zur Neutralität, beziehungsweise Unparteilichkeit macht sich bis zu dem Grade geltend, daß die Neutralen es unterlassen müssen, einem der Kriegführenden auch solche Vorteile zuzuwenden, die in Friedenszeiten völkerrechtlich gleichgültig sind, während des Kriegszustandes aber als Förderung der militärischen Interessen der einen Partei gegenüber der anderen erscheinen. Im einzelnen ist den Regierungen neutraler Staaten verboten, Truppen, Kriegsschiffe oder Transportschiffe für Truppen, Waffen, Munition oder sonstige für Kriegszwecke taugliche Gegenstände oder Kriegsproviant und dergleichen einer Kriegspartei zur Verfügung zu stellen oder diese durch Subsidien zu unterstützen. Ebenso darf kein neutraler Staat die Anwerbung von Truppen und Mannschaften und die Ausrüstung von Kriegsschiffen und Kapern oder den Durchmarsch von Truppen oder die Durchfahrt von Kriegsschiffen durch seine Binnengewässer gestatten, oder einer Kriegspartei das eigene Gebiet, Häfen oder Küstengewässer als Stützpunkt militärischer Operationen überlassen. Werden Truppenteile einer Kriegspartei während kriegerischer Operationen auf neutrales Gebiet gedrängt, so müssen sie von der neutralen Regierung entwaffnet und interniert werden. Die Verletzung der Neutralitätspflichten berechtigt die durch das Verhalten des neutralen Staates geschädigte Kriegspartei denselben in besonders schweren und dringenden Fällen als Feind zu behandeln, außerdem aber Entschädigung von ihm zu verlangen.

Die Regierungen neutraler Staaten sind ferner auch verpflichtet, zu verhindern, daß ihre Angehörigen von ihrem Gebiete aus die eine oder andere Kriegspartei unterstützen, während sie nicht gehalten und auch nicht in der Lage sind, außerhalb ihres Gebietes ihre Angehörigen zu beaufsichtigen und für die Kriegführenden gewissermaßen die Polizei zu handhaben. Andererseits sind sie aber auch nicht für das verantwortlich, was ihre Angehörigen außerhalb ihres Gebietes tun, dafür haben diese selbst einzustehen. Im weiteren gilt, was die Stellung der Untertanen neutraler Staaten anlangt, der Grundsatz, daß der friedliche Verkehr, namentlich der Handelsverkehr mit den Kriegführenden und den Angehörigen nicht untersagt ist. Jedoch ist es selbstverständlich, daß der Ausbruch eines Krieges unvermeidlich gewisse Wirkungen auch auf den Handelsbereich der Angehörigen neutraler Staaten [illegible] [illegible] Beziehung zumal im Falle einer Blockade und [illegible] das Gebiet der Kriegskonterbande [illegible].

Unter Blockade versteht man [illegible] die Absperrung eines Hafens, einer Flußmündung oder eines ganzen Küstenstriches durch Kriegsschiffe oder durch Kriegsschiffe und Truppen. Die Blockade muß aber, um die beabsichtigte völkerrechtliche Wirkung zu erzielen, nach der sogenannten Pariser Seerechtsdeklaration vom Jahre 1856 eine sogenannte effektive sein — im Gegensatz zu der sogenannten Papierblockade — das heißt, die feindliche Militär- oder Seemacht muß hinreichend sein, um den Verkehr mit dem blockierten Platz oder Küstenstrich unmöglich oder doch sehr gefährlich zu machen. Ist dies der Fall, so ist es den Handelsschiffen nicht bloß der Gegenpartei, sondern auch der neutralen verboten, in den blockierten Hafen zu fahren oder denselben zu verlassen. Bricht ein Schiff die Blockade, so wird es weggenommen und konfisziert, weil es den Zweck der Blockade, die Verkehrsverbindungen des blockierten Platzes abzuschneiden, vereitelt, und der Gegner auf diese Weise unterstützt wird.

Was sodann die Kriegskonterbande anlangt, so versteht man darunter alle Waren, die zur Kriegführung besonders gebraucht werden und geeignet sind, die Zerstörungskraft und Widerstandsfähigkeit der Kriegführenden zu erhöhen und zu stärken. Was im einzelnen als Kriegskonterbande zu betrachten ist, ist allerdings nicht unbestritten. Während Waffen jeglicher Art, Munition, Ausrüstungsgegenstände für die Truppen usw., dann Mannschaften, die einer Kriegspartei zugeführt werden, zweifellos als Kriegskonterbande gelten, ist es bei anderen Sachen, die unmittelbar für Kriegszwecke verwendet werden können (Eisen, Bauholz, Segel und dergleichen), zweifelhaft, beziehungsweise sie können nur dann als Kriegskonterbande betrachtet werden, wenn aus den Umständen die Absicht der Stärkung der Kriegsmacht des Gegners durch Zuführung der betreffenden Gegenstände sich ergibt. Unter dieser Voraussetzung können selbst Lebensmittel, wenn sie dem Gegner unmittelbar zugeführt werden, als Kriegskonterbande betrachtet werden. Auch feindliche Staatsdepeschen kommen unter Umständen als Konterbande in Betracht. Um die in dieser Hinsicht möglichen Zweifel zu beseitigen, erklären nicht selten die Kriegführenden bei Beginn des Krieges, was sie als Kriegskonterbande betrachten. Dies ist jetzt auch von seiten Japans geschehen, indem nach einer Bekanntmachung des Kriegsministeriums vom 8. Februar folgende Gegenstände von der japanischen Regierung als Kriegskonterbande angesehen werden:

1. Waffen, Munition, Sprengstoffe sowie Rohstoffe (einschließlich Blei, Salpeter, Schwefel usw.) und Maschinen zu deren Herstellung, Zement, Uniformen und Ausrüstungsgegenstände für Militär und Marine, Panzerplatten, Materialien und Maschinen für den Bau und die Ausrüstung von Schiffen sowie alle anderen Güter, die für Kriegszwecke verwendbar sind — falls sie durch feindliches Gebiet passieren oder daselbst oder bei feindlichen Truppen- oder Flottenteilen ankommen.

2. Lebensmittel, Getränke, Pferdegeschirr, Futter, Wagen, Kohlen, Holz, Münzen, ungemünztes Gold und Silber, Materialien für Telegraphen-, Telephon- und Eisenbahnbau — falls diese Gegenstände zu feindlichen Truppen oder nach solchen feindlichen Plätzen unterwegs sind, wo sie zu Kriegszwecken Verwendung finden.

3. Unvermeidbarer Schiffsbedarf bleibt ausgenommen.

Selbstverständlicherweise brauchen sich die Regierungen der neutralen Staaten eine solche einseitige Erklärung einer Kriegspartei nicht unbedingt gefallen zu lassen, sondern können gegen dieselbe, wenn sie ihren Inhalt in der einen oder anderen Richtung für unberechtigt halten, Einspruch erheben.

Um die Zufuhr von Kriegskonterbande zu verhindern, haben die Kriegführenden namentlich auch das Recht, durch ihre Kriegsschiffe die auf offenem Meere befindlichen Handelsschiffe neutraler Staaten anzuhalten, nach Kriegskonterbande durchsuchen und gegebenenfalls Schiff und Ladung durch ihr Prisengericht konfiszieren zu lassen.

Das den Kriegführenden zustehende Recht, auf offener See neutrale Handelsschiffe anzuhalten und zu durchsuchen, kann aber auch zu dem Zweck ausgeübt werden, um festzustellen, ob nicht das unter neutraler Flagge fahrende Handelsschiff in Wirklichkeit im Eigentum eines Angehörigen der Gegenpartei steht. Es hängt dies damit zusammen, daß, während im Landkriege das Privateigentum der Angehörigen der kriegführenden Staaten, abgesehen von gewissen, durch die Kriegsnotwendigkeit gebotenen Ausnahmen, grundsätzlich unverletzlich ist, das [illegible] im Seekriege der Seebeute noch besteht, also die Angehörigen [illegible] der [illegible]

[illegible] kann daher durch ihre Kriegsschiffe die [illegible] Flagge oder [illegible] unter neutraler Flagge fahrenden Handelsschiffe auf offener See anhalten, [illegible] in einen ihrer Häfen bringen lassen. Wird durch das [illegible] die Rechtmäßigkeit der Weg-

nahme anerkannt, so wird Schiff und Ladung Eigentum des Nehmestaates. Die Ladung muß jedoch nach der Pariser Seerechtsdeklaration vom Jahre 1856 freigegeben werden, wenn sie Untertanen eines neutralen Staates gehört, vorausgesetzt selbstverständlich, daß sie nicht unter den Begriff der Kriegskonterbande fällt, in welchem Falle sie konfisziert werden kann.

Mit dem Grundsatz, daß im Seekrieg auch das feindliche Privateigentum dem Zugriff des Feindes unterliegt, steht im Zusammenhang eine besondere Einrichtung des Seekriegsrechtes, die Kaperei, die auch in der Gegenwart noch nicht völlig verschwunden ist. Kaper sind nämlich von Privaten ausgerüstete Schiffe, welchen von den Kriegführenden das Recht (die sogenannte Kommission) erteilt ist, feindliche Handelsschiffe aufzubringen und wegzunehmen. Sie fahren unter der Flagge des Staates, von dem sie die Kommission erhalten haben, bilden einen Bestandteil seiner Kriegsmarine und stehen unter den Kriegsgesetzen. Immerhin sind sie insofern eine ganz eigentümliche Erscheinung, als sich hier Private am Krieg beteiligen, die aus dieser Beteiligung durch die ihnen zugesicherten Prämien für aufgebrachte Schiffe finanzielle Vorteile ziehen, während im Landkrieg nur die staatlich organisierten Streitkräfte als Kriegspartei erscheinen, jede Beteiligung Privater dagegen unbedingt verboten ist.

In der Pariser Seerechtsdeklaration ist zwar der Grundsatz der Abschaffung der Kaperei ausgesprochen worden; da sich jedoch verschiedene Staaten, wie die Vereinigten Staaten, Spanien, Mexiko usw., dieser Vereinbarung nicht angeschlossen haben, so können in Kriegen, an denen diese Staaten beteiligt sind, Kaper immer noch kommissioniert werden. Da Japan sich dem Verbot der Kaperei, soviel bekannt, nicht angeschlossen hat, ist in dem gegenwärtigen Krieg die Verwendung von Kapern zulässig. Sobald der Krieg erklärt oder tatsächlich ausgebrochen ist, können feindliche Handelsschiffe aufgebracht werden. Aus Billigkeitsgründen wird aber regelmäßig den in feindlichen Häfen befindlichen Schiffen eine gewisse Frist gelassen, um sich in Sicherheit zu bringen. In diesem Sinne sicherte auch eine japanische Verordnung vom 9. Februar freie Fahrt denjenigen Schiffen unter russischer Flagge zu, die bis zum 16. Februar Japan verließen, sowie denen, die bis zum 16. Februar aus einem nichtjapanischen Hafen in direkter Fahrt nach Japan ausliefen, Japan nach Löschung ihrer Ladung verließen und die ihnen angewiesene Rückfahrtsroute einhielten.

Verschieden von der im vorstehenden besprochenen gelegentlichen Neutralität, welche darin besteht, daß ein Staat sich von einem zwischen dritten Staaten ausgebrochenen Krieg auf Grund eigenen Entschlusses freiwillig fernhält, ist der durch internationalen Vertrag geschaffene Zustand der dauernden Neutralität eines Staates oder eines Gebietes (Schweiz, Belgien, Kongobecken usw.).

Was die Schaffung einer solchen Stellung einzelner Staaten anlangt, so hing dieselbe zusammen mit dem eine Zeitlang in der völkerrechtlichen Gemeinschaft herrschenden Grundsatz des politischen Gleichgewichtes. Man wollte durch die Erhaltung und Neutralisierung kleinerer, im Machtbereich von Großstaaten liegender Staaten diese dem Zugriff der Großmächte entziehen und zwischen letzteren gewissermaßen Barrieren aufrichten, um feindliche Zusammenstöße tunlichst zu verhindern. So wurde die schweizerische Eidgenossenschaft durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses vom Jahre 1815 für neutral erklärt. Ebenso wurde Belgien durch die von England, Oesterreich, Frankreich, Preußen und Rußland abgeschlossenen Verträge vom 15. November 1831 neutralisiert. Das Gleiche war der Fall mit Luxemburg durch den Vertrag vom 11. Mai 1867.

Die Bedeutung einer solchen Neutralisierung liegt darin, daß dem neutralisierten Staate gegen Sicherstellung seiner Existenz und Selbständigkeit die Pflicht auferlegt wird, in Fragen der internationalen Politik sich insoweit passiv zu verhalten, als jede aktive Teilnahme von seiner Seite eine Veränderung des Kräfteverhältnisses der an der internationalen Politik in erster Linie beteiligten Staaten verursachen könnte. Infolgedessen darf sich der neutralisierte Staat an keinem feindlichen Offensivakt gegen dritte Staaten beteiligen; seine militärischen Machtmittel dienen nur zur Aufrechterhaltung der inneren Sicherheit und zur Wahrung der Neutralität.

Der Zweck der Neutralisierung eines Staates kann natürlich nur dadurch erreicht werden, daß die an der Schaffung der Neutralität beteiligten Mächte den Fortbestand und die Unabhängigkeit des neutralen Staates ausdrücklich garantieren. Die Garantie der neutralisierten Staaten verpflichtet die Kontrahenten zur Respektierung der Neutralität und zur Verteidigung des neutralisierten Landes gegen Angriffe und Bedrohungen seines Besitzstandes und seiner Unabhängigkeit. Bricht ein Krieg zwischen zwei Kontrahenten aus, so können die übrigen Kontrahenten durch Konventionen mit den Kriegsparteien Neutralität des Landes gegen Verletzungen seitens einer der Kriegsparteien schützen.

Wie bekannt, hat die Washingtoner Regierung den Mächten, die das sogenannte Pekinger Protokoll über die Aufrechterhaltung der Integrität des chinesischen Reiches unterzeichnet haben, vorgeschlagen, den kriegführenden Mächten zu erklären, daß die Integrität und Neutralität des eigentlichen China während des Krieges und nach dem Kriege geachtet werden solle. Angenommen, die Signaturmächte des Pekinger Protokolls sind mit diesem Vorschlage einverstanden, so ist es trotzdem noch sehr zweifelhaft, ob durch eine solche Erklärung viel erreicht ist. Es war wohl möglich, daß die Großmächte kleinen Staaten, wie der Schweiz, Belgien oder Luxemburg, durch Vereinbarung die Eigenschaft ständiger Neutralität auferlegten und diese gewissermaßen politisch unter Vormundschaft stellten. Ebenso war es möglich, völkerrechtlich bisher herrenlose Gebiete, wie das Kongobecken, für neutral zu erklären, damit die Kulturentwicklung dieses Gebietes nicht durch kriegerische Maßregeln gestört werde. Wesentlich anders liegt aber die Sache in dem hier in Rede stehenden Fall.

Hier handelt es sich vor allem darum, ob die kriegführenden Mächte die Neutralität und Integrität des Himmlischen Reiches zu respektieren geneigt sind; es scheint dies um so mehr als zweifelhaft, als die Integrität Chinas ja durch die Besetzung der Mandschurei seitens Rußlands bereits verletzt ist, weshalb auch die amerikanische Note nur von der Integrität des eigentlichen China spricht. Sodann kommt es darauf an, ob China selbst gewillt ist, in dem russisch-japanischen Krieg neutral zu bleiben. Allerdings hat die chinesische Regierung bereits eine Neutralitätserklärung abgegeben. Wer kann aber die Bürgschaft dafür übernehmen, daß China seine neutrale Stellung dauernd bewahren, ja überhaupt dauernd festhalten kann. Man darf in dieser Beziehung nur an die Möglichkeit denken, daß innere gegen Rußland oder überhaupt gegen die Europäer gerichtete Unruhen die chinesische Regierung zwingen, für Japan Partei zu ergreifen.

Jedenfalls kann auf die Aufrechterhaltung der Neutralität und Integrität Chinas nur dann mit Sicherheit gerechnet werden, wenn diejenigen Mächte, welche sie wünschen und anstreben, auch bereit sind, dafür mit den Waffen in der Hand einzutreten. Mit papierenen Protesten und Erklärungen ist da nichts getan. Namentlich möge man nicht glauben, daß China eine so tote Masse ist, daß die europäischen Staaten seine politische Haltung unbedingt bestimmen können. Es könnten sonst recht unangenehme Ueberraschungen, namentlich in der Richtung eintreten, daß die Solidarität der mongolischen Rasse gegenüber den Europäern viel stärker ist, als manche Staatsmänner und Politiker anzunehmen geneigt sind.

Was Staaten, wie der Schweiz, Belgien und Luxemburg gegenüber möglich war, ist nicht ohneweiters auch einem so gewaltigen Reich wie China gegenüber möglich.

So gut gemeint daher auch der Vorschlag des Washingtoner Kabinetts sein mag, eine unbedingte Garantie dafür, daß der jetzt in Ostasien ausgebrochene Brand nicht noch weiter um sich greift, ist durch seine Annahme nicht gegeben.

Arbeitgeberbund und Streikversicherung.

Von Landgerichtsrat **W. Kulemann** (Braunschweig).

Der Arbeitsstreit in Krimmitschau scheint wirklich die Folge zu haben, daß der schon längst geplante Zusammenschluß der deutschen Arbeitgeber zu einem Kampfverband gegenüber den Arbeitern zur Tat wird. Schon während seiner Dauer haben auf Anregung des Zentralverbandes deutscher Industrieller Verhandlungen in dieser Richtung stattgefunden, und jetzt geht durch die Zeitungen die Nachricht, daß in Leipzig unter dem Vorsitz des Kommerzienrates Wirth ein Komitee gebildet sei, dem schon jetzt mehrere hundert erste deutsche Großindustrielle angehören, zu dem Zwecke, einen Verband sämtlicher großindustriellen Arbeitgeber Deutschlands zur Entschädigung bei Streiks ins Leben zu rufen. Gelingt es, den Plan zur Ausführung zu bringen, so ist damit in der wirtschaftlich sozialen Entwicklung Deutschlands ein Schritt von der größten Tragweite geschehen, der zweifellos sehr bald in den übrigen Ländern Nachfolge finden wird.

Wenn wir uns hier mit dem interessanten Erei[illegible] beschäftigen wollen, so bieten sich naturgemäß zwei Gesichtspunkte, nämlich einerseits nach der Berechtigung und andererseits nach der Durchführbarkeit des Planes.

Was die Berechtigung betrifft, so wird sie meines Erachtens nicht bestritten werden können, und zwar weder [illegible] noch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt. Daß die Arbeitgeber nach Lage unserer Gesetzgebung Vereinbarungen

treffen dürfen, um Streikschäden gemeinschaftlich zu tragen, ist außer Zweifel, aber es liegt auch kein Grund vor, eine Aenderung dieser Gesetzgebung zu wünschen.

So wenig Sympathien naturgemäß die Vereinigungen der Arbeitgeber in den Kreisen der Arbeiter finden, so wird doch selbst in deren Organen niemals ernsthaft gefordert, ihnen von Staats wegen entgegenzutreten. Ja, man wird sogar behaupten dürfen: erst wenn beide Teile möglichst umfassend organisiert sind, ist darauf zu hoffen, daß die bisherigen ungeregelten Arbeitskämpfe aufhören und durch einen auf der Grundlage des wirtschaftlichen Gleichgewichtes beruhenden Friedenszustand ersetzt werden.

So interessant es sein würde, diesen Gesichtspunkt, der von allgemeiner Anerkennung noch weit entfernt ist, hier weiter auszuführen, so liegt es doch augenblicklich näher, die zweite Frage, nämlich die praktische Durchführbarkeit der geplanten Streikversicherung in Betracht zu ziehen. Allerdings ist darüber, in welcher Form dieselbe beabsichtigt wird, noch nichts bekannt geworden, und es ist deshalb nicht möglich, ein bestimmtes Projekt zum Gegenstand der Erörterung zu machen; wir müssen vielmehr ganz allgemein prüfen, welche Wege zur Erreichung des bezeichneten Zieles in Betracht kommen können, wobei es sich aber, da die Anrufung der Staatshilfe nicht in Frage zu stehen scheint, nur um solche Mittel handelt, die in den Grenzen der freien Entschließung der Beteiligten liegen.

Wollen wir uns bei dieser Untersuchung möglichst auf festem Boden bewegen, so liegt es am nächsten, uns an bereits bestehende Einrichtungen und praktische Erfahrungen anzulehnen. Nun ist allerdings, wie schon oben gesagt, die Streikversicherung der Arbeitgeber ein neuer Gedanke, der, soweit bekannt, noch nirgends verwirklicht worden ist, aber, wie die ganze Organisation der Arbeitgeber nur die Folge derjenigen der Arbeiter gewesen ist und sich im wesentlichen an deren Vorbild gehalten hat, so gilt dies auch von dem Schutz gegen Streikschäden. Das Aufhören der Arbeit, mag es durch Streik oder durch Aussperrung herbeigeführt sein, hat schädigende Wirkungen nicht nur für den Arbeitgeber, sondern in erster Linie für die Arbeiter, und da die letzteren schon lange Vorkehrungen getroffen haben, um diese schädlichen Wirkungen auszugleichen, so bieten die hierbei gemachten Erfahrungen den geeignetsten Ausgangspunkt, wenn man prüfen will, auf welchem Wege die Arbeitgeber das gleiche Ziel erreichen können.

Versuchen wir zunächst das Gebiet, um das es sich handelt, nach den hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmalen zu zerlegen, um für die Erörterung einen Ueberblick zu gewinnen. Die Tatsache, daß ein bestehendes Arbeitsverhältnis unterbrochen wird, kann auf doppeltem Wege herbeigeführt werden, nämlich sowohl dadurch, daß die Arbeiter die Arbeit aufgeben wie dadurch, daß der Arbeitgeber sie entläßt; also einerseits durch Streik und andererseits durch Aussperrung. Beide Maßregeln aber können sowohl dem Angriff wie der Verteidigung dienen. Wie schon längst die Arbeiter Angriffsstreiks und Abwehrstreiks streng unterscheiden, je nachdem der Streik bezweckt, eine Verbesserung der bestehenden Arbeitsbedingungen herbeizuführen oder nur den bestehenden Zustand aufrechtzuerhalten und Verschlechterungen, die der Arbeitgeber beabsichtigt, zum Beispiel Lohnherabsetzungen, abzuwehren, so ist dasselbe auch bei Aussperrungen denkbar. Bisher sind sie freilich überwiegend nur als Gegenmaßregeln gegen Streiks verhängt, aber es ist schon jetzt nicht selten, daß sie auch benützt werden, um die Arbeiter zum Austritt aus den Gewerkschaften zu zwingen, also zum Zweck des Angriffes.

Das in Leipzig gewählte Komitee wird sich schlüssig machen müssen, ob die geplante Organisation sich auf Streiks beschränken oder auch Aussperrungen in ihr Bereich ziehen soll und ebenso, ob die Entschädigung nur dann gezahlt werden soll, wenn die Arbeiter der angreifende Teil sind, oder auch dann, wenn der Arbeitgeber für ihn günstigere Arbeitsbedingungen einführen will und dabei auf den Widerstand der Arbeiter stößt.

Aber eng hiermit zusammen hängt eine andere Frage, nämlich ob die Entschädigung in jedem Falle gezahlt werden soll, sobald gewisse äußerliche erkennbare Tatsachen vorliegen, zum Beispiel der Streik einen gewissen Prozentsatz der beschäftigten Arbeiter umfaßt, eine gewisse Zeit hindurch gedauert hat oder dergleichen, so daß die zur Bewilligung der Entschädigung berufene Instanz nur zu prüfen hat, ob diese Voraussetzungen gegeben sind, oder ob sie auch darüber entscheiden soll, ob bei dem entstandenen Streit das Recht auf seiten des Arbeitgebers oder der Arbeiter liegt. Die Streikunterstützung der Gewerkschaften ist von der Prüfung aller dieser Punkte [illegible]

aber ein solches Prüfungsrecht zugestanden, so bedeutet das einen Schritt von sehr großer prinzipieller Tragweite, denn wenn die Industriellen die Entscheidung über Recht oder Unrecht in den zwischen ihnen und ihren Arbeitern ausgebrochenen Streitigkeiten in die Hand irgendwelcher dritten Personen legen, mögen auch diese durch die Wahl der gesamten Industrie bestimmt sein, so verzichten sie damit auf einen wesentlichen Teil der „Herrschaft im eigenen Hause", die sie bisher als unantastbares Recht bezeichneten. Freilich liegt ein solcher Schritt durchaus in der Richtung der modernen Entwicklung. Wie die Kartelle — ganz zu schweigen von den noch viel weitergehenden Trusts — den einzelnen Industriellen auf die Stufe eines bloßen Beauftragten der Kartellsverwaltung herabdrücken, was bei den Verhandlungen der deutschen Kartellenquete nachdrücklich betont und bitter beklagt wurde, so wird auch durch die geplante Streikentschädigungsorganisation aus der Krone der bisherigen Unternehmerselbstherrlichkeit wieder ein wertvoller Stein herausgebrochen. Die „Konzentration des Betriebes", die bekanntlich von sozialdemokratischer Seite als Vorbereitung der sozialistischen Wirtschaftsordnung angesehen wird, ist im Begriff, einen weiteren großen Schritt vorwärts zu tun.

Aber die Reihe der aufgeworfenen Fragen ist noch nicht erschöpft. Nach den Zeitungsnachrichten ist eine „Streikentschädigung" beabsichtigt. Das ist ein unbestimmter Ausdruck, der nicht ersehen läßt, ob es sich um eine Streikversicherung oder eine bloße Streikvergütung handelt, das heißt, ob die beteiligten Arbeitgeber im Streikfalle ein klagbares Recht auf die Entschädigung haben sollen, oder ob die Zubilligung in das Ermessen der betreffenden Instanz gestellt werden soll. Die Gewerkschaften haben früher zum Teil den ersteren Weg eingeschlagen, haben ihn aber später aus dem Grunde aufgegeben, weil alle Arten von Versicherungen der staatlichen Aufsicht unterliegen und die letztere vielfach dazu benutzt wurde, die Auszahlung von Streikgeldern zu verbieten. Das hat insbesondere der für alle gewerkschaftlichen Bestrebungen als Ideal anzusehende deutsche Buchdruckerverband bei seinem großen Streik im Jahre 1891 erfahren, und gerade hierin lag der Grund, weshalb man sich nach der erlittenen Niederlage entschloß, das frühere klagbare Recht auf die Kassenleistungen statutenmäßig auszuschließen und die Versicherung in eine bloße Unterstützung zu verwandeln, eine Maßregel, die unter den vorliegenden Umständen erklärlich ist, aber trotzdem einen bedauerlichen Rückschritt bedeutet.

Es wird interessant sein, zu sehen, ob der Arbeitgeberbund glaubt, auf eine wohlwollendere Behandlung der Behörden rechnen zu dürfen, und ob er deshalb ein solches Aufsichtsrecht nicht fürchtet, oder ob er im Interesse größerer Bewegungsfreiheit vorziehen wird, sich mit der bloßen Unterstützung zu begnügen.

Die bisher erörterten Fragen hatten wesentlich prinzipielle Bedeutung, aber es bleibt daneben noch eine ganze Reihe technischer Schwierigkeiten zu überwinden, und zwar sind dies zum größten Teil dieselben, die bisher schon bei der Frage der Arbeitslosenversicherung im Vordergrund der Erörterung gestanden haben, und für die man noch keine völlig befriedigende Lösung gefunden hat.

In erster Linie handelt es sich hierbei um die Frage der Risikoberechnung. Will man eine wirkliche Versicherung, die dem Versicherten ein klagbares Recht gibt, so ist eine solche Berechnung selbstverständlich ganz unentbehrlich, aber da sie nur auf statistische Unterlagen gestützt werden könnte und diese bisher nicht vorliegen, so wird man sie zurzeit als unmöglich ansehen müssen. Auch bei der Frage der Arbeitslosenversicherung bildet neben der Beschaffung der erforderlichen Geldmittel die Risikoberechnung bisher die hauptsächlichste Schwierigkeit. Man hat sie hier dadurch zu lösen versucht, daß man vorgeschlagen hat, die Versicherung in eine organische Verbindung mit dem Arbeitsnachweise zu bringen, indem man vorschreiben will, daß jeder beschäftigungslose Arbeiter nur dann ein Recht auf Vergütung haben soll, wenn ihm eine geeignete Arbeitsstelle nicht nachgewiesen werden kann. Aber eine entsprechende Einrichtung auf seiten der Arbeitgeber ist nicht wohl möglich.

Aber die Frage der Bemessung des Risikos kompliziert sich noch durch die andere nach der Berechnung der Entschädigung. In Crimmitschau hat man aus den gesammelten Geldern den Arbeitgebern eine Unterstützung in der Form gewährt, daß man ihnen auf den Kopf des streikenden Arbeiters eine bestimmte wöchentliche Vergütung zahlte. Aber offenbar ist das ein sehr rohes Verfahren, denn die Höhe des erwachsenen Schadens ist neben dem Umfang des Betriebes noch von einer ganzen Reihe anderer Faktoren abhängig, und außerdem ist [illegible] Geschäftsgewinnes nach [illegible] nur unvollkommen zu be- [illegible]

Das Gesagte wird genügen, um zu zeigen, daß mit dem in Leipzig beschlossenen Unternehmen freilich ein Schritt getan ist, dessen prinzipielle Bedeutung nicht unterschätzt werden darf, daß aber die Verwirklichung des Planes trotz des Beitrittes einer großen Anzahl höchst leistungsfähiger Personen und der wahrscheinlich dadurch gesicherten großen Geldmittel noch keineswegs außer Frage gestellt ist. Geht man, wie nicht zu bezweifeln ist, ernsthaft an die Ausführung, so wird man nicht allein die obenbezeichneten vorwiegend auf praktischem Gebiete liegenden Schwierigkeiten zu überwinden haben, sondern es wird sich auch zeigen müssen, ob das Solidaritätsgefühl der Arbeitgeber stark genug ist, um sie zu einem Verzicht auf Selbständigkeit und Herrschaft im eigenen Hause zu bestimmen, den sie bisher auf das entschiedenste abgelehnt haben.

Sollten sie bereit sein, dieses Opfer zu bringen, so wäre das ein erfreuliches Zeichen fortgeschrittenen sozialen Verständnisses, denn der Weg der Entwicklung geht nun einmal in unserer Zeitperiode in der Richtung vom Individualismus zum Sozialismus. Nicht daß jemals dessen extreme Formen verwirklicht werden könnten, aber die Rechtssphäre des Individuums erleidet fortwährend Einbußen zugunsten der Interessen der Gesamtheit, die ja schließlich identisch sind mit dem richtig verstandenen Wohl aller einzelnen.

Kunst und Moral.

Von Prof. Dr. Rudolf Eucken (Jena).

(Schluß.)

II.

Kunst und Moral als Freunde.

Bei direkter Berührung fanden wir Moral und Kunst in einem gespannten, leicht feindlichen Verhältnis. Völlig anders gestaltet sich die Sache, wenn die beiden erst durch das Ganze des Geisteslebens hindurch in Verbindung treten, wenn die eine auf die andere nur dadurch wirkt, daß sie zunächst dem Ganzen dient; wie sich solche Förderung des Ganzen den einzelnen Gebieten mitteilt, so können jene beiden einander nützen, ohne voneinander abhängig zu werden. Sehen wir, wie die eigentümliche Lage unserer Zeit dem eine besondere Anschaulichkeit gibt.

a) Die Unentbehrlichkeit der Moral.

Zur rechten Würdigung der Moral sei ebenso unsere Fassung der Moral wie der Gesamtstand des Geisteslebens in der Menschheit klar vor Augen gehalten. Moral ist uns nicht ein abgesonderter Kreis von Pflichten und auch nicht eine bloß subjektive Aneignung eines unabhängig von ihr verlaufenden Kulturprozesses, sondern sie ist in der Ergreifung des Ganzen zugleich die Vollendung des Ganzen, in der Verwandlung der Wirklichkeit in Selbstleben zugleich die Wendung zu ihrer eigenen Tiefe. Die Geisteswelt, die sonst draußen bleibt und ein bloßer Anhang unseres Seins dünken mag, wird nun unsere eigenste Angelegenheit, unser wahres Wesen und gewinnt damit selbst eine durchgreifende Erhöhung. Dies alles erhält eine besondere Spannung durch die eigentümliche Lage des Geisteslebens beim Menschen. Der Mensch ist, von ihm aus angesehen, ein großer Widerspruch: was den Kern seines Wesens bildet und seinem Leben allein einen Inhalt zu geben vermag, das erscheint im unmittelbaren Dasein als etwas Fernes und Fremdes; die niedere Stufe, deren Ueberwindung die Aufgabe des Menschenlebens bildet und ihm allein einen Sinn gibt, hält uns fest und zieht alle geistige Regung zu sich zurück. Wohl überschreitet auch die Durchschnittskultur die bloße Natur, aber was sie an Geistesleben entwickelt, das pflegt sie arg zu entstellen, indem sie es bloß menschlichen Zwecken unterordnet; auch wird auf diesem Boden zu einer Sache bloßer Gewöhnung und träger Routine, was ohne ein unablässiges Neuergreifen seine Wahrheit einbüßt. So bedarf es eines energischen Aufrüttelns aus dieser Lage, eines Selbständigwerdens des Geisteslebens gegenüber dem Menschen, einer völligen Umkehrung des Lebens.

Nichts aber treibt zwingender zu solcher Umkehrung, zur Erringung eines neuen Ausgangspunktes als die Moral, indem sie radikal mit dem alten Ich bricht und das wahre Selbst allein im Geistesleben findet. Was immer dieses an Aufgaben und Forderungen enthält, das wird durch jene Einsetzung des Menschen mit ihm zu zwingender Notwendigkeit unseres eigenen Wesens; was immer an Gegensätzen in ihm liegt, das steigert sich jetzt zu unerträglichen Widersprüchen: das große Entweder — Oder, unter dem das menschliche Leben steht, wird hier rein herausgearbeitet. Aber zugleich [illegible] Ergreifen des [illegible] lebens als unseres eigenen Wesens [illegible] Unendlichkeit in diesem Wesen, [illegible] über das Bloßmenschliche, ein Aufnehmen der [illegible] und Schicksale des Alls in das eigene Leben, ein Getragenwerden von den Kräften des Alls. Mit solchem Weit- und Großwerden kommt ein gewaltiger Ernst in das Dasein, unser Leben erfährt eine Abstufung, indem es durch Aufnahme jenes Weltlebens eine Tiefe gegenüber dem nächsten Dasein gewinnt; es wachsen die Abstände und die Widerstände, aber es wächst auch die Kraft der Ueberwindung; der Lebensprozeß wird über alle Lust und Laune des bloßen Menschen hinausgehoben, aber er gewinnt bei aller Erschwerung eine innere Festigkeit und Freudigkeit durch die Eröffnung eines wesentlichen Zusammenhanges mit den letzten Tiefen der Wirklichkeit.

Gewiß kann, auch ohne daß so die Frage auf das Ganze gestellt wird und das Ganze des Geisteslebens für uns zur unmittelbaren Wirkung kommt, sich ein reiches Kulturleben entwickeln. Aber es behält solches Leben in allem äußeren Glanz etwas Peripheres; die volle Tiefe, der volle Ernst, die volle Kraft ist ihm versagt; es fehlt ihm das Salz, das sicher vor Fäulnis bewahrt, es fehlt die Einsetzung des ganzen Menschen in das Tun; was aber an Betätigung aufkommt, das verfällt, mangels einer Vertiefung zu geistiger Selbsterhaltung, leicht in bloßes Spiel und selbstischen Genuß.

Auch alle einzelnen Lebensgebiete werden sich völlig verschieden gestalten, je nachdem sie an jener inneren Aneignung des Geisteslebens teilhaben und aus ihr Kraft ziehen, oder sich dagegen abschließen; namentlich wenn sie schwere Probleme in sich tragen, werden sie ohne die Hilfe eines umfassenden Zusammenhanges, ohne ein Zurückgreifen auf das Ganze schwerlich weiterkommen.

Nun aber hat die Kunst und besonders die neue Kunst schwere Probleme und Verwicklungen. Mit der gesamten modernen Welt teilt sie die stärkere Belebung des Subjekts, das kräftigere Ringen mit der Umgebung, die eingreifendere Umwandlung des dargebotenen Stoffes. Vor allem aber bildet das einen Hauptunterschied von der älteren Art, daß der moderne Mensch sich nicht als eine geschlossene und im wesentlichen fertige Existenz, sondern daß er sich als etwas erst im Werden Befindliches, einer unermeßlichen Steigerung Fähiges betrachtet. Ja, er kämpft im Ringen mit der Welt, der er so eng verflochten ist, zugleich um sich selbst, um die Tiefe seines eigenen Wesens; die eigene Seele ist ihm wie ein Schatz, der erst gehoben und verwertet sein will. Ein Hauptmittel zur Erringung des Wesens und zur Vollendung der Seele ist aber die Aussprache, welche die Kunst vollzieht; sie ist hier nicht eine nebensächliche Zutat, eine nachträgliche Abbildung eines im wesentlichen fertigen Lebens, sondern sie hat es selbst mit zu bilden und zu bauen, sie teilt die Gefahren wie die Erfolge, die Freuden wie die Leiden des Schaffens.

Vor allem wird der nordische Mensch die Kunst so verstehen. Sofern er überhaupt an geistiger Bewegung teilnimmt, empfindet er leicht einen tiefen Spalt in seinem Leben: das Innerste der Seele, von dem er doch nicht lassen kann und will, ist oft ihm selbst rätselhaft verschlossen und findet keinen Weg zur Aussprache, die äußere Gestaltung geht daneben ihren eigenen Weg in der Richtung der Barbarei, das Ganze droht auseinanderzufallen. Was anderes kann hier das Leben zur Einheit führen und zugleich bei sich selbst erhöhen als die Kunst mit ihrer Herausarbeitung des Inneren und ihrem Beseelen des Aeußeren, ihrem Zusammenführen von Seele und Umgebung?

Wie weit aber diese große Aufgabe gelingt, das liegt wesentlich an der Art und Kraft des für sie aufgebotenen Lebensprozesses, vor allem an der Tiefe, in der das Subjekt sich selber faßt. Versteht es sich als ein bloßes Stück der Erscheinungswelt und stellt es sich lediglich auf seine eigene Zuständlichkeit, so kann die Kunst nichts anderes liefern als Spiegelungen der Umgebung, die Fixierung einer bunten Fülle und raschen Folge von Eindrücken. Das Streben zur Innerlichkeit wird dann leicht den Sinn annehmen, jene Zuständlichkeit lediglich bei sich selbst zu beschäftigen, sie immer weiter in sich selbst hineinzutreiben und sie damit von der Wirklichkeit mehr und mehr abzulösen; die Vorgänge im Subjekt werden immer weiter reflektiert, das Empfinden nochmals empfunden, der Genuß nochmals genossen. In solchem [illegible] muß das Schaffen immer künstlicher und raffinierter werden, muß es immer mehr die Naivetät verlieren, die [illegible] sehr wohl [illegible] kann, und [illegible]. Seit die Kunst [illegible]

[illegible]

Hier bedarf es einer deutlichen Scheidung von jener bloß ästhetischen Wertung der Kunst, welche sie vom übrigen Dasein ablöst und sie wie eine Oase betrachtet, die dem Menschen eine Zuflucht aus den Wirren und Nöten des Lebens biete. Denn dann wäre das Reich der Kunst nicht mehr als ein schöner Schein, ein berückendes Traumgebilde; ein solches Gebilde möchte uns zeitweise das sonstige Leid vergessen lassen, aber immer nur zeitweise. Notgedrungen müßten wir bald zur übrigen Wirklichkeit zurückkehren und würden dann durch den Kontrast ihre Oede nur noch stärker empfinden, wir würden den Schein als Schein durchschauen und zugleich allen Glauben an die Kunst verlieren. Die Kunst, die kräftig zum Menschen wirken will, muß nicht neben, sondern in der Welt stehen, sie muß die Seele der Wirklichkeit vertreten und dem Menschen zuführen. Nur so hat sie Wahrheit und Tiefe, sonst wird sie ein schimmernder Tand, ein Spiel an der Oberfläche, ein glänzendes Nichts.

Die moderne Kunst kämpft mit immer neuer Belebung des Subjekts wider alles Konventionelle zugunsten einer vollen Wahrhaftigkeit der Empfindung; sie teilt damit ein Problem, das durch das ganze Geistesleben geht. Ueberall im Streben ein Steigen und Fallen, überall die Erfahrung, daß, was zu Beginn in großer Zeit eine Seele hatte und aus dieser sich seine Formen schuf, nach und nach jene einzubüßen droht; nun bleiben die bloßen Formen, bei Lockerung jener inneren Beziehung verlieren sie ihr Leben und ihre Wahrheit, sie sollen mehr sagen, als sie beim besten Willen sagen können, so werden sie künstlich gesteigert und weiter gesteigert, bis an die Stelle echter Empfindung die Rhetorik tritt und das innere Erlebnis der glatten Eleganz und dem hohlen Pathos einer Höflingskunst weicht. Demgegenüber wird mit vollem Recht auf ein wahrhaftiges Erleben und Schaffen aus dem Geist unserer eigenen Zeit, nicht dem einer fremden, gedrungen. Aber Erleben ist mehr als Empfinden, zu einem wahrhaftigen Erleben gehört eine selbständige Seele, gehört ein inneres Verhältnis zum All, gehört die Gegenwart einer wesenhaften Geisteswelt im Leben und Schaffen des Menschen. Ist es nun die Moral, die allein uns einer solchen substantiellen Geisteswelt versichert und uns fest in ihr wurzeln läßt, die uns zwingend über das Kleinmenschliche hinaushebt, so gibt es kein Aufsteigen der Kunst zur höchsten Höhe ohne eine, wenn auch unbewußte Anerkennung und Aneignung der Moral. Nur wird sie diese nicht aus den Lehrsystemen, sondern aus dem Gehalt des Geisteslebens schöpfen. In diesem Zusammenhang findet auch die Tatsache eine volle Erklärung, daß eben die größten Künstler von einer Isolierung der Kunst und einer ästhetischen Lebensanschauung nichts wissen wollten. Denn ihnen war die Kunst volles Geistesleben und eben damit tiefmoralisch, auch in der Ablehnung aller landläufigen Formeln der Moral.

b) Die Unentbehrlichkeit der Kunst.

Nicht minder als die Kunst im Ganzen des Geisteslebens der Moral bedarf, bedarf diese der Kunst; das aber wiederum vornehmlich aus der besonderen Lage des Menschen heraus. Es handelt sich bei der Wendung des Geisteslebens nicht um einzelne Leistungen und Fortschritte, sondern um den Gewinn einer neuen Welt, um den Aufbau einer geistigen Wirklichkeit; ein Ganzes, und zwar ein nicht bloß matt entworfenes, sondern kräftig durchgebildetes Ganzes will gewonnen sein. Nur als ein Ganzes kann die neue Welt ihre eigene Wahrheit erhärten, nur als ein Ganzes kann sie kräftig zu uns wirken, unser Streben übermächtig anziehen, unsere Ueberzeugung sicher beherrschen. Die Erfahrung aber zeigt uns an das bloße Nebeneinander und die mechanischen Ordnungen der sinnlichen Welt gekettet; neue Zusammenhänge, Synthesen geistiger Art müssen erst aufgebracht werden und können das nur durch ein kühnes Sich-emporringen, durch ein Vorausentwerfen und inneres Zusammenschauen; es bedarf hier einer Beflügelung der Seelenkräfte, einer Erhebung über die Niederungen des Lebens, eines Aufsteigens zu reineren Höhen mit neuen Ausblicken. Die Notwendigkeit dessen werden namentlich die anerkennen, welche mit uns unsere menschliche Welt nicht als eine fertig abgeschlossene, sondern als eine in Weiterbildung und Umbildung befindliche, ja von einem durchgehenden Gegensatz beherrschte betrachten; ihnen wird eine Befreiung vom Druck des nächsten Lebensstandes, ein Wegebahnen und Voransetzen geistiger Kraft durchaus unentbehrlich dünken. Wer anders aber wäre dazu mehr berufen und befähigt als die Kunst mit ihrer freien Beweglichkeit, ihrer schöpferischen Phantasie, ihrem Zusammenschauen der Mannigfaltigkeit zu einer Einheit, ihrem unmittelbaren Vermögen reiner Erhebung? In Wahrheit geht in den bedeutenden Bewegungen oder Hauptgebiete ein machtvolles Wirken künstlerischer Art, eine Ueberwindung aller [illegible] [illegible]

geschichtlichen Religionen mehr gewirkt als dadurch, daß sie eine neue, höhere Art des Seins als eine anschauliche Wirklichkeit, ein zusammenhängendes Ganzes in einem lebendigen Gesamtbild der Menschheit vorhielten, ein Reich der Gerechtigkeit, ein Reich des Friedens und der Liebe, ein Reich Gottes, es so überzeugend, so eindringlich vorhielten, daß das nächste Dasein darüber zur Fremde wurde. Solche Vergegenwärtigung eines überwältigenden Gesamtbildes, die Vorhaltung einer neuen Möglichkeit als einer sicheren Wirklichkeit hat unvergleichlich mehr gewirkt als alle Begriffe und Lehren; denn nur jene machte die vorgefundene Lage schlechthin unerträglich und trieb zwingend über sie hinaus. Wohl hatte das Vorgehaltene keine empirische Realität, aber als ein Erzeugnis innerer Notwendigkeiten des Geisteslebens hatte es mehr Wahrheit als alles empirische Dasein, ließ es in unbegrenzte Tiefen blicken und die ganze nächste Welt als eine besondere, keineswegs abschließende Art der Wirklichkeit erkennen. Auch brachten dabei alle Ausdrucksmittel, als dem menschlichen Erfahrungskreise entlehnt, nur höchst unvollkommen zum Ausdruck, was die innere Notwendigkeit verlangte; so hat die Gedankenwelt aller Religionen einen symbolischen Charakter. Aber dieser zerstört keineswegs ihre Wahrheit. Denn durch alles Symbolische des Ausdrucks hindurch kann, so lange die Bewegung in frischem Fluß bleibt, unentstellt ein Wahrheitsgehalt wirken und eine Kraft der Aufrüttelung wie Erneuerung üben; erst bei einem Erstarren der Bewegung wird das Bild den Weg zur Sache versperren, indem es das Streben bei sich selbst festhält.

Steht es ähnlich wie in der Religion nicht auch in den anderen Gebieten geistigen Schaffens, steht es ähnlich nicht auch in der Philosophie? Die Philosophie ist entweder ein nebensächlicher Anhang der Einzelwissenschaften, oder sie hat ein eigenes Prinzip und eine selbständige Betrachtungsart; mit dieser muß sie notwendig die bloße Erfahrung überschreiten und ihr ein neues Weltbild entgegenhalten. Auch sie wird dabei die notwendigen Wahrheiten in ein Ganzes zusammenschauen und seelisch nahebringen können nur mit Hilfe künstlerischer Phantasie, schöpferischer Intuition, auch sie enthält daher ein symbolisches Element; wer nicht durch dies Symbolische hindurch einen Wahrheitsgehalt sieht und ergreift, der mag das Ganze als Einbildung verwerfen und hat für sich recht daran; schlimm nur, wenn er die Grenzen seiner Natur zu Grenzen der Menschheit machen möchte.

Unser ganzes Leben und Streben wird durchzogen und mächtig bewegt von Ideen. Wie verschieden ihr Begriff gefaßt werden mag, immer vollziehen sie ein Vorausentwerfen und Vergegenwärtigen unsichtbarer Größen und Güter; könnte dies wohl gelingen, ohne daß sich die Idee auch zu einem eindrucksvollen Bilde gestaltete und ein künstlerisches Wirken in sich aufnähme? Ja, diese Betrachtung reicht hinein in das Leben und Sein jedes einzelnen. Der Mensch ist innerlich tot, der sein Wesen als fertig abgeschlossen nimmt und träge ruht, bis er von außen her zur Tätigkeit genötigt wird. Nur da gewinnt das Leben Fluß, wo der Mensch von innen her Aufgaben entwickelt, und diese Aufgaben wiederum wirken mit durchdringender und erhöhender Kraft nur, wenn sie sich zu einem Ganzen, zum Gesamtbild eines neuen Lebens und Seins zusammenfassen. Denn erst im Zusammentreffen dessen mit der vorgefundenen Lage entsteht ein Widerspruch; der Widerspruch aber ist es, wie überall so auch hier, der aus bequemer Ruhe herausreißt und zwingend weitertreibt. Also auch bei uns selbst ist es ein Vorausentwerfen und Befestigen eines anschaulichen Gesamtbildes, an dem wir uns emporarbeiten; ohne irgendwelches Wirken künstlerischer Art gibt es kein Vordringen zur Höhe und zur Einheit des eigenen Wesens.

Zu dem allen erweist sich, daß die Kunst mehr ist als ein Sondergebiet und eine angenehme Sonntagsbeschäftigung; ihr Wirken durchdringt das ganze Leben und leitet alle Bewegung zu weiteren Höhen; die Kunst als ein besonderes Reich ist nur die sichtbarste Verkörperung solchen Strebens.

Sollte nun wohl die Moral ihr befreiendes, belebendes, richtendes Wirken entbehren können? Auch bei ihr liegt die stärkste Kraft nicht in einzelnen Begriffen und Lehren, sondern in der eindringlichen Vorhaltung eines Gesamtbildes, dem kühnen Voraneilen der Gedanken und Hoffnungen zu einem besseren Gesamtstande, der in aller äußeren Ferne doch als ein innerlich Nahes, als ein unbedingt Seinsollendes empfunden wird. Ziehen nicht aus solchen Bildern von größerem Glück und Frieden auch politische und soziale Theorien ihre Haupttriebkraft? So zum Beispiel auch heute die Sozialdemokratie? Und gehört nicht zu allem zündenden Wirken für die Menschheit ein Glaube an sie, der Glaube an ein Reines, Edles, Unzerstörbares in der Menschennatur? Nun aber steht ein solcher Glaube zu dem vorgefundenen Stande mit seiner geistigen Mattheit und seinen kleinmenschlichen Interessen in schreiendem Widerspruch; er sinkt zu einer leeren Phrase, gibt es nicht eine

Berufung vom bloßen Menschen an eine in uns gegenwärtige Geisteswelt, und er gewinnt eine bewegende Kraft nur bei Verdichtung der Gedanken zum anschaulichen Bilde einer neuen Menschheit edlerer Art.

Dieser allgemeinen Wahrheit gibt eine besondere Nähe die eigentümliche Lage der Moral in der Gegenwart. Die Moral ist heute bei sich selbst voller Unsicherheit. Der Halt, den sie bis dahin in der Religion hatte, wird immer lockerer; was aber an Ersatz geboten zu werden pflegt, kann nur dem genügen, der entweder von der Aufgabe überklein oder vom Menschen übergroß denkt. Eine Moral von der Natur aus entwickeln zu wollen, vermag nur eine Verworrenheit des Denkens, die unterhalb und außerhalb aller philosophischen Betrachtung liegt. Bedeutender sind die Versuche einer gesellschaftlichen Moral, aber sie arbeiten zu sehr von außen nach innen, vom Einzelnen zum Ganzen, sie vermögen die moralische Aufgabe nicht zu einer Sache zwingender Notwendigkeit, geistiger Selbsterhaltung zu machen. Und doch sind ohne das die moralischen Antriebe den ungeheuren Widerständen des modernen Lebens in keiner Weise gewachsen. Deutlich genug stehen uns allen vor Augen das Wachstum selbstischen Lebensdranges und wilder Leidenschaften, das Zerfallen der Menschheit in schroffe Gegensätze, die Gefahren einer raffinierten, üppigen Kultur, auch eine mannigfache Verwirrung des moralischen Urteils.*) Und in allen daraus entspringenden Kämpfen und Wirren kommt immer deutlicher zur Empfindung, daß der Mensch keineswegs als gut, gerecht, wohlwollend vorausgesetzt werden kann, wie es lange Zeit die Meinung war, daß vielmehr hier gewaltige Aufgaben liegen und härteste Arbeit verlangen, daß die schwersten Verwicklungen nicht das Verhältnis zur Außenwelt, sondern das eigene Innere erzeugt. Daß damit das moralische Problem wieder eine selbständige und überragende Bedeutung zu erhalten beginnt, das ist eine der wichtigsten und erfreulichsten Tatsachen im Geistesleben der Gegenwart. Aber zugleich erscheint die ganze Schwere der Aufgabe, sowie ein arges Mißverhältnis zwischen den Zielen und den gewöhnlich dafür aufgebotenen Kräften. Viel zu zerstreut und viel zu äußerlich ist bis jetzt die Arbeit. Bei aller Emsigkeit sind wir gegenüber den unermeßlichen Widerständen verloren, wenn es nicht zu einer Gesamtbewegung moralischer Art kommt, die doch ohne jenes Voraneilen der Gedanken, jene Emporhebung des Wesens, jene Entwerfung eines anschaulichen Gesamtbildes nicht aufkommen kann. Sollte nun wohl die dazu nötige Ablösung von der Verworrenheit und Gebundenheit des Alltages, sollte ein freies und freudiges Aufstreben zu neuen Höhen erfolgen können ohne eine energische Hilfe künstlerischen Wirkens?

So ist in Wahrheit wie die Kunst auf die Moral, so die Moral auf die Kunst angewiesen. Gewiß arbeiten beide an verschiedenen Stellen, und ihre Bewegungen können leicht auseinander, ja gegeneinander gehen. Aber was daraus an Konflikten entstehen mag, es ist nicht unüberwindlich, sobald beide Gebiete sich innerhalb eines umfassenden Geisteslebens und als Mitarbeiter an seinen Aufgaben fühlen und danach gestalten. Denn dann läßt sich durch alle Spannung und Entzweiung hindurch ein gemeinsames Ziel erstreben, dann mag sich auch das Wort bewähren, daß oft wie aus guten Freunden besonders erbitterte Feinde, so aus schroffen Gegnern besonders tüchtige Bundesgenossen werden.

Maupassants Romane.

Man kennt Maupassant bei uns fast nur aus seinen Novellen. Maupassant: das heißt, ein leichtes, flüchtiges Augenblicksbild des Lebens, ein amüsanter Ausschnitt aus einer Welt, in der man sich nie langweilt, einige pikant instrumentierte und erotisch rhythmisierte Takte aus einer großen Symphonie, ein lächelnd-kokettes oder grausig-groteskes Motivchen, das manchmal etwas vom Gassenhauer an sich hat.

Man weiß fast nicht, daß dieser Meister der Novelle auch als Lyriker und Romancier originell war, und war fast erstaunt, als vor kurzem ein Bändchen seiner Dichtungen in guter Verdeutschung erschien.

Maupassants Eigenart als Romancier zu betrachten, gibt uns die vorzügliche Ausgabe seiner gesammelten Werke in der Uebersetzung von Georg v. O m p t e d a Gelegenheit, von der vor kurzem als zwanzigster Band der Roman „Mont Oriol“ erschien.**)

Mit seinen Romanen gehört Maupassant zur psychologischen Schule, als deren Hauptvertreter man [illegible] Bourget anzusehen gewöhnt hat. Zu seinen Ahnen ist Stendhal als größter von allen zu zählen. Dann Flaubert, unter dessen Anleitung Maupassant jahrelang gearbeitet hat, ohne eine Zeile veröffentlichen zu dürfen. Die strenge Zucht dieses Lehrers spricht aus der gedrängten Form seiner Novellen, aus ihrer Klarheit und der leuchtenden Sprache, aber auch aus seinen Romanen, deren größte Vorzüge ein wundervoller Aufbau, unerbittliche Logik der Entwicklung und energische Führung der Handlung sind. Mit Balzac und Zola hat Maupassant wenig gemein. Ihn interessiert das Soziale wenig, das Historische gar nicht. Er hat keinen Sinn für die Physiognomie der Massen, eines ganzen Standes oder einer Stadt. Der Gedanke an einen ungeheuerlichen Zyklus, wie Balzacs Comédie humaine oder Zolas Rougon-Macquart-Serie — ein Gedanke, der jedem Epiker einmal wenigstens auftauchen muß — war seinem Wesen vollständig fremd. Ebenso fremd waren ihm aber die Manieren der Romantiker und ihre Stoffe.

Maupassants Gebiet war ein ganz eng beschränktes und bei aller Beschränkung doch unendliches: die Frau und unsere Liebe. Das war Ausgangspunkt, End- und Mittelpunkt seines Schaffens. Das große Rätsel, dessen Lösung unzählige seiner Novellen und alle seine Romane versuchen. Die Quelle seiner Kraft und seines Erfolges und der große Feind, dem er endlich erlegen ist. Das Leben war ihm nur im Umkreis der Frau warm und lebenswert. Hier war er Mann und Künstler. Er kennt die Frau des Bürgerstandes und die der Gesellschaft bis zu einer gewissen Höhe. Die Kreise der Presse und die, die sich für Kunst interessiren und Künstler bei sich sehen.

Was er von seinem Lamarthe („Unser Herz“) sagt, gilt von ihm selber. Er „war in erster Linie Schriftsteller; ein unerbittlicher, fürchterlicher Sittenschilderer, mit einem Auge begabt, das die Bilder, die Stellungen, die Bewegungen mit der Schnelligkeit und Genauigkeit eines photographischen Apparats aufnahm, besaß er einen natürlichen Instinkt für das Romanmäßige wie ein Jagdhund. Er suchte von früh bis abends Romanstoffe. Vermöge seiner beiden Eigenschaften, einer klaren Anschauung der Dinge und einer instinktiven Ahnung dessen, was darunter liegt, gab er seinen Büchern, die nicht in der gewöhnlichen Technik der psychologischen Schriftsteller abgefaßt waren, sondern wie ein Stück zuckenden Menschenleibes aus vollster Wirklichkeit gerissen schienen, Farbe, Ton, Anschauung und Beweglichkeit des Lebens selbst.“

In diesem Idealbild sehen wir ein Stück Maupassants selbst, der in seinem Leben und seiner Umwelt von früh bis abends Stoffe sucht und mit dem Instinkt des Dichters findet. Doch was Maupassant sucht und findet, sind nicht eigentlich Romanstoffe. Es sind Herzensgeschichten, Liebesereignisse zweier Seelen, in denen ein Konflikt von Mann und Weib gezeigt wird. Es fehlt der breite Untergrund einer Zeit, einer Gesellschaftsschichte. Fast immer sind die beiden Helden von ihrer Umgebung losgelöst und nur mit dem Allernotwendigsten aus dieser in die Dichtung aufgenommen.

Maupassants Romane sind eigentlich nur großangelegte Novellen. Aber gerade diese Beschränkung auf einen einzigen Konflikt, diese Vernachlässigung alles Beiwerks ermöglicht ein Tiefergehen, ein Erblicken des Eigentlichen und ganz Besonderen. Er weiß sein einziges Thema unerschöpflich zu variieren, er hat einen ungeheueren Vorrat von Liebesgeschichten, von denen eine jede eine neue Seite im Menschen zeigt. Es ist immer wieder ein neuer Sinn alles Geschehens und vor den beiden Liebenden ist alles immer wieder wie am ersten Tage.

Den Typus der Liebe zur Sphinx im Weibe stellt Maupassant in dem Roman „U n s e r H e r z“ auf. André Mariolle, 37 Jahre alt, Junggeselle, ohne Beruf, vermögend, ein wenig Dilettant oder vielmehr Genießer in allen Künsten. Frau Michaela von Burne, eine der elegantesten Frauen von Paris, geistreich, reizend, ohne gerade schön zu sein, mit Geschmack begabt, dem sie den Anschein von Verständnis zu geben weiß. Diese Frau hat nur Eine Leidenschaft. Alle Männer die durch Geist, Stellung, Verdienste oder Auftreten in der Pariser Gesellschaft Aufsehen machen, als Liebhaber an sich zu fesseln. Sie hat einen Stab von Künstlern, Gelehrten, Musikern, Diplomaten und Dichtern um sich, deren sie es gnädigst gestattet, in sie verliebt zu sein. Dabei bleibt ihr Herz ganz kalt und es freut sie zu sehen, wie sich ihre Anbeter in unerfüllter Sehnsucht abquälen. Ihre unglückliche Ehe mit einem brutalen Manne hat sie von einer zweiten dauernden [illegible] abgeschreckt. Sie will die Freuden ihres [illegible] André Mariolle ist anders als die anderen, [illegible] fühler, schwerer zu erobern. Das [illegible] romantischen Partie nach dem Mont [illegible] Bretagne finden sich die beiden. Ein [illegible]

[illegible]

*) Als eine sehr [illegible] künstliche Metropole [illegible] als Wahltäter der [illegible] kritikos humanen, [illegible]

**) Im Verlag von Egon [illegible]

und Aufregungen der Gesellschaft sind ihr wichtiger als die Pflichten und Freuden ihrer Liebe. Sie beginnt Mariolle zu vernachlässigen. Und er, der es nicht ansehen kann, wie sie seine Liebe hinter ihr Herrschaftsgelüst setzt, flieht vor ihr in die Einsamkeit eines Landaufenthaltes. Aber das erhoffte Vergessen kommt nicht. Und in seiner Verzweiflung verrät er der Geliebten seinen Aufenthaltsort. Und Frau von Burne kommt — kommt und holt ihn, wie man ein entlaufenes Haustier zurückholt. Ein wenig schmollend, weil man seine Pflicht versäumte, und ein wenig lockend, um die Rückkehr angenehmer zu machen. Mariolle weiß, daß nun seine Qual von neuem beginnt, aber er folgt doch. Er wird an dieser Liebe zugrunde gehen; aber er kann nicht anders.

„Dumm sind sie alle, diese verdorbenen, sinnlich verdorbenen Frauen, die, wenn sie anders überhaupt noch Empfindungen haben, vor Kummer krepieren, wenn sie alt werden," sagt der Schriftsteller Lamarthe.

Es sind die Frauen, in denen die gesunden Wünsche nach Liebe erstorben sind; sie wollen nichts anderes auf ihrer rastlosen Jagd nach Erfolg als die Anerkennung der Gesellschaft. Alle romantischen Empfindungen sind verbannt, und in einem gegenseitigen Wechselverhältnis ziehen sich Literatur und Wirklichkeit immer mehr herab. Auch dafür ein Wort Lamarthes von den Frauen: „Zur Zeit, als die Romanciers und Dichter sie begeisterten und sie träumen machten, suchten sie und glaubten sie im Leben das zu finden, was sie gelesen. Heute wollen sie aber verführerische und poetische Empfindungen verbannen und nur die nackte Wirklichkeit zeigen. Und daher, lieber Freund, habt ihr in euren Büchern keine Liebe mehr und es gibt keine mehr im Leben. Ihr hattet das Ideal erfunden, und sie glaubten an eure Erfindung; jetzt gebt ihr nur die Wirklichkeit wieder, und, euch folgend, glauben sie nur an die allgemeine Banalität."

Aber trotzdem kommt bei allen diesen Frauen eine Stunde, wo sie, aus sich herausgehend, einer romantischen Stimmung anheimfallen. Es sind die Stunden, wo sie, fern von den Anforderungen der Gesellschaft, irgendeinem großartigen, reinen, überwältigenden Naturschauspiel gegenüberstehen. Wie Frau von Burne nach den Eindrücken der Reise zum Mont Saint-Michel, nach dem gefährlichen, waghalsigen Gange oben in schwindelnder Höhe um den schmalen Mauerstreifen an der Spitze des Turmes Mariolles Geliebte wird, so kommt auch die entscheidende Stunde für Christiane Andermatt und Paul Brétigny. („M o n t O r i o l.") Die kleine Bankiersfrau benützt zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit die Bäder von Enval. Man lebt das ganze Jahr hindurch in Paris, man amüsiert sich und hält überall mit. Es ist notwendig, zu Zeiten auszuruhen. Zudem ist bis jetzt noch keine Spur von Nachkommenschaft. Vielleicht hilft Enval. Man ist hier in dem kleinen Bade mitten auf dem Lande und also von vornherein ein wenig romantisch, ein wenig derangiert. Christiane lernt Paul Brétigny, einen sympathischen, ernsthaften, originell denkenden Mann kennen. Man macht Ausflüge zum See von Tazenat, dann in einer Mondnacht zu einem verwitterten Schloß, das ist „wie ein Wirklichkeit gewordener Traum von Gustav Doré". Und in dieser Mondnacht geschieht es, daß die Liebenden sich vereinigen. Aus dieser Liebe wird eine große Leidenschaft, die langen Bestand verspricht. Aber der Bade-Aufenthalt übt seine Wirkung aus, und Frau Andermatt wird guter Hoffnung. Und nun wendet sich ihr Liebhaber von ihr ab. „Später, als er sie verändert fand, abgemagert, mit hohlen Wangen, gelber Hautfarbe, meinte er, sie hätte ihm das ersparen und ein paar Monate verreisen sollen, um nachher frischer und hübscher als je wieder zu erscheinen, indem sie diesen Zwischenfall vergessen zu machen verstand, oder vielleicht zu dem koketten Reiz der Geliebten noch einen anderen Reiz, den klugen und diskreten der jungen Mutter, hinzufügte. . ." An diesem [illegible] von den animalischen Funktionen des Weibes stirbt die große Liebe. Christiane lernt [illegible] Paul [illegible], indem sie ganz in den Pflichten und dem Glück der Mutter [illegible]

Hier macht die Frau die Wandlung vom oberflächlichen Geschöpf der Salons zum liebenden Weib und zur treuen Mutter durch. Der Mann ist bloß Genießer, Liebhaber, ohne die Talente eines Familienvaters.

Noch einmal hat Maupassant ein Frauenschicksal geschildert, das in der Liebe zum Kind Trost und Rettung findet. „Ein Menschenleben" ist der schlichte Titel dieses Romans. Und am Schlusse tritt das Wesentliche, [illegible] Leitmotiv ausdrücklich hervor: „Sehen Sie, das Leben ist niemals so schön, aber auch niemals so schlimm, wie man glaubt." Es ist die Weisheit des Lebens [illegible] [illegible] zu. Das Mädchen ist voll Erwartung des Lebens und seiner Geheimnisse. Alles zittert in ihr dem Glück und der Erfüllung ihrer träumerischen Mädchenwünsche entgegen. Sie glaubt in dem Vicomte Julius von Lamare den Mann gefunden zu haben, mit dem sie hier in der Einsamkeit ihres schönen Schlosses das Leben verbringen könnte. Aber bald kommt die Erkenntnis des furchtbaren Irrtums. Was in ihnen gesprochen hat, war nicht die Uebereinstimmung der Seelen, sondern die jugendliche Glut der Körper. Und Johanna, die von der großen Sehnsucht nach dem Einzigen verzehrt wird, muß darauf verzichten, ihn in ihrem Manne gefunden zu haben. Alles ist zertrümmert, verloren, und als ihr Gatte nach einem unwürdigen Leben einen schrecklichen Tod gefunden, bleibt ihr nur ihr kleiner Sohn Paul. Aber das Leben verrinnt und macht aus Knaben Jünglinge, in denen die ganze Glut und Kraft ihrer Jugend ist. Und es führt sie langsam aus den Armen der Mutter zu fremden Frauen, die die Mutter verdrängen. Erst in den Kindern der Kinder finden die alternden Frauen noch einmal eine Verjüngung.

Die Tragik der alternden Frau hat Maupassant in dem Roman „S t a r k w i e d e r T o d" gestaltet. Und noch einmal schlägt er hier bedeutsam das Motiv von der Verjüngung im Kinde an. Mit ergreifenden, warmen Tönen, ernsthaft und wahr wie eine große, traurige Melodie. Der Maler Olivier Bertin liebt die Gräfin Anna Guilleroy seit einer langen Reihe von Jahren. Wie Frau von Burne, Frau Andermatt und Frau Johanna leidet auch die Gräfin unter der Ehe mit einem unbedeutenden Manne ohne Herz und Verständnis für die Seele der Frau. Es ist, als ob Maupassant Stendhals Ansicht teilen würde, daß die wahre Liebe nur außerhalb der Ehe zu finden sei. Die Gräfin wird die Geliebte, Freundin und Muse des Malers, die Seele seiner Kunst und seiner Erfolge. Ein Verhältnis von seltener Innigkeit und Zartheit, eine innerste Verbindung zweier guter Menschen. Ein Verhältnis, das erst mit dem Tode enden sollte. Aber da kommt die Tochter der Gräfin von dem Landgut der Familie in das Pariser Haus der Eltern, um in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Die große Aehnlichkeit der Tochter mit der Mutter, so wie diese in früheren Jahren aussah, macht dem Maler erst Spaß. Aber immer heißer wird sein altes Herz bei dem quellenden und lebendigen Reiz ihrer jugendlichen Schönheit. Und seine Freundin muß es sehen, daß er sich immer mehr von ihr abwendet und seine große Liebe der Tochter zuneigt. Seine Leidenschaft wird groß und flammend und stark wie der Tod. Und von der einstigen Liebe zu der Gräfin bleibt nach furchtbaren Kämpfen nur das schmale Flackerlicht einer Freundschaft zurück. Aber Bertin sieht, daß er sein Alter niemals an die blühende Jugend Annchens binden kann. Und eines Abends geschieht ein Unglück. Der Maler wird von einem Omnibus niedergestoßen und überfahren. Er stirbt. War dies ein Zufall? Hat er selbst den Tod gesucht?

Maupassants Ehebrüche und Liebesverhältnisse sind in seinen Romanen fern von jeder Frivolität. Er spricht als ein gründlicher Kenner des menschlichen Herzens immer wieder: es gibt keine Ewigkeit in der Liebe. Daß für alle ein Ende kommt, liegt in unserer Art begründet. Auch in „H a n s u n d P e t e r" ist ein inniges Liebesverhältnis beendet. Ein Ehebruch, der die Frau des Juweliers Roland mit einem Freunde verband. Das ist lange vorbei, und Frau Roland lebt jetzt mit ihrem Gatten und ihren beiden Söhnen Hans und Peter in Havre. Von diesen Söhnen ist Hans das Kind des Geliebten. Aber das ist für alle Menschen Geheimnis. Da stirbt Hans' Vater und hinterläßt diesem ein großes Vermögen. Niemand ahnt etwas von dem nahen Verhältnis der beiden. Der Alte hatte den Jungen eben gern. Peter aber, ein mißtrauischer, schwerfälliger und unentschlossenerer Charakter, schöpft Verdacht. Und als er sieht, wie seine Mutter unter diesem Unausgesprochenen leidet, wird er ihm zur Gewißheit. Er verläßt das Haus seines Vaters. Und die Mutter, die auch ihn liebt, wagt doch nicht, ihn zurückzuhalten, weil sie dann das Glück ihres anderen Sohnes zerstören müßte. Vielleicht ist in ihrer Seele doch ein gut, leiser Ausdruck zugunsten des Kindes von dem Manne, den sie geliebt hat?

So ist die Liebe bei Maupassant: etwas Erstaunliches, Gewaltiges, Wunderbares, das sich wie ein Flammenlicht entfaltet, eine Weile am Himmel steht und dann in sich zusammensinkt. Seine Liebe kennt keine Sentimentalitäten, keine schwärmerischen [illegible]. Sie ist bei aller Verwicklung doch immer klar, niemals [illegible] wie bei [illegible] Ein Gefühl, dem wir [illegible] und seine Zartheit zu empfinden. Ein [illegible] wenn wir kalt bleiben [illegible]

[illegible] den Erlebnissen des Georg [illegible] ein [illegible], ehemaliger

Unteroffizier, mit der Intelligenz eines Durchschnittsmenschen, praktisch und mit dem festen Willen, Erfolg zu haben. Er findet den richtigen Weg dazu: die Frauen. Und eine Reihe von Siegen über die Frauen führt ihn hinauf zu den Höhen der Gesellschaft. Eine Reihe von Ehebrüchen, von selbst begangenen und von solchen, die er seiner Frau gestattet. Alle diese Frauen arbeiten für ihn, diese Frauen, die ihn selbst zu ihrem Peiniger hinaufverwöhnt haben. Er ist „der Liebling". Und hier findet sich noch einmal das Motiv aus „Stark wie der Tod". Georg Duroy heiratet endlich die Tochter der alternden, verblühten Frau, deren Liebe ihm auch eine Stufe zu seinen Erfolgen gewesen ist. Grotesk, banal, verzerrt klingt hier noch einmal dasselbe an, was dort ernst und traurig ein Schicksal bedeutete. Das Satyrspiel nach der Tragödie.

Was wir an Maupassant lieben? Seine große, ernste Art, vom Leben und vom Tode zu denken und zu sprechen. Das ist etwas ganz anderes, als wir aus den pikanten Novellen entnehmen können. Die Aeußerungen dieses prachtvollen Ernstes sind in seinen Romanen zu finden. Es gibt keinen grimmigeren Feind des Menschen als den Tod. „Immer wieder der Tod, am Ende aller Enden . . . Er beherrscht den ganzen Erdenkreis, den Weltenraum. Ich sehe ihn überall; irgendein armseliger zertretener Wurm auf der Straße, der Blätterfall, ein weißes Haar im Bart des Freundes, alles zerfrißt mir das Herz und ruft mir zu: Das ist er!" („Der Liebling.") So gibt es also nur ein wirkliches Gut des Menschen: das Leben. Und als höchster Gipfel alles Glückes die Liebe zum Weibe. Die Liebe der Sinne und der Seele, der wir eine priesterliche Andacht weihen müssen, um nicht Verräter des Heiligsten, Schwindler der Liebe zu werden, wie Georg Duroy.

Keine tiefe, aber eine brauchbare Philosophie. Wirklichkeitsphilosophie. Von einer Verachtung alles Transzendentalen, aller Mystik erfüllt, aus einem überzeugten Materialismus hergeleitet. Und in allen Erscheinungen des Lebens mit dem Auge des Künstlers aufgesucht und gefunden, mit der Hand des Künstlers umgeschaffen zu neuen und prächtigen Formen.

Das ist der Maupassant der Romane.

Brünn. Karl Hans Strobl.

Sammlerfreuden.

Ein Sammler ist heutzutage fast jedermann, aber warum sich Hinz und Kunz bei jeder Gelegenheit darüber mokieren, daß Kunz und Hinz auch irgend etwas sammeln, ist nicht recht einzusehen. Bloßer Konkurrenzneid ist es in den wenigsten Fällen, der die Leute veranlaßt, sich über die Passionen ihrer Nachbarn abfällig zu äußern. Wenn es nur der Wetteifer auf demselben Sammlergebiete wäre, verstünde man die hämischen Glossen viel eher, denn begreiflicherweise ist es niemandem angenehm, wenn eine allzu rege gewordene Nachfrage die Preise in die Höhe schnellen läßt für lieb gewordene Objekte, die man vorher billig erwerben konnte. So aber sammelt der eine Ansichtskarten, der zweite Tabakpfeifen, ein dritter ausschließlich Lampen, ein anderer Exlibris, wieder andere Porzellane bestimmter Fabriken, Schlüssel, Glocken, Spazierstöcke, Uhren, Fingerhüte, Lichtputzscheren, selbst Barbierbecken, Korsetts und hundert andere Spezialitäten. Briefmarken sammelt der eine „systematisch" an der Hand der Kataloge von Senf; einen anderen interessieren nur die zoologischen Darstellungen auf exotischen Markenbildern, und er setzt seinen Stolz darein, daß in seiner Briefmarkenmenagerie weder die Brillenschlange noch das Schnabeltier fehle; wieder ein anderer setzt die nach Farben geordneten Briefmarken mosaikartig zu Bildern zusammen und versucht es, den kopfschüttelnden Beschauer zu überreden, darin die Porträts dieses oder jenes Herrschers zu erkennen; noch ein anderer begnügt sich damit, Millionen von Briefmarken zu Zimmertapeten zusammenzufügen, und wählt sich für seine „Ausstellung" mitunter den allerunpassendsten Ort, zum Beispiel das Krankenhaus von Gent. Hier sind wir allerdings bereits an die Grenze gekommen, an der dem übertriebenen Sammeleifer doch Einhalt geboten werden könnte. Wenn aber jemand mit seiner Zeit nichts Besseres anzufangen weiß, als Tausende von [illegible] zu sammeln und nach irgendwelchen [illegible] ordnen, so braucht ihn in dieser harmlosen, kein[illegible] belästigenden Beschäftigung niemand zu stören; [illegible] sogar die ziemlich aussichtslose Hoffnung [illegible] Wert seiner Sammlung mit der Zeit besonders steigen könnte. Und daß zum Beispiel der jüngst verstorbene [illegible] Moser zweihundert Paar Stiefel aller Art zusammengebracht hatte, oder daß der Komponist Mascagni, wie [illegible] in den Blättern zu lesen war, eifrigst alte Zigaretten sammelt, geht niemanden etwas [illegible] doch aus einer derartigen [illegible] ein, wenn [illegible] füglicher, so doch nicht zurückzuweisender Beitrag zur Sitten-, beziehungsweise Kostümgeschichte, allerdings vorausgesetzt, es handle sich bei letzterer Nachricht nicht lediglich um eine simple Reklamnotiz, was bei Mascagni und seinem Verleger nicht ganz unmöglich wäre.

So lange sich die Sammler von dem Wege des Rechtes und des Anstandes nicht entfernen und so lange sie nicht durch eine krankhafte Selbstüberhebung die Kritik geradezu herausfordern, ist jede unberufene Einmengung unangebracht. Jedes Tierchen hat sein Pläsierchen. Spezialitätensammlungen zu verspotten, ist allzu wohlfeil und zeugt nur von Bequemlichkeit, um nicht zu sagen Indolenz, und von Armut an Interessen, um nicht zu sagen Dummheit. Welche Flut banaler Witze mußte nicht der Londoner Charles Rothschild über sich ergehen lassen, als von ihm bekannt wurde, daß er mit den größten Kosten eine Flohsammlung von mehr als 10.000 Exemplaren zusammengebracht habe. Und doch gibt es viele Universitätsprofessoren, die sich ihr ganzes Leben mit noch viel niedrigeren Thieren abquälen und ungemein froh wären, ihre Forschungen mit reichen Mitteln nach allen Seiten ausgestalten zu können. Was auf naturhistorischem Gebiete recht ist, ist sicher auch in anderen Wissenszweigen billig. Gerade die Spezialisten unter den Sammlern und besonders solche, die sich ein ganz originelles Feld auserkoren, haben unsere Kenntnisse schon häufig in erfreulicher Weise erweitert, und unsere Museen, die sich bei der Fülle ihrer Obliegenheiten nur selten in Sonderbestrebungen einlassen können, wissen die freiwillige Mitarbeiterschaft solcher Persönlichkeiten zu würdigen. Selbst scheinbar wertlose Stücke können bei systematischer Zusammenfassung und allseitiger Durcharbeitung zu besonderer Wichtigkeit gelangen. Der mitunter recht veränderliche Marktwert ist ja nicht allein ausschlaggebend; das erwachte wissenschaftliche Interesse kann große Veränderungen herbeiführen. Ein kluger Sammler wird daher niemals mit der Mode zu gehen trachten, um nicht jedes Stück mehrfach überzahlen zu müssen; eine um so größere Freude wird er genießen, wenn seine unermüdliche Arbeit selbst erst die Werte erzeugt. Damit soll aber keinesfalls eine Spekulation mit Sammlerobjekten angeregt werden. Der wahre Sammler trennt sich sein ganzes Leben nicht von seinen Schätzen, selbst wenn die Marktkonjunktur mit großer Deutlichkeit eine weitere Baisse vermuten ließe. Im Gegenteil, er freut sich geradezu der niedriger werdenden Preise, die ihm willkommene Gelegenheiten zur Vermehrung seiner Sammlung bieten.

Dem intimen Sammler steht der gesellschaftliche Emporkömmling gegenüber, den ganz andere Absichten leiten. Da es nun einmal zum guten Ton gehört, die Passionen hoher und höchster Herrschaften wenigstens recht äußerlich nachzuahmen, entdeckt er eines schönen Tages auch in der eigenen Brust einen unbezwinglichen Sammlertrieb und trachtet auf dem bequemsten Wege möglichst viele Kostbarkeiten zusammenzuschleppen, welche einiges Aufsehen erregen oder wenigstens Gegenstand verschiedener Besprechungen werden könnten. Ohne den Ehrgeiz, sich mit der Zeit in eine Spezialsphäre einzuarbeiten, wählt er am liebsten die augenfälligsten Stücke und wird in jedem Antiquitätengeschäft, wo er natürlich mit seiner Equipage vorfährt, mit überschwänglichster Devotion empfangen und [illegible] gerupft. „Dekorativ" muß alles sein, das ist die erste Hauptforderung, und wenn ihm etwas für einen seiner Salons paßt, dann wird es dem Händler nicht schwer, mit tausend Argumenten zu beweisen, daß der außerordentlich hohe Preis in diesem Falle wohlbegründet wäre; eine detaillierte Untersuchung, ob eine „Antiquität" ganz oder teilweise moderne Arbeit ist, braucht der Geschäftsinhaber nicht zu fürchten; einige geschickte Redewendungen helfen über diesen heiklen Punkt in der Regel leicht hinweg. Ganz anders der intime Sammler: der ist am glücklichsten, wenn er ein geeignetes Stück durch einen günstigen Zufall an einem entlegenen Orte findet und ohne viel Aufhebens preiswert erstehen kann. In Geschäften tritt er anonym und einfach auf, aber seine Sicherheit verrät dem Händler in den ersten Minuten, daß in diesem Falle die üblichen Kniffe zwecklos wären. Von den verschiedenen Objekten werden nur jene ausgewählt, die der Käufer in ihrem vollen Werte besser zu erkennen vermag als der Händler, welcher ja nicht auf allen Gebieten Spezialist sein kann; natürlich handelt es sich nur um Gegenstände, die zur Aufnahme [illegible]

[illegible]

gegen läßt sich von dem Schlagworte „dekorativ“ nicht blenden; auch die Frage der Unterbringung ist für ihn sekundärer Natur; ist ein Gegenstand gut und paßt er zu seiner sonstigen Kollektion, dann wird er ihm schon das entsprechende Plätzchen zu schaffen wissen. Je billiger ein Stück war, um so größer ist seine Freude; während sich der Protz beinahe schämt, nicht mit mindestens vierstelligen Zahlen renommieren zu können. Zerschlägt ein Diener in einem reichen Hause eine kostbare Vase, so wandern die Scherben in ein Museum, wo man mitunter auch andere Objekte, mit denen man übervorteilt wurde, gnädigst abzulagern trachtet, und die Lücke wird möglichst bald anderweitig ausgefüllt. Widerfährt dem passionierten Sammler, der die Säuberung seiner Schätze am liebsten selber besorgt, ein ähnliches Malheur, dann kittet er die einzelnen Teile zusammen, ohne an dem Schmerzenskind sein Interesse zu verlieren; er kann sich von keinem Stücke, an dem ja ein Teil seines Ich haftet, trennen, dagegen überantwortet er nicht selten nach seinem Tode die ganze Sammlung der Oeffentlichkeit. Der Sammler der äußeren Mode und der Sammler aus innerer Neigung können am leichtesten danach unterschieden werden, wie sie die Urteile über ihr Eigentum aufnehmen; der erstere gerät in das größte Entzücken, wenn eine Durchlaucht oder Exzellenz ein Stück als würdig erklärt, in einem seiner Schlösser zu stehen; der letztere freut sich natürlich auch, wenn etwas aus seiner Sammlung allgemein Anklang findet, aber den größten Stolz erlebt er, wenn ein erfahrener Museumsvorstand oder ein Sammler desselben Gebietes nach eingehender Prüfung erklärt, viel Neues gesehen und gelernt zu haben. Daß desungeachtet eine Sammlung, die nach rein äußerlichen Gesichtspunkten zustande kam, einen viel größeren Wert haben kann als eine Kollektion, die der in seinen finanziellen Verhältnissen beschränkte Besitzer in einem arbeitsreichen Leben zusammengetragen, liegt auf der Hand. Ein großer Finanzier braucht nur einige gute Ratgeber zu haben, und wenn er diesen, und nicht seinen eigensinnigen Launen folgt, wird er sich bald von den großen Vorteilen überzeugen; das teure Lehrgeld, mit dem er sich sonst einige Erfahrungen erkauft, könnte er sich zum guten Teil ersparen.

Das Schlagwort „dekorativ“ scheint übrigens in den letzten Jahren viel von seiner Zauberkraft verloren zu haben. Während es vor zehn und zwanzig Jahren eine Ueberladung unserer Wohnungen rechtfertigte, hat es heutzutage einen anderen Sinn eingenommen. Wenn jetzt zum Beispiel ein Gemälde uns gar nichts Selbständiges zu sagen weiß, man es jedoch aus irgendeinem Grunde nicht tadeln zu sollen glaubt, dann „wirkt es dekorativ“. Dieses nichtssagende Wörtlein ist bereits geradezu zum Deckmantel der Gedankenarmut geworden, wenn man das auch noch vielfach nicht herauszufühlen weiß. Die immer schärfer hervortretenden ästhetischen Anforderungen unserer Tage verlangen eine Einschränkung des äußeren Pompes, dessen man nach der Rekapitulationszeit des Barockstils gründlich überdrüssig geworden ist. Damit hängt es zusammen, daß die Vorliebe für A n t i q u i t ä t e n g r ö ß t e n M a ß s t a b e s e t w a s a b n i m m t, während k l e i n e r e D i m e n s i o n e n i m m e r b e l i e b t e r werden. An die Stelle von Freiluftsammlungen treten immer mehr Vitrinensammlungen.

Kleine, überaus feine Buchsholzschnitzereien oder prächtig entworfene Schmuckgegenstände der Renaissancezeit waren zwar immer sehr geschätzt, aber eben darum auch so teuer, daß die meisten Privatsammler nur wenige Stücke dieser Art zu erwerben imstande waren; ganz ähnliche Verhältnisse schränkten das Sammeln wirklich guter alter Medaillen und Plaketten wesentlich ein. An die Stelle der früheren Vorliebe für Majoliken und Steinzeugkrüge tritt immer mehr das Interesse für das weniger Raum heischende Porzellan; die kleinen Porzellanfigürchen, die jetzt zu den Favoritgegenständen zählen, erzielen eben mitunter Preise von schwindelnder Höhe. Auch geschnittene Gläser, die noch vor kurzem als zu wenig dekorativ [illegible], kommen an Beliebtheit den früher weit überschätzten emailbemalten Gläsern immer näher. Dosen, Flakons, Chatelaines und manche ähnliche Kleinarbeiten werden immer [illegible]

Auf einem Gebiet läßt sich immerhin noch etwas erreichen, obwohl man auch hier mit der allgemeinen Steigerung der Antiquitätenpreise rechnen muß. M i n i a t u r p o r t r ä t s waren bisher in den meisten Sammlungen nur vereinzelt, beziehungsweise in weniger [illegible] vorhanden; größere Spezialsammlungen von Miniaturporträts gibt es noch nicht viele, und erst als man in [illegible]

Vormärz hinterlassen, also der Miniaturbilder und Lithographien Hand in Hand gehen muß.

Es ist noch nicht lange her, da konnte man selbst gut gemalte Bildchen, wenn sie keine kostbare Umrahmung hatten, noch fast um ein Butterbrot erstehen. Jetzt weiß man bereits, daß sich auch den Miniaturen, und zwar nicht nur den mittelalterlichen Bilderhandschriften, die in manchen Fällen über Gebühr angestaunt wurden, sondern auch den kleinen Porträts aus dem achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts viele interessante Seiten abgewinnen lassen, um die man sich vorher nicht gekümmert hatte. Ob man vom technischen oder ästhetischen Gesichtspunkt an sie herantritt, ob man das kunsthistorische oder kulturgeschichtliche Moment hervortreten läßt, überall ergeben sich neue wertvolle Anknüpfungspunkte. Namentlich wenn man die Grenzen weiter steckt und nicht nur die in verschiedener Technik auf den verschiedensten Unterlagen gemalten, sondern auch die plastischen Bildnisse in Betracht zieht, gelangt man zu einer fast vollständigen Geschichte des Kunstgewerbes, da es kein Material gibt, das nicht wenigstens ausnahmsweise dazu herhalten mußte, die Gesichtszüge hervorragender oder geliebter Persönlichkeiten zu verewigen. Vom künstlerischen Standpunkt nehmen wir lebhaften Anteil an den verschiedenartigen Lösungen der Frage, eine Individualität zu charakterisieren, und wenn wir auch in einzelnen Fällen längst nicht mehr wissen, wie zum Beispiel dieser junge Grenadieroffizier mit dem Kanonenkreuz geheißen, wer jener Kardinal mit der Allongeperücke gewesen oder wen jene kokette junge Dame mit der hohen, dreiteiligen Frisur beglückte, so freuen wir uns doch auch der anonymen Schöpfungen und des aus ihnen sprechenden Geistes. Haben wir es mit Werken von Petitot oder Dinglinger, Isabey, Füger oder Daffinger zu tun, dann lebt vor unseren Augen der ganze Kreis der beliebtesten Modemeister ihrer Zeit wieder auf. Aber auch andere Maler, nicht selten auch solche, deren Namen uns kein Künstlerlexikon hinterläßt, haben häufig ganz reizvolle Bildchen geschaffen, und uns erwächst die Pflicht, diesen weiter nachzugehen, um dadurch die kunsthistorischen Kenntnisse zu erweitern. Aber selbst in dem ungünstigsten Falle, wenn die Kunst des Porträtisten eine relativ und absolut recht bescheidene war, bleibt uns doch immer noch der kulturhistorische Standpunkt, der uns das Bild einer bedeutenden Persönlichkeit mitunter auch in mittelmäßiger Wiedergabe wertvoll erscheinen läßt, oder, wenn selbst das nicht zutrifft, doch zum mindesten schätzbare Beiträge zur Geschichte der Kleidertrachten und Frisuren liefert.

Das Sammeln von Miniaturen ist mit manchen Vorzügen verbunden, die in anderen Gruppen nicht in diesem Maße vereinigt sind. Dadurch, daß wenigstens bei den gemalten Kleinbildnissen der eigentliche Materialwert nur eine nebensächliche Rolle spielt, ist die Möglichkeit gegeben, manches Stück aus erster Hand sehr preiswert zu erwerben; der gleiche Umstand bewahrt auch in der Folge vor einseitiger Abschätzung des stofflichen Wertes, der nicht selten bei anderen Sammlungen das Urteil über den ideellen Wert zu beeinträchtigen pflegt.

Der Miniaturensammler richtet mit seiner Liebhaberei kein Unheil durch Zerstörungen an, denn die Objekte sind in der Regel lose und ohne jeden weiteren Zusammenhang. Hier liegen die Verhältnisse anders als zum Beispiel beim Exlibrissammler, der imstande ist, eines wertvollen alten Bücherzeichens wegen Buch und Einband zu beschädigen oder wenigstens wichtige Beziehungen zu zerreißen, oder gar bei dem Sammler von Uhrenkloben, der den reizenden durchbrochenen Ornamentscheiben zuliebe tausende von Spindeluhrwerken vernichtet und damit das Objekt von der üblichen Herkunftsangabe für alle Zeiten losreißt, sonach halb entwertet. Nicht zu unterschätzen ist die leichte Möglichkeit, selbst eine größere Miniaturporträtsammlung jederzeit ohne Umständlichkeit vollständig genießen zu können. In einem einzigen Schranke hat zum Beispiel Frau v. [illegible] in Berlin mehr als 500 Miniaturen beständig sofort zur Hand, während etwa ein Kupferstichsammler erst unhandliche Mappen herbeischaffen muß, um sich nur an dem oder jenem seiner Blätter erfreuen zu können. In dieser Beziehung befindet man sich in einer ähnlichen Lage, die auch den immer seltener werdenden Münzensammlern die Möglichkeit gab, selbst große Serien auf den bescheidensten Raum zusammenzudrängen.

Ein Umstand kann dem Miniaturensammler äußerst gefährlich werden: die Sucht, möglichst viele Zelebritäten in seiner Sammlung vertreten zu haben. So viele Napoleon-Bilder es [illegible] auch gibt, sie genügen keineswegs der lebhaften [illegible], und die selbstverständliche Folge davon ist, daß hier die Fälscherkünste einsetzen, um wenigstens den minder kritischen Teil der [illegible] zu befriedigen. Aber muß denn ein jeder [illegible] der Madame Lebrun, der Madame [illegible] oder der Madame de Staël

besitzen? In vielen Dutzenden wimmeln solche Berühmtheiten namentlich in den „Antiquitäten"-Geschäften der großen Weltkurorte herum, alles mehr oder weniger geschickte Falsifikate. Der kluge Miniaturensammler wird nicht beständig die große Lohengrinfrage aufwerfen, sondern lieber gute und charakteristische Bildchen wählen, auch wenn deren Name und Art sich nicht offenbart. Auch ohne Befriedigung der rohstofflichen Neugier kann man sich in der zwar anonymen, aber doch gewählten Gesellschaft sehr wohl befinden, wenn einem die parfümierte Schäferin der Rokokozeit eine süße Pikanterie zuflüstert, wenn ein tollkühner Haudegen vom wechselnden Kriegsglück Napoleons berichtet oder ein ehrsamer, ordnungsliebender Biedermeier schon durch seinen, jeder Nervosität entrückten Gesichtsausdruck die nicht zu unterschätzende Eigenschaft verrät, mit seinem begrenzten Unterthanenverstande der Familie und dem Staate treu gedient zu haben. Herrscher mit ihren Ministern und Generalen, anmutige Dämchen von den Brettern, die die Welt bedeuten, beliebte Schriftsteller, Musiker und bildende Künstler, strebsame Kaufleute, temperamentvolle Demagogen atmen nun dieselbe Luft, alle Gegensätze, die einander bei Lebzeiten auf das heftigste befehdeten, haben ihren schmerzlichen Stachel verloren und vereinigen sich zu beredten Gesamtbildern, die uns längst entschwundene Zeiten in anschaulicher Unmittelbarkeit wieder aufleben lassen. Auch die Romantik kommt hierbei zu Worte. Gar manches Bildchen enthält hinter dem geschliffenen Glase der Rückseite eine Haarlocke, die der dargestellte Offizier vor dem Kriege seiner Braut als kostbares Andenken hinterlassen. Auch ein gepreßtes Blümlein, das einem andern Miniaturporträt beigefügt ist, erzählt von Liebesglück und Trennungsschmerz. Man braucht kein Sonntagskind zu sein, um bei der Betrachtung einer Miniaturporträtsammlung eine ganze Reihe von Romanen nachzuempfinden.

Reichenberg. **Dr. G. E. Pazaurek.**

Bücher.

Dr. Paul Deussen: „Erinnerungen an Indien". Kiel und Leipzig, 1904, Lipsius und Fischer.

Ueber Indien ist schon viel geschrieben worden. Aber alle vorhandenen Werke, so weit sie nicht rein wissenschaftlicher Natur sind, lassen uns Indien zu sehr in englischer Beleuchtung oder gar nur mit den Augen des Vergnügungsreisenden sehen. Der Philosoph und Sanskritist Paul Deussen, Professor zu Kiel, hat vor kurzem die Erinnerungen an seine vor etwa zehn Jahren unternommene Reise durch Indien veröffentlicht. Nach einer Reihe rein wissenschaftlicher Arbeiten über die indische Lehre bietet Deussen im vorliegenden Werk ein freundliches Buch voll Anmut und Leben, das gewiß auch weiteren Kreisen viel Interessantes bietet. Deussens Buch läßt erkennen, daß der deutsche Gelehrte Land und Leute auch wirklich studiert hat, und nicht bloß „dort gewesen" ist. Feindselig tritt sonst der gläubige Hindu dem Europäer, dem Cudra, entgegen. Dem westfälischen Pastorensohn ging jedoch sein Ruf voraus, er beherrsche Sanskrit und Hindostani, wodurch sich ihm der Boden ebnete wie kaum jemals einem anderen. Ungeheuer fremd muten uns die Schilderungen an. Er erzählt von indischen Heiligen, von Büßerinnen und Asketen, von dem streng geregelten Leben nach den Upanishads, den heiligen Büchern der Brahmanen. Er hat selbst in Sanskrit-Colleges Vorträge gehalten, er war wiederholt der Gast der Maharadschahs, er hat Schulen, Theatervorstellungen, ein wenig vom Familienleben gesehen. Auch Ceylon hat Deussen besucht, er ist entzückt von der Landschaft. Die Bevölkerung fand er weniger interessant, denn die Bewohner sind Buddhisten, und der Buddhismus hat heute viel von seiner alten Strenge verloren. Gegen die Engländer in Indien scheint Deussen keine allzu freundlichen Gesinnungen zu hegen. Es klingt da ein Ton mit, der an die Worte Multatulis bezüglich Hollands mahnt: „Es liegt ein Raubstaat an der See..." **v. M.**

Revue der Revuen.

„Die Nation." Friedrich Naumann kritisiert Paul Limans Buch über Kaiser Wilhelm II. in folgender geistvoller Weise: Liman sieht als das eigentlich Charakteristische am Kaiser seine patriarchalisch persönliche Auffassung seines königlichen Berufes an, die mit der Auffassung der zeitgenössischen Welt in Widerspruch steht. Der „patriarchalische Absolutismus" verlangt vom Volk Unmündigkeit, denn „der politische wie geistige Protestantismus sträubt sich gegen das Dogma der Unfehlbarkeit". Darüber aber, wie der Kaiser zum [illegible] wurde, fehlt bei Liman jede eingehendere Untersuchung [illegible] als rein persönlicher Zufall. Demgegenüber ist zu sagen, daß die Zeit des Ueberganges vom Agrarstaat zum Industriestaat notwendig eine Zwischenperiode enthalten muß, in der die alte Herrschaftsbasis wankt und die neue Basis noch nicht da ist. Die alte Adelsherrschaft [illegible] gegenüber dem Weltverkehr, und die neue Demokratie ist [illegible] lange kein festes Gebilde. Die Monarchie muß sich aus Zeitgründen von ihrem alten Untergrund trennen und hat das neue Festland für ihre Füße [illegible] eine gewisse Isoliertheit und damit Absolutheit [illegible] unnatürlich, ebensowenig [illegible]

zackkurs und Nervosität des Handelns zeigen. Wir bestreiten das Vorhandensein der von Liman breit ausgeführten Symptome keineswegs, kommen nur bei unserer Diagnose zu dem anderen Schlusse, daß das, was Liman als das Charakteristische ansieht, fast unvermeidliche Begleiterscheinungen eines an sich gesunden und normalen Prozesses sind, und daß nicht die Begleiterscheinungen den Kern der Sache ausmachen, sondern der Prozeß selbst, dessen Inhalt kurz dahin ausgesprochen werden kann: die hohenzollernsche Dynastie sucht ihren Frieden mit dem Zeitalter der Industrie. Das Große am gegenwärtigen Kaiser ist, daß er die Richtung auf den deutschen Industrialismus gefunden hat. Darin liegt sein notwendiger Fortschritt gegenüber dem Zeitalter Bismarcks. Darin liegt auch die Einheit seiner Persönlichkeit, der man unrecht tut, wenn man das „Impulsive", das sie zweifellos hat, allzu sehr in den Vordergrund rückt. Die Einzeläußerungen sind impulsiv, aber das Leben als Ganzes hat seine immer wieder erkennbare Richtung.

Geheimnisse des Himmels.

Eine Kometen-Geschichte von **Paul Scheerbart.**

Ich saß in Berlin in einem Café.

„Wenn da drüben," dachte ich, „der alte Droschkenkutscher, der da so ruhig auf seinem Kutschbock schläft, plötzlich aufwachen würde und ein langes zweischneidiges Ritterschwert aus seiner Manteltasche herausziehen würde und von seinem Kutschbock heruntersteigen würde mit dem Ritterschwert in der rechten Hand — und mit diesem Ritterschwert seinem alten Droschkengaul den alten Kopf abschlagen würde — oh! — das würde doch ein Ereignis für Berlin und für Europa sein."

Also dachte ich, und ich seufzte dazu und sagte laut:

„Nein! In Berlin ist ja doch nichts los! Kellner, glauben Sie, daß heute noch eine Revolution ausbrechen wird?"

Der Kellner lächelte und brachte mir einige Tageszeitungen und meinte dazu freundlich:

„Wenn's die Zeitungen sagen sollten, will ich's schon glauben."

Ich las und bemerkte, daß die Welt immer ruhiger würde — immer friedlicher — und es kam mir so vor, als wenn alle Menschen in einen großen Schlaf verfielen — wie der Droschkenkutscher auf seinem alten harten Kutschbock in einen großen Schlaf verfiel.

Plötzlich aber rief ich:

„Nanu? Was ist das?"

Und ich las im Inseratenteil einer großen angesehenen Zeitung das Folgende:

Aufgepaßt!

Die bedeutendste Entdeckung der Neuzeit!

Endlich ist es mir gelungen, wirkliche ganz lebendige Geister für jedes menschliche Auge sichtbar zu machen. Einfache, ganz unschädliche Apparate! Keine leere Reklame! Unwiderlegliches Tatsachenmaterial! Sprechstunden täglich, außer Sonntags, von 7 bis 10 Uhr abends. Entree 3 Mark.

Hochachtungsvoll

Ferdinand Amandus Krüger

Naturphilosoph

Berlin NO. Landsberger-Allee 87,

Quergebäude, IV. links.

Ich ging natürlich hin zu Ferdinand Amandus.

Er war ganz allein.

Ich hatte gedacht, eine Volksversammlung bei ihm vorzufinden — aber er war ganz allein.

Ich wunderte mich über das Alleinsein und sagte das.

Herr Krüger lächelte und meinte dazu freundlich:

„Die Leute sind heutzutage ein bißchen [illegible], man muß wohl schon ein bißchen größer kommen; mein Inserat war wohl noch zu [illegible] gehalten."

Nun war ich neugierig.

Die Wohnung des Herrn Ferdinand Amandus Krüger [illegible] und wirkte sehr angenehm durch [illegible] Zaubereien und Apparate; die Möbel waren hundert Jahre alt und gut erhalten — sehr einfach und sehr [illegible]

Herr Krüger war gekleidet wie ein alter Herr aus der guten Urgroßvaterzeit: [illegible] Halsbinde [illegible] glattrasiertes Gesicht [illegible]

[illegible]

Sie sind nach der neuesten Mode [illegible] rasiert.

Das sagte ich nun auch etwas [illegible]

Herr Krüger steckte meinen Taler ein, und wir gingen in ein Nebenzimmer, in dem etwas unordentlich zwischen großen Bücherhaufen astronomische Geräte herumstanden.

Hier ließ mich der Naturphilosoph durch ein Fernrohr sehen, und ich sah den neuesten Kometen.

„Sehen Sie ihn?" fragte Herr Krüger.

„Wen meinen Sie?" fragte ich.

„Nun," versetzte er, „den Geist — den lebendigen Geist"

„Ich sehe einen Kometen!" erwiderte ich.

Darauf sprach der Naturphilosoph mit Nachdruck:

„Sie sehen einen Kometen — also sagen Sie, ohne zu erröten. Sie täten besser, zu sagen: ich sehe eine Lichterscheinung, die gemeinhin von ahnungslosen Erdbewohnern mit dem Wörtchen „Komet" benamset wird. Und ich sage Ihnen: Sie sehen eine Geistererscheinung — eine Geistererscheinung des Himmels. Zum erstenmal werden Ihnen hier die Geheimnisse des Himmels entschleiert — mit dem ganz geläufigen Wörtchen „Geistererscheinung". Und Sie zittern nicht einmal? Sie bekommen keine Krampfanfälle? Sie bekommen nicht einmal ein kleines Fieber? Ach ja — Sie stehen so da wie ein Mensch, der bloß an sein Abendbrot denkt."

Ferdinand Amandus hüstelte und setzte sich auf einen Stuhl, und ich setzte mich ihm gegenüber auch auf einen Stuhl.

Nun saßen wir eine Weile auf unseren Stühlen und schauten uns gegenseitig ins Auge, und ich dachte dabei an meinen schlafenden Droschkenkutscher, an die Revolution, die jetzt auch bloß noch wie ein Geist durch die Lande schleicht und nun auch gar nicht mehr körperliche Realitäten zeigt — und dann dachte ich an den Kometen, der doch wenigstens etwas Körperliches hat — wenn man eine Lichterscheinung körperlich nennen darf.

Und mir war plötzlich, als hätte der Naturphilosoph meinen Gedankengang verfolgt.

Es mußte wohl so sein, denn er sagte leise:

„Eine Lichterscheinung des Himmels ist wahrlich eine Realität im irdischen Sinne nicht so ohne weiteres zu nennen. Irdische Realitäten kann man doch wenigstens mit seinen Händen befühlen; aber eine Lichterscheinung des Himmels ist in weiter Ferne — geheimnisvoll und feierlich wie eine flackernde Pechfackel nachts am offenen Grabe eines großen Mannes, und wir wissen nicht, was von dem Sichtbaren greifbar sein könnte."

Ich wurde ein wenig ungeduldig und sagte hart:

„Sprechen Sie doch ein bißchen deutlich und möglichst einfach — man versteht sich dann besser; ich liebe den salbadrigen Poetenstil nicht — wenigstens in der Unterhaltung nicht; wenn man miteinander spricht, so soll man versuchen, sich gegenseitig verständlich zu werden."

„Sie sind ein wenig grob!" meinte der Naturphilosoph.

„Mein Herr," gab ich sanft zurück, „Sie schmeicheln mir, wenn Sie mich bloß grob nennen. Hätten Sie gesagt, daß ich wie ein Dolchmann rede, so wäre das wohl treffender gewesen. Sie fühlen also wohl, was Sie von mir zu halten haben: ich habe Ihnen einen Taler gegeben und bitte, mich dafür zu überzeugen, daß ich eine veritable Geistererscheinung genossen habe. Sammeln Sie sich und reden sie langsam und verständlich — und so, daß ich überzeugt werde — sonst können Sie was erleben — ich schmeiße meine Taler nicht auf die Straße."

„Wir sitzen hier," sagte der alte Herr ganz ernst, „doch nicht auf der Straße."

Ich schwieg — und er schwieg auch.

Und ich sah, wie er seine Gedanken sammelte.

Danach begann er langsam — wie folgt:

„Die Bewegung der Kometenschweife ist, wie Sie wohl wissen, in der Nähe unserer Sonne eine so rapide, daß wir nicht mehr annehmen können, daß die Materie in den Kometenschweifen eine uns bekannte Materie sei; die uns bekannte Materie kann nicht mit so rasender Fixigkeit durch den Raum [illegible] — wir müssen also in den Kometenschweifen [illegible] Stoffe vermuten, die anders sind als die auf der Erde [illegible] Stoffe. Indem wir einer derartigen Vermutung Raum geben, [illegible] aber bereits ganz deutlich, daß die [illegible] Geistererscheinungen des Himmels sind."

Der Naturphilosoph schwieg eine Weile und [illegible]

„Sie wissen vielleicht, daß man die Kometenschweife [illegible] betrachtet hat, die so entstehen wie die [illegible]

sichtbar bleibt, müssen wir doch wohl als Geistererscheinung auffassen. Was sollten wir denn sonst so benamsen? Das Stückchen des Kometen, das als Schweif unseren Augen sichtbar wird, ist demnach eine für uns wirkliche, ganz lebendige, sichtbare Geistererscheinung. Die Kometen kommen aus sehr weit entfernten Weltgegenden, in denen wir doch mit Recht andere Stoffmassen vermuten können als die für uns vom Erdstern aus wahrnehmbaren Stoffmassen."

Der Naturphilosoph schwieg abermals und ich sagte dazu leise:

„Sind denn die Sternschnuppen nicht auch Teile eines Kometenschweifes?"

Und der Herr Krüger versetzte heftig:

„Naturwissenschaftliche Hypothesen sollte man doch nicht mehr so ernst nehmen: die Leute der exakten Forschung haben doch das Kombinationsvermögen vollkommen verloren — wie in der Kunst den Realisten die Phantasie verloren ging."

Und ich erwiderte:

„Aber Ihre geisterhaften Erklärungen sind doch auch bloß Hypothesen — allerdings naturphilosophische."

Wir lächelten uns an.

Aber der Naturphilosoph kam nicht aus dem Text und fuhr jetzt immerzu lächelnd fort:

„Wenn es uns beim besten Willen nicht gelingt, eine Lichterscheinung nach materiellen Gesetzen zu erklären, so sind wir doch gezwungen, das Dasein von anders gearteten Stoffmassen, die einer von uns geisterhaft zu nennenden Sphäre angehören, vorauszusetzen. Wenn wir die Existenz des Unsichtbaren — dessen, was wir nichtmateriell nennen müssen — leugnen, so können wir gar nichts mehr erklären; die Kometen sind uns dann bloß große Fragezeichen, die wir ‚schweigend' anzustaunen haben."

„Ja," rief ich da, „dann können Sie auch behaupten, daß wir von sämtlichen Fixsternen nur eine minimale Lichterscheinung erblicken, die von der Natur der Sterne eigentlich nur einen winzig kleinen Teil zeigt!"

„Das versteht sich von selbst!" erwiderte der Naturphilosoph. „Sind Sie nun überzeugt, daß Sie wirkliche Geister gesehen haben — und daß Ihnen etwas von den Geheimnissen des Himmels entschleiert wurde?"

Ich gab lächelnd zu, was er wünschte, und verabschiedete mich. Und der Naturphilosoph fragte mich, ob ich bald mal wiederkommen würde. Und als ich das bejahte, ward er ganz redselig.

„Seien Sie überzeugt," rief er heftig gestikulierend, „ich mache fast täglich eine neue Entdeckung — bei mir können Sie später Näheres über den Stein der Weisen, über den Magnetberg, über die entdeckte Hölle und über den magischen Spiegel und über Aehnliches erfahren. Ja — ja — Sie sollen Augen machen."

Und viele andere Dinge besprach er noch, während ich mir die Handschuhe anzog.

Beim Gutenachtsagen flüsterte er mir verstohlen zu:

„Sie müssen mir aber versprechen, daß Sie mich nicht umbringen; Sie meinten, Sie wären wie ein Dolchmann."

„Ich rede nur so!" gab ich lächelnd zurück und stieg danach langsam die Treppen hinunter.

Unten in der Landsbergerallee sagte ich zu mir:

„Berlin ist doch eine große Stadt. Nur Narren können behaupten, daß hier nichts los sei."

Der Vollmond schien hell auf meine hellen Handschuhe, und ich ging langsam durch die Straßen der großen Stadt — und ich dachte an die Geheimnisse des Himmels und an die Entdeckungen des Herrn Ferdinand Amandus Krüger . . .

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die Wochenschrift „Die Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafes, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklich die Wiener Wochenschrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Ciesshübler

Die Zeit.

XXXVIII. Band. Wien, den 5. März 1904. Nummer 492.

Zweierlei Obstruktion.

Das ungarische Parlament ist wieder in Tätigkeit, und das österreichische soll gleichfalls das, was man seine Tätigkeit nennt, in den nächsten Tagen wieder aufnehmen. Die Obstruktion greift allerdings beiden Häusern ans Leben. Und scheinbar ist ja der leitende österreichische Staatsmann im Recht, wenn er achselzuckend auf seinen ungarischen Kollegen hinweist, der in einem national fast einheitlichen Parlament gegen die „kleine" Obstruktion, gegen ein Häuflein hartnäckiger Störenfriede nichts auszurichten vermag: wie kann man da in Oesterreich, wo das gesamte Tschechentum obstruiert, von der Regierung erfolgreichere Abwehr erwarten? Aber so einfach steht das Exempel denn doch nicht. Denn erstens ist die ungarische Obstruktion nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ von der österreichischen grundverschieden, worüber sich klar zu werden sehr wichtig ist; und zweitens wehrt sich eben die ungarische Regierung gegen die Obstruktion und bekämpft sie ernstlich, während in Oesterreich von Widerstand und Kampf gar keine Rede ist.

Gerade das ungarische Beispiel zeigt, daß die Obstruktion an sich durchaus kein politisches Unglück, kein Verfassungsruin, auch nicht, wie der offiziöse Gemeinplatz lautet, „parlamentarischer Selbstmord" sein muß. Die Obstruktion hat — daran ist ja nach den Erfahrungen der letzten Monate gar nicht zu zweifeln — den nationalen Besitzstand Ungarns und den politischen Besitzstand seines Reichstages beträchtlich mehren geholfen. Sie hat dem Gedanken einer selbständigen ungarischen Armee Bahn gebrochen, hat für dessen Verwirklichung alle gesetzlichen Vorbedingungen geschaffen, hat die starre Schranke der Hoheitsrechte in weiches Wachs verwandelt, aus dem die Hand eines geschickten Staatskünstlers dereinst Neuerungen nach Belieben formen wird, und hat dem Einfluß des Reichstages in militärischen Dingen nicht nur tatsächliche, sondern auch staatsrechtliche Geltung gesichert. Wenn man bedenkt, daß die Obstruktion eine „widersinnige Verleugnung aller parlamentarischen Grundsätze", eine „gewissenlose Zerstörung der Grundlagen des parlamentarischen Systems" ist — „verbrecherischer Leichtsinn", „Absolutismus der Minorität", „Herrschsucht der Tollheit" usw. — dann wird man über die gesunde Arbeit staunen müssen, die dieser Ausbund krankhafter Verirrungen in Ungarn geleistet hat. Und dabei gibt sich der Ausbund immer noch nicht zufrieden. Die bloße Tatsache, daß fort obstruiert wird — einerlei, von wem, von wie wenigen und von wie belanglosen Leuten — wirkt so anspornend, daß alle Welt wetteifert, dem magyarischen Nationalismus mit neuer Zufuhr zu dienen. Die Kriegsverwaltung gestattet bereitwilligst die Magyarisierung der [illegible] territorial, nicht national [illegible] ungarischen Regimenter; der Hof beeilt sich, den in Etikettefragen besonders heiklen ungarischen Sondergeist durch Errichtung neuer Hofämter zu schmeicheln. Es ist wohl wahr, das ungarische Parlament hat immer verstanden, sich Respekt zu verschaffen. Aber nie hat es durch regelrechte Majoritätsbeschlüsse so viel und das Viele so reich eingeheimst wie neuestens dadurch, daß es sich von der Minorität vergewaltigen läßt. Das ist eben eine Gewalt, die nicht so schrecklich ist, wie sie aussieht, und nicht so [illegible] erduldet wird. Aller Fortschritt, der politische, wie der soziale, wie der nationale, ist ursprünglich ein Minoritätswunsch; allmählich wird er ein Majoritätsbedürfnis. In Ungarn aber war die Einteilung seit alters eine ganz besondere: die vorwärts drängende Minorität kämpfte gegen den Konservatismus des Hofes, die langsam nachfolgende Majorität vertei[illegible] die Angreifer stürmten, die [illegible] mußte der Hof, um nur seine [illegible] ihnen ungefähr dasselbe gewähren [illegible] greifern abgeschlagen hatte. Man [illegible] Obstruktion nur nach bewährten Mustern [illegible] zu arbeiten brauchte, um ihres Erfolges [illegible] auch gar nicht ausgemacht, ob die [illegible] wirklich schon zu Ende ist. Vielleicht schlägt die „kleine" Obstruktion doch noch irgendein Profitchen heraus.

Aber auch in Oesterreich hat die Obstruktion keineswegs so verwüstend gewirkt, wie ihre Widersacher, sowohl die Gutgesinnten wie die Prinzipienreiter, behaupten. Der Sturz des Grafen Badeni und die Austilgung seiner Sprachenverordnungen waren ein positiver Gewinn, nicht nur für die Deutschen, sondern für das politische Leben ganz Oesterreichs. Der Reichsrat war endlich aus einer toten Abstimmungsmaschinerie wieder zu einer lebendigen Volksvertretung erhoben. Ferner war die Anerkennung des für das Nationalitätenproblem maßgebenden Grundsatzes erzwungen, daß eine gedeihliche Lösung nur im freien Einvernehmen der Völker, nimmer aber durch den Konzessionenschacher der Regierungen gefunden werden könne. Damit war also für die Gegenwart ein realer Fortschritt, für die Zukunft eine Fortschrittsmöglichkeit gewonnen. Nun setzte aber die tschechische Obstruktion ein. Auch in ihr war anfangs noch ein Quentchen Vernunft: sie sollte Revanche sein, sie beseitigte das Ministerium, das die Sprachenverordnungen beseitigt hatte. Jetzt war der kritische Augenblick gekommen, jetzt war das Maß dessen, was durch Obstruktion in Oesterreich zu erreichen war, erschöpft. Was dann weiter geschah, war die Erneuerung des alten österreichischen Unglücks, daß, was eben Brauch geworden, sich gleich zum Mißbrauch überschlagen, daß jede Mode in Besessenheit ausarten muß, daß Vernunft Unsinn, Wohltat Plage wird. Das erstarkte Parlament benützte seine wiedergewonnene Kraft, um sich durch sinnlose Gliederverrenkungen bald tot zu turnen. Die tschechische Obstruktion hat jetzt überhaupt keinen Zweck und kein Ziel mehr, sie trifft ihre Urheber nicht minder hart als die Gegner. Könnte sie irgendetwas erreichen, so wäre es nur dies: daß die glücklich abgetane Methode schwacher Regierungen, sich durch den Handel mit nationalen Zugeständnissen, sich durch die Korruption der Parteien am Ruder zu erhalten, unheilvoll wieder auflebte — eine Schädigung des Staates wie der Völker, eine Vermehrung der absolutistischen und Verschüttung der konstitutionellen Hilfsquellen.

In Ungarn hat die Obstruktion den Staat bereichert, in Oesterreich macht sie ihn verarmen. Dort vermag eine reiche Regierung dem Nationalgeist Befriedigung zu schaffen, hier steht eine arme Regierung der öffentlichen Unzufriedenheit rettlos gegenüber. Graf Tisza kämpft, Herr v. Koerber ringt die Hände. In Ungarn erregen die Stürme des „Ex lex" Zustandes doch keine ernsten Besorgnisse, in Oesterreich vermag die Ruhe des § 14 die Zornesstürme nicht zu bannen. [illegible]

Das ist so ungefähr [illegible] [illegible] Tage.

E. W.

Ueber den dynastischen Gedanken.

G[illegible]

wir eine abergläubische Scheu und Verehrung der in tiefster Unkultur steckenden Völker für ihre Herrscher, die sie für halbe Götter ansehen. Etwas weiter westlich, im sarmatischen Riesenreich, finden wir immer noch etwas Aehnliches. Hier beherrscht der Cäsaropapismus noch heute die Massen nahezu unumschränkt. Welch ein Abstand dagegen in den reichen, mächtigen, hochentwickelten Kulturländern des Westens! Frankreich hat seit der großen Revolution seine jeweiligen Beherrscher für nichts anderes angesehen, als für die obersten Beamten des Staates, die die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit haben, nicht nur überhaupt, sondern vor allen Dingen gut zu regieren, und die man einfach mittelst eines Revolutiönchens beseitigt, wenn sie sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigen. Von dynastischem Gefühl ist dort wenig zu spüren; die politischen Gruppen, die sich innerhalb der dritten Republik monarchisch nennen, Bonapartisten, Legitimisten usw., verfolgen alle einfach Sonderzwecke, für die schönen Augen ihres respektiven Prätendenten würden sie keinen Finger rühren. Also kalt wie eine Hundeschnauze! Nicht viel anders steht es mit dem monarchischen Empfinden der Engländer; zwar beherrschen sie den „Cant“ in vollendeter Weise, zwar ist der Engländer gewohnt, nichts, nicht das mindeste über seinen Souverän kommen zu lassen und ihn zu loben, was das Zeug hält, mag er auch an sich noch so wenig lobenswert sein — aber trotzdem sind die Blätter nicht aus der Geschichte zu streichen, aus welchen klar hervorgeht, daß kein göttliches Recht das Haus Hannover auf den britischen Thron gebracht, sondern daß der sehr verklausulierte und mit Kautelen aller Art ausgestattete Wille des Volkes das getan hat. In der Tat haben die Engländer wie kein anderes Volk es verstanden, die Fürstengewalt in der richtigen Weise zu beschränken, allerdings erst nach langen Wirren und Revolutionen, aber schließlich haben sie dies große Kunststück zuwege gebracht und sind mit ihrer Scheinmonarchie recht gut gefahren; trotz der Ehren, die dem herrschenden Hause eingeräumt wurden, regierte in Wahrheit die Nation. Heute fängt, mit unter dem Einfluß des „Snobismus“, die Bewegung an, rückläufig zu werden, das heißt, die äußerlich kultivierte Hochachtung der Engländer vor ihrer Dynastie beschränkt sich nicht mehr nur auf Aeußerlichkeiten, sondern zeigt sich hin und wieder auch auf politischem Gebiet in der Erscheinungsform des Gewährenlassens, was noch im Beginn der Regierung Viktorias ausgeschlossen war. Aber, alles in allem, sieht der Engländer doch auch heute noch in seiner Dynastie zunächst den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht, die Garantie gegen Umwälzungen; die Krone ist ihm eine Staatsnotwendigkeit, ein Requisit des Staates wie das Parlament, die Flotte oder die Armee, nur lange nicht so wichtig.

Wie anders äußert sich doch der monarchische Begriff in anderen, weder west- noch osteuropäischen Ländern! Hier sind die Völker doch nicht mehr naiv genug, ihre Beherrscher für Halbgötter zu halten, aber sie können auch nicht sagen, daß sie ihre Fürsten oder mindestens ihre Vorfahren aus freiem Entschluß und gegen gewisse Sicherheiten auf den Thron berufen haben. Keine Spur davon: die Fürsten sind einfach da, von Gottes Gnaden, wie offiziell gesagt wird. Wer die Geschichtsbücher, auch die für den minder Gebildeten bestimmten, nachliest, findet, daß die Länder dieser Fürsten entweder mit dem Schwert erobert oder zusammengeheiratet worden sind. Daß Gott dabei die Hand im Spiele gehabt hat, steht nirgends. Also die Zweckmäßigkeitsfrage spielt überhaupt gar keine Rolle; der Untertan hat sich nicht zu fragen, ob er von seiner Dynastie irgendwelchen Vorteil hat, sondern er muß sie eben hinnehmen und hat gar keine Wahl, ob sie ihm paßt oder nicht. Höchstens kann in besonders gut regierten Ländern, wie zum Beispiel Preußen, davon die Rede sein, daß die Dynastie ihre Sache doch verstehen müsse, daß sie gute Regenten hervorgebracht hat und daher voraussichtlich noch weiter gute Regenten hervorbringen wird, weshalb sich ihre Konservierung empfiehlt und es sich außerdem schickt, gut vom Herrscher und seiner Familie zu [illegible] und zu reden. Solche Motive sind im modernen Deutschland, das von den Hohenzollern noch Großes erwartet, zweifellos lebendig.

Wir finden aber das dynastische Gefühl auch in jenen Ländern und Ländchen, die nicht gerade von ihren Fürsten gefördert worden sind; sehen wir uns die deutschen Mittelstaaten an. Sachsen ist unter den Wettinern seit August dem Starken durch eine stets gründlich verfehlte Politik vom Range einer starken Ostmacht zu einer Provinz herabgesunken. Bayern hat von Napoleons I. Gnaden die Königskrone erhalten, aber die [illegible]

fressen haben und der vergeblich nach Erklärungen für das speziell in Deutschland so ausgeprägte dynastische Gefühl suchte.

Auch wir werden eine vollgültige und erschöpfende Erklärung dafür nicht finden; das Problem ist zu kompliziert, die Dynastien sind etwas historisch Gewordenes und Gewachsenes und durch tausend Fäden mit der Nation verbunden, verfilzt sozusagen. Immerhin sind es einige Seiten, vielleicht Schwächen der menschlichen Natur, welche von der dynastischen Technik von altersher besonders ausgenützt worden sind, noch ausgenützt werden und zweifellos mit eine Erklärung dafür sind, daß sich das dynastische Gefühl auch in solchen Ländern äußert, wo der nagende Verstand zu einer besonderen Wertschätzung des regierenden Hauses nicht zu führen vermag.

Da haben wir vor allen Dingen die persönlichen Interessen! Jeder, der irgend etwas, nicht ganz leicht zu Erreichendes erlangen will, weiß, daß man sich in solchen Fällen an den Herrscher wendet. Nicht ohne tiefen Grund versieht der Staat seinen ersten Träger und Repräsentanten mit einer Fülle an Macht im Kleinen. Wir rechnen dazu Bestätigung von Todesurteilen, Stipendien, Freiplätze, Präbenden, das enorme und überaus „wichtige“ Gebiet des Ordenswesens, die Berechtigung zum Verleihen von Titeln, Würden, Auszeichnungen, weiter die kaiserliche Unterschrift auf den Dekreten der höheren Staatsdiener, welche das lebenswichtige Recht des Avancements involviert, endlich die Macht des Monarchen, sich, wo es ihm gut dünkt, über das geschöpfte Recht hinwegzusetzen, das heißt zu begnadigen. Wenn nun auch nur ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung in die Lage kommt, die allerhöchste Gnade anzurufen oder sich um einen Orden usw. zu bewerben, so umgeben doch diese verschiedenen Befugnisse die Majestät mit einem Schein von Allmacht, der die Massen blendet und ihnen imponiert. Es kommt hinzu, daß, wenn der Monarch in irgendeiner solchen Sache interveniert hat, dies von den Beteiligten natürlich im Triumph erzählt und ausposaunt wird, was die allgemeinen Begriffe von der Macht des Herrschers und von seiner Geneigtheit, Gnade zu üben, steigert, wenn es der Gegenstand an sich auch gar nicht verdient. Der erste Schritt zur Popularität ist dem Herrscher durch die weitgehenden Befugnisse, Gnaden auszuteilen, wahrlich geebnet genug, wobei noch zu bedenken ist, daß Gnaden häufig gar nicht auf Kosten der Privatschatulle, sondern auf die der Staatskasse gehen, wie bei Besetzung von Aemtern usw. Aber genug, die Interessen so und so vieler Interessenten sind eben vom Monarchen abhängig, und daher hat er mehr Freunde als andere Menschen oder mindestens weniger Feinde, ebenso wie einer, wenn er es einmal zum Minister gebracht hat, mit Sicherheit darauf rechnen kann, immer Leute zu finden, die ihm nachlaufen und sich für ihn interessieren.

Es gibt weiter eine ganze Klasse von an der Monarchie interessierten Leuten, die von ihr nur indirekten Nutzen haben, aber doch darum nicht minder eine starke Stütze derselben sind, nämlich die gesamte Geschäftswelt, soweit sie den Titel eines Hoflieferanten hat oder zu erhalten hofft. Zweifellos nützt dieser Titel außerordentlich und daher wird er so heiß begehrt! Unter denjenigen, die ihn nicht haben, sind wieder so und so viele, die ihn gern haben möchten, und die gebrauchen ihren Einfluß auf das Heer ihrer Angestellten, besonders in politisch bewegten Zeiten, um für die Monarchie und die Dynastie Propaganda zu machen.

Endlich sind die zahlreichen Bedienten und Offizianten eines Hofes zu nennen. Diese Leute, deren Vertreter man bis hinunter zu den Hof-Waschweibern findet, bilden eine Art Elite unter ihresgleichen und tragen nicht wenig dazu bei, den guten Geist in der Plebs aufrechtzuerhalten. Aber auch nicht fix bei Hof angestellte Leute, solche, die nur gelegentlich und vorübergehend mit ihm zu tun haben oder gehabt haben, wirken wie dynastische Agitatoren in der Masse der misera contribuens plebs. Man denke nur an das Renommee und an die Stellung eines von Erzherzogen benützten Fiakers. Wir brauchen hier nur den Namen Bratfisch zu nennen.

Trotz alledem ist die Schar der persönlichen Interessenten an der Monarchie doch nicht so groß, daß sie für die Stimmung eines ganzen Volkes entscheidend und bestimmend ins Gewicht fiele. Man darf sich freuen, zu sagen, daß nicht nur nüchterne Interessen, sondern vielfach sozusagen selbstlosere Empfindungen die Massen in die Arme der Monarchie treiben. Ja, selbstlose Motive haben wir gesagt, und dabei bleiben wir. Die Schaulust ist doch im ganzen ein recht harmloses Motiv, das freilich von sämtlichen Dynastien der Welt mit größerer oder geringerer [illegible] dazu ausgenützt wurde und wird, um sich die Massen [illegible] zu machen und geneigt zu erhalten; es gibt keinen Hof ohne eine gewisse Prachtentfaltung, und kein Herrscher ver[illegible] darauf, [illegible] guten Untertanen gelegentlich etwas [illegible] zu zeigen, wie es Paraden, Prozessionen, feierliche [illegible] und. Das gehört einfach zum Wesen

der Monarchie und ist unzertrennlich von ihr. Nimmt man noch den Eindruck großer festlicher Veranstaltungen, die Wirkung der Musik usw. hinzu, so hat man Motive genug, die besonders auf den mit Glücksgütern minder gesegneten Teil des Volkes, auf die Schichten, für die die Circenses rar sind, nicht ohne tiefe Wirkung bleiben.

Demnächst spielt die persönliche Eitelkeit eine ganz kolossale Rolle bei der Belebung und Erhaltung des dynastischen Gefühls; es ist nun einmal nicht zu ändern und wird wohl niemals anders sein und werden, daß sich jeder rühmt, der Gelegenheit hatte, mit einem Monarchen zu verkehren, oder auch nur ganz flüchtig mit ihm in Berührung zu kommen. Schon die Besonderheit und Seltenheit tut da das Ihrige. Sehen wir uns doch die starr republikanischen Yankees an! Kommen sie nach Europa, so gehört es geradezu in ihr Programm, die Monarchen zu interviewen, und wäre es auch nur par distance; man will doch zu Hause sagen können, wir haben den deutschen Kaiser oder gar den Papst gesehen; wer erzählen kann, er sei in Rom oder London bei Hofe erschienen (dort ist man besonders liberal), wird wie ein Heros angestaunt. Dem „Mister Prince" (Prinz Heinrich von Preußen) lief halb Amerika nach, als er drüben war; was soll man dazu sagen? Solange die Menschen so neugierig und sensationslüstern bleiben, wie sie jetzt im zwanzigsten Säkulum sind, wird es immer Priester und Könige geben, die die Massen hypnotisieren und hinter sich herziehen.

Aber nicht nur die Persönlichkeit des Monarchen allein wirbt für ihn; seine Umgebung hat nicht minder große Anziehungskraft; glücklich, wer von sich sagen kann, er sehe einen Flügeladjutanten oder eine Hofdame bei sich zu Gast; Heil dem Friseur, der sagen kann, er rasiere täglich einen oder mehrere Herren des Hofstaates! Keine demokratischen Prinzipien halten — bei uns wenigstens — solchen Eindrücken stand. Wer nur irgendwelcher Beziehungen zum Herrscherhause oder zu seinem Apparat sich rühmen kann, tut das und kehrt es heraus: der alte Soldat, der frühere Kanzlist, der sich mit Stolz kaiserlich nennt, usw. Mir scheint, die monarchische Grundstimmung liegt schon deshalb in der Mehrzahl der Menschen, weil sie den zahllosen persönlichen Eitelkeiten Befriedigung verspricht.

Endlich haben wir noch die Mode und gewisse hergebrachte Gewohnheiten. Nicht nur in den Reihen der Aristokratie, sondern tief in den Schichten des höheren Bürgerstandes ist die Gepflogenheit zu Hause, mit Vorliebe über die Vorgänge bei Hof zu sprechen. Wenn man auch nichts anderes zu sagen weiß, als was in der Zeitung gestanden hat, so klingt es doch so hübsch, mit den Namen der k. k. Hoheiten herumzuwerfen, als stände man mit den Herrschaften auf dem vertrautesten Fuß. Daneben gehört es zum guten Ton, menschlich zu empfinden für die Herrschaften. An sich gewiß sehr schön, aber manches doch nicht zu begreifen. Wenn zum Beispiel nach der Flucht der verflossenen Kronprinzessin von Sachsen (die nach dem neuesten Berliner Soldatenscherz Inhaberin des königlich preußischen Trainbataillons Nr. 16 in Forbach geworden sein soll) eine feudale alte Gräfin in ein Jammergeheul über die „armen Kinder" ausbrach und sich die längste Zeit nicht beruhigen konnte, so ist das für meinen Hausverstand zu hoch. Alles, was Familienkatastrophen in den anderen Kreisen schrecklich macht die Sorge um das Fortkommen Hinterbliebener, die Unmöglichkeit, dem Kranken die teuren und guten Aerzte zu verschaffen, das Odium, das bei Skandalen und Verbrechen auf den unschuldigen Angehörigen sitzen bleibt — das alles, alles fehlt bei den fürstlichen Herrschaften vollständig. Sie können sich helfen wie nur wenige der reichsten anderen Menschen, sie können nie ganz zugrunde gehen; mit einem Wort, sie sind gegen das Unglück, wenn nicht immun, so doch unendlich besser geschützt als wir. Darum verstehe ich nicht, welche Gedankenlosigkeit erforderlich ist, um über Krankheit oder Familienpech eines Fürsten gar so sehr zu lamentieren. Tausenden von Standgeborenen geht es genau eben so; nur können sie sich nicht so gut helfen. Aber ihrer denkt kein Mensch, denn das wäre nicht elegant und stilvoll.

Aber sei dem wie ihm sei; auch das übertriebene Mitleid mit unglücklichen Gekrönten tragt durch die Publizität, womit es behandelt wird, dazu bei, sie populär zu machen. Wer auf ragender Höhe steht, die Macht der Tradition, des prunkenden Apparats der Höfe, die Ausnahmsstellung vor den Gesetzen und noch vieles andere für sich hat, der kann mit geringer Mühe auf Prestige wirtschaften. Es ist keine übergroße Kunst, den dynastischen Gedanken zu pflegen und zu erhalten. Begeht man nicht zu grobe Mißgriffe und Fehler, so macht sich alles von selbst.

Kunn.

Das englische Kinderschutzgesetz.

Von **Konrad Agahd** (Berlin).

Deutschland, Italien und England haben in den letzten Jahren die Kinderschutzgesetzgebung ausgebaut. Wie die Gesetze durchgeführt werden, muß man abwarten. Nach Aeußerungen von hoher Seite will man in Deutschland seinen Ruhm darin zu suchen, daß das Gesetz nicht auf dem Papier stehen bleibe. In England sind, es sei vorweg bemerkt, die Verhältnisse der Kinderarbeit trotz mancher guten Bestimmung noch recht traurige gewesen. Es hängt die Frage hier wesentlich mit der Beschulung der Kinder zusammen, die erst in neuerer Zeit gleichmäßig gesetzlich geregelt ist. Wie sehr hier die Schule auf Forderungen der Arbeitgeber, seien diese nun die Eltern oder fremde Arbeitgeber, Rücksicht nimmt, wird aus einer Darlegung der Bestimmungen des Fabriken- und Werkstättengesetzes ersichtlich werden, auf welches wir um so mehr zunächst eingehen müssen, als das neue englische Gesetz vom 21. August 1903, welches mit dem 1. Jannar 1904 in Kraft trat, keine Anwendung findet auf Kinder über zwölf Jahren, die nach Maßgabe jenes Gesetzes beschäftigt sind.

Das Fabriks- und Werkstättengesetz vom 27. Mai 1878 ist 1883, 1891, 1895 und 1901 jedesmal zu seinem Vorteil ergänzt, und es bedeutet namentlich die Erhöhung des Schutalters von 11 auf 12 Jahre (1901) einen großen Fortschritt. Das sogenannte half-timer-System ist freilich geblieben. Die Kinder werden half-timer in der Weise beschäftigt, daß sie wochenweise entweder nur am Vormittag (von 6, beziehungsweise 7 bis 1 Uhr) oder nur am Nachmittag arbeiten (von 1 bis 6, beziehungsweise 7 Uhr). Fünf Stunden Arbeitsdauer einschließlich einer Pause von 30 Minuten dürfen nicht überschritten werden. Bei der umschichteten Arbeitsart sind sie immer einen ganzen Tag beschäftigt und der folgende ganze Tag bleibt frei. In zwei Wochen beträgt dann die Maximalarbeitsdauer 56½ bis 60 Stunden. Auf die sonstige genaue Verteilung der Pausen, Wechsel der Arbeitsschichten usw. können wir hier nicht eingehen, deuten auch nur an, daß die halbtägig Beschäftigten wöchentlich einmal, die anderen zweimal die Schule besuchen müssen ... Die Bestimmungen über die halbtägige und umschichtige Arbeit gelten für Fabriken und Werkstätten (workshops) schlechthin, dagegen nicht für domestic workshops, das ist für Betriebe, in denen nur Mitglieder der in den Räumen wohnenden Familie beschäftigt sind und wo ohne mechanische Kraft gearbeitet wird. In den domestic workshops ist nur die halbtägige Arbeitsschicht mit fünfstündiger Arbeitsdauer gestattet, eine Bestimmung, welche Kinder mehr zu schützen geeignet sein kann, wie die des deutschen Reichsgesetzes bezüglich der für die Eltern daheim gewerblich arbeitenden Kinder. (Vergl. dazu Agahd, Gesetz betreffend Regelung der gewerblichen Kinderarbeit, 2. Aufl., Teil I, Kap. V, Fischer, Jena 1904.)

Neben dem Fabriks- und Werkstättengesetz von 1901 finden wir die Kinderarbeit im Bergbau geregelt. (The Coal Mines Regulation Act 1887, und The Metalliferous Mines Regulation Act 1872.) Ferner in The Prevention of Cruelty to Children Act 1894, Abschnitt betreffend „die Beschäftigung von Kindern an Stätten öffentlicher Unterhaltung" (Schaustellungen, Spielen, Singen, Feilhalten). Dieses Gesetz betrifft den Schutz der Kinder vor Mißhandlung und Vernachlässigung seitens der Eltern und Erzieher. Die Arbeit in Ladengeschäften (The Shops' Hours Act 1892), ein besonderes Gesetz betreffend die Ausbildung von Kindern zu gefährlichen Schaustellungen (The Children's Dangerous Performances Act 1879); ein neues Gesetz von 1897 betreffend die gefährlichen Schaustellungen selbst — alles ist vorhanden, und doch bestanden, wie gesagt, noch Mißstände in großem Umfange, die zu beseitigen nun das neue Gesetz geschaffen wurde.

Man will individuell vorgehen. Das ist der Grundzug des Gesetzes. Man kann nach dem Gesetz jede Beschäftigung regeln durch Ergänzungsbestimmungen. „Im Sinne dieses Gesetzes bezeichnet der Ausdruck ‚beschäftigen' oder ‚Beschäftigung' in bezug auf ein Kind die Beschäftigung bei jeder Art Arbeit, welche gewerbsmäßig oder zur Erzielung eines Gewinnes, sei es für das betreffende Kind selbst oder für einen dritten, ausgeübt wird." (XIII. Art. 2.) Damit ist [illegible] Prinzip festgelegt, überall eingreifen zu können, wo es notwendig ist. Diese „Notwendigkeit" wird freilich erst [illegible] stritten werden. Im übrigen werden wir den [illegible] in die Materie einführen an der Hand des Gesetzestextes [illegible] wollen wir mit unserer Meinung nicht zurückhalten.

Nach Art. 1 [illegible] betreffend Kinderarbeit hat jede Lokalbehörde das Recht, Ergänzungsbestimmungen zu erlassen, die zur Kinder-

allgemeinen, oder für Knaben und Mädchen gesondert hinsichtlich **jeder** Beschäftigung oder einer bestimmten Beschäftigung vorschreiben entweder völliges Verbot oder die Zulassung unter bestimmten Voraussetzungen (Altersgrenze, Arbeitsdauer täglich oder wöchentlich, Arbeitszeit). — Es entspricht das ungefähr der Berechtigung der Polizeibehörden in Deutschland, die (in etwa 40 Städten) vor Erlaß des Kinderschutzgesetzes durch besondere Verfügungen die Auswüchse der Kinderarbeit zu beseitigen suchten. (Vgl. Agahd, Kinderarbeit, 1902, S. 110 ff.) Ob die Lokalbehörden häufig von ihrem Recht Gebrauch machen werden, würde nach deutschen Begriffen zu bezweifeln sein, ist aber bei der vorzüglichen Entwicklung, Organisation und praktischen Arbeitsfähigkeit des englischen Vereins-Kinderschutzwesens sehr wohl möglich.

Zu Art. II wird der **Straßenhandel von Kindern unter sechzehn Jahren** auf Grund solcher Ergänzungsbestimmungen besonders geregelt. Hervorzuheben wäre hier, daß die Händler besondere Abzeichen tragen müssen, daß „die Erteilung einer Konzession oder einer Berechtigung zum Straßenhandel dem darum Einkommenden nicht aus Gründen der Armut oder eines üblen Rufes verweigert werden darf.“ Die Lokalbehörden sollen berücksichtigen, daß es „wünschenswert“ ist, für Mädchen unter sechzehn Jahren das gänzliche Verbot des Straßenhandels auszusprechen. — Diese Beschäftigung hat England allerdings schon Unsummen gekostet. Lenz (Zwangserziehung in England 1891) führt an, daß 67 Prozent aller in Zwangserziehung gegebenen Kinder **Straßenverkäufer** gewesen seien.

Art. III handelt von der **Beschränkung der Kinderarbeit im allgemeinen.** Wir bemerken hier vorweg, daß Kinder, die dem Fabrik- und Werkstättengesetz unterstehen (vergl. oben), nicht noch anderweitig beschäftigt werden dürfen. Daß die Lokalbehörden durch besonderes Ortsstatut allgemein oder für eine bestimmte Beschäftigung über die Bestimmung des Verbotes der Beschäftigung zwischen 9 Uhr abends und 6 Uhr morgens „**anderweitig** Bestimmung treffen“ können, ist hoffentlich in dem Sinne zu verstehen, daß sie nicht die Nachtruhezeit für Kinder („Personen bis zu vierzehn Jahren“) noch verkürzen. Daß Kinder unter elf Jahren im Straßenhandel nicht beschäftigt werden sollen, ist — wenn durchgeführt — besser als wenn es anderswo bis zum vierzehnten Jahr verboten und — nicht durchgeführt wird.

Kinder im Sinne des Gesetzes „dürfen zum Heben, Tragen und Fortbewegen von Lasten, welches diese zu schädigen geeignet ist, nicht verwendet werden“ und „Kinder dürfen mit Arbeiten, welche deren Leben oder Erziehung zu beeinträchtigen oder diese körperlich oder an der Gesundheit zu schädigen geeignet sind, nicht beschäftigt werden, wobei auf die körperliche Beschaffenheit der betreffenden Kinder Rücksicht zu nehmen ist“ — so heißt es weiter III, Ziffer 4, 5. Auf den ersten Blick erscheint der Satz sehr allgemein, und doch ist in Verbindung mit Ziffer 6 desselben Abschnittes in der englischen Gesetzgebung gegenüber der deutschen ein Fortschritt unverkennbar, da nach III, 6 die Bescheinigung eines behördlich anerkannten Arztes im Falle einer gegen den Arbeitgeber wegen Beschäftigung des Kindes erhobenen Klage als Beweismittel zulässig ist.

Die Ergänzungsbestimmungen müssen nach Artikel IV vom Staatssekretär bestätigt werden. Sie gelten als bestätigt nach Ablauf einer Frist von 30 Tagen. Das Verfahren erscheint uns als überaus praktisch bezüglich der Vermeidung unnötigen Schreibwerks. Aus den sechs Bestimmungen des Artikels IV, **Vorschriften über den Erlaß von Ergänzungsbestimmungen,** dürfte allerdings die eine (3) recht gefährlich sein, insofern nämlich der Staatssekretär selbständig oder auf Grund von Einsprüchen (2) eine Untersuchung anordnen kann, deren **Kosten** nebst Entschädigung des mit der Untersuchung Beauftragten zu Lasten der Behörde fällt, die die Ergänzungsbestimmungen beantragte. „Kosten“ werden auch in England nicht die Neigung erhöhen, [illegible] Kinderschutz zu treiben.

Zu Artikel V und die „**Uebertretungen und Strafen**“ behandelt. Auf Grund summarischen Verfahrens Geldstrafe bis zu 40 Schilling, im Wiederholungsfalle bis zu 5 Pfund Sterling. Nun, die Gerichtsbehörden werden, wie so oft, milde beurteilen. In Deutschland wenigstens ist diese Milde selbst von sehr beachtenswerter Seite nicht bezweifelt worden. Absichtliche Vernachlässigung oder fortgesetzte Außerachtlassung seitens der Eltern oder Vormünder stellt unter [illegible] Strafe. [illegible] betreffend Straßenhandel werden erstmalig bis zu 20 Schilling geahndet; im Wiederholungsfall bei mehr als [illegible]

[illegible]

hat einer geeigneten anderen Person übergeben wird, die diese zu übernehmen gewillt ist, bis das Kind das sechzehnte Lebensjahr erreicht hat“. Bei solcher Verfügung sprechen die Paragraphen 7 und 8 der oben genannten **Prevention of Cruelty to Children Act 1894** mit, durch die den Vereinen zum Schutz der Kinder ein weites Feld der Betätigung gesetzlich erschlossen worden ist. — Auf eine Zentralisierung sämtlicher Jugendfürsorgebestrebungen dringt man auch in Deutschland.

Art. VI handelt von den Uebertretungen seitens **Angestellter, Arbeiter oder der Eltern.** Letztere kommen hier (Abs. 2) nur soweit in Betracht, als sie durch unwahre Angaben oder falsche Zeugnisse bezüglich des Alters die Beschäftigung bei dem fremden Arbeitgeber ermöglicht haben. (Strafe bis 40 Schilling.) Bei Zuwiderhandlungen ist der Angestellte wie der Unternehmer zu bestrafen (1). Letzterer hat aber (3), falls er schuldlos zu sein glaubt, das Recht, den Angestellten mit vor Gericht laden zu lassen. Stellt sich bei der erwiesenen Uebertretung heraus, „daß der Unternehmer bezüglich der Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften es nicht an der erforderlichen Sorgfalt hat fehlen lassen, wie daß der andere die Uebertretung ohne Wissen, Zustimmung oder Duldung des Unternehmers begangen hat, so soll dieser andere ohneweiters als der schuldige Teil gelten und der Unternehmer straffrei ausgehen“. (Vergl. § 29 des deutschen Reichsgesetzes betreffend Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben und Agahd, Kommentar, 2. Aufl., a. a. O. S. 116 ff.)

Die **Klageerhebung** hat nach Art. VII binnen drei Monaten zu geschehen.

Zu Art. VIII sind Vorschriften **über das Betreten verdächtiger Räume durch Beamte der Ortsbehörde** gegeben. Zwecks derselben ist eine Vollmacht durch den Friedensrichter auszustellen. Von Nachtrevisionen ist hier nicht die Rede. Wir meinen aber, wenn die Revision zu „angemessener Zeit“ stattfinden soll, so muß der verdächtige Raum auch des Nachts betreten werden können, wie es das deutsche Kinderschutzgesetz aus gewichtigen Gründen vorschreibt. Eltern, welche selber ihre Kinder des Nachts beschäftigen oder nächtliche Beschäftigung bei fremden Arbeitgebern dulden, braucht man nicht mit Glacéhandschuhen anzufassen. Widerstand und Zutrittsverweigerung werden mit Geldstrafen bis zu 20 Pfund bestraft.

Art. IX, „**Kinderarbeit in Fabriken**“, bringt zum Ausdruck, daß Ergänzungsbestimmungen keine Anwendung finden auf Kinder über zwölf Jahre, welche nach Maßgabe des Fabriken- und Werkstättengesetzes 1901, der **Metalliferous Mines Regulation Act 1872**, oder der **Coal Mines Regulation Act 1887**, beschäftigt werden; Art. X schließt Kinderarbeit in konzessionierten Zwangserziehungsanstalten und bei dem Handfertigkeitsunterricht aus, Art. XI regelt die Beamtenrechte, Art. XII die Kosten infolge der Durchführung des Gesetzes in England und Wales. Die **Begriffsbestimmungen** sind, soweit Art. XIII hier wesentlich in Betracht kommt, in unserer Darlegung bereits benützt.

Die **Anwendung des Gesetzes auf Schottland** (Artikel XIV), zeigt mancherlei Abweichungen, die in der bereits bestehenden Gesetzgebung begründet sind. Unter anderem kann hier nach Ziffer 3 jede Geldbuße oder Strafe durch Haft innerhalb der Grenzen der **Summary Jurisdictions Acts** beigetrieben werden, nach Ziffer 4 und 5 haben die **Schulaufsichtsbehörden** ein wichtiges Wort mitzureden, eine Reihe von Schutzbestimmungen anderer Gesetze wird in das neue Gesetz mit einbezogen, der § 276 der **Burgh Police (Scotland) Act 1892** wird aufgehoben. — Von einer Einfachheit ist nicht die Rede, wie man denn von allen bestehenden Kinderschutzgesetzen sagen muß, daß ihre verwickelten Bestimmungen ihre Durchführung sehr erschweren und Umgehungen erleichtern. Die Kosten der Durchführung (Artikel XV) werden aus der allgemeinen Gesundheitssteuer oder aus der Schulsteuer bestritten, wenn die Lokalbehörde, die Ergänzungsbestimmungen erließ, eine Schulbehörde ist. Bestätigung der Ergänzungsbestimmungen erfolgt durch den **Secretary of Scotland.**

Ueber die **Anwendung des Gesetzes auf Irland** (Art. XVI) wäre besonders zu erwähnen, daß Klagen auf Grund dieses Gesetzes von jedem Beamten der Lokalbehörde oder in dessen Namen, desgleichen von einem Beamten der Sanitätsbehörde [illegible] oder von einem Schutzmann anhängig gemacht werden können.

Das nach Art. XVII am 1. Januar 1904 in Kraft [illegible] Gesetz wird als **Employment of Children Act 1903** [illegible]

Wollen wir unser Urteil über das Gesetz zusammenfassen, so muß [illegible] angeführt werden, daß [illegible] die in Aussicht genommenen Ergänzungsbestimmungen [illegible] bekanntgeben;

2. sie öffentlich bequem lesbar anschlagen; 3. bei Regelung der Kinderarbeit in einem bestimmten Gewerbe nach Möglichkeit Anweisungen an die Interessenten verteilen und 4. neben dem vollen Inhalt der Bestimmungen ausdrücklich mitteilen müssen, daß Einsprüche schriftlich an das Ministerium des Innern in London (Staatssekretär) zu richten seien. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß damit von vornherein der Kreis der antragstellenden Behörden nicht sonderlich groß sein wird. Ein Report von 1901 läßt nämlich erkennen, daß die Idee eines wirksamen Kinderschutzes auch in England einer größeren Unterstützung durch die öffentliche Meinung noch sehr bedarf. (Vgl. Agahd, Kinderarbeit 1902, S. 185.)

Es wird jahrelange konsequente Arbeit der Kinderschutzfreunde nötig werden, die öffentliche Meinung zu der Ansicht zu bekehren, daß Kinderrecht über Arbeitgeberrecht und — im Interesse des Volkswohls — unter Umständen auch über Elternrecht stehen muß. Ganz sicher sind es wirtschaftliche Interessen gewesen, die Englands Gesetzgeber den Weg der individualisierenden Gesetzgebung beschreiten ließen. Für uns bedeutet jedes Kinderschutzgesetz einen Fortschritt, der mit Freuden zu begrüßen ist, insofern als er den Erwachsenen bessere Löhne sichert und eine Etappe zum Endziel bedeutet: Beseitigung der Lohnarbeit der Kinder aus hygienischen, sittlichen und intellektuellen Gründen. Die Kinderschutzfrage ist eine Kulturfrage ersten Ranges, und Staaten, in welchen sie nicht fortgesetzt ventiliert wird, machen sich einer Unterlassungssünde schuldig. England ist auf seine soziale Gesetzgebung viel zu stolz, als daß es anderen Ländern gegenüber ins Hintertreffen rücken wollte. Und Oesterreich? — — Wann kommt uns daher gute Kunde?

Aus dem Vatikan.

Freilich soll hier nicht von dem Autodafé die Rede sein, das der vatikanische Unterarchivar Denifle vom Orden der Inquisition soeben dem Wittenberger Häresiarchen angezündet hat, bei dem sein eigener schöner Ruhmeskranz als Historiker und Schriftsteller nicht nur versengt, sondern verbrannt ist.

Es handelt sich vielmehr um zwei demnächst zur Ausgabe gelangende, doch in den Aushängebogen schon längere Zeit zugängliche Bände der Akademie der Wissenschaften,*) die wesentlich aus der Schatzkammer des vatikanischen Archivs stammen, zu denen eine Reihe anderer herbeigezogen wurden; weit weniger aufregend als Denifles schmetternde Fanfare, aber um so zuverlässiger und die Wissenschaft in geradem Fortschritt fördernd. Beide betreffen die Regierung Papst Pius' IV. Josef Susta bearbeitete den ersten Band der konziliaren Akten 1561/62 und Steinherz im sachlichen und zeitlichen Anschluß daran die Nunziaturberichte aus Deutschland 1562/63.

Wir besitzen ja noch immer keine allen Anforderungen entsprechende Geschichte dieses Tridentinischen Konzils, das der katholischen Kirche zu neuer Kraftentfaltung verhalf und bis heute die beiden konfessionellen Heerlager scheidet. Paolo Sarpi, der venezianische Staatstheologe, der die Priestermaske trug, um leben zu können und doch von den Dolchen der Kurie nicht verschont blieb, schrieb sie einzigartig, insofern er den ganzen Gegenstand seiner Darstellung mit unaufhörlichem Tadel begleitet. Sforza Pallavicino beantwortete sie mit einem jesuitischen Gegenstück.

Rankes sonst so wunderbarer geschichtlicher Blick täuschte sich rätselhafterweise, ähnlich wie Bismarcks politischer Scharfsinn, über die Zukunft des Ultramontanismus: er wähnte, diese Dinge hätten ihr Interesse verloren. Sie haben wieder eine ungeahnte Macht im öffentlichen Leben gewonnen, und seitdem die vatikanischen Geheimtüren, wenn auch nicht alle, geöffnet sind, reizen sie die feindlichen Brüder im Wettbewerb, die so lange verborgenen Reichtümer zu heben.

Das Institut der Görres-Gesellschaft, das neben dem österreichischen und preußischen in Rom besteht — nach dem Beschluß des letzten internationalen Historikerkongresses soll ihnen ein viertes an die Seite treten —, hat kürzlich den ersten Band einer großartigen Ausgabe vorgelegt**), die alle Konzilsquellen in sich vereinigen soll, ein Unternehmen, das der katholischen Theologie zur Ehre gereicht, für die Kirchen-, Staats- und Kulturgeschichte von erheblicher Bedeutung sein wird. Die Aufgabe des österreichischen historischen Instituts ist viel bescheidener. Ihren Hauptgegenstand bildet die Korrespondenz der Konzilslegaten mit der Kurie in den letzten Jahren. Sie ist fast vollständig und in der besten Ueberlieferung erhalten. Sie hat durchaus vertraulichen Charakter, war nur dem engsten Kreise der Zeitgenossen bekannt und sollte auch später der Oeffentlichkeit vorenthalten bleiben. Sie hat vor den Sitzungsprotokollen den Vorzug, daß sie vieles dort nicht Ausgesprochenes enthüllt, wie die letzten Beweggründe und Mittel.

Für die viel erörterte Frage, inwieweit das Konzil in seinen Beratungen und Entschließungen frei gewesen, ergibt sich, daß Pius IV. gleich seinen Vorgängern den festen Willen hatte, die Leitung des immer so gefürchteten Konzils in festen Händen zu behalten, wobei er sich ebenso sehr von politischen Erwägungen als von kirchlichen Bedürfnissen leiten ließ.

Die Antwort auf die andere Frage, was die Kurie in Trient erreicht hat, kann erst erteilt werden, wenn der weitere Stoff vorliegt, obschon die Berichte der Legaten bekunden, wie bereitwillig sie den Wünschen des Papstes entgegenkamen und sie fast immer zur Erfüllung brachten.

Josef Susta, Dozent an der böhmischen Universität in Prag, hat sich durch seine sorgfältige Ausgabe, deren Schwierigkeiten nur wenige ahnen dürften, großen Dank erworben. Er hat seine neuen Stoffe nach dem jetzt immer mehr sich durchringenden Grundsatz behandelt, sie keineswegs unverkürzt vor dem Leser auszubreiten, wodurch Riesenwerke entständen, die Unsummen kosten, mit aller Ehrfurcht ungelesen bleiben und die wissenschaftliche Erkenntnis mehr hemmen als weiter führen, sondern mit Auswahl und Regesten.

Mit Sustas Band in dem beregten engen Zusammenhang steht der von Steinherz. Er schließt sich im Erscheinen unmittelbar an den ersten seiner Abteilung an; der zweite mußte vorläufig ausfallen, weil die Besitzerin der zugehörigen Akten ihrem seltsamen Grundsatz nicht untreu werden will, sie erst nach ihrem Tode zugänglich zu machen, der unter anderen Umständen in der gelehrten Welt aufrichtiger beklagt werden würde.

Die mühsam zusammengesuchten Stücke dieses dritten Bandes der Nunziaturberichte entsprechen fast ganz der Zeit, in der das Konzil nach der zehnjährigen Unterbrechung wieder versammelt war. Die meisten befassen sich mit ihm, mit den Versuchen des Kaisers, es zu beeinflussen, und den Gegenminen des Papstes.

Wenn in Steinherz' erstem Bande die Wiedergewinnung Maximilians II. für die alte Kirche ein Hauptpunkt war, so spielt die religiöse Stellung des Thronfolgers auch jetzt wieder hinein, auf die soeben Robert Holtzmanns umfassende Untersuchung neuerdings die Aufmerksamkeit lenkte.

Hinter beiden archivalischen Darbietungen steht Sickels Forschergestalt. Wenn schon Steinherz bekennt, daß die Grundlage für die seinige von Sickel geschaffen ist, so gilt dies noch in höherem Grade von der Sustas. Seit langem gehört Sickels Liebe dem Konzil und seiner Erforschung. Welcher Historiker kennt nicht seine nun schon mehr als ein Menschenalter zurückliegende meisterhafte Ausgabe von Konzilsakten aus österreichischen Archiven, die ihm 1860 bis 1868 noch gesperrt waren? Wie mußte er beglückt werden, als die sieben Siegel des päpstlichen Archivs gelöst wurden! Diese Freude spiegelt sich deutlich in dem Hymnus, den er auf die Großtat Leos XIII. singt, wenn dieser ja auch zunächst nur daran dachte, der Verteidigung der römischen Kirche neue Waffen zu liefern, offenbar, wie einst Cäsar Baronius, der naiven Ueberzeugung lebend, daß die echten, dem Vatikan vorbehaltenen Urkunden den Gegnern nur vorgehalten zu werden brauchten, um sie zu überwinden. Aber zum Glück werden die Forscher nicht aufs Tridentinum verpflichtet, es wird ihnen auch nicht sichtlich nachgetragen, wenn sie erklären, nur die Ziele reiner Wissenschaft ins Auge fassen zu können. Freilich kann sich selten jemand solchen Hauptschlüssel verschaffen wie Sickel durch seinen Nachweis der Echtheit des Ottonischen Privilegiums für die römische Kirche. Seine fünf „Römischen Berichte" voll feiner Beobachtungen und Aufschlüsse und die Vorrede zu Sustas Werk legen für immer fest, was ihm die neuere Erforschung des Konzils, was ihm das österreichische historische Institut in Rom verdankt.

Leider will der gefeierte Gelehrte, der bald das [illegible] Jahrzehnt vollendet hat, nunmehr von der wissenschaftlichen Arbeit scheiden. Wer den Vorzug genoß, die Mußstunden seines Lebensabends in seiner Meraner Idylle zu beobachten, wird diese Absicht ebenso bedauern als bewundern. Man [illegible] wenigstens hoffen, daß es [illegible] zu schreiben, gewiß eine lehrreiche [illegible] an Arbeit und Erfolgen, an bunten [illegible] gewandten zu den verschiedensten [illegible] mit Charakterköpfen überreichen [illegible]

[illegible]

[illegible] Jahrhunderts, der mit [illegible] den höchsten Gelehrtenehrungen [illegible] des Verkehrs: ein [illegible]

*) [illegible]

Römische Kurie und das Konzil [illegible] Susta. „Nuntiaturberichte aus Deutschland [illegible] Band. „Nuntius Delfino 1562/63." [illegible]

**) Concilium Tridentinum, Diariorum, actorum, epistularum, tractatuum nova collectio. Ed. societas Goerresiana [illegible]

1857 als Wiener Universitätsprofessor nur über historische Hilfswissenschaften, aber nicht über Geschichte lesen durfte, zu schweigen von den Hindernissen im Dekanat und Rektorat, zuletzt in wissenschaftlichen Audienzen beim Papst; und das alles, weil viel mehr die Zeiten sich gewandelt haben als er in ihnen; der Paläograph, der in Paris den Grund dazu legte, später als ein Meister an dem Weiterbau der historischen Disziplinen mitzuschaffen; der Lehrer zahlreicher Hochschulprofessoren, Archivare und Bibliotheksbeamten — nur der eine Name Mühlbacher sei genannt, der, wie Steinackers Nachruf es aussprach, die kritischen Errungenschaften des diplomatischen Genies Sickels selbständig ausmünzte —; der schöpferische Geist, der die überkommene Wissenschaft der Diplomatik methodisch fortbildete, ja, indem er zu Mabillon die Forderungen der deutschen Geschichtswissenschaft heranzog, die Diplomatik erst als gleichberechtigt unter die historischen Disziplinen einreihte; dazu die zahllosen Beziehungen, auch gegensätzlicher Art, zu Gelehrten der verschiedenen Nationen, zu Politikern und Künstlern, die Tragödie Semper-Hasenauer nicht zu vergessen: welch farbenreiches Bild könnte hier entstehen, zumal wenn nicht, wie etwa in Arneths Erinnerungen allzu ängstlich fortgelassen oder verschleiert würde, wo der Kulturhistoriker volles Wissen zu erwerben trachtet.

So möge die Genugtuung über die letzten Gaben der Akademie, die im Zeichen Sickels stehen, in den Wunsch ausklingen, der nicht nur bei Gelehrten, sondern bei vielen Gebildeten Widerhall finden wird, daß der Neuschöpfer der Diplomatik, der in seinem Wiener Jeanne d'Arc-Vortrag vor vierzig Jahren seine Darstellungskunst auch für weitere Kreise glänzend bewies, diese nochmals in seiner Autobiographie beglaubige.

Georg Loesche.

Die Renaissance der griechischen Tragödie.

I.

Die Zeichen mehren sich, daß dem Phänomen der altgriechischen Tragödie, das seit einigen Jahrfünften im Hintergrund des Interesses stand, eine Art von Auferstehung bereitet sei. Es ist ganz natürlich und weiter nicht zu verwundern, daß man in der Zeit der Blüte des konsequenten Naturalismus für jene gebundenste und stilisierteste Form der Bühnendichtung, wie sie bei Aeschylos, Sophokles und Euripides vorliegt, nicht viel übrig hatte; heute aber ist die Sehnsucht nach dem Stil auch auf dem Gebiete der dichtenden Kunst so übermächtig geworden, daß sie den Weg zu jenen Dichtungen, die durch mehr als zwei Jahrtausende von uns getrennt sind, nicht mehr scheut und wiederfindet. Viel Schutt, den so viele dazwischenliegende Zeiten aufgehäuft, gilt es hinwegzuräumen, ehe man bis zu ihnen vordringen kann; wer aber die Mühe nicht spart, dem ist ein Blick ins Allerheiligste gegönnt, das eine Kunst in sich verschließen kann, ein Blick in das Geheimnis des großen Stils.

Ich zähle die Zeichen auf: Nietzsches „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" ist erst in unseren Tagen wirklich gelesen worden. Aber derselbe Mann, der jenes Buch bald nach dessen Entstehung schulmeisterlich abfertigte, hat in seiner Weise Unendliches zur Wiederbelebung des Anteils an den griechischen Tragikern beigetragen: Wilamowitz-Möllendorfs großes „Herakles"-Buch ist über die philologischen Kreise hinausgedrungen und die beiden Bände seiner Uebersetzungen aus Aeschylos, Sophokles und Euripides mit ihren Einleitungen zu jedem Stück waren von vornherein fürs ganze deutsche Volk bestimmt, soweit es sich überhaupt noch die Genußfähigkeit für Poesie bewahrt hat. Ich gehöre nun gewiß nicht zu den vielen unbedingten Lobrednern dieser Uebertragungen und möchte vieles darin anders haben; aber das steht fest, daß sie ihre Vorgängerinnen in den meisten Fällen weit hinter sich gelassen haben; die Einleitungen aber können gar nicht genug gepriesen werden, es ist einfach wunderbar, mit wie feinen und klugen Fingern dieser kundige Gärtner alle Wurzeln und Würzelchen losgräbt, mit denen jene Gedichte im Erdreich ihrer Zeit und ihres Volkes hafteten. Sein Ideal ist, dem Leser in jeder Einleitung alles Wesentliche mitzuteilen, was ein theaterbesuchender Athener für das gerade in Rede stehende Stück an Voraussetzungen der allgemeinen Kultur und der besonderen Zeitstimmung mitbrachte. Gewiß ist das ein Unerreichbares, und Vieles, das sich in den Werken der attischen Trauerspiele für den Zeitgenossen mit dem lebendigsten Leben so anfüllte wie ein Kristallglas mit dunkelrotem Wein, muß für uns auf ewig tot bleiben; aber keiner hat uns dem Idealen so nahe gebracht wie Wilamowitz, keiner [illegible] Wetter [illegible] [illegible]

und des südfranzösischen Seitenstücks dieses Planes gedenken. Wichtiger scheint mir eine kleine Notiz, die jüngst in den Zeitungen stand und die besagte, daß Hofmannsthals Neudichtung der Sophokleischen „Elektra" in Berlin die fünfzigste Aufführung erlebt habe. Dasselbe Theater, das diese Dichtung zum Siege führte, bringt jetzt die „Medea" des Euripides in einer neuen Uebersetzung von Wilamowitz. Und mit einer wundervollen Kühnheit und unter allgemeinem Anteil, dessen Stärke am besten von den Karikaturisten widergespiegelt wird, versucht Miß Isadora Duncan, eines der wirksamsten Elemente der altgriechischen Tragödie, den Tanz der Chöre, ins Leben und vor unsere Sinne zu rufen.

Man sieht, Oskar Blumenthal hat nicht so unrecht, wenn er „fürs Geschäft" zu fürchten beginnt und in beweglichen Worten über die Hellenisierung Berlins jammert. Er mag sich trösten, die Massenerfolge des „Weißen Rößls" werden von diesen Vorgängen, die sich in ganz anderen Publikumsschichten vollziehen, als er um sich zu versammeln pflegt, weiter nicht berührt werden. Wir anderen aber dürfen uns über diese Erscheinungen erstere Gedanken machen. Es ist bekannt, daß gerade die Besten sich in den letzten Jahren immer entschlossener vom Theater abgewendet haben, woraus ein großer Kenner auf den Untergang des Interesses am Tragischen schloß; vielleicht aber bestand jene Gemeinde gerade aus heimlichen Anhängern des Dionysos, die nun, da er wieder von langer Fahrt zurückgekehrt ist, sich jubelnd um seinen efeubekränzten Thyrsos versammeln. Denn sicher ist es, daß die alten Götter wiederkehren, und auf den großen Pan ist nun Dionysos gefolgt.

„Mit dem Haupt, dem hörnerschweren,
Nickt den Takt der große Pan:
Langsam kommt die Zeit heran,
Da die Götter wiederkehren . . ."

Unbildlich gesprochen: vielleicht dürfteten wir gerade nach solchen Erlebnissen, wie sie uns jene alten Gedichte, die voll sind von der unnennbaren tiefen Süßigkeit des Tragischen, zu verschenken haben, und kehrten uns von der Bühne unserer Tage ab, weil sie uns jene Erlebnisse vorenthielt?

In diesen Tagen, in diesen Stimmungen kommt uns ein Drama von Euripides gerade recht, das sozusagen die Geburtsstunde der Tragödie, den sagenhaften Einzug des Dionysos und seiner Kultur in Griechenland, mit einer dichterischen Vehemenz verherrlicht, der man das Alter des bejahrten Dichters nicht anmerkt. Der Wiener Professor Hans v. Arnim, ein Schüler Wilamowitz-Möllendorfs, hat uns davon eine Uebersetzung*) gegeben, die alle Vorzüge der verwandten Arbeiten seines Lehrers teilt; auch hier kann man sagen, daß das Gedicht jetzt erst für alle die lebendig geworden ist, die es nicht im Original genießen konnten. Und daß dieses Drama von Dionysos, der wie ein Frühlingssturm in die Seelen fährt und alles, was sich ihm widersetzen will, zerbricht, gerade jetzt zu uns kommt, wirkt beinahe wie ein Symbol.

II.

Keinem der drei großen Tragiker hat sich das wiedererwachte Interesse lebhafter zugewendet als Euripides. Lange hat dieser Dichter unter der Verfolgung des Aristophanes gelitten, und alle die Vorurteile, die die Philologen Jahrhunderte lang über ihn in Umlauf setzten, stammen im letzten Grunde aus den Komödien jenes größten aller Karikaturisten, der sich ihn gerade wegen seiner schon damals immensen Popularität zum Opfer seiner Laune gewählt hatte. Sogar Jakob Burckhardt, der für seine Person von dem alten anti-euripideischen Vorurteil nicht loskommen konnte und gegen den Dichter gerade so ungerecht ist wie etwa gegen Tintoretto, hat sich die berechtigte Frage vorgelegt, ob Aristophanes den Aeschylos nicht genau so mißhandelt haben würde wie seinen Nachfolger, wenn jener sein Zeitgenosse gewesen wäre. Das Mißurteil über Euripides hat in den berühmten Wiener Vorlesungen A. W. Schlegels über das Drama sozusagen seine klassische Gestalt gewonnen und hat sich behauptet, trotz des leidenschaftlichen Widerspruches unserer großen Dichter. Man weiß, wie Schlegel von Goethe „armer Tropf" und „unverschämter Charlatan" tituliert worden ist, weil er „dem Euripides das Erhabene abgesprochen". „Wenn ein moderner Mensch wie Schlegel an einem so großen Alten Fehler zu rügen hätte, so sollte es billig nicht anders geschehen [illegible] auf den Knieen", sagte er, zorniger als seine Art war, zu Eckermann. Von einem „Verfall" der attischen Tragödie durch Euripides wollte er nichts wissen und bezeichnete sich selbst [illegible]

*) [illegible] hatte [illegible] bekanntlich [illegible] Schiller durch Ueber[illegible] (der „[illegible]" und der „Phönizierinnen") nicht nach dem Original, sondern nach [illegible]

[illegible] Wien

einer lateinischen Uebertragung gemacht sind; und nicht minder heftig als Goethe hat sich später unser Grillparzer gegen Schlegel und dessen Behandlung des Euripides gewendet, und in seinen „Studien zu den griechischen Dramatikern“ eine lange Reihe der tiefsten Einsichten in das Wesen der Euripideischen Dichtung niedergelegt. Es sind Beobachtungen zu den einzelnen Stücken und von so eminent sachlicher und sachlicher Art, wie sie nur ein großer Theaterdichter über den Kollegen machen kann.

Nachdem unsere großen Dichter den Anfang gemacht, hat dann endlich auch ein bedeutender Philolog, eben Wilamowitz, den Mut gefunden, dem alten törichten Vorurteil entgegenzutreten, und die Kraft gehabt, es zu besiegen. Freilich kam ihm die Zeitstimmung entgegen, denn was dem Euripides bei den Früheren geschadet hat, hilft ihm in unseren Augen: seine Annäherung an den Realismus, und daß er (wie Sophokles gesagt haben soll) die Menschen nicht so schildert, wie sie sein sollten, sondern wie sie seien. Gewiß ist er der „modernste“ und uns zugänglichste unter den Tragikern, und herrschte in unserem Gymnasialbetrieb mehr Vernunft, so würde in Oktava nicht ein Stück von Sophokles, sondern etwa die „Alkestis“ oder der „Hippolytos“ von Euripides gelesen werden, auch schon wegen der sehr viel größeren „Leichtigkeit“ seiner Sprache und geringeren Schwierigkeit seiner Chöre, aber doch hauptsächlich deswegen, weil zum Beispiel von dem wahrhaft Shakespeareschen Reichtum der „Alkestis“ (jammerschade, daß es von ihr noch immer keine mögliche Uebersetzung gibt) der Weg zum modernen Drama wirklich nicht mehr weit ist; und ein vollgültiger Repräsentant der attischen Tragödie ist Euripides, den Aristoteles den tragischesten Dichter genannt hat, ebensowohl als seine Vorgänger. Sein höchst ausgeprägter und unbedenklicher Sinn für alles Bühnenwirksame, der ihn Wagner so ähnlich macht, dürfte einzelnen seiner Stücke bald auch das moderne Theater erobern.

III.

Das Thema der „Bakchen“ ist das ungeheure Duell zwischen Mensch und Gott, ein Lieblingsthema der attischen Tragödie überhaupt. In den lächelnden Mundwinkeln der griechischen Götter lauert ein böser, hämischer Zug: wer hätte das nicht schon vor ihren süßesten Statuen leise schaudernd empfunden! Wie fürchterlich ist das Schauspiel im „König Oedipus“, wo der Gott den Menschen durch seine Orakelsprüche Schritt für Schritt ins Verderben lockt, bis er ihn unentrinnbar gefangen hat wie eine Spinne die Fliege im Netz! Mit hartem Blick und harter Stimme schickt Aphrodite im „Hippolytos“ den Untergang über den reinen Sohn des Theseus, sie, die sonst aus schmalen Augen und halbgeöffnetem Mund holdselig Lächelnde! Und wie hier in den „Bakchen“ Dionysos auf Pentheus, hetzt Hera in einem anderen Stück den Wahnsinn auf Herakles: es muß eine schauerliche Empfindung gewesen sein, diesen grandiosen Zweikämpfen, von denen die griechische Tragödie voll ist, zuzusehen, und kein geringer Stolz des griechischen Menschen gehörte dazu, sie auch nur zu ertragen: der Stolz, nicht den „Verhältnissen“, sondern den Göttern selbst unterlegen sein zu wollen!

Pentheus, der junge, hochgemute König von Theben, widersetzt sich der Einführung des Dionysoskults in seinem Staate; er glaubt nicht an den neuen Gott, der sich mit so sonderbarem Wesen umgibt, das Treiben der Bakchen erscheint ihm schwindelhaft und als ein Deckmantel für allerhand Unzucht.

„Der volle Mischkrug bildet dort den Mittelpunkt
In frommen Kreisen; da und dort im wilden Wald
Trifft man versteckt ein Pärchen, das der Liebe pflegt
Den Vorwand gibt dazu, daß sie Mänaden sind!
Doch ziehn sie Aphrodite, scheint's, dem Bakchos vor!“

Mit tiefem Schmerz muß er sehen, wie alle Frauen seiner Stadt, darunter seine Mutter und ihre Schwestern, die sich doch zuvor genau so gegen den fragwürdigen Gott verstockt hatten als er selbst, wie Teiresias, das Haupt der Priesterschar, ja, wie der greise König Kadmos von dem dionysischen Unwesen wie von einer ansteckenden Krankheit ergriffen sind; sein ganzer Zorn wendet sich nun gegen den rätselhaften schönen Fremdling, den Anführer der lydischen Bakchantinnen, die seine Familie und sein Volk mit ihrem Wahnsinn vergiftet haben. Dieser Fremdling aber ist kein anderer als Dionysos selbst (das weiß der Zuschauer aus dem Prolog, worin er als Gott auftritt), der in Menschengestalt nach Theben gekommen ist, um der Heimatstadt seiner Mutter seine Göttlichkeit zu offenbaren und in ihr seinen Siegeszug durch Hellas zu beginnen.

Vom Pentheus geführt, weicht Dionysos all[illegible] Königs aus und hat nur die eine Antwort [illegible] ben: dann wirst du klar sehen. Wütend läßt ihn Pent[illegible] in den Stall sperren und legt selbst Hand an, um ihn zu fesseln; aber nicht den Gott schnürt der Verblendete, sondern einem St[illegible] umstrickt er Knie und Huf, zornig schnaubend und [illegible]

mit zugepreßtem Munde; daneben sitzt in steinerner Ruhe Dionysos und sieht ihm zu... Wunder und Zeichen läßt er geschehen, aber Pentheus verharrt im Unglauben; Wunderbares erzählt der Hirt, der vom Kithäron kommt, vom Treiben der „hehren Bakchen“, die er dort heimlich belauscht. Im Morgengrauen sah er dort den Thiasos der Frauen und ihren heiligen Schlaf im Bergwald, und staunend erblickte er den dionysischen Reigen aller Dinge und die ungeheure Verschwisterung der Allnatur: züngelnde Schlangen wanden die Bakchen als Gürtel um ihre Felle und tränkten junge Rehe und Wölfe aus ihren strotzenden Brüsten, über floß ihnen die Erde von Milch und Wein und Honig, und der ganze Bergwald und alles Getier beging tobend mit ihnen den Reigen... Noch andere Wunder berichtet der Hirt und von der angeblichen Zuchtlosigkeit der Mänaden hat er nichts bemerkt; „nimm den großen Gott in unsere Stadt auf“ schließt er seine Erzählung — aber Pentheus verharrt im Unglauben und will nun mit seinem Heer gegen die Bakchen ausrücken. Noch einmal und dringend warnt ihn Dionysos, wieder vergebens. Da versteinert sich sein Sinn zu furchtbarer Härte (eine prachtvolle Aufgabe für den Schauspieler, den Wandel merken zu lassen) und er rät dem König, er möge doch die Bakchen und ihr schamloses Treiben heimlich belauschen, bevor er gegen sie ausziehe; und der nun schon völlig Betörte merkt nichts und läßt sich von Dionysos in Weiberkleider stecken. Sie schleichen ins Wiesental, wo die Thebanerinnen unter Fichten am Bache lagern, friedlich ihre Thyrsen mit frischen Efeuranken aufputzend und dem Dionysos Lieder singend. Da ergreift der Gott eine hohe Tanne, biegt ihren Wipfel zur Erde und setzt den Pentheus darauf; die Tanne schnellt zurück und Dionysos ist plötzlich verschwunden. Aber eine unsichtbare Stimme erschallt aus der Höhe und hetzt die Bakchen gegen ihren Späher, gegen den Frevler, der ihre Mysterien belauscht. Alles schweigt, die ganze Natur scheint den Atem anzuhalten, und abermals erschallt aus der Höhe die Stimme des Gottes. Und nun erheben sich die Lagernden rasend zur wildesten Tat; im Nu ist der Spion entdeckt, sie schleudern Steine und ihre Thyrsen gegen ihn, graben des Baumes Wurzeln auf, reißen ihn aus der Erde. Als erste stürzt Agaue auf ihren Sohn, der sich vergebens das Häubchen von den weibischen Locken reißt, sie Mutter anruft und um Erbarmen fleht — mit schäumendem Mund und rollenden Augen reißt sie den Brüllenden in Stücke „und der Gott verlieh ihr Stärke“. Dann spielen ihre blutigen Hände Ball mit den Stücken seiner Leiche, sein Haupt aber befestigt sie an ihren Thyrsos und eilt damit, von den frohlockenden Gefährtinnen gefolgt, der Stadt zu...

So erzählt der Diener, der den Fremden und den König in den Wald begleitet hat und schaudernd entflohen ist. Und nun, von seinem Gipfel, rollt das Stück rasch ab. Agaue tritt auf:

„Ich komm' aus den Bergen und bringe nach Haus
Eine Ranke, die frisch ich geschnitten,
Ein Wildbret edel und gut.“

(Jahrhunderte später, bei einer Aufführung der Bakchen“ im Lager der siegreichen Parther, sang diese Verse ein griechischer Schauspieler und hatte den eben vom Siegesboten überbrachten Kopf des Crassus an seinen Thyrsos geheftet...) Und während sie noch jubelt und sich rühmt, einen jungen Löwen erlegt zu haben, kommt von der anderen Seite Kadmos mit dem zusammengelesenen Leichnam seines Enkels. Auf sein Zureden erwacht Agaue allmählich aus ihrem Wahnsinn, in einer der ergreifendsten Szenen, die je erfunden worden, und den Klagen seiner früheren Lästerer unerreichbar erscheint zuletzt in den Wolken Dionysos und teilt den Jammernden ihre künftigen Geschicke aus.

Kein Gedicht des Euripides ist von einem so heißen Atem durchglüht wie dieses, von dessen Versen es wie Feuer [illegible] und durchaus steht der Dichter seinem Gott zur Seite und [illegible] hundertmal der Volksreligion gegen das flach rationalisierende Raisonnement des Pentheus Recht, dem Gefühl gegen den Verstand, dem Instinkt gegen die Vernunft [illegible] ganz, wie es einem echten Jünger des Dionysos ziemt. Die Zeichen davon hat Euripides mit flammender Lettern in sein Gedicht [illegible] wer freilich, was Goethe von Sophokles sagte [illegible] tere lernen, alle eine solche Bedeutung, und sollten [illegible] hörer sich immer auf der Seite dessen ist, der [illegible] rat“; darin „besteht das Leben des Dionysischen“ [illegible] hier, und davon hat sich [illegible]

bißchen von der Musik, die sie einst umfloß, zurückzuerstatten. Wie viel richtiger war da der Instinkt, der Schiller bei der Uebersetzung der Chöre leitete. Sicherlich ist Arnims Uebertragung der beste Kommentar zu dem Drama, den es jetzt gibt, und mehr kann man ja schließlich auch von den Verdeutschungen von Wilamowitz nicht sagen. Wirklich übersetzen könnte diese Gedichte ja doch nur ein großer Dichter, und der wird es vorziehen, dem Genius der großen attischen Tragiker so zu huldigen, wie Racine, Goethe, Grillparzer und jetzt Hofmannsthal ihm gehuldigt haben, nicht durch Uebersetzungen, sondern durch neue Gedichte über ihre ewigen Stoffe.

Linz. Dr. Hermann Ubell.

Gedanken Otto Ludwigs.*)

Aus dem bei der Arbeitslust und fruchtbaren Einsamkeit seines Lebens wohl reichlichen Nachlaß Otto Ludwigs wählt die treueste Kennerin seines Wesens diese einzelnen Aeußerungen und bringt sie dem Volk als wertvolles Geschenk. Nicht ein Buch, sondern ein Mann wird dargestellt und ein Mann, wie unsere Erde nicht viele und gewiß nicht viele bessere getragen hat. Der Name und die Dichtungen Otto Ludwigs stehen ja in hohem Ruhm bei den Deutschen, sein persönliches Wesen, bescheiden, ja fast herb und so streng gegen sich, in seinen Werken zurückgedrängt, als habe es bei objektiven Schöpfungen nichts zu bedeuten, lag bisher in einem gewissen Dunkel. Freilich, wer die Werke ordentlich zu lesen wußte, sah auch den Mann, nun aber, da er selbst längst weggegangen, darf man diesem Persönlichen vor allem nachsinnen und seine unvergeßliche Art betrachten, die aus diesen Gedanken sich mit leichtem, sicherem, schönem Umriß erhebt. Diese Gestalt, diesen merkwürdigen, ernsten deutschen Charakter dankbaren Erinnerns, wenn auch mit bescheidener Hand, gleichsam mit flüchtigem Strich, darzustellen, dürfte erbeten und erlaubt sein.

Otto Ludwig war eine Natur, in der die zwei kämpfenden Begabungen des Schriftstellers hart aneinanderlagen. Die analytische des Denkers und die synthetische der schlechthin gestaltenden, poetischen Natur. Wem die ordnende und richtende Kraft des produktiven Denkens gegeben ist, der hat auch das schwere und strenge Gewissen vor allem gegen sich selbst. Und im Uebermut der schöpferischen Phantasie, in ihren Launen, in ihrer reizenden Willkür ohneweiters zu schwelgen, den blühenden Lockungen mit Genuß und harmlos zu gehorchen, erscheint diesem Gewissen als eine Art Verbrechen am heiligen Geiste. So fällt das Denken dem Gefühle, die Analyse dem Schaffen in den Arm. Alle moralischen, ästhetischen und praktischen Bedenken halten Gerichtstag ab, bis einem Vers erlaubt wird, die Schwelle zu passieren, wo es doch des Verses, des dichterischen Gedankens, schönste Eigenschaft ist, ungefragt, keck und lebendig über die Lippe zu springen. Aber was aus solchem Gehirn endlich hervorkommt, hält stand. Hinter dem ästhetischen Kunstwerk erhebt sich ein höheres, menschliches Kunstwerk. Die Gestaltung eines Lebens und Schicksals aus bewußter heroischer Weltanschauung. Was diese Natur sich abgerungen, war zugleich die eingeborene Not und Notwendigkeit ihres Wesens. Man sagt von anderen Menschen, sie seien aus einem Guß. Der Guß geht rasch, er gelingt wohl auch so einheitlich und gut, wie es das Gleichnis ausdrückt. Otto Ludwig aber war wie aus einem Stück Erz geschlagen. Ein ganzes Leben und Wirken lang wurde diese Gestalt zurechtgehämmert. Und der das geschaffen hat, tat mehr als raschen Eingebungen des Talents gehorchend, Kunstwerke produzieren, er bildete sich selbst. Und damit ist auch seine Stellung gegenüber der anderen Welt gegeben. Was konnte sie ihm sein und bieten, da er doch bloß von der eigenen Natur die eigene Bejahung erwarten und empfangen wollte. Seine Einsamkeit, in der er ohne Bitterkeit lebte, war nicht kleinlich, selbstisch. Er war nicht weltflüchtig und nicht weltfremd, aber er hat der äußeren Dinge nicht bedurft, da er ja ein inneres Leben voll Widerspruch, Sinn und Gestalt besaß, welches zur Bezwingung die äußersten Kräfte beanspruchte. Die Züge, die ihm eigen sind, höchst persönliche, die ihn eben zu einer denkwürdigen Gestalt unserer Kunst und unserer Nation machen, werden auf das schönste durchleuchtet eben von den Zügen, die er mit der Nation, mit seinem Volke gemein hat, wenn man auf die ersten und tiefsten Eigenschaften des Deutschen zurückgeht. Indem sein Wesen sich darstellt, besagt es zugleich das Wesen des Stammes und adelt es. Die tiefe Bewußtheit selber für sich einzuziehen und [illegible] innerlich [illegible]

jedem ist ohne Zweifel die Linie des Wesens vorgezeichnet; sie erkennen, ist alles. „Sein Schicksal kann keinem entgehen, sollte man sagen, nicht seinem Schicksal kann keiner entgehen: denn nicht das Schicksal fängt den Menschen; der Mensch jagt nach seinem Schicksal." So wird der Mensch eins mit seinem Schicksal und dieses ist nur „der herausgelegte Mensch". Auf dieser inneren Gewißheit beruht der Mensch, seine Einzelheit ist zugleich seine Gewähr für sich selbst, wie sollte er nicht stolz sein, da Stolz der „Stoff ist, aus dem erst Taten gemacht werden. Sollen wir bescheiden sein und haben noch nichts getan? Wenn wir die Welt gefüllt haben mit unserem Namen, dann wollen wir bescheiden sein. Bis dahin stolz, und wär's aus Uebermut. Das Zuviel unterscheidet das Genie vom nüchternen Menschenverstand." Und die Gegenvorstellung: „Nur das wahre Selbstgefühl kann demütig sein. Das Gefühl der Schwäche ist knechtisch. Das Gefühl des Unzureichenden gebiert bei kräftigen Seelen Trotz. Nur der Stolze, der weiß, daß er hoch steht, kann demütig sein." In manchen dieser Aeußerungen liegt eine ganze Lebensgeschichte des Menschlichen, des Menschen Otto Ludwig selbst, in wenige Zeilen gepreßt. Höchste, innerste Erfahrung sagt ihr letztes. So dieser Gedanke: „Der Idealismus junger Menschen ist Eitelkeit." „Und was sagt dieser Eitelkeit mehr zu, als die erhabene Knechtung, mit der er von der Höhe einschmeichelnder Selbsttäuschung auf das Wirkliche und Menschliche als auf das Gemeine herabsieht? Er verlangt das Ungeheure von anderen, nicht weil er es selbst leistet — nein — weil er es sich nur zutraut." Die Skepsis, die nachher eintritt ist „die große Ausbildungskrankheit unseres inneren Menschen und die Bedingung dieser Ausbildung. Wir müssen an unserem eingebildeten Werte verzweifeln, um unseres wirklichen gewiß zu werden. Was der Mensch vorher von anderen verlangte, ohne zu wissen, ob er selbst es leisten könnte, das wird er nun leisten, ohne es von anderen zu verlangen. Das Höchste, wozu er sich erheben konnte, war, für etwas rühmlich zu sterben; jetzt erhebt er sich zu dem Größeren, für etwas ruhmlos zu leben." Wie viele und wie tragische deutsche Schicksale sind mit diesen Worten gezeichnet.

Und ein anderer urdeutscher Zug: das Verachten der Realität an sich, das tiefe Mißtrauen gegen „Tatsachen", „Unumstößlichkeiten", gegen das „logisch" und mit den Sinnen unzweideutig Feststellbare. Das Hinausgehen und Hinauswollen über die gemeine Wirklichkeit, die darum nicht wahrer wird, weil sie festzustehen scheint. Uebrigens, alle diese Erkenntnisse reden bei Otto Ludwig nicht die Sprache philosophischer Schulweisheit, sondern das kernige, wohlschmeckende Deutsch des Dichters. Die Erkenntnisse wären auch zu persönlich einerseits, zu ur- und volkstümlich andererseits, um doktrinär ausdrückbar zu sein. „Alle unsere Glieder bewegen sich in der Luft; von all unserer Fläche berührt nur das kleine eingeschweifte Eirund unserer Sohlen den festen Boden. So stehen wir nur mit dem kleinsten Teil unseres Lebens auf dem festen Boden der Wirklichkeit, alles andere schwimmt in der Lebensluft des Glaubens, meinetwegen der Einbildung. Neunundneunzig Hundertteile unseres Seins und Habens sind nirgends als in unserem Meinen. Wir hoffen auf Schatten, wir leben von Schatten, wir fürchten uns vor Schatten; wir sind stolz und beschämt allein durch unsere Einbildung." Wie wird sich dieser stolze Geist, nur mit dem „kleinen eingeschweiften Eirund" der Sohlen den festen Boden berührend, zu den Menschen stellen, mit denen jeder Tag ihn und oft in hartem Anprall zusammenbringt? Stolz und unwirklich, über das Irdische hinaussinnend, glaubt er an die Menschen — dies ist auch die einzige Form, sie zu nehmen und zu ertragen: „Wir müssen an die Menschen glauben, wie wir an Gott glauben müssen — um unser selbst willen. Gott ist sich nicht nötig, aber wir brauchen ihn." Der Geist, der hoch geflogen, verliert den überschauenden Blick über die irdischen Dinge nicht mehr, den er auf der Höhe hatte. Schuld und Unschuld sind ihm oft nur durch einen schnelleren Pulsschlag getrennt. Diese Art von Objektivität macht den hohen tragischen Sinn aus, vor welchem alle handelnden Menschen recht haben. „Die Welt hat nur mit den Unschuldigen Mitleid, und sie sollte es nur mit den Schuldigen haben." Aber bis zum Verkennen der Schuld geht dies Denken nicht. Wie sollte es auch, da es das tiefe, urdeutsche Denken ist, welches auf eigene Verantwortung sein Leben stellen muß, weil es leben wollen und können. „Eine [illegible] erhalten. [illegible] in der [illegible] zu [illegible] nicht mehr [illegible] Menschen [illegible] Mitleid [illegible]. Es ist [illegible] die es geben [illegible] keine eigenen [illegible] als [illegible] Edles zu

fühlen, indem man allen schlechten Gelüsten nachgibt, sich als einen Märtyrer, wo man ein Weichling, sich als einen Helden zu fühlen, um eine Entschuldigung, ja, einen Sporn zu haben, sich selbst alles nachzusehen. Zu Shakespeares Zeiten lebte ein stolzeres, kräftigeres Geschlecht, das in der Entschuldigung, der Verführte, der Gezwungene zu einer Schuld zu sein, nur einen Schimpf mehr sah, das lieber für böse als für schwach gelten wollte ..."

„Nur ein Mensch, in welchem die Kraft ist, gut oder böse selber zu werden, kann ein Schicksal haben." Man sieht, wie aus der eigenen Naturnotwendigkeit diese Gedanken sich in ihrer lauteren Kraft hervorringen, und wie aus ihnen zugleich naturnotwendig Otto Ludwigs tragische Kunst folgerte. Den Begriff des Tragischen hat er eben menschlich, innerlich so tief erfassen, erleben müssen, um ihn gestalten und herausstellen zu können, denn nichts Künstliches war in ihm. So, mit seinem Wollen und Glauben empordrängend über das gemeine, karge Maß, zugleich unter der harten Zucht seiner selbst, Menschen und Leben, Handlungen und Ereignisse mit jener strengen Klarheit ansehend, mit der er sich selbst betrachtete, wird er in all seiner Zurückgezogenheit ein tief weltkundiger und lebenssicherer Geist. Nicht Reisen, vielfältiger Verkehr, mannigfache Erfahrungen machen den Kenner menschlichen Wesens, sondern die gesteigerte Begabung, aus der eigenen Natur auf das Gesamtwesen zu blicken, indem man alle eigene Art zu Ende denkt, daraus auf die der übrigen zu schauen. Absolute Erkenntnis fremder Wesen gibt es ja keine. „Mit jedem Menschen geht eine Welt zur Ruh. Eine individuelle, das heißt die für dies Individuum existierte, die nur zeigt, was er von der wirklichen Welt gewahr wurde was er in seinem Kopfe dazu ergänzte, eine ganz andere Welt, als Gott sie sieht." Die heroische Weltanschauung, die das ganze Wesen Ludwigs geradezu durchglüht, macht ihn denn zum Dichter, in ihr liegt auch die Herrlichkeit, mit der das deutsche Wesen überhaupt in der Kunst das Seine beigetragen hat, aus heroischer Weltanschauung — „nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust". Aus dieser naiven Zuversicht auf das Entscheidende des Persönlichen, des Einzelmenschen, kommt überhaupt alles Frohe und Sichere der Kunst zustande, die nichts ist als Zuversicht, guter Glaube an die Kraft und Heiligung der eigenen Natur und im letzten Grunde: Glauben an die Menschheit.

Zu diesen mutigen und starken Eigenschaften fand sich bei Otto Ludwig — sein körperliches, langdauerndes Leiden wirkte hierzu, bei welchem Geiste philosophierte nicht die Krankheit des Leibes mit, um Nietzsches Wort anzuwenden — allerdings ein zögerndes, versunkenes, vergrübeltes Sinnen, das jeden schöpferischen Gedanken zehnmal um- und umkehrt, sein Gold zu prüfen. So sank ihm eine Reihe langer Jahre, alles unmittelbare Schaffen mit aller Lockung und allem Genuß aus den Händen, wobei seine Tätigkeit immer die eifrigste war. Er mußte mit sich ins Reine kommen über die tragischen Grundbegriffe und dramatischen Erkenntnisse. So entstanden seine „Shakespeare-Studien". Wer dankte sie ihm nicht, und wer bedauerte nicht, daß er trotz dieser tiefen Betrachtungen nicht lieber doch aus dem Vollen gestaltet. Seines Wesens, seiner Entwicklung und hohen Reife letztes Zeugnis hat er sich und uns vorenthalten. Das Widerspiel seiner heroischen Lebensüberzeugung und -Führung war sein subtiles, zartestes Gewissen. Es muß ihn fast zaghaft gemacht haben. So streng war er gegen sich, daß er nur mehr ging, wo er doch hätte fliegen sollen und müssen, so viel verlangte er vom Dichter und von der sittlichen Persönlichkeit des Menschen, dem die Gabe des Schaffens geschenkt wurde, daß er eben das aufgab, weswegen er all das Gewissen aufgewandt. Propter vitam vivendi perdere causas. Ueber dem Kunstwert, der es war, vergaß er das, welches er schaffen sollte. Darum hat er aber auch außer den wenigen, schönen, starken, im großen tragischen Sinne gedachten, in manch einzelnem auch das Höchste erreichenden Werken noch ein anderes hinterlassen: das sittliche Kunstwerk einer reinen, dem hohen inneren Ziel der Vollendung des eigenen Charakters nachlebenden Persönlichkeit, die ihrer Eigenart und Würde durchaus schöpferisch inne wurde und was die Natur ihr gab, geistig ausgestaltete, erhöhte, vermehrte. Sein Wort umkehrend, darf man von ihm sagen: Sein Schicksal war ein nach innen gekehrtes Kunstwerk, sein Kunstwerk ein nach innen gelegter Mensch. Diese vornehme, in sich gekehrte bei aller Not und aufgewandten Mühe des geistigen Lebens und bei allem Kampf der einander fremd [illegible] und [illegible]lähmenden Elemente seiner Natur doch zuletzt freie und [illegible]ruhigte Menschlichkeit hat er als schönste Leistung geschaffen und hinterlassen. Und die Gestalt müssen die Deutschen an diesen schönen, ergreifenden und stark, weil so einfach gesagten „Gedanken" mit Ehrfurcht und Bewunderung erkennen. Sie verdient bewahrt zu werden. Unsere Kunst und unser Leben braucht solche Männer, die die allgemeine Ziel- und Gewissenlosigkeit dadurch von ihrer Schuld entlasten, daß sie selbst das eigene Gewissen nicht nur, sondern das Gewissen der Nation darstellen und wahren. In solchen einzelnen rechtfertigt eine Zeit, ein Volk sich selbst. Es hat sie hervorgebracht, gebildet, und damit hat es sich entsühnt und gerechtfertigt.

Otto Stoessl.

Körperliche Kultur.

Maupassant schüttet in dem geistreichsten seiner Bücher, „Sur l'eau", eine Flut von beizendem Spott über die Körperformen der modernen Menschen aus: „Um eine Galerie zu stande zu bringen, so grotesk, daß selbst ein Toter darüber lachen müßte, brauchte man nur die zehn ersten besten Menschen zu nehmen, sie nebeneinander aufzupflanzen und sie mit ihren lächerlichen, ungleichmäßigen Figuren, ihren zu langen oder zu kurzen Beinen, ihren zu dicken oder zu dünnen Körpern, ihren blassen oder roten, bärtigen oder bartlosen Gesichtern, ihren ernsten oder lächelnden Mienen zu photographieren." Er stellt diese Degeneration in Gegensatz zu der Schönheit des kräftigen, nackten Wilden, der durch die freie und beständige Uebung seiner Muskeln die Stärke, Behendigkeit und Grazie des Körpers sichtbar entwickelt, und der Griechen, die sich durch rationelle Pflege und energisches Training zu wahren menschlichen Idealbildern züchteten. Wie lächerlich zusammenhanglos und unorganisch die Körperbildung der Menschen heutzutage ist, kann man auskosten, wenn man sich die Mühe gibt, sie dort, wo sie sich zahlreich und unbefangen präsentieren, wie etwa in der Straßenbahn, einzeln in Gedanken zu entkleiden. Wir werden aber sehen, daß trotz der herrschenden Barbarei in der Tat ein neuer Typus menschlicher Schönheit teils schon entstanden, teils sicherlich in der Entstehung begriffen ist.

Unter den Vorbehalten, die eine sehr allgemeine Ausdrucksweise nötig macht, darf man immer noch sagen: Die Schönheit der griechischen Menschen ist im wesentlichen die Schönheit der natürlichen Zweckmäßigkeit. Die Hände sind zum Greifen gebildet, die Füße und die Muskulatur der Beine zu festem Stand und sicherem Schritt, der Leib des Weibes zum Gebären, ihre Brüste zum Säugen des Kindes. Die knidische Venus könnte gehen, laufen, tanzen, klettern oder liegen, lachen, trauern oder zürnen: Körperhaltung oder Ausdruck des Affekts würden sie vielleicht nicht mehr als Göttin charakterisieren, der Preis des schönen Weibes bliebe bestehen. Aber — könnte sie schweben? Könnte sie träumen?

Jede Harmonie wirkt in irgendeiner Weise ausschließend. Das Schönheitsideal, wie wir es aus der — statuarischen Kunst der Griechen abstrahieren, beruht auf dem Gesetz der Stabilität und läßt eine Verrückung des körperlichen oder seelischen Schwerpunktes nicht zu. Das Fertige, in sich Geschlossene, gibt für schwankende, instinktive, trieb- und traumhafte Empfindungen kein Ausdrucksmittel her. Es ist aber auch in ästhetischer Betrachtung offenbar nicht nötig, jedes Individuum für sich zu setzen und als in sich vollendet zu denken. Freilich, während eine antike Säule, auch wenn wir den Tempel, dem sie eingegliedert ist, wegdenken, fest auf ihrem Fuß steht und ihre persönliche Schönheit behält, muß der gotische Pfeiler, aus dem Gefüge des Bauwerkes herausgerissen, umfallen. Er ist, auf das Recht eigener Existenz verzichtend, ausschließlich Bestandteil eines Ganzen von logisch höherer Ordnung geworden. Aber eben das ist das Gesetz, unter dem wir neuen Menschen leben. Bei der unendlichen Vielheit der Ansprüche und Interessen müssen wir, um für die Persönlichkeitsentwicklung Tiefe zu gewinnen, uns spezialisieren, müssen mit hin etwas, ja viel von unserer Selbständigkeit zum Opfer bringen: wir erkennen, daß wir, je mehr wir uns individuell entwickeln, um so mehr des Zusammenschlusses mit anders gearteten, uns ergänzenden und haltenden Naturen bedürfen. Mit einem Wort: das Gesetz des Gleichmaßes der einzelnen Person ist aufgehoben unter der Voraussetzung, daß sich aus dem Zusammenklang spezialisierter Persönlichkeitsentfaltungen ein Ganzes, eine Kultur höherer Ordnung ergebe.

Das Resultat, auf die Auffassung der Körper[illegible] angewendet, zeigt, daß die zweckvolle [illegible] [illegible]mäßiger und intensiver Ausbildung aller Organe ergibt, nicht mehr das alleinherrschende [illegible] sein kann. Wir finden [illegible] der Frauen noch andere Aufgaben, als zu gehen und zu [illegible] andere, als zu greifen, den weiblichen [illegible] [illegible]. Wenn Jacobsen Edele Lykkes Hand [illegible] etwas von der Intelligenz einer Hand" geben: wenn [illegible] Novelle „Der Schuß im Nebel" von Beatrice Harraden [illegible] daß sie, mit Ringen geschmückt, müßig im Schoße eines [illegible]zen Seidenkleides liegen müßten wie nackte [illegible]

weiß er nichts mehr von der organischen Funktion dieser Glieder. Er sieht nur noch ihren Ausdruckswert.

Wie man beim Anblick eines Kopfes, außer bei karikaturistischer Vergröberung oder charakteristischer Verfeinerung der entsprechenden Partien, nicht mehr an seine Funktionen, als Essen, Sprechen, Hören, Sehen, Schmecken oder Denken schlechthin erinnert wird, sondern durch die Lagerung der Falten und Muskeln, die Art und Richtung des Blickes, die Haltung und den Schnitt des Mundes, kurz durch alle physio- und pathognomischen Züge hindurch zu dem eigentümlichen Leben seiner Intelligenz und seiner Instinkte zu dringen versucht: so beginnen wir, in der Struktur des Körpers und der nüancierten Ausbildung seiner Teile, in seinem Gebaren von der Geste bis zur Bewegung aller Konturen und Komplexe nach dem Ausdruck eines eigentümlichen, neuartigen Seelenlebens zu forschen. Weil sich aber die Arbeit der Männer, die der Masse nach die Kulturwerte der Menschheit unmittelbar zu mehren berufen sind, vorwiegend auf das Gehirn beschränkt und den seelischen Ausdruck im Gesicht konzentriert, haben wir die Schönheit des Körpers heute vorwiegend beim weiblichen Geschlecht zu suchen, das infolge seiner Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit ohnehin ein geeigneterer Maßstab der Kulturhöhe ist. Die Art der männlichen Geistestätigkeit bestimmt nun die Norm, nach der sich die weibliche Schönheit zu richten hat.

Der produzierende Mann, der sich das sammelnde Otium cum dignitate der Alten nicht erlauben darf, der gezwungen ist, sich vor Zersplitterung durch strenge Einseitigkeit der geistigen Arbeit zu bewahren und mehr Tiefe als Geschlossenheit der Persönlichkeit anstreben muß, verehrt in der Frau die Trägerin der lebendigen, geschlossenen Kultur. Deshalb ziehen ihn die Frauen so an, die als späte Abkömmlinge alter, vornehmer Geschlechter gleichsam die Kultur von Jahrhunderten in sich aufgesammelt haben. Den feinen Reiz des Unschöpferischen, aber höchst Rezeptiven, das ja schließlich der Abschluß jeder Kultur ist, findet der Mann in diesem Weibe, gleichsam der letzten Erfüllung, der Verkörperung seines Strebens. Zu dieser ästhetischen und kulturellen Funktion bedarf die Frau weder starker Hüften noch kräftig entwickelter Brüste. Obwohl die Muskeln nicht mehr die motorische Wucht haben, läuft ihr Spiel dennoch, ja erst recht frei durch den ganzen Körper, da die dünnen Fußfesseln und Handgelenke und die anderen zarten Scharniere die Struktur zwar deutlich gliedern, aber niemals unterbrechen, und da die durchscheinende, anliegende, aber nachgiebige Haut den Zusammenklang des Spieles dem Auge gleichsam freilegt. Daß dieser Schönheitstyp nicht mit dem der Quatrozentisten zu identifizieren ist, wird sich aus dem Verfolg der Darlegung noch von selbst ergeben. Er gehört tatsächlich der Entwicklung des letzten Jahrhunderts an. Wie es oft geschieht, taucht auch diese Erscheinung in einer frühen Phase als etwas Krankhaftes auf: Novalis' Sophie trug die Merkmale dieser physiologischen Verfeinerung als Schwindsüchtige. Bei den Präraffaeliten aber ist sie natürlich und gesund geworden; die Krise der Neubildung ist überwunden. Daß diese Entwicklung organisch ist und bei einer hohen Kultur des ästhetischen Genießens eintreten muß, zeigt die Parallelerscheinung in der japanischen Kunst, die in Utamaro den Schilderer des bis zur Zerbrechlichkeit verfeinerten Frauenleibes hervorbrachte.

Jede letzte, höchste Kultur besitzt dieselbe Geschlossenheit und Sicherheit, die der Natur eigen ist. Sie wird gleichsam eine zweite höhere Natur, freilich gedämpfter, fast melancholisch durch ihre Sättigung mit Erfahrungen. Wie in der Natur das Sinnen- und Leidenschaftsleben die Ruhe gänzlich ausfüllt, so [illegible] der höchsten Kultur, die die gedanklichen Probleme, aus denen sie hervorgegangen ist, zu Ende gedacht hat. Aber der rohe, formlose Ausdruck, der die Miene und den Körper entstellte, und die [illegible] sind gänzlich geschwunden. Dafür sind alle Handlungen, Worte und Bewegungen wie durchtränkt mit [illegible] Sinnbildern — das Wort in seinem weitesten, nicht allein oder vorwiegend formalem Sinne genommen. Die Seele, die irgendwo im Körper ein Sonderdasein führte, hat sich als Künder leiser Gefühle und Em[illegible] sierter vertreten.

Von dieser Art und [illegible]

[illegible]

Jeder Typus hat seine Zeit zum Leben. Es ist erst tragisch, dann widerwärtig, wenn er im Laufe seines Absterbens noch gebärfähig ist: denn dann sinkt er von Generation zu Generation ins Gewöhnliche. Nur die Sterilität auf der letzten erreichbaren Höhe der Entwicklung läßt in Schönheit sterben.

Berlin. Dr. Hans W. Fischer.

Bücher.

Sil Vara: „Babys Liebesgeschichte." Erzählungen. Straßburg i. E. 1904, Josef Singer.

Ein gewandter Erzähler und guter Kenner von Land und Leuten, wartet Sil Vara mit aparten kleinen Kulturbildern aus Old England, dem Reiche des Flirts und des Sports, auf. Die treffende Schilderung von Milieu und Volkscharakter macht den Hauptwert dieser Skizzen und Novelletten aus, die aber stofflich weiter auch durch die Wahl und geschickte Behandlung des Vorwurfes zu fesseln wissen. Der eigentlich künstlerische Gehalt des Buches ist dessenungeachtet freilich ein verhältnismäßig geringwertiger. Selbständige Gestalten schafft der Autor nicht, und geflissentlich geht er dem, was seine Kunst erweisen könnte, aus dem Wege — etwa in „Irene von Wien": welches waren denn nun eigentlich die so nachhaltigen und folgenschweren Worte, mit denen der Mädchenverführer Douglas sein Netz über die bisher männerscheue und spröde Irene warf? Ebenso erheben sich poetisch die Einzelschilderungen nicht über eine konventionelle Lebenswahrheit, so die der Ruderregatta in der mit einer feinen Schlußwendung endenden Titelnovelle; es mangelt dem Verfasser an Eigenart und persönlichem Stil. Ein Widerspruch in sich selbst ist es, wenn er von dem „kindlich üppigen" Körper eines jungen Mädchens spricht. Dichterisch am feinsten ausgeführt ist noch die anmutige Skizze „Volapük", ergreifend durch den Stoff schon „Das große Glück", die Alltagstragödie eines Verstoßenen des Glücks, wie sie etwa Johannes Schlaf für Berlin geschaffen hat; weniger gelungen ist das Gegenstück dazu, „Vergebliche Reise", die Alltagstragödie einer Verlassenen. „Theaterabend" hätte psychologisch noch tiefer ausgeholt werden können, ist zu sehr Skizzierung geblieben; der Novelle „Kranke Liebe", in der Idee gut erdacht, fehlt wohl die Möglichkeit einer Realität.

Leonhard Adelt.

Philipp Spandow: „Tyrann Ich!" Roman. Bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.

Ein interessanter, psychologisch feiner Roman! Die Gestalt des Helden ist mit großer plastischer Sicherheit geschildert, ebenso die Szenen aus dem Leben zweier Bohémiens. „Tyrann Ich" ist die Geschichte eines Mannes, der vor seiner Hochzeit erfährt, daß seine Braut gleichzeitig — die Tochter seines Vaters ist. Niemand sonst als der Vater weiß es, die Mutter ist längst todt, aber sociale Rücksichten, altgewohnte Ideen zwingen ihn, von dem Bündniß zurückzutreten. Er schließt eine Vernunftehe mit einer anderen. Die Sehnsucht nach der ersten bleibt. Er verliert den Halt, sinkt tiefer und tiefer, bis er sich in krankhafter Melancholie und pervers gesteigerter Sexualität an einem Thürpfosten erhängt. Tyrann Ich! Sociale Moralgesetze, von der Gesamtheit im Laufe langer Culturentwicklungen zum Schutze des Individuums gebildet, die sich in Einzelfällen gegen das Individuum wenden können und es tödtlich verwunden, wenn es nicht die Kraft hat, über sie hinwegzuschreiten.

A. Sch.

Revue der Revuen.

„Freistatt." Theodor Lipps schreibt über Frau Madeleine, die „Schlaftänzerin", und sucht das Phänomen psychologisch zu erklären. Hypnose an sich ist bloße Einschläferung, also etwas lediglich Negatives. Die Hypnose kann steigern, das heißt sie kann eine Steigerung bewirken, nur wenn etwas da ist, das gesteigert werden kann. Es muß etwas in der Seele des Hypnotisierten sein, das in der Einschläferung erhalten bleibt, ein waches Gebiet. Und dies ist bei Frau Madeleine der Gedanke an die zu vollbringende Aufgabe und das Hingegebensein an diese und an alles, was damit zusammenhängt. Dieser Gedanke und [illegible] wird in den hypnotischen Zustand hineingenommen, [illegible] als die wache Insel oder das wache Gebiet. Dies geschieht dadurch, daß Frau Madeleine weiß, [illegible] Daraus ergibt sich eine Einengung der Seele auf diese wache Insel, eine Ausschaltung [illegible] die [illegible] in dieser wachen Insel beruht, eine [illegible] Und diese bedingt [illegible] reine Ver[illegible] die Musik und [illegible] den sie hervorrufen, und [illegible] Ausdrucksorgane, zu [illegible] die volle [illegible] die im letzten Ende [illegible] Be[illegible] die Eindrucks[illegible] Nur es [illegible] Frau Madeleine [illegible] starke Be[illegible] und erfüllten von [illegible] Neigungen [illegible] durch die an ihr [illegible] von Schlaf. [illegible] die der „Magnetis[illegible] und was [illegible] nicht sein.

Vergangenheit.

Von Marie Marx-Koning.

Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Frida v. Rüden.

Das Zimmer schlummerte im zufriedenen Grau der Dämmerung, die, alle Ecken abrundend, schwarz auf den Möbeln lag. Da und dort glomm noch auf dem glatten Mahagoniholz ein Streifen des ersterbenden Tageslichtes, das unter den schweren Gardinendraperien grau hereindrang.

Sie saßen dicht an einem der Straßenfenster in einer Ecke des Doppelzimmers. Sie hatte den Kopf an seine Brust gelehnt, er einen Arm um sie geschlungen.

Mama hatte in der Glasveranda den Tee eingeschenkt. Die weitgeöffneten Türen gewährten Ausblick in ein kleines, nettes Stadtgärtchen. Jetzt ging sie mit langsamen Schritten über den knirschenden Kies, neben den aufragenden Rosenstöcken, und längs eines Beetes dunkler Veilchen, das sich ein wenig über das dämmerige Gras erhob.

Dann und wann sprach sie von weitem ein paar unbedeutende Sätze, friedliche, sanfte Worte, die die süße Liebesstimmung drin nicht störten.

Sie wußte wohl, daß sie dort dicht bei einander saßen, ihre Lien und „ihr“ Jo, wie sie den künftigen Schwiegersohn in ihrem auch ihn umfassenden Muttergefühl nannte; und in innigem Nachfühlen selbst genossenen Glückes gönnte sie ihnen das friedliche Dämmerstündchen, indem sie ihre eigene tätige Natur ein Weilchen zur Ruhe zwang.

Die Spirituslampe brannte noch mit ruhigem blauen Flämmchen, und warf Lichtreflexe auf die Tassen des verlassenen Teeservices.

Manchmal glitten dunkle Menschen an den Straßenfenstern schattenhaft vorbei, mit scharfem Anklingen der Schritte, die dann langsam in derselben Stille verklangen, aus der sie hervorgekommen waren.

Sie waren jetzt ein halbes Jahr verlobt, Jo und Lien.

Schon lange für ihr Empfinden; denn es schien ihnen, als ob sie sich immer gekannt hätten; immer. Als ob Lien, seit sie lebte, nach Jo gesucht hätte und Jo nach ihr.

So sprachen sie manchmal in Liebesektase über ihr Glück.

Sie waren, da sie in derselben Stadt wohnten, viel zusammen und fingen jetzt an, den Feinheiten ihres intimen Seelenlebens gegenseitig nachzuforschen.

Erst war ihre Liebe wie ein mächtiger blaulichter Glanz gewesen; all ihre Liebesgedanken Pünktchen, fern glänzende Dinge wie Blumen und Blätter im Sommer auf einer Wasserfläche, in der sich der Himmel spiegelt. Man weiß, daß es Blumen sind: Blumen und Blätter und Halme; aber man sieht nur den Glanz von allem zusammen. Den Glanz des klaren Wassers, das den Himmel tiefer blau erscheinen läßt, und darauf die Blumenflecken, die glitzernden Lichter von matt silberweißen Schuppen auf dem Wasser. Nicht die Dinge selbst sieht man; nicht ihren Ursprung: nur ihren Schein in überwältigender Lichtflut.

Das Mädchen, in dem mächtigen Drange ihres reinen Frauenlebens, hatte zuerst begonnen, von sich selbst zu erzählen: ihr Kinderleben, alles, was sie noch davon wußte, und was ihr jetzt mit geheimnisvollen Fäden mit Jo verbunden zu sein schien, mit ihrer Liebe zu ihm.

Auch erzählte sie alles von ihrem Jungmädchenleben. Dann mit Erröten, ob Jo es nicht arg fände, ihre naiven Schulliebeleien, und auch von einem, den sie wohl sehr lieb gehabt hatte; sehr; „aber nicht s o, siehst du!“

Sie würde ihn nie geküßt haben ...!

„Wirklich nicht?“ hatte Jo dann gefragt, sie sanft an sich pressend; im Inneren überzeugt, daß es wahr sei, was sie sagte ...

Und Lien ein wenig entrüstet:

„Aber Jo! ich habe nie jemand anderen geküßt als dich ... nie! In der Schule, na ja! Wir gingen wohl einmal heimlich spazieren zu vieren: eine Freundin und zwei Freundchen, und dann ...“

„Nun, und dann ...?“

„Nun, dann plauderten wir etwas; und ein paarmal hat er ...“

„Welcher er?“

„Ach, du kennst ihn doch nicht! ... Ein paarmal hat er mir verstohlen rasch einen Kuß gegeben. Aber ich selbst habe nie getan! Weißt du, Jo, ich hatte immer das Gefühl, als ob ich mich selbst vollkommen für etwas aufbewahren müßte, für jemanden, den ich einmal sehr lieb haben würde ... für dich, Jo! ...“

Jo hatte dann etwas Feuchtes in seinen Augen gefühlt und war ihrer freimütigen [illegible] Ehrlichkeit gegenüber ganz kleinmütig. Er machte sich [illegible]

seiner geringeren Reinheit, welcher Mangel ihm früher so selbstverständlich, so natürlich erschienen war.

„Und jetzt beichte d u, Jungchen!“ sagte Lien lachend.

„O! ... ich ...!“ hatte Jo mit einer Gebärde, die deutlich sprach, geantwortet.

„Natürlich, ... was denkst du! ... Wie oft bist du verliebt gewesen?“

„Nur einmal! ... In dich! ...“

„Nein ... das stimmt nicht! Zuerst in dein Cousinchen. Nein ... leugne nur nicht! Ich weiß es!“ hatte Lien geneckt, herrlich sicher, daß er doch s i e liebte ... sie allein ... nur sie ...!

Und Jo, mit dem ängstlichen Gefühl von jemandem, der eine Stellung verteidigt, von der er weiß, daß er sie aufgeben muß, hatte gesagt:

„Ach das Leben eines Mannes ist so ganz anders.“

„Das weiß ich, Jo ... gerade deshalb ... Wirklich: Ich bin verständiger, als du vielleicht denkst. Aber ich möchte gern alles von dir wissen ... alles, Jo!“

„Das ist auch meine Absicht, Kindchen; aber das geht nicht so plötzlich! Jetzt noch nicht ...!“

„Ist es so schlimm?“

„Für unsere Männerbegriffe nicht; aber für deine weißen Gedanken ...!“

„O! ... Jo! ... wirklich ... ich bin nicht kleinlich! Ich weiß mehr, als du vielleicht denkst! Wenn man immer in einer großen Stadt gelebt hat ... Ich möchte so schrecklich ... schrecklich gern alles von dir wissen, Jo! Wirklich alles ...“

„Das ist auch immer meine Absicht gewesen, Liebling, aber ich konnte doch nicht d a m i t anfangen! ... Das kommt später ... von selbst! ...“

In kleinen Vertraulichkeitsanfällen hatte er ihr dann auch sein Kinderleben erzählt, seine Schuljahre, seine Studentenzeit und, unterstützt von dem klugen Verständnis seiner Braut, auch die Liebeleien und Liaisons, denen fast kein Mann entgeht; aber mit feinem Unterscheiden fühlte Lien, daß da noch mehr war ... noch etwas anderes ... etwas Schlimmeres ... und auch diesen Abend versuchte sie wieder in Jos noch immer nicht ganz offene Seele einzudringen; sich ein wenig an ihn lehnend, fragte sie:

„Erzähl' jetzt einmal, Jo ... bitte ... wie war es?“

„Was meinst du ...?“

„Nun, es ist da noch immer etwas, das du mir erzählen mußt.“

„Ja, Kindchen ... aber wirst du es gewiß nicht schlecht finden? Wirst du es verstehen, als liebes, verständiges Frauchen, das du bist?“

„Ja, Jo, das weißt du ja: alles!“

„Gib mir also erst einen Kuß ... so ... und setz' dich dann ganz nahe zu mir.“

„Ja ...“

„Also dann: ach, es war eigentlich was ganz Gewöhnliches ... Aber siehst du, Kindchen: es ist so schwer, das zu erzählen. Eine Frau wie du versteht das nicht so ...“

„Ja aber, Jo, das ist es gerade: ich will es verstehen.“

„Es war eine Liebelei, die ziemlich lang gedauert hat ... mit einem Mädchen aus niederem Stand ... Ach, Lien: wir Männer sind eigentlich unglückliche, dumme Kerle!“

„Ihr kommt auch so viel mehr in Versuchung als wir, nicht wahr, Jo?“ sagte Lien liebevoll, um ihm entgegenzukommen.

Ein Gefühl des Unbehagens tauchte in ihr auf, aber sie wollte sich darüber hinwegsetzen. Jo schwieg einen Augenblick; ein wenig nervös spielte er mit den Fingern ihrer Hand.

„War es eine Schauspielerin, Jo ... oder ... oder ... eine Modistin?“

„Nein ... sie diente ...“

„Ein Dienstmädchen! ...“ Lien richtete sich auf. In der Dämmerung sah Jo, wie ihre verwunderten klaren Augen [illegible]

„Kindchen ... du wolltest es wissen! Dann darfst du nicht so tun ... Komm wieder nahe zu mir ... so ...“

„Hast du ein Dienstmädchen geliebt? ... Gott, Jo ... wie häßlich ... und lange?“

„Liebling, ich wußte wohl, daß du's häßlich finden wirst. Doch ich würde dir es auf jeden Fall gesagt haben; auch wenn du mich nicht gefragt hättest ... Aber Kindchen, das ist etwas anderes als u n s e r e Liebe ... Etwas ganz anderes.“

Jo schwieg. Mama war leise über den [illegible] zur Veranda gekommen.

[illegible]

„Ja Ma! ...“ Liens Stimme klang [illegible]

[illegible] Veilchen doch duften! [illegible]

„Ja Ma ... ich seh es hier ... jetzt eben [illegible]

„Ja der ganze Garten ist voll Duft. Wollt ihr noch Tee?“

„Nein … danke. Jo auch nicht; oder doch, Jo?“

Jo dankte auch. Es war eine peinliche Unsicherheit in seinem Denken. Eine Art Leere, die er so gern gefüllt hätte; aber er wußte nicht, womit … Früher war es ihm so einfach erschienen, seiner künftigen Frau alles zu erzählen; auch die langweilig traurige Geschichte mit dem Mädchen, an dem er, halb aus Bedürfnis, um wenigstens etwas lieb zu haben, halb aus Mitleid länger gefesselt geblieben war, als ihm selbst jetzt möglich schien.

Mama klapperte ein wenig mit den Tassen, schob dann einen Stuhl aus der Verandatür, leise summend, wie um zu betonen, daß sie sich allein fühlte, außerhalb des Gespräches der Kinder.

Lien nahm sanft Jos warme Hand, die neben seinem Knie hing, und dann, mit einem neuen Gefühl, mit einem Gefühl des Mitleids, kam sie wieder näher an ihn heran und legte ihren Arm um seinen Hals.

Später erinnerte sie sich deutlich an das merkwürdige Mitleid, das sie gefühlt hatte, als sie nach seinem halb abgewendeten, nur noch wenig beleuchteten Profil geblickt hatte, dem die herabhängenden Schnurrbartspitzen etwas Wehmütiges gaben.

„Nun Jo …?“ fragte sie liebevoll.

„Ach … jetzt weißt du alles …“

„War es … hat es sehr lange gedauert?“

„Ja, ich war noch ganz jung … und sie …“

Wieder war eine Stille, in der nur der friedlich summende Gesang durch das düsterer werdende Zimmer hineindrang, als ob es ein guter Geist mit etwas Lieblichem erfüllen wollte.

Lien fand alles so fremd. Ihr eigenes Stillsitzen, an Jo angeschmiegt, ihre eigenen Worte, von denen sie fühlte, daß sie kommen mußten, tief, ganz tief aus einem Teil ihres Wesens den sie früher nie gekannt hatte.

„Hast du … Warst du … Hast du wohl einmal daran gedacht, das Mädchen zu heiraten?“ fragte sie.

„Ich habe wohl einmal daran gedacht … aus Mitleid …“

„Dann wärst du unglücklich geworden …“

„Ja … O Liendchen! … Liebling! …“ schluchzte Jo plötzlich, seine Stimme wegen Mamas Nähe unterdrückend. Er ließ sich vor ihr auf die Knie nieder, küßte ihre kalten Hände, die er zusammen in der seinen hielt … „Liebling, wie dank' ich dir daß du so bist … daß du's so aufnimmst …“

Aufrecht, totenstill fühlte sich das Mädchen da sitzen, als ob sie nicht sie selbst, sondern eine andere wäre. Sie fühlte, wie ihre Hände ein wenig feuchtwarm wurden von Tränen … von Tränen, die Jo weinte, unhörbar weinte, damit Mama nichts merken solle. Sie fühlte seinen schluchzenden Körper gegen ihre Kniee beben … und fand das alles nur so sonderbar, so wunderlich … Mamas Stuhl knarrte. Sie stand auf und ging wieder langsam in den Garten.

Lien zog eine Hand fort und fing an, sanft über Jos feines, seidiges Haar zu streichen, fast unbewußt liebkosend was ihr lieb war.

Er trocknete seine Augen und setzte sich nahe zu ihr. Mit einer Flut von Küssen bedeckte er ihr Gesicht und ihre Hände Lien, fremd, still, ließ ihn gewähren.

„Sag einmal etwas, mein Kindchen …!“ sagte er endlich unruhig, unsicher.

„Es ist so sonderbar, Jo … Es ist noch so sonderbar. Ich muß mich erst hineindenken …“

„Was ist so sonderbar …?“

„Ach Jo, ich kann nicht verstehen … Ein Dienstmädchen …! Stell dir einmal vor, daß ich … daß ich eine Liebschaft gehabt hätte mit … mit einem Kutscher zum Beispiel!“

Lien schauderte ein wenig; halb gemacht, halb wirklich

„Ja, aber Liebling … das ist ganz etwas anderes!“

„Warum?“

„Ich das kannst du so nicht verstehen, aber ein Mann ist so ganz anders als eine Frau … Eine Frau liebt mehr [illegible] Mann mehr sinnlich. Das ist nun einmal so. [illegible] ist das meistens so.“

„Also du liebst mich auch anders als ich [illegible]“

„Nein … das ist es nicht; aber ein [illegible] anders. Gewiß, das können Frauen wie du nicht [illegible] etwas Gemeines …“

„Was …?“

„Ich … unsere [illegible]

[illegible]

„Liendchen, ist alles wie sonst? …“ flüsterte Jo leidenschaftlich, fest ihre Hände ergreifend.

„Ja, Jo … ich danke dir … Es ist gut von dir, daß du's mir erzählt hast …“ sagte Lien.

Einen Augenblick später strömte das weiße Gaslicht grell durch das erschreckte Zimmer; und Lien, mit mattem Lächeln auf ihrem frischen Gesicht, hielt die Augen ein wenig geschlossen.

„Das kommt vom langen Sitzen in der Dämmerung!“ sagte Mama, die Schnüre der Uebergardinen losmachend.

„Ja, Ma, vom Licht … närrisch, daß das Licht einen geniert, auch wenn man's haben will …“ antwortete Lien, während ihre Augenlider ein wenig zitterten.

Jo stand auf. Er fand Lien lauter, als nötig war. Sie berührte ihn unangenehm mit ihrer absichtlichen Symbolik.

„An alles gewöhnt man sich, Kind!“ sagte Mama fröhlich.

Lien stand auf. Sie fühlte sich schuldig. Indem sie Jo rasch ein wenig in das verstimmte Gesicht blickte, setzte sie sich an das Klavier und fing an, ein Impromptu von Chopin zu spielen.

Jo stellte sich wie gewöhnlich hinter sie.

Lien fühlte, daß er sie ansah. Und merkwürdig: sie wagte es nicht aufzublicken … Sie fürchtete, daß ihre Augen andere Augen sein würden, als er an ihr kannte …

Als er diesen Abend wegging und sie ihn wie gewöhnlich hinausbegleitete, zog er ihr kluges Köpfchen an sich, dicht unter der Gasflamme, deren Licht spärlich den weißen Korridor erfüllte.

Ihre Augen blickten ihn an, und er sah, wie ihr strenger Blick langsam in die warme, wehmütige Innigkeit seines Blickes überging.

„Nicht mehr daran denken, Lien!“

Sie schüttelte den Kopf mit schweigendem Lächeln.

Liebe, treue Augen hatte er … treue Augen. Sie fühlte, wie die ihren ein wenig feucht wurden.

Dann schlang sie ihre Arme um seinen Hals und bot ihm ihre Lippen, herzlich wie immer.

(Schluß folgt.)

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Buchhandlung ***Karl Block*** *in Breslau bei.*

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die in unserem Blatte inserierenden Firmen sich stets auf die Wochenschrift „Die Zeit“ zu beziehen; ferner in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder nachdrücklichst die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

OESTERREICHISCHES ERZEUGNIS! NEUHEIT!

KLEINOSCHEG DERBY SEC

Alexander Weigl's

Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte

Telephon Nr. 12881 „Observer“ Telephon Nr. 12881.

WIEN, I. Concordiaplatz Nr. 4

liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema.

Prospecte gratis und franco.

Digitized by Google

Die Zeit.

XXXVIII. Band. Wien, den 12. März 1904. Nummer 493.

Grabsteine.

Herr v. Koerber liebt es, jede seiner Reden auf irgendein sorgfältig vorbereitetes Mot zuzuspitzen, auf ein geflügeltes Wort, das dann von den Offiziösen mit pflichtschuldiger Bewunderung zitiert, kommentiert und variiert wird, bis es nach vierzehn Tagen wieder in Vergessenheit gerät. Das jüngste dieser Worte ist das von der „parlamentarischen Totenstadt“. Elegisch rechnete der Ministerpräsident dem Abgeordnetenhause die 60 kaiserlichen Verordnungen und 101 Gesetzentwürfe vor, die unberaten und unerledigt geblieben sind — Kreuz auf Kreuz, Stein auf Stein — und darunter liegen alle von einer fortschrittseifrigen Regierung so schön ausgedachten politischen, sozialen und wirtschaftlichen Reformpläne begraben! Ist es nicht klar, daß nur das Parlament die Schuld trägt, wenn Oesterreich auf allen Gebieten rückständig bleibt? Die Regierung will Leben schaffen, und das Parlament schafft Gräber. Nie zuvor hat man in diesem Staate von solch reaktionärer Zerstörungswut, von so toller Kulturverwüstung gehört. Erst der moderne Nationalitätenstreit, die Obstruktion, die wilden Ausartungen des Völker- und Parteienhasses mußten kommen, um die blühende Farbe Oesterreichs in Leichenblässe, um sein lautes, fröhliches Getriebe in Kirchhofsstille zu verwandeln. Die Volksvertretung ist der Feind der Volksinteressen — wenn man nämlich den Koerberschen Offiziösen glauben will. Leute freilich, die ein paar Jährchen weiter zurückdenken und sich manches älteren österreichischen Elends erinnern, das noch um etliche Miserabilitätsgrade schlimmer war als das heutige, werden kaum geneigt sein, gerade nur bei den 60 und 101 Grabsteinen verweilen, die über den letzten kaiserlichen Verordnungen und Regierungsvorlagen stehen. Sondern sie werden den Blick in die Ferne schweifen lassen und weit, weit gedehnt nicht nur eine Stadt, sondern einen ganzen Staat der Toten vor sich liegen sehen. Und sie werden schließlich zu der resignierten Anschauung gelangen, daß all unsere Wirrnis und Trübsal von heute sich nur allzu zeit- und folgerichtig an die von gestern und ehegestern schließt.

Grabsteine, so weit das Auge reicht. Bleiben wir vor einem und dem anderen stehen und suchen wir die verwitterten Inschriften zu entziffern.

Hier ruht Böhmen! Einst eines der reichsten, glücklichsten, kulturprangendsten Länder der Welt; nachher zum Schauplatz der unsäglichsten Leiden und Greuel gemacht. Die angesehensten Geschlechter des Landes zur Auswanderung gezwungen, viele Tausende von Bürgern, Bauern, Kaufleuten, Handwerkern ins Exil gejagt, Wissenschaft und Kunst hinweggetilgt, Handel und Gewerbe ruiniert, die Städte verarmt, die Dörfer verödet; ungezählte Existenzen und Menschenleben vernichtet, durch Konfiskation, Kerker, Hinrichtungen, Kriegs- und Hungersnot; die Bevölkerung des Landes von vier Millionen auf weniger als eine Million heruntergebracht. Um des Phantoms der Glaubenseinheit willen ist diese Riesensumme an Volkskraft und Volksvermögen hingeopfert worden, ein wahnwitziges Zerstörungswerk, das in der Weltgeschichte nicht seinesgleichen findet. Ein Drittel der böhmischen Güter war konfisziert, und doch blieb den Staatsfinanzen kein Vorteil davon, denn alles wurde an Hofgünstlinge und Jesuiten verschleudert. Dieses Vandalengericht brach über Böhmen herein, lange ehe die moderne Nationalitätenbewegung geboren und ehe die parlamentarische Obstruktion erfunden war, zu einer Zeit, wo sich der Volksbeglückungstrieb der österreichischen Machthaber frei und ungehemmt entfalten konnte.

Ein paar Schritte weiter: hier ruht die Wiener Universität! Sie stand zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, von Maximilian I. gefördert, in herrlichster Blüte, war das führende Institut der deutschen Bildung. Nicht nur aus allen Teilen Deutschlands, auch aus den romanischen, slawischen, skandinavischen Ländern strömten Lernbegierige nach Wien. Da begann der österreichische Kampf gegen die deutsche Reformation und in demselben Maße, wie der römisch-katholische Charakter der Wiener Hochschule in den Vordergrund trat, ging ihre wissenschaftliche Bedeutung zurück. Unaufhaltsam war nun der Verfall. Die tüchtigen Lehrer verschwanden, teils gewaltsam entfernt, teils freiwillig auf ihre Stühle verzichtend, die wichtigsten Fächer waren unbesetzt, die Hörsäle standen leer. Zur Zeit des Konzils von Trient gab es an der ganzen Universität keinen Gelehrten von Namen mehr, den man dahin als Vertreter der Anstalt hätte entsenden können. Ferdinand I. machte die Wiener Universität römisch, Ferdinand II. machte sie völlig jesuitisch. So war sie für Jahrhunderte aus dem wissenschaftlichen Wettbewerb Europas ausgeschaltet, als freie Bildungsstätte eingesargt.

Hier ruht der österreichische Bergsegen! Bis ins sechzehnte Jahrhundert war es, wie mit der Bildung, so auch mit dem Wohlstand des Volkes in den österreichischen Ländern besser bestellt als irgend sonstwo auf deutschem Boden. Eine Hauptquelle der materiellen und geistigen Kultur war der Bergbau. Er blühte in Böhmen, Mähren, Tirol, Kärnten, Krain, Steiermark. Aber die Bergleute waren durchweg Anhänger der Lutherschen Lehre, und die Gegenreformation, die sie in die Fremde trieb, besiegelte damit den Ruin des heimischen Bergbaues. Die reichen Gruben in den Alpenländern, die beträchtliche, für die damaligen Wertverhältnisse enorme Gold- und Silbermengen zutage förderten, sind seither gänzlich verschollen. Kuttenberg und Iglau verloren durch die Gegenreformation, was die Hussitenzeit von ihrem Glanze noch übriggelassen hatte. Nur in Geschichte und Sage leben diese verschütteten Schätze noch fort, und alle späteren Versuche, sie wieder zu heben, sind mißglückt.

Ein Grabstein aus näheren Tagen: hier ruht das josefinische Zeitalter. Nachdem das spanische System Bankerott gemacht, nachdem die Kriege gegen Friedrich von Preußen die Unhaltbarkeit der altösterreichischen Wirtschaft erwiesen hatten, ging Kaiser Josef, der erste Regent aus dem neuen Hause Lothringen, mit stürmischem Eifer an das Reformwerk. Die Mauer fiel, die der Jesuitismus zwischen Oesterreich und Deutschland aufgerichtet hatte, und hinüber und herüber zogen vielverheißende Lebensströme. Eine Episode! Josef schloß die Augen, und mit ihm war sein Werk begraben. Die Mauer erhob sich wieder, höher als je, und unverständiger, dünkelhafter, bildungsfeindlicher als je etablierte sich wieder das alte System.

Und hier — schon ganz nahe den 60 + 101 Koerberschen Grabsteinen — ruht der österreichische Liberalismus! Die bürgerliche Verfassung, die er schuf, ist feudal verfälscht, das moderne Schulgesetz, das er gab, ist zu Thunschem Konkordatsgeiste zurückadministriert worden. Und hier ruht das österreichisch-neutrale Deutschtum! Es war der größte historisch überlieferte Schatz, den dieser länder- und völkerreiche Staat besaß: eine Nation, die sich nicht national gebärdete, die sich begnügte, zwischen den anderen Nationen politisch und kulturell zu vermitteln, die nur der Völkerkitt sein wollte, der den Staat zusammenhielt. Aber auch diesen Schatz hat man, wie jene in den alten Bergschächten, achtlos beiseite gestoßen und dem Verderben preisgegeben. Weil der Absolutismus die deutschbürgerliche Verfassung nicht ertragen konnte, ließ er dem Staate die einzige Staatspartei, die es überhaupt gab, abhanden kommen und drängte und zwang das Deutschtum in die Stellung einer nationalen Opposition hinein. In keinem Reiche Europas ist sinnloser, mutwilliger, frivoler gewirtschaftet worden, als es in Oesterreich durch die letzten drei Jahrhunderte geschah. Und da will nun ein Bureaukrat vor uns hintreten und nicht nur gegen einzelne, nicht gegen eine Partei, sondern gegen die Völker Oesterreichs und deren Vertreter Vorwürfe und Anklagen erheben, weil sie ihm ein paar kleine Gesetze eingescharrt haben?! Seht euch um, ihr Ankläger! Was ist das Häuflein neuer Grabsteine neben der Legion der alten, was sind die winzigen neuen Hügelchen gegen den alten Berg von Schutt und Moder?

E. W.

Das kommerzielle Bildungswesen in den Vereinigten Staaten.

Amerika hat die Aufmerksamkeit aller Nationen kaum in höherem Maße auf sich gelenkt als durch sein [illegible] Vordringen auf dem Weltmarkte. Die ungeheuren Erfolge, [illegible] sich in Produktion und Konsumtion, in wirtschaftlicher [illegible]

kapitalistischer Beziehung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahr zu Jahr zeigten, machten sich naturgemäß auf handelspolitischem Gebiete, in den Beziehungen der Union zum Deutschen Reiche bemerkbar. Man erblickte in diesem Aufschwunge von Handel und Industrie fast lediglich das Schreckgespenst der gefürchteten Konkurrenz, und engherzige Politiker wollten diesem Todfeinde des deutschen Geschäftslebens mit hohen Zöllen und anderen Universalmitteln zu Leibe gehen. Doch es ist wie in Sachen des täglichen Lebens auch in den großen Fragen der Politik richtiger, lieber das innere Wesen einer Sache verstehen lernen, als ihre äußeren Erscheinungen verständnislos zu verurteilen und zu bekämpfen. Denn diese Erfolge sind in erster Linie geschäftlicher Natur, wie sie Ludwig Max Goldberger erst kürzlich in seinem Buche „Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten" geschildert hat. Der Schwerpunkt der amerikanischen Geschäftspolitik liegt in der Konzentration des Kapitals, in der fast eigenartigen Anhäufung ungeheurer Summen an einer Stelle, die einzelne Persönlichkeiten zu Trägern des Geschäftslebens macht. Dadurch unterscheidet sich die geschäftliche und kaufmännische Entwicklung von der in Deutschland.

Dieser Unterschied zeigt sich auch offenbar im kaufmännischen Fachbildungswesen dieser beiden Nationen. Wir suchen durch die vielfachen Unterrichtsgelegenheiten die Bildungsschätze zu verallgemeinern und der Intelligenz auf dem Wege zum Erfolg Vorschub zu leisten, der Repräsentant des amerikanischen Geschäftslebens ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Selfmademan, wie die Träger der Namen Carnegie, Rockefeller, Vanderbilt, Morgan und Gould beweisen. Auf diesem Grundsatze der Selbstschulung ruht denn auch im wesentlichen die amerikanische Geschäftspolitik, die deswegen nicht rücksichtslos und unfair zu sein braucht. „Der Geschäftsmann der Vereinigten Staaten kennt keinen anderen Ehrgeiz als die anständige Wahrnehmung seines Geschäftes und die Erreichung geschäftlichen Erfolges durch ausdauernde und kluge Arbeit. Er verzeiht nicht und vergißt nicht eine Verfehlung gegen den geschäftlichen Anstand, auch den Erfolg nicht."*) Dieser geschäftliche Grundsatz, der nicht das Resultat kaufmännischen Unterrichtes ist, hat sicher eine größere praktische Bedeutung, als sie durch handelsrechtliche Vorschriften erzielt zu werden vermag. Denn ein solcher Grundsatz, wenn er sich einmal zum Bestandteil der kaufmännischen Sitte herausgebildet hat, wird Gemeingut aller, ja, er erbt sich sogar fort von Generation zu Generation. Auch wir in Deutschland haben manche Lehren aus der kaufmännischen Sitte früherer Jahrhunderte übernommen, so aus dem Zeitalter der Fugger und Welser und nicht minder auch aus der ruhmreichen Hansazeit, die wir mehr oder weniger praktisch anwenden, nachdem sie in den Unterricht übergegangen sind. Solche Grundsätze, auf die sich die sittliche Stellung und geschäftliche Bildung des Kaufmannes gründet, werden auch von den Millionenkönigen der Union vertreten. Andrew Carnegie stellt sie sogar als unerläßliche Vorbedingung für den kaufmännischen Erfolg hin. Der oberste Grundsatz eines kaufmännischen Angestellten müsse die strenge Pflichterfüllung sein, die auch die Selbständigkeit erfordere. „Haben Sie sich einmal selbständig gemacht, so konzentrieren Sie alle Ihre Kraft, alle Ihre Gedanken und alle Ihre Kapitalien ausschließlich auf das Geschäft, dem Sie sich gewidmet haben. Sind Sie einmal auf einem bestimmten Felde tätig, so halten Sie an Ihrem Entschluß, den Kampf auf diesem Felde aufzunehmen, bis Sie zu den Ersten darin gehören, fest. Greifen Sie jede Verbesserung auf, führen Sie die besten Maschinen ein und verschaffen Sie sich darin so viel Kenntnisse, wie nur immer möglich. Die Betriebe bleiben gewöhnlich erfolglos, die ihre Kapitalskraft zersplittern und damit auch ihre leitende Geisteskraft.**) Aehnlich spricht er sich über die romantische Seite des Geschäftslebens aus. „Deshalb ist die Dividende, welche der Geschäftsmann heutzutage erhält, nicht allein eine Dividende in Dollars. Zugleich mit dem Dollar erhält er noch eine Dividende höherer Art in Gestalt der Genugtuung, die er empfindet, das Geschäft, dem er sein Leben gewidmet, höher entwickelt zu haben. Ich darf Ihnen die kaufmännische Laufbahn getrost als solche bezeichnen, in der Raum genug für Entfaltung höchsten menschlichen Könnens und aller in der Menschennatur liegenden guten Eigenschaften bleibt." Eine solche Auffassung vom Wesen des kaufmännischen Berufes und seiner sittlichen Stellung ist nicht allein anerkennenswert, sie ist auch vorbildlich. Sie gibt vor allem der moralischen Schulung des Kaufmannes ihren charakteristischen Inhalt.

Diese Anschauungen der Vertreter des amerikanischen Handels durchziehen naturgemäß auch gleich einem roten Faden das Bildungswesen. Wenn dasselbe lange nicht in dem Maße wie die wirtschaftliche, industrielle und technische Entwicklung der Vereinigten Staaten fortgeschritten ist, so erklärt sich das eben aus diesem Anschauungskreise des amerikanischen Geschäftsmannes, der auf Grund seiner beispiellosen Erfolge die rein geschäftliche Schulung als das erste Erfordernis zur Bekleidung eines kaufmännischen Postens betrachtet. Aus diesem Umstande erklärt es sich denn auch, daß das kaufmännische Unterrichtswesen, wie das Erziehungswesen in den Vereinigten Staaten überhaupt, sowohl hinsichtlich seiner äußeren Ausdehnung als seiner inneren Entwicklung bei weitem nicht auf der gleichen Stufe steht wie in Deutschland. Hat es doch nur eine verhältnismäßig kurze Geschichte hinter sich. Wenn man die privaten Institute, die man hier in Deutschland bezeichnenderweise Handelspressen nennt, zu den kaufmännischen Unterrichtsanstalten zählen wollte, so würden die Anfänge dieses Unterrichtszweiges auf ein Jahrhundert oder weiter zurückreichen. Da sich indessen diese Institute nur mit den untergeordnetsten Bildungselementen, in der Hauptsache nur mit Handfertigkeiten und geschäftstechnischen Sachen, wie Schreiben, Rechnen, Telegraphie und vielleicht auch etwas Korrespondenz beschäftigen, so kann hier von eigentlichen kommerziellen Unterrichtsstätten nicht die Rede sein. Es ist vielmehr anzunehmen, daß erst nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts ernstliche, erfolgreiche Versuche gemacht worden sind, organisierte Fachlehranstalten für den kaufmännischen Beruf ins Leben zu rufen.

Noch heute fehlt es in den Vereinigten Staaten an einer einheitlichen Organisation sowohl als auch an einer staatlichen Ueberwachung des kommerziellen Bildungswesens. Jeder Staat der Union besitzt durch die Verfassung das Recht und die Pflicht, innerhalb seiner Grenzen das gesamte Erziehungswesen zu verwalten und zu regeln. Eine Oberverwaltungsbehörde, wie sie in Deutschland im Unterrichtsministerium vorhanden ist, besteht nicht.

Wenn man das Ziel und den Umfang des kaufmännischen Unterrichts ins Auge faßt, so kann man zwei verschiedene Gattungen von Fachlehranstalten unterscheiden: die kaufmännischen Elementarschulen (Business Colleges) und die kaufmännischen Hochschulen (Commercial oder University Colleges). Erstere beschäftigen sich in der Hauptsache mit den praktischen und geschäftstechnischen Gegenständen und dienen so gewissermaßen zur Vorbereitung für den Beruf der Handelsangestellten: für die Korrespondenten, Buchhalter oder für ähnliche kaufmännische Aemter. Diese Unterrichtsinstitute sind naturgemäß in verhältnismäßig großer Anzahl vorhanden, da ihnen der weitaus größte Teil der kaufmännischen Fachbildung obliegt. Im Jahre 1900 gibt Professor Wolfrum*) die Zahl derselben auf 320 an, in denen 1196 Lehrer und 558 Lehrerinnen tätig sind, während die Zahl der Handelsschulen ausschließlich der privaten Anstalten 1902 im Deutschen Reiche rund 500 mit rund 50.000 Schülern betrug, wovon mehr als 100 mit rund 5000 Schülerinnen speziell der kaufmännischen Ausbildung von Frauen gewidmet sind. Mit diesen wenig organisierten Verhältnissen des Handelsschulwesens hängt es auch zusammen, daß die Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse der Lehrer wenig geordnet sind. Diese werden von den betreffenden Lehranstalten unterhalten und genießen höchstens bei einigen öffentlichen Schulen Ruhegehalte, die entweder von den betreffenden Städten oder von kaufmännischen Körperschaften gestiftet werden. In den Großstädten wie New-York, Chicago, Boston sind die Lehrergehälter an den größeren Anstalten verhältnismäßig hoch; Professor Wolfrum**) gibt das Durchschnittsgehalt hier auf 5000 Mark an. Im Hinblick auf die großen Zuwendungen, deren sich die bekannteren Handelsschulen seitens der amerikanischen Geldfürsten zu erfreuen haben, ist es nur zu natürlich, daß an den Anstalten Fonds für die verschiedensten Zwecke gesammelt werden; so bestehen auch solche zur Gewährung von Pensionen für die in den Ruhestand getretenen Lehrer und Lehrerinnen.

Bei der vielseitigen Erwerbstätigkeit der amerikanischen Frauen und besonders bei den zahlreichen Stellen, die sie in kaufmännischen Geschäften ausfüllen, ist der Zuzug zu den Handelsschulen begreiflicherweise ein ziemlich starker; besonders weist die Frequenz an den kaufmännischen Elementarschulen hohe Ziffern auf. Fast überall ist mindestens der dritte Teil der Besucher weiblichen Geschlechts; in einigen Anstalten erreicht die Zahl der Besucherinnen sogar die Hälfte der gesamten Teilnehmer, eine Anstalt, die Washington Business High School, setzt sich sogar aus drei Fünfteln weiblichen und nur zwei Fünfteln männlichen Teilnehmern zusammen. Besonders hoch ist die Zahl der weiblichen Besucher in den sogenannten Shorthand Schools (Stenographieschulen), die sich überwiegend aus weiblichen Personen zusammensetzen; die

*) [illegible]

**) [illegible]

Martin Shorthand School hatte nicht weniger als 550 weibliche gegen 200 männliche Besucher aufzuweisen. Doch das sind Ausnahmen; im allgemeinen wird von den männlichen Unterrichtsteilnehmern (rund 42.000) etwas mehr als die Hälfte der Schülerinnen erreicht. Allerdings verschiebt sich dieses Verhältnis, wenn man die Zahl der Teilnehmer und Teilnehmerinnen an den einzelnen Kursen gegenüberstellt. Da ist die Zahl der Schülerinnen gegenüber der der Schüler (1 : 3·5) am Handelskursus, welcher den gesamten handelswissenschaftlichen Unterricht analog einer deutschen Handelsschule umfaßt, verhältnißmäßig niedrig; auch im Sprachenkursus ist das Verhältnis (1 : 3) ungefähr das gleiche. Dagegen wird der Schreibkursus in ausgedehntem Maße (3 : 4) von Schülerinnen besucht. Auch diese Vergleiche lassen einen Rückschluß zu auf die Art der kaufmännischen Unterrichtsverhältnisse überhaupt, denn sie zeigen, daß sich der Fachunterricht hier in der Hauptsache mit untergeordneten Gegenständen befaßt und daß die meisten Teilnehmer ihre Ausbildung durch den Besuch des einen oder anderen Kurses beenden. Der Zeit nach zerfällt dieser Unterricht in Tageskurse und in Abendkurse, erstere waren von vier Fünfteln der gesamten Teilnehmer, letztere von einem Fünftel der gesamten Teilnehmer besucht.

Der Unterrichtsbetrieb der amerikanischen Handelsschulen entspricht seinem Umfange nach ungefähr dem der deutschen Lehranstalten. Allerdings ist die Unterrichtstätigkeit eine andere. Sie entspricht im wesentlichen der kurzen Dauer der Kurse, die sich nur auf zwei oder drei Monate erstrecken, und der dadurch bedingten rascheren Erledigung des Unterrichtspensums. Während die Ausbildung auf deutschen Handelsschulen nach Jahren berechnet wird, sind es dort nur Monate, auf die sich die Ausbildung in dem einen oder anderen Fache erstreckt. Daraus erklärt es sich denn auch, daß in den einzelnen Kursen weniger ein Eingehen auf die betreffende Materie möglich ist, als vielmehr ein schnelles und nur orientierendes Behandeln der einzelnen Gegenstände beabsichtigt wird. Deshalb läßt auch der Umfang des Lehrplanes kaum einen Rückschluß auf den Umfang der Unterrichtstätigkeit zu. Die Unterrichtsgegenstände erstrecken sich auf Rechnen, einschließlich Buchhaltung und Schreiben, wobei Stenographie und Schreibmaschinenunterricht inbegriffen sind. Im Sprachunterricht kommt lediglich die englische Sprache in Betracht und behandelt derselbe neben der Grammatik auch die Handelskorrespondenz sowie das Entwerfen von Aufsätzen und geschäftlichen Schriftstücken. Durch freie Vorträge soll schließlich auch der mündliche Gebrauch der Sprache gefördert werden. In der Handelskunde (Business) werden die Schüler zunächst mit den wichtigsten Geschäftsusancen, insbesondere mit den Verhältnissen über Verzollung und Verkehrstechnik vertraut gemacht, während die Handelsgeschichte und Handelsgeographie zur Erweiterung der kaufmännischen Kenntnisse dienen. Zur Einführung in die Wirtschaftskunde (Civics) sind drei Fächer vorgesehen, in denen Volkswirtschaft, Landeskunde und Handelsrecht gelehrt werden. Die Dauer des Unterrichtes in den einzelnen Fächern ist verschieden und erstreckt sich in der Kurzschrift auf acht Monate, in der Buchhaltung und kaufmännischen Arithmetik, ebenso im Maschinenschreiben auf sechs Monate, in der Landeskunde, Wirtschaftslehre und Handelskunde auf je drei Monate und in der englischen Sprache, Grammatik und Handelskorrespondenz auf je vier Monate. Auf das Studium anderer Handelssprachen legt der Amerikaner wenig Wert, da für ihn das Englische als die eigentliche Verkehrssprache gilt. Ebenso bleiben auch die übrigen Disziplinen, beispielsweise die naturwissenschaftlichen, als außerhalb des Rahmens der kaufmännischen Bildung liegend im allgemeinen unberücksichtigt. Dem Unterricht sind vielmehr durch die amerikanische Geschäftsgewohnheit, die sich mit einer rein fachlichen Erziehung des Kaufmannes begnügt, enge Grenzen gezogen. Auch in der Fachbildung selbst ist man mit Rücksicht auf den ganzen inneren Betrieb des Unterrichtes auf eine stete Verbindung mit der Geschäftspraxis bedacht. So entwickelt sich der höhere Unterricht, der für Lehrer oder besser vorgebildete Kaufleute berechnet ist, fast vollständig auf Grundlage des sogenannten Mustercomptoirs, einer Einrichtung, in der das eine oder andere Geschäft, ganz wie es in der Praxis vorkommt, vorgeführt wird und die Schüler selbst als Leiter des betreffenden Hauses die einzelnen Geschäftsvorfälle erledigen. In Deutschland ist diese Einrichtung übrigens ebenfalls seit einigen Jahren an mehreren höheren Handelsschulen sowie an den Handelshochschulen im Gebrauch, nachdem sie zuerst von dem Wiener Professor Josef Odenthal eingeführt und in jahrelanger Praxis erprobt war.

Trotz dieser nicht gerade aus edelsten Entwicklung des kaufmännischen Fachunterrichtes hat es nicht an Bestrebungen gefehlt, die auf eine Hochschulbildung für den Kaufmann hinzielten. So entstanden kaufmännische Hochschulen, von denen die älteste und bekannteste die Wharton School of Finance and Economy (Hochschule für Finanzwissenschaft und Volkswirtschaft) in Philadelphia ist. Die Anstalt verdankt ihr Entstehen einer Stiftung des bekannten amerikanischen Geldkönigs Josef Wharton, auf dessen Anregung sie im Jahre 1881 als besondere Abteilung der Universität von Pennsylvanien gegründet wurde. Anfangs für einen zweijährigen Unterricht berechnet, erfuhr sie im Jahre 1883 eine Erweiterung dergestalt, daß der Unterricht auf vier Jahrgänge ausgedehnt wurde. Diese Anstalt beschränkt sich im Gegensatz zu den kaufmännischen Fachschulen keineswegs auf die Handelswissenschaften im engeren Sinne, sondern zieht auch andere Gebiete, namentlich soziale und kulturgeschichtliche, in den Bereich ihrer Unterrichtstätigkeit.

Im ersten Jahre werden die grundlegenden Disziplinen, wie englische Sprache, Grammatik und Stilistik sowie deutsche und französische Sprache, gelehrt; ebenso finden Unterweisungen im kaufmännischen Rechnen, einschließlich Geometrie und Trigonometrie, statt, während der Unterricht in Heimatsgeschichte, in Wirtschaftsgeographie sowie in Volkswirtschaft und Verfassungslehre den Lehrgang des ersten Jahres beschließen. Im zweiten Jahre finden teils Wiederholungen in den genannten Fächern, namentlich in Deutsch und Französisch, statt, teils wird der Unterricht durch neue Disziplinen entsprechend erweitert. Hierzu gehören die Handelsgeographie, das Finanzwesen (einschließlich Börsenwesen des Auslandes), ferner politische Oekonomie und Gesetzeskunde. Diese Fächer werden noch durch allgemeine Disziplinen, wie europäische Geschichte und moderne (belletristische und wissenschaftliche) Literatur, ergänzt, während für Uebungen im freien Vortrag „Debatten" als Wahlfach eingeführt sind. Das dritte Schuljahr erstreckt sich im allgemeinen auf dieselben Disziplinen, wird jedoch durch besondere Fächer über spezielle amerikanische Geschichte, Gesellschaftslehre, Wohltätigkeits- und Besserungsanstalten, Bankwesen, römisches Recht, Völkerkunde, sowie Logik, Ethik und Journalismus, insbesondere Geschichte und Technik des Zeitungswesens erweitert. Zur Einführung in die Verhältnisse von Handel und Industrie in den Vereinigten Staaten dienen zwei Vorlesungen, die wahlfrei sind. Das vierte Jahr bildet den Abschluß des auf acht Semester berechneten Unterrichtes und umfaßt außer den genannten Fächern noch Finanzwissenschaft, Geschichte des Geldes, Börsenkrisen und Spekulation, Transportwesen, Verwaltungsrecht, Völkerrecht, Verfassung und Sozialpolitik.

Diese Kurse sind zur Vorbereitung für die verschiedensten Berufsangehörigen bestimmt, für die sich die Kenntnis des einen oder anderen Gebietes nötig macht. Für besondere Zwecke dagegen ist ein Course in Commerce, Diplomacy and International Law bestimmt, der für die Ausbildung von Diplomaten und Konsularbeamten, wie überhaupt für eine größere Ausdehnung der Handelsbeziehungen Amerikas mit dem Auslande berechnet ist. Er erstreckt sich auf zwei Jahre und behandelt in der Hauptsache die für diesen Bildungszweck bestimmten Spezialfächer. Außerdem ist ein besonderer Kursus für Bankbeamte und Kaufleute vorhanden, der ebenfalls auf zwei Jahre verteilt ist und sich vorwiegend mit Gegenständen aus der kaufmännischen Praxis beschäftigt.

Eine ähnliche Anstalt wie die Wharton School of Finance and Political Economy haben wir in Deutschland in der Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, die ebenfalls eine erweiterte wirtschaftspolitische und soziale Bildung, welche nicht allein dem kaufmännischen, sondern auch den sonstigen praktischen Berufen zugute kommt, vermittelt, ebenso wie es in ähnlicher Weise auch die London School of Finance and Political Economy mit ihrem breitangelegten, weit über die Bedürfnisse der kaufmännischen Bildung hinaus gehenden Bildungsprogramm tut. Dem Vorbilde der Wharton School und ihrer sehr ersprießlichen Unterrichtstätigkeit folgend, andererseits auch angeregt durch den großen Aufschwung, welchen das Geschäftsleben der Vereinigten Staaten in den letzten Jahrzehnten erfuhr, tauchten bald auch anderwärts Bestrebungen auf, die auf die Errichtung einer Hochschule hinzielten. So war es besonders die in der Geschäftswelt der Vereinigten Staaten sehr einflußreiche „American Bankers Association", die mit allem Nachdruck auf eine weitere Ausbreitung des Handelshochschulgedankens hinwirkte. Zunächst entstand im Anschluß an die von dem bekannten Petroleumkönig John D. Rockefeller errichtete Universität in Chicago im Jahre 1898 ein College of Commerce and Politic, das in derselben Weise und auf ähnlicher Grundlage wie die Wharton-School das Problem der Handelshochschulbildung zu lösen suchte. Eine ähnliche Anstalt wurde auch der University of California in der Faculty of Commerce angegliedert; desgleichen hat die Harvard University in Cambridge Boston an der Faculty of Commerce. Die Universit

Wisconsin in der School of Commerce und die University of Ohio in dem Department of Commerce and Economics eine gleiche Einrichtung getroffen. Außerdem besteht noch in New-York das Columbia College und in Philadelphia die Central High School of Commerce — alles Anstalten, die in mehr oder weniger vollkommener Weise analog der Wharton School den kaufmännischen Hochschulgedanken verwirklicht haben. Das Ziel dieser Anstalten ist das gleiche wie das der Handelshochschulen in Deutschland, wenn es auch im Lande des Dollars schwerer erreichbar ist, da es dort an einer hinreichenden Pflege des kaufmännischen Elementarunterrichtes, der die unerläßliche Grundlage für eine erweiterte Handelshochschulbildung ist, noch fehlt. Andererseits war es aber das rasche Wachstum der amerikanischen Riesenbetriebe, das den Mangel an geeigneten, entsprechend vorgebildeten Leitern unangenehm verspüren ließ. Dieses Bedürfnis nach derartig geschulten Kräften erhielt die Anstalten denn auch lebensfähig, und sie konnten ihrer Aufgabe um so mehr dadurch gerecht werden, als sie über reichliche Mittel verfügten. Dank dem ausgeprägten Gemeinsinn, der die Geldkönige der Vereinigten Staaten, wie Cornelius Vanderbilt, Rockefeller, Carnegie und Stanford, auszeichnet, war es möglich, daß von den Millionen Dollars, die diese für Bildungszwecke stifteten, auch das kaufmännische Bildungswesen durch Zuwendung beträchtlicher Summen gefördert werden konnte. Einige der genannten Anstalten besitzen sogar beträchtliche Reichtümer.

Eines ist aus der Entwicklung des kommerziellen Bildungswesens in den Vereinigten Staaten deutlich zu ersehen. Amerika mit seinen hervorragenden kaufmännischen Erfolgen hat die Handelshochschulfrage bereits praktisch zu lösen gesucht, noch ehe der kaufmännische Elementarunterricht über die ersten Anfänge hinaus sich entwickelt hatte. Das erscheint im Vergleich zu einem organisierten Unterrichtswesen sicher als ein Uebelstand. Denn es fehlt die Vorbildung und der geeignete Nachwuchs für diese Hochschulen. Auch die großen geschäftlichen Erfolge, der Aufschwung in Handel und Industrie waren bereits vorhanden, als man der jungen Handelswissenschaft diese Pflegestätten errichtete. Es wäre also irrig, zu glauben, als ob die Entwicklung des Geschäftslebens eine Folge der Handelshochschulbestrebungen gewesen sei, im Gegenteil: diese waren die Frucht der bereits vorhandenen kaufmännischen Erfolge.

Leipzig. Wil Richter.

Zur Psychologie der Clique.

Wir mögen uns freuen, daß Clique ein französisches Wort ist, und fast scheint es, als wollten gerade jetzt die Franzosen auch den Begriff für sich ausschließlich in Beschlag nehmen. Gerade jetzt ist ein geistreiches Buch erschienen: Ernest-Charles' „La Littérature française d'aujourd'hui", das ganz und gar auf die Anschauung gebaut ist: nicht nur der Erfolg der gegenwärtigen französischen Literatur, sondern diese selbst sei nichts weiter als das Ergebnis geschickter Spekulation fest organisierter Cliquen. Gerade hierin sieht der Verfasser, wie er nicht müde wird zu betonen, den Grund des wirklichen oder angeblichen Verfalls derjenigen Literatur, die so lange die Welt beherrscht hat. Wir möchten nun freilich weder für die Vergangenheit so optimistisch noch für die Gegenwart so pessimistisch urteilen wie er. Sieht man selbst von Ausnahmsfiguren, wie dem großen Literaturspekulanten Beaumarchais, ab, so ist doch nicht zu vergessen, daß schon am Beginn der Tradition, auf die sich die jetzige französische Literatur stützt, die akademische Clique gegen Corneille nicht ohne Erfolg wühlen konnte, und daß es schon damals Literaturgrößen gab, die ganz und gar nur von vielen Händen noch kleinerer geknetete Teigfiguren waren, wie Chapelain. Näher noch liegt es, daran zu erinnern, mit welchem Geschick und Eifer der große Menschenfreund Victor Hugo seine Erfolge organisierte, während es seinem Vorgänger Balzac zu gleichem Zweck wohl an Geschick, keineswegs aber an Neigung mangelte. Andererseits scheint es uns, daß Ernest Charles die Macht der Clique für die Gegenwart stark übertreibt. Hat zum Beispiel an den beispiellosen Erfolgen des „Cyrano de Bergerac" nicht wirklich die glückliche Wahl des Stoffes und die geistreiche Durchführung hundertmal mehr Anteil als irgendwelche Bemühungen interessierter Lober?

Aber wenn man den [illegible] Klagen trauen soll, hätte er nicht nur für Frankreich, sondern noch mehr für unser Vaterland unbedingt recht. Tagtäglich schlagen die Klagen über [illegible] Vorherrschaft Berlins an unser Ohr, [illegible] die [illegible] Tyrannei einer kleinen Clique von Kritikern, die die [illegible] Meinung unseres Landes [illegible] haben [illegible]

[illegible] Glauben [illegible] so ist er [illegible]

Schicksal der Literaturwerke allezeit nur von Cliquen entschieden worden. Gottsched tat sich mit ein paar Schönaichs zusammen, und das deutsche Volk war um Klopstock, seinen Ruhm und seinen Einfluß gebracht. (Nach den allerneuesten Naturreformern der Literaturgeschichte ist es zwar wieder umgekehrt: da haben sich vielmehr der kleine Lessing, der unbedeutende Goethe und ein paar andere Infusorien zusammengetan, um mit vereinten Pygmäenkräften den Riesen Gottsched unsichtbar zu machen.) Oder etwas später brauchten nur die Herren Kotzebue und Garlieb Merkel einen Band zu schreiben, um alle Wirkung Goethes und Schillers vollkommen zu paralysieren.

Oder war es doch nicht ganz so? Mir scheint, dieser Glaube an die ungeheure Macht der Cliquen ist in Wirklichkeit von ebenso übertriebenem Optimismus diktiert, wie er scheinbar das Gegenteil verrät. Jedem beliebigen Literaten traut er das Geschick zu, wenn er sich vervierfacht, die größten geistigen Mächte im Handumdrehen ins Bockshorn jagen zu können. Und was noch merkwürdiger ist — er setzt eine geradezu wunderbare Zuverlässigkeit innerhalb dieser Verschwörungen voraus. Sonst lehrt uns die Erfahrung, daß die kleinen Intriganten immer recht bald dem Drang erliegen, ihre Kunst auch gegeneinander zu üben. Hier aber soll mit geheimnisvoller Kraft der Haß gegen die Größe sie allemal zu einer wunderbar geschlossenen Taktik und zu einer merkwürdig beständigen Ausdauer des Zusammenarbeitens gebracht haben! — Wahrlich wäre es so, Friedrich der Große hätte nie den Siebenjährigen Krieg gewinnen können gegen eine Clique von Großmächten, die doch noch ganz andere Potenzen repräsentierte als jene schrecklichen Literaturtyrannen von Berlin, unter deren eiserner Faust die zarten Blümchen aus der Provinz grausam geknickt zu Boden sinken!

Fragt man uns selbst um unsere Meinung, so möchten wir unsere Anschauung dahin formulieren, daß es allerdings Cliquen wohl immer gegeben hat, daß sie aber nur vorübergehend, und zwar besonders in Uebergangszeiten eine wirkliche Rolle gespielt haben. Im allgemeinen wirken sie nur auf ein Publikum von ihresgleichen. Eine Literaturclique vermag einem Virtuosen eine beschränkte Anerkennung unter Literaten zu sichern; die noch häufigeren Verbindungen willfähriger Diener des Publikums können in dem sogenannten breiten Publikum, das eben für den wahren Erfolg eines großen Werkes recht wenig bedeutet, eine Zeitlang den Ruhm eines über ihre und seine Sphäre herausragenden Mannes zurückhalten. Vielmehr als dies, glaube ich, hat die Clique nie gekonnt. Ein einzelner geschickter und vor allem selbst nicht unbegabter Intrigant, der auf eigene Faust einem Größeren ein Bein stellt, hat immer mehr ausgerichtet als die Vielgeschäftigkeit von sechs oder sieben Nicolais oder Merkels, Verlegern, Kritikern oder Konkurrenten. Michelangelo, das am häufigsten angeführte Opfer derartiger Intrigen, ist zunächst an seinen äußeren Mißerfolgen keineswegs so unschuldig gewesen, wie man früher annahm. Das hat gerade jetzt das glänzende Buch Justis wohl unwiderleglich dargetan. Soweit er aber tatsächlich ohne seine Schuld unterlag, da war es ein einzelner Ammanati, den wir dafür zu verurteilen haben.

Jener ganze Apparat von geheimnisvoll verschworenen Cliquen mahnt überhaupt etwas bedenklich an die Ritterromantik der Geschichte, die überall geheime Komplotts und maskierte Verschwörer sieht. So wenig die Revolution von 1789 durch die bösen Freimaurer oder irgendeinen anderen Orden „gemacht" wurde, so wenig ist Rousseau tatsächlich dem bösen Willen jener Verfolger, deren Organisation er überall zu sehen glaubte, zum Opfer gefallen. Wohl spielte gegen ihn, was gegen alle Größen sich erhebt: der dunkle Haß der Unbedeutenden gegen das Bedeutende. Aber dieser Haß hat eben einen viel größeren Träger seiner Bitterkeit, als der Cliquenglaube denkt: Alle gehören zu ihm, die sich nicht mit liebender Verehrung der Macht des Genius unterzuordnen wissen. Und diesen Haß der großen Menge hat die Clique, wo sie wirklich bestand, immer nur ganz kurze Zeit sich dienstbar zu machen gewußt. Denn es dauert nicht lange, so stellt sich ein zweites, oft zu beobachtendes psychologisches Phänomen ein: die Menge, die erst dem Usurpator mit dumpfem Grolle widerstrebt, jubelt ihm zu, sowie sie seine Macht empfunden hat. Als Goethe den „Werther" und den „Götz" geschrieben hatte — was half da alle Mühe jener Berliner Literatenclique, die damals wirklich bestand und damals wirklich Einfluß hatte? Das Volk jubelte seinem Herrscher zu und wendete sich von ihm erst wieder ab, als sein verehrtes Bild durch die Werke der italienischen Reise sich so sehr verändert hatte, daß tatsächlich Schiller nur den alten gegen den neuen Goethe kämpfen konnte.

Cliquen hat es immer gegeben; zu ihren besonderen Kennzeichen hat es immer gehört, daß sie über die Macht der Cliquen [illegible] Cliquen hat es überall gegeben; und zu ihren [illegible] Merkmalen hat es immer gehört, daß sie über alle [illegible] Jederzeit aber richteten sich diese [illegible] Verschwörung gegen die großen

Städte und jederzeit kamen sie vorzugsweise von den wohlorganisierten Cliquen der kleineren Städte. Eine kritische Gewaltherrschaft hat Müllner in Weißenfels ausgeübt in dem Maße, wie es keiner einzigen jener Verbindungen möglich war. Und wer war Müllner? Von den großen Städten aber ist wiederholt allerdings eine kritische Machtbewegung ausgegangen, aber niemals eine auf Willkür und persönlichem Interesse beruhende. Berlin hat von Lessing den Herrscherstab erhalten, der dann allerdings in Nicolais Händen zum Feldwebelstock herabsank; aber auch Nicolai und seine Genossen haben in gutgläubigem Fanatismus für ihre Ideale gekämpft, während die verschiedenen Cliquen, die Wolfgang Menzel in Stuttgart und Karl Gutzkow an den verschiedensten Orten um sich versammelten, von sehr stark persönlichen Interessen zusammengehalten wurden. Im großen und ganzen ist es ja nur natürlich, daß auch die Cliquen sich genötigt fühlen, wenn sie etwas erreichen wollen, einen glänzenden Namen auf ihre Fahnenbänder zu schreiben. Man hat in neuerer Zeit oft behauptet, Julian Schmidt, Gustav Freytag und Berthold Auerbach hätten Otto Ludwig mit Vorbedacht gegen Friedrich Hebbel ausgespielt. Aber wenn sie das taten, so geschah es doch eben lediglich, weil in ihren Augen Otto Ludwig der bedeutende Vertreter einer gesunden, Friedrich Hebbel der bedeutende Vertreter einer ungesunden Richtung war. Sie mögen dabei geirrt haben, so viel sie wollen — der Ausdruck „Clique“ paßt nicht auf drei hervorragende Schriftsteller und Kritiker, die mit voller Ehrlichkeit ein ideales Interesse verteidigen. Ebensowenig wird man außerhalb des immer enger werdenden Kreises der fanatischen Hamerlingianer heute noch behaupten wollen, daß die Wiener Kritik sich systematisch gegen ihn verschworen habe. In Wirklichkeit nähert sich das allgemeine Urteil immer mehr demjenigen, das ein Kürnberger schon vor Jahrzehnten über den Dichter des „Königs von Zion“ abgegeben hat.

Cliquen gibt es immer und Cliquen wird es immer geben. Sie sind eine notwendige Zwischeninstanz zwischen den Interessen der Literatur und den Interessen der Literaten. Wie sich in kritischen Perioden Kartelle bilden, um den Preis der Ware hochzuhalten, so entstehen in Uebergangszeiten literarische Cliquen, um den Geschmack des Publikums niedrig zu halten. In einer Zeit, in der zwischen dem, was bisher als schön galt, und dem, was nun dafür gelten soll, eine große Kluft besteht, sorgen auch sie in ihrer Weise für die Entwicklung der Literatur, indem sie den allzu schnellen Uebergang verhindern, dem nur zu leicht ein Rückschlag folgen würde. Ein paar Männer von Durchschnittsgeschmack tun sich zusammen, um den bedrohten Durchschnittsgeschmack und nebenbei auch den damit verbundenen Absatz ihrer eigenen Produkte zu schützen. Sie entwickeln einen rührenden Eifer. Jeder schreibt über jedes Werk des anderen drei bis vier Rezensionen an verschiedenen Stellen der verschiedenen Organe. Und jeder geht in möglichst viel Gesellschaften, um über die neuauftauchenden Muster möglichst vernehmbar die Achsel zu zucken. Sie erreichen damit zweierlei: erstens daß die Aengstlichen aus dem Durchschnittspublikum verhindert werden, mit ihrer unsicheren Gefolgschaft den Siegeszug der Großen zu kompromittieren, und zweitens daß die Eroberer selber, um ihre Gegner zu beschämen, sich doppelt zusammennehmen und die Fehler vermeiden, die sie anfangs im jugendlichen Uebermut sich noch durchgehen ließen. Goethe hat es den Parodien auf den „Werther“ zu verdanken, daß er seine Sprache so sorgfältig gefeilt und so genial gemeinverständlich gemacht hat, wie es von dem Dichter des „Götz“ keineswegs zu erwarten gewesen wäre. Den Cliquen wird aber für dergleichen aber kein Dank geschuldet. Sie gehören zu jenen großen Verneinern, von denen Ibsen so gern spricht: „Kein Christus ohne Judas, aber vielleicht auch kein Christentum ohne Judas.“

Wir werden nach wie vor jene geschäftigen und oft genug vor unsauberen Manipulationen nicht zurückschreckenden Gesellen verachten, die im Interesse ihres kleinen Ruhmes oder ihres vielleicht größeren Geldbeutels die großen Künstler und die großen Kunstwerke anbellen. Wir werden sie verachten mögen sie nun in Paris oder Weißenfels, in Berlin oder sonstwo ihren Hexenkessel mit lieblichen Ingredienzien erfüllen. Aber eben weil wir sie verachten, sollten wir, meine ich, uns auch hüten, ihnen die Vorstellung einer unheimlichen Macht beizulegen und uns lieber an Platens Epigramm erinnern:

„Einer Lawine vergleich' ich den Dichter, es wälzt ihn ja selber
Weiter der Feind; es kommt eine gerechtere Zeit.“

Berlin. Prof. Dr. Richard M. Meyer.

Josef Ruederer.

„Aller Augen warten auf ihn,“ schloß Dr. Poppenberg seine enthusiastische Begrüßung Ruederer's, die in einem Januarheft der „Zeit“ 1897 zu lesen stand. „Aller Augen warten auf ihn,“ kann man auch heute von dem vielgefeierten Dichter der „Tragikomödien“ sagen. Denn das vierjährige Schweigen, in das sich Josef Ruederer seit dem Erscheinen der „Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten“ (1899, bei Georg Bondi, Berlin) gehüllt hat, fällt in dieser Zeit der pünktlich abgelieferten Saisonnovitäten in peinlichster Weise auf. Ruederer ist verschollen. Und die literarische Verschollenheitsfrist läuft so unglaublich kurz. „Man hält mich für todt,“ sagte der Dichter, indem er mir lachend die Hand schüttelte, „oder man wünscht mich wenigstens so...“

Aber es hat keine Gefahr. Wer dem 42jährigen, kräftig ergrauten Mann Auge in Auge gegenübersteht, glaubt ihm ohneweiters die Versicherung, daß er sich besser und jünger fühle als je und nun erst sein Leben voll in die Hand zu nehmen denke. Man hört nicht nur aus seinen Worten, man sieht es, daß er an einem Anfang steht, daß die von Lichtern überhellen grauen Augen, wenn sie sich während des Sprechens nach innen richten, weite fruchtbare Gebiete und blitzende Straßen überblicken, auf denen sich sorglos, wenn auch nicht ohne ehrliche Bemühung, einem sicheren Ziele entgegen ziehen läßt. Die ganze äußere Erscheinung rechtfertigt die Zuversicht des unermüdlichen Mannes. Die groben, massigen Gesichtszüge sind nicht sonderlich sorgfältig modellirt, sind eben nur so hingehauen, wie es sich für den Abkömmling eines knorrigen Bauerngeschlechts nicht anders schickt. Große, hingewischte Contouren, das Erzeugniß eines naiven, ungefügen Bildungstriebes der Natur; die Haut rauh und verbrannt, grau, als sei sie mit Asche bestäubt, ein Teint, wie man ihn bei älteren Officieren und anderen wetterharten Männern findet. Und seltsam, auch diese kernige Bestaubung leitet auf den Eindruck, daß der Mann in vielen Essen geglüht worden ist, daß tausend helle, knatternde Flammen durch ihn hingeschlagen sind, bis nur der asbestene, feuerfeste Rückstand blieb, die edle Schlacke, die nun allen Angriffen erfolgreich trotzt. „Reif wie flammender Punsch,“ dachte ich mir, wo ich sein nervöses, sprödes Temperament sich in heftigen, aber stets streng disciplinirten Bewegungen äußern sah. Es ist ein Temperament, dem starke Entladungen und viele reinigende Gewitter notthun. Man spürt dieses explosive Temperament in den Schärfen und Gewaltsamkeiten seiner ersten Producte. Aber es hält, was es verspricht: es ist Aeußerung einer turbulenten, großartigen Kraft, die ihre Faust wohl noch mehr als einmal in bildsame Erde drücken wird. Wie gesagt, der Eindruck überzeugt davon: Ruederer lebt, und es wäre jedenfalls übereilt, wollte man seiner „Verschollenheit“ nunmehr auch die gesetzliche Todeserklärung folgen lassen.

Einmal ist jene vierjährige Verschollenheitsfrist aber doch unterbrochen worden. Der Autor las in München aus dem Manuscript Theile eines tollen Narrenspiels „Der Mummenschanz“ vor, ein Ding voll flackernder Narrenlaune, ein an Masken und Vermummungen überreiches Qui pro quo des Irrsinns und romantischer Weltironie. Im Mittelpunkte des Stückes steht ein Narr; auf den Gassen aber tobt der Fasching, und schließlich weiß niemand mehr, wer nun eigentlich der echte Wahnsinnige ist, der eine oder die Tausend. Ein romantischer Zweifel, voll einer sterilen Schauerlichkeit, lebensfremd und lebensfeindlich bis in den tiefsten Grund. Freilich: was hindert uns, in der allgemein anerkannten „Vernunft“ einen epidemischen Irrsinn, im Wahnwitz aber ein vereinzeltes und schauerlich einsames Lichtstümpfchen von Vernunft zu erblicken?

Und die Arbeit ward plötzlich fallen gelassen. Was man so darüber hörte, klang, als habe ein panischer Schreck den Autor überfallen und davongejagt. Der Dichter ergriff vor dem Torso die Flucht, die ihn nach dem Süden, nach Frankreich, auf ganz abgelegene Arbeitsgebiete führte. Er nahm seine früher begonnenen grammatischen Studien im Französischen wieder auf und führte sie mit Aufgebot aller Energie durch, um sich selbst den Beweis zu liefern, daß er doch noch eine Arbeit zu Ende bringen könne. Schließlich machte er sich, immer wieder in der Arbeit ein Schutzmittel gegen die im Stich gelassene Arbeit suchend, an eine Uebersetzung der Rousseau'schen „Confessions“ nicht zuletzt deshalb, weil er in dieser schonungslosen Selbstdurchwühlung ein Spiegelbild seines eigenen Zustandes fand. Dazu quälten ihn Zweifel an der Echtheit seiner künstlerischen Berufung. Das Selbstvertrauen war völlig erschüttert. Was ihm erst eine willkommene Bestätigung und ein Ansporn gewesen, die fast überschwengliche Begrüßung seines Werkes durch eine vorurtheilsfreie, sonst mit Recht gefürchtete Kritik, das lastete jetzt auf ihm wie eine Schuldverschreibung, gegen die er kein Aequivalent mehr besaß. Man erwartete von ihm Großes, sogar ein Uebertreffen der „Tragikomödien“, der „Fahnenweihe“ und der „Wallfahrergeschichten“: den Sehnsuchtstraum einer deutschen Komödie sollte er einem ganzen Volke erfüllen, wie Felix Poppenberg geschrieben hatte. Und nun lag er zerschmettert:

zu Füßen einer parasitischen Arbeit, eines barocken Torsos, in dessen unergründlichen Schlund zuviel seiner besten Kraft geflossen war, ohne doch zum Ausfüllen der ganzen Form zu reichen.

Man thut hier einen Blick hinter die Coulissen des Künstlerwerkes, auch einen Blick in die „Muße", die Ruederer seinem Schaffenstrieb abringen mußte und die nun freilich ein ernsteres Gesicht bekommt, als es von Ferne den Anschein hat. Schwere körperliche Erscheinungen liefen den psychischen Verlegenheiten parallel. Es war wohl eine schreckliche Zeit. Es war ein Bankerott, aber nicht des ganzen Mannes, sondern nur der einer falschen nicht mehr entwicklungsfähigen Tendenz. Das ist von außen der Sinn dieser Flucht vor dem „Mummenschanz". Der erfahrene Bergsteiger hatte sich gefährlich „verstiegen". Der unbekümmerte Wanderer war in eine Sackgasse geraten, aus der es kein Vorwärts mehr, sondern nur ein entschiedenes, ungelogenes Rückwärts gab. Sich um eine Krise herumzuschwindeln, wäre Ruederer's Sache nicht gewesen. Und so verlief denn diese Lebenswende mit allen äußeren und inneren Zeichen einer schweren Katastrophe. Wie stellt sich aber diese Flucht vor dem Mummenschanz von *innen* dar? Worin lag jene gefährliche falsche Tendenz?

In Ruederer's Schaffen kreuzen sich zwei Richtungen, die in einigen seiner Werke untrennbar ineinander gewirrt sind und der Kritik nicht selten Schwierigkeiten bereitet haben. Man wußte nicht: Hat man es hier mit einem bekenntnißtreuen Realisten zu thun, einem Lebensbehorcher, der sich ganz den *Sachen* dahingibt und sie möglichst kraftvoll zur Erscheinung bringt? — Aber dagegen stand diese tolle Phantasie, die mit dem Realgegebenen, nach Art aller Idealisten, in der kühnsten, gewaltsamsten Weise umsprang und die „Sachen" zwar nicht idealistisch verfälschte, aber doch einer ganz rücksichtslosen Auswahl unterwarf, nur bedacht auf ihre eigenen Zwecke und über den Willen der Objecte herrisch hinweggehend. Der Roman „Ein Verrückter" und die Komödie „Die Fahnenweihe" (Erstaufführung Berlin in der Dramatischen Gesellschaft am 29. November 1896) sind solche Resultate einer Beobachtung, die sich agnostisch an die Sachen hält und dieselben mit geflissentlicher Unterlassung eines Commentars treulich, wenn auch mit temperamentvoller Schärfe, hinstellt. Dieses bedeutsame Schweigen wird in der „Fahnenweihe" direct zu einem reifen, künstlerischen Reiz, weil die himmelschreienden Facta fast einen Commentar herauszufordern scheinen.

Dagegen stehen die fünf „Tragikomödien" (1897) und das so ungleiche Buch „Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten" (1899, alle bei Georg Bondi, Berlin) völlig unter der Herrschaft der *Idee*. Die Sachen, das Leben, die Wirklichkeit haben jede Führung verloren. Despotisch hält sie der eifernde, ungeduldige Künstler in den Zügeln, er meistert sie mit aller Willkür und unterdrückt jedes ihnen innewohnende Streben nach Selbständigkeit. Hier ist das reale Beiwerk nur Commentar und Illustration. Idealistisch nenne ich diese Kunst deshalb, weil der Anstoß zu ihren phantastischen Gebilden herrisch von *innen* kommt. Das Primäre ist die Idee, und der gestaltende Wille sieht sich nur flüchtig in der Welt der Dinge nach geeigneten Objecten um, an denen sich seine aus dem Innern stammende Absicht verdeutlichen ließe. So erklären sich diese fast satanistisch-kraftvollen Schilderungen in der „Hinrichtung", so die festumrissenen Gestalten im „Todtengräber". Man hat diese Gestalten realistisch genannt, und in der That, sie wird nicht *verfälscht*. Aber es ist nicht realistische *Kunst*, weil sie die Welt der Thatsachen principiell als etwas Secundäres auffaßt. Die echte realistische Kunst, als deren bedeutendstes dramatisches Erzeugniß der jüngsten Gegenwart ich Wedekind's unübertrefflichen „Erdgeist" nennen möchte, bezieht ihre Antriebe restlos aus dem Object, dem Leben und abstrahirt aus ihm erst die höhere geistige Einheit. Die Idee ist beim „Erdgeist", bei Dostojewsky's babelthurmähnlichen „Brüdern Karamasow", bei Tolstoj's besten Werken, das Secundäre; sie ist das Exsudat dieser imposanten Thatsachenwelt, ihr Duft, ihre Atmosphäre, wenn man so will. Bei den Werken aus Ruederer's erster Periode — ich werde diese Bezeichnung noch zu erklären haben — wird lediglich die „Idee" (die hier im echten Hegel'schen Sinne der dazu gehörigen Erscheinung „vorangeht") auf die Außenwelt projicirt. Diese Außenwelt ist Mittel, nicht Object.

Woher diese idealistische Prägung? Nun, im Anfang ist der Dichter sich selbst wichtiger als die Welt. Zuerst muß *heraus*, was an Allgemeinem und gewissermaßen „Absolutem" in ihm liegt. In Ruederer's Fall war das nicht wen[illegible]. Er trat bereits als reifer Mann in die literarische Arena ein. Geschäftliche Miseren hatten ihn schon mit dem Ernst des Lebens vollauf vertraut gemacht. Und so kam es wohl auch, daß ihm die sonst beliebte Art, sich durch Jugendlyrik zu entlasten, nicht genügte. Seine Subjectivität trat heftiger und mit größeren Geberden auf als die holde Traumseligkeit unserer jungen, sich eine Jugend vom Herzen dichtenden Lyriker. Ruederer hatte in seine ersten Arbeiten nicht nur Träume, Erinnerungen und die süße, blaße Leiche einer Jugendliebe zu flüchten wie „Hochzeiter und die Hochzeiterin", sondern der reife Mann brachte eine turbulente Erkenntniß mit und eine Einsicht in die Natur des Lebens, unter deren Gewicht seine Kunstgebilde schwankten und krachten. Wahrlich keine leichte Fracht! Seine Poren waren kaum groß genug, um diese Dinge auszuschwitzen. Ja, die Vermittlung einer Erkenntniß ist die hauptsächlichste Function von Ruederer's ersten Werken; einer Erkenntniß, die sich nicht in der Sprache formaler Speculation bewegt, sondern die das an sich gestaltlose Wissen enthält, dessen der Mensch zum Leben bedarf: die Einsicht in die erbarmungslose Natur des Weltprocesses. Das Grauenvolle an Ruederer's Werken ist nicht phantastische Laune, es entspringt aus romantischem Erkenntnißdrang, der das Leben anstiert, bis ihm die Augen in die Quere stehen, bis der Weltgeist als verzerrte Fratze aus dem fremden Object glotzt und der fürchterliche, kreisende Schwindel kommt, der alle Formen in rasendem Wirbel durcheinander schüttelt. Wer ist der Irrsinnige? heißt dann die Frage wie im „Mummenschanz". Auf diesem Punkte stellt sich von selbst die widerspruchsvolle Form der *Tragikomödie* als treffendstes Mittel der Verdeutlichung ein. Sie ist ein Bild unserer Stellung im Todesreigen des Lebens, in dem wir zeitweise zum Betrachten seitwärts gestellt und dann selbst gefressen werden; ein Bild unserer Auftheilung in ein erkennendes und ein wollendes Subject, von denen das eine von der sonnigen Höhe der Contemplation den Wirrwarr lächelnd überschaut, das andere von eigenem und fremdem Leid zähneknirschend zermalmt wird. „Tragikomisch", das ist für den Künstler: einen Gegenstand, der das Widerspiel des Erhabenen ist, etwas recht Kleines, Banales und Behäbiges, in eine wildfremde, kosmische Beleuchtung rücken. Je größer die Gegensätze, desto besser. Paradigma: der Rentier Bierdimpfl im Lichte des dreiringigen Saturn. Zum Dichter von Tragikomödien eignet sich daher jeder echte Romantiker, der die Unterschiede zwischen niedrig und erhaben zu Boden reißt, dem die Erscheinungen des Lebens nur hohle Formen sind, in denen allen der gleiche panische Inhalt gährt. Die Tragikomödie ist der metaphysischeste Ausdruck des Künstlers. Tiefer geht seine Erkenntniß nicht.

Da ist die blecherne, geberdenlose Alltagstragik in Ruederer's „Gansjung". Eine junge Frau stiehlt auf dem Markt ein „Gansjung". Die öffentliche Meinung treibt sie zum Selbstmord. Wie das bekannt wird, wendet sich die öffentliche Meinung gegen die Geflügelhändlerin, die die Anzeige erstattet hat. Auch diese begeht Selbstmord. Sprachrohr und Verkörperung der öffentlichen Meinung ist der Herr Adjunct, der alle Schwankungen getreulich mitmacht und zum Schluß gar nichts mehr „meint". Dieser erzgewöhnliche, hirn- und gesinnungslose Hampelmann mitten in dem furchtbaren Todesreigen, sein blödes Gesicht mit den schwammigen Augen und dem abgeschabten Cylinder vor einem tiefschwarzen Hintergrund, nur beleuchtet vom Tod, der wie ein Blitz hin- und herzuckt und mit schrecklicher Unberechenbarkeit würgt, dieser Gegensatz liefert den Eindruck. Vollere Accorde des Grauens sind in der „Hinrichtung" angeschlagen, einer blutrünstigen Jugenderinnerung voll der erstickenden Schwüle des erwachenden Geschlechtstriebes. Im Bordell und vor dem Schafott vollzieht sich in dem dumpfen, jungen Menschen eine erste Befreiung, die wohl auch als Erkenntniß, als eine Art physiologisch vermummten Wissens gelten kann. Zugleich liegt darin ein männlicher Protest gegen die traditionelle Verfälschung der Jugend, dieser „schönen, sonnigen, harmlosen Zeit voll Duft und Blüten". Hurenparfüms und Blutdunst schlingen sich hier dunkel ineinander, die ganze Perversität, das schreckliche Martyrium des Pubertätsalters treten mit ihrem ganzen Schlamm und Kot zutage. „Frühlings Erwachen", nannte auch Frank Wedekind seine Gymnasiastenkomödie. Allerdings ein „Frühling", aber ein Ver sacrum, eine Hekatombe von Erstlingen, dem „vermummten Herrn" dargebracht.

In der Tragikomödie „Der Todtengräber" endlich lodert die ganze Inbrunst von Ruederer's ungewöhnlich kräftigem Welterkennen. Geschlechter tauchen auf und ab am Rade des Lebens, der Tod, den alle fürchten, wird hier mit Glut an ein lebenswarmes Dichterherz gepreßt. Der Blick jagt durch „der Geschöpfe lange, dunkle Gassen". Mord und Selbstmord bilden Spalier, aber immer wieder taucht hinter dem Tode das Leben auf. Tausend Tode und doch kein Tod. Tod, Tod ist das [illegible]brünstige Thema dieser seltsam wilden Geschichte. Der Todten[illegible]er Friedl geht in den Krieg, nur um sich am Anblick des [illegible] Mark hinein zu sättigen. Er schlürft den [illegible] und des namenlosen Elends [illegible] plagt ihn ein unnatürlicher Haß [illegible] alten Todtengräber, der als

halb gelähmter Säufer dem Tode bald verfallen scheint; aber es dauert ihm zu lang, er will ihn morden. Denselben instinctiven Haß hegt sein kleiner Sohn gegen ihn selbst. Der Mordanschlag auf den Alten mißlingt, dagegen verschuldet Friedl mittelbar den Tod seines Kindes. So gesetzmäßig tritt hier der Haß zwischen Vater und Sohn auf, daß er sich langsam zum Symbol auswächst: zum Symbol des ewigen Werdens, das immer neue Keime auf Kosten der vorhandenen producirt. Der Wirt, der Godinger, freut sich, daß sein einziger Sohn im Zuchthaus sitzt und für ihn unschädlich gemacht ist. Und dem Todtengräber ist schließlich die Thatsache, daß ihm wieder ein Knäblein geboren wird, hinreichender Anlaß, um mit Fluchen sich selbst das Leben zu nehmen. Der alte Säufer aber, der schon lange sterben sollte, bleibt übrig und man sieht über die Gräber und Kreuze hinweg seine Silhouette, mit dem neugeborenen Enkel im Arm, den er mit lallender Stimme liebkost. Das kleine Leben im Arm des alten unheimlichen Gesellen blinzelt mit blauen, winzigen Unschuldsaugen hinauf in den glänzenden Sonntagshimmel: das Leben bleibt übrig. und das Ende dieses blutrünstigen Todtentanzes bildet ein kleiner, zappelnder A n f a n g. Vor ihm aber könnte irgendein altmeisterlicher „Tod als Würger" stehen, die herabhängenden, behaarten Armee bis an die Achseln in Blut getaucht, erschlafft von tausend Wollüsten des Mordes, und könnte mit schiefen Katzenaugen heruntergloßen auf das krebsrote Ding, das ihm immer einen Strich durch die Rechnung macht. Ein Anfang bildet das Ende, in der Geschichte wie in der Natur, auch im „Hochzeiter und der Hochzeiterin", wo nach vielen verwehten Küssen und verklungener Jugendseligkeit der junge Ritter einem neuen Leben entgegenzieht und seine Gestalt überm blitzenden Land verschwimmt. Es ist die großartige Lyrik des ewigen Werdens, der „Wiederkehr des Gleichen", der tiefste Gedanke der Menschheit, der im „Todtengräber", allerdings etwas zu direct, vorgeführt wird. Die Idee fängt schon hier an, die Lust am Gestalten zu überwiegen. Der „Todtengräber" steht nicht auf der künstlerischen Höhe des „Gansjung", in dem alles restlos g e s t a l t e t ist und nicht direct, sondern auf dem Umweg über irgendeine Form an den Leser herankommt. Er steht aber auch nicht auf der künstlerischen Höhe der Mördergeschichte „Der strohblonde Augustin, der brennrote Kilian und die sittliche Weltordnung", in welcher die Idee rücksichtslos triumphirt und die Erde fast völlig aus dem Gesicht verloren ist. „Die Menschen waren mir ganz gleichgiltig geworden," sagte der Autor von seiner damaligen Verfassung. Augustin und Kilian sind unwirkliche gespenstische Mörder aus irgendeiner tollen Märchenzeit. Sie sind in einer wunderlichen Wachsfigurenwelt zu Hause. Der Schauplatz hat keine Spur von Perspective und zeichnet sich durch eine geradezu japanische Dimensionslosigkeit aus. Schatten sind nirgends. Entfernungen fehlen. Der Raum ist überwunden. Was der Kilian in den Bart brummt, hört der Augustin, und wenn er tausend Meilen davon wäre. So führen sie über Zeit und Raum hinweg einen gespenstischen Dialog. Die Geschichte schwirrt und summt wie von traumhaften Gehörstäuschungen: wenn Gestalten, die meilenweit entfernt scheinen, anfangen zu reden, klingt uns ihre Stimme gell in die Ohren und wir spüren sogar ihren Athem. Die „Personen" bewegen sich mit einer eckigen, überlebendigen Behendigkeit; aber wenn man ihnen näher ins starre Auge sieht, sind es — Automaten. Merkwürdige Tugenden stecken sogar in den leblosen Dingen. Tische und Stühle schlenkern excentrisch ihre Beine und prüfen wie Akrobaten die Gelenke. Und wie schließlich der Galgen auf der Vogelwiese grauslich lebendig wird und mit einem Hui in den Himmel hinaufwächst, wundern wir uns schon gar nicht mehr.

Die romantische Laune, die sich im „Todtengräber" noch mit einem Fuße auf dem Erdboden gehalten hatte, ist hier mit der wabernden Lohe der Narrenkleidung hoch in die Lüfte gestiegen, hat weder Boden noch Ankergrund und regiert sich und die Weltgesetze mit souveräner Willkür. Hier herrscht die vollendete romantische Anarchie, fast wie im „Goldenen Topf" des alten Gespenster-Hoffmann. Diese Mördergeschichte hat „Stil", sie ist künstlerisch eine sehr ausgereifte Frucht und wird mit Recht auch von dem Dichter selbst zu seinen besten Arbeiten gezählt. Sie bedeutet die Krönung der reinen Phantastik in Ruederer's Schaffen, und Fritz Mauthner hatte fast prophetisch Recht, wenn er darüber schrieb: „Niemand, auch Ruederer selbst nicht, möge glauben, daß sich so etwas nachahmen lasse." Ruederer hat dennoch den Versuch gemacht: im „Mummenschanz". Wie er ihm mißlang und wie er ihn büßen mußte, haben wir gesehen. In der Zwischenzeit aber hat sich der Künstler aus der erdenfernen Region des romantischen Verzweiflungshumors wieder zurückgefunden, nachdem er diesen sterilen Boden sogar mit seinem Herzblut vergebens gedüngt hatte. Die Augen sind ihm wie durch Zauber darüber aufgegangen, daß seine Zukunft nicht auf diesem Gebiete liegen konnte. Seine Komödie „Die Fahnenweihe" hat ihm den Weg zu fruchtbarem Land gewiesen.

Die Kraft, die gegenwärtig durch Ruederer hindurchgeht ist groß. Sie wäre es selbst dann, wenn dieser Winter — horribile dictu! — abermals keine Premiere von ihm brächte. Aber allzu lange wird er seine Freunde jetzt wohl nicht mehr warten lassen.

M ü n c h e n. **Wilhelm Michel.**

Paul Gauguin.

Die Besucher der vorjährigen Wiener Sezessionsausstellung, wo der Versuch gewagt wurde, ein entwicklungsgeschichtliches Bild des Impressionismus zu arrangieren, werden sich jener Abteilung erinnern, die man als Ausbau oder Ausklingen dieses Stils bezeichnete. Leuten, die sich ein wenig um Kunstdinge bekümmern, wird dort eine Reihe von Künstlern aufgefallen sein, die bisher bei uns selbst den Namen nach so gut wie unbekannt geblieben waren, nichtsdestoweniger aber als Glieder einer Kette, als Pioniere, Bahnbrecher, ja Führer schon fast historisch aufzutreten schienen. Bei der Unzulänglichkeit, mit der eine solche Veranstaltung infolge äußerer Hemmnisse fast notwendig sich bezeugen muß, ist es wohl nicht möglich gewesen, mehr als nur eben einen Hinweis zu geben. Immerhin ist vielleicht doch soviel bemerklich geworden, daß wir in dieser von uns anscheinend schon so gründlich durchsuchten modernen Kunstgeschichte noch allerlei kennen zu lernen haben. Wollen wir ehrlich sein, so müssen wir eingestehen, daß unsere Vorstellungen insbesondere über den Gang der französischen Malerei seit etwa 1880 einer strengen Revision dringend bedürftig sind. Nicht als ob wir in Verlegenheit wären, selbst bis zu dieser Stunde eine Fülle von Erscheinungen aufzuzählen, mit denen sich bequem ein ganzes Schlußkapitel konstruieren ließe. Wohl aber wenn wir überlegen, ob denn eigentlich die von uns getroffene Wahl nun auch die wirklich repräsentierenden Elemente ausgesondert habe. Es gibt ja verschiedene Möglichkeiten, Geschichte zu treiben. Geht man in erster Linie von allgemein kulturellen Gesichtspunkten aus, so kann selbst das Minderwertigste seine Bedeutung und sein Interesse haben, indem es dazu beiträgt, ein vor allem charakteristisches und spiegeltreues Abbild einer Epoche zu geben. Nur muß man sich darüber klar sein, daß dieses Verfahren, namentlich auf die Untersuchung geistiger Strömungen übertragen, viel mehr imstande ist, über das Massenbewußtsein aufzuklären als über das tatsächliche Niveau, wie es immer nur durch die höchstentwickelten Einzelpersönlichkeiten dargestellt wird. Diese aber kommen allein in Betracht, wenn die große Kurve der fortschreitenden Entwicklung gezogen werden soll. Mit einem Wort, man hat, um auf das Gebiet der Kunstbetrachtung zurückzukehren, die Wahl, entweder sich an die Mode zu halten oder aber ihr den Rücken zu kehren und nur die treibenden Kräfte aufzusuchen. Entweder hält man sich an die Berühmtheiten des Tages oder man macht sich jenen Standpunkt zu eigen den Zola in der Widmung an Cézanne vertrat, als er seinen „Salon" veröffentlichte: „Wir sagten, daß die Genies Schöpfer sind, daß jeder Meister eine Welt geschaffen. Und wir negierten die Schüler, die Unfähigen, alle, deren Gewerbe es ist, einige Brocken zu stehlen und sie für Selbständigkeit auszugeben."

Ich fürchte, wir haben bisher diesen Standpunkt noch nicht mit genügender Entschlossenheit eingenommen, und soweit wir uns um die modernen Franzosen gekümmert haben, allzuleicht uns der Pariser öffentlichen Meinung angeschlossen. Wie gefährlich das ist, hätte ein Rückblick auf die Vergangenheit lehren können. Alles, was der französischen Malerei ihre Ueberlegenheit und ihre europäische Bedeutung eingebracht hat, ist bekanntlich gegen die öffentliche Meinung durchgesetzt worden. Delacroix und Ingres, Corot und die Fontainebleauer, Daumier und Courbet, die um Manet und die um Monet, kurz, alle, die uns heute als die Meister, als die schöpferischen Genies erscheinen, sind gegen den Strom schwimmend ans Ziel gelangt. Alle Entscheidungsschlachten sind außerhalb der offiziellen Manövergelände, außerhalb des Marsfeldes oder der elysischen Gefilde geschlagen worden. Alle waren refusés, während der Salon die Stätte war, wo nur die Nachzügler der jeweiligen Entwicklung Zutritt hatten, wo die Allüren der Geburtsaristokratie in geckenhafter Verzerrung, in banaler Zuspitzung von geschickten Zwischenträgern dem mondainen Snobismus übermittelt worden. Es ist bis auf den heutigen Tag so geblieben, und diese Tatsache hat für uns Ausländer, besonders wo eine richtige Führung mangelte, fast immer den Nachteil gehabt, daß wir nie an die Quelle gekommen sind. Liest man Zolas Kunstbriefe, so ahnt man nichts von jener lebendigsten Bewegung, die neben den Delaroche und Scheffer [illegible]

Nimmt man etwa Stauffers Bericht aus den achtziger Jahren, ist man verblüfft über eine Zusammenstellung von Namen, die heute schon jeder gebildete Backfisch vermeiden würde.

Die Beschreibungen der letzten Zentennale werden ebenso konfus, sobald von der jüngsten Vergangenheit die Rede ist, und klingen in eine mißgestimmte Klage über den Verfall der jungen Generation aus, die doch in Wirklichkeit so gut wie gar nicht vertreten war. Die französische Kunst hat in der Tat auch für das letzte Jahrzehnt noch einmal eine stattliche Phalanx von Kämpen aufzuweisen, geniale Persönlichkeiten und subtile Talente nebeneinander, die als ganzes genommen vielleicht nicht so glänzend wirkt wie die der großen Vorgänger, aber in ihrer zielbewußten und originalen Bewegung noch immer imponierend genug erscheinen muß. Der Tod des Mannes, der als der eigentliche Führer, der Fahnenträger dieser Generation gegolten hat, bietet eine willkommene Gelegenheit, die Aufmerksamkeit nach der angedeuteten Richtung zu lenken. Paul Gauguin ist einer von jenen großen Unbekannten, die wir endlich für uns zu entdecken beginnen.*) Auch er ist einer von denen, für die der Salon hartnäckig verschlossen geblieben. Im Luxembourg, wo doch so mancher, der aus seiner Tasche gelebt, sich breitmachen darf, wird man vergeblich nach Werken von ihm fragen. Der Ruhm, der große ehrliche Erfolg ist ihm versagt geblieben, nur eine kurze Stunde der Publizität vergönnt worden, die seinen Namen über die Grenzen artistischer Zirkel hinaustrug, um ihn der Pariser Neugier und Sensationslust zu überantworten. Im übrigen ist ununterbrochener Kampf, Elend und Einsamkeit sein Teil gewesen. Seit sieben Jahren hatte er Frankreich mit der fernen paradiesischen Wildnis der Marquisen vertauscht, und diese Zeit hatte genügt, ihn einer fast gänzlichen Vergessenheit zu überliefern. Als dann im Herbst die Kunde hier eintraf, daß ein jähes Ende seinem Schaffen ein Ziel gesetzt, tauchte diese seltsame und fesselnde Gestalt plötzlich wie in Verklärung aus dem langen Dunkel auf. Die für unsere Zeit fast typische posthume Auferstehung scheint ihm beschieden zu sein. Alle erinnerten sich, und fast jeder, der seines Geistes Hauch einmal verspürt, wußte etwas zu sagen und beeilte sich, einen Stein zu seiner Ehrensäule darzubringen. Dann haben seine Werke**) zu uns geredet und mehr als alle Worte für ihn gezeugt. Was war Gauguin, was kann er uns sein?

„Etwas wie ein Titan," hatte Strindberg einst von ihm gemeint***), „der eifersüchtig auf den Schöpfer in seinen Mußestunden sich seine eigene kleine Schöpfung leistet. Das Kind, das sein Spielzeug zerstört, um ein neues daraus zu machen. Einer, der ableugnet und trotzt, und es liebt, den Himmel rot zu sehen statt blau wie die Menge."

Also eines von jenen revoltierenden romantischen Genies, eine Art von Zaunkönig oder heimlichem Kaiser, mit der Tendenz, den Bourgeois zu uzen? Oder Berge versetzender Phantast und Erbauer von Luftschlössern?

Ein wenig von alledem und auch nur der äußeren Pose nach: er ist nicht von der Scheerbart-Linie. Viel mehr der „Wilde", der „Feind einer zerlumpten Zivilisation", den der Dichter sonst noch in ihm erkannte. In einer nivellierenden kleinen erbärmlichen Zeit ein Phänomen von atavistischer Ursprünglichkeit und Instinktkraft, in einer Generation, wo der Künstler zum Fabrikanten, Spezialisten, Tüftler oder Hanswurst zu sinken droht, die Offenbarung primitiven plastischen Triebes. Es war etwas renaissancemäßig Ueberschäumendes in ihm, etwas Benvenuto-Cellinihaftes. Er war seinem Blute nach Sohn zweier Welten, jener Welten, zwischen denen er sein ganzes Leben lang hin und her geirrt ist. Sein Vater, bretonischer Kapitän, hatte eine Frau aus peruanischem Geschlecht genommen (eine Tochter Flora Tristans, der Kommunistin und Freundin von Proudhon und Enfantin). Die starre, zähe Energie seiner barbarisch-nordischen und das phantastisch Prunksüchtige, tropisch Leidenschaftliche seiner exotischen Abkunft ging mit den Elementen moderner Kultur eine seltene, widerwillige, ewig gärende Mischung ein. Er selbst nannte sich gern einen Indianer, und dieses Wilde, Rassige ist es, was künstlerisch seinen Stil bestimmt, was ihn befähigte, einen so mächtigen Anstoß zu geben. Er war wohl einer der ersten, die die Kunst wieder in jenem universellen Sinne der alten Epochen verstanden, als formenden Schmuck des gesamten Daseins. Jenes Schamgefühl, das uns beschleicht, wenn wir in einem ethnographischen Museum vor den Produkten, Geräten, Waffen irgendeines Kannibalenstammes zwischen Nord- und Südpol Halt machen, betroffen von der unendlichen Sicherheit und Einheitlichkeit plastischer und koloristischer Form, ist das Agens seines Schaffens gewesen. Er hat das getan, was andere im Scherz vorschlagen, er ist unter die Maoris gegangen, ist fast als einer der Ihren gestorben. Er war der geborene Dekorateur, er erfand alles, er schmückte alles. Er hatte den angeborenen Drang zum Farbigen, die naive Putzsucht des Barbaren. Mit seiner bunten Bretonenweste, den zahllosen Ringen und Ketten, die er liebte, im wallenden spanischen Mantel einherstolzierend, hünenhaft das aztekenartig geschnittene Haupt mit hochmütiger Würde tragend, erschien er seinen Freunden wie eine Art fürstlicher Bauer oder verbannter Häuptling einer wilden Völkerschaft. Ja, er war etwas wie ein Verbannter, der ewig auf der Suche nach seiner Heimat ist, in diese bürgerliche Welt paßte seine große Allüre nicht, seine vehemente Art machte notwendig aus seinem Leben eine Kette von Konflikten, mit den Gesetzen der Moral, der Gesellschaft, der Obrigkeit. Sie beginnen mit jener gewaltsamen Handlung, die eine glückliche Ehe, eine gesicherte Stellung brutal preisgibt, zum Opfer bringt dem Moloch der Kunst. Sie endigen mit einem erbitterten Kampf, den er gegen die Sendboten der Kultur für die unterjochten Söhne seiner fernen Wildnis führt, mit einer verhängnisvollen Niederlage vor der Uebermacht des Staates — deren Folgen ihn nur sein jäher Tod entzieht. Nur in seinen Schöpfungen ist es ihm gelungen, diese Gegensätze auszusöhnen, nur in seinem Traum hat er wie in einer Fata Morgana die unbekannte Heimat zu schauen vermocht. Er ist Heide, Pantheist, sein Glaube der an die Elemente, an die geheimnisvollen Urkräfte des Daseins. Er betet die dämonischen Gewalten an, die, jenseits von Gut und Böse verborgenen Gesetzen treu, in den Dingen wirken. So malt er nicht, was er sieht, sondern was sich in ihm spiegelt, Gleichnisse, nicht Abschriften der Wirklichkeit.

Mit ihm bricht von neuem die Auffassung des Künstlers als Deuter, als Symboliker durch. Er bekannte sich zu dem Worte Swedenborghs, der gesagt hat: „Es gibt irgendwo in der Welt ein Rätselbuch, in dem die ewigen Gesetze des Schönen aufgezeichnet stehen. Nur die Künstler können ihren Sinn entziffern, und darum, weil Gott sie ausgesucht, ihn zu begreifen, möchte ich sie Erwählte nennen." Gesetze der Schönheit wollen seine Werke enthüllen. Sensationen, Träume, Gedanken werden ihm wie ein Libretto Vorwand zu Musik, erscheinen, losgelöst vom Stoff, von aller literarischen Gegenständlichkeit, umgewandelt in bildnerische Harmonie. Formal gesprochen: als Dekoration, als Spiel von Flächen und Linien, farbigen und plastischen Werten. Gauguins Reise zeitigt den Triumph eines neuen Monumentalstils.

Martinique, die Bretagne, Tahiti bezeichnen die Etappen auf diesem Wege zur großen Kunst.

Der Ausflug nach Martinique (1887) bedeutet den Schritt zur Selbstbefreiung. In der Ausbeute dieser Fahrt zeigt sich zum erstenmal, was Gauguin sein wird. Eine zehnjährige harte Schule vor der Natur, die Schule des Impressionismus liegt hinter ihm. Nicht mehr ist Luft und zitternde Schwingung der Atmosphäre, das schillernde Spiel des Lichtes seine Sorge. Der Kampf um die Realität der Erscheinung, die zufällige Wahrheit ist beendet, ein bewußtes Umschaffen beginnt. Gemälde, Lithographien, Gravuren umschreiben märchenhafte Gedichte von tropischer Glut, in ornamentaler Arabeske in breitem Flächendekor, idyllisches Hirtendasein in einem Lande, wo unter heißerer Sonne, in ungezähmterer Natur das Leben in einfacheren größeren Zuständen rein und ursprünglich dahinfließt. Busch und Baum, Wald und Feld, Hügel und Teich breiten sich wie Teppiche, in denen farbige Menschen, bunt gewandet, lässig bewegt, die grasenden Tiere, nur als Akzent, als linearer Ausklang wie Blüten sitzen. Form fügt sich an Form, Muster an Muster wie auf den Blättern des Utamaro und Hiroshige. Es ist Japanismus, nicht aus Kaprize; unter überwältigenden Natureindrücken, als notwendiger Stil einer nur in synthetischer Verallgemeinerung nachzuschaffenden Vorstellungswelt gewonnen.

Auf die üppige Südlandsinsel die rauhe Bauernwildnis der Bretagne, auf die Pastorale das bunte Bild eines fast mittelalterlich primitiven nordischen Volkslebens. Mit dem Hintergrund der massiven steinernen Kathedralen, des auf felsigem Boden gezogenen Ackerlandes, der weiten Horizonte des Meeres. Hier erwacht der Schrei der Erde, der Mensch erscheint im Kampf um die kärglichen Gaben des Bodens, in der großen Bewegung der Arbeit oder in der stumpfen Er[illegible] des [illegible]. Oder es tobt die Lustigkeit greller Töne an den Festen, Markttagen und Prozessionen, das Ge[illegible] des Lebens, bunte Trachten, wehender Bänder.

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]

Oder es brütet mystische Versunkenheit, von den Wundern und Gesängen der Messe aufgeregt, unter schrillen Heiligenbildern und den grotesken Steinen der Kalvarienberge. Der Geist aller volkstümlichen Kunst formt den Stil, der eine zähe und frische Energie gewinnt. Die strahlende Pracht der alten Kirchenfenster mit der gewagten Verbindung scheinbar gegensätzlicher Farben, ihrer rauhen eindringlichen und rhythmischen Liniensprache; die derbe ungefüge Monumentalität der dörflichen Gotik; die kecken Karikaturen der Bilderbogen von Epinal; die lustigen und naiv sicheren Muster der ländlichen Stoffe und Gewebe, alles predigt in simpler Deutlichkeit immer gültige Lehren dekorativer Gestaltung. Und willig beeilt sich diese Natur, sie zu unterstützen. „Der gelbe Christus", „Jakobs Kampf mit dem Engel", „Das menschliche Leiden", „Der Jahrmarkt", „Die Aehrenleserinnen" und wie die Werke jener Epoche alle heißen, mögen sie allegorische Ambitionen verraten oder einfach Situationen des Daseins erfassen, sie sind wie Paradigmen jener Lehre, ja scheinen, fast forciert zuweilen, in erster Linie das Prinzip, die Theorie aussprechen zu wollen.

Die bunten Flächen der Felder, von den niedrigen steinernen Grenzmauern wie konturiert, die strenge Zeichnung der vor die weite Luft gestellten Bäume, die in phantastischen Formen gegen das blaue Meer sich abhebenden Felsen; das Bauernvolk, in seiner markigen schroffen Charakteristik, in seinen einfachen stark kontrastierenden Trachten, die Kinder dieser Umgebung — alles erscheint fast bildhaft, auf große Verhältnisse und Gegensätze reduziert, fügt sich wie von selbst dem ordnenden Auge. Ein Gemälde ist vor allem eine mit Farbe bedeckte Tafel — bekennen diese Bilder — nicht eine panoramenhafte Augentäuschung; die Dinge, die auf ihr erscheinen, sind nach bestimmtem Plane geordnete Flecken, nicht Wiederholungen der Natur, Teile eines Organismus, die mit ihren Vorbildern nur gewisse Aehnlichkeit haben, etwas anderes, etwas neues geworden sind. Von ihrer Eigentümlichkeit bewahren sie soviel als dem künstlerischen Zwecke dient, ihre wesentlichsten Merkmale, die in energischer Uebertreibung ornamentale Verrichtungen zu erfüllen, nicht Scheinwesen zu sein haben. Sie werden Träger des bunten Dekor, der seine Logik aus der ganzen Mannigfaltigkeit der Natur, aus der ganzen reichen Palette zwischen Schwarz und Weiß schöpft und in unbefangener Verwegenheit, über alle Doktrin hinweg, sein üppiges Bukett allein nach immer sicherer sich durchfühlendem Instinkt sammelt.

Der Gauguin der Bretagne, der formulierende, Ueberzeugungen gewinnende und festigende Pfadfinder wird auf Tahiti endlich der frei alle Kräfte reckende Riese. Es ist, als hätte Antäus den mütterlichen Boden berührt. Man denke nicht an Pierre Loti, denke nicht an mit erotischem Zauber sich schmückende Touristenkunst, die erschlaffenden Sinnen einen Haschischrausch unbekannter Paradiese zuführt. Nein, das ist Adam, der nach langer Wanderung durch die Jahrtausende noch einmal auf dieser verwüsteten Erde einen verlorenen Winkel findet, wo noch eine letzte Erinnerung an den Garten Eden, eine letzte Geste des Heimwehs über den Sündenfall der Zivilisation sich hinweggeträumt zu den Ursprüngen unserer Existenz, wo das Drama des Menschen verschmilzt mit dem des Alls.

Wer den dichterischen Reiz dieser von ihm erweckten Welt auskosten will, mag sein wunderbares Buch Noa-Noa*) lesen, mag sich entzücken an den Vorstellungen dieses tropischen Eilands mit seinen sanften Wilden, den Enkeln einer sehr großen uralten Kultur, mag aus dem Sterben dieser noblen Rasse der Maori, von Kolonisten und Pfaffen umdrängt, gebändigt, von den Danaergeschenken Europas vergiftet, doch unter dem Banne der alten Götter, blutiger und erhabener Legenden, von phantastischen Gesichten erfüllt, ihrem Untergang entgegendämmernd, eine bittersüße Schwermut trinken. Ja, vielleicht ist es nur mit dieser Kenntnis ausgerüstet möglich, sich ganz dieser Schönheit zu bemächtigen oder sie wenigstens vertrauter zu machen. Denn es kann nicht verschwiegen werden, daß Gauguin hier, wo er am stärksten, auf der Höhe seiner Meisterschaft zu uns spricht, am unverständlichsten wird. Nie hat in unserer Zeit ein Künstler zugleich so sich dem Ideal universeller, allgemein gültiger Schöpfung mehr zu nähern und zugleich fremder zu machen vermocht. Dieser Mann verwirklicht für sich, was unsere kühnsten Hoffnungen begehren, wenn wir aus unserer fragmentarischen, von subjektiven Aeußerungen, kleinen Entdeckungen bestimmten, zusammenhanglosen, zufälligen, zwischen Himmel und Erde schwebenden Kunstproduktion nach der großen Selbstverständlichkeit und Unpersönlichkeit Aegyptens, der Antike, des Mittelalters unsere Sehnsucht schweifen lassen. Aber er mußte darüber zum Maori werden. Unsere ganze Tragikomödie liegt hier beschlossen, wird an einem eklatanten Beispiel vorgestellt. Hier ist eine Kunst, die der Ausfluß eines harmonischen, einheitlichen, in sich ruhenden, sich genügenden Daseins scheint. Hier ist der Zustand erreicht, wo der Bildner nur das Sprachrohr einer Menge, nur der Diener eines allgemeinen Willens ist, seine Hand formt das Gerät und schmückt das Gewand, erbaut das Haus und den Tempel, bekleidet Säule und Mauer und errichtet Altar und Götterbild. Und jede Form und jede Farbe, die Gebärde des Götzen und das Schnitzwerk des Dolches, es enthält das gleiche Leben, das die Bucht und den Hügel, die Pflanze und den Baum formte, ja, das sich in der Architektur der Leiber, in der Geste des Tanzes, der Liebe oder des Kampfes, in dem Lächeln des Weibes oder der schmiegsamen Kraft des Mannes offenbart. Diese Kunst trägt den Schein uralten Erbes, herkömmlicher Gewöhnung, nur eben bei ihrer letzten Finesse angelangt, an jener äußersten Grenze, wo der Handwerker Dichter wird und der Steinmetz zum erstenmal seinen Namen nennt. In der Tat, soweit das Unmögliche möglich werden kann, wurde es hier Ereignis. Ein Maori, letzter Sohn einer Künstlerfamilie, scheint dieses Werk vollbracht zu haben, der aber vielleicht von Europens Höflichkeit doch ein klein wenig übertüncht wäre und der sehr wohl gewußt hätte, daß Cézanne oder Puvis, Degas oder Renoir und Lionardo und Holbein oder Giotto auch kein leerer Wahn.

Es ist große Kunst, die im letzten Grunde doch auch in der Luft hängt, die nirgends hingehört, nirgendwo untergebracht werden kann, als etwa auch nur in der allgemeinen Totenkammer ästhetischer Werte, die sich das moderne Museum nennt. Der Maori existiert als Schatten einer versunkenen Vergangenheit, für ihn sind diese Dinge bei aller rätselhaften Verwandtschaft unbegreiflich, ein Fremder hat ihm geschaffen, was ihm selbst nie bewußt wurde, eine Konstruktion seiner Tragödie erfunden, die er selber kaum ahnt. Und uns — was ist uns Hekuba? Dieses Werk, Bruchstück einer imaginären Kultur, wird so, indem es gleichwohl verzweifelt dagegen sich sträubt, vor uns stehen als Manifestation einer höchstentwickelten und sehr komplizierten Individualität, als Dokument eines Selbstopfers, eines Intellekts, der auf sich nahm alle unsere Schuld... Nicht was es realisiert, sondern was es als Qualität, als schöpferische Kraftentfaltung, als Möglichkeit und Forderung darstellt, macht seine Bedeutung aus. Jede einzelne Schöpfung für sich genommen erscheint von einer rein künstlerischen Schönheit, die über das Seltsame, Fremdartige, Erotische hinausträgt und durch ihre ganze Attitude sich bemüht, nicht das Originelle, sondern den Stilgedanken sprechen zu lassen. „Nous sommes les seuls classiques," war Gauguins Antwort auf alle Anfeindungen. Und er hatte ein Recht dazu. Mit ihm setzt ein neuer Klassizismus ein, ein Klassizismus, der nicht aus Ingres und der Antike, sondern aus der Natur, aus dem Impressionismus sich abgelöst hat. Das ist das Entscheidende: Gewiß, auch das Javanische, Indische oder Polynesische ist im letzten Sinne ein Umweg, aber er hatte es vor allem aus dem Natureindruck gewonnen. Etwas von seinem Griechenland hat gelebt. Und deshalb hat seine Monumentalität zugleich eine so brutale, glühende Naturalistik. Das Neue gegen Puvis liegt hierin, daß er sich der Cézanne und Degas erinnerte, daß er jene indirekte Fortsetzung der Tradition aufnahm, doch mit einer vollsaftigen Vision des Daseins verbinden konnte. Die dekorativen Möglichkeiten des Impressionismus werden bei ihm bewußt. Damit steht er, historisch gesehen, als ein Bindeglied da zwischen der älteren Generation und der Jugend, jener ernsten Jugend, die berufen ist, das teure Erbe in die Zukunft hinüberzuretten. Von ihr wird er als der Meister, als der anerkannte Führer reklamiert. Jene Tendenzen, die mit einem Seurat, Lautrec, van Gogh auf verschiedenen Pfaden im letzten Grunde dem gleichen Ziele zustreben, finden in ihm den Organisator, der die Parole ausgibt: Vorbild und Wegweiser. Fast alles, was heute an guten Namen zu nennen ist, dankt ihm, mittelbar oder unmittelbar, seiner Lehre oder seinem Beispiel. Jene Erkenntnisse, die Maurice Denis formuliert hat: que l'art est avant tout un moyen d'expression — que tout objet d'art doit être décoratif — que toute grandeur ne vaut pas sans la simplification, la clarté, l'homogénéité de matière. Er ist der Steuermann, der das Jugendschiff vorüberlenkt an den Sirenengesängen poetischer Sentimentalität und dekadenter Phantasterei, vorbei an allem ziellosen Schweifen wie vergeblicher Sklavenmühe, zu den kühlen Gestaden reiner Anschauung, dort wo „der Geist von jedem Zweck genesen und nichts mehr wissen will als seine Triebe".

Paris. Erich Klossowski.

*) Arrangiert und mit Versen [illegible] Plume, Paris.

Die Lichtmacher.

Fünf Uhr nachmittag. Der Diener schließt die [illegible] grünen Vorhang, die von den Arbeiterräumen der [illegible]

det: Einer ist noch draußen. Er sagt, daß er's absolut noch heute abfiltrieren muß, sonst ist alles hin.

In dieser Hinsicht sind die beiden, Assistent und Laborant — der Abstand ist nicht so gewaltig als man glauben möchte — völlig einig: die Studenten müssen pünktlich schließen. Der Diener besteht darauf, weil er sein Bier nicht erwarten kann, der Assistent, weil er sich sehnt, zu seiner eigenen Arbeit zu kommen.

Wenn endlich alle „Praktikanten" fort sind und auch der letzte, der stets so besorgt ist, daß am nächsten Tag „alles hin ist", sein Becherglas umgeworfen oder mit dem Glasstab durchgestoßen hat, wünscht der Diener befriedigt Gute Nacht, und der Assistent ist mit seiner geliebten Arbeit, mit seinen Plänen und Hoffnungen und Träumen allein. Die Außenwelt versinkt.

Das mäßig große Zimmer ist hell erleuchtet. Das Licht spiegelt sich in Flaschen und Gläsern, die in doppelten Reihen über den schmalen Arbeitstischen aufgestellt sind, und in zahlreichen Gefäßen aus klarem, papierdünnem Glas, Retorten, bauchigen Kolben, Bechergläsern, die alle Fächer eines die Wand bedeckenden Gestelles füllen. Vor dem Fenster steht das Mikroskop, in einer Ecke das Tischchen mit der Gebläselampe, am Pfeiler glänzt in dem zierlichen Kasten aus Mahagoniholz und Glas die vergoldete feine Wage, das Gewissen des Chemikers, wie in einer kleinen Kapelle. Tief in die Mauer eingelassen ist eine Nische mit einem Herde, deren Oeffnung durch eine Glaswand verschließbar ist. In diesem mit dem Schornstein verbundenen „Abzug" wird alles bereitet, was giftige Gase entsendet. In der Mitte des Zimmers bietet ein alter schwerer Tisch eine geräumige Arbeitsfläche dar, die Apparate von seltsamen Formen trägt, wie sie seit einem Jahrhundert der Menschengeist ersonnen hat und täglich neu ersinnt, um die Geheimnisse der Materie zu ergründen.

Das ist die Werkstätte, wo der moderne Alchimist den größten Teil seines Lebens verbringt. Jeder ernste geistige Arbeiter muß mit einem an sinnlichen Eindrücken armen Dasein vorlieb nehmen, um sich, von der bunten, lärmenden Welt abgeschlossen, in seine Pläne völlig einzuspinnen. Es mag geschehen, daß er den Einzug des Frühlings nicht wahrnimmt, der alle Menschen mit Lust überschüttet, und eines Tages erstaunt vor einem Wunder steht: die Bäume haben dichte Kronen aus zarten, hellgrünen Blättern aufgesetzt! Die sprichwörtliche Zerstreutheit der Gelehrten ist nicht gedankenlose Zerfahrenheit, sondern in Wahrheit Sammlung aller Gedanken auf eine einzige Aufgabe. Niemand denke daran, sagt Mach, ein größeres Problem zu lösen, von dem er nicht so ganz erfüllt ist, daß alles andere für ihn Nebensache wird. Der Naturforscher, der nicht hoffen kann, durch das freie Spiel der Gedanken, die in wechselnden Reihen verknüpft, gelöst und wieder verkettet werden können, sein Ziel zu erreichen, sondern wie der Blinde mit dem Stocke mühselig durch Versuche weitertastet, ist überdies durch die Umständlichkeit seiner Forschungsweise gezwungen, viele Stunden am Experimentiertisch auszuharren. Um ein winziges Körnchen Wahrheit zu finden, der Natur den tausendsten Teil eines Geheimnisses zu entreißen, hat er die langwierigsten Vorkehrungen zu treffen, deren Ergebnis durch zahllose Zufälle in Frage gestellt ist. Wie viele Enttäuschungen harren seiner, wie lange Wege muß er, an seinen Fähigkeiten verzweifelnd, in falscher Richtung gehen, um ein Schrittchen vorwärts zu machen! Der Chemiker mischt und kocht, wägt und mißt, erhitzt unter hohem Druck, destilliert im luftleeren Raum, verfolgt gespannten Auges das Fallen und Steigen schlanker Quecksilbersäulchen und das Wachsen der Kristalle, die aus einer schimmernden Lösung zu einem Märchenwald aufschießen und sich zu phantastischen Gebilden vereinigen. Und die Stunden fliegen. Wenn er in später Nacht heimgeht, trifft er fröhliche Menschen: frisches Leben hastet an ihm vorüber, ein helles Kleid, ein Duft, ein Blick ... wie sollte ihm da das Herz nicht schwer werden.

Wohl ist dieses Leben in den Zeiten erfolggekrönter Arbeit reich an innerer Befriedigung. Künstlerische Schöpferfreude erfüllt den Chemiker, dem es gelang, eines der zahlreichen Rätsel zu lösen, die seine Wissenschaft aufgibt: einen neuen Körper zu entdecken, den vor ihm niemand in Händen hatte, eine feinere analytische Methode zu ersinnen, vermeintliche Grundstoffe in weitere Teile zu zerlegen, um eine Reihe [illegible] Tatsachen ein einigendes Band zu schlingen, die verwickelten Pläne zu entziffern, wonach die winzigen Gebäude der Moleküle aufgerichtet sind, neue Zusammenhänge zwischen den Eigenschaften und der inneren Gestaltung chemischer Verbindungen aufzufinden, oder auf Grund solcher Erkenntnisse planmäßig neue Farbstoffe, [illegible] Heilmittel darzustellen. Und hält das Bewußtsein, daß jede ehrliche, wissenschaftliche Leistung [illegible] ist, und sollte sie nur einem Größeren [illegible] tragen, über [illegible] der [illegible] hinweg. Und doch ist, alles zusammengefaßt, ein [illegible] das sich weltfremd innerhalb der Laboratoriumswände abspielt, kein glückliches zu nennen.

Die Handwerker, die Arbeit auf Arbeit häufend einen Lehrstuhl ergattern, um sich dann zur Ruhe zu setzen, sind nicht so häufig als man glaubt, wenngleich wohl wenige Forscher nur aus idealer Liebe zur Wissenschaft an den Zielen ziehen. Wie einst die Habgier der Goldmacher wertvolle Experimentaluntersuchungen zeitigte, aus denen die Chemie entstanden ist, so ist in unseren Tagen der Ehrgeiz die stärkste Triebfeder. Aber die Naturforschung hat eine seltsame Macht über ihre Handlanger: die „Neugier", der Trieb, zu finden, überfällt die Suchenden und treibt sie weit über ihre Absicht hinaus, tiefer und tiefer in das geheimnisvolle Dunkel. Immerhin sind die Märtyrer selten, die in allzu rastloser Arbeit ihre Lebenskraft vorzeitig verbrauchen, wie der große Chemiker Viktor Meyer, ein liebenswerter Mann von seltenen Anlagen, der mit der Wünschelrute einherging und Quellen fand, wo er zu graben anfing; in den kräftigsten Mannesjahren wurde er, Adolf Baeyers bester Schüler, irre an sich und machte seinem Leben ein Ende.

Doch auch der Gewinn der glücklichen Arbeiter, die ihr ganzes Leben lang erfolgreich im Dienste der Wissenschaft gestanden haben, und an Würden und materiellen Vorteilen erreicht haben, was auf diesem Wege zu erreichen ist, steht in keinem Verhältnis zu den Mühsalen und Entbehrungen. Der Ruhm, der durch naturwissenschaftliche Leistungen errungen wird, dringt über den engen Kreis der Fachgenossen nicht hinaus. Jeder Philosoph, Jurist, Literat und selbst der Schauspieler ist in seinem Vaterland bekannter als der bedeutendste Naturforscher. Der gebildete Deutsche wüßte nichts von Viktor Meyer, wenn dieser nicht glücklicherweise zu Gottfried Kellers sechzigstem Geburtsfest auf der „Meise" in Zürich das schöne Lied „Jugendgedenken" gesungen hätte.

Auch die geistige Habe, die der Forscher durch seine Lebensarbeit erwirbt, der innerliche Gewinn ist nicht allzu hoch anzuschlagen. Der Naturforscher hat es nicht so gut wie der Philosoph, der sich ein System bauen kann: Mauern, Fenster, Türen, das Dach und noch ein Fähnlein drauf. Alles, was experimentell erforschbar ist, bleibt Stückwerk, und wer lange Jahre winzige Aederchen des großen Blutkreislaufes beobachtete und an der Möglichkeit verzagen mußte, ihren Verlauf mit Sicherheit festzustellen, verliert den Mut, transzendente Probleme zu lösen. Der greise Naturforscher trägt ein gar kleines Bündel Weltweisheit aus seinem Laboratorium fort.

Nicht einmal Zehrung für seine alten Tage vermag der Abtretende mit sich zu nehmen, da die Wissenschaft stürmisch an dem feiernden Meister vorüberflutet. Robert Bunsen, der so wunderbar reiche wissenschaftliche Beute errang und bis ins hohe Alter von staunenswerter körperlicher Rüstigkeit war, mit seinem reckenhaften Körper und dem Kopf eines alten Seemanns, saß die letzten Jahre seines Lebens in dem gartenumfriedeten Häuschen der Bunsenstraße zu Heidelberg und las französische Romane.

Solche Gedanken ziehen dem Einsamen durch den Kopf, wenn er nachts mit müßigen Händen vor dem Abzuge sitzt und Versuche überwacht, die im Gange sind. In einem großen Rundkolben kocht eine dunkle Masse heftig zischend und stößt rotgiftige Dämpfe aus. Daneben wird in ein kleines Kölbchen mit wasserheller Flüssigkeit Chlorgas eingeleitet; Blase für Blase steigt glucksend auf und am Boden sammeln sich Tröpfchen eines dünnen Oels, die zu einer gelblichen Schichte zusammenfließen. Dieses Oel ist Chlorstickstoff, ein heimtückischer Körper, der sich ohne äußere Ursache mit furchtbarer Gewalt, eiserne Gefäße zerschmetternd, zersetzt. Der Forscher, der diese Verbindung entdeckte, verlor bei einer solchen Explosion drei Finger und ein Auge, was ihn nicht hinderte, nach seiner Heilung die Untersuchung wieder aufzunehmen.

Wenngleich der vertraute Umgang mit der Gefahr sorglos macht, erzeugt das Bewußtsein, daß jeden Augenblick ohne Warnung etwas Fürchterliches geschehen könne, doch eine gewisse Spannung der Nerven. Es ist, als läge ein Raubtier sprungbereit vor dir und blickte dich mit seinen falschen, gelbgrünen Augen unverwandt an. Zwischen dir und dem Tode ist nur eine dünne Glaswand ... Kein Laut dringt aus den weiten, dunklen Höfen herein. Die Wasserstrahlpumpe, die aus einer Flucht gesch[illegible] Glasgeräte die Luft absaugt, rauscht ihr eintöniges Lied und die Gasflammen summen. Das sind feierliche Stunden, in denen sich der Blick wohl von dem Einzel[illegible] dem Schicksal der Gesamtheit zu erheben vermag.

Was gilt der Einzelne! Mag auch das Leben des Forschers [illegible], die Forschung ist der Menschheit [illegible]. Jedes Ergebnis der Wissenschaft wird, wenn auch [illegible] Wegen in das Leben hinaus[illegible]. [illegible] der Chemiker bei [illegible] unter dem Null

punkt Gase zu festen Körpern erstarren läßt oder aus Quarzgefäßen Silber destilliert, mit dem Spektroskop die Sonnenatmosphäre durchforscht oder die Emanationen radioaktiver Körper verflüssigt, dies alles wird schließlich dem einen Zwecke dienen, das Leben lebenswerter zu machen. Von den Früchten dieses Strebens werden alle genießen, Reich und Arm, und auch die Verblendeten, die vor den hellerleuchteten Fenstern wissenschaftlicher Werkstätten die Fäuste ballen.

Und die Gedanken fliegen weiter von des Leibes geringerer Not zu der schwereren Qual geistigen Hungers und zu der ewigen Sehnsucht nach Erkenntnis, nach dem Wissen vom Anfang und vom Ende. Der Sinnende starrt in die dunkelroten Dämpfe, die den runden Glaskolben wogend erfüllen, und seinen Augen entschwinden die grauen, den Herd einschließenden Mauern. Er sieht weit hinaus in die Nacht. Eine feurige Kette von Fackeln zieht sich hinauf, höher und höher: ein Mann reicht die Leuchte dem nächsten und die letzten stehen auf der Plattform eines riesigen Turmes, von dem die Strahlen auf das unermeßlich weite, düstere Feld des Lebens fallen, dessen Grenzen ringsum im dichten Nebel verschwimmen.

Dr. Richard Reik.

Bücher.

Karmen: „Die Wilden". Verlag Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.

Für die Unglücklichen hat der Russe großes Verständnis. Immer wieder kehrt er zu ihnen zurück, immer wieder erzählt er uns schmucklos von ihrem großen Elend. So auch Karmen. Er führt uns nach Odessa an den Hafen, wo die Menschen tief unten in den Kielräumen der Schiffe Getreide aufspeichern, das Tageslicht nicht sehen und die Luft entbehren. Und so werden sie müder und verzweifelter, immer elender und verkommener. Sie starren vor Schmutz, gleichen einem Bündel Fetzen, und um die peinigenden Gedanken zu töten, trinken sie bis zur Vergessenheit. So ist der Schnaps ihr einziger Freund, aber auch zugleich ihr unerbittlichster Feind. Diejenigen, die noch ein paar Kopeken gerettet haben, verbringen die Nacht im Asyl, die anderen suchen irgendeinen leerstehenden Wagen auf oder hüllen sich in die warmen Abfälle eines Kehrichthaufens. Niemand kümmert sich um die „Wilden", sie leben gleich herrenlosen Hunden, und verenden gleich denen im Schnee auf der Straße. Die Vergangenheit, das wirkliche Leben, liegt bereits hinter ihnen, die Gegenwart ist nichts anderes als ein langsamer Tod. Gar mancher faßt den Entschluß, sich loszureißen, wieder Mensch zu werden, aber der Hafen läßt ihn nicht mehr frei, er hält ihn mit eisernen Klauen. So gibt er denn den Plan wieder auf und trinkt, bis die Gegenwart wieder versinkt. Das ist so der Inhalt der Skizzen, die uns Karmen gibt. Aber Karmen ist zu äußerlich, es ist oft eine ermüdende Wiederholung derselben Elendskala. Da ist der gewaltige Unterschied zwischen Gorki und seinen zahlreichen Nachahmern zu suchen. Der eine hat dies alles erlebt, hat selbst die Verzweiflung gefühlt, die anderen dagegen sind nur Augenzeugen, flüchtige Seher, die wohl das erschreckende Aeußere dieser Unglücklichen, aber nicht ihr verzweifeltes Innere kennen.

Dr. Max Glaß.

Revue der Revuen.

„Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (Ausgabe in Wochenheften). Alexander Rumpelt bespricht in einem glänzenden Aufsatz G. Sergis Buch „La Decadenza delle nazioni latine". Sergi untersucht im ersten Teil seines Werkes, dem er den Titel „Dem Abgrund zu" gibt, die Ursachen des Verfalles der Völker an drei Typen von Nationen, den Orientalen, den Griechen und den Römern. Die ersteren gingen an dem Herdencharakter zugrunde, es fehlte der Eigenwille des einzelnen. In Griechenland dagegen war der unbeschränkte Individualismus, der auf allen Gebieten herrschte und eine so schnelle Blüte ermöglichte, zugleich die Ursache des frühen Verfalles. Rom, das aus der etruskischen und hellenischen Kultur die römische gebildet hatte, erstarrte, als es seine frühere Duldung fremder Religionen dem Christentum gegenüber aufgab; der äußere Anstoß zum Untergang waren die einfallenden Germanen. Der Verfall der romanischen Nationen, besonders Italiens, hat allgemeine Ursachen: den nackten allzu starken, zahlreiche Wirren verursachenden Individualismus und das Papsttum, dem das Nationalgefühl stets fremd geblieben und das immer das Prinzip der Stärke vertrat. Das Kindschritt bedeutet De. [illegible] Katholizismus ist die Hauptursache des allmählichen Verfalles. Im zweiten Teil seines Werkes: „Aufrichtung", zeigt Sergi den Weg dem Verfall Einhalt zu tun: Völlige Abrüstung, denn die romanischen Nationen haben in letzter Zeit ihre Unfähigkeit, Kriege zu führen, bewiesen, und es sei ein Fehler, um jeden Preis Großmacht spielen zu wollen; Abschaffung des Königtums und Ausschluß der Geistlichkeit vom Unterricht. Zweierlei, meint Rumpelt, beeinträchtigt den Wert des beachtenswerten Buches: die einseitige, rein physiologische Auffassung, die der Naturforscher von Beruf auf die sozialen Verhältnisse überträgt, und das gewaltsame Aendern [illegible] Verhältnisse durch gelehrte Theorien, während im [illegible] doch alles nur durch Kompromiß zwischen Altem [illegible] stande kommt.

„Les Marges" ist der Titel einer neuen literarischen Zeitschrift, deren erstes Heft vor kurzem in Paris erschien. Ihr Herausgeber, Eugène Montfort, war einst zusammen mit Saint-Georges de Bouhélier der Herold einer neuen Richtung, die sich „Naturisme" benannte und gegen den Symbolismus zu Felde zog. „Les Marges" zeichnen sich dadurch aus, daß sie unregelmäßig erscheinen werden, denn ihr Herausgeber und ausschließlicher Redakteur scheut die Gefahr, unter irgend welchem Zwang schreiben zu müssen und setzt sich deshalb auch keinen Termin. Mit Muße will er sein Material zusammentragen, und wenn ein Heft komplett ist, dasselbe dem Druck übergeben. Er hofft auf diese Weise seinen Lesern spontane, natürliche, mit Lust und Liebe und in richtiger Stimmung verfaßte Artikel zu bieten. Die Auflage der Zeitschrift wird sich ganz nach der Nachfrage richten. Im Text erweist es sich, daß Eugène Montfort gemäßigter in seinen Ansichten geworden ist: er erkennt Gérard de Nerval an, während Viktor Hugo ihm immer noch „pathologisch" erscheint.

Vergangenheit.

Von Marie Marx-Koning.

Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Frida v. Rüden.

(Schluß.)

Den nächsten Morgen war ihr erster Gedanke Jo; ihr zweiter, das Fremde, das jetzt an ihm haftete...

Sie trödelte beim Anziehen, frühstückte mit unbestimmten, nachdenklichen Blicken ihrer Mama gegenüber und begann, mit zögerndem Grübeln das Fremde zu zergliedern, das diesen Tag so ganz anders machte als frühere Tage.

Warum hat ihr Jos ehrliches Bekenntnis so einen Stoß gegeben? Warum hatte sie ihm den Kummer angetan, ihm dies merken zu lassen? Hatte sie nicht gewußt, nicht begriffen, daß er eine „Vergangenheit" hatte, so wie fast alle Männer? Hatte sie das früher nicht als ein unabänderliches Etwas betrachtet?

Mein Gott, sie wußte ja doch ganz genau, wie es zuging. Männer aus niederem Stande heiraten meistens so viel früher... kamen so viel weniger in Versuchung dadurch; aber Männer ihres Standes...

Es war nur deshalb, weil es ein Dienstmädchen gewesen war, daß es sie so erschreckte. Sie konnte sich in so etwas nicht hineindenken...

Für sie war ein Dienstmädchen... nun ja: ein Mensch, natürlich. Man ist freundlich zu ihm; höflich wie gegen einen Packträger. Natürlich!... Man kann es gern haben... Gewiß!... Wenn es ordentlich seine Arbeit macht, ist man ihm auch zugetan...

Aber Jo hätte ihr ebensogut erzählen können, daß er in einen Ofen verliebt gewesen wäre; oder in einen Staubbesen; oder in einen... einen Müllkasten...!

Eine Dienstmagd...! Einer Dienstmagd gibt man ein Trinkgeld!... Sie war gewiß sehr schön gewesen, diese Magd... Aber dann: die Sprache von so einer... ihre geringe Bildung...

Tina, Mamas Mädchen, kam eben herein; Lien blickte schen auf.

Tina war wohl auch hübsch; aber sie hatte etwas albern Lachendes in den Augen... etwas... etwas wie Triumph!

Sonderbar: das hatte sie früher nie bemerkt. Mit Widerwillen blickte sie auf die schmutzig grobe Haut von Tinas ziemlich kleinen Händen und auf die wohlgeformten, aber rotaufgesprungenen Arme, die aus den Schlitzen ihrer umgeschlagenen blauen Aermel hervorblickten...

Wenn ihr mit Jo einmal auf der Straße dieses Mädchen von früher entgegenkommen würde; auf der Straße! Würde er dann grüßen? Nein... natürlich nicht. Jo würde tun, als ob er nichts sähe. Aber das Mädchen würde vielleicht sehen so albern lachend, genau wie Tina... Nein... dieses Mädchen würde verstohlen lachen... so frech, von unten herauf...

Sie wußte genau, wie diese Sorte Mädchen lacht. Sie erinnerte sich plötzlich, daß sie es wohl einmal gesehen hatte. Auf der Straße irgendwo... Sie wußte nicht mehr, wo und wann, aber sie hatte es gesehen.

Es war eigentlich unangenehm gewesen für Jo, es zu [illegible]

Gut von ihm; schön von ihm, daß er's gesagt hatte... und so wie er sagte: Männer wären so ganz anders... Aber... komisch doch: ein Dienstmädchen... so ein Mädchen [illegible]

Mama, die bei ein paar müde gesprochenen Antworten [illegible] Lien ein wenig verwundert angeschaut hatte, daß die [illegible] durch Lien wollte sich unbeschäftigt. Sie starrte hinunter [illegible] den [illegible] Garten, auf die Rosenbeete, auf di[e] [illegible] im Grünen, die gelben und weißen und gelben Blumen und dann in den blauen [illegible] Himmel, von dem nur ein kleines Stückchen von dort, wo sie saß, zu [illegible]

Sie wollte ein wenig ausgehen. Eine Besorgung in der Stadt machen und dann Jo vom Bureau holen.

Es war Samstag-Morgen. Die Straße, in der Lien wohnte, war, wie der Wald im Frühjahr, voll zwitschender Vögel, voll von Dienstmädchen mit gewöhnlichen, fröhlich lachenden Blicken, die Kleider ausklopften, Trottoirs reinigten, Fenster wuschen.

Lien sah und hörte nichts anderes als ihre Gebärden, ihre Stimmen, all die hellen und dumpfen Geräusche, die sie machten ... in der hellen Straße mit den Streiflichtern und schrägen Sonnenstrahlen auf den Häusern.

Eine nach der anderen der geschäftig tuenden blaugekleideten Mädchen sah sie bang forschend an.

Es waren wirklich liebe Gesichtchen unter ihnen. Sie sah das jetzt zum erstenmal. Bisher war sie nicht gewöhnt, auf sie zu achten, ebensowenig wie auf die Häuser und Bäume, an denen sie gewöhnlich entlang ging ...

Die meisten blickten jedoch häßlich frech; gemein ... Mit einer Art Triumph in den eigentümlich wissenden Augen ... Genau wie Dina ...

Was war das doch in den Gesichtern: dieser Triumph?

Jo hatte gesagt, eine Frau wie sie könne das nicht begreifen ... Das wäre etwas Eigenes: Unsere Sinne ...

O, das begriff sie sehr gut ... das hatten Frauen auch ... Natürlich.

Aber daß ein Herr wirklich verliebt sein konnte in ein hübsches Dienstmädchen, es liebkosen ... und daß eine Dame sich nicht verliebte in einen Diener ... das war es ... das war das Eigene ... das war es, was ihr so sonderbar war und so unangenehm ... weil sie es nicht begreifen konnte.

Es blieb also in einem Mann immer etwas, das unbegreiflich war für eine Frau wie sie ...

Immer blieb etwas in seinem Wesen, das er allein erlebte; außerhalb der Frau, die geistig seinesgleichen war.

Wie konnte also eine Ehe je schön sein? Wie konnte das je sein? Das Verschmelzen von zwei zu einem? ...

Mit etwas, außerhalb dessen man stand, konnte man nicht verschmelzen ...

Das war das Fremde, das Schreckliche für Lien ...

Unbewußt dem Bedürfnis nachgebend, allein zu sein, war sie in eine Straße eingebogen, die aus der Stadt hinausführte.

Sie würde Jo heute nicht abholen. Sie fühlte sich nicht in der Stimmung ... Erst mußte sie andere Gedanken haben ... ruhige klare Gedanken ...

Es war ein schöner Nachsommertag. Scharf zeichnete sich alles in dem überall flutenden Licht. Mit der Deutlichkeit chinesischer Schatten hoben sich die Bäume von der grell blauen Luft ab und warfen blauschwarze Schattenstreifen auf den sonnigen Weg.

Schön begrenzte die violette Ferne das Gesichtsfeld, wo der Himmel heller werdend sich wölbte.

Die breite, hellgraue, vom Morgennebel noch ein wenig feuchte Straße zog sich geradeaus in die Ferne. Mit gelben Pflanzen bewachsene Gräben trennten sie von den lichtgrünen, sich weithindehnenden Weiden.

Die dicken Baumriesen standen aufrecht und ruhig, ruhig ihr Blätterdach ausbreitend, das dazwischen da und dort Teile des blauen Himmels durchblicken ließ.

Der sonst feste Schritt Liens wurde schwer in ihrer nachdenklichen Stimmung. Ihre suchenden, nichts sehenden Augen schweiften umher, suchten unbewußt immer wieder einen anderen Ruhepunkt, und fanden diesen ebensowenig, wie ihre erschreckten, aufgejagten Gedanken ihn finden konnten.

Es war, als ob in ihrem Kopf hundert Wege wären, die mit unentrinnbarer Sicherheit alle nach demselben Ziel führten: zu Jo und dem wunderlichen, dem entfremdend Sonderbaren, das seit gestern an ihm haftete.

Sie hatte schon längst gewußt, daß junge Männer ihres Standes anders lebten als junge Mädchen ... daß sie nicht unschuldig blieben; aber alles, was sie diesbezüglich verstanden, gelesen, erdacht hatte, war unklar und unbestimmt gewesen; ohne eigentliche Tatsachen.

Und es hatte sie ebensowenig getroffen, als in die Luft abgeschossene Pfeile sie treffen würden.

Daß da in einem Mann etwas war, außerhalb dessen eine Frau wie sie stand, etwas, was sie nicht begreifen konnte, darüber hatte sie nie nachgedacht; denn dies hatte das Leben sie noch nicht empfinden lassen. Denn nicht die Tatsache, die Jo ihr erzählt hatte, sondern der weiter daran geknüpfte Schluß quälte sie ...

Wo fing dann das gegenseitige Begreifen an und wo hörte es auf?

Sie fing an zu wünschen, daß Jo ihr nichts erzählt hatte. Es war so schön gewesen, so schön, als sie nichts gewußt hatte.

Allerdings, das wäre niedrig gewesen ... das wäre Betrug gewesen ...

Daß sie früher nie gesehen hatte, wie triumphierend diese Sorte niederer Mädchen blickte ... diese Dienstmädchen und solche ...

Ob sie wohl begriffen, was sie nicht begriff?

Lag das nicht in ihren Augen?

Waren sie dem Manne seinesgleichen? Und standen Frauen, Mädchen wie Lien, allein gegenüber diesen beiden Tiermenschen, die einander gar wohl verstanden?

Sollte einem der Mann nie ganz gehören ...? Nie ganz ... Blieben seine Sinne immer so etwas Besonderes? Etwas, das für jede sein konnte? Für jede! Für Dina ... für ein anderes Mädchen oder eine andere Frau. Für jede hübsche Frau vielleicht!

Ach Gott! ... Nein ... Woran konnte man sich denn klammern! Wo fing also die Einsamkeit an? ...

Was war also Liebe, wenn dasselbe, das sie als einen Teil der Liebe empfand, bei einem Mann für jede sein konnte ...

Sie kehrte plötzlich um ... Sie würde nur nach Hause gehn ... Jo nicht holen.

Sie fühlte sich nicht behaglich; gar nicht behaglich ...

* * *

Zu Hause angekommen, ging sie rasch die Treppe hinauf, nach ihrem Zimmerchen und warf nervös Hut und Mantel auf einen Stuhl.

Wie ein schmerzhafter Stich fiel ihr Jos Bild in die Augen. Es stand immer auf einem Tischchen knapp neben ihrem Bett, so daß sie es sehen konnte, wenn sie des Morgens wach wurde.

Sie nahm es rasch zur Hand.

Gott ... o Gott! wie war das doch schrecklich, das Fremde zwischen ihren Gedanken und ihm ...

Liebte sie ihn nicht mehr? ...

Sie stellte das Bild wieder nieder und legte sich still auf ihr Bett.

Es war, als ob ein großer Abstand zwischen ihr und allem anderen wäre, als ob sie kalt, allein daläge ohne irgendjemanden auf der Welt, der zu ihr gehörte.

So lag sie lange, still auf der weißen Decke. Sie hörte nicht, daß Mama die Treppe heraufkam; sah sie erst, als sie sich über sie beugte.

„Fehlt dir etwas, Lien?" fragte Mama freundlich, ihre Hand auf der warmen Stirn ihres Kindes.

„Nein, Ma ..." log Lien; die Augen starr auf einen Fleck der geblümten Tapete gerichtet.

„Doch nichts mit Jo?"

„Nein, Ma ..."

„Kann ich nichts für dich tun?"

„Nein ... danke."

„Also nur weggehen?"

Lien ergriff etwas heftig ihre Hand und drückte sie an ihre warme Wange. Dann plötzlich aufstehend, schlang sie ihre beiden Arme um ihre Mutter und schluchzte, sie fest umklammernd:

„O Gott, Ma ... o Ma ... ist es wahr? Ist etwas in den Männern, das wir nicht begreifen?"

Die alte Frau erschrak ein wenig. Dann, ihren schönen, feinen, klugen Kopf an das betrübte Gesicht ihrer Tochter drückend, sagte sie langsam, während eine Erinnerung an längst vergangenen Schmerz in ihrer Stimme zitterte:

„Genau weiß ich nicht, was du meinst, Kindchen; aber ich fühle es. Ja, es ist zuweilen etwas in unseren Männern, das Frauen wie wir nicht begreifen; und das ist zuerst sehr traurig, Kindchen; sehr traurig ... Aber es ist auch etwas in uns, das sie nicht begreifen.

Das nehmt gegenseitig mit in den Kauf ... Das steht außerhalb eurer Liebe ... Und die bleibt ... Die lehrt uns, daß wir uns herablassen, und die lehrt sie, daß sie zu uns kommen ..."

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XXXVIII. Band. Wien, den 19. März 1904. Nummer 494.

Der Segen der Obstruktion.

(Ein Brief-Fragment.)

„. . . Nein, lieber Freund, Sie können es sich gar nicht vorstellen, wie naiv diese Partei- und Zeitungspolitiker sind. Wissen Sie, was man von mir erwartet? Heldentaten! Lustig, wie? Aber lachen Sie nicht! Es ist ja doch möglich, daß in meinem Innern verborgene heroische Kräfte schlummern. Immerhin ist es nicht beleidigend, wenn man mir so etwas zumutet. Jetzt aber kommt das Beleidigende: man erwartet von mir Heldentaten, die nicht mir, sondern anderen nützen, die mich hinunter und andere emporbringen sollen. Ich soll so eine Art Curtius sein, der in den Abgrund springt, um das Vaterland zu retten. Sollte man es glauben, daß es Menschen gibt, die so einfältig sind, mich für so einfältig zu halten? Aber diese Leute wimmeln nur so herum. Von allen Seiten höre ich es, von Radikalen und Gemäßigten, von Patrioten und Malkontenten, sogar von wirklichen Anhängern und Verehrern. Alle sind überzeugt, daß ich nun endlich den Entscheidungskampf gegen die tschechische Obstruktion aufnehmen müsse. Natürlich, es ist ja unausschiebbar! Und der Tisza ist mir doch mit dem guten Beispiel vorangegangen, nicht wahr? Täglich und stündlich kommen mir diese Dummköpfe mit dem ungarischen Kollegen. Ja, ja, er ist ein temperamentvoller Herr, er hat sich mit großartiger Bravour in den Kampf gestürzt, und die politisierenden Hofdamen nennen ihn einen feschen Kerl. Alles richtig! Aber warum hat er's getan? Weil er was davon hatte. Weil es dringend notwendig für ihn war. Er konnte sich nur behaupten, wenn er siegte, und mußte fallen, wenn er unterlag.

Aber ich?!

Ich finde gar keine Bezeichnung für diese vernagelten Schädel, die nicht begreifen, daß mein Fall ein ganz anderer ist. Der Tod der ungarischen Obstruktion war Tiszas Leben. Der Tod unserer Obstruktion würde auch meinen Tod bedeuten. Ich lebe mit ihr und von ihr. Und ich sollte den Ast absägen auf dem ich sitze? Die Obstruktion hat mich vor vier Jahren ins Amt gebracht, und dank ihrer Ausdauer und Zähigkeit ist meine Stellung auch heute noch eine leidlich feste. Es wäre schreiender Undank, wenn ich ihr dafür etwas zuleide täte.

Aber die Interessen des Staates! Stehen die nicht höher als die eines Ministers? Ihnen, lieber Freund, traue ich einen so geschmacklosen Einwand nicht zu; Sie sind kein Phrasendrescher, und wenn wir unter uns sind, werden wir uns doch keine pathetischen Flausen vormachen. Aber selbst Ihnen, dem nüchternen, kühl lächelnden Beurteiler gegenüber möchte ich doch nicht als der brutale Egoist dastehen, der gar keine andere Rücksicht als die auf seinen persönlichen Vorteil gelten läßt. Nennen Sie das eine moralische Schwäche [illegible] gut, ich habe solche Schwächen. Also: gesetzt den Fall, ich wäre der Marcus Curtius, für den die Biederleute mich halten; gesetzt, ich wäre toll genug, die Obstruktion zu bekämpfen, zu besiegen, mich selbst überflüssig zu machen und ein paar ehrgeizigen Parlamentariern den Weg zur Macht zu ebnen. Was würde der Staat dabei gewinnen? Kann irgend jemand ernstlich meinen, daß die Parlamentarier besser regieren würden als wir Bureaukraten? Ich bin vom Gegenteil durchdrungen. Erstens würden sie sich untereinander nicht vertragen und zweitens hätten sie mit der Beamtenschaft einen bösen Stand. Der österreichische Beamte hat nur vor gelernten Menschen Respekt, vor seinen Vorgesetzten und vor Hochgeborenen. Ein Minister muß sich entweder hinaufgedient haben oder ein Feudalherr sein. Aber so ein [illegible] in die Höhe gekommener Parlamentarier — nein, das ist nichts, dem fühlt sich jeder Amtsdiener [illegible]. Ich sage es nicht nur so, sondern es ist [illegible] das Gesicht zu verziehen — es ist meine Überzeugung, daß ein Beamtenministerium von allen [illegible] das beste ist. Ich fände es [illegible], wenn jemand anderer das Regieren besser [illegible] einer nicht einmal das bißchen Verwaltungstalent haben sollte —! Na, und dann die Routine! Wir haben das im kleinen Finger, und wir arbeiten, wir sind fleißig. Ich komme den ganzen Tag nicht vom Schreibtisch weg. Was will man denn mehr?

Nein, nein und zehnmal nein — ich werde die Obstruktion nicht bekämpfen. Habe gar keine Lust und gar keinen Grund dazu. Allerdings, Reden dagegen halten, die Leute beschwören, davon abzulassen, sie zur Eintracht, zur Arbeit, zum Fortschritt mahnen — mein Gott, das muß man ja tun, das erfordert der Anstand. Ich muß mich über die Zeitverschwendung trostlos, über den Stillstand der Gesetzgebung tief bekümmert stellen. Aber *sub rosa* teile ich Ihnen mit, Verehrtester, daß ich mich dabei ausgezeichnet befinde. Kann es denn etwas Angenehmeres für einen Kabinettschef geben, als so eine Obstruktion, die ihm tausend Mühen und Peinlichkeiten erspart? Denken Sie nur, was das sonst für eine Arbeit gab — eine Budgetdebatte! Wie da jedes Detail kritisiert, wie die ganze Verwaltung durchgehechelt wurde, wie man beständig am Laufenden sein, auf jede Frage Bescheid geben, sich in jeder Kleinigkeit orientiert zeigen mußte. Jetzt hat das alles aufgehört. Wir tun, was uns beliebt, es gibt keine Rechenschaft, keine Verantwortung. Der § 14 gibt uns jede Befugnis, die wir brauchen, er ist ein unerschöpflicher Born, aus dem wir immer neue, immer ausgedehntere Rechte holen. Wir haben es weit besser, als es der Vormärz hatte, wir verbinden das Angenehme des Absolutismus mit dem Nützlichen der Verfassung. Der Schein der parlamentarischen Kontrolle bleibt ja trefflich gewahrt, die Staatsgläubiger sind beruhigt, der Staatskredit steht glänzend. Wir wirtschaften, wie wir können und wollen, berufen von Zeit zu Zeit das Parlament ein, lassen die Obstruktion ein wenig toben, tun sehr verzweifelt ob des schrecklichen Schauspiels, lassen dann den Vorhang wieder fallen und regieren glücklich und zufrieden weiter. Kein Minister der absoluten und keiner der konstitutionellen Zeit hat je behaglicher gelebt als ich. Und selbst die Parlamentarier fühlen sich ganz wohl dabei. Sie brauchen keine Vorlagen zu studieren, keine Reden einzulernen, sie faulenzen wie die Haremweiber. Alle sind sie mir im Innersten dankbar und gewogen, sogar die wütendsten Obstruktionisten. Sie suchen mich in meinem Ministerium auf, erbetteln kleine Gefälligkeiten für ihre Provinzbürgermeister und sind hoch erfreut, wenn ich sie artig bediene.

Sie sehen, lieber Freund, daß bei der Obstruktion jedermann seine Rechnung findet: der Staat, denn er wird gut regiert; das Ministerium, denn es ist jeder lästigen Kontrolle enthoben; das Parlament, denn es hat alle Tage Sonntag. Die Obstruktion ist nur scheinbar ein wilder Kriegszustand, in Wahrheit ist sie ein paradiesischer [illegible]. Wenn es sonst einen neuen Gesetzentwurf gab, ob es nun ein politischer, ein sozialer, ein wirtschaftlicher war — wie platzten da die [illegible] und kein Aneinanderplatzen. Alles ist ruhig, heiter, friedlich. Und diese Idylle sollte ich mutwillig stören? Sollte mich selbst opfern, die Parteien in Wut und Aufregung, den Staat in Unruhe und Verwirrung stürzen, einer leeren konstitutionellen Theorie zuliebe? Nein, [illegible] kein solcher [illegible]!"

E. W.

Tisza und Apponyi.

Aus dem Tagebuch eines Mamelucken.

Tisza und Apponyi! Eduard und Kunigunde! [illegible] Jahren fingen die ungarischen [illegible] kämpfte Graf Albert Apponyi gegen den alten [illegible] Tisza verstand der „alte General" [illegible] der [illegible] hatte ihn zur ewigen Armee, die keinen [illegible] kennt, einberufen [illegible] und dem Sohn [illegible]

General" Ministerpräsident und jetzt kämpft wieder Apponyi gegen Tisza II. Immer das alte Lied: Eduard und Kunigunde, höchstens mit der Variante: Kunigunde und Eduard. Allerdings verkörpern diese Persönlichkeiten zwei politische Weltanschauungen: den Realismus und den Idealismus, den Erfolg um jeden Preis und den Erfolg um keinen Preis, die fleischfressende Pflanze und das Blümlein Rührmichnichtan, den Don Juan und den indischen Büßer, die Devise: Geschäft ist Geschäft, und die Maxime: dem König mein Schwert, der Dame mein Herz — mir aber nichts. Kurz: die alte Leier der ungarischen Politik: Tisza und Apponyi, Eduard und Kunigunde!

— — — — — — — — — — — — —

... Das war heute eine stürmische Sitzung in der Delegation. Apponyi hat wieder einmal sein oppositionelles Herz entdeckt. Die militärischen Errungenschaften wurden von ihm in einer Weise vernörgelt, die mir und allen Mameluken das Blut in die Wangen trieb. Jahrelang haben wir wohl die „nationalen Aspirationen" nicht ernst genommen und Apponyi, der für diese Illusionen kämpfte, komisch gefunden, doch jetzt, wo die militärischen Konzessionen errungen sind, halten wir sie heilig. Und Apponyi findet jetzt Haare in der Suppe, die eigentlich er uns eingebrockt hat. Ein unverbesserlicher Nörgler! Wahrhaftig, der kleine Journalist hatte recht, als er dem Grafen Szapary, der seinerzeit schon das Verwaltungsprogramm Apponyis expropriierte, sagte: „Exzellenz irren, wenn Sie glauben, daß Apponyi einen Nachteil davon haben wird, wenn Sie ihm sein Programm nehmen. Apponyi hat immer ein n e u e s Programm!" Jawohl, auch jetzt, nachdem seine nationalen Aspirationen konsumiert sind, kommt er wieder mit neuen Wünschen und neuen Schmerzen. Doch Tisza leuchtete ihm gründlich heim. Nach der Rede Apponyis erhob sich der junge General und vernichtete Apponyi. Eduard schlug die böse Kunigunde unter dem Jubel der Mamelukenschar mausetot. Es mußte Kunigunden endlich einmal gesagt werden, daß sie kein Programm, keinen Charakter, keine Meinung, keine Lebensfähigkeit, kurz, keinerlei Reize habe. „Geh in ein Kloster!" Eduard war bewunderungswert. Der rasende Roland hätte wie ein Schnittwarenkommis neben ihm ausgesehen. Endlich eine starke Hand! Ein Mann, ein Wort! Es ist eine Freude, hinter einem solchen Führer Mameluck zu sein.

— — — — — — — — —

... Tisza hat Apponyi um Verzeihung gebeten. Er erklärte, daß er seinen gestrigen Angriff nicht recht überlegt hatte. Es gibt Dummköpfe, welche meinen, daß auch ein Ministerpräsident vorher überlegen sollte, was er spricht, und nicht erst nachher, aber diese Tölpel wissen nicht, wie ritterlich, edel und vornehm eine Abbitte ist. Meine Hochachtung und Bewunderung für Tisza steigt fortwährend. Welch ein Staatsmann! Gestern vernichtete er Apponyi, heute aber reicht er ihm die Hand — traurig genug, daß Apponyi diese Hand nicht ergriff, ja, die feierliche Abbitte mit keinem einzigen Wort honorierte. Er bleibt eben der alte Nörgler. Eine böse, alte Jungfer, die alle Männer haßt.

—

... Tisza hat noch einmal Abbitte geleistet. Es war rührend. Wie in der „Fledermaus", die ich gestern im Opernhaus hörte: „Ich wollt' Sie nicht beleid'gen ... nein ... ich wollt' Sie nur verteid'gen ..." Und Apponyi blieb starr und stumm. Ein verstockter Sünder. Wird niemals Karriere machen. Man sollte ein Buch schreiben: „Die Ministerportefeuilles, die ihn nicht erreichten." Und Tisza hatte den Charakter, das Talent, die Ideen, die Eloquenz Apponyis über den grünen Klee gelobt! Ein österreichischer Delegierter, dem ich die ritterliche Tat Tiszas schilderte, rief lachend: „Seit der großen Retirade sah man solches Laufen nicht." Soll wohl ein Witz sein? Dummer Schwab!

... Der große Kampf auf Leben und Tod beginnt. Tisza hat seinen Operationsplan entwickelt. Die Obstruktion wird geschlagen, vernichtet, zerrieben. Die Obstruktion wird sozusagen schon im Mutterleib ausgerottet werden. Als er heute im Klub die Mameluken [illegible], applaudierten wir begeistert wie in der Oper bei der großen [illegible] in den „Hugenotten". „Piff, paff, mordet sie ... piff, paff, schlagt sie ... piff, paff, puff!" Es war schön! Welch edler, kluger und wahrhaft [illegible] Plan! Wenn fünfzig Abgeordnete den Wunsch äußern, die Debatte zu schließen, müssen die Oppositionellen den Mund halten, und wenn ein Oppositioneller muckt, wird er [illegible]. Jetzt endlich soll das ungarische Parlament ein wirkliches Parlament werden. Natürlich hat Apponyi wieder allerlei Bedenken und Skrupel. Fürchtet offenbar, daß [illegible]

langen Reden nicht mehr vom Stapel lassen darf. Wahrhaftig, die höchste Zeit, daß auch die Oppositionellen schweigen lernen, denn es ist ja nicht das parlamentarische Privilegium der Mameluken, in beiden zulässigen Sprachen — ungarisch und kroatisch — sich selbst todzuschweigen.

— — —

... Man erzählt, Szell und Andrassy seien gegen die Cloture. Das wäre nicht übel. Dann ginge die Regierungspartei aus dem Leim und Tisza ebenfalls. Schade um ihn. Aber schließlich hat Ungarn seit Mohacs noch ganz andere Schicksalsschläge überdauert. Minister sind wie Uhren; sie müssen gehen, damit man einen Nutzen von ihnen habe. Verschwindet Tisza, so kommt ein anderer Ministerpräsident, und dieser wird sicherlich auf der Höhe der Situation stehen. Glückliches Land, unser Ungarn! Wenn Tisza ginge, hätten wir gleich ein Dutzend Kandidaten für seine Stelle. Da ist vor allem Szell, der zurückkehren will, dann Andrassy, der Vize-Szell, ferner Wekerle und Csaky, die Kirchenpolitiker, die ihre Auferstehung erleben möchten, dann Khuen, der Lust hätte, das fünfundzwanzigste Jubiläum seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten zu feiern, weiter Fejervary und Lukacs, die treuen Diener ihres Herrn, ferner Szapary und Banffy, die noch treueren Diener desselben Herrn; nicht zu vergessen Hodossy, der Kandidat mancher Wiener Kreise, sowie Apponyi, der doch auch daran kommen muß, und der junge Zichy, der Vertrauensmann des Thronfolgers. Der Dreizehnte im Bunde der Kandidaten wäre Szögyeny, ein arger Streber, der sich in Berlin die Devise erwählte: „Es wird erreicht!" Welche Fülle! Wenn Tisza verloren sein sollte, so wäre es Ungarn noch lange nicht. Und fiele Tisza, so würden wir Mameluken keineswegs mit ihm fallen. Wir bleiben, was wir immer waren, treue, überzeugte und aufopferungsfähige Anhänger des Ministerpräsidenten. Der Name des Ministerpräsidenten tut allerdings nichts zur Sache, denn Name ist Schall und Rauch. Will Tisza in die Opposition gehen, so möge er allein spazieren. Hat übrigens schon ein anderer Ministerpräsident vor ihm versucht, doch ist dieser Versuch dem guten Baron Banffy nicht sonderlich bekommen.

... Apponyi will Tisza helfen. Kunigunde kapazitiert die Obstruktion abzurüsten, damit Eduard den Kampf auf Leben und Tod nicht beginne, sondern weiter Ministerpräsident bleiben könne. Wekerle hat einmal gesagt: „In keinem Lande der Welt können sich schwache Regierungen so lange behaupten wie in Ungarn, denn wenn ein Ministerium am Boden liegt, kommt Apponyi und — hebt es auf." Hat nicht unrecht, der gute Wekerle. Jedenfalls stehen die Chancen Tiszas wieder besser. Die Aktion Apponyis hat der Regierung genützt, denn die Kraft der Obstruktion wurde geschwächt. Wenn es Apponyi gelingen sollte, der Obstruktion die Staatsnotwendigkeiten abzuschmeicheln, hätte er Tisza, der Regierungspartei und auch dem Lande einen großen Dienst geleistet. Vielleicht sogar der Obstruktion. Kurz allen — nur sich selbst nicht.

—

... Der Himmel ist wieder umwölkt. Es scheint doch zu einem fürchterlichen parlamentarischen Kampf zu kommen, dessen Ausgang zweifelhaft ist. Unter solchen Umständen erscheint es mir als das Vernünftigste, fern vom Schuß zu bleiben. Ich verreise! Ich will meine Wähler besuchen, bei denen ich seit der letzten Wahl nicht gewesen. Im Parlament werden sie sicherlich ohne meine Mithilfe fertig werden. Auch Mameluken sind — und da mögen die Oppositionellen sagen was sie wollen — Menschen und sehnen sich nach Ruhe. Und dann ist es besser, das Ende des Kampfes zu erwarten, ehe man Stellung für den einen oder anderen nimmt. Siegt Tisza, so kann er unbedingt auf mich zählen; unterliegt er, so werde ich ihm nicht lästig fallen. Ich bin kein Republikaner, und deshalb muß ich jede Regierung Seiner Majestät mit Liebe, Ueberzeugung und Begeisterung unterstützen. Erhebendes Gefühl! Bin in der Stimmung des Steinklopfers, den ich einmal in einem Stück in Wien gesehen habe und der immerwährend philosophierte: „Dir kann nir g'scheh'n ..." Ob der große parlamentarische Kampf auf Leben und Tod beginnt oder nicht, ob er mit der Niederlage oder dem Triumph der Regierung endet, all das ist einem echten Mameluken ziemlich gleichgültig, denn i h m kann nichts geschehen.

... Also Krieg! Frischer, fröhlicher und fürchterlicher [illegible]. Der junge General gibt keinen Pardon. Er hat im Klub und im Abgeordnetenhause erklärt, daß die Revision der Haus[illegible] seine Lebensaufgabe sei. Der parlamentarische Maul[illegible] Ziel seiner Politik. Seinen Antrag, welcher der Opposition den Mund stopfen soll, nennt er „eine vaterlands-

rettende Aktion“ und „eine große, gerechte und heilige Sache“, auf die er niemals verzichten werde, und wir Mameluken riefen begeistert, daß wir uns lieber in Stücke hauen lassen als auf den parlamentarischen Maulkorb zu verzichten. Und die äußerste Linke faßte den Beschluß, Tisza zu vernichten und lieber zugrunde zu gehen, als einen Ministerpräsidenten zu dulden, der sich erkühnt, einen solchen Antrag zu stellen. Der Kampf bis aufs Messer ist gewiß. Mir kanns recht sein. Meine Koffer sind gepackt.

. . . Das sind Männer! Das sind Patrioten! Tisza hat seinen Antrag zurückgezogen, die äußerste Linke liegt zu seinen Füßen. Es war die höchste Zeit. Die Reihen der Mameluken begannen wankend zu werden. Tisza war nahe daran, den Weg Banffys, Szells und Khuens zu wandern. Es ist sonderbar, daß ein Don Juan niemals von den Frauen betrogen wird und es ist ebenso sonderbar, daß nur ein Ministerpräsident, der mit der Opposition ein „Verhältnis“ hat, sicher auf seine eigene Partei zählen kann. In dem Moment, da seine Beziehungen zur Opposition aufhören, wird ihm auch die eigene Partei untreu. Glücklicherweise wurden in der letzten Minute die zarten Bande zwischen Tisza und Kossuth neu geknüpft und der Friede im Parlament ist nunmehr gesichert. Riesige Begeisterung im ganzen Lande. Die Klerikalen wüten; — aber nur innerlich. Die „Freunde“ Tiszas machen entzückte Gesichter; — aber nur äußerlich.

. . . Koffer ausgepackt! War heute abends im Hotel „Hungaria“, wo wir ein Siegesfest feierten. Stimmung begeisterter als auf dem Preßburger Vitam et Sanguinem-Reichstag. Kein Wunder. Damals wußten die Abgeordneten, daß sie in den Krieg ziehen werden, während wir Mameluken wußten, daß wir nicht mehr in den Krieg ziehen müssen. Und das Bewußtsein der Gefahrlosigkeit erhöht den Mut.

. . . Kunigunde ist wieder einmal aufgesessen. Gewiß, Apponyi gab dem vierzehnmonatlichen parlamentarischen Kampf politischen Inhalt. Sein „Memorandum“ ist Regierungsprogramm geworden, und sein Plan, durch ein Kompromiß den parlamentarischen Frieden herzustellen, ist realisiert. Und Apponyi ist trotz alledem wieder in der Opposition und hat ein neues Programm. Ein schönes Programm sogar, das jedoch heute noch nicht zu verwirklichen ist, nach Jahr und Tag aber wieder von der Regierungspartei verspeist werden wird. E. bebaut das Getreidefeld und wir Mameluken essen das Brot und den Kuchen. Das ist die praktische Teilung der politischen Arbeit. Kunigunde beginnt wieder ihre mühselige Arbeit. Eduard aber lacht sich ins Fäustchen. Kunigunde hat das Recht, Eduard aber die Macht für sich, und deshalb hat er auch alle Mameluken für sich, die noch niemals so begeistert waren wie jetzt. Der Frühling lacht. Die Abstimmungen beginnen endlich wieder. Die Geister sind erwacht; es ist eine Freude zu stimmen!

Budapest. Arpad.

Das heutige Kastenwesen in Indien.

Von **Ernst v. Hesse Wartegg** (Luzern).

Wer in Indien von den gewöhnlichen Reiserouten europäischer Touristen abweicht und in die von eingeborenen Fürsten regierten Staaten eindringt, wer statt der Eisenbahn Elefanten oder Karren oder Pferde zu seiner Reise benützt, dem wird sich nichts so hinderlich in den Weg stellen als der indische Kastengeist. Er beherrscht nicht nur das ganze Leben von Hoch und Niedrig, Arm und Reich, er umspannt auch mit eisernen Klammern die Beziehungen aller Stände und Berufsarten untereinander und zum Europäer. All die hunderte Millionen von Hindus sind in Kasten eingetheilt, die Fürsten und der Adel ebenso wie die Schlächter und Viehzüchter, ja die Diebe und Räuber; jede der einzelnen Kasten hat ihren genau abgegrenzten Wirkungskreis, ihre Vorrechte und Gesetze, die unter allen Umständen beachtet werden müssen. Ja, die Hindus haben sogar die Europäer zu einer großen Kaste zusammengetan und in keineswegs schmeichelhafter Weise steht diese Kaste auf derselben Stufe wie die Ausgestoßenen, die Aussätzigen, die Parias. In bezug auf ihre Macht sind die Europäer die Herren, in bezug auf ihr Ansehen die niedrigsten des Landes. Sie bilden die eigentliche Aristokratie des heutigen Indien, der vornehmste Maharaja schätzt es als Ehre, wenn englische Offiziere ihn besuchen oder seine Jagdzüge mitmachen; in den Salons des Vizekönigs von Indien traf ich neben der europäischen Gesellschaft an Indiern ausschließlich nur Fürsten; Reisende mit guten Empfehlungen werden an ihren Höfen mit großer Auszeichnung empfangen und als Gäste behandelt, und doch sind sie in den Augen der Hindus nur Parias, Ausgestoßene.

In den Städten der unabhängigen Staaten dürfen sie nicht wohnen, es werden ihnen eigene Bezirke außerhalb der Ringmauern angewiesen, selbst in den englischen Provinzen hält es die Regierung für weise, in jenen Städten, wo es überhaupt europäische Einwohner gibt, nur außerhalb eigene Ansiedlungen für sie, sogenannte Cantonments, anzulegen. Der Europäer kennt eben die verzwickten, haarfeinen Kastenunterschiede, Gesellschaften, Gesetze und Eigenheiten der Hindus nicht und würde sie im alltäglichen Verkehr unter den Hindus auf Schritt und Tritt verletzen. Was ihn zum Paria, zum Geächteten unter den strenggläubigen Hindus macht, ist in unseren Augen eine Kleinigkeit, in ihren Augen das größte Verbrechen, das in den Eingebornenstaaten bei den Hindus mit dem Tode bestraft wird: nichts weiter als der Genuß von Rindfleisch! Die Kuh wird von den Hindus als heiliges Tier verehrt, alles an der Kuh ist heilig, selbst ihre Exkremente, und der Europäer tötet sie, um ihr Fleisch zu verzehren! Er geht in Schuhen umher, die mit Kuhleder gesohlt sind, und diese Schuhe allein würden ihn schon „unrein“ machen, selbst wenn er ein Vegetarianer wäre und nicht nur das Fleisch der Kuh, sondern alles Fleisch überhaupt verabscheuen würde.

Diese Schuhe versauern dem europäischen Reisenden selbst auf den gewohnten Touristenrouten das Leben. Ebenso wie der Paria das Haus eines Hindu von Kaste nicht betreten darf, ebensowenig darf es ein Europäer und von den Tempeln ist er ganz ausgeschlossen. Die einheimischen Fürsten gestatten ihm notgedrungen, aus Furcht vor den englischen Kanonen und um ihren lieben Thron zu erhalten, den Besuch der Schlösser und Sehenswürdigkeiten, manche setzen sich durch ihre eigene Machtvollkommenheit trotz des Einspruches der Brahmanen über diese Verunreinigung hinweg. Andere lassen nach jedem derartigen Besuch ihr Chateau wieder reinigen. Auf meinen indischen Fahrten wurde ich unter Anderem auch von zwei der vornehmsten und mächtigsten der orthodoxen Könige, jenen von Jeypore und Udaipur als Gast empfangen. Ich bin aber überzeugt davon, daß nach meiner Abreise die von mir betretenen Räume mit heiligem Kuhdünger sorgfältig abgerieben und dann gewaschen wurden. Kam ich auf dem Lande irgendwo in die Nähe eines einsamen Tempelchens, dann warfen die Feldarbeiter ihre Werkzeuge fort und liefen schleunigst herbei, um mich an dem Betreten der heiligen Stätte zu hindern.

In Gwalior kam ich bei meinen Wanderungen durch die Stadt an einem armen Brahmanen vorbei, der eben unter einem Baume seinen Reis kochte. Mein Schatten fiel dabei auf den Kochtopf. Stillschweigend hob er ihn mitsamt dem Inhalt vom Feuer und warf ihn in den nahen Bach. Mein Schatten hatte die Speisen „verunreinigt“. Wahrscheinlich wird auch der Maharadscha von Udaipur als strenggläubiger Hindu nach meinem Besuch — wir reichten uns sogar die Hände! — sofort ein Bad genommen und einige Brahmanen gerufen haben, um sich durch sie ausräuchern zu lassen!

Wer also durch das Land reist, wo es keine Eisenbahnen und Hotels gibt, wird sein Zelt mitnehmen müssen, denn bei einem Hindu findet er keine Unterkunft. Er wird seine Diener auch unter den Ausgestoßenen, den Parias, nehmen müssen, denn welcher Hindu selbst der untersten Kaste würde ihm Rindfleisch kochen? Dazu würde sich doch nur das Gesindel dieser Kasten hergeben, Leute ohne Charakter und Religion, die ihn nach allen Zeiten bestehlen und betrügen würden. Und nimmt er sie, dann kann er auch nur auf gewisse Dienste rechnen, zum Stiefelputzen oder Wassertragen würde sich keiner hergeben. Dazu muß ein Paria angeworben werden.

Das hat aber auch seine Schwierigkeiten. Ich hatte einen solchen Paria zeitweilig als Diener. Auf den Eisenbahnreisen bei der drückenden, trockenen, erstickenden Tageshitze lechzt man nach Wasser. Nur auf den Hauptstationen sind Brunnen. Auf vielen anderen sind für die Reisenden Reihen von Wasserkrügen aufgestellt, und ein Diener der Eisenbahn verteilt das Wasser. Hunderte stürzen gewöhnlich aus den langen vollgestopften Zügen mit ihren Bronzegefäßen herbei, die sie mit sich führen, um sie füllen zu lassen. Jeder nach der Reihe. Die Hintersten müssen oft solange warten, bis der Zug weiterfährt, und ohne Wasser rasch in ihren Wagen steigen, um nicht zurückzubleiben. War mein Diener nicht unter den Ersten zur Stelle, so durfte er sich nicht etwa selbst aus einem der Krüge zu Wasser helfen, denn das hätte den Krug und seinen Inhalt „verunreinigt“, und die Passagiere von [illegible] hätten ihm übel mitgespielt. Selbst die Wahl des [illegible] ist dem Europäer nicht freigestellt. In Ajmer wollte ich

einem Tempel, der auf einer steilen Anhöhe lag. Bei der herrschenden Tropenhitze hatte ich wenig Verlangen, zu Fuß hinaufzukrazeln. Pferd oder Elefant waren nicht in der Nähe. Da bemerkte ich ein Eselchen, das, neue Decken über den Rücken geschnallt, mit gesenkten Ohren in der Sonne schlief. Rasch wollte ich es besteigen, doch mein Dolmetscher und mein Diener waren darob vor Entsetzen starr. Sie baten und flehten, ich möge doch ihre Stellung, ihr Ansehen bei ihren Mitbürgern nicht zerstören, und ja nicht den Esel besteigen. Der Esel ist nämlich unter den Tieren, was der Paria unter den Menschen. Sollte ein Esel vor dem Hause eines Hindus getötet werden, so müssen alle Einwohner das Haus auf Nimmerwiedersehen verlassen, ehe das Blut erkaltet ist, sonst würden sie ihre Kaste verlieren und selbst Parias werden!

Was sind nun diese Kasten — diese Parias und Brahmanen? Wie sind sie entstanden? — In den heiligen Büchern der Hindus war ursprünglich nichts von ihnen erwähnt, und erst die späteren Schriftgelehrten — als der reine Gottesglaube der Arier bereits durch allerhand Götzendienst verunstaltet war, lehrten, daß aus dem Körper des Gottes Brahma vier große Kasten entsprangen: die Brahmanen oder die Priesterkaste seinem Kopfe, die Kschatriyas oder Krieger seinen Schultern, die Vaisyas oder Ackerbauer seinem Leibe und die Sudras oder die dienende Klasse seinen Füßen. Die ersten drei Kasten gehörten den arischen Eroberern an und führten deshalb den Titel Dvi-jah, das heißt „zweimal geboren". Die Sudras aber waren die von den Ariern unterworfenen Volksstämme. Durch die Vermischung der Arier mit den Sudras entstanden die gar keiner Kaste angehörenden Parias.

Im Laufe der Jahrtausende bildete sich nun unter diesen vier großen Hauptkasten eine Menge anderer, so daß es heute davon in Indien weit über tausend gibt. Verschiedenheiten des religiösen Glaubens, der Rasse und Abstammung, der Beschäftigung u. s. w. bildeten den Anlaß. Immer mehr sank die Bedeutung dieser Anlässe, bis die letzten Spaltungen aus den lächerlichsten Geringfügigkeiten entstanden. So gibt es beispielsweise im Süden von Indien zwei Brahmanenkasten in demselben Bezirk, deren Mitglieder Oelmüller sind. Der einzige Unterschied der beiden Kasten besteht darin, daß die einen zum Betrieb ihrer Oelmühlen zwei Rinder verwenden, die andern nur je ein Rind. Und doch ist die Trennung der beiden Kasten so scharf und schroff, daß ihre Mitglieder untereinander nicht heiraten, ja nicht einmal gemeinschaftliche Mahlzeiten einnehmen dürfen! Man kann sich daraus allein schon vorstellen, wie unübersteiglich die Scheidung der größeren Kasten in Indien sein muß. Eine Vermählung zwischen einem Sudra und einer Brahmanentochter ist ganz undenkbar. Würde doch der Versuch gemacht werden, so wären die blutigsten Kämpfe die Folge, die betreffenden Schuldtragenden mit ihren Familien aber würden aus ihren Kasten ausgeschlossen werden, keine andere Kaste, selbst die unterste nicht, würde sich dazu hergeben, sie aufzunehmen, und sie würden zu Parias herabsinken. Aber eine solche Vermählung ist der krasseste Fall der Kastenvermischung. Das Mitglied einer Kaste darf mit jenem einer anderen Kaste, und selbst wenn sie von dem gleichen Range wäre, nicht einmal gemeinschaftliche Mahlzeiten einnehmen, ohne daß beide aus ihren Kasten ausgestoßen würden. Am strengsten sind die Kastengesetze bei den Brahmanen, die selbst wieder untereinander in Hunderte von Kasten gespalten sind: die meisten und angesehensten sind jene des Nordens von Indien, welche jene von Mittel- und Südindien nicht als gleichwertig, ja manche von ihnen gar nicht als Brahmanen anerkennen. Der Chef des Eingeborenenamtes in Kalkutta erzählte mir, in der Provinz Bengalen allein gäbe es unter den Brahmanen hundertachtundsechzig Unterabteilungen, die miteinander nicht essen, geschweige denn Ehen eingehen dürfen, und eine Brahmanenkaste, die Purbia, treibt diese Abschließung so weit, daß sie nicht einmal Feuer voneinander annehmen dürfen. Daher stammt auch das Sprichwort: „Zwölf Purbia und dreizehn Feuer." Speisen nämlich zwölf von ihnen miteinander, so muß zunächst ein allgemeines Feuer gemacht werden, und an diesem entzündet jeder Brahmane ein eigenes Feuer zur Bereitung seiner Mahlzeit! Und da soll ein Europäer, wenn er in Indien spazieren geht, von einem Indier Feuer für seine Zigarre verlangen!

Wie die Brahmanen, so sind auch die Kschatriyas und Vaisyas in unzählige Kasten gespalten, dabei aber bilden diese drei obersten Abteilungen zusammen nur ein Zehntel des indischen Volkes, neun Zehntel aber gehören den Sudras und Parias an!

Ihrer Zahl und verschiedenen Berufsklassen entsprechend, sind natürlich die Sudras in die meisten Kasten geteilt, jede mit bestimmtem Vorrang, bestimmten Vorrechten und Abzeichen. An der höchsten Stelle befinden sich die verschiedenen Kasten der Ackerbauer und Gärtner, und blicken mit Geringschätzung auf die gewerblichen Kasten herab, unter denen wieder die Pantschalas, das heißt „die fünf Handwerke", Tischler, Goldschmiede, Gießer, Schlosser und Metallarbeiter die bedeutendste Stellung einnehmen. Auch diese sind wieder in Kasten geteilt. Streng abgeschlossen gegeneinander mit eigenen Gesetzen und gewissermaßen je eine Familie bildend, ihren Mitgliedern sich gegenseitig bei allen Gelegenheiten Schutz und Unterstützung leisten. Aber selbst diese so haarfein geschiedenen Kasten haben in verschiedenen Distrikten noch weitere Unterabteilungen, die weniger mit den Berufen als mit religiösen und gesellschaftlichen Unterschieden zusammenhängen. So gibt es beispielsweise an der Südwestküste von Indien die Kaste der Nairs, deren Frauen sich des freilich zweifelhaften Vorrechtes erfreuen, mehrere Gatten zu besitzen. An der Ostküste dagegen gibt es neue Kasten, die Totiyars, in welcher die Männer einer Familie, Brüder, Oheim, Neffen u. s. w. ihre Frauen in Gemeinschaft besitzen.

Ein Europäer wird Jahre mit dem Studium des Volkes zubringen müssen, um zu erkennen, welcher Hauptkaste bestimmte Leute angehören. Sie haben gewöhnlich gewisse Merkmale an der Kleidung, in der Art, wie sie sie tragen, in den Schmucksachen der Frauen usw. Die eine Kaste faltet das Lendentuch nach links, die andere nach rechts, zieht es zwischen den Beinen durch oder auch nicht, trägt bestimmte Blumen im Turban, folgt bei Hochzeiten und Todesfällen bestimmten Zeremonien, hat eigene Flaggen und dergleichen. Die verschiedenen Kasten bewahren diese Einzelheiten mit eifersüchtigem Auge, und Wehe! wenn besonders bei öffentlichen Feierlichkeiten eine Kaste von ihren Befugnissen oder Abzeichen abweichen sollte! Die anderen Kasten stürzen sich wütend auf sie und die blutige Keilerei ist fertig aus den geringfügigsten Ursachen. Was hat es nicht schon für Kämpfe, Feindseligkeiten, Unglücksfälle in Südindien zwischen den Gruppen der rechten und der linken Hand gegeben! Je nachdem sich die guten Leutchen nämlich beim Bade mit der rechten oder linken Hand — waschen, haben sich die Sudrakasten dort in zwei bestimmte Gruppen abgesondert. — Der linken Hand gehören die meisten Handelsleute und Gewerbetreibenden an, einschließlich der niedrigsten Sudrakaste, der Bodenarbeiter. Zur rechten Hand zählen die höheren Sudrakasten, die viel weniger Mitglieder umfassen, dafür aber eine mächtige und kraftvolle Stütze in den Parias finden. Diese Gruppen der sonst so unterwürfigen, ruhigen und friedlichen Hindus lassen sich häufig Kleinigkeiten halber zu langen blutigen Kämpfen hinreißen, und erst das Einschreiten des Militärs mit scharfem Geschützfeuer kann Ordnung schaffen. Die scharfe Scheidung der Kasten beschränkt sich nicht auf das Verbot, in andere Kasten zu heiraten oder mit Mitgliedern anderer Kasten Mahlzeiten einzunehmen, manche dürfen einander im Vorbeigehen nicht einmal berühren! Ein Paria darf sich der Wohnung eines Brahminen nur auf hundert Schritte nähern, eine Straße, in welcher Brahminen wohnen, darf er überhaupt nicht betreten und täte er es, er würde auf Veranlassung des Brahminen halb totgeprügelt werden, denn diese Annäherung würde allein schon das Haus oder die Straße der Brahmanen „verunreinigen"! Die ihn aber prügeln, tun es mit langen Stöcken, nicht mit den Fäusten, damit sie nicht selbst verunreinigt würden. In entsprechend geringeren Entfernungen von dem Brahmanen müssen sich die Mitglieder anderer Kasten halten. In der großen Tempelstadt Srirangam bei Trichinopoly fand ich die Einwohner nach Kasten abgeteilt in schmalen Stadtstreifen wohnen, die, durch hohe Mauern und Tore voneinander getrennt, sich rings um den heiligen Tempel ziehen. Die niedrigsten Kasten wohnen in den äußeren Umfassungen; je höher die Kaste, desto mehr nach innen wohnen ihre Mitglieder, und die innerste oder achte Umfassung ist ausschließlich den Brahmanen reserviert. Ein Brahmane, der aus der Stadt heraus oder nach seiner Wohnung zurück will, hat alle anderen sieben Stadtteile zu durchschreiten, die Bewohner der siebenten Umfassung nur sechs und so weiter, aber die Bewohner einer äußeren Umfassung dürfen die nächstliegende innere nicht betreten. Auch mir wurde es nur gestattet, sechs Umfassungen zu durchschreiten, die siebente und achte blieb mir verschlossen. Ich kletterte aber auf die Mauern und sah sie doch zum Entsetzen der brahmanischen Einwohner, die auseinanderstoben, damit mein Schatten ja nicht auf sie falle! Aehnlich dürfen Parias und die Nomaden der wandernden Kasten Städte und Dörfer nur in den Mittagsstunden betreten, wenn die hochstehende Sonne nur senkrechte Strahlen wirft. Am Morgen und Abend, wenn die Sonne sich zum Horizont neigt, könnte ja das schräg fallende Licht den Schatten des Paria auf das Haus eines Vornehmen oder gar auf einen Brahmanen werfen und ihn verunreinigen!

Man sieht, die Brahmanen haben es verstanden, sich bei den anderen Kasten in hohem Ansehen zu erhalten, ja sogar durch keine anderen Mittel als ihre Geburt allein gewisse

Dienstleistungen zu erzwingen. Der brahmanische Schuljunge wird sich bei regnerischem Wetter von einem Kameraden einer niedrigeren Kaste über die schmutzige Straße tragen lassen, dürstet ihn, so wird ihm ein Kollege Wasser bringen usw. Beim Militär mußte früher der Offizier den ihm untergebenen brahmanischen Soldaten gegenüber gewisse Rücksichten beobachten, und dieses Verhältnis erschütterte die Disziplin derart, daß sich die englische Regierung gezwungen sah, eigene brahmanische Regimenter zu errichten, deren es in Indien zwei gibt, mit eigenen Uniformen und weißen Abzeichen. Auch sonst werden bei der Rekrutierung nicht nur Religion und Rasse, sondern auch die Kasten berücksichtigt und die Rekruten in bestimmte Regimenter eingereiht.

Leute, die durch irgend ein Vergehen gegen die Kastengesetze verstoßen haben, werden mit aller Strenge von den Aeltesten der Kasten bestraft. Sie müssen gewisse Geldbußen leisten, den Götzen Opfer darbringen, Tempel besuchen, vor allem aber, als unabweisbares und sicherstes Mittel zur Reinigung von ihren Vergehen, ein Gemisch trinken, das aus den Abgängen der Kuh hergestellt ist! Ich habe selbst in Benares Leute gesehen, welche diese Abgänge mit den Händen auffingen, sie einschlürften und sich damit Gesicht, Schultern und Arme abrieben! Dann gingen sie glückselig von dannen! Die schwersten Verbrechen sind das Einheiraten in eine andere Kaste und der Genuß von Kuhfleisch. Gegen diese gibt es nur ein Mittel, die Ausstoßung aus der Kaste. Bei den höheren Kasten wird diese Ausstoßung auch für geringere Vergehen verhängt. In Jeypore lernte ich unter anderen auch den Direktor des dortigen Museums kennen, einen hochgebildeten, vornehmen Indier, der Englisch wie seine Muttersprache sprach. Ich fragte ihn, in welchen Unterrichtsanstalten Europas er studiert hätte. „Europa!“ rief er aus, „ja wenn ich nach Europa dürfte! Es ist mein sehnlichster Wunsch — aber ich darf Indien nicht verlassen, und meine Studien habe ich in indischen Schulen gemacht.“ Auf meine weitere Frage, welches Hindernis ihm denn bei einer solchen Europareise im Wege stünde, antwortete er: „Ich bin Brahmane. Würde ich Indien auch nur zeitweise verlassen, meine Kaste würde mich ausstoßen, und denken Sie nur, welchem Schicksal dann meine Familie anheimfiele!“

Wer einmal aus einer Kaste ausgeschlossen und nicht wieder aufgenommen wird, verfällt mit seiner Familie in der Tat einem traurigen Los! Keine andere Kaste nimmt ihn auf, seine Töchter fänden keinen Gatten, er selbst keine ehrenwerte Beschäftigung, er und seine Nachkommen werden zu Parias. Indessen, dank den langjährigen geordneten politischen Zuständen, den Eisenbahnen, dem Verkehre, dem Beispiele der Europäer, die unter ihnen wohnen, und vor allem den Schulen, macht sich auch bei den Hindus eine gewisse Lockerung des Kastenwesens bemerkbar, und allmählich kommen die alten Lehren Buddhas, die von den Brahmanen so lange niedergehalten worden sind, wieder zum Durchbruch, die Lehren von der brüderlichen Liebe unter den Menschen. In manchen Distrikten sind Gesellschaften entstanden, die gegen die Herrschaft der Brahmanen ankämpfen und die Gleichheit predigen. In Dschuggernath sah ich einen Tempel, der jährlich von Hunderttausenden von Pilgern besucht wird und wo innerhalb der Tempelhöfe des wundertätigen Götzen alle Kastenunterschiede aufgehoben sind. In Kalkutta sprachen sich aufgeklärte, europäisch gekleidete Hindus mir gegenüber verächtlich über die Kasten aus und zeigten mir Bücher und Zeitungen, in den die Niederwerfung des Kastenwesens gepredigt wird. Mancher reiche Hindukaufmann klopft an seinen Geldschrank und sagt: „Hier ist meine Kaste!“ In einer Menge von Geheimgesellschaften mit Mitgliedern verschiedener Kasten wird dagegen gearbeitet und auch die Armee, der niedere, fast ausschließlich aus Hindus und Europäern zusammengesetzte Beamtenstand der englischen Verwaltung wirken in diesem Sinn.

So lächerlich und unmöglich manche Kastengesetze nun auch erscheinen mögen, so schwer sie auf dem indischen Volk lasten und jeden Gemeinsinn, jedes patriotische Gefühl und Zusammenhalten gegenüber fremden Feinden unterdrücken, sie haben doch ihr Gutes gehabt. Ein so schlaffes, energieloses und träges Volk wie die Hindus, unter den Tropen lebend, und ursprünglich mit allen Lastern der Tropenvölker behaftet, bedurfte strenger gesellschaftlicher Regeln und strammer Zügel, um nicht auf derselben niedrigen Kulturstufe zu bleiben wie die meisten anderen Tropenvölker, und die verschiedenen Eroberer Indiens taten wohl daran, das Kastenwesen beizubehalten, sollte dieses Hunderte von Millionen zählende Volk nicht ganz auf die Stufe der Parias herabsinken. Die Kasten gaben den Hindus einen festen Halt, sie förderten gute Sitten und das Familienleben, sie erhielten die alten Künste, Fertigkeiten und Gewerbe durch die Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag. Sie waren gewissermaßen Zünfte, die freilich im Laufe der Zeit durch Kriege, Invasionen und schlechte Regierungen in ihrem innersten Wesen erschüttert wurden und seit Jahrzehnten durch allerhand Formsachen eingeschränkt nur mehr eine hohle Schale ohne Kern bilden, aber sie waren eine Notwendigkeit, geradeso wie sie bei uns eine Notwendigkeit waren. Ueberblickt man die ganzen durch die Kasten geschaffenen gesellschaftlichen Zustände in Indien, so wird man unschwer eine Menge Analogien mit jenen in Europa finden. Nicht nur aus früherer Zeit. Noch heute ist der Kastengeist in Europa herrschend, noch heute haben Mesalliancen ihre gesellschaftlichen schweren Folgen, noch heute werden gewisse Erwerbszweige und Berufe als „unrein“ angesehen, deren Trägern man auch nicht die Tochter zur Frau geben und an deren Tafel man nicht speisen würde. Noch heute sind in manchen Ländern Europas gewisse Rassen und Religionen allen möglichen Angriffen ausgesetzt, und es ist gar nicht lange her, daß sie auch in eigenen Stadtvierteln abgesperrt worden sind. Wie der Durchschnittseuropäer von den Hindus mit Mißtrauen und Nichtachtung angesehen wird, so würde es gewiß auch der Durchschnittshindu in Europa. Man braucht, wie gesagt, nur ein bißchen nachzudenken, um zu finden, daß die Kastenzustände nur ein Spiegelbild des Kastengeistes im Abendlande sind, allerdings kraß, allerdings verzerrt, aber immerhin ein Spiegelbild, und der Verständige sollte daraus seine Lehren ziehen. Am Ende kommt doch noch einmal ein schriftstellernder Brahmane nach Europa und schreibt etwas über die Kasten im Abendlande, und hält sie seinen Indiern vor. Er wird auch erzählen von den Zünften und Gewerkschaften, der Vereinsmeierei mit ihren Abzeichen und gegenseitigen Eifersüchteleien und der Sucht, immer neue Abarten von Vereinen zu gründen. Schließlich scherzt gar noch jemand von den zwei Deutschen, die sich in Afrika trafen und sofort einen Gesangverein gründeten. Tout comme chez nous, wird er dann ausrufen können, denn im Distrikt von Madura befindet sich nach Nelson eine Sudrakaste mit nur zwei Individuen.

Ein Völkerrätsel.

Die Liverpooler Universitätsprofessoren J. M. Mackay, Percy E. Newberry und John Garstang haben unlängst durch die „Times“ einen Aufruf an die gelehrte Welt gerichtet, worin sie das Völkerrätsel, das Hyksos und Etrusker noch immer darbieten, einfach auflösen wollen durch beider Völker gemeinsame Beziehung zu den Hettitern. Die Herren weisen namentlich auf folgende Aehnlichkeiten hin: Diese Völker trugen den Zopf — wie alle Tartaren —, den nach oben eingebogenen Schuh, allgemein noch „türkischer Schuh“ genannt. Sie hatten den Löwen als Zeichen der Macht, der Sphinx, Löwe mit Menschenhaupt, ist ein von ihnen häufig errichtetes Steinbild. Die Götter stehen auf dem Rücken von Löwe und Panter. Sutekh (Seth) ist eine gemeinsame Gottheit. Im ägyptischen Pantheon ist eine Göttin auf einem Löwen stehend, sie hat Blumen in der Rechten, eine Schlange in der Linken, auf dem Haupte einen hufeisenförmigen Schmuck mit gebogenen Enden, Ringe um Hals und Knöchel. Hyksos führen die syrische Astarte ein, und Anta, eine syrisch-hettitische Kriegsgöttin. Die Hettiter haben doppelgestaltige Bilder, wie Löwe mit Stier, Tierleiber mit Menschenköpfen, geflügelte Gestalten, Sphinx und Greif. Ihre neue Waffe ist der mit Pferden bespannte Streitwagen. Sie hatten eine viereckige Harfe. Ihr Schmuck zeigt eingelegte Steine.

Schon vor der Hyksoszeit, in der zwölften Dynastie, weisen die Statuen von Amenemhat und der Nefert mongolische oder turanische Züge auf; er trägt einen Zopf, sie den hufeisenförmigen Schmuck. Der Sphinx wird geschaffen. In den Gräbern von Dahschur, worin man Gräber der Tochter der Königin Nefert vermutet, fand man Schmuck, der die eigenartige, nicht ägyptische Arbeit mit eingelegten Steinen aufweist. Auf einem Grabe von Beni Hassan ist ein Zug Einwanderer dargestellt. Sie haben den Zopf und den „türkischen Schuh“. Ein Mann trägt eine viereckige Harfe. Der Fürst des Stammes wird als [illegible] der Mentiu (Beduinen des Wüstengebirges) bezeichnet.

Hinsichtlich der Etrusker heben die drei Liverpooler Professoren hervor, daß von Herodot an die alten Geschichtschreiber der Ansicht waren, daß die Lyder oder Tyrsener aus Lydien nach Italien kamen und sich unter den Umbrern [illegible] siedelt haben. Da sie Seeräuber und Seefahrer waren, [illegible] nach ihnen das Tyrrhenermeer genannt. Auch sie [illegible] „türkischen Schuh“ und Stiefel mit eingebogener [illegible] vom Gürtel zusammengehaltene Gewänder. Archaische etruskische Steinbilder weisen beide auf: einen [illegible] Rohrenhut, einen Kegelhut mit umgedrehtem Rand, das [illegible] in zwei Flechten zu beiden Seiten des Hauptes oder dicht [illegible] zusammengenommen zu einem Zopf. Als [illegible]

eine hufeisenartige oder gehörnte Verzierung. Häufig sind abgebildet: Wagen und Pferde mit ähnlicher Ausrüstung in beiden Ländern der gefundenen Altertümer, kurzes Schwert mit gebogenem Handgriff, die Doppelaxt — die uns auf Kreta so oft als Wahrzeichen begegnet —, der gebogene Priesterstab (der lituus der Auguren), der Stab mit gehörnter Scheibe am oberen Ende (auf hettitischen Inschriften als Schriftzeichen und der etruskische caduceus), die Taube, in vielfachster Weise als Symbol verwendet, aufrechtstehende Löwen, Sphinx, Greif, Pferd mit Flügeln.

Die Herren J. M. Mackay, Newberry und Garstang schließen ihren Aufruf: „Alles in allem, eine dreifache Reihe von Aehnlichkeiten bei Hettitern, Hyksos und Etruskern ist hier der Kritik der Gelehrten unterbreitet, ohne Anzeige über den Einfluß von oder die Beziehung zu früheren, gleichzeitigen oder späteren Zivilisationen, sondern zu dem Zwecke, den Ursprung beider, der Hyksos wie der Etrusker, durch die Hettiter zu beleuchten, entsprechend der klassischen Ueberlieferung über die Etrusker."

So weit die Professoren von Liverpool. Sie haben es offenbar gut gemeint. Möge ihre Anregung, dem Hyksosrätsel und dem der Etrusker nachzugehen, bei recht vielen jüngeren Forschern auf guten Boden fallen. Es wäre — und nicht bloß für diese Aufgaben der Völkerforschung — recht erwünscht, wenn wieder einige Große auf jenen Gebieten erscheinen würden. Unter den drei Liverpooler Herren aber scheint ein solcher Bahnbrecher, ein Fackelschwinger, der mit heller Leuchte das noch herrschende Dunkel über jenen Völkergruppen zerstreut, nicht zu sein, denn was sie vorbringen, ist nichts Neues. Auf den mongolischen, turanischen oder akkadischen Charakter der Etruskersprache ist schon oft hingewiesen worden, besonders auf die Zahlwörter. Statuen und andere Bildwerke aus Etruskergräbern zeigen ganz deutlich den mongolischen Gesichtsschnitt, besonders die nach oben schiefe Augenstellung. Weitere Aehnlichkeiten der Etrusker in Kleidung, Schmuckgegenständen, Anlage der Grabkammern mit den in Kleinasien entdeckten Resten der Hettiterkultur scheinen freilich auf einen nahen Zusammenhang mit Kleinasien hinzuweisen, den auch die Klassiker immer betont haben. Ganz zweifellos erscheint es heute auch, daß die Etrusker besonders in ihrer Zaubererreligion dem urbabylonischen Kulturkreise sehr nahe gestanden haben, von diesem in früher Zeit beeinflußt worden sind, worauf zum Beispiel Beschwörungen &c. hinweisen. Wie fast alle von Babylon beeinflußten Völker waren auch die Etrusker ein Volk von Rechenmeistern im Staatsleben, im Handel und im Baufach, wo sie sich als Meister der Bogenarchitektur gezeigt haben. Mit den Hettitern, deren Vorliebe für das Pferd sie übrigens auch teilten, hatten sie ferner das gemein, daß sie kein fest geschlossenes Staatswesen, sondern einen vielfach nur lose zusammenhängenden Bundesstaat bildeten. Die ägyptische Königsliste über die Schlacht bei Kadesch erwähnt 11 Hettiterkönige als Teilnehmer — darunter Leker und Dardaner. Es wird uns aus der Zeit der Könige Amenemhat III. und IV. berichtet,*) daß die Kheta Stammverwandte der Mitani sind, mit denen sie aber doch in Fehde lagen. So hält man auch dafür, daß die „12 Städte" der Etrusker nur ein Bundesverhältnis ohne feste Gliederung darstellten, ein Erobervolk, das sich zwischen der Urbevölkerung von Umbrien und Toskana niedergelassen hat.**)

So weit für die Etrusker, die in der klassischen Literatur als aus Lydien und Sardes kommend dargestellt werden und deren Zusammenhang mit den Hettiterstämmen, die in Kleinasien saßen, bis an die Westküste bei Smyrna (Nymphaion am Sipylos) wirklich sehr wahrscheinlich ist. Die Gleichstellung oder nahe Beziehung der Hyksos mit den Hettitern ist aber viel mehr anzuzweifeln. Daß diese beiden den Gott Sutekh verehrten und den Dienst der Astara-Aschtoreth, des Baal, einführten, erscheint nicht auffällig. Sutekh wurde wohl schon früher im Nildelta verehrt. Die Kheta, Khatti, Hettiter aber drangen vom Norden — Kleinasien — über Syrien südwärts, die Hyksos (hagschasu) werden als Mentiu sehet Beduinen des Wüstengebirges (Arabien) bezeichnet. Sie kamen also vom Osten her. Beziehungen zum Osten — Euphratland und zu dem großen Rechenmeistervolk von Babel scheint auch der Umstand zu verraten, daß mit den Hyksos eine fortlaufende geordnete Zeitrechnung beginnt, zu der die Aegypter sich nicht aufschwingen konnten. Die Aehnlichkeiten der [illegible] in Gewandung — der „Tirlinde" Stiefel — [illegible] und nicht er[illegible] genug, um eine so nahe Verwandtschaft zwischen [illegible]

[illegible]

So gleichen die Gesichtsmasken der Indianerstämme an der amerikanischen Westküste denen der Tänzer auf Ceylon, die geschnitzten Totenpfähle, die wir bei denselben Indianerstämmen von Nord-California bis nach Alaska vorfinden, haben in ganz ähnlicher Weise die Maori auf Neuseeland, Götterbilder mit denselben gräßlichen Verzerrungen finden wir dort, bei den Malaien Siams und in den Tschudschuhäusern der Aschanti. Niemand aber wird behaupten wollen, daß die Rothäute Westamerikas gleichzusetzen seien den Malaien von Hinterindien und den schwarzen Aschantinegern. Ein urmalaischer Kultureinfluß mag die vornehmlichste Ursache jener Aehnlichkeiten sein — aber jener Einfluß ist doch in nichts bedingt gewesen durch Volksgemeinschaft. Aus diesem Beispiel von Völkern und Rassen, die wir heute noch genau beobachten können, muß man schließen auf jene der Urgeschichte, und mag daraus entnehmen, wie leicht Täuschungen sind. Noch ist unsere Kenntnis von der Geschichte des Trios Hyksos-Etrusker-Hettiter leider dermaßen gering, daß es nicht angeht, festgegründete Behauptungen auch nur allgemeiner Art aufzustellen. Wir kennen mit Ausnahme etlicher Eigennamen von Hettiterkönigen nichts von der Sprache, fast gar nichts von derjenigen der Hyksos und zu wenig von der der Etrusker, und so müssen wir uns bis zur Ergänzung dieses großen Mangels an Vermutungen genügen lassen. Wieweit diese vielleicht etwas Passendes und Richtiges enthalten, wird erst viel später entschieden werden können, als die drei Professoren von Liverpool so hoffnungsfreudig anzunehmen scheinen.

Dr. R. A. Körnig.

Ein neuer Italiener.

Als vor etwa sechs Jahren sein „Menschenleid"*) in deutscher Uebersetzung erschien, da wurde Silvio Paganis Name bei uns, wie ich glaube, zum erstenmal genannt. Baron Locella, ein feiner Kenner, der, obgleich seit vielen Jahren fern, die Fühlung mit der alten Heimat niemals eingebüßt, hatte den jungen Italiener für Deutschland entdeckt und das, was der Autor als den ersten Teil einer künftigen Trilogie bezeichnete, getreu und formvollendet ins Deutsche übertragen. Da sich überdies bald darauf ein Rezitator fand, der die dramatische Dichtung öffentlich vorlas, so wurde Silvio Pagani rasch bekannt. Aber so oft man von ihm sprach, wurden zugleich zahlreiche andere Namen — freilich die besten — genannt, und das war auch unvermeidlich, denn in dem Werk des jungen Dichters häuften sich die Reminiszenzen: die Weltanschauung des einen, die Form des anderen, die Stimmungsstimulanzien des dritten — alles fand sich darin vereint. Man erkannte jedes einzelne, war aber doch nicht unwillig darüber, denn man fühlte deutlich, daß hier kein Plagiat, keine absichtliche Nachahmung vorlag, sondern daß lediglich verschiedene Eindrücke und Einflüsse in dem jungen Dichter miteinander rangen, der wohl ungemein empfänglich und impressionabel, aber doch einer für sich war, der sehr viel Eigenes zu sagen hatte, wenn auch die endgültige Form dafür noch nicht gefunden war.

In Briefen an seinen Uebersetzer sprach er sich selbst darüber aus, wie vielerlei in ihm zusammenwirke, und nannte sich einen Bewunderer und Schüler der tiefen, in Italien nicht genugsam gewürdigten Philosophie Schopenhauers. Sein „Menschenleid" ist denn auch eine Dichtung der Lebensverneinung. Jeder der fünf Teile verherrlicht in seiner Weise das Sterben. Das erste Bild — „Die reinen Toten" — zeigt uns ein Kinderbegräbnis, das zweite — „Das höchste Heil" — ein Elternpaar, das sein neugeborenes Kind zu töten beschließt, um ihm die Mühsal des Daseins zu ersparen. Im „Mitleidswahn" geloben zwei Neuvermählte, in völliger Enthaltsamkeit nebeneinander zu leben, um keine neuen Wesen in die Welt zu setzen. Im vierten Teil — „Am Ziel" — verhelfen zwei junge Mädchen der gebrechlichen alten Großmutter zum Selbstmord, im „Zug des Todes" endlich wird das Vergehen einer Schar von Ertrinkenden als der Anbruch eines schöneren Seins gepriesen und jubelnd begrüßt.

Und dann plötzlich, zwei Jahre später, ein stürmischer Protest, eine heftige Lebensbejahung: „Selve Pagane" (Heidnische Haine). Es ist der zweite Teil der Trilogie, die den Gesamttitel: „Il mistero della gioia e della triste umanità" [illegible]

I.

Auch dieses Drama läßt sich trübe genug an. Bis in den [illegible] unwirtlichen Norden, in die puritanische Düsterkeit [illegible] Pfarrhauses entführt uns der südländische [illegible] Schneeweiten und ernste Tannenwälder ringsum, [illegible] zwischen den kahlen Wänden des nüchter[nen] [illegible] dieses Leben nicht sonnenlos;

*) [illegible] Verlag von [illegible] Seite 138 der „Zeit"

es ist für ihn erhellt durch das innere Licht, erwärmt und durchstrahlt von dem Bewußtsein gewissenhafter Pflichterfüllung; aber sein junges Weib Graziana, das eine zufällige Fügung aus dem farbenfrohen Süden in diese graue Welt verschlagen hat, erfriert im Herzen. Die Bilder ihrer Heimat steigen auf, die Jugend tritt blumenumkränzt durch die Tür — sie ruft, sie lockt, und Graziana wirft alles hinter sich und folgt ihr nach ins Freie, ins Weite. Noch möchte das alte Leben sie festhalten: es schickt ihr ihre Kinder in den Weg, aber in ihrer neuerwachten Daseinsgier erblickt sie nur ein Hemmnis in ihnen, das sie von der Freude trennt, und ohne sich zu besinnen, wirft sie die Kleinen den Wölfen vor und entflieht.

Nun zieht sie über die Erde und predigt das Evangelium der Sinnenlust, des Genusses. Zuerst begegnet sie einem Liebespaar, das aber grausam gefesselt und getrennt ist; rasch löst sie seine Bande, die beiden aber zögern immer noch: „Wird die gräßliche Alte, die uns zuvor gefesselt hat, nicht wiederkehren?" fragen sie ängstlich.

„Die Tyrannei der Alten ist gebrochen, wo meine Herrschaft beginnt," beschwichtigt Graziana.

Und nun geht ein wüster Hexensabbath los; in bakchantischen Ekstasen rasen nackte Jünglinge und Mädchen durch die Wälder; Trunkene taumeln dazwischen. Doch plötzlich stockt der wilde Reigen, eine seltsame Schaar zeigt sich am Eingang des Waldes; ein hoher Mann mit wildem Antlitz führt sie an; er trägt ein weißes Gewand, von dem ein wundersames Leuchten ausgeht; es ist Grazianas Gatte. „Du bist mir entflohen, aber ich bin dir nachgefolgt und mit mir mein ganzer Anhang," sagt er.

„Auch ich habe mein Gefolge. Wir werden miteinander kämpfen," entgegnet sie trotzig.

„So willst du also den Krieg?" gibt er zurück. „Es wird ein Kampf ohne Ende, denn du weißt, Graziana, daß mein Heerbann täglich wächst und ich bin unsterblich." Die sinnestollen Jünglinge und Mädchen aber hat ein leises Grauen ergriffen und um dem Dunkel zu entrinnen, stecken sie den Wald in Brand. Ihre Kleider werden von dem Feuer erfaßt; Graziana drängt sie noch, in den Flammen zu tanzen und zu singen. Aber der Führer der Frommen winkt; erschauernd sinken sie ihm zu Füßen, die verzehrenden Gluten erlöschen, indes Graziana sich das Antlitz verhüllt.

Es ist unschwer zu erkennen, daß auch dieser ungestüme Ausbruch des Lebensdurstes nicht nach dem Sinne des Dichters ist. Er steht gleichsam noch hinter der Szene, um vermutlich erst im letzten, noch unvollendeten Teil der Trilogie, die den Titel „Pan" führt und den Kampf des christlichen mit dem hellenischen Gedanken darstellen soll, hervorzutreten und im eigenen Namen zu sprechen. Soweit Paganis Absichten bekannt sind, bleibt „Pan" der Sieger; der Wille zum Leben trägt den Sieg über alle anderen Gewalten davon und es ist nur abzuwarten, wie der Dichter seinen Triumph gestalten wird. Aber auch ehe sich über die Trilogie abschließend sprechen läßt, kann man erkennen, daß es ein klarer und tiefer Geist ist, der diesen Plan erdacht hat, ein Geist, den die ewigen Probleme des menschlichen Daseins unablässig beschäftigen, und der ernstlich um eine Lösung ringt. Und dieser Eindruck wird noch bekräftigt durch Paganis jüngstes Werk „Der Wolkenkönig",*) das außerhalb des Zyklus steht und dadurch, daß es aus dem Manuskript übersetzt wurde, in deutscher Sprache früher als im Urtext in der Oeffentlichkeit gelangte. Pagani selbst sagt darüber: „In diesem Drama stehen einander die aktiven und die kontemplativen Geister gegenüber, die Aktiven, deren Teil Unruhe und Angst und die Kontemplativen, deren Lohn der Friede ist."

Der Wolkenkönig, König Thor genannt, lebt mit seiner Tochter in seinem Reich; da dringt ein Prinz, der Sohn des Königs Greif — der im Urtext König Wille heißt — ein und will die Prinzessin zum Weibe gewinnen. Zuerst wirbt er in ehrlicher Liebe um sie, aber da sie sich ihm versagt, veranlaßt er seinen Vater, das Land mit Krieg zu überziehen; er selbst bemächtigt sich gewaltsam der Geliebten, während ihr verblendeter Vater ein imaginäres Heer zur Verteidigung aufruft. Das Mädchen fällt dem Feind zum Opfer, indes König Thor, in Träumen befangen, immer höher in die Einsamkeit der Berge flüchtet. Er wird von Aelplern aufgegriffen und diese, die ihn für verrückt halten, geleiten ihn in das Schloß des Magiers, der in diesen Bergen haust. Der nimmt sich seiner an, und will ihn heilen, indem er ihm die Klarheit gibt. In seinem Zauberspiegel zeigt er ihm das wirkliche Leben. Die Nebel lösen sich und zugleich zerrinnen vor den Augen des Schauenden die Illusionen, die bisher sein Glück ausgemacht. Alles bricht in ihm zusammen beim Anblick dieser entgeisterten Welt; wie er schließlich sein verwahrlostes [illegible] erblickt, und der Verzweiflung verfällt, da erfaßt den Magier Mitleid — er gibt ihm die beseeligende Blindheit wieder. Wohl gerät sein Land nun endgültig in die Macht des Königs Greif, aber der Wolkenkönig überläßt es ihm willig und zieht sich in sein eigenstes Gebiet, die Welt der Gedanken und der Träume, zurück, wo er die selige Wiedervereinigung mit seiner Tochter feiert. Der Chor aber besingt in Lobeshymnen den „der die Erde verlassen hat, um in den Himmel zu steigen".

Also auch hier wieder ein Ideenstück und zwar eines, das eine wahre Fülle von eigenartigen Gedanken in sich birgt. Aber Pagani ist nicht bloß ein Denker, er ist vor allem ein Dichter, zu dem die Natur mit tausend Stimmen spricht, dem das menschliche Gemüt seine verborgensten Tiefen enthüllt. Die bunte Welt der Erscheinung ist ihm nicht minder vertraut als das Reich der Phantasie, und will er widergeben was ihn bewegt, so stellen sogleich Worte von unverbrauchter sinnlicher Kraft, malende Adjektive und glückliche Bilder sich ein. Er ist ein Meister in der Kunst, den vagen Duft, die Stimmung, die über den Dingen schwebt, festzuhalten und mit ungemeiner suggestiver Kraft auf den Leser zu übertragen. Große Lyrik, hohen poetischen Reiz strömen viele seiner Szenen aus und durch sie alle zieht, gleich einem Leitmotiv, in ständiger Wiederkehr — der Ruf nach dem hellen Sonnenglanz der Freude.

Freilich — über das Sehnen kommt er nicht hinaus, und wenn er auch in einem seiner Briefe sagt: „... unabhängig von meinen philosophischen Ueberzeugungen und meinem pessimistischen Temperament sollen meine kurzen Dramen die Leser zu einem höheren Gedankenflug anregen", so kommt er doch von sich selbst nicht los, ist an die Grenzen seines Wesens gebunden. Das Dionysische ist ihm versagt, und nie schlagen die Blutwellen eines heißen Temperaments empor, wie sie etwa bei d'Annunzio — oft bei ganz geringfügigen Anläßen — spontan und unwiderstehlich zum Durchbruch kommen und gleich einer heißen Unterströmung durch die Werke fluten. Merkwürdig unromanisch im Gemüt ist dieser junge Italiener, und wer seine Dramen vollends in der, gleich einem Original wirkenden deutschen Nachdichtung liest, der würde ihm nicht an den Ufern des Po seine Heimat zuweisen, sondern weit eher glauben, die grauen Nebel, die über der flämischen Ebene brauen, hätten diesen grüblerischen Geist und dieses schwermutsvolle Herz mit träumerischer Sehnsucht nach jauchzender Lebensfreude und frohlockender, rauschender Lust erfüllt. Seine Gestalten sind ein wenig blutlos; wie bei Maeterlinck raubt ihnen der Umstand, daß sie weit eher Symbole als wirkliche Menschen verkörpern und in jedes ihrer Worte nebst dem offenkundigen, noch einen zweiten, geheimen Sinn hineinlegen, viel von ihrer Unmittelbarkeit, und wie Maeterlincks Geschöpfe würden auch sie vermutlich auf der Bühne die volle Wirkung versagen. Aber was er in dieser Richtung schuldig bleiben mag, wird reichlich aufgewogen durch subtilere Gaben: denn wie wenige versteht es Pagani, unsere Seele in Schwingung zu versetzen, und noch lange nachdem wir seine Dichtungen aus der Hand gelegt, stehen wir unter dem Banne der Stimmungen, die er uns mitgeteilt, der Gedanken, die seine Worte bald unwillkürlich in uns ausgelöst.

M. v. Berthof.

Der schmale Weg zur Kunst.

Als Paul Ernst im Jahre 1898 mit einem Band „Polymeter" in die Literatur eintrat, war er innerlich fertig. Sein Wesen erinnert mitunter an die schmerzliche Süße der dänischen Dichter; und auch den Wiener Dichtern scheint er verwandt. Er hat mit ihnen ein zärtliches Anschmiegen gemein oder ein tiefes Erstaunen oder traurige Müdigkeit: Warum leben denn nur die Menschen? Aber es mangelt ihm [illegible] französisch Graziöse des Wiener Wesens; Raffinement, Spiel mit Leben und Kunst blieb ihm fremd. Er hat vielmehr eine echte, gediegene Handwerksfreude an seiner Kunst, er ist niemals sentimental, sondern steht dem Leben innig gerührt gegenüber. Diese Rührung überkommt ihn, wenn er das Kleine betrachtet — manchmal wie Andersen — und er schildert sich selbst: „Seine besondere Liebe war das Kleine, welches von allen Menschen übersehen wurde; und er staunte vielmals über das häufige Schöne, welches man an solchen Kleinen zu finden vermochte." Also heißt es bei ihm: „Das Bächlein plätschert und Hühnchen [illegible] leise im Halbschlaf. Die Buchen [illegible] mit ihren weißen Stämmen, immer tiefer in den W[illegible] hinein. Ameisen liefen treu und emsig; wenn sie sich begegneten, befühlten sie sich mit den Hörnern; sie trugen eine [illegible] Dinge oder wuselten eilfertig herum, als wenn [illegible] wichtige Bestellungen zu machen hatten. Zuweilen halfen [illegible] sich auch beim Schleppen und zerrten dann ihre Last [illegible] [illegible] was ihnen gerade [illegible]

*) „Der Wolkenkönig", [illegible] Dresden und [illegible]

ihnen gerade gut schien, bergauf und bergab, und zuletzt ließen sie es liegen."

So beobachtet und liebt man als Kind. Darum blickt Paul Ernst in seinem Roman so lange und eindringend in die Kindheit seines Helden, wo „seine Seele wie ein Kind verstellt" ein frommes Leben unter den Bäumen führt. Darum vermochte er es, die kindliche Vornehmheit der Novellieri zu verstehen, wiederzugeben und daran zu wachsen. Darum meint er, er sei „ein nachdenksamer Mann, welcher aber doch ganz kecklich an die Dinge heranging und meinte, es müsse alles so sein, wie er es sich dachte". Paul Ernst dichtet, heute völlig alleinstehend, das kindliche Erlebnis.

Lange konnte dieser Dichter die Form nicht finden, in die er aus seiner Seele schöpfen sollte. Da waren kleine Gedichte*), die an Arno Holz erinnerten; hastige Blicke, Farbenkleckse, Stammeln der Liebe.

„Ich liege lang auf dem Hügel.
Zwischen den Steinchen Brockenmoos
Und dünne Gräserchen, die überhangen.
Eins hat oben ein leuchtendes Pünktchen.
Hinter dem Gewirr, gegen den Himmel,
Die Blätter einer kleinen Klatschrose,
Sonnendurchschienen."

Dann schrieb er einaktige Dramen, „Lumpenbagasch", „Im chambre séparée", zwei Schauspiele**) mit sicherer Milieuzeichnung und mancher entzückenden Beobachtung des Kleinen, „Wenn die Blätter fallen", „Der Tod", zwei Trauerspiele***), den wunderbaren Erlebnissen nachforschend, welche jenes lebende Kind, das wir Seele nennen, an den Dingen dieser Erde hat. Im Uebergang von der dramatischen Skizze zur Novelle mußten dann die wundersamen „Sechs Geschichten"†) entstehen; und in diesen glaube ich das Suchen des Dichters nach einer Kunstform der Novelle schon in Anlehnungen an Hoffmann oder Poe zu spüren; jedenfalls ließe sich wohl begreifen, daß diese Dichter, denen nur wenige wirkliche Kunstwerke gelungen sind, den Suchenden nicht zu befriedigen vermochten, denn sie „wollen uns unterdrücken und quälen durch aufgezwungene Vorstellungen".

Aber dann geschah es im Frühjahr 1900 in Florenz, daß Paul Ernst eine wunderbare Begegnung hatte: aus dem Schatz seiner Bücher, die er dort als rechter Deutscher bei manchem Trödler aufgetrieben und mit vieler Liebe gesammelt, übersetzte er die „Altitalienischen Novellen".††) Es ist hier nicht nötig, auf dieses Werk als auf eine Uebertragung hinzuweisen, die sich den erlesenen Kunstwerken neuer Uebersetzungen als Marie Herzfelds Jacobsen, Stephan Georges Baudelaire, Rudolf Kaßners Platon würdig anreiht; hier sei verzeichnet, daß Paul Ernst in der Beschäftigung mit diesen Novellen die Form fand, nach der seine Dichterseele verlangte. Alles ist bei ihnen „ruhig und selbstverständlich erzählt . . . aber mit einer ganz feinen und unsichtbaren Kunst, durch welche die Aufmerksamkeit des Lesers immer lebendig blieb". So wirkten die altitalienischen Novellen „kindlich und doch zugleich kunstvoll: und das ist das Herrlichste, was ein Künstler erreichen kann".

Dieses Herrlichste hatte Paul Ernst bereits in den Novellen erreicht, die unter dem Titel „Die Prinzessin des Ostens" erschienen.†††) Sie sind von traumhaftem Glanz: und das ist das Geschenk der Form an den Dichter. Traumhaft wie eben die Vergangenheit ist, die in diesen Novellen tief auf dem Grund ihrer Wortgefüge ein leises und geheimnisvolles Leben zu führen scheint. Das Leben unserer Tage, das vielfach, verwirrt, sich überstürzend, die Schicksale unter- und übereinander schiebend, wogt, scheint, auf die großen und einfachen Gesten gebracht, vielleicht reduziert zu sein, die verflossene Jahrhunderte unseren schauenden Augen gegenüber annehmen. Die „Geschichte aus dem Dorfe" oder „Trude" spielen in gleich ferner Zeit wie die Erzählung vom Tschingiskhan, von Lionora Salvucci, von Christoffel und Ursula. „O, wie ist alles fern und lange vergangen." Sie haben etwas von der schlichten Größe, die wir an den „wunderlichen Nachbarskindern" in den „Wahlverwandtschaften" bewundern.

Von solcher Art ist auch die Vision unserer Zeit, die uns Paul Ernst in seinem größten und reifsten Werk schauen läßt, dem Roman „Der schmale Weg zum Glück."*†) Ich weiß nicht, wie viel Paul Ernst von der Geschichte des Förstersohnes, der aus seinem Waldwinkel durch die Großstadt, deren reiche und merkwürdige Schicksale, durch die soziale Bewegung hindurch in den Wald zurück den Weg zum Glück geht, in der Wirklichkeit erfahren hat; aber wer sich zu dem ersehnten Frieden und der stillen Weisheit fand, die im letzten Kapitel des Romans leise rauscht wie ein sommerlichter Wald, muß innigst erlebt haben. Innerlicher Reichtum füllt die schöne Form. Des Dichters Wesen scheint durch tiefe Einsichten gekräftigt. Ein Reichtum, dem Ludwig Richters ähnlich. Denn aus Paul Ernsts Rührung über das Leben spricht Glaube und Liebe; auch der jüngeren Romantik mag ihn das angenähert haben, wo in den Märchen und einigen unsterblichen Versen Brentanos, in den liebejauchzenden Zeilen Arnims, mit denen er seine „Isabella von Aegypten" schließt, Töne aus ähnlicher Tiefe heraufdringen. „Am Himmel steht ein drohender Komet und glüht den Herbst zum Sommer, wozu wird er den Frühling entbrennen? Sei getrost, liebe Seele, sei getrost, du Welt, dir ist viel vom Herrn verheißen." Diese Worte könnten das Motto zu Paul Ernsts Roman sein; und man erinnert sich, daß Arnim die „Kronenwächter" geschrieben hat, in denen er um das deutsche Volk bangte. Nicht anders Paul Ernst um seinen Helden. Wundervolle Worte gibt Hansens Mutter ihrem Sohn auf den Weg, als er nach Berlin reisen soll. Sorglich leitet ihn das Geschick aus der Sozialdemokratie zu einer freien und weiten Uebersicht über alles Leben: „Es zeigte sich, daß jede Zeit meinte, sie habe in allem das Richtige gefunden; und vor Gottes Augen war das alles doch nichts weiter wie die Reihenfolge der Schwalben, die ein Nest unterm Hausdach beziehen." Dies erkennt Hans, denn Gott setzt ihn in eine einfache und vernünftige Aufgabe. Sehr weit von der Großstadt, in den Wald. Ein unbändiges Frohgefühl überkommt ihn zwischen den schweigenden Stämmen. „In Wahrheit können wir doch nichts wissen, als daß wir hier auf dieser schönen Erde wandeln und brave Menschen sein sollen und uns freuen."

Wie Hans in der Enge seines Heims sein Glück, so hat Paul Ernst in der strengen Form seine Kunst gefunden. Sein Weg zur Kunst aber ist typisch für viele der Besten unserer Zeit. Langsam errungene Erkenntnisse einer neuen Kunst sucht man mit großen Traditionen in Einklang zu bringen, und gerade der Novelle als Kunstform wendet man wieder Liebe zu; wie es denn wohl möglich ist, daß Paul Ernst nicht der einzige bleibt, für dessen Schaffen die altitalienischen Novellen von entscheidender Wichtigkeit waren. Denn hier zeigen sich auch Zusammenhänge mit Goethe, zu dem tausend Künstleraugen andächtig aufblicken, der die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" schrieb, und mit den Romantikern, die, selbst feine Genießer, ihre Zeit Boccaccio schätzen lehrten. **Max Mell.**

*) Verlag von Joh. Sassenbach, [illegible]
**) [illegible]
***) [illegible]
†) Ebenda.
††) [illegible] Leipzig im Insel-Verlag 1902.
†††) Im Insel-Verlag, Leipzig 1903.
*†) [illegible] Deutsche Verlagsanstalt.

Malschulen für Frauen in der Stadt und auf dem Lande.

Wenn ich sage: in der Stadt, so meine ich damit in der Stadt und auf dem Lande nur die beiden Städte, deren Kunstleben ich aus längerer Anschauung kenne, nämlich München und Paris. Diese beiden aber, als diejenigen, denen bisher die größte Anzahl weiblicher Kunststudierender zuströmte, dürften genügen.

Die staatlichen Kunstschulen Deutschlands wie Frankreichs waren und sind den Frauen verschlossen. Nur private Gelegenheit zur Ausbildung ist ihnen geboten. Sehen wir zu, wie diese beschaffen ist!

Aeltere Münchner erinnern sich noch wohl der Zeit, da nur ganz wenige Künstler sich herbeiließen, Damen zu unterrichten — ihnen „zu korrigieren" — wie der Ausdruck lautete. Wer sich künstlerisch ausbilden wollte, außerhalb der schon damals den Frauen zugänglichen Kunstgewerbeschule, suchte ein paar gleichgesinnte Genossinnen; man mietete ein Atelier, richtete es ein und vereinbarte mit einem der befragten Maler, wie oft und gegen welche Bedingungen er zur Korrektur kommen wollte. Der Betreffende war dann der Ratgeber, der „Meister" seiner Schülerinnen, aber Inhaber und Vorstand einer Schule war er eigentlich nicht. Das waren die Zeiten, da man überhaupt noch auf malende Frauen als auf kühne, seltsame Ausnahmsgeschöpfe blickte und auch die Ausstellungskataloge erst wenige Frauennamen aufwiesen. Zwei Vorzüge besaß jener Einzelbetrieb: erstens verstand ein namhafter Künstler sich nur zur Korrektur bei solchen, deren Arbeiten er zuvor gesehen und in deren Begabung er ein gewisses Zutrauen setzte; damit trat er von vornherein zu ihnen in eine Art persönlichen Verhältnisses. Ferner wurden den Kunstjüngerinnen dadurch, daß sie für alles: Miete, Lehrerhonorar, Modellgeld rc. aufkommen mußten, beizeiten die Augen über die Kostspieligkeit des erwählten Berufes geöffnet. (Bekanntlich tun es Malerei und Plastik allen Schwesterkünsten in dieser Hinsicht weitaus zuvor.) Es ist tatsächlich gut, das gleich anfangs zu erwägen. Junge, von Haus aus mittellose Männer zum Beispiel werden durch die großen Erleichterungen, die der staatliche Unterricht gewährt, eine Zeitlang über Wasser erhalten, um bei ihrem Austritt aus der Akademie sofort in Elend zu geraten. Wer heutzutage Maler werden will, muß

entweder Vermögen besitzen — oder eine gewaltige Widerstandskraft gegen alle möglichen Entbehrungen.

Worin die Nachteile eines lediglich freien Zusammenschlusses lernbegieriger Mädchen bestehen, ist leicht zu denken. Durch die Gleichberechtigung aller und das Fehlen ausschlaggebender Autoritäten — denn der Lehrer gibt ja gewissermaßen nur Gastrollen — kommt es zu beständigen Reibungen unter den erregbaren weiblichen Gemütern. Viel Zeit und Kraft wird und wurde namentlich damit vertan, als diese Form des Studiums noch die alleinige in München war.

Eben damals aber bestand in Paris schon eine ganz andere Ausbildungsmöglichkeit für Frauen. Dort hatte Rodolphe Julian mit scharfem Unternehmerblick die Académie Julian für Malerinnen gegründet, die gleiche Lehrkräfte und Lehrmethode erhielt wie Julians Herrenschule. Der Begründer der Schule stellte das Lokal samt der Einrichtung, schrieb die Tageseinteilung vor, sorgte für die Modelle sowie für Heizung und Bedienung. Die Eleven hatten nichts mehr zu tun, als ein mäßiges Schulgeld zu zahlen und sich tüchtig an die Arbeit zu machen, geleitet von den Ratschlägen der lehrenden Künstler. Diesem Beispiel folgend, eröffneten noch mehrere bedeutende Maler Schulateliers für Frauen, wenn schon in kleineren Maßstäben. Doch ist auch eine zweite Akademie für junge Künstler beiderlei Geschlechts vor etwa zwölf Jahren gegründet worden: die Académie Cola Rossi. Wie Julian, so hatte Cola Rossi zwei Lokale in verschiedenen Teilen der Riesenstadt inne, je ein doppeltes, da in einem Stockwerk die Herren, im anderen die Damen arbeiteten. Er hatte Lehrkräfte gewonnen, wie Blanc, Dagnan, Courtois, Rixens — aber sein Unternehmen geriet vor einiger Zeit in finanzielle Schwierigkeiten, mußte aufhören und ist dann in anderer Gestalt neu erstanden. Bei Julian unterrichteten unter anderen Benjamin Constant, Lefèbre, Robert-Fleury; seine Ateliers befanden sich Rue de Berry und Passage du Panorama. Ob er das letztere, das eigentlich für die Fülle der Eleven zu klein geworden, noch inne hat, weiß ich nicht; ehemals hieß es, er wolle es nicht räumen aus einem gewissen Aberglauben, weil es sein erstes gewesen und der Weltruf seiner Schule von hier ausgegangen ist.

Die Organisation der kleineren Malschulen von Duran, Courtois, Aublet, Roland &c. gleicht im wesentlichen der der vorgenannten Akademien. Jede Schule hat ihre Massière (Mässeuse) — so heißt die vorgeschrittenste Schülerin, welche sich namentlich der Neueingetretenen beratend annimmt, damit der Meister nicht die Anfangsgründe seiner Methode beständig wiederholen muß. Sie sorgt auch für gewissenhafte Einhaltung der Arbeitszeit und gerechte Verteilung der Plätze. Gewöhnlich beginnt die Arbeit um acht Uhr und währt mit sehr kurzen Unterbrechungen bis zwölf Uhr, wo die Eß- und Ruhezeit eintritt. Von halb Zwei bis halb Sechs wird wieder gearbeitet nach einem anderen Modell. In den Schulen, die noch einen Abendzeichenkurs eingeführt haben, wird nachmittags kürzer gemalt. Es besteht die Sitte, daß allwöchentlich einer anderen Schülerin die Wahl des ersten Platzes am Montag zufällt. Die Kolleginnen folgen in der Ordnung, wie sie auf der Namenstabelle verzeichnet stehen. Wer zu spät kommt, nimmt, was übrig bleibt. Die Siegerin in einer der Zeichenkonkurrenzen, die von Zeit zu Zeit veranstaltet werden, erwirbt sich das Recht des besten Platzes auch außer der Reihe. Sobald alle Plätze gewählt sind, werden die Füße der Stühle und Staffeleien mit Kreide auf dem Boden angemerkt, desgleichen die Stützpunkte des Modells auf dem Podium zur Vermeidung des häufigen Streites, ob man allerseits richtig sitze oder das Modell richtig stehe. Wie man sieht geht es in den Pariser Ateliers sehr genau und schulmäßig zu.

In den Akademien sind drei Korrekturtage, an denen jedesmal ein anderer Professor erscheint; in den kleineren Schulen korrigiert immer derselbe, gewöhnlich viermal die Woche. Er hat ausschließlich über Kunst zu reden; ihn mit persönlichen Klagen, Zwistigkeiten und dergleichen zu behelligen, ist nicht Stil. Außer der Massière wird noch durch eine Bonne, welche die Tür öffnet und für reine Handtücher &c. sorgt, die äußere Ordnung aufrechterhalten.

Seit etwa fünfzehn Jahren hat sich auch in München eine ganze Anzahl wirklicher Schulen aufgetan, in denen feste Organisation an Stelle der früheren Freizügigkeit getreten ist. Es sind lauter hervorragende Mitglieder der jüngeren Künstlerschaft (ich nenne auf gut Glück die Namen: Knirr, P. Nauen, Walther Firle, Walther Thor und andere), die solche Schulen auf eigenes Risiko eröffnen, mit Recht voraussetzend, daß die malbeflissenen Damen die Gelegenheit nützen werden. Und die 1884 in anfänglich bescheidenem Maßstab eröffneten Unterrichtskurse des Künstlerinnenvereins sind heute zu einer Art Akademie herangewachsen, die ihren Stundenplan, ihre aufsteigenden Klassen, ihre vorzüglichen Lehrkräfte so gut wie jede staatliche besitzt. Man hat keine Mühe mehr, sich einen guten Unterricht zu sichern, sondern die Qual der Wahl. Im ganzen sind auch die Künstler, die einen so großen Teil ihrer Zeit an weibliche Schüler wenden, mit den Resultaten zufrieden. Obschon noch öfters der übertriebene mechanische Fleiß der Frauen und ihre ungleichmäßige Art des Fortschrittes betont wird.

Die Lehrmethode selbst hat sich gleichfalls verändert. Das Zeichnen nach Gips ist in den Hintergrund getreten; es wird häufig ersetzt durch das Zeichnen nach einfachen Gegenständen oder nach der Pflanze. Mehr als je wird das Aktzeichnen, das Studium des unbekleideten menschlichen Körpers, betrieben, das früher auf die Abendstunden von 5 bis 7 Uhr beschränkt blieb. In Paris wird unter Umständen vormittags u n d abends Akt gezeichnet, aus der Ueberzeugung heraus, daß die angehende Künstlerin für diesen schwierigsten Punkt ihrer Ausbildung nicht genug tun könne. Jetzt geschieht das auch öfters bei uns. Ueberhaupt sucht man sich möglichst zum Herrn seines Handwerks zu machen; und die Genauigkeit, mit der in den Schulen die Beobachtung der Formen und Tonwerte gelehrt wird, entkräftet den ehemals in Paris gegen die Münchnerinnen erhobenen Vorwurf, daß sie nicht gewissenhaft und nüchtern genug arbeiten, sondern mit zu viel Schick und falscher Genialität.

Ein ähnlicher Vorwurf war, daß wir zu früh mit der Freilichtmalerei begännen. Wer nicht schon im Atelier die völlige Beherrschung seiner Ausdrucksmittel erlangt habe, lerne draußen in der verwirrenden auflösenden Beleuchtung erst recht nichts. Das klingt seltsam im Vaterland des plein air; aber Tatsache ist, daß dort nur die fertigen oder sehr vorgeschrittenen Maler ihren Arbeitsplatz ins Freie verlegen. Es ist nicht Brauch, daß ein jeder von ihnen seine Schülerinnen mitbringt. Bei uns dagegen übersiedeln im Sommer die meisten Lehrer samt ihren Schulen aufs Land. Neben dem künstlerischen Prinzip wirkt hierbei bestimmend der allgemeine Lufthunger der Münchener und die größere Harmlosigkeit des Deutschen in bezug auf seine weiblichen Kunstzöglinge. Denn allerdings: da draußen im Freien tritt unvermerkt an Stelle des offiziellen akademischen Verkehrs der alte gemütliche Ton aus der Zeit, wo es noch keine richtig organisierten Schulen gab. Da ist der Meister zugleich der interimistische Pflegevater und Beschützer der von daheim entfernten Mädchenherde. Manchmal sitzt er, wirklich als ihr Hirt, unter ihnen an irgendeinem malerischen Punkt und braucht nur einmal aufzustehen, um die verschiedenen Arbeiten zu begutachten. Aber manchmal radelt er von einem Ende des Dorfes zum andern, um den durch alle Gärten und malerischen Bauernstuben verstreuten Schülerinnen zu korrigieren. Und sie schütten ihm bei diesem Anlaß ihr Herz aus, viel eher als in der Stadt. Wenn der Meister eine freundliche Frau hat, die mit draußen ist, so bietet sie den weiblichen Kolonisten Ansprache, Mittelpunkt und eine Art Heim. Ist er aber ledig, so muß er selbst sich entschließen, seiner Malweibchen gutmütiger Freund zu sein, was eben in dieser Form in Frankreich nicht denkbar wäre. Er verzehrt im gleichen Wirtshaus mit ihnen das gleiche zähe Kalbfleisch und erfährt während dessen, daß Fräulein X. solchen Kunstkater hat, daß die Hausleute von Fräulein Y. ihr für nächsten Monat den Mietzins ihres Stübchens habgieriger weise erhöhen wollen, und daß Fräulein Z. von einer Kollegin ihr hübsches ländliches Modell weggefangen worden ist. Es fehlt ja auf solchen Sommerfrischen nicht an lächerlichen und ärgerlichen Dingen; denn meist wirkt die Malerkolonie als Kulturträger und muß den Einwohnern die uranfänglichsten Begriffe von Behaglichkeit erst klar machen. Badewannen sind etwas Unerhörtes; man schläft unter Federbetten in einem Bettgestell von lebensgefährlicher Höhe und bekommt Pfannenkuchen mit ranzigem Fett vorgesetzt. Den beständigen Uebervorteilungsversuchen der Bauern gegenüber sind die Stadtfräulein oft recht machtlos und tut ein kräftiges Manneswort des Meisters äußerst segensreiche Wirkung.*)

Ausnahmsweise kann es vorkommen, daß eine Herrenschule sich mit einer Damenschule gleichzeitig an einem Ort befindet, und daß zwischen den Angehörigen beider ein kollegialer Verkehr auf amerikanische Art sich entspinnt. Es gibt auch in München ein paar Schulen, wo Männlein und Weiblein gemeinsam unterrichtet werden; doch kenne ich dieselben nicht aus eigener Anschauung. Es mag in bezug auf sie alles gelten, was für und wider die gemeinsame Erziehung der Geschlechter überhaupt vorgebracht worden ist.

Fassen wir das Ergebnis dieses kurzen Ueberblickes über die Studiumsmöglichkeiten für Frauen zusammen, so lautet es zweifelsohne erfreulich. Man darf getrost behaupten, daß, wenn heutzutage ein weibliches Wesen in der Kunst nichts erreicht, die Schuld an ihr selbst liegt oder an dem Umstand, daß sie nicht genügend lange ihrer Ausbildung obliegen konnte. Insoweit letzteres mit mangelnden Geldmitteln zusammenhängt muß noch Wandel geschaffen werden, indem die Künstlerinnen

*) Ich möchte noch bemerken, daß ein sogenannter „Krach“ [illegible] Lehrer und Schülerinnen in all den mir bekannten Schulen nie Platz gegriffen hat.

und Frauenvereine sich die Gründung eines Hilfsfonds angelegen sein lassen, der besonders begabten und unbemittelten Schülerinnen Stipendien zuweist. Der Münchner Künstlerinnenverein hat bereits den Grundstock eines solchen Unterstützungsfonds beisammen; hoffentlich findet er zahlreiche Nachahmung. Mit der Errichtung von Stipendien würde das Hauptsächlichste wegfallen, was die männlichen Kunstjünger durch Staatshilfe noch vor den weiblichen voraus haben, und die Frauen könnten mit um so größerem Recht sagen, wenn sie auf ihre so günstig veränderte Stellung in der bildenden Kunst hinweisen: „Aus eigener Kraft!"

München. Helene Raff.

Bücher.

Berta Pappenheim und Dr. Sara Rabinowitsch: „Zur Lage der jüdischen Bevölkerung in Galizien. Reiseeindrücke und Vorschläge zur Besserung der Verhältnisse." Frankfurt a. M. 1904, Neuer Frankfurter Verlag.

Im Auftrage des Israelitischen Hilfsvereines in Frankfurt a. M. und des Jüdischen Zweigkomitees zur Bekämpfung des Mädchenhandels in Hamburg haben die beiden Verfasserinnen im Frühling 1903 eine Studienreise nach Galizien unternommen. Das große Elend der überwiegenden Mehrheit der galizischen Juden macht Hilfsaktionen großen Stils deshalb nötig, weil das Reich und das Land nichts Energisches zur Besserung der Lage tun, und die Juden zu schwach sind, sich selbst zu helfen. Zwar ist durch die Baron Hirsch-Stiftung und den Wiener galizischen Hilfsverein manches Ersprießliche geleistet worden, und der intelligente, fortgeschrittene und vermögende Teil der jüdischen Bevölkerung Galiziens ist eifrig bemüht, die Not und die sie bedingende geistige Rückständigkeit der großen Masse zu mindern, allein jeder Beitrag zur Erforschung des eigentlichen Uebels und der Mittel zu seiner Bekämpfung muß willkommen sein. Daher auch die im Titel genannte, vor einiger Zeit erschienene Schrift mit den Ergebnissen dieser Studienreise in Form von Berichten an die genannten Vereine. Auf die Einzelheiten der gewandt geschriebenen und oft gerade durch ihre Sachlichkeit und Schlichtheit packenden Berichte kann hier füglich nicht eingegangen werden. Rühmend anzuerkennen sind die Schärfe der Beobachtung, der große sittliche Ernst und der rückhaltlose Freimut in der Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse. Es sind düstere Bilder, die die Verfasserinnen von den geistigen, religiösen, sittlichen und wirtschaftlichen Zuständen entwerfen, aber sie sind, wie Kenner des Landes versichern, richtig. Sie erkennen das Gute an, das sie fanden, aber sie lassen sich durch blendende Aeußerlichkeiten den kritischen Blick nicht trüben, vor allem zeigen sie, wie viel Intelligenz und ökonomische Kraft durch die traurigen, dort herrschenden Verhältnisse brach liegen und dem Staat verloren gehen. Auch wenn die konkreten Vorschläge — denen der gesunde Gedanke zugrunde liegt, daß mit kleinen leicht durchführbaren Mitteln größeren Aktionen vorgearbeitet werden müsse — sich als unpraktisch erweisen sollten; viele Winke sind jedenfalls praktisch und wertvoll. Zweifellos wird man die zwei Schlußthesen Fräulein Pappenheims zugeben müssen, „erstens, daß es notwendig ist, eine Hilfsaktion für Galizien einzuleiten, und zweitens, daß, wenn eine Hilfsaktion, mit Umsicht und Verständnis geleitet, ins Leben tritt, sie nach jeder Richtung den größten Erfolg verspricht". Der Schrift der beiden mutigen und von wärmstem Eifer für die Sache erfüllten Verfasserinnen, die auch davor nicht zurückschreckten, die Stätten der größten Armut, des Schmutzes und des Lasters aufzufinden — man erwäge, welche Entsagung feingebildeter lediger Damen dazu gehörte —, muß man die größte Beachtung vor allem aller am Hilfswerk Beteiligten innerund außerhalb Galiziens, aber auch aller für Sozialpolitik sich Interessierenden, nicht minder jedoch des Parlaments und der Regierung wünschen. Sollte denn wirklich dem tatkräftigen Zusammenwirken aller eine wirksame Sanierungsaktion nicht möglich sein? Und ist es wirklich nur Sache der Juden im In- und Auslande, den galizischen Juden Hilfe und Besserung zu bringen? Hat nicht vielmehr der Staat selbst das größte Interesse daran, Verhältnisse zu beseitigen, die ein merkwürdiges Schlaglicht auf seine Verwaltungskunst werfen? Es darf ja nicht übersehen werden — die Verfasserinnen haben das nicht immer scharf genug hervorgehoben —, daß die Verhältnisse der galizischen Juden nur Spiegelbilder jener des Landes bilden, und die zutage tretenden Erscheinungen vielleicht stärker, aber nicht allein den Juden im Lande eignen. Auch Posen war ja wie Galizien ein Teil des polnischen Königreiches. Aber an eine Vergleichung der beiden Länder darf ja, auch was die jüdische Bevölkerung betrifft, kaum gedacht werden. Das bekannte, von Karl Emil Franzos geprägte, oft zitierte Wort, daß jedes Land die Juden hat, die es verdient, enthält mehr Einerlei als Wahrheit. Mit mehr Recht kann man sagen, Der Kulturzustand der Juden ist ein Gradmesser für die Kultur des Landes, das sie bewohnen.

Dr. S. Kr.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausgegeben von Karl Glossy. Vierzehnter Jahrgang. Wien, [illegible] 1904.

Der vierzehnte Band dieses Jahrbuches enthält an erster Stelle eine [illegible], an wertvollen [illegible] Bayer von Thurn über den 1801 [illegible] Leopold Weidmann, der [illegible] seiner [illegible] dramatischen Dichter eine von [illegible] [illegible]

mit dem beschäftigt, weil man eine Zeitlang [illegible]

„Johann Faust" für die angeblich verloren gegangene Faustdichtung Lessings hielt. Bayer hat nunmehr mit Glück die Biographie des interessanten Mannes auf Grund archivalischer Quellen festgestellt und hieran eine zusammenfassende kritische Besprechung seiner Werke angeschlossen. Der zweite Aufsatz des Jahrbuches, „Zum Traum ein Leben" von Stephan Hock, dringt tief in Aufbau und Zusammenhang des Grillparzerschen Dramas ein und verfolgt glücklich den psychologischen Gang der Handlung. Ferner veröffentlicht H. A. Lier ein in der Dresdener königlichen Bibliothek befindliches „Memorandum-Buch" des bekannten Archäologen K. A. Böttiger, mit Aufzeichnungen über dessen Reise nach Wien im Jahre 1811 — voll von interessanten Bemerkungen über Gesellschaftliches und Literarisches. Eine zusammenfassende Würdigung der Dichtungen Uffo Horns liefert Wolfgang von Wurzbach in einer gründlichen monographischen Arbeit; eine formschöne Einleitung geht den Briefen von Robert Hamerling voraus, die von Karl v. Thaler, an den sie (von 1866 bis 1887) gerichtet sind, veröffentlicht werden. Gleichfalls eine Briefveröffentlichung ist das Gedenkblatt „Zum hundertsten Geburtstage Moritz v. Schwinds", von Alois Trost. Der Herausgeber des Jahrbuches, Karl Glossy, macht den Beschluß mit der Veröffentlichung kritischer Bemerkungen Bauernfelds, die auf theatralische Eindrücke und Lektüre von Dramen zurückgehen. Das Jahrbuch bietet also auch heuer in seinem glücklicherweise nicht zu eng gezogenen, sondern das ganze Zeitalter Grillparzers umspannenden Rahmen eine Fülle des Neuen und Bedeutsamen auf dem Gebiet österreichischer Literatur- und Kunstgeschichte.

Dr. Egon v. Komorzynski.

Revue der Revuen.

„Das freie Wort." Gelegentlich der Besprechung von Artur Pfungsts jüngst erschienenen gesammelten Aufsätzen „Aus der indischen Kulturwelt" wird einer interessanten Hypothese des Verfassers Erwähnung getan, worin der Nachweis christlicher Beeinflussung des japanischen Buddhismus versucht und damit ein Pendant zu der viel umstrittenen Frage buddhistischer Einwirkungen auf die Lehre Christi geschaffen wird. Gemeint ist die bedeutendste der buddhistischen Sekten in Japan, die Shin-shu-Sekte, deren Anhänger Pfungst als die Protestanten unter den Buddhisten bezeichnet; sie hat die Ehelosigkeit ihrer Priester abgeschafft und gestattet ihnen, Fleisch und Fisch zu essen und den Genuß gegohrener Getränke, sie hat die Palisprache der buddhistischen heiligen Schriften durch die Volkssprache ersetzt und die verachtetsten Volksklassen aufgenommen; ihre wichtigste und für uns merkwürdigste Lehre aber ist die, daß die Erlösung des Gläubigen nicht, wie Buddha es lehrt, durch eigene Kraft geschieht, sondern durch die stellvertretende Macht des ursprünglichen Gebetes von Amitâbha Buddha. Pfungst vermutet nun, daß die seit dem sechsten Jahrhundert in China tätigen christlich-nestorianischen Mönche auf diese Wandlung der ursprünglichen buddhistischen Lehre von Einfluß gewesen sind und der Referent knüpft an diese historisch belegte Hypothese die Hoffnung, daß die Shin-shu-Sekte berufen ist, zwischen christlicher und buddhistischer Kultur bedeutsam zu vermitteln.

„Pearson's Magazine." Von einer der vornehmsten Kadettenschulen der Welt berichtet Sir Howard Vincent. Es ist das Indische Kadettenhaus, in dem die jungen Fürsten und Edeln des Landes für den Militärdienst ausgebildet werden. Das Korps zählt gegenwärtig dreißig Mitglieder, worunter sich fünf Söhne regierender indischer Fürsten befinden. Der Lehrgang dieser Schule, die unter der direkten Aufsicht und Fürsorge des Vizekönigs steht, ist auf drei Jahre berechnet und hat den Zweck, den Zöglingen nebst einer militärischen, auch eine allgemeine und eine gesellschaftliche Ausbildung angedeihen zu lassen. Die jungen Prinzen werden in sehr strenger Zucht gehalten; namentlich das indische Erbübel der Trägheit wird energisch bekämpft, und auch über ihre Moralität wird sorgsam gewacht. Von 8 bis 9 Uhr wird zu Fuß exerziert, von 10 bis halb 12 Uhr ist Reitschule, während die Stunden von 12 bis 2 Uhr dem theoretischen Unterricht gewidmet sind. Von da ab verfügen die Kadetten frei über ihre Zeit, doch müssen sich alle beim Zapfenstreich um halb 10 Uhr abends in der Anstalt einfinden. Für jede Art von Sport, der lebhaft gefördert wird, ist in dem Kadettenhaus aufs weitestgehende gesorgt. Die Uniform, in indischem Stil mit Stickereien verziert, ist äußerst prächtig, und namentlich in ihrer weißen Galauniform, auf den nahezu 16 Faust hohen australischen Pferden, welche Satteldecken von Leopardenfell tragen, bieten die Kadetten einen glanzvollen Anblick. Dabei kostet die gesamte Ausrüstung nur 500 Rupien — etwa 33 Pfund Sterling — während die Kadetten eine monatliche Gage von 200 Rupien erhalten. — Bemerkenswert ist auch ein Artikel von Nigel Bond [illegible] Gesellschaft zur [illegible] und landschaftlichen Schönheiten. Bei ihrer Gründung war der nun verstorbene Herzog von Westminster ihr Präsident und in ihrem [illegible] befanden sich jederzeit Vertreter der [illegible] und der [illegible] sowie hervorragende Männer aus allen Ständen. Die Vereinigung, die man kurzweg „The National Trust" zu nennen [illegible] historisch bedeutende Kunstdenkmäler zu erhalten und [illegible], und es gibt keinen noch so entlegenen Teil Englands, dem ihre Fürsorge nicht schon zustatten gekommen wäre. Die Mitglieder des Trusts dürfen keine Dividenden davon [illegible] wieder zu Zwecken [illegible] stehen ihm [illegible] durch Subskription die

Grindelwald.

Von **Hermann Hesse.**

Der Schwindsucht zum Trotz hatte mein Freund Petrus Ogilvie fast die ganze Erde bereist, und ich, der ich mein Zigeunerleben auf Europa beschränke, hatte ihn oftmals auf Reisen angetroffen. Kennen gelernt habe ich ihn, wenn ich nicht irre, in der Bahn zwischen Nürnberg und München, einen hageren Engländer von internationalen Manieren mit einem klugen, etwas bissigen Habichtsprofil und stillen, gutmütig ironischen Augen. Er gehörte zu den Unbefriedigten und trieb sich, da er wohlhabend war, als bescheidener Reisender in der Welt herum, erwarb sich gute Kenntnisse der Länder und Sprachen und hatte Sinn für die schönen kleinen Abenteuer, die man nicht in Hotels und Bahnhöfen, sondern nur abseits im Volk, in Fischerhütten und Gebirgsherbergen erleben kann. Darin paßte er zu mir, und es traf sich, daß wir uns fast jedes Jahr einmal irgendwo unvermutet wiedersahen. Wir begegneten uns Sommers in Zermatt, wir fuhren einmal zusammen von Venedig nach Fiume, wir haben am Lido und in Rapallo miteinander gebadet und gerudert.

Nun war es über ein Jahr her, daß ich ihn nicht mehr gesehen hatte; ich wußte nicht, ob er noch lebe, und hatte ihn fast vergessen. Da traf mich diesen Winter in Basel ein Briefchen von ihm:

Grindelwald, Hotel Bear, 2. Februar.

„Mein Bester! Ich höre, Sie seien in Basel. Wenn das wahr ist, und Sie noch der alte sind, besuchen Sie mich doch für ein paar Tage oder Wochen! Ich war das ganze letzte Jahr so krank, daß der Arzt mir für diesen Winter nur die Wahl zwischen Davos, Grindelwald und dem Tode lassen wollte. Davos ist schrecklich, der Tod ist bitter; also fuhr ich im November hierher, und jetzt befinde ich mich seit Wochen so wohl wie Gott in Frankreich. Ich mache die tollsten Bergschlittenfahrten und bin eine der bessern Nummern auf dem Eisplatz. Aber es fehlt mir Gesellschaft. Hier sind ausschließlich Engländer, und Sie wissen, wie sehr ich meine Landsleute liebe! Die romanische Rasse fehlt durchaus; seit zwei Monaten habe ich kein Wort französisch oder italienisch gehört. Deutsch natürlich auch nicht. Also wollen Sie kommen? Wir werden schlitteln und eislaufen und uns amüsieren wie früher manchmal. Mich verlangt sehnlich nach Ihren philosophischen Gesprächen. Ihr

Petrus Ogilvie."

Ich besann mich nicht lange. Zwei Tage später saß ich morgens im Zug und fuhr so eilig, als es der behagliche Winterfahrplan erlauben wollte, dem Berner Oberland entgegen. Erst von Interlaken an fand ich die Landschaft beschneit.

An einem bleichen Nachmittag mit starkem Schneefall kam ich in dem tief eingeschneiten Bergnest an. Gerade über der obersten schartigen Schroffe des Eiger hing hinter Schneewehen die Sonne weißlich fahl wie ein trüber Mond. Sonst war nichts zu sehen als ein blendendes Schneetreiben, das die Häuser und Hotels von Grindelwald nur wie hinter schweren Schleiern erkennen ließ, verwaschen und wesenlos wie Schatten. Trotz dieses Wetters fand ich Ogilvie nicht im „Bären". Er sei wohl schlitteln gegangen. Ich nahm ein Zimmer und versuchte vergebens, mich in dem geschmacklos pompösen Riesenhotel heimisch zu fühlen. Auch ein Gang über die nächste Dorfstraße war unbefriedigend und langweilig. Es waren da, gerade wie im Sommer, die wohlbekannten scheußlichen Holzbutiken, in deren Schaufenstern Gemshörner, Photographien, Bergstöcke, Holzschnitzereien und Bände der Tauchnitz Edition auslagen. Dieser ganze bunte und ärmliche Trödel sah in der weißen Einsamkeit des Gebirgswinters doppelt affettiert und langweilig aus. In einem dieser Läden wurde meine deutsch vorgebrachte Frage nach einer gewissen Zigarrensorte englisch beantwortet.

Als ich gegen Abend ins Hotel zurückkehrte, war mir der berühmte Sports- und Winterkurort gründlich verleidet. Im „Bären" war großer Ball angesagt, und ich hatte die heitere Aussicht, die halbe Nacht Tanzmusik, Lärm und Treppenlaufen als Wiegenlied hören zu müssen. Wieviel lieber hätte ich die Nacht, gleich so vielen früheren, auf Stroh in einem stillen Bauernhause zugebracht!

Ich hatte gebeten, mich beim Diner neben Ogilvie zu setzen. Und kaum hatte ich Platz genommen, da erschien mein Freund mit seinem gewohnten raschen Schritt neben mir, grunzte mir ein saures bon soir entgegen und erkannte mich erst, als ich lachend seine Hand ergriff. Ein froher Blick aus seinen schönen klugen Habichtsaugen dankte mir und goß einen Hauch von Seele und Güte über sein scharfgefaltetes, herbes Abenteurergesicht.

„Sie da, Hesse?" rief er erfreut und vergaß fast zu essen vor Aufregung und Redeeifer. Er sah nicht übel aus, entschieden mager zwar, aber zufrieden und frisch. Als ich auf meine unerfreulichen Grindelwalder Eindrücke zu sprechen kam, lachte er lustig.

„Warten Sie bis morgen, wo wir vermutlich gutes Wetter haben werden! Und Schlitten gefahren sind Sie auch noch nicht. Uebrigens — haben Sie Schlittschuhe mitgebracht?"

Nach der Mahlzeit kamen wir bei einer Partie Billard und später bei einer Flasche Bordeaux zu ruhigerer Aussprache. Nach seiner Gesundheit durfte ich, das wußte ich schon, nicht fragen. Dafür erhielt ich Auskunft über seine vorjährige Reise, über Wanderungen und Ritte auf Sizilien und Korsika, über einige Bekannte, über berühmte Frauen und Pferde. Und dann fing er ganz plötzlich an vom Sterben zu sprechen.

„Wissen Sie, ich lernte hier allmählich ein paar von den Schwerkranken kennen. Mein Gott, die Leute leben und husten so hin, als stünde nichts dahinter. Aber einer davon ist anders. Ein englischer Pfarrer, lungenkrank, aber noch lange nicht im letzten Stadium. Er leidet an einer unglaublichen Todesfurcht und jetzt, wo es mir selbst wieder so gut geht, habe ich ordentlich Mitleid mit ihm. Na, genug von ihm! Aber den Gedanken ans Sterben bin ich diese ganze Zeit her nie völlig los geworden. Deshalb bat ich Sie auch zu kommen. Vous comprenez, n'est-ce pas? Sie haben mich ja früher gekannt — wann habe ich je an den Tod gedacht? Jamais de la vie! Es muß von dem friedlichen Leben herkommen. Unter unsicheren Kameltreibern oder bei Seestürmen — Sie sind ja einmal mitgewesen — hab' ich das nie gefühlt, und bei allerhand Revolverchosen war ich doch auch dabei."

„Ich weiß noch nicht recht," sagte ich, „wovon Sie reden. Ist es ein Angstgefühl oder —"

„Angst? O nein! Außerdem bin ich meiner Gesundheit wieder sicher, wohl für Jahre hinaus. Wie soll ich es ausdrücken? Etwa so: ich muß mir von Zeit zu Zeit vorstellen, daß eines schönen Tages der Eiger und das Wetterhorn wie sonst heruntersehen werden, ich aber bin nicht mehr da. Das ist es: nicht mehr da! Was heißt das eigentlich? Ich bin ja wohl noch da, im Sarg unterm Boden, aber der ganze Petrus Ogilvie, der ganze lustige Satan, der ich war — was ist's damit?"

„Herrgott, Ogilvie, machen Sie sich wirklich darüber Gedanken? Soll ich Ihnen wieder einmal die ganze hübsche Leier vom Werden und Vergehen und Wiederwerden vorsingen? Sie sind doch kein Schuljunge mehr!"

„Allerdings nicht. Sie verstehen mich falsch. Uebrigens ist ihre ganze schöne Naturphilosophie denn etwas anderes als Phrasendrescherei? Der Zellenstaat löst sich auf — oder: die Würmer fressen mich, das ist doch tout à fait la même chose! Ihr Philosophen müßtet eine rührende Liebe zum Universum haben, dem ihr im Sterben euch so freundlich übergebt. Ich fühle nur: Herr Ogilvie, der ein flotter Mensch war und zu leben verstand, soll eines Tages nicht mehr leben dürfen."

„Was heißt: nicht mehr leben?"

„Ei, was wird das heißen! Ich weiß wohl, daß die in Herrn Ogilvie vorhandene Summe von Leben und Stoff auch nach seiner Auflösung irgendwie dasein und wirken wird. Aber wo ist Herr Ogilvie selbst geblieben?"

„Er ist ein Präteritum geworden, wie König Arthur oder Julius Cäsar. Einen mehr als subjektiven Todestrost hat übrigens kein Philosoph je gehabt, auch kein ganz moderner! Aber, bester Ogilvie, es lebe das Präsens! Vor dem Schlafengehen wäre vielleicht noch ein letztes Glas Wein am Platz."

Wir bestellten noch eine Flasche und trennten uns gegen Mitternacht in der besten Stimmung.

*

Am nächsten Morgen genoß ich einen Anblick, dessen Schönheit selbst mein durch unzählige Wanderfreuden verwöhntes Auge sättigte und beglückte. Der ganze Himmel war klar und von einem tiefen, fast veilchenfarbenen Blau, in welchem die reinen Umrisse der entferntesten Gipfel scharf und leuchtend hervortraten. Von den Wetterhörnern bis zur Schynigen Platte stand Berg an Berg klar und rein in der frischen, kräftigen Schneeluft; zwischen Wetterhorn und Mettenberg stand die Morgensonne, die niederen Schneefelder zur Rechten vergoldend, während die atlasweißen Mulden und Flächen des Männlichen im kühlen Silberglanz lagen. An dem prachtvollen, schwarzen Kegel des Tschuggen glaubte man die Felsritzen zählen zu können. Ich ging im Dorfe bergan den laublosen schönen Ahornen der Villa Bellary entgegen, denn von dort aus genießt man die morgendliche [illegible] schöner als irgend sonstwo. Bald sah ich denn auch hinter der riesigen Nordwand des Eiger die schlanke, elegante Pyramide des Silberhorns vortreten, die östliche Seite blendend [illegible] der Sonne beschienen. Bald darauf sprang der abenteuerliche Tschuggengipfel plötzlich ins Licht, dann folgten die windwehten Schneefelder des Männlichen. Diamantlichter blitzten da und dort mit jähem Glanz; auf, blasse [illegible]

liefen wie lebendige Adern über den Schnee. Das war der Hochgebirgswinter — Schnee, Felsen, Tannen und Hütten von einem strahlend schönen Himmel überblaut und von intensivem Licht überflutet. Das Licht feierte prahlende Feste auf dem reinen, fleckenlosen, seidig weichen Schnee, es glitt mit flüchtigen Blitzen über gerundete Anhöhen, lief mit blankem Lachen über breite Flächen weg, schmiegte sich mild in weiche Mulden, drang scheu und spielend in die Tannenhaine und zeichnete lange Reihen von schlanken, spitzigen Wipfeln als graublaue Schatten auf den weißen Grund. Das ganze Bild war von einem zarten Anhauch reiner Frische überflogen, der mir in die Seele hinein wohltat. Wer hat in der Stadt oder überhaupt im Tieflande eine Ahnung von diesen weltfernen Winterschönheiten?

Auf dem Rückweg begegnete ich Ogilvie, der auf meine begeisterten Loblieder mit einem zufriedenen Kopfnicken antwortete.

„Ja, da schauen Sie! Und im Jannar haben wir es drei Wochen lang ununterbrochen so blau und klar gehabt wie heute."

Er brachte mir einen kleinen, leichten Davoser mit. Ich war das Bergschlitteln von der Ostschweiz und vom Schwarzwald her gewohnt. So fuhren wir gleich die beliebteste Sportbahn, deren steiler Abschluß der „Niagara" heißt. Ich beobachtete dabei Ogilvie, der mit gerötetem Gesicht und fliegenden Haaren dahinsauste und um Jahre verjüngt erschien. Er hustete nicht, er spuckte nicht aus, er keuchte kaum, und ich fing selber an, an seine Genesung zu glauben. Später ging ich zum Eisplatz mit, wo mein Freund die Augen der Sportsmen auf sich zog. Ich verstehe nichts vom kunstmäßigen Eislauf, aber er schien mir einer der besten Läufer. Er lief nicht, sondern schwebte wie ein Vogel mit eleganter Balance in schönen, reinen, zuweilen kapriziös gebrochenen Halbbogen, deren Entstehung keine Kraft zu fordern, vielmehr mühelos aus dem straffen, sich wohlig wiegenden Körper zu kommen schien. Es war eine Lust, ihm zuzusehen.

Nachmittags besuchten wir den oberen Gletscher, dessen blaugrüne Eiswogen kühl und seltsam unter dem in steifen Bärten über die Klippen hängenden Neuschnee hervorglänzten. Wir fuhren bequem auf unseren Davosern zurück bergabwärts, nahmen den Lunch auf dem Balkon und blieben dort bei einer guten Flasche Wein in der Sonne sitzen, bis uns der kühle, frühe Abend ins Zimmer trieb. Petrus sprach diesmal nicht vom Sterben, er machte sogar Witze über unsere zeitrige Unterhaltung. Bald aber begann er von Dingen zu sprechen, die mir aus seinem Mund wunderlich fremd und grotesk klangen. Ich hatte ihn über Frauen nie anders sprechen hören wie als über eine Sache, die man gelegentlich kauft, genießt und liegen läßt. Ich wußte von einigen seiner Liebesabenteuer, die zum Teil recht romantisch, aber alle kurz und schneidig waren, und von denen er selten, dann aber mit drastischer Ironie zu reden pflegte. — Und jetzt fand ich ihn verliebt, und zwar in ein Weib, das er schon vor vier Jahren gekannt und genossen hatte.

„Ja schauen Sie," sagte er, „das kommt von dem faulen Leben und vom Gesundsein. Es ist mir einfach zu wohl, und da doch der Ueberschuß irgendwo hinaus mußte, bin ich nun sentimental geworden. — Unterbrechen Sie mich nicht, alter Sünder! Es ist nicht anders. Seit zwei Monaten denke ich, zumal bei Nacht, an nichts in der Welt so viel als an eine schöne Frau, in die ich mich vor vier Jahren ums Haar verliebt hätte. Mein Abenteuer mit ihr kennen Sie. Es ist die Florentinerin.

„Die Mona Lisa?"

„Ja, wie ich sie damals nannte. Sie haben Sie ja nicht gekannt. Das ist ein Weib! Weinen könnte man um sie! Seit ich so viel an sie denken muß, hat ihr Wesen für mich etwas so Zärtliches und Liebes, daß ich oft direkt poetisch werde. Nicht wahr, da lachen Sie?"

„Allerdings. Weiter. Daß Sie noch solche Märchen erleben müssen, Petrus! Also ich kondoliere."

„Langsam, Verehrtester! Sie wissen ja erst die Hälfte. Es kommt noch viel schlimmer. Das ist so: der Arzt ist ja zwar [illegible] zufrieden mit mir, hält aber eine erhebliche Einschränkung [illegible] Reisen für notwendig. Ich müßte also künftig mindestens für die Hälfte des Jahres einen gesunden, ständigen Wohnort haben. Das wäre mir aber auf die Dauer einfach unerträglich ohne daß — na es muß heraus — also ohne daß ich heirate. Was sagen Sie nun?"

„[illegible]."

„Vor Schrecken [illegible]

„Vor Schrecken.

„Na, so schweigen Sie! Sie Wei[illegible]

Und eine Woche [illegible]

[illegible]

da ist. Im Frühjahr reise ich nach Florenz. Sie hat ja damals für mich geschwärmt. Sagte ich Ihnen, daß sie mich gern mit dem englischen Kondottiere John Hawkwood verglich?"

Plötzlich brach er ärgerlich lachend ab. Es war indessen Nacht geworden, und er zog mich ans Fenster und wies hinaus. Ueber den Fiescherhörnern und dem kleineren Gletscher hing der halbe Mond am grünlich lichten Himmel. Es war so hell, daß man auf den Zacken des Wetterhorns zuweilen das gespenstische, silbrige Stäuben der Schneewehen sah. Wir beschlossen, noch einen Gang zu machen und stiegen ein Stück weit bergan gegen die Aellfluh. Es war bitter kalt geworden. Scharf und blauschwarz zeichnete das Mondlicht unsere stark verkürzten Schatten auf den Schnee.

Bei unserer Rückkunft ins Hotel fand ich ein Telegramm, das mich eilig nach Bern rief. Ich mußte andern Tags in der Frühe abreisen, versprach aber, in längstens drei Tagen wiederzukommen.

In Bern hielt mich ein unerquickliches Geschäft immer wieder für einen Tag auf. Aergerlich und ohne die Sache zum Abschluß gebracht zu haben, reiste ich am sechsten Tag nach Grindelwald zurück.

Ich fand Ogilvie nicht mehr im Hotel Bear. Er war plötzlich erkrankt und nach einem entlegenen Hause im Dorf überführt worden. Dort lag er, als ich bei ihm eintrat, still im weißen Bett, von einer Krankenschwester gepflegt. Er hatte sich auf jenem kurzen Nachtspaziergang verdorben. Sein Gruß war kurz und fast grob, ich hatte den Eindruck, er schäme sich jenes Krankseins. Nach einiger Zeit bat er plötzlich:

„Hören Sie, mein Schlitten steht noch im „Bären", den sollen Sie mir holen. Sie sind so gut, nicht wahr? Ich brauche ihn ja jetzt nicht, aber wenn er nicht bald geholt wird, stiehlt ihn das Pack, darauf können Sie Gift nehmen. O, das Hotelgeschmeiß!"

Ich ging und holte den Schlitten ab. Es war ein hübscher, solider Davoser, und auf der Rückseite des Sitzes standen, in ungleichmäßigen Buchstaben eingebrannt, die Worte „Gestohlen dem Herrn Petrus Ogilvie". Ich mußte lachen und Petrus lachte mit, als ich ihm die schwarzen Buchstaben zeigte.

„Nun wär' es beinah' schon wahr geworden," sagte er „Sie stehlen diese Leute, sie stehlen alle."

Er schien müde und lag bis gegen Abend im Halbschlummer. Ich ruhte indessen aus und blieb dann die Nacht bei ihm wach. Eine wunderliche Nacht! Er war so still, lächelte fortwährend und sprach nur zuweilen ein paar Worte — von Florenz. Nur zwei-, dreimal brach durch diese müde Heiterkeit ein Blitz seines früheren Wesens, ein herber Witz oder eine seiner bitter komischen Grimassen. Erst in den letzten Stunden — es war Vormittag geworden — begann er einzusehen, daß er sterben müsse. Der Arzt kam und erbot sich zu bleiben, obwohl er nichts mehr für den Sterbenden tun könne. Ich bat ihn zu gehen.

Dann hielt ich noch fast drei Stunden lang seine harte, braune Hand, die ich vor Jahren mehrmals beim Rudern bewundert hatte, einmal bei einem der bösen ligurischen Stürme, wo Ogilvie mitten in der Todesgefahr ein kleines drolliges Genueser Liedchen gesungen hatte. Wir sprachen wenig mehr. Aber wir sahen einander in die Augen und dachten dabei an die vielen Fahrten und Wanderungen, die wir gemeinsam gemacht hatten — zwei ruhelose, heimatlose Menschen. Und als er zum letztenmal sprach, waren es die Worte:

„Sie sind ein guter Kerl. Wenn Sie gern meinen Schlitten haben wollen und die Schlittschuhe, als Andenken — —."

Und als ich ihn beruhigen wollte, fuhr er fort: „Lassen Sie, Kamerad. Jetzt bin ich noch Herr Ogilvie und schenke Ihnen meinen Schlitten. Nachher werde ich ein Präteritum sein."

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
Telephon Nr. 12801 „Observer" Telephon Nr. 12801.
WIEN, I. Concordiaplatz Nr. 4
liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis und franco.

Digitized by Google

Die Zeit.

XXXVIII. Band. Wien, den 26. März 1904. Nummer 495.

Traditionslos.

Oesterreich hat der politischen Welt stets als die Verkörperung der konservativen Ideen gegolten. Mit Recht, wenn man das träge Forttrotten auf altgewohnter Bahn und die ängstliche Abneigung gegen alles Neue, weil es neu ist, als Konservativismus bezeichnen will; mit Unrecht, wenn man darunter ein festes System politischer Grundsätze versteht. Ein solches System, reiflich durchdacht, durch Erfahrung erprobt und mit Ausdauer durchgeführt, wird es immer zu Erfolgen bringen, den Freunden Vertrauen, den Gegnern Achtung einflößen. Aber gerade das hat uns stets gefehlt. Dieser Staat, der als Hüter des Althergebrachten sich hundertmal in zwecklose Kämpfe stürzte und für religiöse Romantik und politische Donquixoterien die unerhörtesten Opfer brachte, war in seinen allerwichtigsten Lebensfragen stets ohne sichere Tradition. Daher das Sprunghafte und Widerspruchsvolle in der österreichischen Politik, nach außen ein ewiger Wechsel der Allianzen, nach innen ein ewig ratloses Herumexperimentieren. Bald ging man, vereint mit Rußland, auf türkische Beute aus, bald war die legitime Macht des Sultans so heilig, daß man die griechischen Freiheitskämpfer als Jakobiner und Carbonari behandelte. Einmal war jeder dynastische Landbesitz unantastbar, dann wieder war er vogelfrei, und Polens Teilung kein Raub, sondern ein diplomatisches Geschäft. Man schlug sich für die katholische Kirche und führte gegen ein Dutzend Päpste Krieg, man schenkte sich arm zugunsten von Klöstern und Orden, hielt aber fröhlich mit, als es ans große Säkularisieren ging. Der Vormärz schirmte sorglich das Patrimonialwesen und hielt die bäuerlichen Emanzipationsgelüste nieder, sah aber wohlgefällig zu, als die galizischen Bauern ihre Gutsherren erschlugen und deren Schlösser niederbrannten. Das sind nur ein paar Proben aus einer endlosen Reihe.

Auf keinem Gebiete aber ist der Mangel jeglicher Tradition auffallender und macht sich schmerzlicher fühlbar, als dort, wo es sich nicht um eines der vielen österreichischen Probleme, sondern geradezu um das österreichische Staatsproblem handelt. In dem Reiche, dessen Sprachen- und Völkergemisch das bunteste der ganzen Welt ist, muß wohl die Sprachen- und Nationalitätenfrage jeder anderen vorangehen. Wo aber wäre für ihre Behandlung das überlieferte Prinzip, die auch nur mit einigem Ernste, nur mit halber Geduld festgehaltene Regel zu finden? Der alte Absolutismus, dem die Völker nur Besteuerungs- und Rekrutierungsobjekte waren, zentralisierte und germanisierte rein äußerlich, so weit es eben für fiskalische und militärische Zwecke nötig schien. Für ihn gab es überhaupt kein nationales Leben. Als dieses dann in den Stürmen von 1848 mit überraschender Gewalt hervorgebrochen war, beeilte sich die nachmärzliche Reaktion, es mit ebenso überraschender Gewalt wieder zurückzudrängen. Mit wahrer Hast und Leidenschaft begann man jetzt, zu zentralisieren und zu germanisieren, in [illegible] nie gekanntem Umfang. Das dauerte zehn Jahre — und dann war's plötzlich aus. Seither ist kein Jahrzehnt vergangen, das nicht die jähesten Wechsel und Sprünge in der Behandlung der Sprachenfrage, in der nationalen Verwaltungspolitik gegeben hätte. Es fehlt jede Spur einer politischen oder auch nur bureaukratischen Tradition, und jede neue Regierung gibt neue Proben der Hilflosigkeit und sucht in den Akten der vergangenen vergebens Rat. Niemand weiß, wie weit man gehen kann, was man verteidigen muß, und was man preisgeben darf. Nationale Ausgleichsverhandlungen, Verständigungsversuche sind für den jeweils „führenden" Minister stets die Quelle [illegible] licher Verlegenheiten. Auch Herr v. Koerber schwitzt jetzt wieder Blut. In jedem anderen Lande wäre gerade ein Beamtenministerium in solchen Dingen sicher und au fait; im „konservativen" Oesterreich hat die Bureaukratie keine Meinung, keine eigene und nicht einmal eine überlieferte.

E. W.

Der fünfte Akt.

(Fall Dreyfus.)

Mitten in die lärmenden und aufregenden Nachrichten vom russisch-japanischen Krieg, von den drohenden oder schon vorhandenen Balkanwirren, mitten hinein auch in das Klappern und Rasseln der parlamentarischen Mühle, die die alten „Ungerechtsame" der Kongregationen erbarmungslos zerbricht, tönt leises Geflüster aus dem Justizpalast. Worum handelt es sich? Jedermann weiß es und niemand achtet darauf. Alte, langweilige Geschichte! sagen die Leute, wenn man sie fragt. Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert, Wiederausgrabung juristischer Spitzfindigkeiten, Neuauftischung vermoderter Justizirrtümer und Justizverbrechen! Mit einem Worte: die Dreyfus-Affäre, kurzweg, wegen ihres einzigartigen Charakters, „L'Affaire" genannt.

Eigentümliche Erinnerungen steigen in dem aufmerksamen Beobachter der Zeitgeschichte auf, wenn man dieses Wort „L'Affaire" ausspricht; Erinnerungen an tumultuöse, hart an bewaffneten Aufruhr streifende Straßenszenen, an seltene Keilereien innerhalb der geheiligten Mauern des Justizpalastes, in denen ein ewiger Gottesfriede herrschen sollte; Erinnerungen an stürmische Parlamentsdebatten, an Interpellationen von nie gesehener Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit; Erinnerungen an eine zweijährige ununterbrochene Zeitungsfehde, die so ergrimmt — „ehrlich" ergrimmt — war, daß die durch ein ehrwürdiges Alter geheiligte Sitte des Duells fast während dieser ganzen Dauer suspendiert war, weil die Verfasser grober und allergröbster Beleidigungen nicht wollten, daß ihre Worte von ein paar Blutstropfen hinweggewaschen würden. Alle diese und manche andere eigenartige, unauslöschbare Erinnerungen stellen sich ein, wenn wir das Wort „Affäre" hören. Und jetzt hören und lesen wir es wieder, beinahe so häufig wie ehedem, wie in den „historischen" Jahren 1897, 1898 und 1899. Doch die Wirkung ist durchaus anders. Keine Leidenschaften flößt uns der Name mehr ein, sondern nur noch stille Betrachtungen ruft er hervor, Betrachtungen voller Bitterkeit. „Uns" sage ich, denn ich bin anmaßend genug, zu glauben, daß viele, viele andere in gewisser Beziehung ebenso denken wie ich, namentlich, und darauf wollte ich hier hinaus, hinsichtlich der Amnestie, die Herr Waldeck Rousseau, dieser „französische Bismarck", gleich nach der zweiten Verurteilung und nachherigen Begnadigung von Dreyfus vom Parlament votieren ließ.

Diese Amnestierung gemeinster und niederträchtigster Verbrecher ist nie und bei keiner Partei populär gewesen; nicht im entferntesten so populär wie die 1879er Amnestierung der Kommunarden. Denn die von ihr Profitierenden und ihre Hintermänner und Gefolgsmannen im Parlament, Presse, Justiz und Volk fühlten nur zu deutlich das für sie Erniedrigende der Maßnahme; sie merkten sehr wohl, daß man ihnen ein Gnadengeschenk hinwarf, daß diese Amnestie, obwohl Haupt- und Staatsaktion, für sie viel demütigender war als die vom Präsidenten der Republik persönlich bewilligte Begnadigung von Dreyfus, die dieser angenommen hatte, weil er nur die Wahl zwischen Annahme, das heißt sofortiger Befreiung aus dem Militärgefängnis von Rennes, und dem Tode an Erschöpfung binnen kürzester Frist hatte. Und daß die andere Partei, die der „Dreyfusards", mit einer solchen „Lösung" der „Affäre" nicht zufrieden sein konnte, versteht sich wohl von selbst. Sie, diese Handvoll [illegible] Unerschrockener, Gerechtigkeitsliebender, hatten gekämpft bis zum letzten Tintentropfen, hatten sogar das eigene Leben in die Schanze geschlagen — man erinnere sich nur an den Mordanfall auf Labori in Rennes, an die [illegible] [illegible] Picquard und an ähnliche [illegible] — sie hatten zum Teil Stellung, Lauf[illegible] [illegible] geopfert, um dem Ideal der Gerechtigkeit zu [illegible]. Und nun sollten sie die Früchte ihr[illegible]

Nicht allein den Justizhohn des Urteils von Rennes — „Schuldig des Hoch- und Landesverrates, aber mit mildernden Umständen!" — mußten sie ruhig hinnehmen, allen heißen Hoffnungen und sehnsüchtigen Erwartungen entgegen, auch die unter dem Deckmantel einer Staatsrettungsaktion vorgenommene Inviolabilitätserklärung von einem Schock bürgerlicher und militärischer Gauner, Strolche und Halsabschneider wurde ihnen, wurde Frankreich auferlegt! — Wenn Waldeck je ein „großer" Mann, im Hochsinne des Wortes, gewesen wäre, dieses ebenso stupide wie infame Gesetz, dessen Vater er ist, hätte genügt, ihm diese Qualität zu nehmen! Nein, man hat sich sehr geirrt in dem „Pater patriae", man hat ihn zwei Jahre lang ganz falsch beurteilt, und d i e haben schließlich Recht behalten, die schon damals sagten: Er ist ein geschickter juristischer Seiltänzer, ein Paragraphenjongleur von seltener Virtuosität, ein Kunstreiter auf dem dicken Koder, aber ein „Staatsmann" ist er nicht! Das Amnestiegesetz hat seinem Verfasser und Verfechter die Anwartschaft auf den elysäischen Sessel gekostet. Selbst wenn der unermüdliche Angler und Plaideur nicht an einer hartnäckigen und nicht ungefährlich ausschauenden Krankheit leiden würde, hätte er kaum noch gegründete Aussichten, der Nachfolger Loubets zu werden.

Es ist also bitter und betrübend, sehen zu müssen, wie die Schurken auch bei der jetzigen Revision des Falles Dreyfus nicht das mindeste riskieren. Mercier, Boisdeffre, Gonse, Lauth, Dupaty de Clam und tutti quanti könnten mit aller Seelenruhe vor den Kassationshof treten und sagen: „Ja, wir haben alle jene Verbrechen verübt, wissentlich und willentlich; wir haben absichtlich einen Unschuldigen in des Teufels Küche und auf des Teufels Insel gebracht und ihn ein zweitesmal dorthin zu bringen gesucht; es tut uns leid, daß uns dies in Rennes nicht gelungen ist. Wir haben Fälschungen ohne Zahl begangen, Meineide geschworen, falsches Zeugnis abgelegt, wir sind sogar vor gelegentlichen kleinen Mördchen nicht zurückgeschreckt, und dies alles, weil wir in unserer gemütlichen Generalstabsgeheimküche durch jenen infamen Juden nicht gestört werden wollten, der durchaus w a h r e Berichte über unsere militärische Lage nach Rußland gelangen lassen wollte, während wir und Seine Mohrenheimliche Botschafter-Exzellenz ein persönliches, „klingendes" Interesse daran hatten, daß der Zar angelogen wurde. Daher auch all die Geheimtuerei, die wir bei Behandlung des Falles beobachtet haben, daher die „geheimen", „extrageheimen" und „ultrageheimen" Dossiers!" So könnten die Genannten völlig unbesorgt vor dem Obersten Gerichtshof sprechen, sicher, daß ihnen kein Haar gekrümmt werden würde. Denn sie alle sind durch die Amnestie gedeckt. Und da frage ich: Ist es nicht beinahe schlimmer, zehn Schurken straflos zu lassen, als einen Unschuldigen zu verurteilen? Vom persönlichen, menschlichen, christlich-erbarmenden Standpunkt aus mag man die Verurteilung und Bestrafung des Unschuldigen vielleicht mehr bedauern, aber vom juristischen, staatswirtschaftlichen, vom Standpunkt der V o l k s m o r a l aus möchte ich die Straflosstellung der Schurken für verderblicher halten. Denn sie bedeutet geradezu eine dem Verbrechen staatlich und rechtlich zuerkannte Prämie, eine Einladung, bei nächster Gelegenheit vom neuen anzufangen. Warum hat man die Generalstabsbande und ihre Komplizen amnestiert? Um eine etwaige erneuerte Erregung des Landes zu verhüten; so hieß es wenigstens im Text des Amnestiegesetzes: „Dans un but d'apaisement général." Wer aber hatte jene ungeheure zweijährige Erregung geschaffen? Etwa der „Fall an sich" oder Dreyfus persönlich oder die Dreyfusards? Mit nichten! Jene selben Generalstäbler, Kriegsminister und ihre Preßknechte hatten sie erzeugt, also d i e Leute denen es nun auf einmal um „Beschwichtigung" des Landes zu tun war, nun, nachdem die Sache angefangen hatte, für sie schief zu gehen. Was bedeutete demnach die Amnestie in „moralischer" Hinsicht? Sie bedeutete eine öffentliche Anerkennung des von Verbrechern der Justiz geleisteten Widerstandes, eine parlamentarisch-staatsrechtliche Sanktion neuer Verbrechen, durch die alten Verbrechen verdeckt werden sollten! Wie einer Garnison, die sich gegen Belagerer tapfer und ruhmreich verteidigt hat, gewährte man der Bande Mercier-Boisdeffre-Esterhazy „freien Abzug" mit Wehr und Waffen, mit allen „militärischen Ehren". Was folgt daraus? Daß die betreffenden oder andere in ähnlicher Lage sich sagen werden: Nur ordentlich darauf losgefälscht, nur Widerstand geleistet, nur Unruhe im Lande gestiftet, nur nicht nachgegeben! Dann gibt's schließlich eine Amnestie und, so oder so, kommen wir mit heiler Haut davon. Gestehen wir aber das [illegible] ein, dann wird aus dem „Fall" keine „Affäre" und wir müssen „daran glauben"! Das ist die „Moral" der Dreyfus-Fall-Amnestie!

Das Gefühl der Bitterkeit wird um so stärker, je mehr man von frischem in die Irrgänge des Dreyfus-Handels eindringt. Man war eigentlich berechtigt, zu glauben, nach all den Enthüllungen der Jahre 1898 und 1899 auf dem untersten Grunde des Fälschungssumpfes angelangt zu sein. Jetzt aber muß man mit maßlosem Erstaunen gewahren, daß noch immer neue Betrügereien und Verbrechen aus dem schier unergründlichen Pfuhle aufsteigen! Zwei Männer, die seinerzeit eine große Rolle in der Affäre spielten, haben bereits nach obigem Rezept gehandelt und in mehr oder weniger zynischer Weise zugestanden, daß sie oder ihre Kameraden Verbrechen auf Verbrechen gehäuft hatten. G r i b e l i n, der leisetretende Archivar des Generalstabes, der Mann voller jesuitischer Vorbehalte und Gedankenfalten, hat, durch den Kriegsminister André gedrängt, so etwas wie ein Geständnis hinsichtlich der Henryschen Fälschungen abgelegt, Fälschungen, die er selbst größtenteils gutgeheißen, zugedeckt oder mindestens schweigend und die Wahrheit dadurch verhüllend, aufrechterhalten hatte. Dann, von plötzlichen „Gewissensbissen" gepeinigt — der selige nationale Fälscher war ihm wohl, ein Ordonnanzrasiermesser schwingend, dräuend im Traume erschienen — hatte er seine Angaben zurückgezogen, sich selbst dementiert, aber ... mit gewissen Vorbehalten. Nächstens wird er vor dem Kassationshof auftreten, um dort irgendein Märlein aus uralten Dreyfus-Zeiten zum besten zu geben. Von der Güte des vorher genossenen Frühstücks hängt es ab, ob er die Wahrheit oder etwas ihr doch ungefähr Aehnliches oder aber neue Schnurren aus seinem bewegten Leben auftischen wird. Der andere Heros, D u p a t y d e C l a m, hat an den Generalstaatsanwalt beim Kassationshof, Herrn Baudouin, einen groben und arroganten Brief geschrieben, worin er den Beamten etwa so abkanzelt: „Sie haben mich von neuem in die „Affäre" hineingezogen und mich für dies und das verantwortlich gemacht. Schon bei der ersten Prozeßrevision habe ich in den Blättern und vor dem Kassationshof diese Albernheiten dementiert. Uebrigens, was verstehen Sie denn von all dem Kram? Sie riechen gerade eben erst an der Geschichte, während ich sie von Grund aus kenne. Wenn Sie wüßten, was ich weiß, dann würden Sie keine so dummen Behauptungen aufstellen." Dies war, wenn auch nicht gerade der Wortlaut, so doch sicherlich der Ton des Dupatyschen Schreibens. Die Herren geben also unumwunden zu, daß Verbrechen — natürlich „patriotische" Verbrechen — in Hülle und Fülle begangen wurden, Verbrechen, die sie jetzt gern eingestehen wollen, wenn man liebenswürdig zu ihnen ist, oder sie versichern zum tausendstenmal, daß alle Zivilrichter von Frankreich und Navarra noch nicht den hundertsten Teil der „Affäre" kennen und deshalb in ihr und über sie nicht urteilen können; dieses Privileg bleibt nach wie vor denen von der bunten Jacke vorbehalten, die der „Affäre" „bis in den Magen" sehen! Natürlich können sie das, denn sie und sie allein waren es doch, die die „Sauce" anrührten, in der Dreyfus „gekocht" ward! Und ich möchte beinahe wetten, daß die Biedermänner, so man ihnen auch die nachträglichen und allernachträglichsten Fälschungen nachgewiesen hat, immer noch ausrufen werden: Was versteht Ihr davon! Ihr seht der Geschichte noch immer nicht auf den Grund, denn dieser Grund ist so unergründlich, so geheimnisvoll, so verborgen, so fürchterlich und schrecklich auch, daß seine bloße Andeutung einen europäischen Krieg mit Unfehlbarkeit entfesseln würde. Schweigen wir also davon, zumal in einem so gefährlichen Augenblick wie dem gegenwärtigen, wo alle europäischen und selbst amerikanischen „Beziehungen" bis zum Bersten „gespannt" sind! Was soll man ihnen darauf antworten? Was soll ein hartnäckiger Freier vorbringen, dem seine Angebetete in einemfort beteuert: Du kennst mein Herz noch lange nicht, noch lange nicht!? — Wäre das Unglücksgesetz der Amnestie nicht, so könnte man damit anfangen, die Geheimniskrämer wegen der erwiesenen, eingestandenen und sonnenklar zutage liegenden Fälschungen und Unterschlagungen einzusperren, dann würden sie schnell kirre werden. Aber so ...! Und darauf bauen die Elenden. Sie wissen, daß immer noch drei Viertel bis vier Fünftel des Volkes ihnen, den Leuten im bunten, gleißenden Rocke, mehr glauben als den Juristen von Beruf, die freilich vielfach selbst dazu beigetragen haben, sich bei der Menge unbeliebt und verdächtig zu machen. Materieller Schade kann ihnen, den Fälschern, aus der Angelegenheit nicht mehr erwachsen. Es handelt sich für sie also nur noch um das „Prestige", um d a s Prestige, einen Mann, dessen Unschuld sie besser als irgendwer kennen, auch jetzt noch im Lande als schuldig hinzustellen, aus purer Rechthaberei und aus Kastengeist. In der hohen, erhabenen Armeesprache aller Länder nennt man das bekanntlich „Kameradschaft" und drückt man es durch den schönen Satz aus: „Einer (muß) für alle (bluten), alle (werden) für einen [illegible]!"

Die Kriminalkammer hat also wieder eine Enquete begonnen und damit ihre eigene Verantwortung durch die des [illegible] Entdeckungen [illegible] dieser Enquete zum Vorschein kommen werden, läßt sich kaum [illegible] bisher angenommenen Fälschungen berechtigt [illegible] Vorläufig ist für die Zulassung [illegible] in erster und fast ausschließ-

licher Linie ein Brief maßgebend gewesen, den der ehemalige italienische Militärattaché in Paris, Panizzardi, seinem Kameraden von der deutschen Botschaft, v. Schwartzkoppen, im März 1895 gesandt hatte, der aber von der französischen Spionage aufgegriffen und dem berüchtigten Nachrichtenbureau zugestellt worden war. Dieser Brief, den wir, seines hauptsächlichen Inhalts halber, kurz den „Eisenbahnbrief" nennen wollen, wurde in dem laufenden Generalstabsregister gleich nach Eingang gebucht und sogar wörtlich kopiert, natürlich unter Angabe des Datums. Später aber, als die Revisionsbewegung in Gang kam, hat Henry, der patentierte und diplomierte Armeefälscher, die Ecke des Briefes, die das Datum trug, mit der Schere abgeschnitten, vermutlich, weil dieses sich nicht gut „umfälschen" ließ. Dann hat er mit roter Tinte in eine andere Ecke die vage Angabe geschrieben: „April 1894", um so den Brief auf Dreyfus passend zu gestalten. Denn Dreyfus war 1894 noch im Generalstab tätig, ja er arbeitete damals sogar just in dem Mobilisierungsbureau, mußte daher die Eisenbahnfahrpläne kennen, auf die sich der Briefinhalt bezog, während er ein Jahr später schon auf der Teufelsinsel saß. Diese Fälschung ist also durch die Register materiell als solche erwiesen, und der obbesagte Gribelin hat ebenfalls Geständnisse dieserhalb abgelegt. Der Eisenbahnbrief, in dem Panizzardi — er zeichnete „Alexandrine" — Schwartzkoppen ersucht, zu ihm zu kommen und mit ihm, der krankheitshalber nicht ausgehen könne, zusammenzuarbeiten, da ihm „umfangreiches Material über die Eisenbahnfahrpläne im Mobilisierungsfall zugegangen" sei, dieser Brief war von den Generälen Mercier und Roget, zum Teil auch von Boisdeffre und Gonse, dann schließlich von dem Archivar Gribelin und anderen vor dem Kassationshof und in Rennes vor den Kriegsrichtern wiederholt und genau besprochen worden, und aus ihm hatten all die Genannten die Schuld von Dreyfus unmittelbar abgeleitet. Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, daß die blöden Kriegsrichter, die den Brief in geheimer Sitzung (ebenso wie allerdings auch Dreyfus und dessen beide Verteidiger) gesehen nach allen Richtungen umgedreht und sorgfältig beschnüffelt hatten, durch diese Produktion und durch die konkordierenden Zeugnisse der Generäle und anderen Militärs zu dem Glauben verleitet worden waren, nur Dreyfus könne den Eisenbahnbrief geschrieben haben, er also sei der Verräter. Auch Cernuski, der edle, in letzter Stunde durch Quesnay de Beaurepaire, diesen Volontär des Justizmordes, angeworbene Kronzeuge, sagte seiner „Instruktion" gemäß in Rennes aus, Dreyfus habe Eisenbahnfahrpläne, die französische Mobilmachung betreffend, an Deutschland verraten. Das stimmte also „ganz auffallend", freilich nicht so „auffallend", daß es den sieben uniformierten und improvisierten Richtern irgendwie „aufgefallen" wäre! Auf der einen Seite sagen die Generäle, die Generalstäbler: Hier haben wir einen Brief, worin vom Verrat von Eisenbahnfahrplänen die Rede ist, also von Dingen, die nur aus dem Generalstab kommen können; und Dreyfus war zur Zeit, da der Brief geschrieben wurde, im Generalstab und noch dazu gerade im „Eisenbahnbureau". Auf der anderen Seite tritt ein Zivilist, ein Landesfremder, auf, der anscheinend jene französischen Militärs gar nicht kennt, und sagt seinerseits: Jemand, den ich nicht nennen darf, hat an einem nicht näher zu bezeichnenden Tage in Berlin im Wintergarten gesessen und dort gehört, wie zwei preußische Generäle sich auf Französisch (!), um von den Kellnern nicht verstanden zu werden (Berliner Hotelkellner sprechen meist besseres Französisch als preußische Generäle!), über Eisenbahnfahrpläne unterhielten, die Dreyfus dem deutschen Attaché in Paris verschachert habe.

Es „stimmte" also vortrefflich, zu vortrefflich! Dabei entging es den Richtern aber gänzlich, daß das berühmte „Bordereau", auf Grund dessen Dreyfus doch das erstemal (im Jahre 1894) verurteilt worden war, von Eisenfahrplänen nichts sagt; und es entging ihnen ferner, daß sie laut Anweisung des Kassationshofes nur auf Grund des damaligen Anklagematerials, also eben dieses Bordereaus, zu unterfuchen und zu erkennen hatten. Mit der durchweg unjuristischen und unlogischen Fahrigkeit, die diesen „Sonntagsrichtern" nun einmal eigen ist, schnappten und griffen sie nach allem und jedem, was ihnen von den „chers camarades" des Generalstabes oder von den hohen Vorgesetzten aus der Generalität aufgetischt wurde. Der Kassationshof hatte die präzise Frage gestellt: Hat Dreyfus das ihm im Jahre 1894 zugeschriebene „Bordereau" wirklich verfaßt und die darin aufgezählten Schriftstücke an eine auswärtige Macht ausgeliefert? Und die Kriegsrichter antworteten: Er hat die Eisenbahnfahrpläne verraten, also ist er der „gesuchte" Verräter. Er war damals, wie schon im Jahre 1894 und wie auch später, nach der zweiten Verurteilung, der „man wanted", wie es im englischen Polizeijargon von einem gesuchten Verbrecher heißt. Er war und ist noch immer der Mann, den man „braucht", den man zum Verdecken ungezählter Infamien braucht, die seine Ankläger und Richter begangen haben.

In ein paar Monaten werden wir sehen, ob der Erfindungsgeist jener Leute tatsächlich unermüdlich, ob ihre Fälschergabe unerschöpflich ist oder ob mit der jetzt mangelnden persönlichen Gefahr auch das Interesse an der Aufrechterhaltung der militärjuristischen „Fiktion" von der Schuld eines Unschuldigen geschwunden ist. Den Henkern und Henkersknechten im bunten Rock bleibt demnach fortab nur die Wahl zwischen zynischem Eingeständnis der eigenen Verbrechen und — der Herstellung neuer Fälschungen zur Deckung und Belebung der alten, fadenscheinig gewordenen. Ein Drittes gibt es nicht.

Paris. Pollex.

Die Agrarfrage in der deutschen Sozialdemokratie.

„Die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnotwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebs, dessen Grundlage das Privateigentum des Arbeiters an seinen Produktionsmitteln bietet. Sie trennt den Arbeiter von seinen Produktionsmitteln und verwandelt ihn in einen besitzlosen Proletarier, indes die Produktionsmittel das Monopol einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern werden."

So lautet noch der Anfang des 1891 auf dem Parteitag der deutschen Sozialdemokratie zu Erfurt angenommenen Programms. Seither ist ein Umschwung der Auffassung eingetreten, der es unbedingt verhindern würde, daß dieser Wortlaut bei einer Neuberatung unverändert so stehen bliebe. Kein Parteitag kann es mehr wagen, in Zukunft ein Programm zu votieren, das die Anfangs- und Schlußsätze des zitierten Passus enthält. Die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft führt nicht mit Naturnotwendigkeit zum Untergange „des", das heißt aller Kleinbetriebe, und „die", das heißt alle Produktionsmittel werden nicht das Monopol verhältnismäßig weniger. Der bäuerliche Klein- und Mittelbetrieb macht keine Miene, vom Schauplatz zu verschwinden, und die Großgrundbesitzer haben weniger Aussicht denn je, monopolistische Gebieter des Grundes und Bodens zu werden.

Noch weigert sich die Sozialdemokratie, mit der Prämisse der allgemeinen Konzentration und Zentralisation der Produktionsmittel nun auch die Konsequenzen fallen zu lassen: die Theorien von dem Zusammenbruch und der Verelendung und die Prophezeiung der kollektivistischen Zukunftsgesellschaft. Sie hält krampfhaft an ihrem „Endziel" fest, trotz alledem. Und so feiert denn der Sozialismus seine reuige Heimkehr von der Wissenschaft zur Utopie! Das Endziel, das als naturnotwendiges Resultat einer Entwicklung erschien, so lange die Karl Marxsche Prämisse der allgemeinen Konzentration in Geltung war, wird wieder Postulat aus dem Naturrecht 2c., und damit pure „Utopie" im Sinne der Marxisten selbst. So klar ausgesprochen in dem Vortrag Ed. Bernsteins: „Wie ist wissenschaftlicher Sozialismus möglich?"

Das ist eine kritische Lage für die Dreimillionenpartei. Sie hat solange das Schild der Wissenschaft über sich gehalten, daß sie jetzt nicht mehr darauf verzichten kann. Und von Tag zu Tag schwillt die Zahl der eigenen Anhänger, die weder verrannt noch „opportunistisch" genug sind, um vor der unvermeidlichen Konsequenz Halt zu machen, daß die Marxsche Prognose falsch war, daß gar keine Aussicht besteht, das „Endziel" jemals zu erreichen, und daß die Partei sich ein politisch radikal-demokratisches, aber ökonomisch — „bürgerliches" Programm wird geben müssen, wenn sie die Sache des Volkes ehrlich soll führen können.

Dazu kommt, trotz des letzten berauschenden Wahlsieges, der politische Katzenjammer. Niemand weiß genauer als die Führer, daß von den drei Millionen Wählern nur ein winziger Bruchteil bewußt den Kollektivismus bekennt. Sind doch längst nicht zehn Prozent der Stimmenden „organisierte Parteigenossen"! Mag sein, daß sie den „Kern" der Partei bilden: aber es ist der Kern der Kirsche und nicht der der Nuß! Die große Mehrzahl ist für den „Entscheidungskampf" nicht zu haben: sie würden nicht einmal alle neutral bleiben, wenn es sich darum handelte, das Endziel praktisch zu verwirklichen. Die Masse der Partei sind einfach Demokraten „sozialer", aber durchaus nicht sozialistischer, das heißt hier kollektivistischer Gesinnung. Vor allem aber droht die Aufhebung des Reichstagswahlrechts und damit der Zusammenbruch der gänzlich auf die Städte beschränkten, gänzlich [illegible] Parteiaktion [illegible] ihrer bisher nicht kleinen Errungenschaften. Zi[illegible] Land hinaus, muß Landarbeiter, Klein- und Mittelbau[illegible] und ihre Gefolgschaft von Krämern und Handwerkern gewinnen, um auch unter dem Dreiklassenwahlrecht [illegible]

Stimme im Parlament zu haben. Gelingt ihr dieses Werk nicht, so hat sie ihr Schicksal vor Augen: Sachsen, wo die Partei glatt verschwunden ist, obgleich ihr mehr als die Hälfte aller Wähler angehören.

Darum muß die Partei über kurz oder lang an das Agrarprogramm heran. Aber sie tut es invita Minerva. Sie sperrt und spreizt sich, das heiße Eisen anzurühren. Denn mit den Kautskyschen Kunststückchen und Prestidigitationstricks ist es vorbei: die Davidschen und Hertzschen Zahlen sind eine Phalanx, die man nicht mehr erschüttern kann. Eine Revision des Agrarprogramms bedeutet heute den Umsturz des gesamten Parteiprogramms oder einen endgültigen Verzicht der Sozialdemokratie auf ihr Palladium, ihre wissenschaftliche Grundlage, und das ist ein böses Dilemma. Solange die „Alten“ noch leben: Bebel und Singer.

In so kritischer Zeit kommt ein Buch von Cohnstädt*) sehr gelegen. Es enthält unschätzbares und, soweit ich sehen kann, recht vollzähliges Material über die Wandlungen der Auffassung, die innerhalb des Sozialismus über die Agrarprobleme und das Agrarprogramm sich vollzogen haben. Die Richtung geht auch hier von der Lassalleschen Forderung der Produktivgenossenschaften, die man zuletzt fallen läßt, zum reinen Marxismus, der noch in Breslau einen — wohl seinen letzten — entscheidenden Sieg über die schon damals von David geführten Verfechter einer neuen Auffassung davontrug. Diese ganze Entwicklung wird ebenso klar wie kritisch dargestellt unter Heranziehung eines großen Materials aus Preßstimmen und Parteischriften. Der Verfasser nimmt — ich glaube und hoffe: irrig — an, daß das Breslauer Votum ein endgültiges sei, daß hier die Parteiseele ein für allemal die Bestrebungen abgeschüttelt habe, die den reinen Klassencharakter der Sozialdemokratie als einer Partei der Industrieproletarier zerstören, sie selbst in eine Volkspartei verwandeln wollten. Wenn er recht hätte, so stünde es bedenklich um die Zukunft dieser stolzesten Partei der Weltgeschichte. Sit ut non est aut non erit.

Cohnstädt will eine ausschließlich historische Darstellung geben und erreicht seinen Zweck so vortrefflich, daß man seine eigene Stellung nicht erraten kann. Er erklärt ganz zum Schlusse unzweideutig, daß die marxische Agrartheorie falsch ist (p. 235). Dennoch scheint er mit seinen Sympathien gänzlich auf seiten der Unentwegten zu stehen: denn seine Darstellung erhält immer etwas von pathetischem Schwung, wenn er ihre Reden und Meinungen wiedergibt, während er die „Herren David und Bernstein“ auffällig schlecht behandelt (zum Beispiel p. 69), als überhöben sie sich mit ihrer Weisheit über Marx.

Um einzelne Bedenken gegenüber diesem außerordentlich wertvollen und brauchbaren Buche nicht zu verschweigen, so halte ich es für eine unerlaubte Wortspielerei, wenn man die Davidsche „Produzentengenossenschaft“ kooperierender selbständiger Bauern als einen „Großbetrieb“ kennzeichnen will (p. 181). Man kann Marx damit nicht retten, wie Cohnstädt zu versuchen scheint: aber ein „Großbetrieb“ im Marxschen Sinne ist eine solche Genossenschaft nimmermehr: es fehlt die Einheit des Kapitals und der Leitung, und es fehlt vor allem die „Proletarisierung“ der unmittelbaren Produzenten.

Ferner sind die Einwendungen gegen die landwirtschaftliche Produktivgenossenschaft (p. 189) gegenstandslos. Denn, wenn auch der Kleinbetrieb dem kapitalistischen Großbetrieb in der Landwirtschaft überlegen sein mag, so ist damit noch nicht im mindesten ausgesprochen, daß er darum auch dem genossenschaftlichen Großbetrieb überlegen sein muß, der auf eine ganz andere Arbeitsleistung und auf viel größere Sorgsamkeit und Sparsamkeit seiner Genossen rechnen darf als der auf [illegible] Betrieb.

Berlin Dr. Franz Oppenheimer.

Das Weltnebelstadium des Menschensterns.

I. Das erste Dämmern des Menschensterns.

In den großen Städten erkennen wir die Transformationen [illegible]

[illegible]

schauungen, die Sitten der Dörfler denen der Städter mehr und mehr ähnlich werden, läßt sie sich äußern in Werken, wie sie in den Städten zuerst ersonnen wurden. So entlädt sich die Spannung und schafft weiter am Stern des Menschen.

Eine solche Spannung herbeizuführen, das Leben unter einen solchen Hochdruck zu bringen, das war noch immer die erste Vorbedingung, wo etwas Neues sich gestalten sollte. Wir sehen es in der Geschichte des Menschen, dessen Gemeinschaften eine neue Spannung schufen, sobald die Kraft der Alten verbraucht war. Und wir sehen es, über die Geschichte des Menschen hinaus, in der Geschichte der Arten. Noch kennen wir bei weitem nicht alle Mittel, deren der Planet sich bediente, um das jeweilig höchste Leben unter jenen Hochdruck zu pressen. Eines dieser Mittel aber ist in hinreichender Klarheit untersucht. Und das ist das Mittel der Eiszeit; das Symptom einer rätselhaften planetaren Organveränderung, jenen Fieberschauern vergleichbar, die Entwicklungszustände unseres eigenen Lebens zu begleiten pflegen.

Das Aeußerliche ist oft genug beschrieben worden. Vom Nord- und Südpol, von den Kämmen hoher Inlandsgebirge rücken die ewigen Schneemassen vor. Die Gletscher fressen sich ein in fruchtbares Land. Immer schmaler wird das grüne Band der Länder, auf dem das höhere organische Leben haust, immer kleiner das Gebiet zwischen den Gebirgen: das sind die Großstädte jenseits des Menschengeschlechtes. Das ist der Druck, unter den das Leben damals kam, und seine Spannung war gewaltiger als die unserer mächtigsten Städte. Sie konnte an ungefügeren Arten modeln als der des Menschen und dem Planeten noch stärkere, phantastischere Metamorphosen schaffen.

Hat die Gewalt der Eiszeiten nach der Vergangenheit hin zugenommen (und dafür spricht sehr Vieles), so hat vielleicht selbst die Geschichte der Elemente noch hier eine Gliederung erfahren. Die Ansicht der Transformisten, daß alle Elemente aus einem Urelement oder einem Urelementpaar hervorgegangen seien, ist kaum noch zu bestreiten. Dann aber wären für die Bildung der Elemente vielleicht auch ähnliche Bedingungen anzunehmen wie für die der Arten. Die Eiszeiten, behaupten wir, haben einen wesentlichen Anteil. Noch sind die paläontologisch nachweisbaren Eiszeiten nicht alle scharf genug untersucht. Aber die drei hinreichend bekannten reden schon eine klare Sprache. Bei der ersten, im Silur, kam es zur Herausbildung der ersten Wirbeltiere, bei der zweiten, der karbonischen, zu den ersten Laubwäldern und Ursäugern, die dritte aber gab der Entwicklung unseres eigenen Geschlechtes jenen Ruck, nach dem wir überhaupt erst von der Geschichte einer Menschheit reden können.

In der großen Entwicklungsgeschichte der Erde sehen wir jeden bedeutenden Fortschritt einsetzen mit den bescheidensten, scheinbar ganz aussichtslosen Anfängen. Die ältesten Wirbeltiere, die ältesten Reptile, die ältesten Warmblüter und Säuger — in ihren ersten Vertretern durchleben sie die jeweilig ältere Tierwelt so harmlos, daß es wie ein Wunder erscheint, daß diese schüchternen Artversuche nicht brutal und restlos von den Lebensäußerungen der so sicheren und stolzen älteren Tierwelt hinweggeschwemmt wurden (die Lehre vom Kampf ums Dasein versagt an jedem wirklichen Entwicklungsfortschritt). An die verachteten ersten Zeiten der Christen wird man erinnert und an das unüberwindliche Imperium Romanum, in dessen Gebiet diese Zellen entstehen und sich entwickeln konnten. Nicht anders kann der Gegensatz gewesen sein, der zwischen der ersten Menschheit und der sie umgebenden Tierwelt bestand. In der Mitte der Epoche schon, die der diluvialen Eiszeit voranging, dem Tertiär, muß es Wesen gegeben haben, die dem Menschen näher standen als dem Affen. Welches ihre „Vorfahren“ waren, ob irgendeine Affenart oder ein Sammeltyp, der die divergierenden Aeste der Affen und Menschen trieb, das ist eine noch unentschiedene und für unsere Geschichte ziemlich belanglose Frage. Die wichtigsten Beweisstücke der tertiären Tiermenschen wurden in den Jahren 1891 und 1892 vom Holländer Dubois auf Java gefunden. Es sind: ein Schenkelbein, ein Backzahn und eine Schädeldecke, unzweifelhaft zusammengehörig und dem oberen Tertiär angehörend. Mittelbare Beweisstücke, wie Steinwerkzeuge an den Knochen erlegter Tiere, kommen hinzu. Sie erzählen von einem Geschlecht von Wesen, das nicht mehr wie die [illegible] auf den Baum und Waldleben angewiesen war. Die [illegible] sich mit Werkzeugen wie [illegible] hatten sie so weit entwickelt. [illegible] übergeben [illegible] Eigentümlichkeiten fanden sie die [illegible] Und diese Affli- [illegible] das harmlose [illegible] am entwickelten Arten. [illegible] In immer neuen Massen [illegible] die stolzen älteren [illegible] langsam das zoolo-

Denken wir uns zunächst dieses älteste Stadium der Menschenentwicklung auf seinem Höhepunkt, so gewinnen wir eine Vorstellung, derjenigen ähnlich, in der sich dem Astronomen das erste Werden eines Sternes zeigt. Im schimmernden Bild des Weltennebels erschließt es sich. Einem solchen Weltennebel, der das trivialste aller Spektren liefert, in dem noch ungeschieden, wie in einer vollkommenen Lösung, alle späteren Elemente schlummern, einem solchen Weltennebel vergleichbar ist das Chaos der urältesten Menschheit. Betrachten wir die Menschheit des kulturellen Weltnebelstadiums durch das Spektrum der Geschichte: wir gewahren nichts von dem bunten Bild der späteren Rassen, geschweige denn der Völker. Nichts Besonderes, Individuelles ist noch herauskristallisiert. In allen Breiten, in die es eindrang, blieb das Raubtier, oder richtiger, der Allesfresser Mensch sich gleich. Es wogt und ringt allenthalben in der planetaren Lebensmasse, die Menschheit wurde, aber noch ist keine bestimmte Richtung zu erkennen und nichts Neues kann sich gestalten.

Dieser kosmische Augenblick nun ist es, in dem jene Veränderung im planetaren Organismus eintritt, die der Paläontologe diluviale Eiszeit nennt. Ein Drittel fast der Erdoberfläche wurde für Tier und Pflanze unbewohnbar. Das bedeutet eine Zusammendrängung des Lebens, der gegenüber die Zentralisation unserer Großstädte locker und schwach erscheint. Nun erst konnte sich's zeigen, welch ein bedeutender Faktor in der Artenwelt der Mensch geworden war. Im Menschengetriebe selbst aber war die Reibung nicht minder stark. Nie mag man sie später, bis in unsere Tage, so schlimm empfunden haben. Aber dieser schlimmste Druck gab uns auch unser stärkstes Kulturwerkzeug: die Sprache.

„Jägerzeit" nennt ein alter Fachausdruck die älteste Epoche der uns einigermaßen erkennbaren Menschheitsgeschichte. Es ist die eigentliche und stärkste Raubtierperiode unseres Geschlechts. In jene Umwandlung des zoologischen Bildes, das dem Menschen auf Kosten anderer Arten mehr und mehr Raum und Bedeutung schaffte, kam Tempo hinein. Das Mittel, kraft dessen der Mensch sich die Hegemonie über das gesamte Tierreich sicherte, wurde erwähnt. Es ist das Werkzeug. Waffen werden erfunden, werden systematisch ausgebildet, und jede neue Waffe, jedes neue Werkzeug ist wie ein neues Organ, das die Art vollkommener gestaltet. Mit der Geschichte des Werkzeugs hebt die Kulturgeschichte an. So widersinnig es klingt: es ist doch nur ein Gradunterschied, der die roheste Steinklinge trennt von der vollkommensten Dynamomaschine, und die Menschen, die jene erfanden, haben das Größere geleistet.

Sehen wir uns nur genauer um unter den Funden, die aus der älteren Stein- oder der Jägerzeit erhalten blieben, so fehlt es uns wahrlich nicht an Material. Wo Kulturen erstanden, ja, so ziemlich überall, wo Menschen wohnen und wohnten, finden wir Steinwerkzeuge aus jenen uralten, geschichtlich nicht zu fixierenden Tagen. Aber gerade der Reichtum dieser untersten Schichte, jenseits deren die exakte Forschung noch so wenig fand, gerade der macht uns verlegen. Es wiederholt sich hier, was die Anfangsgeschichte der gesamten höheren Organismenwelt noch zur Stunde so unendlich vieldeutig erscheinen läßt. Die sogenannte kambrische Schicht bringt (wenige Ausnahmen abgerechnet) die ältesten Fossilien. Diese Fossilien umfassen aber außer den Wirbeltieren bereits sämtliche Reiche der höheren Tierwelt, und die verzweifelten Anstrengungen, dieses Beieinander in ein Nacheinander aufzulösen, sind doch nur sehr unvollkommen gelungen. Aehnlich die älteste Kulturgeschichte. Wie eine neue Art können wir jedes neue Werkzeug betrachten, und langsam wurde eines aus dem anderen erst entwickelt. Aber keine feinere Schichtgliederung gibt uns Auskunft, was hier der Anfang ist und was die Fortsetzung. Ob wir in Aegypten oder auf Rügen, in Frankreich oder Spanien nach Funden jener Epoche schürfen: allüberall stoßen wir auf denselben Reichtum. So roh die verschiedenen Werkzeuge sind, ist doch die Scheidung der mannigfachsten Arten unverkennbar. Messerklingen und Aexte, Meißel und Bohrer, Lanzen- und Pfeilspitzen – alles konnte dieses mythische „ältere Steinzeitalter" bereits formen. In welcher Urart konvergieren die Arten aller dieser Werkzeuge? Wir wissen es nicht. Weder sind die Entstehungsherde der Werkzeugarten näher zu umgrenzen noch die Wanderungszüge zu erkennen, die für die Verbreitung sorgten. Es war eben das Weltnebelstadium der Kulturgeschichte. Wie ein leicht löslicher Farbstoff eine Flüssigkeit tönt, so teilten sich im Völkerchaos den Menschen aller Breiten die Kulturfortschritte mit.

2. Der Zauber als älteste Weltanschauung.

Fehlt uns so noch jede Möglichkeit, die feinere Gliederung unserer ersten Geschichtsepoche zu erkennen, so können wir doch einiges mindestens aussagen über die Betrachtung, in der die Menschen damals die Welt sahen, über die älteste [illegible]anschauung. Das Mittel dazu gibt uns eine Gruppe seltsamer Funde, die in Frankreich (im Dordognetal besonders) und in der Schweiz gehoben wurden. Es sind die berühmten „Tierzeichnungen": auf Rentierstangen und Mammutzähnen mit spitzen Steinsplittern eingeritzte Tierbilder. Die Darstellung beschränkt sich auf allerlei jagdbares Wild, Mammuts, Rentiere, Steinböcke, auch Fische. Bei allen unzweifelhaft echten Funden (die Fälschung hat nach dem Bekanntwerden der ersten Stücke vielfach gearbeitet), fehlt der Mensch, fehlt die Landschaft und fehlt vor allen Dingen jede ornamentale Beigabe. Das letztere fiel sogleich stark auf. Die Zeichnungen der Tiere selbst schienen in der Wahl der Bewegungsmotive und der Sicherheit des Striches auf künstlerische Leistungen hinzuweisen. Wie aber war es möglich, daß Künstler einer so starken Begabung, die ganz so wie sie ist auch in unserem späten Kulturjahrhundert in allen Ehren bestehen würde, sich jeder irgend persönlichen Aeußerung enthielten?

Es fand sich keine Antwort, und man hörte schließlich auch auf, danach zu suchen. Der künstlerische Charakter der Zeichnungen schien bewiesen, und damit verbreitete sich über die „Kultur des Steinzeitalters" ein freundliches, sonniges Licht. So ziemlich allgemein gibt man sich mit dieser Erklärung zufrieden. Aber diese Deutung, so liebenswürdig sie ist, will doch nirgends hineinpassen in unsere eigentliche Entwicklungsgeschichte. Sie malt uns einen anderen Paradiesesgarten aus, zeigt uns die Menschen am Anfang der Kultur in einer so glückseligen, heiteren Umgebung, wie sie kaum Rousseau dachte. Wie stimmt diese Deutung zu allem, was die Funde uns sonst von der älteren Steinzeit melden? Zu den zahllosen steinernen Waffen, die von einem ständig gefährdeten Dasein reden? Die Fundorte der Tierzeichnungen sind düstere Höhlen: waren es so sorglos glückliche Menschen, die dort Unterschlupf suchten? In der Zeit, die solche Werke ersann, preßten die Gletscher der Eiszeit im Norden und Süden alles Leben zusammen: war das der rechte kosmische Augenblick für die Herausbildung einer ersten freien, befreienden Kunst?

Man mag die Blicke richten, wohin man will, nirgends reicht die landläufige Erklärung aus. Mag die Dichtung sich mit ihr zufrieden geben, die Wissenschaft verlangt nach einer anderen Deutung. Suchen wir danach, so sehen wir uns zunächst wieder vor jenen ersten Widerspruch gestellt: die Sicherheit und intime Individualisierung der Darstellung spricht für ein Kunstwerk, aber der Mangel des Ornamentalen und jeder sonstigen persönlichen Beigabe spricht dagegen. Wir müssen nach Analogien suchen. Aus den Grenzgebieten der Kunstgeschichte wäre mehr als ein Beispiel heranzuziehen. Aber es genüge hier einstweilen der Hinweis auf einige Naturvölker, die sich einer ähnlichen Kunst-Nichtkunst bedienen.

Bei den Buschmännern Afrikas fiel den Beobachtern eine ganz ungewöhnliche Fertigkeit der zeichnerischen Naturwiedergabe auf. Die Buschmänner sind eine der unentwickeltsten Abarten der Hottentotten, in Höhlen und Gebüschen suchen sie ihr Obdach, ihre Sprache ist noch ganz kindlich arm an Begriffen, ihre Gesellschaft chaotisch ursprünglich. Und diese Buschmänner geben in ihren Zeichnungen Einzelheiten, die den geschulten Naturalisten verblüffen konnten! Weiter. Die Kultur der Eskimos ist gewiß nicht allzu hoch zu schätzen, und unter den Eskimos selbst steht am tiefsten der Stamm der asiatischen Tschuktschen. Nun: auch bei diesen Tschuktschen ist die Fähigkeit des Sehens und der naturalistischen Wiedergabe überraschend stark entwickelt.

Einmal darauf aufmerksam geworden, hielt man Umschau auch bei anderen Naturvölkern. Das Ergebnis war überall das gleiche. Gerade die tiefsten waren die besten Zeichner, während die höher stehenden diese Fähigkeit einbüßten. Auffallend war besonders das eine, daß die Ausbildung einer eigenen Ornamentkunst dem ursprünglichen Naturalismus gefährlich wurde.

Die Frage ist nun: Können wir die Zeichnungen der Buschmänner und Tschuktschen etwa als freie Kunst auffassen, oder haben wie diese so auch die anderen Naturvölker irgendwelches Interesse an der Entwicklung einer solchen Fähigkeit? In der Tat, sie haben daran ein Interesse [illegible], materieller Art. Das Zeichnen ist ihnen eine Waffe. Es steht nicht im Widerspruch zu ihrem primitiven [illegible], denn ihr Sinn ist noch befangen in der ältesten aller Weltanschauungen: dem Zauber.

Uns allen ist sie noch bekannt. [illegible] unserer Geschichte. Die [illegible] Wesen in seiner Gewalt habe durch [illegible] Noch heute [illegible] [illegible] Einzelheiten möglichst treu nachzubilden [illegible]

Steinen erzählt, wie er an besonders fischreichen Stellen des Schingu am Strande Fische in den Sand gezeichnet sah. Waren diese Zeichnungen Kunst? Waren sie eine bloße schriftliche Mitteilung für die Kameraden? Gewiß nicht. Die sie ausführten, dachten, ihren Fang damit zu mehren. Sie ritzen ähnliche Zeichnungen ihren Waffen selbst ein. Und wieder ist es keinerlei Freude am rein Künstlerischen, was die Hand dabei leitet, sondern der Glaube an die Wirksamkeit des Bildzaubers.

Wie ein solcher Glaube entstehen konnte, ist leicht einzusehen. Napoleon pflegte sich die Namen, die er behalten wollte, auf einen Zettel zu schreiben, den er vernichtete, nachdem er das Schriftbild sich genauer eingeprägt. Unsere gesamte Mnemotechnik geht von der nämlichen Vorstellung aus. Nichts anderes tut der Mensch auf der Kulturstufe der Jägerzeit, der ein Stück Wild mit solcher Aufmerksamkeit beobachtet und nachzeichnet. Wer die Bewegungsmotive eines Rentiers zum Beispiel am besten beobachtet hat, am sichersten wiedergeben kann, der weiß es auch am besten zu treffen. Der beste Zeichner war zugleich der beste Jäger.

Betrachten wir nach dieser Erkenntnis noch einmal die alten Tierzeichnungen, so bedarf es wohl keiner langen Erörterungen, was diese älteste „Kunst" sagen will. Wir verstehen den Mangel des Ornamentalen, das Unpersönliche, die Naturalistik. Aber nicht nur das: Wir bekommen gleichzeitig eine Vorstellung von der Beleuchtung, in der die Menschen der Eiszeit die Welt erblickten. Die Tierzeichnungen sind ohne Zweifel älter als die ältesten Zeugnisse der ägyptischen Kultur. In der großen Epoche des älteren Steinzeitalters jedoch — einer Epoche, die vielleicht zehnmal länger währte als die wenigen Jahrtausende unserer Geschichte — stehen sie am Ende. Am gleichen Ort gefundene Knochennadeln beweisen, daß die Zeichner dieser Stücke bereits Felle trugen. Versenken wir uns aber tiefer in die Vorstellungen, die wir hier gewinnen, so können wir noch eine Strecke weiter uns in die Vergangenheit zurückwagen. Den Bildzauber lernten wir kennen. Ihm entgegen steht der Klangzauber, und der Klangzauber war es, der die wichtigsten Dienste leistete bei der Herausbildung der Fähigkeit, die man so gern als das trennende Moment zwischen Mensch und Tier bezeichnet: der Sprache.

3. Die Entstehung der Sprache im Klangzauber.

In den letzten Jahren ist viel gelehrte Mühe darauf verschwendet worden, die Existenz einer Tiersprache nachzuweisen. Die sogenannte Affensprache wurde mit besonderer Liebe studiert und dabei sogar ein kleines Wörterbuch allen wissenschaftlichen Ernstes angelegt. Die Entwicklungsidee verlangt eben ihre Rechte auch auf dem so wilden Gebiet der Sprachwissenschaft. Nachgewiesen soll werden, daß nur ein Unterschied des Grades, nicht des Wesens die stolze Menschen- von den kümmerlichen Tiersprachen unterscheidet, und daß es insonderheit von der Affensprache zu der unseren nicht mehr weit ist. Die Kulturwissenschaft ist der Naturwissenschaft gegenüber doch sehr rückständig. Noch keinem ernsten Evolutionisten ist es eingefallen, die Abstammung des Menschen von irgendeiner lebenden Affenart zu behaupten, sie alle warten in Ruhe ab, bis die Paläontologie die Reihe der Zwischenstufen in einiger Vollständigkeit beisammen haben wird. Hat es danach auch nur den geringsten Wert, die Affensprachen, wenn es überhaupt dergleichen gibt, im Hinblick auf die Entstehung des Menschengeschlechtes zu untersuchen?

Aber auch nach einer Verbesserung in streng naturwissenschaftlichem Sinne kann die jüngste Ansicht über die Entstehung der Sprache noch nicht bestehen. Alle Welt lacht heute über des alten Cuvier Lehre von den Katastrophen, die am Ende jeder geologischen Epoche mit allem Leben so gründlich aufräumten, daß eine neue Schöpfung überlieferungslos einsetzen mußte. Gewiß ist die Darstellung in dieser Schärfe unrichtig. Aber vielleicht wird die nach Cuvier, von Lyell an namentlich einsetzende Lehre einer ganz unmerklich gleitenden, gegensatzlosen Entwicklung einer nicht allzu fernen Zeit ebenso unmöglich scheinen. Eine starke Gliederung ist nach allem, was wir heute bereits wissen, nicht mehr zu leugnen. Wir sahen, welcher Einschnitt die engere Menschengeschichte von der Geschichte der übrigen Arten sondert: die diluviale Eiszeit. Sie ist es auch, die zwischen unserer Sprache und den lautlichen Mitteilungen aller anderen Wesen eine Schranke zieht. Was den steinschleudernden Affen vom zielenden Jäger des Steinzeitalters unterscheidet, läßt auch den redenden Menschen ebengleichen daneben im gesamten Tierreich: eine Weltanschauung schärfte dort den Blick und hier das Ohr.

Seit Platos Tagen ist immer wieder der Versuch gemacht worden, die Entstehung der Sprache im „Onomatopöietischen" [illegible] zu suchen, als die ältesten Worte die zu nehmen, die [illegible] Schall nachahmen. Hundertmal widerlegt, taucht die Theorie doch stets von neuem auf und läßt sich durch keine andere ersetzen. Der letzte und triftigste der Gründe, die gegen die Deutung mobil gemacht wurden, unterstreicht das Wort Poiesis, weist auf den Begriff des dichterischen Gestaltens hin und möchte wissen, wie eine solche Gestaltung denkbar sei in den Tagen des Steinzeitalters. Wer sich in Schallnachahmungen ergeht, heißt es, macht kleine, idyllische Gedichte, er reimt auf eine eigene naturalistische Art, wie sie möglich ist erst in ganz späten und reifen Kulturen. Ist das nicht Wort für Wort dasselbe, was man von den Tierzeichnungen gesagt hat? Und wenn die Tierzeichnungen, nur ein wenig umgedeutet, so gut hineinpassen in das rohe Steinzeitalter, sollte es die Onomatopöiesie als erster Sprachversuch nicht ebensogut?

Das ist es, was man bei der Begründung des onomatopoietischen Thema noch immer übersehen hat: daß noch andere Gründe als ästhetische oder auch nur solche einer bloßen Verständigung Veranlassung geben können zu Schallnachahmungen. Es waren keine naturalistischen Künstler und auch keine Hieroglyphenschriftsteller, die den Mammutsstangen Tierbilder und Jagdszenen einritzten. Ebensowenig aber dachten die ersten Onomatopöietiker an lyrische Gedichte oder wortreiche Berichte bei ihren rohen Schallnachahmungen. Die zu einer ersten Sprachübung sich rüstende Stimme, die erste Sprache war eine **Waffe**. Wenn wir schon als eingeschulte Darwinisten nach zoologischen Beispielen greifen sollen: nicht das behagliche oder mürrische Geknurr schwatzender Affen gibt uns ein Bild der ältesten Menschensprache; der hypnotisierende Schrei aber, das Aufbrüllen, mit dem sich ein Tier beim Angriff auf ein anderes stürzt, das war ein vorsteinzeitliches Wort, und das Gegengebrüll des Angegriffenen, der sich zur Wehr stellte, machte das Wort zum Gespräch.

Worauf hier alles ankommt, ist, daß wir beweisen können, daß dem Bildzauber tatsächlich ein Klangzauber gegenübersteht. Und hier brauchen wir nicht zurückzugreifen auf vergangene Jahrhunderte oder den Aberglauben niederer Völker und Volksschichten: der Klangzauber ist auch der modernsten Kultur noch nicht historisch geworden. Wir hören ein Stück guter Tanzmusik, und die prickelnde Rhythmik und leichte Melodie „fährt uns in die Beine", elektrisiert uns. Was ist das anders als Klangzauber? Werden wir nicht ganz so angelockt wie das Tier, dessen Ruf der Jäger nachahmt? Nach der Methode des Steinzeitalters und der Jägerzeit? Ein Schauspieler oder Berufsredner will uns irgend eine Seelenstimmung mitteilen, und in der Modulation seiner Stimme ahmt er in allen Einzelheiten die hörbaren Aeußerungen der betreffenden Leidenschaft nach. Würde er es tun, wenn nicht auch er von der noch immer mächtigen Wirksamkeit des Klangzaubers überzeugt wäre?

Nun freilich sind Tanzmusik und Rednerkunst sehr differenzierte Mittel, kaum noch vergleichbar jenem wilden Schreien der Urzeit, der archaischen Epoche des Klangzaubers. Und doch müssen wir annehmen, daß von den so viel einfacheren Mitteln nicht nur dieselben, sondern noch weit stärkere Wirkungen ausgingen. Es ist das gleiche wie in der Geschichte der Musik. Unsere mächtigsten Symphonien sind in ihrer Wirkungsfähigkeit armselig gegen die kümmerlichen Töne der Musik der Wilden. Einwandfreie Zeugen berichten von musikalischen Wirkungen noch aus hellenischer Zeit, die uns fast unbegreiflich sind. Und wie kümmerlich war noch die hellenische Tonkunst! So jene Urschreie, die in eine Welt hineinklangen, in der der Herdeninstinkt noch allgewaltig war — und wohl auch von Wesen ausgingen, die zu solchen elementaren Aeußerungen ganz anders veranlagt waren als unser bedächtiges Geschlecht.

Der erste, der das Imperativische der ältesten Sprache klar erkannte, ist Fritz Mauthner. In seiner „Kritik der Sprache" formuliert er seine Ansicht in folgenden Sätzen: „Die Sprache ist etwas zwischen den Menschen, ihr Zweck ist Mitteilung. Aber die Mitteilung kann ja nicht selbst Zweck sein, sie ist es nur beim Schwätzer. Immer wollen wir, wenn auch oft indirekt und unbewußt, das Denken und das Wollen des anderen Menschen nach unserem Denken und Wollen, das heißt nach unserem Interesse beeinflussen. Die Sprache ist also Beeinflussung, Willens- oder Gedankenlenkung, mit einem Modewort: Suggestion." So richtig die Folgerungen sind, so unrichtig ist leider die erste Voraussetzung. Der Satz „ihr Zweck ist Mitteilung" war nur möglich aus einem Vorstellungskreis heraus, der am Anfang jene Ferienkolonisten der Menschheit sieht, die sich nicht viel von Rousseaus edlen Wilden unterscheiden. Was Mauthner weiterhin „Notdurft der Verständigung" nennt, das konnte auch ohne Sprache sich mitteilen. Ihm zuliebe wäre niemals eine Anpassung [illegible] die ganze Art zoologisch umzulernen [illegible] war die erste Sprache, sondern Waffe, [illegible] Waffen schärfer und brauchbarer zu [illegible] bildung der Sprache gefeilt und [illegible]

Dieses letzte Bild müssen wir genauer ansehen, um uns [illegible] Begriff vom Wesen der ältesten Worte zu

machen. Den unbehauenen und ungeschliffenen Steinwerkzeugen noch voraus gehen die Sammeltypen von Universalinstrumenten, aus denen die Sonderinstrumente sich erst langsam herausgestalteten. Vieldeutig wie diese Sammeltypen müssen für einen Unbeteiligten die Worte gewesen sein, die im Gebrauch erst eine feste Sonderbedeutung bekamen. Dann kam die ältere Steinzeit der Sprache mit einem größeren Wörterschatz. Aber auch diese Worte waren noch ungeschliffen. Die Artikulation kam wie die Bearbeitung der Steine später, die Weiterbildung des älteren Zaubers zum jüngeren Beschwörungsglauben verhalf ihnen dazu. Wie die alten Tierzeichnungen noch keine Ornamente, kennen die ältesten Onomatopöien noch keine Buchstaben, und die Buchstabensprache hat den Naturalismus der alten Worte eben so geschwächt, wie die Ornamentzeichen den alten Naturalismus.

Noch einmal ist scharf zu betonen: die Tierzeichnungen sind jüngeren Datums als die ersten Sprachversuche, ja wahrscheinlich später als die Uebertragung schon fest gewordener, konventioneller Sprachbilder in den Gebrauch des Verkehrs, der Mitteilung. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß älter als die ersten wirklichen Sprachbilder von Menschen gebrauchte Steinwaffen sind, deren Sammeltypen es im Tertiär schon gab, so haben wir alles hervorgehoben, was sich über die Gliederung der älteren Steinzeit, des Weltnebelstadiums der Kulturgeschichte heute mit einiger Sicherheit sagen läßt. Es ist nicht viel, aber es ist doch immerhin schon eine greifbare Gliederung, und mit der Erkenntnis der Macht, die die diluviale Eiszeit ausübte, haben wir außer einer ersten, primitiven Chronologie auch den Anschluß unserer Menschengeschichte an die große Entwicklungsgeschichte der Natur.

Diesen Anschluß gilt es nun nicht mehr zu verlieren. Welchen Einfluß hatte das Abtauen der Eiszeitgletscher auf die Entwicklung der Menschheit? Welche kosmischen Ursachen haben mitgewirkt am Uebergang vom sogenannten älteren zum sogenannten jüngeren Steinzeitalter und zu der ihm eigentümlichen Kultur?

4. Das Ende des Weltnebelstadiums.

Nicht stark genug, darüber sind wohl alle Forscher einig, können wir uns die Expansionskraft des Lebens vorstellen, das sich auf den vom Eise freigegebenen Ländern regt. Wie der Brandungsschaum eines ruhelosen Meeres spülte das Leben bis unmittelbar an die Küsten des starren Eislandes heran. Wie eine Ueberschwemmung deckte es alles Land, das die Eismassen preisgaben. Windverwehte Samenkörner faßten Wurzel. Was Pflanze geworden war, trieb seine Wucherungen, und überzog das Land mit frischem Grün. In den weiten Steppen, die so sich breiteten, ließ sich nieder, was von der Tierwelt einem solchen Steppenleben angepaßt war. Dann zog es sich in immer höhere Breiten, dem Eisgebiet nach wie in der Verfolgung eines flüchtigen Feindes. Was in der tiefen Breite Steppe war, konnte zu Wäldern anwachsen, zu anders organisierten Ländern mit einer anderen Tierwelt, indes höher hinauf gen Norden wieder ein Streifen Steppengebietes angelegt wurde, den eine Auslese, eine freie und starke Kolonistenschar besiedelte.

Millionen, Abermillionen kleine Einzelzüge, Einzelwanderungen... Für einen auf das Leben des Sternes gerichteten Blick aber wachsen sie ineinander zu einer einzigen großen Erscheinung: dem Zug nach Norden. Er hat das Weltnebelstadium der Kultur beendet, denn er hat schärfere Gegensätze in die Menschheit hineingebracht: hat eine Zonengliederung angelegt.

Vielleicht kann es als bekannt vorausgesetzt werden, wie sehr das allgemeine zoologische Bild unserer Breiten durch die Eiszeit verändert wurde. Die tertiären Wälder des Nordens waren für unsere Begriffe durchaus tropisch. Immergrüne Wälder, Zypressen- und Palmenhaine standen bis hoch in polare Gegenden hinauf. Papageien und Affen tummelten sich dort. Flußpferde und sonstiges Aequatorialgetier hauste in Deutschland. Dann kamen die Gletscher, trieben die Tierwelt vor sich her und mähten die immergrünen Wälder nieder. Aber es war keine Rückkehr zum alten Zustand, als die Gletscher sich wieder polwärts zogen und das Leben mit seiner Expansionskraft ihnen nachdrängte. Eine Auslese wurde geschaffen, die noch heute das Leben der verschiedenen Breiten voneinander scheidet. Die alte artenveredelnde Gewalt der Wanderungen bewährte sich an allem, was nordwärts zog und sich im Norden halten konnte. Auch die Menschheit sollte diese Erfahrung machen.

Eine erste Auslese, in der es bereits für das Weltnebelstadium wie eine Dämmerung aufzog, lag in der Sonderung derer, die zogen, und derer, die blieben. Was in dem langen älteren Steinzeitalter an Gegensätzen herausgebildet sein mochte, trat nun zutage, da sich Art zu Art gesellen mußte, und Art von Art trennte.

Das Bild der Kolonisation drängt sich [illegible] Der Kolonisten hat unsere Geschichte [illegible] Von den stolzen Wikingern, die als beutelustige Heroen in die fremden Länder zogen, bis zu den Trupps hungernder, verzweifelter Emigranten stuft es sich bunt genug ab. Wir können mit Sicherheit nicht sagen, ob es mehr Wikingerstolz oder Emigrantenelend war, was den Zug nach Norden antrat; aber die Wahrscheinlichkeit spricht für das Elend. Nirgends auf Erden, soweit Reisende auf Menschen trafen, haben sich Nachkömmlinge aus der Epoche des Diluviums erhalten. Aber von den späteren Rückwanderern, die, im Norden gebildet, wieder in großen Völkerwellen südwärts zurückfluten, davon, kann man mit einiger wissenschaftlicher Glaublichkeit behaupten, sind uns Reste geblieben. Und diese kümmerlichen Menschenrassen, zurückgedrängt in die südlichsten Länder der großen Kontinente und nach Australien, dem Kuriositätenkabinett und der Rumpelkammer der Naturgeschichte, bieten wahrlich keinen stolzen Anblick. Die Buschmänner Südafrikas, die Weddas auf Ceylon und die südamerikanischen Feuerländer sind Zwergvölker; ihnen ähnlich mag die Auslese oder der Ausschuß gewesen sein, der von der stärkeren und stolzeren Menschenrasse mehr abgestoßen wurde, als daß er auf freiwillige Wanderschaft nach Norden ging.

So wiederholte sich uns hier, wie die Geschichte der Menschheit in der Geschichte der Arten einsetzte, und wie — um das noch einmal zu wiederholen — die höheren Arten meist aus den niederen hervorgingen. Stolz sahen sie niemals aus, aber in ihrem Elend war doch die stärkere Entwicklungsmöglichkeit, und in der Verzweiflung des untersten und verächtlichsten Standes, der alles zu gewinnen hat, setzte ja auch in der uns erkennbaren politischen Geschichte mehr als einmal der Fortschritt ein.

Dennoch möchten wir wissen, wie den Verachteten nicht nur die spätere Rückwanderung gelingen konnte, sondern sogar ein so unbedingter Sieg über die stolze Aristokratie im Süden, daß diese bis auf den letzten Rest vernichtet wurde. Und das läßt nur genauer hinblicken auf die gesellschaftliche Organisation der Horden, die den Mammut- und Renntierzügen nordwärts folgten. So wenig wir auch davon wissen können, eines ist gewiß: der Herdentrieb war in den Verachteten mächtiger als in den Stolzen. Der Herdeninstinkt aber hat noch immer dem Planeten, der durch eine Art etwas Großes bilden wollte, die mächtigsten Dienste geleistet; im Herdentrieb nimmt die Art sich zusammen. Die Gestaltungen dieses Triebes innerhalb der Menschheit wußte die menschgewordene Planetenkraft an bestimmten Punkten und zu bestimmten Zeiten ins Unermeßliche steigern, wie das Meer seine Kraft verdichtet und steigert in den Meeresarten. Dem sicheren Herdeninstinkt der Hunnen gegenüber konnte in einer unachtsamen Stunde selbst einmal Germanenkraft im Nachteil sein. Und was die rückwandernden Zwergvölker, in härtester Schule zur Einheit zusammengeschweißt, im Süden fanden, war sicher weniger als Germanenstolz und Germanenmacht.

Nach Norden also ging der Zug. Im einzelnen nun zu sehen, was die harte Schule des Nordens aus dem Menschen machte, wie sie ihn änderte und damit eine schärfere Zonengliederung in das wimmelnde Chaos des ältesten Menschentums brachte, das ist es, was uns das zweite große Kapitel der Menschengeschichte zu berichten hat. „Jüngere Steinzeit" nennt es die Ueberlieferung. Eine naturwissenschaftliche Kulturgeschichte wird die Epoche lieber die Zeit der beginnenden Zonengliederung des Menschentums nennen, dem die erste Vertrustung in den festeren Siedlungen und Staatsanfängen folgt.

Berlin. **Willy Pastor.**

Edith Wharton.

Anders als in Europa entwickelt sich die Frauenliteratur in Amerika. Sie ist nicht wie jene vorwiegend eine Kampf- und eine Anklageliteratur; sie braucht es nicht zu sein. Während dort einem [illegible] gleich durch alle polyphonischen Verschlingungen und harmonischen Modulationen das Wort vernehmbar ist, in das Ernst Rosmers „Wir Drei" ausklingt: „O Leid Leid!" — Leid des Daseins, des Frauendaseins —, findet man in der amerikanischen Frauenliteratur nicht selten jene reife, in sich gefestigte Lebensweisheit, die allein über das Leid zu siegen vermag — das Bewußtsein, daß alles vergänglich, aber nicht vergeblich ist, und daß der Mensch sich nach Lust und Leid durch den reichen Schatz der Erfahrung, den er auf dem Lebenswege gesammelt, wenigstens eins erkaufen kann: die Ruhe, die nichts zu stören vermag.

So schließt ein wundervolles Sonett, mit welchem Edith Wharton in Stedmans amerikanischer Anthologie [illegible] ist; und dieses Sonett ist charakteristisch für die [illegible] sophische Auffassung von Welt und Leben, zu der sich diese [illegible]

besseren Beweises von der Fülle der Gesundheit und geistigen Spannkraft, über die Amerikas Frauenwelt verfügt, als der Hinweis auf dieses siegreiche Sichfügen in das Unvermeidliche. Wohl ist es eine herbe Weisheit, die Edith Wharton kündet, aber ihr ernster Mund trägt sie manchmal auch lächelnd vor: mit dem Lächeln der Nachsicht für die Schwächen der Menschheit und mit dem Lächeln der Zuversicht in die Kraft der Ueberwindung. Mit einer erstaunlichen Welt- und Menschenkenntnis und einem überaus feinen Verständnis für die eigenthümlichen Seelenconflicte, in die der einzelne Mensch mit seinem anderen Ich, mit einem zweiten Menschen oder mit dem großen Gesellschaftskörper gerät, weist sie immer auf die Vergänglichkeit solcher Kämpfe hin, zeigt ihre Menschen gern, wenn sie bereits lächeln können über das was gewesen; lächeln im Genuß des Friedens, den sie nach Unrast und Streit errungen haben. Denn dieser Frieden ist der Hafen, in welchen der Mensch nach dem flüchtigen Rausch und dem aufwühlenden Sturm der Leidenschaft einläuft, um ihn nicht wieder zu verlassen.

Die Lebensanschauung der Dichterin ist aus Obigem leicht abzuleiten. Das alte puritanische Ideal, daß der Seele Heil höher zu achten sei als des Leibes Wohl, hat sich bei ihr in die Ueberzeugung umgesetzt, daß des Menschen Glück vor allem davon abhängt, daß er einig sei mit sich selbst — von der Harmonie seines Innenlebens. So steht sie auf dem Boden des idealen und doch in der Realität wurzelnden Individualismus, der einst in Neuengland einer ganzen Generation den Adel seiner Gesinnung aufgeprägt und seitdem in den tüchtigsten und edelsten Typen des Nachwuchses als ein für die Entwicklung des Nationalcharakters unschätzbarer Sauerteig weiterwirkt. Auch ein Stück echter Evolutionsphilosophie steckt darin; läßt sie doch ihren „Vesalius in Zante" sagen:

„Daß wir nur flüchtige Atome sind,
Ein Reigen rasch vergangener Sommernächte,
Bis eins mit unseres Wollens Ziel geworden,
Wir aufgehen in der Rasse Kraftimpuls,
Der Sterblichkeit unsterblich macht."

Aber nicht nur eine durchaus freie, moderne Denkerin ist diese Frau, sondern auch ein Kind der Welt, ein Mitglied der Gesellschaft, die die große Welt genannt wird, und es in gewissem Sinne auch ist. Sie nimmt die bestehenden Verhältnisse als selbstverständlich, vorläufig unabänderlich hin, und findet, um mit Ernst v. Wolzogen zu reden, es „auch für die freiesten Menschen ganz nützlich, auf die Form zurückzugreifen"; denn „wer die Form gänzlich verachtet, der gibt jedem cochon das Recht, Einen frère zu nennen". Im Amerikanertum ist diese Achtung vor der Form eine tief wurzelnde, in Fleisch und Blut übergegangene Ueberzeugung, die auch das impulsivste Temperament zu bändigen imstande ist, und Mrs. Wharton stellt sozusagen die höchste Blüte dieses Amerikanertums dar.

Vor allem aber ist diese Frau eine ganz aparte künstlerische Individualität. Durch ihre Herkunft zweien der ältesten New-Yorker Patrizierfamilien angehörend, durch ihre Heirat mit dem Bostoner Edward Wharton mit Neuengland in Verbindung, durch längeren Aufenthalt als Kind und durch spätere Reisen in Europa aufs mannigfaltigste angeregt und bereichert, hat sich ihr Geist merkwürdig selbständig entwickelt und trägt den Stempel eines vornehmen Kosmopolitismus. Italienische Eindrücke mögen am stärksten auf sie eingewirkt haben; nur eine mächtige Vorliebe für die Meister des Cinquecento und das reiche Geistesleben der Renaissance kann ihre verblüffende Vertrautheit mit der italienischen Culturgeschichte dieser Periode erklären. Sie theilt diese Vorliebe mit den besten Vertretern der amerikanischen Kunst, besonders der Architektur, wie man nach flüchtiger Umschau unter den bedeutenderen neueren Bauten leicht zu erkennen vermag. Von ihren gründlichen Studien und von ihrem feinen Geschmack auf diesem Gebiete zeigt ihr Antheil an dem mit Ogden Codman jr. gemeinschaftlich verfaßten Werke „The Decoration of Houses", durch das sie einem engeren Kreise Kunstverständiger bekannt war, lange ehe sie als Novellistin debutirte.

Dieses Debut fand vor kaum fünf Jahren statt, als ihr erster Novellenband „The Greater Inclination" erschien, der sie sofort als eine völlig isolirt dastehende Erscheinung charakterisirte, eine Individualität, die höchstens mit der eines Mannes zu vergleichen war, den man auch ohne weiteres als ihren Meister bezeichnete: Henry James. Es ist interessant, die ihnen gemeinsamen Züge zu verfolgen, wenigstens bis zu jenem Moment in Edith Wharton's Entwicklung, da sie nach wiederholten Abweichungen von dem gemein- [illegible] Stoffgebiet einen eigenen Weg einschlug. Die Aehnlichkeit mit Henry James, die man in ihren ersten Novellen entdeckt hatte, ist hiemit angedeutet; sie beruht im wesentlichen auf der Identität des Milieu und der Typen, und ist arg überschätzt worden. Das Leben, welches beide so meisterhaft zu schildern verstehen, spielt sich vorwiegend in Salons ab, in der „großen" Welt und in jenen Kreisen, die zwischen der Aristokratie der Gesellschaft und der des Geistes eine Brücke bilden, ihre Menschen sind Wesen, in denen sich die Kunst des Umgangs mit Menschen vermöge angeborenen und von langen Ahnenreihen ererbten Taktgefühls zu festen Formen krystallisirt hat, deren sie nicht entraten können. Der Salon ist die natürliche, selbstverständliche Arena dieses Lebens: das Milieu, über welches man kein Wort weiter verliert. Die Stimmung, die bei anderen Autoren so häufig von der Milieuschilderung abhängt, ergibt sich bei Henry James wie bei Edith Wharton von selbst, sobald ihre Menschen zu reden beginnen und durch das vielverschlungene Conversationsgewebe die seelischen Conflicte offenbar werden, die des Ganzen Kern bilden. In der Behandlung dieser Conflicte liegt eine weitere Aehnlichkeit zwischen den beiden Autoren. Sie zeichnet sich durch dieselbe subtile Innerlichkeit aus, dieselbe scharfsinnige Analyse, dieselbe psychologische Wirklichkeitskunst in der Porträtirung, dieselbe künstlerische Objectivität, der nichts ferner liegt als das Beweisen von Thesen. Schließlich sind sie beide erfüllt von jenem Geiste einer freien, hohen Menschlichkeit, der alles verzeiht, weil er alles versteht.

Nichtsdestoweniger zeigte schon der erste Novellenband Edith Wharton's eine bedeutende Abweichung von Henry James' Eigenart: ein Vorherrschen des uralten Nibelungenthums „Liebe bringt Leid", das die Verfasserin wunderbar zu variiren versteht. Anstatt die „Grande passion" in ihren actuellen Aeußerungen zu schildern, setzt sie dieselbe in ihren Varianten als platonische, sinnliche oder auch sündige Liebe einfach voraus, stellt sie als Ursache des Kampfes und des Zwiespalts dar, in welchen sich ihre Menschen zur Zeit befinden, und verzichtet damit auf Scenen, die sich im Buch wie auf der Bühne wirksam erweisen. Daß die Erzählungen nichtsdestoweniger fesseln und intensiv zu spannen vermögen, zeugt für die dramatische Lebendigkeit ihrer Darstellungsweise. Im anspruchslosen Rahmen einer Novelle bietet diese Frau, was andere zu einem großen Gesellschaftsroman oder einem Schauspiel ausgedehnt hätten. Trotzdem anscheinend nichts geschieht, ist es immer ein unendlich verdichtetes Stück echten, warmen, wirklichen Menschenlebens, das sich darin reflectirt. So schildert sie in „Souls Belated" den inneren Widerstreit einer feinfühligen Frau, die mit der bürgerlichen Moral gebrochen hat und sich scheut, sich aufs neue in deren Schutz zu stellen; in „The Muse's Tragedy" das stille Leid einer anderen, die der Welt im weitesten Sinne des Wortes als Muse eines Dichters gegolten, und für ihre rückhaltlose Hingebung und Opferwilligkeit nie mehr geerntet als die Ehre, daß ihr Name mit dem seinen zusammen genannt worden.

In „The Pelican" erzählt sie eine rührende Tragikomödie der Mutterliebe. Der Einacter „The Dawn of a God" berührt wie das Vorspiel zu einer Dreiecktragödie. Ihre Sprache zeigte schon in diesem ersten Bande eine von dem Stil des Mannes, der als ihr Lehrmeister gegolten, durchaus abweichende Eigenart — eine ausgesprochene Neigung zu aphoristischer Knappheit. Wenn sie sich aber in citirbaren Sentenzen äußert, so klingen dieselben so einfach und natürlich, daß man die Empfindung hat, sie sind unmittelbarer, ihr beinahe unbewußt aus der Feder geflossener Ausdruck einer Lebenserfahrung.

Nach diesen Novellen veröffentlichte Mrs. Wharton eine längere Erzählung „The Touchstone", die auch einen überaus interessanten seelischen Conflict behandelt: das Recht an Briefen, an Liebesbriefen, die derjenige, an den sie gerichtet gewesen, nach dem Tode der berühmten Verfasserin verkauft, um das Mädchen, dem er sein Herz geschenkt, zu heiraten. Meisterhaft ist der Druck geschildert, den das Geheimniß, das er vor seinem jungen Weibe wahrt, auf seine Stimmung ausübt, auf sein ganzes Wesen. Es ist ein peinlich wahres Buch, nicht ganz so fest gefügt, so dramatisch knapp wie manche der kürzeren Erzählungen, aber von ergreifender, nachhaltiger Wirkung. Man vergißt Edith Wharton's Schöpfungen überhaupt nicht leicht. Ihre kleinen intimen Seelendramen bohren sich Einem ins Hirn. Auch der zweite Novellenband, „Crucial Instances", enthält einige Meisterleistungen dieser Art. „The Angel at the Grave" ist die Tragikomödie einer Pietät, unendlich ergreifend in ihrem unerschütterlichen Glauben an die unsterblichen Verdienste des genialen Vaters, dessen Leistungen längst überflügelt und beinahe vergessen sind. Mit einer unnachahmlichen Mischung von Humor und Pathos versteht diese Frau die Tragik solcher Illusionen zu beleuchten. So erzählt sie in „The Rembrandt" das Festhalten vornehmer Armut an einem illusorischen Schatze; in „The Recovery" das

Erwachen eines Künstlers aus einem Traum der Selbstüberschätzung. Unvergleichlich ist ihre tiefe Einsicht und großherzige Nachsicht mit den menschlichen Schwächen.

Wo Mrs. Wharton den Rahmen der Novelle verläßt, da trennt sich auch ihr Weg von dem Henry James'. Während die obengenannten drei Bücher ihren Ruhm als hervorragendste amerikanische Novellistin der Gegenwart befestigten, brachten die Magazine kleinere poetische Beiträge ihrer Feder, die noch der Sammlung harren, aber bereits ahnen lassen, daß sie einst als vornehme dichterische Individualität einen kaum minder bedeutenden Rang einnehmen wird. Ihre Lyrik ist von großer gedanklicher Tiefe, die Sprache warm und edel; neue Formen verschmäht sie und bedient sich mit Vorliebe reimloser fünffüßiger Jamben. Aber der Inhalt spricht ihren freien modernen Geist fast noch kühner aus, als es ihre Prosa thut. „Vesalius in Zante" ist fast ein freisinniges Glaubensbekenntniß. „Margaret of Cortona", die im November 1901 in „Harper's Magazine" erschien, erregte einen Sturm von Entrüstung in katholischen Kreisen. Daß eine canonisirte Heilige auf dem Sterbebette erklären sollte, ihres Liebhabers Liebkosungen seien ihr lieber gewesen als die göttliche Liebe des Gekreuzigten, dem sie in langen Jahren der Buße als fromme Magd treu gedient, war eine Blasphemie, die man der Dichterin noch nicht verziehen hat. Diese beiden Proben ihres dichterischen Könnens berechtigen Einen, an eine Buchausgabe ihrer Dichtungen die höchsten Erwartungen zu knüpfen.

Als Frucht ihrer italienischen Studien konnte schon eine Novelle des zweiten Bandes gelten; aber bei weitem mehr noch die ebenerwähnten Dichtungen, denen sich unter den bisher unveröffentlichten Manuscripten der Verfasserin gewiß noch manche andere gesellen dürften, die unter der Sonne Italiens gereift sind. Daß diese Studien schließlich in einem Werke gipfeln würden, dem die Auszeichnung zutheil werden sollte, in der Nuova Antologia in Uebersetzung zu erscheinen, werden selbst die wärmsten Verehrer der begabten Schriftstellerin kaum vorausgesehen haben. Italien ist von englischen und amerikanischen Autoren der Gegenwart wiederholt zum Schauplatz von Romanen gemacht worden. Auf Ouida waren Marie Corelli und Mrs. Humphrey Ward gefolgt. F. Marion Crawford, der sich seit beinahe zwei Jahrzehnten fast ausschließlich in italienischem Milieu bewegt, hatte sich Hall Caine gesellt. Aber man hatte nicht vernommen, daß Italien sich über diese Auszeichnung besonders gefreut hätte; im Gegentheil, es ist noch gar nicht so lange her, daß einer ungenannten italienischen Autorität in einem amerikanischen Magazin ein kräftiger Protest in den Mund gelegt wurde gegen die Behandlung, die Italien von unberufenen Federn zutheil wurde! Nun erscheint ein italienischer Roman von einer amerikanischen Frau, „The Valley of Decision" von Edith Wharton, und wird den Italienern in einem ihrer vornehmsten Magazine, in ihre eigene Sprache übertragen, dargeboten! Das ist ein Erfolg, der zu denken gibt — und das Werk, welches diesen Erfolg gehabt, verdient denn auch, daß man sich näher damit beschäftigt.

Es ist bezeichnend für die Geistesrichtung der Verfasserin, daß sie für ihren Roman eine Periode wählte, da in Italien die neue Zeit dämmerte, der Geist der Encyclopädisten über die Grenze drang und die Wissenschaft der Unfehlbarkeit der Offenbarung einen Stoß versetzte. So ward „The Valley of Decision" nicht nur ein historischer, sondern ein culturhistorischer Roman: ein lebendiges Bild von dem heimlichen Wahrheitsdrang der Lichtsuchenden und von den heimlichen Ränken der Dunkelmänner, von dem verfrühten Freiheitsstreben aufgeklärter Höhenmenschen und von der hoffnungslosen Blindheit der blöden Menge, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in einer italienischen Universitätsstadt wie ein Jahrtausend vorher in Alexandrien ein Menschenopfer heischte. Kleinstaatliche Erbfolgefragen, kleinstaatliche Hofintriguen, Sitten und Unsitten einer gährenden Uebergangsperiode finden sich in diesem Buche in einer Reihe von charakteristischen, dramatisch bewegten Bildern reflectirt. Man fragt nicht danach, ob sich dieses oder jenes Ereigniß wirklich so zugetragen, ob diese oder jene Person wirklich gelebt, denn man fühlt, daß die Intuition der Dichterin die trockenen, todten historischen Kenntnisse belebt, und daß sie dank dieser Intuition Stimmung und Atmosphäre der Zeit getroffen und ihren Menschen, mögen sie wirklich historische Persönlichkeiten sein oder nur Geschöpfe ihrer Phantasie, warmes Leben verliehen hat. Der Idealismus Odo Valsecca's, die Zweiseeligkeit Alfieri's, die Rococoperfönlichkeit Marie Clementine's, die vergeistigte Schönheit Fulvia Vivaldi's berühren wahr und lebendig. Selbst die Nebenpersonen sind keine Costümpuppen, sondern echte Menschen. Desgleichen hat auch das Leben, welches in dem Buche zur Darstellung kommt, trotz der natürlichen und malerischen Inscenirung und Staffage nichts künstlich Zugespitztes, Theatralisches, sondern einen Zug der Echtheit, der gerade in einem äußerlich so begünstigten und daher vielmißhandelten Milieu höchst selten ist.

Mitten auf die Hochflut historischer und historisch-romantischer Romane, die seit Stevenson's und anderer Engländer Erfolgen den amerikanischen Büchermarkt überschwemmen, folgte dieses Buch und zeigte den Herrschaften, die in alten französischen und italienischen Schmöckern nach Stoffen suchten, wie man einer Vergangenheit Leben einhauchen, wie man im Rahmen eines Romans Geschichte künstlerisch widerspiegeln kann. Ob es die überwältigende Größe dieses Werkes gewesen, die einen Umschwung herbeigeführt hat? Thatsache ist, daß seit dem Erscheinen des Romans von Mrs. Wharton auf die historisch-romantische Hochflut Ebbe gefolgt ist. Dem heimischen Boden und der nächstliegenden Zeit wenden sich heute die Kräfte zu, die, noch vor zwei Jahren die Weltgeschichte nach Stoffen durchstöbert und sich in fruchtlosen Versuchen verzettelt, diese Stoffe für den Markt zurechtzustutzen. Vielleicht hat das Buch, das Paul und Minnie Bourget gewidmet ist — zur Erinnerung an gemeinsam verlebte Tage in Italien —, den Romanschriftstellern des Landes gezeigt, daß geschichtliche Stoffe nicht nur ausgegraben, sondern an Ort und Stelle im Geiste wiedergelebt werden müssen — wozu die in der literarischen Production vom modernen Handels- und Sportgeist angesteckte, nach einem „Record" auf dem Büchermarkte trachtende Jugend keine Zeit hat.

Es ist oben wiederholt auf das dramatische Element in Edith Wharton's Erzählungen hingewiesen worden, dem auch „The Valley of Decision" prachtvolle Momente und tiefe Wirkungen zu verdanken hat. Es berechtigt zu dem Schlusse, daß diese Frau das Zeug dazu hat, ein amerikanisches Drama zu schreiben. Allein unbekümmert um das was die Bewunderer ihres Talents von ihr erwarten und was etwa ihre Verleger von ihr wünschen, geht sie ihren eigenen Weg. Vielleicht war die Uebersetzung von Sudermann's „Es lebe das Leben", die im vergangenen Winter in New-York von Mrs. Patrick Campbell's Gesellschaft wiederholt mit Erfolg gespielt wurde, ein Versuchsschritt in dieser Richtung. Aber es war nicht ihr erster Schritt auf dem Gebiete des Dramas. Bekannt ist es, daß sie eine „Manon Lescaut" geschrieben, die längst das Licht der Rampen erblickt hätte, wenn die Verfasserin sich dazu verstände, den Wünschen des nur seinen Beutel berücksichtigenden Theatertrusts gehorsam, die Heldin in eine moralische Person umzuwandeln. Aber bisher hat Mrs. Wharton allen Versuchungen eines billig klingenden Erfolges Widerstand geleistet; und da sie schwerlich auf den Ertrag ihrer Feder angewiesen ist, liegt die Möglichkeit, sie dennoch erliegen zu sehen, in weiter Ferne.

So stellt sich Edith Wharton als eine der eigenartigsten Erscheinungen der amerikanischen Literatur der Gegenwart dar. Abseits von der breiten Heerstraße des Markterfolges eigenen rein künstlerischen Zielen zusteuernd, das Gewöhnliche wie den Gemeinplatz vermeidend, ohne sich jemals auf das Gebiet des Gekünstelten und Gesuchten zu verirren; vornehm in der Wahl wie in der Behandlung ihrer Stoffe, vornehm in Stil und Sprache — das ist der Freibrief, durch den sie sich die Auszeichnung errungen, unmittelbar neben Henry James genannt zu werden, und doch eine selbständige Größe zu repräsentiren — eine Größe, mit der die Geschichte des amerikanischen Schriftthums wird rechnen müssen.

New-York. A. v. Ende.

Bücher.

Dr. Abel v. Barabas: „Goethes Wirkung auf die Weltliteratur. Goethe, Byron und Madách." Leipzig 1903, Magazinverlag Jacques Hegner.

Der Titel dieses Büchleins ist etwas irreführend. Denn der Verfasser entwirft uns durchaus keinen Ueberblick über die mächtige Wirkung Goethes auf die Entwicklung der Weltliteratur, sondern beschränkt sich auf die Untersuchung des Verhältnisses der „Faust"-Dichtung zu Byrons „Kain" und „Manfred" sowie zu Madách „Tragödie des Menschen". Er entwickelt das diesen Werken Gemeinsame und Entgegengesetzte und deckt die [illegible] Formen auf, die von Byron und [illegible] unmittelbar hinführen. Die Grund[illegible]

[illegible]

Charakter, den die Menschheit nicht hat. Manfred ist der Mann. Der Weltanschauung nach zeigen sich Byron und Madach in ihrer pessimistischen Auffassung des Lebens als Geister der modernen Zeit. Goethes Optimismus geht aus der Epoche Leibnizens hervor. Die beiden Werke Byrons und Madachs Dichtung sind, so selbständigen Ursprungs sie auch sind, doch ohne Goethes „Faust“ nicht denkbar und zeigen auch inhaltlich Spuren der Beeinflussung. Ueber Byron und Madach steht Goethe durch seine Objektivität: „Kain“ und „Manfred“ sind Werke eines subjektiven Dichtergeistes, die „Tragödie des Menschen“ das Werk eines subjektiven Philosophengeistes. Das sind alles sehr anregende Gedanken, wenn man auch nicht jeden einzelnen sich wird zu eigen machen wollen. Weniger angenehm berührt des Verfassers etwas laut betonte eigene Wertschätzung seiner Ansichten und die Art seiner Angriffe gegen die gewiß nicht immer einwandfreien „Faust“-Kommentatoren.

Camillo B. Susan.

Revue der Revuen.

„Ruthenische Revue.“ Kl. Obuch schreibt über die ruthenischen Turn- und Feuerwehrvereine „Sitsch“. Diese Vereine haben zunächst eine kulturelle Bedeutung, indem sie den dem ruthenischen Volke abgehenden Assoziationssinn und den Sinn für Selbsthilfe wecken und ausbilden. Aber sie haben sich auch in nationalpolitischer Hinsicht aufs beste bewährt. „Sitsch“ ist bekanntlich der Name des berühmten ukrainischen Kriegslagers auf einer Insel des Flusses Dnipro in der Ukraine, das im politischen Leben des ruthenisch-ukrainischen Volkes eine sehr wichtige Rolle spielte. Sitsch war der Kern, aus dem unter günstigeren Umständen ein dauernder ukrainischer Staat sich hätte bilden können. Ende des 18. Jahrhunderts hörte die ukrainische Militärrepublik auf zu existieren, der Name jedoch und die damit verbundenen Traditionen blieben im Volke zu beiden Seiten des Dnipro lebendig. „Sitsch“ war und ist noch immer in den Augen eines Ruthenen mit dem hartnäckigen Freiheitskampfe identisch. Mit diesem Namen nun wurde eine ganz moderne Organisation getauft, die durchaus nicht kriegerische Zwecke verfolgt, aber doch für die Emanzipation des ruthenisch-ukrainischen Volkes große Bedeutung hat. An der Spitze des Vereines steht gewöhnlich ein älterer, erfahrener, in der Gemeinde angesehener Mann, der mit dem historischen Namen „Koschowyj“ genannt wird, und dem vier Rottenführer, ein Fahnenträger, ein Trompeter, ein Tambour und ein Instruktor zur Seite stehen. Jeder einzelne Verein führt eine Fahne, die einzelnen Mitglieder Couleurbänder als äußere Abzeichen. In einigen Dörfern hat man auch angefangen, Uniformen zu tragen. Bei den Lösch- wie auch bei den Turnübungen bedienen sich die Mitglieder hölzerner, mit Eisen beschlagener Aexte mit kurzen Stielen, die auch als äußeres Abzeichen der Mitgliedschaft dienen. Von welch großer Bedeutung all diese, sonst so gewöhnlichen Aeußerlichkeiten sind, wird derjenige erkennen, dem die Psychologie der großen Masse kein Geheimnis ist, insbesondere da jede dieser Aeußerlichkeiten und auch die einzelnen Benennungen eine dem Volke so teure Vergangenheit für sich haben.

„L'Occident.“ Emile Bernard schreibt sehr schön über Puvis de Chavannes. Er schildert seine Kunst als eine glückliche Vereinigung von Christentum und Heidentum. Inbrunst, Unmittelbarkeit, jugendliche Frische kennzeichnen alle seine Werke. Seine ersten Eingebungen schöpfte er aus seinem gläubigen Gemüt und schuf entzückende, niemals langweilige Bilder. Der Wunsch, Neues hervorzubringen, trieb ihn zur modernen Allegorie, und diesem Gebiet gehören besonders seine späteren Werke, wie „Die Sorbonne“, „Rhône und Saône“ und „Viktor Hugo“ an. Wenn auch ihrem Stil nach klassisch im besten Sinne, sind seine Bilder doch frei von allem akademischen Schulzopf. Ein Denker entwarf sie, ein Maler führte sie aus, der eine war des andern wert, und diese Vereinigung machte Puvis de Chavannes zu dem größten und vollkommensten unter den neuen französischen Malern. In seinen Jugendwerken stand er stark unter dem Einfluß von Delacroix, dessen Art damals alles beherrschte, und dieser Einfluß brachte einen gewissen Zwiespalt in Puvis' Kunst. Erst nach Delacroix' Tod gelang es ihm, sich völlig zu befreien und seine eigene Art zu finden, die sich bereits in den um jene Zeit begonnenen Fresken von Amiens ankündigt. Die überladene, etwas verworrene Komposition macht nun einer edlen Klarheit Platz, die allzu kräftigen Farben verblassen zu den matten, vornehmen Tönen der Wandgemälde. Zu der breiten dekorativen Linienführung des fünfzehnten Jahrhunderts gesellt sich eine bezaubernde Grazie und Anmut und stellt den Künstler den großen Meistern der Frührenaissance, einem Giotto an die Seite. Eine ungewöhnliche Harmonie und Klarheit haftet denselben an; überdies das Streben, dem Wesen der Dinge gleichsam ihre Synthese zu geben. „Man muß alles Zufällige hinwegnehmen und nur das Wesentliche behalten,“ meinte er. „Die Kunst setzt ein, wo die Natur bloß [illegible], und sie soll ihr dazu behilflich sein, sich deutlich auszudrücken. Und das erreicht man, indem man ordnet und vereinfacht. Dies ist nicht nur das Geheimnis der Komposition, es ist auch das Geheimnis des Genies und der [illegible].“

„Revue Scientifique.“ [illegible] die Frage, ob die [illegible]

[illegible]

[illegible] Lalande, hatten ihren Gatten zur Seite. Von selbständig arbeitenden Frauen aber sind nur Sophie Germain und Sonia Kowalewska zu nennen, der unbedingt der höchste Rang unter den Mathematikerinnen gebührt, und die wirklich Bemerkenswertes leistete. Im allgemeinen aber waren all die vorgenannten Frauen mehr die Gehilfinnen des Mannes und wurden von persönlichen Motiven und nicht aus Liebe zur Wissenschaft zum Studium gedrängt, das sie auch häufig wieder aus persönlichen Motiven fallen ließen oder mit einer anderen Tätigkeit vertauschten. Der Verfasser, M. Loria, glaubt deshalb, nicht vorschnell oder ungerecht zu sein, wenn er die Ansicht ausspricht, daß den Frauen nicht viele Lorbeeren auf dem Boden der exakten Wissenschaften blühen dürften.

„Worlds Work.“ Ein Artikel über Alaska von W. R. Stewart, in dem das Goldland, das vor einigen Jahren bei seiner Entdeckung so viel von sich reden machte, von einem neuen Gesichtspunkt betrachtet wird. Er zerstört die Legende, als sei Alaska, das so groß ist wie Deutschland, Frankreich, England und Belgien zusammengenommen, ein Land des ewigen Schnees und Eises. Die japanischen Winde mäßigen sein Klima, so daß in gewissen Teilen des Landes die Temperatur selten den Gefrierpunkt erreicht. Während vier Sommermonaten kann der Reisende das Land längs des ganzen Laufes des Yukon, seines mächtigsten Stromes, durchwandern, ohne auf Schnee zu stoßen und findet reiche Vegetation, und selbst während des Winters findet das Vieh rings um Klondike genügende Weide. Alaska kann deshalb als ein ungeheures neues Gebiet für Ackerbau und Viehzucht betrachtet werden. Ein einziges seiner Täler weist 50 Millionen Acres bebaubaren Bodens für Weizenfelder auf; und bis an die Grenze der arktischen Region wird nun regelmäßig Korn, Gerste und Hafer angebaut. Ebenso bietet das Land unermeßliche Weidegebiete für die Viehzucht. Sein Fischreichtum ist ungeheuer; längs der Küsten gibt es einen 125 Meilen langen Strich für den Stockfischfang. Auch der Holz- und Petroleumreichtum des Landes ist groß, und bei einer der ersten Bohrungen im verflossenen Herbst sandte eine Quelle ihren Strahl 150 Fuß hoch in die Luft. Alaska hat während der fünf Jahre seit seiner Erschließung einen ganz unglaublichen Aufschwung genommen. Städte wachsen aus der Erde, und werden sofort mit allen Errungenschaften der Neuzeit: Elektrizität, Telegraph und Telephon, versehen. Dawson, die Hauptstadt des Landes, steht hinter keiner modernen Stadt zurück. Es hat eine glänzende Wasserleitung, ein ausgebreitetes Telephonnetz, ist telegraphisch mit der ganzen Welt verbunden, hat Kirchen aller Konfessionen, stattliche öffentliche Gebäude und gute Schulen. Es gibt dort auch gesellige Vereine, Klubs und Theater. Die städtischen Steuern betrugen im vorigen Jahre 2,200,000 Pfund, und der auswärtige Handel erreichte die Höhe von 7 Millionen Pfund.

Erinnerung.

Von **Edmond Jaloux.**

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Als ich von Rom zurückkehrte, hielt ich mich in Frenelles sur Frize auf, um Frau v. Sersive aufzusuchen, die ich infolge von Familienverhältnissen ziemlich lange Zeit nicht gesehen hatte. Ich hatte sie früher gekannt, als sie zu den hübschesten Frauen des Hofes gehörte. Sie war älter als ich, und ich schloß mich mit den Banden einer zarten, feinfühligen Freundschaft an sie an, die dauerhafter ist als die Liebe, denn dieses Gefühl, das keinen Höhepunkt kennt, kennt auch keinen Niedergang. Ich hatte in unserm Verkehr nicht die geheimen Schwankungen der Charaktere zu befürchten, die die Leidenschaft so oft in Bitterkeit wandeln und eine Liebe häufig in ein gegenseitiges Duell, eine Zuneigung in Haß ausarten lassen.

Frau v. Sersive war liebenswürdig und geistreich. Wenig Frauen verstanden es wie sie, eine Anekdote mit Grazie und Knappheit zu erzählen; sie besaß Schneidigkeit, und ihre scharfen und lebhaften Antworten verblüfften ihre Feinde und machten sie zu einer gefürchteten Gegnerin. Wir trafen uns oft, entweder im Hotel Sully oder im Hotel Bouillon oder beim Prinzen Conti, wo man nach englischer Mode den Tee nahm. Wir plauderten gern und viel. Sie erzählte mir von ihrem Leben, ich vertraute ihr manches aus dem meinigen, und wenn wir uns nicht alles sagten, so geschah das, weil die Freundschaft das Geheimnisvolle liebt. So ein kleines Geheimnis macht alles pikanter, und die aufrichtigen Gefühle halten sich von den äußeren Zeichen und den geräuschvollen Erklärungen ebenso fern, wie die oberflächlichen Gefühle danach verlangen, um sich ihren eigenen Wert zu übertreiben und an sich selbst glauben zu können.

Frau v. Sersive war die Tochter eines Großjägermeisters und ihr Mädchenname lautete Fräulein v. Troy. Sie war noch sehr jung, als man sie mit Herrn v. Sersive verheiratete, der aus vornehmem Hause war, Vermögen, eine angesehene und [illegible] Stellung, sowie schöne Landgüter im [illegible] besaß, wo er [illegible] Monate des Jahres zubrachte. Diese Verbindung gestaltete sich nicht glücklich. Stolz und unabhängig wie Frau v. Sersive war, stieß sie an einen schroffen, hochmütigen

Charakter, der ausschließlich seinen Neigungen lebte und stets mürrischer Laune war. Außerdem konnte sich die junge Frau nur schwer in das Landleben finden, für das ihr Mann schwärmte, und wo er sich mit Vorliebe der Hirsch- und Eberjagd hingab. Nach kurzem, recht unglücklichem Zusammenleben trennten sie sich gütlich. Der Gatte blieb in Sersive, seine Frau ließ sich endgültig in Paris nieder, wo sie bald eine sehr bekannte Persönlichkeit wurde.

Herr v. Sersive starb in einem Winter, kurz, nachdem er sich in einer Schneenacht auf dem Anstand erkältet hatte. Frau v. Sersive war wie mit einem Zauberschlag Witwe; sie hatte ihren Mann wenig geliebt und gekannt; er war aus ihrem Leben schon so sehr entschwunden, daß sein Tod eher eine Lücke ausfüllte, als eine solche bildete. Sie verheiratete sich nicht wieder, obwohl zahlreiche glänzende Partien sich ihr boten.

Sie zog die Gewißheit ihrer Unabhängigkeit dem Zufall einer neuen Kette vor und entzückte die Welt weiter, ebenso durch ihre Anmut und Eleganz, wie durch ihren Witz und Geist.

Wenn aber Frau v. Sersive ihr ruhiges, gleichmäßiges und eintöniges Leben fortsetzte, so nahm das meinige dafür eine ganz andere Gestaltung an. Ich reiste zur Gesandtschaft nach Rom, und was bis dahin eine lebhafte und greifbare Freude gewesen, wurde nunmehr zu einer gleichzeitig herben und unklaren, quälenden und fernen Erinnerung. Die wirkliche Kraft der menschlichen Geschöpfe beruht auf ihrer Anwesenheit, und die schönste Frau verliert viel von ihrem Zauber, wenn sie ihn nicht mit der Macht ihres Blickes, dem Ton ihrer Stimme und der Herrschaft ihrer Bewegungen unterstützt.

Trotzdem war ich dem Andenken meiner Freundin weniger untreu, als man hätte glauben können. Wir tauschten in langen Briefen die Gefühle unserer Herzen und die Ereignisse unserer Gesellschaftskreise aus. Sie erzählte mir vom Hofe und unsern alten Bekannten. Meine Briefe interessierten sie wohl weniger, denn sie kannte ja die Leute, unter denen ich lebte, nicht. Lange Jahre verflossen. Bei meinen beiden Reisen nach Paris war Frau v. Sersive abwesend; sie hielt sich mit einer ihrer Freundinnen in Flandern auf. Dann nahmen ihre Briefe plötzlich eines Tages einen andern Ton an. Früher lang und ausführlich, wurden sie kurz und abgehackt, früher liebevoll, jetzt eisig, früher anmutig, jetzt trocken. Ein Schleier schien die Worte zu umhüllen.

Es trennte mich etwas von meiner Freundin, und dieses Etwas war mehr als die bloße Abwesenheit. Das Schicksal hatte eine unerwartete Trennung zwischen uns herbeigeführt, die noch schlimmer war als die erste, denn sie riß diesmal nicht die Körper auseinander, sondern die Seelen.

* * *

Kurze Zeit darauf ward mir die Erklärung für dieses seltsame Benehmen. Einer meiner Freunde schrieb mir, Frau v. Sersive hätte Paris verlassen, um sich auf kurze Zeit nach Sersive zurückzuziehen. Die Zeit verging, und man sah sie nicht wieder auftauchen.

Sie kam nicht wieder. Sie hatte diskret Abschied genommen und vergrub sich in die Provinz. Die seltsamsten Gerüchte waren über sie im Umlauf. Die einen sagten, sie wäre fromm geworden, gäbe sich eifrigen Religionsübungen hin, sei für ihre Seele ebenso besorgt, wie einst für ihren Körper, und hoffe wohl, sich aus den Ruinen ihrer früheren Schönheit eine zweite, unvergänglichere Schönheit zurechtzuzimmern. Die andern behaupteten, sie führe noch immer ein lustiges, galantes Leben, ziehe von Schloß zu Schloß und revolutioniere die Provinz ebenso, wie sie früher Paris auf den Kopf gestellt. Mehrere erklärten, sie besitze noch immer den Zauber und die Jugend, die wir an ihr gekannt, während andere wieder das Gerücht verbreiteten, sie wäre nicht mehr wieder zu erkennen, so sehr hätte sie sich zu ihrem Nachteil verändert. Ich gab nur wenig auf dieses Geschwätz und erinnerte mich der Worte, die Frau v. Sersive eines Abends zu mir gesprochen:

„Wenn ich nicht mehr die sein werde, die ich jetzt bin, wenn meine Jugend mich verläßt und die Häßlichkeit und das Alter an ihre Stelle treten, dann werde ich Paris verlassen. Man soll sich später nicht an die alte Frau erinnern, denn über sie wird man die junge vergessen. Nur die junge und schöne soll im Andenken der Menschen zurückbleiben."

Jedenfalls hatte Frau v. Sersive im Spiegel, dem alten aufrichtigen Freunde, gesehen, wie die erste Runzel den zarten Stoff des Fleisches mit boshaftem Nagel ritzte, wie das erste weiße Haar sich tückisch wie eine Silberschlange in die weichen Wellen ihrer Locken stahl, wie die erste Spur der Fettsucht das feine Oval ihres Gesichtes aufschwemmte. Sie war bis dahin so schön gewesen, daß ihr Anblick einem Zauberbilde glich. Die rosige Frische ihres Teints, der Ausdruck ihres Blickes, ihr schlanker Hals, ihre milchweißen und wunderbar geformten Hände, ihr Gang, ihre Haltung, alles an ihr war so vollkommen, daß wir uns bestürzt und geblendet fragten, ob ein solcher Glanz überhaupt auf Erden existiere. Man hatte ihr gegenüber den Eindruck, sie wäre ein Meteor, eine für diesen Planeten viel zu schöne Erscheinung; ja, man glaubte sogar, sie werde einem wie ein Fixstern unter den Augen verschwinden, um wieder den geheimnisvollen Stätten zuzuwandern wo die Vollkommenheit weilt.

Ihre Anwesenheit hatte so viele langweilige Salons in reizende Orte umgestaltet, und viele Männer hatten sie geliebt! Die Erinnerung an diese Frau hatte Poeten begeistert, Kunstwerke geschaffen, Musiker entzückt und Maler angeregt! Frau v. Sersive sollte die winzige entsetzliche Qual kennen lernen, mit ansehen zu müssen, wie jeden Tag ein Stückchen ihres Ichs sie verließ. Zuweilen handelt der Tod langsam und faul, als wolle er sein Werk nicht auf einmal vollenden; in aller Ruhe bereitet er es vor, raubt hier eine Nüance dort ein Haar, anderswo einen Zahn, als wollte er sich die Arbeit für später erleichtern. Der schlanke Körper der Frau v. Sersive sollte dick und krumm werden, Runzeln sollten sich durch ihr weiches Fleisch ziehen und den Samt der Haut zerreißen, um die Keime der Häßlichkeit und des Verfalls hineinzusäen, die Maske der Karikatur sollte dieses Gesicht bedecken, in dem man trotz des Fettes noch die Erinnerung an die köstlichen Züge der Jugend wiederfand; ihre Hände sollten sich verhärten und die Adern sich zu gewundenen und hervorstehenden Knoten wie bei den Wurzeln alter Bäume zusammenziehen.

Wie sehr begriff ich den Ekel, den Frau v. Sersive vor einer solchen Zukunft hatte, wie gut verstand ich ihre Absicht, diesem Schicksal zu entgehen und das Schauspiel ihres Ruins zu verbergen und nur das glückliche Bild ihrer Schönheit zurückzulassen!

Diese Gedanken beschäftigten mich, während meine Postchaise mich mit dem Galopp ihrer Pferde auf schlecht gebahnten Wegen, auf denen wir noch den Ueberfall der Banditen zu fürchten hatten, von Italien nach Frankreich zurückführte.

Als ich in Frenelles sur Irize ankam, fragte ich den Gastwirt, bei dem ich abgestiegen war, nach dem Hotel Sersive. Ein kleiner Bursche führte mich hin. Das Haus lag auf dem großen Platze der Stadt, und seine breite, in dem majestätischen Geschmack des vorigen Jahrhunderts erbaute Fassade zeigte ihre hohen Fenster. Zwei mit Ketten verbundene Herkulesse stützten einen Balkon und umrahmten die braun angestrichene Tür, die geradewegs auf das Straßenpflaster führte.

Wir befanden uns in der Mitte des Herbstes. Die blassen Strahlen der Oktobersonne, die noch durchsichtiger als die des Sommers erschienen, verbreiteten ein gelbes, mildes Licht auf den Zweigen der Platanen, deren abgezirkelte, feine Blätter den Eindruck machten, als hätte ein geschickter Goldarbeiter sie ziseliert. Einzelne lösten sich von ihren Zweigen und glitten zögernd, bald von rechts nach links, bald von links nach rechts, durch die Luft, bevor sie sich zart und müde auf dem Erdboden niederließen. An einem Brunnen standen mehrere Pferde und tranken. Vor einer Ausspannung erblickte ich Wagen der verschiedensten Arten und Formen. Ein schmutziger Hund bellte unermüdlich eine Hammelherde an, die, ihre fetten Rücken aneinanderpressend, ängstlich im Staube stampfte.

All das atmete Ruhe, Stumpfsinn und Langeweile, und ich fragte mich, wie Frau v. Sersive, die doch an das Geräusch und die Annehmlichkeiten von Paris gewöhnt war, diesen Frieden zu ertragen vermochte. Dieses Problem beschäftigte noch meinen Sinn, als ich einen Hammer aufhob, der eine mit einem Ring geschmückte Frauenhand darstellte. Ein mürrischer, gebrechlicher, zusammengeschrumpfter, weiß gepuderter Lakai, der den Gipsstand einer alten Mauer auf dem Kopfe zu tragen schien, öffnete mir hüstelnd. Ich fragte nach Frau von Sersive und ließ den Vicomte von Hariona melden. Man führte mich in einen großen Salon. Mir war es beim Eintritt, als spürte ich schon wieder die Luft von Paris, so sehr fand ich bei meiner Rückkehr aus dem Exil in den Möbeln und der ganzen Einrichtung des Zimmers die Atmosphäre der großen Stadt wieder.

Lange Behänge aus rotem, geblümtem Stoff bedeckten die Wände. Die Türen waren aus grauem Holz mit vergoldeten Zeichnungen. Von dem mit Göttinnen, Amoretten und Wolken bemalten Plafond hing ein strahlender Kronleuchter herab, der einem Kristalldiadem glich. Die [illegible] behaglichen Möbel zeigten in der Kurve ihres Holzes geschwungene sinnliche Bewegungen. Die Stutzuhr war aus Sèvresporzellan und ringsherum standen reizende Statuetten. Bunte Kerzen glänzten in den Kandelabern, das Feuer tanzte in dem Marmorkamin ein lebhaftes und gefallendes Ballet.

Die Tür öffnete sich, der Diener erschien [illegible] mich, ihm zu folgen. Wir traten in das Schlafzimmer der Frau

v. Sersive. Sie stand dekolletiert vor einem Stehspiegel und hielt die Arme in die Luft, als wollte sie ihre Frisur beenden. Sie drehte mir den Rücken. Zur Linken umgab ein Geländer das Bett, über dem ich einen kuppelförmigen blauen Baldachin bemerkte, der von vier mit rotem Stoff drapierten und in weiße Federn auslaufenden Stützen gehalten wurde. In einer Ecke schlief ein kleiner Hund.

Als ich mich näherte, wunderte ich mich, daß meine Freundin noch nach einer bereits alten Mode frisiert und gekleidet war. Ein hoher Bau von Haaren erhob sich auf ihrem Kopf, plissierte und bauschige Falbeln verdeckten mit ihrem flatternden Stoff ihren vollendet eleganten und schlanken Körper.

Frau v. Sersive erschien mir auch jünger, als sie eigentlich hätte sein dürfen. Mit leisen Schritten bewegte ich mich über den weichen Teppich; sie rührte sich nicht. Ihre Unbeweglichkeit wunderte mich ein wenig. Ich sprach zu ihr, sie antwortete mir nicht. Ich glaubte, sie wäre krank und eilte zu ihr.

Nicht eine Falte ihres Gesichtes bewegte sich, und obwohl ihre Augen auf mich gerichtet waren, so erschienen sie mir doch leer und ausdruckslos. Ich wollte um Hilfe rufen, tippte aber vorher Frau v. Sersive auf den Arm. Entsetzt wich ich zurück. Ihr Körper war glatt und kalt und so weich, daß man nicht ein Körnchen Haut darauf fühlte. Eine genauere Prüfung zeigte mir, daß ich eine Wachsfigur von wahrhaft verblüffender Aehnlichkeit vor mir hatte.

Wütend, mich so gefoppt zu sehen, konnte ich mich nicht enthalten, einen zornigen Blick in das Zimmer zu werfen. War das der Scherz eines Dieners oder eine Erfindung der Frau v. Sersive? Ohne zu wissen, was ich tun sollte, stand ich da, als ich plötzlich bemerkte, daß die Mitteltür halb geöffnet war. Ich stieß sie auf und trat in einen Speisesaal, wo alles zur Mahlzeit hergerichtet war. Silbergeschirr glänzte auf der Tafel; runde und fleischige Früchte schmückten einen Aufsatz, dessen aus drei Amoretten bestehende Mittelfigur von zwei Satyrn gehalten wurde. In einer Nische stand eine große Fontaine aus vergoldetem Blei; über derselben befand sich eine Diana, die zwei Hunde in ein Schilfrohr führte, während die breite Muschel auf den gebogenen Schwänzen zweier ungeheurer Fische mit Delphinschwänzen ruhte. Frau v. Sersive saß in einem Sessel und schien mich zu erwarten. Ich verneigte mich, trat auf sie zu und begann: „Madame . . .“, doch der Schreck lähmte mir die Sprache. Ich hatte eine neue Wachspuppe vor mir, genau wie die erste, doch augenscheinlich weniger jung. Auch ihr Kostüm stammte aus einer späteren Zeit. Straußfedern, Bänder, Diamant- und Perlengehänge belasteten ihre Haare, die zu einem Bandeau zurechtgelegt waren. Ein ungeheurer Reifrock erweiterte den Stoff ihres gelben, mit Blumen besäten Rockes. Sie hatte ein Schönheitspflästerchen in den Augenwinkeln und ein anderes auf der Nase. Goldschnallen glänzten auf ihren spitzhackigen Lederschuhen. Auf dem Tisch neben ihr bemerkte ich einen mit Edelsteinen besetzten Elfenbeinfächer und mehrere Bonbonbüchsen. Ich begann den seltsamen Empfang zu verstehen, den meine Freundin mir bereitete. Die Neugier trieb mich, eine neue Tür aufzustoßen und in ein drittes Zimmer zu treten. Wieder fand ich hier die gleichsam lebende Statue der Frau v. Sersive, zum Ausgehen bereit, den Sonnenschirm in der Hand.

Durch ein großes Fenster mit Kreuzscheiben bemerkte man einen Garten, auf den die Abenddämmerung herniedersank. Ein weicher Nebel, dicht wie ein Gewebe, ließ die blonden Bäume, die sich in der Furcht vor dem nahen Winter aneinander schmiegten, in bläulichem Lichte erscheinen. In dieser durchsichtigen Nebellage fielen einzelne Blätter hernieder, die wie bunt schimmernde Fische hinter dem Kristall eines Aquariums durch die Luft glitten. Zwei bronzene Eiben schienen sich miteinander zu verschlingen und auf ihren Wurzeln zu drehen; ihre Zweige waren gleichsam verwachsen, als wollten sie mit allen Kräften den Verwüstungen des November widerstehen. In der Mitte eines abgeblühten, gelblich schimmernden Rasenplatzes erhob sich nachlässig eine verschleierte Statue.

Es waren nach diesem noch zwei Zimmer zu besichtigen.

In dem ersten neigte sich Frau v. Sersive über eine Schale, in der drei [illegible] von [illegible] Elfenbeinmarke wellten; in dem zweiten lag meine Freundin auf einem [illegible] und verbarg ihren Kopf in den von Diamanten glitzernden Händen; hier sah man von ihr nichts weiter als das reizende [illegible]

[illegible] vielleicht der Zauber der Schönheit [illegible] lagerte.

[illegible]

mögen, und die mir doch fast die Tränen in die Augen trieben. Diese leeren Bilder, die Frau v. Sersive sich vielleicht ähnlich geglaubt, boten den Blicken leider nur die Parodie ihrer Schönheit dar. Der ganze Zauber ihrer Erscheinung, das Himmlische, Unfaßbare und Bewegliche, das sie besessen, war auf immer entschwunden. Ich erkannte wohl ihren Körper, ihr Gesicht mit dem feinen Oval, ihre wie Muscheln geschwungenen Brauen über dem meerblauen Blick, ihre leichtgebogene Nase, ihre frischen, fleischigen Lippen, ihr rundes Kinn, ihren langen, schmalen Hals, ihre Schultern, die die schönsten des Hofes gewesen waren; doch alles das war nur Täuschung, nur Illusion. Diese reizenden Karikaturen bildeten nur eine schwache Erinnerung an die Schönheit, die Frau v. Sersive gewesen war.

Durch das Fenster sah ich, wie die Abendnebel einen rosigweißen Himmel verschleierten, der stellenweise einen Perlmutterton, stellenweise das lebhafte Kolorit eines Gesichts aufwies. Leichte Gazeschleier, die sich langsam violett färbten, verbreiteten sich auf dem Horizont, der bald in orangefarbenem Lichte schimmerte, das nach und nach erlosch. Die grauen Wolken, die sich gemächlich ausbreiteten, hatten die Form flatternder Haare. Der Mond ging hinter den Eichen auf, in seiner gebogenen Halbmondform einem Füllhorn ähnlich. Auf die goldschimmernden Perücken der Bäume des Gartens rieselte die Asche der Nacht hernieder, als schütte sie eine geheimnisvolle Göttin aus diesem Füllhorn auf die Zweige. An der Tür sah ich den alten, hüstelnden, mürrischen Diener wieder. Er sagte mir, Frau v. Sersive bäte mich, ein Andenken mitzunehmen. Dabei reichte er mir ein Päckchen. Als ich mich wieder im Gasthofe befand, öffnete ich es. Es war eine große Kupferuhr mit starkem Gehäuse. Das Geschenk erschien mir recht seltsam. Die Uhr war stehengeblieben und zeigte die dritte Stunde. Doch als ich das verschnörkelte Zifferblatt aufmerksamer betrachtete, bemerkte ich, daß unter einer der großen, blauen römischen Ziffern ein Knopf verborgen war. Ich drückte darauf, die Uhr öffnete sich, und im Hintergrund zwischen den feinen Rädern mit den Stahlzähnen und dem Namen des Fabrikanten: „Morin, Marchinville“, fand ich Frau v. Sersive in einem wunderbaren Miniaturbild dargestellt. Das war sie, wie ich sie gekannt und geliebt. Sie hielt einen grünen Papagei in der Hand und lächelte mir zu. Mit diesem Geschenk entschuldigte sie sich, mich nicht empfangen zu haben; sie wollte, meine Erinnerung sollte wie ihre Uhr und ihr Leben bei einer Stunde der Schönheit stehen bleiben; ich sollte sie stets so vor mir sehen, wie ich sie gekannt, diese Miniatur war das letzte Zeugnis ihres Glanzes, denn Frau v. Sersive war nicht mehr; was von ihr geblieben, war nur noch ein häßlicher, alter und kläglicher Schatten.

In der Nacht, in der ich reiste, wollte ich das Hotel der Frau v. Sersive noch einmal wiedersehen. Der Platz war öde und schlecht beleuchtet. Die Platanen bildeten in dem Schatten, in dem man sie nur undeutlich unterschied, dicke, häßliche Knoten. Doch das erste Stockwerk des alten Hauses strahlte in vollem Glanz, die Kronleuchter glitzerten, und eine Lichtorgie strömte aus den weitgeöffneten Fenstern, als empfange Frau v. Sersive eine elegante, fröhliche und gewählte Gesellschaft. Nur ein Fenster in einem Winkel des Hauses blieb dunkel und verschlossen. Nicht der kleinste Lichtschein schimmerte durch die herabgelassenen Jalousien. Und ich wußte, daß in diesem düsteren und traurigen Raume die einst so schöne Frau von Sersive in qualvoller Einsamkeit sich verzehrte, während sie mit letzter Koketterie und letzter Eitelkeit in den Provinzbewohnern die Illusion wachrief, sie gebe noch immer die glanzvollen Feste, deren strahlend schöner Mittelpunkt sie einst gewesen.

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

Wiener Wochenschrift

für

Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,

Dr. Heinrich Kanner und Professor Dr. Richard Muther.

Band XXXIX und XL.

April 1904 — November 1904.

Wien.

I. Wipplingerstraße Nr. 38.

Autoren-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

Inhalts-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

Artikel.

Bücher.

Revue der Revuen.

Belletristisches.

Die Zeit.

XXXIX. Band. | Wien, den 2. April 1904. | Nummer 496.

Unsere italienische Politik.

Die Reisen der Monarchen, ihre Zusammenkünfte, ihre wechselseitigen Begrüßungen und Trinksprüche haben auch in ruhigsten Friedenszeiten immer eine gewisse Bedeutung. Der Apparat, der da aufgeboten wird, ist ein zu weitläufiger und kostspieliger, als daß man ihn zwecklos in Bewegung setzen würde. Die Hof- und Kabinettsgeheimnisse der äußeren Politik werden zwar heute nicht minder ängstlich gehütet, als je zuvor. Aber schließlich öffnen sich doch einmal die Archive und die Nachwelt erfährt dann, was bei historischen Fürstenbesuchen gesprochen und verhandelt wurde, und welcher ernste Inhalt sich hinter den Förmlichkeiten und Festlichkeiten barg. So darf auch die Mitwelt schließen, daß man bei solchen Gelegenheiten nicht bloß vom Wetter redet. Wenn vollends die Potentaten in so bewegten Tagen, wie es die jetzigen sind, auf Reisen gehen und Begegnungen suchen, so muß es sich zweifellos um große und wichtige Dinge handeln. Die jüngste Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem König von Italien hat allgemein den Eindruck erweckt, daß „etwas vorgeht". Selten ist bei einer Entrevue dieser Art ein bestehendes Bundesverhältnis so nachdrücklich betont, so demonstrativ gepriesen worden, wie es hier der Fall war. Der Dreibund gab damit aller Welt zu wissen, daß er kraftvoll und unerschütterlich fortlebe. Man muß sich jedoch fragen, ob und warum es denn notwendig war, das so feierlich zu verkünden. Haben denn irgend welche Vorgänge oder Erscheinungen vermuten lassen, daß sich in dem System europäischer Allianzen eine Verschiebung vorbereite?

Der Umstand, daß Rußland im asiatischen Osten vollauf beschäftigt ist und dort einen schweren Kampf für sein bedrohtes Prestige auszufechten hat, gibt scheinbar den europäischen Verhältnissen eine sehr erwünschte Sicherheit und Stabilität. Gerade zu solcher Zeit könnte man es für überflüssig halten, daß der Dreibund seinen ungeschwächten Fortbestand der Welt so energisch in Erinnerung bringe. Aber die russische Diplomatie war nie gewohnt, wenn sie an einem Punkte engagiert war, deshalb an anderen Punkten locker zu lassen. Im Gegenteil, sie bemühte sich dann erst recht, den Zunftkollegen an allen Ecken und Enden zu tun zu geben. So ist sie denn auch jetzt überaus geschäftig und wird dabei von der französischen Diplomatie bundesfreundlich unterstützt. Die letztere arbeitet mit auffallendem Eifer nach zwei Seiten hin: sie sucht England und sucht Italien zu gewinnen. Der Zusammenhang dieser französischen Politik mit den Bedürfnissen der russischen ist leicht zu erkennen. Rußland hat, während ein großer Teil seiner Machtmittel im japanischen Kriege festgelegt ist, zweierlei zu befürchten: erstens, daß England einen kritischen Augenblick abwarten und dann eine erfolgreiche Einmischung versuchen könnte, zweitens, daß Oesterreich die asiatischen Verwicklungen zu einem gleichzeitigen Vorstoß auf der Balkanhalbinsel ausnützen könnte. Für beide Risikomöglichkeiten sucht Rußland eine Assekuranz. Nach der einen Seite wird diese durch eine englisch-französische Verständigung geboten; denn eine Einmischung Englands in den asiatischen Krieg würde unfehlbar auch Frankreich zu den Waffen rufen. Treffen aber beide Staaten ein den Frieden für alle Fälle sicherndes Abkommen, dann ist auch Rußland gegen die englische Gefahr assekuriert. Bleibt also noch Oesterreich. Nach dieser Seite hin hat zwar Rußland durch die Mürzsteger Abmachungen ohnedies vorgesorgt, aber — doppelt hält besser. Oesterreich soll sich nicht nur durch Freundschaft gebunden, sondern auch durch Gegnerschaft gedroht fühlen. Deshalb bieten seit einiger Zeit die russischen und französischen Diplomaten alles auf, um in Italien Mißtrauen und Eifersucht gegen Oesterreich und dessen angebliche Eroberungspläne zu wecken. In der Tat ist das die Stelle, wo der Dreibund sterblich ist. Aus hundert Gründen, die teils politischer, teils höfischer, teils kirchlicher Natur sind, hat es zwischen Oesterreich und Italien niemals zu einem vollen und aufrichtigen Einvernehmen kommen können. Auf dem Umweg über Berlin wurde zwar ein festes Vertragsverhältnis hergestellt, aber es ist bis heute nur Verstandessache geblieben, nie Herzenssache geworden. Das weiß die ganze Welt, und trotz aller Dreibund- und Zweibundschwüre denken diejenigen, die nach Oesterreichs Bloßen spähen, auch heute noch, wie in alter Zeit, vor allem an die italienische [illegible]

Die österreichische Politik, sowohl die äußere wie die innere, hat leider wenig getan, um diesen bedenklichen Sachverhalt zu ändern. Die Staatsverträge allein lassen sich [illegible] nicht bannen. Auf die römische Frage — und gerade in diesem Punkte ist das italienische Nationalgefühl besonders heikel — hat man in Wien noch immer keine freie und offene Antwort gefunden. Ist man hier durch historische, dynastische, religiöse Rücksichten gehemmt, so ist man es in anderen Dingen wieder durch eine übergroße, bis zur Gespensterfurcht übertriebene Scheu vor der Irredenta. Im lähmenden Banne dieser Zwangsvorstellung hat die österreichische Verwaltungspolitik gerade in den letzten Monaten den heimischen Italienern gegenüber schwere Fehler und Ungeschicklichkeiten begangen, die bei diesen selbst, wie bei ihren auswärtigen Volksgenossen arge Verstimmung wachriefen. Derlei Vorgänge wirken stets auf die internationalen Beziehungen ein, wenn man es auch offiziell nicht Wort haben will. Der Kampf um die italienische Universität in Oesterreich hat den russisch-französischen Agenten in Italien ihre Arbeit wesentlich erleichtert, umsomehr, da die unkritische und leichtgläubige Art der italienischen Presse solchen Hetzereien Tür und Tor öffnet. Oesterreich, das an seinen italienischen Landeskindern „Kulturraub" übt, ist wohl auch fähig, mit seinen fabelhaften Orientplänen an dem Königreich Italien einen großartigen „Machtraub" zu vollbringen!

Wenn man sich das alles vergegenwärtigt, wird man unschwer verstehen, warum bei der jüngsten Zusammenkunft der Monarchen Deutschlands und Italiens dem Dreibund in aller Form seine blühende Gesundheit attestiert werden mußte. In Wahrheit hatte er eben ein wenig Schaden gelitten, aber Kaiser Wilhelm hat den Schaden rechtzeitig ausgebessert. Es wäre nur zu wünschen, daß man in so hochwichtigen Staatsaffären in Wien etwas behutsamer zu Werke ginge und die Berliner Reparaturkunst nicht allzu oft in Anspruch nähme. Italien ist ja gewiß nicht die stärkste unter den Großmächten, aber daß es als Gegner gefährlich werden kann, hat Oesterreich mehr als einmal erfahren. Die italienischen Generale haben uns niemals, die italienischen Diplomaten desto öfter Niederlagen beigebracht. Zwischen uns und dem jungen Königreiche liegt ein trennender Abgrund geschichtlicher Erinnerungen, der nur durch eine Politik ehrlichsten, rückhaltslosesten Entgegenkommens überbrückt werden kann. Es ist von entscheidender Bedeutung für die Ruhe und Sicherheit unserer Monarchie, daß wir an Italien nicht nur einen zeitweiligen Alliierten, sondern einen dauernden, vertrauensvollen Freund besitzen. Wenn wir den Verlust unserer einstigen Vormachtstellung in Deutschland haben verschmerzen können, müssen wir auch Venetien und die Lombardei, und schließlich auch das Patrimonium Petri verschmerzen lernen.

E. W.

Getreidepreis und Arbeitslohn.

Von Prof. Dr. R. Földes (Budapest).

Die englische Handelspolitik hatte ebensogut ihre Schutzzollpraxis wie die anderer Länder. Der große Vorkämpfer für Handelsfreiheit, Adam Smith, schreibt sein monumentales Werk noch in der melancholischen Stimmung: „Die vollständige Durchführung des Freihandels in Großbritannien zu erwarten, sei ebenso absurd, wie an die Etablierung von Ozeana oder Utopia zu glauben." Der große Sieg des Freihandelsystems, den später die Abschaffung der Getreidezölle bedeutete, war ein Jahr vorher noch ganz unwahrscheinlich und der Hauptsache nach nicht ein Resultat der Ueberzeugung, sondern Folge der irischen Hungersnot. Die weiteren Erfolge des Freihandelsystems waren ebenso finanzieller wie wirtschaftlicher Natur.

Das Gesetz der Kontraste befolgend, sieht sich England neuerdings vor die Frage gestellt: Freihandel oder Schutzzoll? Chamberlain heißt nun der Bannerträger der Schutzzollidee, die über John Bulls Denken und Fühlen bereits solche Macht gewonnen hat, daß sie als wichtiges Ferment der weiteren wirtschaftlichen Entwicklung nicht außer Fragen gelassen werden kann. Im folgenden wollen wir aus dem großen Komplex der hiemit aufgeworfenen Fragen eine herausgreifen und zwar folgende: Welchen Einfluß dürfte die durch den Getreidezoll eintretende Erhöhung des Getreidepreises auf das Einkommen der arbeitenden Klasse ausüben? Die Frage ist von grundlegender Bedeutung, ihre Beantwortung ist entscheidend für Wohl und Wehe der [illegible] Masse der Bevölkerung; es ist das sozialpolitische Moment der [illegible]

[illegible] wir auf die Frage selbst eingehen, müssen wir eine [illegible] zu [illegible]. Die Vertreter der National[illegible]

in der Regel auf den bequemen Standpunkt gestellt, daß sie die Gestaltung der wirtschaftlichen Erscheinungen von der große Zeiträume umfassenden Warte der Geschichte beobachteten und so zu der Ueberzeugung kamen, daß mit der Zeit alle einseitigen Tendenzen zum Ausgleich kommen. Die innewohnende Natur des Wirtschaftslebens verbürgt das Gleichgewicht der Kräfte, das nach jeder Störung unbedingt wieder eintreten muß. Als ob für den im Sturme untergehenden Schiffer ein Trost darin läge, daß sich Sturm und Welle endlich beruhigen werden! Die Arbeitslöhne können nicht immer hoch und nicht immer niedrig sein, jede Tendenz ruft eine Gegentendenz hervor und somit im Laufe der Zeit eine Ausgleichung, eine Wiederherstellung des früheren Zustandes. Es ist dasselbe Vorgehen, als ob der Physiker die Bewegungserscheinungen der Beachtung nicht wert fände, denn der Bewegung folgt endlich die Ruhe, der Störung des Gleichgewichtes dessen Wiederherstellung. Die Wirtschaftslehre ging in der Statik völlig auf; die Dynamik blieb unbeachtet.

In diesem Sinne verfuhr auch die orthodox-englische Nationalökonomie, indem sie einerseits von der Auffassung ausging, daß der Arbeitslohn von den Erhaltungskosten des Arbeiters und nur von diesen bestimmt wird, anderseits die These verteidigte, daß jede Steigerung der Erhaltungskosten des Arbeiters auch den Arbeitslohn erhöhen müsse, also auch der Verteuerung der Lebensmittelpreise durch Getreidezölle ꝛc. eine Erhöhung des Arbeitslohnes folgen müsse. In diesem Falle könnte also eine Erhöhung der Lebensmittelpreise, soweit deren Zusammenhang mit den Arbeitslöhnen und deren Rückwirkung auf diese in Betracht gezogen wird, für die Arbeiterklasse keinen Nachteil haben. Diese Auffassung über den Zusammenhang von Lebensmittelpreisen und Arbeitslöhnen entspricht ganz dem oben charakterisierten Standpunkte, der nur die großen Wellen in der Bewegung der Gesellschaft wahrnimmt, die tausend- und abertausendfältigen Vibrationen aber der Beachtung nicht würdigt, obwohl es sich gerade hier jedesmal um Wohl und Wehe vieler Individuen handelt. Im Laufe der Zeit, im großen Werdegange der Menschheit treten natürlich von Zeit zu Zeit Ausgleichungen ein, und am Ende kann sich freilich der Arbeitslohn nicht auf die Dauer von seinem Zusammenhange auch mit den Lebensmittelpreisen losreißen; bis es aber zu dieser Ausgleichung kommt, in den dazwischen liegenden Stadien, in den täglich sich erneuernden Kämpfen um Herstellung des Gleichgewichtes — hier steckt die Bedingung von Wohl und Wehe des Individuums, das Freudige oder Tragische des Einzeldaseins. Der Anerkennung und Untersuchung dieser Tatsache darf sich die Wissenschaft nicht verschließen, namentlich eine Wissenschaft, die die Gesetze des Gedeihens der gesellschaftlichen Kräfte zum Gegenstand ihrer Forschung macht.

Und in der Tat haben jene Richtungen in der wissenschaftlichen Forschung, die sich die induktive Ergründung der Erscheinungen mit Hilfe der Geschichte und Statistik zur Aufgabe gemacht haben, wenigstens teilweise die Lücken ergänzt, die in der positiven Erfassung des Wirtschaftslebens die allzu hochmütige, generalisierende, Aeonen umfassende Theorie auszufüllen unterließ. Wirtschaftshistoriker und Wirtschaftsstatistiker haben uns einen vollständigeren Einblick in den Verlauf des Zusammenhanges zwischen Lebensmittelpreisen und Arbeitslöhnen verschafft und das allgemeine Gesetz über den Parallelismus dahin ergänzt, daß es sich tatsächlich nur dem große Strecken der geschichtlichen Linien überschauenden Auge darstellt — während die einzelnen Sektionen bedeutende Abweichungen bekunden — und daß das tägliche Leben große und häufige Divergenzen von dem Gesetze zeige. Es sei mir gestattet, nun einige der auf Geschichte und Statistik fußenden Resultate in möglichster Kürze zu registrieren.

Befragen wir zuerst die Wirtschaftsgeschichte, so finden wir die erschöpfendsten Aufklärungen bei Thorold Rogers, dem bedeutendsten Vertreter englischer wirtschaftshistorischer Forschung. Wir beschränken uns auf wenige Sätze seines Werkes: „**Six centuries on work and wages**" (Sechs Jahrhunderte über Arbeit und Löhne). Hier heißt es unter anderem: „Wenn die Preise von Lebensbedürfnissen steigen, so steigen die Arbeitslöhne nicht zusammen damit. Selbst unter den günstigsten Arbeitsverhältnissen wird das nicht der Fall sein . . . Die Erhöhung des Preises der Nahrung findet niemals einen Ausgleich in entsprechender Erhöhung des Arbeitslohnes . . . Da nun solcherart Löhne nicht zusammen mit Lebensmittelpreisen in die Höhe gehen, so ist kein gegenüber dem Arbeiterstand verübtes Verbrechen schädlicher als irgendwelche Regierungsmaßnahme, die den Zweck hat, Lebensmittelpreise in die Höhe zu treiben."

Auch andere Historiker kommen zu demselben Resultat. So Dahlmann (Englische Revolution, S. 72): „Die drückende Teuerung in England im Jahre 1649, die eine Steigerung der Preise aller Lebensmittel zur Folge hatte, fiel mit einem Sinken des Taglohnes zusammen." So auch Toynbee: Er (der Arbeiter) zahlte während des neunzehnten Jahrhunderts die volle Last der hohen Preise, während sein Lohn konstant blieb. (**Industrial Revolution**, S. [illegible]) Ebenso [illegible] Deutschland Keller, [illegible] . . .

Gehen wir von den Wirtschaftshistorikern zu den Wirtschaftsstatistikern über, so werden wir uns an erster Stelle an die [illegible] Worte über die [illegible] der Preise von Thomas [illegible] [illegible] die Sätze in Erinnerung: Der Arbeits[illegible] [illegible] in demselben Verhältnis, wie der Preis der Lebens[illegible]

S. 6. Uebersetzung von Acher.) — Allen Erfahrungen zufolge, mögen sie aus neueren Beobachtungen oder geschichtlichen Zeugnissen sich ergeben, kann man es als feststehend annehmen, daß Arbeitslohn unter allen Tauschgegenständen der letzte ist, der infolge einer Teuerung oder einer Preisherabsetzung des Geldes im Preise steigt. (S. 220.) . . . Auch die Lage der arbeitenden Klassen im Jahre 1839 bildet in ihrem Gegensatz gegen den obengeschilderten Wohlstand von 1835 eine neue Bestätigung der Erfahrung, wie die Löhne einem Steigen oder Fallen der Lebensmittelpreise nur nach langen Zwischenräumen folgen und auch dann nicht in dem Verhältnis zu dem einen oder anderen. (S. 409.)

Vielleicht darf hier auch auf eine statistische Untersuchung Bezug genommen werden, welche Verfasser dieser Zeilen unter dem Titel „Der Einfluß der Getreidepreise auf den Arbeitslohn", gestützt auf die österreichische Preis- und Lohnstatistik, in der „Statistischen Monatsschrift" (Wien 1880) veröffentlicht hat. Das Resultat dieser Arbeit stimmt vollständig mit der oben aufgestellten und durch die Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftsstatistik bisher allgemein bestätigten Wahrnehmung überein. Für den der Beobachtung zugrunde liegenden fünfundzwanzigjährigen Zeitraum von 1851 bis 1875 hat sich nämlich ergeben, daß die Arbeitslöhne im großen und ganzen den Gestaltungen der Getreidepreise folgten, daß sich aber zahlreiche Ausnahmen ergeben, sobald wir nur zehnjährige Zeiträume überblicken, und noch weit mehr, sobald wir den Verlauf der Lohn- und Preiskurven von Jahr zu Jahr verfolgen. Im letzten Falle haben nämlich von insgesamt 263 Preisveränderungen nur 136 in dem Sinne stattgefunden, daß hohe Getreidepreise auch von höheren Arbeitslöhnen begleitet waren, während bei 127 Preisveränderungen die Löhne eine der Preisbewegung des Getreides entgegengesetzte Richtung befolgten.

Nach alledem dürften wir uns des weiteren Beweisverfahrens enthoben halten. Geschichte und Statistik beweisen uns, daß in der durch die neueren Strömungen in der englischen Handelspolitik hervorgerufenen Kontroverse über die Beziehungen von Getreidepreis und Arbeitslohn auch heute noch der von Adam Smith ausgesprochene Satz mit den Tatsachen am besten harmoniert: „Die Aenderungen im Preise der Arbeit (Arbeitslöhne) stehen nicht nur in keinem Verhältnis mit jenen der Lebensmittelpreise, und zwar weder zeitlich noch örtlich, sondern sie stehen sehr oft zu diesen in direktem Gegensatze." Mögen sich die englischen Handelspolitiker dies wohl vor Augen halten, denn für die praktische Politik sind die Exigenzen der Gegenwart und nicht die den einzelnen Generationen gegenüber gleichgültig verlaufenden Zyklen der Weltgeschichte maßgebend. Die Arbeiter mögen der Aussicht, daß endlich der Arbeitslohn der Verteuerung der Lebensmittel folgen muß, wenig Vertrauen schenken.

Ueber den Neovitalismus und die Bedeutung der Finalität in der Biologie.

Von **Johannes Reinke** (Kiel).

Mit dem Worte „Neovitalismus" bezeichnet man eine neuere Richtung in der Biologie, das heißt der Lehre von den Organismen. Das Wort ist seiner etymologischen Bedeutung nach kaum zutreffend und gibt zu Mißverständnissen Anlaß, so daß man es besser fallen ließe. Vorläufig ist es aber in Gebrauch gekommen und man hat sich damit abzufinden.

Der Neovitalismus bedeutet eine biologische Richtung, die im Gegensatz zu den älteren dogmatischen Richtungen als eine mehr kritische und fragende zu bezeichnen ist. Er sucht sich von den dogmatischen Vorurteilen der älteren Richtungen frei zu halten, weil er in solchen Vorurteilen eine Gefahr für den Fortschritt und die ungehemmte Entwicklung der Wissenschaft erblickt. Klar umschriebene, auf Erfahrung gegründete Voraussetzungen, nicht aber blindes Vorurteil können der Wissenschaft Nutzen gewähren. Jede Wissenschaft soll so unbefangen urteilen wie möglich.

Der alte Vitalismus, der bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Physiologie herrschte, war dogmatisch. Nach seiner Auffassung sollten alle Lebenserscheinungen der Pflanzen und Tiere durch eine besondere Naturkraft, die Lebenskraft, hervorgerufen werden; eine Kraft, die nur innerhalb der Pflanzen und Tiere existierte, mit deren Tode erlosch, bei der Fortpflanzung sich unbegrenzt vermehrte. Einer eindringenden Kritik ward es nicht schwer, die Unhaltbarkeit dieser Ansicht nachzuweisen. Außerdem war die Betrachtungsweise des Vitalismus eine überwiegend teleologische.

Der Vitalismus wurde abgelöst durch die mechanistische Richtung, die sich auch der Kürze halber als „Mechanismus" bezeichnet. Sie ist nicht minder dogmatisch als der Vitalismus. Der Mechanismus [illegible], daß mechanische oder genauer physikalische und chemische Kräfte ausreichen zur Erklärung der Lebenserscheinungen; dadurch waren [illegible] mischen [illegible] mit den anorganischen Prozessen [illegible] energetisch" [illegible] nichts ge[illegible] [illegible] Mechanismus in [illegible] mechanistische Richtung [illegible] Verdienst für sich

in Anspruch nehmen, in zahlreichen Lebensvorgängen eine chemisch-physikalische Grundlage nachgewiesen, eine Biochemie und eine Biophysik geschaffen zu haben. Aber indem der Mechanismus sich als grundsätzlichen Gegner einer teleologischen Betrachtung bekannte und die kausale Beurteilung, wie im Gebiet der Physik und Chemie, so auch auf dem der Biologie als ausschließlich berechtigt hinstellte, gelangte diese Richtung durch eben jenen Dogmatismus zu unhaltbaren Konsequenzen.

Der „Neovitalismus“ machte die Entscheidung für den Vitalismus oder Mechanismus nicht dogmatisch zur Parteisache, sondern er behandelte sie zunächst als Problem. Er gelangte dann weiter dahin, nicht zu sagen: entweder teleologische oder mechanische (kausale) Beurteilung der Organismen, sondern er erkannte, daß wir bei dem gegenwärtigen Stand unseres Wissens Mechanismus und Teleologie als gleichberechtigte Prinzipien in der Beurteilung der Lebensvorgänge zuzulassen haben. Daß im Gebiete des Organismus, zum Beispiel des menschlichen Körpers, alle einzelnen Vorgänge im Zusammenhang von Ursache und Wirkung stehen, wird bedingungslos eingeräumt; aber diese im einzelnen als mechanisch oder besser als energetisch nachzuweisenden Vorgänge werden zusammengehalten, um nicht zu sagen beherrscht, von f i n a l wirkenden Kräften, die bis zu einem gewissen Grade den gleichfalls final wirkenden Kräften des menschlichen Geistes vergleichbar sind.

Auch in dieser Stellungnahme will der Neovitalismus nicht dogmatisch auftreten oder doch so wenig dogmatisch als möglich. Ihm sind mechanische (kausale) oder ätiologische, vitale und teleologische Erklärung nur gleichberechtigte heuristische Prinzipien, das heißt Forschungsgrundsätze, von denen wir keines bei der Analyse der Lebensvorgänge entbehren können. Dabei bleibt die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß der Zukunft eine Synthese dieser Erklärungsarten gelingen möge.

Unter Erklärung kann nichts anderes als Beschreibung verstanden werden; aber jede unserer Beschreibungen fällt mehr oder weniger anthropomorph aus, wie schon die Wahrnehmungen, die das Objekt der Beschreibung bilden. Die Aufgabe der Biologie kann nur darin bestehen, in unseren Vorstellungen annähernd zutreffende Nachbilder der Lebensvorgänge zu gewinnen. Auch in der Biologie wird daher die uralte Weisheit ihre Gültigkeit behaupten, daß der Mensch das Maß aller Dinge ist. Eine andere Wissenschaft als eine mit den Gebrechen menschlicher Vorstellungen behaftete ist Utopie.

Der Neovitalismus stellt sich also einerseits auf den Boden des Mechanismus, anderseits aber vermag er in seiner Deutung der Lebenserscheinungen von Finalbeziehungen nicht abzusehen. Es entsteht daher die Frage, ob von einer Finalität des Geschehens in den Lebensprozessen der Tiere und Pflanzen die Rede sein darf, eine Frage, die umsoweniger umgangen werden kann, als der „Mechanismus“ mehr oder weniger entschieden die Berechtigung zu ihrer Annahme in Zweifel gezogen hat.

Wollte man die Finalität, das heißt die Anerkennung von Finalbeziehungen aus der Biologie streichen, so würde der allerkümmerlichste Torso von dieser Wissenschaft übrig bleiben; sie würde kaum noch den Namen einer Wissenschaft verdienen. Denn es wäre dann verpönt, es auszusprechen, wozu ein Auge, ein Ohr, ein Magen, eine Lunge u. s. w. dienen. Von den einzelnen Organen würde ein Gleiches gelten: den Zweck der Linse, der Cornea, der Iris, des Sehnerven für den Aufbau des Auges dürfte man nicht länger erörtern. Man müßte sich darauf beschränken, zu konstatieren, daß und wie Eier und Spermatozoiden gebildet werden; ein Urteil über deren Bedeutung für die Erhaltung des Lebens dürfte aber nicht ausgesprochen werden. Das sind einige, hoffentlich ausreichende Andeutungen darüber, wie eine Biologie aussehen würde, aus der man die Teleologie beseitigte.

Die Gesetzmäßigkeit der Organismen tritt uns vor allem in der wunderbaren Ordnung und Harmonie ihrer Körper und in deren Anpassung an die Außenwelt entgegen. Dies fundamentale Prinzip der Harmonie bringt es mit sich, daß dem wissenschaftlichen Studium der Nachweis und die Konstruktion von Kausalbeziehungen zwischen den Lebensvorgängen nicht genügen kann, sondern daß ein Nachweis von Finalbeziehungen hinzutreten muß, wenn wir an eine Erklärung der Lebensvorgänge denken wollen.

Es verhält sich in dieser Hinsicht die Zweckmäßigkeit der Organismen wie die Zweckmäßigkeit menschlicher Kunstwerke, einer Maschine, eines Tonstückes, Gedichtes u. s. w. Auch von den Organen der Tiere und Pflanzen müssen wir annehmen, sie seien konstruiert, a l s o b die Ursache, die sie gebildet hat, die Wirksamkeit derselben vorausgesehen und bestimmt habe. [illegible] weist dabei, daß wir auch von den anorganischen Naturkräften im Grunde nicht mehr hinsichtlich ihrer Wirksamkeit behaupten können: zum Beispiel die Schwerkraft erscheint uns so, a l s o b die Körper einander anzögen.

Hinsichtlich der Finalität der Organismen ist die Behauptung aufgestellt worden, der menschliche Verstand trage sie in die Natur hinein. Für den Standpunkt des erkenntnistheoretischen Idealismus würde ein Gleiches von der Kausalität gelten. Sucht man aber mit dem „Hineintragen“ einen Vorzug der finalen Beurteilung gegenüber der kausalen zu konstruieren, so ist dies [illegible]. Denn wenn wir sagen, das Auge dient zum Sehen, die Nase zum Riechen, so beruht dies Urteil in gleicher Weise auf Erfahrung, als wenn man sagt, durch Wärme ist ein Ei ausgebrütet worden oder durch Befruchtung entstand aus der Keimzelle ein Embryo. Trügen wir durch unser Urteil die Finalbeziehungen in den Organismus hinein, so wäre das eine willkürliche Handlung; wir könnten dann die Bedeutung der Organe vertauschen, zum Beispiel erklären, das Auge diene zum Riechen, die Nase zum Sehen. Die Unsinnigkeit solcher Vertauschung macht es klar, daß wir die Finalbeziehungen so gut aus der Natur ablesen, entziffern wie die Kausalbeziehungen. Die Biologie wird daher die Finalität wie die Kausalität als ein objektiv Gegebenes im Reiche der Organismen anzuerkennen haben.

Im Bereich des Lebens tritt die Zweckmäßigkeit zum Mechanismus hinzu, während letzterer die Alleinherrschaft übt auf den Gebieten der Chemie und der Physik. Denn hier würde es töricht sein, zu fragen, wozu dient dieser oder jener Vorgang, wenn wir seinen beiläufigen Nutzen für den Menschen außer Betracht lassen. Für eine solche, nur den Menschen angehende Finalität ist selbstverständlich in der Naturwissenschaft kein Platz.

Die vorstehenden Zeilen bilden das Programm eines Vortrages, den ich in einer der allgemeinen Sitzungen des vom 4. bis 8. September in Genf tagenden internationalen Philosophenkongresses zu halten gedenke.

Neue Briefe von Eduard Mörike.

Mitgeteilt von Rudolf Krauß (Stuttgart).

Oft genug hat sich Mörike den Vorwurf gefallen lassen müssen, daß er ein fauler Briefschreiber gewesen sei, und in der Tat mußten nahe Freunde oder auswärtige Dichterkollegen, die sich ihm liebevoll nahten, nicht selten Monate, sogar Jahre auf ein Lebenszeichen von dem verehrten Manne warten. Aber dies entsprang bei ihm nicht sowohl aus Nachlässigkeit als vielmehr aus der Eigentümlichkeit seines Wesens, daß er ohne rechte Stimmung nichts zu tun vermochte und eine solche niemals erzwingen wollte. Wenn aber einmal die Stimmung über ihn kam, dann holte er das Versäumte doppelt und dreifach nach, und er konnte auf dem Papiere phantasieren und scherzen, erzählen und empfinden, daß es eine Herzenslust war. Eben darum tragen seine Briefe den Stempel der seltensten Echtheit und Ursprünglichkeit. Und da er noch in einem Zeitalter lebte, da bedeutende wie unbedeutende Männer sich im schriftlichen Verkehre ganz anders auszugeben pflegten, als es in der heutigen Epoche der Postkarte üblich ist, so würde seine erhaltene Korrespondenz trotz jener an ihm gerügten Saumseligkeit Bände füllen, wenn man darauf verfiele, sie kritiklos in ihrem ganzen Umfange drucken zu lassen. So kommt es auch, daß, wieviel von Mörikes Briefen schon veröffentlicht worden ist, es sich doch immer noch der Mühe lohnt, Nachlese zu halten. Die nachfolgende bunte Reihe zeigt den Dichter in charakteristischen Beziehungen zu den verschiedensten Personen und erhärtet, wie vorzüglich er jedem gegenüber den passenden Ton trifft, auch nach dieser Richtung ein außergewöhnlicher Briefkünstler.

Die beiden ersten kleinen Stücke sind an Johannes Mährlen, nachmals Professor am Stuttgarter Polytechnikum, von Owen aus, wo Mörike damals Pfarrvikar war, geschrieben. Mörike und Mährlen studierten gemeinsam im Tübinger Stift Theologie und strebten nach beendigten Universitätsjahren beide danach, sich außerhalb dem geistlichen Stande, zu dem sie sich innerlich nicht berufen fühlten, eine Zukunft zu gründen. Diese Interessengemeinschaft umschlang sie damals mit besonders engen Freundschaftsbanden. Mährlen strebte seinem Ziele mit mehr Energie und deshalb auch mit mehr Glück nach als die weiche Poetennatur des andern.

Owen den 21. Mai 18[illegible].

Alter! Wir wollens mit dem Trutzen doch nicht gar so lange forttreiben, als die Weiber etwa tun. Ich meinesteils gätsche Dir zwar gerne, ich wollte das Schreiben anstehn lassen, bis der Herr Dr. [illegible] sagte: „Freund, ich war etwas [illegible], etwas weniges übermütig und pretiös grob gegen Dich, ein Fehlerchen, das mir sonst eben nicht eigen ist. Halt mir's zugut!“ Da Dir das aber schlechterdings nicht aus der Feder will, so übernehm ich's, es Dir zu sagen, daß Du das warst, und bekenne Dir übrigens, es geht mir mit Dir wie dem Falstaff [illegible], der seine unvermeidliche Liebe zu einem alten unwürdigen Kumpan mit den Worten entschuldigt: „Stündlich hab ich des Menschen seine Gemeinschaft verschworen; aber es geht nicht. Der Mensch muß mir einen Trank beigebracht haben, oder ich will ein [illegible].“

Heut auf dem Spaziergange kam mir [illegible] her eine Frau entgegen, die Dir auffallend gleich[illegible] einige Schunden lang. Du hattest den [illegible] [illegible] Es war aber ein anderer [illegible] Bauer [illegible]. Ich wurde ganz traurig auf die [illegible]

Owen, den 5. Dezember 1830.

Lieber Alter!

Es scheint, wir bekomplimentieren uns immer in der Stille, wer die Ehre habe, dem andern zuerst zu schreiben; mir reißt endlich die Geduld, und ich gebe dem Herrn Doktor einen Hundstritt, daß er mir's gefälligst überlassen möge. Kann ichs in **einer** Stadt mit Dir keine zwei Stunden ohne Dich aushalten, so bringt's mich in der Entfernung um, **einen** Monat ohne Briefe zu sein. Und offenbar, wenn ich Dir gleich gar manches abzutragen habe, Dir sogar etwelches floriniere (professorischer Ausdruck¹) für „Geld schulden"), so gestehst Du doch, daß sich von einem Organ des Residenzhochwächters²) (den hoffentlich wirst Du ein solches) interessantere Dinge erwarten lassen, als von einem vicar of Owen. Meine Progresse in der Wohlgerechtigkeit³) bekümmern Dich nicht, der esprit unserer hiesigen Abend-Cercles ist Dir zur Genüge bekannt, das Schicksal meines Almanachs⁴) ist dir gleichgültig, denn Du bist entschlossen, nichts für ihn zu tun und zu geben: also wäre das Schreiben an Dir. Wie viel möcht' ich nicht gern wissen von Dir und Deinem Kreise! Was Du schaffst, mit wem Du verkehrst, was Du hoffst und planest! Dann frag ich: wie geht's dem guten Onkel, und wie verhaltet ihr euch neuerdings?⁵) Narr! weil Dir diese Dinge so geläufig sind, wie mir die nachmittägige Schwenkung aufs Bett, so bildest Du Dir ein, es lohne sich nicht, die Feder einzutunken.

Ich weiß nichts Neues. Mit F. Vischer⁶) bin ich in Korrespondenz getreten; es ist ein angenehmer Kerl und geistreich ohne Humor. Er gibt einige charmante Sachen in das Taschenbuch. In kurzem kommt mein Bruder, der Amtmann, auf Besuch in unsere Gegend, und ohne Zweifel werd ich ihn nach Stuttgart begleiten.

Grüße Lohbauer⁷) aufs beste! Ich wünsche sehr, daß seine Kritiken, die ohne alle Frage köstlich sind, nicht aufhören möchten. Wenn Dir um neue Bekanntschaften in St[uttgart] zu tun sein sollte, so empfehl' ich Dir den Vikar (oder Repetenten) Gustav Pfizer.⁸) Auch Zimmermann⁹) vergiß nicht zu grüßen und Herrn Prokurator ohnehin; sag' ihm, ich hoffe ihn mit Karl zu sehen!

Ganz Dein E.

Owen, 2. Advent. Dies nur, um Dich gelegentlich an den Kirchenkalender zu erinnern; Dein nächster Brief soll mir sagen, ob ich Dich im nächsten Jahr nicht als Vikar begrüßen darf ...

*

Mörike verlor seinen Vater, als er erst 13 Jahre war. Umso enger schloß er sich an seine phantasiebegabte Mutter an, in deren beweglich heiterem Naturell wir auch den Ursprung seines Dichtertalents zu suchen haben. Als Mörike 1834 als Pfarrherr das Cleversulzbacher Pfarrhaus bezog, folgte sie ihm, um ihm in Gemeinschaft mit Schwester Klärchen den Haushalt zu führen. Zu seinem tiefsten Schmerze mußte er sie im Jahre 1841 dort auf dem Dorffriedhofe zur ewigen Ruhe betten. Schon früher einmal, in jener Periode, da der Dichter als Pfarrvikar das Württemberger Land durchpilgerte, hatte sie eine Zeitlang seinen Aufenthalt geteilt. Anfang 1832 erhielt er nämlich die ständige Pfarrverweserschaft in dem auf einem hohen Plateau der schwäbischen Alp gelegenen Dorfe Ochsenwang zugeteilt. Der Mutter, die eben in Begriff war, den Umzug in das dortige Pfarrhaus zu bewerkstelligen, schrieb der Sohn folgendes:

Ochsenwang, den 17. Februar 1832.

Aus Deiner Winter- und Sommerresidenz.

[illegible]

Liebste Mutter!

Ich habe heute ein Briefchen an Dich abgehen lassen, und [illegible] wärtiges, das ich gelegentlich nach Kirchheim bringe und wohl zugleich mit jenem in Deine Hände gelangen wird, soll nur einige kleine Nachträge enthalten, da ich heute Mittag sehr pressiert war.

Seit die bekannten Möbels um mich herstehen, fühle ich mich doppelt mehr zu Hause hier und ich kann die Behaglichkeit, welche sich durch Dein Wesen erst noch über das Ganze verbreiten soll, schon im voraus spüren. Ich habe alles nach Deiner verlangten Angabe stellen lassen. Außer dem Porzellan und der Betten wurde wenig aus den Schubladen genommen. Die Spiegel sind [illegible]. Man wird [illegible] Leute halten. Aber nach den beiden [illegible] und der [illegible] suchte ich vergeblich. [illegible] wird wohl mit der [illegible] kommen. [illegible] daß die treue Person, [illegible]

Ich [illegible]

[illegible]

Leider verbot die rauhe und Mörikes Gesundheit unzuträgliche Lage von Ochsenwang, daß er dort seine feste Bedienstung abwartete. So mußte er abermals wandern und zog sich — nicht ganz ohne eigene Verschuldung — überdies die Ungnade seiner Vorgesetzten zu. In einem ebenso würdevoll als klug gehaltenen Schreiben an Prälat Dr. Flatt, den Direktor des Studienrats in Stuttgart, rechtfertigte er sich von dem am Fuße der schwäbischen Alp gelegenen Städtchen Weilheim aus, wo er gerade als Diakonatsverweser weilte.

Weilheim, den 11. Januar 1833.

Euer Hochwürden

wage ich auf einen Augenblick um ein gütiges Gehör anzusprechen. Dieselben ließen mir auf meine gehorsamste Anfrage wegen eines Pfarrvikariats durch meinen Bruder melden, einmal, daß keine Stelle derart offen wäre, und daß überdies Euer Hochwürden die Ueberzeugung hätten, es sei mir um eins dergleichen auch gar nicht zu tun. Hatte ich ersteres zu bedauern, so war das zweite in hohem Grade unerwartet und kränkend für mich und ich bin es mir schuldig, einem Manne gegenüber, an dessen Meinung mir alles gelegen sein muß, einen solchen Verdacht, soviel in meinen Kräften ist, abzulehnen.

Zwar war ich zu verschiedenen Malen so frei, bei Euer Hochwürden den Wunsch zu äußern, daß mir zu Gunsten meiner Gesundheit in Ermanglung einer passenden Stelle ein Urlaub von einigen Monaten möchte bewilligt werden. [illegible] Sie den wohlwollenden Zweifel fahren, daß mir dies lediglich [illegible] Bedürfnis [illegible] Rat nicht [illegible] und [illegible] welcher [illegible] ich das Unglück hatte [illegible] Ursachen meines [illegible] auf [illegible] Anspruch auf [illegible] Zukunft, von [illegible]

[illegible]

glücksquelle entspringt uns aus uns selber und sie wird, wenn erst die gute Luise¹) bei uns ist, sich reizend und mannigfaltig genug um uns schlingen.

Der Name Luise überfällt mich hier auf einmal mit der süßen Erinnerung an ein verschwundenes Gut, das uns (auch bis auf das Zufällige des Namens) auf eine Art ersetzt ist, welche, wie ich festiglich glaube, auch die freudige Anerkennung der geliebten Verstorbenen²) finden würde. Ich muß der letzteren heute besonders gedenken, und es ist billig und tröstlich, durch das Andenken der Toten die neue Schwelle zu segnen, welche ihr Fuß, wie wir glauben, auch noch gerne mit uns betreten haben würde. Aber laß uns das Leben und die neue Gegenwart nicht minder liebevoll festhalten und hoffen, daß der Kreis unseres Familienglücks nach mancher bitteren Störung seine gleiche und fröhliche Gestalt auch wieder gewinnen werde!

Nach dieser allgemeinen Betrachtung kehre ich zum Besonderen zurück. Ich bin, je mehr ich die heutigen Nachrichten überdenke, in desto größerer Sorge wegen Deiner Gesundheit. Ich bitte Dich, ja alles Angreifende und Störende, sei's von innen oder außen, recht geflissentlich von Dir zu entfernen. Wie sehr wünschte ich, daß, weil Dir Klärchen gegenwärtig abgeht, meine treue Luise noch bei Dir wäre. Du tätest am besten, recht gute Freundschaft mit dem Bette zu halten, das Dich, wie man Beispiele hat, wenn Du es auch anfangs verschmähst, denn doch zuletzt anzufesseln weiß und länger, als es zuerst wollte. Weil ich eben am Kapitel von der Wärme bin: die hiesige Einrichtung mit dem Ofen, daß er durch die offene Tür auch die Kammer heizen soll, wirst Du ganz tunlich finden. Ich werde mein Pult hineinstellen und in der Regel auch dort schlafen. Das Torfbrennen ist etwas Unvergleichliches: eine gleichmäßigere Temperatur und sanfteres Andringen des ersten Feuers findet man nicht. Ich meine das sehr deutlich und wohltätig in meiner ganzen Natur zu spüren .....

„Zehen Fromme waren nicht", heißt es soeben. Das ist nun nicht notwendig meine Losung zum Bette. Aber ich habe fürwahr nichts mehr zu sagen.

Ja doch. Einige Rauchkerzchen, dem Tabaksdampf zum Trotz, wenn er Dich und andere verdrießt, solltest Du mitbringen.

Lebe wohl und werde **nicht zu bald** gesund. Du verstehst mich.

Ewig

Dein Eduard.

Wie ist's mit meinen Briefschaften, den alten, meine ich, denen kein Feuer droht, es wäre denn auf meinem Herd. (Du weißt ich bin so ängstlich mit Feuer und Licht und Du so leichtsinnig.) Ich fand einen Wisch von Mährlen (aus Augsburg datiert) unter dem Packpapier; das erregte mir bösen Verdacht wegen des übrigen. Ich bitte Dich, bringe mir alles unzerstückt und säuberlich mit!

*

[illegible]

Im allgemeinen um irgend eine mir unbekannte Stelle auf die Gefahr hin, daß sie meinen Umständen nicht zusagte, zu bitten, wollte ich, eingeschüchtert durch den Vorgang mit Calmbach, nicht wagen; ein bestimmter Platz aber, der für mich taugte, war durch Privaterkundigung nicht auszumitteln.

So kam es, daß ich den früheren Gedanken auf eine interimistische Privatbeschäftigung abermals aufnahm und gelegentlich mit Offenheit davon sprach. Diese Absicht erfuhr jedoch von Seiten der Meinigen vielfachen Widerspruch, und ich selbst war weit entfernt, darauf zu beharren, im Falle sich nur einigermaßen ein günstiger Ausweg zeigen würde. Die Anfrage, die ich mir durch meinen Bruder erlaube, geschah im reinsten besten Sinne. Wenn Euer Hochwürden sie für illusorisch hielten, und wenn ich hieraus den Schluß zu ziehen hätte, daß dieselben von meiner Achtung und Liebe gegen meinen Beruf an sich einen minder guten Begriff hätten, gleichwie Sie mein körperliches Leiden stets als πρῶτον ψεῦδος aller meiner bisherigen Bedenklichkeiten bei einzelnen Meldungen zu betrachten geneigt waren, so müßte ich — bei der Unmöglichkeit, diese Meinung anders als durch die Zeugnisse meiner nächsten Herren Vorgesetzten und der Gemeinden, sowie anderenteils durch die Zeugnisse der Aerzte zu widerlegen — das Bittere dieser Mißstimmung schweigend hinnehmen und ertragen. Zu Rechtfertigung nicht sowohl meiner pastoralischen Intention überhaupt, als vielmehr nur des meinem Bruder gegebenen Auftrags kann ich aber vorderhand nichts Natürlicheres tun, als daß ich in dem Augenblick, da mir die Vakatur des Diakonats Owen durch ein Gerücht zu Ohren kommt, dieselben um gütigste Verleihung der Verweserei gehorsamst zu bitten, ein Wunsch, dessen Erfüllung ich in jeder Rücksicht mit dem aufrichtigsten Danke erkennen würde.

Ich bin mit vollkommenster Ehrerbietung
Euer Hochwürden
gehorsamster Diener
Eduard Mörike
Vikar.

Im Spätsommer 1837 weilte Mörike sechs Wochen lang mit Schwester Klärchen zur Kur im Bade Mergentheim. Hier sah er nach zehn Jahren zum erstenmal wieder seinen vertrauten Jugendfreund Wilhelm Hartlaub, der im benachbarten Dorfe Wermutshausen seinen Pfarrsitz hatte. Die beiden schlossen sich noch fester als in alten Zeiten aneinander an, und in die Freundschaft der Männer wurden die beiderseitigen Angehörigen einbezogen. Als Mörike Mergentheim verließ, fiel ihm die Trennung von Hartlaub sehr schwer, und nur die Aussicht, ihn mit seiner liebenswürdigen Gattin Konstanze und seinen kleinen Mädchen bald in seinem Cleversulzbacher Heim beherbergen zu dürfen, gewährte ihm Trost. Davon handelt das nächste Stück.

Noch Wermutshauser Papier!

Cleversulzbach, den 18. September 1837.

Herzliebe Pfarrleute!

Freitag abends, den 15., um die Achte, hörten wir nach sechs Wochen wieder zum erstenmal die alte gute Cleversulzbacher Stubenuhr schlagen; zwar tat sie dieses um kein Haarbreit schneller, als sie es schon seit 60 Jahren tut; desto lebhafter war der Empfang unserer guten Leute samt und sonders, denen wir ganz unangemeldet kamen. Meine Mutter versichert, wir sehen um viel besser aus, als da wir gingen. Und hier am Orte selbst steht alles gut. Wir fanden die Zimmer geweißt und besonders den Garten aufs beste gerichtet, alle Wege gereinigt und Hecken und Lauben beschnitten; er ist noch voll von Blumen: ein wahrer Spätfrühling. Ich wünsche nur, Ihr waret schon da! Meine Mutter freut sich unglaublich. Sie weiß schon Rat, wo sie Bettladen kriegt für die zwei Mädchen auch eine Wiege für die Adelheid wird man auftreiben. (Wie schade, daß die unsrige, worin wir Kinder alle, die bösen und guten, gewiegt worden sind, nicht hier, sondern in Stuttgart ist!) Dann eine weitere Ermunterung: Man hört den Geist[1] schon lange gar nicht mehr, und überdies sollt Ihr bei Nacht ganz sicher und gesellschaftlich quartiert werden. Da wird mehr Lachen sein als Aengsten; glaubt es mir! ... Ich bitte, machet doch, daß Ihr noch vor oder zu Ende dieses Monats kommt!

Schreib' auch vorher, was ihr für einen Weg nehmen werdet! Der über Schönthal hat uns auch diesmal wieder nicht gereut. Als wir durch den Hardthauser Wald (der Bauer[2]) sprach mir einmal, der Sichere Mann[3]) habe dort eine Zeitlang sein Wesen getrieben) fuhren, regnete es aus Kräften, der Kutscher tat den Mantel um, wir zogen uns eins der Seitenleder zu, und der Spektralhund[4]) zottelte schwer triefend nebenher. In unserem Gespräch war eine behagliche Pause eingetreten, und jetzt fiel mir auf einmal ein, daß Ihr in der nämlichen Chaise von Mergentheim nach Hause gefahren seid. Du glaubst nicht, wie sänftlich mir dieser Gedanke getan hat. Ich drückte mich noch einmal so warm in die Ecke.

Lebet wohl! Die anderen schreiben auch noch was.

Mit ganzer Seele bin ich
Dein
Eduard

... [Nachschriften von Schwester Klara und der Mutter.]

Von Mörikes Hand:

Die l. Mutter wollte ausführlicher schreiben, allein der Brief soll sogleich fort.

Wir wollen alle unsere Briefe unfrankiert schicken.

Besieh Dir auch das Siegel auf dem Brief! Ich hab' es selbst in Silber graviert.

Wenn Du hieher kommst, mahne mich doch daran, daß ich Dir auch das Volkslied „In dem Allgäu da waren zwei Liebchen" durch hiesige Mädels vorsingen lasse!

Die nachstehenden, für Mörikes ästhetische Anschauungen bemerkenswerten Zeilen sind von Cleversulzbach aus im Februar oder März 1838 einem befreundeten Dichterling gewidmet worden, der sich durch übertriebene Hingabe an die Poesie allerhand häusliche Verdrießlichkeiten und nervöse Aufregungszustände zuzog. Die Angehörigen des Aermsten stellten an Mörike das Ansinnen, ihn von seinem eingebildeten Poetenberuf zu heilen, welcher Zumutung unser Dichter jedoch nur in einer für den Freund höchst schonenden Weise nachkam.

Im „Grenadier" und anderen (Gedichten) kommen mehrere ganz hübsche, kecke Bilder vor, aber, wenn Du mir so viel erlauben willst, gerade diese Seite, ich meine das Großartige, ist es, wo Dein Geschmack recht auf der Hut sein muß und hinterdrein die Schere bisweilen zu empfehlen wäre. Hier ist es so leicht, in das Gesuchte zu fallen, und bekanntlich ist vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur ein Schritt. Ausdrücke wie:

Nichts als eine Zähre,
Und die fiel nur in meinen Bart,
Doch war sie von der rechten Art,
Von eines Zwanzigpfünders Schwere rc.

möchten nicht zu rechtfertigen sein.

Schließlich bitte ich Dich, die Winke Schwabs hinsichtlich der Form zu beachten. Die Form ist doch in ihrer tiefsten Bedeutung ganz unzertrennlich vom Gehalt, ja in ihrem Ursprung fast eins mit demselben und durchaus geistiger, höchst zarter Natur. Nach dem Schulgerechten frage ich nicht, wenn nur Schönheit da ist. Ein schöner Gedanke, ein schönes Gefühl kommt poetisch nur durch die schöne Form zur Erscheinung; ohne sie hat, künstlerisch genommen, ein schöner Gedanke, eine schöne Phantasie eigentlich keinen Wert. Sie muß daher so vollendet als möglich sein. Sie ist es auch, behaupte ich, welche das Glück des Dichters, ich meine: den Beifall entscheidet. Mit Recht. Denn gute Gedanken, reizende Bilder, Geist rc. können auch andere haben: aber dies alles in harmonischer, unverrückbar geschlossener Form einschmeichelnd uns wiederzugeben, das ist der Vorzug des Poeten, das bestimmt wesentlich seinen Charakter, seinen Wert für alle Zeiten.

Schone Deine Gesundheit! Sie muß Dir werter sein als die ganze Rezensentenwelt und alles Publikum, von welchem man am Ende doch des Teufels Dank zu haben pflegt.

Der letzte Brief, der hier mitgeteilt werden soll, ist gleichfalls zu Cleversulzbach im Sommer 1840 unmittelbar nach der Rückkehr von einem Heidelberger Ausflug, den Mörike mit seinem getreuen Wilhelm Hartlaub unternommen hatte, an dessen zur Kur auswärts weilende Gattin Konstanze geschrieben. Die Reise der beiden nach Heidelberg galt zugleich dem mit ihnen befreundeten dortigen Musikdirektor Louis Hetsch, der, als der ersten einer, Mörikesche Lieder, dem Dichter sehr zu Dank, vertont hat.

Hier, beste Konstanze, schicke ich Ihnen „der Vaterlandsstädte ländlich schönste" in einem heitern Bildchen, das Ihnen Ihren „lieben Herrn" vergegenwärtigen soll. An diesem roten Sandsteingemäuer zur Linken ist kein Fleck, an dem sich nicht das Auge Ihres Wilhelm festgesogen hatte. An diesen herrlichen Bergen, Waldgipfeln, Wein und glänzender Ferne haben wir uns zwei Tage lang nicht satt gesehen. Keine Bibliothek, kein botanischer Garten, kein Museum und Konzert von Herrn Ole Bule wurde besucht. Das letztere besonders hat Hetsch uns kaum verzeihen können, und es [illegible] als der Musikdirektor, weil er sich auf einen [illegible] halber von uns beurlauben mußte, für diese Zeit uns [illegible] empfahl, weil wir keine anderweitigen Bekanntschaften hatten. [illegible] würde Ihnen vorkommen, wenn ich Ihnen [illegible] an der Wirtstafel im Prinzen Karl [illegible] hatte, als ich [illegible] ein schönes Frauenzimmer in die [illegible] Sehen Sie [illegible] ganz ruhig! [illegible]

[1]) Im [illegible]
[2]) Ludwig Bauer [illegible] vertrauter Freund [illegible]
[3]) Eine [illegible] bis 91 poetisch [illegible]
[4]) Mörikes [illegible]

dies in bitterer Verachtung gegen die moderne Welt gefragt, der er auch diesen kleinen Ruhm nicht lassen wollte.

Auf der Plattform des Schlosses auf- und abspazierend, sagte er nach längerem Stillschweigen: „Wär nur noch jemand da!"

Von unsern mancherlei Nöten, die wir hatten, wird er Ihnen selbst berichtet haben. Auch viele kleine Späße gab's, welche aus einer Art von Nachlaß und Erschöpfung erfolgten. Ein's muß ich doch hersetzen. Im gold'nen Adler zu Heilbronn (auf dem Heimweg) war Wilhelm etwas warm geworden; wir gingen durch die vordere Straße nach dem Turm. Da wurden soeben Kanäle gegraben und stand auf dem Kieshaufen ein hölzerner Bock mit einer angehängten Laterne, die man bei Nacht anzündete. Wilhelm empfand so große Lust, sich (am hellen Tage nämlich) d'rauf zu setzen, daß ich ihn nur mit Mühe abhalten konnte. (Das Unterstrichene anlangend, tut Schreiber feierlichen Widerruf.) Und dennoch leugnete er beharrlich, einen Zopf zu haben. Ich will das gut sein lassen.

Leben Sie recht wohl, teure Freundin und denken Sie auf der Welt an nichts, als daß Sie gesund zu uns zurückkehren müssen!

Von ganzem Herzen der Ihrige

E.

Die Feldmaus[1]). So nannten wir anfangs unser Kutscherchen von der absonderlichen Art, wie er seinem Pferde pfiff. Nachher aber hieß bei Wilhelm in ernstlichem Zorn ein über das andremal das Donnervieh, zur Abwechslung auch Donneresel, was einige Entschuldigung bei Ihnen finden wird, wenn wir Ihnen sagen, daß er uns zweimal irre fuhr und im großem Verdachte steht, mit ein Paar neue Ueberschuh gemaust zu haben.

Helfrich Peter Sturz.

Von **Franz Blei** (München).[*])

„Nachruhm ist ein blindgeworfenes Los, das aus der Schale des Schicksals nicht immer auf den Würdigsten fällt" . . — Manche Umstände haben sich vereinigt, um das Wort an dem wahr zu machen, der es ohne Voraussicht seiner eigenen Geschichte und ohne Bitterkeit schrieb: Helfrich Peter Sturz ist in unserer Zeit so völlig vergessen, daß man ihn nicht liest? — nein, dieses Schicksal teilte er mit Berühmteren —, daß man vielmehr kaum seinen Namen je hört und der, wenn man ihn nennt, an nichts erinnert; er ist ein völlig Unbekannter, so sehr vergessen ist er. Und verdiente doch, um es gleich zu sagen, unter den deutschen Prosaisten als erster genannt und gelesen zu werden, als ein Schriftsteller, der nicht aus Beruf oder Gelehrsamkeit schrieb, sondern als ein Weltmann, der sein Leben gar nicht auf das Schreiben einrichtete, das er selten aus Laune und meist als Trost trüber Stunden trieb, ohne ihm irgendwelche Wichtigkeit zu geben; ja, er sprach von seinen „Schreibereien" ziemlich geringschätzend. „Diejenigen Deutschen, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehn, schreiben am besten", sagte Goethe zu Eckermann, und für den Satz ist Sturz ein ausgezeichnetes Beispiel, der einmal erklärt: „Ich mache keinen Anspruch auf Autorschaft oder Schriftstellerruhm, als wozu mich weder die Geschäfte noch die Schicksale meines Lebens führen konnten."

Die Geschäfte und Schicksale des Mannes füllten ein kurzes Leben. 1736 in Darmstadt geboren, wurde er nach Studentenjahren in Göttingen, Jena und Gießen mit sechsundzwanzig Jahren Privatsekretär beim Grafen Bernstorf in Kopenhagen, das damals kein unbedeutender Vorort der deutschen Kultur war. So sehr bevorzugte der dänische Hof und die Gesellschaft — eine nationale Fronde fehlte natürlich nicht — deutsche Art und deutsche Kunst, daß man auf den König Christian VII. den Witz machte, er sei der einzige, der in seinem Kreise dänisch sprechen könne. Holberg der Komödiendichter suchte wütend ein Publikum, während der klügere Baggesen seine pretentiösen Nichtigkeiten auf deutsch zu schreiben anfing. Die Dänen galten damals im eigenen Hause nicht viel, da der ältere Schlegel und Klopstock, Cramer und Basedow, Gerstenberg und Schönborn in Kopenhagen den Ton angaben. Man traf sich im gastfreundlichen Hause Bernstorfs, und der lebhafte witzige Sturz, dem der Staatsmann seine Freundschaft gab, lebte seine glückliche Zeit. Als Legationsrat begleitete er Christian nach England und Frankreich, wo er in der besten Gesellschaft ein gern gesehener Gast war. Garrick wird sein Freund, Galiani und Helvetius schätzen ihn und Madame Geoffrin findet ihn entzückend. Er fühlt sich sehr wohl und vertraut einer [illegible]lichen Zukunft. Der Fall Bernstorfs und das rasche Emporkommen Struensees machten ihn nicht mißtrauisch — er war nur ein mäßiger Diplomat und zum Hofmann fehlte ihm das Talent zur Intrige. Wohl wurde sein Verhältnis zu Struensee ein vertrauteres, aber [illegible] fühlte sich nicht der Partei Rantzaus, die den Sturz des [illegible] Hamburger Arztes betrieb. Da vollzog sich am 17. Januar 1772 was man großartig die „dänische Revolution" nannte. Sturz wird seines Postens enthoben und am 21. Januar verhaftet. Es fand sich nicht das [illegible] ihn kompromittieren konnte; nach halbjähriger Gefangenschaft [illegible] frei und schickte ihn als Regierungsrat mit einem Hungerlohn nach Oldenburg, das damals das dänische Sibirien war. Der arme, aus den angenehmsten Verhältnissen geworfene Sturz setzt alle Freunde in Bewegung, daß sie ihm irgendwo, in Wien, in Petersburg eine Stelle erwirken. Ein Brief, der ihm die Erlösung aus innerer und äußerer Not erscheint, trifft ihn am 12. November 1779 auf dem Sterbebett.

„Ertragt der Glücklichen stolzes, niedertretendes, erwürgendes Mitleid und liebt die Menschen, wenn ihr könnt", so macht sich nur einmal der Groll gegen sein Schicksal Luft, das Sturz sonst nach außen so ruhiger trug, je mehr es ihn in seinem Innersten bewegte und seine Gesundheit zerstörte. Gesellschaft und Geschäfte, die seine glückliche Zeit so angenehm ausfüllten, hatten ihn nun freigegeben und er gab seine trübe Muße dem Schreiben. Das wenige, das wir von ihm haben und das zum zweiten- und letztenmal in zwei kleinen Bänden 1802 erschien, ist, mit Ausnahme eines literarischen Scherzes und der Briefe von seiner Reise, in diesen trüben Oldenburger Tagen entstanden. Es sind, wenn man von den Erinnerungen an Bernstorf absieht, Arbeiten ganz kleinen Umfanges, Aufsätze moralischen oder ästhetischen Inhaltes, die sich nie die Mühe der Gelehrtheit aufladen, an keinem der kleinen Tagesstreite Teil haben und nichts weiter wollen, als eine nachdenkliche welterfahrene Persönlichkeit mitteilen. Manches davon erschien in Zeitschriften, das meiste erst nach dem Tode des Autors, der jeder literarischen Betriebsamkeit abhold war und hier nur den einen Ehrgeiz hatte, daß, wenn schon geschrieben sein müsse, dies auch ordentlich geschehe.

Nicht mit Unrecht macht man heute vornehmlich die Zeitung für den Verfall der deutschen Prosa verantwortlich. Und doch war es die Zeitung, die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Bildung der neueren deutschen Prosa am stärksten förderte, indem sie schwerfällige Weitschweifigkeit zur Kürze zwang, vom Worte Deutlichkeit und Lebhaftigkeit verlangte und die Schreibenden mehr auf die Mitteilung einer schönen Bildung wies, als auf das Ablagern gelehrter Kenntnisse. Die Größen jener Zeit waren Zeitungsschreiber in jenem besten Sinne, da sie dem Tage dienten, indem sie ihr Persönliches mitteilten: Lessing vor allem, dann Herder, Merck, Lichtenberg, Goethe, um nicht Möser, den ersten deutschen Journalisten zu nennen, und andere, deren Namen nur in den Literaturgeschichten ein mumifiziertes Leben führen. Noch im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts geboten Satzungen literarischer Gesellschaften ihren Mitgliedern, ja keine kleinen Bücher zu schreiben, sondern nur in voluminösen Quartfolianten ihre Eitelkeiten von sich zu geben, wenn man Wert darauf lege, als Schriftsteller ernst genommen zu werden. Die vielen Zeitschriften, die sich in Nachahmung der Engländer und dem Aufklärereifer der Zeit folgend in Deutschland auftaten, nahmen der Foliantengelehrtheit den Dünkel und schufen eine im deutschen Schriftwesen neue literarische Form: den Essay. Keiner übte sie besser als Sturz, dem eine vorzügliche Bildung und gute Kenntnisse der Engländer und Franzosen dazu ebenso dienten wie Glück und Unglück seines Lebens, das ihn mit den Tätigen nicht minder als mit den Müßigen in Berührung brachte. Büchergelehrtheit machte ihm die Anschauung lebendig, allgemeine Philosophien verloren die Starre durch die Beobachtung, und Witz und Lebhaftigkeit schützen seine Intelligenz vor Pedanterie und falscher Würdigkeit. Sturz spricht vom Besonderen, deutet das Allgemeine diskret an und wird nie trivial. Er sucht nie mit einer sicher vorgetragenen theoretischen Meinung den flüchtigen Dingen Gewalt anzutun. Er will lieber oberflächlich erscheinen als durch hohlen Klang Tiefe posieren. Er spricht von der Schönheit und zerstört mit seinen Bemerkungen, die alle den Duft des unvermittelten Lebens haben, die Möglichkeit ihrer begrifflichen absoluten Fassung. Er erzählt seine Eindrücke von den Franzosen, deren Tendenz zur Monomanie in der Literatur er bereits konstatiert und schränkt alles Gesagte mit dem Wort ein: „Jedes Volk ist gewohnt, durch ein eigenes Medium zu sehen." Der Satz ist uns ein Gemeinplatz geworden, im Zeitalter der Humanität war es eine Weisheit. Zur Philosophie als System hatte Sturz kein Verhältnis; auch im Unglück verfällt er nicht ihren tröstenden Verführungskünsten und macht keine Anleihe bei den Stoikern. Der Zwang eines Systems widerstrebt ihm, der die sichtbaren Wahrheiten der täglichen Offenbarung jenen erdachten Wahrheiten vorzog, die nichts sonst beweisen als die Existenz ihres Erfinders. Er sagt da schon etwas, das man als die Maxime seines Lebens ansprechen kann: „Auf dem Sandfelde hinter meinem Hofe gelang es mir, durch Dünger, Kosten und Arbeit eine grasreiche, blühende Wiese zu schaffen; aber die Kunst, die Lüneburger Heide urbar zu machen, ist darum noch nicht erfunden. Wer in unserer Welt allein nach hoher Vollkommenheit ringt, wird viel Vortreffliches sagen, und wenig gutes tun." Das mag, an den Beginn eines Lebens gestellt oder als vorgewähltes Ziel erstrebt, nicht hoffnungsvoll sein und mag uns heute, da das Wort von der harmonischen Gestaltung des Lebens sogar veraltet ist, auch nicht sonderlich neu und tief vorkommen. Aber Sturz stellt nie Posen; er [illegible] Meinungen aus seinem Leben und aus dessen Erkenntnissen ist der Satz ein Resultat des Lebensverlaufes: aus dem Großen ins Kleine.

Schwärme doch ins Weite aus dem Weiten ins Engbegrenzte, [illegible] Voll Temperament
[illegible] welche deinem
[illegible] Herkulesarbeit
[illegible] Vater deiner Kinder.
[illegible] regieren.
[illegible] in der Hand

irgend eines Genies, sondern tausend Räder wälzen sich unaufhaltsam fort, und das Universum wandelt unter dem Finger Gottes. Geister, die zerrütteten, umschafften, bildeten, sind zum Glück der Erde nur selten. Ja, wenn du die Geschichte nicht nur an ihren Zipfeln anfassest, wenn du nicht mit Einfällen über ganze Perioden hinfährst, sondern kalt und geduldig prüfst und wägst, so findest du, daß die Halbgötter alle durch Glück und Zufälle mächtiger wirkten als durch eigentümliche Kraft.“

Von Sturz' gedanklicher Artung war die Rede; vielleicht gibt dieses eine Zitat auch einen Begriff von seiner Art, sich auszudrücken, von seinem Stil, den man sehr auszeichnen muß. Als Schulbeispiel der besten Prosa der neueren Zeit gilt Lessing, und mit seiner Prosa kann man die des Sturz allein vergleichen; vermag man im Genuß des Stiles die gedankliche Bedeutung Lessings auszuschalten, so wird Sturz vor ihm gewinnen. Er schreibt klarer und mit jener Eleganz, die die Rede in guter Gesellschaft auszeichnet; er hastet nicht, um den Einwurf des andern zu vermeiden, bleibt ruhig und gemessen. Er baut keine langen Buchperioden, die man nur mit Hilfe des Zeigefingers lesen kann; seine Sätze sind, daß man sie wie gesprochene völlig überschaut, und er macht trotz dieser Redeähnlichkeit seines Schreibens nie unruhig-nervös. Sehr stark betont er das konstruktive, setzt das inhaltlich wichtigste Wort leicht an die Akzentstelle des Satzes und liebt es, oft einen Ausdruck in zwei Wörter zu zerlegen, was seinem Stile viel Sinnlichkeit und Fülle gibt. Aber alles dies sind weniger Ueberlegungen als Art dieses Geistes, dem es, wie Goethe sagt, „zuvor klar in seiner Seele ist“ und der „deshalb einen guten Stil schreibt.“

Jean Paul hatte über Sturz dieses Urteil: „Er erkältet mit dem Glanze einer herrlichen Prosa, die keinen neuen Geist zu offenbaren, sondern nur Welt und Hofwinkel zu erleuchten hat.“ Mag auch das Erleuchten dieser Winkel ein so verächtliches nicht sein, daß Sturz so ganz vergessen ist, daran mag wohl auch dieses Schuld haben, daß was er zu sagen hatte an die Fülle, die die Späteren brachten, verloren ging, und so schneller, da er ein im Vergleich damit Geringes so glänzend sagte. Es ist ein Schicksal, das in Umkehrung den Jean Paul traf, der zu viel zu sagen hatte und alles unerträglich sagte. Es gibt der Stil manchen Werken für eine Weile intensives Leben, andere tötet er zu früh. Die Ewigkeit haben die tiefen Bücher, die auch immer gut geschriebene Bücher sind. Die kurzen Künste wirken, wenn sie wirken, nur eine Zeitlang als Ferment. Sturz gab was er hatte: eine feine, nicht große Persönlichkeit, seine Zeitgenossen lernten an seiner Gebärde. Haltung und Gebärde bringen ihn vielleicht unserer Zeit wieder nahe.

Louise Michel.

Von Séverine (Paris).

Louise Michel: eine wahre Christin — nur eine widerhaarige!

Als eines Tages auf dem Père-Lachaise ein gottverlassener Fanatiker auf seine Genossen schoß und die empörte Menge ihn lynchen wollte, da sagte Louise Michel mild, mit nassen Augen: „Er ist verrückt! Er hatte keine böse Absicht.“ Und sie breitete ihr tiefes Mitleid zwischen das Verbrechen des Sektierers und den Zorn der Menge, wie sie einst mit ihrer großen Nachsicht den vor der Strenge der Gesetze schützte, der einen Anschlag auf ihr Leben gemacht hatte.

Armes Geschöpf! Armes, zermartertes Wesen, dessen Herz von allen Streichen blutete, die gegen die Ihrigen geführt wurden!

Ich will heute nicht von ihr als Volksführerin, als Rednerin oder Schriftstellerin sprechen ... Denn nicht durch den Purpur sah ich die weißen Flügel ihrer Seele schimmern. Was ich in ihr am meisten sehe und liebe, das ist die Frau, die so wenige kannten und so viele — gar oft durch ihre eigene Schuld — verkennen. Und darum habe ich mir vorgenommen, sie so zu zeigen, wie sie wirklich war: mit ihren kleinen Schwächen, großen Vorzügen und jener eminent weiblichen Eigenschaft, die sie in so hohem Grade besaß: der Herzensgüte. Jawohl, der Herzensgüte. Diese „Petroleuse“ hatte zärtliche Familiengefühle; diese „Megäre“ wiegte Kinder auf ihren Knieen, war gütig gegen alte Leute, verband Wunden, war die vollendetste, wunderbarste Krankenpflegerin, die sich der Chefarzt eines Lazaretts oder Hospitals nur träumen kann!

Wer immer ihr naher gekommen ist, liebte sie oder schätzte sie zum mindesten; nur die, die sie nicht kannten, oder sie nur im entstellenden Lichte politischer Gehässigkeit erblickten, beschimpften und verleumdeten sie.

Das wußte sie und war vielleicht auch ein klein wenig stolz darauf und oft, wenn man in ihrer Gegenwart von einem ihrer unversöhnlichen Feinde erzählte, der ihr Tod und Verbannung an den Hals wünschte, hörte ich sie sagen: „Der? ... Mein Gott, er hat ja recht von seinem Standpunkt, der gute Mann! Er kennt mich bloß gar nicht und hat deshalb eine ganz falsche, vorgefaßte Meinung von mir! ... Könnte ich nur eine Stunde mit ihm plaudern, so würden wir ganz gewiß gute Freunde!“ Und sie sagte kurz: „Wäre er wenigstens ein Chouan!*) Dann könnte man sich schon verständigen!“ Denn diese erhabene Seele ließ nur die Extreme gelten: die schneeweiße Lilie oder die flammend rote Immortelle. Und sie achtete jede ehrliche Ueberzeugung, auch wenn sie im größten Gegensatze zu ihrer eigenen stand.

Ihr Grimm, ihre Verachtung kehrte sich nur gegen die Lauen, die Gemäßigten, die Ausbeuter, die dort ernten, wo sie nicht gesäet haben, die Tiers-Etat-Leute, die eine Königin verkaufen und ein Volk hinschlachten!

*

Armes Geschöpf! Sie war so häßlich, wie das Elend, so mager, wie der Hunger, geschlechtslos, wie der Schmerz. Wenn man sie ansah, begriff man, daß sie zu dieser Fahne schwor, denn sie war selbst eine Trauerfahne mit ihrem mageren Körper, der wie eine Stange zwischen den flatternden Falten ihrer schwarzen Gewänder steckte.

Es war nicht schwer, sie zu karrikieren, und unsere ritterliche Zunft hat es daran nicht fehlen lassen: in Versen, in Worten und Bildern wurde sie verhöhnt, jene Verpönte, die eine arme, alleinstehende Frau war.

Nur daß ihr die Witzigen und die Boshaften nichts anhaben konnten. Die Feder und der Griffel wurden stumpf und prallten ab an jener harten Haut, die die Sonne von Noumea gebräunt hatte. Es kitzelte sie höchstens leise und entlockte ihr ein munteres Lachen; und manchmal, wenn ihr nicht gerade ein Hungriger begegnet war, verwendete sie ihren letzten Groschen darauf, sich „ihr“ Spottgedicht, „ihre“ Karrikatur zu kaufen, die sie dann in ihrem Zimmer aufhing und sich eine ganze Woche daran belustigte. Denn diese Pythia lachte gern, wenn sie von ihrem Dreifuße herabgestiegen war, und ich kenne nicht viele, die es ihr an guter Laune gleichzutun vermochten. Ich habe sie früher häßlich genannt und habe ihr damit Unrecht getan, wie jede Frau ungerecht wird, sobald sie von einer anderen Frau spricht.

Nein, sie war nicht häßlich; sie hatte einen hellen Schimmer im Blick, ein gewinnendes Lächeln und einen Gesichtsausdruck, in dem sich Weichheit und Ironie, Intelligenz und Pfiffigkeit vereinten.

Die Bilder, die man von ihr verbreitet, geben nur ihre Gesichtszüge wider — einen schlecht gebauten Käfig, aus dem der zwitschernde Vogel, die Seele, ausgeflogen ist. Und deshalb sieht Louise Michel auf ihren Konterfeien stets wie eine Hexe und wie ein Mannweib aus. Ein Mannweib! Sie, die ihre Fahrten auf der Tramway, die sie aus Levallois-Perret **) nach der Stadt brachte, dazu benützte, die Spießer aufsitzen zu lassen! Ihr Hauptvergnügen bestand darin, ein Gespräch mit älteren Herren oder Damen anzuknüpfen, die ihr den Eindruck bescheidener Privatiers machten. Man sprach von der Gegend, ihren Verhältnissen, ihren Bewohnern. Endlich streckte Louise die Fühler aus:

„Aber gibt es nicht hier herum ein schauderhaftes Frauenzimmer? ... Wie heißt sie doch? ... Na — die, die alle umbringen möchte?“

„Ach! Ja! Die Louise Michel.“

„Ja! Ja!“

„Gewiß, Madame, die Gegenwart dieser Person ist ein Schandfleck für die ganze Gegend.“

„Könnte man sie denn nicht ausweisen?“ fragt Louise unschuldig.

„Diese Frage macht Ihnen alle Ehre; sie beweist, daß wir in dieser Hinsicht einer Meinung sind. Leider gibt es jedoch Lücken in der Gesetzgebung, die es unmöglich machen ...“

„Mein Gott, ist es möglich ...!“

Und das Gespräch wird fortgesetzt, bis man in der Rue Victor Hugo anlangt. Im Begriff auszusteigen, schon auf dem Trittbrette, wendet sie sich um nach dem kleinen Privatier, der die „nette“ Person — zum mindesten eine Lehrerin! — höflichst grüßt und sagt mit der Miene eines Gassenjungen:

„Mein Herr, ich bin die Louise Michel!“

Der Kondukteur mußte den Privatier unter dem Sitze hervorholen, Louise Michel aber mußte sich vor Lachen auf der Treppe ihres Hauses niedersetzen.

Ihre Wohnung!

Ich wünschte, diejenigen, die ihr nachsagten, sie lebe von der Propaganda, ziehe Nutzen aus ihren Vorträgen, nähre sich vom Elend der anderen, kämen mit mir in ihre armselige Wohnung, deren Schwelle kaum einer überschreiten durfte, ohne den Hut zu ziehen und von Rührung und Ehrerbietung erfaßt zu werden.

Keine Arbeiterwohnung kann schlichter, keine Zelle einer Karmeliterin kann asketischer sein; kein Philosoph kann eine stolzere Gleichgiltigkeit gegen alle Reize und alles Behagen des Daseins an den Tag legen.

Gleich von der Treppe aus betritt man in einen schmalen Raum, der zugleich als Eingang, Wohn- und Speisezimmer dient. In der Mitte ein runder Tisch und sechs Stühle; in einer Ecke ein Kasten, in der anderen ein eiserner Ofen. Dann ein Kabinett [illegible] Innere eines Tamburins, mit einem schmalen [illegible] und einem Tische, auf dem sich ein Stoß von Büchern [illegible] kleines Eckchen von einer Küche, in der nicht zwei Platz ha[illegible]

Dagegen gab es da eine wahre Fülle von Tieren! [illegible] kleinen Katzen, die sie aus Neukaledonien mitgebracht hat [illegible]

*) [illegible]

**) Vertrauensmann der [illegible]

Menge von verunglückten Findlingen, die sie mit größter Sorgfalt gesund pflegte, um sie dann in „verläßlichen“ Familien unterzubringen. Nur zwei waren absolut nicht anzubringen: die eine, weil sie die seltsame Gewohnheit hatte, sich immer aufs brennende Licht zu setzen, wobei sie sich die Haare versengte und die Luft verpestete; die zweite, weil sie einen „hundemäßigen Charakter“ hatte. Und wenn man sich darüber wunderte, daß sie die garstige, triefäugige, räudige Kreatur, die sogar sie selber anpfauchte, behält, so drückte sie das Scheusal zärtlich an sich und sagte weich:

„Armes Tier! Was sollte aus ihm werden, wenn ich es verstoßen würde!“

Sonderbare Kommunistin, die das Wenige, was sie verdiente, noch Elenderen hingab; die ihr zweites Kleid der erstbesten Armen gab, die sie darum anging; die mit jedem, der sie darum bat, ihr Brot teilte und die Abfälle sammelte, um die kleine Schar ihrer vierfüßigen Schützlinge damit zu füttern!

Ich wünschte, ich wiederhole es, jeder ihrer Ankläger könnte die Wohnung dieser Arbeiterin, dieser mildtätigen Seele, dieser Denkerin sehen. Ich sage absichtlich nicht, dieser „Freidenkerin“!

Louise Michel war seinerzeit eine gläubige Christin und etwas war ihr immer davon geblieben. Ihre ganze Phraseologie zeugte dafür; sie sprach von der Hölle der Armen und dem Paradies der Reichen — und unwillkürlich erhob sie die Augen zum Himmel, wenn sie von der Hoffnung redete.

Das kommt daher, daß sie durch die Schule des Katholizismus gegangen ist; und ich glaube, daß nur diejenigen, die durch jene Religion der Verzückung, durch jene Wolken von Weihrauch, durch jene Orgelklänge und Apotheosen von Licht und Duft hindurchgeschritten sind, sich jene Anmut, jene Inbrunst und Innigkeit bewahren.

Und keiner haftete jener katholische Ursprung mehr an, als der Louise Michel, von der mir eine Klosterschwester, die sie in Saint-Lazare gekannt, sagte:

„Ach! Madame! Wir waren so betrübt, als sie uns verlassen hat! Wie traurig, daß sie späterhin abtrünnig wurde!... Das war einmal eine, die wirklich den inneren Beruf in sich trug!

Wettbewerb oder Auftrag?

Die im Laufe der letzten Jahre in Wien veranstalteten Wettbewerbe um künstlerische Werke haben zu traurigen Ergebnissen geführt. Zuerst entbrannten ebenso heiße als vergebliche Kämpfe um den Bau des Wiener Stadtmuseums, ihnen folgten stürmische Versammlungen, geharnischte Proteste, leidenschaftliche Anklagen wider die Beschlüsse des Exekutivkomitees für das Denkmal der Kaiserin Elisabeth und zuletzt umbrauste die Zuweisung des Postsparkassenbaues an den Oberbaurat Otto Wagner der zornige Streit parteiischer Meinungen. Es ist begreiflich, daß den Kunstfreund, der beschämt und nicht imstande zu helfen, diesen Vorgängen folgte, der Wunsch anwandelte, man möchte sich doch endlich von allen Konkurrenzen weg zu jenem in den blühenden Kunstepochen geübten Brauche zurückwenden, der den Auftraggeber allein den ihm für das Werk einzig geeignet scheinenden Künstler bestimmen ließ. Wir haben uns daher an berufene Persönlichkeiten mit dem Ersuchen gewendet, daß sie uns ihre Anschauungen über die Frage zukommen lassen, ob der allgemeine Wettbewerb oder die selbständige Zuweisung der Arbeit durch den Auftraggeber an den Künstler ihnen gedeihlicher scheine für die Entwicklung der modernen Kunst. Nachfolgend veröffentlichen wir die eingelangten Antworten.

I.

Daß ich durchaus dafür bin, daß künstlerische Werke einem bewährten und für die Aufgabe besonders geeigneten Künstler anvertraut werden sollen, habe ich als Vorsitzender des geschäftsführenden Ausschusses für das Gustav Freytag-Denkmal in Wiesbaden durch die Tat bewiesen.

Der Ausschuß war gegen jeden Wettbewerb; er hat einem Künstler wie Fritz Schaper die Ausführung des Denkmals übertragen und — hat das Bewußtsein so das Richtige und Beste getan zu haben.

Berlin. **Ludwig Barnay.**

Eben von einer Reise zurückgekehrt, finde ich Ihre Umfrage vor, zu der ich mich äußeren möchte. Ich tue dies, indem ich Ihnen einen diesbezüglichen Auszug aus meinen Aphorismen über Kunst sende:

Parlamente sind Schutzmittel gegen unfähige Regenten. Kommissionen auf Kunstgebieten sind Schutzmittel gegen unfähige Künstler. Es ist falsch, zu glauben, daß viele Köpfe bei der Entscheidung über eine Sache mehr als ein Einzelner leisten. Die Fehler eines Individuums sind immer noch erträglicher als irgend ein Beschluß einer Kommission. Von den Farben auf einer Palette ist jede einzelne individuell, [illegible] bilden [illegible] einen Kommissionsbeschluß, d. h. jede gibt ihre Eigenart auf und vereint sich mit den andern zu einem [illegible]. Ein Dutzend [illegible] [illegible]. [illegible] Konkurrenzen [illegible]

[illegible]

Als ob ein helles Licht überhaupt verborgen bleiben könnte! In den Konkurrenzen, die sich auf Kunstwerke beziehen, ist es besonders schlimm, denn von der Kunst glaubt jeder etwas zu verstehen. So sind denn die Kommissionen und die Jurys mit Männern aus allen möglichen Berufsklassen besetzt und der Geschmack dieser bunt zusammengewürfelten Menge schreibt den Künstlern die Wege vor, die sie gehen sollen. Schon oft haben bedeutende Künstler es erlebt, daß ihre Entwürfe als Hengste in die Kommissionsställe hineingingen und als Wallache wieder herauskamen. — — Vier Augen sehen mehr als zwei, sagen die Anbeter der Kommissionswirtschaft. Ja, wenn es sich darum handelt Eicheln zu suchen! Ein großes Kunstwerk kann immer nur von Einem erdacht und ausgeführt und schließlich auch beurteilt werden.“

Berlin. **Reinhold Begas.**

Der „freie“ Wettbewerb in der Kunst ist unter uns Idealisten natürlich das einzig Wahre. Aber Freiheit gibt's bekanntlich — wenigstens seit Schiller — nur im Reich der Träume; und unter uns Praktikern haben gerade die freiesten Wettbewerber von jeher so schlechte Erfahrungen gemacht, daß selbst die besten „Gründe“ nichts daran ändern können.

Blankenese. **Richard Dehmel.**

An Massenbeantwortungen einer von irgend einer Seite aufgeworfenen Frage pflege ich mich nicht zu beteiligen. Gestern sollte ich über die Gefahren der Hypnose, heute soll ich über Frauenfrage, morgen über die Zukunft des Lustspiels mich äußern, während im Augenblick mich ganz andere Probleme beschäftigen. Stets empfinde ich es als einen argen Anspruch fremder Faktoren, daß ich zu einem ihnen passenden Zeitpunkt über dies oder das meine Meinung sagen soll; ich ziehe es vor, von den Dingen nur dann zu sprechen, wenn ich durch innerliche Nötigung dazu gedrängt werde. Daß ich diesmal eine Ausnahme mache, hat seinen Grund in einem merkwürdigen Zusammentreffen: eben jenes Bedenken, das mich sonst von der Beteiligung an einer Enquete abhält, bezeichnet auch die Stellung, die ich gefühlsmäßig zu dem angeregten Problem einnehme.

Wäre ich Künstler, so würde mich die Zufälligkeit und Enge jedes Konkurrenzausschreibens schrecken. Da werden, weil der Platz oder die Umgebung so und so beschaffen ist, einschränkende Bedingungen aller Art gestellt; kunstfremde Personen werden auf Grund irgend eines Amtes unter die Richter aufgenommen; persönliche Verständigung, gemeinsames Ueberlegen des Auftraggebers mit dem Künstler ist ausgeschlossen; der Kostenpunkt pflegt bei der Beurteilung nicht unerheblich mitzusprechen. Solche Momente scheinen mir der Natur des freien Schaffens dermaßen zuwider, daß ich ein ähnliches Widerstreben gegen dies mehr als demokratische Verfahren empfinde, wie gegen den Brauch einer Umfrage. Es ist zwar theoretisch richtig, daß im Wettbewerb neue Kräfte zur Anerkennung gelangen können, da ihnen die Möglichkeit der Aeußerung geboten wird; in der Praxis jedoch wird gerade ein originales Talent am schwersten den Sieg erringen, teils weil Originalität anfänglich nur von wenigen Einzelnen gewürdigt wird, teils weil eine besondere Begabung selten mit einer bestimmt gestellten Aufgabe sich deckt. Endlich bleibt es eine durch nichts — durch keine zweiten und dritten Preise — auszugleichende Grausamkeit, ein paar Dutzend Menschen zu Opfern an Zeit und Kraft zu veranlassen, wenn es sich um Werke handelt, die sonst nicht verwendet werden können.

Aber ich gebe zu, daß dies alles mehr ein persönliches Gefühl als eine wohlbegründete Ansicht ist. Und ich denke, auch Sie werden froh darüber sein, wenn ich nunmehr in den Fuchsbau meiner eigenen Arbeiten zurück mich flüchte.

Berlin. **Max Dessoir.**

Die von Ihnen angeregte Frage wird schwerlich eine allgemein giltige Antwort finden, sondern nur von Fall zu Fall sich entscheiden lassen. Hängt die Ausführung eines Werkes der bildenden Kunst von einem einzigen Auftraggeber ab, so wird dieser wohl so gut wie immer von einem Wettbewerbe absehen. Hängt sie jedoch von dem Auftrage einer Behörde, eines vielköpfigen Komitees, einer Korporation, kurz von Leuten ab, die einer in ihrem Wollen ganz unklaren Menge verantwortlich sind und deren Steuern oder freiwillige Beiträge zu verwalten haben, so wird sich eine Konkurrenz schwerlich vermeiden lassen. Es sei denn, daß ein Künstler von so hervorragender Qualität vorhanden wäre, daß auf ihn sich von selbst alle Stimmen vereinigten.

Es gibt gewiß bei den meisten Konkurrenzen eine große beklagenswerte Kraftvergeudung. Aber wo gäbe es die nicht? Ist nicht jedes Theaterbureau [illegible] einer unheimlichen Konkurrenz eingereichter [illegible] ablehnen? Auf eine erfüllte Hoffnung kommen hundert gescheiterte. In [illegible] Konkurrenz [illegible] die Konkurrenz an förmlichen Krieg.

[illegible] wie jeden [illegible] zu trennenden [illegible] Mäcens [illegible] Auch in [illegible] die kämpfenden

A. Fitger.

Wettbewerb ist demokratisch; Auftrag ist absolutistisch. Also ist Auftrag vorzuziehen.

Demokratismus in der Kunst bedeutet hier Aristokratismus: die Möglichkeit für das Durchdringen der Aristoi. Der Auftrag bedeutet Förderung von Günstlingen, Kunstbeamten, alten Herren — im schlimmsten Falle. Im besten Falle wendet sich der Auftrag an das Genie (wenn eines vorhanden). Aber der Wettbewerb schließt das Genie nicht aus! Endlich: ein beauftragtes Genie kann ein sehr schlechtes Werk liefern. Man kauft die Katze im Sack.

In summa: die Form des Wettbewerbes ist, für mich, Reichtum an Möglichkeiten; die Form des Auftrages ein Wagnis auf engem Felde. Hinter beiden Formen aber steht die jetzt in Berlin übliche: daß ein Dilettant, Wilhelm der Zweite, beim Auftrag, wie beim Wettbewerb Aenderungen vornimmt, und daß man sie ausführt.

Berlin. **Alfred Kerr.**

*

„Alles ist nach seiner Art;
an ihr wirst du nichts ändern"

sagt der Wanderer in Wagners „Siegfried" zu Alberich.

Man kann nicht verschiedene Felle über einen Leisten schlagen. Die Konkurrenz für rein künstlerische Aufgaben, die auch dem unbekannten Künstler Gelegenheit gibt, sich geltend zu machen, halte ich nicht für ungünstig. Freilich wird immer die Frage bleiben: Wer ist Richter, wer kann es sein, wenn Neues, Ungewohntes, Zukunft verheißendes auf den Plan tritt?

Im Falle der festen Bestellung bei einem berühmten Künstler aber liegt wieder die Gefahr nahe, daß es ab und zu vorkommen kann, daß die Tat hinter dem Namen zurückbleibt. Und die Tat, nämlich das möglichst vollendete und entsprechende Werk, soll doch stets das Ausschlaggebende sein. In Fällen, wo die Erfahrung von Wichtigkeit ist, wie bei Theaterbauten, empfiehlt sich Bestellung wieder mehr. Dafür droht das Gespenst der Schablone.

Noch eine Gefahr liegt im System des Auftragerteilens: die Beeinflussung durch den oft zweifelhaften Geschmack des Bestellers, der die Macht nachgiebigen Künstlernaturen gegenüber, zum Nachteil des Kunstwerkes, auszuüben imstande ist.

Ich glaube, die Frage wird sich nie prinzipiell lösen lassen. Wie gesagt: Jeder Fall sei so einzeln behandelt, wie es die Würde der Kunst erheischt. Hauptsache bleibt, daß der Künstler nur seiner Ueberzeugung und seinem Genius gehorcht. Dann wird immer was Gutes entstehen. Solchen Künstlern gegenüber braucht einem weder im Falle der Konkurrenz, noch in dem der Bestellung bange zu sein. Mögen Ihnen diese flüchtigen Gedanken, die ich mir nur so rasch vom Herzen geschrieben habe, genügen! Wenn nicht, dann machen sie auch keinen Anspruch auf ihre Veröffentlichung durch die Druckerschwärze.

Graz. **Dr. Wilhelm Kienzl.**

*

Ihre Frage ob „allgemeiner Wettbewerb" oder „direkter Auftrag" der gedeihlichen Entwicklung der Kunst förderlicher ist, kann kurzweg überhaupt nicht beantwortet werden.

Der Wettbewerb ist im Prinzip nie schädlich, wohl aber in der Praxis. Sind die Wünsche der Auftraggeber sehr unkünstlerisch beeinflußt, so hindern sie das Gelingen eines Wettbewerbes ebenso, wie das eines direkten Auftrages.

Das Ausschlaggebende beim Wettbewerb ist immer die Jury. Eine Jury muß schon in der Zusammensetzung die Gewähr für die richtige Entscheidung bieten, sonst beteiligen sich die wertvollsten Kräfte gar nicht am Wettbewerb. Ueber unklare Dispositionen des letzteren, werden sich Künstler — sowohl konkurrierende als entscheidende — leichter hinwegsetzen können.

Eine Jury gut zu wählen ist aber heute praktisch durch alle möglichen ganz unkünstlerischen Rücksichten kaum durchführbar. Naturgemäß sollte auch in Kunstfragen — wie es auch auf allen Gebieten des Wissens üblich ist — die Entscheidung Fachleuten überlassen bleiben. Wie viele gelten aber als Fachleute bloß deshalb, weil ihnen die Kunst Brot verschafft von einem Publikum, welches Handarbeit schätzt.

Kunstempfindende Laien sind dünn gesät, denn Kunst und Volk sind sich im 19. Jahrhundert — dem großen Jahrhundert der Wissenschaften — fremd geworden, da konnte der Begriff l'art pour l'art entstehen.

Daher ist auch der direkte Kunstauftrag nicht unbedingt dem Wettbewerbe vorzuziehen. [illegible] einerseits die kläglichen Entscheidungen eines Kaiserin-[illegible]-Denkmalkomitees, in dem alle Berufsklassen mitreden durften, weil alle mitzahlten! — Wir erleben anderseits, daß der [illegible] Auftraggeber in Deutschland Unheil über Unheil anrichtet, bejubelt von Zwischenhändlern und [illegible].

Eine Jury von wenigen ersten Fachleuten [illegible] Kunst [illegible] durch ihre Entscheidungen bei Wettbewerben die Kunst immer [illegible] dasselbe wird aber auch ein einzelner „Kunstfachmann" [illegible] Lichtwarks etwa — durch jeden direkten Auftrag tun. Die [illegible] der Kunst wird sich mit der Zeit von selbst ergeben, wenn Kunst und [illegible] sich wieder gefunden haben werden. [illegible] Arbeit anzubahnen, ist [illegible]

Wien. **Karl Moll.**

Alles Echte aus dem Menschenherzen kommt ungerufen.

Graz. **Peter Rosegger.**

*

Ich habe mich mit dem Thema nicht intensiv genug abgegeben, um es von allen Seiten zu beleuchten. Im allgemeinen scheint es mir unbillig, zur Lösung einer Aufgabe ohne jede Gegenleistung 30mal so viel Menschenkräfte in Bewegung zu setzen, als zu ihrer Lösung wirklich notwendig wären. Die Entschuldigung, daß es sich um Uebungsbeispiele handelt, kann doch wohl nur jungen Anfängern gegenüber gebraucht werden.

Daß trotzdem dem Verfahren der Konkurrenzen ein sehr fruchtbarer Gedanke zugrunde liegen könnte, soll damit nicht in Abrede gestellt werden. Der wundeste Punkt bei dem ganzen Konkurrenzverfahren erscheint mir der Modus der Verteilung der Preise und der Ausführung durch Mehrheitsbestimmung. Ich habe bei fast sämtlichen Konkurrenzen, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, die Erfahrung gemacht, daß man sich nur auf Kompromißarbeiten einigen konnte, während wirklich geniale Arbeiten nie genug Stimmen zusammen bekamen, um durchzudringen. Ich habe noch nie gesehen, daß bei Mehrheitsbeschlüssen etwas wirklich Gutes herausgekommen wäre. Mag sein, daß sie ebenso verhindern, daß etwas ganz Schlechtes herauskommt. Jedenfalls scheinen sie mir sehr zur Züchtung jenes lauen Mittelgutes zu dienen, das für unsere Zeit so charakteristisch ist. Natürlich richtet sich das gegen alle Arten von Mehrheitsbeschlüssen, nicht allein gegen die bei Konkurrenzen.

Saaleck in Thüringen. **Paul Schultze-Naumburg.**

(Fortsetzung folgt.)

Bücher.

Ellen Key: „Mißbrauchte Frauenkraft." Autorisierte Uebersetzung von Therese Krüger. Zweite Auflage. Berlin 1904. S. Fischer.

Dieses Büchlein muß uns schon darum lieb und wert sein, weil es das erste war, das den Namen Ellen Key in deutsche Lande trug. Es wird vielleicht früher vergessen werden als die beiden Bände „Essays" und „Das Jahrhundert des Kindes" — von denen es nur die Verheißung in sich trägt; und schon heute scheint es nicht mehr viel Neues zu sagen. Das kommt aber wohl daher, daß es vor einigen Jahren bei seinem ersten Erscheinen — und besonders durch die auszugsweise Veröffentlichung in Zeitschriften — eine so mächtige Wirkung übte und von so plötzlichem starken Einfluß war, daß seine Ideen völlig in die Gedanken und Strebungen der Zeit eingedrungen und Eigentum aller geworden sind. Ist es doch, als hätte die Frauenbewegung, der Ellen Key damals als Warnerin entgegentrat, sich inzwischen nach ihrem Ideal geformt. Was damals Widerspruch und Entrüstung oder Jubel und Begeisterung hervorrief, ist heute der Majorität in Fleisch und Blut übergegangen; was damals eine neue wundersame Botschaft war, ist heute blasse Selbstverständlichkeit. Damals klang in den Rummel der Emanzipationskämpfe hinein die warnende Stimme einer führenden Frau: Ihr, die ihr immer nur nach der Gleichheit strebt, die ihr euer Leben dem Ziele weiht, das Weib dem Manne gleich zu machen, haltet ein! Vergeßt in eurem Freiheitstaumel nicht, daß es mit der Befreiung der Frauenkräfte allein nicht getan ist; daß es sich auch darum handelt, die befreiten Kräfte richtig zu gebrauchen, zum eigenen Wohl und zum Wohl der Menschheit. Die radikale Frauenbewegung aber ist daran, die befreiten kostbaren Kräfte auf einen verfehlten Weg zu leiten. Die Frau ist das Genie der Gefühle, wie der Mann das Genie der Gedanken ist. Beide haben gleich viel geschaffen für das Werk der Kultur, ihr Einsatz ist gleich an Wert, aber verschieden an Art. Will man nun die Frau von ihren eigensten Gebieten ganz und gar den Arbeitsgebieten des Mannes zuführen, so wird eine höchst schädliche Vereinseitigung des intellektuellen Lebens die Folge sein. Die Frau wird trachten, sich im Laufe der Generationen mühsam der Eigenart des Mannes nachzubilden, statt ihre Eigenart zu vervollkommnen und zu pflegen. Das Ziel der Zukunft ist aber nicht Nivellierung, nicht Vernichtung der individuellen Verschiedenheiten, die das Leben reich machen, sondern im Gegenteil, höchste Differenzierung auf allen Gebieten. Die Frau muß vollkommen frei sein: aber nicht, um ein Mann zu werden, sondern um sich zu einem vollkommeneren Weib zu entwickeln. Wo immer sie sich betätigt, sei es in gelehrten Berufen, sei es im politischen Leben — überall ist es ihre Aufgabe, nicht dasselbe zu leisten, wie der Mann, sondern etwas ganz anderes, gerade das, was er nicht zu leisten imstande ist, und was nur sie allein leisten kann. Ellen Key weist sehr richtig darauf hin, daß die Emanzipationsbestrebungen bisher immer nur für die Rechte der unverheirateten Frau eintreten, statt sich zuerst mit dem weit wichtigeren, weil umfassenderen Problem zu befassen, wie man der verheirateten Frau das Recht über ihre Person, ihr Eigentum und ihre Kinder verschafft. Daß die vorliegende Broschüre sich nicht so gut liest wie die anderen Bücher Ellen Keys, mag an der Uebersetzung liegen, die in einem trockenen Amtsstil verfaßt ist. Nur an einzelnen Stellen wird sie überwältigt von der farbenprächtigen Glut jener enthusiastischen Bilder, die für die schwedische Prophetin so charakteristisch [illegible]

Helene [illegible].

Dr. Rudolf Fürst: „Gottfried Kellers Martin Salander." Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Aesthetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon. Heft 8. Leipzig, B. G. Teubner, 1903.

Selten ist ein [illegible] wie Gottfried Kell[ers] [illegible]

des Dichters zurückstehen. Aber er enthält doch so viel ewig Wahres und ewig Schönes, daß man über das Allzumenschliche getrost hinweggleiten mag. Freilich, Gottfried Keller ist überhaupt nicht jedermanns Sache. Er hat einmal den Gedanken ausgeführt, Goethe sei ein Kleinod, das man in Kriegszeiten vergrabe, und erst wenn der Feind verjagt sei, friedlich durchs Land leuchten lasse. Das gilt vielleicht in noch höherem Maße von ihm selbst. Wer die ausgereifte, abgeklärte Ruhe, die Kellers Schöpfungen durchweht, künstlerisch genießen will, der muß sich abseits begeben vom Lärm des Alltags, der muß Feiertagsruhe in sein Herz einkehren lassen und muß vor allem über den Dingen stehen können, wie der Dichter selbst mit seiner köstlichen Mischung von Realismus und Humor, der ja — nach einem Worte Kuno Fischers — den Himmel nur im Angesicht der Erde sucht. Dem Kellerschen Roman weitere Kreise zu gewinnen, ist die verdienstvolle Aufgabe der Studie Rudolf Fürsts. Der Verfasser hält zunächst Rückschau auf dem Gebiete des Schweizer Erziehungsromans und führt den „Martin Salander", den er als polemischen Erziehungsroman betrachtet, über Jeremias Gotthelf zurück bis zu Pestalozzis „Lienhart und Gertrud". Kellers Leben wird flüchtig gestreift, seine Hauptwerke kurz charakterisiert. Dann wendet sich Fürst dem Salander zu, „dem größten Erziehungsbuch, das dem von Pestalozzi, Gotthelf und anderen ausgestreuten Samen entsprossen ist". Eine kurze Darstellung der dem Roman zugrunde liegenden politischen und sozialen Verhältnisse sowie eine knappe Inhaltsangabe dienen zur Orientierung. Den wichtigsten und wertvollsten Teil der Arbeit aber bildet naturgemäß die von tiefem Verständnis getragene Analyse des Werkes, die treffende Bemerkungen über die Technik und Charakterzeichnung in diesem Roman enthält. Sie bietet nicht nur dem Neuling eine willkommene Handhabe, sondern sie wird auch manchem alten Freunde der Kellerschen Dichtung dankenswerte Anregung bringen.

S. W.

„Das Suchen der Zeit." Blätter deutscher Zukunft, herausgegeben von Friedrich Daab und Hans Wegener. Erster Band. Düsseldorf 1903. Karl Robert Langewiesche.

Der junge Verlag, der sich mit einer gefälligen Auswahl aus Carlyle und einem hübschen Kalender „Die Freude" vorteilhaft einführte, vereinigt in diesem Bande Aufsätze, die sich insoweit mit der deutschen Zukunft beschäftigen, als sie der Sehnsucht nach einer deutschen religiösen Kultur Ausdruck geben. Es fehlt die Einheit, wird da ausgeführt; wir haben nicht, sondern suchen. Es treibt uns die Sehnsucht nach Persönlichkeit. Im Menschen ist die Welt zum Selbstbewußtsein, zur Persönlichkeit gelangt; als das letzte Ziel der Weltentwicklung wird die Schaffung der religiösen Persönlichkeit hingestellt. Zu dieser vermag uns das Christentum zu führen, aber weder der Katholizismus, der als Hemmnis deutscher Zukunft anzusehen ist, noch der Protestantismus, der, in seiner dogmatischen Erstarrung wenigstens, überwunden werden muß. Er bildet aber doch den Boden, aus dem das neue deutsche Christentum, die neue deutsche Kultur sprießen soll. Das Buch bietet freilich nichts Neues; zunächst erinnert man sich an Gedanken, die bedeutende Anregung zu geben vermögen —, Emerson und Maeterlinck, bis vor wenigen Jahren zärtlich gehegte Lieblinge einer kleinen Gemeinde, scheinen weitesten Kreisen bekannt zu werden, und für das vorliegende Buch sind auch moderne Theologen (zum Beispiel Arthur Bonus mit seiner Schrift „Religion als Schöpfung") maßgebend geworden. Die Auseinandersetzung mit Nietzsche aber, der doch nicht zu entgehen ist, macht größte Schwierigkeiten; man höre: „Er unternahm es, sich zu einem Größeren zu machen, als er in der Tat war" . . . Dieses gewaltsame Verfahren ist nichts anderes „als der Ausdruck eines vorhandenen, aber nicht eingestandenen Mangels seines Wesens", der Psychologe hört den Grundton heraus (oder hinein): „Es ist der Klang der Sehnsucht nach Persönlichkeit." So Friedrich Daab. Oder man lese Lhotzkys Aufsatz „Uebermensch und Herdenmensch. Auch eine Geschichte", in der der böse Kain Uebermensch den braven Abel-Herdenmenschen erschlägt. Denn der Uebermensch fürchtet, „der wahre Fortschritt (!) könne doch vielleicht vom Herdenmenschen kommen". Man bemerkt, daß auch dieses neue Christentum bereits seine Pfaffen hat.

Max Mell.

Revue der Revuen.

„Das freie Wort." Mercator möchte unsere Epoche das Zeitalter der Surrogate nennen. Für alles, was dem Menschen der Vergangenheit die Natur bot, muß sich der moderne Surrogate schaffen. Vom Aufgang der Sonne weiß er nichts mehr, wenn er auch in der Schule den einschlägigen Paragraphen in der „Physikalischen Geographie" auswendig gelernt hat. Das Häusermeer in der Stadt nimmt ihm ja jede Möglichkeit, die Sonne aufgehen zu sehen. Er hat es auch nicht nötig, denn in seinem Taschenkalender für zehn Pfennig steht ja, zu welcher Stunde die Sonne an jedem Tage aufzugehen hat. Durch die Strahlen der Sonne braucht er auch nicht mehr aus dem Schlafe geweckt zu werden [illegible] verfügt er doch über eine Weckuhr, auf die er sich fest verlassen kann. Ob die Sonne höher steigt, ob sie untergeht oder was sie sonst anfängt, beschäftigt unseren Kulturmenschen überhaupt nicht. Wenn es abends dunkel wird, steht uns so viel Lichtersatz zur Verfügung, daß uns die Sonne gar nicht mehr interessiert. Auch die Witterungsverhältnisse spielen für uns eine verhältnismäßig ganz untergeordnete Rolle. Wenn das Getreide auch schlecht reift, tritt für den Städter doch keine Not ein. Der Mangel wird aus den Ländern ersetzt, wo gute Ernten gewesen sind; wenn die Obst- [illegible]

wird, wie das Eis aus den Flüssen. Es scheint in unserer Zeit ein Axiom zu sein, daß man alles ersetzen kann. Wie sonderbar, daß niemand kommt und das Gegenteil behauptet, nämlich, daß man nichts ersetzen kann — umso sonderbarer, als jemand, der das sagen würde, wahrscheinlich der Wahrheit recht nahe käme.

„Nouvelle Revue." G. L. Jaray begrüßt freudig die freundschaftlichere Annäherung zwischen Frankreich und England, die er auf den Einfluß des Königs zurückführt. Schon Gambetta hatte stets eine Annäherung an England gesucht und gesagt, „auf London und Petersburg gestützt, wäre Frankreich unbezwinglich". Inzwischen haben sich die politischen Verhältnisse in Europa freilich verändert und gerade die Rücksicht auf die so wichtige russische Freundschaft verbietet Frankreich seinem guten Einvernehmen mit England in einem Bündnis Ausdruck zu geben, abgesehen davon, daß England keine Allianzen sucht und ein unverläßlicher Bundesgenosse ist. Aber die stets wachsende Rivalität zwischen England und Deutschland kommt der Annäherung an Frankreich zu statten, das überdies Englands beste Kundschaft ist. — Aus einem der früheren Hefte ist ein sehr bemerkenswerter Artikel von M. Gheusi über Madagaskar nachzutragen, worin der Verfasser von der segensreichen Tätigkeit der französischen Hilfsvereine auf der Insel berichtet. Unter den Eingebornen ragt besonders der Stamm der Hovas hervor, die zu Anfang des XIX. Jahrhunderts eine Entwicklungsfähigkeit aufwiesen, die fast der der Japaner gleichkam. Durch die vielen Kämpfe mit den Europäern waren die Eingeborenen sehr dezimiert und geschwächt, aber seit Frankreich endgiltig das Protektorat über die Insel erlangte, hat es sich die Aufgabe gestellt, das Volk dem Niedergang zu entreißen und der Wiederbevölkerung in jeder Weise aufzuhelfen. Es wurde zu diesem Zweck staatlich ein Gesundheitsdepartement errichtet, das vor allem eine Reihe von Hebammen anstellte, um durch Einführung und Ueberwachung einer rationellen Kinderpflege der großen Sterblichkeit unter den Säuglingen entgegenzuarbeiten. Viele Intelligente unter den Eingeborenen wurden zum medizinischen Studium herangezogen; überdies aber führte der Gouverneur, General Gallieni, eine Junggesellensteuer ein, während anderseits Familienväter, die über fünf Kinder aufzuweisen hatten, von der Steuer befreit wurden; überdies wurden alljährlich Kinderfeste veranstaltet und die Mütter von zahlreichen Kindern prämiiert. Auf der ganzen Insel ist Impfzwang und unentgeltliche Impfung eingeführt; überdies ist aber auch für Schutzimpfungen mit Serum vorgesorgt. Große Tätigkeit entwickelt die öffentliche Gesundheitspflege auch bei der Bekämpfung des Aussatzes und es wird auf strenge Isolierung der Aussätzigen gesehen, um die sich namentlich die Missionäre aufopfernd bemühen. Weniger glücklich ist die Regierung in der Bekämpfung der Trunksucht; die von einem französischen Beamten gegründete antialkoholische Gesellschaft hat bis jetzt nur ein einziges Mitglied, nämlich ihn selber.

„Contemporary Review." Ein Artikel von Emil Reich über die Zukunft der romanischen Völker. Von Spanien, das sehr langsam vorwärts kommt, scheint es dem Verfasser zweifelhaft, daß es je wieder seinen alten Rang einnehmen wird, doch dürfte es bei entsprechender innerer Entwicklung allmählich zu einer angesehenen Stellung unter den europäischen Völkern gelangen. Italien geht einer glänzenden Zukunft entgegen, doch hat es noch immer einen heftigen Konflikt mit dem Papsttum und dessen Parteigängern zu bestehen. Ueberdies ist seine Einigung innerlich noch lange nicht durchgeführt, da ein großer Partikularismus Römer, Florentiner, Neapolitaner voneinander trennt, die sich schon durch die Sprache, selbst in den gebildeten Ständen, lebhaft unterscheiden. Am ausführlichsten ergeht sich der Verfasser über die Franzosen. Als die merklichste Veränderung, die sich seit 1870 vollzogen, bezeichnet der Verfasser den Umstand, daß die Franzosen seither das Ausland, das für sie bis dahin geistig so gut wie nicht existent war, nun mit in Betracht ziehen. Sie wenden seinen Betätigungen nun viele Aufmerksamkeit zu und werden sehr fruchtbar davon beeinflußt. — Dr. Dillon wirft die Frage auf, wer eigentlich für den russisch-japanischen Krieg verantwortlich zu machen sei. Weder der Zar, noch der Mikado war kriegerisch gesinnt; Graf Lamsdorff predigte den Frieden und der Exfinanzminister v. Witte behauptete dem Verfasser gegenüber, wäre er im Amte geblieben, so wäre es nie zum Kriege gekommen. Am ehesten fällt also die Schuld auf den Gouverneur Alexejeff zurück, der zu weit ging, in der Zuversicht, die Japaner würden es nicht so weit kommen lassen. Den Krieg selbst hält Dr. Dillon für äußerst unfruchtbar, gleichviel, wie sein Ausgang sich gestalten möge; und deshalb könnten beide Parteien gar nichts Vernünftigeres tun, als ihm sobald als möglich wieder ein Ende zu bereiten.

Das Kindlein von Bethlehem.

Legende von Selma Lagerlöf.

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Vor dem Stadttore in Bethlehem stand ein römischer Kriegsknecht Wache. Er trug Harnisch und Helm, er hatte ein kurzes Schwert [illegible] der Seite und hielt eine lange Lanze in der Hand. Den ganzen [illegible] so regungslos, [illegible] daß man ihn wirklich für einen [illegible] durch das Tor [illegible] unter dem Torbogen [illegible] Korbe und Gefäße [illegible] den Boden neben den Kriegsknecht hin, aber er mußte sich kaum. [illegible]

[illegible] schien er [illegible] die hier arbeitet und [illegible] entfaltet, um dem [illegible] und den heißen [illegible]

Streit, wenn ein Reitertrupp sich auf eine Schar Fußvolk stürzt! Laßt mich die Tapferen sehen, die mit Sturmleitern vorwärts eilen, um die Mauern einer belagerten Stadt zu ersteigen! Nichts anderes kann mein Auge erfreuen als der Krieg. Ich sehne mich danach, Roms Adler in der Luft blinken zu sehen. Ich sehne mich nach dem Schmettern der Kupferhörner, nach den schimmernden Waffen, nach rot verspritzendem Blut.

Gerade vor dem Stadttor erstreckte sich ein prächtiges Feld, das ganz mit Lilien bewachsen war. Der Kriegsknecht stand jeden Tag da, die Blicke gerade auf dieses Feld gerichtet, aber es kam ihm keinen Augenblick in den Sinn, die außerordentliche Schönheit der Blumen zu bewundern. Zuweilen merkte er, daß die Vorübergehenden stehen blieben und sich an den Lilien freuten, und dann staunte er, daß sie ihre Wanderung verzögerten, um etwas so unbedeutendes anzuschauen. Diese Menschen wissen nicht, was schön ist, dachte er.

Und wie er so dachte, sah er nicht mehr die grünenden Felder und die Olivenhügel rings um Bethlehem vor seinen Augen, sondern er träumte sich fort in eine glühend heiße Wüste in dem sonnenreichen Libyen. Er sah eine Legion Soldaten in einer langen geraden Linie über den gelben Sand ziehen. Nirgends gab es Schutz vor den Sonnenstrahlen, nirgends einen labenden Quell, nirgends war eine Grenze der Wüste oder ein Ziel der Wanderung zu erblicken. Er sah die Soldaten, von Hunger und Durst ermattet, mit schwankenden Schritten vorwärts wandern. Er sah einen nach dem anderen zu Boden stürzen, von der glühenden Sonnenhitze gefällt. Aber trotz alledem zog doch die Truppe stetig vorwärts, ohne zu zaudern, ohne daran zu denken, den Feldherrn im Stiche zu lassen und umzukehren.

Sehet hier, was schön ist! dachte der Kriegsknecht. Seht, was den Blick eines tapferen Mannes lohnt!

Während der Kriegsknecht Tag für Tag an demselben Platze auf seinem Posten stand, hatte er die beste Gelegenheit, die schönen Kinder zu betrachten, die rings um ihn spielten. Aber es war mit den Kindern wie mit den Blumen. Er begriff nicht, daß es der Mühe wert sein konnte, sie zu betrachten. Was ist dies, um sich daran zu freuen? dachte er, als er die Menschen lächeln sah, wenn sie die Spiele der Kinder betrachteten. Es ist seltsam, daß sich jemand über ein Nichts freuen kann.

Eines Tages, als der Kriegsknecht wie gewöhnlich auf seinem Posten vor dem Stadttore stand, sah er ein kleines Knäblein, das ungefähr drei Jahre alt sein mochte, auf die Wiese kommen, um zu spielen. Es war ein armes Kind, das in ein kleines Schaffell gekleidet war und ganz allein spielte. Der Soldat stand da und beobachtete den kleinen Neuankömmling, beinahe ohne es selbst zu merken. Das erste, was ihm auffiel, war, daß der Kleine so leicht über das Feld lief, daß er auf den Spitzen der Grashalme zu schweben schien. Aber als er dann anfing, seine Spiele zu verfolgen, da staunte er noch mehr. „Bei meinem Schwerte," sagte er schließlich, „dieses Kind spielt nicht wie andere! Was kann es sein, womit es sich da ergötzt?"

Das Kind spielte nur wenige Schritte von dem Kriegsknecht entfernt, so daß er darauf achten konnte, was es vornahm. Er sah, wie es die Hand ausstreckte, um eine Biene einzufangen, die auf dem Rande einer Blume saß und so schwer mit Blütenstaub beladen war, daß sie kaum vermochte, die Flügel zum Fluge zu heben. Er sah zu seiner großen Verwunderung, daß die Biene sich ohne einen Versuch zu entfliehen, fangen ließ; und ohne ihren Stachel zu gebrauchen. Aber als der Kleine die Biene sicher zwischen seinen Fingern hielt, lief er fort zu einer Spalte in der Stadtmauer, wo ein Schwarm Bienen seine Wohnstatt hatte, und setzte das Tierchen dort ab. Und sowie er auf diese Weise einer Biene geholfen hatte, eilte er sogleich von dannen, um einer anderen beizustehen. Den ganzen Tag sah ihn der Soldat Bienen einfangen und sie in ihr Heim tragen.

Dieses Knäblein ist wahrlich törichter als irgend jemand, den ich bis heute geschaut, dachte der Kriegsknecht. Wie kann es ihm einfallen, zu versuchen, diesen Bienen beizustehen, die sich so gut ohne ihn behelfen und die ihn obendrein mit ihrem Stachel stechen können? Was für ein Mensch soll aus ihm werden, wenn er am Leben bleibt?

Der Kleine kam Tag für Tag wieder und spielte draußen auf der Wiese, und der Kriegsknecht konnte es nicht lassen, sich über ihn und seine Spiele zu verwundern. Es ist recht seltsam, dachte er, nun habe ich volle drei Jahre an diesem Tore Wache gestanden, und noch niemals habe ich etwas zu Gesicht bekommen, was meine Gedanken beschäftigte, außer diesem Kinde.

Aber der Kriegsknecht hatte durchaus keine Freude an dem Kinde. Im Gegenteil, der Kleine erinnerte ihn an eine furchtbare Weissagung eines alten jüdischen Sehers. Dieser hatte nämlich prophezeit daß einmal eine Zeit des Friedens sich auf die Erde senken würde. Während eines Zeitraumes von tausend Jahren würde kein Blut vergossen, kein Krieg geführt werden, sondern die Menschen würden einander lieben wie Brüder. Wenn der Kriegsknecht daran dachte, daß etwas so Entsetzenerregendes wirklich eintreffen könnte, da durchrann seinen Körper ein Schaudern, und er umklammerte hart seine Lanze gleichsam um eine Stütze zu suchen.

Und je mehr nun der Kriegsknecht von dem Kleinen und seinen Spielen sah, desto häufiger mußte er an das Reich des tausendjährigen Friedens denken. Zwar fürchtete er nicht, daß es schon angebrochen

sein könnte, aber er liebte es nicht, an etwas so verabscheuungswürdiges auch nur denken zu müssen.

Eines Tages, als der Kleine zwischen den Blumen auf dem schönen Felde spielte, kam ein sehr heftiger Regenschauer aus den Wolken herniedergeprasselt. Als er merkte, wie groß und schwer die Tropfen waren, die auf die zarten Lilien niederschlugen, schien er für seine schönen Freundinnen besorgt zu werden. Er eilte zu der schönsten und größten unter ihnen und beugte den steifen Stengel, der die Blüten trug, zur Erde hinab, so daß die Regentropfen die Unterseite der Kelche trafen. Und sowie er mit einer Blumenstaude in dieser Weise verfahren hatte, eilte er zu einer anderen und beugte ihren Stengel in gleicher Weise, so daß die Blumenkelche sich der Erde zuwandten. Und dann zu einer dritten und einer vierten, bis alle Blumen der Flur gegen den heftigen Regen geschützt waren.

Der Kriegsknecht mußte bei sich lächeln, als er die Arbeit des Knaben sah. „Ich fürchte, die Lilien werden ihm dafür keinen Dank wissen", sagte er. „Alle Stengel sind natürlich abgebrochen. Es geht nicht an, diese steifen Pflanzen auf diese Art zu beugen."

Aber als der Regenschauer endlich aufhörte, sah der Kriegsknecht das Knäblein zu den Lilien eilen und sie aufrichten. Und zu seinem unbeschreiblichen Staunen beugte das Kind ohne die mindeste Mühe die steifen Stengel gerade. Es zeigte sich, daß kein einziger von ihnen gebrochen oder beschädigt war. Es eilte von Blume zu Blume, und all die geretteten Lilien strahlten bald in vollem Glanze auf der Flur.

Als der Kriegsknecht dies sah, bemächtigte sich seiner ein seltsamer Groll. Man sehe doch, welch ein Kind! dachte er. Es ist kaum zu glauben, daß es etwas so Törichtes beginnen kann. Was für ein Mann soll aus diesem Kleinen werden, der es nicht einmal ertragen kann, eine Lilie zerstört zu sehen? Wie würde es ablaufen, wenn solch einer in den Krieg ziehen müßte? Was würde er anfangen, wenn man ihm den Befehl gäbe, ein Haus anzuzünden, das voll Frauen und Kinder wäre, oder ein Schiff in den Grund zu bohren, das mit seiner ganzen Besatzung über die Wellen führe?

Wieder mußte er an die alte Prophezeiung denken, und er begann zu fürchten, daß die Zeit wirklich angebrochen sein könnte, zu der sie in Erfüllung gehen sollte. Sintemalen ein Kind gekommen ist wie dieses, ist diese fürchterliche Zeit vielleicht ganz nahe. Schon jetzt herrscht Friede auf der ganzen Welt, und sicherlich wird der Tag des Krieges niemals mehr anbrechen. Von nun ab werden alle Menschen von derselben Gemütsart sein wie dieses Kind. Sie werden fürchten, einander zu schaden, ja, sie werden es nicht einmal übers Herz bringen, eine Biene oder eine Blume zu zerstören. Keine großen Heldentaten werden mehr vollbracht werden. Keine herrlichen Siege wird man erringen, und kein glänzender Triumphator wird zum Kapitol hinanziehen. Es wird für einen tapferen Mann nichts mehr geben, was er ersehnen könnte.

Und der Kriegsknecht, der noch immer hoffte, neue Kriege zu erleben und sich durch Heldentaten zu Macht und Reichtum aufzuschwingen, war so ergrimmt gegen den kleinen Dreijährigen, daß er drohend die Lanze nach ihm ausstreckte, als er das nächste Mal an ihm vorbeilief.

An einem anderen Tage jedoch waren es weder die Bienen noch die Lilien, denen der Kleine beizustehen suchte, sondern er tat etwas, das dem Kriegsknechte noch viel unnötiger und undankbarer dünkte.

Es war ein furchtbar heißer Tag, und die Sonnenstrahlen, die auf den Helm und die Rüstung des Soldaten fielen, erhitzten sie so, daß es ihm war, als trüge er ein Kleid aus Feuer. Für die Vorübergehenden hatte es den Anschein, als müßte er schrecklich unter der Wärme leiden. Seine Augen traten blutunterlaufen aus dem Kopfe, und die Haut seiner Lippen verschrumpfte, aber dem Kriegsknechte, der gestählt war, die brennende Hitze in Afrikas Sandwüsten zu ertragen, dünkte es, daß dies eine geringe Sache war, und er ließ es sich nicht einfallen, seinen gewohnten Platz zu verlassen. Er fand im Gegenteil Gefallen daran, den Vorübergehenden zu zeigen, daß er so stark und ausdauernd war und nicht Schutz vor der Sonne zu suchen brauchte.

Während er so dastand und sich beinahe lebendig braten ließ, kam der kleine Knabe, der auf dem Felde zu spielen pflegte, plötzlich auf ihn zu. Er wußte wohl, daß der Legionar nicht zu seinen Freunden gehörte, und er pflegte sich zu hüten, in den Bereich seiner Lanze zu kommen, aber nun kam er dicht an ihn heran, betrachtete ihn lange und genau und eilte dann in vollem Laufe über den Weg. Als er nach einer Weile zurückkam, hielt er beide Hände ausgebreitet wie eine Schale und brachte auf diese Weise ein paar Tropfen Wasser mit.

Ist dies Kind nun gar auf den Einfall gekommen, fortzulaufen und für mich Wasser zu holen? dachte der Soldat. Das ist doch wirklich ohne allen Verstand. Sollte ein römischer Legionar nicht ein bißchen Wärme vertragen können? Was braucht dieser Kleine herumzulaufen, um denen zu helfen, die keiner Hilfe bedürfen! Mich gelüstet nicht nach seiner Barmherzigkeit. Ich wünschte, daß er und all [illegible] nicht mehr auf dieser Welt wären.

Der Kleine kam sehr behutsam heran. Er hielt seine [illegible] fest zusammengepreßt, damit nichts verschüttet würde oder [illegible] [illegible] nun dem Kriegsknechte nahete, hielt er die Augen an[illegible] [illegible] das kleine bißchen Wasser gehütet, das er [illegible]

folglich nicht, daß dieser mit tief gerunzelter Stirne und abweisenden Blicken dastand. Endlich blieb er dicht vor dem Legionär stehen und bot ihm das Wasser.

Im Gehen waren seine schweren lichten Locken ihm immer tiefer in die Stirne und über die Augen gefallen. Er schüttelte mehrmals den Kopf, um das Haar zurückzuwerfen, damit er aufblicken konnte. Als ihm dies endlich gelang und er den harten Ausdruck in dem Gesichte des Kriegsknechtes gewahrte, erschrack er gar nicht, sondern blieb stehen und lud ihn mit einem bezaubernden Lächeln ein, von dem Wasser zu trinken, das er mitbrachte. Aber der Kriegsknecht hatte keine Lust, eine Wohltat von diesem Kinde zu empfangen, das er als seinen Feind betrachtete. Er sah nicht hinab in sein schönes Antlitz, sondern stand starr und regungslos da und machte nicht Miene zu verstehen, was das Kind für ihn tun wollte.

Aber das Knäblein konnte gar nicht fassen, daß der andere es abweisen wollte. Es lächelte noch immer ebenso vertrauensvoll, stellte sich auf die Zehenspitzen und streckte die Hände so hoch in die Höhe, als es vermochte, damit der großgewachsene Soldat das Wasser leichter erreichen konnte.

Der Legionär empfand es jedoch als eine solche Unbill, daß ein Kind ihm helfen wollte, daß er nach seiner Lanze griff, um den Kleinen in die Flucht zu jagen.

Aber nun begab es sich, daß gerade im selben Augenblicke die Hitze und der Sonnenschein mit solcher Heftigkeit auf den Kriegsknecht hereinbrachen, daß er rote Flammen vor den Augen lodern sah und fühlte, wie sein Gehirn im Kopfe schmolz. Er fürchtete, daß die Sonne ihn morden würde, wenn er nicht augenblicklich Linderung finden konnte.

Und außer sich vor Schrecken über die Gefahr, in der er schwebte, schleuderte er die Lanze zu Boden, umfaßte mit beiden Händen das Kind, hob es empor und schlürfte so viel er konnte von dem Wasser, das es zwischen den Händen hielt.

Es waren freilich nur ein paar Tropfen, die seine Zunge benetzten, aber mehr war auch nicht vonnöten. Sowie er das Wasser gekostet hatte, durchrieselte wohlige Erquickung seinen Körper, und er fühlte Helm und Harnisch nicht mehr lasten und brennen. Die Sonnenstrahlen hatten ihre tötliche Macht verloren. Seine trockenen Lippen wurden wieder weich, und die roten Flammen tanzten nicht mehr vor seinen Augen.

Bevor er noch Zeit hatte, all dies zu merken, hatte er schon das Kind zu Boden gestellt, und es lief wieder fort und spielte auf der Flur. Nun begann er erstaunt zu sich selbst zu sagen: Was war dies für ein Wasser, das das Kind mir bot? Es war ein herrlicher Trank. Ich muß ihm wahrlich meine Dankbarkeit bezeugen.

Aber da er den Kleinen haßte, schlug er sich diese Gedanken alsbald aus dem Sinn. Es ist ja nur ein Kind, dachte er, es weiß nicht, warum es so oder so handelt. Es spielt nur das Spiel, das ihm am besten gefällt. Findet es vielleicht Dankbarkeit bei den Bienen oder bei den Lilien? Um dieses Knäbleins willen brauche ich mir keinerlei Ungemach zu bereiten. Es weiß nicht einmal, daß es mir beigestanden hat.

Und er empfand wenn möglich noch mehr Groll gegen das Kind, als er ein paar Augenblicke später den Anführer der römischen Soldaten, die in Bethlehem lagen, durch das Tor kommen sah. Man sehe nur, dachte er, in welcher Gefahr ich durch den Einfall des Kleinen geschwebt habe! Wäre Voltigius nur um weniges früher gekommen, so hätte er mich mit einem Kinde in den Armen dastehen sehen.

Der Hauptmann schritt jedoch gerade auf den Kriegsknecht zu und fragte ihn, ob sie hier miteinander sprechen konnten, ohne daß sie jemand belauschte. Er hatte ihm ein Geheimnis anzuvertrauen. „Wenn wir uns nur zehn Schritte von dem Tore entfernen,“ antwortete der Kriegsknecht, „so kann niemand uns hören.“

„Du weißt,“ sagte der Hauptmann, „daß König Herodes ein mal ums andere versucht hat, sich eines Kindleins zu bemächtigen, das hier in Bethlehem aufwächst. Seine Seher und Priester haben ihm gesagt, daß dieses Kind seinen Thron besteigen wird, und außerdem haben sie prophezeit, daß der neue König ein tausendjähriges Reich des Friedens und der Heiligkeit einführen wird. Du begreifst also, daß Herodes ihn gerne unschädlich machen will.“

„Freilich begreife ich es,“ sagte der Kriegsknecht eifrig, „aber das muß doch das Leichteste auf der Welt sein.“

„Es würde allerdings sehr leicht sein,“ sagte der Hauptmann, „wenn der König nur wüßte, welches von all den Kindern hier in Bethlehem gemeint ist.“

Die Stirne des Kriegsknechtes [illegible] bedauerlich, daß [illegible] kommen.

[illegible]

durch ein Fest feiern, zu dem alle Knaben in Bethlehem, die zwischen zwei und drei Jahre alt sind, mit ihren Müttern geladen werden sollen. Und bei diesem Feste — — —“

Er unterbrach sich und lachte, als er den Ausdruck des Abscheues sah, der sich auf dem Gesichte des Soldaten malte.

„Guter Freund,“ fuhr er fort, „du brauchst nicht zu befürchten, daß Herodes uns als Kinderwärter verwenden will. Neige nun dein Ohr zu meinem Munde, so will ich dir seine Absichten anvertrauen.“

Der Hauptmann flüsterte lange mit dem Kriegsknechte, und als er ihm alles mitgeteilt hatte, fügte er hinzu:

„Ich brauche dir wohl nicht erst zu sagen, daß die strengste Verschwiegenheit nötig ist, wenn nicht das ganze Vorhaben mißlingen soll.“

„Du weißt, Voltigius, daß du dich auf mich verlassen kannst“, sagte der Kriegsknecht.

Als der Anführer sich entfernt hatte und der Kriegsknecht wieder allein auf seinem Posten stand, sah er sich nach dem Kinde um. Das spielte noch immer unter den Blumen, und er überraschte sich auf dem Gedanken, daß es sie so leicht und anmutsvoll umschwebte wie ein Schmetterling.

Plötzlich fing der Krieger zu lachen an. „Ja richtig,“ sagte er, „dieses Kind wird mir nicht mehr lange ein Aergernis sein. Es wird ja auch an diesem Abend zum Feste des Herodes geladen werden.“

Der Kriegsknecht harrte den ganzen Tag auf seinem Posten aus, bis der Abend anbrach und es Zeit wurde, die Stadttore für die Nacht zu schließen.

Als dies geschehen war, wanderte er durch schmale dunkle Gäßchen zu einem prächtigen Palaste, den Herodes in Bethlehem besaß.

(Schluß folgt.)

Eingesendet.

K. k. priv. Assicurazioni Generali. Aus dem am 18. März 1904 der Generalversammlung erstatteten Berichte der Zentraldirektion der k. k. priv. Assicurazioni Generali zu den Rechnungsabschlüssen pro 1903, dem 72. Betriebsjahre, geht hervor, daß die Garantiemittel der Gesellschaft im abgelaufenen Jahre um mehr als 18 Millionen (genau K 18,697.009·32) gewachsen sind und am Jahresschlusse die Höhe von K 227,329.923·25 erreicht haben.

Auch im 1903 hat sich der **Lebensversicherungszweig** der Anstalt in sehr erfreulicher Weise erweitert. In der **Feuerversicherung** und dem mit dieser vereinigten Geschäftszweige der **Einbruchsdiebstahlversicherung** war die Geschäftsentwicklung gleichfalls eine anhaltend günstige.

Den Rechnungsabschlüssen sind im Wesentlichen folgende Daten zu entnehmen:

Die Reserven der Lebensversicherungsabteilung betragen	K 174,192.245·16	
d. i. um	„ 14,902.386·03	mehr als im Vorjahre
und beziehen sich auf	„ 656,787.581·31	Kapital
und auf	„ 1,031.227·81	Rente.
Die Reserve für schwebend gebliebene Schäden beträgt		K 3,196.045·04.
Zur Deckung der am 31. Dez. 1903 laufenden Risken wurden für die Feuerversicherung eine Prämienreserve von		„ 8,669.902·26
(gegen 7,881.010·61) und für die Transportversicherung		„ 184.938·28
zurückgestellt.		

Die Prämienscheine und die in nachfolgenden Geschäftsjahren einzuhebenden Prämien aus den Feuer- und Einbruchsversicherungsbranchen betragen . . . K 86,523.237·41, gegen . . . „ 82,371.684·24 am Schlusse des Jahres 1902, und blieben aus der bilanzmäßigen Abrechnung gänzlich ausgeschieden.

Die Gewinnreserve beträgt	K 5,250.000·
„ Reserve für Kursschwankungen beträgt	„ 16,778.952·01

Die Reserven zur Ausgleichung einer Minderung des Zinsenerträgnisses wurde auf K 938.042·47 erhöht, des weiteren die Immobilienreserve mit K 211.904·08 bedacht. Unbeschadet der alljährlich zu Lasten des laufenden Geschäftes bewerkstelligten Abschreibungen von Verlusten auf uneinbringliche Ausstände, besteht ein abgesonderter, bisher noch nicht in Anspruch genommener Reservefond von K 160.000 für dubiose Ausstände. Die Gesellschaft gewärtigt an jährlichen Prämien nebst Zinsen über K 60,000.000 aus sämtlichen Zweigen. Durch die im Jahre 1903 für Schaden bezahlten K 26,668.093·31 erreicht die Summe der seit Bestehen der Gesellschaft vergüteten Schäden die Höhe von K 758,082.165·96.

Die ausführlichen Bilanzen sind im Inseratenteile enthalten. 1995

Die Zeit.

XXXIX. Band. Wien, den 9. April 1904. Nummer 497.

Der günstige Augenblick.

Die Politik ist keine Wissenschaft, eher eine Kunst. Der Fleiß, die schätzbare Bureaukraten- und Gelehrtentugend, hat noch nie einen Staatsmann gemacht; ihn macht das Talent. Und zwar das Talent der scharfen Beobachtung, des raschen Ueberblickes, des Zugreifens im richtigen Moment. Der Staatsmann, wie er sein soll, wird den Theoretikern gegenüber sich stets der praktischen Natur seiner Begabung bewußt bleiben. Es ist sehr gut, wenn er über ein reichhaltiges politisches oder volkswirtschaftliches Programm verfügt, aber das kann er von seinen Beamten ausarbeiten lassen, oder, wenn er ein moderner Mensch ist, von seinen Publizisten. Wichtiger als die Ideen, die er den Leuten vorträgt, müssen ihm die Ideen sein, die die Leute selber haben. Sein Studium muß vor allem den Menschen gelten, ihren Bedürfnissen, ihren Neigungen, ihren Leidenschaften, ihren Schwächen. Wenn er in alledem klar sieht, wird er den Gang der Dinge berechnen können und stets genau wissen, wann, wo und wie für ihn Erfolge zu holen sind. Er kann die Früchte nicht hervorbringen, die in langen historischen Prozessen reifen, aber wenn sie reif sind, muß er sie zu pflücken verstehen.

Seine Zeit verstehen — und zwar im Doppelsinne des Wortes: nicht nur das Wesen einer Generation, sondern auch das Wesen jeder Situation, jedes Momentes erfassen — das ist die Kunst des wahren Staatsmannes. Besäße Oesterreich einen solchen, er müßte in diesen Tagen mit konzentriertester Kraft, mit angespanntester Beobachtung am Werke sein. Denn auch hier naht vielleicht der Tag, wo es eine gereifte Frucht zu pflücken gibt. Die Kämpfe einiger Jahrzehnte scheinen dem Abschlusse zuzuneigen, wenn nicht dem letzten Ende, so doch einem Stadium, das dahin führen mag. Unverkennbar zeigen sich bei den im Völkerstreit Voranstehenden, bei Deutschen und Tschechen, Symptome eines tiefen Ruhebedürfnisses. Die Streiter sind erschöpft, und die Erschöpfung ist der beste aller Friedensvermittler. Der brutalste und verheerendste Krieg, den Europa jemals gesehen, hat dreißig Jahre gedauert, das dreißigste war an Zerstörungen und Blutopfern nicht ärmer als das erste, aber schließlich wurden die Fäuste doch schlaff, die Waffen entsanken ihnen, und es ward Frieden. Der deutsch-tschechische Streit hat an Dauer den Dreißigjährigen Krieg bereits übertroffen, er hat in den letzten sieben Obstruktionsjahren so viel Unheil über die Völker gebracht, als es Parteizwist nur irgend vermag — sollte auch da nicht endlich die Erbitterung der Ermattung weichen? Noch dringt zwar mancher wilde Schlachtruf aus dem tschechischen Lager herüber, aber wer ein politisch geschultes Gehör besitzt, muß merken, daß doch im ganzen der Ton der tschechischen Forderungen beträchtlich herabgegangen ist. Nach der Aufhebung der Badenischen Sprachenverordnungen hieß es, das Zentralparlament müsse ein für allemal unmöglich gemacht werden, der Zweck der Obstruktion sei kurzweg die Zertrümmerung der Verfassung. Nach einer Weile hörte man, für die dem tschechischen Volke angetane Schmach müsse volle Satisfaktion erstattet werden; das klang noch immer bös genug, aber immerhin war es schon ein Uebergang der Obstruktion vom [illegible] Zerstörung [illegible] sich noch weiter gemäßigt; jetzt wird wenig mehr von [illegible] und Satisfaktion gesprochen, sondern bereits in aller Ruhe zugegeben, daß man die innere tschechische Amtssprache [illegible] daß nur noch ihre Anerkennung de jure fehle. Jener tatsächliche [illegible] besitzt, von den [illegible] einzubekennen, wird nun zum erstenmal von den [illegible] eingestanden. Die Schmach war also keine so arge, die Satisfaktion braucht [illegible] zu [illegible]. Man läßt mit sich reden, man wird [illegible] in der [illegible] tatsfrage mit [illegible] handeln lassen.

Parteien mit [illegible] können die [illegible] der Kriegstrompete [illegible] Wählern zum [illegible] und die tschechischen [illegible] milder geworden [illegible] männlicher [illegible] schauen, muß [illegible] ein nationales [illegible]

liche Stimmungen und Regungen im ungarischen Reichstag benützt, um in einer Stunde wieder aufzubauen, was ein Unglücksjahr zerstört hatte. Wir haben viele Unglücksjahre hinter uns — dürfen wir die günstige Stunde ungenützt verstreichen lassen? Sollen wir warten, bis etwa ein Kriegsausbruch an unserer Südostgrenze eine Zwangslage schafft, unter deren Druck dann in regelloser Hast zusammengeflickt werden müßte, was wir heute noch mit Ruhe und Ueberlegung zusammenfügen können? An einem Friedensschlusse — oder sagen wir bescheiden: an einem Waffenstillstand zwischen Deutschen und Tschechen hängen so große Interessen, zu seinen Gunsten sprechen so viele Umstände — die Weltlage, der ungarische Ausgleich, außer- und innerpolitische, kulturelle und wirtschaftliche Gründe — und zudem ist die Sache so nahe gerückt, so zum Pflücken reif, daß man sich bangen und ungeduldig pochenden Herzens fragen muß: Gibt es denn in diesem Reiche keinen Staatsmann mehr, der die Autorität besäße, in solch entscheidungsschwerem Augenblicke die Geister wachzurufen und zu einigen?

In anderen Ländern hat man zu kritischen Zeiten stets Männer von erprobter Regierungstüchtigkeit zur Verfügung, und die öffentliche Meinung ruft sie herbei, wenn es Ordnung machen gilt. In Oesterreich heißt einmal regiert haben stets so viel, wie sich kompromittiert haben. Alle gewesenen Größen sind auch gefallene Größen. Im Jahre 1869 schrieb Adolf Fischhof: „Seit 20 Jahren legte kein leitender Staatsmann sein Portefeuille nieder, ohne seinen staatsmännischen Ruf und die Interessen Oesterreichs geschädigt zu haben.“ Wir können heute sagen: es ist seit 50 Jahren so. Die streitenden Völker haben nach diesen Erfahrungen das Vertrauen zu den Regierungsmännern, den Glauben an eine redliche Friedensvermittlung von oben verloren. Vorschläge, die von dieser Seite kommen, werden von vornherein nur als Mittel zu unbekannten höfischen Zwecken angesehen, man wittert Nebenabsichten, Hintergedanken, und das ist nicht die Stimmung, ein großes Friedenswerk zu schaffen. Wie die Dinge gegenwärtig liegen, kann der richtige Mann zu diesem Werke nirgends anders als auf parlamentarischem Boden zu finden sein. Das ist der Boden, auf dem in den meisten europäischen Ländern die Staatsmänner wachsen — warum sollte er gerade in Oesterreich steril sein und bleiben müssen? Gewiß ist die Aufgabe dadurch erschwert, daß derjenige, der sie lösen soll, die staatsmännische Autorität noch nicht besitzt, sondern durch die Lösung sie erst erwerben soll. Aber so hoher Kampfpreis sollte doch auch hohen Ehrgeiz wecken. Jetzt ist der Augenblick da, wo das Parlament allen seinen Verkleinerern und Schmähern zum Trotz, seine Lebenskraft zu erweisen vermag.

E. W.

Japan und China.

Es wäre [illegible] in dem [illegible] Kriegsdrama [illegible] Zeit in [illegible] Zelle von dem [illegible] Planes [illegible] wird. Und zwar [illegible] der [illegible] Stellungnahme der chinesischen Regierung [illegible] Einrichtungen [illegible] Regierungsmaßregeln [illegible] Unter [illegible]

massen und ihrer Erziehung, während die gebildeten Klassen — allerdings erst später, in der Tokugawa-Zeit — sich vornehmlich den freilich mehr philosophischen als religiösen Lehren des Confucius zuwandten. Poesie, Malerei, Architektur, lehnten sich auf das Engste an chinesische Vorbilder an und einer der wichtigsten ideellen Faktoren — die Sprache und Schrift Chinas wurde — allerdings in teilweise modifizierter Gestalt — geradezu ein integrierender Bestandteil des japanischen Kulturinventars.

Wir sind von der Schule her gewohnt, auf den uns so unsäglich schwerfällig dünkenden schriftlichen Ausdrucksapparat der Chinesen mit unendlichem Mitleid herabzublicken und übersehen dabei ganz, daß wir es hier nicht mit einer Schriftsprache, sondern mit einer Sprachschrift zu tun haben, welche die sprachlich bis zur vollkommenen Unverständlichkeit divergierenden 400 Millionen Chinesen, sowie weiter 100 Millionen Asiaten, welche sich der chinesischen Ideogramme bedienen, zu einem in geistiger Hinsicht einheitlichen Ganzen zusammenkittet. Daß es dem Einflusse der westländischen Kultur jemals gelingen könnte, die chinesische Schrift durch europäische Schriftzeichen zu ersetzen, ist aus Gründen, welche jedem Kenner des Chinesischen bekannt sind, deren Besprechung aber hier zu weit führen würde, vollkommen ausgeschlossen. Weit eher ließe sich vielmehr die Ansicht verfechten, daß einst eine, dem chinesischen Vorbilde nachgeahmte, allerdings wesentlich vereinfachte Ideenschrift zustande kommen könnte, welche von jedem Volke in seiner eigenen Sprache gelesen, ein internationales schriftliches Verständigungsmittel darstellen würde.

In jener, nun freilich schon bald zwei Dezennien zurückliegenden Zeit, da europäische Anschauungen und Einrichtungen in Japan den höchsten Kurswert erreicht hatten, wurde auch die Adoptierung des europäischen Alphabets ernstlich in Erwägung gezogen, ja es bildete sich in Tokio sogar eine eigene Gesellschaft zur Propagierung dieses Zweckes. Gänzlich unterschätzt wurde hiebei von den Reformern der enorme pädagogische Wert der chinesischen Schrift, deren Erlernung zwar selbst für den geborenen Japaner nicht weniger als acht Jahre angestrengten Studiums bedeutet, dafür aber sowohl Gedächtnis, wie Beobachtungssinn in ganz hervorragendem Maße entwickelt. Außerdem werden die hohen kalligraphischen Anforderungen gleichzeitig den Schönheits-, zum mindesten aber den Formensinn des Schülers und lehren ihn, den Pinsel mit einer geradezu künstlerischen Freiheit zu handhaben, welche durch den gewöhnlichen Zeichenunterricht unserer Schulen niemals auch nur annähernd zu erreichen ist. Endlich aber umgibt die chinesische Schrift das gesamte, so eigenartige Geistesleben der Ostasiaten mit einem, nur für ganz wenige auserlesene Europäer durchdringlichen Schleier und setzt dem Eindringen des fremden Einflusses einen weitaus unüberwindlicheren Widerstand entgegen, als seinerzeit die berühmte chinesische Mauer den Invasionen der Barbarenhorden.

Kein Wunder daher, daß die Reaktion gegen die erst unbedingte und maßlose Nachahmung der europäischen Kultur heute in Japan wieder auf die uralten chinesischen Traditionen zurückgreift und dadurch zu einem lebhaften, auch durch die kommerziellen und Verkehrsverhältnisse begünstigten Kontakt mit China veranlaßt wird. Da aber der Ehrgeiz — die dominierende Leidenschaft — der Japaner sich einige Beziehungen zwischen beiden Reichen nur in der Form einer japanischen Hegemonie vorstellen kann, ist die Richtung der nationalen Aspirationen Japans eine notwendigerweise vorgezeichnete.

An der Spitze der vorstehend skizzierten Bewegung, welche als eine durchaus nationale bezeichnet werden muß, steht kein Geringerer als ein Mitglied des kaiserlichen Hauses, Prinz Konoye. Eine von ihm gegründete Gesellschaft, die Toa-Dobun-Kai, verfolgt den Zweck, die Landeskenntnis Chinas unter der japanischen Bevölkerung zu verbreiten und unterhält in Nanking eine Schule, deren zirka 60 Frequentanten von 20 japanischen Praefekturen auf Landeskosten entsandt wurden. Auf politischem Gebiete sind in analoger Richtung tätig die „National-Liga", sowie die „Liga der Jünglinge". Die „Kokokugimu-Kai", eine Verbindung ehemaliger Seeoffiziere, sammelt schon seit drei Jahren Fonds für den nunmehr ausgebrochenen russisch-japanischen Krieg. Die „Kokuryu-Kai" oder „Amur-Assoziation" befaßt sich mit dem Studium der koreanischen und mandschurischen Verhältnisse, während die „Toyo-Mondai-Kenkyu-Kai" oder „Gesellschaft zum Studium der östlichen Fragen" sich die politischen, ökonomischen und militärischen Verhältnisse Rußlands, Chinas und Koreas zum Gegenstand ihrer Beschäftigung erwählt hat. Ein Studentenverein, die „Toyo-Seinen-Kai", pflegt die Verbrüderung zwischen Japanern und Studenten aus Indien, Korea und den Philippinen.

Parallel mit dieser heimischen Aktion schreitet die Bearbeitung der chinesischen Bevölkerung im Sinne der japanischen Politik. Eine rege Tätigkeit in dieser Richtung entfaltet die Druckerei der „[illegible] [illegible]-Kai", einer Gesellschaft, welche den Zweck verfolgt, japanische Werke durch Uebersetzungen den Chinesen zugänglich zu machen. Unter ihren Publikationen befinden sich Werke, wie: „Geschichte der [illegible] in Japan", „Staatswissenschaft", „[illegible]", „Militärwissenschaft" etc. Der [illegible] [illegible] [illegible] übernahm, [illegible] man fast vor einigen Jahren auf einmal über 10.000 Exemplare [illegible]

Universität in Peking, von einem amerikanischen Missionär, Dr. Martin, begründet, steht heute unter der Leitung eines Japaners, des Doktor Hattori und auch als Professoren wirken dort nunmehr bloß Japaner oder Chinesen. In Tokio sollen zur Zeit nicht weniger als 2000 chinesische Studenten sich befinden, darunter viele aus den angesehensten Familien des Reiches und sogar an 100 Mädchen.

Ein großer Teil dieser Studenten ist an der Militär-Akademie in Tokio oder an der „Seidscho-Gakko", einer militärischen Vorbereitungsschule, immatrikuliert. Anderseits sollen sich noch vor wenigen Monaten in den Reihen der chinesischen Armee nicht weniger als 200 japanische Offiziere als Instruktoren ꝛc. befunden haben. Genaue Auskunft über ihre gegenwärtige Anzahl vermöchte wohl bloß der japanische Militär-Attaché in Peking, Generalmajor Yamani, zu geben; übrigens tragen sie die chinesische Uniform und haben sich sogar Zöpfe beigelegt, so daß sie sich von ihren chinesischen Kameraden in nichts unterscheiden. Es heißt, daß die japanische Regierung sie China kostenfrei beigestellt hat. Jedenfalls ist ihr Gehalt, wenn sie einen solchen beziehen sollten, ein weitaus geringerer als jener der europäischen Militärinstruktoren.

Als Stützen des japanischen Einflusses in China können bezeichnet werden die Vizekönige Tschang Tschi Tung und Yuen-Schi-Kai, ferner Prinz Tsai Tschen, welcher China bei der Krönung Eduards VII. vertrat und Na Tung, eines der hervorragendsten Mitglieder des Tsungli-Yamen. Die beiden Letzteren haben im Vorjahr auch die japanische National-Ausstellung in Osaka besucht, wobei sie zugleich mit einer Mission finanziellen Charakters betraut gewesen sein sollen.

In Japan sind zirka 6000 Chinesen, meist Kaufleute, Handwerker ꝛc. ansässig, während die Zahl der in ganz China, hauptsächlich natürlich in den Hafenstädten, angesiedelten Japaner wahrscheinlich eine weit höhere sein dürfte. Interessant ist, daß die in Niederländisch-Indien, speziell in Batavia, Samaranda und Soerabaja, lebenden Chinesen, deren Zahl kaum unter 60.000 betragen dürfte, sich vor einiger Zeit an die japanische Regierung mit der Bitte um Aufnahme in den japanischen Staatsverband gewendet haben, um auf solche Weise gegen die angeblichen Bedrückungen seitens der niederländisch-indischen Kolonialregierung den Schutz einer nach außen hin respektierten Macht zu erlangen.

Auch auf rein wirtschaftlichem Gebiete finden wir in Japan den Zug nach dem Westen gewissermaßen als historische Notwendigkeit vorgezeichnet. Das eigentliche Japan (mit Ausschluß der Inseln Jezo und Formosa) besitzt eine Bevölkerungsdichte von zirka 160 Einwohnern auf den Quadratkilometer, gehört also jedenfalls zu den meistübervölkerten Ländern der Welt. Wenn man bedenkt, daß wegen der gebirgigen Bodenbeschaffenheit bloß zirka 16 Prozent des Gesamtareals unter Kultur stehen, so ist nicht zu verwundern, daß sich seiner heute nahe an 48 Millionen zählenden und sich rapid vermehrenden Bevölkerung schon seit einiger Zeit ein lebhaftes Expansionsbedürfnis bemächtigt hat, welches sich zunächst als Emigrationslust äußerte und mit der Entwicklung der militärischen Machtmittel allmählich in das Streben nach territorialen Erwerbungen überging. Die Richtung dieser letzteren aber ist durch den Punkt des geringsten Widerstands von selbst gegeben, ganz abgesehen von der Anziehungskraft, welche die, den japanischen so analogen und viel günstigeren Lebensbedingungen des ostasiatischen Festlands notwendigerweise ausüben müssen.

Obwohl sich gerade in letzter Zeit die Studien gelehrter Japaner mit Vorliebe auf dem Gebiete des Pan-Asiatismus bewegen und die unleugbare Tendenz vorhanden ist, aus religiösen, philosophischen und ästhetischen Analogien eine angebliche Einheitlichkeit des asiatischen Denkens und Fühlens herauszukonstruieren, erscheint das Schlagwort des Pan-Mongolismus heute noch gleichwohl als mindestens zu früh lanciert. Sicherlich ist jeder Japaner im Innersten felsenfest davon überzeugt, daß sein Land von der Vorsehung dazu bestimmt ist, die Führerrolle in Ostasien zu übernehmen, aber ebenso sind sich die leitenden Staatsmänner Dai-Nippons nur zu wohl der ärmlichen Ressourcen bewußt, welche ihnen derzeit zur Durchführung einer solchen Aufgabe zur Verfügung stünden und werden es daher noch lange vorziehen, unter der Flagge europäischer Kultur und Zivilisation den Untergang des europäischen Einflusses in Ostasien langsam, aber sicher vorzubereiten.

Tokio. **Francis Herbert.**

Ein Jahrbuch der Weltwirtschaft.

Die deutsche Gelehrtenarbeit hat im Laufe der Zeit durch eine kaum mehr zu überblickende Anzahl von Leistungen ein derartiges Renommee erworben, daß eine Mehrung, und wäre es durch die erstaunlichste Großtat an Mühe und Arbeit, nicht mehr denkbar erscheint; man hat sich so sehr an die Tatsache gewöhnt, jährlich eine ungeheure Summe an Geistesarbeit schöpferischer und kompilatorischer, auf deutschem Boden oder wenigstens von deutschen Männern verrichtet zu sehen, daß selbst Erscheinungen, die weit aus dem Rahmen des bisher Gebotenen heraustreten, mit jener gewissen Blasiertheit betrachtet werden, die unwillkürlich entstehen muß angesichts von Dokumenten [illegible] Arbeit wie jener Forschens und Strebens nach [illegible] Zusammenfassung. Zu diesen, einer ganz

besonderen Erwähnung und Aufmerksamkeit würdigen Erscheinungen deutschen Fleißes muß das nun abgeschlossen vorliegende Werk des bekannten Berliner Nationalökonomen Richard Calwer*) gezählt werden, ein Werk, dessen Erscheinen und Abschluß jeder Unbefangene, mag er auch mit den politischen Ansichten des Verfassers nicht übereinstimmen, nur mit wirklicher Freude begrüßen wird.

Auch das Programm des „Jahrbuches der Weltwirtschaft", dessen Vorläufer die Spezialmaterie „Handel und Wandel in Deutschland" zum Thema hatte, ist schließlich wiederum ein germanozentrisches, d. h. im Mittelpunkt auch des weltwirtschaftlichen Jahrbuches steht hauptsächlich die Rücksicht auf Deutschland: die wirtschaftlichen Faktoren des Auslands werden nur insoweit geprüft und betrachtet, als sie auf Deutschland Einfluß haben oder noch erhalten können, anderseits wird wiederum die Einwirkung des wirtschaftlichen Lebens in Deutschland auf die Wirtschaften des Auslands geprüft und untersucht. Hiebei wird aber der breiteste Raum der wirtschaftlichen Entwicklung der Hauptkonkurrenzländer Deutschlands, wie diese sich im Rahmen der großen Wirtschaftsgruppen präsentieren, gewidmet. Endlich trachtet die Untersuchung, die Neubildungen und die Veränderungen der weltwirtschaftlichen Beziehungen festzustellen und in ihrer Bedeutung für „den unausbleiblichen, aber erst in Ansätzen vorhandenen Organismus der Weltwirtschaft" zu würdigen.

Die Durchführung dieses stattlichen Programms bringt es mit sich, daß den Verhältnissen Oesterreich-Ungarns größere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Wenn wir auch in vielen Beziehungen — man denke nur an die heute brennender denn je gewordenen Kolonialfragen — Deutschlands Interessen nicht tangieren, so bleiben noch immer genug andere eminent wichtige zurück, die es bei einer kritischen Beleuchtung der Stellung Deutschlands auf dem Weltmarkte notwendig erscheinen lassen, auch häufig auf das östliche Nachbarreich die Blende zu richten: bei Besprechung der Lage des Arbeitsmarktes im allgemeinen nicht weniger als bei der kritischen Analyse der Spezialgebiete: Landwirtschaft, Bergbau und Eisenindustrie, Textilgewerbe, Nahrungs- und Genußmittelmarkt, Geld-, Börse- und Bankwesen, Verkehrsverhältnisse und Bevölkerungswesen.

Die Signatur des Wirtschaftsjahres 1902 war nach Calwer folgende: In den europäischen Ländern stand das ganze Jahr hindurch der Zeiger mehr oder weniger unter normal, wobei vom Standpunkt des deutschen Verfassers als erfreulich hervorgehoben werden darf, daß gegen Schluß des Jahres wenigstens in Deutschland eine Besserung eintrat. In den Vereinigten Staaten dagegen hielt der geschäftliche Aufschwung das ganze Jahr hindurch an, ja, man kann behaupten, daß er gerade im Jahre 1902 seinen Höhepunkt erreicht hatte. Zu diesen Resultaten kommt Calwer auf Grund einer Art Tagebuches, das er über die einzelnen Wirtschaftsgebiete führt und dessen Angaben ihn in Stand setzen, schließlich die entscheidende Konjunkturkurve zu zeichnen. Inwieweit sämtliche Resultate stimmen und nicht bloß mehr minder Effekte einer vielleicht subjektiven, auch vom Parteistandpunkt ausgehenden und beurteilenden Synthese sind, kann für alle Länder, denen Calwer die wirtschaftliche Bilanz zieht, vorab nicht gesagt werden. Vielfach richtig aber scheinen die für Oesterreich-Ungarn gefundenen Endergebnisse. Auch bei uns gestaltete sich das geschäftliche Leben ähnlich ungünstig wie im Deutschen Reich, obwohl ein für die wirtschaftliche Konjunktur der Monarchie sehr gewichtiger Faktor, die Ernte, besonders günstig ausgefallen war. In einem Staate mit noch vorwiegend landwirtschaftlicher Bevölkerung hätte dieser Umstand seine günstige Wirkung auf den Geschäftsverkehr nicht verhehlen dürfen. Allein außergewöhnliche Faktoren — vor allem wirtschaftliche Depression in Nachbarstaaten, Unsicherheit der politischen und nationalen Verhältnisse, Rohstoffteuerung und vollständiger Ausfall größerer industrieller Bestellungen — erwiesen sich stärker als die günstige Ernte, die sonst auf die Kaufkraft der Bevölkerung bestimmend einwirkte. Die Handelsbewegung war für unsere Monarchie insoweit nachteilig, als die Konkurrenz der ausländischen Waren auf dem inländischen Markte zunahm. Das Eisengewerbe und die Eisen verarbeitenden Branchen litten ganz besonders unter der heftigen Konkurrenz auf dem Weltmarkte. Damit geriet aber auch der Kohlenmarkt unter eine empfindliche Depression. Das Textilgewerbe kränkelte in allen seinen Zweigen unter einer Verteuerung der Rohstoffe, und die Zuckerindustrie erlitt durch die Brüsseler Konvention zunächst einen harten Schlag. Der im allgemeinen herrschende geschäftliche Stillstand äußerte sich auch im Eisenbahnverkehr: die Einnahmen der Bahnen gingen in Oesterreich z. B. um 1·2% per Kilometer zurück.

Bezüglich der Lage des Arbeitsmarktes in Oesterreich-Ungarn konstatiert Calwer, daß sich der Niedergang in fast allen Industriezweigen fortsetzte, mit einziger Ausnahme des Textil- und örtlich auch des Baugewerbes, daß am intensivsten aber sich die Krise auf dem Arbeitsmarkte der Metallarbeiter geltend machte. Starke Entlassungen und erhebliche Lohnausfälle gingen Hand in Hand. In einer Wiener Lokomotivfabrik z. B., in der im Jänner noch 170[illegible] Arbeiter einschließlich 26 Lehrlingen in Tätigkeit waren, wurden im Oktober nur noch 1095 Arbeiter einschließlich 20 Lehrlingen gezählt. Der durch die entlassenen 608 Arbeiter bewirkte wöchentliche Lohnausfall betrug 14.575 Kronen. Bei vier Industriewerken in der Nähe von Wiener-Neustadt waren am Schlusse des Jahres 1902 1715 Arbeiter weniger als in den vorhergegangenen drei Jahren beschäftigt und wurden 36.200 Kronen wöchentlich weniger an Lohn ausbezahlt. — Ueber die Verhältnisse der Wiener Börse äußert sich Calwer im Kapitel „Geldmarkt, Börse und Bankwesen" wie folgt: „Das Geschäft nahm einen durchweg unbefriedigenden Verlauf. Die Wiener Börse, die einst eine führende Rolle in Europa hatte, steht heute nicht nur hinter dem Einflusse anderer Geldmärkte weit zurück, sondern beginnt auch jener Funktion verlustig zu gehen, die sie als inländischer Haupteffektenmarkt zu erfüllen hat. Die drückende Besteuerung und eine erhebliche Rechtsunsicherheit haben die Spekulation von der Börse vertrieben. Auch das Publikum verkehrt viel mehr als früher mit den großen Banken direkt, anstatt durch Vermittlung der Börse... Von den großen Bewegungen, die infolge der Vorgänge an den amerikanischen Börsen die meisten großen Börseplätze im September ergriffen, war an der Wiener Börse nichts zu spüren. Höchstens hatten sie zur Folge, daß das Geschäft sich in noch engeren Grenzen hielt." 1899 betrug die Effektenumsatzsteuer 2,383.700, 1900: 1,398.837 und 1902: 1,284.476 Kronen, d. h. im Vergleich zum Jahre 1900, das bereits im Zeichen völliger Stagnation stand, war das Erträgnis um 8·2%, im Vergleich zu 1899 sogar um 46·2% zurückgegangen.

Ich habe als andeutende Stichproben aus den verschiedenen Kapiteln absichtlich nur gewisse, auf Oesterreich-Ungarn bezügliche ausgewählt, und mit den gegebenen selbst ist nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der speziell unsere Monarchie betreffenden Materien aufgezeigt. Bedenkt man, daß Calwer beinahe alle europäischen und außereuropäischen Länder, soweit sie für die Weltwirtschaft in Betracht kommen, mit gleichbleibender Gründlichkeit auf ihre ökonomische Struktur hin analysiert und daß innerhalb dieses Rahmens so ziemlich alles zur Besprechung gelangt, was Gegenstand einer wirtschaftlichen Analyse sein kann, unter vielem anderen z. B. die wichtigen Fragenkomplexe der Produktionskartellierung und der Trusts, der Arbeiterorganisationen und Streikbewegung, des Getreidewelthandels, des Kohlen-, Eisen-, Woll-, Zucker- und Seidenmarktes, der sibirischen Bahn und des transatlantischen Verkehres, so wird man die einleitende Behauptung nicht übertrieben finden, daß dieses Buch selbst jene Leistungen deutschen Fleißes übertreffen muß, die so viel zu seinem Renommee beigetragen haben. Und wenn, wie der Autor Calwer selbst zugesteht, der von ihm dem Büchermarkte übergebene erste Jahrgang der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, noch nicht vollkommen gerecht wurde, so muß gerechterweise konstatiert werden, daß sich der ernste Mann wohl ein sehr hohes Ziel gesteckt haben muß, und daß dieser „erste Versuch" für die Zukunft der noch folgenden Bücher das denkbar Günstigste erwarten läßt. Ich für meine Person wenigstens kenne nicht viele so gelungene „erste Versuche", wie das Calwer'sche „Jahrbuch der Weltwirtschaft".

Dr. Max Hardt.

Wundts Kompendium der Sprachwissenschaft.

Der erste, die Sprache behandelnde Teil von Wilhelm Wundts „Völkerpsychologie" ist schon 1900 (bei Wilhelm Engelmann in Leipzig) erschienen, aber bis jetzt in Zeitschriften wenig besprochen worden, woran sein monumentales Kaliber schuld sein mag. Gewürdigt und kritisiert werden kann ein solches Werk natürlich nur von Fachmännern in Fachzeitschriften und auch eine Inhaltsangabe würde an dieser Stelle kaum möglich sein, man müßte denn die neun Druckseiten füllenden Kapitelüberschriften abschreiben. Um aber doch den Lesern eine Ahnung davon zu geben, was sie ungefähr zu erwarten haben, wenn sie nach dem Buche greifen, mögen die Ansichten des großen Psychologen über einige der populärsten sprachwissenschaftlichen Fragen zusammengestellt werden. Wundt hebt zwar nachdrücklich hervor, daß er nicht Sprachforscher, sondern Psychologe sei; aber tatsächlich ist seine vom Standpunkt des Völkerpsychologen vorgenommene Untersuchung der Sprache eine kritisch gesichtete und verbesserte Zusammenfassung der Ergebnisse der Sprachwissenschaft geworden.

Im allgemeinen ist zu bemerken, daß Wundt alle Erklärungen zurückweist, die irgend eine Erscheinung ausschließlich auf physische oder ausschließlich auf geistige Ursachen zurückführen. Dem berühmten Verfasser der physiologischen Psychologie stellt sich das Seelenleben als die Einheit zweier Erscheinungsreihen dar, der physiologischen und der psychologischen, die parallel und beständig in einander eingreifend verlaufen, deren keine aber aus der anderen abgeleitet werden kann, obgleich man auch keine in irgend einem Momente ohne die andere zu denken vermag. Sprache ist nun psychophysische Ausdrucksbewegung. Wenn manchmal als das die Lautsprache von der Gebärdensprache Unterscheidende angegeben wird, daß sie zur Gedankenmitteilung diene, so ist das nicht richtig, denn auch der Taubstumme teilt durch seine Zeichen Gedanken mit, während anderseits weder Freuden- und Schmerzensrufe, noch das Denken in Worten Gedankenmitteilung sind. Der einzige Unterschied besteht eben darin, daß [illegible]

*) Das Wirtschafts[illegible] Arbeitsmarkt der Weltwirtschaft [illegible] von Richard Calwer. Zweiter [illegible] Gustav Fischer in Jena, 1903.

der Lautsprache Lautgeberden zu Hilfe genommen werden, deren tönendes Produkt, die Worte, mit der Zeit ein von den Geberden unabhängiges Dasein gewinnen. Im Anfang sind sie stets mit Geberden verbunden. Diese sind das Ursprüngliche und bilden sich auch ohne Laute zu einer wirklichen Sprache aus. Zunächst sind die Geberden nur Ausdrucksbewegungen. Die einfachsten Gefühle, die ausgedrückt werden, sind Lust und Schmerz. Das Mienenspiel, das sie ausdrückt, hängt mit den Geschmacksempfindungen zusammen. Bei Lustgefühlen nimmt der Mund die Form an, die geeignet ist, einen süßen Gegenstand mit dem für die Wahrnehmung des Süßen eingerichteten Teile, der Zungenspitze, in allseitige Berührung zu bringen, bei unangenehmen Empfindungen bewegen sich die Muskeln so wie beim Kosten des Bitteren, d. h. sie suchen den unangenehmen Gegenstand von der Gegend seiner Wahrnehmung, der Zungenbasis, fern zu halten. Gesellt sich dann dem Ausdrucke der Gefühle das Bedürfnis, Vorstellungen, Wünsche, Befehle, mitzuteilen, so werden die Gliedmaßen zu Hilfe genommen: der Finger zeichnet die Umrisse des Gegenstands, den man im Sinne hat, in der Luft, die Hand oder beide Hände stellen ihn durch Umfassungsbewegungen plastisch dar. Die abgeschwächte Greifbewegung wird zur Hinzeige- oder Deutbewegung: das Kind zeigt auf den Gegenstand, den es haben will, aber nicht erlangen kann, dann auch auf solche Dinge, die nur sein Interesse erregen. In diesen Bewegungen sind Willensäußerung und Kundgebung eines Gemütszustandes vereinigt. In so hohem Grade der Ausbildung wenigstens kommen die Deutgeberden nur beim Menschen vor; „darum ist kein Tier, nicht einmal der in der Organisation der Arme und Hände dem Menschen so nahestehende Affe, zu dieser Entwicklung hinweisender Geberden aus Greifbewegungen vorgeschritten". Bei wachsender Kultur und unter dem Einflusse der Lautsprache gesellen sich den natürlichen Geberden künstlich erfundene bei. Aus der Betrachtung eines ausgebildeten Systems von Zeichen, z. B. der Taubstummensprache oder der Zeichensprache zum Stillschweigen verurteilter Mönche, darf man aber nicht schließen, daß die Geberdensprache überhaupt künstlich erzeugt, erfunden sei; sie ist auf dem oben angedeuteten Wege natürlich entstanden und die natürlichen Geberden geben auch die Grundlage für die künstlich ausgebildete Zeichensprache ab. Diese ist aber nicht etwa bloß Ersatz für die fehlende Lautsprache, ganz allgemein oder in Fällen, wo diese nichts nützt, wie wenn Menschen verschiedener Stämme und Völker zusammenkommen, deren keines die Sprache des andern versteht, sondern sie ist die ursprüngliche Ausdrucks- und Mitteilungsart und begleitet auch noch die entwickelte Lautsprache, ihr Nachdruck verleihend und sie verdeutlichend. Der Kulturmensch, namentlich der ruhige und sich selbst beherrschende moderne Nordländer, mäßigt seine Gefühlsäußerungen und hält es wohl für Pflicht des Anstandes, sie ganz zu unterdrücken; Neapel dagegen hat mit den altitalienischen Göttern und Volkssitten auch die rhetorische Geberdensprache der Römerzeit in ununterbrochener Tradition bis auf unsere Tage fortgepflanzt. (Wundt gibt Abbildungen der neapolitanischen Geberden.) „Die Alten hatten ein lebendigeres Gefühl für die Bedeutung der Geberde, nicht weil ihre Kultur eine niedrigere, sondern weil sie eine andere war als die unsrige, und weil insbesondere der Sinn für die äußere Erscheinungsweise des Menschen feiner ausgebildet, in dieser Beziehung also die Kultur eine ästhetisch höhere war. Wenn sich dieses lebendigere Geberdenspiel bei den von ihnen abstammenden Völkern mehr in den niedrigen als in den höheren Kreisen der Gesellschaft erhalten hat, so ist dieser besondere Zug dann allerdings ein Symptom der Kulturstufe."

„Der Sprachlaut ist physiologisch betrachtet eine Ausdrucksbewegung, vor andern ausgezeichnet durch die Beteiligung der muskulösen Tonapparate des Kehlkopfes und der respiratorischen Muskeln, die das Anblasen der als schwingende Zungen wirksamen Stimmbänder vermittelt." Was dem Ausdrucke dient, das ist anfänglich nicht der Ton, sondern die Bewegung; daß der Bewegung ein Ton als Wirkung folgen wird, kann das stimmbegabte Wesen vor dem ersten Schrei nicht wissen. Erst, nachdem es diese Wirkung kennen gelernt hat, benützt es auch sie. Modulation und Artikulation (Buchstabenbildung) sind die beiden Zweige, in denen sich vom ersten Schmerzensschrei an die Lautbildung beim Menschen entwickelt. Der Vogelgesang ist nur mit Einschränkung als Vorstufe der menschlichen Sprache anzusehen, weil diese unmelodisch, der menschliche Gesang aber auch auf seinen niedrigsten Stufen schon Kunstprodukt ist. Wenn untersucht wird, welche Schlüsse auf die ursprüngliche Bildung der Sprachelemente aus den ersten Sprechübungen des Kindes zu ziehen sind, so ist dabei deswegen große Vorsicht zu beobachten, weil diese Uebungen im Verkehr mit sprechenden Erwachsenen und unter ihrer beständigen Leitung angestellt werden. Das Kind erfindet nicht ein einziges Wort, und der Einfluß der Erwachsenen äußert sich schon beim Lallen, das z. B. bei deutschen und bei englischen Kindern verschieden [illegible]; bei englischen Kindern kommen in der 11. Woche Laute wie dibble und ung [illegible] die man bei deutschen nicht [illegible]. Da aber die Sprache [illegible]

[illegible]

schuld ist, sondern teils unvollkommene Auffassung des Vorgesprochenen, also falsches Hören (auch unvollkommenes Sehen der Mundbewegungen), teils die Kontaktwirkung der Laute, d. h. die Neigung, einen Vokal und öfter noch einen Konsonanten dem nachfolgenden oder dem vorhergehenden ähnlich zu machen, also die Assimilation, die bei der Aus- und Umbildung aller Sprachen eine so große Rolle spielt.

Die Entstehung der Wörter muß von Naturlauten ausgegangen sein. Ma ist nur Ausdruck behaglicher Stimmung, Mama schon ein Wort. Zum Empfindungsausdruck, der sich als Interjektion bis in die höchst entwickelten Sprachen hinein erhält, kommt die Nachahmung, und zwar die Nachahmung d e s Lautes (Kukuk, Uhu, krächzen) und die Nachahmung d u r ch den Laut; zwischen dem Klange von Wörtern, wie flimmern, krabbeln, kribbeln, wimmeln und den damit bezeichneten Bewegungserscheinungen besteht eine gewisse Aehnlichkeit. Doch darf man sich nicht vorstellen, daß alle Wörter jedes einzeln für sich entstanden seien, vielmehr hat man sich im allgemeinen den Satz als das erste zu denken, das ist nach Wundt „den sprachlichen Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zu einander gesetzten Bestandteile". Nach und nach werden diese Bestandteile ausgesondert und gehen nun als selbständige Gebilde andere Verbindungen ein als die, in der sie entstanden sind. Die Umwandlung und Vervielfältigung der Wörter verläuft hauptsächlich in der Form des Lautwandels und des Bedeutungswandels. Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der Laute, die größere Bequemlichkeit bei ihrem Zusammenfügen sind physische, die gewohnheitsmäßige Assoziation und die Aehnlichkeit von Vorstellungen sind psychische Ursachen von Neubildungen. Auf höheren Stufen greifen bewußte Reflexion und Absicht ein. Die Volksetymologie macht aus dem lateinischen mulus den Maulesel, weil sie an ein Wort ihrer Sprache anknüpfen will, an ein Wort, dessen Sinn sie versteht, aus pfudelnaß pudelnaß, weil der Ausdruck pfudel für Pfütze verloren gegangen ist; sie denkt jetzt an einen aus dem Wasser kommenden Pudel. Die von Gelehrten geschaffenen technischen Kunstausdrücke wachsen heute bekanntlich ins ungemessene, so daß die Angehörigen verschiedener Fächer einander kaum noch verstehen. Weniger bekannt ist, daß auch Wörter wie Gewissen, Bewußtsein, Vorstellung, Entwicklung, Folgerung, Mitleid, Selbstgefühl, Selbstsucht, absichtliche Gelehrtenschöpfungen sind, und daß die Leibniz'sche Schule die Bereicherung der deutschen Sprache mit guten neuen Abstrakten methodisch betrieben hat. Das Wort Gas verdanken wir dem Arzte und Philosophen van Helmont; er hat bei seiner Neuschöpfung an Chaos, blasen und Geist gedacht. Vielfach wirken Zufälle ein. Das Wort Egoist haben zuerst die Gelehrten von Port Royal in der Bedeutung des heutigen Solipsist gebraucht, dann ist es in die Volkssprache übergegangen durch die Lustspielfigur des Renommisten, der Egoist genannt wurde, weil „ich" immer sein drittes Wort war. Jede Kulturbewegung findet in der Sprache ihren Ausdruck; die Kirche, der Staat mit seinen Einrichtungen und seinem Verfassungswandel, haben eine Fülle neuer Worte eingeführt, jede neue Wissenschaft, jeder Fortschritt einer alten, jede Erfindung tut dasselbe. Die höhere, verwickelte, reichere Kultur hat mehr Worte nötig als die ursprüngliche und einfache. Da ist es nun interessant, zu sehen, wie wenig auch in dieser Beziehung die bloße Zugehörigkeit zu einem Kulturvolke den Mitbesitz seiner Kulturgüter sichert, und in welchem Grade hohe Kultur ein Volk differenziert. Die neuesten englischen Wörterbücher enthalten 100.000 Wörter; Milton hat über 8000, Shakespeare über 15.000 verfügt; dagegen kennen manche heutige englische Landarbeiter nicht mehr als 300 Wörter, während sich der Wortschatz zweier zweijähriger Kinder gebildeter Familien, eines deutschen und eines englischen, die man beobachtet hat, auf 489 und 1121 Wörter belief.

Das Grimm'sche Gesetz der Lautverschiebung in den indogermanischen Sprachen, wonach im Laufe der Zeit die mediae b, d, g in die tenues p, t, k, diese in die aspiratae ph, th, ch übergehen, führt Wundt darauf zurück, daß sich mit fortschreitender Kultur das Tempo der Rede beschleunigt, beim raschen Sprechen aber d zu t, p zu ph wird. Die Abwandlung der Substantiva und der Verba hat sich in der Weise entwickelt, daß anfänglich ihre verschiedenen Beziehungen nur aus ihrer Stellung im Satze zu erkennen waren, daß diese Beziehungen dann durch Fürwörter und Verhältniswörter ausgedrückt wurden, die mit dem Stammwort verschmolzen und zu Kasus- und Verbalendungen wurden, daß die Sprachen zunächst eine Ueberfülle von Kasus, von tempora und modi erzeugten, die mit der Zeit auf eine kleinere Anzahl von Formen für die Hauptbeziehungen eingeschränkt wurde, daß zuletzt die Endungen wieder verloren gehen, statt ihrer Pronomina, Präpositionen und Hilfszeitwörter angewendet werden und die Sprachen sich so ihrer ursprünglichen Form wieder nähern, die sie hatten, ehe die Bestimmungswörter mit dem Stamme verschmolzen und Endungen wurden. Daß diese Rückbildung, die bekanntlich in der englischen Sprache am weitesten fortgeschritten ist, als Rückschreitung zu betrachten sei, läßt Wundt nicht gelten. „Die Sprache [illegible] bildlichen Ausdrücke von [illegible] Formen sind geeignet, [illegible] weil das Bild für eine Er[illegible] jedes Bild noch dazu ungenau [illegible] beeinträchtigt, indem sie

ihn mehr oder minder wichtiger Organe beraubt, seine Lebensfunktionen. Die Verwitterung zerstört das Gestein, indem sie es allmählich in seine Moleküle auflöst. Jene Veränderung der Formen, bei der die Wortverschmelzungen einer älteren Sprachperiode durch Kompositionen mit relativ selbständig bleibenden Hilfswörtern ersetzt werden, ist aber gerade so gut wie die in einer früheren Periode eingetretene Verschmelzung selbst eine Entwicklung, und zwar eine unter den gegebenen psychischen Bedingungen notwendige. Man könnte also mit demselben Rechte die dereinstige Bildung von Flexionselementen aus selbständigen Hilfswörtern eine Verstümmelung oder Verwitterung nennen. Es gibt überhaupt keine Periode der Sprache, wo nicht Elemente verloren gehen und dafür andere entstehen. In diesen fortwährenden Gegenwirkungen von Untergang und Neubildung besteht eben auf dem Gebiete der Sprache, geradeso wie auf dem des organischen Lebens, das, was wir Entwicklung nennen." Nur muß man diesen Vergleich nicht überspannen und, wie das ziemlich allgemein von den Sprachforschern, besonders in Beziehung auf die indogermanischen Sprachen, geschieht, von einer Ursprache reden, aus der sich die Tochtersprachen nach biologischen Gesetzen entwickelt hätten, ähnlich, wie sich Tier- und Pflanzenarten auseinander entwickelt haben. Am allerverfehltesten aber ist es, wenn man sich die angenommene Ursprache als Wurzelsprache vorstellt; die sogenannten Sprachwurzeln sind Kunstschöpfungen der Grammatiker. Die Ursprache ist so wenig zu ermitteln, wie der Urzustand des Menschen überhaupt. „Die Sprache ist kein lebendes Wesen, das von einem anderen Wesen ähnlicher Art herstammt und selbst wieder Kinder zeugt, sondern sie ist eine lebendige Betätigung des menschlichen Geistes, die sich mit den inneren und äußeren Bedingungen verändert, denen der Mensch unterworfen ist. Eben deshalb aber, weil sie nicht ein selbständiges Dasein außer dem Menschen führt, ist sie umsomehr ein treuer Ausdruck des menschlichen Geistes selbst, und trägt in jeder ihrer Formen die Spuren der Natur- und Kulturbedingungen an sich, denen der Mensch in seiner eigenen Lebensgeschichte und in der seiner Vorfahren unterworfen war."

Die Gesetze, nach denen sich die Sprache bildet, wandelt und entwickelt, bleiben natürlich immer dieselben. Bei der Erforschung dieser Gesetze hat die Beobachtung krankhafter Sprachstörungen bedeutende Dienste geleistet, und als Broca eine Ursache solcher Störungen in Verletzungen der nach ihm benannten Gehirnpartie, des Broca'schen Sprachzentrums, entdeckt hatte, gab man sich eine Zeitlang der Hoffnung hin, nicht allein jene Gesetze, sondern überhaupt den Ursprung aller Sprachbildung auf dem Wege der Hirnforschung ermitteln zu können. Unter der Nachwirkung von Galls Schädellehre bildeten sich Lokalisationshypothesen aus, von denen die einzelnen Hirnzellen als Kämmerchen aufgefaßt wurden, in deren jedem eine einzelne Vorstellung oder ein einzelnes Wort verwahrt würde. Es brauchten nun nur noch die Bahnen gefunden zu werden, auf deren das Verlangen nach einer Vorstellung in deren Residenz gelangt, und die anderen Bahnen, auf denen die gerufene Vorstellung ihren Wunsch, der Außenwelt zu erscheinen, den Sprachwerkzeugen übermittelt, so schien wenigstens eine Hauptsache erklärt zu sein. Wundt beweist, daß sich die Lokalisation nicht durchführen läßt, und daß bei der Forschung die Psychologie Führerin für die Physiologie sein muß, nicht umgekehrt. Die psychologischen Vorgänge sind nämlich weit zugänglicher als die physiologischen. Wir können es uns z. B. erklären, daß die Namen von Gegenständen, besonders von Personen, eher vergessen werden als abstrakte Ausdrücke. Denn der Gegenstand, die Person, können auch ohne den Namen vorgestellt werden; man bedarf also nicht jedesmal, wenn man an sie denkt, des Namens, und dieser wird nicht so fest eingeprägt wie z. B. ein Verhältniswort, ohne welches das entsprechende Verhältnis gar nicht gedacht werden kann. Dieses wird also besser eingeübt. Daß Einübung, sowohl psychologische als physiologische, die Hauptbedingung ist für das Einprägen und Erinnern der Wörter und für ihr promptes Erscheinen, wenn man sie braucht, ist eine der wichtigsten Erkenntnisse. Aber was bei der Einübung physiologisch vorgeht im Gehirn, das wissen wir vorläufig nicht. Die Physiologie vermag uns, „abgesehen von dem allgemeinen psychophysischen Prinzip der Funktionsübung und seiner letzten Zurückführung auf gewisse elementare Eigenschaften der Nervenerregung, über den Zusammenhang der zentralen Sprachstörungen, über ihre Korrelationen und Kompensationen nicht die geringste Auskunft zu geben". Und was die Leitungsbahnen betrifft, so liegen die ebensowenig fertig da, wie etwa für jede Vorstellung ein Wohnstübchen bereit steht. „Die Substrate der Nervenerregungen sind nichts Beharrendes, sondern in ihrer physiologischen Anlage zum Teil Erzeugnisse ihrer Funktionen." Die Einübung schafft erst Leitungsbahnen und verleiht gewissen Hirnteilen die Fähigkeit, Vorstellungen aufzunehmen, zu bewahren und wieder zu erzeugen. „Hiemit ist eine feste Lokalisation dieser Funktionen bereits ausgeschlossen."

Neiße. Karl Jentsch.

Das Pfarrhaus und die Literatur.

In einem weltabgeschiedenen protestantischen Pfarrhause Norddeutschlands ist der Roman gereift, der in zwei Jahren bis zu der einzig dastehenden Höhe von zweihundert Auflagen [illegible] Gustav Frenssens „Jörn Uhl". Das ist kein Zufall; [illegible] ein Geistlicher konnte dieses in seiner Komposition so lockere und fahrige, in seinem geistigen Gehalte so goldene, persönlich-seelsorgerische Buch schreiben, das so fromm und doch so frei sein Leben und unser Leben aufbaut. Und es ist kein Ausnahmsfall; die nachfolgenden Betrachtungen versuchen den geschichtlichen Nachweis, daß in tausend Fällen und mit den klangvollsten Namen das deutsche Pfarrhaus, vorab das evangelische, mit seinem unscheinbaren Giebel in die königliche Straße der Prachtbauten unserer Literatur hineinragt durch die Geister, die ihm entsprossen. Es hat in diesem Dienste nicht das geringste Stück seiner oft unterschätzten Kulturmission erfüllt. Fragen wir: was hat das Pfarrhaus der Literatur gegeben, und was hat die Literatur dem Pfarrhaus zurückgegeben?

Heinrich Heine hat dem Goethe'schen „Faust" nachgerühmt, seine Sprache sei aus dem Glockenerze geschmolzen, das von den Tagen der Reformation noch übrig geblieben sei. Mit diesem Worte hat ein gewiß unbefangener Zeuge die tiefen Beziehungen zwischen Pfarrhaus und deutscher Kultur an einem leuchtenden Einzelfalle festgestellt. Aber nicht bei Goethe erst hebt dieser geistige Austausch an. Klopstock, der fromme Sänger des „Messias", studiert in Jena Theologie, ehe er die Gestalt des Nazareners zum Thema seiner gewaltigen dichterischen Predigt auf der Weltkanzel erwählt. Und Lessing, der Kritiker des Pastors Goeze, entstammt einem Pfarrhause, in dem das geistliche Amt seit dem XVI. Jahrhundert vom Vater auf den Sohn sich vererbt hatte. Der Sohn des Kamenzer Oberpfarrers, „ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß", soll in Leipzig der Theologie zugeführt werden. Es ist nicht schwer, in seinem ganzen Wirken den mehreren Unzen Pastorenblutes nachzuspüren, die er im Leibe gehabt hat. Stellt man neben den Antigoeze, die Fragmente und die Erziehung des Menschengeschlechtes, seinen „Nathan", dies Friedensevangelium von dem Bruderstreite der Religionen, so ist für Lessing das Entscheidende gesagt. Wieland ist das charakteristische Seitenstück zu ihm. An dem Pietismus seines elterlichen Pfarrhauses im schwäbischen Reichsstädtchen Bieberach holt sich der hellenisch-französisch gestimmte Jüngling die Abneigung gegen alle moralische Gebundenheit, die dann in dem Protest gegen den klopstöckernden Züricher Kreis viel später erst zum Ausbruch kam. Wer die beiden Dialogromane Wielands: den „Peregrinus Proteus" und „Agathodämon", zur Hand nimmt, sieht in den dort zur Diskussion stehenden Themen — Christentum und Heidentum, und Pietismus und Schwärmerei — die Nachwirkung des Pfarrhauses auf den Dichter. Von Wieland gleitet unser Blick mühelos zum Pfarrerssohn von Röcken und Naumburg an der Saale: Friedrich Nietzsche hat den Theologen in sich niemals ganz überwinden können. Die Leidenschaftlichkeit seines „Antichrist" ist psychologisch nur von einem Apostaten verständlich, seine Probleme sind die der Ethik, und sein Zielgedanke von der ewigen Wiederkunft des Gleichen ist eine im Kern theologische Konstruktion. Daß in ihm aber das Pfarrhaus der deutschen Literatur den genialsten Meister der Sprache geschenkt hat, dem keiner der anderen in der Gegenwart gleicht, das geben ohne Rückhalt auch die erbitterten Gegner seiner Gedanken zu.

Johann Gottfried Herder steigt der deutschen Literatur als Seher herauf. Er war zeitlebens ein Pfarrherr, der Sohn des Glöckners, Lehrers und Tuchwebers von Mohrungen. Bei dem Ortsgeistlichen Trescho lernt er fremde Sprachen, als Theologe bezieht er die Königsberger Universität, um dann durch Hamanns Empfehlung an der Domschule in Riga als Geistlicher und Lehrer sein weltumfassendes Wirken zu beginnen. Er wird Hofprediger in seines Vaters Heimat Bückeburg; den Konsistorialrat beruft 1776 Karl August auf Goethes Rat nach Weimar als Hofprediger und Generalsuperintendenten. Das Weimarische Ländchen verdankt ihm einen Landeskatechismus und ein Gesangbuch; die Welt, die seine universalistischen Anregungen auf fast allen Gebieten des Geisteslebens empfangen, so reich, daß aus jeder dieser Anregungen eine große selbständige Wissenschaft herausgewachsen ist — sie dankt ihm die lehrreichen Briefe über das theologische Studium und vor allem anderen das Meisterwerk vom „Geist der hebräischen Poesie". Wenn die Welt der Gebildeten am 18. Dezember, dem hundertjährigen Todestage dieses Großen im Reiche des Geistes, daran gedacht hat, ein wie wunderbar ausgebildeter historischer Sinn, der das Nationale mit dem Universalen zusammenschaute, sich bei ihm neben einem zur Virtuosität entwickelten Kunstgefühle findet — so darf über der staunenden Bewunderung der unerhörten Rezeptionskraft, der die Fähigkeit geschlossener Reproduktion in keiner Weise entsprach, da die Fülle der Gesichte alle Linien sprengte, nicht vergessen werden, daß Herder, diese elektrische Wolke, vor allem zeitlebens ein Pfarrherr gewesen ist. Der Bund zwischen dem deutschen Pfarrhause und der literarischen Kultur ist zu ewigem Bestand im klassischen Weimar geschlossen worden.

Was Goethe dem Pfarrhause gab, ist nicht leicht mit einem Worte zu umschreiben. Am Anfang und in der Mittagshöhe seines Lebens steht das Pfarrhaus: das Sesenheimer Idyll hat den schönsten Lieder geboren, obwohl er die süßen Hoffnungen [illegible] Pfarrerstöchterlein einmal treulos niedergetreten hat; im Herder-[illegible] hause zu Weimar hütet Vater Goethe den Sohn und hört der [illegible] fertig wurden Herzensergüsse des Weisen [illegible]

zurückgeleitet; Goethe las begeistert des Aelteren theologische Erstlingsarbeit „Von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes". Das Herz des „heroischen Gläubigen" Jung-Stilling erschloß er sich durch seine Ritterlichkeit. Unter der Maske eines süddeutschen und eines französischen Landgeistlichen legte Goethe in zwei anonymen Schriftchen Lanzen ein für einen innigen Bibelglauben gegenüber der kalten Aufklärung. Diakonus Lavater trat daraufhin mit Goethe in einen Freundschaftsbund, der auf beiden Seiten eine Reihe von Jahren hindurch schwärmerisch gepflegt wurde, bis ihre Differenzen in der Auffassung der Person Jesu den definitiven Bruch zwischen ihnen herbeiführten. Goethe kritisierte das zudringliche Sammelsuriumwerk Lavaters, den apologetischen „Pontius Pilatus" mit den schneidenden Worten: „Ich kann es nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für deine gute Sache nicht ziemt, daß du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpiert, ausraufst, um deinen Paradiesvogel (Jesus) ausschließlich damit zu schmücken. Dieses ist, was uns notwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und den Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein dezidierter Nichtchrist bin, so hat mir dein Buch widrige Eindrücke gemacht, weil du dich gar zu ungeberdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst. Du findest nichts schöner als das Evangelium, ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadeter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich." An Herder schloß sich Goethe an, ohne selbst am kirchlichen Leben der Stadt sich zu beteiligen. Ich erinnere an das epische Gedicht „Hermann und Dorothea", dessen Verwicklung der würdige Pfarrherr löst, und an die Bekenntnisse der herrnhutischen schönen Seele in „Wilhelm Meisters Lehrjahren".

In Schillers Jugend ragt die Gestalt des wackeren Pfarrers Moser von Lorch hinein, der den Knaben für das Predigtamt so begeistert, daß er später mit Gewalt davon zurückgehalten werden muß. Schillers Schwager wird der edle Pfarrer Frankh, der seine Schwester Luise heimführt; in Jena verkehrt der neuberufene Geschichtsphilosoph besonders herzlich im Hause des Kirchenrats Griesbach, und in dreien seiner Werke walten Geistliche ihres Amtes: der Pfarrer Moser in den „Räubern", der dem Unhold ins Gewissen spricht, der lustige Kapuziner — dessen Modell der originelle Wiener Hofkaplan Abraham a Santa Clara abgab — in „Wallensteins Lager", endlich der Haushofmeister Melvil, der die sieben Weihen auf sein Haupt nimmt, um der unglücklichen Maria Stuart die Sterbestunde zu verklären.

Johann Georg Hamann, der ältere Freund Herders aus seiner Königsberger Zeit, der vielverschlungene krause Mystiker des Nordens, hat Theologie studiert — um sich in seinen wunderlichen, aber stets anregenden Büchern als einen desto grimmigeren Gegner aller Wissenschaftlichkeit aufzutun. Der Göttinger Hainbund liefert uns in Johann Heinrich Voß, den Dichter der Pfarrhausidylle von Eutin: „Luise", in der sich die Jungen wie die Alten den ungetrichterten toleranten Kaffee so gut schmecken lassen, bis Walter selbst sein geistlich Heim gegründet hat, in dem Moses, Konfuz und Homer, Sokrates, Zoroaster und Jesus von Petrus und Mendelssohn im brüderlichen Vereine verehrt werden. Und neben Voß steht der so jung verstorbene treffliche Hölty, dessen Vater Pfarrer war und der auch Theologie studierte; sein stimmungsvoller „Auftrag" bleibt ihm unvergessen:

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altare auf,
Wo an der Wand die Totenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die Harfe, rauscht mit dem roten Band,
Das an der Harfe festgeschlungen
Unter den goldenen Saiten flattert.

Oft, sagt er staunend, tönen im Abendrot
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton:
Die Kinder hergelockt vom Kirchhof
Hörten's und sah'n, wie die Kränze bebten.

Nur noch vom Hörensagen kennen wir Heutigen, soweit wir nicht „Zünftige" sind, die gefühlvolle Klostergeschichte „Siegwart", die Goethes „Werther" nachahmte; ihr Verfasser, Johann Martin Miller, ein Ulmer Kind und eines Pfarrers Sohn, ist als Dekan und geistlicher Rat gestorben. Nicht ebenso [illegible] das [illegible] Pfarrhaus bei Gottfried August Bürger an, der bei [illegible] herrlichen Großvater in Aschersleben erzogen, gegen seine Neigung Theologie studierte und [illegible]

[illegible]

auch neben seinem „Pontius Pilatus" und dem „Prophet Jona" die Studien zur Phrenologie anstellte, Konsistorialrat und Pfarrer an der Peterskirche zu Zürich gewesen ist. Auch der unglückliche Reinhold Lang, der Sohn eines livländischen Geistlichen, hat übrigens Theologie getrieben.

Der Pädagog mit dem Kindesherzen, Pestalozzi, der große Wohltäter und die Seele der modernen Volksschule, empfängt die reichste Anregung von seinem Großvater, dem Pfarrer in Höngg; hier saugt er, das „rechte Weiber- oder Mutterkind", wie er sich selbst bezeichnet, die Liebe zu dem niederen Volke mit der Luft ein und lernt den folgenreichen Satz der Landpastoren verstehen — dem auch Rousseau zustimmte und den neuerdings Rosegger und Bölsche so temperamentvoll vertreten —, daß alles Böse aus den großen Städten komme. Heinrich Pestalozzi will Landgeistlicher werden, um die Lage des armen Volkes aufbessern zu können; die Probepredigt, in der er jämmerlich stecken blieb, machte ihn anderen Sinnes. Allein hat es einen rührenderen Seelsorger der Armen und der Kleinen gegeben als den frommen Volkserzieher auf dem Neuhof, den Verfasser der ersten und besten Dorfgeschichte „Lienhard und Gertrud", deren Heldin dem Schulmeister wie dem Pfarrer beibringt, wie ein rechter Religionsunterricht zu erteilen sei, so daß er „keine Meinungen mehr auswendig lernen läßt, die Zahl der Sprüche vermindert und von Gott und göttlichen Dingen nur noch so redet, daß er alles auf das wirkliche Leben der Kinder bezieht"? Als der Greis in Iferton der treuen Lebensgefährtin die Leichenrede an ihrem offenen Sarge hielt, da hat er das Bekenntnis abgelegt: „Wir waren von allen geflohen und verspottet, Krankheit und Armut beugten uns nieder, und wir aßen unser hartes Brot mit Tränen. Was gab dir und mir in jenen schweren Tagen Kraft, auszuharren und unser Vertrauen nicht wegzuwerfen? Aus dieser Quelle — der Bibel — schöpftest du und ich Mut und Stärke und Frieden." Aus der Feder Pestalozzis ist auch das goldene Wort erhalten: „Man muß den Kindern die Religion nicht bloß in ihre Einbildungskraft und in ihr Gedächtnis hineinlegen, sondern man muß sie durch ihren Glauben und ihre Liebe zu den Pflichten, Anstrengungen und Ueberwindungen, die das Leben des Menschen täglich fordert, genügsam erhalten und sie darin beleben."

Wir wandern weiter. Der geistvolle und krause Jean Paul Friedrich Richter kommt aus den gedrückten Verhältnissen des Pfarrhauses zu Wunsiedel im Fichtelgebirge; auch er will anfangs Theologe werden, wird aber bald abgeschreckt. Jean Pauls Schulmeister Quintus Fixlein bildet sich zum Landpfarrer aus, um sein armes Edelfräulein heiraten zu können. Kosegarten, der Pfarrer auf Rügen in dem idyllischen Altenkirchen, dichtet seine „Inselfahrt" und das Matthisson'sche Epos „Arkona"; der größere Johann Peter Hebel, der bedeutende alemannische Dialektdichter, verwaltet als Prälat im badischen Karlsruhe den Kirchendienst. Schleiermacher, den Theologen, der den Platon neu übersetzt und die Lucinde verteidigt, verknüpfen die festesten Bande mit den Poeten seiner Tage und mit deren schöngeistigen Zirkeln; die Brüder Schlegel, die seinem Pfarrhause viel danken, waren selbst die Söhne eines Geistlichen. Denn die Romantik ist dem Bunde hold, den Poesie und Religion von je miteinander geschlossen haben — wie wäre sonst die Lichtgestalt des Novalis möglich gewesen? Zschokke schreibt in Erinnerung an seine theologische Studienzeit die vielgebrauchten „Stunden der Andacht"; Ernst Moritz Arndt und G. Schwab sind Theologen. Hell strahlt in unseren Tagen der Stern Eduard Mörikes, des zartsinnigen Schwaben — haben die, die seine Goethe'sche Lyrik preisen und seinen „Mozart auf der Reise nach Prag" bewundern, vergessen, daß der Pfarrer von Cleversulzbach ihnen die Idyllen erzählt und die Märchen vorplaudert? Gottfried Kinkel doziert in Bonn Kirchengeschichte, der Gutzkow des „Uriel Acosta" ist ein studierter Theologe; Emanuel Geibel, der Herold des neuen Deutschen Reiches, eines Pfarrers Sohn von Lübeck, Fritz Reuter holt sich seine Luise aus dem Pfarrhause, und Jeremias Gotthelf, der treffliche Volkserzähler, ist ein Geistlicher gewesen (Bitzius). So geht der Chor der Zeugen bis auf unsere Tage; daß Karl Gerok, der sangesfrohe Stuttgarter Prälat, und Emil Frommel, der Berliner Hofprediger, in ihren nicht geistlichen Schöpfungen der deutschen Literatur geschenkt haben, ist weithin bekannt; man könnte ihnen etwa noch den nordfriesischen Pfarrer K. Fries gesellen und den originellen katholischen Stadtpfarrer von Freiburg, Hansjakob, den Nachfolger des originellen Badensers Alban Stolz.

Reich, bewundernswert reich ist die Ausbeute, die die deutsche [illegible] aus dem Pfarrhause mitgebracht hat! Sie schildert in unge[illegible] Gattung den Träger [illegible]: den charaktervollen Pastor [illegible] ren und den idealistisch[illegible] n Idyllisch[illegible]; in geistigen [illegible] ichten; den historischen [illegible] Ich erinnere ganz flüchtig an [illegible] in Rugelaens „Erinne[illegible] Reinerrahmen" der Gräfin [illegible] so sah ein [illegible] Pfarrer von Breitendorf"

und an das jüngst erschienene ergreifende Buch des reichbegabten Wilhelm Hegeler: „Pastor Klinghammer.“ In unserer Seele leben die geistlichen Herren Anzengrubers und Roseggers, Björnsons und Ibsens, Hans Hoffmanns und Wilhelm Raabes — bis auf Kretzers „Bergpredigt“ und die verschiedenartigen Pfarrer bei Hauptmann und Sudermann, R. Voß und Lou Andreas, Gensichen und Ida Boy-Ed, P. O. Höcker und Worms, Hartleben, Dreyer und Ernst von Wolzogen. Welch eine Welt liegt zwischen C. F. Meyers gigantischem Pastorenroman aus dem dreißigjährigen Kriege „Jürg Jenatsch“ und der literarischen Ungezogenheit der „Gloriahose“ — aber alle Liebe und aller Spott, alles Recht und Unrecht in der schöngeistigen Betrachtung des Pfarrhauses bezeugen einstimmig den tiefgewurzelten Zusammenhang und die rege Wechselwirkung, in der beide Größen von jeher und bis in unsere Tage mit unverminderter Fruchtbarkeit gestanden haben: das Pfarrhaus und die Literatur.

Berlin. **Theodor Kappstein.**

Wettbewerb oder Auftrag?

(Fortsetzung.)

II.

Ich finde nicht, daß der freie Wettbewerb in künstlerischen Dingen zu verwerfen sei, weil man hie und da eine unliebsame Erfahrung damit macht.

Wir machen täglich viel bösere Erfahrungen mit den ohne Wettbewerb von Behörden und Privaten vergebenen Aufträgen. Das Mäzenatentum, das in vergangenen Kunstzeitaltern Bedeutendes förderte, versagt heute. Es war eben früher viel leichter, einen wirklichen Künstler und in jedem Falle den geeignetsten zu finden, denn das ganze Kunstleben war übersichtlicher und einfacher als das unsere.

Sich in dem verworrenen künstlerischen Treiben unserer Zeit zurechtzufinden, kann man nicht dem ersten besten Minister, Bürgermeister oder Kommerzienrat zutrauen, sondern doch nur den eigens dazu Berufenen. Darum bin ich für den freien Wettbewerb, als das kleinere Uebel.

München. **Benno Becker.**

Ich wollte, Ihre Umfrage ließe sich kurz und bündig beantworten. Das ist aber schon darum leider unmöglich, weil sie sich in zahlreiche Unterfragen gliedern läßt, deren Sie nur einen kleinen Teil gestellt haben. Nach der Fassung Ihres geehrten Schreibens könnten wir es z. B. nicht mit den Dramenkonkurrenzen zu tun haben, mit einem so wichtigen, wie dem Schiller-Preise, den Kaiser Wilhelm I. noch als Prinzregent gestiftet hat; und wenn wir an die ersten Jahre der Verteilung dieses Preises noch mit einiger Genugtuung denken können, so sehen wir das Votum der Richter in den letzten hinfällig werden und durch einen kaiserlichen Machtspruch Interessen in den Vordergrund treten, die mit der Kunst nichts mehr zu tun haben, so daß wenigstens ich den neugeplanten Volksschillerpreis einstweilen noch als ein Glück und als eine Besserung des jetzigen heillosen Zustandes betrachte. Auch die Sängerkonkurrenz, deren letzte in Frankfurt so viel Staub aufwirbelte, scheidet aus der Begutachtung aus, hoffentlich für alle Zeiten. Das Trifolium der Volksliederkomponisten, „Beethoven, Mendelssohn, Abt“, von kaiserlichen Lippen verkündet, klang für alle deutschen Künstler allzu beschämend, und wenn der Kaiser in seiner impulsiven Art auch manches feine Wort über den Charakter der von den Sängern besonders zu pflegenden Lieder gesprochen — wohin würde es kommen, wenn die Konkurrenzsänger zum Vortrag nur ganz schlichte Volksweisen wählten, anstatt so vielgliedriger, tiefer und herrlicher Kompositionen, wie z. B. Cornelius', „Alter Soldat“, dessen Tadler u. a. wahrscheinlich schon die schönen Eichendorff'schen Worte nicht genau gelesen haben. Eine jede Sängergruppe will doch die andere übertreffen, und was wird ihr schließlich übrig bleiben, als den Ausdruck zu steigern und damit in eine widerliche Sentimentalität zu geraten, die dem Männergesang so leicht schon anhaftet? Von anderen Konkurrenzen darf ich hier füglich schweigen. Haben wir es aber in Berlin nicht oft genug erlebt, daß der kaiserliche Wille das Votum einer Jury zunichte gemacht? Und haben wir viel damit gewonnen, daß Meister Begas, der Liebling des Kaisers, für Berlin Denkmal um Denkmal geschaffen hat, den alten Heldenkaiser und seinen großen „Handlanger“. Ist das der Bismarck Berlins, der Bismarck des deutschen Volkes, der der Geschichte? Der Wille eines Einzelnen, der Wille des Auftraggebers kann also sehr gefährlich werden, wenn er sich nicht von wahren Kunstverständigen weise beraten läßt. Aber wer unterwiese und beriete einen so ganz individuellen Geist, wie es der des Kaiser Wilhelm II. ist?

Dieser letzte Fall gehört zu denen, die Ihre Umfrage vor allem ins Auge gefaßt zu haben scheint, denn Ihre Beispiele stammen alle aus verwandten Gebieten; sie handeln von dem Bau des Wiener Stadtmuseums, dem Denkmal der Kaiserin Elisabeth und dem Bau der Wiener Postsparkasse, samt und sonders also von öffentlichen Denkmälern, Bauten und Statuen in Wien. Nun sind mir die Einzelheiten dieser Kämpfe nicht genügend bekannt, als daß ich darüber mitreden dürfte, aber es läßt sich leicht ersehen, daß die Mehrheit ihr Wort geltend gemacht oder als ausschlaggebend in die Wagschale geworfen hat. Und die Hauptfrage wird sich darum handeln, ob das Wort eines Einzelnen (des Auftraggebers) oder einer Mehrheit entscheiden soll, und daß sie so wenig rein zu lösen ist, wie die staatsrechtliche und das Lieblingsspiel aller Gymnasiastenkonventikel und Studentenverbindungen, ob Republik, ob Monarchie, denn eine jede Staatsform hat es mit demselben Material, mit dem Menschen, zu tun und eine geniale Tyrannis beschämt manche Republik. Man wird sich also nicht wundern dürfen, daß man mit dem Worte eines Einzelnen schon ganz so schlechte Erfahrungen gemacht hat und wieder machen kann, wie mit dem Votum einer Mehrheit. Ich persönlich bin immer noch geneigt, mit Schillers Sapieha der Menge zuzurufen: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn“ — aber ich tue es nur, weil mir die Gefahr hier ein klein wenig größer zu sein scheint, als dort. Wir sind eiserne Komitees genug bekannt, die bei einer Bauten- und Denkmalsfrage immer wieder aufgerufen, immer wieder dieselben Fehler machten und ein theoretisches Feldgeschrei laut in die Welt lärmten, einerlei ob es auf den einzelnen Fall gerade taugte oder nicht. Es hieß z. B. einmal, auf alle Fälle, eine Statue müsse mitten im Lärmen und Leben der Stadt stehen, und man vergaß dabei, sich zu fragen, ob denn der Gefeierte seinem Wesen und Schaffen nach dahin tauge, und daß das Volk zu seinen großen Häuptern auch wallfahren wolle, wie zu einer geweihten Stätte und nicht begehre, sich auf gleichem Niveau mit ihnen zu wissen. Und wenn die Aufstellung des Schaper'schen Goethe in Berlin mir vortrefflich gelöst scheint, nahe dem flutenden Leben in einem der vornehmsten Viertel der Stadt und doch von ihm durch die Baumkrone getrennt, so fragt man sich bei einem anderen vortrefflichen Standbild desselben Meisters, was denn Lessing verbrochen habe, um auf dem Gänsemarkt in Hamburg für immer sitzen zu bleiben, er, der die literarische Welt vor seine sella curulis ruft? Das Marktgewühl umgellt ihn, die Börsenbesucher jagen an ihm vorbei, niemand verweilt vor ihm, niemand kann dort seine Gedanken sammeln. Und nicht viel besser scheint mir die Aufstellung des Kaiserdenkmals in Bremen gelöst. Das sind nur hingeworfene Bemerkungen, denn ich bin weit davon entfernt, mich für eine Autorität zu halten, und mit der Frage, wer entscheiden soll, der Einzelne oder die Masse, hat die Antwort auch nicht viel zu tun; da aber die Frage nach dem Gelingen eines Baues, eines Denkmals und seiner Aufstellung, einer monumentalen Arbeit immer bemängelt werden wird, von einer oder der anderen Seite, denn jeder brave Bürger glaubt etwas davon zu verstehen, so gut wie ich, wenn ich diese Worte niederschreibe, so glaube ich immer noch, daß wir am sichersten gehen, wenn der Auftraggeber sich mit einer ganz kleinen Korona von Beratern umgibt: Die werden nach menschlicher Voraussicht vor allem möglichen das Erträglichste schaffen und da es eine ungeheure Seltenheit ist, allen zu gefallen, durch seine Tat und seine Kunstwerke, ist es immer noch am besten, es Wenigen recht zu machen, denn „Vielen gefallen ist schlimm“, meint der große und weise Dichter.

Und hinter dem darf ich mich zu guter Letzt wohl verschanzen. Denn die Berge locken ins Freie.

Bremen. **Heinrich Bulthaupt.**

Ihre Aufforderung, mich bezüglich der Ausschreibung künstlerischer Wettbewerbe zu äußern, trifft mich auf meinem Studienplatze in Plankenberg — fern von Lärm und Streit.

Alle Aufregungen der letzten Konkurrenzkämpfe werden wieder wach, erfüllen mich mit Grausen.

Obwohl selbst diesen Kämpfen jetzt fernstehend, nehme ich an denselben doch soweit Anteil, daß ich den Kollegen, welche sich solchen Aufgaben unterzogen haben, die volle Aufstachelung des künstlerischen Ehrgeizes bis zur äußersten Grenze wohl nachfühlen kann.

Mir Vorschläge über diese Angelegenheit zu erlauben, fühle ich mich nicht berufen.

Es muß aber für jeden fühlbar sein, daß, wenn sich auf dem Gebiete des Kunstwettbewerbes Dinge zutragen, wie in letzter Zeit, dieselben wohl imstande sind, das ganze Konkurrenzverfahren zu mißkreditieren.

Die Juroren werden beschimpft, die Konkurrenzprogramme werden, nachdem sich die armen Preisbewerber denselben unterworfen haben, nachträglich als mangelhaft und unüberlegt bezeichnet; die ausgesetzten Preise werden nicht vollständig verteilt. Preisgekrönte Künstler unter den Konkurrenten spielen, trotz oft vorzüglicher Arbeiten, eine klägliche Rolle, werden gänzlich ignoriert, dagegen nicht prämiierte Künstler zur engeren Wahl zugezogen und was dergleichen Unzukömmlichkeiten mehr sind.

Da entscheidet man sich schließlich, schon aus Unmut, für die Uebertragung der Arbeit und künstlerischen Aufgabe an einen bedeutenden Künstler, der dann selbst mit seinem Auftraggeber sich verständigen kann und nicht das Opfer phantasielähmender Programmpunkte werden muß.

Es kann ja vorkommen, daß ein junger ungekannter Künstler sich durch eine gewonnene Konkurrenz einen Namen macht, noch häufiger aber dürften die Fälle sein, in welchen tüchtige Künstler ihr [illegible] hingaben, sich ihr lebelang an Konkurrenzen beteiligen, Preise erhalten, aber niemals erreichen, eines dieser prämiierten Projekte zur Ausführung zu bringen.

Da die Werte der ausgeworfenen Preise nicht im entferntesten den Kosten und Zeitaufwande des Künstlers entsprechen, werden auf solche Art die besten künstlerischen Kräfte in unverantwortlicher Weise verbraucht und abgenutzt.

In der jetzigen drangvollen und bezüglich künstlerischen Geschmackes zersplitterten Zeit dürften Konkurrenzen stets ein negatives Resultat ergeben.

Solange die Autorität einer Jury nur im mindesten angezweifelt und bekämpft wird, dieselbe sich sogar unter Umständen selbst nicht streng an das vorgeschriebene Programm hält, ist jede erfolgreiche Wirksamkeit eines künstlerischen Wettbewerbes in Frage gestellt und bleibt die Konkurrenzausschreibung ein launisches Spiel mit den nach Betätigung ringenden Künstlern.

Plankenberg. **Hugo Darnaut.**

*

Was besser ist, Wettbewerb oder unmittelbare Vergebung durch den Besteller, das weiß ich nicht. Ich weiß aber ganz genau: geschimpft wird immer, wenn einer den Auftrag erhält und, wie das gewöhnlich geschieht, mehrere andere ihn nicht bekommen. Also insofern kommt's auf eins heraus. Sehr scharfsinnig könnte ich fortfahren, es spreche mancherlei für und mancherlei gegen den Wettbewerb sowohl als die unmittelbare Vergebung. Ich will das aber nicht ausführen, weil es sicher schon andere, Berufenere getan haben. Ich will nur bemerken, daß bei den Wettbewerben die Bedeutendsten gewöhnlich nicht mitmachen, daß ein wahres Kunstwerk immer erst in längerer Zeit sich ganz enthüllt und daher Preiskrönungen fast immer Uebereilungen sind und dann: daß echte Kunstwerke sich eigentlich gar nicht vergleichen lassen. Wenn ich ein Haus oder ein Mausoleum oder mein Kolossal-Reiterstandbild zu vergeben hätte, dann würde ich eine Konkurrenz ausschreiben aus Neugier auf neue Künstler und würde die Bewerber für ihre Mühe angemessen entschädigen; die eingegangenen Entwürfe würde ich sorgfältig prüfen, auch unter Zuziehung urteilsfähiger Freunde und dann würde ich tun, was mir beliebt, d. h. ich würde einen Künstler aus der Reihe der Konkurrenten wählen oder einen anderen.

Großflottbek bei Hamburg. **Otto Ernst.**

*

Sie bitten mich um eine Meinungsäußerung über den Werth oder Schaden der Konkurrenzen. Leicht ist es zu sagen, ich bin dafür, oder dagegen, aber schwer ist es so darüber zu sprechen, daß eine auf die Praxis einwirkende Klärung dadurch erzielt wird, zumal die Gegner, wie die Vertreter Gründe genug für ihre Ansicht anführen können. Für die Konkurrenzen ließe sich geltend machen, daß verschiedentlich gute Resultate dadurch erreicht worden sind, ich erinnere nur an die Thüre von Ghiberti, an die Fresken von Rethel. Auch läßt sich nicht leugnen — Sie erwähnen es ja auch —, daß jungen Talenten dadurch Gelegenheit geboten wird, hervorzutreten, sich bekannt zu machen, selbst wenn sie nicht als Sieger daraus hervorgehen. Und doch wird kaum einer bestreiten wollen, daß es ein elender Nothbehelf für den frei erteilten Auftrag des Bestellers sei. Die Schattenseiten zeigen sich ja auch darin, daß in den seltensten Fällen ein glatter Auftrag das Resultat einer Konkurrenz ist; ja es kommt nicht selten vor, daß hinterher die Bestellung ohne Berücksichtigung der Jurorenentscheidung erfolgt. Anderseits sind die Besteller aber häufig Kommunen, die nicht die Fähigkeit haben, als sachkundige Besteller die Wahl des Künstlers zu treffen. So wäre ich denn der Ansicht, daß man, wo es irgend möglich zu machen ist, sich direkt mit der Bestellung an den Künstler wendet, und nur aus Not zu dem Auskunftsmittel der Konkurrenzausschreibung greift. Wo es sich aber um bedeutende Aufträge handelt, bei denen nur Künstler ersten Ranges in Betracht kommen, halte ich eine solche überhaupt für ausgeschlossen. Es wird ja auch ein Künstler, der sich dessen bewußt ist, daß man sein Können, seine Art kennen muß, der sich wohl auch den Juroren gegenüber als Autorität fühlt, sich kaum einem Jurorenspruch unterwerfen — ich weiß, es ist ja oft geschehen, es sollte aber nicht sein — und jedenfalls haben die würdigsten sich oft genug zurückgehalten, ohne daß man es erfahren hat; der sagt sich: wenn man mich haben will, dann rufe man mich, ist man zweifelhaft, so suche man den, zu dem man unzweifelhaft das Vertrauen hat. Das wäre so meine Ansicht in der Sache, ob Sie diese für Ihre Zwecke verwenden können, stelle ich Ihnen anheim. Uebrigens habe ich dabei nicht an die Architektur gedacht, die Dinge, die dabei bestimmend einwirken können, kann ich nicht beurteilen; meiner unmaßgeblichen Meinung nach wäre aber auch da derselbe Grundsatz zu befolgen.

[illegible] **Eduard v. Gebhardt.**

Ich bin prinzipiell gegen die künstlerischen Preiskonkurrenzen. Sie veranlassen eine außerordentliche Arbeitsvergeudung bedeutender Künstler, sie bringen die Gefahr oberflächlicher Arbeit mit sich, da ein Künstler, der ins Ungewisse arbeitet, sich selten mit der Liebe in sein Problem versenkt, wie derjenige, der eine wirkliche Aufgabe vor sich hat; oberflächliche Arbeit ist der Tod der Kunst. Vor allem jedoch [illegible] durch in Versuchung, weniger seinem wahren Genius [illegible] herrschenden Geschmacksrichtung und der Vorliebe derjenigen [illegible] über die Konkurrenzarbeiten zu entscheiden haben [illegible] des Künstlers aber ist es, sich keiner [illegible] [illegible] sondern darüber [illegible]

Die freien Wettbewerbe um Ausführung eines Werkes der bildenden Kunst haben für den, der sie ausschreibt, den Vorteil, daß er eine Anzahl verschiedenartiger, seinem Zwecke dienlicher Ideen dargeboten erhält, also durch Vergleichung zu größerer Klarheit über die wünschenswerte Behandlung seines Unternehmens gelangen kann und dabei vielleicht einen bis dahin ihm noch unbekannten Künstler findet, dessen Geschmack, Auffassung und Fähigkeiten den Ansprüchen der Aufgabe besonders gut entsprechen.

Ist der Wettbewerb mit einer öffentlichen Ausstellung der eingesandten Entwürfe verbunden, so entlastet diese den Ausschreiber um einen Teil seiner Verantwortlichkeit, indem das Publikum nicht verfehlt, seine Meinung zu äußern und seinen Einfluß geltend zu machen, der dann unter Umständen den Ausschlag gibt. Dies kann als ein Vorteil gelten, der auch dem Publikum zu Gute kommt; außerdem wird dieses zu selbständigem Denken angeregt und erhält einen Begriff von dem Reichtum an Ausgestaltungen, die ein Gegenstand je nach Art und Richtung der verschiedenen Künstler erfahren mag.

Und was die Künstler betrifft, so hat jeder Teilnehmer an einem Wettbewerbe ohne Zweifel den Vorteil, die Aufmerksamkeit von Interessenten und eventuell des Publikums einmal sicher auf sich zu lenken, und die Möglichkeit einer günstigen Besprechung in der Presse, sowie die Aussicht auf eine ehrenvolle Erwähnung, einen Preis oder die Ausführung der Arbeit, scheint allen wenigstens vor der Entscheidung ebenso gewiß. Eifer und Ehrgeiz werden dabei angestachelt, die Phantasie hat, in gewissen Grenzen freieren Spielraum als gegenüber einem festen Auftrage, und so wird mancher Künstler, besonders ein Anfänger, in einer Konkurrenzarbeit Besseres als gewöhnlich leisten, ja sogar an ihr lernen.

Indessen stehen solchen Vorteilen des freien Wettbewerbes auch viele Nachteile gegenüber. Erstens für den Besteller, da das Verfahren recht teuer ist wegen der ausgesetzten Preise, die nicht immer dadurch aufgewogen werden können, daß man, wie bei industriellen Bewerben allenfalls ein anormal billiges Angebot annimmt, und ferner, da es recht langwierig zu werden pflegt, wenn eine Wiederholung oder ein engerer Wettbewerb nötig ist. Zweitens aber für die Künstler!

Für einen Wettbewerb muß der Maler mehr oder minder ausgeführte Farbenskizzen, der Architekt genaue Grundrisse, Durchschnitte, Fassaden und perspektivische Ansichten, der Bildhauer größere oder kleinere Gipsmodelle einliefern; das alles kostet Zeit und sehr viel Geld und ist mit mehr Wahrscheinlichkeit verloren als es zu einem Gewinn führt, denn die Ausführung erhält schließlich doch nur einer und die ausgesetzten Preise entsprechen keineswegs immer den Auslagen derer, die glücklich genug sind, einen von ihnen zu erringen; die Publizität in Ausstellung und Presse aber kann bei der Unsicherheit des ästhetischen Urteils schließlich ebensoviel schaden als nützen.

Ueberhaupt haften dem Konkurrenzwesen, wie es heute im allgemeinen gehandhabt wird, bedenkliche Schäden an. Nur zu oft behält sich der Besteller Freiheiten vor, die den Künstler schwer beeinträchtigen, z. B. das Recht, die Ausführung der Arbeit nicht dem Gewinner eines Preises, vielleicht keinem der Bewerber, sondern einem andren, außerhalb der Konkurrenz stehenden Künstler auf Grund des gekrönten Entwurfes zu übertragen, oder das Recht, sämtliche prämiierte Entwürfe zu behalten und nach Gutdünken teilweise zu verwenden; Zusammensetzung und Verfahren der Preisrichterkollegien sind nicht selten recht fragwürdig, die aufgestellten Konkurrenzbedingungen unklar und zweideutig. Daß sich trotzdem zu manchen Konkurrenzen die Bewerber geradezu herandrängen, liegt an der Siegesgewißheit der Selbstbewußten und an der wirtschaftlichen Lage der meisten, die jede Aussicht auf Verdienst auszunutzen zwingt.

Betrachten wir andrerseits die Vergebung des Auftrages durch den Besteller unmittelbar an einen Künstler, wobei natürlich die Voraussetzung ist, daß jener einen geeigneten Künstler kennt und ihn bereit findet, an die Aufgabe heranzutreten.

Publikum und Publizität bleiben bei diesem Verfahren ausgeschlossen, bis die Sache ausgeführt ist; darnach beginnt unzweifelhaft der unvermeidliche Lärm, von dem nur ungewiß ist, ob er den bei öffentlichen Konkurrenzen angestellten übersteigt. Jedenfalls kann er dann weder zum Guten noch zum Bösen das Werk mehr beeinflussen. Höchstens wird er Besteller und Künstler treffen. Der Künstler aber hat inzwischen, hoffentlich im Einverständnis und Eintracht mit dem Besteller, die Arbeit ruhig ausgeführt, ist von Intriguen nicht aufgeregt worden, hat keine sensationellen Motive sich abquälen müssen, um im Wettbewerb Aufsehen zu erregen, und durfte vielleicht freier, als es unter veröffentlichten bindenden Bedingungen wäre möglich gewesen, erwünschte Aenderungen in dem Entwurf ausführen. Der Besteller aber sparte dabei, wie auch der Künstler, die auf den Wettbewerb fallenden Kosten und Termine, und wird in den meisten Fällen, da er sich schwer- [illegible] entsprechenden Künstler wird gewandt haben, [illegible] des Unternehmens auszunutzen.

[illegible] Verhältnis ist freilich, [illegible] und zugleich praktische [illegible] von solchen Eigenschaften [illegible] Konnexionen und meistens ein [illegible] handelt es sich bei [illegible] heiten, für [illegible] kann und [illegible] Intelligenz

gleichmäßig verteilt und einheitlich zu sein, und einer solchen Körperschaft gegenüber hat der Künstler mit freien Vorschlägen, die er auf die ihm summarisch gegebenen Anweisungen hin macht, einen schwereren Stand als der freie Bewerber, der ohneweiters die veröffentlichten Bedingungen erfüllt und nicht erst sich über die Grundfragen verständigen muß.

Soll ich nun aus diesen Erwägungen einen Schluß ziehen, so sage ich: es ist unmöglich, die eine oder die andere Art des Auftraggebers schlechthin als die richtige zu bezeichnen. Man wird sich immer nach den gerade vorliegenden Verhältnissen entscheiden. Hat ein urteilsfähiger Besteller einen vertrauenswürdigen Künstler zur Hand, so wird der unmittelbare Auftrag sich empfehlen; weiß der Besteller sich nicht gleich zu raten, so wird ein freier Bewerb auszuschreiben sein, und wird dieser gerecht und vernünftig durchgeführt, so wird er ebenso gut auslaufen wie ein mit Recht erteilter unmittelbarer Auftrag.

Berlin. Prof. Dr. W. von Oettingen.

Für einen allgemeinen öffentlichen Wettbewerb spricht meines Erachtens bei künstlerischen Unternehmungen lediglich der eine Grund, daß man hoffen könne, ein bisher unbekanntes Genie zu entdecken. Dieser Grund ist freilich ebenso schwach wie jene Hoffnung. Im übrigen spricht so ziemlich alles gegen die Ausschreibung allgemeiner Wettbewerbe. Sie ist eine reine Komödie. Erfahrungsmäßig ist das allermeiste, was eingeht, unbrauchbar, sehr vieles geradezu grotesk komisch. Eine ganze Menge von unbegabten oder wenigstens nicht hervorragenden Künstlern hat sich vergebliche Mühe und Kosten gemacht. Das Preisgericht verliert einen guten Teil seiner Zeit mit dem Durcharbeiten und Ausscheiden dieser Spreu und ist schließlich gezwungen, unter einem kleinen Rest zu wählen, der das beste, was man hätte haben können, in den allermeisten Fällen nicht enthält. Denn die Erfahrung hat uns auch darüber belehrt, daß gerade die führenden Meister der Bildnerei und Baukunst, um die es sich ja hier fast ausschließlich handelt, es verschmähen, ihre Skizzen zu Markte zu tragen um sie in der allergemischtesten Gesellschaft von der Welt einem Preisgerichte zu unterbreiten, dessen einzelne Mitglieder sie gewiß nur ausnahmsweise als überlegene Meister und berufene Richter anerkennen würden.

Unter diesen Umständen scheint es mir sehr viel richtiger zu sein, bei großen Unternehmungen monumentaler Kunst sich an die wenigen führenden Künstler zu wenden, die in solchem Falle in Betracht kommen. Man kennt sie in jedem Falle. Wenn man ihnen ein angemessenes Honorar und die Auslagen ihrer Unkosten sichert, so gibt man nicht mehr Geld aus als für einen allgemeinen Wettbewerb und jedenfalls gibt man es vernünftiger aus.

Der ideale Zustand wäre es natürlich, daß man direkt ohne alle Konkurrenz einen tüchtigen — den Besten, den man weiß — beauftragt. Doch dazu müßte man einen Auftraggeber haben, der des Künstlers würdig ist oder zum mindesten müßte der Auftraggeber solche Ratgeber haben. Daß dieses nicht die Regel ist, noch sein kann, wissen wir ja. Daher scheint mir der beschränkte Wettbewerb unter eingeladenen Künstlern, wie die Dinge nun einmal gewöhnlich liegen, der beste Weg zu sein, um zu einem wertvollen Monumentalwerk zu gelangen.

Bremen. Gustav Pauli.

Ich bin der Ansicht, daß sehr große Aufgaben, bei denen ungeahnte Komplikationen oft schwierigster Art vorkommen können, bewährten Meistern übertragen werden sollen (ich denke hier besonders an Werke der Architektur größten Stils), während man bei Denkmälern, Brunnen, Brücken kleineren Stils u. dgl. an Konkurrenzausschreibungen festhalten sollte, um jüngeren Kräften Gelegenheit zu geben, sich zu zeigen und an ihren Aufgaben zu wachsen. Eine weitere Begründung dieser meiner Ansicht erscheint mir nicht mehr nötig.

München. Arpad Schmidhammer.

Zu Ihrer Frage der künstlerischen Konkurrenz wird das Für und Wider wahrscheinlich in so bunter Mannigfaltigkeit herbeigetragen werden, daß ich mich auf einen Gesichtspunkt beschränken darf, den ich nicht missen möchte.

Die moralisch-tendenziöse Kunst Tolstois hat keineswegs meinen unbedingten Beifall. Aber mir aus dem Herzen spricht dieser Dichterprophet, wenn er den Künstler besonders auch daraufhin prüft, ob sein Werk der Menschheit zum religiös-sittlichen Heile diene, ob es nämlich vom Adel des Menschentums beseelt sei. Von Turgenjew zum Beispiel meint Tolstoi, in diesem vortrefflichen Gestalter walte zu wenig Liebe. Ich halte diesen Gesichtspunkt für bedeutsam. Des wahrhaft genialen Künstlers Gestaltungstrieb ist liebende Hingabe an sein Schauen und Schaffen, worüber das enge Ich sich vergißt und verliert. In solcher Liebe besteht ja auch die Erlöserkraft des Kunstwerkes, das den Genießenden wenigstens flüchtig von der Qual der Zeitnot befreit.

Unsere Zeit bringt „Kunstwerke" in schier beängstigendem Gewimmel hervor; doch wie traurig selten ist Liebe darin! Sehen wir uns die modernen Häuser einmal mit der Erwägung an, ob sie wohl von einigen Funken reinen Gemütes beseelt sind. Mit Beschämung werden wir uns fast allenthalben abwenden; an Stelle der Liebe begegnet uns das Protzentum des Emporkömmlings, die Sucht mit rohen Effekten zu blenden, ja die in Pomp gehüllte Schwindelhaftigkeit eines Unternehmers, der schnell und teuer verkaufen will. Vergleichen wir mit solcher „Kunst", die mit ihrer Lieblosigkeit und egoistischen Berechnung in der Tat nur „tönendes Erz und klingende Schelle" bedeutet, die Leistungen mittelalterlichen Kunstsinnes. Wenn der Patrizier des alten Nürnberg oder Danzig baute, so tat er es nicht, um sein Haus gleich darauf zu verkaufen oder als Mietskaserne auszubeuten, sondern um mit Behagen darin zu hausen und seinen Kindeskindern ein traulich Kleinod zu vermachen. Und einen Baukünstler wählte er sich, der es verstand, mit Liebe auf das Planen seines Auftraggebers einzugehen. Mit froher Hingabe arbeiteten die Künstler, und selbst wenn der Handwerker ein schlichtes Hausgerät gestaltete, ein Faß oder einen Besenstil, so tat er etwas Liebe hinein.

Aber die „Moderne" ist ja weit über das „finstere Mittelalter" hinaus! Wir haben die Zünfte und das Handwerk abgeschafft, und sind stolz auf die freie Konkurrenz und die Fabrikware! Unser Volk freut sich der Lotterie und des Wettrennens (Roß, Rad, Boot oder „Töff-töff"). Und wenn unsere hohen Herren einen Bau, ein Standbild oder einen Wandschmuck zu vergeben haben, so verkünden sie vor allem Volke: „Herbei, ihr Künstler, zum Wettrennen! Dieser goldene Preis winkt euch, und nun sporne jeder seinen Pegasus, aus Leibeskräften zu rennen und möglichst als erster das Ziel zu erreichen." — O Sankt Tolstoi, um die Wette soll geliebt werden! Und beim Schauen auf sein Werk soll der Künstler immer nach den Mitbewerbern schielen und sehen, wie er sie vor der Jury übertrumpfe, weil ja in der Menge das liebe Ich so leicht ins Hintertreffen gelangt und dann umsonst, ohne Fruchtbarkeit gearbeitet hat ... Prosit Mahlzeit!

Friedrichshagen. Dr. Bruno Wille.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher.

Wilhelm Michel: „Apollon und Dionysos". Stuttgart 1904. Verlag Axel Juncker.

Charakteristisch ist es für Michel, daß er diese kleine Sammlung von Essays nach dem ersten derselben „Apollon und Dionysos" benennt. Aus allen diesen Betrachtungen, die in überaus reicher, oft sentenziöser Sprache gehalten sind, klingt als Grundakkord der gewaltige Zwiespalt zwischen apollinisch und dionysisch durch. Dionysisch ist die jauchzend vorwärts stürmende Lebenskunst, die keine Fesseln kennt und hoch, über alle Form erhaben, das Leben lebt und die Kunst übt. Ruhig und stille, die Form heilig haltend, wandelt der apollinische Mensch, in der Abgeklärtheit seiner Gedanken den Frieden findend. So gleichen Apoll und Dionysos dem Alter und der Jugend, dem freudig handelnden Optimismus und der still verklärten Resignation. Apoll und Dionysos, sie vereinigen sich in der Seele des Künstlers in der Zeit seiner harmonischen Reifheit. Geistreich, vielleicht etwas zu geistreich, führt Michel diese mächtige Zweiheit in der Welt und im Wesen durch. Es gibt aber eine Kunst, die hinausragt über Apoll und Dionysos, die nicht in der Freude und nicht im Schmerze, sondern in einer wunderbaren Stille liegt. Und so fand die seltsame Lyrik von Rainer Maria Rilke einen seltsamen Beurteiler und Nachempfinder. Einige Gedichte von Rilke hat Michel gedeutet, aber es sind dies keine Erklärungen geworden, sondern Gedichte in Prosa. In „Die Lobrede" und „Kritik" findet die so fremdartige Kunst Rilkes in Michel einen kongenialen Interpreten. Rilke hat in ihm ähnlich Schlummerndes wachgeweckt. Wenn schon im Essay „Apollon und Dionysos" Form und Ungebundenheit eine Gegenüberstellung erfuhr, so war es für Michel nur ein logischer Schritt weiter, eine Form zu untersuchen, die so oft zum größten Zwange wurde. Es ist die Form des Wortes. So entstand der Aufsatz „Vom Wert der Worte". Zuerst wurden die Worte unter Schmerzen geboren. Doch dann scheiterten an der Starre der Worte die Menschen. Sokrates mußte sterben, weil er Mond und Sonne nicht als „Götter" anerkennen wollte. Die Worte wurden zum Verderben, weil sie selbst geknechtet, weil sie selbst in eine tote Form gepreßt wurden, die die rasche Beweglichkeit der Gedanken hinderte. So das unbarmherzige Wüten der Scholastik, so die starre nuancenlose Eindämmung der Worte durch Kant. Da erhob sich denn eine ganze Welt gegen das Wort. Die Romantik befreite das Wort aus seinen Fesseln, nahm ihm aber auch seine Sicherheit. Es ward oft zu einem wundersamen Klang, gleich Worten aus fremden Welten. Und dann kam Nietzsche. „Er raste unter den Worten, wie Ajas unter der Hammelheerde." Obzwar die Gedanken die Worte weithin überflügelt haben, so bleiben doch die Worte „aller Menschlichkeit Burgen". Nicht in der Sucht der Umwertung, sondern in der Verwertung der Worte liegt die Macht der Sprache. Wer das Wort so zu bewerten weiß, muß zum unerbittlichsten Hasser des Schlagwortes werden. Das Essay „Literarische Schlagworte" wendet sich gegen die Prägung von seiten Typen in der Form von Worten, in der jede subjektive Leistung unrettbar verloren geht. Es liegt darin ein stiller Vorwurf für den apollinischen Denker, der die bloße Form für das Leben nimmt. Und so knüpft Michel mit diesem letzten Aufsatz an den ersten wieder an.

Dr. Max Glaß.

George Horace Lorimer: „Briefe eines Dollar-Königs an seinen Sohn." Einzige autorisierte Übersetzung von C. v. [illegible] Berlin, Egon Fleischel & Co. 1903.

Amerikas Trusts greifen mächtig nach Europa über. [illegible] Millionäre triumphieren nun nicht allein mit ihrem Gelde, sondern [illegible] Weisheit auf [illegible] so haben wir einen ganzen Katalog von [illegible] [illegible]-Aphorismen, denn wir uns mit dem ganzen [illegible] [illegible] was Macht heißt, fragen. So werden alte [illegible] und alte Spekulanten selbst bei uns populär, ja in dem [illegible] Verachten alles Geringen, in dem lächelnden Spott über alle [illegible]

Phantastik des alten Europa, welches sich noch zu jener Lebensweisheit nicht aufschwang, daß eine Million Gulden mehr wert sei, als ein schöpferischer Gedanke, eine künstlerische Stimmung, ein innerliches Leben, in diesem dreisten Aufprotzen von Geldabenteurern, welche nicht eben aus den reinsten Quellen ihre Reichtümer und Erfahrungen gesammelt haben, in diesem lächerlich simpeln Onkel - aus - Amerika - Gefasel und dieser fatalen Benjamin Franklin-Sittlichkeit erblicken noch Leutchen, die zu solchen „Größen" bewundernd emporsehen, einen neuen Geist, der uns künftig ebenso beherrschen soll, wie uns schon das Geld beherrscht. Nicht genug, daß wir Sklaven dieser Mächte in unserem wirtschaftlichen Dasein sind, wir sollen es auch geistig werden. Unsere Gedanken sollen sich künftig in der „praktischen" Richtung bewegen, daß heißt, wir sollen zu unserer äußeren Unfreiheit auch noch die Moral davon annehmen, und der bravste und folgsamste gäbe dann am Ende einen netten Kommis für Herrn Morgan oder Carnegie ab. Schon lang war keine Mode so erbärmlich, wie diese Anbetung der goldenen Kalb-Philosophie im Lande Goethes. Die Lehren dieses Schweine-Grahams an seinen Sohn sind übrigens apokryph, ein munterer Verfasser hat den orakelnden Herrn erfunden. Denn in Wahrheit faselt und predigt man nicht so ausführlich, wenn man aufs Geldmachen ausgeht. Also ging ein Literat selber auf den Wegen des Dollars. Die Spekulation war nicht schlecht, denn das Buch feiert die . . igste Ausgabe. Immerhin ist es eben durch die Ironie hübsch, daß eigentlich nicht der Schweine-Graham seine Geschäftsweisheit predigt, sondern, daß ein Schriftsteller sich schon zu dieser Höhe aufgeschwungen hat, eine Art von Surrogat echtester amerikanischer Kaufmannsherrschgewalt zu liefern. Es wäre übrigens nicht unmöglich, daß nur ein Literat seinem verehrten Publikum derlei zumuten dürfte, während der wirkliche Schweine-Graham vor Europas tieferer und reinerer Weisheit doch zu viel Achtung hätte, um den Maximen des Larochefoucauld die des Schweinegeschäftslebens an die Seite zu setzen und außerdem noch als erstes Geschäftsprinzip das Verschweigen seiner Kniffe wahrte, welches sein Gold in der Kasse neben den wirklichen Dollars bedeutet. Der Literat aber schwätzt getrost, als sei er selber der Schweine-Graham und da das Publikum geneigt ist, wird er es wohl mittlerweile geworden sein.

Otto Stoeßl.

Revue der Revuen.

„Blätter für Gemäldekunde." Unter diesem Titel gibt der Wiener Kunsthistoriker Dr. Theodor von Frimmel die erste Nummer einer Zeitschrift heraus, die fortan in zwangloser Reihenfolge, etwa zehn Hefte im Jahre, erscheinen soll. Im Anschluß und gewissermaßen als Ergänzung zu seinem „Handbuche der Gemäldekunde", will der Herausgeber in diesen Blättern unter Zuhilfenahme guter Reproduktionen die Kenntnis alter und neuer Bilder in wissenschaftlicher Weise fördern, hauptsächlich die der Galeriebilder. Dementsprechend beginnt die erste Nummer mit einem Aufsatze über „Bilderschicksale", der die mannigfaltigen Möglichkeiten des Verschwindens und Untergehens von Meisterwerken an der Hand zahlreicher historischer Beispiele darlegt, und als Pendant dazu schließt sich ein zweiter über „Wiedergefundene Bilder aus berühmten alten Sammlungen" an. Studien über Andries Both und zwei französische Bildchen aus der fürstlich Georg Czartoryski'schen Sammlung, sowie kleinere Notizen bilden den übrigen Inhalt des ersten Heftes.

„Revue des Deux-Mondes". Ein Artikel des Vicomte d'Avenel befaßt sich mit den großen Pariser Hotels und ihrer Statistik. An ihrer Spitze steht noch immer das „Grand-Hotel", das mit seinen 750 Zimmern das größte von Europa ist und nur durch ein paar fünfzehnstöckige Riesenbauten in Newyork überboten wird. Nach ihm kommen das „Continental" mit 485 und das „Palais d'Orsay" mit 400 Zimmern. Diese Zimmer tragen durchschnittlich Frs. 4 bis 5 im Tage. Die Vermietung ihrer Säle für Feste und Gesellschaften bringen den Hotels Frs. 400.000 bis 600.000 im Jahr ein, da man im „Palais d'Orsay" Frs. 700, im „Continental" bis zu Frs. 3000 pro Abend für die Räumlichkeiten bezahlt. Das „Continental" soll allein jährlich Frs. 400.000 tragen, während „L'Elysée-Palace-Hotel" seinen Aktionären 7% und einen Reingewinn von Frs. 400.000 abwirft. Am 1. Juni 1903 kamen in den Pariser Hotels 5350 Franzosen und 2430 Ausländer an und in einem Monat ergab die Statistik 101.000 Franzosen und 38.000 Fremde. Der Verfasser klagt jedoch darüber, daß es in Paris keine guten mittleren Gasthöfe, wie etwa „Mill's Hotel" in Newyork gebe. In diesem, das 1554 Zimmer umfaßt, kann man für Frs. 1 ein Zimmer haben; das Mittagessen kostet 75, das Nachtessen 50 Ctmes. Es hat 150 Angestellte, die zusammen einen Gehalt von Frs. 300.000 im Jahre beziehen, während der Preis der täglich verbrauchten Lebensmittel Frs. 520.000 beträgt. Alfred Rambaud greift auf die Anfänge des Suezkanals zurück. Die Engländer, die heute den hauptsächlichsten Vorteil daraus ziehen und das größte Kontingent des Verkehrs stellen, standen dem Unternehmen anfänglich sehr skeptisch gegenüber und trotz der rauschenden Eröffnungsfeierlichkeiten wies das Unternehmen auch bei seiner Vollendung 1869 ein Defizit von 15 Millionen auf und die Aktien fielen unter Pari. Aber zu Anfang der Siebzigerjahre stellte sich der Erfolg ein und 1875 verkaufte der Khedive der englischen Regierung seinen Anteil von 176.000 Aktien mit einem Gewinn von 500 Millionen, während auch sie auf ihre Kosten kam, indem sie dadurch zur Miteigentümerin wurde.

„London Quarterly Review" enthält einen interessanten Artikel von Robert McLeod über die Entwicklung des Vogelgesanges. [illegible] [illegible] hält, daß die ersten Brabante Töne der Angst und des Schreckens waren [illegible]

zubilden. Es gibt aber auch Vögel, wie zum Beispiel den Häher, die das Krächzen der Eule, das Blöcken der Schafe und das Wiehern der Pferde nachahmen. Selbst Spatzen können durch das Beispiel von Kanarienvögeln oder Finken dazu gebracht werden, deren Zwitschern trefflich nachzuahmen. Letzters auch setzt sich der Gesang aus den Motiven verschiedener Vogelweisen zusammen. Vom Strauß berichtet man, daß er das Gebrüll des Löwen so täuschend hervorbringt, daß die Hottentotten es manchmal nicht zu unterscheiden wissen. Dem Nachahmer ganz unerreichbar ist nur der Gesang der Nachtigall, der gleichsam das Triumphlied der Natur ist und die ganze Skala der Empfindungen durchläuft. Doch trage die Umgebung, die mondbeglänzte Maiennacht, das Rieseln des Baches, nicht wenig zu der Steigerung ihrer Wirkung bei. Endlich meint der Verfasser, man übertreibe die Rolle, die die Liebe in der Entwicklung des Vogelgesangs gespielt. Wohl läßt das werbende Männchen sein Locklied erschallen, aber seine vollsten Jubelhymnen ertönen doch dann, wenn das Nest gebaut und die Familie gegründet ist.

Das Kindlein von Bethlehem.

Legende von Selma Lagerlöf.

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

(Schluß.)

Im Inneren dieses gewaltigen Palastes befand sich ein großer, steingepflasterter Hof, der von Gebäuden umkränzt war, an denen entlang drei offene Galerien liefen, eine über der anderen. Auf der obersten dieser Galerien sollte, so hatte es der König bestimmt, das Fest für die bethlehemitischen Kinder stattfinden.

Diese Galerie war, gleichfalls auf den ausdrücklichen Befehl des Königs, so umgewandelt, daß sie einem gedeckten Gange in einem herrlichen Lustgarten glich. Ueber die Decke schlangen sich Weinranken, von denen üppige Trauben herabhingen, und den Wänden und Säulen entlang standen kleine Granat- und Orangenbäumchen, die über und über mit reifen Früchten bedeckt waren. Der Fußboden war mit Rosenblättern bestreut, die dicht und weich lagen wie ein Teppich, und entlang der Balustrade, den Deckengesimsen, den Tischen und den niedrigen Ruhebetten, überall erstreckten sich Guirlanden von weißen strahlenden Lilien.

In diesem Blumenhain standen hier und dort große Marmorbassins, wo gold- und silberglitzernde Fischlein in dem durchsichtigen Wasser spielten. Auf den Bäumen saßen bunte Vögel aus fernen Ländern, und in einem Käfig war ein alter Rabe, der unablässig sprach.

Zu Beginn des Festes zogen Kinder und Mütter in die Galerie ein. Die Kinder waren gleich beim Betreten des Palastes mit weißen Gewändern mit Purpurborten geschmückt worden, und man hatte ihnen Rosenkränze auf die dunkellockigen Köpfchen gedrückt. Die Frauen kamen stattlich heran in ihren roten und blauen Gewändern und ihren weißen Schleiern, die von hohen kegelförmigen Kopfbedeckungen, mit Goldmünzen und Ketten besetzt, herniederwallten. Einige trugen ihr Kind hoch auf der Schulter sitzend, andere führten ihr Söhnlein an der Hand, und einige wieder, deren Kinder scheu und verschüchtert waren, hatten sie auf ihre Arme emporgehoben.

Die Frauen ließen sich auf dem Boden der Galerie nieder. Sowie sie Platz genommen hatten, kamen Sklaven herbei und stellten niedrige Tischchen vor sie hin, auf die sie auserlesene Speisen und Getränke stellten, so wie es sich bei dem Feste eines Königs geziemt. Und alle diese glücklichen Mütter begannen zu essen und zu trinken, ohne jene stolze anmutvolle Würde abzulegen, die die schönste Zier der bethlehemitischen Frauen ist.

Der Wand der Galerie entlang und beinahe von Blumenguirlanden und fruchtbeladenen Bäumen verdeckt, waren doppelte Reihen von Kriegsknechten in voller Rüstung aufgestellt. Sie standen vollkommen regungslos, so als hätten sie nichts mit dem zu schaffen, was rund um sie vorging. Die Frauen konnten es nicht lassen, bisweilen einen wundernden Blick auf diese Schar von Geharnischten zu werfen. „Wozu bedarf man dieser?" flüsterten sie. „Meint Herodes, daß wir uns nicht zu betragen wissen? Glaubt, daß es einer solchen Menge Kriegsknechte bedarf, um uns im Zaume zu halten?"

Aber andere flüsterten zurück, daß es so war, wie es bei einem König sein mußte. Herodes selbst gab niemals ein Fest, ohne daß sein ganzes Haus von Kriegsknechten erfüllt war. Um sie zu ehren, standen die bewaffneten Legionäre da und hielten Wacht.

Zu Beginn des Festes waren die kleinen Kinder scheu und unsicher und hielten sich still zu ihren Müttern. Aber bald begannen sie sich in Bewegung zu setzen und von den Herrlichkeiten Besitz zu ergreifen, die [illegible]

Es war ein Zauberland, das der König für seine kleinen Gäste [illegible]. Als sie die Galerie durchwandelten, fanden sie Bienen[illegible] plündern konnten, ohne daß eine einzige erzürnte [illegible]. Sie fanden Bäume, die mit sanftem Neigen [illegible] senkten. Sie fanden in einer [illegible] ihre Taschen voll Spielzeug zau[illegible] [illegible] einen Tierbändiger,

der ihnen ein paar Tiger zeigte, so zahm, daß sie auf ihrem Rücken reiten konnten.

Aber in diesem Paradiese mit allen seinen Wonnen gab es doch nichts, was den Sinn der Kleinen so anzog wie die lange Reihe von Kriegsknechten, die unbeweglich an der einen Seite der Galerie standen. Ihre Blicke wurden von ihren glänzenden Helmen gefesselt, von ihren strengen, stolzen Gesichtern, von ihren kurzen Schwertern, die in reich verzierten Scheiden staken.

Während sie miteinander spielten und tollten, dachten sie doch unablässig an die Kriegsknechte. Sie hielten sich noch ferne von ihnen, aber sie sehnten sich darnach, ihnen nahe zu kommen, zu sehen, ob sie lebendig waren und sich wirklich bewegen konnten.

Das Spiel und die Festesfreude steigerte sich mit jedem Augenblicke, aber die Soldaten standen noch immer regungslos da. Es erschien den Kleinen unfaßlich, daß Menschen so nahe von diesen Trauben und all diesen Leckerbissen stehen konnten, ohne die Hand auszustrecken und darnach zu greifen.

Endlich konnte einer der Knaben seine Neugierde nicht länger bemeistern. Er näherte sich behutsam, zu rascher Flucht bereit, einem der Geharnischten, und da der Soldat noch immer regungslos blieb, kam er immer näher. Schließlich war er ihm so nahe, daß er an seinen Sandalenriemen und seinen Beinschienen fingern konnte.

Da, als wäre dies ein unerhörtes Verbrechen gewesen, setzten sich mit einemmal alle diese Eisenmänner in Bewegung. In unbeschreiblicher Raserei stürzten sie sich auf die Kinder und packten sie. Einige schwangen sie über ihre Köpfe wie Wurfgeschoße und schleuderten sie zwischen den Lampen und Guirlanden über die Balustrade der Galerie hinab zu Boden, wo sie an den Marmorfliesen zerschmettert wurden. Einige zogen ihr Schwert und durchbohrten die Herzen der Kinder, andere wieder zermalmten ihre Köpfe an der Wand, ehe sie sie auf den nächtlich dunklen Hof warfen.

Im ersten Augenblicke nach dem Vorfalle herrschte Totenstille. Die kleinen Körper schwebten noch in der Luft, die Frauen waren vor Entsetzen versteinert. Aber auf einmal erwachten alle diese Unglücklichen zu dem Verständnis dessen, was geschehen war und mit einem einzigen, entsetzensvollen Schrei stürzten sie auf die Schergen los.

Auf der Galerie befanden sich noch Kinder, die beim ersten Anfall nicht eingefangen worden waren. Die Kriegsknechte jagten sie, und ihre Mütter warfen sich vor ihnen nieder und umfaßten mit bloßen Händen die blanken Schwerter, um den Todesstreich abzuwenden. Einige Frauen, deren Kinder schon tot waren, stürzten sich auf die Kriegsknechte, packten sie an der Kehle und versuchten, Rache für ihre Kleinen zu nehmen, indem sie deren Mörder erdrosselten.

In dieser wilden Verwirrung, während grauenvolle Schreie durch den Palast hallten und die grausamsten Bluttaten verübt wurden, stand der Kriegsknecht, der beim Stadttor Wache zu halten pflegte, ganz regungslos beim obersten Absatz der Treppe, die von der Galerie herabführte. Er nahm nicht am Kampfe und am Morden teil; nur gegen die Frauen, denen es gelungen war, ihre Kinder an sich zu raffen und die nun versuchten, mit ihnen die Treppe hinab zu fliehen, erhob er das Schwert und sein bloßer Anblick, wie er da düster und unerbittlich stand, war so erschreckend, daß die Fliehenden sich lieber die Balustrade hinunterstürzten oder in das Streitgewühl zurückkehrten, als daß sie sich der Gefahr aussetzten, sich an ihm vorbeizudrängen.

Voltigius hat wahrlich recht daran getan, mir diesen Posten zuzuweisen, dachte der Kriegsknecht. Ein junger unbedachter Krieger würde seinen Platz verlassen haben und hätte sich in das Gewühl gestürzt. Hätte ich mich von hier fortlocken lassen, so würden mindestens ein Dutzend Kinder entwischt sein.

Während er so dachte, fiel sein Blick auf ein junges Weib, das sein Kind an sich gerissen hatte und nun in eiliger Flucht auf ihn zugestürzt kam. Keiner der Legionäre, an denen sie vorbeieilen mußte, konnte ihr den Weg versperren, weil sich alle in vollem Kampfe mit anderen Frauen befanden, und so war sie bis zum Ende der Galerie gelangt.

Siehe da, eine, die drauf und dran ist, glücklich zu entwischen! dachte der Kriegsknecht. Weder sie noch das Kind ist verwundet. Stände ich jetzt nicht hier — — —

Die Frau stürzte auf den Kriegsknecht so rasch zu, als ob sie flöge, und er hatte nicht Zeit, ihr Gesicht oder das des Kindes deutlich zu erblicken. Er streckte nur das Schwert gegen sie aus, und mit dem Kinde in ihren Armen stürzte sie darauf los. Er erwartete, sie im nächsten Augenblicke mit dem Kinde durchbohrt zu Boden sinken zu sehen.

Doch im selben Momente hörte der Soldat ein zorniges Summen über seinem Haupte, und gleich darauf fühlte er einen heftigen Schmerz in einem Auge. Der war so scharf und peinvoll, daß er ganz verwirrt und betäubt ward, und das Schwert fiel aus seiner Hand hinab auf den Boden.

Er griff mit der Hand ans Auge, faßte eine Biene und begriff, daß das, was den entsetzlichen Schmerz verursacht hatte, nur der Stachel des kleinen Tieres gewesen war. Blitzschnell bückte er sich nach dem Schwerte, in der Hoffnung, daß es noch nicht zu spät sein würde, die Fliehenden aufzuhalten.

Aber das kleine Bienlein hatte seine Sache sehr gut gemacht. In der kurzen Zeit, für die es den Kriegsknecht geblendet hatte, war es der jungen Mutter gelungen, an ihm vorbei, die Treppe hinabzustürzen, und obschon er ihr mit aller Hast nacheilte, konnte er sie nicht mehr finden. Sie war verschwunden, und in dem ganzen großen Palaste konnte niemand sie entdecken.

*

Am nächsten Morgen stand der Kriegsknecht mit einigen seiner Kameraden dicht vor dem Stadttor Wache. Es war früh am Tage, und die schweren Tore waren eben erst geöffnet worden. Aber es schien, als ob niemand darauf gewartet hatte, daß sie sich an diesem Morgen auftun sollten, denn keine Scharen von Feldarbeitern strömten aus der Stadt, wie es sonst am Morgen der Brauch war. Alle Einwohner von Bethlehem waren so starr vor Entsetzen über das Blutbad der Nacht, daß niemand sein Heim zu verlassen wagte.

„Bei meinem Schwerte," sagte der Soldat, wie er da stand und die enge Gasse hinabblickte, die zu dem Tore führte, „ich glaube, daß Voltigius einen unklugen Beschluß gefaßt hat. Es wäre besser gewesen, die Tore zu verschließen und jedes Haus der Stadt durchsuchen zu lassen, bis er den Knaben gefunden hätte, dem es gelang, von dem Feste zu entkommen. Voltigius rechnet darauf, daß seine Eltern versuchen werden, ihn von hier fort zu führen, sobald sie erfahren, daß die Tore offen stehen, und er hofft auch, daß ich ihn gerade hier im Tore fangen werde. Aber ich fürchte, daß dies keine kluge Berechnung ist. Wie leicht kann es ihnen nicht gelingen, ein Kind zu verstecken!"

Und er erwog, ob sie wohl versuchen würden, das Kind in dem Obstkorb eines Esels zu verbergen oder in einem ungeheueren Oelkrug oder unter den Kornballen einer Karawane.

Während er so stand und wartete, daß man versuchen würde, ihn dergestalt zu überlisten, erblickte er einen Mann und eine Frau, die eilig die Gasse hinunterschritten und sich dem Tore näherten. Sie gingen rasch und warfen ängstliche Blicke hinter sich, so, als wären sie auf der Flucht vor irgend einer Gefahr. Der Mann hielt eine Axt in der Hand, und umklammerte sie mit festem Griffe, als wäre er entschlossen, sich mit Gewalt seinen Weg zu bahnen, wenn jemand sich ihm entgegenstellte.

Aber der Kriegsknecht sah nicht so sehr den Mann an wie die Frau. Er dachte, daß sie ebenso hochgewachsen war, wie die junge Mutter, die ihm am vorhergehenden Abend entkommen war. Er bemerkte auch, daß sie ihren Rock über den Kopf geworfen trug. Sie trägt ihn vielleicht so, dachte er, um zu verbergen, daß sie ein Kind im Arme hält.

Je näher sie kamen, desto deutlicher sah der Kriegsknecht das Kind, das die Frau auf dem Arme trug, sich unter dem gehobenen Kleide abzeichnen. Ich bin sicher, daß sie es ist, die gestern abends entschlüpfte, dachte er. Ich konnte freilich ihr Antlitz nicht sehen, aber ich erkenne die hohe Gestalt wieder. Und da kommt sie nun mit dem Kinde auf dem Arme, ohne auch nur zu versuchen, es verborgen zu halten. Wahrlich, ich hatte nicht gewagt, auf einen solchen Glücksfall zu hoffen.

Der Mann und die Frau setzten ihre hurtige Wanderung bis zum Stadttor fort. Sie hatten offenbar nicht erwartet, daß man sie hier aufhalten würde, sie zuckten vor Schreck zusammen, als der Kriegsknecht seine Lanze vor ihnen fällte und ihnen den Weg versperrte.

„Warum verwehrst du uns, ins Feld hinaus zu unserer Arbeit zu wandern?" fragte der Mann.

„Du kannst gleich gehen," sagte der Soldat, „ich muß nur zuerst sehen, was dein Weib unter ihrem Kleide verborgen hält?"

„Was ist daran zu sehen?" sagte der Mann. „Es ist nur Brot und Wein, wovon wir tagsüber leben müssen."

„Du sprichst vielleicht die Wahrheit," sagte der Soldat, „aber wenn es sich so verhält, warum läßt sie mich nicht gutwillig sehen, was sie trägt?"

„Ich will nicht, daß du es siehst", sagte der Mann, „Und ich rate dir, daß du uns hier vorbei läßt."

Damit erhob der Mann die Axt, aber die Frau legte die Hand auf seinen Arm.

„Lasse dich nicht in Streit ein!" bat sie. „Ich will etwas anderes versuchen. Ich will ihn das sehen lassen, was ich trage, und ich bin gewiß, daß er ihm nichts zuleide tun kann."

Und mit einem stolzen und vertrauensvollen Lächeln wandte sie sich dem Soldaten zu und lüftete einen Zipfel ihres Kleides.

Im selben Augenblick prallte der Soldat zurück und schloß die Augen, wie von einem starken Glanze geblendet. Was die Frau unter ihrem Kleide verborgen hielt, strahlte ihm so blendend weiß entgegen, daß er zuerst gar nicht wußte, was er sah.

„Ich glaubte, du hieltest ein Kind im Arme", sagte er.

„Du siehst, was ich trage", erwiderte die Frau.

Da endlich sah der Soldat, daß, was so blendete und leuchtete, nur ein Büschel weißer Lilien war, von derselben Art, wie sie draußen auf dem Felde wachsen. Aber ihr Glanz war viel reicher und strahlender. Er konnte es kaum ertragen, sie anzusehen.

Er steckte seine Hand zwischen die Blumen. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß es ein Kind sein mußte, was sie da trug, aber er fühlte nur die weichen Blumenblätter.

Er war bitter enttäuscht und hatte in seinem Zornesmute gern den Mann sowohl wie die Frau gefangen genommen, aber er sah ein

daß er für ein solches Vorgehen keinen Grund ins Treffen führen konnte.

Als die Frau seine Verwirrung sah, sagte sie: „Willst du uns nicht ziehen lassen?“

Der Kriegsknecht zog stumm die Lanze zurück, die er vor der Toröffnung hielt, und trat zur Seite.

Aber die Frau zog ihr Kleid wieder über die Blumen und betrachtete gleichzeitig das, was sie auf ihrem Arme trug, mit einem holdseligen Lächeln. „Ich wußte, du würdest ihm nichts zu Leide tun können, wenn du es nur sähest“, sagte sie zum Kriegsknecht.

Hierauf eilten sie von dannen, aber der Kriegsknecht blieb stehen und blickte ihnen nach, so lange sie in Sehweite waren.

Und während er ihnen so mit den Blicken folgte, schien es ihm wieder ganz gewiß, daß sie kein Büschel Lilien im Arme trug, sondern ein wirkliches, lebendiges Kind.

Indes er noch so stand und den beiden Wanderern nachsah, hörte er von der Straße her laute Rufe. Es war Voltigius und einige seiner Mannen, die herbeigeeilt kamen.

„Halte sie auf!“ riefen sie. „Schließe das Tor vor ihnen! Lasse sie nicht entkommen!“

Und als sie bei dem Kriegsknechte angelangt waren, erzählten sie, daß sie die Spur des entronnenen Knaben gefunden hatten. Sie hatten ihn nun in seiner Behausung gesucht, aber da war er wieder entflohen. Sie hatten seine Eltern mit ihm forteilen sehen. Der Vater war ein starker graubärtiger Mann, der eine Axt trug, die Mutter eine hochgewachsene Frau, die das Kind unter den hinaufgenommenen Rockfalten verborgen hielt.

Im selben Augenblick, in dem Voltigius dies erzählte, kam ein Beduine auf einem guten Pferde zum Tore hereingeritten. Ohne ein Wort stürzte der Kriegsknecht auf den Reiter zu. Er riß ihn gewaltsam vom Pferde herunter und warf ihn zu Boden. Und mit einem Satze war er selbst auf dem Pferde und sprengte über den Weg.

*

Ein paar Tage darauf ritt der Kriegsknecht durch die furchtbare Bergwüste, die sich über den südlichen Teil von Judäa erstreckt. Er verfolgte noch immer die drei Flüchtlinge aus Bethlehem, und er war außer sich, daß diese fruchtlose Jagd niemals ein Ende nahm.

„Es sieht wahrlich aus, als wenn diese Menschen die Gabe hätten, in den Erdboden zu versinken“, murrte er. „Wie viele Male bin ich ihnen nicht in diesen Tagen so nahe gewesen, daß ich gerade dem Kinde meine Lanze nachschleudern wollte, und dennoch sind sie mir entkommen! Ich fange an, zu glauben, daß ich sie nun und nimmer einholen werde.“

Er fühlte sich mutlos wie einer, der zu merken glaubt, daß er gegen etwas Uebermächtiges ankämpft. Er fragte sich, ob es möglich sein konnte, daß die Götter diese Menschen gegen ihn beschützten.

„Es ist vergebliche Mühe. Besser, ich kehre um, ehe ich vor Hunger und Durst in dieser öden Wildnis vergehe!“ sagte er einmal ums andere zu sich selbst.

Aber dann packte ihn die Furcht vor dem, was ihn bei der Heimkehr erwartete, wenn er unverrichteter Dinge zurückkam. Er war es, der nun schon zweimal das Kind hatte entkommen lassen. Es war nicht wahrscheinlich, daß Voltigius oder Herodes ihm so etwas verzeihen würden.

„Solange Herodes weiß, daß eines von Bethlehems Kindern noch lebt, wird er immer unter derselben Angst leiden“, sagte der Kriegsknecht. „Das Wahrscheinlichste ist, daß er versuchen wird, seine Qualen dadurch zu lindern, daß er mich ans Kreuz schlagen läßt.“

Es war eine heiße Mittagsstunde, und er litt furchtbar auf dem Ritte durch diese baumlose Felsengegend, über einen Weg, der sich durch tiefe Talklüfte schlängelte, wo kein Lüftchen sich regte. Sowohl Pferd wie Reiter waren dem Umstürzen nahe.

Seit mehreren Stunden hatte der Kriegsknecht jede Spur der Fliehenden verloren, und er fühlte sich mutloser denn je.

Ich muß es aufgeben, dachte er. Wahrlich, ich glaube nicht, daß es der Mühe lohnt, sie weiter zu verfolgen. Sie müssen ja ohnehin in dieser furchtbaren Wüstenei zugrunde gehen.

Während er diesen Gedanken nachhing, gewahrte er in einer Felsenwand, die sich nahe dem Wege erhob, den gewölbten Eingang zu einer Grotte.

Sogleich lenkte er sein Pferd zu der Grottenöffnung. Ich will ein Weilchen in der kühlen Felsenhöhle rasten, dachte er. Vielleicht kann ich dann die Verfolgung mit erneuter Kraft beginnen.

Als er eben in die Grotte eintreten wollte, wurde er von etwas Seltsamem überrascht. Zu beiden Seiten des Einganges wuchsen zwei schöne Lilienstauden. Sie standen da hoch und aufrecht, voll Blüten. Sie verbreiteten einen berauschenden Honigduft, und ein Menge Bienen [illegible].

Dies war ein so ungewohnter Anblick in dieser Wüste, daß der Kriegsknecht etwas Wunderliches tat. Er brach eine große weiße Blume ab und nahm sie mit in die Felsenhöhle.

Die Grotte war [illegible] dunkel und [illegible] Wölbung [illegible], sah er, daß [illegible] ein Mann, eine Frau und ein Kind [illegible] lagen, in tiefem [illegible]

Niemals hatte der Kriegsknecht sein Herz so pochen gefühlt wie bei diesem Anblicke. Es waren gerade die drei Flüchtlinge, denen er so lange nachgejagt hatte. Er erkannte sie allsogleich. Und hier lagen sie schlafend, außer Stande sich zu verteidigen, ganz und gar in seiner Gewalt.

Sein Schwert fuhr rasselnd aus der Scheide, und er beugte sich über das schlummernde Kind.

Behutsam senkte er das Schwert zu seinem Herzen und zielte genau, um es mit einem einzigen Stoß aus der Welt schaffen zu können.

Mitten im Zustoßen hielt er einen Augenblick inne, um das Gesicht des Kindes zu sehen. Nun er sich des Sieges sicher wußte, war es ihm eine grausame Wollust, sein Opfer zu betrachten.

Aber als er das Kind sah, da war seine Freude womöglich noch größer, denn er erkannte das kleine Knäblein wieder, das er mit Bienen und Lilien auf dem Felde vor dem Stadttore spielen gesehen hatte.

Ja, gewiß, dachte er, das hätte ich schon längst begreifen sollen. Darum habe ich immer dieses Kind gehaßt. Es ist der verheißene Friedensfürst.

Er senkte das Schwert nieder, indem er dachte: Wenn ich den Kopf dieses Kindes vor Herodes niederlege, wird er mich zum Anführer seiner Leibwache machen.

Während er die Schwertspitze dem Schlafenden immer näher brachte, sprach er voll Freude zu sich selbst: „Diesmal wird wenigstens niemand dazwischen kommen und ihn meiner Gewalt entreißen!“

Aber der Kriegsknecht hielt noch die Lilie in der Hand, die er beim Eingang der Grotte gepflückt hatte, und während er so dachte, flog eine Biene, die in ihrem Kelche verborgen gewesen war, zu ihm auf und umkreiste summend einmal ums andere seinen Kopf.

Der Kriegsknecht zuckte zusammen. Er erinnerte sich auf einmal der Bienen, denen das Knäblein beigestanden hatte, und er entsann sich, daß es eine Biene war, die dem Kinde geholfen hatte, von Herodes' Gastmahl zu entrinnen.

Dieser Gedanke versetzte ihn in Staunen. Er hielt das Schwert still und blieb stehen und horchte auf die Biene.

Nun hörte er das Summen des kleinen Tierchens nicht mehr. Aber während er so ganz still dastand, atmete er den starken süßen Duft ein, der von der Lilie ausströmte, die er in der Hand hielt.

Da mußte er an die Lilien denken, denen das Knäblein beigestanden hatte, und er erinnerte sich, daß es ein Büschel Lilien war, die das Kind vor seinen Blicken verborgen und ihm geholfen hatten, durch das Stadttor zu entkommen.

Er wurde immer gedankenvoller, und er zog das Schwert an sich.

„Die Bienen und die Lilien haben ihm seine Wohltaten vergolten“, flüsterte er zu sich selbst.

Er mußte daran denken, daß der Kleine einmal auch ihm eine Wohltat erwiesen hatte, und eine tiefe Röte stieg in sein Antlitz.

„Kann ein römischer Legionär vergessen, einen empfangenen Dienst zu vergelten?“ flüsterte er.

Er kämpfte einen kurzen Kampf mit sich selbst. Er dachte an Herodes und an seine eigene Lust, den jungen Friedensfürsten zu vernichten.

„Es steht mir nicht wohl an, dieses Kind zu töten, das mir das Leben gerettet hat“, sagte er schließlich.

Und er beugte sich hinab und legte sein Schwert neben das Kind nieder, damit die Flüchtlinge beim Erwachen erführen, welcher Gefahr sie entgangen waren.

Da sah er, daß das Kind wachte. Es lag da und sah ihn mit seinen schönen Augen an, die gleich Sternen leuchteten.

Und der Kriegsknecht beugte ein Knie vor dem Kinde.

„Herr, du bist der Mächtige“, sagte er. „Du bist der starke Sieger. Du bist der, den die Götter lieben. Du bist der, der auf Schlangen und Skorpionen treten kann.“

Er küßte seine Füße und ging dann sachte aus der Grotte, indes der Kleine dalag und ihm mit großen erstaunten Kinderaugen nachsah.

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XXXIX. Band. — Wien, den 16. April 1904. — Nummer 498.

Perspektiven.

Das englisch-französische Abkommen eröffnet einen Ausblick auf ein merkwürdiges Stück Zeitgeschichte. Noch steht unser altes Europa, das im Zeitalter der hellenischen Perserkriege an die Spitze der Welt trat, auf diesem seit 2400 Jahren behaupteten Ehrenplatze. Wenn es sich um Verträge handelt, in denen ganze Kontinente aufgeteilt werden sollen, sind noch immer nur europäische Mächte die Kontrahenten. Innerhalb unseres Weltteiles haben ja die Machtverhältnisse mannigfach gewechselt; bald war Rom, bald Madrid, bald Wien, bald Paris, bald Berlin das Herrschaftszentrum — immer aber blieb dieses Zentrum ein europäisches. Das hat etwas Beruhigendes für unser Gefühl, für einen vom Nordkap bis Gibraltar reichenden kontinentalen Patriotismus. Dieser jüngste Teilungsvertrag zwischen Frankreich und Großbritannien zeigt uns Europa noch auf der Höhe seiner welthistorischen Stellung. Ueber gewaltige Reiche wird da verfügt, über Marokko, dessen Gebietsumfang um ein Viertel größer ist als der Oesterreich-Ungarns, über Aegypten, das gar fünfmal so groß ist wie unsere Monarchie. Und doch spielen in diese Abmachungen, die noch im hergebrachten europäischen Herrschaftsstile gehalten sind, bereits neue geschichtliche Momente hinein, die auf eine kommende große Umgestaltung der bisherigen Weltordnung hindeuten. Dieser Vertrag wird geschlossen wenige Jahre nach dem spanisch-amerikanischen Kriege, in dem ein junger Staat kolonialen Ursprungs einen alten Staat von einst unermeßlichem Kolonialbesitz über den Haufen warf; er wird geschlossen zu gleicher Zeit mit dem russisch-japanischen Kriege, in dem eine unserer gefürchtetsten Militärmächte ihre Mittel aufs äußerste anstrengen muß, um sich eines ganz unversehens aufgetauchten Machtkonkurrenten zu erwehren. Es ist nicht viel mehr als ein Jahrhundert her, daß die Vereinigten Staaten überhaupt eine staatliche Rolle spielen, und noch vor einem Jahrzehnt wurden sie kaum als Großmacht angesehen, die in den Welthändeln mitzureden hätte. Japan vollends, das um die Zeit von Königgrätz und Sedan noch erzasiatisch war und erst in unseren Tagen eine zivilisierte Staatsordnung und ein diesen Namen verdienendes Armee- und Flottenwesen erhielt, ist mit der Schnelligkeit und Plötzlichkeit eines Lotteriegewinnes zur Geltung einer Großmacht gekommen. Im Zusammenhalt mit diesen begleitenden Tatsachen betrachtet, nimmt das englisch-französische Abkommen einen ganz anderen Charakter an, als man ihm auf den ersten Blick hätte beimessen mögen. Wohl ist es noch von dem überlieferten Geiste der europäischen Welthegemonie erfüllt, aber es bedeutet nicht eine trotzige Erneuerung dieses Geistes, sondern seinen historischen Abschiedsgruß.

Es ist nebensächlich, wie weit bei dem Zustandekommen des Vertrages Augenblicksbedürfnisse der russischen Politik mitgespielt haben mögen, die eine englische Neutralitätsassekuranz gewiß gerne mit französischen Prämien bezahlen mochte. Jedenfalls hat England die günstige Sachlage benützt, um seinen gesammelten Besitz, ehe schwere Zeiten kommen, unter ein leidlich sicheres Dach zu bringen. Die englischen Diplomaten und Geschäftsleute wissen, daß die fetten Jahre für sie vorüber sind. England konnte einst die Meere beherrschen und seinen Kolonienhunger mit reichem Landerwerb unter allen Himmelsstrichen stillen, während die Völker Europas mit der Verbissenheit und Wut prozessierender Bauern um schmale Grenzraine stritten und sich die Köpfe einschlugen. Von britischen Subsidien genährt, tobte sich die europäische Dummheit auf den Schlachtfeldern der Rheinlande, Böhmens und Italiens aus. Hinter dem kleinen Kreis dieser Weltkriege dehnte sich der ungeheuere Kreis des großbritannischen Weltreiches. Während des spanischen Erbfolgekrieges nahm England französische und spanische, während des siebenjährigen Krieges weitere französische und spanische, während der Napoleonischen Kriege französische, holländische, dänische Besitzungen in allen Erdteilen weg. Aber diese schöne Zeit kehrt nicht wieder. Auch die kontinentalen Völker [illegible] allmählich begreifen gelernt, daß die Zukunft auf dem Wasser liegt. [illegible] mehren ihre Handels- und Kriegsflotten, und mit den Interessen der Kaufleute geht auch der Blick der Diplomaten und Militärs in überseeische Weiten. Man kann sagen, daß nahezu alle Probleme, die ehedem die europäischen Kabinette in Atem hielten, veraltet und überwunden sind. Es gibt keine deutsche, keine italienische, keine polnische [illegible] mehr. Nur Elsaß-Lothringen und die Balkanländer sind noch [illegible] vom ehemaligen Arbeitsfelde, aber weder hier noch dort bieten sich für England Gewinstchancen, wie sie ihm das XVIII. Jahrhundert bot.

Immer deutlicher wird es, daß die wichtigsten Kampfobjekte der modernen Welt nicht mehr auf europäischem Boden, sondern weit draußen in allen Fernen liegen — in dem Produktenreichtum Afrikas, in dem Konsumentenreichtum Asiens. Das Arbeitsfeld der modernen Politik wird immer ausgedehnter, ihre Aufgaben immer komplizierter, dabei wachsen die Interessengegensätze, steigern sich die Konfliktsmöglichkeiten. Und indem wir Europäer unsere Industrie, unsere Technik, unsere friedlichen und militärischen Künste nach allen fremden Küsten exportieren, werden wir, die Ausbeuter der zurückgebliebenen Rassen, zugleich auch ihre Lehrmeister und Erzieher. Wir senden ihnen nicht nur Waren, sondern auch Menschenmaterial, das, bei uns überschüssig, dort wohlverwendbar ist und eine neue Heimat findet. Aus den Emigranten werden Feinde des Vaterlands, aus den Schülern Feinde der Lehrer. So steht Amerika gegen uns, so Japan. Wer kann voraussehen, welche neuen Rassen und Länder folgen werden? Die Welt wird nicht mehr lange unter denjenigen teilbar sein, die sie bisher geteilt haben. Es melden sich neue Anwärter, Völker, die lernen wollen, lernen rasch, besonders rasch in der militärischen Schule, die noch immer die politisch ausschlaggebende ist. Das hat uns schon Rußland — unter Peter dem Großen — gezeigt, das in einer Zeit, wo man langsamer lebte als heute, sich in zehn Jahren von Narwa bis Poltawa entwickelte. Warum wundern wir uns so sehr über die Japaner? Asien, die alte Völkerwiege, birgt vielleicht noch mancherlei Ueberraschungen, die uns unangenehm werden können. Was gestern noch ethnographisches Studienobjekt war, kann morgen bereits mit sehr subjektiven Kräften in die Weltpolitik eingreifen. Das zwanzigste Jahrhundert wird See- und Kolonialkriege von einer bisher unerhörten Ausdehnung und Heftigkeit sehen, es wird Unabhängigkeitserklärungen und neue Staatenbildungen erleben, die sich gegenwärtig kaum ahnen lassen. Naive Gemüter mögen sich daran erbauen, daß der englisch-französische Vertrag aus friedlichen Verhandlungen hervorgegangen ist und friedlichen Zwecken dienen soll. Dem weiterblickenden Beobachter tun sich blutrote Perspektiven auf. Europa gleicht einem glücklichen Spekulanten, der, von der Wucht seiner wachsenden Kapitalsmassen gedrängt, sich in immer neue, immer großartigere Unternehmungen stürzt, bis schließlich das Werk dem Meister über den Kopf wächst und zusammenbrechend ihn erdrückt. Wer weiß, wie bald der heute noch mit Erobergewalt vordringende Kontinent in eine Defensivstellung zurückgeworfen sein wird. E. V.

Die Frage der Ehrengerichte.

Vom Reichsratsabgeordneten Grafen Adalbert Sternberg.

Die Wichtigkeit der Ehrengerichte ist bisher von der öffentlichen Meinung ganz unterschätzt worden.

Was ist in der allgemeinen Gerichtspflege das ausschlaggebende Moment für den Verurteilten? Die Strafe als solche oder die damit verbundene öffentliche Brandmarkung, die Entehrung? Unzweifelhaft unter hundert Fällen letztere in neunzig. Wenn nun ein Gericht sich konstituiert, welches offiziell die schwerste Strafe für einen Gebildeten, die Entehrung, verhängen kann, so hat die gebildete Welt nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht, auf die Konstituierung eines solchen Gerichtes und auf die Ehrengerichtspraxis ihr Augenmerk zu richten. Ist doch bei uns zu Lande jeder Gebildete, der nicht an einem Gebrechen leidet, Reserve- oder Landwehroffizier und untersteht dem Militär-Ehrengerichte. Spricht ein solches das Wort „Schuldig" aus, so wird der Betroffene mit dem größten Makel, dem der Ehrlosigkeit, öffentlich gebrandmarkt.

Ich bin ein Anhänger der Institution der Ehrengerichte und halte sie für eine Notwendigkeit, jedoch verlange ich mit dem allergrößten Nachdrucke, daß die Mitglieder des Ehrenrates unbeeinflußbare und unabhängige Richter und nicht kommandierte Spieler sein sollen.

Oesterreich ist heute noch in mancher Beziehung ein Staat der Willkür. Das Gebiet der unerhörtesten Willkür ist das der Ehrengerichte. Früher wurden Differenzen immer mit den Waffen ausgetragen und nur [illegible] Fälle ehrenrätlich behandelt, jetzt kommt jede Differenz [illegible] Forum. Wir befinden uns aber in einem Uebergangsstadium. [illegible] Barriere von dem, was bei Ehrenhändeln zu geschehen hat, [illegible] [illegible] Es fehlt [illegible] an festen Normen, wie in Ehrenhändeln vorzugehen ist. In Frankreich gibt es einen bestimmten Modus. [illegible] [illegible] er hätte sich [illegible] [illegible]

solche Unklarheit bei den maßgebenden Kreisen besteht, dann ist die Ehre eines Menschen einfach ein vogelfrei erklärtes Gut.

Dies ist ein umso unerträglicherer Zustand, als Militär-Ehrengerichte nicht nur verhängnisvoll für Offiziere, sondern ebenso verhängnisvoll für Zivilisten sein können. Gesetzt der Fall, ein Offizier hat einen Ehrenhandel mit einem Zivilisten. Die Sekundanten des Offiziers sehen im Vorgehen des Zivilisten einen Verstoß gegen seine Ehre oder haben einen Makel in seinem Vorleben gefunden oder es ist der Ehrenhandel selbst ein solcher, daß es unklar ist, ob der Verstoß gegen die Ehre auf Seiten des Offiziers oder auf Seiten des Zivilisten zu suchen ist. Die Folge ist, daß der Offizier um ehrenrätliche Untersuchung einkommen muß, um aus dem Beschlusse des Ehrenrats folgern zu können, ob er sich überhaupt mit diesem Zivilisten schlagen durfte. Der Ehrenrat untersucht den Fall und erklärt indirekt, indem er dem Offizier verbietet, sich mit diesem Zivilisten zu schlagen, diesen für einen ehrlosen Menschen. Für den Zivilisten steht gar kein Appell offen, er hat sich nie verteidigen können und es kann ihm dies geschehen, ohne daß er überhaupt vor das Militär-Ehrengericht berufen wird, weil dieses den Fall nur soweit untersucht als er den Offizier betrifft. Ist der Zivilist ein Mitglied eines Klubs, muß er austreten, gehört er dem Beamtenstande an, wird sein Bleiben dort nicht länger geduldet, gehört er aber einem andern Berufsstande an, so wird seine soziale Stellung dortselbst auf das Gründlichste erschüttert. Es gibt also ein Militär-Ehrengericht inappellabel das Urteil ab, ob dieser Zivilist ein Ehrenmann ist oder nicht. Bei dem Geiste, der in Offizierskreisen herrscht, kann man sich denken, daß in solchen Fällen der Kamerad immer näher steht als der Gegner. Es ist also auch für den Zivilisten aus den gebildeten Ständen von höchster Wichtigkeit, daß die bestehenden Militär-Ehrengerichte unbeeinflußbar und die Vorschriften für dieselben die denkbar korrektesten seien, damit die Ehre, das höchste Gut eines anständigen Menschen, nicht der Willkür gewisser höherer Kreise ausgeliefert sei. Die bisher bestehende Ehrengerichtspraxis aber bietet nicht nur keinen Schutz, sondern enthält die größte Gefahr für den heiligsten Besitz eines jeden Staatsbürgers und ist daher ein vollständig unhaltbarer Zustand.

Bei meiner Erörterung will ich keinen Moment aus dem Auge lassen, daß dem Kaiser als oberstem Kriegsherrn zu allen Zeiten das Recht gewahrt bleiben muß, Offiziere aus der Armee ausstoßen zu können, welche ihm als nicht geeignet erscheinen. Aber nur er allein. Außer der Person des Monarchen darf es keine Nebenkaiser in der Armee geben, welche durch ihren Einfluß über die Ehre der Offiziere im Wege der bestehenden Ehrengerichtsbarkeit entscheiden können. Es gibt ein Recht auf Ehre, so wie es ein Recht auf Besitz und auf körperliche Sicherheit gibt, und daher gibt es auch ein Recht, eine Ehrengerichtsbarkeit zu verlangen, welche von den Einflüssen hochgestellter Herren und von den Einflüssen der Politik frei ist.

In erster Linie ist es bei den bestehenden Ehrenräten eine große Ungerechtigkeit, daß für aktive Offiziere dieselben Institutionen gelten, wie für nichtaktive. Der aktive ist da im allergrößten Vorteil. Er lebt unter seinen Kameraden, sie kennen ihn genau, jeder kennt seine Verhältnisse, weiß beinahe von jedem Schritt, den er macht, und in den allermeisten Fällen ist die Angelegenheit, um die es sich handelt, den Kameraden genau bekannt. Seine Beurteilung ist daher eine äußerst leichte. Der aktive Offizier wird im ehrenrätlichen Ausschusse unter 100 Fällen 90mal eine für ihn günstige Stimmung vorfinden und nur eine vollständig erwiesene Verletzung der Ehre wird den Mann sein Portepee kosten. Die Lebensweise und Lebensführung des aktiven Offiziers ist so wenig kompliziert, daß die Beurteilung seiner Handlungen äußerst leicht ist. Und die Ehrengerichtspraxis beweist, daß nur äußerste Notwendigkeit zur Verurteilung führt.

Anders verhält es sich mit dem Offizier der Reserve oder der Landwehr. Dieser hat mit einer ausgesprochenen Voreingenommenheit des Ausschusses zu rechnen. Er ist ein Fremder, für den das Herz der Ausschußmitglieder nicht schlägt. Ist er ein Jude, dann genügt das Moment, daß er vor den Ehrenrat gestellt wird, allein, daß ihm das Genick gebrochen wird. Ich erwähne den Fall Schnitzler, der seiner Charge verlustig erklärt wurde, weil er in einer Novelle einen Offizier geschildert hat, anders als der Ehrenrat sich dies vorstellt. Nicht einmal die Rücksicht auf diesen hervorragenden Schriftsteller hat den Ehrenrat zurückgehalten, ihn der öffentlichen Schande preiszugeben.

Der ehrenrätliche Ausschuß trachtet bei dem aktiven Offizier kein Material, soweit die Standesehre es gestattet, zu Gunsten des Angeklagten zusammenzustellen. Und wenn nicht ein Druck von oben erfolgt, so ist zweifellos die Ehrengerichtspraxis in der Armee eine loyale und gerechte. Bei den nichtaktiven spielen ganz andere Momente mit, [illegible] den Schuldspruch bestimmen. In erster Linie wird der Fall so untersucht, daß alle belastenden Momente in den Vordergrund gestellt werden. Ein Geschäftsmann, ein Kaufmann, ein Mann, der große Geldtransaktionen im Klub oder auf der Börse macht, kann in die Lage kommen, vor einem [illegible]

spruch in komplizierten Fällen der reinste Zufall. Es ist also naheliegend, daß die Ehrenräte für nichtaktive Offiziere anders zusammengestellt sein sollten als die für aktive Offiziere und daß zum mindesten ein Teil des Ehrenrats aus nichtaktiven Offizieren bestehen sollte.

Man muß ferner bedenken, daß der untersuchende Ausschuß aus braven Truppenoffizieren besteht, die der Rechtsgelehrsamkeit fern stehen und die einen nur etwas komplizierten Fall, statt ihn auf die springenden Punkte zu konzentrieren — was die Kunst eines geübten Untersuchungsrichters ist — so weit ausdehnen, daß sich zum Schluß kein Mensch darin auskennt. Das Aktenmaterial wächst wie eine Lawine. Und jede neue Zeugenaussage bringt ein Heer von neuen Gesichtspunkten in die Verhandlung. Nun werden während der Schlußverhandlung diese ganzen zahllosen Akten verlesen. Das dauert oft stundenlang. Und der ehrenrätliche Ausschuß bringt am Schluß das Resumé vor. Es liegt also in den Händen des Vorsitzenden, die Stimmung der Richter vollständig zu beherrschen. Eine Untersuchung stützt sich im wesentlichen auf Zeugenaussagen. Die Zeugen werden vernommen, ohne daß ihre Aussagen durch einen Eid oder durch ein feierliches Ehrenwort in ihrer Glaubwürdigkeit verstärkt würden. Es besteht der Grundsatz, so wenig als möglich und nur in den allernötigsten Fällen Zivilpersonen zu vernehmen. Bei der Untersuchung des Falles wird ferner nicht von vornherein gesagt: „Sie sind beschuldigt, einen Akt der Feigheit, einen Betrug, einen Wortbruch oder was immer begangen zu haben", sondern der Fall als solcher, die ganze Reihe der Begebenheiten wird geprüft, damit ein Gesamteindruck gewonnen werde, welcher zu beurteilen ist. Dieser Umstand führt dahin, daß alles genau erhoben werden muß, und daher kann es Fälle geben, wo der Angeklagte bis zum letzten Moment nicht weiß, welche von den Handlungen und in welchem Sinne ihm zur Last gelegt wird. Auf die Frage, weshalb der Angeklagte beschuldigt wird, erfolgt die Antwort, daß müsse erst die Untersuchung ergeben. In einem solchen Falle kann der Angeklagte die Verteidigung nicht vorbereiten, weil er die Anklage nicht kennt.

Am reformbedürftigsten sind die Ehrengerichte in ihrer Abstimmung. Der Richter und Ankläger ist nicht nur eine Person, sondern besteht aus den vier Personen des Ausschusses, der mit dem Vorsitzenden zusammen den Ausschlag gibt. Der Ausschuß, der den Staatsanwalt darstellt, entscheidet zugleich bei der Abstimmung! Das ist ein Verstoß gegen alle prozessualen Grundsätze, welche ein Produkt vieltausendjähriger Jurisdiktion sind.

Und nun wäre noch eines zu erwähnen. Die einfache Majorität entscheidet. Wenn nur fünf Stimmen erklären, der Angeklagte sei schuldig und vier der Ansicht sind, er sei nicht schuldig, so ist doch zum mindesten anzunehmen, daß ein großer Zweifel an der Unehrenhaftigkeit des Mannes vorhanden ist. Denn wenn diese vier, die der Ansicht sind, der Mann sei ehrenhaft, einen so geringen Begriff von der Ehre haben, dann sollten diese vier ebenfalls wegen Unkenntnis dessen, was Standesehre ist, angeklagt werden. Die Ehrenhaftigkeit ist etwas so Zweifelloses, daß das Geringste, was man von einem Ehrengerichte verlangen kann, die Einstimmigkeit ist, damit die ganze Oeffentlichkeit diesen Betreffenden als einen bemakelten Menschen anzusehen berechtigt ist. Selbst der glühendste Anhänger des bestehenden ehrenrätlichen Verfahrens muß sich sagen, daß hier eine große Lücke in den Vorschriften vorhanden ist. Die englische Jury entscheidet nur mit Stimmeneinhelligkeit. Bei unseren Geschwornengerichten ist Zweidrittelmajorität und bei den Ehrengerichten, die doch noch ein kompliziertes Schöffengericht sind, die einfache Majorität.

Nach erfolgter Anklage und Verteidigung werden der Angeklagte oder dessen Verteidiger entlassen und dann erst beginnt die Diskussion über den ganzen Fall. Den hervorragendsten Anteil an dieser Diskussion nimmt der Vorsitzende, ein Oberst. Er spricht nicht zu unabhängigen Leuten, sondern zu seinen Untergebenen. Und nachdem dieser seine Meinung geäußert hat, beteiligt sich der Ankläger, der das ganze Aktenmaterial beherrscht, an der allgemeinen Verhandlung, ohne daß der Verteidiger oder der Angeklagte selbst die vorgebrachten Tatsachen widerlegen oder andere Tatsachen, die zu seinen Gunsten sprechen, ihnen entgegenstellen konnte. Selbstverständlich hat keines der nicht zum Ausschuß gehörenden Mitglieder des Ehrenrats sich aus diesem kolossalen Aktenmaterial ein Bild machen können, jedes beugt sich daher willig vor den Argumenten des Ausschusses. Und wenn nun der Fall eintritt, und solche Fälle kommen vor, daß ein Ehrenrat mit großer Majorität das „Schuldig" abgelehnt hat, so kann dieser Ehrenrat aufgehoben und ein neuer Ehrenrat einberufen werden. In diesem können teilweise Mitglieder des ersten Ehrenrats wieder als Richter fungieren. Wenn dieser Ehrenrat mit einer knappen Majorität den Angeklagten verurteilt hat, so hat derselbe nach den bestehenden Vorschriften kein Appellationsrecht.

Die bestehende Ehrengerichts-Praxis ist also auf der ganzen Linie reformbedürftig. Und wohlgemerkt, dabei stehe ich nicht auf dem Standpunkt, daß die Ehrengerichtsbarkeit öffentlich sein sollte. Das ist nicht notwendig. [illegible] man muß aber in des Kaisers Hand legen, wenn der Zutritt des Monarchen unbeeinflußbar gemacht wird. Dafür bürgt der soldatische Geist in der österreichischen Armee. Aus diesem Geist [illegible] heraus möge sich eine Bewegung bilden, welche den heutigen Ehrengerichten ein Ende macht.

Sozialreformer und Unternehmer.

Von Dr. Franz Oppenheimer (Berlin).

Wir beobachten seit einiger Zeit, namentlich seit mit der Bevölkerungstheorie des Malthus die wissenschaftlichen Grundlagen des alten Manchester-Liberalismus ins Wanken geraten sind, in Deutschland das Erstarken einer neumanchesterlichen Nationalökonomie, die sich dadurch charakterisiert, daß sie die ökonomischen Dinge mit bewußter Einseitigkeit vom Standpunkt des Unternehmers aus betrachtet. Sie zeichnet sich in der Sozialpolitik namentlich aus durch Feindschaft gegen die Leistungen der Gewerkvereine — hier ist als Protagonist vor allem Alexander Tille zu nennen — und in der Sozialtheorie durch eine sehr hohe Schätzung der personellen Unternehmungsqualitäten. Diese Richtung war geradezu bis zum Zerrbild zugespitzt in des verstorbenen Berliner Professors Karl Reinhold seltsamem Werke: „Der Weg des Geistes in den Gewerben“, und tritt in wissenschaftlicher Mäßigung auf bei Julius Wolf-Breslau und Richard Ehrenberg-Rostock. Verdanken wir dem ersteren die ersten entschiedenen Schritte zur Neubegründung einer liberalen Theorie, die sich von dem Marxismus ebenso entfernt hält wie von dem Kathedersozialismus, so hat Ehrenberg, ursprünglich Wirtschaftshistoriker ungefähr Schmoller'scher Richtung, der uns als solcher das glänzende Werk „Das Zeitalter der Fugger“ geschenkt hat, die neue Lehre vom Unternehmergenie durch prächtige Einzelstudien zur Entstehungsgeschichte „großer Vermögen“ zu unterbauen versucht.

Die ganze Richtung ist offenbar als eine Tatsache der „Reaktion“ im physikalischen Sinne, d. h. des Gegenstoßes, aufzufassen. Sie ist die Auflehnung gegen die Uebertreibungen aller älteren wirtschaftlichen Richtungen Deutschlands. Gegen die Schule Brentanos mit ihrer außerordentlichen Ueberschätzung der Bedeutung eines gut entfalteten Gewerkvereinswesens macht sie die nicht immer angenehmen Erfahrungen geltend, die in Großbritannien und New-Zealand mit dem Ca'canny-System und der zünftlerischen Kastenpolitik und Sparwut der Trade-Unions gemacht worden sind; gegen die Kathedersozialisten wendet sie den Mangel irgend eines festen Prinzips ein, nach der die Abgrenzung zwischen Privatunternehmen und öffentlichen Betrieben zu erfolgen hat, und verwahrt sich vom Standpunkt einer reinlichen theoretischen Scheidung gegen die allerdings greuliche Ueberflutung des ganzen Gebietes mit „Ethik“; — und gegen die Marxisten und die übrigen Sozialisten mit ihrer bis zur Karikatur einseitigen Ueberschätzung der Handarbeit betont sie mit Recht die Bedeutung des Kopfarbeiters für die Unternehmung.

Kein Wunder, wenn diese Anschauung, durch Ueberspannung einseitiger Theorien erzeugt, nun auch ihrerseits nach dem Gesetze des Pendels über den Ruhepunkt der goldenen Mitte fast ebensoweit nach der entgegengesetzten Seite hin hinausschlägt. Mir wenigstens scheint es unzweifelhaft, daß schon in ihrem Grundprinzip eine solche Uebertreibung, ein πρῶτον ψεῦδος steckt.

Dieses Grundprinzip ist eine Uebertragung einer alten, in der neueren Zeit von niemandem Geringeren als von Carlyle in den Vordergrund gerückten geschichtsphilosophischen Haupterklärung auf die Wirtschaftsphilosophie. Der „Einzige“, das „Genie“, das „aus sich selbst rollende Rad“: das ist die eigentlich bewegende Kraft sowohl der Geschichte als auch der Wirtschaft. Diese „Heroen“ sind es, die der ewig toten, unfruchtbaren Masse ihre Bewegung mitteilen, ihr ein Scheinleben einhauchen. Und wie diese Helden im politischen Leben zu Fürsten, Feldherren und Staatsmännern prädestiniert sind, so sind sie im wirtschaftlichen Leben zu Unternehmern, zu „Captains of the Industry“ vorherbestimmt; und ihnen gebührt die gleiche hohe fürstliche Lebenshaltung, wie sie die Nationen von jeher willig ihren politischen Schicksalslenkern zugebilligt haben.

Diese Wirtschaftstheorie steht und fällt mit der entstehenden Geschichtsphilosophie — und da diese letztere in der Tat nicht mehr haltbar ist, so fällt sie eben. Die Heldentheorie versagt geschichtsphilosophisch bei der Erklärung gerade der grundlegenden Tatsachen, der Wanderungen, die allem Persönlichkeitswirken erst den Rahmen spannen: hier handelt es sich um rein „kollektivistische“ Massenbewegungen, einem Strom, auf dessen Flut der „Heros“ treibt, kaum fähig, sein Schiff in der Strömung zu halten, geschweige denn, den Strom nach seinem Wunsche zu lenken. Und geradeso ist das wirtschaftliche Milieu immer das Ergebnis von Massenkräften, und kein ökonomisches Genie kann mehr tun, als diese Strömung nach Kräften für sich und seine Privatzwecke auszunutzen. Wie es Zeiten gibt, in denen das größte politische Genie in bescheidenster Beamtenstellung lebt und stirbt, weil keine latenten Massenkräfte ihrer Entbindung harrten, so gibt es auch Zeiten, in denen die genialste Unternehmerbegabung sich nicht zu großem Reichtum emporschwingen kann, weil es keine Arbeitermassen gibt, die gezwungen sind, ihrem Anwender hohen Mehrwert zu steuern.

Gewiß: sind die politischen oder ökonomischen Bedingungen einmal gegeben, ist der „soziale Gradient“ maximal, dann entscheidet im Kampfe der einzelnen Hochbegabten um die erste Stelle im Staatsleben oder im Wirtschaftsleben neben dem Glück auch das „Genie“ — obgleich dem Historiker oft genug die petitio principii unterlaufen wird, den Erfolg dem Genie zuzuschreiben, nachdem er vorher den Erfolg zum Kennzeichen des Genies gemacht hat.

Aber diese persönlichen Kämpfe um die Vorherrschaft sind nicht in letzter Linie Gegenstand der ökonomisch-theoretischen Forschung: ihr erster und vornehmster Gegenstand ist die Untersuchung der ökonomischen Bedingungen, die gegeben sein müssen, damit die Höherbegabten überhaupt auf den Gedanken kommen, sich überhaupt der Möglichkeit bewußt werden können, nach der politischen oder wirtschaftlichen Krone zu greifen. Ob Cäsar oder Pompejus, ob Krupp oder ein beliebiger Schulze siegten, interessiert ihre Parteigänger und Aktionäre: wie es aber möglich wurde, daß überhaupt ein einfacher Bürger sich zum Tyrannen oder Industriekaiser aufschwingen konnte, das interessiert die Sozialwissenschaft!

Diese entscheidende Fragestellung fehlt in den Untersuchungen der hier behandelten Theoretiker durchaus. Und darum fechten sie an ihren Gegnern vorbei. Das wird auch wieder in der vorliegenden, sonst an Gedanken und Anregungen reichen Schrift Ehrenbergs *) deutlich. Ihm erscheint der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit als Gegensatz zwischen Handarbeit und Kopfarbeit, und von diesem Standpunkte aus disponiert sich ihm Sozialtheorie und Sozialpraxis. Das kann nur ein Zerrbild ergeben!

Der Gegensatz zwischen Handarbeit und Kopfarbeit existiert nur dort, wo der Kopfarbeiter zugleich Kapitalist oder Vertreter kapitalistischer Interessen ist. Das ergibt sich negativ schon aus der Tatsache, daß überall da, wo die Handarbeit Kopfarbeiter beschäftigt (Gewerkschaftsbeamte, Genossenschaftsleiter, Parteiredakteure), die Kopfarbeiter nach kapitalistischem Maßstabe besoldet werden, trotz aller „proletarischer“ Gleichheitsphrasen. Ich erinnere nur an Wilhelm Liebknechts Gehalt und seine ganz korrekte Begründung! Es ergibt sich aber auch positiv aus dem oberflächlichsten Blicke über das Wirtschaftsleben. Es sind nicht die Gehälter der Direktoren und Ingenieure, nicht einmal die Tantiemen der Aufsichtsräte, die den Ertrag der Lohnarbeit so empfindlich schmälern: was machen selbst hunderttausende Mark Gehalt, repartiert auf den Lohn von 20.000 bis 30.000 Arbeitern?! Nein, was die Arbeiter beseitigt wissen wollen, das ist der „Mehrwert“ in Gestalt von Rente und Profit, der Mehrwert, dem keinerlei positive Leistung, keine geniale Unternehmertätigkeit gegenübersteht, sondern lediglich ein Eigentumstitel.

Wenn diese Schule das gesamte Einkommen eines Werkleiters von noch so genialer Kraft, der gleichzeitig alleiniger oder hauptsächlicher Eigentümer seines Werkes ist, als Vergütung seiner Unternehmertätigkeit darstellen will, obgleich jeder Lehrling der Firma ungefähr — durch Vergleichung mit Gehältern und Dividenden konkurrierender Aktiengesellschaften — feststellen kann, wie viel „Lohn“ und wie viel „Profit“ sich hier zu einer Totalsumme zusammensetzen, so hört die Möglichkeit wissenschaftlicher Verständigung nahezu auf. Man sagt freilich, viele dieser Leute hätten mit nichts angefangen; es sei also auch ihr „Kapital“ die Frucht ihrer eigenen Arbeit. Aber das schiebt die entscheidende Frage nur weiter zurück, die Frage, wie es denn überhaupt möglich ist, daß ein Einzelner in kurzer Zeit so große Gewinne machen kann u. a. m., die Frage nach dem Ursprung und Wesen der kapitalistischen Wirtschaft. Man bringt den Profit nicht dadurch aus der Welt, daß man ihn leugnet. Man kann ihn weder als Risikoprämien noch als Unternehmerlohn forteskamotieren: es bleibt immer ein Erdenrest zu tragen peinlich — eben der Profit, der „Mehrwert“ als Kennzeichen der kapitalistischen Wirtschaft. Und so lange er besteht, wird der Kampf um und gegen ihn nicht aufhören, trotz aller noch so gut gemeinter Adhortationen an die Adresse der Arbeiter und Sozialpolitiker: niemals wird die Menschheit in ihrer Mehrheit glauben, daß es nur die gerechte Entlohnung ungeheuer verschiedener Begabungsverschiedenheiten sei, wenn ein Arbeiter 600 Mark und Alfred Krupp 23 Millionen Mark jährliches Einkommen hat!

So lange die kapitalistische Wirtschaft besteht, kann von einem ehrlichen Frieden zwischen Kapital und Arbeit so wenig die Rede sein, wie von einem Völkerfrieden. Man kann nicht mehr erreichen, als den offenen Kampf durch ein möglichst geschultes System gegenseitiger Konzessionen auf die absolut unvermeidlichen Fälle beschränken.

Da aber dieser Kriegszustand in der Tat für die Industrie und den Volkswohlstand sehr schädlich ist, hat man umso sorgfältiger nach der Wurzel des kapitalistischen Systems Umschau zu halten, um sie auszurotten. Wenn man das System als gar nicht existent hinstellt, wenn man mithin alles grundsätzlich für höchst vortrefflich geordnet und nur im einzelnen — außerhalb des Arbeitsverhältnisses! — Reförmchen für erlaubt hält, dann dient man dem sozialen Frieden sehr schlecht. Denn solche Bücher verschlimmern den Größenwahnsinn unserer Unternehmer, der eher einer Eispackung bedürftig wäre, steigern ihre wütende Abneigung gegen den Konstitutionalismus in der Fabrik und werden dadurch geradezu zu Brandfackeln des sozialen Baues!

Erkennen, um zu heilen!

Neuere Katastrophenlehren.

Ruhe, Stetigkeit, Vollendung, das war das Ideal der [illegible] Kunst. Aber das war auch der Inhalt und das Streben all[illegible] geistigen Lebens vom Nirwana der Inder bis zum Himmel der Christen und Mohammedaner, von Homer bis Schiller und sogar bis [illegible]

*) [illegible]

Aber in der Seele dieses Mannes, der so viele glänzende Seiten in sich beherbergt, ohne darum disharmonisch zu werden, in dieser Seele glitt das alte Ideal langsam in das der Entwicklung über. Herder, ja Lessing und wohl noch andere hatten das neue Ideal schon geahnt, Goethe führte es später im „Wilhelm Meister“ in die Praxis der Kunst ein. Aber erst nach seinem Tode, als die Naturwissenschaft ihren Höhenflug begann, kam das Ideal zur Herrschaft über alles geistige Leben. Und nun gibt es keine Wissenschaft mehr, keine Kunst, keine Praxis, kein Leben, das nicht von der Größe des Entwicklungsgedankens beseelt wäre.

Indes dieses neue Ideal richtete sich vielleicht nicht so sehr gegen die hellenische Harmonie, den römischen Gleichmut, die christliche Gelassenheit als gegen eine andere Anschauung, die, obwohl eigentlich der Gegensatz des Ruhe-Ideals, doch merkwürdigerweise neben diesem immer in Geltung war. Das ist die Anschauung von der Entwicklung in Katastrophen. Auf ein Wort, einen Wink irgend eines Gottes war die Welt geschaffen worden, die Sonne, der Mond, die Sterne wurden an das Himmelszelt gehängt, alle Tiere, alle Pflanzen waren auf einmal auf den Erdenschauplatz getreten. Und wie so alles plötzlich ohne inneren Zusammenhang der Naturkräfte in der Welt entstanden war, so regierte auch im Leben der Völker und des einzelnen Menschen die Katastrophe. Gewöhnlich bestand diese in einer von allen Mächten unabhängigen Führung eines Gottes, die um eines Menschen willen plötzlich Flüsse austrocknen, die Sonne sich verfinstern oder einen Tiger edelmütig werden ließ. Das Geschick der Völker wurde bestimmt durch plötzlich ausbrechende Kriege und durch Tyrannen. Innere allmähliche Entwicklung kannte man nicht, auch in der Kunst kam ein Ereignis unvermittelt zu dem anderen, ein Bild folgte zusammenhanglos dem anderen. Und die Wissenchaft, zu jung, um den Organismus irgend eines Ereignisses oder einer Erscheinung zu überblicken, stellte Historie an Historie, Katastrophe an Katastrophe.

Diese Anschauung war es vor allem, der Männer wie Goethe, Lyell und Darwin zu Leibe gingen mit ihrer Entwicklungslehre. Goethe und Lyell, der große englische Geologe, lehrten, daß sich in der Natur alles aus seinen Anfängen allmählich entwickelt und allmählich fortschreitend große Wirkungen erzielt habe. Beide, und der letztere zumal, wollten alle Katastrophen in der Entwicklung des Weltganzen beseitigt wissen. Es braucht nicht gesagt zu werden, wie dann seit Darwins Begründung der Lamarck'schen Entwicklungslehre der Gedanke einer ruhigen Entwicklung überall in Wissenschaft und Kunst und Leben Aufnahme fand und hier zur Herrschaft gelangte.

Auf dem Gebiete der Geologie, auf dem die mächtige Autorität Lyells vielleicht noch mehr als in irgend einer anderen Wissenschaft die Ueberzeugung von einer ruhig fortschreitenden Entwicklung befestigt hatte, kann auch am besten gezeigt werden, daß das Weltgeschehen nicht immer in ruhigen Bahnen verläuft, sondern häufig zu gewaltigen Katastrophen führt, die urplötzlich eintreten und das Bestehende außerordentlich verändern. Alphons Stübel war der erste, der Lyells Autorität zum Trotz an die älteren Katastrophenlehren wieder anknüpfte. Ja, er holte in gewisser Weise die Anschauungen der alten Vulkanisten wieder hervor, deren Kontroversen mit den Neptunisten ja aus Goethes Leben bekannt geworden sind. Nicht zwar, als ob Stübel der Meinung gewesen wäre, alles Gestein wäre durch die Macht des Feuers geschmiedet worden. Aber er räumte den vulkanischen Kräften doch wieder eine viel größere Bedeutung ein. Vorher war man der Meinung, daß alle Vulkanberge sogenannte Aufschüttungskegel seien. Der Berg war nicht auf einmal entstanden, sondern er hatte eine unendliche Zahl von kleinen Ausbrüchen gehabt, deren Material sich nach und nach übereinandergeschichtet wie eine Zwiebelschale über die andere. So waren die vulkanischen Berge ganz allmählich in die Höhe und Breite gewachsen. Zwar konnte man den monogenetischen Ursprung gewisser Vulkane nicht leugnen, aber man hielt dies für seltene Ausnahmen. Alphons Stübel hat nun gezeigt, daß die Vulkane der Erde, nicht nur in der gegenwärtigen, sondern auch diejenigen früherer Erdperioden in der Regel durch ein- oder zweimalige gewaltige Eruptionen entstanden sind. Ja, er hält es für wahrscheinlich, daß oftmals bei diesen Eruptionen sogar der Boden, der über dem Vulkanherd liegt, in die Höhe gehoben worden ist. Damit nähert er sich sogar der alten Erhebungstheorie Leopold v. Buchs, der allerdings von allen Bergen annahm, daß sie plötzlich durch unterirdische Kräfte in die Höhe geworfen worden seien. Immerhin sieht man das Katastrophale in der geologischen Entwicklung, wie sie A. Stübel für die Vulkane annimmt. Durch gewaltige Ausbrüche wurden so gewaltige Glutmassen [illegible], daß sie einen hohen Berg oder ein ganzes Gebirge bilden. A. Stübels Anschauung von dem Vulkanismus ist überhaupt eine ganz andere als die herrschende. Bekanntlich sieht man die Erde als einen feurig-flüssigen Körper an, dessen Oberfläche allein [illegible] hatten Gesteinsstruktur erhalten [illegible]. Stübel macht es wahrscheinlich, daß die Erde bis auf einen [illegible]

[illegible]

nung. In diesem Stadium brechen sie gewaltsam hervor. Es entsteht die Katastrophe der Eruption, die im Nu so gewaltige Veränderungen der Erdoberfläche hervorbringt, wie es sonst Jahrtausende ruhiger Erdentwicklung nicht vermögen.

Die Ansicht Lyells hat ja viel Bestechendes. Das Regenwasser, das auf dem Gebirge zu Quellen, Bächen und Flüssen zusammenläuft, schwemmt Sandkorn um Sandkorn, Schlammteilchen um Schlammteilchen von den Bergen, Hängen und Felswänden herab und trägt sie hinunter in das Vorland, in die Ebene, ins Meer. Und wenn dieser ruhige Erdtransport Jahrhunderte und Jahrtausende oder gar Jahrhunderttausende vor sich gegangen ist, dann hat er ein gewaltiges Ergebnis geschaffen: er hat das Gebirge abgetragen, er hat die Ebene um viele Meter erhöht, er hat eine Bucht des Meeres ausgefüllt. Allein es ist doch ein Irrtum, wenn man annimmt, daß jahraus, jahrein dieselbe Erdmasse vom Gebirge herabgetragen wird. Eine einzige „Wasserkatastrophe“, etwa wie die Ueberschwemmungen im Riesengebirge im Jahre 1896, bringt so viel Erdmaterial ins Rollen, wie es der ruhige Verlauf der Dinge nicht in Jahrhunderten vermag. Gewaltige Steinblöcke werden im Nu herabgewälzt, zu deren Verwitterung und Abtragung sonst vielleicht Jahrtausende notwendig gewesen wären. Gewiß, man wird nicht leugnen dürfen, daß die Summierung kleinster tagtäglich arbeitender Wirkungen im Laufe der Zeit gewaltige Schöpfungen ergeben könne. Aber es ist ganz einseitig, die Entstehung der Erdoberfläche nur diesen täglich wirkenden ruhigen Faktoren zuzuschreiben. Es gibt Katastrophen, die plötzlich Ungeheures schaffen.

Selbst die Erdbeben, die dem Menschen so viel Schrecken und meist so viel Unglück bringen, wurden in dieses Schema ruhiger Entwicklung hineingezwängt. Erdbeben sind, soweit sie nicht mit Vulkanausbrüchen in Verbindung stehen, nur der Ausdruck der Gleichgewichtsbewegungen der Erdrinde. Durch das Erkalten des Erdkerns zieht sich dieser zusammen, der über ihn gelagerte feste Erdpanzer wird für ihn zu groß, er muß sich zusammenrunzeln. Dieser gewaltige Prozeß, dem die Gebirge ihre Entstehung verdanken, verläuft aber für gewöhnlich ganz langsam. Der Erdpanzer schmiegt sich Schritt für Schritt der auch nur allmählich sich verändernden Form des Erdkerns an. Nur zuweilen bleibt eine Schicht, wie eine Brücke über einem Tal, über einer Höhlung stehen. Dann kann es vorkommen, daß ihre Endpfeiler schwanken und die Brücke einstürzt. Und das, was sie trägt, sinkt ebenfalls in die Tiefe. Dieses Einstürzen im Innern des Erdpanzers hat nun zwar — das kann auch ein strikter Anhänger Lyells nicht leugnen — mitunter eine heftige Katastrophe auch auf der Erdoberfläche zur Folge. Allein man hielt deren Wirkungen doch für sehr exzeptionell und für sehr geringfügig gegenüber der sonstigen ruhig fortarbeitenden Tätigkeit der Gebirgsbildung. Die Erdbeben sind jedoch, wie die neueren Beobachtungen mittels sinnreich konstruierter Apparate zeigen, ein sehr häufiges, eigentlich tägliches Ereignis. Man muß ihnen deshalb auch eine größere Bedeutung beimessen. Allein neuere Anschauungen richten sich überhaupt gegen die Annahme, daß die Erdbeben vorwiegend mit der Gebirgsbildung zusammenhängen, die ihrerseits mit der Abkühlung des Erdinnern im Zusammenhang steht. A. Schmidt und Branco meinen, daß auch bei ihnen meistens vulkanische Kräfte im Spiele sind. Der erstere stellte fest, daß der Ausgangspunkt der Beben weit tiefer im Erdinnern liegt, als man bisher glaubte. In dieser großen Tiefe aber ist das Erdinnere bereits flüssig, wenn man überhaupt an der geringen Stärke des Erdpanzers festhält. Die feurig-flüssigen Massen müssen also direkt an der Erschütterung beteiligt sein. In Japan finden lokale Erdbeben täglich, oft Jahre lang hintereinander statt. Das können unmöglich Gleichgewichtsbewegungen von festen Erdschollen sein. Denn diese würden ohne Zweifel sehr schnell ihre Gleichgewichtslage erreichen. Dem Vulkanismus mit seinen Katastrophenwirkungen traut Branco auch sonst noch größere Kraft zu. Man meinte, die vulkanischen Massen könnten nur aus Erdspalten hervorbrechen, die schon vorher vorhanden waren. Solche Spalten lassen sich aber nur selten nachweisen. Sie fehlen offenbar in vielen Fällen. Mit Hilfe von explosiven Gasen, welche die feinen Haarspalten des Gesteins benutzen, kann der Schmelzfluß auch die Erdschollen durchbrechen. Ein anderer Forscher schreibt auch die Entstehung der Klüfte, die alles Gestein der Erdrinde in mehr oder minder große Blöcke zerlegen, den Erschütterungen zu, welche der Erdpanzer durch die Erdbeben erfahren hat. Ueberall ist so das Gestein in einzelne Stücke zersprungen, ein Beweis, daß Erdbeben, wenn auch von den ältesten Perioden an gerechnet, überall auf der Erde und wahrscheinlich häufig stattgefunden haben.

Darwin, von Hause aus Geolog und ein Bewunderer Lyells, übertrug dessen Theorie der allmählichen Entwicklung auch auf die Entstehung der Pflanzen- und Tierarten. Schritt für Schritt soll sich jedes Organ im Laufe langer Zeiträume gebildet haben. Der Engländer Bateson war der erste, der auf das plötzliche Auftreten [illegible] Organe aufmerksam machte. Korschinsky kam zu demselben Resultat. De Vries hat nun die Lehre von der raschen, katastrophalen Entwicklung populär gemacht. Außer inneren Gründen [illegible] für die sprungweise erfolgende Bildung neuer Formen auch [illegible] Umstand, daß für die Evolution dieser ungeheuer reichhaltigen [illegible] das Alter der bewohnbaren Erde nicht ausreichen

würde. Lyell wie Darwin glaubten bei ihrer sanften Entwicklung mit unendlichen Zeiträumen rechnen zu können. Lord Kelvin aber hat nach verschiedenen Methoden überzeugend nachgewiesen, daß sich die Erde erst seit höchstens 25 Millionen Jahren in einem Zustande befindet, in dem Leben auf ihr möglich ist. So muß sich alle organische Entwicklung, ebenso wie die Entstehung der heutigen Erdoberfläche verhältnismäßig schnell vollzogen haben. Katastrophen haben eben hier wie dort häufig genug die ruhige Entwicklung durchbrochen.

Es kann nicht fehlen, daß diese neueren Anschauungen in der Naturwissenschaft ihre Rückwirkungen äußern werden auf das ganze geistige Leben. In der Kunst ist der Rückschlag bereits erfolgt, allerdings eben mehr unbewußt nur als Rückschlag, als Gegensatz zum Bisherigen. In kulturell erregten Zeiten scheint die entgegengesetzte Richtung immer die Henkerin der vorherigen Strömung zu sein. Als Gegensatz zu dem breiten ruhigen Fluß des Naturalismus schwelgt der Symbolismus, die moderne Märchenpoesie und Neuromantik in abrupten Szenen, grell hereinbrechenden Katastrophen, in der Luft hängenden Geschehnissen. In der Kunst ist also das Katastrophale mehr zufällig gekommen. Aber in der Wissenschaft wird es auch mehr berücksichtigt werden müssen. Da dünkt sich zum Beispiel die Literaturgeschichte wunder wie klug, wenn sie die Herkunft eines Shakespeare'schen Dramenstoffes aus der und jener italienischen Historie oder aus dem und dem alten Schriftsteller nachweisen kann. Manchem selbst urteilsfähigen Menschen wird dadurch wirklich der Glaube suggeriert, als ob ein italienisches Märchen die Größe eines Shakespeare'schen Dramas erklären könnte. Man meint so eine zusammenhängende Brücke zu haben, von dem gigantischen Bauwerke der Dichtung bis zu dem Erdboden, auf dem es steht. Du liebe Welt! Als ob der Dogenpalast zu Venedig ein anderer würde, ob er auf Granit, Gneis, Sandstein oder was sonst für Grund erbaut ist. Solche Kunstwerke sind auch Katastrophen in der Entwicklung des menschlichen Geistes, sie sind unberechenbar, unerklärbar. Eine Summe geistiger Faktoren treffen zufällig zusammen. Die Spannung, die sich in ihnen seit langem aufgehäuft hat, löst sich gewissermaßen aus wie sie sich in dem Pulverfaß auslöst, das ein armseliges Streichhölzchen entzündet. Es gibt eine Katastrophe in beiden Fällen. Der ruhige Gang der Entwicklung wird durchbrochen im guten oder im schlimmen. Es hat etwas sehr Beunruhigendes für uns, dieses Katastrophale. Der Intellekt, zumal der wissenschaftlich und kaufmännisch geschulte, sträubt sich dagegen, dem Künstler, dem Politiker, dem gemeinen Manne ist der Gedanke des katastrophalen Geschehens geläufiger und angenehmer. Aber ob angenehm oder nicht, die Existenz katastrophaler neben evolutionistischer Entwicklung ist nicht zu leugnen.

Berlin. **Kurt Grottewitz.**

Von Dichter-Tagebüchern.

Es ist fraglich, ob jemals ein Tagebuch mit voller Aufrichtigkeit geschrieben worden ist — mit jener doppelten Aufrichtigkeit, die es allein zu einem zweifellosen und unantastbaren Dokument macht, das zur Lösung des Rätsels der Persönlichkeit und des Seelenlebens seines Verfassers den Schlüssel gibt. Die Aufrichtigkeit aber, auf die es ankommt, wäre nicht nur in der Schonungslosigkeit und Unbestechlichkeit zu suchen, mit der in solchen Blättern gebeichtet und Rechenschaft über das eigene Handeln und seine Motive abgelegt werden soll, sondern auch darin, daß der Schreibende nicht gleichsam „zum Fenster hinaus" seine Bekenntnisse abfaßt. Nicht mit dem verhehlten und uneingestandenen Hintergedanken, daß sie jemals einem fremden Auge zuteil werden, müßten Tagebücher niedergeschrieben werden, sondern nur als rückhaltlos festgehaltene, mahnende und tröstende Zeichen wichtiger Stunden, die bloß für ihren Verfasser bestimmt waren und gerade dadurch ihr Wertgepräge erhalten.

Solch ungeschminkter und ehrlicher Bekenntnisse sind die wenigsten fähig und fast alle Tagebücher, deren Wesenheit nicht einfach im flüchtigen Niederlegen der Gedankenarbeit des Tages besteht, sondern bloß im Aufzeichnen äußerlicher Erlebnisse, sind verlogene Mittel eitler Selbstrechtfertigung und Selbstbespiegelung. Anders verhält es sich mit den hastigen Aufzeichnungen großer Männer, die im Bewußtsein des eigenen Wertes auch jene Blätter, die ihnen zunächst nur als Notizen und Erinnerungsbilder galten, in offenem oder verstecktem Zugeständnis für den Gebrauch der Mit- und Nachwelt bestimmten und deren rückhaltlose Redlichkeit schon aus dem Stolze hervorgeht, dem es einfach nicht der Mühe des Heuchelns lohnt. Derartige Bücher können von zweierlei Wert sein: sie können über das Menschlichste und Verschwiegenste einer bedeutenden Individualität Licht verbreiten, oder einen bisher verwehrten Einblick in geistige Arbeitsstätten gewähren — oder beides vereinigen.

Zwei derartige Publikationen von höchstem Werte sind jetzt fast gleichzeitig an die Oeffentlichkeit gelangt: die Tagebücher Grillparzers und Hebbels. Erstere als willkommene Zugabe zu der bei Cotta erschienenen Gesamtausgabe, die von Karl Glossy und August Sauer in mühevollster und sorgfältigster Ferdinandsarbeit unaufhörlich ergänzt und vervollständigt wird und deren entscheidende Fragen lösender Abschluß jetzt durch die beiden Bände geboten worden ist, in der die bisher unedierten Diariumsnotizen und Briefe zusammengefaßt wurden. Letztere, in der bekannten Ausgabe von Felix Bamberg arg verkürzt, ja oft gewissenlos entstellt und zusammenhangslos veröffentlicht, wurden von Richard Maria Werner aus der Handschrift um mehr als ein Drittel vermehrt und, dem Urtext entsprechend, mit hingebendem unsäglichen Fleiße in endgiltige Form gebracht. Sie sind (— gleichfalls als Ergänzung der in B. Behrs Verlag erschienenen musterhaften kritischen Gesamtausgabe Hebbels —) in vier starken Bänden publiziert worden.

Gleich auf den ersten Blättern zeigt sich der tiefe Unterschied beider Naturen. Während Hebbel sofort in den Anfangszeilen bekennt, diese Hefte nicht nur für sich zur Aufzeichnung täglicher geistiger Resultate, sondern auch für seinen künftigen Biographen zu bestimmen, ist Grillparzer fern von jener Sicherheit, einer jener Berufenen zu sein, mit denen sich die Nachwelt beschäftigen werde. Daß aber auch er seine Tagebuchnotizen nicht bloß für den eigenen Gebrauch bestimmt, verrät ein nach einer Reihe von selbstzerfleischenden Analysen und Untersuchungen seines Charakters vorkommender seltsamer Passus: „Alles, was ich bisher geschrieben, ist erlogen, und bloß in der Absicht geschrieben, damit es einst jemand lesen und mich daraus günstig beurteilen möge!" Merkwürdiger noch als ein solches, für die Gesamtheit der Aufzeichnungen und deren Verläßlichkeit nicht gerade vertrauenweckendes Bekenntnis ist die Voraussicht „günstiger Beurteilung" aus diesen Blättern, die sich nicht nur in immerwährenden Zweifeln über seine dichterische Sendung wühlen, sondern mit rückhaltlosem Absprechen sein Selbst vor den Spiegel stellen: „Bin ich ein guter Mensch oder nicht? — — Manchmal bilde ich mir zwar ein, gut zu sein, aber in der nächsten Minute belehrt meine Erfahrung mich des Gegenteiles. — — — Ich gebe oft Armen Geld, man könnte sagen: also bist du wohltätig! Aber das bin ich nicht, denn ich fühle, daß ich durch einen Dritten niemanden unterstützen würde — oder doch wenigstens sehr schwer. Ich gebe oft, um mir Ueberlästige vom Halse zu schaffen, ja sogar, um mich selbst zu betrügen, wenn ich mir Hartherzigkeit und Lieblosigkeit vorwerfe." — — „Ich bin nicht aufrichtig, oder bin es nur dann, wenn ich es zuviel bin." — „Ich lüge, und nicht etwa des Scherzes willen, nein, es ist Neigung, Wohlgefallen an der Lüge. Ich habe einen beinahe unüberwindlichen Hang zum Diebstahl — —." — „Andere Dichter macht das Dichten warm, mich macht es kalt." — —

Und doch, bei aller Selbstqual, bei aller Freudlosigkeit und frühen Verbitterung dieser Aussprüche, ist die Hoffnung zu begreifen, mit der er ein günstiges Urteil über sich erwartet. Wer seine dichterische Persönlichkeit begreift, wird auch diese abgerissenen Selbstanklagen verstehen und sie aufs innigste mit Grillparzers künstlerischer Psyche verknüpfen. Freilich ist nicht zu leugnen, daß diese Psyche dem Krankhaften nahe ist und daß manche der Tagebuchblätter geradezu als Beiträge zum Verständnis eines pathologischen Falles zu betrachten sind. Und es wird eingestanden werden müssen, daß der „Fall Grillparzer" nicht eines jener vielen Probleme des Genies ist, aus denen wieder und wieder die Einwirkung einer ungemeinen und mächtig vorwaltenden geistigen Veranlagung auf den übrigen psychischen Organismus klar wird, sondern daß hier von vorherein eine abnormale nervöse Veranlagung hemmend und vergewaltigend in die freie Entfaltung eines großen Dichtergeistes eingegriffen hat. Der Zweifel an sich selbst, der dem unseligen Manne selbst die reinsten Schaffensstunden verstört, grenzt an Psychose und alle Schrullen und Sonderlingsarten, die nicht nur in dem verdrossenen Idealismus seines Wesens, sondern auch bis in seine keuschesten und klarsten Dichtungen hinein oft ihr wunderliches Spiel treiben, finden in diesen Blättern, aus denen wenig positive Gedanken und wenig alltägliche Vorkommnisse, sondern zumeist Reflexe seiner Vielspältigkeit und seiner zaghaft störrischen, schamvoll-stolzen Seelenkämpfe sprechen, eine bedrückende und schmerzliche Erklärung.

Mit ähnlichen selbstzerstörenden Fragen über den Wert seines Dichter- und Menschentums hat auch Hebbel sich oft sein an anderem Unglücke schwerbelastetes Dasein verdüstert. Aber von seiner hohen Sittlichkeit war er ebenso durchdrungen wie von der Berechtigung seiner Dichtermission und wer die von geistigen Herrlichkeiten überschwellenden Seiten seiner Tagebücher durchliest, muß dieses Gefühl des Berufenseins anerkennen. Neues kann über diese Bände, deren Neuhinzugefügtes ganz auf der Höhe des bisher Bekannten steht und eine Fülle reichströmender und schwerwiegender Gedanken erschließt, nicht mehr gesagt werden. Es grenzt ans Unheimliche, welche Schätze von Einfällen, Stoffen, Images, schlagenden Worten voll philosophischer Intuition oft ein einziger Tag mit sich bringt, und der Entwicklungsweg, der an der Hand dieser Blätter zu beobachten ist, scheint fast noch bewundernswerter, als die gewonnenen Resultate. [illegible] Zucht seiner unablässigen Selbsterziehung und der [illegible] produktiven Gehirntätigkeit, die auf das Unscheinbarste und [illegible] intensiver und vielfacher Äußerung reagiert, gehört zu den [illegible] lichsten Schauspielen, die ein Buch gewähren kann [illegible] sich hinein versenkt, desto staunender werden alle [illegible] zwischen diesen tiefen Gedanken, diesem reichen Leben und [illegible] lebenen Kunst. Selbst jene kurz hingeworfenen [illegible]

für ihren Urheber Sinn und Wert haben, treten bei wiederholter Prüfung in wesentliche Beziehungen zu Hebbels ganzem geistigen Organismus. Hier ist wirklich ein Blick in die Werkstätte der Kunst offen, und man muß Ehrfurcht vor dem Ernste des Künstlers empfinden, dem das Geringste ebenso wichtig ist wie das höchste, wenn es sich um seine schöpferische Leistung handelt.

Während Grillparzers Tagebücher uns nur über den Menschen neues sagen, gibt uns Hebbel schon deshalb Mensch und Künstler immer zugleich, weil sie nie, auch im schwersten Konflikt mit dem äußeren Leben nicht, zu trennen waren. Die Tagebuchbekenntnisse Grillparzers sind ein Schwarzbuch ängstlich verheimlichter und gewissermaßen nur sich selbst zugeflüsterter furchtbarer Ergebnisse schmerzhaftester Seelenzerfaserung; Hebbels Tagebuch ist ein Freund, nicht nur für ihn, dem er ein Zeuge vergangener Begebenheiten, ein Weiser seines Entwicklungsganges und ein Berater und Tröster in jenen typischen Lebensfällen ist, die, nach Nietzsches Meinung, bei jedem wahren Charakter unweigerlich oftmals wiederkehren; es ist auch der Freund seiner Freunde: den Menschen, die er liebte, mag er in diese Blätter Einsicht gewährt haben. — Frauen, die ihm nahe standen, zeichnen an entscheidenden Abschnitten ihren Namen ein und es wirkt rührend, wenn er unter die Eintragung seiner teuren Christine in naivem Glücksausbruche die einfältig-alten Worte hinsetzt: „Hier steht der Name eines Engels." Grillparzers Aufzeichnungen sind die Krankengeschichte eines allzu einsamen Geistes und seines Leidensprozesses, der sich der öffentlichen Erörterung besser entzieht; jene Hebbels sind die Geschichte einer Gesundung. Der Dichter der „Hero" trägt nur selten die Gedankenernte seines Tages ein, der Schöpfer des „Gyges" entladet in seinem Ueberreichtum Probleme und Träume, Pläne und Fragen der Zeit, und in seiner Intuition rührt er manchmal in der Hellsichtigkeit des Genies an die Lösung wissenschaftlicher Dinge, die erst jetzt zum Arbeitsthema unserer größten Gelehrten werden. Ein Beispiel für viele: er wirft beiläufig den Satz hin: „Ein (ärztliches) Mittel, das unbedingt helfen soll, muß aus dem erkrankten Individuum selbst gewonnen werden" — ist in diesen wenigen Worten nicht die Lebensarbeit eines Koch oder Behring oder der anderen Erforscher der Serumtherapie erschöpft? Aus den Diariumsblättern Grillparzers wäre es schwer, auf den herrlichen Dichter der „Esther", des „Ottokar" und der „Sappho" zu schließen; bei Hebbel schießen die Fäden zwischen Leben und Dichtung hin und her und beide sind in immer bewegter Wechselbeziehung. Grillparzers Aufzeichnungen sind ein Grabmal eingesargter Schmerzen; die Tagebücher Hebbels ein immergrünendes Spalier, an dem die köstlichen Früchte seiner Dichtung reifen, die er dann auf edlen goldenen Schüsseln dem Genießenden darreicht.

Richard Specht.

Die Karikatur in Oesterreich.

Ein unterrichteter und für seinen Gegenstand begeisterter Sammler, Herr Eduard Fuchs in München, hat den dankenswerten Versuch unternommen, die subjektivsten unter den Geschichtsschreibern, die Künstler, zu Wort kommen zu lassen. Nicht die Künstler unter den Geschichtsschreibern, nein, die Geschichtsschreiber unter den Künstlern. Also jene, die dem Geist der Zeiten frohgemut den eigenen Geist aufdrücken, die es gar nicht in Abrede stellen, daß sie aus Mücken Elefanten und lieber noch aus Elefanten Mücken machen. Also Fälscher inmitten all der mehr oder minder ehrlichen Maler, aber fröhliche Fälscher, die wissen, daß ihr unheiliges Tun dem Stoff erst Würze, erst Dauer gibt, die ahnen, daß Minister Hinz und General Kunz länger im lustigen Zerrbild als in der Erinnerung an ihre Taten und Tugenden leben werden. Wie man etwa eine längst außer Kurs gesetzte Banknote einzig deshalb sorgsam aufbewahrt, weil sie ein gelungenes Falsifikat, also das Dokument einer genialen Kunstfertigkeit ist. Mit einem Wort: Fuchs hat das Material zu einer Geschichte der Karikatur der europäischen Völker zusammengetragen und in zwei vollendet ausgestatteten Bänden (Berlin, A. Hofmann & Komp.) herausgegeben.

Alle Zeiten und alle Völker kommen durch den Herausgeber zu Wort oder besser zu Farbe. Aegyptische wie frühchristliche, mittelalterliche Künstler und solche aus der Renaissancezeit beginnen den Reigen. Es folgen die Karikaturisten der Franzosen, die die Pompadour mit [illegible] Pfeilen verfolgen, die als Avantcoureure der großen Revolution voranschwirren, die Ludwig Philipp hinunterekeln, den dritten Napoleon und seine Eugenie [illegible], Bismarck und Wilhelm [illegible], wo sie sie zermalmen möchten, mit Behagen in den trüben Fluten des Panama- und Dreyfus-Skandals plätschern; wir machen die Bekanntschaft der Engländer, der grimmigen und erbitterten Feinde des großen Napoleon sowohl wie derer, die nach dem Wiener Kongreß im eigenen Lande bleiben und sich an den dort [illegible] redlich nähren, [illegible] durch [illegible] und den [illegible] ihres [illegible], den [illegible] und [illegible] [illegible]

Karikaturisten auch der [illegible]

den [illegible]

[illegible]

mationskämpfe Halt, ärgern uns über die wohlfeile philiströse Spöttelei, die sich um 1848 vielfach mit der Löwenhaut des Antiphilisters maskiert, und atmen erleichtert auf, als die erste Nummer des „Simplizissimus" vor uns liegt. Wir durchfliegen Spanien, des großen Goya Vaterland, Italien, Holland, Belgien, die Schweiz, wir suchen selbst einen Blick über die russischen Grenzschranken zu tun. Neben der politischen lernen wir die soziale, die galante, die Modekarikatur kennen; jene, die hilfeheischend auf soziale Schäden und wirtschaftliche Schwären hinweist, nicht minder aber die, die neue geistige und kulturelle Strömungen durch ein hochmütiges Lächeln abzutun glaubt.

Da wir so schier alle Völker, alle Lebenskreise und Stoffe kennen lernen, ist es nur billig, wenn uns der Herausgeber auch einen Blick nach Oesterreich tun läßt. Mit dem Jahre 1848 setzt Oesterreich ein und der Anfang kann sich sehen lassen. Brave Leute diese Künstler und gute Musikanten. Eine der köstlichsten Karikaturen, den gütigen Ferdinand darstellend, wie er einer Deputation Audienz gibt und ihre Beschwerden jedesmal mit einem: „Jo, do hoben S' ganz recht" und schließlich mit: „Jo, der Metternich muß fort, aber i glaub nit, daß er's tuat" erwidert, trägt freilich einen „fremden" Namen: ein „deutscher Bruder", Andreas Achenbach, hat sie entworfen. Aber auch was kleinere einheimische Zeichner beisteuern, ist der Gesinnung nach gut, dem Können nach nicht übel. Nachdem im Vormärz nur die Mode und das Theater, die Pikanterie in verschiedenen Formen, dem Stifte der Spötter freigegeben war, stürzten sich diese nun mit Inbrunst auf den Stoff, der ohnehin allen Leuten am Herzen lag. Das erste dieser Blätter (man mußte sich mangels eigener satirischer Organe zunächst auf das Einblatt beschränken) betrifft natürlich Metternich. Anton Zampis läßt ihn unter der Devise: „Jede Konstitution erfordert Bewegung" mit langer Nase — gegenständlich genommen — abziehen. Für solche Vergegenständlichung von Redensarten hat der Wiener Volkshumor immer Sinn gehabt: so wandelte Raimund den hundetreuen Diener in einen Pudel, so löst sich ein guter Teil seiner Symbolik und Allegorik auf. Neben Metternich sind es die Pfaffen, besonders die Jesuiten, denen der Karikaturist seine Sorgfalt zuwendet. Man sieht sie Schätze in die Erde graben, man sieht wie ihre Herde, ein paar alte Spittelweiber, wehmütig Jesuitenhut und Rosenkranz, die Reste der aus dem Land Entflohenen, umtrauert. Die Reaktion und ihre Vertreter werden nicht minder scharf aufs Korn genommen: ein riesiger „Schlag"schatten in Pandurentracht „schlägt" den Marschall Windischgrätz, der unter Verlust des Generalhutes und Marschallstabes langbeinig über die Theiß zurückhüpft; Jellacic, Windischgrätz und Radetzky treiben als dreierlei Weinsorten ihr Wesen in einem Faß, das der Doppeladler krönt; eine von A. Geiger brillant gruppierte „Katzen"herde sorgt durch kräftige „Musik" für die Austreibung der Hunde — das sind nämlich die Raderer; und zum Schluß wird der alte Stephansturm durch eine Schar diensteifriger Waschweiber und Hoflakeien von dem verhaßten Schwarz-Rot-Gold gesäubert. Selbstverständlich fehlt auch hier wie in Alldeutschland jene gemütlichere Karikatur nicht, die den hinter Matrazen verschanzten Nationalgardisten frozzelt und nach dem molletten Beinchen seines hübschen Weibchens blinzelt oder die es als sehr komisch empfindet, wenn Nestroy und Scholz aus der Uniform der Nationalgarde scheinbar herauslugen.

Gestehen wir's uns lieber gleich hier ein, der verhältnismäßig würdige Beginn der österreichischen Karikatur blieb ohne Fortsetzung. Zunächst sorgten ja die Machthaber der fünfziger Jahre väterlich dafür, daß unziemliche Kritik und frevler Spott sich nicht an die Oeffentlichkeit wagten: denn die österreichischen Künstler waren kitzliche Leute und hatten ein Vorurteil dawider, sich vom Strange zu Pulver und Blei begnadigen zu lassen. Aber das Jahr 1860 war vorüber, und ein paar Blättlein aus der Hand Canons bilden so etwas wie den Höhepunkt österreichischer Satire: Kuranda, dem in seligen Träumen ein Orden erscheint, Palacky als Herkules mit der Keule, Giskra, der sich auf eine Riesenfeder stützt und mit der Redaktionsschere dem böhmischen Löwen den Schwanz stutzt (nicht dem österreichischen, wie der Herausgeber meint, der Giskra überdies [illegible]); oder Smolka (der nicht Hans, sondern Franz hieß), wie er von den Wellen seines Riesenbartes umbrandet, sein Plakat: „Noch ist Polen nicht verloren!" hochhält. Es naht das Jahr 1866, und in unserem Werk gähnt eine Lücke. Die [illegible] der Sechzigerjahre [illegible] und des damals [illegible]: Schmerling fiedelt geruhsam in der Welt herum, aber Deak hält die Geige, zu der wieder der Fiedelbogen fehlt. [illegible] nach kurzer [illegible] in den [illegible] und Soldaten singen ein [illegible] des Trauerspiels [illegible] 1870 [illegible] sich in Oesterreich [illegible] bis zur [illegible] Wil- [illegible] ausfindig [illegible] das [illegible] den Dolch

gegen den Rücken des andern zückend, darstellt, zu den witzigsten Leistungen.

Aber nehmen wir einmal an, den Herausgeber, der ja nur ein fleißiger Kompilator, kein Forscher und durchaus kein Gelehrter ist, ließen für Oesterreich die Kenntnisse im Stich. Sprechen wir ihm für Oesterreich dreist die Kompetenz ab. Greifen wir dafür aber selbst in unsere Brust: wo sind unsere satirisch-künstlerischen Organe, unsere satirischen Künstler? Wo ist ein österreichischer „Charivari", „Punch", „Simplizissimus", ja auch nur „Kladderadatsch", was haben wir auch nur den „Fliegenden Blättern" an die Seite zu stellen? Wo sind unsere Philipon, Daumier, Gill, Willette, Caran d'Ache, Forain, Veber, unsere Hogarth, Gillray, Rowlandson, Cruikshank, Goya, wo unsere Wilhelm Busch, Scholz, Brandt, Kaspar Braun, Oberländer, Heine, Thöny? Und Hand auf unser österreichisches Herz, wie wird uns, wenn wir an unsere angeblichen Witzblätter denken, an die „Bombe", den „Floh", den „Pschütt", die „Wiener Karikaturen" und wie die anderen Aushängeblätter Wiener Frauenschönheit noch heißen mögen? Wir können, fürchte ich, dem Herausgeber, so wenig tief seine Kenntnis österreichischer Verhältnisse auch sein mag, nicht viel entgegenhalten, wenn er mit seiner Philippika also anhebt: „Dekolletiert und hochgeschürzt! Schaut die hübschen Fußerln und die netten Strumpferln, da drin liegt die wahre Seligkeit! Schauts das verlockende Mieder, da durch geht's ein in den Himmel! Denn hübsche Fußerln nette Strumpferln und überquellende Mieder heute, hübsche Fußerln, nette Strumpferln und überquellende Mieder morgen und so fort in alle Ewigkeit. Nichts sonst, nur das, alles andere sind „Fadessen". Witz und Satire kommen erst in zweiter Linie — Plastik, anzügliche Plastik und dazu eine dekolletierte Glosse, die die Plastik ganz eindeutig macht und dem Unerfahrensten das Verständnis ermöglicht ... Und heute genau so wie vor zehn, genau so wie vor zwanzig Jahren. Drum ist es ganz gleich, aus welcher Fabrik es hervorgegangen, ob „Floh", „Wiener Karikaturen", „Bombe" oder „Pschütt" die Fabriksmarke heißt, ob Klic, Roland, Laci von Fracskay (?), Konstrand oder Rez als Macher signieren ..." Und weiter: „.... was aber der Wiener Abklatsch des Pariser „Journal Amusant" vorführt, das ist illustrierte Kokottenmoral mit peinlicher Vermeidung alles und jeden Witzes. Man muß nicht ein einzigesmal lachen, wenn man sich noch so sehr Mühe gibt .... Zwanzig bis dreißig solcher Nummern machen ein Zeitungsblatt aus: kein Gramm Witz, nur Gemeinheit und viel Gelegenheit zur Plastik ..." Als die ersten auf dieser schlüpfrigen Bahn nennt der Herausgeber die „Wiener Lustigen Blätter" (er meint wohl die „Humoristischen Blätter" aus den Siebzigerjahren) und ihren Zeichner Klic. Dieser sei der erste gewesen, der den Kurswert der Nudität in Oesterreich entdeckte. „Aus dicken Waden, strammen Schenkeln, massigen Lenden und drallen Brüsten komponierte er ein Konglomerat, das er das Weib taufte, aus hageren Stelzen, dünnem Leib, schlottrigen Hosen, Glatze und einer blöden Physiognomie ein solches, das er den Mann nannte." Nochmals Hand aufs Herz: hat der Mann nicht recht? Ist's nicht leider Gottes genau so, oder doch beinahe genau so? Gewiß sind solche Plakate der Lustbörse die einzigen Dokumente, in denen österreichische Stifte ihren Humor bekunden. Bedeutend harmloser schon ist die Theaterkarikatur, die, wie unser Buch hervorhebt, mitunter ganz sentimental die Flucht der alten Wiener Biederkeit (der Posse) vor der französischen Frivolität (der Operette) zum Ausdruck bringt und überhaupt teilweise auf Sauberkeit hält. Da ist ferner der Urwald der politischen Karikatur, in dem sich schließlich doch einzelne von Kultur zeugende Lichtungen finden. Fuchs selbst macht auf den „Figaro" und seine Künstler Ferdinand Laufberger, K. L. Müller und besonders Ernst Juch, den witzigsten und talentvollsten Karikaturisten Oesterreichs, dessen „humoristische bissige Blätter" schon seit den Tagen Anzengrubers den Hauptwert dieser Zeitschrift ausmachen, aufmerksam; er würdigt auch den jungen Kulturkämpfer „Scherer" in Innsbruck, der nur allzu einseitig neben dem Antiklerikalismus das „Deutschtum" kultiviert, und dessen erfolgreichsten Mitarbeiter Arpad Schmidhammer, von dem eine sehr hübsche Probe geboten wird. Auch die nichtdeutschen Nationen bleiben nicht ganz unbeachtet, Ungarn kommt nicht nur durch seinen unappetitlichen „Kaviar" zu Wort und von den Tschechen werden einige jener Dokumente beigesteuert, die von der Vergewaltigung tschechischer Kultur durch die Aschanti-Deutschen fabeln. Besonders im Kampfe gegen das Ministerium Thun, haben übrigens die Tschechen auch solche karikaturistische Pfeile geschliffen, die sicher ihr Ziel trafen ...

Alles in allem aber läßt es sich nicht leugnen, daß dieser [illegible] Sammler seinen Finger auf eine unserer wunden Stellen gelegt hat. Wenn man aus der Menge verbrauchter Seife auf den Kulturzustand eines Volkes schließen kann, so, scheint mir, nicht minder aus der Art wie es sich lustig macht und worüber es sich lustig macht. Und das sollte uns zum Nachdenken anregen. Denn [illegible] das viel zitierte und variierte Wort: Jedes Volk hat die Karikatur, die es verdient.

Prag. Rudolf Fürst.

Wettbewerb oder Auftrag?

(Fortsetzung.)

III.

Meine Meinung über künstlerische Wettbewerbe läßt sich in zwei Worte zusammenfassen: notwendiges Uebel.

Um dieses Urteil zu motivieren, müssen die Ursachen festgestellt werden, welche zu künstlerischen Wettbewerben führen.

Zweierlei ist möglich: 1. Der Auftraggeber will neue Talente, welche zur Lösung der Aufgabe geeignet wären, kennen lernen und jungen frischen Elementen Gelegenheit geben, sich zu betätigen. 2. Der Auftraggeber fühlt seine Unfähigkeit in künstlerischer Beziehung oder er scheut die Verantwortung, welche mit einem bestimmenden Urteile verbunden ist. Er überläßt daher dieses Urteil einer ad hoc berufenen Jury.

Beides ist logisch und kann durchaus nützlich sein.

Mit der zweiten Eventualität, welche am häufigsten in der Praxis auftritt, werden wir uns hauptsächlich beschäftigen.

Man sage nicht, daß derjenige, welcher von Kunst nichts oder zu wenig verstehe, sich doch an einen Kunstverständigen wenden möge. Diesen richtigen Mann zu finden, ist keine leichte Aufgabe, dazu gehört eben schon Vertrautheit mit dem Fache. Vom Standpunkt der Kunst ist es als wahres Glück zu betrachten, wenn der Auftraggeber, dem das nötige Kunstempfinden fehlt, sich an Fachleute wendet. Man bedenke, welche traurige Folgen es haben kann, wenn beispielsweise ein mächtiger Mann von dem Wahne befallen ist, ein Kunstkenner zu sein. Es genügt der Hinweis auf ein benachbartes großes Reich, in welchem der Monarch, ganz nach freiem Ermessen, sich seine schaffenden Künstler und ihre Produkte erwählt. Millionen sind dort für Werke verausgabt worden, welche unsere Epoche vor kommenden Generationen an den Pranger stellen werden.

Ich glaube also, Konkurrenzen können von Nutzen sein, sie können sogar notwendig sein. Ich sprach aber eingangs von einem notwendigen Uebel. Das Uebel kann in der Tat so groß sein, daß aller Nutzen durch den Schaden weitaus übertroffen wird.

Selbst eine gut zusammengesetzte Jury wird nie das Urteil eines individuell begabten Auftraggebers ersetzen. Ich sage eine gut zusammengesetzte Jury. Welche Jury ist aber eine gute?

Bei unseren öffentlichen Wettbewerben besteht die Jury meist aus Kunstkennern und Künstlern.

Kunstkennerschaft ist ebenso das Produkt angeborenen Talents und der Erfahrung, wie die Leistung des ausübenden Künstlers die Resultante dieser beiden Faktoren ist. Wahre Kunstkenner findet man fast noch seltener als bedeutende Künstler, am seltensten bei uns in Wien. Trotzdem wäre eine erlesene Zahl von Männern vorhanden, deren Mitarbeit gewiß von Nutzen sein würde. Welche sogenannte Kunstkenner findet man aber in unseren Jurys! Der Besitz einer Million und eine wahllos zusammengestoppelte Galerie, ein aristokratischer Name und vornehm tuendes Liebäugeln mit der Kunst genügen, um in den Ruf eines gewaltigen Kunstkenners zu gelangen und in den Jurys Sitz und Stimme zu haben. In dieser Hinsicht einzig dastehend, war die Zusammensetzung der Jury für das Elisabeth-Denkmal in Wien. Ich habe meine Stelle als Mitglied dieser Jury niedergelegt, kann darum offen sprechen. Das Denkmalkomitee dachte offenbar [illegible] risum teneatis amici — neben den Künstlern die Repräsentanten aller Berufszweige in der Jury mitsprechen zu lassen. Also: Eine Anzahl Aristokraten, einen General als Vertreter der Wehrmacht, den Präsidenten der österreichischen Pferdezuchtgesellschaft, offenbar im Hinblick darauf, daß die verewigte Kaiserin eine ausgezeichnete Reiterin war, einen ernsten Historiker, die Präsidenten der Journalistenvereine &c., alles sehr nette Herren (ich habe selten einen so netten General kennen gelernt), was um des Himmels willen haben aber diese Leute mit Kunst zu tun?

Betrachten wir nur noch einen Augenblick die Künstler, welche als Mitglieder der Jurys fungieren.

Die Auftraggeber sind meistens Leute, denen Kunst ein herzlich überflüssiger Luxusgegenstand ist. Selbst den Auftrag zu vergeben [illegible] nein — das wäre zu verantwortungsvoll, aber die Jury zu erwählen [illegible] das ist selbstverständlich. Wen aber — das ist die große Frage. Was liegt näher, als die Träger bekannter Namen heranzuziehen, welche anerkannt sind, deren Werke einem „gefallen", welche [illegible] von ihnen [illegible] sind. Ab und zu, um den Schein der Objektivität zu wahren, wählt man auch ein paar Vertreter der künstlerischen Jugend, welcher ja doch das Kunstwerk gewidmet ist. Ihnen fällt die dankbare Aufgabe zu, allemal niedergestimmt zu werden. Und nun denke man an die großen, bekannten, anerkannten Namen. Zu welchen der [illegible] lebendige Kunst, die Kunst der modernen Zeit [illegible] [illegible]

Wilhelm Bernatzik

Glauben Sie mir, hochverehrter Herr: gerade auf dem Gebiete der Denkmalserrichtung läßt sich etwas Kleckliches nur auf dem Wege der Submissionen an den Mindestfordernden erreichen!

Gardone. **Otto Erich Hartleben.**

*

Sie fragen mich, was ich von dem herrschenden Konkurrenzwesen bei öffentlichen Bauten halte. Ohne über die österreichischen Verhältnisse, die mir nicht genügend bekannt sind, urteilen zu wollen, kann ich nur in Bezug auf Deutschland sagen, daß wir ohne Konkurrenzen überhaupt niemals zu einer gesunden Architekturentwicklung kommen würden. Wenn ich bedenke, wie viele Millionen bei uns alljährlich für öffentliche Bauten ausgegeben werden, deren wir uns vor unseren hoffentlich kunstverständigeren Nachkommen nur aufs tiefste werden schämen müssen, wenn ich sehe, daß begabte Architekten bei uns überhaupt nicht die Staatskarriere ergreifen, weil sie wissen, daß sie da nur als Rechner und Verwaltungsbeamte geschätzt werden, so weiß ich in der Tat nicht, wie der Staat ohne Konkurrenzen zu wirklich künstlerischen Bauten kommen sollte. Es hat geradezu etwas Empörendes, zu sehen, wie Leute, die keine blasse Ahnung von Kunst, speziell von monumentaler Baukunst haben, ruhig die architektonische Schönheit eines Stadtbildes ruinieren, eine historisch wertvolle alte Kirche durch Restauration verderben, ein nicht einmal zweckmäßiges, geschweige denn schönes Schul- oder Postgebäude auf einen hervorragenden öffentlichen Platz stellen lassen dürfen — lediglich deshalb, weil sie als Juristen in einem Finanzministerium, in einer Postdirektion oder einer städtischen Verwaltung die entscheidende Stimme haben. In großen Städten werden die schlimmsten Mißgriffe noch vermieden, weil da die größere Kontrolle zur Vorsicht zwingt und es an besseren Künstlern nicht fehlt. Aber in mittleren und kleineren Städten herrscht die Unwissenheit so unbeschränkt, daß auch die Gelegenheit, ein sachverständiges Urteil einzuholen, so gut wie niemals benützt wird.

Ich sehe deshalb das einzige Heil darin, daß jeder Staat, jede Provinz und jede Stadt eine künstlerische Sachverständigenkommission erhält, die über jede bauliche Veränderung nicht nur ihr Urteil abzugeben, sondern auch durch Majorität zu beschließen hat. Wenn sie Konkurrenzen ausschreibt, so ist das Projekt, dem sie den ersten Preis zuschreibt, unbedingt auszuführen. Für die Zusammensetzung dieser Kommission wäre vor allen Dingen davon auszugehen, daß mindestens zwei Drittel derselben aus auswärtigen Sachverständigen und höchstens ein Fünftel aus Juristen bestehen dürfte.

Tübingen. **Prof. Dr. Konrad Lange.**

*

Sie wünschen, meine Meinung darüber zu hören, ob für die gedeihliche Entwicklung der modernen Kunst der Wettbewerb oder direkter Auftrag an geeignete Künstler ersprießlicher sei und beklagen die „traurigen Ergebnisse" der letzten Konkurrenzen in Wien.

Ganz allgemein, mit Entscheidung für das eine oder andere, läßt sich die Frage nicht beantworten. Zu allen Zeiten ist auf beiden Wegen Vortreffliches erzielt worden.

Je mehr ein Werk der Malerei und Skulptur spezielle Begabung oder eine Bauaufgabe besondere Kenntnisse und Erfahrungen verlangt, desto weniger ist sie für einen Wettbewerb geeignet.

Für junge Talente gibt es, um die Kräfte zu erproben und sich bekannt zu machen, wenigstens auf dem Gebiete der Baukunst, kaum einen anderen Weg als den der Wettbewerbe.

So verdankte Heinrich Ferstl seine Laufbahn den Konkurrenzen um die (alte) Börse und die Votivkirche, Kundmann die seinige dem Schubert-Denkmal. Das Rathaus, die Hofmuseen sind aus Konkurrenzen hervorgegangen. Wettbewerbe gab es zu allen Zeiten und um Kunstwerke jeder Art, im Altertum wie zur Zeit der Renaissance; den Wettbewerben verdankt Deutschland, wo selbst Privatleute mit Erfolg diesen Weg betreten haben, den Aufschwung seiner Baukunst.

Daß der Ausgang einer Konkurrenz nicht alle befriedigen kann, liegt auf der Hand. Der Durchgefallene ist immer verdrießlich; daß nicht jeder Wettbewerb zweckgemäß ins Werk gesetzt wird, daß nicht alle Preisrichter vorurteilslos auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen, daß der Auftraggeber unter Umständen sich nicht um das Urteil kümmert, das sind Begleiterscheinungen, die nicht das Wesen der Sache treffen.

Ich meine, wir haben an dem Verlaufe der letzten Wiener Konkurrenzen nichts zu beklagen, als daß der Kampf mitunter gehässige Formen annahm. Mit Freude dürfen wir es begrüßen, daß an dem Streite um das Museum der intelligente Teil der Bevölkerung teilnahm.

Kampf muß sein; Kampf ist besser als bureaukratische Bevormundung; Kampf ist Leben.

Wien. Georg Niemann.

Das System der Künstlerkonkurrenzen, wie es sich in unserer Zeit ausgebildet hat, ist ein Produkt des allgemeinen wirtschaftlichen Konkurrenzkampfes. Es ist nutzlos, ob Akademien, ob Wien oder Berlin, Zustände zu beklagen; da die Kunst [illegible]

[illegible]

[illegible] lichen ansehen.

[illegible]

Auch die gelehrten Berufe sind ja überfüllt; doch werden die Zöglinge der Universitäten für wirklich vorhandene und notwendige Stellungen ausgebildet und den Ueberzähligen stehen viele Wege ins praktische Leben offen, um das Gelernte nutzbringend zu verwerten. Die Ausbildung für die bildende Kunst erfolgt aber ohne Gewähr für Arbeitgelegenheit; der Staat besetzt nur ein paar Lehrerposten und einige Stellen in den Baubureaus. Trotzdem muß der Künstler mit seinen akademischen Idealen den Tageslohn zu verdienen suchen, er ist abhängig vom künstlerischen Luxusbedürfnisse der Menge. Der Käufer stellt gegenüber dem Gedränge des Angebotes seine Forderungen, will geschmeichelt sein, das Kapital hat Macht über das Ideal. Der Künstler muß sich bekannt machen, für seine Arbeiten Käufer interessieren. Ein Mittel dazu ist ihm jede Konkurrenz, weil sie eine der wenigen sicheren Ausstellungsgelegenheiten ist. Darin liegt ihm der Hauptwert dieser Veranstaltungen, denn daneben kann ihm ein Wettbewerb kaum etwas anderes sein als eine Lotterie. Preisausschreiben für große Architektur- und Skulpturwerke, die dem Künstler erhebliche Kosten verursachen, sehen ein halbes oder ganzes Hundert Bewerber; bei Konkurrenzen um Werke der angewandten Kunst sammeln sich oft sogar bis zu fünfzehnhundert Arbeiten an. In beiden Fällen stehen drei oder vier ganz ungenügende Preise zur Verfügung. Wenn trotzdem viele Künstler jahrelang fast nur für Konkurrenzen arbeiten, so tun sie es aus Mangel an Aufträgen und um der Ausstellungsgelegenheit willen. Und dann ist ein Sieg und die damit verbundene Reklame immerhin möglich! Daß die beste Arbeit prämiiert wird, darf der Künstler kaum hoffen, denn der Auftraggeber wählt zur Hälfte immer nach unkünstlerischen Sonderwünschen und die Kunstrichter, deren Urteil daneben gehört wird, sind in einer Zeit wie die unserige, die in Fragen der Kunst ohne prägnanten Willen ist, immer Partei. So kommt es, daß die Konkurrenzen für manchen Bewerber nur Vorwand sind, neue Ideen vor das Publikum zu bringen, daß sie, unter Mißachtung aller speziellen Vorschriften und mit dem Bewußtsein, als Preisträger nicht in Betracht zu kommen, von dem Teilnehmer nur als Weg zur Oeffentlichkeit benützt werden. Zuweilen gelingt es einem Talent, sich in dieser Weise durchzusetzen. Bruno Schmitz hat sich so zur Geltung gebracht.

Aber das ist kein Weg, sondern ein Ausweg. Die Künstler vergeuden ihre Arbeitskraft und erwerben nichts, als eine ärgerliche Routine, eine schwache Idee so darzustellen, daß sie nach was Rechtem aussieht. Die papierene Idealbaukunst, die Skizzenskulptur, wie wir sie jetzt erleben, sind Resultate des Konkurrenzsystems.

Diese Verhältnisse ermöglichen es, daß der Auftraggeber mit der ihm so willfährig gebotenen Künstlerkraft spekuliert. Für den Fabrikanten gibt es kaum ein besseres Geschäft als ein Preisausschreiben. Setzt er ein- oder zweitausend Mark für Preise aus, so kann er mit seinem professoralen Richterkollegium, das leider viel zu leicht zu haben ist, zwischen tausend Entwürfen behaglich das Passende auswählen. Von den nicht prämiierten Arbeiten kauft er das ihm brauchbar Scheinende sehr wohlfeil an, denn diese werden, da sie für den einen Zweck hergestellt und darum für den Künstler wertlos sind, für ein Geringes hingegeben. Der Unternehmer ist in der Lage, für ein Geldopfer, das in keinem Verhältnisse zu seinem Vorteile steht, unter den besten Entwürfen frei zu wählen. Diese Spekulation ist bei Werken, die einmaligem Zweck dienen sollen, freilich nicht möglich; es genügt aber schon die Zumutung, daß Künstler für die Bequemlichkeit einer Kommission beträchtliche Opfer bringen müssen.

Wehren könnten sich die Künstler nur, wenn sie ihre Lage nehmen wie sie ist: wirtschaftlich, tun, was heute alle Berufe versuchen, und sich organisieren. Sie müßten Berufsverbände bilden und sich verpflichten, nur unter vorgeschriebenen Bedingungen an den Konkurrenzen teilzunehmen. Bei Wettbewerben um Werke, deren Herstellung viel Zeit fordert, müßte gelten, daß, neben den prämiierten Arbeiten, alle zur engeren Wahl bestimmten Entwürfe angemessen honoriert werden und die Künstler unter den Autoren, die ja auch dem Verbande angehören würden, hätten darüber zu wachen, daß eine schlaue Umgehung der Bestimmungen nicht stattfände. Bei Konkurrenzen der angewandten Kunst wären zehn bis zwanzig Preise zu fordern, deren geringster noch einem mittleren Honorar entsprechen müßte. Wer es weiß, wie wenig die Künstlerhonorare für den Unternehmer, der eine Konkurrenz veranstalten kann, in Frage kommen, wird solche Forderungen nur billig finden. Auch hätten die Verbände dahin zu wirken, daß mehr von dem Mittel der direkten Bestellung Gebrauch gemacht wird und sie könnten alle Kampfmittel der [illegible] anwenden, um dem Kapital die Spitze zu bieten. Doch wann hätte man je gehört, daß Künstler sich organisieren lernen! Sie fühlen sich als „Persönlichkeiten" und lassen sich als solche ganz ausbeuten [illegible]. Gerade die Talentlosesten, [illegible] haben den [illegible] und drängen [illegible]. Die Leute von Talent [illegible]; aber die [illegible] Majorität der [illegible]

[illegible] nicht drei [illegible] kennen.

[illegible] jeder Untertan durch [illegible] ein Vetorecht

und den Kommissionen bleibt darum nur übrig, aus den Mannigfaltigkeiten einer Konkurrenz ein Kompromißwerk herauszufischen. Der eine will Renaissance, der andere zieht die Gotik vor und ein dritter möchte etwas Barockes. Hätte unsere Zeit eine eigene Kunstform, so wären alle diese gebildeten und kunstfeindlichen Sonderwünsche unmöglich. Es ist eine Folge der akademischen Massenzüchtungen, daß eine selbständige Kunstform noch immer fehlt, daß es viele Stilarten gibt, aber keinen lebendigen Stil, keine gesunde Konvention, in der sich alle begegnen. Darum kann es nirgends eine einmütige Jury geben. Der Richter, der Künstler, der Laie, alle stehen auf verschiedenen Standpunkten, schwatzen gegeneinander und die Zufallsmajorität entscheidet. Das sind die Segnungen einer auch auf die Kunstförderung ausgedehnten demokratischen Regierungsform, die nicht gestattet, daß einer entscheide, einen Künstler wähle und diesen der eigenen Verantwortung überlasse. Man braucht die Kommission und dahinter stehen, mit der Steuerquittung in der Hand, die Reihen der Bürger, die Berücksichtigung ihrer Banausenmeinungen von Kunst und Schönheit verlangen.

Die Mißstände der Konkurrenzen sind nur kleine Nebenerscheinungen des allgemeinen Kulturbankerotts. Wenn darum ein Vorschlag gemacht werden soll, so muß er sehr radikal klingen. Die Akademien und Kunstschulen, in denen jährlich Tausende von dilettantischen geschäftigen Müssiggängern zwecklos ausgebildet werden, in denen aber jedem starken Talent hoffärtig die Tür gewiesen wird, müssen geschlossen werden, nachdem die Gründe ihrer Entstehung längst hinfällig geworden sind. Und die Hochschulen für Architekturen und die Kunstgewerbeschulen, woran die Bautätigkeit, die Industrie und das Handwerk mehr interessiert sind, müssen die Zahl ihrer Zöglinge auf den dritten Teil beschränken. Dem kulturfeindlichen Luxusbedürfnisse der Menge muß vom Staate die Befriedigung schwer, nicht leicht gemacht werden. Die Kunst muß von der Gasse verschwinden, das Ideal darf nur von Berufenen verwaltet werden. Dann wird das Weniger ein Mehr sein und alle ärgerlichen Erscheinungen, die wir jetzt erleben, werden von selbst verschwinden.

Aber freilich: solche Forderung gilt der demokratischen Gesinnung als Reaktion. Und da die Demokratie auf absehbare Zeit die Gewalt hat, bleibt dieser Vorschlag ein Wort, das auszusprechen nutzlos und darum ein wenig lächerlich ist.

Berlin. **Karl Scheffler.**

*

Auf Ihre sehr dankenswerte Anregung, die Frage der künstlerischen Wettbewerbe einer Revision zu unterziehen, möchte ich mich dahin äußern — und zwar mangels näherer Kenntnis der Wiener Verhältnisse nur rein prinzipiell — daß mir Ihre Fragestellung mehr ein Symptom, als die letzte Veranlassung der Schwierigkeit zu treffen scheint. Denn diese liegt, wie ich glaube, nicht sowohl in der Vielheit der konkurrierenden Künstler, als in der Vielköpfigkeit des Auftraggebers. Es liegt an sich kein zwingender Grund vor, weshalb ein durch eine Konkurrenz angeregtes Werk wertloser ausfallen sollte, als ein in unmittelbarem Auftrage geschaffenes. Wohl aber ist es äußerst wahrscheinlich, daß in einer Kommission, einer Stadtvertretung, einer Körperschaft irgend welcher Art die unversöhnlichsten und oft wunderlichsten Kunstmeinungen vertreten sein werden, daß ganz außerästhetische Parteigegensätze oft genug das Für und Wider bestimmen werden und daß schließlich eine „mittlere Linie", die in der Kunst immer das Untermittelmäßige bedeutet, das Resultat der Verständigung oder der Majorisierung der Wenigen durch die Vielen sein wird. Die Kunst wehrt sich aber gegen Majoritätsbeschlüsse und darum wird nichts besseres herauskommen, wenn es sich um den Auftrag an den einzelnen Künstler — der doch auch aus einer Wahl hervorzugehen hätte — als wenn es sich um die Prämiierung von Konkurrenzarbeiten handelt. Ja, wenn die körperschaftliche Entscheidung einmal besteht, hat die Konkurrenz den Vorteil, daß die verständnisvollere Minorität mindestens einen aufzeigbaren und dauernden Stützpunkt für ihre Meinungen hat und sich vielleicht noch eher durchsetzen kann, als wenn es sich um die Wahl bloß zwischen Künstlerpersönlichkeiten handelt, die für die meisten Abstimmenden abstrakte Begriffe sein dürften.

Ihre Parteinahme für den individuellen Auftrag ist zweifellos richtig, wo es sich auch um einen individuellen Auftraggeber handelt; solange aber das Elend der Mehrheitsbeschlüsse in künstlerischen Dingen unvermeidlich ist, wird das Resultat gleich unerfreulich sein, ob die Wahl zwischen den Künstlern oder zwischen den Werken steht, ja, der letztere Fall erscheint mir als der konsequentere Ausdruck der Sachlage und, wegen jener größeren Chance der Minorität, wie wegen der auf diese Weise erreichbaren A n s c h a u l i c h k e i t ihres Rechtes, als das geringere Uebel.

z. Z. Florenz. **Prof. Dr. Georg Simmel.**

*

In den „blühenden Kunstepochen" gab allerdings der Macer das Werk an den geeigneten Künstler, ohne sich an Wettbewerbe, Kommissionen, Abstimmungen und derlei Raritäten zu binden. Es wäre gewiß ein gut und köstlich Ding, wenn dieser aristokratische Brauch wieder aufleben könnte; nur scheint mir leider eine sehr wesentliche Bedingung zu fehlen: die blühende Epoche. Ich bin durchaus kein Schwarzseher und denke von unserer Zeit keineswegs gering. Wir haben auf fast allen Gebieten Künstler und haben sogar einige, die vor den großen Meistern besserer Tage nicht zu weichen brauchen. An Künstlern fehlt es nicht; aber an Kunst. Wir haben Leistungen, eine ganze Reihe von Einzelleistungen, aber wir haben kein nationales Ganzes; wir haben keine künstlerische Kultur. Die Menge des Volkes, wovon die sogenannten Gebildeten nicht auszunehmen sind, wird von ganz anderen Interessen bewegt. In Bezug auf die Kunst sind die meisten heutigen Menschen naive Barbaren, oder rohe Protzen, oder verkniffene Gouvernantenseelen. Da auch die staatlichen, kommunalen und privaten Auftraggeber „heutige Menschen" sind, liegen die Konsequenzen ja nahe. — So lange wir ein nationales Gewissen in künstlerischen Dingen nicht haben, sind wir ein Spiel des blinden Zufalls. Wir können uns mitunter freuen, werden uns häufiger empören und am allerhäufigsten schämen müssen. Aus dieser Hölle, die eine Begleiterscheinung unserer Zeit ist, erlösen uns weder „Wettbewerbe" noch „direkte Aufträge". Ob wir mit dem einen oder anderen besser oder schlechter fahren, läßt sich nur von Fall zu Fall entscheiden. Allgemein und bestimmt läßt sich nur sagen, daß für eine Auslese nach künstlerischen Prinzipien die Voraussetzungen einfach fehlen. Wir können mithin nichts tun, als an diesen Voraussetzungen, an der künstlerischen Kultur des Deutschen arbeiten und auf eine bessere Zukunft hoffen. Ist erst die Kunst eine nationale Macht, wird man ihr nicht mehr zunahe treten, weder durch Wettbewerbe noch durch direkte Aufträge.

Groß-Lichterfelde bei Berlin. **Erich Schlaikjer.**

*

Sie hatten die Güte, mich nach meiner Anschauung betreffs des Konkurrenzsystems für zu errichtende Bauten zu fragen. Meine Anwort wird kurz sein.

Das System hat sich selbst verurteilt, weil es niemanden zur Geltung gebracht hat, der sich nicht ganz allein zur Geltung gebracht hätte, und weil es jedesmal (außer wenigen Ausnahmen) denjenigen ausgeschlossen hat, welchen das Schicksal oder das besondere Genie dazu bestimmten, dieses oder jenes Bauwerk zu errichten. Es hat ihn ausgeschlossen, wenn er an der Konkurrenz teilnahm; es hat ihn gleichfalls ausgeschlossen, wenn die Sorge um Ruf und Würde ihn von der Konkurrenz selbst ausschloß.

In dem Konkurrenzsystem sehe ich nur noch eine Feigheit unserer Epoche mehr, die ihre Verantwortlichkeit hinter unbestimmten Komitees versteckt, die die Männer ersetzen, die jede Epoche vor der unseren gehabt hat, die diese Verantwortlichkeit, diesem oder jenem Künstler ein Bauwerk zu übertragen, auf sich zu nehmen wagten, ebenso wie sie es wagten, alles in allem die Verantwortlichkeit des Entschlusses auf sich zu nehmen.

Weimar. **Henry van de Velde.**

*

Es gibt Dinge im menschlichen Leben, bei deren praktischer Durchführung so viele Imponderabilien mitspielen, daß eine absolut richtige Entscheidung über die beste Art ihrer Verwirklichung nicht möglich ist. Zu diesen Dingen rechne ich auch die Frage, ob künstlerische Aufträge eine bessere Ausführung versprechen, wenn sie einem einzelnen Künstler übergeben wird, oder erst durch Wettbewerb die zu beauftragende Persönlichkeit gesucht werden soll.

Die Gründe, die für den Wettbewerb sprechen, werden sofort illusorisch, wenn die Aufgabe eine derartige ist, daß die besten Künstler von vornherein auf eine Beteiligung verzichten. Diese selbst durch äußere Mittel verlockender zu gestalten, nützt entweder überhaupt nichts, oder schadet nur der freien Gestaltung der künstlerischen Inspiration. Für die jüngeren, noch wenig bekannten Künstler ist die Aussicht, an einem allgemeinen Wettbewerbe teilnehmen zu können, weder der einzige, noch der beste Weg, um bekannt zu werden. Der einzige nicht, weil der Künstler an kleineren Werken, die er auf eigene Rechnung und Gefahr durchführt, Gelegenheit genug hat, die Aufmerksamkeit der hiefür sich interessierenden Kreise auf sich zu lenken, der beste nicht, weil er nur zu oft den Sieg über seine Konkurrenten einer zufälligen Gunst äußerer Umstände verdankt und dann den hohen Rang künstlerischer Geltung nicht immer durch weitere Werke zu rechtfertigen in der Lage ist. Nicht selten wirkt ein Erfolg in einer allgemeinen Konkurrenz nicht weniger demoralisierend als ein Haupttreffer auf wirtschaftlichem Gebiete. „Wie gewonnen, so zerronnen", gilt auch in der Sphäre der Kunst, ganz abgesehen davon, daß das unverhoffte Glück des einen, das Unglück aller übrigen verdoppelt, sie für die ruhige, stetige, künstlerische Arbeit entmutigt. Während ihnen die Konkurrenz auf der einen Seite das Phantom eines plötzlichen weithinreichenden Ruhmes vorspiegelt, vermindert sie auf der anderen die Möglichkeit eines allmählichen, gesunden Wachstums der künstlerischen Kraft. Ich möchte somit der ziemlich allgemein verbreiteten Anschauung entgegentreten, daß der offene Wettbewerb unbekannte Talente im Sinne einer gedeihlichen Kunstentwicklung fördere. Es gibt nur e i n e n Weg zum Parnaß: harte Arbeit, schweres Leid, langsamer Schritt. Nicht, wer eine Aussicht gewinnen will, ist der richtige Vergessene, meist wer nur [illegible] anstrebt, der richtige Künstler. Dazu kommt, daß die Allgemeinheit des Wettbewerbes auch die Entscheidung meist einer Mehrheit [illegible] [illegible], die bekanntlich aus lauter Engeln besteht. Wären sie es, dann möchten [illegible] [illegible] unter den tüchtigen Künstlern die richtige Auswahl zu treffen.

Ich halte demnach den allgemeinen Wettbewerb nur für das letzte Auskunftsmittel, das erst im Falle vollständiger Ratlosigkeit einzutreten hat, und glaube, daß eine echt künstlerische Aufgabe, die aus dem wahren Bedürfnisse einer Epoche hervorgeht, immer nach einem bestimmten Künstler hinweisen wird, der ihrer Verwirklichung würdig ist. Gibt es zufällig mehrere solcher Künstler, dann bleibt noch immer die beschränkte Konkurrenz zwischen ihnen übrig. Sollten die menschlichen Schwächen zu einem bestimmten Monopol bei Vergebung künstlerischer Arbeiten führen, dann, aber erst dann, könnte der allgemeine Wettbewerb als Korrektiv auftreten. Diese beiden Rollen: als letztes Auskunftsmittel und als Korrektur vorhandener Mißstände, werden ihm somit zuzusprechen sein, aber eine Bedeutung für sich selbst, oder als geeigneter Förderer der Kunstentwicklung kommt ihm kaum zu.

Wien. **Richard Wallaschek.**

(Schluß folgt.)

Bücher.

„**Oesterreichische Dichter.**" Herausgegeben von Adolf Donath. Verlag C. Konegen, Wien.

Einer aus dem kraftdeutschen Stamme der Kleist, Keller, Fontane, Raabe, feiert den 60. Geburtstag: der allzeit aufrechte, säbel- und federforsche Holstein'sche Freiherr Detlev von Liliencron, Adjutantenreiter und Poet dazu! Es hat zwar selbst in Norddeutschland lange gedauert, bis die auf das „Edle und Schöne" eingeschworene Kritik an Liliencrons Blut- und Eisen-Natur die ästhetisch verzärtelten Nerven gewöhnte. Nun zählt er nicht mehr zu den gefürchteten „Jüngsten"; man begreift fast nicht, wie das Gefühl für Natur und individuelle Poesie so verloren sein konnte, daß dieser Erhalter und Bildner des deutschen, herrlichen Volksliedes zu einem literarischen Frondeur gemacht werden konnte. Es gehen die Zeiten. So wird denn der moderne Körner und Gleim des geeinigten Deutschland laut gefeiert werden als Patriot, als Dichter der norddeutschen Scholle und ihrer Tatkraft. Denn wie in uns Empfindsamkeit, Nachgiebigkeit und Schwäche ruhen, so leitet den deutschen Norden ein klarer, gefestigter, kräftiger Ernst und Wille; wir sind fast alle Träumer, oben aber gibt es nur Rechner oder Dichter. Das eine oder das andere! Dennoch auch wir, wie draußen behauptet wird, schwächlichsten himmelverlorensten Phantasiemenschen vereinten uns, Meister Detlev zu feiern! Wenn Zeiten auch rasch dahinwandern, einem nur-preußischen Viktorien-Verherrlicher hätten wir nie vergeben, als Feind 1866 mit in Böhmen gewesen zu sein! Aber das ist seine Größe: Liliencron ist ein Dichter mit reinem großen Menschheitsgefühle. Und die Wahrheit, Lauterkeit seines Ich kennt keinen Verrat an der Kunst. Drum, wenn wir ihn preisen, so geschieht's mit reinster parteiloser Verehrung, dem Dichtergeiste dargebracht. Der Soldat Liliencron wird Verständnis haben für diese Parade-Defilierung von Oesterreichs Literatur zur Feier seines sechzigsten Geburtstages. Bei diesen 73 Autoren liegt Oesterreichs Literatur von heute. Ich möchte nicht behaupten, daß unbedingt ihre Bedeutung zum Ausdruck kommt. Der Literarhistoriker wird sich bei der Wertung unseres Schrifttums nicht völlig darauf stützen dürfen. Was die Teilnehmung betrifft, so zählt man besser und rascher die fehlenden Autoren auf; vermißt werden: Hugo von Hofmannsthal (wurde aber gewiß aufgefordert!), Beer-Hofmann, die Hörmann, Kranewitter, Arthur von Wallpach. Auch Carneri, den Dichterphilosophen hätte man gerne im Buche gesehen. Dagegen finden sich zwei oder drei bedenkliche Dilettanten, deren Namen dem Heimischen ebenso fremd klingen werden, wie dem Gehuldigten. Doch das sind kleine, unvermeidliche Opfer auf dem Altar der Eitelkeit, die den schönen, frohen Genuß dieses Festbuches nicht stören! Es ist nicht möglich aller 73 Autoren zu gedenken, aber den im Gedächtnis nachhaltig verbliebenen Beiträgen nur einige Worte. Ferdinand von Saar, Liliencron als Mensch und Dichter verwandt, hebt mit Versen, die eine persönliche Beziehung zum Gefeierten nehmen, an. Allegorisch verbinden sie Liliencrons Namen mit seiner dichterischen Natur:

„Wie ihn auch sein Wipfel kröne,
Wurzelt doch in Nacht der Stamm
Und der Lilie keusche Schöne
Hebt sich aus des Teiches Schlamm!"

Stefan Milow, auch einer, der Leier und Schwert gleich tapfer führt, J. J. David, Hugo Salus, M. E. delle Grazie, C. v. Leitgeb, F. K. Ginzkey, Marie Stona, Stefan Zweig, Richard Schaukal, Anton Lindner, Felix Dörmann, Paul Wertheimer, Arnold Hagenauer, Camill Hoffmann, Josef Ritter, Max Prels, Hermann Hango, vereinigen sich zu einem schönen Kranz der österreichischen Lyrik. An ihm mag der Meister strenger lyrischer Form seine Freude haben. Diese Beiträge schließen sich zu einem Kunstdenkmal und sind mehr als ein Festtagsangebinde. Hier redet die österreichische Seele, das feine weiche Gemüt der schönen Donaustadt, mit ihrer alten Kultur, der reizenden Landschaft. Diese Verse sind unser Leiden und Freuden, also unsere Kunst. Und daß zur [illegible] der Lyrik die Schönheit und Höhe unserer Literatur ruht, verkünden diese [illegible], denen Kunst und Leben eins geworden sind, und die die Verfeinerung des Ausdruckes wie der Empfindung in ihren Herzen tragen. — Marie v. Ebner-Eschenbach stellte sich mit einer kurzen, mild ernsten Skizze ein; ein voller Widerklang unserer österreichischen Erzählern. Die Autoren realistischer Darstellungskunst Karl Schönherr, Peter Rosegger, Phil. Langmann, Max Burckhard, Rudolf Hawel, Felix Salten, F. [illegible] Günther, Otto Hauser, Gustav Schwarzkopf [illegible] die trefflichen Wiener Meister der feinen realistischen Skizze, des [illegible]

[illegible] Herzl, Alfred Gold, Rudolf Strauß, Franz Himmelbauer, [illegible] Hevesi, Rudolf Lothar. Die Kritik [illegible]

kunst Peter Altenberg, Eugen Guglia, v. Oesteren, Karl H. Strobl, Hermann Ubell, Friedrich Adler und unsere behaglichen witzigen oder irozzelnden Humoristen Julius Bauer, V. Chiavacci, Eduard Pötzl, Balduin Groller, Karl Wolf, A. Engel sind mit eigenartigen Arbeiten vertreten. Das Stiefkind unserer Literatur, das Drama, ist durch wenige Namen gekennzeichnet: Schnitzlers tiefsinniger „Puppenspieler", Szenen von Adamus, Ludassy begegnen dem Leser. Nicht bloß ob der schönen Gemeinschaft, mit der in diesem Buche Schriftsteller einen Meister ihrer Kunst ehren, wird hier dem Publikum ein Dokument unserer Literatur gegeben. Der stattliche Band ist auch künstlerisch und typographisch vollendet. Heinrich Lefler besorgte die stilvolle Ausschmückung des Umschlagblattes, lieferte Zierleisten und Schrifttypen. In die Ehre, der festlichen Gabe auch ein dem österreichischen Buchhandel würdiges Ansehen gegeben zu haben, teilen sich Verleger wie Buchdrucker. **R. H—r.**

Franz Flaum. Fünf Essays von Stanislaw Przybyszewski, Rudolf v. Delius, S. Lublinski, Dr. Emil Geyer, Cesary Jellenta. Berlin 1904, Karl Schnabel, Axel Junckers Buchhandlung.

Fünf Schriftsteller haben sich verbunden, um einem Bildhauer jene Würdigung zu schaffen, die er nicht besitzt, nach ihrer Meinung jedoch verdient. Der Vorgang ist nicht neu, und es sei hier von ähnlichen Unternehmungen nur an die Publikation erinnert, zu der sich vor Jahren drei Berliner Schriftsteller vereinigten, um die Augen des Publikums für Edvard Munchs visionäre Kunst zu schärfen. Franz Flaum ist noch wenig hervorgetreten, nur spärlich haben Ausstellungen seine Werke gezeigt, und was die Kritik von ihm bisher zu sagen wußte, klang nicht eben als Preis. Er wurde rundweg ein Nachahmer Rodins genannt. Und wie man oft eine von anderen geäußerte Ansicht umso heftiger bekämpft, je mehr man selbst deren Berechtigung heimlich fürchtet, so wenden sich Flaums Lobredner mit auffallender Einmütigkeit gegen diesen Vorwurf. Den Gegensatz der Individualitäten versucht Delius zu formulieren: „Flaum ist Germane — mit lithauischem Blute — durch und durch Gefühlsmensch, unmittelbar, stürmisch, beim Schaffen ganz von einer dunklen Empfindung erschüttert; Rodin, Romane, geistreich, licht, alles fein überlegend, temperamentvoll, aber mit sicherster Berechnung jeder Einzelwirkung." Lublinski behandelt den angeblichen Unterschied in beider Technik: „Rodin hat die uralte Tatsache aller bildenden Kunst wieder entdeckt, daß nicht nur der gestaltete menschliche Körper, sondern auch der unbearbeitete Block in seiner ungegliederten Wucht die höchsten Wirkungen auszuüben vermag... Warum soll also Flaum nicht das Blockprinzip von Rodin übernehmen dürfen, und warum soll damit gegen Flaums Plastik etwas bewiesen sein? ... Für Flaum ist der Block nicht der fruchtbare und brünstige Erdboden seiner Geschöpfe, sondern ihr hemmendes Schwergewicht, das sie am Aufflug in Aetherhöhen verhindert.... Dadurch wird Flaums Technik natürlich in ganz andere Bahnen gezwungen und er kann hier Rodin nicht mehr folgen ... Er kann und will nicht einen starren Gegensatz von Gestalt und Block konstruieren und so verlegt er den geheimen Zwiespalt seiner Seele lieber schon in die noch ungeformte Steinmasse selbst. Auch der Block will sich verfeinern, differenzieren und entmaterialisieren, wenn man so sagen darf.... Die menschliche Formung ist gleichsam sein äußerster Versuch, um in höhere und ätherische Regionen zu gelangen." Niemand wird den Geist in dieser Argumentation leugnen, aber ob sie jeden von einem wesentlichen Unterschied im Technischen der beiden Künstler überzeugen wird, scheint fraglich. Noch ein Vorwurf wurde von der Kritik gegen Flaum erhoben: seine Plastik sei „literarisch" und er selbst vielleicht ein Dichter, doch niemals ein Plastiker. Man braucht nicht auf Hildebrands strenge Anschauung von der rein formalen und räumlichen Aufgabe der Bildhauerei eingeschworen zu sein, um in nahezu allen Arbeiten Flaums Ideenplastik zu erkennen. Auch Stanislaus Przybyszewski und Emil Geyer tun es, freilich nicht schmälender, sondern rühmender Weise, in den beiden Essays, die sie über das Gedankliche und das Pathos im Werke des Künstlers geschrieben haben. Przybyszewski findet bei Flaum den Ausdruck eines tiefen sexuellen Pessimismus, dem das Weib als der ewige Geschlechtserreger, als die verderbliche Sehnsucht, als das verachtete Übel erscheint, während Geyer die Flaum'sche Erotik im Zusammenhang mit dem ganzen Zeitempfinden fein und klug charakterisiert. Schließlich sieht sich der Leser — das ist der bleibende, von ausgezeichneten Reproduktionen verstärkte Eindruck — auf einen immerhin sehr interessanten Künstler aufmerksam gemacht und möchte nun, um selbst sich ein Urteil zu bilden, die Werke von Angesicht kennen lernen. Vielleicht erfüllt uns in Wien die Sezession einmal diesen Wunsch. **H. H.**

Revue der Revuen.

„**Deutsche Rundschau**". Günther Jansen veröffentlicht eine Auswahl aus der umfassenden Korrespondenz zwischen dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar und Frau Fanny Lewald-Stahr. Bei dem vorliegenden Briefwechsel berührt es vor allem eigentümlich, daß er geführt ist [illegible] und ohne Unterbrechung geführt während der so langen Reihe von mehr als 30 Jahren [illegible] zwischen Persönlichkeiten von so völlig verschiedenen Grundanschauungen über wichtige Dinge des menschlichen [illegible] andere über kardinale Fragen der Politik und der Religion. [illegible] es bei gewöhnlicheren Naturen leicht [illegible] Fortgang der Korrespondenz. [illegible] Freundinnen bleibt in ihren [illegible] das ehrliche Streben nach [illegible] und wo ein [illegible] sein kann, die [illegible] vortrefflich, der [illegible] den eigenen Stand [illegible] wahrzu[illegible]

die Exzentrizitäten jüngerer Jahre abstreifen, und wie vor allem ihre politischen Auffassungen und Sympathien nach den großen Umwälzungen in Deutschland in den Jahren 1866 und 1870 mit den seinigen in vollem Einklange sind. Und was das Gemeinsame, das „Menschliche" angeht, so ziehen sich durch die vierzigjährige Korrespondenz wie rote Fäden vor allem zwei Namen, welche dafür bezeichnend sind: die Namen Goethe und Rom.

„Revue Bleue" berichtete kürzlich über das **Mickiewicz-Museum**, das in **Paris**, am Quai d'Orleans, zur Erinnerung an den berühmten polnischen Dichter errichtet und vor wenigen Monaten eröffnet wurde. Seine Anhänger hätten es lieber in seinem Geburtshaus in Lithauen eingerichtet, was jedoch aus politischen Gründen undurchführbar war. So wurde Paris, die zweite Heimat des Verbannten, dazu ausersehen. Bilder und Litographien zeigen den Dichter in den verschiedenen Perioden seines bewegten und abenteuerlichen Lebens. Andere Bilder, von George Sand, Chopin, Slowacki, Krasinski, Adam Czartoryski, Lamenais und viele andere, führen seinen Freundeskreis vor Augen. Besonders bemerkenswert sind die Manuskripte Mickiewicz', darunter ein Blatt mit einem weißen Adler, dem Symbol der polnischen Legion, die der Dichter 1848 gründete. Auch sein Schreibzeug, seine Feder und viele Entwürfe zu Gedichten finden sich unter den Reliquien; als besondere und für jene Zeit charakteristische Eigentümlichkeit überdies auch Haare von Napoleon I., Lamenais, von Mickiewicz selbst und seiner Geliebten, der sanften und poetischen Karoline Joenisch. Drei Bücherschränke vereinigen in vielen hundert Bänden sämtliche Ausgaben, die von den Werken des Dichters veranstaltet wurden, während 150 Mappen Zeitungsausschnitte und Artikel, die auf ihn Bezug haben, beherbergen.

„Review of Reviews". J. W. **Stead** widmet dem Schriftsteller Georges **Meredith**, der kürzlich seinen 75. Geburtstag feierte, eine eingehende Würdigung und zitiert zugleich viel Interessantes aus einem Gespräch, daß er bei diesem Anlasse mit dem Autor gehabt. Meredith wäre sehr dafür, den Engländern, die in ihre eigenen Ideen und Gewohnheiten allzusehr verrannt sind, neue Einschläge zuzuführen; so befürwortet er die Verbrüderung mit den Vereinigten Staaten auf das Lebhafteste, wäre aber zugleich für eine Kreuzung mit französischem Blute. Schon vor Jahren habe er einem englischen Minister empfohlen im Notfalle zwangsweise französische Bäuerinnen von den Küsten entführen und nach England bringen zu lassen, um sie mit den dortigen Bauern zu vermählen und dadurch für die Aufbesserung der Rassen zu sorgen; und Meredith meint, daß diese Vermischung angelsächsischer und keltisch-romanischer Elemente die glücklichsten Resultate hervorbringen würde. Er hat überdies auch eine große Meinung von der jüdischen Rasse, die er für ein wichtiges und heilsames Ferment im Leben der verschiedenen Völker hält. Meredith ist ein Verfechter der Frauenrechte; er behauptet die geistigen Fähigkeiten der Frauen seien viel bedeutender, als man gemeinhin annimmt und deßhalb sollte man sie auch nicht vom öffentlichen Leben ausschließen, sondern ihnen das Wahlrecht und damit die Möglichkeit gewähren, ihre Kräfte voll zu betätigen.

Schwesterlein.

Von Franz Himmelbauer.

Der Stadtgarten steht in voller Blüte, der Flieder verhaucht den Duft, den die Sonne tagsüber in ihm gezeitigt hat. Die Amseln singen, so schön, so schwermütig . . . Wie habe ich mich auf diese Tage gefreut, in der Maienwonne, in verdoppelter Lust ein Glück zu genießen, das mir in einer frostig-stürmischen Faschingsnacht aufgegangen! Jetzt fühle ich nur den reinen Hauch, der aus der Erde dringt, und habe nur ein Ohr für den zitternden Unterton in dem süßesten Liede der Abendsängerin.

Meine kleine Habe liegt in zwei Koffern verpackt, ich verlasse heute noch die Garnison. Und wir werden uns nie wieder sehen, verehrte gnädige Frau!

Ich habe soviel erlebt, daheim in diesen paar Urlaubswochen! Lassen Sie mich Ihnen zum Abschied von einem Leben erzählen, das vor wenigen Tagen in stiller Sanftmut verblich. Wenn Sie die dürftige Geschichte gehört haben, werden Sie alles begreifen. Glauben Sie nicht, daß etwa der Schmerz mein Glück übertäubt hatte und daß ich wieder zu ihm zurückfinden werde, wenn der erste Kummer verflogen. O nein, ich bin gar nicht fassungslos, ich fühle mich gehoben und geklärt, ich trage meine weihevolle Ruhe in mir, die mich nicht mehr verlassen wird. Der Genius meiner Kindheit hat sie auf meine Stirne geküßt: ich bin wieder, der ich einstens war, einstens, ach in so ferner Zeit!

Damals war ich ein kleiner Junge, ein [illegible] Bursche, der bald zur Schule gehen sollte, und damals hatte ich ein kleines Schwesterlein, das zwei Jahre jünger war als ich und schon immer dagewesen war, so weit meine Erinnerung zurückreichte. Wir schliefen in demselben Zimmer, wir hatten dieselbe Wärterin und wir hatten dieselbe liebe, gute Mutter, die uns morgens wachküßte und die Milch an unser Bett brachte, uns viele schöne Geschichten vorlas und meinen ersten Hanswurst ebenso selber gekleidet hatte, wie sie die Puppenschränke und Wiegen, die meiner Schwester gehörten, mit der zierlichsten Arbeit ihrer Nadel füllte. Glauben Sie es, daß ich [illegible] heute noch an jedes Stück dieser allerliebsten Garderobe erinnere. War ich doch der Papa dieses kleinen Völkchens, und aufs Einschläfern und Wiegen verstand ich mich ebenso gut wie mein Schwesterlein. Der Bub' ist ein reines Mädel, sagte mein Vater oft lachend und manchmal auch ärgerlich. Aber warum dürfen nur unsere kleinen Schwestern mit den Kinderküchen und -Geschirren spielen? Gibt es nicht auch männliche Köche? O, ich kochte eine vorzügliche Schokoladensuppe und den besten Rosinenbraten, den es geben konnte, und unseren Puppen hat es nicht minder geschmeckt als uns, sie wurden mit jedem Weihnachtsabend größer und dicker. Die Bilderbücher, die wir hatten, gehörten uns gemeinsam, wir haben nie darum gestritten. Ich las den Text, den ich mir gemerkt hatte, Luischen vor, indem ich den Zeilen mit dem Finger nachfuhr und wohl auch manches hineinflocht, was nicht zur Sache gehörte, oder Worte gebrauchte, die nicht ganz sprachrichtig gebildet waren, und Luischen hörte mir zu und bewunderte meine Kunst, die eigentlich ein kleiner Schwindel war. Die Erwachsenen lobten mich und sagten, ich sei ritterlich und voller Rücksicht gegen mein Schwesterlein und gäbe schön nach, wenn sie ihren eigenen Willen hervorkehrte, und ich hatte einen Oheim, der lachte mich darum aus und sagte, ich würde einst — ich verstand das absonderliche Wort nicht — ein rechter Pantoffelheld werden.

Sie ärgern sich vielleicht schon, gnädige Frau, über die Dinge, die ich Ihnen hier erzähle. Bitte, bitte, hören Sie mich an!

Als ich zehn Jahre alt war, nahm mich ein Bekannter des Hauses öfter auf seine Spaziergänge mit. Diese erstreckten sich weit über das Gebiet hinaus, das ich bisher gesehen hatte. Ich lernte Käfer und Schmetterlinge kennen, lernte die Nadelhölzer unterscheiden, sah, was Buchen- und was Fichtenholz ist, suchte vergeblich das Geheimnis der Telegraphendrähte, die an Stangen weit ins Land hingingen, zu begreifen, sah die Wolken ziehen und freute mich immer wieder, wenn die schöne Linie des Schneeberges in klarer Ferne vor unseren Blicken lag. Kam ich dann wieder nach Hause, so wunderte ich mich, mein kleines Schwesterlein noch immer bei ihren Puppen und Schüsselchen zu finden. Ein- und das anderemal habe ich noch mitgetan, aber es war nicht mehr die rechte Freude. Viel lieber kramte ich im Bücherschrank nach alten Sternkarten und Beschreibungen ferner Länder. Kam mein Schwesterlein dann zu mir, um mich zum Spiele zu holen, so ward ich über die Störung ärgerlich. Zuerst gebrauchte ich Ausflüchte, dann war ich unwirsch, zuletzt wurde ich grob und jagte sie mit einem Schmähwort davon.

In kurzer Zeit war ich wie umgewandelt. Als sie mich einstens, da ich gerade einen noch halblebenden Zitronenfalter aufs Spannbrett bringen wollte, bat, ich sollte ihr nur für ein Weilchen bei der Toilette einer mir recht wohlbekannten Puppe behilflich sein, stieß ich in hellem Zorn mit dem Fuße nach ihr, daß sie in ein bitterliches Weinen ausbrach. Ich erschrack und mehr aus einem inneren Schuldgefühl als aus Furcht vor Bestrafung nahm ich mich nun ihres Anliegens mit einem doppelten Eifer an und konnte einer starken Beklommenheit nicht Herr werden, bis ich nach einigen Stunden von neuem ihr fröhliches Lachen hörte. Aber das war bald wieder vergessen. Unsere Wege gingen auseinander und als man dem vereinsamten Kinde eine Spielgenossin in dem etwas ungelenken Töchterchen unserer Waschfrau gegeben hatte, begann ich, der Sache eine neue Seite abzugewinnen. Der kleine Gast lockte den Spott doch gar zu sehr heraus. Wie steif ihr das kurze, dicke Zöpfchen im Nacken stand! Ich zog, wenn ich vorüberging — und es war öfter als es sein mußte — an diesem Zöpfchen, zuerst leise, dann immer stärker und stärker und entwischte, wenn es zum Weinen kam. Auch mein Luischen hatte einen solchen Zopf, wenn er auch zierlicher und geschmeidiger war. Sie sollte damit nicht zu kurz kommen. Von den Spielerinnen ging der Spott auf das Spiel über, dem ich selber vor kurzem noch so eifrig gehuldigt hatte. Ich zog die Puppen bei den Beinen in die Höhe und schwenkte sie in die Luft und mein nächstes war, daß ich im Vorübergehen wie gleichgiltig mit den Armen schlenkerte und dabei die ganze mühevoll aufgebaute Herrlichkeit des Puppenhauses über den Haufen warf. Und was noch andere Niederträchtigkeiten dieser Art waren. Fast täglich gab es nun Verdruß und Tränen und die Hausgenossen schüttelten verwundert den Kopf und sagten: Seltsam, früher haben sich die Kinder so gut vertragen und jetzt wird immer gestritten. Aber es wurde gar nicht gestritten. Nur ich vollführte meine Bosheiten und schalt und quälte meine ehemalige Gefährtin und [illegible] ihr kleines [illegible], wenn sie sich einmal des Störenfrieds erwehren wollte.

Mit zwölf Jahren kam ich in die Kadettenschule. Als ich das erste[n] Ferien nach Hause kam und in meiner Uniform stolz[ierte], hörte ich es mehr als einmal, daß ich ein schmucker J[unge] ist. Wenn es die Männer sagten, hob es mein Selbstbewußtsein [illegible] ich fühlte etwas von dem Ansehen des künftigen Offiziers in [illegible] Kam das Wort aber aus weiblichem Munde, [illegible] weit auf. Einmal trat ich in die Stube, in der meine Sch[wester] gerade mit einigen Schulfreundinnen spielte. Ich rief, ein paar [illegible] und [illegible] um die Backen weit. Aber da [illegible] so wie sie es von anderen gehört hatte: „Sel[illegible] ein schmucker Junge ist!" Das Blut stieg mir i[illegible] [illegible]

hat es mir nachher ohne Rücksicht auf die künftige Offiziersehre angemessen verzinst.

In den nächsten Jahren änderte sich nicht viel an diesem Verhältnis. Ich trieb mich in der Ferienzeit mit meinen Vettern und Freunden herum und sah kaum nach meinem Schwesterlein, es wäre denn, um bei zufälligem Zusammentreffen in aller Eile einen Streit vom Zaun zu brechen. Uebrigens verlor meine Angriffsweise nach und nach von ihrem wilden Ungestüm und ward dafür mehr von dem Gift und Hohn des frühreifen Schülers durchtränkt. Ich fing an, mich als junges Herrchen zu geberden, und schaute mit einer unendlichen Geringschätzung auf meine stille, unwissende Schwester herab.

Als ich in mein sechzehntes Jahr ging, schwärmte ich für die Tochter unseres Majors und schmeichelte mir, schon einigemale ihre strahlenden Blicke eingefangen zu haben. Ich liebte frische Gesichtchen mit blauen Augen und blonden Zöpfen. Luischen hatte beides, große, blaue Augen und langes Blondhaar, aber ihr schmales Gesicht war blaß, und ich weiß nicht, mit welch seltsamem Widerwillen mich das erfüllte. „Du solltest deine kranke Schwester doch freundlicher behandeln", mahnten die Eltern. Da hörte ich zum erstenmal, daß Luischen an einem Brustübel leide. Nun änderte ich mein Betragen. Ich tat ihr nichts Böses mehr. Ich mied sie ganz. Es war jetzt etwas, das mich von ihr kalt zurückschreckte.

Und Ferien kamen und gingen. Und die Gesundheit des armen Kindes schwankte und ließ sie manchmal frisch und frei erscheinen und dann wieder schwach und erbarmungswürdig müde. Ich war groß und kräftig geworden und ihrer hinfälligen Gestalt gegenüber stieg mir fast ein doppeltes Schuldbewußtsein auf. Ich war in ihrer Nähe befangen und verlegen und mein Herz war noch so ungefüg, daß ich keinen anderen Weg fand, als den der früheren Jahre: ich wich ihr aus, aber nur hatte es jetzt andere Gründe.

Und dann sah ich sie ein ganzes Jahr lang nicht. Sie verbrachte den Herbst, Winter und ersten Frühling in Meran und am Gardasee. Ich war inzwischen Leutnant geworden und hieher zugeteilt. Was hier geschehen ist, wissen Sie alles, gnädige Frau, bis zu jenem Sturz vom Pferde vor sechs Wochen, wo ich mir den Arm verletzte und der Arzt mir eine längere Schonung gebot. Ich reiste auf Urlaub nach Wien — und da sah ich mein Schwesterlein wieder. Wir traten uns als neue Menschen entgegen. Ich hatte die Flegeljahre weit hinter mir und kam mir als ein Mann vor, der für seine früheren Streiche nicht mehr verantwortlich sei. Sie sah gesund und gekräftigt aus, ihre Wangen hatten eine frische Farbe und ihre früher gehemmte Blüte schien sich nun mit einemmal voll entfaltet zu haben. Ich begrüßte sie scherzend als Fräulein, sie lächelte, erwiderte aber mit einem so herzlichen Wort, daß ich diese Tonart sofort fallen ließ und zugleich wie betäubt war von dem Gedanken, dieses junge, liebliche Geschöpf sei meine Schwester, mein kleines Luischen von ehemals und von all den häßlichen späteren Jahren. Ein merkwürdiger Zauber des Heimatsgefühles überkam mich plötzlich: wie wenn sich ein überaus lieber, trauter Gast bei uns eingenistet hat oder wenn wir an einer altvertrauten Stätte etwas recht Schönes und Holdes entdecken, das sie uns nun doppelt teuer macht. Es war ja alles sonst wie früher, aber eines war doch anders, so neu, so freundlich und beglückend — und auf einmal standen die Tage der ersten Kindheit wieder vor mir: damals hatte ich ein liebes Schwesterlein zur Genossin und jetzt hatte ich es wieder. Ich war nimmer vereinsamt im Elternhaus, ich erkannte es wieder als Heim und Ausgangspunkt meines Lebens. Und ich genoß die schwesterliche Sorge um mein Leiden, das bald völlig geschwunden war, als etwas Verdientes, aber ich war doch auch zur gleichen Zeit voll innigen Bekümmerns um ihren Zustand, der unserm Hausarzt noch immer nicht als ganz beruhigend erschien.

In jenen Tagen erzählte sie viel und lebhaft von den fremden Gegenden, die sie in den letzten Monaten kennen gelernt hatte. In Innsbruck, wo sie auf der Heimfahrt angehalten, hatte sie mit vieler Hingebung die reichen, feingemeißelten Marmorreliefs an dem Kaisersarkophage der Hofkirche bewundert und dazwischen sich immer wieder nach den schwarzen Rittern und Frauen umgewendet, die die feierliche Totenwache halten. Das Standbild des Königs Artur hatte sie auf den ersten Blick als das bedeutendste herausgefunden. Ich erinnerte mich eines alten Zeitschriftenbandes, der die Abbildungen dieser Statuen und Kunstwerke enthielt, und wir begannen beide sofort in einem mit altem Kram angefüllten Kasten nach dem lange zurückgestellten Buche zu suchen, das wir dort zu finden hofften. [illegible] Arbeit sah ich, wie Luise sich plötzlich eine halbzerrissene, bunte [illegible] [illegible]

[illegible]

„Wirklich?" sagte Luischen unsicher.

Ich sah auf und unsere Augen begegneten einander und all das Widerwärtige der Jahre, die seither gewesen, richtete sich auf, als wolle es uns auseinanderjagen. Aber vor ihrem hellen, tiefen Blick mußte es zerstieben und verrinnen. Ich ergriff ihre Hand. „Verzeih!" sagte ich und meine Stimme hatte allen Klang verloren. Sie lächelte und es war nur ein Hauch von Schmerz und Ueberwinden darin und schon drang es wie Fröhlichkeit aus ihren Augen hin über alle Züge. „Das ist ja längst vorbei!" oder etwas Aehnliches hatte sie gelispelt. An das Buch dachten wir nimmer. Eine innige Freude trieb uns auf. Für Luise mußt du einen braven Kerl unter deinen Kameraden suchen, sagte ich mir und baute Luftschlösser in eine Zukunft, in der unser Zusammenhalten alle anderen Dinge des Lebens übergoldete.

Die Geschwisterliebe, die uns nun zärtlichst erfüllte, war auch das Glück unserer Eltern in jenen, ach so kurzen Tagen. Wir machten miteinander Besuche, beschäftigten uns, wenn die Sonne wärmte, im Garten und abends las ich meiner dankbaren Gesellschafterin vor: Saars „Innozenz" und jene von Stifters „Studien", die ihr die liebsten waren. Mir war das alles neu und eine Ahnung von den tiefsten und feinsten Schönheiten der Welt dämmerte in mir auf.

Eines Tages, als ich einen längeren Gang hatte tun müssen und bei der Rückkehr in das Zimmer meiner Schwester trat, fand ich auf ihrem Tisch einen Stoß Bücher, die ich früher nicht gesehen hatte. „Was Schönes?" fragte ich, „da sind wir ja auf Wochen versorgt!" Luise schüttelte den Kopf: „Die gute Frau Möller von drüben hat sie mir hergeschickt, ich müsse sie unbedingt lesen. Aber ich wußte schon, von welcher Art sie seien, und als ich sie flüchtig durchblätterte, sah ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Dutzendgeschichten von Backfischen und blonden Assessoren. Und von einer wilden Komtesse und einem schüchternen Hofmeister. Und dann, gleich ein paar, von schönen Frauen und recht, recht übermütigen, lebenslustigen Leutnants . . . Hugo, bist du vielleicht auch von diesem Schlag? Sage mir's, könntest du es auch so schlecht treiben?" Ich war über und über rot geworden. „Nein, nein", sagte sie, „du bist nicht so! Sonst würdest du dich um dein Schwesterlein nicht kümmern!" Ich glaubte, es drücke mir das Herz ab. An jenem Tage geschah eine große, die letzte Wandlung in mir.

Was soll ich Ihnen noch sagen? Es war alles Traum und Täuschung. Vor zwölf Tagen ist mein Schwesterlein gestorben. Der Wettersturz brachte ihr eine Erkältung, die in kürzester Zeit den wahren Zustand ihrer armen Lungen offenbarte. Kein Wort über die Trauer meiner Eltern und aller, die um uns waren. Ueber meinen furchtbaren Schmerz. Nur über das, was mir zum Trost geworden ist. Sie hat einen anderen Menschen aus mir gemacht. Sie hat mich zur Besinnung gebracht und mir die Bahn in die Zukunft gewiesen. Sie wird immer um mich sein. Ich habe meine Uebersetzung nach Wien erbeten und will meine Studien wieder aufnehmen. Ich fand, daß es doch noch andere Dinge gibt, als das Vollblut in den Rennstallen. Vielleicht gelingt es mir später, eine Lehrstelle an einer militärischen Fachschule zu erreichen.

Vergessen Sie mich, gnädige Frau! Halten Sie mich für einen Undankbaren, ob ich gleich die wärmsten Dankesgefühle für Sie hege. Leben Sie wohl und seien Sie glücklich! Sie werden es ja sein. Auch ich will mein Glück suchen. Der Schatten meines teuen Schwesterleins wird mich dabei führen. Leben Sie wohl!

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XXXIX. Band. Wien, den 23. April 1904. Nummer 499.

Ein Nationalheld.

Das kaiserliche Handschreiben, das den Grafen Tisza beauftragt, für die Heimbeförderung der Gebeine Rakoczys Sorge zu tragen, bedeutet einen der überraschendsten und erstaunlichsten Erfolge der ungarischen Nationalpolitik. Man muß sich nur vergegenwärtigen — was für den Nichtmagyaren freilich keine leichte Sache ist — welche Fülle historischer Erinnerungen und nationaler Empfindungen sich an den Namen Rakoczy knüpft. Alle trennenden Gegensätze von einst — der alte absolutistische Wiener Hof, seine Bureaukraten und seine Jesuiten, die Bedrohung der politischen und religiösen Freiheit Ungarns, der Kampf um diese Güter, die Romantik eines wilden Kriegs- und Rebellenlebens, eine feierliche Unabhängigkeitserklärung und nach kurzem Siegesrausche die Tragödie des Exils — all diese großen, ergreifenden Szenen, die sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts abgespielt und anderthalb Jahrhunderte später in der Kossuth-Episode eine so merkwürdige Wiederholung erfahren haben — das alles wird beim Klang des Namens Rakoczy lebendig. Abgründe des Hasses, des Schmerzes, des Zornes tun sich da auf. Aber eine Stimme des Friedens tönt darüber hinweg. Die „Gegensätze und Mißverständnisse“ gehören einer „endgiltig verschwundenen Epoche“ an; „die vereinigte Pietät von König und Nation kann das Andenken aller jener aufsuchen, denen in den vergangenen Kämpfen eine Führerrolle zugekommen ist“. Eine schöne, edle Sprache! Aber welchen Einfluß, welche Macht muß eine ungarische Regierung besitzen, die bei Hofe zu einer solchen Sprache raten und mit ihrem Rate durchdringen kann. Diese Pietät gilt einem der gefährlichsten Widersacher des Hauses Habsburg, dem Manne, der zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges, als die Dynastie um ihre Weltstellung rang, die Partei des bourbonischen Erbfeindes genommen; dem Manne, der in leidenschaftlicher Fehde gegen alle politischen und religiösen Traditionen des Wiener Hofes gestanden. Eben das machte ihn ja zum Liebling seiner Nation. Nun aber gesellt sich der König zur Nation, um in Gemeinschaft das Andenken des trotzigen Rebellen zu ehren. Volkstümlichen Wünschen so unbedenklich entgegenzukommen, ist außerordentlich klug. Aber es gehört auch auf der einen Seite eine volkstümliche Politik von ungewöhnlicher Kraft dazu, um auf der anderen Seite so nachgiebige Klugheit zu erzeugen.

Rakoczy ist eine jener geschichtlichen Gestalten, die weniger durch den Glanz ihrer Fähigkeiten, als durch den Reiz besonderer Schicksale auf Mit- und Nachwelt wirkten und die stets der Phantasie besser als dem kritischen Verstande zusagten. Wie Kaiser Otto III., wie der Connétable von Bourbon, wie Wallenstein, wie Karl XII. von Schweden. Der Zug ins Abenteuerliche ist auch an ihm der hervorstechendste, doch die nationale Glorie, die ihn umgibt, trennt ihn von allen Analogien. Seine ganze Lebensgeschichte bewegt sich auf der unsicheren Mittellinie zwischen Abenteurerroman und Heldengedicht. Das scheint ihm schon durch seine Herkunft vorbeschieden. Seine Mutter Helene, eine Tochter des Banus Peter Zrinyi, der als Führer der ungarischen Magnatenverschwörung 1671 zu Wiener-Neustadt enthauptet worden; sein Vater, der Erbe des siebenbürgischen Fürstengeschlechtes, ebenfalls Teilnehmer an der Verschwörung, jedoch begnadigt, nur mit Güterverlust bestraft, im besten Mannesalter als Internierter gestorben; sein Stiefvater Emerich Tököly, der berühmte Kuruzzenführer, Verbündeter der Türken bei dem Heereszuge gegen Wien 1683, von der türkischen Katastrophe mit in den politischen Untergang gerissen, schließlich als Verbannter nach Ismid in Kleinasien verschlagen, wo ihm die Ruinen der alten Kaiserstadt Nikomedia wie ein düsteres Symbol seines eigenen Schicksals entgegenstarrten. Helene Rakoczy hatte nach dem frühen Tode des ersten Gatten eine zweite Ehe mit Tököly geschlossen, dessen Anschauungen und Pläne sie teilte und nach dessen Flucht sie noch Jahre lang die feste Burg Munkacs gegen die kaiserlichen Truppen verteidigte. Die Eindrücke dieses Belagerungskampfes erfüllten Franz Rakoczys Knabenalter. Nach der Kapitulation der Festung wurde Helene mit ihren Kindern als Gefangene nach Wien gebracht, ließ sich aber durch einen in türkische Gefangenschaft geratenen kaiserlichen General auswechseln, nahm auf Nimmerwiedersehen von ihren Kindern Abschied und folgte, unversöhnlichen Haß gegen Oesterreich im Herzen, dem gleichverbannten Tököly ins asiatische Exil.

Der junge Rakoczy wurde zur Erziehung den Jesuiten übergeben, die einen Geistlichen aus ihm machen wollten. Das gelang ihnen [illegible] nicht, aber die Umwandlung des Erben so viel revolutionärer Ueberlieferung in einen frommen und loyalen Untertan des Hauses Oesterreich schien geglückt. Man konnte von dem heranwachsenden Jüngling die überzeugtesten Beteuerungen hören; wenn er eine illoyale Rippe in seinem Leibe wüßte, sagte er, er würde sie ausreißen. Er wußte sich überwacht, beobachtet und betrug sich danach. Tief im Innersten aber barg er die Erinnerungen seiner Jugendzeit, die Leidenschaften und Entwürfe, die ihm im Blute lagen. Selten hat wohl ein Mensch in so jungen Jahren so meisterhafte Verstellung geübt, selten aber auch dieser Kunst so sehr bedurft. Denn über dem Weg, den ihm Ahnenruhm und Ehrgeiz wiesen, stand die Drohung von Kerker und Schafott. Vorsichtig tastend suchte er Verbindungen in Ungarn und mit dem Auslande, geriet aber trotz aller Schlauheit in eine Falle. Seine Korrespondenz mit Paris, die Verrätereien Longuevals, Rakoczys Verhaftung und Prozeß, seine Flucht aus dem Kerker und die zweideutige Rolle, die bei alledem der Jesuitenorden gespielt — der gewandteste Romancier hat nie eine spannendere und intriguenreichere Handlung ersonnen.

Die Maske ist nun gefallen. Rakoczy lebt in Polen als Pensionär Ludwigs XIV. und als Antwort auf die kaiserliche Achtung ergeht sein Aufruf an alle waffenfähigen Ungarn zum Kampfe gegen die „despotische Dynastie“. Als Haupt der Insurrektion betritt er den Heimatboden wieder, und was er hier durch sieben Jahre gewirkt, ist nicht mehr Biographie, sondern Weltgeschichte. Er wird zu einer Hauptperson der europäischen Politik in einer ihrer ereignisreichsten Epochen. Aber er ist nur durch Geburt, Familienverbindungen und äußere Umstände in den Vordergrund geschoben, weder seine staatsmännischen noch seine militärischen Gaben befähigten ihn, dauernd eine erste Rolle zu behaupten. Der Szatmarer Friedensschluß wirft ihn aus dem öffentlichen ins Privatleben zurück, in das Leben eines heimat- und ruhelosen Flüchtlings. Die Geschichte hört auf, der Roman beginnt wieder. In der Abgeschiedenheit einer türkischen Kleinstadt am Marmarameer stirbt Rakoczy, ein Halbvergessener, und mit ihm der Ruhm seines Hauses. Seine beiden Söhne gehen als Glücksritter sang- und klanglos zugrunde.

Es entspricht dem phantastischen, leicht entzündlichen Wesen des Magyarentums, daß sein Nationalgefühl sich gerade an dieser Gestalt emporrankt. Das hat aber das ungarische Volk nicht gehindert, seinen politischen Zielen mit einer Tatkraft und Ausdauer nachzugehen, die schließlich alle Widerstände besiegten. Der ungarische Volksgeist zeigt sich seiner historischen Lieblingsfigur an politischem Talent weit überlegen. Die Weise des Rakoczymarsches ist ein wunderbares Gemisch von Melancholie und Energie, aber jene dient nur für den Hausgebrauch, diese für den Verkehr mit der Außenwelt. Wir Oesterreicher wissen davon manches Betrübliche zu erzählen. Trotzdem gönnen wir den Ungarn ihre Erfolge, so weit sie nicht auf Kosten unserer eigenen Mißerfolge erstritten sind. Wir wünschen sogar, daß der Bruderstamm sich seinen modernen Staatsaufgaben nicht minder gewachsen zeige, als er sich den historischen Aufgaben gezeigt hat. Davon wird die Behandlung jenes großen sozialpolitischen Problems, das so ungelegen in die Festfreude des Rakoczy-Kultus hineinplatzt: — des Eisenbahnerstreiks — eine lehrreiche Probe geben.

E. W.

Das neueste preußische Antipolengesetz.

Am 16. April hat das preußische Herrenhaus die neueste Antipolenvorlage angenommen, nach deren § 13b in den Provinzen Posen, West- und Ostpreußen, Schlesien, sowie in den pommerschen Regierungsbezirken Stettin und Köslin und in dem brandenburgischen Regierungsbezirk Frankfurt die Erlaubnis zu bäuerlicher Ansiedlung nur dann erteilt werden soll, wenn der Regierungspräsident (als Berufungsinstanz der Oberpräsident) dem Antragsteller bescheinigt, daß seine Ansiedlung nicht im Widerspruch steht mit den Zielen des Ansiedlungsgesetzes von 1886, d. h. mit der Germanisation der polnischen Provinzen. Das neue Gesetz hat also nur dann einen Sinn, wenn es dazu benutzt wird, den Ankauf und die Neubegründung bäuerlicher Wirtschaften durch Polen zu verhindern. [illegible] haben das Fiasko des Antipolenfeldzuges im allgemeinen und das Fiasko jeder einzelnen Maßregel im besonderen [illegible], und die [illegible] dieses Feldzuges [illegible]. Die Gegner der preußischen Antipolenpolitik brauchen nur die Begründungen alter [illegible] und nach [illegible] der [illegible] zusammenzustellen; [illegible] Polenfahrt [illegible]. In der Herrenhaussitzung vom [illegible]

klagte der Minister des Innern v. Hammerstein, in den letzten 10 Jahren habe in der Provinz Posen die polnische Bevölkerung um 9 Prozent, die deutsche nur um 4 Prozent zugenommen. Daß die „Herren" (korrekte Zeitungen nennen in Sitzungsberichten die Redner des erlauchten Hauses nie anders als Herr Graf X., Herr Oberbürgermeister Y., Herr Bischof oder Generalsuperintendent Z.) jede Regierungsvorlage annehmen müssen, ist selbstverständlich, aber so blind oder servil, dieser Vorlage mit Begeisterung zuzustimmen, sind sie denn doch nicht gewesen. „Wir nehmen sie an", sagte am 15. d. der vor einem Jahre als unbequem beseitigte Oberpräsident von Schlesien, Fürst Hatzfeld, „der Not gehorchend, vielleicht nicht dem eignen Triebe", nachdem er in diplomatisch verhüllter Form gezeigt hatte, wie die Regierung mit ihrer falschen Kirchen- und Schulpolitik und der Ostmarkenverein mit seinem deutschnationalen Fanatismus die Ansteckung Oberschlesiens mit der großpolnischen Idee verschuldet haben. Daß bei dieser Gelegenheit in beiden Häusern des Landtags und im Reichstag wiederum von den Agrariern heftige Anklagen gegen die Regierung erhoben wurden, die durch ihre angebliche Industriefreundlichkeit Ostelbien entvölkere, und daß der Graf Kanitz am 15. d. im Reichstag, wo augenblicklich von Polen gar keine Rede war, den Zuzug polnischer Arbeiter aus Rußland für unbedingt notwendig erklärte, das beweist, daß die Großgrundbesitzer die wahrscheinliche Wirkung der neuesten Maßregel ganz richtig erkennen. Ostelbien ist und bleibt arm, weil es zu dünn bevölkert und zu wenig intensiv angebaut ist. Und weil dieses Gebiet, vom oberschlesischen Industriebezirk abgesehen, keine Kohlen- und Erzlager hat, so könnte das Uebel nicht durch Verpflanzung der Großindustrie dahin, sondern nur durch eine durchgreifende innere bäuerliche Kolonisation behoben werden, die den Latifundienbesitz verringern und den verbleibenden größeren Gütern im kleinbäuerlichen Nachwuchse einen Stamm zuverlässiger Arbeiter sichern würde. Nun kann man die verschiedenen Ursachen der Landflucht, welche die innere Kolonisation erschwert, in dem einen Ausdruck zusammenfassen: gesteigerte Ansprüche der unteren Volksschichten. Es heißt also um des phantastischen nationalpolitischen Zieles willen das vom Standpunkt einer vernünftigen Politik unbedingt geforderte wirtschaftliche Ziel vereiteln, wenn man dem an sich genügsameren und dazu am heimatlichen Boden und den primitiven heimatlichen Verhältnissen hängenden polnischen Element die Ansiedlung verbietet und durch die davon zu erwartende Steigerung des Nationalhasses den so schon schwer zu bekommenden deutschen Ansiedlern den Aufenthalt in den polnischen Landesteilen noch ungemütlicher macht als er bisher schon war.

Noch eine andere wahrscheinliche Wirkung prophezeit Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern". Es sei ein historischer Irrtum, daß massenhafte Niederlassung deutscher Bauern den jetzt deutschen Teil des ehemals slavischen Ostelbiens germanisiert habe. Grundherrschaften, wie die deutschen Klöster, und namentlich die deutschen Stadtbürgerschaften, hätten das umwohnende slavische Landvolk germanisiert. Nicht die Bauernschaft, sondern die Stadtbürgerschaft bestimme die Nationalität. Die vom Lande verdrängten Polen würden den durch die bisherige „Germanisierung" geschaffenen städtischen Mittelstand der Polen: Gewerbetreibende und Intelligenz, verstärken, und sollte es, was übrigens ganz undenkbar sei, gelingen, ein paar Hunderttausend deutsche Bauern hinzulocken, so würden diese nicht die polonisierten Städte germanisieren, sondern von ihnen selbst polonisiert werden. Dies umsomehr, muß man hinzufügen, weil die Kommission des Herrenhauses, die die Vorlage beraten hat, den ehemals schlampigen, aber jetzt durch die „Germanisierung" erzogenen Polen das Zeugnis ausstellt, daß sie in den bürgerlichen Tugenden die dortigen Deutschen übertreffen. Ueber die von der Regierung behauptete Verfassungsmäßigkeit der Maßregel ist kein Wort zu verlieren. Preußen verfährt mit seinen Polen noch nicht so körperlich brutal wie Rußland mit seinen Juden, aber grundsätzlich hat es sich auf die Stufe russischer Rechtszustände hinabbegeben, indem es einem beträchtlichen Teile seiner Untertanen — von Staatsbürgern kann da nicht mehr gesprochen werden — bloß ihrer Sprache und Abstammung wegen in einem weiten Gebiete, noch dazu auf ihrem seit mehr als tausend Jahren besessenen Boden den Grunderwerb verwehrt.

Berlin. Karl Jentsch.

Der weibliche Arzt in Bosnien und der Herzegowina.

Es gehört mit zu den vielen Eigentümlichkeiten von Bosnien und der Herzegowina, daß sich hier der Erfolg von Maßnahmen, selbst wenn sie ganz ernstlich das allgemeine Volkswohl betreffen, im voraus sehr schwer bestimmen läßt. Die grundverschiedenen Unterschiede in der Art und Aufnahmsweise der einheimischen Bevölkerung von jenen der dem modernen Leben Zuströmenden lassen viele Veranstaltungen sich als leere erweisen. Einerseits vollziehen sich die einschneidendsten Veränderungen im öffentlichen Leben des Volkes [illegible] Institutionen, die mit Gewalt durchdringen zu müssen [illegible]

[illegible]

Aufstellung, empfindlich fühlbar. Dadurch wird schließlich jedes Beginnen zum Experiment, was wohl mancher Enttäuschung den Stachel zu benehmen vermag, das Gelingen aber auch nicht zu einer Krönung planvoller Arbeit, sondern nur zu einem zufälligen Treffer macht.

So trägt auch der vorsichtige Vorstoß abendländischer Kultur gegen den weiblichen Teil der Bevölkerung — und darunter vornehmlich der islamitischen — den Charakter eines Experiments, und hier zeigen sich auch die angedeuteten Gegensätze am anschaulichsten. Während es dem einen Teil als ganz selbstverständlich gilt, daß die Frauen auch als Einzelmenschen nicht auszuschalten sind von dem Genusse alles dessen, was man als Fortschritt und Errungenschaft anzusehen gewöhnt ist, gilt es dem anderen Teile für ebenso natürlich, daß unter dem Begriffe „Volk" nur die Männer verstanden sind und die bessere Hälfte der bosnischen Menschheit für die Oeffentlichkeit in keiner Weise in Betracht zu kommen braucht. Alles was in dieser Richtung liegt, wäre demnach vollständig Privatsache jedes Einzelnen, und Bestrebungen, welche sich auf die Hebung des geistigen und physischen Niveaus der Frau richten, sind dem Volke bezüglich der Beweggründe unverständlich und daher unsympathisch. Tritt nun noch das religiöse Moment hinzu, wie bei den Moslims, so konzentriert sich deren ganzes Denken und Fühlen in einer einzigen Negation, in einer erschreckten, geängstigten Abwehr jeder Annäherung. Dies erklärt auch den Stillstand im Unterrichtswesen der weiblichen islamitischen Jugend, das heute noch bei jenen tastenden Versuchen hält, die schon in den ersten Jahren nach der Okkupation unternommen wurden. Unsicher über die Zweckdienlichkeit eines rascheren Vordringens auf dieser Bahn, gedachte man durch gelegentliche Umgehungen besser der Sache zu dienen. Und so ließ der Wunsch, eine Brücke zu finden zu dem Verständnisse des Moslim, einen praktischen Dolmetsch der nicht nur idealen, sondern auch sozial und wirtschaftlich begründeten Intentionen, zu einem weiteren Versuche greifen, der, wie wenige, sicheren Erfolg versprach: die Institution weiblicher Amtsärzte. Bosnien-Herzegowina wurde dadurch das erste Land Europas, das sich den weiblichen Arzt als Spezialität nutzbar machen wollte, ihn offiziell als vollwertig nahm und ihm einen Platz in der Verwaltung anwies.

Und keinen geringen fürwahr. Das orientalisierte Slavenland mit seinen gleichsam versteinten Resten einer entschwundenen Kulturepoche, seinem hartnäckigen Beharren am Alten, Hergebrachten, schien gerade der Frau einen großen Wirkungskreis zu öffnen und sie in mancher Beziehung zur Pfadfinderin werden zu lassen für die nachrückenden Hilfstruppen der neuen Aera. Richtig verstanden mußte also die Aerztin in Bosnien vor allem ihrer kulturellen Mission sich bewußt sein und von diesem Gesichtspunkte aus ihre fachliche Tätigkeit ausüben, beziehungsweise unterordnen. Es konnte ihr nicht nur obliegen, den Frauen in Krankheitsfällen ärztliche Hilfe anzubieten, sondern sie sollte die Frauen dazu erziehen, dieser Hilfe, als der eines Kulturmittels, bedürftig zu werden. Sie sollte aufklärend und bildend wirken und so in den Frauen das Verlangen wecken, nach sittlicher und geistiger Vervollkommnung in abendländischer Auffassung.

Es ist jetzt etwa ein Dezennium, seit diese Institution ins Leben trat und Aerztinnen im Laufe der Jahre nach und nach an verschiedenen Orten des Landes ihrer Aufgabe gegenübergestellt wurden. Vielleicht ist es demnach auch schon an der Zeit, von Erfahrungen zu sprechen, das was man gewollt, mit dem zu vergleichen, was geworden und nachzuforschen, wie es diesem Gedanken erging auf seiner Wanderung durch die Welt.

Und da muß man, um auf keine falsche Fährte zu kommen, sich vor allem auf den prosaischen Boden der Wirklichkeit stellen und die romanhaften Vorstellungen von Schloß und Riegel, Bedrückung und Sklaverei abtun, mit denen man den Begriff der Mohammedanerin gemeinhin verbindet. Diese Frauen — wenigstens soweit als die bosnischen in Frage kommen — ringen sich nicht die weißen Hände wund nach Freiheit und Menschenrechten und stoßen keine hinter dicken, kerkerähnlichen Mauern ungehört verhallenden Hilferufe aus. Sie finden im Gegenteil ihre Lebensweise, ihre Sitten und Gebräuche vollständig in der Ordnung und sind genau so zufrieden oder unzufrieden, wie dies die Menschen allerwärts sind. Auch ihre Lebensgewohnheiten und Einrichtungen entziehen sich keineswegs der Beobachtung. Die verschiedenen Konfessionen und Stände leben nicht in getrennten Quartieren, sondern mit wenig Ausnahmen — bei denen es sich dann gewöhnlich um neuerrichtete Stadt- oder Industrieviertel handelt — in einem bunten Nebeneinander, Tür an Tür, Garten an Garten, und es wäre auch bei [illegible] islamitische Familien zu Nachbarn zu haben, ohne [illegible] zu wissen, wie sie leben und was sie treiben, wie sie sich benehmen bei den verschiedenen Wechselfällen des Lebens. Besonders in den kleineren Orten des Landes kommen sich die Weiblein, teils aus gegenseitiger Neugier, teils aus Bedürfnis, leicht näher. Die Frauen der Eingewanderten, also die der Beamten, Offiziere, Kaufleute unterhalten im allgemeinen seit Beginn der Okkupation mit den Mohammedanerinnen einen wenn auch oberflächlichen, so doch [illegible] freundlichen Verkehr, der im Laufe der langen Jahre wohl manch [illegible] in türkischen Haushaltungen [illegible]. [illegible] der Straße [illegible] den „Deten[illegible] der bereits in

vielen besseren Familien eingeführt ist und immer mehr Nachahmung findet, gleich zahlreichen anderen europäischen Lebensgewohnheiten, von denen charakteristischer Weise das tägliche Kämmen des Frauenhaares als besondere Verfeinerung gilt. Die türkische Küche erscheint auch modifiziert, und von geräuscherzeugenden Gegenständen wird — Gottlob! — noch nicht das Klavier, wohl aber die Nähmaschine gerne benützt, und zwar in ärmeren Häusern als Erwerbsmittel, während man sich in vornehmen Häusern an dem Grammophon ergötzt. Kommunikationen und Import allein vollbringen Erstaunliches. In einem modern verwalteten Lande mit seinen bau-, feuer-, sanitätspolizeilichen und Meldevorschriften, seinem ausgebildeten Justizwesen konnte das türkische Haus unmöglich ein Buch mit sieben Siegeln bleiben.

Es mußte also keineswegs erst die Aerztin kommen, um einen Kontakt zwischen der moslimischen Frau und der übrigen Welt herzustellen und diese über das private Wesen eines türkisch-bosnischen Hauses zu unterrichten. Das, was sie sah, war gewöhnlich nur ihr neu, nicht auch allen übrigen. Aber selbst wenn es nur von ihrem wissenschaftlich geschärften Blicke, von ihrer Fachkundigkeit abhängig wäre, daß der an jede noch verschlossene Türe pochenden Neuzeit rascher geöffnet werden könnte, so würde dies die unerläßliche Bedingung voraussetzen, daß die Aerztin in den Augen der Bevölkerung eine starke Autorität besitze, daß ihre Persönlichkeit, ihr Wort, ihre theoretische Belehrung auch ins Gewicht fallen. Diese Autorität wird ihr aber durchaus nicht zugestanden, aus dem einfachen Grunde, weil sie eben — nur eine Frau ist. Das ist der springende Punkt. Ein Volk, dem die Inferiorität der Frau ein Dogma ist, das auch die Frauen desselben Volkes willig anerkennen, das anzufechten ihnen vorläufig noch lange nicht in den Sinn kommt, dieses Volk kann die Ueberlegenheit einer ihm fremden Frau nicht so ohne weiteres anerkennen. Und hier liegt auch die Klippe für die sachliche Tätigkeit der Aerztin.

Es ist eine allgemein verbreitete, aber darum nicht minder irrige Anschauung, daß der Koran den Mohammedanerinnen verbietet, die Hilfe eines Mannes in Krankheitsfällen in Anspruch zu nehmen. Es gibt nicht nur kein derartiges religiöses Verbot, sondern es besteht sogar in den konservativsten Kreisen die Geneigtheit im Bedarfsfall den Arzt aufzusuchen. „In einer Stadt ohne Arzt sollst du dich nicht niederlassen“, wird häufig als der Ausspruch eines moslimischen Heiligen zitiert. Die wenigen Aerzte, die in der Zeit vor der Okkupation im Lande lebten, hatten eine ausgedehnte Praxis in den Familien der Moslims, und nach vollzogener Okkupation kamen gerade die reservierten Mohammedaner den Aerzten mit bemerkenswertem Vertrauen entgegen. Die Militärärzte wurden nicht nur in der Hauptstadt, sondern besonders an kleinen Orten sehr häufig in die Häuser gerufen, und mancher, der es verstand, den Sitten und Bräuchen zweckdienlich Rechnung zu tragen, hatte viel Erfolg. Daß die an Kurpfuscher beiderlei Geschlechtes, Zauberei und Hexerei gewöhnten Menschen zuweilen die absonderlichsten Vorstellungen von der Kunst des Arztes hatten und dessen Geduld oft auf harte Proben stellten, darf zu einer Zeit, in der man in alten Kulturstaaten von „Gesundbeten“, „Ferndiagnosen“ und „Fernheilungen“ hört, wohl keiner allzuscharfen Kritik unterzogen werden. Die bosnischen Mohammedaner erwarten von dem Arzte, daß er Wunder tue, weil sie eben die wissenschaftliche Basis desselben nicht begreifen. Durch all das wird aber die Tatsache nicht verrückt, daß der Arzt über die eigenste Initiative der Moslims die Schwelle des Frauengemaches überschritten hatte, lange bevor die Aerztin ins Land kam.

Daß man auch die Aerztin freundlich aufnahm, hat in der gleichen Willfährigkeit des Volkes Aerzten gegenüber seinen Grund. Ebenso gerne wendet man sich aber auch an den „Vračar (weisen Mann)“, oder an die „Bajalica (Besprecherin)“, damit sie die Teufel aus dem Leibe treibe, oder an einen Priester wegen eines heilsamen Gebetes. Der Moslim geht deshalb auch gerne zum Franziskanermönch, der Christ zum Hodscha. Man gebraucht ohne viel Bedenken die seltsamsten Hausmittel, die gewalttätigsten Kuren, die von Vettern und Basen angeraten werden, man konsultiert den Barbier, die Zigeunerin, warum also nicht auch die Aerztin? Aber man stellt sie deshalb dem männlichen Arzte nicht gleich, den man als höhere Instanz anruft, wenn man sich überhaupt an die moderne Heilkunst wendet. Daß es eine Frau geben kann, die auch ein wirklicher, großer Arzt ist, das konnten sie noch glauben — wurde doch auch Sultan Muhammed III durch die Frau des Leibarztes des bosnischen Großveziers Sokolović von einer bösen Krankheit geheilt, gibt es doch auch heute noch in Albanien ab und zu „weise Frauen“, deren Ruf bis Stambul tönt —, aber gleich mehrere, viele, so viele als man Stellen für sie errichtet . . . die schütteln den Kopf: „Ist denn das, was eure Aerzte lernen, so wenig, daß dasselbe auch in jeden Weiberkopf hinein kann? . . . .

Man wird also kaum fehlgehen mit der Annahme, daß das Volk in der Aerztin gewissermaßen ein Surrogat für den Arzt sieht, dessen es sich aber aus naheliegenden Gründen nicht ungerne bedient. Das Volk war stets auf Selbsthilfe angewiesen gewesen, ist also an solche gewöhnt, und es müssen schon verschiedene Umstände zusammenwirken, um sie zu dem Arzte greifen zu lassen, was ja für sie immer eine Art Komplikation in ihren Lebensgewohnheiten und einen gewissen Aufwand an Einsicht und Energie bedeutet. Deshalb auch ist ihnen die gesetzliche Abstellung der Kurpfuscherei unbequem und aus ähnlichen Motiven ist ihnen die Aerztin bequem. Wenn diese zwanglos in den Häusern verkehrt, gleichsam als Bekannte, so kann ihr während des Plauderns Groß und Klein sein Leid klagen und sie kuriert und verordnet mitunter auch so ganz nebenbei. Der Hausvater wird dadurch eines Teiles seiner Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe der weiblichen Seinen auf angenehme Weise enthoben, er erntet Lob für seine Fortschrittlichkeit und schließlich ist die Sache auch — billig. Die Amtsärztin hat ihren Gehalt aus Landesmitteln, das weiß man ebenso, wie daß es zu ihren Obliegenheiten gehört, sich eine Klientel unter den moslimischen Frauen zu suchen. Nachdem sie also dazu da ist, so mag sie es nur ungehindert tun. Es erscheint allen natürlich, daß die Aerztin, soweit es in ihren physischen Kräften liegt, alle Häuser der Reihe nach aufsucht, daß sie trachtet, überall bekannt zu werden — besonders unter den Vornehmen —, nur damit sie in gegebenen Fällen gerufen wird. Diesen Gefallen kann man ihr ja machen, — wozu wäre sie denn sonst da? . . . Das Ambulatorium der Amtsärztin wird gleichfalls fleißig besucht von Frauen jener Schichten, in welchen die Armut die sozialen Unterschiede bereits auszugleichen beginnt; allerdings findet man dieses Publikum auch in den übrigen unentgeltlichen Ambulatorien, die von männlichen Aerzten geleitet werden. Die Amtsärztin hat auch die Befugnis, an Unbemittelte Medikamente gratis verabfolgen zu lassen. Die Medikamente werden, da sie nichts kosten, willig genommen, wenn man sie auch nicht immer entsprechend verwendet. Die Aerztin bietet demnach ihrem Publikum nur Vorteile, nie Nachteile. Auch ihre Dienstreisen, welche gewöhnlich durch vorzunehmende Impfungen veranlaßt werden, erfreuen sich des Beifalls. Wenn irgendwie tunlich, wird einige Zeit vorher in den Orten, welche sie berührt, durch den Ausrufer oder auf sonst eine Weise durch die Behörde bekanntgegeben, daß die Aerztin kommt: jetzt weiß man es auch schon, daß sie nach kürzeren oder längeren Zeiträumen erscheint. Man wartet also auf sie. Man rafft sich nicht mehr zu der Tat auf, zum Arzte zu gehen, eventuell den Militärarzt der kleinen Station zu konsultieren; man behilft sich mit Hausmitteln, mit „Beschwörungen“ der Krankheit, bis die Aerztin da ist. Scharen warten auf sie und mit Anspannung ihrer ganzen Leistungsfähigkeit muß sie — Massendiagnosen machen und die Behandlung vorschreiben. Das Meiste, was sie sagt, wird falsch verstanden, der Rest vergessen, aber zufrieden sind doch alle. Denn sie taten nun, was ihnen bequem und den anderen doch recht war, und sie können nun erst recht lassen, was ihnen unbequem ist. Mancher wird gesund — es war also doch gut, daß man die Aerztin befragte! — manche stirbt — Menschenlos! — der Zustand mancher Kranken bleibt sich gleich — sie ergibt sich apathisch darein und sucht nach wunderwirkenden Amuletten. Sagten nicht auch die „Alten“: „Wen Gott liebt, dem schickt er eine Krankheit; darum erwehret euch ihrer nicht, als wäre sie eine Feindin eurer Seele . . .“

Diese Beobachtungen führen zu dem Resultat, daß die Wohlfahrtseinrichtung der weiblichen Aerzte in Bosnien auch dann ein gewisses Abweichen von ihrem gedachten Ziele aufweist, wenn man sie nur ganz sachlich, ohne jeden Nebengedanken nimmt. Wollte man durch sie nichts weiter, als bloß die medizinische Wissenschaft popularisieren und für diese auch jene Kreise gewinnen, die sich bislang nur zögernd genähert hatten, so hat man eigentlich nur erreicht, daß der Moslim wieder mißtrauisch wurde. Ihm, der auf dem besten Wege war, daran zu glauben, daß der Arzt in der kranken Frau bloß den hilfsbedürftigen Menschen und nicht die Frau sahe und der oft mit rührendem Vertrauen dem Fremden sein Heim öffnete, er wird nun dadurch, daß man mit unverkennbarer Absichtlichkeit die Aerztin vor ihm hinstellt, darauf aufmerksam, daß der Arzt denn doch ein Mann ist und es ihm selbst vielleicht besser tauge, eine Frau als Arzt zu nehmen. Unfähig, die eigentliche Intention zu erfassen, glaubt er für den dunklen Verdacht, den er in seiner Seele schon zurückgedrängt hatte, eine Bestätigung zu finden. Und so bleibt er auf halbem Wege stehen, zögernd, unbefriedigt. Denn die geschäftig entgegenkommende, werbende Aerztin imponiert ihm nicht, eben weil er sich gedrängt fühlt in ihr vor allem den weiblichen Arzt zu sehen. Und er vermag die Distanz zwischen dieser Frau, in der er die ihm längstvertraute Erscheinung der primitiven Aerztin wiederzuerkennen glaubt, und jener Hebamme die auch Diplom und Dekret hat, nicht recht abzuschätzen und fragt sich, warum man sich von der alten Bäuerin im Gebirge keine heilkräftigen Kräuter geben lassen soll, die doch bereits dem Ahn halfen, und warum den eiternden Abszeß nur die Aerztin öffnen dürfe und nicht auch der erfahrene, praktische Barbier nebenan? Warum soll er glauben, daß die Kunst dieser fremden Frau über der der andern stehe? . . .

So hat es nun den Anschein, als würde das auf den derzeitigen Voraussetzungen basierende Wirken der Aerztinnen eine Abkehr vom Arzte im allgemeinen Sinne bewirken, was dem Verluste einer bereits gewonnenen Position, einem Rückschritt auf kulturellem Gebiete und einer Rückkehr in den Ideenkreis des Mittelalters gleichkommt. Daran bessern bedauerlicherweise auch die anerkennenswerten Einzelleistungen der Aerztinnen, ihr mutiger Kampf mit ihrer [illegible]. Im Gegenteil. Der Mißerfolg vergrößert sich in dem Maße, je m[illegible] Proben persönlicher Tüchtigkeit und Opferwilligkeit die [illegible] Aerztinnen erbringen.

Daß Bosnien und die Herzegowina trotz alledem ein geeignet[illegible] Feld für die Verwertung der spezifischen Eigenschaften des weibl[illegible] Arztes waren, daß dieser für den Verwaltungsapparat wie für d[illegible]

Wissenschaft ein wirksamer Behelf werden und als solcher gute Dienste leisten könnte, steht außer Frage — aber nur als Behelf und nicht als selbständiger Faktor. Würde die Tätigkeit des weiblichen Arztes auf eine andere Grundlage gestellt und könnte die jetzt zersplitterte Kraft dieses medizinischen „Mädchens für alles“ sich in Spezialaufgaben konzentrieren, so ließe sich wohl manches von ihm erhoffen.

Damit stünde man allerdings wieder — vor einem Experiment.

Sarajevo. **Milena Preindlsberger-Mrazović.**

Ein Soldatenleben.

Ein Soldatenleben, und zwar ein Soldatenleben, wie es in unseren Tagen, dem Himmel und der zunehmenden Gesittung der Menschen sei es gedankt, keines mehr geben kann, wird uns in den zwei stattlichen Bänden erzählt, die von Charles Grolleau unter dem Titel: „Journal du Capitaine François dit le Dromadaire d'Egypte“ *) herausgegeben worden sind. Da ist ein Mensch, der dreiundzwanzig Jahre lang unaufhörlich in Krieg, Schlachten oder Gefangenschaft gewesen ist. Mit siebzehn Jahren machte er die Kanonade von Valmy mit, steht dann in Holland und Belgien, ist bei der Belagerung von Mainz, wird bei Sulzbach gefangen genommen, geht unter Bernadotte nach Italien, schiffte sich 1798 in Toulon nach Malta und Aegypten ein, macht in den folgenden Jahren alle Kämpfe in Aegypten und Syrien mit, gerät in die Gefangenschaft der Türken und folgt als eine Art Lieblingsdiener einem türkischen Emir, dem er 1803 in Konstantinopel entläuft, um nach der Heimat zurückzukehren und wieder in die Armee einzutreten. 1804 ist er in Köln, Straßburg und Paris, wo er der Verteilung der Adler, bekannt durch Davids Gemälde, beiwohnt, 1805 zuerst im gegen England gerichteten Lager von Boulogne, dann bei Ulm und Austerlitz, 1806 bei Jena, 1807 bei Eylau und Friedland, um dann nach Spanien aufzubrechen. Nach der Kapitulation von Baylen wird er mit seinen 16.000 Leidensgefährten auf die Pontons im Hafen von Cadiz gebracht, erduldet Krankheit und Hunger, ist einer von den Rädelsführern, welche die Ankertaue des Pontons kappen und das Fahrzeug an den Strand treiben lassen, wo sie mit großer Mühe von den die Stadt Cadiz belagernden französischen Truppen gerettet werden. 1811 finden wir ihn in Hamburg und Lübeck, 1812 macht er den Feldzug nach Rußland mit, 1813 verteidigt er Hamburg unter dem Marschall Davoust, 1814 bleibt er in der Armee und schwört dem König Treue, um 1815 wie alle seine Kameraden dem Kaiser wieder zuzujubeln und Waterloo und die Uebergabe von Paris zu erleben. Nachher spielt sich sein Leben still und friedlich ab. Als Hauptmann bleibt er bei der Armee. Unter dem Kaiser ist er Ritter und Offizier der Ehrenlegion geworden, jetzt erhält er auch noch das Ludwigskreuz, aber die neue Regierung sägt doch allmählich die alten kaiserlichen Offiziere ab, um ihre Anhänger in die Armee zu bringen. François erhält seinen Abschied im Jahre 1824 und zieht sich nach Nantes zurück, wo er bei der neugegründeten Dampfschiffahrtsgesellschaft auf der Loire eine Stelle findet und im Jahre 1853 im Alter von 78 Jahren stirbt.

Schon als Offizier der königlichen Armee hatte François angefangen, seine Tagebücher über seine Feldzüge in einem in Nantes erscheinenden Wochenblatte zu veröffentlichen. Diese Tagebücher machen ganz den Eindruck von frisch unter dem Eindrucke der soeben vollzogenen oder sich vollziehenden Tatsachen aufgezeichneten Notizen. Man findet fast niemals eine Reflexion, sondern es werden eigentlich nur Tatsachen verzeichnet. François ist der echte Soldat. Er denkt nur an Schlachten, an Beutemachen, an Weiber, an gloire und vive l'empereur! Den Einwohnern, die er plündert, brandschatzt, umbringt, schenkt er kaum jemals einen Gedanken oder ein Wort. Sie gehen ihn nichts an, so wenig wie sie den Kriegsmann im Dreißigjährigen Kriege etwas angingen. Höchstens denkt er an sie, wenn es gilt, sie zu plündern oder zu berauben. Dabei ist er ein guter Kerl, durchaus nicht schlimmer als der Durchschnitt. Er denkt eben nicht weiter, als seine Nase reicht. Der Kaiser oder sonst ein General hat befohlen, der Befehl wird befolgt. Warum Krieg geführt wird, geht ihn nichts an. Seine Sache ist, sich gut zu schlagen und daneben für seine eigene Person zu sorgen, indem er die hübschen Weiber ausfindig macht, die Vorräte an Essen und Trinken aufspürt, Geld und Wertsachen erbeutet.

Und gerade weil die Tagebücher dieses gewöhnlichen Soldaten uns den durch keine Künstelei getrübten Einblick in die Seele des Kriegsmannes tun lassen, sind sie so außerordentlich interessant. An dieser Stelle über die beiden Bände mit ihrem überreichen Material, welches die ganze Kriegszeit der Republik und des Kaiserreiches umfaßt, irgendwie erschöpfend zu berichten, ist natürlich unmöglich. Diese Zeilen sollen nur eine Empfehlung des Buches sein, und zwar für Kriegs- wie für Friedensfreunde. Speziell für die letzteren habe ich eine sehr beschränkte Blutlese von den Leiden und Greueln des Krieges veranstaltet, wie sie von François mit der kalten Sachlichkeit eines registrierenden Automaten erzählt werden. Nichts ist besser für den Frieden, als daß man die weitesten Kreise mit der Kehrseite der Kriegsmedaille bekannt mache. In der Schule wird uns nur von Ruhm und Heldentum erzählt, die Verwüstung der Länder, die Seuchen, die Fälle von Raub, Mord und Grausamkeit, die allgemeine Barbarei des Krieges wird in den offiziellen Berichten verschwiegen oder nur so nebenbei erwähnt. Und doch ist diese Barbarei das klarste und deutlichste Resultat eines jeden Krieges, mag er nun auf der einen oder auf der anderen Seite siegreich verlaufen. Die im Morden der Schlacht, beim Plündern und Quälen der Landesbewohner, beim Vergewaltigen der Weiber erwachte Bestie legt sich nicht gleich wieder schlafen, wenn der Friede geschlossen wird, sondern es dauert lange, ehe sie wieder zur Ruhe kommt. Und so lange sie wacht, verbreitet sie Barbarei und Bestialität und verjagt Kultur und Menschlichkeit. Und es ist gut, wenn die Presse das von der Schule und der offiziellen Erziehung Versäumte und Verfehlte nachholt und verbessert. Besonders der durch nichts gerechtfertigte Raubzug Bonapartes nach Aegypten gibt reichliche Gelegenheit zur Beobachtung dieser Barbarei — und zu Vergleichen mit unsern heutigen Kolonialkriegen. Aber auch in Europa geht es artig zu.

Am 28. Mai 1794 berichtet François, daß er einem Gefangenen, der ihn insultiert hat, das Bajonett durch den Leib gerannt hat: „Ich ließ ihn sterbend liegen und einige andere gaben ihm den Rest.“ Am 19. Oktober: „Wir haben 63 Emigranten füsiliert.“ Ein Jahr später: „Wir erhielten keine Lebensmittel mehr und lebten ausschließlich von Raub und Plünderung. Daher kam der Zorn der Einwohner, und wir konnten unsere Eroberungen in Holland nicht behaupten.“ Am 10. Juli 1796 ist er in der Nähe von Frankfurt: „Wir marschieren so schnell, daß wir keine Lebensmittel erhalten. Die Einwohner müssen darunter leiden. Sie lassen alles im Stich und verstecken sich in den Wäldern.“

Ging es schon in Holland und Deutschland barbarisch zu, so war das doch nur ein Kinderspiel gegen die Greuel des Krieges, den Bonaparte nach Aegypten trug. Hier wurden, wie das heute noch in den Kolonialkriegen löbliche und zivilisatorische Sitte ist, keine Gefangenen gemacht, und damit noch nicht zufrieden, pflegte man die Einwohner der Dörfer ohne Ansehen des Alters und des Geschlechtes niederzumetzeln. Jeden Augenblick berichtet François in seinem Depeschenstil: „Männer, Frauen und Kinder werden niedergemacht.“ Hie und da teilt er uns auch mit, wieviel Beute er bis jetzt gemacht hat, oder er erzählt uns Liebesabenteuer, die er mit ägyptischen Prinzessinnen gehabt hat. Der Marsch durch die Wüste von Aegypten nach Palästina erinnert an den Rückzug aus Rußland. Am 8. Februar 1799 schreibt François: „Nach einigen Stunden erreichten wir das Meer. Mehrere Soldaten warfen sich hinein, um ihren Durst zu stillen. Einige ertranken, andere erschossen sich, nachdem sie eine Quantität Meerwasser getrunken hatten und den darauf folgenden Qualen des Durstes nicht widerstehen konnten. Unsere Halteplätze waren durch die Leichen der Verdursteten gekennzeichnet. In meiner Kompagnie erschossen sich zwei Brüder zusammen. Einige Stunden kam man an einem Wasserloch an, aber man drängte sich dermaßen, daß das Loch verschüttet wurde und einige dreißig Leute im Gedränge ihren Tod fanden. Einige hundert Soldaten blieben hier erschöpft liegen und starben.“ Am 12. Februar: „Die Pferde und Kamele, ohne Nahrung wie wir selbst, verendeten, und wir aßen sie auf.“

Am 7. März wird Jaffa genommen: „Dann begann ein furchtbares Schlachten der Soldaten und der Einwohner. Die Soldaten hielten nicht inne, bis sie durch die Erschöpfung zum Aufhören des Mordens gezwungen wurden. Die Plünderung der Tempel und der Häuser begann um sieben Uhr abends und dauerte in schrecklicher Weise vier Stunden. Wenige eroberte Städte haben ein entsetzlicheres Bild geboten. Auf allen Seiten hörte man Wehklagen und Hilferufe von denen, die sich hatten retten können und die nun doch noch ermordet wurden. Nach der Plünderung und dem Morden stellte sich bereits am folgenden Tage die Pest ein und nahm die Armee schrecklich mit. . . . Man brachte die angesteckten Soldaten vierhundert Schritte vom Lager entfernt unter und stellte Posten auf, die ihnen die Annäherung verwehrten. Man brachte ihnen Lebensmittel bis auf hundert Schritte, und die stark genug dazu waren, holten die Rationen und brachten sie den Leidensgefährten. Die Posten hatten Befehl, auf die Gesunden, die sich den Kranken näherten, zu feuern. Einige Generale und andere Offiziere schlossen sich in Jaffa und Miesch in ihre Häuser ein und verkehrten nur durch eine Art Schalter mit der Außenwelt. Einige Generale ließen ihre Häuser fünfundzwanzig Schritte ringsum von einem Palisadenzaun umgeben. Sie nahmen kein Papier an, das nicht vorher in Essig getaucht war. Trotzdem starben einige von ihnen, darunter der General Grizien, und dieser Tod hatte zur Folge, daß man nunmehr die Vorsichtsmaßregeln verachtete und sich kühn in das Unvermeidliche schickte. Ich für meinen Teil fürchtete die Seuche keinen Augenblick, faßte die Kranken unter den Armen und führte sie an den ihnen bezeichneten Ort, wo ich sie pflegte, bis ich sie verließ. Mehrere gaben mir ihr Geld und ihre sonstige Habe.“ Am 13. März werden die Gefangenen ermordet, die bei der Einnahme der Stadt dem Blutbade entgangen waren: „Um zehn Uhr morgens wurden die in Gaza, Ramleh und Jaffa gemachten Gefangenen, eskortiert von den Truppen, an den

*) [illegible]

Meeresstrand geführt. Um sieben Uhr eröffnete die nur wenige Schritte entfernte Artillerie und die fünfzehn Schritte entfernte Infanterie das Feuer. Dann stürzte sich die Infanterie mit dem Bajonett auf die Unglücklichen. So warf man in weniger als einer Stunde 3563 Menschen ins Meer." Vor Saint Jean d'Acre, das dank der ausgezeichneten Verteidigung des englischen Admirals Sydney-Smith dem Schicksal Jaffas entging, schreibt François, entrüstet über den hartnäckigen Widerstand der Türken und Engländer: „Wir haben geschworen, nie mehr einen Gefangenen zu machen und wir haben Wort gehalten." Demgemäß heißt es am 16. April: „Der General Murat hatte 300 Gefangene gemacht, die wir nachher töteten."

In Kantara ließ man die Pestkranken zurück, in der Hoffnung, die nachziehenden Engländer würden sich ihrer annehmen. Aber diese wollten ebenfalls die Pest nicht und ließen die Unglücklichen verlassen sterben. Die in Jaffa gebliebenen Pestkranken, deren Besuch durch Bonaparte ein berühmtes Bild von Gros schildert, wollte der großmütige Besucher vergiften lassen. Nach François wurden nur dreißig vergiftet, und davon starben nur zwölf, die anderen wurden zu Schiff nach Damiette gebracht. Bonaparte war für die Vergiftung aller Kranken, die anderen Generale aber setzten die Einschiffung der Kranken durch. Auf dem Rückmarsche nach Aegypten hatten die Franzosen noch mehr zu leiden als auf dem Hinmarsche, denn sie fürchteten den verfolgenden Feind. Kamele und Pferde verendeten, man muß die Verwundeten in der Wüste zurücklassen, da man keine Transportmittel mehr hat, an den Brunnen und am Meere spielen sich wieder die nämlichen Szenen mit den verdurstenden Soldaten ab.

Seltsam klingt es, wenn François nach der Schlacht von Abukir berichtet: „Das Gemetzel war fürchterlich; diese Elenden, der Kriegsgebräuche zivilisierter Völker unkundig, dachten nicht daran, Pardon zu erbitten."

Von den ägyptischen Erlebnissen des Tagebuchschreibers sei nur noch die Ermordung Klebers und die Bestrafung des Mörders erwähnt. „Als die Kunde von der Mordtat die Soldaten erreichte, durchliefen sie die Straßen mit dem Rufe: „Man hat unseren General ermordet. Rache!" Die Einwohner fliehen nach allen Seiten, aber die Soldaten durcheilen die Viertel der Eingeborenen und erstechen und erschießen alles, was ihnen in den Weg kommt. In einem Moment waren alle Läden und Türen geschlossen, und niemand wagte sich, auf der Straße sehen zu lassen. Nach der Festnahme des Mörders, der erst gestand, nachdem man ihm die Bastonnade auf die Fußsohlen gegeben hatte, ließ der General Menou die drei Aeltesten der Moschee El Azhar verhaften. Sie leugneten, den Mörder zu kennen, gestanden aber nach der Bastonnade. Sie wurden zum Tode durch Enthauptung verurteilt. Suleymann, der Mörder, wurde verurteilt, daß man ihm die rechte Hand abbrenne, worauf er gepfählt und am Leben gehalten werde, bis ihn die Raubvögel gefressen hätten."

Die Exekution wurde im Beisein sämtlicher Truppen vollzogen. „Ich stand nur fünf oder sechs Schritte von Suleymann und den Henkern entfernt. Als man seine Hand über ein Kohlenfeuer hielt, welches Fleisch und Knochen verzehrte, ließ er keine Klage hören, hielt den Blick nach oben gerichtet und schien keinen Schmerz zu spüren. Als das Fleisch der rechten Hand bis fast an den Ellenbogen vollständig verbrannt war, nahm man das Kohlenbecken zurück und ging an die Pfählung. Ein acht bis neun Fuß langer Pfahl lag auf der Erde. Die Spitze hatte die Form eines Zuckerhutes, war zwölf bis fünfzehn Zoll lang und sollte Suleymann durch den Anus bis zum Halse eingetrieben werden. Der Henker legte ihn auf die Erde mit dem Gesicht nach unten, machte ihm hinten einen Einschnitt, steckte die Spitze des Pfahles in die Oeffnung und trieb den Pfahl mit festen Hammerschlägen ein. Als die Spitze ganz eingetrieben war, band er ihm die Arme, stellte den Pfahl auf und befestigte das untere Ende in einem zu dem Zwecke in die Erde gegrabenen Loche. Suleyman äußerte kein Wort der Klage, ließ seine Augen herumgehen und wiederholte ohne Aufhören: „Es gibt keinen Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet."

Mit dieser Perle europäischer Zivilisationskunst schließen wir unsere Auslese aus den Abenteuern der ersten zehn Kriegsjahre des Hauptmanns François.

II.

Als die französischen Truppen nach der Heimat eingeschifft wurden, befand sich François nicht bei ihnen: er war bei einem Beutezug in die Hände der türkischen Truppen geraten, wurde von seinen neuen Herren einem Pascha verkauft und blieb mehrere Jahre im Gefolge dieses Würdenträgers, bis es ihm 1803 in Konstantinopel gelang, die Flucht zu ergreifen und nach Frankreich zurückzukehren. Im folgenden Jahre wohnte er der durch David in einem phrasenhaften Gemälde verewigten Verteilung der Adler bei. 1805 war er zuerst im Lager von Boulogne, um dann zu der gegen Oesterreich marschierenden Armee zu stoßen und Austerlitz mitzumachen, im folgenden Jahre war er bei Jena, 1807 bei Eylau und wurde dann nach Spanien geschickt.

In Spanien kamen die immer siegreichen Truppen des Kaisers zum erstenmal in ein Land, dessen Bewohner von Haß gegen die fremden Soldaten erfüllt waren. In den deutschen Ländern hatte man sie, Tirol allein ausgenommen, fast überall mit offener Sympathie empfangen. Hier führte Frankreich Krieg gegen den Fürsten und gegen seine Armee, aber das Volk war weit davon entfernt, die Sache des Fürsten zur seinigen zu machen. Ganz im Gegenteil erblickte eine Mehrheit in den Franzosen die Befreier, die dem alten Wuste und dem lästigen Zopfe der absoluten Monarchien ein Ende machen würden. Das Geheimnis der beständigen Siege Napoleons und seiner Armeen liegt nicht zum wenigsten in der Tatsache, daß die Völker, gegen die seine Armeen marschierten, in dem Kriege das Privatgeschäft ihres Fürsten erblickten und ihresteils den Feind des Fürsten als ihren Freund ansahen.

In Spanien aber war es anders. Zwar gab es auch hier eine liberale Partei, die den Franzosen entgegenjauchzte, die ungeheure Majorität aber stand ganz unter der Herrschaft der Geistlichkeit, und wie in Tirol stachelten in Spanien die Priester das Volk zum wildesten Fanatismus gegen die fremden Eindringlinge auf. Solche Gegner hatten die Franzosen noch nirgends gefunden. Allüberall hatte es genügt, daß der Kaiser das Heer des Feindes besiegte, um alsbald alle Städte geöffnet zu finden und von weißgekleideten Jungfrauen und den Stadtvätern empfangen zu werden. In Spanien verwandelten sich offene Städte und Dörfer in furchtbare Festungen. Saragossa und Gerona verteidigten sich in einer Weise, wie sie uns in der Geschichte kaum je wieder vorkommt. Als die Mauern und Wälle der Stadt zusammengeschossen und fast dem Erdboden gleich gemacht waren, verwandelte sich jedes Haus in eine Festung, und es dauerte acht Tage nach dem ersten Eindringen der Franzosen, ehe sie sämtliche Häuser von Saragossa in ihrem Besitze hatten. Und als das endlich geschehen war, stand kaum noch eine Mauer aufrecht. In Gerona war mehr als die Hälfte der Bevölkerung an Hunger und Krankheit zugrunde gegangen, ehe es den Franzosen gelang, die Stadt zu erstürmen.

François erzählt uns nichts von diesen Kämpfen, die er nicht mitgemacht hat. Wer sich dafür interessiert, der möge die außerordentlich schönen „Episodios nacionales" von Perez Galdos lesen, worin der spanische Schriftsteller jeder einzelnen Episode aus diesem großen Kampfe eine hinreißende Schilderung in Romanform gewidmet hat. François war kaum nach Spanien gekommen, als er bei Bailen mit achttausend Kameraden, die unter dem General Dupont de l'Etang kapitulierten, in die Gefangenschaft der Spanier geriet. Und nun erfuhr er am eigenen Leibe, wie die Kehrseite des Krieges aussieht. Die fanatisierten Spanier hätten die gefangenen und nunmehr wehrlosen Feinde am liebsten in Stücke gerissen, und ihre Offiziere konnten die Wut des Volkes nicht immer zähmen. So wurden die Franzosen auf dem langen Marsche nach Cadiz, wo sie auf den im Hafen liegenden Pontons verwahrt werden sollten, beständig von dem Volke bedroht. Nachzügler wurden auf die grausamste Weise ermordet, Verwundete oder Kranke im Spital erschlagen oder verbrannt, das Nachtquartier der Gefangenen wurde mehrere Male angezündet und viele kamen in den Flammen um, andere erlagen den Entbehrungen. Denn die von den Spaniern übernommene Verpflichtung, die gefangenen Franzosen mit Lebensmitteln zu versorgen, wurde umso schlechter ausgeführt, als die spanischen Truppen selbst am notwendigsten Mangel litten, und als die Bürgermeister und Gemeindevorsteher, denen die Schaffung von Nahrung befohlen war, in ihrem Hasse gegen die Franzosen solchen Befehlen mangelhaft oder gar nicht Folge leisteten.

Goya hat in seinen „Desastres de la Guerra" geschildert, mit welcher Grausamkeit die spanischen Bauern vereinzelte Franzosen, die ihnen in die Hände fielen, behandelten. Die folgenden Sätze des Hauptmanns François beweisen, daß der spanische Maler dabei nicht aus seiner Phantasie schöpfte, sondern nur die Greuel der Wirklichkeit abschrieb: „Ich habe Offiziere, Soldaten und sogar Frauen gesehen, die man auf die schauerlichste Weise verstümmelt hatte. Den Frauen hatte man den Bauch aufgeschlitzt und die Brüste abgeschnitten, Männer waren in zwei Hälften gesägt, anderen hatte man gewisse Teile abgeschnitten und in den Mund gesteckt, andere wurden in den Schornsteinen an den Füßen aufgehängt und so verbrannt, noch andere lebendig begraben. In Val de Penas habe ich 53 bis zu den Schultern in die Erde eingegrabene Männer gesehen, und zwar ringsum ein Spital, worin 100 Verwundete und Kranke in Stücke geschnitten und auf die Straße geworfen worden waren. Der tapfere General René, den ich in Aegypten gekannt hatte, wurde mit Frau und Kind in den Schluchten der Sierra Morena ergriffen und mitten durch gesägt, nachdem man vor seinen Augen seine Frau entehrt hatte. Dann teilte man das Kind vor den Augen seiner Mutter in zwei Stücke und sägte schließlich die Frau wie vorher ihren Gatten durch. Beständig werden Nachzügler überfallen: man schneidet ihnen Ohren und Nase, die Augenlider und die Hände ab, man hackt sie in Stücke und füttert die Schweine damit.

Nach der Kapitulation wurden die Offiziere und Soldaten aufgefordert, spanische Dienste zu nehmen. Nur wenige Franzosen ließen sich verführen, aber die Deutschen, Schweizer, Italiener und Polen ergriffen die gebotene Gelegenheit, den Pontons zu entgehen. Die andern marschierten nach Cadiz, stets von fanatischen Volkshaufen

folgt und häufig in großer Gefahr. Einmal entgingen François und seine Kameraden nur dadurch dem Tode, daß der Priester des Ortes mit der Monstranz auf die Straße trat und sich zwischen die Franzosen und das Volk stellte. Im Jänner 1809 kam François auf dem Ponton „Vieja Castilla“ an, und nun begann ein Leben voll Entbehrungen, Hunger und Krankheit. Die in Cadiz eingeschlossenen Spanier hatten selbst nicht viel zu essen, und natürlich wurde an die gefangenen Franzosen erst gedacht, wenn die Spanier satt waren. Die Engländer, denen François in Syrien nicht Schimpfworte und Verwünschungen genug zurufen kann, erscheinen ihm und seinen Gefährten hier als rettende Engel, indem sie mit den gefangenen Franzosen mehr Mitleid haben als die Spanier und ihnen von ihren im Hafen liegenden Schiffen aus bei besonders großer Not Trinkwasser und Nahrungsmittel zukommen lassen.

Diese Leiden weckten allenthalben Fluchtgedanken. Bald sprang einer über Bord und suchte sich durch Schwimmen zu retten, bald ergriff eine vereinigte Gesellschaft ein Fischerboot, um das Land zu gewinnen. Die französischen Truppen belagerten jetzt Cadiz von der Landseite her, und die Gefangenen hatten da eine gewisse Aussicht, das Lager ihrer Landsleute zu erreichen. Indessen schlugen die allermeisten Fluchtversuche fehl und kosteten den gefangenen Franzosen fast ebensoviele Tote an Erschossenen und Ertrunkenen wie die infolge der Entbehrungen ausgebrochenen Seuchen. François selbst und seinen Kameraden gelang ein außerordentlicher Fluchtversuch: sie lösten den Ponton, auf dem sie sich befanden, vom Anker und ließen ihn auf den Strand treiben, den sie in der Nähe des französischen Lagers erreichten. Natürlich wurde der Ponton während dieses Abenteuers unausgesetzt von den Spaniern beschossen, und nur etwa die Hälfte der Gefangenen an Bord kamen lebend in das Lager ihrer Landsleute. Zehn Tage später versuchte ein anderer Ponton, das Beispiel der „Vieja Castilla“ nachzuahmen, wurde aber von den Spaniern in Brand geschossen, und alle an Bord befindlichen Gefangenen verbrannten oder ertranken.

Aus Spanien wurde François nach Deutschland geschickt, wo er in Lübeck und Hamburg stand: „Die Hamburgerinnen sind sehr liebenswürdig, zumeist hübsch und durchaus nicht grausam, in hohen wie niederen Klassen“, schreibt er und scheint damit dem alten Matrosenliede Recht zu geben, das in Hamburg „keine Jungfern nicht“ kennt. Nach dieser kleinen und angenehmen Pause kommt dann der Feldzug nach Rußland, worüber von deutscher, französischer und russischer Seite so zahlreiche Memoiren veröffentlicht sind, daß er uns hier kaum etwas neues bringt. Immerhin verdienen einige seiner Aufzeichnungen Erwähnung, mögen sie auch nur dazu dienen, längst bekannte Dinge noch einmal zu betonen und zu unterstreichen. Vor allem ersieht man aus dem Berichte des Hauptmanns François, daß es den Offizieren doch immer noch weit besser ging als den gemeinen Soldaten. François war bei Smolensk durch zwei Schüsse am linken Oberschenkel verwundet worden und marschierte hinkend, auf einer Krücke und einen Stock gestützt, nachdem das Reiten der Kälte wegen unmöglich geworden war. Leute, die auf den Pferden sitzen blieben, erfroren sich Füße und Beine, also mußte jedermann zu Fuß gehen. Trotzdem behielt François seine beiden Pferde und sein Bursche, der ihn nicht verließ, sorgte immer wieder für Holz zu Feuer und Pferdefleisch zur Nahrung. Bis nach Wilna hatte François nur Pferdefleisch als Nahrung außer einem Pfund Haferbrot, das ihm ein Grenadier für einen Napoleon verkaufte.

Am 11. November schreibt er: „Der Schnee bedeckte alles und verbarg uns den Weg, den wir nur an den Leichen unserer unglücklichen Kameraden erkannten, die vor uns marschierten. Die Nachzügler fielen und starben in großer Zahl. Diese Nachzügler waren deshalb so zahlreich, weil man ihnen nicht gestattete, sich einem Feuer zu nähern, wenn sie nicht Holz oder Fleisch brachten. Die ganze Armee hatte sich in kleine Gesellschaften von fünf bis zehn Leuten aufgelöst, die miteinander alles teilten, was sie fanden und die niemand in ihre Reihen aufnahmen, wenn er nicht etwas mitbrachte. Wer nicht das Glück hatte, einer solchen Gesellschaft anzugehören, war verloren. Diese Nachzügler starben hinter den um die Feuer gescharten Gruppen, und wenn sie, wie wir sagten, „den Bären gemacht“ hatten, zog man sie nackt aus, um ihre Kleider zu verteilen. Zweihundert Biwaks boten ein Schauspiel, das man nicht schildern kann. Jedes Haus am Wege war verbrannt und von halb verbrannten, vom Schnee bedeckter Leichen umgeben. Halb erfrorene Leute krochen unter dem Schnee durch in die glimmende oder doch warme Asche und starben inmitten ihrer toten Kameraden. So marschierten wir [illegible] durch das Land. Jeder hatte einen Sack auf dem Rücken, einen Stock in der Hand. [illegible] Lumpen, halb verbrannt, voll Ungeziefer, bedeckten uns. [illegible] schauerlich aus mit unseren gelben, verrauchten, von der Erde der Biwaks beschmutzten Gesichtern, den eingefallenen Augen, den [illegible] Rauhreif und Eis bedeckten Barten. Wir konnten uns nicht unserer Hände bedienen und die [illegible], die [illegible] [illegible] hatten. [illegible]

Zum Schluß der Uebergang über die Beresina:

„Unter dem Gewichte der Pferde und Kanonen brach eine der Brücken, und nun stürzte sich alles auf die allein übriggebliebene, wo sich ein entsetzlicher Kampf zwischen den verzweifelten Menschen entspann. Eine Menge unnützer Menschen, Beamte, Frauen und Kinder, die sich aus Moskau gerettet hatten, suchten diese Brücke zu gewinnen. Mit ihnen die Soldaten, die ihren letzten Augenblick gekommen glaubten. Die Brücke war bald mit Leichen und Wagen bedeckt, und man konnte nur hingelangen, indem man über die Leichenhaufen wegstieg. Die Hindernisse vermehrten sich, die Reiter zermalmten die Fußgänger, und die Karren überfuhren alles, was ihnen in den Weg kam. Ueberall vernahm man Schreie des Schmerzes, der Verzweiflung und der Wut. Ich selbst versuchte sechs Stunden lang, die Brücke zu erreichen. Mehr als fünfzig Mal wühlte ich mich in die Höhlen zwischen den Menschen, Pferden und Karren ein. Mein Mut verließ mich nicht in diesem Kampfe zwischen Toten und Sterbenden, es gelang mir endlich, auf die Brücke zu kommen und meine Division zu erreichen, allerdings mit neu aufgebrochenen und blutenden Wunden.“

Paris. **Karl Eugen Schmidt.**

Grillparzerbiographien.

„Zur Psychologie Oesterreichs ist die Biographie Grillparzers unentbehrlich. Man wird diese Biographie jedenfalls schreiben, aber verdorren soll die Hand, die nicht ihre ganze Wahrheit schreiben wird!“

Dieser kräftige Fluch ist Ferdinand Kürnberger eine Herzenssache gewesen, er sei es auch uns. Kein Aesthet, dem es nur um eine graue Theorie, kein Philologe, dem es um das bloße Wort, sondern der Historiker, dem es um die reine Wahrheit des Geschehens zu tun ist, schreibe den unentbehrlichen Beitrag zur Psychologie Oesterreichs, die Biographie Grillparzers.

In diesem Sinne ist sie bis zum heutigen Tage ungeschrieben.

Der erste, der das Wagnis unternommen, Emil Kuh, hat in seinem Festartikel zu Grillparzers 80. Geburtstag die Aufgabe wohl erfaßt, auch Quellen zu Rate gezogen, die ruhiger über die franziszeische Zeit urteilten als die tendenziösen Leipziger Pamphlete der Vierzigerjahre, aber ihm war die wichtigste Quelle verschlossen: Grillparzers eigener Nachlaß, dessen Bedeutung namentlich von den Geschichtsforschern noch lange nicht genug gewürdigt ist. Immerhin bleibt Kuhs Versuch ein dem Literarhistoriker wertvolles Zeugnis für das ehrliche Bemühen einer jüngeren Generation, den in ihre Zeit hineinragenden, fast mythisch gewordenen Alten zu verstehen.

Die Blendlichter seiner geistreichen, Zusammenhänge suchenden, Analogien herbeiziehenden, Klassen und Typen scheidenden und konstruierenden literarhistorischen Kritik ließ Wilhelm Scherer gleich nach Grillparzers Tod auch auf dessen Lebenswerk fallen, ohne es in eine andere denn ziemlich schiefe Beleuchtung zu rücken. Aber er und Goedeke haben das Verdienst, eine Grillparzerforschung nach Art und mit den Mitteln der Goethe- und Schillerforschung begründet und durch ihr wissenschaftliches Ansehen vor der ganzen Nation gerechtfertigt zu haben.

Mit dem Anspruch des „Grillparzer-Paladins“ gesellte sich Laube seinen Biographen zu. Er hat durch rücksichtslose Preisgabe intimster Geständnisse aus den Tagebüchern den Menschen Grillparzer näher gebracht, und darum muß das Buch gelegentlich noch immer eingesehen werden. Die sozialpsychische Bedeutung von Grillparzers Lebensgeschichte konnte der Nichtösterreicher kaum begreifen.

Schwunglos und nüchtern, aber im ganzen getreu und verläßlich, zeichnete Faulhammer die Umrisse von Grillparzers äußerem Leben. Hier wird zuerst den Stimmen der Zeitgenossen nachgegangen und deren vergängliches Urteil dem vermeintlichen Ewigkeitsurteil der Nachfahren gegenübergestellt. Dabei kann der Künstler nicht aufkommen: seine Leistung bleibt, in ihrer Allheit als groß anerkannt, im einzelnen ungewürdigt.

Das Jubiläumsjahr brachte statt des erwarteten Monumentalwerkes eine Skizze von August Sauer, die das Lebensgeschichtliche mit dem Aesthetischen zu verbinden strebt, auch wirklich Grillparzers Person und sein Werk rein und sauber en miniature vor Augen stellt. Der unermüdliche Gelehrte, der mit Erfolg nach Archivalien und anderen ungedruckten Materialien Umschau gehalten, erklärt heute selbst, daß ihm damals die Uebersicht über das gedruckte Materiale gefehlt habe; er hat sie uns erst vor kurzem in Goedekes Grundriß verschafft, und [illegible], wie ich glaube, das Staunen aller Forscher auf diesem Gebiete ob der Fülle des ihnen bislang unbekannt Gewesenen.

Indessen ist auch das Ausland auf Grillparzer aufmerksam geworden: der Italiener Friedmann, der Franzose Ehrhard, der Schwede [illegible] Landsleute für seine Dramen zu interessieren. [illegible] liebenswürdig und oberflach [illegible] plaudern, hat [illegible] in dem sachkundigen Moriz [illegible] [illegible] Lebensanschauungen und seine [illegible], die wohl geeignet

sein mögen, dem Dichter in Frankreich Freunde zu werben, ihn aber einem deutschen Publikum durch ein fremdes Medium zeigen.

Endlich haben die billigen Grillparzerausgaben des letzten Jahres biographische und kritische Einleitungen beschert, darunter die fleißigen Skizzen von Necker und die wertvolle feine Charakteristik von Minor.

Aber keine von diesen Arbeiten ist die Grillparzerbiographie nach dem Herzen Kürnbergers, auch nicht die jüngsterschienene von Hans Sittenberger in der Sammlung „Geisteshelden".*)

In dem Vorwort verspricht der Verfasser eine subjektiv geschriebene Biographie, die ebensosehr Bekenntnis als Darstellung sein will und gewissermaßen einem lyrischen Zuge folgt. So hat Bettina ihren Frühlingskranz geflochten, so Kerner das Bilderbuch aus seiner Knabenzeit gezeichnet, so Arndt seine Wanderungen und Wandelungen beschrieben: erwärmend, anregend, hinreißend. Bei Sittenbergers „Grillparzer" bin ich kalt geblieben, sein lyrischer Zug hat mich nicht mitgerissen.

Oder die Subjektivität könnte sich in einer neuen, originellen Auffassung äußern, die wie ein Erkenntnisblitz trifft, wie eine Erleuchtung verklärt: auch davon haben meine stumpfen Sinne nichts merken wollen. Wem der Stoff einigermaßen vertraut ist, dem hat Sittenberger nichts Neues zu sagen. Der Vorzug seiner Arbeit besteht nur darin, daß er flott und von allem gelehrten Ballast frei zu erzählen weiß. Aber diese Erzählung, breit exponiert, gemächlich zur Höhe hinanklimmend, bricht jäh ab: die letzten drei Jahrzehnte von Grillparzers Leben werden mit einem flüchtigraschen Blick überschaut, von den gerade die Modernen packenden drei großen Nachlaßdramen wird auf sieben Seiten ziemlich oberflächlich gesprochen, von der ganzen Fülle des Wissensstoffes, der Erkenntnis, Einsicht und Erfahrung, die Grillparzer in diesen Jahren in sich aufgespeichert, um sich ausgebreitet, auf uns vererbt hat, wird in zehn Zeilen Notiz genommen! So kläglich ist Grillparzer denn doch nicht eingegangen, wie es nach diesen Ausführungen scheinen könnte. Auch Sittenberger hat sich von Grillparzers Lebensmaske, um noch ein treffendes Wort Kürnbergers zu gebrauchen, täuschen lassen; er gewinnt dem Rätsel keine Lösung ab, wie Grillparzer, „ein Zorn- und Feuergeist, ein ungeduldiges, heftiges, leidenschaftliches Herz, ein Dichterherz, dem ganz gegeben war, zu fühlen und zu sagen, was er fühlte", nach außen hin verstummt und durch dreißig Jahre, bei dem lebhaftesten Anteil an den politischen, wissenschaftlichen und literarischen Vorgängen, nur mehr für die Schublade seines Tisches schreibt und dichtet.

„Ein Phänomen ohnegleichen", ruft Kürnberger, „und nur in Oesterreich möglich!" Und damit waren wir an den Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurückgelangt: „Zur Psychologie Oesterreichs ist die Biographie Grillparzers unentbehrlich," aber leider: diese Biographie ist noch immer nicht geschrieben. **Prof. Dr. Eduard Castle.**

Aus der jüngsten Musikliteratur.

Obwohl die Zahl der Musikschriftsteller in den letzten Jahren bedeutend gestiegen ist, und es musikalische Zeitschriften in einer verhältnismäßig großen Anzahl gibt, so dürfte man doch die gegenwärtige Produktion an musikalisch-literarischen Büchern, die den sogenannten Dilettanten, den gebildeten musikalischen Nichtfachmann, interessieren, als nicht übermäßig bezeichnen. Doch sind in den letzten Monaten einige Werke erschienen, die es verdienen, daß die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sie gelenkt wird.

Schon oft ist an mich die Frage gerichtet worden, welche von den vorhandenen Musikgeschichten sich für das musikalische Haus zur übersichtlichen Orientierung am besten eigne, und immer hat mich diese Frage in Verlegenheit gesetzt. Am ehesten glaubte ich noch das Werk von Köstlin oder den Abriß von B. Rothe in der Neubearbeitung von F. Gustav Jansen empfehlen zu können. Aber diese beiden Werke bieten keine genußreiche Lektüre, eignen sich auch gar nicht zum Vorlesen. Wenn nicht alles mich täuscht, haben wir nun endlich ein solches Werk, eine kurze für das musikalische Haus bestimmte Musikgeschichte, erhalten und zwar durch Dr. Karl Storck, einen sehr fein und universell gebildeten, äußerst federgewandten Schriftsteller, der dem deutschen Hause schon eine treffliche „Deutsche Literaturgeschichte" geschenkt hat und durch seinen bereits in dritter Auflage vorliegenden „Opernführer" sehr bekannt geworden ist. Von dieser Storck'schen Musikgeschichte, die Franz Stassen mit Buchschmuck versehen hat, liegt freilich erst die erste Abteilung von neun Bogen, der noch drei weitere in derselben Stärke folgen sollen, vor;**) indessen kann man aus der Art und Weise, wie der Verfasser uns mit der Musik von Zeiten und Völkern bekannt macht, deren einzelne Schöpfungen uns heute nichts mehr sagen, erkennen, daß er der geeignete Mann ist, sowohl die große Entwicklungslinie der Musik aufzudecken als die großen schöpferischen Persönlichkeiten psychologisch zu ergründen. Seine Darlegungen beruhen auf eingehenden Studien der einschlägigen Literatur, und doch merkt man nirgends die Spuren der doch fast immer mühseligen Be-

*) 16. Band, Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1904.

**) [illegible]

arbeit. Storck bringt auch die nötige Begeisterung für seinen Gegenstand mit; für ihn ist die Musik wirklich die Kunst der Innerlichkeit, die Sprache der Seele. In der heutigen Musik bei den Naturvölkern erblickt er ein Seitenstück zum Zustand der Musik bei den Kulturvölkern in ihrer Kindheit. Mit Recht läßt er die Geschichte der Musik als einer Kunst, freilich einer noch nicht selbständigen, erst bei den Griechen beginnen. Für diese ist übrigens die Musik nur Ausdrucksmittel der Sprache gewesen. Seelensprache wird sie erst unter dem Einflusse des Christentums. Eine formale Musikkunst ist erst entstanden, als um die Jahrtausendwende die Mehrstimmigkeit erfunden wurde. Bis zu diesem großen Ereignisse reicht vorläufig Storcks Buch.

Ein großer Sprung führt uns aus dem Mittelalter noch einmal zu Hektor Berlioz, dessen wir kürzlich bei Gelegenheit der Wiederkehr seines 100. Geburtstages hier (vgl. Nr. 479) gedenken durften. Wir erwähnten dabei, daß eben die erste deutsche Gesamtausgabe der „literarischen Werke" des geistvollen Franzosen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig zu erscheinen begonnen hat. Jetzt liegen davon bereits zwei weitere Bände vor, der fünfte und neunte. Ersterer enthält unter dem Titel „Ideale Freundschaft und romantische Liebe" in vorzüglicher Uebertragung von Gertrud Savic die Briefe Berlioz' an die Fürstin Karoline Sayn-Wittgenstein und Frau Estelle Fornier. Die erst kürzlich von La Mara im Original herausgegebenen 59 Briefe Berlioz' an die geistvolle Fürstin und Freundin Liszts, die schließlich doch auf die Ehe mit ihm verzichtete und ihn in den geistlichen Stand hineintrieb, drehen sich im wesentlichen um die Berlioz'sche Oper „Die Trojaner", an deren Fertigstellung die Fürstin das lebhafteste Interesse nahm; sie hat dem Komponisten, der auch den Text selbst gedichtet, dabei sehr häufig gute Ratschläge gegeben; sie wollte ihn auch veranlassen, noch eine Oper „Kleopatra" in Arbeit zu nehmen. Daß diese Briefe im einzelnen manch Interessantes zur Lebensgeschichte und zur Charakteristik Berlioz' enthalten, davon mag folgender im Hinblick auf Richard Wagner besonders wichtiger Passus vom 12. August 1856 zeugen: „Das Schwierigste (bei meiner musikalischen Aufgabe hinsichtlich der „Trojaner") ist, die richtige musikalische Form zu finden, diese Form, bei welcher die Musik ganz zurücktritt oder doch nur die demütige Sklavin des Wortes ist. Darin hat Wagner viel gesündigt. Er will sie ganz entthronen, sie auf ausdrucksvolle Akzente beschränken. Er übertreibt das Gluck'sche System (glücklicherweise ist es diesem selbst nie gelungen, seine verruchte Theorie durchzuführen). Ich bin für die Musik, welche Sie selbst einmal die „freie" genannt haben. Ja, frei und stolz, souverän und siegreich! Ich will, daß sie alles erobern, daß alles in ihr aufgehen soll, daß es für sie keine Alpen und Pyrenäen gibt . . . . Sie zurückführen zu wollen auf die veralteten Rezitationen des antiken Chores, wäre die unglaublichste und glücklicherweise auch vergeblichste Torheit, die in der Geschichte der Kunst vorkommen könnte. Man soll ausdrucksvoll und wahr sein, dabei aber doch der Musik ihr Recht lassen. Man soll ihr sogar neue Mittel geben, um sie wirkungsvoll zu machen; darin liegt das Problem . . . . Dann gibt es noch eine andere Klippe für mich bei dieser Komposition. Ich lasse mich zu sehr hinreißen von den Gefühlen, denen ich Ausdruck geben soll. Das taugt nicht. Gerade an die feurigsten Dinge muß man kaltblütig herangehen. Das hat mich solange aufgehalten, als ich das Adagio von „Romeo und Juliette" schrieb und die Versöhnungsszene im Finale. Ich glaubte, daß ich gar nicht damit fertig werden würde."

Nur mit der größten Rührung wird man die Briefe lesen, die Berlioz in seinen beiden letzten Lebensjahren an Frau Estelle Fornier, geb. Gautier, die er als Knabe geliebt und endlich wieder entdeckt hatte, geschrieben hat; trotz seiner vielen, rasch wechselnden Neigungen scheint er während seines ganzen Lebens seiner ersten Flamme eine tiefe, wahre Liebe bewahrt zu haben; er dachte sogar noch daran, sie, die mehrere Jahre älter war, als dritte Gattin heimzuführen. „Ist es meine Schuld," schreibt er am 30. August 1865, „wenn der keusche Ehrgeiz sich in mein Herz gestohlen hatte, den Rest meines Lebens an ihrer Seite zu verbringen? Der Rausch, den ihre Gegenwart auf mich ausübte, gebar diesen Wunsch; ich bin es noch nicht gewöhnt, sie zu sehen und die Furcht vor dem Augenblicke des Abschiednehmens machte mich vollends verwirrt."

Der neunte Band der literarischen Werke von Berlioz, der den Titel „Die Musiker und die Musik" führt und wieder von Gertrud Savic übertragen ist, wird durch einen ganz ausgezeichneten Aufsatz von André Hallays über „Berlioz als Musikkritiker" eingeleitet. Sehr richtig wird darin bemerkt: „Dieser Mann, dessen Leben ein fortgesetzter Paroxismus von Liebe, Haß, Stolz und Schmerz zu sein scheint, hat sehr viel Sinn für Komik und Posse. Wenn es ihm gefällt, das Szenario einer Oper zu parodieren, welches die Grenzen der Albernheit, die man dieser Art von Werken gestattet, überschreitet, . . . wenn er sich für die Langeweile, mit der schlechte Musik und schlechte Musiker ihn quälen, rächen will, so ist er außerordentlich fruchtbar in amüsanten Erfindungen." Man lese zum Beispiel die kritische [illegible] ironische Besprechung der Auber'schen Oper „Die Krondiamanten". In seinen Betrachtungen zeigt sich immer der Haß gegen die Theaterdirektoren und Kapellmeister, die den Text der Komponisten [illegible]treten, und gegen die Sänger und Virtuosen, die Bravour

verlangen. Ferner haßte er alle Arrangeure, Verstümmeler und Verbesserer und die meisten der zeitgenössischen Pariser Komponisten, wegegen er die Werke von Beethoven, Mozart, Gluck, Weber und Spontini in den Himmel erhob. Die Auswahl seiner Kritiken, die im vorliegenden Bande vorgeführt wird, behandelt im wesentlichen die Zeitgenossen. Kommen auch vielfach Uebertreibungen und Ungerechtigkeiten darin vor, so wird man doch den Band nicht aus der Hand legen, ohne zu wünschen, daß recht bald wieder einmal ein so geistvoller, hervorragender Kritiker der Gegenwart geschenkt werden möchte.

Briefe von Berlioz eröffnen übrigens den dritten Band der „Briefe hervorragender Zeitgenossen an Liszt", welche La Mara soeben als Ergänzung zu den zwei sehr inhaltreichen, im Herbst 1895 publizierten Bänden veröffentlicht hat.*) Inhaltreich ist auch dieser dritte Band, doch will es mir scheinen, als ob mancher Brief, der in musikalischer Hinsicht nichts bietet, getrost hätte fehlen können. Von der Liebe und Verehrung, welche der unvergleichliche Mensch und Künstler Liszt bei seinen Zeitgenossen erfahren hat, gibt auch dieser Band wieder die herrlichsten Proben. Groß ist die Zahl der gekrönten Häupter und Fürstlichkeiten welche in diesem Bande zu Worte kommen. Charakteristisch ist z. B. der Brief König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen vom 3. Dezember 1851: „Ich habe mit Interesse Ihre Schrift über die letzten musikalischen Schöpfungen (Tannhäuser und Lohengrin) des Kapellmeisters Wagner zu Dresden (!), eines Mannes, welcher sein Talent ebenso bewundern läßt, als leider sein Verbrechen (!) ihn herabsetzt, entgegengenommen. . . ." In musikalischer Hinsicht am interessantesten sind natürlich die Künstlerbriefe. So ersehen wir wieder einmal aus einem Briefe Spohrs, daß er prinzipiell durchaus kein Gegner der neuen Musik gewesen ist, daß er z. B. für Liszts Bergsinfonie das größte Interesse an den Tag gelegt hat. Daß auch Smetana für Liszts „Heilige Elisabeth" eingetreten und die erste, übrigens sehr gelungene Aufführung dieses Werkes in Prag zustande gebracht hat, erfahren wir aus dem ausführlichen Bericht, den der böhmische Meister an Liszt am 15. Mai 1866 gerichtet hat.

Als ein begeisterter Anhänger der Liszt'schen Werke dokumentiert sich der als Reformator des katholischen Kirchengesanges in weiten Kreisen bekannte Pfarrer Franz Witt; für ihn ist es eine Herzensangelegenheit gewesen, die vielen, seiner Meinung nach völlig unbegründeten Vorwürfe gegen Liszt'sche Kompositionen durch Schrift, Wort und Tat zu widerlegen. Voller Verehrung für den Komponisten der „Faustsinfonie" ist auch der als Klavierpädagoge geschätzte Karl Friedrich Weitzmann, der einen eingehenden Bericht über die erste Berliner Aufführung dieses gigantischen Werkes durch Prof. Julius Stern 1874 einsendet. „Es wurde", heißt es u. a., „wieder einmal klar, daß eine inhaltvolle, charakteristische Musik auch auf den Laien, der nichts von der originellen Form, von der kunstvollen Durchführung der Motive ahnt, ihren Eindruck niemals verfehlen kann, wenn er nur imstande ist, unbefangen zuzuhören und überhaupt ein Herz im Leibe hat. Sie haben mit Ihrer „Faustsinfonie" ein gutes Stück Welt geschaffen."

Viel Interessantes enthalten die Briefe von Robert Franz, für den Liszt in materieller Hinsicht recht viel getan hat. Jener Liederkomponist schreibt einmal (1873): „Bisher brachte man meine Richtung gewöhnlich mit Bach und Händel, Schubert und Schumann in Verbindung. Das ist aber nicht ganz erschöpfend. Zwar stelle ich es keinen Augenblick in Abrede, daß jene vier Meister einen mächtigen Einfluß auf meine Entwicklung ausgeübt haben; als Fundamente derselben kann ich sie jedoch nicht auffassen. Diese sind im alten protestantischen Choral, der meine ganze Jugendzeit fast ausschließlich beherrschte, zu suchen und auch unschwer zu finden. . . . Bach und Händel, die nur als Kulminationspunkte des protestantischen Chorals zu bezeichnen sind, erwiesen mir nur den großen Dienst, meine Ausdrucksformen zu erweitern, Schubert und Schumann dagegen die Wohltat, mich mit der Gegenwart in Verbindung zu setzen."

Von einer gewissen prinzipiellen Bedeutung ist ein Brief Franz Dingelstedts aus dem Jahre 1876, der aus Anlaß des für Liszt zu schaffenden Textes des Oratoriums „Stanislaus" geschrieben wurde. „Ich hasse", schreibt der geistreiche Dichter, „nicht weniger wie du die neumodische, alttestamentarische Oper, desgleichen die italienischen Requiems auf dem Theater. Aber das Oratorium strengen Stils „Schöpfung" und „Jahreszeiten", scheint mir obsolet geworden. Ein „Stanislaus" im schwarzen Frack, womöglich seinen eigenen [illegible] Orden im Knopfloch, und ein dekolletierter Frauen-Gesangverein als Engelschöre — horrible, horrible. In unserer Zeit, da alle Formen in der Kunst flüssig werden, wäre vielleicht eine Mittelgattung anzustreben, die von der Bühne nur die äußeren Mittel zur Unterstützung entlehnt, dagegen im inneren Stil am Oratorium [illegible] gestattet an [illegible] Musik [illegible] [illegible]
dem Theater [illegible]

Daß sich Liszt [illegible] [illegible] hat, ersehen [illegible]

Jahre 1880. Sie schreibt: „Bei Standhartner (dem Wiener Arzt und Freunde Wagners) lernte ich auch ein Original von Komponisten kennen, einen gewissen Herrn Bruckner, der aber sehr begabt scheint. Dr. Standhartner sagte mir, Sie, lieber Meister, interessierten sich auch für den armen ungelenken Teufel . . . Vielleicht können Sie, lieber Meister, in Weimar ein Wort für den armen Bruckner einlegen, daß von ihm etwas gemacht wird."

Sehr spaßhaft ist der Brief eines Dichterlings (S. 391), der von Liszt eins seiner seltsamen Gedichte komponiert haben möchte und zugleich ihm angibt, was durch Melodie und Musik ausgedrückt werden soll. Er schließt: „In der Hoffnung, daß Sie mich verstanden haben und meine Bitte erfüllen können, verbleibe ich . . ." und fügt noch das Prostskriptum hinzu: „Sind Sie es aber nicht imstande, wollen Sie es mir freundlichst mitteilen?"

In diesen Briefen an Liszt steht naturgemäß auch vieles über Hans von Bronsart, Hans von Bülow und vor allem über Wagner. Ich möchte hier nur eine Stelle aus dem Briefe der Frau von Mukhanoff, geb. Gräfin Nesselrode vom November 1871 über Wagners Familienleben mitteilen: „Die beiden Gatten sind unzertrennlich; für sie ist die Liebe zur Religion geworden, die gegenseitige Liebe bedingt ihr ganzes Handeln. Die Kinder entwickeln sich aufs erfreulichste in der wunderbaren Einsamkeit (Triebschen). Wagner betet sie alle fünf an; er verkehrt mit ihnen aufs reizendste. Eines Abends, als Cosima gerade das Zimmer verlassen hatte, sagte er zu mir: „Wir haben genug von Bayreuth gesprochen; ich habe mich aufgeregt. Eigentlich ist mir eine Krankheit der Kinder, ein Ereignis im Kinderzimmer jetzt wichtiger als Bayreuth und Nibelungen." Und er sprach die Wahrheit. Cosima ist viel ehrgeiziger und begieriger nach dem Zustandekommen des Festspiels als ihr Mann."

Mit der größten Rührung wird man endlich den Bericht lesen, den der russische Maler Paul von Jukowsky von dem Lebensende Wagners entwirft; ergreifend sind auch die Worte Hans von Wolzogens und Richard Pohls, die diese nach Wagners Begräbnis an Liszt richten. „Nun sind Sie", schreibt Pohl, „in der Tat unser Einzigster, unser Trost, unser Leitstern und unser Stolz! Gott möge Sie uns noch recht lange erhalten, uns und der Kunst! Das edelste Dioskurenpaar ist nun getrennt — aber der Ueberlebende soll uns nun für beide gelten. Sie vertreten jetzt zugleich Richard Wagner und sich selbst. Sie taten das zwar von jeher, aber, solange er noch lebte, ließen sie ihm ja immer mit Selbstverleugnung den Vortritt. Jetzt aber in dieser ernsten Zeit verlassen Sie uns nicht. Wir müssen ein Haupt haben, das über alle emporragt, einen Willen, der entscheidet, eine Autorität, der wir uns beugen, und das sind Sie allein."

Verweilen wir noch zum Schluß bei den speziellen Neuerscheinungen über Richard Wagner. Gustav Leon verdanken wir ein kleines praktisches, zum Nachschlagen sehr geeignetes Büchlein: „Richard Wagners Lebensgang in tabellarischer Darstellung", das hoffentlich sich allmählich zu Wagner-Regesten auswachsen wird. Endlich ist von dem groß angelegten „Leben Richard Wagners" von Karl Fr. Glasenapp die längst sehnsüchtig erwartete erste Abteilung des dritten Bandes erschienen. Von München über Triebschen nach Bayreuth führt uns dieses herrliche Werk, das jeder Wagnerfreund mit fieberhafter Erregung und voll Bewunderung für das Gebotene lesen wird. Liegt auch noch nicht der ganze Briefwechsel zwischen dem Meister und dem hochsinnigen bayrischen König, der ihn noch dicht am Abgrunde aus den beengenden Nöten eines erbarmungslosen, rein materiellen Verkommens gerettet hat, vor, so dürfte doch das Bild, das Glasenapp von Wagners Münchener Aufenthalt zeichnet, nur in Kleinigkeiten einer späteren Korrektur unterworfen sein. Ich versage es mir, auf Einzelheiten einzugehen; Glasenapps Darstellung muß im Zusammenhang gelesen werden, widrigenfalls vieles aus der Münchener Zeit Wagners unklar bleiben würde. Sehr richtig bemerkt der Biograph: „Der größte deutsche Künstler hatte für sein größtes künstlerisches Unternehmen einen edelgesinnten, jungen Monarchen auf seiner Seite, gegen sich aber eine im Dunkeln schleichende und wirkende Nibelungenkoborte feindseliger Intriganten." Verweilen wir lieber bei dem entzückenden Idyll Triebschen, wo eine hochherzige Frau dem Meister sich ganz zu eigen und ihm damit seine Schaffensfreudigkeit wiedergab. Glasenapp redet mit voller Offenheit von den ehelichen Verhältnissen Bülows und Wagners, von dem Verhältnis beider Männer zu Liszts Tochter Cosima. Von der Bülow'schen Ehe sagt er: „Es war keine beiderseitige heiße leidenschaftliche Neigung, kein mächtiger innerer Zwang, der sie zusammengeführt." Wie anders sah es allmählich in Cosimas Herzen aus, als sie öfters mit Wagner zusammengekommen war. Sie sah ihn unter dem Druck und Zwang einer unleid-
[illegible] lichen Verbindung an der Seite des „Tristan"-Schöpfers eine Gattin ohne Sympathie und ohne Glauben, ohne Verständnis für seine [illegible] Vereinsamung [illegible] [illegible] geworden: es war [illegible] Notwendigkeit verlangte [illegible] ohne die Gattin [illegible] mit ihrer

Fähigkeit zur Beherrschung der schwierigsten Verhältnisse die hilfreiche Freundin geworden. . . . Nun aber kam seine Verbannung in eine ferne Einsamkeit, in welche sie ihm zu folgen in den Augen der Welt nicht berechtigt war. . . . Es gehörte ein wahrhaft übermenschlicher Mut dazu, trotz allem für die erkannte Wirklichkeit in den Kampf zu treten, den rechten Weg zur Erfüllung der höheren Pflicht zu finden, ... dem Umhergetriebenen, Verschlagenen Haus, Heim und alles, dessen ein Künstler bedarf, zu bereiten."

Während infolge der Uebersiedlung Cosimas zu Wagner zwischen diesem und Liszt eine längere Entfremdung eintrat, bestand die große und hohe Gesinnung seines Freundes Bülow die Goldprobe ihrer Echtheit: er kämpfte nicht nur für eine möglichst gute Vorführung der Werke Wagners, sondern unterhielt mit diesem weiter einen ausführlichen Briefwechsel und duldete nicht, daß über sein gestörtes eheliches Glück Stimmen laut wurden. Seine beiden Kinder blieben bei Wagner und Cosima, die dem Meister nach zwei Töchtern (Isolde und Eva) endlich am 6. Juni 1869 den ersehnten Sohn schenkte und dann am 25. August 1870 mit ihm kirchlich verbunden wurde. Als dann 1872 die Grundsteinlegung in Bayreuth vorbereitet wurde, entschloß sich Wagner, seinen Schwiegervater auch dazu einzuladen, besonders, da er wußte, daß nur die Fürstin Wittgenstein ihr Verhältnis auf die Dauer weiter trüben wollte. Herrliche Worte fand er zu dieser Einladung: „Du kamst in mein Leben als der größte Mensch, an den ich je die vertraute Freundesanrede richten durfte. Du trenntest Dich von mir — vielleicht weil ich Dir nicht so vertraut gewesen war, wie Du mir. Statt Deiner trat Dein wiedergeborenes innigstes Wesen an mich heran und erfüllte meine Sehnsucht, Dich mir ganz vertraut zu wissen. So lebst Du in voller Schönheit vor mir und in mir. . . . Zu einem zweiten höheren Leben bin ich nun vermählt und vermag, was ich n i e a l l e i n vermocht hätte. So konntest Du mir alles werden, während ich Dir so wenig zu bleiben vermochte."

Dieser unwiderstehlichste Anruf aus tiefstem Herzen verfehlte auch seine Wirkung nicht; zwar konnte Liszt zur Grundsteinlegung nicht eintreffen, doch erschien er ein Vierteljahr später in Bayreuth und ist von da ab mit Wagner und dessen Bayreuther Werke unzertrennlich verbunden geblieben.

B e r l i n. **Dr. Wilhelm Altmann.**

Wettbewerb oder Auftrag?

(Schluß.)

Es hat den Anschein, als öffne die bestimmte Berufung eines einzigen Künstlers der Begünstigungswirtschaft Tür und Tor, während der freie Wettbewerb eine rein sachliche Auftragserteilung ermögliche. Die Erfahrung lehrt aber ein anderes. Stehen nämlich mehrere Künstler und ihre Modelle zur Wahl, so wird in den Urteilenden die Kampflust rege, und in diesen Kämpfen entscheidet nicht mehr die Skizze des Bildhauers etwa, sondern seine eigenen gesellschaftlichen Vorzüge, seine Gesinnungen gegenüber der Obrigkeit geben den Ausschlag oder das öffentliche Ansehen seines Wortführers und Anpreisers, der gar nichts von der Sache zu verstehen braucht. In den seltensten Fällen wird beim freien Wettbewerb die G e s a m t p e r s ö n l i c h k e i t des Künstlers gebührend gewürdigt, die doch schließlich stets und allein maßgebend ist, solange das Kunstwerk der Ausdruck einer überragenden Persönlichkeit sein soll. Sie ist notwendiger als die eingereichte Skizze, wie Max Klinger für ein Brahms-Denkmal notwendiger ist als sein kleiner Gipspavillon. Der Einzelauftrag hat nun vor dem allgemeinen Wettbewerb voraus, daß er sich nicht auf die Skizzen verläßt, die täuschen können, sondern auf die Persönlichkeit, die erprobt ist.

Ich denke, weil mir das am nächsten liegt, an die Besetzung der leitenden Stellen beim Theater. Auch die schreibt man in der Regel aus. Da melden sich dann Leutchen, die zwar noch nicht eine Kulisse von einer Flügeltür unterscheiden können, aber ein gewichtiges fürstbischöfliches Empfehlungsschreiben beibringen. Sie machen auf raffinierte Weise mit den Gemeinderäten bekannt, legen zuverlässige polizeiliche Führungszeugnisse, ein Paket mündelsicherer Papiere als Kaution vor, gewinnen den Herren schnell den Wind ab und stimmen dann auch in den „künstlerischen Ansichten" aufs Haar bald mit diesem, bald mit jenem überein. Es ist nur zu verständlich und beinahe entschuldbar, daß man einem so ergebenen, unbescholtenen, begüterten Nichtskönner den städtischen Prachtbau anvertraut. Wer weiß denn gemeiniglich im hohen Rate, welche Bewandnis es mit dem Theater hat, und wo der ehrsame Bürger, der im Direktor stecken darf, dem wagemutigen Künstler zu weichen hat, der im Direktor stecken m u ß? Mit einer Prüfung ist natürlich auch nichts getan, denn wer einen Aspiranten auf die direktorialen Fähigkeiten hin prüfen kann, wird am liebsten selber Direktor spielen. Aber der Besitzer des Theaters, also meist die Stadtgemeinde, hat sich v o r h e r hübsch umzutun im Lande, um an seinen sichtbaren Früchten den zu erkennen, der für den künstlerischen Posten reif ist. Schauspieler, Regisseure und Literaten kommen in Betracht. Da gilt es eben auf Seiten der städtischen Theaterdeputation die Augen offen zu halten, was einer aus diesen drei Berufsklassen einmal besonderes leistet, das ihn zum Theaterleiter befähigt. Einer tritt mit Erfolg wiederholt für ein Theaterwerk, einen jungen Autor ein, der sich in der Folge als ein erstes dichterisches Talent erweist; ein anderer leistet mit der Inszenierung eines Klassikers Neues und Großes; ein dritter zeigt in Wort und Schrift dramaturgische Fähigkeiten: solche Namen merke man sich im Rathaus an und verfolge man weiter! Es kommt damit eine Liste von Aspiranten zustande ohne Wissen der Aspiranten, eine Liste, die geradezu der Niederschlag aller theatralischen Taten werden kann. Hat dann der alte Direktor des Stadttheaters abgewirtschaftet, so zieht man wohl vorbereitet die Liste hervor, wägt ab und beruft den Tüchtigsten, ohne erst eine Konkurrenz auszuschreiben. Wie trefflich stünde es um viele Bühnen Deutschlands und Oesterreichs, wenn ihre Leiter in diesem doppelten Sinne „berufen" wären.

W i e n. **Ferdinand Gregori.**

*

Die Wettbewerbe der Künstler ganz abzuschaffen halte ich nicht für ratsam und auch für kaum durchführbar ohne entschiedene Maßnahmen, junge Talente überhaupt erst ans Licht zu bringen. Dagegen würden Einschränkungen des Gebrauches der Wettbewerbe nach folgenden Gesichtspunkten wohltätig sein.

Wettbewerbe zwischen gereiften oder gar alten Künstlern, die hinreichend gezeigt haben, was sie leisten können, scheinen mir wertvolle Kräfte zu vergeuden und überhaupt des Alters und der Reife nicht würdig zu sein. Der Wettlauf ist Sache der Jugend.

Für große künstlerische Aufgaben, welche der Staat, die Provinz- oder Großstädte als Ganzes stellen, sollte man aus der Zahl bereits praktisch erprobter Künstler, nicht ohne deren Vertreter anzuhören, die geeignete Wahl treffen und zwar, wenn es sich um umfangreiche Gebäude handelt, nicht einen Architekten allein wählen, der nach seinem Belieben Hilfskräfte heranzieht oder alles allein macht, sondern mit Ausgestaltung des Ornaments und der Flächendekoration, mit Bildhauerarbeit und den verschiedenen Gebieten des Kunstgewerbes von vornherein bestimmte Männer betrauen.

Dies setzt eine bisher noch zum Teile mangelnde Organisation der Künstlerschaft voraus. Je kühner man aber von obenher zugreift, desto rascher wird sich diese Organisation oder das Bestreben, sich in Arbeitsgruppen, statt in Interessencliquen von selbst sichtbar zu machen, hervortun.

Beides aber, die Auswahl der Künstler für große Aufgaben, wie Museen, Justizpaläste, Hauptpostämter, und die Selbstorganisation der Künstler setzt wiederum voraus, daß junge Künstler Gelegenheit haben sich für einander und für andere hervorzutun und, wenn auch an ganz kleinen Aufgaben, sich praktisch einzuführen. Hier liegt ein berechtigtes Gebiet für Wettbewerbe.

Und zwar sollte jede Stadt, wenn sie nicht ohne weiteres einen auswärtigen Künstler von erprobter Leistung beschäftigen will, sich ihrer eigenen Künstler bedienen, oder solche heranziehen.

Es finden sich in jeder Stadt und bei Großstädten in jedem Bezirk eine Legion jährlich zu lösender kleiner Kunstaufgaben. Man denke an den Beleuchtungsapparat, die Laternen und Kandelaber, an Brunnen für Tiere und Menschen, Bänke aus Holz und Stein, Grabplatten und Grabdenkmäler für stadtbekannte Leute, das Stadtwappen, die Diplome und Stempel, Uhren, Pavillons, kleinere Bauten oder Anbauten, Standesämter und deren Ausstattung, Kapellen, Kirchen, Schulen. Welche unglaubliche Fülle von Kunst und Kunstfertigkeit, Kunstgewerbe, Malerei, Steinmetzarbeit, Bildhauerei, Zeichenkunst kommt hierbei zur Anwendung! Und wer macht das alles? Sollte nicht hier sehr oft eine Konkurrenz der künstlerischen Jugend wie ein reinigendes Gewitter auf dumpfige, alte Gewohnheiten wirken? Wäre es nicht geradezu ein Fest für die Stadt, die Arbeiten der oft zum Nichtstun und Hungern verurteilten jungen Künstlerschaft um jede einzelne der tausend kleinen Aufgaben zur Verschönerung des Orts ringen zu sehen?

Was für gereifte Männer eine Plage wäre, würde von der Jugend begeisterungsvoll aufgenommen werden. Und dann hätten wir im Umsehen einen ganzen Schwarm von Künstlern, welche sich durch irgend eine am Ort sichtbare Meisterarbeit oder durch mehrere empfehlen würden zur direkten Auswahl für größere Aufgaben, oder zur Teilnahme an solchen auf beschränktem Gebiete.

Durch solches Verfahren würden zugleich die meist verderblichen Wettbewerbe, welche von Geschäftsleuten für ihre Zwecke ausgeschrieben werden, eingeschränkt. Statt daß Hunderte von Künstlern für sie umsonst sich mühten, ohne dadurch auch nur zu erreichen, daß sie an ihrem Wohnort bekannt werden, würden die Geschäftsleute einfach Künstler wählen, welche von ihrer Stadt ans Licht gebracht wurden in Gestalt irgend einer Meisterarbeit.

Ich glaube, daß man in Sachen der Kunst die großen Aufgaben nicht eher ohne Wettbewerb wird lösen können, ehe man nicht sämtliche kleine dadurch erledigt hat. Es gehört gar nicht ein jahrelanges Abwarten und eine gewaltige Gelegenheit dazu, daß ein Künstler sich als tüchtig erweise. Ich bin überzeugt, daß Pankok vor einigen Jahren [illegible] gewesen wäre, hätte die Stadt ihm auch nur den Bau eines [illegible] kioskes anvertraut. Die Stadt München aber, statt nur durch mächtige Bauten, die in eines Mannes Hände meist gegeben werden, ih[re] Kunststadt fortzubilden, statt also in den gewagtesten Dingen beim Alten zu bleiben, hätte eine gewiß entzückende moderne Arbeit gehabt und bald eine zweite, eine dritte und schließlich einen Künstler, dem man ein

weiteres das zutrauen konnte, was ihm jetzt Stuttgart zutraut nach jahrelangem Ringen, trotz unerschöpflicher Erfindungsgabe für Hunderte von kleineren und größeren städtischen Aufgaben. Man könnte sämtliche größere Bauten von Florenz vernichten und würde doch noch eine üppige Fülle von Kunst übrig behalten. Aber man beseitige diese Kleinkunst und die prachtvollsten Bauten werden Florenz nicht zur Kunststadt machen. Die Künstler, welche sie schufen, hatten Gelegenheit bei bescheidenen Anlässen sich für große Zwecke kenntlich zu machen vor den Augen der Ortsansässigen. Die Konkurrenz der jungen Männer um die Erztür von St. Giovanni endete mit einem frohen Werk, der Wettbewerb Michelangelos mit dem älteren und hinreichend erprobten Lionardo führte zu nichts als zu Haß und Galle.

Es ist unfaßbar, daß München seinen genialsten Bahnbrecher auf kunstgewerblichem Gebiete, besonders in der Kunst Brunnen, Grabdenkmäler und Urnen zu bilden, also in jeder Art angewandter Plastik nicht allenthalben längst beschäftigt oder auf die Probe gestellt hat, immer in dem Glauben eine andere Stadt müsse solches Wagnis erst auf sich nehmen. Sie nimmt es auf sich und mit ihm den Künstler. Warum wird ein Maler von dem seltenen Genie eines Fritz Erler, eines der wenigen ausgesprochenen Talente für Wandmalerei hohen Stils und bewandert in moderner Raumkunst und Kunstgewerbe, ein bewundernswerter Erfinder nicht in München beschäftigt und wäre es nur an einer einzigen, bescheidenen Stelle, an der Wand irgend eines der unzähligen Säle städtischer Gebäude? Ebenso Eichler und Georgi? Statt dessen müssen solche Künstler sich selbst Jahr um Jahr ins Große steigern, ewig Mängel an sich kritisieren lassen, die sie niemals ohne praktische Betätigung ablegen können.

Für Männer von so deutlich ausgeprägtem Können sind Konkurrenzen jetzt allerdings nur eine unbillige Verlängerung unbilliger Leiden. Aber früher und bei kleinen Aufgaben unter Kontrolle einer der Jugend liebevoll geneigten Jury und Kritik hätte man sie in München selbst verwenden und so für jede große Aufgabe überallhin empfehlen müssen. Eine Kunststadt soll sich ihre Künstler verdienen, weil sie durch dieselben jährlich verdient.

Ich empfehle also Wettbewerb der Jugend in tausend kleineren Kunstangelegenheiten jeder Stadt, eben damit der Wettbewerb für Geschäftsleute und für große Ausgaben des Staates, der Provinzen und Städte vermieden werden kann.

München. Lothar von Kunowski.

*

Ueber das Unzulängliche des Konkurrenzgrundsatzes ist kaum noch ernsthaft zu streiten. Bei den entscheidenden Komitees ist in der Regel die Quersumme der künstlerischen Intelligenz an sich schon recht mäßig. Indem ist das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit ausgeschaltet, sobald ein Komitee unterschreibt (wenn ein Regiment als organisches Ganze weit mehr ist als tausend bis zweitausend Mann, so ist ein Komitee mit einander paralysierenden Kräften weit weniger als das Dutzend statutengerecht aufgeführter Namen). Die Frage ist nur, ob wir nicht ein Symptom ausmerzen, wenn wir die Konkurrenzen entfernen. Es ist leicht zu sagen, der Künstler solle mit dem Auftraggeber unterhandeln. Aber wer ist heute Auftraggeber? Ist unsere Kulturarbeit so weit gediehen, daß wir z. B. den Kondottieren der Industrie auch künstlerische Kommandos ruhig anvertrauen möchten? Und anderseits: sind unter den Künstlern selbst die Architekten z. B. schon so modern im besten Sinne, daß sie eine wirklich große Idee eines Industriekondottiere lebendig erfassen und ins Künstlerische übersetzen könnten?

Berlin. Willy Pastor.

*

Der Zufall wollte, oder soll man daraus nehmen, wie sehr diese Frage drängend geworden ist, daß ich gerade an dem Tag, da Ihre ehrenvolle Aufforderung kam, durch einen besonderen Anlaß lebhaft mit ihr beschäftigt war. Ich kann meine Ansicht kaum deutlicher machen, als eben durch diesen Anlaß.

Mir war eine Nummer der „Schweizer Bauzeitung“ mit dem Olbrich'schen Entwurfe zu einem Empfangsgebäude am neuen Hauptbahnhof zu Basel zugesandt worden, der bekanntlich aus diesem Wettbewerbe mit einem dritten Preis herauskam. Ich war seit Darmstadt kein Freund Olbrich'scher Baukunst, und er ist sicherlich der letzte, dem ich die liebenswürdige Zusendung verdanke. Aber ich muß gestehen: kein Entwurf entzückte mich. Namentlich durch den Mittelbau, dessen Fassade eine dahinter liegende Eisenhalle bestimmt andeutet und dabei trotz aller Olbrich'schen Modernität an alte süddeutsche Giebel erinnert. Zugleich weist die Anordnung und Ausgestaltung der drei großen Fenster in ruhiger Mächtigkeit und die einzelnen Schnitte durch die übrigen Teile seines Bauwerkes lassen eine so logische Weiterbildung der ersten Gleishallen erkennen, daß ich geneigt bin, mehr als nur eine glückliche Lösung der Baseler Aufgabe darin zu sehen. Ob diese Vermutung richtig ist, was sich natürlich erst aus eingehendem Studium der Entwürfe begründen ließe, kann für die Beantwortung unserer Frage gleich [illegible] [illegible] wir an, [illegible] sei so und wir hätten bei dem Olbrich'schen Entwurf eine glückliche Lösung des Problems [illegible] [illegible] gerade die Zwanzig [illegible] [illegible] [illegible].

Dann frage ich [illegible] unter den [illegible] Preisrichtern [illegible] erwartet? Wer unter ihnen als Auftraggeber eines solchen Bahnhofbaues hätte den Mut, oder nur den Gedanken gehabt, sich deswegen an ihn zu wenden?

Das ist ein Beispiel, dem ich rasch ein weiteres Dutzend anfügen könnte, **wie gerade aus öffentlichen Wettbewerben gute Lösungen von Künstlern kamen, an die auch der beste Auftraggeber schwerlich gedacht hätte, oder die ganz unbekannt waren.** Die Wiener haben z. B. auf diese Weise den originellen Entwurf zu einem Gutenberg-Denkmal erhalten, den sie allerdings ebensowenig ausgeführt haben, wie die Baseler den Olbrich'schen Entwurf ausführen werden, während der Hamburger Wettbewerb um ein Bismarck-Denkmal gleich mehrere originelle Entwürfe ans Licht brachte, von denen dann natürlich nur einer ausgeführt werden konnte. Eine Erfahrung in unserer Kunststadt Düsseldorf zeigt, wie auch dann der Künstler seinen Erfolg haben kann. Wir hatten vor zwei Jahren durch den Kunstverein für Rheinland und Westfalen ein Preisausschreiben zu einem Giebelfeld am neuen Kunstausstellungsgebäude. Unter den Entwürfen sprang einer des bis dahin völlig unbekannten Akademieschülers Adolf Rieder mit solcher Wucht heraus, daß er zwar — um seiner skizzenhaften Unfertigkeit willen — keinen der drei Preise erhielt, aber dadurch, daß ich ihn in meiner Zeitschrift mit einem energischen Begleitwort abbildete, dem jungen Bildhauer doch einen Erfolg eintrug: er bekam von einem Kunstfreund den Auftrag, die beiden Felder über den Seitentüren an demselben Gebäude mit Bildhauerwerk zu schmücken.

Und nun ein zweites. Gewiß ist **ein** Auftraggeber theoretisch besser als ein Preisgericht; denn mögen noch so treffliche Leute in einem solchen sitzen: worauf sich sechs oder mehr verschiedene Persönlichkeiten noch dazu in einer meist kümmerlichen Prüfungszeit einigen, ist immer nur die fahrbare Mittelstraße für den bekannten Kompromißwagen. Der dient dem schlechtweg Tüchtigen bestenfalls, niemals dem Ungewöhnlichen, Eigentümlichen, worauf ein geschmackvoller Auftraggeber zielen könnte. Aber wo in aller Welt ist dieser Auftraggeber, dessen Urteil von jener Mittelstraße nicht noch bedenklich in den Straßengraben hängt? Man frage doch einmal die Künstler vertraulich über ihre besten Mäzene!

Und wann kämen diese Mäzene überhaupt als Auftraggeber großer Bauten oder sonstiger Kunstwerke in Betracht? Das sind fast ausschließlich der Staat, die Gemeinde, die Kirche — will sagen: Ministerium, Gemeinderat und Kirchenvorstand — also wesentlich andere Herrschaften als die oft zitierten der Renaissance. Und wie niederträchtig die armen Künstler selbst von jenen geärgert wurden, vergessen wir immer wieder. Das Uebel damals wie heute ist die Respektlosigkeit vor der inneren Notwendigkeit eines Kunstwerkes; hier dem Künstler beizustehen, ist das Nötigste. Und da sehe ich nur das Preisgericht, das nicht nur einem unbekannten Namen Geltung schaffen, sondern auch dem bekannten gegenüber der künstlerischen Unbildung jener Körperschaften einen unschätzbaren Rückhalt geben kann: es läßt sich kein künstlerischer Wettbewerb ohne einige Fachleute (d. h. Künstler) machen, und so steht der preisgekrönte Künstler gewissermaßen mit der fachmännischen Begutachtung in der Tasche dem Auftraggeber viel beglaubigter, also selbständiger gegenüber als der nur Aufgeforderte.

Und das Wichtigste: Preisgerichte sind wohl oder übel der öffentlichen Kritik unterstellt. Man wird nicht leicht einen Fall nennen können, wo einer wirklich originellen und künstlerischen Lösung, unbekümmert um den Spruch des Preisgerichtes, von der öffentlichen Kritik der Preis nicht zugesprochen worden wäre. Hierin sind gerade die Vorgänge nach dem Hamburger Wettbewerb zum Bismarck-Denkmal sehr bezeichnend. Natürlich ist mit der öffentlichen Kritik nicht die allgemeine Volksabstimmung gemeint, wie sie etwa beim Baseler Rathausbau mitwirkte — im Künstlerischen versagt die vox populi — sondern jene unsichtbare, nur durch Geschmack und Gefühl verbundene Gemeinde von künstlerischen Menschen, vor die allein solche Entscheidungen gehören. Um dieses zuständigste Urteil anzurufen, sehe ich keinen bessern Weg, als die Wettbewerbe; und das Einzige, was ich hier wünschen möchte, ist eine vorherige öffentliche Ausstellung, einmal um den Preisrichtern wirklich Zeit zu geben, die Entwürfe zu studieren, dann aber, um ihr Urteil nach Kräften zu beeinflussen, so daß die originellen Lösungen nicht wie bisher nur mit dem dritten oder vierten Preise herauskamen; denn daß die auftraggebenden Körperschaften ihre Preisrichter statt nach Rang und sogenannter Berühmtheit, nach reifem Geschmack und lebendigem Gefühl berufen, ist ebenso schwer zu erwarten, wie daß sie selbst dergleichen erwürben. (Uebrigens sagt die landläufige Wahl der Preisrichter ziemlich deutlich, was von den eigentlichen Auftraggebern im Durchschnitt zu erwarten ist.) Natürlich wäre durch die vorherige Ausstellung dem „zornigen Streiter“ erst recht die Tür geöffnet. Aber mir scheint für unsere Zeit dieser immerhin offene Streit trotz aller Häßlichkeit fruchtbarer als jenes widerliche Geheimspiel, für das wir im Rheinischen den schönen Ausdruck „Klüngel“ haben.

Noch wäre zu erwähnen die vielbesprochene soziale Seite der Wettbewerbe. Man hat schon oft den Schaden am nationalen Wohlstand berechnet, wenn von hundert Bewerbern neunundneunzig vergeblich gearbeitet worden. Das mag für den [illegible] [illegible] und die bezahlten Arbeitskräfte einzelner Gehilfen Geltung haben. Sonst verwechselt man gewerbliche Arbeit mit künstlerischer. Wohl hat der Entwurf seine persönlichen [illegible], aber was der Künstler an intimer Lösung bringt, ist dauernd sein geistiges Eigentum. Sollte z. B. Olbrich den Baseler

Hauptbahnhofbau nicht bekommen, so kann er ihn irgend wo anders verwerten. Und wenn es ihm an keiner Stelle gelingt — abgesehen davon, daß er als Künstler eben durch das Glück einer wirklichen Lösung schon seinen Lohn dahin hat — dann liegt das nicht mehr an den Wettbewerben, sondern an den Auftraggebern.

So wäre auch darzulegen, daß der öffentlich ausgeschriebene Wettbewerb gewissermaßen eine gesellschaftliche Sanierung des Zustandes ist, der sonst eintreten würde. Schon heute haben die Architekten z. B. in ihren Zeitschriften genaue Tabellen, wo und wann irgend ein öffentlicher oder privater Bau beschlossen worden ist. Wird kein öffentlicher Wettbewerb ausgeschrieben, so ist klar, daß der geheime nichts desto weniger entbrennt und jedenfalls mit anderen als künstlerischen Mitteln. So stehen wir hier vor einem Teile der bürgerlichen Ordnung, den abzuschaffen, mir als romantische Neigung scheint, als Reaktion, die nicht nur um der Kunst willen abgewiesen werden muß.

Düsseldorf. **Wilhelm Schäfer.**

*

In der Frage, ob freier künstlerischer Wettbewerb oder unmittelbarer Auftrag an den bestgeeigneten Künstler vorzuziehen sei, halte ich den freien künstlerischen Wettbewerb für das kleinere Uebel. Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, daß unser Volk künstlerisch erzogen werden kann, so daß dermal einst einwandfreie Preisgerichte über künstlerische Wettbewerbe zu entscheiden haben.

Hoffnungslos aber und für die Kunst verhängnisvoll sind die Verhältnisse fast überall da, wo regis voluntas suprema lex est. Man könnte auf die bayerischen Königsschlösser verweisen, wenn uns Norddeutschen nicht andere Beispiele noch näher lägen.

Aachen. **Prof. Dr. Max Schmid.**

*

Nach meinen Erfahrungen sprechen für die Ueberweisung von künstlerischen Aufträgen an geeignet erscheinende Künstler ebenso viel, unter Umständen allerdings noch mehr gewichtige Gründe, als für die Ausschreibung von Wettbewerben.

Meines Erachtens kann aber diese Frage nicht prinzipiell, sondern nur von Fall zu Fall entschieden werden und es muß Sache der Auftraggeber sein, nach den vorliegenden Umständen zu entscheiden. Bei Erteilung von Aufträgen an Künstler, deren Tätigkeit und Eigenart wohlbekannt ist und welche der Auftraggeber veranlassen kann, seinen Wünschen — so weit als künstlerisch möglich — nachzukommen, geht der Auftraggeber ja am sichersten. Die Wettbewerbe nehmen häufig ein Aufgebot an Kraft und materiellen Mitteln in Anspruch, welches zu der gestellten Aufgabe in keinem Verhältnis steht. Anderseits liegt in den Wettbewerben aber ein so gewichtiges erzieherisches Moment, daß dasselbe nicht außer Acht zu lassen ist.

Berlin. **Anton v. Werner.**

Bücher.

Dr. Ernst Gnad: Im österreichischen Italien 1856 bis 1867. Erlebnisse aus meinen Lehrjahren. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung, 1904.

Ein Stück österreichischer Kulturgeschichte aus verklungenen und versungenen Tagen. 1856 bis 1867: Das letzte Dezennium der habsburgischen Herrschaft in Venetien, im Leben des Verfassers, welcher als neunzehnjähriger Jüngling mit einem Staatsstipendium an der Universität zu Padua studierte, um zwei Jahre später als Lehrer der deutschen Sprache in das Gymnasium zu Udine einzuziehen, die zukunftsfrohe Zeit des werdenden Mannesalters. Eine zwiespältige Stimmung durchzieht denn auch das neue Buch des liebenswürdigen österreichischen Hofrats, der so klug und vornehm über deutsche und italienische Literatur zu schreiben weiß. Es soll noch heute alte österreichische Patrioten geben, die sich mit dem Verluste der schönen italienischen Provinzen nicht abgefunden haben. Hofrat Gnad gehört nicht zu ihnen. Er erhofft für den Einheitsstaat Italien, dessen ungeduldiges Werden in den Gemütern der Jugend der ehemalige blutjunge Professor an den Gymnasien zu Udine, Venedig und Padua erlebt hat, eine gedeihliche Zukunft, die man bei jenem Staate voraussehen kann, „der auf naturgemäßen Grundlagen aufgebaut ist und dessen Völker ohne Einschränkung und Sondergelüste in seinem Wachstum und seiner Entfaltung die Bedingungen ihrer eigenen Wohlfahrt und ihrer natürlichen Entwicklung erblicken.“ Just jene Bedingungen fehlten den oberitalienischen Ländern, in denen die österreichischen Beamten und Offiziere wie in Feindesland leben mußten, gemieden von der gebildeten italienischen Gesellschaft. Kann der Deutsch-Oesterreicher einer leisen Wehmut sich nicht erwehren, wenn er liest, wie nach 1859, dem Schiller-Jahre, die Gründung von „Schiller-Vereinen“ auch ins Venetische übergriff, so schüttelt er die Melancholie bald ab; denn die deutsche Kultur, welche die tapferen österreichischen Truppen in die alte Dogenstadt trugen, war doch nicht von erster Hand. Die launige Geschichte, die Hofrat Gnad von seiner Versetzung aus Venedig nach Padua erzählt, gibt davon eine treffende Probe. Er hatte sich geweigert, eine Schulprogrammabhandlung über Gottfried August Bürger dem erzbischöflichen Visum zu unterbreiten. Die erzbischöfliche Kanzlei fand richtig in dem gedruckten Aufsatze „protestantische Ideen“. „Nicht lange nach dem Tode (der ersten Gattin) heiligte die Hand des Priesters seine Ehe mit der geliebten Molly“, hatte der Professor für deutsche Sprache und Literatur geschrieben. Eine protestantische Ehe, meinte die erzbischöfliche Kurie, könne nie geheiligt werden; das gelte nur für die katholische Ehe. Der bischöfliche Bannfluch wirkte. Dr. Gnad wurde versetzt. Freilich ließ ihn das Wiener Ministerium die Leiter hinauffallen. Kein Wunder aber, wenn die italienischen Jünglinge, denen er deutsche Sprache und Literatur vorzutragen hatte, von einem solcherart tradierten Deutschtum nichts wissen wollten. Sie haben indes die Person ihres Lehrers von seiner Disziplin zu unterscheiden gewußt. Auch die italienische Regierung wollte den österreichischen Professor in ihrem Dienste behalten. Er zog es jedoch vor, in sein Vaterland zurückzukehren, wo er am Triester Gymnasium der Nachfolger Robert Hamerlings wurde. **R.**

Revue der Revuen.

„Die Nation“. Anton Bettelheim schreibt über **Rosegger als Vorleser.** Im Februar 1878, also vor 26 Jahren, trat Rosegger zum erstenmal als Vorleser seiner mundartlichen Dichtungen vor das Wiener Publikum. Zunächst im Verein der Literaturfreunde, wenige Tage später im Bösendorfer Saale. Beidemal mit vollem Gelingen. Mehr als fünfzigmal hat Rosegger seitdem in Wien gelesen, im Touristenklub, im Verein der Steirer, für wohltätige und gemeinnützige Zwecke, gelegentlich mit Schlögl und Martinelli zum Besten des Grabdenkmals von Anzengruber im großen Musikvereinssaal, und jedesmal wurden die Auditorien zu klein, jedesmal kam es zu triumphalen Ehren. Angesichts dieser Erfolge scheint es uns heute kaum glaublich, daß Roseggers Vorhaben, sich auch in Wien einmal als Vorleser zu versuchen, anfangs auf Schwierigkeiten stieß. Und das nicht etwa nur bei Gegnern seiner Art und Kunst. Friedrich Schlögl, den der Steirer im Winter 1877 zu Rate zog, antwortete Rosegger am 21. Dezember 1877: „Sie wollen aufrichtige Winke? War ich jemals nicht aufrichtig? und vertragen Sie die Aufrichtigkeit? Sie wollen in Wien, der Kapitale, öffentlich vorlesen? Nicht zu einem Wohltätigkeitszwecke, sondern zum eigenen Besten. Entwaffnen also nicht die Kritik, Sie fordern Sie vielmehr heraus. Können Sie öffentlich vorlesen? Haben Sie das Talent, die Gabe, die physischen Mittel, das Organ dazu? Verstehen Sie bereits die Oekonomie des Organs? Ich hörte Sie einst ein „Gesetzel“ vortragen, da hudelten Sie und überstürzten sich. Haben Sie diese Untugenden schon abgelegt? Es ist etwas anderes, in Freundeskreisen, in Privatsalönchen, unter anerkannten Gönnern und speziellen Amateurs der Person und des Stoffes einige Piècen zum Besten zu geben — als in der Hauptstadt Wien, die schon so viele oratorische Prachtgenüsse erlebt, ums Geld sich hören lassen. Das ist meine ungeschmückte Meinung, die ich einem Freunde sage, der mir lieb und wert ist und den ich verehre und den ich nicht sich blamieren sehen will.“ Rosegger hat dem wohlmeinenden Mann diesen Brief nicht im geringsten übel genommen. Einschüchtern ließ er sich indessen glücklicherweise nicht und schrieb dem Warner eine freundliche Abwehr, die in dem stolz bescheidenen Satze gipfelt: „In steirischer Mundart tut mirs keiner nach.“

Halluzinationen.

Von **August Strindberg.**

Aus dem unveröffentlichten Manuskript übersetzt von Emil Schering.

Ich halte mich zu Hause und fühle mich ruhig; stelle mir vor, von den Stürmen des Lebens frei zu sein; wünsche, ein wenig älter zu sein, um die Lockungen des Lebens nicht mehr zu empfinden, und glaube, das Schlimmste sei überstanden.

Da kommt eines Morgens das Hausmädchen an den Kaffeetisch und erzählt: Herrn X.s Sohn war hier, aber ich sagte, der Herr sei noch nicht aufgestanden.

Mein Sohn?

Ja, so sagte er!

Das ist unmöglich! Doch, wie sah er aus?

Er war groß, und . . . er sagte, er hieße X. und wolle wieder kommen.

Wie alt sah er aus?

Es war ein junger Herr von siebzehn, achtzehn Jahren!

Ich verstummte vor Entsetzen, und das Mädchen ging. Es war also nicht zu Ende! Die Vergangenheit stand aus dem Grabe auf, das so gut zugeschaufelt und mit bereits altem Grase bewachsen war. Mein Sohn, der neunjährig mit passender Begleitung nach Amerika gefahren war, und den ich draußen im Leben, in Stellung glaubte! Was war geschehen? Natürlich ein Unglück, oder mehrere.

Wie sollte das Wiedersehen werden? Der entsetzliche Augenblick des Wiedererkennens, wo man vergeblich die wohlbekannten Züge vom Gesicht des Kindes sucht, diese Züge, die man von der Wiege an zum Menschlichen hatte [illegible] helfen. Man suchte ja vor seinem Kinde nur die schöne Seite anzulegen, und rief darum Besseres von seinem Besten in diesem bildbaren Kinderantlitz hervor, das man darum als eine bessere Auflage seines eigenen liebte. Jetzt sollte man es entstellt wiedersehen, denn der aufwachsende Jüngling ist häßlich mit seinen Mißproportionen in den Zügen, mit dieser unheimlichen Mischung vom Uebermenschentum des Kindes und dem erwachenden Tierleben des Jünglings, mit Andeutungen von Leidenschaften und [illegible] Schrecken über das Unbekannte, [illegible] aber das bereits Er[illegible]; und dieses beständige unbändige Grübeln über alles; Haß gegen alles, was über ihm lag und drückte, Haß gegen die Aelteren [illegible], gegen die besser Gestellten; Mißtrauen gegen das ganze Leben, das eben ein harmloses Kind in einen [illegible] Menschen verwandelt hat. Ich kannte dies ja aus Erfahrung, und erinnerte mich, wie verabscheuenswert ich als Jüngling war, als alle Gedanken [illegible] nur um Speise und Trank und rohe Genüsse spielten. [illegible] brauchte das nicht wieder zu sehen, da ich es im voraus kannte und [illegible] notwendig war, da in der Ordnung der Natur [illegible]

klüger als meine Eltern, hatte ich niemals von meinem Sohne etwas zurückverlangt; ihn zu einem freien Menschen erzogen und ihn von Anfang an über seine Rechte neben seinen Pflichten dem Leben, sich selbst und den Menschen gegenüber aufgeklärt. Aber ich wußte, er würde mit Rechten kommen, die sich ins unendliche erstreckten, obgleich seine Rechte mir gegenüber aufgehört hatten, als er fünfzehn Jahre war. Und daß er grinsen würde, wenn ich von seinen Pflichten spräche, das wußte ich auch — aus eigener Erfahrung.

Wenn nur mit Geld geholfen wäre, ginge es noch an, aber er würde auch meine Persönlichkeit in Anspruch nehmen, obgleich er meinen Umgang verachtete. Er würde die Häuslichkeit fordern, die ich nicht besaß; meine Freunde, die ich nicht hatte; meine Beziehungen, die ich seiner Meinung nach besaß; und meinen Namen zu Kredit benutzen.

Ich wußte, er würde mich langweilig finden; er würde mit Ansichten von einem fremden Lande mit einer anderen Weltanschauung, einer anderen Art des Verkehrs kommen; er würde mich wie eine alte abgelebte Kanaille behandeln, weil ich nicht Ingenieur und Elektrotechniker war.

Und wie hatte sich seine Charakteranlage während dieser Jahre entwickelt? Die Erfahrung hat mich allerdings gelehrt: so wie man geboren ist, bleibt man ziemlich unverändert das Leben hindurch. Alle diese Reihen von Menschen, die ich von der Kindheit an durchs Leben habe ziehen sehen, waren sich in der Regel gleich bei fünfzig Jahren, mit sehr geringen Veränderungen. Viele hatten allerdings verschiedene schroffe Eigenschaften, die fürs Zusammenleben undienlich sind, unterdrückt; einige hatten sie unter einer leichten Politur verborgen, aber sie waren im Grunde dieselben. Bei den Ausnahmen hatten sich gewisse Eigenschaften oder Charakterzüge ausgewachsen, bei einigen hinauf zu Tugenden, bei anderen hinab zu Lastern. So erinnere ich mich an einen, dessen Festigkeit sich zu Eigensinn auswuchs, dessen Ordnungssinn Pedanterie wurde, dessen Sparsamkeit Geiz, dessen Liebe zu den Menschen Haß gegen die Unmenschen wurde. Aber ich erinnere mich auch an einen, dessen Bigotterie als Frömmigkeit blieb, dessen Haß Nachsicht, dessen Eigensinn Festigkeit wurde.

Nachdem ich so gegrübelt hatte, ging ich auf meine Morgenwanderung, nicht um mich des Peinlichen zu entschlagen, sondern um mich in das Unvermeidliche hineinzuversetzen. Ich ging alle denkbaren Lagen durch. Aber als ich zu den Fragen kam, was seit unserem Abschiede bis jetzt geschehen sei, bebte ich und dachte aus der Stadt, aus dem Lande zu fliehen. Doch, die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß der Rücken die empfindlichste Seite ist, und daß die Brust von großen zur Verteidigung bestimmten Knochenschilden geschützt wird; darum beschloß ich zu bleiben und den Stoß zu empfangen.

Also meine Gefühle abhärtend, die halbtrockene Betrachtungsart eines praktischen Weltmenschen anlegend, stellte ich das Programm auf. Ich würde ihn in ein Pensionat bringen, nachdem ich ihn neu gekleidet; ausfragen, was er werden wolle; ihm sofort eine Stellung und Arbeit verschaffen, aber vor allem ihn wie einen fremden Gentleman behandeln, der durch Abwesenheit von Vertraulichkeit in Entfernung gehalten würde. Und um mich vor seinen Zudringlichkeiten zu schützen, würde ich mir von der Vergangenheit nichts merken lassen, keine Ratschläge erteilen, ihm vollkommene Freiheit lassen, da er ja sicher keinen Rat befolgen würde.

Ausgemacht also! Und abgemacht!

Klar und gesammelt wandte ich mich heim, jedoch in vollem Bewußtsein, daß eine Veränderung in meinem Leben eingetreten sei, und zwar eine so starke, daß die Wege, die Landschaft und die Stadt ein neues Aussehen angenommen hatten. Als ich dann mitten auf die Brücke gekommen war und die Avenue hinaufsah, trafen meine Blicke die Gestalt eines Jünglings — ich werde den Augenblick nie vergessen. Er war groß und mager; ging mit diesen unentschlossenen Schritten eines Wartenden und Suchenden. Ich sah, als er mein Aussehen durchforscht hatte und mich gerade erkannte, daß ihn zuerst ein Zittern befiel, und daß er sich gleich darauf zusammennahm, sich reckte und, die Avenue schneidend, den Kurs direkt auf mich hielt. Ich setzte mich in Verteidigungszustand, hörte mich einen frohgestimmten Ton anschlagen, als ich ihn grüßte: „Guten Tag, mein Junge!“

Jetzt, als wir uns einen Steinwurf genähert hatten, bemerkte ich dieses Deklassierte, Heruntergekommene, das ich am meisten von allem gefürchtet hatte. Der Hut war nicht seiner; er saß, als sei er dem Kopfe eines andern angepaßt; die Hosen fielen schlecht und das Knie saß zu tief unten; das Ganze sah abgerissen aus . . . innerer und äußerer Verfall! Der Typ: ein Kellner ohne Stellung. Jetzt konnte ich das Gesicht unterscheiden, das auf diese unangenehme Weise abgemagert war; jetzt sah ich die Augen, diese großen blauen, mit Blauweiß darum. Er war es!

Dieser Zufall [illegible] Jüngling war einmal ein Engel [illegible] Kind, das [illegible] daß ich die ganze [illegible] der Ältern [illegible]

[illegible]

Jetzt werden wir nur von einigen Schritten getrennt! Ein Zweifel steigt auf: das ist er nicht! Und in derselben Sekunde habe ich mich entschlossen, vorbeizugehen, es ihm überlassend, das Erkennungszeichen zu geben.

Eins! Zwei! Drei!

Er ging vorüber!

War er's, oder war er's nicht? fragte ich mich, während ich meine Schritte heimwärts lenkte, sicher, daß er sich unter allen Umständen einfinden würde!

Nach Hause gekommen, rief ich das Mädchen herein, um sie noch mehr auszufragen, jetzt aber, um zu wissen, ob er's war, an dem ich eben vorbeigegangen; doch es war nicht möglich, Gewißheit zu erlangen, sondern ich wurde in der Spannung einer Erwartung bis zum Mittag gehalten. Bald wünschte ich, er käme sofort, um ein Ende zu machen; bald kam mir die Situation so abgenutzt vor, daß ich glaubte, es sei überstanden.

Der Mittag war vorbei; der Nachmittag verging; und jetzt sah ich die Sache von einem neuen Gesichtspunkte an, der sie verschlimmerte. Er hatte geglaubt, ich wolle ihn nicht grüßen, und hatte sich erschrocken zurückgezogen; ging umher in der großen Stadt, im fremden Land und kam in schlechte Gesellschaft; wurde vielleicht zur Verzweiflung gebracht. Wo sollte ich ihn suchen? Bei der Polizei!

So wurde ich gepeinigt, ohne zu wissen warum, da ich nicht über sein Schicksal zu bestimmen hatte. Und ich hatte das Gefühl, als habe eine boshafte Macht mich in diese falsche Stellung versetzt, um mich schuldig zu machen.

So wurde es schließlich Abend. Da kam ein Mädchen mit einer Karte herein — auf welcher — der Name — — meines Brudersohnes gedruckt stand!

— — — — — — — — — —

Als ich wieder allein blieb, empfand ich eine gewisse Erleichterung, daß die überstandene Gefahr sich in Einbildungen aufgelöst hatte, welche für mich jedoch dieselbe Wirkung gehabt hatten wie etwas Erlebtes. Aber diese Phantasien hatten sich mir mit einer Notwendigkeit aufgedrängt, die unwiderstehlich war und die eine Grundursache haben mußte. Vielleicht, sagte ich mir, war der Sohn weit entfernt im fremden Land ein Raub ähnlicher Wahrnehmungen; vielleicht war er in Not, verlangte nach mir, „sah“ mich auf einer Straße, wie ich ihn „gesehen“, wurde von der gleichen Ungewißheit zerrissen . . .

Damit schnitt ich alle Grübeleien ab und legte das Ereignis zu den Akten unter andere Erlebnisse; aber ich strich es nicht aus als eine Fopperei, sondern behielt es als eine kostbare Erinnerung.

Der Abend wurde schwermütig, aber ruhig. Ich arbeitete nicht, sondern wanderte umher, die Blicke dann und wann auf die Zeiger der Uhr richtend. Die Uhr wurde schließlich neun; aber ich sah mit Entsetzen der langen letzten Stunde entgegen, die noch übrig war. Sie kam mir so lang wie die Unendlichkeit vor, und ich wußte keine Art, sie zu verkürzen. Die Einsamkeit hatte ich nicht gewählt; sie war mir aufgezwungen worden, und jetzt haßte ich sie als einen Zwang; ich wollte einen Ausbruch haben, ich wollte Musik hören, etwas von den Großen, von dem Größten, der das ganze Leben gelitten hatte . . . ich verlangte nach Beethoven besonders, und ich fing an, in meinem Ohre den letzten Satz der Mondscheinsonate zum Leben zu erwecken, die für mich der höchste Ausdruck des Seufzens der Menschheit nach Befreiung geworden ist, und die kein Gedicht in Worten hat erreichen können!

Die Dämmerung war gekommen; das Fenster stand offen; die Blumen auf dem Tische des Zimmers erinnerten mich daran, daß es Sommer war, wie sie da in dem Lichtscheine standen, still, unbeweglich, duftend.

Da hörte ich, deutlich, scharf, als geschähe es im Zimmer nebenan, das gewaltige Allegro der Mondscheinsonate sich wie ein Riesenfresko aufrollen; ich sah und hörte auf einmal; aber unsicher, ob es eine Täuschung war, wurde ich von diesem Schauer ergriffen, der einen vor dem Unerklärlichen erfaßt. Die Musik kam nämlich von den unbekannten Wohltäterinnen im Hause nebenan, und die waren auf dem Lande! Aber sie konnten ja in irgend einem Anliegen in die Stadt gekommen sein! Gleichviel: hier wurde mir vorgespielt; und ich nahm das Faktum mit Dankbarkeit hin, im Gefühl, Gesellschaft in der Einsamkeit zu haben, und im Bunde mit gleichgestimmten Menschenkindern zu sein.

Wenn ich nun bekenne, daß dasselbe Allegro dreimal während der langen Stunde wiederholt wurde, so erscheint ja die Sache noch unerklärlicher, aber sie schenkte mir gerade darum noch größeres Vergnügen, und daß kein anderes Stück gespielt wurde, faßte ich als eine besondere Gnade auf.

Schließlich schlug die Uhr zehn, und der gute, barmherzige Schlaf machte ein Ende mit einem Tage, an den ich mich lange erinnern werde.

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XXXIX. Band. | Wien, den 30. April 1904. | Nummer 500.

Die Ziele der Obstruktion.

Solange die tschechische Obstruktion eine Politik der Wut und Rache war, konnte man sie noch verstehen. Die Deutschen hatten in heißem, langwierigem Kampfe die Aufhebung der Badeni'schen Sprachenverordnungen durchgesetzt, und nun sollte Vergeltung geübt werden: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Obstruktion um Obstruktion. Hatten die Deutschen ein Regierungssystem beseitigt, das mit cynischer Ungeniertheit nationale Zugeständnisse feilhielt und damit parlamentarische Mehrheiten zusammenkaufte, so wollten die Tschechen fortan das Regieren mit dem Reichsrat überhaupt unmöglich machen. Das ganze politische Lebenswerk der Deutschen sollte durch die Obstruktion vernichtet werden: fort mit dem Zentralparlament, fort mit der Verfassung! In diesem Plane war eine unversöhnliche, verzweifelte Logik, aber es war immerhin noch Logik darin.

Allein die maßlose Leidenschaft, die solche Zerstörungspläne ausheckt, ist naturgemäß ein vorübergehender Gemütszustand. Man bleibt nicht ewig in Siedehitze, man kühlt sich ab. Die Tschechen obstruierten zwar weiter, aber sie änderten das Angriffsobjekt, das Kampfziel. Nun hieß es nicht mehr, der Reichsrat müsse gesprengt werden, die Verfassung müsse in Trümmer gehen; man begnügte sich jetzt, für die Aufhebung der Sprachenverordnungen eine „ausgiebige Satisfaktion" zu verlangen. Diese konnte selbstverständlich in nichts anderem bestehen, als — in der Restituierung des wesentlichsten Teiles der Sprachenverordnungen. Um solchen Preis wollten sich die Tschechen die Freigebung des Reichsrates ablaufen lassen. Von dieser staatsmännischen Wendung an, auf die sich die tschechischen Führer nicht wenig zugute taten, ward ihre Taktik zum blanken politischen Unsinn. Denn gegen den Willen der Deutschen war die begehrte „Satisfaktion" doch klärlicherweise nicht zu haben, und mit ihrer Zustimmung ebensowenig. Konnte man ihnen zumuten, die Errungenschaften ihrer eigenen Obstruktion preiszugeben, damit die der Tschechen besänftigt werde? Dann hätten sie sich ja die Mühe von Anfang an ersparen können.

Mit der Satisfaktion war es also auch nichts. Trotzdem wurde weiter obstruiert, und zwar wieder nach einem neuen Programm; das war bereits die dritte Aenderung. Jetzt sollte die Obstruktion den Sturz des Ministeriums Koerber bewirken. Aber sonderbar: je bescheidener man den Zweck definierte, desto zweckwidriger zeigte sich das Mittel. Gegen wen richtet sich denn die Obstruktion? Gegen das Parlament; sie hindert es, gesetzgeberisch zu arbeiten, sie hindert es, die Verwaltung zu kontrollieren. Sie könnte für eine Regierung nur dann verhängnisvoll werden, wenn diese parlamentarischen Ursprungs wäre und der Unterstützung durch eine parlamentarische Mehrheit bedürfte. Für ein Beamtenkabinet aber ist die Obstruktion gegenstandslos, denn sie schlägt nach einer Seite hin, wo dieses Kabinet nicht zu treffen ist. Wenn die Bureaukratie Verordnungen mit Gesetzeskraft hinausgeben und ohne parlamentarische Kontrolle regieren kann, so hat sie gar keinen Grund, sich dabei unglücklich zu fühlen. Die Verfassung durch Obstruktion zu Fall bringen zu wollen, wie es die Tschechen anfangs beabsichtigten, war ein Gedanke von desperater Abenteuerlichkeit; aber sehr gescheit und sehr praktisch verglichen mit der heiteren Idee, ein Beamtenministerium durch Obstruktion zu stürzen.

Nie stand das § 14-Regiment fester als heute. Das durch eigene Schuld in einen Zustand zeitweiliger Rechtsunmündigkeit geratene Parlament braucht einen Kurator. Das Notverordnungsrecht ist zu einer Generalvollmacht in blanco geworden, die der Regierung von den tschechischen Ministerstürzern in die Hand gedrückt wird. Ein so groteskes Mißverhältnis zwischen Absicht und Erfolg ist, so weit die Geschichte parlamentarischer Kämpfe zurückreicht, noch nicht dagewesen. Aber die tschechischen Politiker, die ja eine besondere Kunstfertigkeit darin besitzen die politischen Begriffe durcheinander zu werfen und unentwirrbare Konfusionen zu erzeugen, haben ein gewaltiges Argument bei der Hand mit dem sie auch über diese Lächerlichkeit hinwegkommen. Der § 14, so sagen sie, ist am Ende seiner Herrlichkeit angelangt: am ungarischen Ausgleich muß er zuschanden werden. Man weiß offenbar, nachdem alles, was bisher als Zweck der Obstruktion genannt geworden, sich als Hirngespinst erwiesen hat, keinen plausibeln Zweck mehr ausfindig zu machen, und deshalb spricht man nun mit phantastischer Unbestimmtheit, aber in düsterem Prophetentone von irgend einem kommenden Tag, an dem die Obstruktion endlich das ersehnte Wunder gebären wird. Der Fälligkeitstermin des ungarischen Ausgleiches soll der tschechischen Politik die glänzende Rechtfertigung bescheren. Die ungarischen Oppositionsparteien fordern bekanntlich, auf die klaren gesetzlichen Bestimmungen von 1867 gestützt, daß der Ausgleich auch in Oesterreich vom Parlamente genehmigt werden müsse; einen § 14-Ausgleich verwerfen sie und sollen angeblich entschlossen sein, ihn unter gar keinen Umständen zuzulassen. Die Tschechen erwarten also von der Unbeugsamkeit der ungarischen Opposition — ja, was erwarten sie denn eigentlich? Das ist schwer zu sagen. Etwa die Vereitlung des Ausgleichs überhaupt, die Auflösung des Dualismus? Wenn es dahin käme, so ist nicht einzusehen, was die Tschechen dabei profitieren könnten; aber es ist absolut sicher, daß es nicht dahin kommen wird. Abgesehen von den politischen und wirtschaftlichen, sind die dynastischen Interessen, die mit dem Ausgleich verknüpft sind, so gewaltige, daß sie jeden Widerstand aus dem Felde schlagen werden. Steht die Sache aber so, dann kann doch der Druck, den die ungarische Opposition im Sinne einer verfassungsmäßigen Erledigung der Ausgleichsvorlagen übt, niemanden anderen treffen, als gerade die Tschechen. Sie allein sind es ja, die eine solche Erledigung hindern. Beharren sie trotzdem bei der Obstruktion, nun, dann gibt es eben keinen anderen Ausweg als den § 14, und dann werden die Tschechen diese Schlußapotheose des Notparagraphen, der schließlich die ganze Verfassung hinunterschlingt, glücklich durchgesetzt haben. Freilich wird es schwer halten, die widerstrebende ungarische Opposition herumzukriegen; aber es wird nicht unmöglich, es wird nur t e u e r sein. Ihre staatsrechtlichen Bedenken werden eben mit wirtschaftlichen Vorteilen aufgewogen werden müssen, koste es, was es koste. Der österreichische Steuerzahler mag sich freuen. Seit Jahren leidet er unter der tschechischen Prinzipientreue, die ihm statt Fortschritt und Reformen den § 14 beschert; und nun soll er der ungarischen Prinzipientreue noch Tribut dafür zahlen, daß sie den § 14 duldet. Das ist der großartige Triumph, dem die tschechische Obstruktionspolitik unfehlbar entgegensteuert, wenn sie nicht noch in letzter Stunde den Kurs ändert: vollständige Diskreditierung des Parlamentarismus nach oben wie nach unten und vollständige Unterwerfung Oesterreichs unter die ungarische Diktatur. Soll dieser selbstmörderische Unsinn wirklich bis zur letzten und äußersten Konsequenz fortgetrieben werden? Noch ist es Zeit zur Umkehr — aber schon höchste Zeit!

E. W.

Die Fabriksarbeit verheirateter Frauen.

Seit den ersten Anfängen des modernen Arbeiterinnenschutzes taucht von Zeit zu Zeit die auch jetzt wieder viel diskutierte Frage eines Ausschlusses der verheirateten Frauen aus der Fabrik auf. Der kürzlich in Berlin abgehaltene Heimarbeitskongreß hat auch wieder zur Genüge die Wichtigkeit der Anschauung, die Fernhaltung der Frauen von der Fabrik liefere sie nur größerem Elend aus, bewiesen. Die durch ihre Schlagworte „die Frau gehört ins Haus" und „die Frau muß vollständige wirtschaftliche und rechtliche Selbständigkeit erlangen" gekennzeichneten Parteien sammeln eifrig Material, um diese Frage nach ihren Gesichtspunkten zu entscheiden.

Henriette F ü r t h hat kürzlich in den „Schriften des Sozialwissenschaftlichen Vereines" in Berlin eine Broschüre erscheinen lassen in welcher sie reichliche Beweise einerseits dafür, daß es der Verheirateten, welche in der Fabrik arbeiten muß, ganz erbärmlich schlecht geht, andererseits jedoch auch dafür beibringt, daß ein Verbot der Fabriksarbeit solcher Frauen nichts nützen, sondern vielmehr Schaden bringen würde. Das gewandt und anschaulich geschriebene Büchlein bietet einen guten Ueberblick der bisherigen Veröffentlichungen und statistischen Erhebungen auf dem angegebenen Gebiete.

Henriette Fürth führt uns vor, warum die Frauen in Fabriken gehen: „aus Not natürlich, weil der Mann zu wenig verdient", und nur in ganz vereinzelten Fällen kann die Frau für die Zukunft sparen. Ja, es wird zahlenmäßig nachgewiesen, daß überall dort, wo der Mann mehr als 20 Mark wöchentlich verdient, die Frau nicht in die Fabrik geht. Aus dieser Zusammenstellung liest die Verfasserin heraus, daß man alle diese zur Erwerbstätigkeit gezwungenen Frauen aufs Pflaster werfen würde, wollte man ihnen die Fabriktore [illegible] [illegible] natürlich recht; jene Angaben verraten aber [illegible] [illegible], daß den Frauen die Fabriksarbeit ein [illegible] [illegible] dingt, sondern nur dann ergriffen wird, wenn [illegible] anders geht. Können wir nun annehmen, dieselben Frauen [illegible] und im Falle der Not 16 bis 20 Stunden täglich [illegible] Krankheit und Schwäche zu überstehen [illegible]

diese Frauen würden, sowie die eiserne Klammer der Sorge für den nächsten Tag nachläßt, die Hände in den Schoß legen und nichts erwerben? Wir müssen vielmehr glauben, die Fabriksarbeit sei so beschwerlich oder so unangenehm, daß die weniger einträgliche Heimarbeit von der Arbeiterin häufig vorgezogen wird. Man mag der Heimarbeit vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus als entschiedener Feind gegenüberstehen, so wird man doch die Tatsache berücksichtigen müssen, daß viele Frauen die Heimarbeit vorziehen — oft wohl wegen der unbegrenzten Arbeitszeit und dem vermeintlich daraus resultierenden größeren Ertrag — und wird das psychische Moment in Rechnung ziehen müssen. Gewiß würde manche Heimarbeiterin Fabriksarbeit vorziehen, bekäme sie sie nur — aber oft wird sie bei freier Wahl sich trotz offenkundiger Nachteile für die Heimarbeit entscheiden. Die Gründe hiefür in genügend zahlreichen Fällen, bei vielen Fabrikationszweigen, in städtischen und ländlichen Industriegebieten zu erforschen, wäre eine verdienstliche Arbeit, die verläßliche Anhaltspunkte für die Heimarbeitspolitik, wie für die Ausgestaltung des Arbeiterinnenschutzes in Fabriken liefern würde.

Was nun den zu fordernden Schutz verheirateter Frauen betrifft, scheint mir der Kernpunkt der Frage zu sein: handelt es sich um Maßregeln des Frauen- oder des Kinderschutzes? Ich möchte mich aus vielen Gründen für das letztere entscheiden, denn in Rücksicht auf das erwartete oder pflegebedürftige Kind erheischt die Frau Schutz. Soll die Frau besser gestellt werden, so wird man ihr durch Arbeitserleichterungen und Krippen u. s. w. Hilfe bieten, vom Standpunkt der Kinderfürsorge jedoch wird man alles tun müssen, was die Mutter dem Kinde beständig erhält. Im ersten Lebensjahre des Kindes gibt es keinen Ersatz für die mütterliche Pflege, und es sei auf die in letzter Zeit anwachsende Literatur über den Wert des Selbstnährens der Mütter hingewiesen. Auch die besteingerichtete Krippe, versehen mit allen hygienischen und pädagogischen Einrichtungen, kann dem Kinde im ersten Lebensjahre die Mutter nicht ersetzen: was man für das Kind tun will, muß man eben für die Mutter tun. Kindergärten und Bewahranstalten werden ebenso wie die öffentliche Schule beweisen, um wieviel Besseres sich gemeinsam leisten läßt, bei dem Kinde im ersten Lebensjahre muß jedoch stets der oberste Grundsatz bleiben, daß man Mutter und Kind nicht trennen darf. Zunächst käme hier die Stützung des Familienlebens durch von außen kommende Beträge in Betracht, also Mutterschaftsversicherung, an die Mutter für die Pflege ihres eigenen Kindes zu zahlendes Kostgeld u. s. w. Der Gedanke einer Mutterschaftsversicherung befremdet und ruft Angst vor dem Aufwande hervor. Da sei jedoch auf die Kosten der Krippen verwiesen, die (ohne Einrechnung des Zinses und der Einrichtung), wenn sie den Kindern nicht vollständige Ernährung bieten, per Kind und Tag dennoch zirka 60 h bis 1 K 10 h (in österreichischen Städten) aufwenden. Auf dem Gebiete der Mutterschaftsversicherung, deren Idee ja der neuesten Zeit angehört und die zum erstenmale kürzlich in Amerika praktisch versucht wurde, haben wir keine Beispiele zur Hand. Dagegen stehen uns reichliche Erfahrungen über die technische Durchführbarkeit der Fürsorgemethoden aus dem Gebiete des Armenwesens zu Gebote. Hier machen sich schon seit Jahren überall Tendenzen geltend, die für die Richtigkeit des Prinzips der Dezentralisierung und der Verlegung des Schwerpunktes in das Haus sprechen. Die Zusammensperrung ganz kleiner Kinder, wie sie die zur Entlastung der Fabriksarbeiterinnen angestrebten Krippen bewirken würden, erwies sich als gesundheitsschädlich, und das romanische System der kasernenartigen Findelhäuser macht mehr und mehr der germanischen Methode der Einfügung auf fremde Hilfe angewiesener Kinder in bestehende Familien Platz (Kostkinder, Ziehkinder).

Dieses Bestreben, den Familienverband zu erhalten, zeigt sich auch überall dort, wo eine auf Armenunterstützung angewiesene Frau Erziehungsbeiträge für ihre Kinder bekommt, so z. B. in einzelnen australischen Kolonien. Wie sehr sich diese Auffassung bereits der Anerkennung erfreut, beweist die begeisterte Aufnahme, welche Lydia von Wolfrings Vorschlag, das Kindergruppenfamiliensystem einzuführen, bei dem vor kurzer Zeit abgehaltenen Schulhygienekongreß gefunden hat. Derartigen Tendenzen entsprechend, haben unbedingt alle Maßregeln des Frauenschutzes, welche die Familienmutter in der allerersten Lebenszeit des Kindes diesem erhält, den Vorzug vor der Entlastung der Mutter durch Fernhaltung der Kinder. Man kann die verheiratete Frau nicht mit so zahlreichen Schutzbestimmungen umgeben, daß Kinder und Haus gar nicht unter ihrer Erwerbstätigkeit leiden, weil durch dieses Ausmaß ihre Konkurrenzfähigkeit leiden würde — man würde damit auch die anstrengenderen Arbeiten den fast noch hilfsbedürftigeren jungen Mädchen zuschieben. Viel anstrebenswerter ist es, sie für diese Zeit der Arbeit nach Möglichkeit zu entheben und das ist ja nur auf dem Wege der Staatshilfe oder der Versicherung durchführbar.

Ein ungemein wichtiger Vorteil der Mutterschaftsversicherung wäre darin gelegen, daß eine ärztliche Ueberwachung eingreifen könnte, wo heute noch Vorurteile und Kurpfuscherei herrschen. Die Bedeutung solcher Ueberwachung und die Vernachlässigung, der heute Mutter und Kind preisgegeben sind, erhellt z. B. schon aus der einen Tatsache, daß eine Augenkrankheit der Neugeborenen (Blennorrhoea neonatorum) Jahr für Jahr zahlreiche Erblindungen zur Folge hat, obwohl sie durch rechtzeitige ärztliche Hilfe fast immer geheilt werden kann. 20 bis 30% aller Blinden sind Opfer dieser Krankheit! Daß dort, wo solche grobe Vernachlässigung stattfindet, auch vieles andere nicht aufs Beste vor sich geht, kann doch wohl für sicher gelten. Wir sehen also auf der einen Seite zur Zeit: Schädigung und Vernachlässigung der Gesundheit von Mutter und Kind, Unzulänglichkeit und Kostspieligkeit der Krippen, Ueberanstrengung der Mutter, während ein Kind klein ist. An Aktiven finden wir dagegen: Kinderfürsorge auf dem Wege der Wohltätigkeit, Milchverteilung (städt. und privat), Ausdehnung der Krankenversicherung auf Wöchnerinnen. Eine Zusammenfassung dieser jetzt zerstreuten Mittel und Bestrebungen würde es ermöglichen, was man nicht erzwingen kann: daß die Frauen, solange ein Säugling ihrer bedarf — und das ist doch jedenfalls die schwerste Zeit — der Fabrik ferne blieben. Es müßte eben, was heute dem Kinde und der Mutter getrennt zukommt, der Mutter für das Kind und zwar unter Kontrolle gegeben werden.

Henriette Fürth gelangt schließlich zu folgenden Forderungen: „Eine Verkürzung der Arbeitszeit auf acht Stunden für erwachsene, d. h. mehr als 18 Jahre alte Arbeiterinnen, je nach der Art des Gewerbes eine weitere Herabsetzung der Arbeitszeit, Erhöhung des zu verlangenden Minimalalters auf 16 Jahre und von da bis zum vollendeten 18. Jahre eine Arbeitszeit von höchstens sechs Stunden, Verbesserung der Beschaffenheit der Arbeitsräume und aller sonstigen Arbeitsbedingungen, Ausbau der weiblichen Fabriksaufsicht und Einbeziehung der Hausindustrie und Heimarbeit in Kranken- und Invaliditätsversicherung. Ferner Erhöhung der Löhne, ein ausgedehnter, mit Hilfe von Mutterschaftskassen auszubauender Wöcherinnen- und Säuglingsschutz, obligatorische Haushaltschulen, kommunale und staatliche Fürsorge zur Erleichterung der Hauswirtschaft“.

Lauter sehr berechtigte und wünschenswerte Einrichtungen — die praktische Durchführbarkeit wird jedoch von einer weisen Beschränkung und dem konsequenten Arbeiten in einer Richtung abhängen, wenn in absehbarer Zeit Erfolge eintreten sollen. Ilse v. Arlt.

Der Nürnberger Kongreß für Schulhygiene.

Auf dem ersten internationalen Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg waren fast nur die Deutschen Sprecher, während die Fremdländer das Auditorium bildeten. Die Deutschen gelten einmal für die Klassiker der Pädagogik und man räumt ihnen deshalb gerne die Führung ein. Dazu kommt, daß andere Völker, so England und Amerika, an sich schon eine, vom hygienischen Standpunkt aus betrachtet, gesündere Jugenderziehung haben.

Schon die Tatsache dieses Kongresses ist an sich eine erfreuliche Erscheinung, die unserer Zeit Ehre macht. Wer vor 30 oder 40 Jahren ein deutsches Gymnasium besucht hat, der weiß, daß es damals eine Schulhygiene nicht einmal dem Namen nach gab. Wenn der Schüler sein Pensum lernte, so war man befriedigt; daß er sich dabei die Augen verdarb oder sonst am Leibe Schaden nahm, das kümmerte den Lehrer nicht. Ich erinnere mich, daß ich in der Tertia einen Platz hatte, der mich im Sommer stundenlang der grellen Sonne aussetzte. Ich bekam davon regelmäßig Kopfschmerzen, zuweilen Nasenbluten und Augenentzündungen. Als ich schließlich schüchtern eine Beschwerde wagte, antwortete der Klassenlehrer wörtlich: „Sei froh, daß dich die liebe Sonne bescheint“ — und damit war die Sache erledigt. In Sekunda bekam ich einen Platz mit dem Rücken unmittelbar an einem Fenster: eisige Kälte im Nacken, während der Kopf vom Büffeln dampfte! Taute dann der dicke Frost von den Scheiben, so tropfte mir das eisige Wasser auf den Rücken. Schließlich bewirkte der Einspruch meines Vaters, daß wenigstens ein Schutzbrett angebracht wurde. Von regelmäßiger Lüftung der Klassen war keine Rede. Zumeist saßen wir im ekelhaftesten Dunste. Das ist alles viel, viel besser geworden. Aber noch immer ist das Examen zu sehr das letzte und höchste Ziel allen Unterrichtes. So ein Examen erscheint mir immer unter dem Bilde von Menschen, denen man mit aller Gewalt über eine hohe Mauer hinweghilft. Gelingt es durch Stoßen, Heben und Schieben alle hinüber zu befördern, dann ist der Jubel groß. Wer fragt aber, wie sie hinüber kommen und drüben niederfallen, ob in Disteln und Dornen, ob in den Sumpf, ob ins Faulbett? Genug, daß sie „bestanden“ haben — das Weitere ist ihre Sache. Jetzt fängt man an, die erziehende Aufgabe der Schule weiter und ernster aufzufassen. Die Erfahrung hat uns belehrt, daß viele trotz gut bestandener Examina dann nur zu bald einem körperlichen Siechtum oder moralischer Verkommenheit verfielen. Wer konnte sie zählen, die Studenten, die im ungebändigten Freiheitsdrange gegen den Zwang der Schule das unbegrenzte Genußleben eintauschend, in Trunk und Unzucht verkommen sind, die nichts Eiligeres zu tun hatten, als allen Schulballast weit hinter sich zu werfen, um „sich auszuleben“ und dabei dann allen Halt verloren! Ihre Zahl ist leider Legion. Auch das wird erfreulich besser und nicht zum wenigsten geht die Reform von den Studenten selbst aus, die vor allem gegen die unsinnigen Trinksitten selbst anfangen Front zu machen. Die deutsche Jugend, ideal und gesund wie nur zu irgend einer Zeit unserer Geschichte, erkennt, daß sie sich selbst und ihrem Volke eine innere Gesundung schulde, daß es ihr nicht zum Stolze, zur Ehre gereichen kann, im Biertrinken mit verkommenen Zechern zu wetteifern. Daß der deutsche Mann erst nicht mehr nach den Leistungen beim Kommers und beim Biertrinken bewertet wird; sie fängt wenigstens an,

es zu erkennen. Als ich jüngst vor Technikern der Charlottenburger Hochschule einen Vortrag hielt, konnte ich beobachten, daß die Mehrzahl Limonaden und Selterwasser trank. Selbst bei Kommersen ist ihnen gestattet, im Kruge Limonade statt Bier zu führen. Das hätte einmal jemand zu meiner Studentenzeit wagen sollen! Um klar zu sehen, wie es mit dem Trinkzwang in Tübinger Universitätskreisen steht, hat jüngst Professor Dr. v. Grützner an sämtliche akademischen Verbindungen die Umfrage gerichtet, ob sie „Abstinente“ aufnehmen. Im ganzen handelt es sich dabei um 32 Verbindungen mit 1037 Mitgliedern (von insgesamt 1506 Studierenden). Die Umfrage wurde von sechs Verbindungen mit 212 Mitgliedern mit „Ja“ beantwortet; eine zweite Gruppe, vier Verbindungen (darunter auch ein Korps) mit 142 Mitgliedern, knüpft an ihr „Ja“ gewisse Bedingungen; die dritte Gruppe (vier Verbindungen mit 191 Mitgliedern) lehnt die Aufnahme nicht rundweg ab, sondern macht sie ebenfalls, wie die zweite Gruppe, von gewissen Bedingungen abhängig. Eine vierte Gruppe schließlich hat die Anfrage mehr oder weniger bestimmt verneint, meistens mit dem Hinweise darauf, daß studentisches Leben und volle Enthaltsamkeit nicht recht vereinbar seien. Dies sind neun Verbindungen mit 201 Mitgliedern. Keine grundsätzliche Stellung nahmen drei Verbindungen mit 83, gar keine Antwort gaben sechs mit 141 Mitgliedern. Danach haben sich im ganzen für Aufnahme von Enthaltsamen ausgesprochen 545, vertreten durch 14 Verbindungen, also die stärkere Hälfte der Verbindungsstudenten. Aus diesem Ergebnis schließt Grützner, daß es auch in den studentischen Kreisen dank der Aufklärung über die Schädlichkeit geistiger Getränke und dank der Aufrüttelung der Gewissen durch die Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine vorwärts geht. Wer aus langjähriger Beobachtung weiß, daß das Verbindungswesen von Schülern mit seiner Nachahmung studentischer Sitten und Unsitten weit schädlicher wirkt, als alle anderen Schädigungen der Knaben in der Schule zusammengerechnet, der wird vor allem im Kampfe gegen den Alkohol und das Nikotin, gegen das Kommersieren und Verbindungsunwesen den wichtigsten Hebel zur körperlichen und sittlichen Förderung unserer Jugend erkennen und es mit Freuden begrüßen, daß aus der deutschen Jugend selbst die Reform, ein Verjüngungs- und Heilprozeß hervorgeht. Ich darf hier auch an den sogenannten „Wandervogel“ erinnern, eine Vereinigung deutscher Schüler und Studenten zur Pflege des Wandertriebes, wobei Abstinenz zur Pflicht gemacht ist. Mir scheint dieser Verein in seinen Bestrebungen und Leistungen so gesund zu sein, daß ich mit Vergnügen den Vorsitz in ihm führe. Als jüngst das Kultusministerium in Bayern an das preußische eine Anfrage richtete, wie sie das Kneipwesen der Schüler bekämpfe, konnte geantwortet werden, „durch Pflege der Wander- und sportlichen Vereine“, denn wo man im Freien spielt, wie die Engländer und Amerikaner tun, oder wo man auf echt deutsche Art wandert, da ist kein Raum und Sinn für Sauferei und Völlerei. Auch in Nürnberg wurde diesem Thema gerechte Würdigung zuteil. Gegen den Alkoholismus der Schüler legten die Bevollmächtigten der Landesgruppen Deutschlands des Internationalen Alkoholgegnerbundes folgende Leitsätze vor, die mir höchst empfehlenswert scheinen:

„Nach Ansicht der Aerzte wie der Schulmänner, die sich mit der Alkoholfrage beschäftigt haben, schädigt der Genuß geistiger Getränke Körper, Geist, Gemüt und Charakter der Schüler. Es liegt daher im eigensten Interesse und Pflichtenkreise der Schule, ihre Zöglinge davor zu bewahren. Das hat zu geschehen: 1. durch disziplinäres Verbot des Genusses aller alkoholischen Getränke für die Schüler der Volks- und Mittelschulen. 2. Aufklärung über die schädlichen Wirkungen des Alkohols durch den Unterricht, teils eingestreut in den verschiedensten Lehrfächern, teils in hygienischen Vorträgen der Schulärzte, teils auf den Elternabenden. 3. In den Schulzimmern ist die Tafel: Weichselbaum-Henning: „Schädigung lebenswichtiger Organe durch Alkoholgenuß“ anzubringen. 4. Durchsicht der Unterrichtsmittel mit Rücksicht auf obigen Zweck. 5. Durch das persönliche Beispiel der Lehrer, soweit dies ohne Zwang möglich ist. 6. Alkoholgegnerische Schülerverbindungen sind von den Schulleitern zu begünstigen.“

Damit Hand in Hand muß eine Entlastung unserer Schüler von Schularbeiten schon deshalb gehen, damit ihnen in reichem Maße Zeit und Neigung zum Spiel im Freien und zu Wanderungen bleibe. Nachdem in Nürnberg Nervenarzt Dr. Benda (Berlin), Professor Dr. Schwend (Stuttgart), Dr. med. Jaeger (Schwäbisch-Hall) die Ueberbürdungsfrage an unseren höheren Schulen ins rechte Licht gestellt hatten, erfolgte leider ein Rückschlag von Seiten Professor Brütts (Hamburg), welcher behauptete, man stelle die Ueberbürdung als eine Tatsache hin, während sie noch eine offene Frage sei. Man traut seinen Ohren nicht. Genügt nicht ein einziger Blick auf den Stundenplan eines Gymnasiums? Ich sehe mir den Freitag unserer Steglitzer Tertianer an: Von 7—12 Deutsch, Naturkunde, Griechisch, Latein, Französisch, von 5—7 Zeichnen, für die Katholiken noch von 3—4 Uhr Religionsunterricht — also acht Pflichtstunden, dazu dann die häuslichen Aufgaben, auf die 3 bis 4 Stunden zu rechnen sind; das ergibt einen Arbeitstag von 10 bis 11 Stunden Sitzarbeit, und das für Knaben von 13 bis 15 Jahren, die zum Teil schon in der geschlechtlichen Entwicklung stehen. Und da verlangt Herr Professor Brütt noch weitere Erhebungen!?

Internationale Vereinbarungen, führte er weiter aus, über eine Verminderung des Lernstoffes seien ganz ausgeschlossen. Welcher Staat würde mit gutem Gewissen den Anfang machen wollen, und wer wollte die Kontrolle ausüben? Nun, die Engländer haben schon längst den Anfang gemacht. Bei ihnen bringt die Jugend den halben Tag auf der Wiese oder auf dem Flusse zu. Brütt fährt dann fort: Die höhere Bildung sei ein Besitz, den eben nicht jeder zu erwerben in der Lage sei. Das sei auch gar kein Schaden in einer Zeit, wo es keineswegs eine soziale Degradation bedeute, sich sein Brot, wenn nicht mit dem Kopfe, so mit den Händen zu verdienen. Wir könnten nicht alle Gelehrte sein, denn sonst würde schließlich ein Gelehrtenproletariat entstehen. Gott sei Dank, daß wir so weit fortgeschritten sind, daß jede Arbeit ehrt! — Darauf ist zu erwidern, einmal, daß es sich in öffentlichen Reden zwar sehr gut macht, wenn man von der Ehre der schwieligen Hand redet, daß in Wahrheit aber der Handarbeiter wohl niemals gesellschaftlich tiefer stand als heute. Ich habe noch keinen Gelehrten kennen gelernt, der seinen Sohn Tischler, Schuhmacher, Schlosser oder dergleichen werden ließ, auch habe ich in der Gesellschaft von Offizieren, Juristen, Lehrern oder Aerzten oder an deren Tafeln noch nie einen Drechsler oder Maurer getroffen; ferner habe ich zu bemerken, daß unsere höheren Schulen nicht nur Gelehrte, sondern auch Post-, Bankbeamte, Offiziere, Techniker jeder Art heranzubilden haben, sodann daß Vielwisserei und Bildung nicht identisch sind. War Walther von der Vogelweide, der vielleicht nicht schreiben, jedenfalls nicht Lateinisch konnte, war Böcklin „ungebildet“? Muß man Bildung mit seiner Gesundheit erkaufen? Daß doch der heutige Gelehrte so schwer das wahre Wesen der Bildung erkennt! Daß gerade der Schulmann den hygienischen Ansprüchen der Aerzte und Eltern immer in den Weg treten muß! Es war wieder ein Gymnasialdirektor, nämlich Herr Dr. Hengel (Aussig), der Herrn Brütt sekundierte. Unsere Zeit, so etwa lauteten seine Ausführungen, die lebhaften Beifall erweckten, unsere Zeit stehe unter dem Zeichen des Weltverkehres; seine Folge sei ein nimmer rastendes Wettrennen auf allen Gebieten nach materiellem Gewinn; dieses Ziel erzeuge einen praktischen Sinn, mit dem heutzutage auch über Wert oder Unwert der einzelnen Schulgattungen einseitig und kurzsichtig geurteilt werde. In dieser Hast gebe es kein Besinnen, keine Ruhe, keine Vertiefung, keine ideale Lebensauffassung; alles dränge zum Realismus. Noch bedenklicher aber sei hiebei, daß dieses unaufhaltsame Fortstürmen vielfach zur Flüchtigkeit, Zerstreuung und Oberflächlichkeit führe, die der Selbständigkeit des Urteils, weiser Beschränkung und ehrlicher, Schwielen und Schweiß erzeugender Arbeit jeden Boden entziehe. So gehe es fort auf Krücken vom Laufstuhl des kleinen Kindes angefangen über die in den glänzendsten Farben schillernden Eselsbrücken während des Studiums bis zu dem eifrig gehegten Amtsschimmel; Willensstärke und Tatkraft verkümmerten, Originale würden immer seltener, Dilettantismus (in den Künsten), Einseitigkeit (politische, nationale und konfessionelle Unduldsamkeit) und Verschrobenheit (Steilschrift, Volapük) feierten ungeahnte — wenn auch kurze — Triumphe.

Man mag manche dieser Zeitklagen als berechtigt anerkennen, nur sollte man dabei bedenken, daß unsere Schule daran die meiste Schuld trägt, in der von früh an das Drängen und Hetzen systematisch betrieben wird. Läßt sie doch die Kinder nicht einmal ausschlafen und im Winter bei Gaslicht mit der Schularbeit beginnen. Hengel sollte seine Beschwerden also nur an die rechte Adresse wenden. Man lese einmal die Anklagen des Dr. Johannes Müller gegen unseren Schulbetrieb, um sich zu überzeugen, daß andere noch strenger urteilen als ich. In seinen herrlichen Vorträgen über Erziehung und Unterricht sagt Müller: „Es ist schon allgemein anerkannt, daß unsere Schulen die menschliche Entwicklung der Jugend nicht fördern, sondern schädigen. Aus der ganzen Schar wundervoller Kinder, die alle als eigenartige, ursprüngliche und feurige, lebensfrohe und lebenskräftige Erscheinungen von ihr verschlungen werden, macht sie binnen wenig Jahren durch ihren so vorzüglich funktionierenden Betrieb eine fade, schlaffe, gelangweilte und interesselose Gesellschaft, wo alle genialen und originalen Keime erstorben oder verkümmert sind. Dieselben herrlichen Kindergestalten sind zehn, zwölf Jahre später mehr oder weniger blutarme und wurmstichige, blasierte und stumpfe, greisenhafte und nervös übermüdete Geschöpfe ohne jugendlichen Ueberschwang der Kräfte, ohne brausenden Lebensdrang, ohne Flug und Leidenschaft des Geistes, ohne Lebensmut und Abenteuerlust. Alle die jugendlichen Bäche, die munter, kristallklar, in eigentümlicher Farbe leuchtend, bald murmelnd, bald schäumend hervorspringen, werden im Flachland der Schule zu einer großen trägen Flut, in der alle Eigenart untergeht. Alle höheren Interessen und Ziele sind von praktischem Materialismus, Strebertum und Eitelkeit verschlungen. Sie haben das Suchen verlernt und wagten auch gar nicht, was sie suchen sollten, sie sind auf dem besten Wege, sich zu braven, geriebenen oder genußsüchtigen Bildungsphilistern auszuwachsen. Man sehe sich nur unsere Studenten an und höre die Klagen ihrer Professoren, wie sie leben und studieren, wie gleichgültig ihnen Wahrheit und Kultur, Kunst und Wissenschaft gegenüber der Berechtigung für irgend eine Lebensstellung mit Pensionsberechtigung ist. Man achte nur auf die geistige Oede und Stumpfheit, auf die barbarische Unbildung und Fachbeschränktheit unserer akademisch gebildeten Kreise in ihrer Stan[illegible] oder Beamtenaufgeblasenheit. Und man denke endlich an den peinlichen Mangel bedeutender Persönlichkeiten, unter dem wir heute auf allen diesen Gebieten leiden. Das danken wir in erster Linie unseren berühmten Schulen, unserem Berechtigungsunwesen und der geisttötenden und entseelenden Verwaltung unserer Jugend durch sie.“ Soweit Dr. Joha

Müller. Die Schule hetzt, nicht das Elternhaus, gegen das Hengel eifert, denn so geht es in seiner Rede fort bis zu dem Schlusse, der in den Sätzen ausklingt: „Die Ueberbürdung der Jugend ist tatsächlich bei weitem nicht in so hohem Maße vorhanden, als vielfach behauptet wird. Die Schuld der tatsächlichen Ueberbürdung trifft weit weniger die Schule, als die anderen Erziehungsfaktoren, Familie und Leben." — Ich kann, wie die Prämissen, so die Folgerungen dieses Vortrages nicht gutheißen. Unsere Zeit ist die fleißigste, gründlichste der Weltgeschichte, daher Riesenfortschritte auf allen Gebieten: Fleiß war nach Chamberlain die Sittlichkeit des XIX. Jahrhunderts. Wir sind auch duldsamer als unsere Vorfahren und an idealen Bestrebungen ist bei uns wahrlich auch kein Mangel. Wir suchen den Nordpol, graben in Babylon und Ephesus, tagen in unzähligen Vereinen zum Wohle unserer Mitmenschen, kurz, wir brauchen uns so tief nicht einzuschätzen, wie Hengel tut, der unsere Zeit nur nicht zu verstehen scheint und deshalb als laudator temporis acti auftritt. Ich empfehle ihm Paul de Lagardes Schriften zum Studium, da findet er manch treffliches Wörtlein zu Gunsten unserer Jugend, die zwar nicht die Ideale ihrer Väter und Großväter, aber deshalb doch noch Ideale hat, die nicht minderwertig sind. Und was die angezweifelte Ueberbürdung der österreichischen Mittelschüler anlangt, da dürften die Eltern doch anderer Meinung als der Herr Direktor sein. Jedenfalls ging mir dieser Tage aus Wien mit der Bitte um Beitritt ein Aufruf zu, in dem angesehene Oesterreicher Schutz gegen Schülerüberbürdung erstreben. Schließlich will der Schüler doch auch eigenen Neigungen und Fähigkeiten nachgehen, will auch seinen Feierabend im Familienkreis und seinen freien Sonn- und Feiertag genießen. Bloß zum „Ochsen" sind wir Menschen nicht auf Erden. Wohin treibt uns denn die öde Hirnkultur? Und wenn wirklich unsere modernen Gesellschafts- und Familienverhältnisse mit an der Ueberbürdung der Schüler schuld tragen, so muß eben die Schule die Zügel lockern, denn das öffentliche Leben, der ganze moderne Geist läßt sich doch nicht zurückschrauben, während die Schule sehr wohl die Möglichkeit und in gewissem Sinne auch die Pflicht hat, sich jenem anzupassen. Hoffentlich äußern sich die Eltern österreichischer Mittelschüler recht vernehmlich zu Hengels Darstellung der „Schülerüberbürdungsfrage", damit die gute Anregung des Kongresses auch in Oesterreich segensreich fortwirke.

Steglitz bei Berlin. **Professor Dr. Ludwig Gurlitt.**

Die Entwicklung eines Novellenmotivs.

I.

Auf einer gewissen Entwicklungsstufe haben die Menschen die Vorstellung, daß auch die uns heute tot erscheinenden Gegenstände eine Seele haben wie sie selber; ob diese Vorstellung aus der Deutung einer mißverstandenen Tendenz der Sprache entsteht, oder ob aus dem Gedanken, daß die Seelen der verstorbenen Menschen in diese Gegenstände gezogen seien, kommt hier nicht in Betracht. Dazu finden wir fast allgemein eine enge Verbindung dieser Seelen der Außendinge mit den Interessen der Menschen. Die wichtigsten Arten dieser Verbindung sind der Totemismus und der Fetischismus. Totemismus nennt man die Vorstellung eines Clans, daß er mit einer Tierart, seltener Pflanzenart &c., derart verwandt sei, daß die Vorfahren der jetzt lebenden Menschen, das erste Paar, Männchen und Weibchen des betreffenden Tieres, des Totemtieres, waren, aus den betreffenden Bäumen den Totembäumen herausgekommen sind &c.; Fetischismus ist der Glaube, daß Geister nach Neigungen, welche nur ihnen verständlich sind, für eine beliebige Zeit ihren Sitz auf oder in irgend einem zufälligen Tier, einer Pflanze, einem Stein oder sonstigem Gegenstand, dem Fetisch, nehmen.

Während so der Totemismus die Menschen dauernd in eine Beziehung zu einer bestimmten Art von Außendingen setzt, setzt der Fetischismus sie nur zeitweilig in seine Beziehung zu einem leicht zu wechselnden Objekt. Nur dadurch scheint in den Fetischismus eine gewisse Stetigkeit zu kommen, daß gewisse Arten von Objekten aus irgend welchen Gründen sich als besonders anziehend darzubieten scheinen, so buschelartige Gegenstände, wie bei uns Reisboßen. Jedenfalls mußten die totemistischen Vorstellungen bedeutsamere Spuren in unserem Leben hinterlassen, weil in ihnen nichts Wechselndes war und so sich enge Verbindungen mit anderen Kreisen des Lebens herstellen konnten, dahingegen die zufälligen Gegenstände, welche der Fetischismus auszeichnete, keine Zeit hatten, und hier haben wir immer mit langen Generationsreihen zu rechnen, sich irgendwie anzuheften.

Indem der Totemismus die Seelen der Menschen eines [illegible] Clans, sagen wir des weißen Wolfs, als Brüder der Seelen [illegible] treffenden Tiere annimmt, wird er auf folgenden Gedankengang [illegible]: Mensch und Tier heißen beide „weißer Wolf"; sie sind also gleichartige Wesen; wenn man also den einen in Tiergestalt, den andern [illegible] schengestalt sieht, so ist das nur so zu erklären, daß diese Gestalt [illegible] den Betreffenden gewechselt werden kann, wie etwa ein Gewand, [illegible] Mensch und der Mensch Wolf werden kann. Nicht die [illegible] schied [illegible] für den primitiven Menschen, [illegible]

[illegible] ahnen, auch noch für uns, sondern [illegible]

[illegible] Begriff; wie [illegible] diese merkwürdige [illegible] immer als [illegible]

[illegible] Zeichen der menschlichen Würde erscheinen [illegible] dinglich innerhalb der Welt, welche [illegible] Sinne erfaßt, der [illegible]

aber schafft sich schon auf so frühen Stufen seine eigene Welt, welche seiner äußeren Erfahrung gänzlich widerspricht, er beugt sich nicht und sagt: so ist die Erfahrung, sondern er befiehlt: so soll die Erfahrung sein; und gerade, weil er nun auf allerlei Wirrnis stieß, auf Unlösbares und Unsinniges, entwickelte er sich immer höher.

Aus gewissen Gründen, die wir heute kaum noch ganz durchschauen können, wurden bestimmte Tiere und auch Pflanzen als Totem angenommen: Wolf, Schlange, Biber, Schwan und ähnliche; alle diese bevorzugten Totemwesen haben dann in der Entwicklung unseres geistigen Lebens bis auf heute ihre große Bedeutung beibehalten.

Solange die primitiven Anschauungen ungebrochen herrschen, bleibt der Totemismus für alles Geistige unfruchtbar; sein Widerspruch mit der Erfahrung wird ruhig hingenommen, vielleicht weil den Menschen von damals, welche den Traum noch nicht von der Wirklichkeit trennen konnten, Sinnestäuschungen sich nicht zu erklären vermochten und zu vielen Erscheinungen noch keine Ursachen wußten, so daß die ihnen vorkamen, wie uns heute Wirkungen aus der vierten Dimension vorkommen würden, weil also den Menschen von damals die Erfahrung als ganz trügerisch erscheinen mußte. Erst das Experiment, das heißt die beabsichtigte Erzeugung der Erfahrung schafft hier Wandel.

Auf Grund einer Weiterentwicklung kommt nun aber ein fruchtbares zweites Stadium der Anschauungen: der Widerspruch mit der Erfahrung wird empfunden, und es entsteht das Bedürfnis, diesen Widerspruch auszugleichen.

Als feststehend erscheint: dieser Leute Urmutter war ein Lorbeerbaum, jener Leute Urvater ein Schwan. Die einen können sich in einen Baum, die andern in einen Schwan verwandeln. Aber wir sehen heute nichts davon, daß sie das können, wir sind ja selbst solche Leute und wissen genau, daß wir es nicht können.

Da sind nur zwei Möglichkeiten:

Entweder, in früheren Zeiten konnten sich die Menschen wohl verwandeln, heute aber ist die Kunst verloren gegangen;

oder, die Kunst ist nur einigen wenigen erhalten geblieben, welche sie von ihren Vorfahren gelernt haben und sie nun menschlich ausüben; denn offenbar gibt ihnen die Kunst eine Ueberlegenheit über andere.

Aus der ersten Erklärung entwickeln sich Mythen, Sagen, Märchen und Novellen, aus der zweiten Aberglauben, Sagen, Märchen und Novellen. Die erste ist reicher an Möglichkeiten, als die zweite.

Nämlich: die Kritik der Erfahrung bleibt bei der eben gegebenen Form der ersten Erklärungsmöglichkeit nicht stehen, denn es taucht die weitere Frage auf: warum haben die Menschen die Verwandlungsfähigkeit verloren? Darauf sind zwei Antworten möglich: sie haben sie irgendwie verscherzt, sie wurde ihnen von einem höheren Wesen genommen &c.; oder: nur der Urvater hatte sie überhaupt. Hier haben wir nun schon zwei bedeutsame Situationen, welche durch Erklärungen nach vorn und nach hinten zu Geschichten erweitert werden können. Bei der zweiten Erklärungsmöglichkeit haben wir gleich von Anfang an eine einzige gegebene Situation: ein Mensch ist durch Kunst mächtiger als andere; da Macht bei dem niederen Teil des Volkes als Möglichkeit zu schaden empfunden wird, so erhält er bei diesem sogleich einen bösartigen Charakter; wenn der höhere Teil des Volkes hier bildet, so bleibt der Charakter indifferent. Im weiteren Verlaufe entsteht nur noch die Frage: hat er die Macht oder Kunst aus sich selber oder von einem höheren Wesen? Je höher die Entwicklung geht, desto mehr wird man geneigt sein, die letztere Ansicht zu hegen, als am besten mit der Erfahrung zu vereinigen; das ist der Ursprung des Hexenwesens. Die aristokratische Auffassung des Zauberers, wie sie etwa in den Hammenskindern herrscht, verschwindet frühzeitig und hält sich am ersten noch in Stammsagen.

Aus der zweiten Möglichkeit ergab sich also fast nur der Kreis der Hexen- und Teufelsgeschichten, welcher recht monoton ist. Wie eben behauptet, ist die erste Möglichkeit reicher.

Der tiefste Grund ist: hier haben wir die einmalige Situation in der Vergangenheit, die gedeutet werden muß, nicht die beständig noch in der Gegenwart wiederkehrende Situation; die Phantasie mag die erste Situation immer reicher und mannigfacher auslegen, bis sie eine Menge Mythen und Sagen aus ihr geschaffen hat; die zweite wird sie immer ärmer machen, damit sie typisch wird, denn der Mensch will sie im vorkommenden Fall erkennen, um danach handeln zu können; so ist charakteristisch, daß im lebenden Aberglauben die Zahl der Seelentiere immer geringer wird, bis schließlich etwa in einem Volk nur noch der Werwolfglauben bleibt.

Von den beiden Möglichkeiten der ersten Erklärung wurde nur die [illegible]: denn offenbar hatte die Menschen mehr die Tatsache, [illegible] sich in Tiere verwandeln konnten, als die, [illegible] Fähigkeit verloren haben.

[illegible] nun einen Glauben: unsere Vorfahren konnten [illegible] und Pflanzen verwandeln. Von dem Glauben [illegible]

[illegible] gehalten, sich nach [illegible] Bedingungen zu [illegible] Natur oder, das [illegible]: Sagas Melusine [illegible]

[illegible] den Gemahl wider ihren Willen von einem [illegible] kann dann eine andere Kraft wieder

rückverwandelt werden und ähnliche; Typen: die vielen Märchen mit Verzauberungen.

Drittens: die Naturwesen wurden durch einen einmaligen Akt eines höheren Wesens auf immer in Menschen verwandelt: die Myrmidonen entstanden aus Ameisen.

Viertens: die Menschen wurden auf solche Weise für immer in Naturwesen verwandelt: Daphne war ursprünglich ein Mädchen und wurde in den Lorbeerbaum verwandelt.

Diese vier Fälle sind von verschiedenem Werte für die Phantasie. Wenn ein Gott Ameisen in Menschen verwandelt, so liegt offenbar nur eine Aktivität des Gottes vor, da die Ameise nichts wollen kann; der Gott muß einen Grund haben, etwa daß die Menschen in dem betreffenden Lande sehr verringert sind, durch eine Pest, durch eine Sintflut; so sind hier wenig Möglichkeiten für die kombinierende Phantasie.

Viel reicher ist die umgekehrte Situation, wenn ein Gott einen Menschen in ein Naturwesen verwandelt, denn hier kann eine Aktivität der Menschen allein, des Gottes allein und ein Kampf beider stattfinden. So ist charakteristisch, daß die dichterisch wenig begabten Indianer beständig zu erzählen wissen von Verwandlungen aus Tieren in Menschen, die Griechen unzählige Mythen von Verwandlungen von Menschen in Tiere und Pflanzen haben.

Wie hier das urtümlich Vorhandene bis auf das eigentliche Gestalten einwirkt, möge eine kurze Betrachtung zeigen.

Ein Tier, welches früher Mensch war, wird immer etwas Unheimliches haben dadurch, daß es ja handeln kann und seine Handlungen das Ende menschlicher Ueberlegungen sein können, die in dem Tier ja vielleicht erhalten sind. So haben die Tiermythen meistens etwas Düsteres; selbst wenn ein Mensch in einen Schwan verwandelt wird, so ist er entweder ein alter König, der ein wirres und halbtragisches Schicksal hat, oder ein Unhold, welcher den Wanderern auflauert, um aus ihren Schädeln seinem Vater Ares einen Tempel zu errichten. Eine Pflanze, wenn sie nicht etwa giftige Säfte birgt, hat aber immer etwas Rührendes, wenn man denkt, daß sie früher Mensch war; sie ist auch als Mensch nicht zu denken als ein gewaltsames Wesen, sondern als ein Narkissos oder eine Daphne.

Während der sterile dritte Fall vielleicht einige uralte, aber künstlerisch bedeutungslose Geschlechtssagen bildet, entwickeln sich aus diesem vierten reiche Mythen; diese können sich unter Umständen zu Märchen ausbilden und von da an Novellen und Dramen werden; vielleicht ist Dornröschen diesen Weg gegangen. Noch viel mehr Neigung zur Bildung von Märchen haben aber der erste und zweite Fall. Wie immer in diesen Dingen das Alte nicht ausstirbt, sondern ruhig fortlebt neben der neuen Deutung, so dürfen wir auch hier nicht vergessen, daß auch die urtümliche Gleichsetzung von Mensch und Tier sich hält, und aus ihr sich Geschichten bilden, in welchen die Tiere ganz als Menschen handeln, ohne daß an eine Metamorphose gedacht wird, etwa wie bei Rothkäppchen. Hierauf bauen sich später gern moralisierende Tendenzen.

II.

Die vorhergehenden allgemeinen Bemerkungen waren nötig zum Verständnis der folgenden Darlegungen.

Im Pentamerone des Basile findet sich als zweite Erzählung des ersten Tages folgendes Märchen:

Es wohnte einmal in dem Dorfe Miano ein Ehepaar, welches keine Kinder hatte, aber die Frau wünschte so sehnsüchtig einen Erben, daß sie immer sagte: „Wenn ich doch nur etwas gebären möchte, und wäre es auch nur ein Heidelbeerzweig.“ Da geschah es ihr denn, daß sie in andere Umstände kam, und am Ende brachte sie wirklich einen Heidelbeerzweig zur Welt. Diesen pflanzte sie mit großer Freude in einen schönen Blumenasch, stellte den ans Fenster und pflegte ihn fleißig, daß er groß und schön wurde. Nun geschah es, daß der Sohn des Königs auf die Jagd ritt und den Heidelbeerstrauch sah, da bekam er eine solche Lust, ihn zu haben, daß er der Frau so lange zuredete, bis sie ihn ihm schenkte. Er nahm ihn in sein Schlafgemach und begoß ihn immer selber. Da geschah es, wie er einmal im ersten Schlafe lag, daß er jemand durch sein Zimmer gehen hörte; er hielt die Erscheinung fest und verspürte, daß es ein Mädchen war, das war das Mädchen, welches in dem Heidelbeerzweig wohnte. Sie wurde heimlich seine Frau, und beide waren sehr glücklich. Nun mußte der Prinz eine Weile verreisen; deshalb besprachen sie sich, daß das Mädchen wieder in die Pflanze zurückkehren solle, und an dem äußersten Zweige wollten sie ein Glöckchen anhängen, wenn er dann wiederkomme, so sollte er das Glöckchen läuten, dann werde sie aus dem Strauch wieder herauskommen. Nun hatte der Prinz aber sieben liederliche Weibsbilder gehabt, die hatte er in der letzten Zeit nicht mehr angesehen; hierüber waren die mißtrauisch geworden, gruben heimlich einen Gang bis zu seiner Schlafkammer und drangen so in die Kammer, als er verreist war, um die zu durchsuchen. Wie sie nichts fanden, rührten sie durch Zufall das Glöckchen an, so daß das Mädchen heraustrat; da gerieten sie in Wut und ermordeten das Mädchen und gingen dann fort. Wie der Kammerdiener kam und die zerrissenen Stücke ihres Leichnams fand, hatte er große Angst, suchte sie zusammen und begrub sie in dem Asch, dann entfloh er. Nun kehrte der Pri[illegible] aber sein Heidelbeerstrauch war ganz verwelkt; da [illegible] zweifelt; aber wie er sich so abhärmte, da war da[illegible]

gewachsen, trat aus dem Strauch hervor und küßte den Prinzen. Dann lebten die beiden fröhlich, die schlechten Weibsbilder aber wurden schmählich hingerichtet.

Fast wörtlich stimmt ein Märchen bei Krauß, „Sagen und Märchen der Südslaven“, Band I, Nr. 73, mit dieser Geschichte überein; hier handelt es sich um einen Basilikumstrauß.

Zweierlei ist zu bemerken:

Erstens: Die Gleichheit Heidelbeerzweig—Mensch ist erklärt für die Ansichten der Zeit durch den Ausspruch der Mutter; da diese Ansichten noch den primitiven Meinungen nahestehen, war keine Veranlassung zu einem komplizierteren Phantasiegebilde.

Zweitens: Aus der Gleichheit ist eine Geschichte entwickelt auf einer reizenden Gefühlsgrundlage, der Liebe zu einem gepflegten Lieblingspflänzchen, das von böswilligen Menschen übel behandelt wird und wieder genest. Auch hier spielen wieder mythische Elemente hinein, das Grundlegende aber scheint mir eine Tat der dichterischen Phantasie zu sein. Es hat sich mythisch und erklärend ergeben: Wunsch der Mutter, Geburt des Heidelbeerzweiges — Mädchens. Hier setzt die Phantasie ein, es wird eine Weiterführung vermißt, die naheliegend ist: in das Heidelbeerzweig-Mädchen verliebt sich ein Jüngling. Das kann schon ein Ende sein;*) aber die Phantasie verlangt eine Weiterführung, sie empfindet das bisherige nur als Exposition; am künstlerischesten wäre eine solche, welche sich aus der Doppelnatur ergäbe, wie in der Melusinensage; in unserem Falle durch Feindlichgesinnte, wobei Eifersucht das naheliegende Motiv ist und so die gegenhandelnden Personen ergibt.

Halten wir nun das Märchen des Basile in seiner geschilderten Gestalt fest und nehmen wir an, daß durch eine Weiterentwicklung die Erklärung der Heidelbeerzweig-Geburt nicht mehr genügt und die Gleichheit Heidelbeerzweig—Mädchen ganz unmöglich erscheint; der novellistische Inhalt des Märchens aber erscheint wertvoll und wird festgehalten: Liebe zu einer Blume im Asch, enge Beziehung derselben zu einem Menschen, Eifersucht, Zerstörung der Blume.

Hier kommen wir auf eine Novelle bei Boccacio: „Dekameron“ Tag 4, Novelle 5, welche nach des Dichters eigenem Hinweis auf Grund eines Volksliedes geschrieben ist, das anfing:

Qual esso fu lo mal Cristiano,
Che mi furò la grasta.

Die Deputati sagen, das Lied sei zu Boccaccios Zeit viel gesungen; ob sich eine Niederschrift erhalten, weiß ich nicht; Landau in seinen Quellen des Boccaccio schweigt über die Novelle.

Man muß annehmen, daß es ein Märchen gab, welches dem bei Basile analog war, aber von einem jungen Mann und einem Basilikumstrauch (wie im südslavischen Märchen) handelte, den ein Mädchen in einem Asch pflegte. Ob die Umsetzung in die Novelle schon völlig von Boccaccio vorgefunden wurde, oder erst von ihm vollendet ist, kann für unseren Zweck gleichgiltig sein, der Vorgang ist jenseits des Persönlichen und ganz typischer Art.

Boccaccios Novelle lautet in dem Auszug: Die Brüder Lisabettas bringen den Geliebten der Schwester um; der Ermordete erscheint ihr im Traume und zeigt ihr, wo er begraben liegt. Sie gräbt heimlich den Kopf aus, legt ihn in einen Basilikumtopf, und weint alle Tage eine ganze Stunde darüber. Die Brüder nehmen ihr den Topf und sie stirbt bald darauf vor Schmerz.

Wie wir sehen, hat sich die Novelle aus dem Märchen einfach durch rationalistische Deutung entwickelt.

Die rationalistische Deutung ist bei weitem das gewöhnlichste Auskunftsmittel und in den meisten Fällen bringt sie ein neues poetisches Element in den Stoff; man kann dafür noch die jüngsten solcher Versuche anziehen. Eine der komischesten Wundererklärungen des Theologen Paulus in Heidelberg, wegen deren er von den historisch gebildeten Romantikern weidlich verspottet wurde, war die des Wunders, wie dem Propheten Elias seine Speise durch Raben gebracht wird; der Gelehrte erklärte, daß Elias die Raben gefangen und gegessen habe. Stellen wir uns vor, der Text stände uns nicht zur Verfügung, und diese Erklärung wäre schon in uralten Zeiten gemacht und an Stelle der alten Wundererzählung getreten, so würde das auf uns ähnlich wirken, wie der Bericht

*) [illegible] Nr. 76, „Die Kette“, ist in eine [illegible] eine Geliebte in eine [illegible] daß er mit der [illegible] Auswahl, S. 116.

über Johannes, der sich von Honig und Heuschrecken nährte, nämlich recht pittoresk, durch eine gewisse Unsinnigkeit, die zum Nachdenken und Kombinieren Veranlassung gibt. So ist an sich die Deutung — der Basilikumstrauch war ja gar kein Mensch, das Mädchen liebte ihn nur so, weil im Asch der Kopf ihres Geliebten vergraben war — zunächst ganz platt; dennoch aber enthält sie aus dem uralten Mythologischen noch so viel Irrationales, daß die Geschichte heute, wo wir ihre Entstehung nicht kennen, gerade die rechte Wirkung hat, die einer Novelle angemessen ist.

Ein weiteres Moment der Umbildung habe ich im Auszug nicht angeführt; das alte Märchen handelte gewiß von Prinzen, einsam lebenden Bauersfrauen oder ähnlichem; in der Novelle sind die Brüder Kaufleute, die ganz genau und bürgerlich beschrieben werden, daß sie aus San Gimignano stammen, reich sind und in Messina Geschäfte treiben, und der Geliebte ist ihr Handlungsgehilfe, der aus Pisa stammt und ein geschickter Mann ist. So ist die gesamte Umwelt bürgerlich geworden, und die Novelle erhält den Anschein, als ruhe sie auf einem wahren Vorgang.

Man denke sich einen solchen wahren Vorgang: Drei junge Kaufleute ermorden den Geliebten ihrer Schwester, welcher ihr Angestellter ist; wie wenig bedeutsam ist das, wie banal und gleichgiltig. Wollte ein Dichter aus solcher Geschichte etwas machen, so müßte er, um überhaupt ein Interesse zu schaffen, das über dasjenige hinausging, welches wir am Bericht im lokalen Teil einer Zeitung nehmen, auf psychologische Schilderungen, Landschaftsschilderungen, Milieudarstellungen, moralische Betrachtungen &c. kommen — man sieht die ganze Reihe von Möglichkeiten, welche historisch ja wirklich geworden sind. Alle solchen Erzählungen sind veraltet oder werden veralten, die entzückende Novelle von Boccaccio aber wird ewig jung bleiben.

Der Erste, welcher aus der Quelle schöpft, hat es leichter als die Späteren, wenn nicht etwa, wie das auch geschehen kann, der Fall so ist, daß er durch seine mythische Vorlage noch zu sehr seine Phantasie fesseln läßt und so eine wirkungsvollere Möglichkeit übersieht, die sich aus ihr ableiten läßt. Für unseren Fall kenne ich keine solche; als Beispiel eines in schlechterer Lage befindlichen Späteren möge Barbey d'Aurevilly folgen mit einer Novelle aus seinen „Diaboliques“.

Barbey d'Aurevilly hat unendlich mehr künstlerische Arbeit geleistet wie Boccaccio, der durch seine günstigere Situation doch eine bessere Novelle geschrieben hat. Bei Barbey wird ein illegitimes Neugeborenes von der Mutter in einer Jardiniere ihres Zimmers begraben, deren Pflanzen sehr üppig werden. Es ist recht bezeichnend, wie sich so eins aus dem anderen entwickelt: mit Boccaccio ist nur das Begraben im Blumenasch gemeinsam, von dem urtümlichen Toten ist nichts mehr geblieben, als daß seine rationalistische Ausdeutung nun ihrerseits Kern für eine Neubildung geworden ist.

Das Kind im Blumentopf der Kindesmörderin ist ein ganz grausiges und schon zum Pathologisch-hysterischen hinneigendes Motiv. Mit Kunst allerersten Ranges ist die Führung der Erzählung gemacht, für mein Gefühl wirkt sie freilich schon raffiniert. Die Umweltschilderung, welche nötig wird, um das Schauerliche recht herauszubringen, ist gleichfalls sehr gut und immer für den künstlerischen Allgemeinzweck bedacht. Dennoch ist das Ganze ein unerquickliches Produkt. Boccaccios Novelle ist meines Erachtens endgültig; alles, was künstlerisch aus dem Blumentopfmotiv gezogen werden kann, hat er aus ihm gezogen. Man wird bei den meisten Novellen des Dekamerone finden, daß sie derart endgiltige Fassungen sind; Boccaccio war ein Mann von der ausgezeichnetsten künstlerischen Weisheit.

III.

Eine weit größere Bedeutung noch hat eine andere Rationalisierung gefunden. Noch mehr, wie in dem vorigen Abschnitt, muß auf auch nur annähernde Vollständigkeit der zu erwähnenden Fassungen verzichtet werden.*) Wir wollen mit einer Novelle der Straparola beginnen (Le piacevole notte I, 4 der ungekürzten Ausgaben; ich erzähle nach der alten französischen Uebersetzung, da die guten italienischen Originale fast unauftreibbar sind). Tedaldo, der Fürst von Salerno, hatte eine sehr schöne Frau, welche ihm auf dem Sterbebett das Versprechen abnahm, daß er nur eine solche Frau in zweiter Ehe nehmen werde, welcher ihr Fingerring passe. Trotz vielfachen Suchens fand sich ein solches Mädchen nicht; als aber seine Tochter Doralise in ihr jungfräuliches Alter gekommen war, streifte sie einmal in Harmlosigkeit den Ring an, und er paßte ihr. Da beschloß Tedaldo, daß er sie als Gattin nehmen wolle. Doralise wird durch ihre treue Amme gerettet, welche ihr einen Trank gibt, durch dessen Kraft sie lange jede Nahrung entbehren kann, und sie dann in einem sehr schön gearbeiteten Schrank einschließt, der ihrer verstorbenen Mutter gehört hatte, damit sie in dem verharre, bis bessere Zeiten eintreten. Der König sieht nach einiger Zeit den Schrank und da derselbe ihm trübe Erinnerungen erweckt, so beschließt er, daß er verkauft werde. Auf dem Markt erwirbt ihn ein Kaufmann aus Genua, dem das kunstvolle Stück sehr gefallen hat, und bringt ihn zu Schiff nach England. Da [illegible] der junge König [illegible], der auf der Jagd nach [illegible] dem Schiffsherrn, wird von dem [illegible]
[illegible] Schrank [illegible]

Königs gebracht wird. Wenn der junge König des Morgens das Schlafgemach verläßt, kommt Doralise heimlich aus dem Schrank, ordnet alles, macht das Bett schön zurecht und verstreut überall schöne Blumen. Der neugierig gewordene König versteckt sich einmal und überrascht sie und, indem er sich in ihre Schönheit verliebt, heiratet er sie und erhält mit der Zeit von ihr zwei Kinder. Es folgen dann noch weitere, hier nebensächliche Dinge, nämlich eine Fortsetzung der väterlichen Verfolgung, harte Bestrafung der Unschuldigen und endliche Entdeckung und Wiedereinsetzung.

Die rationalistische Deutung ist hier ganz klar: Erste Stufe, nicht Doralise ist ein Baum, sondern sie wohnt in einem Baum (wie in anderem Zusammenhang mit nebensächlicher Bedeutung in einem Grimmschen Märchen geschildert wird*), indem der hohl und groß gedachte Baum eine verschlossene Türe hat, und im Innern steht ein Bett &c.; in demselben Märchen ist eine andere Person gleichzeitig noch mit der Identität Baum-Mensch gedacht, und zwar durch Verzauberung). Zweite Stufe, nicht in einem Baum, wie man sich schwer vorstellen kann, wohnt Doralise, sondern in einem Schrank (man denke, daß in alten Zeiten Möbelstücke aus ganzen ausgehöhlten Bäumen hergestellt wurden, da man Bretter nur sehr mühsam herstellen konnte, indem man mit dem Beile spanweise von einem Stamm alles Ueberflüssige abschlug, bis man ein Brett übrig hatte. Balken beim Hausbau habe ich selbst noch in meiner Kindheit durch Bebeilen herstellen sehen).

Hier ist ein Keim, aus welchem sich Tausende von Geschichten entwickelt haben. Ein Mensch ist in einem Schrank. Wie kann er da hineingekommen sein?

Wir wollen, um innerhalb der notwendigen Grenzen zu bleiben, nur eine einzige Erklärung betrachten, eine andere noch andeuten. Er kann verborgen worden sein, um ihn vor einer Gefahr zu schützen, oder um ihm einen Streich zu ermöglichen.

Hier beginnt nun für unser betrachtetes Motiv eine ganz frühe Verknüpfung mit einem anderen Motiv, nämlich der verfolgten Jungfrau, welche nicht in eine blutschänderische Ehe willigen will.

Wie allgemein bekannt ist, sind unsere heutigen Verwandtschaftsbeziehungen verhältnismäßig jungen Datums; es gingen ihnen ältere Systeme voraus. Der wichtigste Punkt der Entwicklung war das Aufgeben der Verwandtschaftsfolge von bloß mütterlicher Seite, gewöhnlich mit unzulässiger Ausdehnung der Erscheinung, Mutterrecht genannt. Hiernach war etwa der Vater nicht mit seinen Kindern verwandt, die gehörten vielmehr nur zur Verwandtschaft der Frau, und verwandtschaftsrechtlich traten ihm an ihre Stelle die Kinder seiner Schwester. So konnte also etwa der Vater seine Tochter ehelichen. Das Aufgeben dieser Verwandtschaftsfolge und die Annahme der sogenannten vaterrechtlichen, die nun aber nicht mehr einseitig war, sondern das Kind in Verwandschaftsverhältnisse zu Vater und Mutter brachte, muß eine der tiefgreifendsten Revolutionen gewesen sein, weil hier die tiefsten Gefühle der Menschen sich gänzlich ändern mußten; natürlich erforderte das im normalen Verlauf viele Generationen. Wie weit die Barbaren, welche das römische Reich unter sich teilten, in dieser Entwicklung waren, ist im allgemeinen schwer zu sagen, zumal sie — man denke an die große Distanz der Gothen von den Langobarden — auf sehr verschiedenen Entwicklungsstufen standen, und sicher auch ein ganz buntes Völkergemisch darstellten, in dem wohl auch selbst Mongolen vorkamen. Jedenfalls wirkte die christliche Kirche hier mit, welche ja die uns heute geläufigen Verwandtschaftsanschauungen vertrat.

Nun haben die Barbaren die Tendenz, aus solchen Kämpfen Mythen zu bilden; man kann sicher sein, daß überall, wo man bei den Griechen Blutschandemythen findet, der letzte Grund in jener Revolution liegt**). Die Tatsache, daß sich das Christentum auf die Seite des

*) Die Rose im Walde, Nr. 12[illegible]. In den Anmerkungen wird auf ein Minnelied [illegible], wo die Idee von einem sich belebenden Baume [illegible] verwertet ist:

[illegible]

**) [illegible] man hier ein Verständnis [illegible] der [illegible] und weib[illegible] Naamennen, hat [illegible] Völkern, auch bei den [illegible] mit übertriebener [illegible] und wird von der [illegible] dessen Beweis [illegible] er den Vater [illegible] Vater [illegible] wer von beiden [illegible] Seite der Stadt [illegible] Mutter auf, [illegible] Schuld und [illegible]

Vaterrechtes stellte, wird bei den sich bildenden Mythen aus der Zeit, welche wir hier annehmen, eine Hinneigung zur christlichen Legende verursachen. Von den vielen möglichen Mythen, die man sich schematisch aufzeichnen und dann auch in Wirklichkeit finden könnte, wurde für unsere Literatur aus gewissen Gründen bedeutsam, die: der Vater (Mutterrecht) will die Tochter (Vaterrecht) ehelichen; die Tochter widerstrebt. Der Mythus wird stets gedichtet, nachdem die Umwälzung geschehen ist, in ihm muß aber das neue Prinzip stets als das sittliche, das alte als das unsittliche erscheinen; so wird der Vater ein Blutschänder, und kann sich zu jedem beliebigen Grade von Bösartigkeit entwickeln, wie es die sich ausbildende Erzählung verlangt, und die Tochter wird eine verfolgte Unschuld, die bis zur Heiligkeit (Sta. Uliva ist eine derartige mythologische Heilige) gesteigert werden kann, wenn es erforderlich ist.

Offenbar hat sich nun recht frühzeitig die Kombination der zwei Motive dargeboten: das Mädchen im Schrank, und die verfolgte Unschuld; aus solcher Kombination entstand dann die Fassung bei Straparola.

Nun kommt ein neuer Schritt, der eine Gestaltung der Geschichte ergibt, die nichts mehr ahnen lassen würde von ihrer Entstehung, wenn man das Zwischenglied nicht hätte.

Die dichtende Phantasie hat nicht nur die Tendenz zum Differenzieren, die Geschichte immer farbiger zu machen, was sie zuletzt durch Wiederholung der alten Motive in veränderter Form tut, wenn ihr am Ende die überlieferten Motive ausgegangen sind; sondern auch zum Integrieren, indem sie jedes Motiv auf seinen höchsten möglichen Gipfel zu bringen sucht.

Der Vater ist ein Bösewicht, die Tochter rettet sich in einen Schrank; wie nun, wenn der Vater die Tochter in dem Behälter selbst einschließt, um sie für ihren Widerstand zu strafen, und sie in der Absicht, sie elend ums Leben zu bringen, in jene Verhältnisse setzt, wo sie schließlich den Königssohn heiratet?

Bei Basile und sehr vielen anderen finden wir die Fassung, daß der Vater (hier Bruder) das Mädchen in eine verpichte Kiste legen und ins Meer werfen läßt, wo sie dann von anderen aufgefangen wird u. s. w.

Man kann sich lange den Kopf zerbrechen, um einen anderen Weg zu finden, aus dem sich das Motiv der in der Kiste ausgesetzten Unschuld, das sich auch vielfach anderwärts findet (zum Beispiel in ganz anderem Zusammenhang in der Geschichte von Ghanem und Kut Alkulub in „Tausend und eine Nacht"), ableiten ließe; denn daß ein solches Motiv, das überall wiederkehrt, durch alle Völker und Zeiten, aus der Wirklichkeit stammen sollte, die man sich zudem recht schwer vorstellen kann, das ist doch gänzlich ausgeschlossen, es muß sich aus etwas ganz allgemein Menschlichem herleiten, und mit zwingender Notwendigkeit überall an einem Punkt auftreten, wo es dann ja natürlich in den bereits vorhandenen Schatz der Motive eingereiht und als verwendbarer Stein überall gebraucht wird, wo es am Ort ist.*)

Viele und verbreitete Fassungen der Geschichte von der verfolgten Unschuld haben das Motiv der abgehauenen Haide, weite Reisen u. a. m. durch Glieder, welche hier zu erwähnen allzu weitläufig wären, ist diese Gestaltung des Motivs mit der wundervollen grotesken Novelle, Dekamerone II. 7, zusammenhängend, wo die Königstochter von einem Geliebten zum andern kommt, immer unter Mord und Blutvergießen, das durch die strikte Wiederkehr komisch wird, und am Ende doch noch, nachdem sie mit der Sanftmut einer geduldigen Helena oder Genovefa alles ertragen hat, ihren bestimmten Mann bekommt mit dem schönen Verse:

> Bocca baciata non perde fortuna,
> Anzi rinnova, come fa la luna.

Gleich diesem Umschlag in die tollste Komik, ist die andere Reihe, welche aus der zweiten erwähnten Erklärung des Problems „Mensch im Schrank" folgt, nämlich daß der Mensch selbst oder durch einen andern in den Behälter gebracht ist, eines Streiches wegen.

Offenbar müssen wir hier viel jüngere Erzeugnisse der Phantasie vorfinden, die nämlich aus einer Zeit stammen, wo auch der letzte geheimnisvolle Schauder von dem Problem geschwunden war. Welch unübersehbares Geschlecht von Possen und Streichen in Novellen, Lustspielen und Romanen sich hier anschließt, braucht nur angedeutet zu werden.

Würde man nicht in einzelnen Fällen die Entwicklung genau verfolgen können, so möchte die Erklärung, daß das Verbergen eines Liebhabers im Kasten auf uralten Totemglauben hinauskommt, wohl etwas übergelehrt erscheinen; aber so ist es gerade in diesem Falle, wo der Einfall an sich so nahe liegt und aus den Möglichkeiten des Lebens genommen, sehr lehrreich, wenn man die Verbindung behaupten kann, von welcher ja schon hervorgehoben ist, daß die Leute, welche das Motiv verwendeten, keine Ahnung mehr von ihr hatten: so arbeitet in Wahrheit die künstlerische Phantasie.

IV.

Die vorstehenden Ausführungen haben nicht einen historischen Zweck, sondern einen ästhetischen: sie sollen zeigen, wie viel vom dichterischen Schaffensprozeß ein Konstruieren und ein Denken ist, wie erst in zweiter Linie die Summe der Elemente kommt, die man als Naturnachahmung bezeichnen kann, und erst in dritter Linie kommt das Gefühl.

Menschen wie Zeiten mit dilettantischen Instinkten pflegen von der Naturnachahmung, oder von Gefühl, oder von beiden zugleich auszugehen, und erzeugen so die Art von Literatur, die man als die sentimentalische gegenüber der naiven, vielleicht besser die subjektive oder lyrische gegenüber der objektiven oder epischen und dramatischen bezeichnen kann.

Das Drama mit seinen engen Grenzen der Wirkung kann diesem Zuge am wenigsten nachgehen, obwohl wir auch in der Auflösung des Dramas, wie das naturalistische Theater zeigt, schon sehr fortgeschritten sind, weil auch der Instinkt der Zuschauer verschwindet bei unseren heutigen Theaterverhältnissen, wo auch selbst auf der Tribüne noch nicht einmal unverbildete Leute sitzen, weil es ihnen zu teuer ist, sowie bei der überhandnehmenden Zeitungslektüre, welche die Menge den Suggestionen instinktloser Halbbildung unterwirft; die Erzählung unterliegt ihm am meisten. So haben wir schon seit langem keine Novelle mehr, bis zu dem Maße, daß es niemand mehr glaubt, daß die Novelle eine strenge Form hat, wie das Drama; und der Roman hat sich überhaupt nicht zu einer Form entwickelt und blieb so Halbkunst, weil er zu spät auftrat, als das naive Konstruieren und Denken schon verschwunden war.

Hier liegt der letzte Grund für die geringe Haltbarkeit der modernen Dichtungen. Hervorragende Werke der vorigen Generation können wir schon gar nicht mehr lesen, andere veralten vor unseren Augen. Und wahrscheinlich ist Begabung und Kraftaufwand nicht geringer wie früher, sondern größer: aber uns fehlt die Naivität.

Zurück kann man nicht, denn an sich ist die Naivität doch kein Vorzug; wir sind doch klüger wie der Mann, welcher sich sagte: Doralise kann nicht in einem Baume gesessen haben, das muß ein Schrank gewesen sein; wir müssen nach Vorwärts und den Vorteil, welchen die Aelteren durch ihre Naivität hatten, durch Denken gewinnen; dann werden wir sie nicht nur erreichen, sondern sogar übertreffen.

Ueber das Wie ist natürlich nichts zu sagen, das wird in jedem einzelnen Fall neu sein. Aber ich denke mir allgemein folgendes.

Der bei weitem größte Teil unserer dichterischen Motive waren bis jetzt Kombinationen, welche sich aus der primitiven Deutung des Weltbildes ergaben. Seitdem haben wir eine Anzahl anderer Deutungen erlebt bis auf heute: sollte sich aus ihnen nichts bilden lassen? Unsere modernen naturwissenschaftlichen Theorien, unbestreitbare wie fragwürdige, sind doch so mannigfaltig, daß in ihnen doch derartiges stecken müßte. Ansätze sind bei den Gelehrten durchaus vorhanden, wir bemerken sie nur nicht; wenn wir unseren Blick durch Untersuchungen schärfen wie die obenstehende, so finden wir vielleicht Mythologie in den verschiedenen Geschichtsauffassungen, im Darwinismus, in der Kant-Laplace'schen Theorie, in dem Gravitationsgesetz, wir brauchen den Vermenschlichungsprozeß nur in genau derselben Weise vorzunehmen, wie unsere wilden Vorfahren; man ist schon auf den Gedanken gekommen, Stilmotive, die bis heute auch immer nur durch naives Konstruieren und Deuten entstanden, aus mikroskopischen Lebewesen abzuleiten. Eierstab, Mäander, Kalbszähne, Zinnen und wie die verhältnismäßig wenigen Ornamente heißen, sind bisher durch Zufall oder Naivität entstanden; man muß unzählige durch die Notwendigkeit des Verstandes erzeugen können. So auch neue Motive der Dichtung. Damit würde ein neues Leben in uns kommen, das wir, die wir uns als so alt erscheinen, gar nicht ahnen können, damit erst wäre unsere gesamte geistige Arbeit von heute fruchtbar geworden.

Weimar. Dr. Paul Ernst.

Zahnetheorie in der Tragödie [illegible] ist. Sehr merkwürdig ist dagegen, wie der Begriff des [illegible] geworden ist; und [illegible] alles nach der Szene im [illegible] des Arello als überflüssig. Erschwerend kommt noch hinzu, daß die Szene im [illegible] ein Protest ist; uns erscheint derselbe [illegible] weil wir und die Römer ein ganz anderes Rechtsgefühl haben wie die [illegible] Griechen muß er [illegible] erschienen sein. [illegible] Wollten wir uns ein [illegible] machen, wie eigentlich die Treue [illegible] ist, so denken wir uns etwa [illegible] In der Reformation [illegible] verfolgt, rettet sich [illegible] Rechtsstand etwa [illegible] lich frei gesagt, und [illegible] der Treue bilden, nur [illegible]

*) Nebenbei möchte ich bemerken, daß die Genovefa-Legende meines Erachtens [illegible] hieher gehört; wieder eine [illegible] verfolgter Unschuld [illegible] in einer [illegible] Novelle [illegible] zwar nach der ältesten lateinischen Darstellung [illegible] die an sich doch [illegible] aus dem [illegible]

Ueber das Reisen.

Als mir nahegelegt wurde, etwas über die Poesie des Reisens zu schreiben, schien es mir im ersten Augenblicke verlockend, einmal von Herzen über die Scheußlichkeiten des modernen Reisebetriebes zu schimpfen, über die sinnlose Reisewut an sich, über die öden modernen Hotels, über Fremdenstädte wie Interlaken, über Engländer und Berliner, über den verschandelten und maßlos teuer gewordenen badischen Schwarzwald, über das Gelumpe von Großstädtern, die in den Alpen leben wollen wie zu Hause, über die Tennisplätze von Luzern, über Gastwirte, Kellner, Hotelhütten und Hotelpreise, verfälschte Landweine und Volkstrachten. Aber als ich einmal in der Bahn zwischen

Verona und Padua einer deutschen Familie meine diesbezüglichen Ansichten nicht vorenthielt, wurde ich mit kühler Höflichkeit ersucht, zu schweigen; und als ich ein andermal in Luzern einen niederträchtigen Kellner ohrfeigte, wurde ich nicht ersucht, sondern tätlich gezwungen, das Haus mit unschöner Eile zu verlassen. Seither lernte ich mich beherrschen.

Auch fällt mir ein, daß ich doch im Grunde auf allen meinen kleinen Reisen überaus vergnügt und befriedigt war und von jeder irgend einen großen oder kleinen Schatz mitgebracht habe. Wozu also schimpfen?

Ueber die Frage, wie der moderne Mensch reisen solle, gibt es viele Bücher und Büchlein, aber meines Wissens keine guten. Wenn jemand eine Lustreise unternimmt, sollte er doch eigentlich wissen, was er tut und warum er es tut. Der reisende Städter von heute weiß es nicht. Er reist, weil es Sommers in der Stadt zu heiß wird. Er reist, weil er im Wechsel der Luft, im Anblick anderer Umgebungen und Menschen ein Ausruhen von ermüdender Arbeit zu finden hofft. Er reist in die Berge, weil eine dunkle Sehnsucht nach Natur, nach Erde und Gewächs ihn mit unverstandenem Verlangen quält; er reist nach Rom, weil es zur Bildung gehört. Hauptsächlich aber reist er, weil alle seine Vettern und Nachbarn auch reisen, weil man nachher davon reden und damit großtun kann, weil das Mode ist und weil man sich nachher zu Hause wieder so schön behaglich fühlt.

Das alles sind ja begreifliche und honette Motive. Aber warum reist Herr Krakauer nach Berchtesgaden, Herr Müller nach Graubünden, Frau Schilling nach Sankt Blasien? Herr Krakauer tut es, weil er so viele Bekannte hat, die auch immer nach Berchtesgaden gehen. Herr Müller weiß, daß Graubünden weit von Berlin liegt und in Mode ist, und Frau Schilling hat gehört, in Sankt Blasien sei die Luft so gut. Alle drei könnten ihre Reisepläne und Routen vertauschen, und es wäre ganz dasselbe. Bekannte kann man überall haben, sein Geld kann man überall loswerden, und an Orten mit guter Luft ist Europa unermeßlich reich. Warum also gerade Berchtesgaden? Oder Sankt Blasien?

Hier liegt der Fehler. Reisen sollte stets Erleben bedeuten, und etwas Wertvolles erleben kann man nur in Umgebungen, zu welchen man seelische Beziehungen hat. Ein gelegentlicher hübscher Ausflug, ein fideler Abend in irgend einem Wirtsgarten, eine Dampferfahrt auf einem beliebigen See sind an sich keine Erlebnisse, keine Bereicherungen unseres Lebens, keine mit steliger Kraft fortwirkenden Anregungen. Sie können dazu werden, aber kaum für die Herren Krakauer und Müller.

Vielleicht gibt es für diese Leute überhaupt keinen Ort auf der Erde, zu welchem sie tiefere Beziehungen haben. Es gibt für sie kein Land, keine Küste oder Insel, keinen Berg, keine alte Stadt, von der sie mit Ahnungskraft gezogen werden, deren Anblick ihnen Lieblingsträume erfüllt und deren Kennenlernen ihnen ein Schätzesammeln bedeutet. Trotzdem könnten sie glücklicher und schöner reisen, wenn doch einmal gereist sein muß. Sie müßten vor der Reise, sei es auch nur auf der Landkarte, sich wenigstens flüchtig über das Wesentliche des Landes und Ortes, wohin sie fahren, unterrichten, über das Verhältnis, in welchem seine Lage, seine Bodengestalt, sein Klima und Volk zur Heimat und gewohnten Umgebung des Reisenden steht. Und während des Aufenthaltes am fremden Orte müßten sie versuchen, sich in das Charakteristische der Gegend einzufühlen. Sie müßten Berge, Wasserfälle, Städte nicht nur im Vorbeigehen als Effektstücke anstaunen, sondern jedes an seinem Orte als notwendig und gewachsen und darum als schön erkennen lernen.

Wer hiezu den guten Willen hat, kommt leicht von selber auf die schlichten Geheimnisse der Reisekunst. Er wird nicht in Syrakus Münchener Bier trinken wollen und es, wenn er es je dort bekommt, schaal und teuer finden. Er wird nicht in fremde Länder reisen, ohne deren Sprache einigermaßen zu verstehen. Er wird nicht Landschaft, Menschen, Sitten, Küche und Weine der Fremde nach dem Maßstabe seiner Heimat messen und den Venetianer schneidiger, den Neapolitaner stiller, den Berner höflicher, den Chianti süßer, die Riviera kühler, die Lagunenküste steiler wünschen. Er wird versuchen, seine Lebensweise dem Brauch und Charakter des Ortes anzupassen, er wird in Grindelwald früh und in Rom spät aufstehen u. s. w. Und er wird namentlich überall versuchen, sich dem Volke zu nähern und es zu verstehen. Er wird also nicht in internationaler Reisegesellschaft verkehren und nicht in internationalen Hotels wohnen, sondern in Gasthöfen, deren Wirte und Angestellte Einheimische sind, oder noch besser bei Privatleuten in deren häuslichem Leben er ein Bild des Volkslebens hat.

Man würde es unsäglich lächerlich finden, wenn ein Reisender in Afrika sich mit Gehrock und Zylinder aufs Kamel setzen wollte. Aber man findet es selbstverständlich, in Zermatt oder Wengen Pariser Kostüme zu tragen, in französischen Städten deutsch zu reden, in Göschenen Rheinwein zu trinken und in Orvieto dieselben Speisen zu essen wie in Leipzig. Wenn du diese Art von Reisenden nach dem Berner Oberland fragst, so sprechen sie entzückt über die hohen Fahrpreise der Jungfraubahn, und wenn du sie auf Sizilien zu sprechen bringst, so erzählen sie dir, daß es dort keine heizbaren Zimmer gebe, daß [illegible] Fragst du nach dem deutschen Volk und Leben, so erzählen sie dir, man

trage daselbst unendlich komische Trachten und rede einen völlig unverständlichen Dialekt.

Genug davon. Ich wollte ja von der Schönheit des Reisens reden, nicht von der Unvernunft der meisten Reisenden.

Die Poesie des Reisens liegt nicht im Ausruhen vom heimischen Einerlei, von Arbeit und Aerger, nicht im zufälligen Zusammensein mit anderen Menschen und im Betrachten anderer Bilder. Sie liegt auch nicht in der Befriedigung einer Neugierde. Sie liegt im Erleben, das heißt im Reicherwerden, im organischen Angliedern von Neuerworbenem, im Zunehmen unseres Verständnisses für die Einheit im Vielfältigen, für das große Gewebe der Erde und Menschheit, im Wiederfinden von alten Wahrheiten und Gesetzen unter ganz neuen Verhältnissen.

Dazu kommt das, was ich speziell die Romantik des Reisens nennen möchte: das Mannigfache der Eindrücke, das beständige heitere oder bängliche Warten auf Ueberraschungen, vor allem aber das Köstliche des Verkehres mit Menschen, die uns neu und fremd sind. Der musternde Blick des Portiers oder Kellners ist in Berlin derselbe wie in Palermo, aber den Blick des rhätischen Hirtenknaben, den du auf einer abseitigen Graubündener Weide überraschtest, vergißt du nicht. Du vergissest auch nicht die kleine Familie in Pistoja, bei der du einmal zwei Wochen gewohnt hast. Vielleicht entfallen dir die Namen, vielleicht erinnerst du dich der kleinen Schicksale und Sorgen jener Menschen nimmer deutlich, aber du wirst nie vergessen, wie du erst den Kindern, dann der blassen kleinen Frau, danach dem Manne oder dem Großvater in einer glücklichen Stunde näher kamst. Denn du hattest mit ihnen nicht über wohlbekannte Dinge zu reden, nicht an Altes und Gemeinsames anzuknüpfen, du warst ihnen so neu und fremd wie sie dir und du mußtest das Konventionelle ablegen, aus dir selbst schöpfen und auf die Wurzeln deines Wesens zurückgehen, um ihnen etwas sagen zu können. Du sprachst mit ihnen vielleicht über Kleinigkeiten, aber du sprachst mit ihnen als Mensch zu Menschen, tastend und fragend, mit dem Wunsche, diese Fremden ein wenig verstehen zu lernen, dir ein Stück ihres Wesens und Lebens zu erobern und mit dir zu nehmen.

Wer in fremden Landschaften und Städten nicht lediglich dem Berühmten, Auffallendsten nachgeht, sondern Verlangen trägt, das Eigentliche, Tiefere zu verstehen und mit Liebe zu erfassen, in dessen Erinnerung werden meistens Zufälligkeiten, Kleinigkeiten einen besonderen Glanz haben. Wenn ich an Florenz denke, sehe ich als erstes Bild nicht den Dom oder den alten Palast der Signorie, sondern den kleinen Goldfischteich im Giardino Boboli, wo ich an meinem ersten Florentiner Nachmittag ein Gespräch mit einigen Frauen und ihren Kindern hatte, zum erstenmal die Florentiner Sprache vernahm und die mir aus so viel Büchern vertraute Stadt zum erstenmal als etwas Wirkliches und Lebendes empfand, mit dem ich reden und das ich mit Händen fassen konnte. Der Dom und der alte Palast und alles Berühmte von Florenz ist mir darum nicht entgangen; ich glaube es besser erlebt und mir herzlicher zu eigen gemacht zu haben, als viele fleißige Bädekertouristen, es wächst mir aus lauter kleinen, nebensächlichen Erlebnissen sicher und einheitlich heraus und wenn ich ein paar schöne Bilder der Uffizien vergaß, so habe ich dafür die Erinnerung an Abende, die ich mit der Hauswirtin in der Küche und an Nächte, die ich mit Burschen und Männern in kleinen Weinschenken verplauderte, und an den gesprächigen Vorstadtschneider, der mir unter seiner Haustüre die zerrissenen Hosen auf dem Leibe flickte und mir dazu feurige politische Reden, Opernmelodien und fidele Volksliedchen zum besten gab.

Solche Bagatellen werden oft zum Kern wertvoller Erinnerungen. Dadurch, daß ich dort einen Faustkampf mit einem in die Wirtstochter verliebten Burschen bestand, ist mir das hübsche Städtchen Zofingen trotz der Kürze meines Dortseins — es waren zwei Stunden — unvergeßlich. Das reizende Dorf Hammerstein, südlich vom badischen Blauen, stände mir nicht mit allen Dächern und Gassen so klar und schön vor der Erinnerung, wenn ich es nicht einst spät am Abend nach einer langen, schlimmen Irrwanderung im Wald unvermutet erreicht hätte. Ich sah es ganz plötzlich und unvermutet, da ich um einen Bergvorsprung bog, in der Tiefe unter mir liegen, still und schläfernd und Haus an Haus geschmiegt, und dahinter stand der eben aufgehende Mond. Wäre ich auf der bequemen Landstraße hingekommen und durchgewandert, so wüßte ich nichts mehr davon. So war ich nur eine Stunde dort und besitze es als ein schönes, liebes Bild für Lebenszeit. Und mit dem Bilde dieses Dörfleins besitze ich die lebendige Vorstellung einer ganzen, eigenartigen Landschaft.

Wer je in jungen Jahren mit wenig Geld und ohne Gepäck ein gutes Stück gewandert ist, kennt diese Eindrücke wohl. Eine im Kleefeld oder im frischen Heu verbrachte Nacht, ein in entlegener Sennhütte erbetteltes Stück Brot und Käse, ein unvermutetes Eintreffen im Wirtshaus bei einer dörflichen Hochzeit, zu deren Mitfeier man eingeladen wurde, das bleibt fest im Gedächtnis.

Allein es soll über dem Zufälligen nicht das Wesentliche, über der Romantik nicht die Poesie vergessen werden. Sich unterwegs treiben lassen und auf den lieben Zufall vertrauen ist gewiß eine gute Praxis, aber einen tiefen, bestimmten Inhalt und Sinn muß jede Reise haben, wenn sie erfreuen und im tieferen Sinn ein Erlebnis sein

soll. Aus Langeweile und fader Neugierde in Ländern umher zu bummeln, deren inneres Wesen einem fremd und gleichgiltig ist und bleibt, ist sündlich und lächerlich. Ebenso wie eine Freundschaft oder Liebe, die man pflegt und der man Opfer bringt, wie ein Buch, das man mit Bedacht auswählt und kauft und liest, ebenso muß jede Vergnügungs- oder Studienreise ein Liebhaben, Lernenwollen, Sichhingeben bedeuten. Sie muß den Zweck haben, ein Land und Volk, eine Stadt oder Landschaft dem Wanderer zum seelischen Besitz zu machen, er muß mit Liebe und Hingabe das Fremde belauschen und sich mit Ausdauer um das Geheimnis seines Wesens bemühen. Der reiche Wursthändler, der aus Protzerei und Bildungsmißverstand nach Paris und Rom fährt, hat nichts davon. Wer aber lange, heiße Jugendjahre lang die Sehnsucht nach den Alpen oder nach dem Meere oder nach den alten Städten Italiens in sich getragen und endlich Reisezeit und Reisegeld sich knapp erspart hat, der wird jeden Meilenstein und jede sonnige, von Kletterrosen überhangene Klostermauer und jeden Schneegipfel und Meeresstrich der Fremde mit Leidenschaft an sich reißen und nicht vom Herzen lassen, ehe er die Sprache dieser Dinge verstand, ehe ihm das Tote lebendig und das Stumme redend geworden ist. Er wird in einem Tage unendlich viel mehr erleben und genießen als ein Modereisender in Jahren, und er wird für Lebenszeit einen Schatz von Freude und Verständnis und beglückender Sättigung mitbringen.

Wer Geld und Zeit nicht zu sparen braucht und Lust am Reisen hat, dem müßte es ein treibendes Bedürfnis sein, die Länder, in welchen er für sein Auge und Herz Begehrenswertes ahnt, Teil für Teil sich zu eigen zu machen und in langsamem Lernen und Genießen sich ein Stück Welt zu erobern, in vielen Ländern Wurzel zu schlagen und aus Ost und West Steine zum schönen Gebäude eines umfassenden Verständnisses der Erde und ihres Lebens zu sammeln.

*

Ich verkenne nicht, daß die Mehrzahl unserer heutigen Lustreisenden aus ermüdeten Städtern besteht, die kein anderes Verlangen haben, als für eine Weile die erfrischende und tröstende Nähe des Naturlebens zu fühlen. Von „Natur“ reden sie gern und haben eine gewisse halb ängstliche, halb gönnerhafte Liebe zu ihr. Aber wo suchen sie sie und wieviele finden sie?

Es ist ein sehr verbreiteter Irrtum, zu meinen, man brauche nur an einen schönen Ort zu reisen, um der „Natur“ nahe zu sein und ihre Kräfte und Tröstungen zu kosten. Es ist ja klar, daß dem seinen heißen Straßen entlaufenen Großstädter die Kühle und Reinheit der Luft am Meer oder in den Bergen wohl tun muß. Damit begnügt er sich. Er fühlt sich frischer, atmet tiefer, schläft besser und kehrt dankbar heim im Glauben, er habe die „Natur“ nun so recht genossen und in sich gesogen. Er weiß nicht, daß er nur das Flüchtigste, Unwesentlichste davon aufgenommen und verstanden hat, daß er das Beste unentdeckt am Wege liegen ließ. Er versteht nicht zu sehen, zu suchen, zu reisen.

Der Glaube, es sei viel einfacher und leichter, ein Stück Schweiz oder Tirol oder Nordsee oder Schwarzwald in sich aufzunehmen als etwa eine gediegene Vorstellung von Florenz oder Siena zu erwerben, ist grundfalsch. Die Leute, welchen von Florenz nichts als der Turm des palazzo vecchio und die Domkuppel in der Erinnerung haften blieb, werden auch von Schliersee nur den Umriß des Wendelstein und von Luzern nichts als ein Bild des Pilatus und einen Dunst von Seebläue mitnehmen und nach wenig Wochen an echtem Seelenbesitz so arm sein wie zuvor. Die Natur wirft sich einem so wenig vor die Füße wie Kultur und Kunst und fordert gerade vom ungeschulten Stadtmenschen unendliche Hingabe, ehe sie sich entschleiert und ihm zu eigen gibt.

Es ist schön, mit der Bahn oder im Postwagen über den Gotthard, Brenner oder Simplon zu reisen und es ist schön, die Riviera entlang von Genua bis Livorno oder im Lagunenschiff von Venedig nach Chioggia zu fahren. Aber ein sicherer Besitz bleibt von solchen Eindrücken selten zurück. Nur hervorragend feine und durchgebildete Menschen sind fähig, das Charakteristische einer größeren Landschaft im flüchtigen Vorüberstreifen zu erfassen und festzuhalten. Den meisten bleibt nur ein allgemeiner Eindruck von Meerluft, Wasserblau und Uferumrissen, und auch der ist bald verwischt wie die Erinnerung an ein Theaterbild. Fast allen Teilnehmern an den beliebten Gesellschaftsreisen durchs Mittelmeer geht es so.

Man muß nicht alles sehen und kennen wollen. Wer zwei Berge und Täler der Schweizer Alpen gründlich durchstreift hat, kennt die Schweiz besser als wer mit einer Rundkarte in derselben Zeit das ganze Land bereiste. Ich war wohl fünfmal in Luzern und Vitznau und hatte den Vierwaldstätter See noch immer nicht innig begriffen und erfaßt, bis ich nicht sieben Tage einsam im Ruderboot auf ihm zubrachte, jede Bucht befuhr und jede Perspektive ausprobte. Seither gehört er mir, seither kann ich in jeder beliebigen Stunde, ohne Bilder und Karten, jeden seiner kleinsten Teile mir untrüglich vorstellen und von neuem lieben und genießen: Form und Vegetation der Ufer, Gestalt und Höhe der Berge, jedes einzelne Dorf mit Kirchturm und Schifflände, die Farben und Spiegelungen des Wassers zu jeder Tagesstunde. Auf Grund dieser sinnlich deutlichen Vorstellung erst ward es mir dann möglich, auch die dortigen Menschen zu verstehen, Gebaren und Mundarten der Uferdörfer, typische Gesichter und Familiennamen, Charakter und Geschichte der einzelnen Städtchen und Kantone zu unterscheiden und zu verstehen.

Und die venetianische Lagune wäre mir, trotz meiner eifrigen Liebe für Venedig, noch heute eine fremde, sonderbare, unbegriffene Kuriosität, wenn ich nicht einst, des blöden Hinstarrens müde, für acht Tage und Nächte das Boot und Brot und Bett eines Fischers von Torcello geteilt hätte. Ich ruderte an den Inseln entlang, watete mit dem Handnetz durch die braunen Schlammbänke, lernte Wasser, Gewächs und Getier der Lagune kennen, atmete und beobachtete ihre eigentümliche Luft, und seither ist sie mir vertraut und befreundet. Jene acht Tage hätte ich vielleicht für Tizian und Veronese verwenden können, aber ich habe in jenem Fischerboot mit dem goldbraunen Dreiecksegel Tizian und Veronese besser verstehen gelernt als in der Akademie und im Dogenpalaste. Und nicht nur die paar Bilder, sondern das ganze Venedig ist mir nun kein schönes banges Rätsel mehr, sondern eine viel schönere, mir zugehörende Wirklichkeit, an die ich das Recht des Verstehenden habe.

Vom trägen Anschauen eines goldenen Sommerabends und vom lässig wohligen Einatmen einer leichten, reinen Bergluft bis zum innigen Verständnis für Natur und Landschaft ist noch ein weiter Weg. Es ist herrlich, auf einer sonnenwarmen Wiese hingestreckt träge Ruhestunden zu verliegen. Aber den vollen, hundertmal tieferen und edleren Genuß davon hat nur der, dem diese Wiese samt Berg und Bach, Erlengebüsch und fernragender Gipfelkette ein vertrautes, wohlbekanntes Stück Erde ist. Aus einem solchen Stücklein Boden seine Gesetze zu lesen, die Notwendigkeit seiner Gestaltung und Vegetation zu durchschauen, sie im Zusammenhang mit der Geschichte, dem Temperament, der Bauart und Sprechweise und Tracht des dort heimischen Volkes zu fühlen, das fordert Liebe, Hingabe, Uebung. Aber solche Mühen lohnen sich. In einem Lande, das du dir mit Eifer und Liebe vertraut und zu eigen gemacht hast, gibt dir jede Wiese und jeder Fels, an dem du rastest, alle seine Geheimnisse her und nährt dich mit Kräften, die er anderen nicht gönnt.

Ihr sagt, es könne doch nicht jedermann den Fleck Erde, auf dem er eine Woche lebt, als Geolog, Historiker, Dialektforscher, Botaniker und Oekonom studieren. Natürlich nicht. Es liegt am Fühlen, nicht am Namenwissen. Wissenschaft hat noch niemand selig gemacht. Wer aber das Bedürfnis kennt, keine leeren Schritte zu tun, sich beständig im Ganzen lebend und im Weben der Welt einbegriffen zu fühlen, dem gehen überall schnell die Augen auf für das Charakteristische, Echte, Bodenständige. Er wird überall in Erde, Bäumen, Bergformen, Tieren und Menschen eines Landes das Gemeinsame herausfühlen und sich an dieses halten, statt Zufälligkeiten nachzulaufen. Er wird finden, daß dieses Gemeinsame, Typische sich noch in den kleinsten Blumen, in den zartesten Luftfärbungen, in den leichtesten Nuancen der Mundart, der Bauformen, der Volkstänze und Lieder äußert, und je nach seiner Veranlagung wird ihm ein volkstümliches Witzwort oder ein Laubgeruch oder ein Kirchturm oder ein kleines rares Blümlein zur Formel werden, welche für ihn das ganze Wesen einer Landschaft knapp und sicher umschließt. Und solche Formeln vergißt man nicht.

Hiemit genug. Nur das möchte ich noch sagen, daß ich an ein spezielles „Talent zum Reisen“, von dem man oft reden hört, nicht glaube. Die Menschen, denen auf Reisen Fremdes schnell und freundlich vertraut wird und die ein Auge fürs Echte und Wertvolle haben, das sind dieselben, welche im Leben überhaupt einen Sinn erkannt haben und ihrem Stern zu folgen wissen. Ein starkes Heimweh nach den Quellen des Lebens, ein Verlangen, sich mit allem Lebendigen, Schaffenden, Wachsenden befreundet und eins zu fühlen, ist ihr Schlüssel zu den Geheimnissen der Welt, welchen sie nicht nur auf Reisen in ferne Länder, sondern ebenso im Rhythmus des täglichen Lebens und Erlebens begierig und beglückt nachgehen.

Calw. **Hermann Hesse.**

Indianische Musik.

Nichts scheint dem Vollblutamerikaner so perfid, als der Vorwurf mangelnder Originalität — sogar in der Musik. Er gibt zu, daß bei seinen Komponisten deutsche, französische, italienische Einflüsse zu konstatieren sind, wird aber wütend, wenn man da von Nachahmung reden würde. Und gleich weist er dich auf jenen Schatz von entzückenden Negermelodien hin. Der Einsicht aber, daß das eben Negermelodien sind, geboren in den tropischen Nächten Zentralafrikas und höchstens durch die Berührung mit amerikanischer Kultur amerikanisch weiter gebildet und harmonisiert, dieser Einsicht verschließt er sich. Durch die Hintertür der Singel-Tangels haben sich diese Melodien auch in Europa eingeschlichen und bei vielen Primitivitätsschwärmern und an Kulturindigestionen Leidenden Freunde gefunden. Dvořák hat sie aufgegriffen und sie zur Basis seiner großen „Amerikanischen Symphonie“ gemacht und in den feinen englischen Privatkonzerten rührt ihre Naivität, ihr sehnsüchtiges Klagen, ihr Musik gewordenes Lachen auch jene, die einen Cake-walk z. B. barbarisch und indezent finden.

Lassen wir ihnen den Wahn, daß die Negermelodien amerikanisch sind, denn ich habe Amerikaner gekannt, die die etwas [illegible] Definition jeglicher Musik als „Entwicklung der alten Volksm[illegible] zwar billigten, das französische, englische, deutsche Blut ihrer Vorfahren anerkannten und es dennoch nicht natürlich fanden, daß ihre Musik

der europäischen gleicht, also nicht originell im vollen Sinne des Wortes ist.

Seit einiger Zeit ist drüben aber eine neue Quelle entdeckt worden, die lange im Verborgenen sprudelte und beinahe am Versiegen war — die Lyrik des roten Mannes. Werden die indianischen Melodien in der Zukunft Kunstwerke hervorbringen? Das hängt natürlich von den Talenten der Zukunft ab, — aber dem richtigen Manne liegt hier eine reiche Mine zu Füßen.

Es ist so charakteristisch für Amerika, daß eine Frau das meiste Material zusammengetragen hat. Miß Alice Flecher ist erste Autorität auf dem Gebiete der indianischen Musik. Sie hat lange unter Rothäuten gelebt und erwirkte ihnen im Kongreß zu Washington gewisse agrarische Rechte. Dafür wird sie von ihnen vergöttert. Ihr allein ist es möglich gewesen, eine so reiche Sammlung zusammenzubringen. Aber auch Professor Hilmore und eine Schar anderer Enthusiasten haben dankenswerte Arbeit geliefert.

Die indische Vedda blieb Jahrhunderte lang unverändert und vollständig, nur geschrieben in den Hirnen der Priester und Lehrer. Ebenso die indianischen Melodien, obwohl es fraglich ist, ob sich nicht doch kleine Veränderungen vollzogen haben, denn der Indianer kennt kein Notensystem.

Musik ist das wichtigste Element in seinem religiösen, sozialen und häuslichen Leben. Sie vermittelt seinen Verkehr mit dem „großen Geist". Alle seine religiösen Regungen fanden Ausdruck in einem komplizierten musikalischen Ritual.

Die Grüße zwischen Stämmen und Individuen wurden gesungen. Musik begleitete die Spiele. Die Zeit der Saat und Ernte waren Choralfeste. Erst nach bestimmten lyrischen Zeremonien brach man zur Jagd auf. Siegesjubel verdichtete sich zu Gesang. Der Jüngling, der freien ging, sang Liebeslieder von einer Bergesspitze im Morgenrot. Wenn seine Stimme versagte, spielte er auf einer kleinen, mit hübschen Bleiintarsien verzierten Zedernholzflöte. Diese Flöte mit ihrem weichen Ton hat allerdings den Nachteil, daß das untere Register auf F, das obere auf Fis gestimmt ist, was uns Moderne aber nicht abzuschrecken braucht, da wir doch den Strauß'schen „Zarathustra" in zwei Tonarten zu gleicher Zeit endigen hören können.

Wenn der Stamm hungerte, der Stimme die Kraft gebrach, mußte die Trommel herhalten und der Medizinmann trieb und treibt seinen Hokuspokus nur unter Musikbegleitung.

Gewisse Lieder sind persönliches Eigentum, dürfen nur von denen gesungen werden, die sich durch Kauf dazu ein Recht erwarben. Der Text eines Liedes ist seine Raison d'être. Er besteht oft nur aus einem Satz, oft nur aus einem Worte. Reim kommt vor — aber Rhythmus ist alles. Der gewöhnliche Indianer weiß das Klavier nicht zu schätzen, weil ihm „die Trommel im Klavier drinnen nicht gefällt". Ihm ist allein die Art des Vortrages, nicht die Melodie maßgebend.

Seine einzigen Instrumente sind die Flöte, die aber nur als Saloninstrument dient und die Trommel — ein Fetzen Tierhaut über einen hohlen Holzklotz gespannt. Auch liebt er ein Gefäß aus Schildkrot oder Kuhhorn, in dem Kirschkerne oder getrocknete Erbsen geschüttelt werden. Harmonie ist ihm gleich allen primitiven Rassen völlig unbekannt.

Seine musikalischen Feste sind imposant. Männer, Frauen und Kinder brechen in chromatische, rhythmische Kriegsrufe aus, dazu das Stampfen der Füße (wie Heine sagt: „Beten mit den Füßen") und in all dem Taumel schlagen die Trommeln einen der Melodie ganz entgegengesetzten Rhythmus. Manchmal gebrauchen sie drei oder mehr Rhythmen auf einmal.

Ihre Musik ist, gleich der Musik aller Wilden, Ekstase, und zieht manchen Modernen wohl nur darum an. Peter Altenberg konnte sich nicht satt hören, wenn die Ashantees unten im Wiener Tiergarten musikalisch das Leben bejahten und ich kenne junge Leute, die auf weißen Kaffeehaustischen afrikanische Rhythmen schlugen mit demselben Ernste, mit dem sie Modefragen und den Tristan behandeln.

Die indianische Musik hat keinerlei Aehnlichkeit mit der schottischen, der chinesischen, — auch mit der Negermusik nicht. Sie besitzt die volle chromatische Tonleiter der Kulturmenschen, während die chinesische und teilweise die altschottische Musik noch die pentatonische (fünftönige) Skala gebraucht. Manchmal glaubt man Aehnlichkeit mit irischen Melodien herauszuhören; das Anziehendste und Interessanteste aber bleibt immer der Rhythmus.

Bis vor einigen Jahren haben die Amerikaner mit diesem Schatz nichts anzufangen gewußt. Man hat die Melodien gesammelt, niedergeschrieben und primitiv harmonisiert. Niemand suchte mit Beibehaltung der Lokalfarbe die Motive zu entwickeln, den Geist zu zeigen, dem sie entsprungen. Bis vor einigen Jahren.

Heute kennt man zwei junge Komponisten und Enthusiasten, die auf diesem Gebiete vieles und gutes geleistet haben: Mr. Artur Farwell und Mr. Harven Worthington Loomis. Der erste versucht seine eigenen Gefühle in indianischer Kleidung zu geben, der zweit[illegible] indianische Musik auf das Klavier übertragen. In beiden Fal[illegible] [illegible] der Bea[illegible] [illegible] die Kompositionen des Mr. Loomis aber scheinen mir echter indianischer. Beiden ist der delikate Rhythmus, der selten in he[illegible] [illegible] nach lyrische Charakter dieser Musik nicht entgangen. Ma[illegible]

mal beschäftigen sich beide mit demselben Thema und bleiben beide interessant.

Grandiose Bilder, barbarische, aber große Gefühle hat Mr. Loomis gegeben in seinen Harmonisationen „Auf dem Kriegspfad", „Der stille Sänger", „Gebet an Wakonda" u. s. w. Und Mr. Farwells „Lied der toten Stimme" ist ein glückliches Beispiel der einfachen Würde vieler indianischer Melodien . . . „Es war ein Krieger, der starb den Tod eines Kriegers; es war Freude in seiner Stimme" —

Diese Lieder kommen den Amerikanern wie eine Offenbarung. Sie arbeiten unausgesetzt, von der Regierung unterstützt. Man plant schon in nächster Zeit die Goldprobe zu machen, vor allem in Wien und Dresden — und weil das das große Publikum drüben verlangt, auch in London.

Wie wird sich Europa, wie Wien zu ihnen stellen?

New York. **Adalbert Albrecht.**

Bücher.

Dr. Hugo Herz: Die Heimarbeit und der Notstand der Heimarbeiter in der mährischen Textilindustrie. Brünn 1904, Verlag von Friedrich Irrgang.

Seit Jahren steht die Frage der Heimarbeit im Vordergrund des sozialpolitischen Interesses, und immer größer wird die Zahl der Schriften, die sich mit den Zuständen in diesem „Departement des Kapitalismus" und den Mitteln zur Abhilfe befassen. Eine eigentümliche, höchst interessante Wahrnehmung läßt sich hiebei machen: wenn man von der Heimarbeit und ihren Gräueln spricht, so denkt man zunächst an das Weberelend, das Gerhard Hauptmann in so erschütternden Bildern uns vor Augen geführt. Die sozialpolitische Wirkung dieses Dramas läßt sich heute noch nicht völlig übersehen. Sicher ist, daß es zur Erweckung des allgemeinen Interesses für die Gefahren der Hausindustrie mächtig beigetragen hat. Heute noch geht sein Stück durch die schlesischen Weberdörfer, von mehr oder minder geübten Rezitatoren vorgetragen. Nicht an die Webergegenden Preußisch- und Oesterreichisch-Schlesiens grenzen die Mährens, über deren Verhältnisse uns der Privatdozent an der deutschen technischen Hochschule in Brünn, Dr. Hugo Herz, das vorliegende Büchlein geschrieben hat. Es zeigt von Sachkenntnis nicht nur, sondern auch von warmem Interesse für den deutschen Volksstamm, der da im fruchtbaren Mähren an den Folgen der Heimarbeit dahinsiecht. Nach einem Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung und den Umfang der Heimarbeit in den mährischen Textilgewerben schildert der Autor die Betriebs- und Arbeitsorganisation der Hausweber, ihre Arbeits- und Lebensverhältnisse, um in einem Schlußkapitel die bisher versuchten, aber leider nicht zu Ende geführten Notstandsaktionen zu skizzieren und jene Wege zur Abhilfe anzugeben, die er selbst noch für nötig hält. **Sigmund Kaff.**

Hugo v. Hofmannsthal: Ausgewählte Gedichte. Titelbild von Ludwig v. Hofmann. Druckschrift von E. Grasset. Berlin 1903, gedruckt in dreihundert Exemplaren bei Otto v. Holten für den Verlag der „Blätter für die Kunst".

Was Hofmannsthal von der Duse im Jahre 1903 anmerkt, daß etwas in ihr liege, „das die Romantiker aufs äußerste fasziniert hätte", gilt kaum minder von diesen seinen Versen, die er in sparsamer Auswahl zu einem kostbaren Bande vereinigt. Es sei an einen Satz des Novalis erinnert: „Der Traum belehrt uns auf eine merkwürdige Weise von der Leichtigkeit unserer Seele, in jedes Objekt einzudringen, sich in jedes sogleich zu verwandeln." Bei Hofmannsthal bewundern wir jene Leichtigkeit der Seele, mit der sie schauspielerisch gewandt in die größte und wundervollste Rolle schlüpft; mit der sie den Traum von der großen Magie träumt: von jenem großen Leben, das „traumhaft aller Menschen Loos" fühlt, dessen „schwebend unbeschwerte Abgründe" einen zu tragen vermögen, der Abenteurer, Erbe, Zauberer und großer, großer Gaukler ist. Denn solches Leben ist zu groß als daß es von anderem wüßte als von den spielenden Geberden. Aber anders spielende Schatten fallen von vergangenen Zeiten herüber:

„Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
Kann ich nicht abtun von meinen Lidern
Noch weghalten von der erschrockenen Seele
Stummes Niederfallen ferner Sterne."

Oder von den Ahnen im Totenhemd, oder von dem eignen Ich, das

„Durch nichts gehemmt
Herübergeglitt aus einem kleinen Kind,
Mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd."

Wie ein namenloses Heimweh nach dem wirklichen Leben in der Seele lautlos zu weinen beginnt: „der großen Träume wundervolle Nähe klingt ab"; der Jüngling geht durch die Landschaft, „bereit an unbekannter Schwelle ein neues Leben dienend hinzubringen"; der Schönheit, die unfaßbar war, entsagend, wird er dies gewinnen: Schmerzen zu leiden, Schmerzen zuzufügen. — Verse von hohe[illegible] Vollendung — die Erinnerung an Mainz'sche Sprechweise wird nur [illegible] regt — halten mit silbernem Netz die ungreifbare Schönheit der Dinge eingefangen. Der Seele Nahrung: tiefer Traum ist hier in köstlichen Mengen aufgespeichert. **Max Mell.**

Revue der Revuen.

„Suddeutsche Monatshefte". Die Herausgeber veröffentlichen unter [illegible] „[illegible]" ein [illegible] Kleingemälde aus [illegible] Die [illegible] stammt aus dem Nachlasse [illegible] Gottlieb Schnapper-

Arndt, der in des genialen Franzosen Le Play Arbeiten für Miniaturstatistik und Miniaturschilderung ein kongeniales Vorbild fand, das er wesentlich weiterbildete und vervollkommnete. Das bis ins kleinste gewissenhaft ausgearbeitete Bild der Existenz einer armen süddeutschen Weißzeugnäherin erscheint hier zum erstenmal und zwar vornehmlich nur im beschreibenden Text, ohne daß sämtliche Tabellen, Ziffernnachweise, Quellenangaben und physiologische Untersuchungen beigefügt sind. Mit diesem ganzen wissenschaftlichen Zubehör wird die Arbeit später veröffentlicht werden. Aus einem Dutzend von Mappen mit den sorgfältigsten Berechnungen und lückenlos gesammelten Materialien ist ein wissenschaftliches Kunstwerk moderner Kulturgeschichtsschreibung erstanden, das zu dem erlesensten gehört, was das einfache Volk wie der Feinschmecker geistig und gemütlich kosten kann.

„La Revue." Ein Aufsatz von **J. C. Balet** über die **japanische Poesie**. Von altersher war die Dichtkunst in Japan sehr angesehen. Schon in den ersten Jahrhunderten v. Chr. hören wir von Feldherren, die in ihren Mußestunden mit ihren Waffenbrüdern im Feldlager Wettgesänge veranstalteten. Im Mittelalter sind die Höfe der Mikados die Zuflucht der Dichter und Künstler, wahre Sängerkriege finden statt und jeder Ritter muß sich darauf verstehen, ein „Tanka" (eine fünfzeilige Stanze) zu schmieden. Die Dichtkunst wird zu einer Art von „Jeu d'esprit" und diese Stellung bewahrt sie seltsamerweise, trotz aller Veränderungen, bis auf den heutigen Tag. Viele Damen der japanischen Gesellschaft haben noch jetzt ihren „Jour de Poésie", wo den Gästen Themen zur Auswahl vorgeschlagen werden; die Kinder werden von speziellen Lehrern in der Kunst des Versemachens unterwiesen und am Neujahrstag 1902 fand im kaiserlichen Palast ein Preisdichten statt, an dem sich die Prinzen und Prinzessinnen und der ganze Hofstaat beteiligten. Auch die galanten Frauen, die Geishas, verstehen Verse zu machen und es gab sogar eine Zeit, wo das von ihnen bewohnte „Blumenviertel" der Schauplatz poetischer Turniere war. Gleichwohl, oder vielleicht eben deshalb hat die Poesie in Japan nie eine besonders hohe Stufe erreicht. Von einer Lyrik kann bei dem großen Mangel an Subjektivität und Selbstbespiegelung, durch den sich die Japaner auszeichnen, wenig die Rede sein und deshalb sind ihre Gedichte weit eher unpersönlich, beschreibend und und auch da halten sie sich an das Tatsächliche und sind der Synthese und der Abstraktion unfähig. Die Japaner kennen nur zwei Versarten, eine fünfsilbige und eine siebensilbige und da es keine langen und kurzen Silben gibt und der Reim unbekannt ist, so bietet die Sprache wenig Variationen. Gleichviel gibt es allerhand Kunstgattungen, epische und dramatische Dichtungen. Es gibt auch viele Kriegslieder; das beste aber bieten die dreizeiligen „Haikai", die oft eine Sentenz enthalten oder eine Stimmung in charakteristischer Weise wiedergeben. Sehr bemerkenswert sind auch die onomatopoetischen Wirkungen, auf die sich die Japaner ganz besonders verstehen und durch die sie die sonstige Monotomie ihrer Sprache einigermaßen wettmachen. — Sehr hübsch ist weiterhin ein Artikel von **Henri Coupin** über **die Tiere als Humoristen**, worin behauptet wird, die Tiere wirkten nicht nur oft unfreiwillig komisch, man könne auch Akte ganz bewußten Humors bei ihnen beobachten. Daß Hunde, die in der Familie leben, den Hanswurst abgeben und auf die Wirkung ihrer Witze lauern, ist bekannt, aber auch in der Freiheit machen sich solche Anlagen geltend. So necken die Affen mit Vorliebe sowohl ihre Stammesgenossen, wie auch andere Tiere und der Elephant kann oft tagelang aus Rache einen Schabernack vorbereiten und seinen Opfern mit großer Geschicklichkeit im geeigneten Moment applizieren.

Der junge Mönch.

Von **Ružena Svobodova.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen von Camill Hoffmann.

I.

Fernher strahlten die goldenen Kreuze über den grünen Kuppeln der Wallfahrtskirche, die breitausladend mit ihren Wandelgängen und der Pfarre auf dem Hügel lag. Wie eine Korallenschnur wand sich der Zug der Pilger hinauf, um seine reumütige, heilige und vertrauende Botschaft zu der wundertätigen Mutter Gottes zu tragen.

Stundenweit glänzte das reiche Gold der Kirche, und wie eine Insel der Schönheit tauchte das alte Heiligtum über den armen, endlosen Feldern und den kleinen Wäldchen der Landschaft auf.

In das kleine Törchen an seiner Seite, in das kleine Bauerngut mit dem grünüberwucherten Tore war Valentin, der Theologe, zu seiner Mutter auf Ferien gekommen.

Als er heranfuhr, sog er voll Erregung das Bild der wunderbaren Kirche seiner einsamen Kindheit in sich auf. Er erinnerte sich all ihrer Farben und Lichter. Er sah sie im kalten Herbstnebel mit der grünlichen Morgendämmerung im Hintergrund, er sah über ihren Dächern in den weichen Linien des frischgefallenen Schnees den rosttoten Schein der fernen, vermummelten Sonne emporsteigen, er kannte sie in den großen Sommertagen, wenn die Bergabhänge ausgesengt dalagen, wenn die ärmlichen Wiesen dörrten, und dann nach der Ernte, wenn die ersten Winde über die leeren Stoppelfelder strichen und wenn neue und neue Scharen von Pilgern mit ihren Fahnen heranzogen, am Festtag der wundertätigen Muttergottes.

Er schloß seine Augen vor der Macht der Schönheit, die ihm in der Erinnerung den Kuß einer Geliebten ersetzte. Er sah das ihm teure Land, die heilige Einöde, die Burg seiner Jugend, die breite und schon etwas ausgetretene Stiege mit dem Säulengeländer vor der Kirche, den Hof der Kirche, wo zwischen dem Pflaster Gras wuchs, die Bildsäulen, die erregten Gruppen leidenschaftlich bewegter Heiliger, die geheimnisvoll vergitterten Kapellen in den Laubenwinkeln, die Bilder süßer Märtyrerinnen hinter verstaubtem Glas oder die Porträts erlauchter Stifterinnen.

Er sah im Geiste die hohe und leicht gewölbte Kirche mit den Darstellungen aus dem Evangelium, die in der Art Tiepolos zwischen die Arabesken der Decke gemalt waren, das kleine Türmchen mit den gelben Scheiben, das wie die Sonne errichtet stand. Er erblickte das friedliche und kindliche Bild der heiligen Jungfrau mit dem Jesulein unter dem Seidenmantel, und in der Sakristei die kunstvolle Stukkaturdecke, die ein großes geschwärztes Bild, „Das Opfer Abrahams", einnahm, die barocken Kästen, die Meßgewänder von morschem Brokat und silbernen Spangen bargen, die Sakristei mit dem grünen, alten Ofen, wo es immer ein wenig nach Moder und Weihrauch roch.

„Es kann nichts Schöneres geben!" pflegte er zu sagen, von diesen Bildern, die sein Herz erfüllten, berauscht, wenn er müde von Prag und aus der Trauer dumpfer Säle daherkam. Er nahte dem Törchen mit den Pappeln, mit dem kleinen Bache, der längs der verschuldeten Gehöfte dahinfloß, durchschritt das Tor des Hofes, vernahm aus dem Stalle das Kauen der Kühe und fand die rauchgeschwärzte Stube mit der Bank an der Wand, die heisere, hinkende Uhr und die traurige, ihrem Los mißtrauende Mutter.

Er streichelte und liebkoste alles, der rosige Jüngling, der ehemalige Ministrant, der schon in der Wiege dazu bestimmt ward, Geistlicher zu werden, die hohen Würden eines Dieners der wundertätigen Jungfrau zu erlangen und der Mutter Alterssorgen zu erleichtern.

Am Morgen nach seiner Ankunft ging er zur Pfarre, um sich anzumelden.

Er trat durch das beschlagene Tor in den weiten ziegelgepflasterten Flur, ging in die Küche hinein, in die Küche mit dem von kupferglänzenden Pfannen und Kesseln umhangenen Herd, den langen schwarzen Schränken und mit dem vergitterten Blumenfenster. Noch standen dort zwei Kännchen vom Frühstück, wie vor Jahren. Das kleine Dienstmädchen sagte ihm, daß der gnädige Herr in der Kirche, in der Sakristei sei.

Er begab sich dorthin.

Der große, knochige Pfarrer (es war ein anderer, als dem er in der Kindheit ministriert hatte) stand vor den offenen Kästen, aus denen er zwei jungen Mädchen, die als Gäste auf der Pfarre weilten, die beschädigte Kirchenwäsche zur Ausbesserung übergab.

Valentin kannte eine von ihnen. Er pflegte ihr in Prag zu begegnen, wenn sie zur Schule ging. Bei der Firmung trocknete er ihr das heilige Oel von der Stirne.

Er stellte sich dem Pfarrer vor, der ihn auch mit den Mädchen bekannt machte.

„Marie und Angela", sagte er. — Maria war diejenige, die er schon lange kannte.

Angela war blind. Nur eines ihrer Augen fing noch den letzten Rest des Tageslichtes auf. Aber auch dieser war im Erlöschen. Ihr Aussehen war das eines kleinen Vogels. Sie hatte ein scharfes Näschen, verschleierte Augen, einen schmalen Mund.

Marie war groß, schlank, hatte große, graublaue, strahlende Augen und war traurig.

Sie erkannte Valentin.

„Sie wischten mir das heilige Oel von der Stirne," sagte sie zu ihm.

Er antwortete freudig: „Ich weiß schon, ich weiß."

Er lächelte, denn er erinnerte sich jeder ihrer Begegnungen.

„Ich weiß, ich weiß!" wiederholte er berauscht.

Sie trugen die Wäsche in die Pfarre. Hier waren die Spitzen abgerissen, da wieder zerfiel die Leinwand. Valentin führte die Blinde und ging nicht mit dem Pfarrer, sondern mit den Mädchen. Sie brachten ihre Arbeit in die Laube. Angela hatte dort ihr Strickzeug. Marie nähte dort. Er ging von ihnen nicht fort, bis vom Turme Mittag geläutet wurde, und nach der Mahlzeit kehrte er wieder zu ihnen zurück.

II.

Der Garten lag an einem Abhang. Aus der Laube sah man einen großen Teich, dahinter schwarze Streifen Waldes und auf der linken Seite des Gartens die Friedhofskreuze. Das Rohr rauschte und sandte seine schüchternen Lieder hierher; dort ging die Sonne abends unter und warf ihre Feuergarben über die Fläche des Teiches. Die Blinde strickte, klapperte mit den Drähten. Marie besserte die alten Spitzen aus, während Valentin auf der Erde zu ihren Füßen kauerte und die Leinwand hielt, die sie einsäumte. Allabendlich führte er die blinde Angela heim, die erbebte, wenn er ihre Hand berührte. Sie kamen täglich hierher, sprachen nur wenig, oder in kurzen Sätzen. Marie und Valentin blickten einander in die Augen, und das war eine Sprache, von der die Blinde keine Ahnung hatte. Aber auch [illegible] ihr Geheimnis nur wenig. Wenn es Abend wurde, [illegible]

diese traurigen Kinder Hand in Hand langsam über den Sand rings um die Kirche, ohne sich der Wahrheit ihres Lebens im geringsten bewußt zu werden.

Einmal vergaßen sie an die Blinde und sie fiel in einen Haufen Sand. Valentin hob sie auf, reinigte ihre Hände mit seinem Taschentuche und beruhigte sie, aber Angela fing an zu weinen, und weinte tief in die Nacht hinein, in ihrem kleinen Kämmerlein hinter dem Refektorium, in dem, wie man sagte, Gespenster umgingen. Sie fürchtete sich nicht, denn sie kannte solche Vorstellungen nicht.

In ihre Träume trat eine süße, junge und volltönende Stimme und eine kleine warme Hand, die sie führte. Sie weinte dann oft in der Nacht, aber niemand erfuhr je davon. Der letzte Lichtschimmer in ihrem Auge erlosch, und die große Finsternis um sie ward immer dichter.

Valentin brachte ein Buch mit in die Laube und las den Mädchen vor. Niemand kümmerte sich um sie, da ihrer drei waren. Und er las ihnen alte, traurige und wunderbare Sagen vor, von versinkenden Schicksalen, die vor der hereinbrechenden Finsternis Rettung gefunden.

Die Sonne wandelte über den Himmel, ein Tag verging nach dem andern, Valentin war heiter und freudig, Marie manchmal still, manchmal laut jubelnd.

Er las ihnen eine Sage von dem Pagen einer schönen Herzogin vor, einem jungen und rosigen Bürschchen, das plötzlich traurig wurde. Die Herzogin erriet, daß die Liebe daran schuld sei und daß es die Liebe zu einer ihrer Damen war. Sie reiste mit ihrem Gemahl irgendwohin und ließ beide daheim zurück, damit sie sich aussprächen. Da traf eine Botschaft vom Kaiser ein und ein Bote wurde gebraucht, um sie dem Herzog nachzubringen. Der Page bat, man möge ihn schicken. Er holte seine Herrschaft ein. Die Botschaft war freudig und der Herzog gab Feste und Lustbarkeiten. Er setzte einen Preis für denjenigen aus, der von der Burgturmspitze einen Pokal herunterhole und die Herzogin sprach den Wunsch aus, der Sieger möge dort den Namen der von ihm geliebten Frau ausrufen und den Pokal auf das Wohl der Dame leeren.

Es gab viele Bewerber, aber niemand klomm so hoch empor. Zuletzt meldete sich der herzogliche Page und erreichte als einziger die Turmspitze. Seine Locken wehten im kühlen Windhauch. Dann, als er den Pokal geleert und weit von sich geworfen hatte, rief er in die größte Stille: „Es ist Elisabeth, die ich liebe, meine Herzogin!" Und er stürzte sich in die Tiefe, denn nach solchem Bekenntnis bleibt nichts als der Tod.

Valentin las mit bebender Stimme und die Worte des Pagen rief er aus wie im Traum. Seine Augen waren voll Tränen und auch die Stimme war von ihnen erfüllt.

Und dann kam er drei Tage nicht.

Uebrigens war die Wäsche ausgebessert und die Mädchen kamen auch nicht mehr in die Laube. Sie fanden Arbeit zu Hause. Marie sah durch das Fenster in die Ferne hinaus, und sah beim Walde hinter dem Teiche die schwarzen Umrisse einer jungen, dunklen Gestalt, die sich bis in den Abend hinein am Rande des Röhrichts dahinschleppte.

Und wenn es ganz dunkel wurde, zog sie etwas in die Allee. Dann lief sie im Mondschein, im Dämmerdunkel über die schmalen Pfade bis zum Zaun und horchte hinaus.

Das Rohr flüsterte traumhaft. Und es war ihr, als hörte sie ein nahes Atmen, als sehe sie Augen leuchten, liebe, junge, tränenerfüllte Augen.

Aber es war vielleicht nur Schein.

Sie kehrte in ihr Zimmer zurück mit taufeuchten Schuhen. Sie gestand sich selbst nichts ein. Nicht einmal ein Schatten bewußter Wirklichkeit lag darin.

III.

Valentin sollte bald abreisen. Ueber die Wiesen und Stoppelfelder strich der Herbstwind und eine Prozession kam nach der andern.

Marie führte Angela spazieren, und sie begegneten ihm. Er hielt ein Heft Verse in der Hand.

Er stand neben ihr und blätterte in dem Buche. Dann las er leise ein Gedicht von Shelley, „An ein verwelktes Veilchen", und ein Stück eines anderen Gedichtes.

Marie und Valentin lächelten einander zu. Die Erde blühte rings um sie und für sie in ihrer letzten Blüte. Es kamen ihnen tausend zarte und ungewöhnliche Worte in den Sinn, die sie nicht aussprachen.

In der Ferne klangen heitere Gesänge, und die Blinde hatte einen [illegible] um die [illegible] Finger gewunden.

Die Sonne sank und ihre Strahlen, die in den Wellen sich brachen, vergoldeten langsam das arme Land.

Die [illegible]

[illegible] Zaun'

[illegible]

[illegible] mit unbewußter [illegible]

[illegible] Kinder Hand [illegible]

[illegible] In der Ecke lag sein Vater begraben.

[illegible] die Mädchen zu dem Grabe.

Die Kirche ragte im letzten Lichte, in ihren erkalteten Farben vor ihnen empor, mit ihren Türmen und Kuppeln, und das Land, die arme, schöne Ferne lag stillgeworden jenseits des Friedhofes.

Angela wünschte das Kreuz des Grabes zu berühren. Sie führten sie heran. Sie betastete es mit ihren Fingerspitzen und suchte sich seine Formen einzuprägen.

Valentin blickte zu Marie auf. Ihre Hände hingen müde, wie gebrochene Blüten herab, ihre blauen Augen verdunkelten und weiteten sich, ihre Lippen bewegten sich, und ihr ganzes Wesen sprach von einer großen Wandlung, einem großen Aufblühen und Entflammen ihrer Seele im reinsten Glück.

Valentin streckte die Arme nach ihr aus, neigte etwas den Kopf, schloß halb die Augen, legte sie an sein vor Angst erregtes Herz und küßte mit dem leisesten Kuß ihren Mund.

Sie küßten sich statt aller Worte, aller Bekenntnisse, aller Schwüre.

Sie küßten sich, weil die Blinde da war, die nicht sah, aber hörte, und weil sie einander nichts mit Worten sagen konnten. Sie berührten ihre Lippen so, als berührten sie den Saum des Kleides einer Heiligen, von der sie ein Wunder erwarteten. Sie berührten ihre Lippen wie zum Willkommen und zum Abschied.

Eine große Angst des Glückes, eine Liebe, die nicht aufgehört hatte, Andacht zu sein, eine Liebe ohne Leidenschaft und Erkenntnis, ohne Wünsche und Tränen, nichts als Reinheit und Schönheit, durchbebte sie, näherte sie einander und trennte sie.

Die Blinde begann zu sprechen und sie fuhren auseinander.

„Und wo lasset ihr euch begraben?" fragte Angela.

„Hier! Daneben!" antwortete er mit freudig erregter Stimme, indem er auf die leere Stelle wies, auf der sie standen.

Dann verließen sie in tiefem Schweigen den Friedhof und schieden vor der Pfarre mit einem stummen, verzweifelten Händedruck.

Tags darauf, nachdem er von seiner Mutter, die von ihm das Glück der kommenden Jahre erwartete, Abschied genommen hatte, fuhr Valentin zurück in das Prager Kollegium, um seine Studien fortzusetzen.

Angela weinte, als er sich verabschiedete, weinte noch, als er schon fort war, lange, laut und vor allen.

Marie kniete wie geistesabwesend, als wäre ihr ein großes Geheimnis anvertraut, glücklich und strahlend, während der letzten Messe seiner Anwesenheit da, lief, als er von allen Abschied genommen hatte, in die Wiesen hinaus und wartete am Wege, bis er vorüberfahre.

Das von einem kleinen, traurigen Pferdchen gezogene Wägelchen rollte heran. Darin saß Valentin. Hinter ihm verschwand das Gold der Kirche und ihre grünen Kuppeln im Nebel. Aber daran dachte er jetzt nicht.

Da fielen auf seine gefalteten Hände drei kühle Spätrosen. Sie kamen von Marie, die am Wege wartete.

Er fing sie auf, beugte sich hinaus und wollte sich hinausschwingen, aber sie wehte nur mit dem Taschentuche und lief wieder zurück zu dem Törchen, über die feuchten Wiesen.

Als er sich nach einiger Zeit umsah, polterte der kleine Wagen schon am Rande des Waldes dahin und verschwand.

Sie hielt inne und wiederholte sehnsüchtig und inbrünstig: „Mutter Gottes, verlaß ihn nicht! Mutter Gottes verlaß ihn nicht!"

Dann verschwand sie in dem steinernen Hause, in dessen hohen, schweigenden Gängen.

(Schluß folgt.)

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XXXIX. Band. Wien, den 7. Mai 1904. Nummer 501.

Der schwache Riese.

Die Mißerfolge der russischen Kriegführung in Ostasien rufen die Tatsache ins Gedächtnis, daß Rußland eigentlich niemals durch die Gediegenheit seiner militärischen Leistungen, sondern stets nur durch die Riesenhaftigkeit seiner Machtmittel der Welt zu imponieren verstanden hat. So oft diese Machtmittel sich im Ernstfalle erproben sollten, versagten sie. So war es im Krimkriege, wo die englisch-französische Belagerungsarmee elf Monate vor Sebastopol stand, ohne daß Rußland imstande gewesen wäre, ein ausreichendes Entsatzheer aufzubringen. Hatten hier die kläglichen Verkehrsverhältnisse des ungeheueren Reiches, das damals nur die einzige Eisenbahnlinie Petersburg—Moskau besaß, die militärische Blamage verschuldet, so gab es für die neuerliche Blamage im russisch-türkischen Kriege von 1877 überhaupt keine Entschuldigung. Von einem mißachteten Gegner auf der ganzen Linie zurückgetrieben, konnte die russische Armee erst nach halbjähriger Kriegsdauer und nur mit rumänischer Hilfe eine günstigere Wendung herbeiführen. Aber all diese bekannten Beispiele aus früherer Zeit, so kraß sie sind, verschwinden neben dem, was sich jetzt auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatze abspielt. Niemals ist die militärische Unzulänglichkeit des russischen Kolosses so auffallend sichtbar geworden wie jetzt, wo diese europäische Großmacht ihre Kräfte aufs äußerste anspannen muß, um den Angriff einer asiatischen Mittelmacht abzuwehren. Wer hätte es bis vor kurzem noch für irgend denkbar gehalten, daß Rußland am Stillen Ozean auf einen ebenbürtigen Gegner stoßen könnte? Und nun zeigt sich, daß Japan nicht nur eine ansehnliche Flotte und ein beträchtliches Kriegsheer besitzt, sondern daß dieser Apparat auch mit einer Ruhe, Sicherheit, Ordnung und Genauigkeit arbeitet, die einfach unübertrefflich sind. In aller Stille, von wenigen bemerkt, von niemandem voll gewürdigt, ist in einem entlegenen Erdenwinkel ein Militärstaat herangewachsen, der fortan in den großen Welthändeln als ein sehr ernsthafter Faktor mitzählen wird. Das ebenso plötzliche wie wuchtige Eingreifen Schwedens in den Dreißigjährigen Krieg kann auf das damalige Geschlecht nicht überraschender gewirkt haben, als auf das heutige das Hervortreten Japans.

Während hier ein asiatisches Volk sich die Bildung und Technik, die wirtschaftlichen und staatlichen Einrichtungen, die Verwaltung und sogar den Parlamentarismus des modernen Europa mit fieberhaftem Lerneifer angeeignet hat, sind die Russen, die doch schon seit zweihundert Jahren sozusagen Europäer sind, in der Großväterzeit stecken geblieben. Im Kriege kommt das erst recht zum Vorschein. Der moderne Krieg ist kein Handwerk mehr, sondern eine Industrie von der äußersten technischen Vollendung. Schon Bonaparte zeigte in der Art, wie er die Bewaffnungs- und Verkehrstechniker zu beschäftigen wußte, seine Kriegsmeisterschaft; die neueren Strategen aber haben eine komplizierte Maschinerie zu beherrschen, mit der verglichen, die Napoleonische ein Kinderspiel war. Von dem Augenblicke, wo die Truppen einwaggoniert werden, bis zu dem Augenblicke, wo das Zeichen zum Beginn der Schlacht gegeben wird, von der Lokomotive bis zum Repetiergewehr, ist alles Maschine, weit ausgreifendes und doch überaus feines Räderwerk. Je stärker aber diese Eigenart des modernen Krieges sich ausbildet, desto stärker tritt neben dem Strategen und Taktiker der Organisator, tritt neben der militärischen Fachkunst die bürgerliche Verwaltung hervor. Zur Hauptsache wird nun die finanzielle und administrative Vorbereitung des Krieges, die rechtzeitig dafür zu sorgen hat, daß nachher alles klappt. Es zeugt von der wunderbaren Anpassungsfähigkeit der Japaner, daß sie dieses — im höchsten Sinne des Wortes — mechanische Kriegsprinzip, das doch gewiß den alten asiatischen Rassengewohnheiten ferne lag, richtig erfaßt und zu vollkommener Durchbildung und Anwendung gebracht haben. Bei ihnen klappt alles, bei den Russen nichts! Trotz aller Ruhmredigkeit, mit der die Anlage der sibirischen Bahn und ihre Leistungsfähigkeit gepriesen worden, sind nun die Truppen nicht in der erforderlichen Stärke und nicht an den richtigen Punkten konzentriert. Wo schweres Geschütz gebraucht wird, ist nur leichtes vorhanden. Die Verpflegung ist mangelhaft, das Sanitätswesen elend. In Flußmündungen, wo man keine eigenen, sondern nur feindliche Schiffe zu erwarten [illegible] keine Minen; hingegen liegen sie pünktlich dort, wo die eigenen Schiffe anfahren und daran zugrunde gehen. Wo man hinsieht, gibt es Blößen und Lücken, Nachlässigkeit und Unordnung. Rußland rüstet ewig, und nie ist es fertig. Kein zweiter kontinentaler Staat hat so viele Kriege geführt, keiner konnte seine Armee so fortgesetzt in Übung halten, und dennoch schreitet die Armee nicht fort und gibt mit jedem neuen Kriege neue Proben ihrer Zurückgebliebenheit.

So auffallend der modern europäische Zug an den Japanern, so befremdend der alt asiatische Zug an den Russen. Jeder ihrer großen Kriege enthüllte eine gräuliche Mißwirtschaft, jedem Friedensschlusse folgte eine Aera der „großen militärischen Reformen", und wenn es dann wieder zum Schlagen kam, war die reformierte Wirtschaft noch ärger als zuvor. Es versteht sich von selbst, daß diese Erscheinung keine zufällige ist, sondern ihre tieferen politischen Gründe hat. Der Abstand zwischen Europa und Rußland, den das Zarentum des 18. Jahrhunderts mit einem mehr stürmischen als gründlichen Fortschrittseifer auszugleichen suchte, ist im 19. Jahrhundert weiter und weiter geworden, in demselben Maße, wie die konstitutionellen Einrichtungen sich in den europäischen Staaten verallgemeinerten und befestigten. Die öffentliche Kontrolle ist überall zu einem als notwendig und unentbehrlich anerkannten Regulator des staatlichen Lebens geworden; sie befähigt die moderne Staatsverwaltung, die mächtig wachsende Fülle ihrer Aufgaben mit einer Ruhe und Ordnung zu erledigen, die dem absoluten Staate der Vergangenheit auf einem viel engeren Arbeitsfeld unerreichbar war. Trotz der mannigfachen Konflikte zwischen dem Ausdehnungstrieb der Militäretats und dem Spartrieb der Parlamente wird kein militärischer Fachmann von moderner Bildung die Mitwirkung der Volksvertreter bei der Etatfeststellung vermissen wollen. Denn er weiß sehr genau, daß es ohne öffentliche Kontrolle keine gute Verwaltung und ohne gute Verwaltung keine schlagfertige Kriegführung gibt. Dieses notwendigen Regulators aber entbehrt gerade das größte europäische Staatsgebiet: Rußland. Diese unübersehbare Ländermasse wird von Petersburg aus mit Prokonsuln und Legaten regiert, wie das cäsarische Rom. Es gibt keine öffentliche, es gibt überhaupt keine Kontrolle, und die Folge ist eine furchtbare Beamtenkorruption, die den gigantischen Staatskörper zu einem schwächlichen Krüppel macht. Die an der Volksausbeutung mitinteressierten Anwälte der Autokratie behaupten, dem russischen Volke fehle die natürliche Veranlagung zu konstitutioneller Mitarbeit. Aber genau das nämliche haben Geister des nämlichen Schlages vor drei Menschenaltern dem deutschen Volke nachgesagt und es mit allerlei „historischem" Geflunker begründet. Und doch — wer wollte sich das neu geeinigte Deutsche Reich ohne seinen Reichstag denken? Das Zarentum will seine Macht nicht mit dem Volke teilen, es begreift nicht, daß diese Halbierung eine Verdoppelung bedeuten würde. Aus den Niederlagen im und am gelben Meere könnte es lernen, wenn anders es lernfähig wäre, wo die Machtschranken der unbeschränkten Macht liegen. Der asiatisch rückständige Charakter des Regierungssystems gibt der russischen Kriegführung ihr Gepräge.

E. W.

Die Japaner in Korea.

Zum zweitenmal innerhalb eines Jahrzehnts hat Japan die Halbinsel Korea besetzt und Rußland ist bislang außerstande, es in diesem neuen Erwerb ernstlich anzugreifen. Ein Bündnisvertrag mit Korea, der, wie wir sehen werden, dieses Land unter die faktische Schutzherrschaft Japans stellt, soll die Früchte des militärischen Handstreiches sichern. Damit steht Japan vorläufig am Ziele seiner Wünsche, rascher, als wohl die Japaner selbst noch vor kurzem dachten — aber durch die Anrufung der Waffen ist auch das Ergebnis langer friedlicher Bemühungen unsicherer geworden, und die Möglichkeit ist gegeben, daß Japan im Fall einer Niederlage auch alle die wirtschaftlichen Erfolge verliert, die es Schritt für Schritt in Korea errungen hat und die es während der Okkupation sicherlich mit hastigem Eifer zu mehren bemüht sein wird. Ueberblickt man die wirtschaftliche Entwicklung Koreas in den letzten Jahren, wie sie uns nun in einer Anzahl von Konsularberichten dargelegt wird, so möchte man fast daran zweifeln, ob Japan wohlberaten war, als es den Weg friedlicher Eroberung verließ, auf dem es alle Gegenbemühungen anderer Mächte nur wenig zu hemmen vermochten.

Japan war die erste fremde Macht, die in dem vorher so streng abgeschlossenen Lande Fuß faßte. Sein Vertrag mit Korea 1876 erschloß ihm den Handelshafen Fusan, darauf folgte bald die Er- [illegible] 1882 wußten die Vereinigten Staaten einen Vertrag zu [illegible] gleiche Rechte in den Vertragshäfen verschaffte; denen [illegible]

stieg seither auf 8, wenn wir die Binnenstädte Söul und Pingyang und das 1903 als Vertragshafen in Aussicht genommene Widschu nicht mitzählen. Die Verträge mit Deutschland und Großbritannien 1883, Italien und Rußland 1884, Frankreich 1886, Oesterreich-Ungarn 1892, Belgien 1901 und Dänemark 1902, sowie mit China 1882 und 1899 vermehrten die Zahl der Mitbewerber. Aber Japan wußte den zeitlichen Vorsprung, den es vor den anderen hatte, wohl auszunützen, insbesondere durch eine relativ sehr bedeutende Einwanderung. Vornehmlich nach dem Kriege mit China, als der Friede von Schimonoseki Korea dessen Oberherrschaft entzogen hatte und seitdem in den letzten Jahren der Paßzwang aufgehoben wurde, strömten immer mehr Japaner ins Land. 1901 waren von kaum 22.000 Fremden mehr als 16.000 Japaner; 1903 schätzte man die Zahl der Japaner auf 25.000. Der größte Teil davon lebt in den Vertragshäfen, neuerlich haben sich auch Japaner an der im Baue begriffenen Bahn Söul—Fusan niedergelassen.

Da der Koreaner wenig Eifer und Geschick zum Handel besitzt, insbesondere durch seine Bequemlichkeit an kommerzieller Tätigkeit in größerem Stile verhindert wird, so genügte diese Einwanderung, um den größten Teil des Außenhandels in japanische Hände zu bringen. Manche Vertragshäfen, insbesondere Fusan und Mokpo im Süden Koreas, machen geradezu den Eindruck japanischer Städte; in allen übertreffen die Japaner alle anderen Fremden weit an Zahl und auch in der Hauptstadt Söul ist ihre Kolonie bedeutend und einflußreich. Japan stellte auch die ersten regelmäßigen Schiffahrtsverbindungen Koreas mit den Nachbarländern her. Fünf japanische Schiffahrtsgesellschaften laufen seine Häfen an, unter ihnen besonders die große Nippon Yusen Kaischa und die Osaka Schosen Kaischa. Japans Schiffsverkehr in koreanischen Häfen übertrifft bei weitem selbst jenen koreanischer Schiffe; dies Land hat eine eigene kleine Schiffahrtsunternehmung, die aber vorwiegend mit Japan verkehrt. Nur Rußland versuchte, Japan ernstliche Konkurrenz zu machen, wandte aber erst in letzter Zeit größere Bemühungen auf. Daher konnte Japan einen großen Teil des Handels mit Europa und Amerika in seine Hände bringen und davon Gewinn ziehen. Seine Handelsstatistik schließt diese fremden Güter teilweise ein — abgesehen von den zahlreichen Nachahmungen derselben, die es mit gefälschten Schutzmarken einführt — und sie gibt daher für den Handel Japans mit Korea fast ebenso hohe Ziffern an, wie die koreanische Hafenstatistik für dessen gesamten Außenhandel. Da ein direkter Verkehr mit Europa und Amerika zumeist fehlt, sind Kobe und Nagasaki die großen Umschlagplätze für Korea geworden, und dadurch ist Japan umsomehr gegen seine Konkurrenten begünstigt. Ohnehin wußte es den Vorteil seiner Nachbarlage weidlich auszunützen. 1903 hat zwar die Hamburg-Amerika-Linie eine direkte Verbindung mit Korea hergestellt, aber auch die Nippon Yusen Kaischa ließ die Schiffe ihrer Europa-Linie in Korea anlegen.

Auch sonst hat Japan im Verkehrswesen Koreas festen Fuß gefaßt. Schon 1883 legten Japaner das erste Kabel, das Korea mit dem Ausland verband, von Fusan nach Nagasaki. In den Vertragshäfen legten sie seit 1877 Post- und Telegraphenämter an, die heute noch viel benützt werden. Als Korea 1895 eine eigene Staatspost einrichtete, stand ein Japaner an ihrer Spitze. Im Eisenbahnwesen waren die Amerikaner zuvorgekommen, welche die elektrische Straßenbahn in Söul und die Bahn Söul—Tschemulpo ins Leben riefen. Aber japanisches Kapital, in all diesen Schritten von der Regierung des Mikado tatkräftig unterstützt, brachte die Tschemulpobahn an sich und erwarb die Konzessionen für die Bahnbauten von Söul nach Fusan und an die Nordwestgrenze, die zusammen Südkorea mit der mandschurischen Bahn verbinden sollen. An der „Südbahn“ nach Fusan wird auch eifrig gebaut und man plante schon vor dem Kriege, sie in diesem Jahre fertig zu stellen. In Bezug auf die „Nordwestbahn“ erlitt Japan allerdings eine Niederlage. Die koreanische Regierung ist im Grunde fremdenfeindlich und voll Mißtrauen, wird aber durch den chronischen Geldmangel immer wieder genötigt, wertvolle Konzessionen auszugeben und schwankt dabei ratlos zwischen den Einflüssen der einzelnen Mächte hin und her. So nahm 1902 die Regierung den Bau der Nordwestbahn an den Staat zurück und es gelang dem französischen Bundesgenossen Rußlands, die Zusage der ausschließlichen Verwendung französischer Techniker und der [illegible] [illegible]

[illegible] wiederholt unterbrechen, sobald in den [illegible] [illegible] mal Ebbe herrschte. Und da Japan [illegible] in allen koreanischen Finanzwirren der einzige [illegible] Helfer ist, so dürfte es [illegible] auch diese Schlappe [illegible] [illegible] Die Vollendung der [illegible] wurde dann [illegible] Japans Stellung im [illegible] und wohl bald [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

in Japan zu erobern, bis Japan sich im Vertrag von Schimonoseki gegen ihre Masseneinwanderung zu sichern vermochte. Die Zahl der Chinesen in Korea 1901 betrug 5000, also kaum ein Drittel von der Anzahl der Japaner; seither dürfte sich das Zahlenverhältnis noch zu Gunsten der letzteren verschoben haben. Im Großhandel aber hat das kapitalreichere Japan auch von den Chinesen wenig Konkurrenz zu besorgen.

Man scheint in Japan mehr Gewicht auf die Erreichung einer beherrschenden Stellung im Waren- und im Bankhandel Koreas zu legen, als auf eine starke Beteiligung japanischen Kapitals an der Belebung von Landwirtschaft, Bergbau und Industrie in Korea. Vielleicht mit Recht, da eine verfrühte Ausnutzung der reichen schlummernden Produktivkräfte im Lande dieses der japanischen Vormundschaft leicht entziehen könnte. Man vermag aber nicht zu verhindern, daß andere Nationen diese Aufgabe auf sich nehmen. Die Zahl der Konzessionen in japanischen Händen ist geringer, als man meinen sollte, und in industrieller Beziehung hat Japan nur an der Begründung von Getreide- und Reismühlen einen überwiegenden Anteil. Die Verwertung des Tabakbaues hat eine Hongkonger Gesellschaft in die Hand genommen, die Wasserleitung und die Elektrizitätswerke von Söul sind in amerikanischen Händen. In der Fischerei und der Waldausnutzung konkurrierte Japan mit Rußland. Zahlreiche japanische Fischer waren an den Küsten Koreas tätig; die Walfischfängerei betrieben eine japanische und zwei russische konzessionierte Kompagnien. Der Wettbewerb Rußlands und Japans um die Abholzungen am Yalufluß hat den Konflikt verschärft, der zum Kriege führte. Von Bergbaukonzessionen aber, in denen man (vielleicht mit Unrecht) die lohnendste Kapitalsanlage in Korea erblickte, hat Japan nur wenige erlangt. Es gilt vor allem, die alteinheimische Goldgewinnung auf eine moderne Stufe zu bringen; Kohle, Eisen, Kupfer gedenkt man gleichfalls auszunützen. Bislang hat eine amerikanische Konzession in Unsan oder Wunsan bei Pingyang große Erfolge aufzuweisen; Deutsche und Engländer arbeiteten jedoch mit Verlust. Andere Konzessionen, die in russischen, französischen und, wie es heißt, auch in belgischen Händen sind, wurden noch wenig ausgenutzt. Sollten sich — was keineswegs sicher ist — diese Bergbaue über kurz oder lang rentabel erweisen, so würden sie dem europäischen und amerikanischen Handel Stützpunkte gewähren, die auch dem siegreichen Japan unangenehm bemerkbar würden. Denn die verliehenen Rechte zu annullieren, könnte es nicht wagen. Doch vermöchte es die Erteilung neuer Konzessionen an Fremde zu verhindern.

Hat europäische und insbesondere amerikanische Initiative auf diesem Gebiete einen Vorsprung vor Japan erlangt, so ist dagegen im Geldwesen und im Bankverkehr dessen Stellung eine beherrschende. Japan verstand den Leichtsinn und die Gedankenlosigkeit der koreanischen Währungspolitik in einer Weise auszunützen, die ihm das Land geradezu ausliefert und gleichwohl auch die fremde Kaufmannschaft zu Dank verpflichtet. Wenn der Außenhandel überhaupt mit festen Münzwerten rechnen kann, verdankt er es Japan. Zwar hat auch die koreanische Regierung versucht, den Uebelständen abzuhelfen, die sich aus der chinesischen Silberwährung mit der gangbaren Scheidemünze der kupfernen Sapeken oder Kasch ergaben, aber ohne Konsequenz und — wie bei der schlechten Finanzlage nicht anders möglich — mit unzureichenden Mitteln. Man versuchte 1900 die erst kürzlich eingeführten Silberdollars durch eine neue, auf einer Goldeinheit basierende Silbermünze zu ersetzen, warf aber gleichzeitig die Nickelscheidemünzen von 5 Cents in so ungeheueren Mengen auf den Markt, daß sie bei dem Mangel an ausreichender Bedeckung weit hinter ihrem Nominalwerte zurückbleiben mußten. Zugleich wurde dadurch eine lebhafte Fälschertätigkeit ins Leben gerufen; zahlreiche Falsifikate wurden aus Japan eingeführt und erlangten, je nach der Güte der Nachahmung, verschiedene Kurse. Das Bedürfnis des Handels nach Kleingeld von zuverlässigem Werte fand durch die in geringen Mengen kursierenden fremdländischen, insbesondere japanischen und amerikanischen Silbermünzen nur unzureichende Befriedigung. Umsomehr griff [illegible] nach dem neuen japanischen Goldyen (etwas über 2 Mark) und insbesondere nach den in Gold zahlbaren Noten der Bank von Japan (Nippon Ginko). Es sollen davon 2½ bis 3 Millionen Yen in Korea kursieren. Von besonderem Werte war, daß diese Bank auch kleine Noten von 10, 5 und 1 Yen ausgab. Mit Ende 1901 wurden aber gerade die kleinsten Noten, die zu 1 Yen, wie in Japan, so auch in Korea aus dem Verkehr gezogen. Da trat eine in Korea schon lange [illegible] die Dai Ichi Ginko in die Bresche und gab im Juni 1902 zu allge[illegible] [illegible] Bank [illegible] Das Land [illegible] der japanischen [illegible] in Korea wurden einer Kontrolle [illegible] [illegible] die Geschäftstätigkeit aber [illegible] Da die Bank gut [illegible] die sie bald nachher [illegible] Noten zu 10 Yen ausgab [illegible] [illegible] [illegible] sich auf ihr Be[illegible] Auf An-

dringen Japans mußte sie das — 1903 noch einmal erneuerte — Verbot beidemale wieder zurückziehen, aber es brach eine Panik im Publikum aus, und in wenigen Tagen mußte die Bank mehr als 200.000 Yen ihrer Noten einlösen. Sie war indes diesem Ansturme durchaus gewachsen und man schätzte den Wert ihrer Noten, die in Zirkulation waren, Ende 1902 wieder auf 700.000 (nach anderer Quelle Februar 1903 beim zweiten Verbot auf 600.000) Yen. Der Sieg, den Japan errungen hat, erscheint umso größer, als er infolge des schwankenden Verhaltens der koreanischen Regierung zugleich eine schwere Niederlage dieser letzteren und ihrer diplomatischen Berater bedeutet. Japan hat so faktisch eine eigene Notenbank in Korea begründet. Es spielte aber noch in anderer Beziehung die Rolle eines Reformators im Münzwesen, indem es die Nachahmung koreanischer Nickelmünzen in Japan verbot und die Fälscher energisch bestrafte. Der japanische Gesandte ergriff auch die Initiative, um ein gemeinsames Vorgehen der fremden Vertreter gegen die massenhaften Nickelausprägungen der Regierung zu erzielen. Die koreanische Regierung war zu Versprechungen bereit, hielt sie aber nicht ein und fuhr mit den nicht fundierten Prägungen fort. So stand denn der Staatsbankerott vor der Tür, und wenn die Regierung ihn vermeiden wollte, mußte sie früher oder später die Hilfe Japans anrufen. Europäische Beurteiler im Lande rechneten mit der Wahrscheinlichkeit, daß die genannte japanische Bank sich in eine Staatsbank umwandeln und das Geldwesen Koreas an sich nehmen werde. Amerika aber versuchte einen Gegenzug. Amerikanische Bürger erlangten die Konzession für eine Bank, von der uns amerikanische Konsularberichte verraten, daß sie eine „Nationalbank" werden sollte. Auch von Rußland ging das Gerücht, daß es Aehnliches vorhabe. Angesichts der festen Stellung, welche Japan im Geldverkehr des Landes erlangt hat, ist es aber sehr zweifelhaft, ob diese — durch den Eintritt des Krieges abgebrochenen — Versuche von Erfolg gewesen wären.

Von der Stellung Japans im Außenhandel war schon die Rede.*) Der Export Koreas, auch der an Gold, geht zum allergrößten Teile nach Japan. Um den Import kämpft es vorwiegend mit England und Amerika, dann mit Deutschland, Frankreich, Belgien u. a. Erst seit kurzem ist auch Rußland daran stärker beteiligt. Der Import aus Japan steigt mit der Entwicklung seiner Industrie; die bedeutende Stellung der Japaner im See- und Handelsverkehr, wie im Geldwesen Koreas, die Nähe ihres Landes, ihre Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel befördern ihn gleichfalls und Japan dürfte heute England schon von der ersten Stelle verdrängt haben. Selbst in dem wichtigsten Importartikel Englands und Amerikas, den Baumwollwaren, macht sich seine Konkurrenz schwer fühlbar. Manche Artikel von Belang kommen fast ausschließlich von Japan. Darunter sind Baumwollgarne zu nennen. Der Grund ihrer Einfuhr ist für die Entwicklungsstufe, auf der Korea noch steht, bezeichnend. Man findet es vielfach billiger, japanisches Garn kommen zu lassen, das die einheimischen Frauen verweben, als die englischen fertigen Stoffe zu beziehen; so gering wird der Wert der Frauenarbeit taxiert. Doch ist Japan z. B. auch der Hauptlieferant von baumwollenen Stückgütern.

So sehen wir Japan auf allen Gebieten wirtschaftlicher Tätigkeit in Korea mit systematischer und rastloser Betriebsamkeit vorgehen. Die kriegerischen Ereignisse werden in dieser Arbeit gewiß große Störungen hervorbringen; sie werden u. a. einen großen Teil der Handelsflotte ihrer normalen Tätigkeit entziehen und die Kaufkraft der betroffenen Landstriche mindern. Doch bietet die Okkupation auch dem japanischen Handel manche unmittelbare Vorteile. Sie wird die Zirkulation japanischen Geldes im Lande steigern und es auch in abgelegeneren Gegenden einbürgern, wo heute noch der Kupferkäsch herrscht. Sie wird aber auch die rasche Durchführung mancher Anlage ermöglichen, die sonst bedeutend verzögert worden oder auch wohl in nichtjapanische Hände übergegangen wäre. Ich denke vor allem an den Ausbau der Bahnen, die Anlage von Heerstraßen, die Verbesserung der Häfen und verwandte Vorkehrungen, von denen in friedlichen Zeiten das benachbarte Japan in erster Linie Vorteil haben kann. Und je enger während der Okkupation die wirtschaftlichen Bande zwischen Japanern und Koreanern geknüpft werden, desto schwerer wird es für die nun in den Hintergrund gedrängten Konkurrenten und selbst für einen siegreichen Feind, sie wieder zu zerschneiden.

Es ist bemerkenswert, daß Japan in seinem Kampf um die wirtschaftliche Beherrschung Koreas nicht, wie in jenem um den politischen Einfluß, seinen Hauptgegner in Rußland fand. Dieses ist nicht in der Lage, große Kapitalien, große Investitionsarbeiten und einen bedeutenden Export nach Korea zu werfen. Hat es doch in kommerzieller Beziehung selbst seine eigenen Besitzungen am Stillen Ozean noch lange nicht vollständig erobert,**) in welchen Europa, besonders England und Deutschland, und Amerika stark tätig sind. Es konnte daher auch in Korea lediglich solche wirtschaftliche Erfolge Japans, die ihm politisch bedenklich erschienen, verzögern oder hintertreiben, aber selbst nichts Bedeutendes schaffen. Japan hat vielmehr in Korea vor allem die Konkurrenz der Seemächte bekämpfen müssen und seine Erfolge wesentlich auf Kosten Englands und Amerikas erreicht. Doch ist es weit davon entfernt, sie zu verdrängen. Hiezu wäre — namentlich angesichts der großen Anstrengungen des amerikanischen Handels, in Ostasien festen Fuß zu fassen — eine Zollunion mit Korea erforderlich. Diese auch ohne Annexion zu erreichen, ist eine der Möglichkeiten, die sich durch das Bündnis mit dem Kaiserreich und durch einen erfolgreichen Krieg eröffnen. Ein Sieg Rußlands würde sie abschneiden.

Der Krieg geht aber in erster Linie um den politischen Einfluß, den Japan auf dem langsameren Wege der wirtschaftlichen Eroberung nicht schnell genug sich verschaffen konnte. Durch den Bündnisvertrag ist Korea faktisch ein Schutzstaat geworden, wenn auch formell seine Selbständigkeit stark hervorgehoben wird. Der Vertrag vom 23. Februar 1904 besagt in seinem ersten Paragraphen, daß Koreas Regierung zum Zwecke der Aufrechterhaltung einer dauernden und festen Freundschaft zwischen beiden Staaten und der festen Grundlegung des Friedens im fernen Osten volles Vertrauen in die japanische Regierung setzen und ihre Ratschläge in Bezug auf administrative Vorkehrungen annehmen wird. Dafür garantiert Japan in § 3 die Unabhängigkeit und territoriale Integrität Koreas, wie es auch in § 2 die Sicherheit und Ruhe des kaiserlichen Hauses von Korea verbürgt. Es erhält aber in § 4 für den Fall, daß die Wohlfahrt des kaiserlichen Hauses oder die territoriale Integrität Koreas durch Angriffe einer dritten Macht oder durch innere Unruhen gefährdet ist, das Recht, unmittelbar solche notwendige Maßregeln zu ergreifen, wie sie die Umstände erfordern und die koreanische Regierung wird in einem solchen Fall alle Erleichterungen gewähren, um die Aktionen der japanischen Regierung zu fördern. Zu diesem Zwecke darf Japan auch erforderlichen Falles solche Plätze besetzen, die aus strategischen Gründen zu besetzen nötig ist. § 5 bestimmt, daß keine von beiden Regierungen in Hinkunft ohne Zustimmung der anderen Abmachungen mit einer dritten Macht treffen darf, welche den Grundsätzen dieses Protokolls widersprechen und § 6 überläßt die Vereinbarung der Details dem Bevollmächtigten Japans und dem koreanischen Minister des Aeußern. Der Vertrag ist also nicht nur für den gegenwärtigen Krieg bestimmt; er gibt vielmehr Japan das Recht, und man darf bei dem Wortlaut des § 4 (Japan „wird" u. s. w.) sagen, in gewissem Sinne auch die Pflicht, gegen jeden anderen Dritten als Vormund Koreas aufzutreten, ja sich in innere Unruhen einzumischen, ohne daß irgendwie eine Aufforderung von Seite Koreas als Vorbedingung dazu namhaft gemacht würde. Und diese Abmachung soll nach § 5 für die weitere Zukunft gelten. Die Unabhängigkeit, die Korea neben der Integrität seines Gebietes dafür konzediert wird, ist also nicht viel mehr als eine „Autonomie" in inneren Angelegenheiten. In allen Dingen der äußeren Politik ist Korea durch § 1 und § 4 an Japans Zustimmung gebunden — und es ist in der Tat mehr als zweifelhaft, ob man es nach diesem Verzicht auf eigenes Handeln als selbständige kriegführende Macht ansehen kann. Es ist ein Vasall Japans geworden.

Die Waffen sollen diese Errungenschaften sichern. Eine entscheidende Niederlage Japans müßte es aus Korea politisch verdrängen, aber auch seine wirtschaftliche Stellung in diesem Lande schwer schädigen. Ist es auch nicht so leicht, die Küstengebiete Russisch-Asiens oder gar Koreas in ähnlicher Weise dem fremden Handel abzuschließen, wie die inneren Teile Nordasiens, so liegt die Tendenz dazu doch offenbar in der Richtung der russischen Wirtschaftspolitik. Der Prozeß würde sich langsam, aber unaufhaltbar vollziehen. Der andere extreme Fall wäre ein entscheidender Sieg Japans, der ihm die Annexion, formelle Schutzherrschaft oder doch die Zollunion ermöglicht. Er würde ihm ein sicheres Absatzgebiet unter bevorzugten Bedingungen und — in dem nicht allzugroßen Maße, in dem die Naturbeschaffenheit von Korea eine Einwanderung zuläßt — auch ein wichtiges Kolonisationsgebiet verschaffen. Für fremden Einfluß wäre dort nur insoferne Raum, als er auf dem in Korea bereits investierten Kapital beruht. Doch liegt es im Interesse aller Mächte, daß keiner dieser beiden extremen Fälle eintritt. Japan ist für den Fall seines Sieges vor einer Wiederholung der demütigenden Ereignisse von 1895 durch das Bündnis mit England geschützt; aber auch England hat ein Interesse daran, sich hier die „offene Tür" zu erhalten. Das gleiche Interesse hat neben allen anderen Handelsländern insbesondere Amerika, das in Ostasien immer mehr als Machtfaktor zur Geltung kommt. Es ist also doch nicht allzu wahrscheinlich, daß bei der Neuordnung der Dinge — wer immer als Unterliegender die guten Dienste der Neutralen wird anrufen müssen — mit dem Prinzip der offenen Tür oder der Meistbegünstigungsverträge wird vollständig gebrochen werden können. Dieser Gefahr dürfte eine rechtzeitige Mediation vorbeugen. Immerhin ist zu besorgen, daß das Ergebnis des Krieges eine Beeinträchtigung unserer Handelsinteressen in sich schließt. Möge die Diplomatie unseres alten Erdteiles rechtzeitig darauf bedacht sein, dies zu verhindern!

Prof. Dr. Robert Sieger.

*) Vgl. meine ausführlichen Darlegungen in der Zeitschrift „Das Handelsmuseum" Mai 1904.

**) Vergl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift „Das Handelsmuseum" 1904 Nr. 8 und 9.

Nationalökonomischer Dilettantismus.

Erst jetzt fällt mir ein vor einem Jahre erschienenes Buch in die Hände, das durch eine gefährliche Mischung von Wahrheiten und Irrtümern irre zu führen geeignet ist, so daß es nützlich erscheint, ihm eine Warnung nachzuschicken, besonders da ihm Stand und Stellung des Verfassers und das Bündis dreier Verleger eine ansehnliche Verbreitung sichern: **L'Evolution économique du XIX. Siècle. Angleterre, Belgique, France, Etats-Unis; par Em. Cauderlier, Industriel, membre de la commission du travail de 1887, rapporteur de la commission d'enquête du Sénat sur l'alcoolisme. Bruxelles, H. Lamertin; Paris, V. Giard et L. Brière; Stuttgart, W. Kohlhammer, 1903.**

Der Verfasser stellt im Anschluß an die Revisionisten richtig dar, wie die wirtschaftliche Entwicklung Englands seit 1850 in einem dem Marxischen Programm so ziemlich entgegengesetzten Sinne verlaufen ist, bekämpft in löblicher Weise den Alkoholismus als den schlimmsten Feind der Arbeiterschaft, weist die sozialistischen Utopien zurück, zeigt, wie sich in den vier genannten Staaten die Lage der Arbeiter auf Kosten des Unternehmergewinnes stetig gebessert habe und liefert eine dankenswerte, statistisch belegte Geschichte der belgischen Industrie, besonders der Textilindustrie, und der belgischen Arbeiterbewegung im XIX. Jahrhundert. In diesem Kapitel darf man ihm wohl auch trauen in Beziehung auf die Genauigkeit und Zuverlässigkeit seiner Angaben, und für die Beurteilung des Manifestes der kommunistischen Partei ist der von ihm hervorgehobene Umstand von Wichtigkeit, daß es abgefaßt wurde und daß Karl Marx in Brüssel wohnte zu einer Zeit, wo die verhungernden Weber aus Flandern zu Tausenden nach der Hauptstadt geströmt kamen und in die schon überfüllten Gefängnisse gesperrt zu werden begehrten. Dagegen dürfen die Angaben über die anderen drei Länder nicht ohne kritische Prüfung hingenommen werden, denn man erkennt aus verschiedenen Schnitzern, daß Cauderlier nicht aus den Quellen geschöpft, sondern unzuverlässige Berichte untergeordneten Ranges benutzt hat. So macht er unseren bekannten Professor v. Schulze-Gävernitz zum Baumwollenspinner und schreibt: „Das XIX. Jahrhundert hat in seinem Beginne sich zu dem Glauben bekannt, daß die Freiheit unvermeidliche Opfer fordere und daß der Fortschritt gleich dem Jaggernautwagen über Leichen gehe. Diese grausamen Grundsätze sind gleich am Anfang des Jahrhunderts von Adam Smith kodifiziert worden.“ Er weiß also nicht einmal, daß Smiths berühmtes Werk 24 Jahre vor 1800 erschienen ist und verwechselt offenbar Smith mit Malthus. Der edle und humane schottische Weise hätte erst nach Vollendung seines Werkes den Beginn der Entwicklung sehen können, vielleicht aber gar nicht Gelegenheit gehabt, zu sehen, die zu des Malthus grausamer Lehre den Anlaß gab, und diese Lehre lag ihm so fern, daß er vielmehr fest an die Harmonie aller Interessen glaubte und dem Irrtum verfiel, — dem einzigen großen Irrtum, den er neben seinen vielen richtigen Einsichten hegte — die Harmonie stelle sich bei völlig freier Entwicklung von selbst her, und nur die unverständigen Eingriffe der Gesetzgeber und der Regierungen in den natürlichen Lauf der Dinge seien schuld daran, daß man sich bis dahin der Harmonie noch nicht erfreut habe.

Dieser Irrtum ist nun auch das Grunddogma Cauderliers, der also in diesem Punkte, ohne es zu wissen, Smithianer ist, und unter dem Einflusse dieses Dogmas bringt er vielfach die Tatsachen in einen falschen ursächlichen Zusammenhang. Er schreibt die Wiederausschaltung der Frauen und Kinder aus dem Fabriksbetriebe der freien Konkurrenz zu, die immer höhere Anforderungen, denen nur Männer gewachsen seien, an die Arbeiter gestellt habe, während in Wirklichkeit es die Gesetzgebung gewesen ist, die aus politischen Gründen (nicht bloß aus moralischen; die Mitwirkung moralischer Beweggründe gibt Cauderlier als sekundäre Ursache zu) den greulichen Unfug der Frauen- und Kinderausbeutung eingeschränkt hat. Die natürliche Entwicklung ist der Gesetzgebung allerdings zu Hilfe gekommen, aber in anderer Weise als sich der Belgier die Sache vorstellt, nämlich dadurch, daß der Fortschritt des Maschinenwesens der Textilindustrie die Eisenindustrie an die Seite stellte, in der Weiber und Kinder nicht zu gebrauchen sind. Uebrigens hat die Ausnutzung der Kinder für den Broterwerb keineswegs aufgehört; in den Vereinigten Staaten fängt man gerade erst jetzt an, darüber zu klagen, und in Deutschland hat sie die neuen Formen angenommen, die ein neues Kinderschutzgesetz nötig gemacht haben, das wir der Agitation des Lehrers Agahd verdanken. Die Lohnsteigerungen in England führt Cauderlier darauf zurück, daß die Vervollkommnung der Transportmittel neue Absatzmärkte erschlossen habe. Nun hat aber die englische Industrie niemals [illegible] die auswärtigen Märkte beherrscht als in der Zeit des größten englischen Arbeiterelends; denn damals war es, wo England, [illegible] Verkehrstechnik [illegible] [illegible]

von den Arbeitern erzwungen wurden. Daß die freie Konkurrenz bei fortschreitender Technik die Güter wohlfeil macht, ist natürlich wahr. Aber man muß bei der Beschreibung dieses Prozesses zwischen den Industrieprodukten und den Agrarprodukten unterscheiden, was der belgische Nationalökonom nicht tut. Die Verbilligung der Industrieprodukte hat keine, wenigstens keine vorauszuberechnenden Grenzen. Dagegen findet die Verbilligung der Agrarprodukte an der Ausdehnung der vorhandenen Anbauflächen ihre Grenzen, und eine noch engere Grenze an den Daseinsbedingungen des Bauernstands. Diese engere Grenze war in England nicht vorhanden, weil es dort keinen Bauernstand mehr gab; deshalb durfte man durch Aufhebung der Kornzölle und Verbilligung des Brotes eine Elendquelle verstopfen. Die Großpächter aber wurden dadurch über Wasser gehalten, daß die Landlords jahrelang auf einen Teil des Pachtzinses, mitunter auf den ganzen, verzichten konnten, weil sie durch den steigenden städtischen Grundzins schadlos gehalten wurden. Auf dem europäischen Festland liegen die Dinge ganz anders; hier wollen, wie Cauderlier in dem Abschnitt über Frankreich klagt, die Bauern das Leben teuer machen, während es die Industrie billig macht. Wenn nun aber die Bauern bei wohlfeilen Lebensmittelpreisen nicht bestehen können? Wo Cauderlier die Verheerungen darstellt, die der Alkohol anrichtet, bedauert er, daß sie in Frankreich auch schon den Bauernstand ergriffen hätten, „die Reserve der städtischen Industrie und den kostbaren Lebensquell der Rasse“. Nun, unser schlesischer Bauernstand ist sehr nüchtern; dafür wird er von der Wohlfeilheit der Lebensmittel bedroht; wenigstens behauptet er das, und für die Rasse bleibt es sich gleich, ob ihr Lebensquell auf diese oder auf jene Weise versiegt. Dabei sind die Lebensmittel, wenigstens bei uns in Deutschland, das Cauderlier von seiner Untersuchung ausschließt, gar nicht wohlfeiler geworden, und darum gilt seine und anderer Optimisten Behauptung von der gewaltigen Steigerung des Arbeitereinkommens nur von der englischen Arbeiteraristokratie, die an die Stelle des früheren gewerblichen Mittelstands getreten ist, nicht von der Arbeiterschaft überhaupt, und jedenfalls nicht ohne große Einschränkungen. Ohne alle Statistik weiß man bei uns in Preußisch-Schlesien, daß in den Dreißigerjahren des XIX. Jahrhunderts das Pfund Kalbfleisch (nach heutigem Gelde) 10 Pfennige, das Pfund Rindfleisch, Schweinefleisch, Butter 25 Pfennige kostete. Heute bleiben unsere Preise für diese wichtigen Nahrungsmittel nicht weit hinter den Wienern zurück. Das Getreide ist allerdings billiger als in der für die Landwirte glänzendsten Zeit von 1845 bis 1870, aber immer noch teuerer als in den Dreißigerjahren, wo die Tonne Roggen 100 Mark galt (jetzt 140). Nehmen wir nun noch die stetige Steigerung der Wohnungsmieten hinzu, so erscheint doch ein durchschnittliches Arbeitereinkommen von 1000 bis 1200 Mark wahrhaftig nicht als Grundlage einer behaglichen Existenz und die Wohlfeilheit des Kattuns, der Stecknadeln und der Eisenbahnfahrt kann den Mann und seine Familie für die Entbehrungen nicht entschädigen, die solche Lebensmittelpreise bei solchen Löhnen auflegen. Würden aber auch alle Zollschranken beseitigt, so würde das noch keine sehr erhebliche Verbilligung der Lebensmittel zur Folge haben, und vor allem: die Verbilligung würde nicht lange anhalten. Nach dem Urteile aller Sachverständigen werden die transozeanischen Getreideländer nicht mehr lange so wohlfeil liefern können wie bisher, weil sie mit Mehrung der Bevölkerung, Steigerung des Bodenpreises und der Betriebskosten europäischen Zuständen entgegengehen. Es ist eben unmöglich, den Verlauf der wirtschaftlichen und der sozialen Entwicklung richtig zu beschreiben, wenn man, wie Cauderlier tut, die Bodenfrage ganz ausschaltet. Mit dieser Methode hat er ein beinahe schattenloses Lichtbild des sozialen Fortschrittes fertig gebracht — den einzigen Schatten wirft der Alkohol — und die wunderliche Behauptung konstruiert, der nordamerikanische Arbeiter habe seine glänzende Lage allein seiner Tüchtigkeit, und diese allein seiner Nüchternheit zu verdanken.

Eine gründliche und umfassende Kritik des Buches ist natürlich an dieser Stelle nicht möglich, aber die vorstehende flüchtige Beleuchtung einiger schiefer Ansichten wird hoffentlich genügen, weniger kundige Leser bei der Benützung vorsichtig zu machen.

Neiße Karl Jentsch.

Die letzte Kulturbewegung des Altertums.

Am klassischen Altertum sind wir gewöhnt, die Blütezeiten zu bewundern, das Athen der Perserkriege und des Perikles, das Rom der siegreichen punischen Kriege und des Augustus. Die Zeit des „Verfalles“ gilt uns nur als Verbreiterin, nicht als Förderin der antiken Kultur. Aber wenn man näher zusieht, ist es anders.

In der Philosophie fällt schon für die nähere Betrachtung die höchste Blüte nicht ganz mit der politischen Blüte zusammen. Plato und Aristoteles lebten, als der athenische Staat schon im Niedergang begriffen war. „Erst in der Dämmerung“, sagt Hegel, „beginnt die Eule der Minerva ihren Flug.“ Platos Leben ist selbst ein Beweis dafür. Sein Lehrer Sokrates hatte noch [illegible] Heeresdienst leisten und [illegible] Er belagerte Potidäa, [illegible] bei Delion und noch im

Alter von achtundvierzig Jahren nahm er an der Schlacht von Amphipolis teil. Etwa 64 Jahre alt, war er Richter in dem Prozeß gegen die zehn Feldherren, die bei den Arginusen gesiegt hatten. Plato aber hat nur in seiner Jugend Kriegsdienst geleistet, ein Amt hat er nie verwaltet. Er durfte ein reines Privatleben führen, was früher unmöglich gewesen wäre.

Aber während der politische Verfall seinen Lauf nahm, ging das Geistesleben doch vorwärts. Die Einzelwissenschaften, während der politischen Blütezeit bloß aufgekeimt, faßten Wurzel und wuchsen, besonders auch in der Kolonialstadt Alexandria. Und die Philosophie brachte noch zwei Systeme hervor, den Epikureismus und den Stoizismus, der, weit bedeutsamer, als Epikurs Lehre, die letzte Kulturbewegung der alten Welt darstellt.

Zeno, der Gründer der stoischen Schule, stammte aus Citium, einer Stadt auf Cypern, die halb hellenisch, halb phönizisch war. In der antiken Tradition galt er als Semit, und mindestens halbe Semiten waren wohl auch viele spätere Mitglieder der Schule, da viele aus Syrien, Phönizien und anderen asiatischen Kolonialländern stammten. Aber der Geist der Stoa ist doch nicht semitisch, nicht orientalisch oder höchstens leise orientalisch gefärbt durch die religiöse Stimmung, die bei ihr merkbarer als bei anderen Systemen durch alles hindurchgeht. Vielmehr hat sie die Kernlehren früherer hellenischer Denker in ein nicht in seinen Elementen, wohl aber als Ganzes neues System gebracht, das Unzähligen eine Ueberzeugung, einen festen Halt in den Wogen des Lebens gab.

Was die Stoa schon im Altertum im populären Bewußtsein auszeichnet, ist ihre Ethik. Und der wichtigste Satz derselben war: „Die Tugend der Seele ist allein ein Gut!“ Dieser Satz ist in vielen Wendungen schon bei Plato ausgesprochen. „Alles Gold über und unter der Erde ist der Tugend nicht gleichwertig“ sagte er in seinem letzten Buche, den „Gesetzen“. Aber die Stoa hielt sich noch konsequenter als er an die daraus zu ziehenden Folgerungen, wie sie zuerst die Konsequenz selbst als Pflicht gelehrt hat. „Sich selbst gleich bleiben“, „immer den geraden Weg verfolgen“, „nur e i n e n Charakter vertreten“, ist Sache des Weisen. Und da jeder Weg entweder gerade oder krumm, der krumme aber nicht der Weg der Tugend ist, so kann man nur entweder tugendhaft oder nicht tugendhaft handeln. Eine in sittlicher Hinsicht indifferente Handlung gibt es nicht.

Wenn aber die Tugend allein ein Gut, also d a s Gut ist, so ist ihr Gegenteil, das Laster, allein ein Uebel, also d a s Uebel. Alles andere in der Welt ist hinsichtlich seines Wertes gleichgiltig, neutral. So haben es die Götter zum Glücke der Menschen eingerichtet. Denn die Tugend ist ja von unserem Denken und Wollen abhängig. Also ist das einzige Gut, das es gibt, in unserer Hand. Was aber nicht in unserer Hand liegt, die große Masse der äußeren Dinge, das ist gleichgiltig, bedeutungslos für unser Glück. Das Innere und das Aeußere, das Wertvolle und das Gleichgiltige, das Eigene und das Fremde unterscheiden zu lernen, ist der ganze Zweck der philosophischen Bildung. Sein Handbüchlein der stoischen Moral beginnt Epiktet mit dem Satze: „Es gibt zweierlei Dinge, solche, die in unserer Gewalt, und solche, die nicht in unserer Gewalt sind.“ Und er führt weiter aus, daß die Sittlichkeit darin besteht, seine Triebe auf das zu beschränken, was in unserer Gewalt ist. Und diese strenge Scheidung ist trotz mancher Milderungsversuche in der Schule doch im ganzen aufrecht erhalten worden. Der Stoiker macht alles, Glück wie Unglück, zum Material für seine Entwicklung zur Tugend, „wie das Feuer alles Hineinfallende sich zu eigen macht, es verzehrt und dadurch sich desto höher erhebt.“ (Marc Aurel.) Er wird nicht nach Reichtum streben, aber ihn auch nicht fliehen, sondern wenn er ihn besitzt, ihn tugendgemäß anwenden. Er wird nicht nach Ruhm streben, keinen politischen Ehrgeiz hegen, aber auch den Pflichten, die der Staat fordert, sich nicht entziehen, wenn nur der Staat nicht hoffnungslos verderbt ist. Der stoische Weise wird auch das Leben nicht leichtsinnig wegwerfen, er fühlt sich nach Epiktets und Marc Aurels Auffassung von Gott an einen Posten gestellt, den er nicht ohne zwingenden Grund verlassen darf, aber er wird auf das Leben verzichten, wenn ihm durch den Zwang der Umstände Freiheit und Tugend unmöglich werden. Der Weise wurde seiner Unabhängigkeit wegen beinahe über Gott gestellt. „Gott ist außerhalb des Leidens durch die Uebel, der Weise darüber“, sagt Seneca. „Er ist gleich der Sonne, die kein Pfeil trifft“. „Des Weisen Seele gleicht der Welt über dem Monde; denn immer ist in ihr heiteres Wetter.“ Aus all diesem Ueberschwange erkennt man doch als tragende Kraft das große Vertrauen zur Macht der Persönlichkeit.

Aber worin besteht nun die Tugend, die allein Glückseligkeit bringt? Sie besteht wesentlich in zwei negativen und in einer positiven Bestimmung. Die eine der negativen kennen wir schon: Freiheit von den äußeren Dingen, vom Leben selbst, wenn es der sittlichen Freiheit hinderlich ist. Die andere ist: Freiheit von den Leidenschaften. Die Leidenschaft ist ein „übermäßiger Trieb“, der eben durch das Uebermaß gegen die überall in der Natur waltende Ordnung verstößt. Die Welt ist ja nach der antiken Auffassung ein schönes, wohlgeordnetes Ganzes. In diesem hat jede Bewegung ihre bestimmte Bahn und ihr bestimmtes Maß der Geschwindigkeit; sie steht zu allen übrigen Bewegungen in einem solchen Verhältnisse, daß sich aus ihrer Gesamtheit eine harmonische Musik ergibt. Dies war Pythagoras' und Platos Ansicht. Die anderen, wenn sie auch an die „Sphärenmusik“ nicht glaubten, waren doch von der harmonischen Schönheit der Welt, des „Kosmos“, überzeugt. Und die Stoa verlangte nun, daß der Mensch als Mikrokosmos dem Makrokosmos gleiche, daß er in den Trieben Maß halte und dadurch seine Seele gesund erhalte, während jede Leidenschaft eine Krankheit der Seele sei. Im Maßhalten liegt auch die Schönheit der Seele. Die Tugend ist nicht bloß das Gute, sie ist auch das Wahre, da sie auf Erkenntnis beruht, und, da sie Maß und Harmonie ist, auch das Schöne. Die Einheit des Guten, des Wahren, des Schönen ist ein Grundakkord der stoischen Lehre. Und „der Natur folgen“ war für sie mehr als für uns, es hieß: die die Natur beherrschende göttliche Ordnung erkennen und befolgen.

Die dritte Bestimmung der Tugend war diejenige, die am weitesten über die Sitte ihrer Zeit hinausführte. Sie bestand in der Forderung, die Pflichten zu erfüllen, die sich aus der Einheit und Wesensgleichheit aller Menschen ergeben. Gottes Geist durchdringt nach stoischer Anschauung die Welt, wie die Seele den Leib, als ein feiner feuriger Hauch. Jedes Menschen Seele ist ein Teil des göttlichen Geistes, in den sie nach dem Tode zurückkehrt. Jeder ist also gewissermaßen Gottes Kind, wir sind untereinander Geschwister. Wer einen Menschen haßt oder verachtet, haßt oder verachtet sich selbst, trennt sich damit vom Organismus der Welt und, wie ein abgetrenntes Glied verfault, so muß der Hasser und Verächter auch verderben. „Heilig sind die Teile, wenn das Ganze verehrungswert ist. Also darfst du auch einen Menschen überhaupt nicht schädigen, denn er ist in dem größeren Staate (der Welt als der Gemeinschaft aller vernünftigen Wesen) dein Mitbürger.“ (Seneca.) Aber nicht bloß ist das Unrecht gegen den Mitmenschen v e r boten, sondern auch das Wohltun g e boten. Und auch dem Undankbaren und dem Schlechten gegenüber soll man, nach dem Vorbilde der Götter, die über viele Undankbare die Sonne aufgehen lassen, „eine milde, sanfte, große Seele“ zeigen.*)

Diese Lehre von der Einheit und Gleichheit aller Menschen ist offenbar ein revolutionäres Element in der Stoa. Die reale Welt ihrer Umgebung war voll Unfreiheit und Ungleichheit. Als Zeno zu lehren begann, war der größere Teil der Bevölkerung Attikas im Sklavenstand, verachtete der Hellene den Barbaren, behandelte der Mann das Weib als minderwertig. Und schlimmer noch war es, als in Rom der Stoizismus Wurzel faßte. Seneca war einer der ersten, der seine Stimme gegen die Gladiatorenkämpfe erhob. „Der Mensch ist dem Menschen etwas Heiliges, und doch wird er zum Spiele und Scherze getötet.“ Die Aussetzung der Kinder war im ganzen Altertum eine Maßregel ökonomischer Schwäche; wer besitzlos wurde, zog seine Kinder nicht auf. In Rom war der Tod das glücklichste Los solcher armen, verlassenen Geschöpfe. Viel übler war es, wenn sie aufgelesen wurden. Sie wurden dann oft zum Gladiatorengewerbe oder zur Prostitution aufgezogen, oder grausam verstümmelt, damit sie zum Betteln verwendet würden. Epiktet bemerkt gegen Epikur, daß Aussetzung der Kinder unmenschlich, sogar untierisch sei, da nicht einmal die Tiere ihr Junges im Stiche ließen.

Am wirksamsten wurden die stoischen Grundsätze, indem sie, auf Rechtsfragen angewandt, das „Naturrecht“ ergaben, ein ideales Recht der allgemeinen Gleichheit und der daraus folgenden allgemeinen Freiheit, da von Natur alle Menschen als Teilhaber der göttlichen Vernunft gleich und darum alle frei sind. Die römischen Juristen der Kaiserzeit waren alle von diesem idealen Rechte durchdrungen und suchten es, gegenüber dem starren positiven Rechte, überall zur Geltung zu bringen, wo dieses eine Lücke hatte oder wo aus der Praxis heraus Neuerungen notwendig wurden. Zwei Klassen der Bevölkerung haben dadurch außerordentlich gewonnen: die Sklaven und die Frauen. Der Sklave ist am Ende der römischen Republik kein menschliches, jedenfalls kein rechtsfähiges Wesen, sondern ein instrumentum vocale, wie der Ochse ein instrumentum semivocale, der Pflug ein instrumentum mutum. Im Verlauf der Kaiserzeit wurde er gegen die allzu grobe Willkür des Herrn gesetzlich geschützt, dann eigentumsfähig, zuletzt, im vierten Jahrhundert, rechtsfähig, so daß er — für die antike Auffassung etwas Unerhörtes — gegen seinen Herrn vor Gericht klagen konnte. Die Frau war, nach dem Rechte der Republik, nicht rechtsfähig, sondern entweder in der Gewalt ihres Mannes, oder, wenn unverheiratet, bis an ihr Lebensende unter der Botmäßigkeit ihres Vormundes, dazu im Erbrecht sehr beschränkt. Die Einwirkung des Naturrechtes hob allmählich die Rechtsnachteile für das weibliche Geschlecht auf.

Neben der ethischen Propaganda wurde auch die positive Wissenschaft gepflegt. Die Stoa steht darin den Aristotelikern nicht nach und übertrifft bei weitem die Platoniker und die Epikureer. In der Sprachwissenschaft kennen wir alltäglich Ergebnisse ihrer Tätigkeit in den Namen genitivus, dativus, accusativus, den lateinischen Uebersetzungen der von der Stoa eingeführten griechischen Termini, (wobei [illegible] stehen mußte) und in den Begriffen casus rectus und casus obliquus (das Bild ist vom aufrecht stehenden oder zur Seite wankenden Kegel hergenommen). Ebenso ist in der Syntax der Satzverbindungen manches Stoische bis heute geblieben. Aber auch in der [illegible]

*) [illegible] P. Barth, Die Stoa. Frommanns Klassiker der [illegible]

in der Naturwissenschaft waren die Stoiker schöpferisch. Unter anderen schrieb Panätius eine Geschichte des Sokrates und seiner Schule, auch eine Geschichte der Religion, war Posidonius ein vielseitiger Naturforscher, der z. B. die noch heute geltende Theorie der Gezeiten aufstellte, daneben auch Geschichtsschreiber, Astronom und Geograph.

Mit diesen beiden Männern hat die wissenschaftliche Tätigkeit der Stoa um das Jahr 100 vor Chr. ihren Höhepunkt erreicht. Ihre große Ausbreitung fand sie in den beiden ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit. Und sie durchdrang alle Schichten der Bevölkerung. Zu ihren Schriftstellern gehören der Rechtsanwalt Seneca, der Sklave Epiktet, der Kaiser Marc Aurel. Ihre Lehre war ja einfach und faßlich, für religiöse Gemüter von einer im System begründeten Frömmigkeit getragen, von Ergebung in den Willen der Götter und von festem Glauben an ihre Fürsorge. Ein Stoiker, Sphärus von Bosporus, war Ratgeber des Königs Kleomenes und geistiger Urheber der wirtschaftlichen Erneuerung Spartas, die jener versuchte, ein Stoiker, Blossius aus Cumae, war es, der den älteren Gracchus zu seinen tiefgehenden Reformplänen begeisterte. Stoiker stellten sich dem Absolutismus der Cäsaren entgegen. Stoiker in Verbindung mit den Zynikern, deren Schule im ersten Jahrhundert nach Chr. einen neuen Aufschwung nahm, waren die Seelsorger der armen Leute, die Erzieher des Volkes. Sie bereiteten, allerdings wider Willen, dem Christentum den Weg, zu dessen Ethik die Stoa mancherlei beigetragen hat. Als Paulus vor den Athenern sprach, wußte er ihnen aus der alten Philosophie nichts Besseres als einen stoischen Vers von der Gotteskindschaft aller Menschen zu zitieren.

Was nach der Stoa kommt, ist nicht mehr hellenisch, sondern orientalisch, auch der Neupythagoreismus und der Neuplatonismus. Denn beide hatten zwei gefährliche Elemente, die, dem hellenischen Geiste fremdartig, seine Klarheit verfinstern mußten: die Ekstase und den Wunderglauben. Während die hellenische Philosophie nur Wahrnehmung und Denken als Quellen der Erkenntnis kennt, nimmt der Philosoph nun seine Zuflucht zu einem verzückten Hellsehen, das er eben Ekstase nennt, in dem der Geist unmittelbar, ohne Hilfe der Sinne Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schaut. Davon war bloß noch ein Schritt zum Wunderglauben. Der Philosoph wird Wundertäter, die Philosophie entartet zur Thaumaturgie. Wenn Septimius Severus einen Versuch machte, gegen das Christentum den Neupythagoreismus populär zu machen, gegen Christus Apollonius von Tyana als wundertuenden Propheten anbeten zu lassen, so stützte er sich nicht auf den hellenischen, sondern auf den orientalischen Geist.

Man wird wohl fragen: wenn der Stoizismus so mächtig war, warum konnte er die antike Gesellschaft nicht retten? Sehr billig wäre die Antwort: weil keiner, auch Marc Aurel nicht, den Versuch gemacht hat, ihn zur Volksreligion zu erheben. Denn das Mächtige setzt sich eben von selbst durch. Die Hauptsache ist, daß er, ebensowenig wie später das Christentum, das freilich nicht einmal den Willen dazu hatte, die wirtschaftliche Zersetzung des römischen Reiches aufhalten konnte. Ein Reich, das nur aus großen Besitzern und, wenn auch gut gehaltenen, Sklaven besteht, muß vor dem Ansturme freier tapferer Völker, wie die Germanen waren, zugrunde gehen. Die Stoiker hatten, wie Sphärus und Blossius beweisen, das wirtschaftliche Moment erkannt. Die Masse der Besitzenden jedoch war zu blind. An ihrem brutalen Stumpfsinn gingen Kleomenes, Gracchus, Blossius zugrunde.

Aber warum hat der Stoizismus sich nicht bis ins fünfte Jahrhundert behauptet, warum wurde er im dritten Jahrhundert vom Christentum verdrängt? Weil er noch zu viel Geistesbildung voraussetzte, weil er nicht unmittelbar zum Gefühl sprach, wie die Religion, weil er den Mühseligen und Beladenen weniger sicher das tröstliche Jenseits zeigte, weil er überhaupt weniger Dichtung, weniger Wunderglauben, weniger Konzentrierung auf eine Persönlichkeit, weniger Mystik, weniger Weichheit und Sanftmut brachte. Alles dessen bedarf der naive Mensch, er will weniger denken als fühlen.

Es ist verlockend, sich auszudenken, welchen Gang die Geschichte genommen hätte, wenn etwa statt der christlichen die stoische Lehre zu den Germanen gekommen wäre. Das europäische Mittelalter hätte ein anderes Gesicht, Kunst und Wissenschaft hätten wohl nicht auf die Renaissance warten müssen, sondern hätten sich früher entfaltet. Ob die europäische Menschheit dabei glücklicher gewesen wäre, das wage ich nicht zu entscheiden. Aber nachdem er einmal in der Renaissance auferstanden war, hat der Stoizismus zur europäischen Kultur reichlich beigetragen. Die Weltanschauung der Gebildeten im 17., 18., noch im 19. und 20. Jahrhundert ist die „natürliche Religion“, die im Gegensatz zur Offenbarung die Menschen nicht in Konfessionen trennt, sondern alle vereinigt, d. h. der Glaube an Gott, Unsterblichkeit, Vergeltung nach dem Tode. Sie durchzieht die ganze europäische Literatur der Neuzeit, sie erscheint in Thomas Morus' „Utopia“, wo sie die Weltanschauung der Utopier bildet, im Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars in Rousseaus „Emile“, in Schillers „Drei Worte des Glaubens“. Ihre Hauptwurzel ist der Stoizismus. Der [illegible] Zustand einen allen gemeinsamen [illegible] der Menschen bildet. Und das stoische Naturrecht, das ebenfalls im 16. Jahrhundert [illegible] machte, war der Keim zu all den Ideen, die vom 16. bis zum 19. Jahrhundert die mittelalterliche Gesellschaft in die moderne [illegible] wandelt haben. Daneben fanden viele einzelne Geister, wie z. B. Friedrich II. von Preußen, im Stoizismus Trost und Erhebung.

Es gibt auch in der geistigen Welt eine Beharrung der Energie, wie wir am Nachwirken der Lehre der Stoa sehen.

Leipzig. **Prof. Dr. Paul Barth.**

Tristan und Isolde vom Trouvère Tomas.

Die Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung kann nur aus genauer und gründlicher Vergleichung mit der altfranzösischen geschrieben werden. Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, sind in ihrer Eigenart nur dann richtig zu verstehen und zu schildern, wenn man ihre Vorbilder, Christian von Troyes und Thomas, genau kennt. So klar und einfach diese Aufgabe auch erscheint, so ist sie doch noch keineswegs befriedigend und im ganzen Umfange gelöst. Die altfranzösische Literaturgeschichte hat sich erst lange nach der altdeutschen entwickelt. Manche wichtige Denkmäler sind in Frankreich selbst verloren oder noch immer nicht sorgsam genug erforscht und herausgegeben. Der deutsche Literaturforscher konnte oft beim besten Willen kein klares Bild der Vorlagen gewinnen, nach denen die mittelhochdeutschen Romandichter arbeiteten. So ward namentlich in älteren Literaturgeschichten manches unrichtige und ungerechte Urteil gefällt, allgemeine, phrasenhafte Wendungen mußten über mangelhafte Kenntnis der Tatsachen hinwegtäuschen. Was der deutsche Dichter zur Gestaltung des Stoffes beitrug, blieb vollends unklar. Wir begrüßen mit besonderer Freude jede Arbeit, die uns zu klarer Einsicht über das Verhältnis zwischen mittelhochdeutschen und altfranzösischen Gedichten verhilft, jedem das Seine gibt und auch die Stoffgeschichte schon dadurch fördert, daß sie den Anteil der deutschen Bearbeiter entsprechend einschränkt.

Mit dem Tristan steht es nun besonders schlimm dadurch, daß die französischen Urgedichte entweder ganz zugrunde gingen oder nur in wenigen Bruchstücken und ausländischen Bearbeitungen erhalten sind. Mit großer Mühe müssen die unerläßlichen Grundlagen einer Vergleichung, die verlorenen Quellen, erst wieder erschlossen werden.

Zweimal wurde der Tristanroman in Deutschland bearbeitet, zuerst um 1190 durch Eilhart von Oberge, einem Niedersachsen aus der Gegend von Hildesheim, und dann um 1210 durch Gottfried von Straßburg. Eilhart, dessen Gedicht um 1484 in einen Prosaroman umgearbeitet wurde, nach dem Hans Sachs 1553 seine „Tragedia Tristant mit Isolden“ schrieb, folgte einer anderen und älteren Vorlage als Gottfried, der als seinen Gewährsmann „Thomas von Britanje“, also „Tomas de Bretagne“ nennt. Nun sind wirklich unter dem Namen eines Thomas 3144 altfranzösische Verse erhalten, und zwar merkwürdigerweise gerade aus dem letzten Drittel eines Gedichtes, von dem Gottfried, durch den Tod am Abschluß seiner Arbeit verhindert, etwa zwei Drittel übersetzte. Der französische Gelehrte A. Bossert sprach schon 1865 die Ansicht aus, Thomas sei Gottfrieds Quelle. Aber es dauerte lange, bis man hier klar sah und die volle Tragweite dieser Behauptung erkannte. Denn der Stand der Ueberlieferung ermöglichte ja keine unmittelbare Vergleichung des deutschen und französischen Textes. 1878 und 1882 gab Kölbing die nordische und englische Version der Tristansage, nämlich die 1226 vom Mönch Robert verfaßte norwegische Tristram Saga, eine Prosaübersetzung des Thomasgedichtes, und das im Anfang des XIV. Jahrhunderts verfaßte nord-englische Gedicht von Sir Tristrem, einen balladenartig sprunghaften Auszug des Thomasgedichtes, heraus. In der Einleitung wurde nachgewiesen, daß die norwegische und englische Tristandichtung im ganzen und einzelnen genau mit Gottfried übereinstimme, somit alle drei selbständig und unabhängig auf eine gemeinsame Urquelle zurückzuführen seien, und zwar nach Ausweis der erhaltenen französischen Bruchstücke auf das Gedicht des Thomas. Wenigstens dem Inhalte nach war also eine verlorene französische Dichtung, die unmittelbare Vorlage Gottfrieds, wiedergewonnen. Kölbing hatte zunächst nur die Tatsache dieser gemeinsamen Urquelle erwiesen und das Verhältnis der einzelnen Bearbeitungen bestimmt. Die nächste Aufgabe, die Josef Bédier [*]) sich stellte und sehr glücklich löste, war die Wiederherstellung dieses Gedichtes. Die 3144 erhaltenen Verse des Originals waren zwar schon herausgegeben, aber ungenügend und schwer zugänglich. Bédier gibt einen kritischen und durchaus zuverlässigen Text, aus dem namentlich ein Bild von der dichterischen Kunst des Thomas zu gewinnen ist. Im übrigen war aber der Inhalt der Dichtung aus genauester Vergleichung der Saga, Gottfrieds, des englischen Sir Tristrem und einiger Anspielungen auf Thomas, die sich in der Tristan-Literatur vorfinden, im ganzen Umfang wiederherzustellen. Die norwegische Saga bot sich ganz von selbst als Grundlage, da sie allein vollständig ist und der Sagaschreiber nirgends tiefer ein-

*) Joseph Bédier, Le roman de Tristan par Thomas, poème du XIIe siècle, [illegible] Paris, Firmin-Didot 1902, 8., IX, 417 S. Preis 12 Fr. (Société des anciens textes français.) [illegible] ist erst vor kurzem [illegible] Ausstattung erscheint demnächst [illegible] poème du XIIe siècle, publié par [illegible] Thomas etwa so verhält, wie [illegible] Text und den Text erblich im Besitz [illegible] Ausgaben der alt-

greifende Aenderungen vornahm. Gottfried hat erweitert und manches hinzugefügt, das englische Gedicht aber stark gekürzt, also kommen sie erst in zweiter Linie in Betracht. Bédier gibt den Inhalt des Thomasgedichtes in fortlaufender Erzählung, meist in geschmackvoll schlichter Prosa im Anschluß an die Saga. Der Bericht ist aber streng kritisch und wissenschaftlich gehalten und mit fortlaufenden genauen Verweisen auf die benützten Vorlagen versehen. Mit sinnreichen Zeichen bezw. Drucktypen ist in jedem Satz angegeben, ob er durch eine oder mehrere Quellen gestützt wird. In zahlreichen Anmerkungen sind alle Fragen erörtert, die sich beim Versuch der Wiederherstellung ergeben, und die Zweifel und Bedenken dem Leser zur eigenen Entscheidung vorgelegt. Man sieht also beim ersten Blick, wie sich jeder einzelne von Bédier aufgenommene Satz zur gesamten Ueberlieferung verhält und kann sofort nachprüfen. Bédier teilt das Thomasgedicht in 37 Abschnitte nach dem Vorbild unserer deutschen Gottfried-Ausgaben und stellt am Ende eines jeden Abschnittes die wichtigsten Abweichungen der verschiedenen Fassungen zusammen, so daß wir fortwährend das Gemeinsame und Verschiedene im Auge behalten. Bédiers Text beruht auf seinem und scharfem Blick fürs Ganze und Einzelne und ist in der Hauptsache kaum anzufechten. An vielen Stellen, wo Bédier mit seinen Vorgängern, namentlich mit Heinzel und Kölbing, sich auseinandersetzt, trifft seine natürliche, ungezwungene Erklärung entschieden das Richtige und verdient zweifellos den Vorzug. Bédier folgt der Saga und hat nur höchst selten kleine Aenderungen oder Zusätze des norwegischen Bearbeiters auszuschalten. Dagegen gilt es bei allem, was die übrigen Bearbeitungen mehr oder anders haben, mit sorgfältiger Erwägung festzustellen, ob es von der Saga übergangen wurde und also in die Wiederherstellung des Urgedichtes aufzunehmen ist, oder ob eine Erweiterung der betreffenden Bearbeitung vorliegt. Mir scheint, Bédier hat fast durchwegs glücklich entschieden, das Urgedicht und die jeweiligen Zusätze richtig erkannt und damit viele Schwierigkeiten gelöst, vor allem aber auch hiebei die Eigenart der einzelnen Bearbeiter und ihr Verhältnis zur gemeinsamen Vorlage zwanglos erklärt. Wir haben jetzt z. B. meines Erachtens eine völlig klare Vorstellung von Gottfrieds Arbeitsweise. Er überträgt in gewohnter, etwas weitschweifiger Weise seine Vorlage, deren Verszahl etwa um ein Viertel vermehrt wurde. Bédier schätzt den Tristan des Thomas auf etwa 18.000 bis 19.000 Verse, Gottfried hätte im ganzen etwa 25.000 Verse gebraucht. An vielen Stellen hat Gottfried aber aus Eilhart ergänzt, wie Bédier im einzelnen genau und überzeugend nachweist. Namen und Tatsachen holte sich Gottfried gelegentlich aus Eilhart. Er kennt also neben Thomas zwar keinen anderen französischen Tristandichter, wohl aber die vielfach abweichende Bearbeitung seines deutschen Vorgängers. Gottfrieds eigene, ganz selbständige Zusätze sind meist leicht ersichtlich, wie vor allem die bekannte literarhistorische Stelle.

In den Gesprächen und Reflexionen wird Gottfried noch breiter als Thomas. Verhältnismäßig selten aber hat Gottfried gekürzt, wie z. B. bei der Heilung des wunden Tantris, und zwar hier, um Wolframs Art zu vermeiden und auf ihn sticheln zu können. Wolfram hatte im „Parzival“ eine ausführliche Beschreibung der Wundbehandlung des Amfortas gegeben, wodurch Gottfrieds Schönheitsgefühl verletzt wurde.

Gottfrieds Stil ist ebenso durch Thomas wie durch Hartmann beeinflußt. Man wirft Gottfried vor, er habe Hartmanns kristallklare Schreibart mit einigen gesuchten Künsteleien verdorben. Man wird hier eine weniger erfreuliche Einwirkung des französischen Stiles, wie ihn Thomas schreibt, anerkennen müssen. Denn Gottfried ist Schüler und Nachahmer sowohl des Hartmann wie des Thomas. Daß zwischen Gottfried und Thomas innigste Geistesverwandtschaft besteht, ist längst erkannt und hervorgehoben. Wilhelm Hertz charakterisiert Gottfrieds Gedicht so: „Auch Gottfried hielt, dem lyrischen Hange seiner Zeit entsprechend, die inneren Vorgänge für anziehender als die äußeren und ging daher vor allem auf die psychologische Motivierung aus. Angeregt durch die besonnene Stoffgliederung, die Seelenanalyse und nicht zum mindesten durch die mit Gedanken ballspielende Beredsamkeit des französischen Meisters griff Gottfried dessen Werk von neuem an, indem er auf weitere Säuberung des Zusammenhanges bedacht war, aus eigener Herzenserfahrung mit den Seelenmalereien des Originals wetteiferte und über das ganze Gedicht jenen Hauch schwärmerischer Weichheit, süßester Zärtlichkeit, jene Musik der Gefühle ergoß, die nur im Wohllaut der Worte ihresgleichen hat. Gottfried hat die Tristansage durch den Zauber seines Stiles auf den höchsten dichterischen Ausdruck gebracht und ihr das glänzende Gepräge seiner menschlichen und künstlerischen Eigenart aufgedrückt. Das ist es, was ihn zu einem der ersten Meister unserer mittelalterlichen Dichtung macht.“

Für die Stoffgeschichte des Tristan hat Gottfried nichts geleistet, wohl aber hat er die edelste französische Fassung mit tiefer und voller Empfindung aufgenommen und in geläuterter Form wiedergegeben.

Umsomehr haben wir nun Thomas als schöpferischen Gestalter der Tristansage zu bewundern. Ich kann hier nicht näher auf die schwierige und vielumstrittene Frage der Entstehung der Sage von Tristan und Isolde eingehen.

Wahrscheinlich schrieb Christian von Troyes, der Verfasser des „Erec“, „Yvain“, „Cliges“, „Lancelot“, „Perceval“, um 1150 das erste Tristangedicht auf Grund der mündlichen Erzählungen der sogenannten contours bretons, der bretonischen Sagenerzähler. Von diesem leider auch verlorenen Tristan gehen alle anderen und so auch Thomas aus. Aber Thomas trat der älteren Ueberlieferung mit selbständigem Urteile gegenüber und schuf aus freiem Ermessen, wohl auch mit erneuter Verwendung mündlicher Berichte, einen neuen Tristanroman, in dem die äußeren Begebenheiten nach einheitlicherem Plane verliefen und die Handlung von außen nach innen, vom Epischen ins Lyrische vertieft wurde. Thomas legte alles Gewicht auf Seelenmalerei. Er reinigte den Stoff von allerlei rohen und derben Zügen. Er schrieb für feinfühlige ritterlich-höfische Kreise und vermied die oft burlesk spielmännische Art der anderen Tristanromane, z. B. auch der Vorlage Eilharts.

Ueber Leben und Stellung des Thomas wissen wir so wenig wie von Gottfried. Wir sind nur auf sein Gedicht angewiesen. Was sich daraus entnehmen läßt, wird Bédier in dem noch ausstehenden zweiten Bande erörtern und dort auch die sagengeschichtliche Bedeutung des Thomasgedichtes untersuchen. Wir erblicken in Thomas den Schöpfer des klassischen Tristanepos, dem in Gottfried ein kongenialer Verdeutscher erstand.

So ist nach und nach durch die Wissenschaft ein großer, ganz verschollener Dichtername wieder zu Ehren gebracht worden und Bédiers treffliches Buch macht die Ergebnisse mühsamer und umständlicher Forschung bequem und unmittelbar anschaulich.

Die Tristansage ist für uns durch Richard Wagners Drama neu lebendig geworden. Daß es sich bei Wagner nicht um eine Dramatisierung der mittelalterlichen Epen handelt, sondern um eine völlige Neugestaltung und Wiedergeburt der Sage aus ihren Grundelementen heraus, versteht sich von selbst. Aber das moderne Kunstwerk weckt Teilnahme für den alten Roman.

Das Drama regt zur Betrachtung des mittelalterlichen Epos an. Da darf auf die Neubearbeitung des Thomas-Gottfried-Gedichtes durch Wilhelm Hertz (4. Auflage, 1904) verwiesen werden.

Hertz hat den Torso Gottfrieds durch die französischen Bruchstücke des Thomas ergänzt, so daß der heutige Leser aus diesem Buche den reinsten und schönsten Eindruck von der künstlerischen Wirkung des ganzen um 1180 durch Thomas geschaffenen Gedichtes gewinnt. Und wer wissen will, wie das älteste Tristanepos um 1150 aussah, dem bietet sich Bédiers ausgezeichnete Neudichtung „Le Roman de Tristan et Iseut“, Paris 1900 (verdeutscht von Zeitler, 1901; auch in einer prächtigen Bilderausgabe erschienen).

Dem Forscher wie dem Kunstfreund offenbart sich also die wunderbare, unvergängliche Liebessage auf ihren verschiedenen Entwicklungsstufen immer deutlicher und damit kommen wir auch der Geschichte ihres Ursprunges immer näher.

Rostock. **Prof. Dr. Wolfgang Golther.**

Ferdinand Sauter.

Der Name ist Schall und man muß ihn zweimal hören, um wenigstens den Klang zu fassen. Keine Erinnerung weckt er; kein Band verknüpft ihn mit dem Heute. Und doch galt er einem der erfreulichsten, rühmlichsten Talente der älteren österreichischen Literatur. Eine seltsame Trauer stellt sich bei Wahrnehmung solcher Vergänglichkeit ein. Ferdinand Sauter ist wegen seines Lebensweg eine der interessantesten Gestalten in der an Originalen gewiß nicht armen Poetengalerie Oesterreichs. Er lebte, lebte lustig und verkam; er hat seine Lebenskraft versungen und vertan. Geblieben ist nichts, oder fast nichts als zwei schlanke Bändchen Gedichte und — eine Anzahl typischer urwienerischer Aussprüche, die heute noch von Mund zu Mund gehen, ohne daß man von ihrem geistigen Vater eine Ahnung hat. In den Aufzeichnungen eines hervorragenden Kenners echten Wienertums finden sich hievon die Kraft- und Prachtsentenzen: „Allaweil nebel Schani und ka Geld, Frau Nani!“ oder „Verkauft's mei G'wand, i fahr' in Himmel!“ Ein nicht zu verachtender Schatz Wiener Wirtshaus- und Heurigenlyrik wurde von Sauter in Gesellschaft feuchtfröhlicher „Gönner“ vom Grund, improvisierend und mühlos, aus einem anscheinend liederlich-leichtblütigen Temperament, verschwendet und verzettelt. Die Minute gebar diese mehr als leichtgeschnitzten Vollblut-Wiener Lieder, die nächste verschlang sie! Der „Ferdl“ oder „der Herr von Sauter“ hatte immer neue Einfälle; wo er war, gab es Hetz und G'spaß. „Leichtfertige Dirnen eilten herbei, tranken aus seinem Glase und bussellen den „Hernalser Amphion“ ab; alte, runzelige Hausiererinnen rissen sich um ihn und taten ihm schön und erbettelten sich ein paar Liebesstrophen, die er in grotesker Begeisterung und in hyperbolischer Tertierung ihnen widmete, und das Chaos einer Ueberze war angebrochen.“ So Friedrich Schlögl, der hiefür wohl ein berufener Chroniker ist! Dann aber konnte die Stimmung jäh umschlagen; quälende Wehmut, Sehnsucht nach höheren, reineren Empfindungen, bittere Anklagen trieben ihn fort in die Einsamkeit. Tränenden Auges, als Klagen und Laute einer ringenden, schönen Seele, entquellen ihm dann Verse voll Eigenart in Gedanken und Form. Ein Bruch durchzog und spaltete dieses Gem[illegible]

es war zum Segen, wie die unglückliche Doppelnatur in der Poesie wieder edleres Hoffen fand:

„Dich, o Abglanz alles Schönen,
Himmelstochter Poesie,
Will ich preisen in den Tönen,
Die mir deine Huld verlieh.
— — — — — — — — —
Sieh' mich an mit holden Blicken,
Du mein Alles, du mein Hort,
Wie mit loderndem Entzücken
Ich erhob mein flammend Wort;

Und im wüsten Weltgetümmel
Das den Wankenden umkreist,
Laß mir deinen Freudenhimmel
Und durchläut're meinen Geist!"

Daß er auf Speiszetteln und Käspapier manches seiner schönsten Gedichte niederschrieb, ruft, was den wienerischen, leichten Lebenssinn anbetrifft, Schubert in Erinnerung. Und wie dessen Biographen nachdrücklich betonen, in ihm keinen Bruder Leichtsinn zu sehen, so erfährt man auch von Sauter, daß er sich niemals übernahm, daß ihn ein tiefes Weh, ein zerrissenes Gemüt zu den Menschen trieb, um in ihrer Gesellschaft seines verpfuschten, inhaltslosen Daseins zu vergessen:

„Mir scheint die Welt ein reichgeschmückter Garten
Voll Blütenluft, voll ausgesätem Tod".

Haben wir Schuberts gedacht, so fällt eine weitere absonderlichere Laune der Vorsehung ins Gedächtnis. Wenige Stunden weit von Sauters Geburtsstätte begann fast um die nämliche Zeit ein anderer Dichter seine Lebensbahn. Der war aus Ueberzeugung und mit Genie „ein Lumperl" und litt nicht darunter, denn er fühlte und kannte die Herren-Herrlichkeit des Dichters und dann — er war ein aufrechter, ungebrochener ganzer Mann. Man wird wohl erraten, daß der Franz z' Piesenham, Franz Stelzhamer, gemeint ist! Beide stammten sie aus reiner kräftiger Natur und gingen von der Scholle weg; Stelzhamer bewahrte sich die Anteus-Kraft und wenn er auch den Lebemann und Kunstzigeuner spielte, er blieb halt doch ein Innviertler-Kraftmensch. Anders Sauter: er kam mit 21 Jahren nach Wien, verlor jedes Naturgefühl, so daß seine Gedichte bar jeder Landschaftsstimmung sind; wurde ein wahrhafter Großstadt-Fanatiker, schlug unter anderem, so arm er war, einst einen guten Posten in Mittersill aus, weil er lieber in Wien hungern als dort wohlleben wollte. Nur ein Großstädter konnte ein „Gassenlied" anstimmen:

„Auf der Gassen schaut der Dichter
Gern die wechselnden Gesichter
Bringt in Reime die Grimassen.
Auf der Gassen, auf der Gassen!"
. . . .
Auf der Gassen prangt das Neue,
Daß es sich am Wechsel freue,
Lustig wimmeln bunte Massen
Auf der Gassen, auf der Gassen."

Julius von der Traun gab die zerstreuten, noch habhaften Gedichte Sauters ein Jahr nach dessen Tode heraus.*) In seiner farbenhaften, liebenswürdigen Art, zu schildern, entwirft er an einleitender Stelle eine biographische Würdigung Sauters. Das Bildnis eines dem Kindersinn entwachsenen unglücklich-glücklichen Träumers gewahren wir! Eine Wehmut, die unter Tränen lächelte, und eine resignierte, im Leiden gütig gewordene Seele erkennt der Leser in diesen nach Frieden und Ruhe schürfenden Versen!

„Klagen will ich nicht in Reimen,
Von der Sehnsucht Folterpein,
Wandeln unter Blütenbäumen,
In der Liebe Sonnenschein."

Oder: „Weinen habet ihr mich gesehen,
Tränen tiefer Menschlichkeit,
Doch wie oft, wollt ihr's gestehen,
Habt denn ihr euch recht gefreut?
Wer nach Freuden mißt die Jahre,
Und die Stunden nach dem Glück,
Von der Wiege bis zur Bahre
Mißt er einen Augenblick."

Selbst ein Dichter, sah Julius von der Traun nicht auf das Vagabundenhafte des Mannes, sondern seine schöne Innerlichkeit. Ach man müßte ihn gesehen und nicht als Poeten gekannt haben, um noch nachträglich, wenn das Interesse geblieben war, zu erschrecken: ein abgeschabter fadenscheiniger Rock, meist mit aufgetrennten Nähten, ein zerfetztes Halstuch, ein verknitterter Filz mit herabhängender Krempe, eine Hose, von der die Fransen die Ränder der Stiefel decken sollten, das ist nicht mehr die reizende Romantik aus dem Leben Eichendorff'scher Taugenichtse, sondern die Not des modernen Proletariers. Da hier [illegible] und der alte, [illegible], aber [illegible] schwache Kraft Sauters [illegible] im Weinhaus [illegible]. Welch schöne Veranlagung zu dem [illegible] ging ihm nicht verloren — der Ruf der Amsel, oder Blick d[illegible]

[illegible]

Mädchens, der prickelnde Schaum des kühlen Bieres, der Blütenduft, den der Nachtwind aus dem Reisebastel durchs offene Fenster wehte, alles spiegelte sich behaglich oder erregt in den leichtbeschwingten Muskeln seines Gesichtes. Nichts glich aber seiner Freude, wenn er aufgefordert wurde, eines seiner Gedichte vorzutragen." Die psychologische Brücke zwischen dem Irdischen und Himmlischen dieser Individualität fand er selbst einmal in den Versen:

„Der Dichter schließt mit Liebesarmen,
Natur und Mensch und Himmel ein,
Drauf setzt er sich und macht ein Karmen,
Und — trinkt erklecklich Bier und Wein."

Man kann wohl sagen, daß Sauter an seinen Lebensbedingungen zugrunde ging. Er wurde als Sohn eines fürsterzbischöflich-salzburgischen Pflegers in Werfen am 6. Mai 1804 geboren; nach dem frühen Tode des Vaters lebte die ausgezeichnete Mutter mit ihren fünf Kindern in nicht unbehaglichen Verhältnissen in der Nähe Salzburgs. Ferdinand sprang, lediglich von seinem Willen geleitet, nach fünf Jahren aus dem Gymnasium und trat als Kommis bei einem Kaufmann in Wels ein, nachdem er sich zuvor in Haag im Innviertel als Kanzlist versucht hatte. Diese ungehinderte Abschweifung von einer tieferen geordneten Entwicklung war nebst seinem schwankenden, haltlosen Charakter die Ursache an dem späteren in wüsten Schutt zerfallenen Dasein. In Wien fand er 1825 Aufnahme in einem Papiergeschäft, dieses vertauschte er 1839 mit einer Stelle bei einer Versicherungsgesellschaft, die ihm ein Jahresgehalt von 300 und zuletzt 500 Gulden eintrug. Nur eine Frau, die sich liebend um dieses himmelverlorene Weltkind bemühte, hätte Sauter retten können; aller Glanz und alle Freuden des Lebens mieden ihn. Das Weib greift mit seinen dämonischen, vernichtenden Trieben genug oft in sein Leben, nie als guter Engel.

Auch ich empfand in wonniglichen Stunden
Der Liebe tief gefühlte Seelenfreude;
Die ganze Welt erglänzt' im Frühlingskleide
Und Tage wurden flüchtige Sekunden.

Von süßen Banden fühlt ich mich gebunden,
Verschloß mein Ohr der Menschen Haß und Neide,
Und wähnte, daß mein Lieb und ich, wir beide
Des Lebens Glück alleinig nur empfunden.

Da streute Groll und Zwietracht bösen Samen,
Und mächtig lösten sich die festen Schlingen
Die uns so selig froh verbunden hatten.

Wir löschten aus im Herzen unsere Namen,
Die Pfänder tauschend, die wir nicht empfingen,
Und wurden Feinde, statt beglückte Gatten.

Sauter ließ Liebesgedichte zurück, die verraten, daß er auch im Lieben ein unglücklicher, armer Enterbter der Freude war; ein Lebensgeheimnis schließt das Gedicht „Liebe" ein, schmerzlich in seinem bitteren, verächtlichen Schlusse:

Als wir uns jung und unverhofft gefunden,
Von Blüten überschneit im Wonnemai,
Hat unser süß berauschtes Herz empfunden,
Daß ohne Liebe hier kein Leben sei.
— — — — — — — — —
Die Jugend schwand, nicht weiser war das Alter,
Die Sehnsucht floh, die Hoffnung selbst entwich,
Nun flieht die Rose zum verblich'nen Falter:
Als letzte Gunst, mein Freund, verlasse mich!

Als er zum Bewußtsein kam, daß er sein Leben durch die Berufswahl vernichtet hatte, überfiel ihn eine heftige Schwermut; eine tiefe Neigung zur Braut seines älteren Bruders trieb ihn zum Selbstmord: er versuchte, sich die Adern zu öffnen. So sank er zum elenden, erbarmungswürdigen Wirtshausläufer herab; einsam, verkannt, verlacht, ward dieses echte Poetengemüt zu Tode gekränkt. Wenn er beim Verluste der Mutter in die Klage ausbricht:

„O Mutterherz, du warst die Lebenssonne,
Die, ob die Stunde mich erfreut, gehärmt,
Zu jeder Frist mich liebend hast erwärmt,
Und jeden Schmerz geteilt und jede Wonne.

Traun, was den Umgetrieb'nen stets gemieden,
Ich will ihn suchen an dem frühen Grab
Der Mutter, die mir einst das Leben gab:
Den langentbehrten, ersehnten Frieden!"

so fühlt man wohl, daß dieses Menschen einzige Wohltat der Tod sein mußte. Sein [illegible] Erbteil war vergeudet; im inferioren Handlungsdienste bannte sich sein Geist und Inhalt; die Mutter tot, von der Geliebten verachtet — blieb ihm die Poesie, das Land schöner Träume, das fern von Papierballen oder Polizzen lag und das ein paar Viertel [illegible] erniedrigenden [illegible] Stimmungsbilder das Charakteristikum seiner Lyrik; gedichtete Schwester [illegible] er in die eigene Brust [illegible] Waffe auf die Erinnerung seiner verlorenen Liebe und seine Seele. Als Tränen quollen die Lieder aus seinem Herzen. Die [illegible] des um nichts verdorbenen Lebens [illegible]

Auf daß Sauter bei den kurzsichtigen Zeitgenossen Anerkennung und Lohn fand, stand dem Dichter der abgerissene, verschlampte Bohemien im Wege; übrigens: er bewarb sich in seiner Lethargie und dem Mangel von Selbstgefühl und Selbstwertung auch nicht darum. Der Zufall könnte fügen, daß die versöhnende Vergangenheit ein neuerliches Unrecht begeht: wenige Wochen nach Sauters wird Johann Gabriel Seidls hundertster Geburtstag fällig sein. Schon rüstet man, den Tag ganz sonderbar zu „feiern". Wer von den beiden Dichtern für den Nachruhm in Betracht kommt, wessen Lebenswerk für die Vergänglichkeit Leben bewahrte, ist wohl zweifellos. Seidl, der mit staunenswertem Fleiße, ehrgeiziger Ausdauer und mittelmäßiger Begabung die poetischen Bedürfnisse einer gar so viel behaglichen, gemütlichen Zeit in einer rührseligen, bald „stimmungsvollen", auch erbaulichen Art zu befriedigen wußte, ist wahrlich kein Prunkstück! Diese ewig satte, selbstzufriedene, ausgewalkte platte Oberflächlichkeit und süße Zuckerbäcker-Poesie kompromittierte Grillparzer, Lenau und Stifter bei der norddeutschen Kritik. Das Publikum wieder verdarb sich an Seidl und Vogl, und Vogl und Seidl die Empfindung, denn keine Zeitung, kein Almanach erschien, ohne eine Ballade, eine Legende von ihnen zu enthalten. Lenau fand sich erst in Schwaben; Sauter verkam. Und dennoch liegt bei ihnen die österreichische Lyrik ihrer Zeit; formal manchmal an Lenau hinanreichend, aber immer literarischer, artistischer als die nach der Elle lyrischen Seidl und Vogl, ist Sauter der Vertreter der Reflexionspoesie; seine Empfindungen hüllen sich gerne in sinnige Betrachtungen, das Didaktische herrscht vor zum Gegensatze des Naturdichters Lenau. In dem Stücke „Des Dichters Klage" spricht er sich aus:

„Neues möcht' ich gerne singen,
Doch es ist die Welt so alt;
Müde tönt das eitle Klingen
Und die Herzen läßt es kalt.

Alle Haine steh'n entblättert,
Alle Blumen sind gepflückt,
Stürme haben ausgewettert,
Aug' und Stern sich matt geblickt.

— — — — — — — —

Was im weiten Reich des Schönen
Jedem unserer Sinne tagt,
Ist in Farben, Worten, Tönen
Durchgefühlt und ausgesagt."

Auch ein Wiener „armer Spielmann", vielleicht der ärmste, der jemals den Kampf des überbescheidenen, leicht verletzbaren, unfähig sich durchzusetzenden österreichischen Talents mit der persönlichen Charakterschwäche und den verweichelnden Lockungen des Lebens kämpfte, war Ferdinand Sauter. Grillparzer selber schrieb der milden Wiener Luft, der lachenden, sinnigen Landschaft, der ewigen Gemütlichkeit, die sie erfüllen, die unselige Laxheit der Wiener Psyche zu. An einen, dem der Spendierwein „kunstbegeisterter" Spießer gar zu reichlich floß, den das Backhendel- und Heurigen-Wienertum umbrachten, sollen diese Zeilen erinnern!

Von Todesahnungen heimgesucht, schrieb Sauter sich wenige Tage vor dem Ende die eigene Grabschrift; die grassierende Cholera warf den schwächlichen Körper in einer Nacht nieder; er starb plötzlich am 30. Oktober 1854 im Choleraspital, nachdem er auf der Straße in Hernals aufgelesen worden war. Als ob ihm der wissende Griffel der Geschichte die Hand geführt hätte, umschrieb er sein Dasein im Grabgedichte:

„Viel genossen, viel gelitten,
Und das Glück lag in der Mitten;
Viel empfunden, nichts erworben,
Froh gelebt und leicht gestorben.
Fragt nicht nach der Zahl der Jahre
Kein Kalender ist die Bahre.
Und der Mensch im Leichentuch
Bleibt ein zugeklapptes Buch."

Rudolf Holzer.

Anton Dvořák.

Hörst du den Geiger dort? Er sitzt in seinem Winkel und streicht die Fidel, daß sie zu reden beginnt und die Saiten deines Herzens mitreißt. Schlichte, klagende oder tief schwermütige Weisen. Und nun wieder, im jähen Umschlag, feurige Tanzrhythmen voll wilder, überschüssiger Kraft oder Schmeichellaute, voll unschuldsvoller Zutraulichkeit. Jeder versteht sie, der gebildete Mensch wie der einfache Mann aus dem Volke. Wer ist's, der da für alle mit seiner Geige philosophiert? Dieser Spieler eines unwillkürlichen Pessimismus und ruchlose Optimist der Töne? Du fragst, du dringst in ihn — er versteht dich nicht. Er versteht es selbst nicht, was uns sein Instrument geoffenbart hat. Er ist ganz Impression, Musik des Unwillkürlichen und Unbewußten, eine unmoderne und darum der Ueberkultur so interessante Erscheinung: der böhmische Musikant.

Der Typus dieses böhmischen Musikanten, beziehungsweise seine Steigerung ins Gebiet der großen Kunst ist nun in Anton Dvořák dahingegangen. Alle Stärken und Schwächen dieses Musikantentums vereinigten sich in ihm. Er war seine Apotheose und seine Tragödie. Denn er, der aus dem Musikantentum seine beste Kraft sog, wollte es zuletzt in sich überwinden, strebte hinaus über die Grenzen seiner Natur, und litt schwer darunter, daß diese Natur ihn unerbittlich immer wieder in ihren Kreis zurückzwang.

Dvořáks Entwicklungsgang ist wenig bekannt. Man weiß, daß er Fleischer werden sollte, wie sein Vater, und daß eine unbezwingliche Neigung ihn der Musik in die Arme trieb. Er hat als Junge in Wirtshäusern zum Tanz mit aufgespielt, erst daheim in Mühlhausen und dann in Prag, bevor er zum bescheidenen zweiten Geiger im Theaterorchester avancierte. Einen gründlichen, systematischen Unterricht hat er nicht genossen. Als Autodidakt, aus mühsam genug verschafften Partituren Beethovens eignete er sich die Technik des Komponierens an. Damals wehte Smetanas Geist durch die jüngere Musikwelt der böhmischen Hauptstadt. Er ergriff auch Dvořák und sprühte aus der großen nationalen „Hymne", die 1873 zuerst die Aufmerksamkeit auf das neue Talent hinlenkte, ebenso wie aus der einaktigen Oper „Harte Köpfe", die von derbem körnigem Bauernhumor sprudelt. Auch „Der Bauer als Schelm" segelt noch in Smetana'schem Fahrwasser, das er erst verließ, als ihn seine Bewerbung um ein Staatsstipendium mit den Wiener Konservativen in Berührung brachte. Denen um Brahms mußte ein solcher Genosse sehr willkommen sein und man förderte ihn auf jede Weise. Simrock wurde sein Verleger, Hanslick der Herold seines Ruhmes; Bülow propagierte ihn in Deutschland, Joachim und Hans Richter in Amerika, und bei dem Mangel an begabten absoluten Musikern stieg Dvořák rasch im öffentlichen Ansehen. Mag immer viel Parteitendenz dabei im Spiele gewesen sein, jedenfalls entsprach die Anregung, die Dvořák auf das Gebiet der Haus- und Kammermusik wies, dem innersten Wesen der Dvořák'schen Anlagen und führte ihn von Erfolg zu Erfolg. Dagegen bekam ihm der Hanslick'sche Einfluß schlecht, der ihn antrieb, im Gegensatz zu Wagner, das erschöpfte Feld der großen Oper zu bebauen, und nur die Pietät hat seinen „Demetrius" und seine „Jakobiner" bis heute im Spielplan des tschechischen Nationaltheaters erhalten.

Während seines Aufenthaltes in Amerika zu Anfang der Neunzigerjahre vollzog sich in Dvořáks Geist ein großer Umschwung. Er sah, daß Wagner und Liszt auf der ganzen Linie der Oper und der sinfonischen Dichtung siegreich vordrangen, und so schloß er sich, dem Einflusse der deutschen Konservativen entzogen, den neuen Göttern an. Leider fehlte ihm, um auf den Spuren der Moderne fortzuschreiten, die nötige Intelligenz und geistige Ueberlegenheit. In den dürftigen Tagen seiner Jugend war seine allgemeine Bildung verkümmert und der gefeierte Anton fand nie mehr Zeit, um nachzuholen, was der Tonl von Mühlhausen versäumt hatte. Nun beruht aber die moderne Tonkunst gerade auf dem Eindringen der verschiedensten geistigen und besonders poetischen Faktoren in die Musik, und der Komponist, den hier der sonst untrügliche musikalische Instinkt nicht mehr leiten konnte, geriet ins Irre. Er faßte z. B. das Wesen der Programm-Musik so äußerlich auf, daß er, statt seinen Stoff von Grund auf musikalisch zu disponieren, einfach Strophe um Strophe eines Gedichtes, das diesen Stoff behandelte, mit sklavischen Tonmalereien illustrierte. Und die verhältnismäßig geringen Erfolge dieser Werke brachten ihn nicht von der Ueberzeugung seiner letzten Lebensjahre ab, daß das Reich der absoluten Musik nunmehr zu Ende sei. Noch einmal zeigten zwar seine Streichquartette op. 105, 106, daß er bloß den Mutterboden seiner Kunst wieder zu berühren brauche, um sich die ganze Musikwelt zu unterwerfen. Allein umso achtungswerter ist es, daß er sich mit diesen, wie ihm schien, billigen Triumphen nicht zufrieden gab, sondern in unablässigem harten Ringen und Streben zuletzt seine ganze Kraft auf das Gebiet der dramatischen Musik konzentrierte. So entstand seine „Teufelskäthe", seine „Rusalka", seine „Armida", und noch in den letzten Tagen reifte in ihm der Plan einer großen slavischen Heldenoper. Aber sein Traum, der Wagner seiner Nation zu werden, sollte und konnte nicht in Erfüllung gehen. Es war ein tragisches Bild, den geborenen absoluten Musiker sich in dem vergeblichen heißen Bemühen um die Palme des Musikdramatikers verzehren und aufreiben zu sehen.

Dvořák war ein sehr einfacher Mensch, und unter einer knorrigen rauhen Hülle und derbem Sichgeben barg sich ein gutes Herz und harmloses Gemüt. Im Gespräch, im Unterricht warf er gern mit Kraftworten um sich, die eher auf einen zweiten Götz von Berlichingen als auf einen weltberühmten Künstler schließen ließen. „Wie kann man ein solches Luder in Musik setzen!" meinte er, als er zum erstenmal „Carmen" gehört hatte. „Mensch, haben Sie denn einen alten Hader in der Brust?" schrie er einen Violinschüler an, der ihm mit sehr viel Technik und wenig Empfinden vorgeigte. Während des Gluck-Zyklus im Prager deutschen Theater kam er ganz begeistert auf die Bühne und bemerkte nur von einer gewissen Melodie: „Die hat er von Mozart." Es war ihm eben nicht geläufig, daß Gluck vor Mozart gelebt und geschaffen habe.

Unter seinen Landsleuten wurde Dvořák mehr als ein weltberühmtes Paradepferd denn als ein führender Geist betrachtet. Er fühlte das, und die kühlen Aufnahmen seiner Opern, zuletzt noch der „Armida", verstimmten ihn tief. Denn wenn ihm auch unter den Tsch[illegible] an Genialität, Geschmack, Bildung und [illegible]

übertreffen mochten, so war er doch durch die Echtheit und Volkstümlichkeit seiner Empfindung, durch den schöpferischen Reichtum seiner Phantasie, durch die seltene musikalische Intuition und Erfindsamkeit ein Künstler von Gottes Gnaden, der letzte ganz naiv schaffende Komponist unserer Zeit.

Diese Eigenschaften blieben ihm bis ans Ende treu, denn die letzten Werke zeigen keinerlei Versiegen des musikalischen Springquells. Sie werden freilich in Dvořaks Biographie, aber kaum in der Geschichte der Weltmusik eine Stelle finden. Aber die Schöpfungen seiner mittleren Periode, die slavischen Tänze, die Legenden und Bagatellen, die mährischen Zwiegesänge, die Violinsonate, die Trios, die Streich- und Klavierquartette und von den Sinfonien namentlich die vierte und die „Aus der neuen Welt“ werden auf vorderhand unabsehbare Zeit neben den Werken der klassischen deutschen Meister als standard works der Kammer- und Konzertmusik gelten müssen. Gerade die scharf ausgeprägte nationale Eigenart darin, weit entfernt, ein Hindernis der Verbreitung zu bilden, hat Dvořaks internationalen Ruhm begründet. Dieser Urwüchsigkeit, die sich besonders in seiner Rhythmik äußert, verdankt er seinen hohen Rang unter den Tondichtern der Gegenwart weit mehr als seiner künstlerischen Einsicht, welche die ungeberdigen Sprünge seines starken, oft ins Brutale ausartenden Temperaments nicht immer zu zügeln vermochte. Mitten in die ruhigsten, stimmungsvollsten Stellen seiner Musik brechen diese wilden, ausgelassenen oder fanatischen Rhythmen zu jäher Bestürzung des Hörers herein, toben sich ein Weilchen aus und verschwinden so plötzlich wie sie kamen. Aber das sind Eigenarten oder Unarten, die für den Wert dieser Musik keine ausschlaggebende Bedeutung haben. Dvořak war zur Zeit der größte Komponist, der berühmteste Mann seines Volkes. In zwei Welten hatte sein Name einen guten Klang. Und wenn dies Zurgeltungkommen der tschechischen Musik auch nur eine Parallelerscheinung zur Emanzipation der Russen, Ungarn, Skandinavier und Finnen bedeutet, so knüpft sich dieser Vorgang doch für die Tschechen an Dvořaks Namen. Und die Deutschen erkennen und schätzen in Dvořaks Werken über alle nationalen Gegensätze hinweg den sympathischesten Ausdruck des Fühlens der tschechischen Volksseele.

Prag. **Dr. Richard Batka.**

Frauenberuf.

Ein vielumstrittenes Problem unserer Tage ist die Frage, ob die Frau neben ihrem Amt als Hausfrau und Mutter noch einen Beruf ausüben dürfe. Während diese Frage auf der einen Seite energisch verneint wird, erheben sich auf der anderen Seite laut noch energischer die Stimmen, die dafür eintreten. Es sind Studien darüber gemacht worden, Erhebungen angestellt und Anfragen bei den Frauen, die im Beruf stehen oder in irgend einer Weise sonst maßgebend für die Beurteilung dieser Frage sein könnten — in ihrem Buche „Mutterschaft und geistige Arbeit“ haben Adele Gerhard und Helene Simon die Resultate solcher Erhebungen der Allgemeinheit übermittelt — ein einheitliches Bild hat sich nicht gezeigt.

Mehr denn jemals zuvor zwar ist unsere Zeit eine Zeit der Individualität, d. h. sie erkennt die Berechtigung derselben an und zeigt dies auf allen Gebieten; immer zahlreicher sind die Fälle, in denen aus dem allgemein giltigen Gesetz das Ausnahmegesetz für den Einzelnen in Wirkung tritt. Aber wenn man auch noch so oft abgeht von dem kategorischen Befehl, der für die große Masse gelten soll und sich dagegen für den besonderen Fall Milieu und Veranlagung zur rechten Bewertung heraussucht, so wird doch immer wieder, aller dieser Individualisierung zum Trotz, ein allgemein giltiges Urteil verlangt. Und schließlich wird es auch das Wichtige sein, die Formel für das Allgemeingeltende zu finden und nur die Berechtigung der Ausnahmen anzuerkennen.

Wenn man der Frage über die Berufsberechtigung der Hausfrau näher treten will, so muß man sie zunächst insofern beschränken, als man alle die Fälle davon ausschließt, in denen die Frau durch die Notwendigkeit der Verhältnisse zu einer Berufstätigkeit gezwungen wird. In einem solchen Falle wird es ihr nicht nur widerspruchslos gestattet sein, sondern zur besonderen Ehre gerechnet werden, wenn sie dadurch zur Existenzmöglichkeit ihrer Familie beiträgt. Wer die Frau des Gewerbetreibenden neben ihrem Manne hinter dem Ladentisch erblickt, wer die vermögenslose Witwe sich durch Kunsthandarbeiten, journalistische Tätigkeit oder Aehnliches mühen sieht, der wird sicher keinen anderen Eindruck davon erhalten, als den der großen Tüchtigkeit dieser Frauen. Ohne Rücksicht auf die Wünsche und Erwartungen, mit denen viele von ihnen in das Leben traten, suchen sie den Pflichten der Stelle, auf die das wirkliche Leben sie gewiesen hat, gerecht zu werden. Es kommen also bei Erörterung der oben angeführten Frage nur die Frauen in Betracht, die durch die äußeren Verhältnisse nicht in einen Beruf gedrängt werden, sondern sich denselben freiwillig wählen. Daß davon die starken Individualitäten, die Künstlerinnen, ebenfalls ausgenommen sind, ist selbstverständlich. Solche Frauen sind Ausnahmen und müssen als Ausnahmen betrachtet werden; niemals wird nach ihren [illegible] ein Gesetz für die Allgemeinheit geprägt werden.

Die Gründe, aus denen für die Weiterführung eines Berufes auch nach erfolgter Verheiratung eingetreten wird, stützen sich zunächst auf den segensreichen Einfluß der Berufsarbeit, wie sich derselbe bei dem Mädchen zeigt. Nicht nur materielle, sondern auch ideelle Not lag vor, als für die Berufsbildung des weiblichen Geschlechtes zuerst von großdenkenden Frauen das Wort ergriffen wurde. Die geringe Tätigkeit, die zur Beschaffung des Lebensnotwendigen von den Frauen infolge der veränderten Verhältnisse verlangt wurde, hatte in ihnen Unbefriedigtheit, innere Leere und die Sehnsucht nach nutzbringender Tätigkeit, nach einem Lebenszweck geschaffen. Nun hat sich die überwiegende Zahl unserer jungen Mädchen einen solchen geschaffen; und während früher die erwachsene Tochter des Mittelstandes ihre Zeit mit unnützen Luxushandarbeiten, Dilettieren in Musik und Malerei verbrachte und dabei sehnsüchtig auf den Mann wartete, der sie aus diesem Uebergangsstadium in ihren eigentlichen Lebensberuf, in sein Haus, versetzen sollte, hat sie sich heute schon selbst, ihren Anlagen entsprechend, einen Beruf gewählt und widmet ihm Interesse und Kraft, wie die täglichen Pflichten es fordern. Ohne daß dadurch das Hegen und Pflegen von anderen Herzenswünschen gehindert wird, hat diese soziale Lebensänderung zu einer Vertiefung und Bereicherung der weiblichen Jugendinteressen geführt. Sie hat Zufriedenheit und Lebensfreude geschaffen, wo früher Langeweile und Mißstimmung herrschten. Sie hat gezeigt, daß nutzenbringende Arbeit das große Glücksgefühl des Lebens geben kann, die Zufriedenheit, daß das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht das Herz froh schlagen läßt. Und nun sagt man: „Dieses Glück haben unsere jungen Mädchen sich selbst schaffen können; sie sollen darauf verzichten, wenn das Glück der Ehe sich ihnen bietet!“ — Ja, wird ihnen die Ehe auch ein Glück sein? Ein größeres, als das, welches sie vorher besaßen? — Wer könnte das sagen! Und diesem Ungewissen gegenüber sollen sie ihr sicheres Eigentum ohne weiteres zum Opfer bringen? Wäre es nicht gewagt, das zu verlangen?

Die Befürworter der Berufsarbeit geben weiter zu erwägen, wie sehr die selbst erworbenen Mittel, die zur unbeschränkten Verfügung standen, beglückten und wie schwer es dagegen sein wird, von einem anderen damit abhängig zu sein. Auch wird neben dem materiellen Genuß die geistige Kraft hart getroffen, die nach hohen Zielen strebte und bei jeder kleinen, neu gewonnenen Stufe zu gleicher Zeit froh über den Erfolg und heftiger strebend noch nach dem nächsten Ziele wurde. Dieses schöne Können, auf welchem Gebiet es auch sei, soll brach gelegt werden; werden die Anforderungen und die Tätigkeit des neuen Lebensberufes auch die gehabten Freuden genügend ersetzen? Schnell sind die Fäden zerschnitten, die mit der Vergangenheit und Gegenwart verbanden; aber niemand weiß, wie sich die Zukunft gestalten wird, und ob nicht die Verhältnisse, die sich selten in der Weise entwickeln, wie man es erwartet hat, die eben gelöste Verbindung dringend wiederherzustellen verlangen. Wie, vor allem, ist es möglich, daß eine Frau beim Eintritt in die Ehe alles das von sich werfen kann, was ihr bis zu diesem Tage ein Halt und ein Eigentum war, das gepflegte Resultat ihres eigensten Wesens, ihrer Anlagen, ihrer Neigungen! Wird sie denn auf einmal eine andere? Soll sie sich nun mit ihrem ganzen Sein von dem bisher Geübten abwenden und in die neuen Pflichten versenken, um, wenn vielleicht der Mann stirbt, abermals eine andere zu werden? Sie darf doch nicht immer nur von ihrer Umgebung abhängen, sondern muß auch etwas Eigenes haben. Niemand darf sein Leben ganz auf das Leben eines anderen stützen; denn es kann ihm von keinem die Sicherheit gegeben werden, daß dieser Halt ihm durch sein ganzes Leben zur Seite steht, daß er ihm nicht eines Tages genommen wird.

Gegenüber dieser unbedingten Zustimmung, daß eine Hausfrau berechtigt sei, noch einen besonderen Beruf auszuüben, erhebt sich ein lebhafter Widerspruch, eine strenge Verurteilung solchen Tuns. Man führt dagegen an, daß die Pflichten einer Hausfrau nicht nur in dem äußeren Instandhalten der Häuslichkeit, die Pflichten einer Mutter nicht nur in der Verpflegung ihrer Kinder bestehen, sondern daß dieselben viel umfassender sind, und daß die Frau daher alle ihre geistige und körperliche Kraft in den vielseitigen Dienst ihrer Familie zu stellen hat. Sie soll auch die Interessen ihres Mannes teilen und in den Seelen ihrer Kinder zu lesen wissen. Wenn sie ihre eigenen Wege geht, mit ihren eigenen, ganz anderen Interessen — wie sollte ihr dieses möglich sein?

Es lassen sich leicht Beispiele anführen, die den aus solchen doppelten Interessen hervorgehenden Konflikt zeigen. Wenn die Frau als Aerztin, Malerin, [illegible], Lehrerin oder in sonst einem Berufe stundenlang vom Hause abwesend sein muß und der Mann oder ein Kind erkranken — was soll sie tun, um den neuen an sie herantretenden Anforderungen gerecht zu werden? Wenn sie ihren Pflichten außer dem Hause nachgeht, muß sie doch für Mann oder Kind fremde Pflege [illegible]; vielleicht gar ist deren Krankheit eine Folge davon, daß sie nicht die Zeit hatte, verständnisvoll für ihre Gesundheit zu sorgen, daß sie es versäumte, der Krankheit vorzubeugen. Ebenso wenig läßt sie ihr Beruf dazu kommen, für alle die kleinen Annehmlichkeiten zu sorgen, die kein Geld schaffen kann, sondern nur eine geschickte, [illegible] Hand von verständnisvoller Beobachtung und einem liebevollen Herzen geleitet. Und wenn am Abend Mann und Kinder,

von der Arbeit des Tages frei, gemütlich ausruhen wollen, dann wird sie ihnen unmöglich diese Zeit zu einer behaglichen Feierstunde gestalten können, denn sie wird oft die Allermüdeste unter ihnen sein. Noch viel weniger wird sie an den geistigen Interessen der Ihren teilnehmen können, und die Erkenntnis dieser durch Ueberanstrengung erzeugten Schwäche wird sie in schwere Konflikte stürzen und sie selbst immer wieder vor die Frage stellen: „Ist es das Rechte, was ich tue, oder ist es nicht doch ein Irrtum, wenn ich glaubte, zu gleicher Zeit zwei Herren dienen zu können?“

In dieser Frage einer solchen gewissenhaften Frau scheint mir die Lösung des Problems zu liegen. Das alte Bibelwort trifft auch hier zu; niemand kann zwei Berufe zu gleicher Zeit ausüben. Jeder Beruf verlangt einen ganzen Menschen, also auch der Hausfrauenberuf. Ein Mädchen, das heiratet, muß sich darüber klar sein, daß dieser neu von ihr übernommene Beruf von jetzt ab ihre Kraft und ihr Interesse in erster Linie zu verlangen hat. Diese Auffassung läßt sich weder anfechten noch beschränken; Mann und Kinder haben das erste Recht auf ihre Hausfrau und Mutter.

Mit dem rückhaltlosen Eintreten für die Wichtigkeit der allen anderen Pflichten vorangehenden Hausfrauenpflichten ist indessen nicht die Forderung verbunden, daß die Frau nunmehr ganz verzichten müßte auf das, was bisher ihr Leben füllte und was sie glücklich machte. Für die Ausgestaltung ihrer Persönlichkeit und gerade für deren Betätigung im Hausfrauen- und Mutterberuf wäre dies sogar sehr zu bedauern. Auch hat sie nicht nur die Anlagen zur Gattin und Mutter, sondern die viel weiter gezogenen und viel mehr fordernden Anlagen, die ihr als Mensch eigentümlich sind, mit zur Welt gebracht. Jean Paul sagt darüber: „Bevor und nachdem man Mutter ist, ist man ein Mensch; die mütterliche Bestimmung aber, oder gar die eheliche, kann nicht die menschliche überwiegen oder ersetzen.“ Und so sind — allerdings mit der nötigen Beschränkung —, die Gründe für die Weiterführung eines Berufes nach der Verheiratung berechtigt. Viele Frauen fühlen sich nicht ganz ausgefüllt durch Ehe und Mutterschaft; sie empfinden noch etwas Unverstandenes in sich, etwas, das nicht zur Geltung gekommen ist. Das macht sie unzufrieden und entwickelt oft schlechte Eigenschaften. Eine ernste Beschäftigung zur Vervollkommnung ihrer eigensten Anlagen würde sehr viel mehr Zufriedenheit und sehr viel mehr glückliche Ehen schaffen. Nicht nur für die Frau, sondern auch für ihre Umgebung werden die umfassendere Tätigkeit und das reichere Interesse segensreich wirken; mit tieferen und reineren Freuden werden sie den heimischen Familienkreis durchdringen und auch die kleinen häuslichen Pflichten des Tages in ihrer Bedeutung erkennen lassen. Das Beispiel der fleißigen Mutter wird die Kinder nach gleicher Tüchtigkeit streben lehren, mehr als wenn sie freundlich plaudernd ihnen den Wert der Arbeit klar zu machen versuchte; mit Hochachtung wird der Mann auf sein vorwärts strebendes Weib blicken; und die Frau selbst wird um so verständnisvoller ihre Kinder zu leiten wissen und wird, selbst in treuer Arbeit, auch die Arbeit ihres Mannes und sein selbstloses Schaffen für seine Familie in ihrem rechten Wert zu würdigen verstehen. Nur eines darf sie nie vergessen, sondern immer als unbedingt notwendig anerkennen, daß nämlich alle diese liebgewordenen Interessen sich jederzeit den Interessen des Hauptberufes unterzuordnen haben, daß alle diese Neigungsberufspflichten zurücktreten müssen, wenn sie mit den Pflichten der Hausfrau und Mutter kollidieren.

Königsberg. Laura Frost.

Bücher.

Wilhelm Jensen: „Gäste auf Hohenaschau.“ Roman. Dresden, C. Reißner.

Von jeder Seite dieses Buches grüßen die jovialen Züge eines liebenswürdigen älteren Herrn, der sich seine grauen Haare nicht um „neumodische“ Forderungen hat wachsen lassen, sondern gemütsruhig seiner Lust am Fabulieren fröhnt. Ich habe seit langem keinen Autor gelesen, der so viel Zeit hat wie Wilhelm Jensen. Nicht bloß, daß er topographische, geschichtliche, geographische, etymologische Exkurse, Beschreibungen von Menschen, Waffen, Kleidern, Geräten, Speisen (diese besonders!) einzuflechten immer bereit ist, er wird auch nicht müde, die einzelnen wohl erwogenen und wohl gesetzten Reden seiner Personen auch dem mindest begabten Leser begreiflich zu machen. Aus dieser Rede ging dies und jenes hervor, der Sprecher vereint diese und jene Eigenschaften des Geistes und Charakters, er wollte dieses sagen und meinte am Ende etwas anderes und der Hörer kam dadurch zu diesem und jenem Schluß. All das muß der Leser nicht erst mittels eines anstrengenden Denkprozesses aus den Reden und Handlungen der papierenen Leute erschließen, der Autor liefert ihm solche Erkenntnis kostenlos ins Haus. Mitunter freilich sickert aus all der Geschäftigkeit ein verschmitztes: Gib acht, Leser, ich hab' dich zum Narren — und da heißt es dann natürlich auf der Hut sein... Im übrigen ist die, wenn man so will, Intrigue nicht übel aufgebaut. Es handelt sich um die Flucht Martin Luthers, zweier gleichfalls klosterflüchtiger Ordensbrüder vom heiligen Augustinus und einer ebenfalls klosterflüchtigen hübschen Nonne, die auf das Herz des noch jugendlichen (1517) Reformators einen tiefen, dem leiblichen Bäschen Katharina von Bora auch von rechtswegen zukommenden Eindruck macht, auf das Schloß eines gesinnungsverwandten Ritters im Chiemgau. Die geheimnisschwangere manche Leser vielleicht irreführende Stimmung wird bis S. 187 festgehalten, die Lösung geschieht mit leichten und gediegenen Finessen; wenn der Autor übrigens unversehens ein anscheinendes [illegible] zum allerliebsten kleinen Fräulein metamorphosiert, so bereitet er nicht nur den Naiven eine anregende Ueberraschung. Auch fehlt es dem Roman nicht an einzelnen poetischen Szenen gleich jener S. 250 f., da die Herzensbeichte des Ex-Nönnleins aus der Stimme des Windes heraustönt. Ironie und selbst derbere Komik wird mit Erfolg gehandhabt. An der geschichtlichen Treue wollen wir nicht zweifeln und selbst die verschiedenen Schnadahüpfeln als Kinder des 16. Jahrhunderts annehmen. Viele werden an der „stramm-antiklerikalen“ Tendenz des Romanes ihre „unentwegte“ Freude haben. Rudolf Fürst.

Revue der Revuen.

„Deutschland.“ Dr. Georg M. Kietz erzählt die Geschichte der Gräfin Cosel, die ein Opfer jesuitischer Ränke wurde. Sie war viele Jahre die einflußreichste Maitresse König Augusts des Starken und hielt in Dresden ein glänzendes Haus. Aber mit ihrer Macht nicht zufrieden, wollte die schöne, v rwöhnte Frau höher hinaus, wollte Königin werden, und ließ sich, da August des Starken Gemahlin Christine Eberhardine noch lebte, vom König ein schriftliches Eheversprechen geben, in dem ihre und ihrer Kinder Legitimität gewährleistet war. Das aber ward ihr später zum Verhängnis. Nachdem ihr nach wenigen Jahren der König den ganzen Länder- und Geldbesitz, den er ihr als Lohn gewährter Gunst geschenkt, wieder abgenommen hatte, ließ er sie auf der schon damals baufälligen Bergfeste zu Stolpen, einige Meilen östlich von Dresden, auf Lebenszeit internieren, wo sie fünfzig Jahre in einem wenig standesgemäßen Unterhalt verbrachte. Noch zu Augusts Lebzeiten erweckte das traurige Los der lebendig Begrabenen das Mitgefühl ihrer Zeitgenossen, kannte doch niemand, auch die Minister nicht, die eigentliche Ursache der königlichen Ungnade. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß der Sturz und die lebenslängliche Inhaftierung der Gräfin Cosel auf das Betreiben der jesuitischen Hofkamarilla zurückzuführen sind.

Der junge Mönch.

Von Ruzena Svobodova.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen von Camill Hoffmann.

(Schluß.)

IV.

Es war an einem Frühlingsabend. Nach den langen Kirchenfestlichkeiten, nach den Gebeten, Chören, Zeremonien und Prozessionen ging Pater Valentin auf eine Weile in den Klostergarten hinaus. Es war ihm, als ob die Bangigkeit, die ihn in der letzten Zeit überkam, zum Ersticken schwer würde. Seit einem halben Jahre war er zum Priester geweiht. Das kleine Gut daheim war verkauft. Die Mutter war vor einer Woche gestorben, vor großer Freude oder großem Leid.

Zum Begräbnis hatte er nicht fahren dürfen. Der Prior hatte es nicht erlaubt. Er dachte daran, wie man sie in dem großen Schatten der feierlichen Kirche bestattet hatte, neben dem Grabe des Vaters. Dort, wo er einmal selbst zu liegen gewünscht. Dort, wo ihm die Blinde jene Frage gestellt. Dort, wo er Marie auf den jungen, liebenden Mund geküßt.

Und ein schweres, rätselhaftes Warum? das nach seiner Bestimmung fragte, diese verschlossene Truhe, deren Schlüssel er niemals in den Händen gehabt und deren Inhalt er niemals erkannt hatte, sprang mit jähem Schlage auf, und er fand sie leer.

Er konnte das Warum seines nächsten Tages, das Warum seines ganzen Weges, das Warum seiner Zukunft nicht fassen. Seine Kinderträume, die er der heiligen Jungfrau geopfert und die von den Wolken des Weihrauchs gefärbt waren, hatten sich längst verändert. Vater und Mutter wandelten bereits in dem himmlischen Reiche, und ihr Gut, auch ein Stück der Schicksalskette, war verkauft.

Er erhob sich vom langwierigen Gebet und entfernte sich aus dem festlichen Rundgang, in dem sie alle, wie in einer toten Historie, in einer goldenen Sage, die über [illegible] Herzen hing, dahinschritten.

Und bei allen Gebeten des Festes fragte er sich stets nur ein Wort: „Warum, ach warum? Warum nur?“

Vor seinem Blick lag jetzt unterhalb des Klostergartens die alte Stadt, gehüllt in den Rauch der Arbeit und [illegible] von nimmermüdem Leben. Rings um ihn breitete sich der Garten mit dem Hain aus, im Aufblühen.

Der Frühling brach herein, die Nachtigallen jubelten und [illegible], und die Stadt mit den hundert Türmen, mit den schiefen Dachgiebeln, mit den fürstlichen Palästen, mit den Kuppeln, die so grün waren, als wären sie mit alter Seide überzogen, die jahrhundertealte Stadt lächelte ihm mit ihrem [illegible] Zauber zu.

Er schritt über den Weg dahin. Er berührte die jungen Zweige der Büsche und atmete tief, als finde er eine Arznei. [illegible]

In diesem Augenblick trat die Gestalt eines [illegible]

[illegible]

den täglich auf der Erde knieend zu verbringen sind, um zur vollkommenen Läuterung der Seele zu gelangen. Er sprach mit der Stimme des Menschen, der zu Eis erstarrt und einer vornehmen Familie entstammt war.

„Ich bitte, sich zu unerlaubter Stunde nicht im Garten aufzuhalten." Und die gleichen Worte wiederholte er auch deutsch, ohne die Stimme zu heben oder zu wechseln.

Valentin ging wortlos in das Refektorium, das mit seinen Deckengemälden und goldenen Konsolen, die große Spiegel und eine goldene Uhr trugen, aus dem achtzehnten Jahrhundert stammte und in dem man sich zum Abendessen versammelte. Valentin beobachtete klarer und empfänglicher als je seine Umgebung und seine erregte Seele empfand ihr armseliges Dasein.

Es kam ein hageres, bewegliches und scheues Männlein mit wankendem Gang daher, das einmal die Musik geliebt, die es aber verlassen hatte, weil die große Öde des leblosen Friedens seine große Sehnsucht eingelullt. Es kam ein junger, schöner Mann herein, dessen Antlitz immer log und der mit seiner falschen Heiligkeit jedes Lächeln verscheuchte; es kam ein kahlköpfiger, aschgrauer Alter, der die Nachfolgerschaft des Priors anstrebte und auf dessen Tod seit vollen dreißig Jahren wartete, sich mit den verschiedensten Vollkommenheiten quälte und nur beim Erscheinen eines möglichen Gegners aufbegehrte. Ein kleiner, energischer Kaplan, der sich gegen alles Veraltete auflehnte, der wenig Geschmack und viel guten Willen besaß, der alles, was er gestern erfahren, schon morgen durchführen wollte, wie ein Kind, das mit einem eben aufgelesenen Streichhölzchen schon das Haus anzündet. Ein blasser, feister und leidenschaftlicher Priester, der gerne auf eine Pfarre gekommen wäre, um dort ein freieres Leben zu beginnen. Es kam ferner der Prior, ein fetter Greis mit giftigem Blick und rohem Benehmen, böse und neidisch, wie ein herzloser Mensch, der aus Armut emporgekommen, zufällig zur Macht gelangt war. Er befand sich in Begleitung jenes Männleins mit dem entsagungsvollen Gesicht. Neben Valentin nahm ein Genosse aus dem Kollegium Platz. Er war ganz entzückt, freute sich auf das Abendessen, auf das morgige Mittagsmahl, auf die Reise nach der Pfarre, auf den Winter, auf das lange Leben. Und Valentin aß nicht und las nur gierig in den Gesichtern seiner Brüder, wie in einem aufgeschlagenen Buche.

Die Unmöglichkeit, sich einem dieser Lebensläufe anzupassen, wuchs mit dem Bewußtsein seiner ganzen Not, die ihm beim Tode seiner Mutter aufgegangen war. Die Möglichkeit der großen Reinheit und Wahrheit des heiligen Lebens ließ sich in keiner dieser Lebensführungen hineindenken. Sie logen alle, Alle logen. Keiner von ihnen dachte an Gott. Fast alle waren aus Hunger hiehergekommen oder aus Sehnsucht nach Macht.

Er konnte unter ihnen nicht mehr atmen. Er entschuldigte sich, als der Prior sich erhoben hatte, mit Unwohlsein und entfernte sich. Er schritt durch den langen Gang, dessen Fenster in die vom Mond erleuchtete Nacht geöffnet waren. Er setzte sich an eines, herangelockt von dem tiefen, flüsternden Bild der süßen Dunkelheit. Er war müde und krank. Seine Stirn war heiß und in seinen Schläfen hämmerte es.

Das hohe Gebäude des Klosterflügels ragte über dem Garten empor, über der jungen, aufgelockerten Erde, dem veilchenübersäten Abhang, dem Brunnen mit der Quelle, die heimlich plätscherte, regelmäßig wie ein Pulsschlag, und dem Hain, der in junges Laub gehüllt war. In der würzigen und feuchten Aprilnacht duftete die Erde und der Birkenhain.

Und der Mond, der von blassen Nebeln umschleiert war, breitete zärtlich sein bläuliches Licht und seinen Frühlingsfrieden aus und stieg sicher und feierlich auf wie ein Königssohn auf den Stufen seines Palastes.

Valentin betrachtete den Mond, liebkoste seinen hellen Schein und atmete den Duft der jungen Erde ein. Es wurde ihm immer mehr bange. Eine Sehnsucht wie nach einer unbekannten Heimat überkam ihn. Er brach in ein kindliches, bitteres Schluchzen aus. Sein Kopf lag am Fensterrahmen. Tränen rannen über sein Antlitz. Er fühlte, daß er verloren war, daß der Sinn des Lebens weit abseits von dem Wege lag, den er gegangen, daß er langsam und für immer an ihm vorübergegangen war. Er sagte sich: „Jugend, Schönheit, Liebe! — Jugend, Schönheit, Liebe. . ." Er dachte nicht an den Gott seiner Mutter, er dachte an den Gott der Jugend, der Schönheit, der Liebe. „Welchen?" flüsterte er dem heranwehenden Dufte entgegen. Und dann fielen ihm die Rosen ein, jene herbstlich kahlen Rosen und die weißen Nebel und Wiesen und alles, was er verlassen hatte: der Ruf, der Friedhof, der Garten an der Pfarre, die alten Linden und die [illegible]

„Marie!" [illegible]

Und er dachte nicht an Maria, die Himmelskönigin, er dachte an Marie, die Königin der Welt. Er vernahm sein eigenes Schluchzen.

[illegible]

sehen. Man brachte sie an den Altar zum Empfang des [illegible]

[illegible]

Und der [illegible]

„Und alles ist dahin, alles dahin!" rief er.

Sein Genosse, der auch noch nicht lange die Priesterweihe empfangen hatte, ging an Valentin vorüber, fröhlich und zufrieden; er summte sich ein neues Liedchen.

Und Valentin flüsterte seine rätselhaften Geheimnisse der weißen Nacht zu und fragte sich, ob es keinen anderen und schlimmeren Tod gäbe, als die ewige Trennung Liebender, die nicht die Ewigkeit trennt, sondern eine Stunde, ein einziger Augenblick, der unüberbrückbarer ist als das Grab. Die Toten ruhen friedlich, aber die Geschiedenen schleppen ihre Särge mit sich, die aus Vorurteilen, Versprechungen, Hohn, Neid oder Leid bestehen.

Seine Sehnsucht erfüllte die Nacht, kehrte zu ihm zurück, umfing ihn und rief mit ihm nach der wesenlosen Liebesqual, rief nach ihr durch die Stille, die zum Jubel geboren war.

Aber dann veränderte sich der Hain, das Mondlicht und die Nacht und eine weiße Frau erschien vor ihm und stand da, süß und nah.

Drei Rosen hielt sie in den weißen, hingebungsvoll gefalteten Händen, ihr gesenkter Kopf war traurig, ihre großen, wunderbaren und liebenden Augen waren blau wie die Nacht.

Er konnte nicht begreifen, warum sie hieher kam, warum sie durch die Nacht schritt wie auf einer Brücke von dunklem Silber, warum sie zu dieser Stunde an das Fenster trat.

Und plötzlich vernahm er auch ihre Stimme, lieb und klangvoll wie ein Lied aus der Kindheit. Sie rief ihn mit Worten, die er nicht unterschied. Und er fühlte deutlich, daß es nur eine einzige Schönheit gibt, daß diese sich nicht umformen, umschaffen und vor allem nicht erniedrigen läßt, daß sie nur eines einzigen Weges geht, unersetzbar und unanfechtbar ist, und daß er diesen Weg unwiederbringlich verloren hatte.

Marie stand unbeweglich vor seinem Auge.

Er lächelte und breitete die Arme nach ihr aus. Er rief sie mit ihrem Namen. Er erinnerte sich an ihr weißes Batistkleid mit den blauen Bändern und an ihr blasses Antlitz mit den tiefen Augen. Es war ihm, als stünde sie neben ihm, als hörte er sie atmen.

Er rief sie: „Marie, Marie!"

Und ihr duftender Leib mit dem geneigten Kopfe, die liderbedeckten Augen, die in leidenschaftlicher Sehnsucht ausgestreckten Hände, alles rief: „Warum? Warum nur? Ach, warum nur, warum?"

Die Nacht, die wie die blinde Angela sich über Tausende Gräber neigte, sah nichts.

Valentin suchte die weißen Finger zu erreichen, suchte die gelben Rosen zu berühren, die feuchten, leise sprechenden Lippen zu küssen. Aber plötzlich erlosch das Lichtwunder, zerfloß in der Nacht, und die Blätter der Rosen verwehten in dem dunklen Schoße des Gartens. Valentin beugte sich vor, als wolle er sie in den offenen Händen auffangen. Und wie der Page, der den Namen seiner Herzogin ausgerufen hatte, stürzte er zur Erde.

V.

Am Morgen fand der Gärtner unter den hohen Fenstern des Ganges den jungen Priester mit gebrochenen Gliedern und ohne Besinnung. Man trug ihn in das Kloster und versuchte, ihn zum Bewußtsein zu bringen. Aber Pater Valentin hörte, ohne daß man ein Wort aus ihm herausgebracht hatte, zur Mittagsstunde zu atmen auf. Sein Tod blieb unaufgeklärt.

„Er trank!" sagten die alten Weiber, die in das Kloster, Wasser zu holen kamen, wie das Echo der Welt, die in allem ihre eigene Niedrigkeit sucht. „Das kommt vom Trinken!" Und manche seiner Brüder sprachen: „Warum?" Und andere: „Warum nur?" Und das alte Männchen mit der roten Nase und der erloschenen Stimme, das einstmals die Musik geliebt und in seiner Jugend wie Liszt gekleidet zu gehen pflegte, blieb vor der friedlichen Leiche stehen, schlug die dürren Hände zusammen und rief, als wollte er ihm verwerfen, daß er nicht ausgehalten hatte: „Ach, warum nur, warum?"

Niemand kannte und niemand erfüllte den Wunsch des Toten. Man beerdigte ihn nicht auf dem Friedhofe seiner Heimat. Die heilige, wundertätige Jungfrau empfing den jungen Mönch nicht zu Gaste, aber der Wind, der über das kühle, offene Land weht, begegnet dort gewiß den Seelen der bleichen Liebenden, die aus Sehnsucht und Tränen geboren, umflattert über dem Garten des Todes im Schatten der Kirche schweben, und überrascht sie, wenn sie ihre wesenlosen Lippen berühren. Allein er kann sie nicht erretten, wie den nichts, das nicht aus dem [illegible] die gebärende und vernichtende [illegible] unausgesprochen, unantastbar und unbekannt geblieben ist — und sein Flug geht weiter, um die [illegible]

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XXXIX. Band. Wien, den 14. Mai 1904. **Nummer 502.**

Geheime Liebe.

(Ein Brieffragment.)

. . . . . Ja, Sie, der Sie in der glücklichen Luft reichsdeutscher Verhältnisse leben, Sie können natürlich unsere österreichischen Zustände nicht begreifen. Immer wieder bitten Sie mich, Ihnen doch diesen oder jenen verwickelten Kasus aufzuklären. Nun, ich tue ja, was ich kann. Es ist nicht meine Schuld, daß Sie immer wieder vor neuen Rätseln stehen. Sie werfen mir vor, daß auch ich an dem altösterreichischen Erbübel leide, in der Politik zu impressionabel zu urteilen, bei einer halbwegs günstigen Wendung zu rosig, bei einer minder freundlichen zu schwarz zu sehen. Mag sein. Ich schilderte Ihnen letzthin die Kampfmüdigkeit unserer nationalen Parteien, ihre wachsende Friedenssehnsucht, die allmähliche Verringerung der trennenden Differenzen; auf der anderen Seite das drohende und dringende Problem des ungarischen Ausgleiches und die Abneigung der ungarischen Opposition, den Ausgleichsschluß auf Grund des § 14 zuzulassen. Es sei klar, schrieb ich, daß ein § 14-Ausgleich, von seiner Verfassungswidrigkeit abzusehen, nur mit schweren materiellen Opfern durchzubringen wäre. Und daraus schöpfte ich die Hoffnung, daß doch noch in letzter Stunde ein Waffenstillstand zwischen Deutschen und Tschechen zustande kommen und dem österreichischen Parlament neue Lebenskraft einflößen würde.

Sie nennen das optimistische Anfälle eines Pessimisten. Aus dem Ausbleiben der guten Folgen schließen Sie, daß auch die Voraussetzungen unmöglich so günstig liegen konnten, wie ich sie darstellte. Wenn die Parteien kampfmüde sind, was hindert sie auszuruhen? Wenn sie sich nach Frieden sehnen, was hindert sie die Sehnsucht zu befriedigen? Auch die Regierung müßte ja alles aufbieten, um das Friedenswerk zu fördern, schon darum, weil sie die große Verantwortung eines § 14-Ausgleiches nicht leichten Herzens auf sich nehmen könnte. Regierung und Parteien hätten das gleiche Interesse daran, eine solche Eventualität unbedingt zu meiden und daher das Parlament um jeden Preis wieder arbeitsfähig zu machen. Trotzdem geschieht nichts, weder von der einen noch von der andern Seite. Daraus folgern Sie mit einer nach Ihrer Meinung unanfechtbaren Logik, daß die österreichische Volksvertretung absolut unfähig sei, einen böhmischen Ausgleich, und ebenso unfähig, einen ungarischen Ausgleich fertig zu bringen. Die Regierung scheine darüber völlig im klaren zu sein. Da aber die ungarischen Parteien, und zwar nicht nur die Opposition, sondern auch die Regierungspartei, von einem § 14-Ausgleich schlechterdings nichts wissen wollen, so ist der ungarische Ausgleich überhaupt in Frage gestellt. Er ist weder parlamentarisch noch außerparlamentarisch zu machen. Eine ernste Reichskrise rückt heran, und die maßgebenden Kreise sehen ihr fatalistisch entgegen.

Dies, verehrter Freund, ist Ihr Urteil über die Sachlage in unserem Vaterlande. Es ist so richtig, wie das Urteil eines ausländischen Politikers über österreichische Politik nur irgend sein kann. Es ist streng logisch, indem es an bestimmte Prämissen die sich daraus ergebenden Schlüsse knüpft. Aber eben wegen seiner logischen Richtigkeit ist es in seiner Anwendung auf österreichische Verhältnisse falsch. Das ist nun einmal unsere Eigenart, daß hier immer das Gegenteil von dem zutrifft, was man nach allgemeinen Vernunftgesetzen als gewiß ansieht. Der ungarische Ausgleich kann in Oesterreich nicht parlamentarisch erledigt werden; gegen eine außerparlamentarische Erledigung (mit dem § 14) wehrt sich aber Ungarn. Folglich? Folglich, meinen Sie, ist der Ausgleich nicht zu machen. Ich sage Ihnen aber: folglich ist er so gut wie gemacht, er ist bereits vollkommen sichergestellt. Nicht wahr, da greifen Sie sich an den Kopf? Aber das ist ja unser Stolz, daß jeder sich an den Kopf greifen muß, dem wir einen Einblick in die Intimitäten unseres Staatslebens gestatten. Der ungarische Ausgleich muß erneuert werden — verstehen Sie? er muß! weil von seiner Fortdauer der äußere Zusammenhalt des alten Reiches abhängt, jenes historische Heiligtum, an das die Hof- und Militärkreise nicht rühren lassen. Deshalb ist also Ihre reichsdeutsche Logik falsch: sie setzt zuerst die Prämissen und dann den Schluß. In Oesterreich aber kommt zuerst der Schluß und dann die Prämissen.

Der ungarische Ausgleich steht von vornherein bombenfest. Alle Welt weiß, daß es ein für Oesterreich nachteiliger, ein schlechter Ausgleich ist. Sie vermuten wohl, heiterer Europäer, daß er darum verbessert werden müßte. Wieder trifft das gerade Gegenteil zu: er muß noch verschlechtert werden. Die Verschlechterung ist sogar eine wesentliche Vorbedingung für sein Zustandekommen. Das klingt sehr kompliziert, ist aber ungeheuer einfach. Für den schlechten Ausgleich ist in Oesterreich keine parlamentarische Majorität zu bekommen, und weil man weiß, daß keine zu bekommen ist, macht man gar keinen Versuch, die Arbeits- und Lebensfähigkeit des Reichsrats wiederherzustellen. Man denkt an gar keinen anderen Weg mehr als an den § 14. Gegen einen solchen Ausgleich sträubt sich aber Ungarns konstitutionelles Gewissen. Daher wird dieses Gewissen, das zwar streng ist, aber erfahrungsgemäß mit sich handeln läßt, und dessen starrer Formalismus bei hohen Preisen dahinschmilzt, durch ausgiebige wirtschaftliche Zugeständnisse beschwichtigt werden müssen. Der Ausgleich wird also ein, vom österreichischen Standpunkt gesehen, ganz miserabler sein müssen, damit ihm die Ungarn den Schönheitsfehler des § 14 verzeihen.

Und die österreichischen Parteien? Ach, sie speien wohl Gift und Galle ob dieser grausamen Fügung? Nein, verehrter Freund, sie wünschen es gar nicht anders, als daß alles so komme, wie es kommen wird und kommen muß. Denn sie alle haben sich ihren Wählern gegenüber in dem Kampfe gegen Ungarn so heiß geredet und so weit engagiert, daß sie nicht mehr zurück können, daß sie dem Ausgleich die parlamentarische Genehmigung versagen müßten. Durch dieses Nein würden sie aber den Hof gegen sich aufbringen, wie durch ein Ja ihre Wählerschaften. Sie hätten nur die Wahl, sich nach oben oder nach unten unmöglich, sich regierungsunfähig oder sich unpopulär zu machen. Da sie keines von beidem wollen, sind sie seelenfroh, wenn ihnen beides erspart bleibt. Sie beeilen sich darum durchaus nicht mit dem nationalen Friedensschluß, haben gar nichts dagegen, daß die Stockung der parlamentarischen Maschine noch eine gute Weile fortdauere, und räumen dem § 14 gerne das Feld. Und so ist dieser gesegnete Unglücksparagraph die geheime Liebe aller derjenigen, die ihn öffentlich verleugnen und verfluchen. Die österreichischen Parteien wettern gegen ihn, sie heißen ihn den verkappten Absolutismus, sie klagen die Regierung an, daß sie ihn verfassungswidrig mißbrauche, aber im stillen Kämmerlein loben und lieben sie ihn, weil er sie in der ungarischen Ausgleichssache von aller Arbeit, Sorge und Verantwortung befreit. Und die ungarischen Parteien donnern nicht minder gegen den § 14, der ihr konstitutionelles Empfinden so schwer verletzt, und schätzen ihn insgeheim nicht minder, weil er ihnen die brauchbarste Handhabe zur Ausbeutung der politischen Schwäche Oesterreichs bietet.

So stehen die Dinge. Unser Parlament hat weder den Mut, den schlechten Ausgleich zu verwerfen, noch den Mut, einen besseren zu erkämpfen; Oesterreich muß daher den allerschlechtesten in den Kauf nehmen und muß noch darauf brennen, ihn endlich zu erhalten, denn erst nachher wird es an die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten schreiten können. Ich fürchte, Verehrtester, Sie werden nach alledem unsere Zustände erst recht nicht verstehen . . . E. W.

Vom Kostgängerwesen.

In den letzten Jahrzehnten ist in den Großstädten und besonders in Berlin viel geschehen, um der weiblichen Jugend ein besseres Heim zu bieten, als sie es in einer Schlafstelle bei fremden Leuten finden kann. Zahlreiche Mädchenheime sind entstanden; und neben ihnen bieten die Arbeiterinnenheime auch jenen Mädchen manches, die wohl ein Unterkommen haben, denen aber dies Unterkommen nichts Häusliches gibt. Sonderbarerweise ist dies alles aber nur für die weibliche Jugend berechnet. Und doch ist die männliche Jugend viel mehr allerlei Gefahren ausgesetzt. Dazu handelt es sich um viel größere Massen. Die vielen jugendlichen Verbrecher, die zahlreichen in Zwangserziehung untergebrachten jungen Menschen im Alter bis zu 21 Jahren, deuten darauf hin, daß es vielleicht nicht weniger notwendig ist, für jene Gruppen ein richtiges Heim zu beschaffen, als für die weibliche Jugend. In Frankfurt am Main wird jetzt ein solcher Versuch gemacht.

Doch liegen sonst die Verhältnisse so.

Wer selbst in jungen Jahren draußen unter fremden Menschen gelebt hat, wird wissen, wieviel Unzuträglichkeiten, wieviel Mißstände an ein solches Leben geknüpft sind. Selbst jenem, der für sich allein in einem möblierten Zimmer wohnen kann, hängen sich allerlei Kleinigkeiten an. Binden sich an ein solches Leben schon viel Mißstände, so steigern sich die, sobald ein junger Mensch sich als Handwerker oder Fabriksarbeiter durchs Leben bringen muß. Er ist genötigt, oft mit mehreren Personen

zusammen in einem Raum zu wohnen, zu schlafen, zu essen, zu lernen und seine Erholung zu suchen. Und es wird nicht immer der Fall sein, daß alle Bewohner eines Raumes die gleichen Neigungen haben. Wehe, wenn einer lernen oder lesen will, und die anderen wollen gern bechern oder würfeln! Soviel Gutes ein kameradschaftliches Leben junger Männer hat und immer haben wird — ein stetes Leben in Gemeinschaft hindert viele individuelle, viele bessere Triebe, so recht ins Licht zu kommen und sich auszuwachsen.

Und viele dieser Dutzend-Schlafstellen sind so abscheulich, daß es unmöglich ist, dort Erholung zu finden! Da bleibt nun so einem Schlafburschen nichts anderes übrig, als sich in den Kneipen herumzudrücken. Wie diese Kneipen in den Arbeitervierteln meist aussehen, wissen wir alle. Das Schnapsbuffet ist das Eleganteste und Blinkendste. Und Karten, Trudelbecher und Billard sind auch stets zu haben.

Ist nun wirklich einmal das Schlafgemach erträglich, so ist der junge Arbeiter, der ja fast immer in der Fremde lebt, doch immer gezwungen, seine Mahlzeiten im Wirtshaus einzunehmen. Und das geht nie ohne Alkoholgenuß ab! Der junge Mensch wird von vornehercin an eine gewisse Quantität Alkohol gewöhnt, er muß sich daran gewöhnen, wenn auch sein Körper darunter leidet. Da und dort sind zwar Ansätze vorhanden, daß diese Erscheinung sich mildert. In den ja immer zahlreicher werdenden, selbst schon in größeren Mittelstädten auftauchenden vegetarischen Speisehäusern gibt es keinen Trinkzwang und auch fast nie alkoholhältige Getränke. In den Privat-Mittagstischen wird ebenfalls Essen gereicht, ohne daß man zum Trinken genötigt wird. Ebenso in den Volksspeisehallen und Volksküchen.

Ist nun auch diese Bewegung für ein billiges, alkoholfreies Essen im Flusse: die kurze Halbe- oder Viertelstunde, die der Arbeiter in den einfachen Räumen der Volksküche verbringt, ist nur ein Bruchteil seiner freien Zeit. Und eine geistige Anregung, einen Wegweiser für die Mußestunden gibt die Volksküche auch nicht.

All diesen Mängeln gegenüber wäre es möglich, auf den Gedanken zu kommen, daß es früher, in der strengen Zunftzeit, eben doch besser gewesen sei. Perthes, der Gründer der „Herbergen zur Heimat", der ja anfänglich nicht nur Herbergen für Wandergesellen, sondern auch für arbeitende Gesellen errichtet wissen wollte, schwärmte tatsächlich für die alte Zunft, in der die Gesellen im Hause des Meisters lebten. War das wirklich ein idealer Zustand? Was wurde aus den älteren Gesellen? Was für Mißverhältnisse entstanden daraus, daß die Gesellen nicht heiraten und nicht selbständig werden konnten! War das nicht viel schlechter, als das jetzige freie Verhältnis, wo der Geselle früh heiraten und zu einer sittlichen Sicherheit kommen kann?

Es ist ja auch keine neue Erscheinung, daß die Handwerksgesellen nicht mehr beim Meister in Kost und Wohnung leben. Perthes selbst berichtete schon 1855 aus Bonn, daß von 1465 dort arbeitenden Gesellen nur 387 noch nach dem alten Innungsbrauch lebten. Nun waren die anderen Gesellen, nicht einmal alle oder zur Mehrzahl aus der Stadt. Von den beinahe Einundeinhalbtausend waren nur 14 aus Bonn, aber 947 aus der Rheinprovinz und 57 aus dem übrigen Deutschland. Solche Verhältnisse herrschten nicht nur am Rhein, sondern auch im übrigen Reiche. So waren in Gotha unter 54 Tischlern 40 Fremde, unter 17 Sattlern 16, unter 15 Töpfern 13 Fremde. Perthes bedauerte, daß denen nun die Aufsicht der Verwandten und Nachbarn fehlte. Unterwegs seien die jungen Leute frei, und zu ihrem eigenem Schaden frei.

Er hatte eben von den Sitten und Gebräuchen der Handarbeiter und Handwerker keine klare Vorstellung. Er wußte nicht, daß in jenen Kreisen die väterliche und mütterliche Autorität fast stets im gleichen Augenblick aufhört, wo der junge Mensch sich selbst ernähren kann. Damit hört eben auch die Aufsicht auf.

Auch läßt es sich ja heute nicht mehr durchführen, die jungen Leute bis zu einem bestimmten Alter im Kreise der Familie zu halten. Und auch bei den Meistern lassen sich nicht mehr alle jungen Handwerker und Arbeiter unterbringen. Was sollte das wohl werden bei der Größe mancher Betriebe! Die großen Fabriksanlagen kämen ja zu sonderbaren Rechten und Pflichten.

Dabei ist die Idee, den nicht einheimischen und familienlosen Arbeitern ein erträgliches Heim zu schaffen, in kleinen Verhältnissen schon verwirklicht. Die Bestrebungen, der weiblichen Jugend ein gefahrloses Unterkommen in den Mädchenheimen zu bieten, sind ja bekannt. In Berlin allein bestehen an zehn solcher Anstalten. Das größte Institut ist das Marienheim in der Borsigstraße 5. Es besitzt alle guten Einrichtungen in sanitärer wie praktischer Beziehung, hat eine Haushaltungs- und eine Kochschule und verabreicht Essen an Passantinnen per Portion 30 Pfennig. Die Wohnung kostet monatlich inklusive Heizung und Beleuchtung sechs bis zehn Mark. Für Speisen wird verlangt: Frühstück 10 Pfennig, Mittagessen am ersten Tisch 50 Pfennig, am zweiten Tisch 30 Pfennig, Nachmittagskaffee 10 Pfennig, Abendbrod 20 Pfennig. Pension für einen Monat: Wohnung und Kost (Mittagstisch 50 Pf.) 40 Mark oder (Mittagstisch 30 Pf.) 30 Mark. Das Institut hat, wie andere Mädchenheime, einen Arbeitsnachweis. Die Mädchen zahlen meiste, die [illegible] Mark.

Ein Fehler haftet diesen Anstalten an: sie können sich nicht allein erhalten, sie bedürfen um die [illegible] Diese Zuschüsse werden durch Beiträge der Mitglieder, durch alljährlich stattfindende [illegible]

und durch die Ueberschüsse der mit den Mädchenheimen verbundenen Hospize herbeigeschafft.

Eine ähnliche Einrichtung ist die Stuttgarter Lehrlingsherberge. Sie verfügt über nahezu 100 Betten, die wöchentlich 70 Pfennig bis 1·05 Mark kosten, und ist mit einer Speiseanstalt verbunden. Was die katholischen Gesellenvereine geschaffen haben, ist nach mancher Richtung vorbildlich. Ihr Gründer Kolping wollte erst den Gesellen nur Gelegenheit bieten, ihre Freistunden in sauberen Räumen zu verbringen. Aber bald kam er darauf, die Gesellen ganz und gar in Hut zu geben — nur die Arbeitszeit durfte das Mitglied des Gesellenvereines außerhalb des Gesellenheims verbringen. In allen größeren Städten, in denen eine katholische Bevölkerung lebt, haben wir heute Gesellenheime.

Von anderer Seite kann dieser Bewegung nichts Gleichwertiges entgegengestellt werden. Die evangelischen Jünglingsvereine beschränken sich meist darauf, ihren Mitgliedern Unterhaltungs- und Erbauungsabende zu bieten, hie und da auch Fortbildungskurse.

Allerdings hat sich daneben das Herbergswesen ausgebildet. Und in ihm hat sich auch das Kostgängerwesen entwickelt. Doch beherbergten im Jahre 1900 von 450 Herbergen nur 312 solche Kostgänger. Etwa 20% aller Schlafnächte wurden von Kostgängern beansprucht. In bestimmte Formen wurde das Kost- und Logierhauswesen von Herbergsvater Schaub in Mülheim am Rhein gebracht. Er hatte besonders von den Durchbrennern viel zu leiden und suchte, um sich vor den immer größer werdenden Verlusten zu schützen, Verbindung mit andern, auch privaten Kost- und Logierhäusern. Da wurde ihm angegeben, daß im Jahre 1896/97 von Durchbrennern folgende Verluste den Kostwirten zugefügt worden seien: Mülheim am Rhein 35.000, Köln 150.000, drei Kölner Vororte 12.000, Nippes 9000, Ehrenfeld 18.600, Essen a. d. Ruhr 80.000 Mark.

Mögen diese Ziffern auch etwas willkürlich gewählt sein, sie decken doch eine Notlage der Kostwirte auf. Schaub brachte es fertig, die Fabrikanten zur Unterzeichnung eines Scheines zu zwingen, in dem sich die Fabrikanten zur Sicherstellung des Kostgeldes verpflichteten. Auch die Arbeiter unterzeichneten diesen Schein. Anfangs lehnten die großen Betriebe ein solches Vorgehen ab. Da wußte es Schaub durchzusetzen, daß allen Kostgängern von ihren Wirten sofort gekündigt wurde. Damit waren die Kostgänger genötigt, die Stadt zu verlassen — und die Betriebe konnten ihre Arbeit nicht fortsetzen. Erst als sie nun die Forderung der Kostwirte unterschrieben, traten die Arbeiter, die ihr altes Logis erhielten, wieder an.

Ein Musterformular einer solchen Abmachung zwischen Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Kostwirt wurde von der Herberge „Zur Heimat" in Annaberg in Sachsen aufgestellt, um sie vor pekuniärem Schaden zu hüten:

Bescheinigung:

Der unterzeichnete Arbeitgeber bescheinigt, daß . . . . . aus . . . . , heute bei ihm in Arbeit getreten ist und verpflichtet sich, für richtige Bezahlung der Verpflegung des Genannten in der hiesigen Herberge „Zur Heimat" mit 90 Pfennigen pro Tag Bürgschaft zu leisten, sowie dem Herbergsvater sofort zu melden, wenn das Arbeitsverhältnis gelöst worden ist. Gleichzeitig gibt der mitunterzeichnete Arbeitnehmer seine Einwilligung dazu, daß der Arbeitgeber den Betrag für Kost und Logis in der vorbezeichneten Höhe am Lohntag in Abzug bringt.

Annaberg den . . . . .

Der Arbeitnehmer: Voller Name, Der Arbeitgeber:
. . . . Gewerbe, Wohnung. . . . .

Für diese Kostgänger der Herbergen „Zur Heimat" wurde auch eine eigene Hausordnung aufgestellt. In ihr wird verlangt, daß der Kostgänger sich sittlich betrage, daß er an den Hausandachten teilnehme, daß er die Herberge sofort verlassen muß, wenn er die Hausordnung nicht beachtet, auch bekommt der Kostgänger einen Hausschlüssel nur in besonderen Fällen und darf sein Bett nur in der Nacht benützen. Kost- und Logisgeld ist wöchentlich zu zahlen und sind angerichtete Beschädigungen zu vergüten.

Daß in einem großen Betrieb eine gewisse Ordnung herrschen muß, ist selbstverständlich. Doch dürfte die Forderung, an den Hausandachten teilzunehmen schuld sein, daß nur wenige Herbergen mehr Kostgänger, als etwa vier bis zehn haben. Was aber will das in Städten bedeuten, in denen Hunderte von jungen Arbeitern bei fremden Leuten wohnen?

Eine andere Art des Kostgängerwesens sind die Schlafhäuser, wie sie von großen industriellen Unternehmungen unterhalten werden, um genügend Arbeitskräfte im Orte zu haben und möglichst eine strenge Kontrolle über die Arbeiterschaft führen zu können. Ein solches Schlafhaus fand ich z. B. in Oberschlesien in Lipine. Die schlesische Zinkhütten-Aktiengesellschaft bietet dort den unverheirateten oder ohne Familie gekommenen Arbeitern ein Nachtlager um 1·50 Mark monatlich. In der Hausordnung finden sich folgende Bestimmungen:

Jeder Bewohner des Schlafhauses ist verpflichtet, regelmäßig und rechtzeitig die Schuldigkeit zu bezahlen und den Anweisungen des Hausmeisters unbedingt Folge zu leisten. Beschwerden über den Hausmeister, über das Essen u. s. w. sind sämtlich an den Hütteninspektor zu richten. Im allgemeinen werden Zuwiderhandlungen gegen die Hausordnung mit 50 Pfennig bis 3 Mark und darüber bestraft.

Ob die Hüttenverwaltung zur Ausübung einer solchen einseitigen Hausordnung berechtigt ist, weiß ich nicht. Ich fand aber meine Behauptung, daß sich solche industrielle Unternehmungen Arbeitskräfte sichern wollen, in der Hausordnung bestätigt. Sie verlangt, daß jede Schicht regelmäßig befahren wird. Das aber ist in den Zinkhütten, wo die Arbeiter plötzlich von der sogenannten Hüttenkrankheit, einem oft mehrere Tage dauernden Zusammenbruch aller Energie und einem Ausbruch von Ekel vor der Hütte befallen werden, ein schwer zu billigendes Verlangen.

Auch fand ich die Räume des Schlafhauses nicht in dem vorbildlichen Zustand, wie man ihn wohl von einem solchen Riesenunternehmen erwarten kann. Die mit Holz belegten Treppen hatten eine unsaubere schwarz-graue Farbe. Die Schlafstuben machten keinen besseren Eindruck. Die Einrichtung war die denkbar dürftigste, kaum die einer Kaserne zu nennen. In manchen Stuben waren die Betten übereinander gestellt. Die Arbeiter sollen ihre Zimmer selbst reinigen, kommen aber so geschmort und ermattet von den Röstwerken, Schlackenbergen und Gießereien, daß sie schon in der Kleidung auf ihr Lager sinken. Und da immerwährend Arbeiter im Zimmer anwesend sind — die einen sind auf der Schicht, indessen sich die anderen ausruhen — so wird auch wenig gelüftet.

Der Speiseraum, der eigentlich einen angenehmen Aufenthalt für die Freistunden hätte bieten sollen, bot nichts als kahle Wände, ein paar roh gestrichene Tische und Bänke. Hier erhielten die Kostgänger, die etwa 2·50 bis 3 Mark für den Tag verdienen, ein Mittagessen für 45 Pfennige. Es besteht aus zwei Näpfen voll Kartoffeln, Suppe und Fleisch oder Gemüse und Fleisch und ist reichlich abgemessen. Das Essen hat der Hausmeister in Regie. Das Schlafgeld erhält er als Entlohnung neben freier Wohnung. Auf diese Weise hat er ein Interesse daran, daß das Haus stets besetzt ist und die Hütte genügend Arbeiter hat.

Soviel verschiedene Arten von Kosthäusern es nun auch gibt — keines entspricht den Bedürfnissen unserer Zeit. Und das wäre doch ein Unternehmen von unschätzbarem Werte, von enormen Aussichten. Was für prächtige Vorbilder ließen sich da erschaffen! Kostheime mit Gesellschaftszimmern, Bibliotheken und Unterrichtsräumen u. s. w. Eine bescheidene Rentabilität ließe sich dort wohl auch erzielen, wenn nicht allzuviel Kraft und Zeit mit nebensächlichen Dingen verschwendet wird.

Und in diesen Kostheimen würde vielleicht das ganz von selbst gegeben werden, was in England seit kurzer Zeit aufblüt: ein Anschluß der Jugend der besseren Kreise an die Arbeiterschaft.

Berlin. **Hans Ostwald.**

Stanley.

Die Erforschung und Erschließung unbekannter Erdräume ist nicht zu allen Zeiten mit gleichem Eifer betrieben worden. Perioden regster Tätigkeit seitens der europäischen Kulturstaaten auf geographischem Gebiete wechseln ab mit Zeiten, in welchen das Interesse an überseeischen, weit entlegenen Regionen ein sehr geringes war, so daß sogar manches früher schon Erreichte teilweise in Vergessenheit geriet. Dem Erforschungsprozeß unserer Erde haftet etwas Sprunghaftes an, und anderseits zeigt sich, daß die Wissenschaft, und speziell die Geographie, auch der Mode unterworfen ist, daß zeitweise gewisse Teile der Erde in den Vordergrund des Interesses traten, während andere vernachlässigt wurden. Im Anfang des XIX. Jahrhunderts begeisterte sich alles für Südamerika — eine Folge der großartigen Forschungsergebnisse Alexander v. Humboldts. Dann folgte eine Schwärmerei für den Nordpol, welche zu Ende der Sechzigerjahre abgelöst wurde von dem Bestreben, Licht in den dunklen Weltteil Afrika zu bringen. Diese Periode der „freiwilligen Afrikareisenden" dauerte bis zu der politischen Aufteilung des Kontinents unter europäische Kolonialmächte im Anfang der Achtzigerjahre, zu welcher Zeit dann die intensivere offizielle geographische Forschung einsetzte, welcher wir in bewundernswert kurzer Zeit ein im großen und ganzen vortreffliches Kartenbild von diesem früher so schwer zugänglichen Erdteile verdanken. Die großen, von einzelnen für ihre Sache begeisterten Forschern durchgeführten Reisen, die naturgemäß etwas auf äußeren Effekt berechnet waren, hatten an Wert eingebüßt, und die strengere wissenschaftliche, auf kleinere Gebiete beschränkte Forschung trat an deren Stelle.

Der Natur des afrikanischen Kontinents entsprechend, dessen größter Teil Plateaulandschaften bilden, stehen vor allem die großen Stromsysteme im Mittelpunkt der Erforschung und Erschließung des Landes, und hier sind es die Namen einzelner Forschungsreisender, welche aufs innigste mit der Entdeckung beziehungsweise genaueren Kenntnis von diesen gewaltigen Flüssen verknüpft sind. Das Problem der Nilquellen ist mit dem Namen Speke verbunden, und für die Nigerlandschaften hat Heinrich Barth das Hervorragendste geleistet. Für das Zambesigebiet ist der Name Livingstone unvergeßlich und die Entdeckung des Kongolaufes ist die großartige Tat Henry Stanleys, der am 10. Mai 1904 nach längerem Leiden infolge einer Brustfellentzündung verschieden ist. Er war eine Kraft- und Kampfnatur, mit echt amerikanischem goahead-spirit und der dazugehörigen Rücksichtslosigkeit, und es ist daher auch kein Wunder, wenn zahlreiche Gegner auftraten, die an dem „Bismarck der Afrikaforschung", wie ihn A. Petermann einmal bezeichnet hat, scharfe Kritik übten.

Es ist ein im höchsten Grade bewegtes Leben, welches Stanley hinter sich hatte, ehe er sich auf dem behaglichen und angesehenen Sitz eines M. P. (Mitglied des Parlaments) die wohlverdiente Ruhe gönnen konnte. Am 28. Jänner 1841 wurde dem Farmer John Rowland bei Denbigh in Wales der Sohn Henry geboren, der mit drei Jahren im Armenhaus von St. Asaph Aufnahme und gute Erziehung fand. Im Alter von 13 Jahren ging er als Schiffsjunge nach Amerika, blieb in New-Orleans, wo er bei dem Kaufmanne Stanley Beschäftigung fand, der ihn später adoptierte. Nach dem Tode seines Wohltäters, dessen Namen er fortan führte, trat Stanley 1861 beim Ausbruch des Krieges in die Armee der Konföderierten ein, wurde gefangen genommen und der Marine der Vereinigten Staaten zugeteilt, in welcher er es bis zum Offizier auf dem Schiffe „Ticonderoga" brachte. Nach dem Frieden trat er in den Zeitungsdienst über, bereiste 1865 als Berichterstatter die europäische Türkei und Kleinasien, und wurde dann Korrespondent des „New-York Herald" in dem Feldzug der Engländer gegen Kaiser Theodor von Abessynien (1868); bekanntlich hatte auch der deutsche Afrikareisende Gerhard Rohlfs der englischen Armee sich angeschlossen. Dann wurde Stanley 1869 zum Carlistenaufstand in Spanien geschickt, bald aber vom Eigentümer des „New-York Herald", Gordon Bennett jun., nach Paris berufen, wo ein Abkommen getroffen wurde, nach welchem er versuchen sollte, den verschollenen Missionär und Reisenden David Livingstone aufzufinden. Nachdem er noch der Einweihung des Suez-Kanals beigewohnt und einen Abstecher nach Persien und Indien gemacht hatte, begab er sich nach Zanzibar, um die Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen zu treffen. Im Jänner 1871 trat Stanley in Begleitung von drei Europäern und einer gewaltigen Eskorte von eingeborenen Trägern und Soldaten die Reise westwärts in das Innere des Kontinents an, und erreichte nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten auf neuen Wegen die am Ostufer des Tanganjika-Sees gelegene große Araberniederlassung Ujije, wo er tatsächlich mit Livingstone zusammentraf (10. November 1871). Beide Forscher unternahmen dann eine Tour um das nördliche Ende des Tanganjika-Sees, wodurch dessen Unabhängigkeit vom Nilsystem definitiv nachgewiesen wurde. Im Februar 1872 trennten sie sich wieder; Livingstone erwartete in Unjanjembe neue Mittel zur Fortsetzung seiner Studien. Stanley traf im Mai 1872 wieder in Zanzibar ein und kehrte nach England zurück, wo er sein damals berechtigtes Aufsehen erregendes Buch: „How I found Livingstone" veröffentlichte, in welchem auch zahlreiche Forschungsergebnisse Livingstones enthalten sind.

In den Jahren 1873—74 begleitete Stanley die englischen Truppen in dem Kriege gegen den Aschantikönig Koffi Kalkalli und beschrieb diesen Feldzug in dem Buche: „Coomassie and Magdala" (London 1874.)

Nach seiner Rückkehr nach England traf die Kunde von dem Ableben Livingstones ein (er starb an Dysenterie am 1. Mai 1873 in Ilala am Süduser des Bangweolo-Sees), und Stanley faßte den Entschluß, das Werk Livingstones fortzusetzen, und tatsächlich gelang es ihm, die Inhaber zweier großen Zeitungen, des „New-York Herald" und des Londoner „Daily Telegraph" zu bewegen, gemeinsam die Mittel zu einer neuen großen Expedition aufzubringen. Im November 1874 verließ Stanley mit einigen Engländern und einer gewaltigen Trägerkolonne die ostafrikanische Küstenstadt Bagamojo und erreichte im Februar 1875 das Süduser des Viktoria Nyanza-Sees, welchen er dann vollständig umfuhr; im Jänner 1876 finden wir ihn bei dem einflußreichen König Mtesa des Ugandareiches im Norden des Sees, der ihm sogar Truppen zur Verfügung stellte, um westwärts durch Unjoro die anderen Quellseen des Nil zu erreichen. Stanley entdeckte einen neuen See, Muta Nsige, mußte aber nach Uganda zurückkehren, da seine Begleiter nicht weiter wollten. Stanley erforschte dann die nordwestlichen und westlichen Landschaften des Viktoria Nyanza, entdeckte den wasserreichen Kagerastrom, der als Hauptquellfluß des Nil aufgefaßt wird, und wandte sich dann wieder dem Tanganjika-See zu, den er im Juni und Juli 1876 vollständig umfuhr und auch die Frage des Abflusses desselben nach Westen hin, des Lukuga, studierte. Stanleys Augenmerk war nun vor allem darauf gerichtet, wo die großen, westwärts fließenden Gewässer zusammenlaufen; der deutsche Geograph E. Behm hatte schon theoretisch nachzuweisen versucht, daß es sich hierbei nur um den Oberlauf des Kongo handeln könne, von dem zu jener Zeit nur das Mündungsgebiet bis Boma bekannt war. Stanley wandte sich also vom Tanganjika aus westwärts und erreichte auch glücklich, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, die Araberniederlassungen bei Nyangwe, an dem Lualaba genannten Flusse, wo sich früher bereits Cameron und Livingstone kurze Zeit aufgehalten hatten, aber zur Umkehr gezwungen worden waren. War nun dieser Lualaba der Oberlauf des Kongo oder nicht? Diese wichtige Frage zu entscheiden entschloß sich Stanley, und die arabischen Elfenbein- und Sklavenhändler sollten ihm dabei helfen.

Hier beginnt nun auch im Leben Stanleys das Auftreten des vielgenannten Araberhäuptlings Tippo Tip, eines Mischlings von Maskatarabor und Suahelineger, dessen eigentlicher Name lautet: Hamed ben Mohammed ben Jumar. Dieser, sowie auch andere arabische Händler sind für die Erforschung des zentralen Afrika von nicht zu unterschätzender Bedeutung, und es gibt wohl keinen europäischen Forscher aus jener Periode in Zentralafrika, der nicht die Hilfe dieser Leute in Anspruch genommen und auch häufig, wenn auch nur gegen gute Bezahlung, erhalten

hätte. Stanley konnte es also wagen, mit seiner wieder ergänzten Mannschaft und den Leuten von Tippo Tip den großen Zug ins Unbekannte zu unternehmen, und mit welchem großartigen Erfolg, aber auch mit was für unsagbaren Beschwerden, Leiden und Gefahren ist nun weltbekannt geworden. Am 5. November 1876 wurde Nyangwe verlassen, Anfang August 1877 kam Stanley mit seiner stark zusammengeschmolzenen Schar in Boma am unteren Kongo an: der bisher unbekannte Riesenlauf des Kongo konnte in die Karte eingetragen werden! Der von Stanley vorgeschlagene Name Livingstone für diesen Fluß ist allerdings nicht akzeptiert worden. Es war die erste in einem Zug vollzogene Durchquerung Afrikas vollbracht und ein bisher unbekanntes enormes Flußnetz in großen Zügen festgelegt worden. Mit Recht wird hervorgehoben, daß man diesen kühnen Zug Stanleys etwa nur vergleichen kann mit der Entdeckung und ersten vollständigen Befahrung des Amazonenstromes durch Orelli im Jahre 1540. Schon 1878 erschien das zweifellos spannend geschriebene Werk: „Trough the dark Continent".

Die großartigen Entdeckungen Stanleys, sowie die Forschungen anderer Reisender in jenen Zeiten, hatten nun in Europa nicht nur in geographischen Kreisen das größte Interesse erregt, sondern man begann die Sache auch vom wirtschaftlichen, politischen und teilweise auch humanitären Standpunkte aus zu betrachten. Am lebhaftesten interessierte sich der König der Belgier, Leopold II., für Stanleys Entdeckungen und Schilderungen, und schon 1878 wurde in Brüssel das „Comité d'Etudes du Haut Congo" gegründet, welches sich zur Aufgabe stellte, die Möglichkeit des Handelsverkehres in Zentralafrika nachzuweisen und dauernde Niederlassungen längs des Kongolaufes zu gründen. Mit der Leitung dieser Arbeiten wurde Stanley betraut, der sich schon 1879 wieder an den Kongo begab, nachdem er von Zanzibar ihm ergebene Suahelileute mitgenommen hatte. Er beschäftigte sich nun eingehender mit den Verhältnissen am unteren und mittleren Kongo, entdeckte neue Zuflüsse und den mit dem Kongo in Verbindung stehenden König Leopold II.-See, legte Stationen an, ordnete den Verkehr mit Dampfern von Stanley-Pool bis zu den Stanley-Fällen, regelte die Verhältnisse mit den Häuptlingen der Eingeborenen, kaufte Ländereien an, beförderte die Gründung von Missionsstationen, so daß bis zu seiner Rückkehr nach Europa 1884 das Kongotal schon ein ganz anderes Bild bot, nachdem das oben erwähnte Komitee den Namen „Association Internationale du Congo" angenommen hatte. Freilich ging nicht alles so glatt, wie es den Anschein hatte. Europäer aller Nationen traten in diesen Kongo-Dienst, und da mag Stanley wohl manchmal einen schweren Stand gehabt haben und genötigt gewesen sein, etwas rücksichtslos aufzutreten. Jedenfalls rühren schon aus jener Zeit die vielen Anfeindungen her, denen er, teils mit Recht, teils mit Unrecht, ausgesetzt war. Die Einflußnahme des Königs von Belgien auf das Kongo-Becken trat immer schärfer hervor; 1884 fand die große Kongo-Konferenz in Berlin statt, wobei Stanley als technischer Kommissär des nordamerikanischen Bevollmächtigten teil nahm, es fand die Gründung des unabhängigen Kongostaates statt, und als dessen Souverän wurde der König der Belgier anerkannt. Stanley schildert all diese Ereignisse in dem Werk: „The Congo and the Foundation of the Congo Freestaate". Schon damals begannen auch die Vorarbeiten und finanziellen Vorbereitungen für die anfangs so viel verhöhnte Kongo-Eisenbahn, welche die Jellala-Fälle umgeht und den politischen und wirtschaftlichen Schwerpunkt nach Stanley-Pool verlegte. Mit enormen Mühen und Kosten wurde diese Bahn, welche geradezu eine Lebensfrage für den Kongostaat bildet, auch hergestellt und ist seit Jahren in befriedigendem Betrieb.

Nur wenige Jahre hatte Stanley in Europa Ruhe. Im ägyptischen Sudan war der Mahdi-Aufstand ausgebrochen und der Gouverneur der südlichen Landschaften, Emin Pascha (Dr. Schnitzler), war von der Außenwelt abgeschnitten und von den Mahdisten bedroht.

Die ägyptische Regierung und englische Kapitalisten rüsteten eine Expedition aus zum Entsatz von Emin Pascha, die aber natürlich gleichzeitig politische und finanzielle Zwecke verfolgte, und Stanley wurde mit der Führung betraut. Er entschloß sich, diese Expedition nicht von der Ostküste aus durchzuführen, sondern vom Kongo aus. Es sollte versucht werden, mit Hilfe der großen rechten Nebenflüsse, besonders des Aruwimi, die Wasserscheide zwischen Nil und Kongo zu überschreiten, um von da aus in die oberen Nilregionen, wo die ägyptische Herrschaft nominell noch bestand, zu gelangen. Auch die Schicksale dieser viel besprochenen Expedition sind bekannt. Stanley nahm wieder Träger von der Zanzibarküste (Jänner 1887), führte dieselben um das Kap zum Kongo und begann im März 1887 mit neun Europäern, mehr als 600 Zanzibariten nebst einigen Sudanesen und Somalinegern, ferner von Tippo Tip — der einige Zeit als Gouverneur des oberen Kongogebietes funktionierte — geschickten Leuten den Vormarsch. Nach Überwindung großer Schwierigkeiten gelangte Stanley am 28. Mai mit vier Dampfern und zahlreichen großen Booten an die Mündung des Aruwimi, fuhr denselben aufwärts bis zu den ersten Katarakten und ließ dort Major Barttelot mit 200 [illegible] Urwaldregionen des oberen Aruwimi und des Ituri, um ein [illegible] zu erreichen. Stanley [illegible] Tage [illegible] den Albert Nyanza, wo er eine Nachricht von Emin Pascha vorfand. Er kehrt zum [illegible] zurück, [illegible] die zurückgelassenen Engländer [illegible] Albert Nyanza zurück und traf hier tatsächlich mit Emin Pascha und [illegible]

nach Europa zurückzukehren. Stanley wollte nun Major Barttelot abholen, erfuhr aber, daß derselbe mit zahlreichen seiner Leute ermordet worden sei. Den Rest von 70 Leuten nahm er mit sich und reiste wiederum zum Albert Nyanza. Hier fand sich Emin Pascha nach längeren Verhandlungen doch bereit, mit Stanley nach Europa zurückzukehren, nachdem im Sudan die ägyptischen Soldaten sich gegen Emin empört hatten. Stanley und Emin Pascha verließen nun mit einem Gefolge von 1500 Menschen die ägyptische Aequatorialprovinz. Anfangs Mai 1889 erreichten sie nach großen Beschwerden den Viktoria Nyanza, von wo sie durch Deutsch-Ostafrika nach der Küste des Indischen Ozeans wanderten; dieselbe wurde in Bagamojo am 8. Mai 1889 erreicht, nachdem auf dem Marsche die Hälfte der Begleitung umgekommen war. Es folgen dann die bekannten Ereignisse mit Emin Pascha in Zanzibar; derselbe mußte Gründe gehabt haben, nicht nach Europa zurückzukehren und ist dann bekanntlich später auf seinem Versuche, durch den Kongostaat nach Westafrika zu gelangen, von Arabern ermordet worden.

Stanley selbst kehrte nun definitiv nach England zurück, vermählte sich 1891 mit Miß Tennant, unternahm eine Hochzeitsreise nach Australien und später eine Vortragstournee durch Nordamerika und war seit 1895 bis 1901 Mitglied des Parlaments.

Wie schon erwähnt, war Stanley bereits früher bei seiner Tätigkeit am Kongo, im Auftrage des Königs der Belgier, vielfach in Konflikt mit europäischen Beamten gekommen, und es ist schwer, sich über diese Verhältnisse ein richtiges Urteil zu bilden. Sicher ist, daß unter dem bunt zusammengewürfelten Beamtenkörper Elemente von zweifelhafter Beschaffenheit waren, und daß bei den damals noch sehr unfertigen Zuständen eine strenge Disziplin dringend nötig erschien. Ist hier Stanley zu scharf vorgegangen, war er zu parteiisch oder was immer — Tatsache ist, daß er schon damals viel angefeindet wurde. Aber auch die sogenannte Emin-Befreiungsexpedition hat Veranlassung zu heftigen literarischen Auseinandersetzungen gegeben. Emin Pascha selbst, Casati, Jameson u. a. greifen Stanley wegen seines Verhaltens während der Expedition an, und er selbst ist genötigt, sich energisch zu wehren. Ueber Emin Pascha selbst ist ja eine ganze Literatur entstanden, in welcher er teils wegen seines Vorlebens aufs schärfste verurteilt, von anderer Seite wieder in den Himmel gehoben wird. Beim großen Publikum hat die anfänglich hochgefeierte letzte, übrigens auch in geographischer und naturwissenschaftlicher Beziehung ergebnisvolle Reise*) Stanleys etwas an Sympathie verloren, als sich herausstellte, daß doch der Versuch gemacht worden war, diese ägyptischen Aequatorialprovinzen unter den Einfluß der Britischen Ostafrikanischen Gesellschaft zu bringen und Emin Pascha in englische Dienste, eventuell auch in diejenigen des Kongostaates zu ziehen.

Nun, mag dem sein wie immer, Henry Stanley ist und bleibt einer der ersten Entdeckungs- und Forschungsreisenden und in der Entdeckungsgeschichte Afrikas wird sein Name immer mit an erster Stelle genannt werden müssen. Mag man bemängeln, daß seine Schriften zu wenig wissenschaftlich gehalten sind, daß ein gewisses Sensationsbedürfnis zu stark zum Ausdruck kommt, und was immer man ihm noch vorwerfen mag — das Kartenbild Afrikas hat durch Stanleys Großtaten eine wesentliche Umgestaltung und Bereicherung erfahren!

Prag. **Prof. Dr. Oskar Lenz.**

Gottfried Kellers Wohlwollen.

In seinem Buche „Gottfried Kellers Leben, seine Briefe und Tagebücher" (Berlin, Wilhelm Hertz) spricht Jakob Baechtold, der einzige, dem fast das ganze kostbare Material der Keller'schen Paralipomena zur Verfügung stand, der einzige, der somit Auftrag und Möglichkeit einer künstlerischen Bewältigung der dichterischen Gestalt des großen Schweizer Meisters gehabt, der ihm im Leben viele Jahre lang sich gegenüber fand, der mit ihm manch eins gezecht und manches heiter-schnurrige, manches tief besonnene Wort unmittelbar hätte auffangen müssen, in diesem Buche, das für die heutige nachlebende Generation schließlich das einzige ist, woraus sie über Kellers lebendiges Wesen etwas erkunden mag, in dieser trotz alledem dennoch unzulänglichen Kompilation spricht also Jakob Baechtold folgendes als Schlußurteil über den Menschen Gottfried Keller aus:

„Wenn man erwägt, daß es ihm eigentlich die letzten dreißig Jahre seines Lebens auf dieser Welt so schlecht nicht ging, daß es ihm weder an Ruhm noch Verehrung fehlte, daß Gottfried Keller aber immer mehr zu Unmut, Argwohn, Reizbarkeit neigte, wird man schon sagen dürfen: der sprichwörtlich gewordene Optimist konnte im Leben [illegible] in seiner Dichtung übrigens ebenso starker Pessimist sein. Damit wäre ein anderes, tiefer liegendes zu berühren. Man könnte es mit einem volltönenden Worte beinahe die Tragik seines Lebens nennen. Ein österreichischer Literarhistoriker urteilte über Grillparzer nach dessen bitteren [illegible] Selbstbekenntnissen, es habe ihm das tiefe Wohlwollen für seine Nebenmenschen, aber auch für sich selber gefehlt. Keller war betroffen, als er die Stelle las. Er nannte den Spruch hart und [illegible], ein gescheites Urteil. Dasselbe besteht auch für ihn. Es mangelte ihm das tiefe Wohlwollen. Dabei fügte er sich selbst mehr Weh zu, als den anderen. Nirgends in seinem Leben eine dauernde

*) [illegible]

Neigung (Junggeselle ist er zwar ohne seinen Willen, aber nicht ohne seine Schuld geblieben), nirgends eine ganz innige Freundschaft. Dem Menschen fehlte die Milde und Gütigkeit der Seele, die auch etwa das Geringere, das in der Welt vorhanden ist, neben sich duldet. Ich kann dieses scheinbar harte Wort ruhig vertreten. Es braucht sich niemand zu entrüsten, noch sich in die Brust zu werfen. Ich stelle gelassen auf Kellers eigene Briefe ab. Unsere Auswahl zwar mußte von Rücksichten auf die Lebenden geleitet sein. Wenn nach Jahrzehnten die Teilnahme noch so lebendig ist wie heute, werden die Briefe unverkürzt und in größerer Anzahl ans Licht treten."

Der „österreichische Literaturhistoriker", dessen Urteil über Grillparzer Baechtold zu seinem eigenen über Keller macht, ist Emil Kuh.

Ich darf wohl, um Baechtolds Verhältnis zu seinem Schweizer Landsmanne zu bezeichnen, Kellers Urteil über Kuhs Hebbel-Biographie zu dem meinen über Baechtolds Biographie Kellers machen: „Die Maßlosigkeit des heutigen gereizten wienerischen Wesens, in welchem Kuh selbst wider Willen befangen ist, überschreitet hier die Grenzen, und ich glaube nicht, daß puncto Menschlichkeiten einer das Recht hat, die Rousseau'sche Offenheit und Geschwätzigkeit im Namen eines anderen so weit zu treiben in Dingen, die zuletzt nur der leidende Teil selber ganz fühlt und kennt und mit dem nötigen Selbsterhaltungstrieb behandeln kann. Auch fürchte ich, daß das Werk wiederum ohne Absicht, zum Teil ein Werk der Rache und Strafe für erlittene schnöde Behandlung ist. Manches kann ich mir fast nur hieraus erklären. Freilich muß man auch sagen, daß Kuh das Wühlen und Grübeln in schadhaften Hautstellen und hohlen Zähnen an sich für wissenschaftlich und verdienstlich gehalten hat. Künstlerisch ist es nicht, und hierin ist der talentvolle Mann auch im Wiener Literatentum verwachsen, aus dem er sonst so löblich hinausgestrebt hat."

Was in diesen Sätzen auf Wiener Literatentum gemünzt ist, braucht man nur auf das übliche Germanisten- und Literatenwesen überhaupt auszudehnen, um etwa das eigenste Urteil des schöpferischen Menschen über das gewöhnliche Kompilatorentum und dessen autoritäre Wissenschaftlichkeit herzustellen.

Zunächst: das Bild des Charakters eines großen Künstlers ist für die Gesamtheit, der ja sein Werk übermacht ist, sehr wichtig. Es in sicheren, feinen Umrissen und je nach Gabe und Gelegenheit auch mit dem sorgfältigsten, meinetwegen grausamsten Detail von einem genauen Kenner des Urbildes gezeichnet zu sehen, wird jedem nützlich scheinen, der in einem Kunstwerk vor allem die tiefe Eigenheit und unwiederbringliche Artung des persönlichen Schöpfers sucht und liebt. Mag eine solche Betrachtung auch arge Wahrheit enthalten, unschöne Züge, Schwächen, Wunderlichkeiten und selbst durchaus schlimme Besonderheiten aufzeigen, so wird man alles dies eben als notwendige Einzelheit eines ganzen Bildes, einer ganzen Persönlichkeit nehmen und begreifen. Denn alles, was in dem schöpferischen Geiste gewaltet hat, wirkte notwendig weiter auf seine Leistung, deren jeder Zug eben seine höchste, gesetzmäßige Notwendigkeit und angeborene Sicherheit hatte. Das Gedicht — im ursprünglichen weiten Wortsinne der poetischen Hervorbringung schlechthin genommen — ist eben naturgewachsen aus dem gegebenen Boden der besonderen Menschlichkeit, die es hervorbringt mit ihrer unwillkürlichen Triebkraft. Sind nun solche Wesenszüge scharf gezeichnet, so mag sich daraus auch ein Urteil, selbst ein grausames folgern lassen, obzwar nach meinem festen Glauben aus einem als wahrhaft erkannten Schöpferwesen sich niemals ein gerechter grausamer Spruch über den Schaffenden wird folgern lassen, denn das echte Kunstwerk verursacht immer die vollste Bejahung dessen, der es gemacht hat, freilich von einem höheren Stand und für einen klaren Blick. Aber jede solche Gerechtigkeit und Grausamkeit, jedes solche kühn entschlossene, moralische oder ästhetische Ja und Nein über das tiefste Wesen eines Menschen ausgesprochen, setzt die Fähigkeit voraus, dessen Bild aus eigenen, ebenbürtigen Künstlerkräften, aus unmittelbaren schaffenden oder wenigstens nachschaffenden Gaben plastisch herauszustellen im vollen Lichte der lebendigen Erscheinung in der organischen Fülle und Bewegung nach außen, in der zartesten seelischen Durchdringung und Vertiefung nach innen. Dann bleibt allerdings die Frage, ob einem solchen nachschaffenden Genius noch Lust und Mut zu irgend einem Urteil und zu einer selbstzufriedenen Gerechtigkeit erübrigte. Im tiefsten Grunde heißt schaffen: lieben und bejahen, wobei das Urteil bescheiden in die zweite Reihe tritt. Die Schwächen, Irrtümer und Herbheiten der Persönlichkeit werden ebenso viele unentbehrliche Notwendigkeiten. Es gibt eben bei den Menschen, die wir lieben und an die wir Kraft unseres Gefühles [illegible], nur eine freudevolle Bejahung ihres ganzen Wesens, wie es eben ist. Was Kürnberger über Gottfried Kellers Objektivität gesagt hat, er wisse über seinen Gott zu lächeln und uns lächeln zu machen, ohne aber einen Augenblick unsere Achtung zu gefährden: dies gilt wohl auch von jedem biographischen Kunstwerk, wobei man außer dem Lächeln freilich auch noch jede verstehende und achtungsmäßige Wertung gestatten mag, nur diejenige nicht, welche mit ihrer tiefen Kälte und Verneinung zugleich mit der Achtung schließlich überhaupt die Bejahung des Urbilds aufhebt. Sehen wir vom Urteil selbst ab und geben nur seine gerechte, wenn auch subjektive Schärfe zu, so muß es eben, um anerkannt und hingenommen zu werden, gleichsam vom Darsteller [illegible] los und von jedem Betrachter ohneweiters abgelesen werden.

Baechtold hat sich seine künstlerische Arbeit wahrlich leicht gemacht. Zwar ist das reichste anvertraute Material gewissenhaft zusammengesetzt worden, es zieht in der chronologischen Ordnung und im Zusammenhang der Ereignisse mit seiner eigenen Schönheit an uns vorüber. Der Biograph spricht bloß einen begleitenden Text in den Intervallen, einen klanglosen Kommentar und simple Tatsachenerzählung zu dem unmittelbaren Bilde, wie es sich aus Kellers Briefen und Tagebüchern selbst darstellt. Es fällt mir nicht bei, den hohen Wert und die Gewissenhaftigkeit, Umsicht, Fleiß und Sicherheit dieser Arbeit Baechtolds zu leugnen, der eben erst jede Möglichkeit einer voll anschauenden und darstellenden Art der Betrachtung des Menschen und Künstlers Gottfried Keller verdankt wird. Aber was Baechtold gegeben, ist nichts weniger als eine Biographie, nichts weniger als ein Kunstwerk von plastischem Umriß, schöpferischem Ahnungsvermögen, eindringlicher Erkenntnis des dichterischen Urwesens wahrem Gefühl für alle Elemente der genialen Produktion und Persönlichkeit. Wohl aber wird trotzdem das Anrecht des Biographen auf ein, wenn auch subjektives Urteil in Anspruch genommen, mehr noch, das Urteil pflanzt sich trotzig und von vornherein gegen etwaigen sentimentalen oder pathetischen Widerspruch in den „erhärteten" Panzer der urkundenmäßigen Wahrhaftigkeit gehüllt vor uns auf und nimmt seine Gerechtigkeit und Giltigkeit ein- für allemale vorweg; statt durch das Vorangegangene und durch seine eigene Begründung sie darzutun, „stellt es gelassen auf Kellers eigene Briefe ab" und ruft den stummen Mann gegen sich selbst zum Zeugen, der freilich noch jetzt beredter und machtvoller für sich spricht, als es der Ankläger, will sagen der Biograph vermocht. Was soll uns dies Urteil, welches die Beweislast auf den Angeschuldigten überwälzt und welches überhaupt in dieser Beziehungslosigkeit und isolierten Schärfe, ohne Auswertung seines Sinnes, ohne künstlerische Anwendung völlig überflüssig und darum ungerecht ist, selbst wenn die äußeren Tatsachen seine Wahrheit bekräftigen! Gegen Baechtold ist nun freilich der Fernstehende und Nachlebende arg im Nachteil, wenn er das Bild der Keller'schen Persönlichkeit geben will, wozu der schöne Hintergrund des Schweizertums, der Stadt Zürich im besonderen gehört, der ganzen provinzial nahestehenden Geselligkeit, und wohl auch der unmittelbare Eindruck des Menschen selbst.

Was hat es nun mit dem Wohlwollen auf sich? Daß Gottfried Keller derb und zufahrend, rücksichts- und schonungslos sein konnte, manchen Wohlmeinenden vor den Kopf stieß und manchen langjährigen Freund verletzte, besonders in seinen Greisenjahren recht unzufrieden und bis in die innerste Haut hinein eigentlich gepeinigt, sich sozusagen in den Nesseln gewälzt hat, wird man ohneweiters zugeben und damit allerdings auch die äußere Glaubwürdigkeit des Baechtold'schen Vorwurfes. Aber seinen Begriff des „Wohlwollens" muß man immerhin näher ansehen. Baechtold faßt das „Wohlwollen" mit der ganzen simpeln, raschen Aeußerlichkeit, die eben für seine Biographie bezeichnend bleibt, einfach als Freundlichkeit und heitere Gemütsstimmung auf, als entgegenkommendes und zufriedenes Wesen, welches die billige Folge irdischen Wohlergehens sei. Da Keller es in seinen letzten dreißig Jahren gut gehabt habe, sei er nun auch zu einem angenehmen „Wohlwollen" verpflichtet gewesen, was er aber schnöde vergessen und sich einer argen Uebellaunigkeit beflissen habe. Nach unserer Meinung bedeutet freilich das „Wohlwollen" eines Künstlers mehr, als dies äußerliche Wohlverhalten, denn sonst lohnte es sich ja weder der Mühe, davon als von einem abschließenden biographischen Charakterurteil zu reden und etwa Keller dagegen in Schutz zu nehmen.

Keller ist, wie wenige deutsche Dichter, ein Volksmann und Erzieher gewesen, mit allem Bewußtsein der sittlichen Aufgabe und Leistung der Kunst, mit einer treuen und ehrerbietigen Achtung vor dem Lebenswert jeder höchst persönlichen Leistung für das Ganze, woher sie ihren Ursprung hat und dem sie wieder zurückgegeben wird. Sein ganzes nach außen nicht eben besonders mannigfaches Dasein war in jedem Augenblicke nach innen gerichtet und von dem reichsten Auswirken des Gefühls durchglüht, wie denn einfaches und wahres Empfinden das Grundelement eines schönen, inneren Lebens ist, und dessen dichterische Aeußerung wieder wunderbar beseelt und bereichert. Gerade bei Keller war dieses Empfinden niemals auf das eigene singulare Befinden gerichtet und von der Umwelt getrennt, was den wahren Mangel an Wohlwollen bei so vielen feinen, die Kunst als Selbstzweck genießenden und unbekümmerten Autoren ausmacht. Man kann vielmehr sagen, daß gerade er immer wieder von sich absah und auf das Ganze seines Vaterlands, darüber hinaus, seiner Nation blickte und in der so eigentümlich bescheidenen und wieder von durchaus einfachem Pathos erfüllten Handwerkstatt, womit er seine Kunst, wie nur ein schlichter Professionist sein Gewerbe betrieb, in seiner Begabung keinen Genuß seiner selbst, sondern eine strenge Pflicht erkannte.

Die unablässige, tätige Mühe um sein Werk, als um den Ausdruck eines ernst gebarenden Strebens ist ein ergreifendes Zeugnis jenes Wohlwollens, das bei einer solchen Persönlichkeit allein in Frage stehen kann, nämlich eines guten, auf das Ganze gerichteten treuen Willens, wie das Wort es besagt. Damit haben die äußeren Zeichen in [illegible] Knurren und Brummen und Abweisen gar nichts zu schaffen. Das echte Wohlwollen gegen Welt und Men[illegible] eben für die dichterische Artung, die Gottfried Keller [illegible] eine Lebensbedeutung. Hatte er dies Wohlwollen nicht [illegible]

sein Werk nicht so freudevoll und ruhig in sich vollendet es wäre nicht dies aufrichtige und schöne Bild einer Welt, auf deren Gutes und Böses der warme und helle Strahl göttlich-dichterischer Liebe fiele mit der anmutigsten und zartesten Verzeihung. Der Dichter heroischer und tragischer Weltanschauung, dem das Schicksal der Menschheit nur den dunklen Grund und das sinfonische Zusammenklingen zu dem glänzenden Auswirken einzelner Gestalten bietet, um derentwillen erst die Masse besteht, der finstere und erhabene Tragiker mag des Wohlwollens entbehren, wie er eben die Gesamtheit gering achtet, der Dichter epischer Volksschicksale, der Angehörige einer wohlabgegrenzten, zeitlich und national, politisch und sozial deutlich bestimmten Schichte, eines geliebten Ländchens, einer starken volkstümlichen Zusammengehörigkeit, selbst mitten aus einem Gemeinwesen hervorgekommen und ihm allezeit innerlich verbunden, erst sein Kind und Schüler, dann sein Meister und Lehrer, wird ohne tiefstes, wahrstes Wohlwollen nicht zu denken sein. Vielmehr ist dieses Wohlwollen sein eigentlicher und gemütlicher Inhalt, die satte, grüne Farbe seiner Natur, der volle Grund, aus welchem jede einzelne edel geformte und duftende Blüte seines Schaffens wächst. Wo gäbe es die fröhliche, reine Heiterkeit eines Humoristen, im besonderen die des Keller'schen Humors, wo die klare Lauterkeit fröhlicher Anschauung, das prachtvolle Genießen der Menschen und Dinge, wie sie einmal sind, ohne dies eigentliche Wohlwollen? Es ist freilich kein bedingungs- und zielloses, sondern ein kluges, wägendes, das sein Maß in sich trägt, wie denn die tragische und heroische Persönlichkeit immerhin ohne stete Beziehung zu den übrigen dionysisch ausschweifen und sich ins Grenzenlose der Gefühle und Ahnungen verlieren mag, niemals aber die epische und volkstümliche Natur, die im guten Sinne bürgerliche Persönlichkeit, welche von ihrer Zeit und ihren Mitlebenden gehalten und getragen, stets die Abgrenzung des eigenen und des Gesamtheitshorizonts vor Augen hat.

Diese Grundstimmung einer lächelnden Achtung vor den guten Kräften der menschlichen Natur, einer Achtung, die eben den Humor ausmacht und niemals blinden verneinenden Ingrimm und Zerstörung zuläßt, ist allem eigen, was Keller geschaffen hat. Und wo er das Gemeine, Bösartige und Verderbliche darstellt, geschieht auch das nicht ohne jenes Wohlwollen, welches selbst in den verneinenden und zerstörenden Elementen eine Aeußerung der fruchtbaren Göttlichkeit alles Geschehens erblickt, welche reinigt, indem sie Unheil schafft und selbst im Vernichten dem Leben dient: „so ist jedes Unwesen noch mit einem goldenen Bändchen an die Menschlichkeit gebunden." — Dieser strahlende Grund hebt jede Gestalt, die der Schweizer Dichter mit ziervoller und sicherer Geschicklichkeit gezeichnet hat, in eine wunderbare Deutlichkeit und Bedeutung, so daß seine Stoffe unter seiner Hand aus einer volkstümlichen Abstammung und Willensrichtung unversehens zur schönsten deutschen und allgemeinen Menschlichkeit gedeihen, daß Einzelwünsche und Meinungen, leise Tendenz und Lehrhaftigkeit, in die volle Erscheinung reichen Lebens aufgelöst, nun noch viel mehr zu sagen und zu lehren haben, als ursprünglich gemeint war. Aus bewußter und planvoller Bescheidenheit niemals heraustretend, erreicht ein bürgerlicher Volksdichter, ohne seine Volkstümlichkeit und feinste nationale Differenzierung aufzugeben, die große, bleibende und wahre Klassizität. Und dies alles eben wegen der Grundeigenschaft eines innigen, unverlierbaren, bejahenden Zugehörens zu seinen Menschen und seinem zeitlichen Wesen, was man eben im wahren Sinne als Wohlwollen bezeichnen darf.

Ist es etwas anderes, als solches reinstes Wohlwollen, welches das Problem der Mütterlichkeit in die Mitte des Keller'schen Schaffens gestellt hat? Man denke an die bittere, edle und herbe Süßigkeit des Ausklanges in der ersten Fassung des „Grünen Heinrich", welche in starker Gerechtigkeit gegen sich selbst einen Jüngling zu Tode schickt, der eines guten Daseins nicht teilhaftig werden soll, weil er einer guten Mutter vergaß. Oder an die mächtig ausschreitende Gestalt der Regula Amrain, die aus ihrem Jüngsten einen würdigen Sohn erzieht. Oder an die unvergleichliche milde Schönheit, mit welcher das Geschick der zwei im wüsten Elternhause erwachsenen und darum von jeder Lebenshoffnung ausgeschlossenen Liebesleute sich in „Romeo und Julia auf dem Dorfe" auswirkt.

Und wenn der Charakter eines Menschen wahrhaft eins ist mit dem seines Schaffens — er muß es sein, wenn das Werk von Wert ist — dann ist auch Keller selbst gewiß voll Wohlwollen gewesen. Man kann es Baechtold ruhig zurückgeben und auf Kellers Briefe „gelassen abstellen". Freilich mußte ein tiefer Geist, der dem Leben gab, was des Lebens ist, in seinem täglichen Dasein doppelt streng werten und jeden Einzelnen genauer und härter beurteilen, als ein gewöhnlicher Mensch sonst seinen Umgang prüft; gerade die Pflichten gegen das eigene Schaffen und gegen die weitere Welt machen den Dichter verschlossener, herber, vielleicht auch oft unbilliger gegen die ringsum wimmelnde Schar der Mitlebenden, die ihm etwa den Horizont verstellen. Gegen sie sich angenehm zu gebärden, ist aber seine Sache nicht und das höhere Wohlwollen seiner innersten Natur ist nur dann von Wert, wenn es aus der strengsten Gerechtigkeit hervorkommt. Behaglich [illegible] mögen die mittelmäßigsten Geister sich in voller Liebenswürdigkeit gegen jedermann [illegible] Verehrung er[illegible], oder die [illegible] Naturen, die allen so weit entrückt sind, mögen allem freundlich scheinen, was indes nur die erhaben: Gleichgiltigkeit eines leuchtenden Gestirns, nicht die unmittelbare Neigung zum einzelnen Mitmenschen ist, wie etwa Goethes oder Leonardos Freundlichkeit beschaffen war. Die fruchtbare, auf der allgemeinen Linie des menschlich gewohnten Wesens und Treibens verharrende Schöpferpersönlichkeit enthält den ganzen dunkeln und trüben Grund des menschlichen Wesens in sich und erzeugt aus ihren besten Kräften sein helles, heiteres und reines Gegenspiel. Ohne diese Verneinung und Bitterkeit, ohne diese abstoßenden und wehrenden Lebensäußerungen gegen Ungemäßes, wäre ihre Kraft, ihr schließlicher Sieg, ihre ganze Farbe seicht und ohne leuchtenden Grund. In einem Brief an Petersen sagt Keller selbst darüber das einzig Treffende: „Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt? Selbst wenn sie der Reflex eines körperlichen Leidens ist, kann sie eher vielleicht eine Wohltat, als ein Uebel sein, ein Schutz mehr gegen triviale Ruchlosigkeit." —

Was Kellers bescheidener und gegen sich strenger Natur am meisten zuwider war: das Treiben der Literaten, welche sich an jeden einzelnen namhaften Mann heranmachen und auf seinem Rücken ein Ruhmchen zu pflücken suchen, das sie, auf eigenen Füßen stehend, nie erlangen könnten, das Geschnüffel der Nachlaßmarder, welche den noch Lebenden schon im Hinblick auf sein mögliches Erbschaftsmaterial schätzen und umschleichen, überhaupt das betuliche Wesen aller derer, die einen einfachen Menschen nicht in seiner schlichten Menschlichkeit, sondern als ein merkwürdiges Naturwunder betrachten und behandeln, weil er allerdings Wunderwerke einfacher Menschlichkeit hervorgebracht hat, dies unnatürlichste Treiben hat der natürlichste Mann allerdings nicht verstanden und mit der ganzen schweizerischen gründlichen Derbheit und Grobheit von sich gewiesen. Aber dazu konnte ihn doch sein Wohlwollen nicht verpflichten, demütig und lächelnd sich Menschen zu fügen, die ihm nun einmal nicht gemäß waren. Und darum soll nun jene Eigenschaft weggeleugnet werden, die eben den süßen Kern seines menschlichen und dichterischen Wesens ausmacht, ohne die der ganze Mann und Künstler nicht er selbst wäre?

Uebrigens lese man nur, wie er sich gegen unbefangene und einfache Freunde unbefangen und einfach benahm, wie voll schnurriger, behaglicher Zutulichkeit und anmutiger Laune, wie voll Zartheit und Fröhlichkeit, etwa gegen den „Regierigen" Petersen oder gegen die Exners (besonders die Briefe an Marie von Frisch sind die lieblichsten Denksäulchen dieses echten Wohlwollens). Wahrlich, es verlohnte nicht, darüber so viel zu sprechen, wenn der mißliche Satz nicht in einem monumental angelegten Buche, das Kellern selbst zugehört als abschließendes Urteil stünde. In einer Biographie als subjektive Aeußerung möchte es geglaubt oder verneint werden, in einem Buche, das aber Kellers ganzen Briefwesen enthält, worin er ebenso Köstliches hervorgebracht, wie in seinen Dichtungen, das somit in den Besitz des Volkes übergeht und dessen Urteil unwillkürlich mitbestimmt, in einem solchen Buche als Zeugnis gegen dessen wahren Schöpfer kundgemacht, als Grundspruch, der noch dazu von dem angeblich belegt worden sei, gegen den er ausgesagt worden, ist dies Wort so unrichtig wie unziemlich. Und es verlohnt sich, noch heute und als ein Nachlebender, wenn man als Kind einer neuen Generation eine dichterische Erscheinung wie die des Gottfried Keller auf ihren ewigen Gehalt und ihre Stellung in der Entwicklung unserer Dichtung hin ansieht, von diesem falschen Wort auszugehen, es aufzulösen und aus dem Bewußtsein zu verscheuchen.

Heute sind beide tot, der Dichter und sein Biograph. Durfte sich Baechtold, der Kellers Freundschaft genossen hatte, im Namen der Gerechtigkeit das bitterste Wort erlauben, so wird es heute wohl gestattet sein, zwischen zwei Verstorbenen wählend, sich für den zu entscheiden, welcher der Schaffende, Große und Bleibende ist und ihm nicht etwa wiederzugeben, was er nie verloren, sondern einfach nur zu erkennen und auszusagen, was seines Wesens schönster Grund war.

Auf dem wahren Wohlwollen beruht Gottfried Kellers Art und Kunst.

Otto Stoeßl.

Romantikerbriefe.

Mitgeteilt von **Franz Blei** (München).

Die Originale dieser bisher unveröffentlichten Briefe werden in einem inhaltsreichen Autographenkatalog des Antiquars E. Hirsch (München, Karlstraße) zum Verkauf angeboten. Was ihnen an Bedeutung des Inhaltes vielleicht abgehen mag, ersetzen sie durch das Interesse, das man für ihre Verfasser hat; auch dürften unveröffentlichte Briefe aus dem Kreise der Romantiker selten genug sein.

Der folgende Brief Friedrich Schlegels an einen Freund in Aschaffenburg ist kurz vor des Schreibers Uebersiedlung nach Wien [illegible] der beiden Veit, der Söhne der Dorothea, in Rom [illegible].

Frankfurt, den 17. May 1818.

Geliebter Freund!

Seit ich v. Heidelberg zurück bin, habe ich eigentlich noch keinen Tag, ja keine Stunde der Ruhe gehabt; sondern die Zeit ist Schritt vor Schritt hingegangen, oder auch Tropfen um Tropfen unter kleinen Geschichten und großen Sorgen hingegangen; und der täglichen Erwartung meines Bruders, der nun endlich seit zwey Tagen hier ist; vorzüglich aber auch mit dem officiellen Briefwechsel von einem Courier zum andern. So ist denn der Wunsch, Sie in Aschaff.[enburg] zu besuchen, noch immer unausgeführt geblieben. — Indessen ist der Wunsch selbst, Sie zu sehen u. zu sprechen, immer derselbe und der gleiche geblieben; möge es nun in Aschaff. oder h i e r, oder wo immer sonst seyn. Ist denn gar keine Hoffnung u. keine Möglichkeit vorhanden, daß Sie irgend ein guter Stern grade in diesen Tagen, auf einen oder zwey hieher zu uns führte. Bis zum Donnerstag sind wir gewiß hier; und wie sehr ich es wünsche, daß auch Sie und mein Bruder sich kennen lernten, darf ich Ihnen nicht erst sagen.

Lassen Sie mich doch wissen, ob dazu wohl eine Aussicht ist, u. dann bestimmen Sie uns gleich den Tag, damit wir Sie erwarten. — Sonst gehen wir vielleicht in den letzten Tagen der Woche ins Rheingau, wo mein Bruder etwas sehen will; und sehen wir Sie nicht vorher, so müßte ich dann meine Hoffnung auf die letzten Tage des May setzen, die wir gewiß w i e d e r und auch n o ch hier sind.

Meine Frau ist am 2ten May glücklich in Mayland angekommen und wollte am 7ten wieder fort. Sie schreibt mir die schönsten Briefe über die Reise, u. wie alles so gut und glücklich geht: und ich bin innerlich froh u. dankbar. — So ist denn doch die große Hauptsache glücklich durchgeschafft und gelungen; das andere wird sich, so Gott will, auch fügen. — Die Art der Abberufung ist ganz so, wie es unter den Umständen am besten war; es wird sich alles nun in Wien selbst bestimmen, u. von daher gibt man mir die besten Aussichten. — Nur mit den Geldangelegenheiten zieht sich's in die Länge; was ich aber nun, da ich a l l e i n darunter leide, mit ziemlicher Ruhe u. Geduld abwarte. Es wird auch das sich wohl alles schlichten; es waltet auch in diesen geringen und äußern Dingen, sobald sie sich mit auf innere Lebenszwecke beziehen, und man sie Gott, wie alles andere anheimstellt, eine merkwürdige u. sichtbare Fügung; wie ich an der Italienischen Reise meiner Frau so sichtbar ersehe.

Liebster Freund, thun Sie auf Ihrer Seite alles, u. irgend mögliche, d a m i t w i r u n s s e h e n. Ich verlange herzlich danach, u. habe r e ch t v i e l mit Ihnen zu reden, über die Zukunft, über mich, über den Stand der Wissenschaft in Oesterreich u. auch über Sie und Ihren zu so hohen Dingen bestimmten Kronprinzen. W i r m ü s s e n v e r b u n d e n b l e i b e n; auch in der Ferne und wer weiß, wie bald wir uns wieder nah seyn könnten. — Nun, lieber Freund, erinnere ich Sie auch an Ihr gütiges Versprechen wegen der G e s ch i ch t e d e r M a g i e [von Görres]; ich wünschte sie je eher je lieber zu haben. Ist keine andere Gelegenheit, so schicken Sie sie mir mit der Post; auf das Eucharistichon von Baader bitte ich nicht zu vergessen. — Ich bitte gar sehr um schleunigste Antwort. Die besten Grüße u. Empfehlungen an die regierende Frau, meinen geliebten Müller u. Alle
Ihr Freund Schlegel.

*

Der Brief A u g u s t W i l h e l m S ch l e g e l s ist an den Bonner Philosophieprofessor K. J. Windischmann gerichtet. Mit den darin erwähnten „typographischen Bemühungen" ist Schlegels Specimen novae typographiae Indicae (Paris 1821) gemeint.

Paris, Sonntags d. 27sten Mai 1821.

Ich schreibe Ihnen heute nur, geliebtester Freund, um Ihnen zu sagen, daß nicht etwa Krankheit an der Verspätung meiner Ankunft Schuld ist, sondern bloß die leidigen Arbeiten, die ungachtet des eifrigsten Betriebes noch immer nicht ganz beendigt sind, und die ich nicht im Stiche lassen darf. Indessen hoffe ich zuverlässig, gegen Ende dieser Woche abreisen zu können, und werde von ganzem Herzen froh seyn, wenn ich erst im Wagen sitze. Meine Gesundheit ist vortrefflich, nur meine Augen sind immer noch nicht in ganz gutem Zustande, und beunruhigen mich einigermaßen wegen der Reise. Sie sind so äußerst empfindlich gegen Kälte, Wind, Regen, Staub, daß ich daran eine Art von lebendigem Barometer habe: in meiner Calesche kann ich mich doch nicht hermetisch vor den Einflüssen der Witterung verschließen. Nun vielleicht gibt der Himmel gutes Wetter, bisher war es abscheulich.

Bey meinem längeren Ausbleiben konnte meine Haushälterin vielleicht zu allerlen Auslagen und zu den täglichen Bedürfnissen Geld nöthig haben. Ich bitte, sie deshalb zu befragen, u. ihr nöthigenfalls eine Zahlung zu machen. Zu dem Ende lege ich Ihnen einen Zettel an Hrn. Spitz bey.

Von dem Königl. [illegible] ich soeben einen sehr beifälligen und anerkennenden Brief über meine typographischen Bemühungen. [illegible] haben darf ich mich in der That wohl rühmen.

Leben Sie tausendmal — die herzlichsten Grüße an die Ihrigen. Ich freue mich von ganzer Seele der Aussicht, Sie theurer und unschätzbarer Freund, bald wieder in meine Arme zu schließen.
Ewig Ihr
Aug. Wilh. v. Schlegel.

Herrn Rendant Spitz wohlgeb. bitte ich ergebenst, an Herrn Professor Windischmann auf dessen Begehren von dem am ersten April d. J. fällig gewesenen Quartal meines Gehaltes die Summe Funfzig Thalern Preuß. Courant für meine Rechnung auszuzahlen.

Paris d. 27sten Mai 1821.

August Wilhelm von Schlegel
Professor.

*

Der Brief L u d w i g T i e ck s ist die Antwort auf ein bereits bei Holtei (L. T. Briefe, Band 1, S. 272) abgedrucktes Schreiben des Germanisten F. H. von der H a g e n (vom 17. März 1818). „H. M." ist der Buchhändler Josef Max in Breslau. Die mit Solger projektierte Zeitschrift kam nicht zustande, da Solger 1819 starb. Die Sammlung der Werke Heinrich v. Kleists erschien erst 1826. Das vielbeschriebene Kartenspiel wird in einem späteren Briefe Hagens vom 9. Jänner 1819 nochmals erwähnt, ist aber nie veröffentlicht worden. Die Figuren der Karten waren den „Nibelungen" entnommen.

Ziebingen, den 24. März 18..

Theuerster Freund!

Meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief, den ich zu beantworten eile. Mich freut es, daß Ihnen die Karten o. die Spiele Freude machen, mir ist es ziemlich gleich, wie Sie in die Welt kommen, da ich es einmal über mein Gewissen gebracht habe, sie herzugeben. Ich wünsche die Originale nur nach dem Gebrauche zurück zu bekommen, denn die Erinnerung an meinen Bruder, ja selbst an meine Krankheit u. Schmerzen damals ist mir werth. Was dabei geschrieben wird, muß ich Ihnen ganz überlassen, denn Sie leisten es gewiß am besten, u. was das Spiel selbst betrifft, so habe ich es seit so manchen Jahren wieder ganz vergessen, auch war es in der That ganz albern u. kindisch, es war nur für meinen damaligen Zustand, da ich mich kaum bewegen, nichts denken, kaum die gewöhnlichsten Bücher lesen konnte, meine Schwester o. mein Bruder waren so gütig, es mit mir zu spielen, stundenlang aber aus wahrer Herablassung, ich konnte aber auch, wenn jene ermüdeten oder Geschäfte hatten, es selber spielen, denn es war nur ein gegenseitiges Abstechen höherer oder niederer Figuren, die ich mir als Zweikämpfer dachte, oder mich an den Verbindungen des Zufalls ergötzte, mich des Gedichts erinnerte; Tod, Teufel, die Thiere u. Riesen dienten mir, Zufälle anderer Art hineinzubringen o. nach verschiedenen Verbindungen diesen oder jenen Helden aus diesem reinen Zufallsspiel zu entfernen, bis sich dann das Gantze auflöste. Sie trauen es mir gewiß nicht zu, welche Freude ich in dergleichen Spielen und an dem rein Albernen u. Kindischen habe und alles Geistreiche u. Verwickelte verabscheue (daher ich auch nie ein Kartenspiel begriffen habe) u. wenn ich dergleichen auch wohl meinen Freunden immer mit einiger Schaam beichte, so könnte ich es unmöglich über mich gewinnen, es vor ein großes Publikum zu bringen. Ich spiele daher nie Karten, oder in zwei Jahren einmal mit meinen Kindern, aber dann auch nur kindisch. — M e i n e H a u p t b i t t e h i e b e i a b e r h a b e n S i e g a n z ü b e r s e h e n. Ich überließ dem H. M. hauptsächlich diese Sammlung, die mir sehr theuer ist, weil ich g l e i ch das Geld brauchte, u. höchstnöthig (im J. 1811 wollte mir ein Verlag 100 Th. für die Zeichnungen geben, was ich damals abschlug), tragen Sie ihm als ein Freund dies vor, ohne mich zu compromittiren, u. (da er einen niedern Preis für das Mährchen in kleinem Format wünscht) so fordern Sie für dies, das gewiß wenigstens 5 gedr. Bog. Kleinf. beträgt, ebenfalls 10 Frds. u. er soll es gewiß vor Johannis haben, nur muß ich dann diese 20 Frds. in der Noth, in der ich mich befinde, sogleich erwarten. — Verzeihen Sie, Lieber, daß ich Sie mit diesem Geschäfte behellige; das Mährchen (ist die Donau-Nymphe) muß ich erst vollenden u. abschreiben; es ist prosaisch u. nach einem Mscrt., das ich im Vatikan ausgezogen u. zum Theil abgeschrieben habe. Nur helfen Sie mir zu dem Honorar, für die Karten (die ich wirklich außerdem nicht weggegeben hätte, besonders nicht so wohlfeil) u. zu dem Vorschuß, weil ich in 8 tagen eine Zahlung habe, die mich außerdem in die größte Verlegenheit setzen würde. — Wegen des Journals muß ich noch mit Solger Abrede nehmen, es kommt uns natürlich darauf an, bei diesem wichtigen Werke einen Verleger zu haben, der sich nicht so leicht abschrecken läßt. — In Ansehung des Kleist bin ich schon seit dritthalb Jahren mit der Familie des Verstorbenen u. Reimer einig gewesen; ich sehe bei dieser Herausgabe für mich keinen Vortheil, Kleist hat Schulden hinterlassen, die davon bezahlt werden.

Zu den Romanen will ich gern eine Vorrede mit meinem Namen schreiben und vielleicht einige Anmerkungen. Halten Sie mich nicht für geizig, wenn [illegible] wäre; aber meine Reise hat mich wieder in neue Verlegenheiten gestürzt. Nur möchte ich der [illegible] gleich entscheiden, weil ... nicht ganz abgeschlossen ist. [illegible]

Originale mit Vorreden u. Anmerkungen gebracht werden (unter Seltenheiten, die aber den Werth von Mscpt. haben), es scheint, dies will M. nicht, und wenn er es einmal, muß ich nochmals an die 24 Pf. o. 140 Thlr. erinnern, denn ich habe in Lond. für die Copien schon Auslagen zu bezahlen, u. muß die andern auch sogleich honoriren.

Lassen Sie mich also bald die Antwort haben, recht bald, und zürnen Sie mir nicht über diese Geldgeschäfte, in welche ich Sie verflechte. Ich hatte den Plan gefaßt, Sie an Ostern zu besuchen, aber die Krankheit, die mich wieder recht geplagt hat, sowie das diesjährige zu frühe Fest, das schlechte Wetter, die Kälte, haben es unmöglich gemacht. Solger ist noch nicht hier, kommt aber übermorgen, wir werden Ihrer und Raumers gedenken. Grüßen Sie R. ich danke für die Uebersendung, nächstens schreibe ich ihm; auch Steffens meine Grüße, sowie Ihrer lieben Frau. Behalten Sie mich lieb. Nächstens schicke ich Ihnen das Verzeichnis Ihrer Schriften die ich von Ihnen besitze, zum Theil Ihre Geschenke.

Wollen Sie dann Ihr freundliches Versprechen erfüllen? Geben Sie mir auch einmal Gelegenheit, Ihnen zu dienen. — Haben Sie wieder eine Kat., die fehlt mir auch.

Ganz der Ihrige

L. Tieck.

•

Der letzte mitgeteilte Brief Varnhagens ohne Anrede mag hier Platz finden, wenngleich ihn auch die Ueberschrift „Romantikerbriefe" nicht einbegreift. Er scheint nur in Hinsicht auf Varnhagens biographisches Verfahren mitteilenswert zu sein.

Berlin, den 1. Jan. 1835.

Die Briefe Vollmanns in engeren Raum zusammenzuziehen, wäre allerdings äußerlich bald vollbracht; aber die innere Beschaffenheit, von der allein wir eine Wirkung erwarten dürfen, litte dabei zuverlässig Schaden. Solche Mitteilungen müssen in ihrer Fülle und Ursprünglichkeit geschehen, oder ganz unterbleiben. Ich rede natürlich hier nicht von den zufälligen Einzelheiten, die selber nur Aeußeres und Vorübergehendes betreffen; nutzlose Umstände, trockene Namen, überflüssige Bemerkungen u. s. w., dergleichen opfere ich leicht, und habe vieles der Art gestrichen. Ganz anders aber ist mit allen den besonderen und noch so kleinen Zügen, durch welche das Lebendige bezeichnet wird, das Wesen der Person, ihrer Lage, die Eigenheit der Tagesstimmung, der Zustand überhaupt; da wird oft das Unbedeutendste zum Wichtigsten, und wo eine solche Möglichkeit mir einleuchtet, da kann und darf ich nichts weglassen.

In diesem Sinne habe ich auch bei Rachels Briefen gethan, was mir das Richtige gedünkt, nach einer eigenen, langen Erfahrung. Seit dreißig Jahren lese ich Sammlungen von Briefen, Denkschriften jeder Art. Und ich erinnere mich sehr gut, welcherlei Züge mich am meisten erfreut, unterrichtet, belebt haben, welcherlei Einzelheiten ich am wenigsten hätte missen mögen. Ich weiß wohl, es wird immer Leser geben, welche vornehm absprechen, und solche Mittheilungen verwerfen; ich habe aber auch darin Erfahrung genug, und weiß, daß meist nur Unkunde oder Heuchelei hinter solcher Vornehmthuerei steckt. Wer z. B. die wiederholten Angaben von Krankheitsleiden in Rachels Briefen überflüssig oder auch nur langweilig findet, mit dessen Einsicht steht es noch sehr schwach; er ahndet nicht, wie sehr sein Verständnis sich anstrengen müßte, um ohne diese erklärenden Angaben den Gegensatz zu finden, welchen ein so fein gebildetes Nervensystem, ein so empfindlicher und leidender Körper notwendig zu dem mächtigen Geiste und reichen Herzen geben muß. Und so sehr vieles Andre noch, die Schilderungen des Wetters z. B., die Nennung von Besuchen; was alles in jedem bestimmten Falle sich als unentbehrliche, oder wenigstens aushelfende Farbung und Schattierung vollkommen rechtfertigen ließe.

Genug, ich bin auch ein Leser, und darf mir denken, daß unter den Tausenden auch Viele sind, die mir beistimmen, gleichen Sinn, Geschmack und Anspruch haben wie ich. Diese haben doch auch ein Recht, daß man sie berücksichtige; sie sind gewiß nicht schlechter als die übrigen, für welche man ausschließlich sorgen will, indem man nur das gemeine Wichtige, das gemeine Unterhaltende gelten läßt. Ich bin weder anmaßend noch übermuthig, aber ich bekenne, daß mir Einer von meinen Gleichgesinnten Hunderte der Andern werth zu sein dunkt!

Ich muß abbrechen; ich werde gestört; doch wäre noch viel zu sagen. Vielleicht baldigst mündlich!

Varnhagen von Ense.

Das italienische Musikdrama.

Wie mag sich der strenge Wagnerianer wohl gewundert haben, als er den vorletzten Wochenspielplan der Wiener Hofoper las! In [illegible] italienische Opern. Und unter entsprechenden Um[illegible] deutsche Künstlerin Lili Lehmann gastiert an drei Abenden und singt [illegible] Fidelio die Norma und die Traviata [illegible] italienischer Sprache; in derselben Woche stellt die erste [illegible] zweite Aufführung eines [illegible] und wie wenn es gar keine anderen Zugstücke als italienische gäbe, setzt der Direktor an den beiden übrig bleibenden Tagen Verdis „Troubadour" und Puccinis „Bohème" an; einzig „Fidelio" rettet die Ehre Deutschlands. Im übrigen stimmt die Rechnung: das Theater ist trotz der vorgerückten Spielzeit und des sommerlich schönen Wetters sehr gut besucht, an mehreren Tagen ausverkauft. Und da eine angekündigte Vorstellung abgeändert werden muß, wird — Mascagni eingeschoben. Wie reimt sich nun das alles zusammen: die echt deutsche Kunst der Lehmann mit ihrer Vorliebe für die ältesten und abgespieltesten italienischen Opern; die offenkundige Vorliebe des Direktors für die moderne italienische Musik mit seiner treuen Wagner-Verehrung und der Bevorzugung Wagners im Spielplan; und das Ja und Amen das das Publikum dazu spricht, mit der Tatsache, daß in Wien hauptsächlich die Wagner-Vorstellungen immer ausverkauft sind und daß es hier eine Schar von Enthusiasten gibt, die keine einzige „Tristan"- oder „Meistersinger"-Aufführung vorübergehen lassen, wenn sie nicht geradezu durch vis major am Theaterbesuch verhindert sind? Sollte diese Schar am Ende doch stark zusammengeschmolzen sein? Sollte Wagner doch nicht mehr so ziehen wie einst? Oder hat die Begeisterung des Direktors nachgelassen? Ist die Lili Lehmann sich selbst untreu geworden? Ist das alles, so wie der „Parsifal" in Amerika, das Zeichen eines schimpflichen Abfalles, einer Verleugnung einstiger Ideale? Oder haben vielleicht diejenigen recht, welche Wagner niemals bewundern konnten und unermüdlich prophezeiten, daß die Zeit nicht gar so ferne sei, die vom Musikdrama zur Oper, von der „unendlichen Melodie" zur Melodie zurückkehren werde? Ich glaube, die Sache liegt ganz anders. Nicht um die schöne Musik, nicht um die Oper im veralteten Sinne ist es uns im Opernhaus zu tun. Nein! wir wollen wirklich nur ein Drama, ein von der Musik belebtes, durch die Musik verklärtes Drama. So weit sind wir alle Wagnerianer. Nicht schwelgen wollen wir, sondern leidenschaftlich erregt sein, nicht Arien anhören, sondern ein Schicksal miterleben. Darum können uns Tannhäuser und Elisabeth herzlich kalt lassen, wenn sie sich so nüchtern und korrekt benehmen, wie dies neuestens in Wien der Brauch geworden, und dabei die ganze Vorstellung wie mit Bleigewichten beschwert ist. Aber eine temperamentvolle Aufführung von „Troubadour" oder „Rigoletto" gießt uns Feuer ins Gebein. Es zeigt sich eben, daß die Italiener die geborenen Dramatiker sind. Ein komponierender Wagnerianer nach dem anderen fällt durch, die besten Werke von Bellini und Donizetti sind noch heute unverwüstlich.

Gerade weil wir auf Wagner fußen und von ihm gelernt haben, können wir jetzt den Italienern auch wahrhaft gerecht werden. Wir dürfen uns nur nicht an den Wortlaut und die Terminologie desjenigen halten, was Wagner zur theoretischen Rechtfertigung seiner praktischen Neuerungen gelehrt und verkündet hat. Nicht die Oper ist durch das Musikdrama verdrängt und besiegt worden; dieser Gegensatz — den Wagner allerdings aufstellt — existiert eigentlich gar nicht. Sondern das italienische Musikdrama hat dem deutschen weichen müssen. Wagner hat sich gegen die Herrschaft Italiens in Deutschland aufgelehnt; er hat den Deutschen gezeigt, wie sie zu singen haben, wenn sie die Schaubühne musikalisch beleben wollen, und er hat es gleich so ausgiebig und mit so unerhörtem Gelingen gezeigt, daß er damit einen neuen Stil schuf, der sich die Welt eroberte. Wie früher Italien in Deutschland herrschte und ehrgeizige deutsche Kapellmeister mit den italienischen Modekomponisten zu wetteifern suchten, so herrscht jetzt Wagner in Frankreich und Italien, und schon seit Verdis „Aïda" gibt es kaum ein italienisches Opernwerk, das nicht ganz bewußt und sogar mit stolzem Bewußtsein den deutschen Einfluß zur Schau trüge. Der moderne Stil, der Stil, in dem heute für die Bühne komponiert wird, ist — mit einem Worte — deutschen Ursprungs und durch Wagner epochal ausgebildet; vor hundert, ja noch vor fünfzig Jahren war der Stil der Zeit der italienische. Der neue Stil aber ist keine neue Gattung. Die Oper lebt noch immer, wenn wir, wie von jeher, unter Oper das Musikdrama verstehen. Die neuen Mittel und veränderten Formen des modernen Stiles können wohl die Mittel und Formen älterer Komponisten fürderhin unmöglich machen, so daß kein neuer Komponist sie mehr anwenden wird; das Wesen früherer Werke aber können sie nicht verneinen, und wo dieses Wesen zwingend in die Erscheinung tritt, wo also die an sich veralteten Mittel dem noch immer gegenwärtigen Zwecke vollkommen genügen, da werden wir durch keine moderne Gewohnheit in dem Genusse des bejahrten Werkes gestört, in seiner verständnisvollen Auffassung behindert. Im Gegenteil. Wagner hat in seinen letzten Lebensjahren, als seine Betrachtungsweise sich von jeder systematischen Einseitigkeit, seine Ausdrucksweise sich von jeder irreführenden Nomenklatur befreit hatte, ausdrücklich davor gewarnt, seinen persönlichen Stil für den allein selig machenden zu halten; durch ihn seien lediglich gewisse Grundgesetze des musikalisch-dramatischen Schaffens ganz klar erkannt und unwiderleglich nachgewiesen worden; sein Vermächtnis an die Nachfolger faßte er in die Worte zusammen: „In dieser Form wird ewig neu zu erfinden sein." Diese Worte aber weisen ebenso in die Vergangenheit wie in die Zu[illegible] jeden Gestaltungen der musikalisch-dramatischen Urform. Auch den Typus der italienischen Oper erkennen wir als möglich und berechtigt, und indem wir [illegible] an Wagner [illegible] uns davor bewahrt,

daß wir als „Oper“ verächtlich abtun könnten, was doch ein warmblütiges Drama ist, läßt unsere durch Wagner geschulte Erkenntnis uns zugleich unbedenklich aussprechen, daß Bellini mehr vom wahren Geiste des Musikdramas in sich gehabt hat als beispielsweise Richard Strauß.

Die Gattung ist bekanntlich italienischen Ursprungs. Schon am Ende des XVI. Jahrhunderts hatten die Italiener die Entdeckung gemacht, daß sich die Unmittelbarkeit der Wirkung, auf die es im Drama abgesehen ist, durch eine der Handlung entsprechende Musik bedeutend steigern lasse und daß es kaum eine schönere Aufgabe für den Musiker gebe, als in solcher Weise den Absichten des Dramatikers zu dienen. Die Frucht dieser Entdeckung nannten sie „Dramma per musica“. Die spätere italienische Oper, die bis in unsere Tage herauf reicht, die das Entzücken des XVIII. und des XIX. Jahrhunderts war, deren Stil ein Mozart veredelte und ein Richard Wagner bekämpfte, wollte und sollte gar nichts anderes sein. Nicht absolute Musik, Ton- und Klangspiel, sondern musikalischer Gefühlsausdruck im Dienste rein dramatischer Absichten: die musikalische Durchdringung und Belebung bestimmter Situationen und Charaktere, die musikalische Darstellung von Leidenschaften, Konflikten, Katastrophen — „dramma per musica“. Der angeborene Kunstsinn und das natürliche musikalische Talent des Italieners fand für diese hohe und schwierige Gattung sehr rasch eine übersichtlich-klare und dabei eindringlich-plastische Gestaltungsweise, deren innere Notwendigkeit die Vorbedingung ihrer außerordentlichen Popularität war. Diese Popularität zeugt dann fortwährend für das Drama. Die internationale Berühmtheit einer italienischen Oper kann allerdings in der Berühmtheit einer einzigen Arie bestehen, aber diese Arie ist jedesmal mit unfehlbarer Sicherheit als ein Höhepunkt des Dramas anzusprechen, und wer den Italiener über seinen Eindruck von der Oper befragt, so wie man über die stärksten und tiefsten Wirkungen, die von Wagner ausgehen, doch stets den Deutschen befragen wird, der bekommt überhaupt nichts von Arien schlechtweg, etwa mit Angabe der Stimmlage und Tonart, zu hören, sondern die Antwort wird aus dem Inhalte des Dramas geschöpft: nicht der Tenor und die Altistin, sondern Manrico und Azucena spielen eine Rolle in der Phantasie des italienischen Theaterbesuchers, und bevor er eine Arie dem Freunde zum besten gibt, erzählt er ihm das ganze Theaterstück bis zu der Stelle, wo die Arie einsetzt — er will diese gleichsam erklären und begründen, verfährt also genau so, wie wenn der Wagnerianer einen Gesang Loges oder Siegmunds „zitiert“. Das entspricht ja auch der Neigung und Begabung des Italieners für Theater und Schauspielkunst. Mit Musik allein läßt sich der nicht abspeisen. Daß trotzdem der lebendige Organismus dieses echten Musikdramas erstarrte und verkümmerte und dafür mit Tand und Flitter behängt wurde, der nicht zur Sache gehörte, daß die organische Arbeit allmählich durch ein Arbeiten nach der Schablone ersetzt wurde, bei dem schließlich nur die mehr oder minder gelungenen Einzelheiten das Unterscheidende waren, das sind Erscheinungen des Verfalles, wie sie keinem Stil und keiner Gattung erspart bleiben.

Gegen diesen Verfall nun lehnte sich das deutsche Empfinden auf; und die Auflehnung war eine doppelte. Zunächst fand der Deutsche nicht etwa zu viel, sondern zu wenig Musik im italienischen Musikdrama. Für den Italiener schien die Quintessenz der Musik in einer leichtfaßlichen und gut sangbaren Melodie gegeben zu sein; der Deutsche aber verlangt nicht nur größere Charakteristik und tieferen Gehalt im rein Melodischen, sondern er legt auch besonderen Wert auf die kunstvolle Behandlung der Harmonie und des Rhythmus; dem Volke Bachs und Beethovens waren die italienischen Opern zu leicht und zu seicht in der Erfindung und in der Mache, und manche Stelle, von der der Italiener mächtig ergriffen war, sagte dem Deutschen musikalisch, daher auch dramatisch — nichts; die Teilnahme für das Drama wurde nicht geweckt, da die Musik zu wenig „Ausdruck“ hatte. Ferner war aber auch die Textunterlage der italienischen Opern in den Augen des Deutschen einer musikalischen Verklärung gar nicht würdig. Das Volk Bachs und Beethovens ist zugleich das Volk der Dichter und Denker und fand die abenteuerliche Romantik der italienischen Libretti albern und langweilig. „Zu solchen Texten macht man überhaupt keine Musik, wenn man es ernst meint; zu dem rein menschlichen Inhalte aber, den diese Texte uns hie und da vorzutäuschen suchen, gehört wieder eine ganz andere Musik als die der Italiener“ — so ungefähr lautete das Urteil des literarisch und musikalisch gebildeten Deutschen. Das Todesurteil war der italienischen Oper vollends dadurch gesprochen, daß der Deutsche sie beinahe nur mehr in deutscher Uebersetzung kennen lernte, in einer literarisch und musikalisch gleich stümperhaften, kläglichen Uebersetzung, die eines der wichtigsten Ziele der dramatisch-musikalischen Arbeit, das der Italiener keineswegs außer Acht gelassen hatte — die genaue Uebereinstimmung von Wort und Ton — brutal zunichte machte. Als einzige Erklärung des übergroßen Entzückens, das die italienische Oper in aller Welt hervorrief, blieb demnach für das deutsche Empfinden ein schnöder Ohrenkitzel, dem das sonst überflüssige dramatische Getue in höchst frivoler Weise als äußerer Vorwand zu dienen schien. Aus dieser Anschauung, die eigentlich nur die treffende Kritik gewisser Werke und Aufführungen war, ergab sich der Gegensatz zwischen Oper und Drama, wie Richard Wagner ihn aufstellte; aus ihr folgte der Satz, daß in der Oper ein Mittel des Ausdruckes (die Musik) zum Zwecke, der Zweck des Ausdruckes (das Drama) aber zum Mittel gemacht worden sei. Wagner hatte damit zu seiner Zeit und in dem von ihm betonten Zusammenhange vollständig recht. Aber ein unversöhnlicher innerer Gegensatz, ein Wesensunterschied zwischen Oper und Drama, der Gattung nach, hat niemals bestanden. Es wäre auch eine Ungeheuerlichkeit, wollte man annehmen, daß Jahrhunderte lang an so vielen Orten der weitläufige und kostspielige Apparat der Opernbühne mit den glänzenden Dekorationen und Kostümen und der mühevollen Einstudierung verschiedenartiger personenreicher Handlungen bloß deshalb aufgeboten worden sei, um „Musik zu machen“, das Ohr zu ergötzen. Nicht das Ohr allein, auch das Auge sollte ergötzt, die Phantasie angeregt, das Herz gerührt werden, ein künstlerisch-farbiges Abbild des Lebens sollte sich entfalten und durch die Macht der Töne die geheimen Kräfte des Daseins offenbaren.

Nachdem also der große deutsche Musiker und Dramatiker sich und seinen Stil durchgesetzt hatte und als der alte, italienische Stil nun wirklich in den letzten Zügen lag, da waren die Italiener weder die letzten noch die ungeschicktesten in der Annahme des neuen. Die Entwicklung Verdis zeigt, wie natürlich und geradlinig der neue Stil aus dem alten hervorwachsen kann. Praktisch und historisch war der Kampf notwendig; theoretisch und ästhetisch ist er gleichsam gar nicht vorhanden. Die Italiener sind nur sich selbst treu geblieben, als sie den neuen Stil annahmen und ihn auch gleich so virtuos zu handhaben wußten. Mascagni und Leoncavallo sind noch mehr Naturalisten als Virtuosen und im wesentlichen über den mittleren Verdi nicht hinausgekommen; Puccini und Giordano aber sind die gelehrigen Schüler und berufenen Nachfolger des „dritten“ Verdi: sie setzen nur gute Texte in gute moderne Musik und — was die Hauptsache ist — ihre Musik trifft den Nagel auf den Kopf, es ist dramatische Musik. Dagegen wäre man versucht, zu sagen, daß die jüngeren deutschen Musikdramatiker — mit wenig rühmlichen Ausnahmen, zu denen vor allem Kienzl zählt — böse Opern schreiben, wie sie seit Wagner nicht mehr vorkommen sollten. Das heißt: auch diese Opernkomponisten machen gute moderne Musik und sind zum Teile sogar sehr bedeutende Musiker; aber sie wollen eben „Musik machen“, sie wollen fortwährend zeigen, was sie können, sie schwelgen — zwar nicht in der Arie und im Finale, wohl aber in den tausend Formen und Formeln der neueren und neuesten musikalischen Weise, und instrumentieren und modulieren raffiniert darauf los, ohne zureichenden dramatischen Grund, den doch gerade Wagner so strenge gefordert hat. Die großartigsten textlichen Entwürfe mit den tiefsinnigsten philosophischen Gedanken sind ihnen nur der willkommene Vorwand für eine komplizierte und überschwängliche Musik, die dann neben dem Texte herläuft. Weingartner, Schillings, Pfitzner, d'Albert, Richard Strauß, sie alle sind — mehr oder weniger — vom Musikteufel besessen, absolute Musiker im Theaterkostüm, und auch der Genialsten einer, unser armer Hugo Wolf, war diesem Dämon verfallen. Sein „Corregidor“ sollte die durch Wagner vorbereitete moderne komische Oper werden, und wurde ein höchst interessantes Musikwerk, reich, ja überreich an famosen Einfällen und köstlichen kleinen Gebilden, aber ohne dramatischen Puls und ohne die richtige Bühnenperspektive, immer nur neben und hinter dem Text hergehend, flüchtige Episoden unnatürlich aufbauschend, bedeutsame Glieder des Dramas widernatürlich verkürzend und verkrüppelnd, im ganzen lähmend, statt befreiend, kurz: eine Partitur, die man bewundern muß und deren Aufführung im Theater dennoch langweilt und ärgert. Was Wolf vergeblich erstrebte, das hat der greise Verdi erreicht: keine andere Musik ist, abgesehen von der individuellen Färbung des Melodischen, in ihrer feinen Grazie, ihrem Witz, im unerschöpflichen Reichtum des Rhythmischen und Harmonischen und in der erst durch solchen Reichtum ermöglichten Knappheit und Bestimmtheit des Ausdruckes so Hugo Wolfisch, etwa im Sinne des „Italienischen Liederbuches“, wie die zu Verdis „Falstaff“; aber sie trifft auch stets den Nagel auf den Kopf, sie lebt und webt einzig im Drama, nicht darüber oder darunter, sondern mitten drinnen, dienend und herrschend zugleich. Und die Wirkung? Ein vollendetes Lustspiel. Ein Deutscher, Mozart, schrieb einst das beste musikalische Lustspiel italienischen Stils; und das beste musikalische Lustspiel modern-deutschen Stils ward von einem Italiener geschrieben. Es hilft nichts: die Geschichte der deutschen Oper ist die Geschichte des italienischen Musikdramas.

Max Morold.

Peter Hilles Ende.

Peter Hille ist tot. Und sein Sterben war wie sein Leben: auf der Straße. Nachts fand man ihn schwerverletzt und blutüberströmt auf einem Berliner Vorortbahnhofe, und ein paar Tage später war er tot. Einige sagen, er ist ermordet, andere, er ist betrunken von einer Bank gefallen. Möglich ist bei Peter Hille beides, und wenn etwas wie eine vage Hoffnung in uns das erstere glauben möchte, so ist es, weil wir klein sind und feige vor der brutalen und behaglichen Konsequenz des Lebens zurückschrecken, weil wir uns befangen an die Aeußerungsform eines zwingenden Geschehens statt an dieses selbst klammern. Und so dünkt uns für jeden Fall der Tod in der Trunkenheit eine verächtliche Farce, der Tod durch Mord Tragik — als ob nicht dieses wie jenes

gleichberechtigt den Schlußpunkt unter eine Lebenstragödie setzen könnte! Ueberdenken wir jedoch ehrlich und ohne verklärendes Mitleiden Peter Hilles irdische Pilgerfahrt, so müssen wir uns eingestehen, daß ihre logische Konsequenz einzig ein klägliches Verenden sein konnte. Denn gleichwie der tragische Ansatz seines Todes sich zu niederer und niederdrückender Tragikomik verzerrte, so wollte auch sein Leben groß sein und verrann immer wieder und immer mehr zur Farce.

Wer diesen seltsamen Menschen verstehen wollte, der brauchte nur seine Hände zu betrachten und seinen Kopf. Diese kleinen, zierlichen, wie verkrüppelten Kinderhände, in die das Elend tausend Runzeln gegraben hatte und die immer ein wenig schmutzig waren, wie Kinderhände. Louis Corinth hat sie nicht mithineingenommen in sein Porträt Hilles, das auf der Ausstellung der Berliner Sezession einen ständigen Bewunderer und Erläuterer in dem Porträtierten selbst hatte und das jetzt im Cabaret Dalbelli hängt. Er hat nur das Profil des Kopfes gegeben, der eines Propheten Kopf ist, mit seinem langwallenden, grauen Bart und dem ungekämmten Haupthaar, das ihm tief und voll auf die gebeugten und wie in sich zusammengesunkenen Schultern fiel, mit der wuchtig und doch nicht ohne Anmut herausgearbeiteten Stirn und den Augen, die trübe und müde waren vom Wein und von den Bitternissen des Lebens. Prophetenhaupt und Kinderhände: das ist die Formel für Peter Hille.

Der Typus Peter Hille ist beinahe ein parodistisches Symbol unserer an Sehnsucht und Uebergängen reichen, an Erfüllungen armen Zeit. Den Paralleltypus für Wien repräsentiert Peter Altenberg. Beide sind Dichter. Aber sie sind Endpunkt einer Entwicklungsfolge, der Ring der Ringe: der Ring der ewigen Wiederkehr, schließt sich mit ihnen, und so greifen sie in die Anfänge zurück — auf das Primitive und Ursprüngliche, auf das Kind als poetischen Lebensinhalt und das Aperçu als die literarische Form. Freilich, in ihrer tiefsten Verwandtschaft liegt zugleich auch die prinzipielle Gegensätzlichkeit zwischen Hille, dem Norddeutschen, und Altenberg, dem Wiener. Dieser gibt das naive Raffinement reifender Kinder, Hille die kindliche Naivetät, die in ihrer bestimmten Umgrenztheit Reife an sich ist. Bei Altenberg hat sich das abgefeimteste Raffinement erschöpfter Kulturen der Primitivität als der endgiltigen Sensation bemächtigt, und so ist es möglich und psychologisch, daß er leichthin für das Kind die Dirne als die vorletzte Sensation, als das Schlußstück in dem Wandlungskreise Weib, eintauscht. Er ist Weltstädter, Lebemann, blasiert, ohne Naturgefühl — er sucht, ein intim beobachtender Verstandesmensch, den Menschen, Hille, der sich inbrünstig versenkende Gefühlsmensch, sucht die Natur, und im Kinde ist sie ihm am nächsten und ist er sich selbst am nächsten. Denn das Kind ist die mystische und doch harmonische Andeutung aller natürlichen Möglichkeiten, und in seiner Seele klingen die tiefsten tragischen Akzente am unmittelbarsten an. Ihr müßt wissen, Peter Hille war Westfale, aus dem Sauerlande, das von Touristen unentdeckt ist und das voll knorriger Bäume und Menschen und Felsgestein ist und voller Bäche, die sich in die Erde einwühlen und enttäuscht aus verborgenen Tiefen wieder aufsteigen, um die Höhe und die Sonne zu sehen und talabwärts dem Meere entgegenzuträumen, dem großen Meere der Vergessenheit. Peter Hille war nicht Fels noch wurzelfester Baum, er war ein Waldbach, der Seltsames und Unverständliches murmelte und träumend und träge zu unbekannten Zielen glitt.

Man kann nicht sagen, daß das Leben Peter Hille gebrochen hat. Seine Dichtungen, von denen neulich an gleicher Stelle Johannes Schlaf sprach, der vor achtzehn Jahren erschienene Roman „Die Sozialisten" und die ein Jahrzehnt später entstandene, groß konzipierte und erschreckend kühn zerfahrene und zerfetzte Tragödie „Des Platonikers Sohn", sind ehrfurchtheischende Grabmäler eines prophetisch die Welt umfassenden Wollens. Der Dichter selbst aber nahm sie für Denkmäler seiner Größe und seines Ruhmes. Das ist das seltsamste und eigentlich tragische Moment an diesem seltsamen Menschen, daß er niemals den klaffenden und grotesken Widerstreit zwischen dem Glücksbewußtsein seines Prophetentums und der Realität des Lebens empfunden hat. Und so war er auch nach Berlin gekommen, Peter Hille, der Erwitzer Lehrerssohn, der entlaufene Student, der verunglückte Redakteur, der Vagabund auf den Landstraßen Deutschlands, Hollands, Englands, Italiens, heimatlos stets, weil die Welt seine Heimat war — so war er nach Berlin gekommen wie auf eine Landstraße, an der Fruchtbäume und Aehrenfelder stehen. Unbekümmert um den Großstadtstrudel, der ihn fühllos umherwirbelte und jeden Augenblick in seinen todbringenden Trichter hinabzuziehen drohte, dichtete er hier den Traum seiner erhabenen romantischen Bestimmung weiter: „Das bin ich: Ausschaltung des Zwischenhandels der Sitte, moderner Verkleidungen, der Gesellschaft. Große Züge. Weite. Purpurne Vergangenheit und schrankenlos jubelnde Zukunft; dazwischen schlingt sich mein Lebensreigen mein Weltgefühl. Ich bin, also ist Schönheit. Und diese Schönheit gehört dem großen Leben, das uns alle gestaltet." Und da geschah das Wunderbare: Tausende sind der Großstadt nachgejagt, um dann in ihrer blutdurstigen Umarmung zu verröcheln. Als aber Peter Hille nicht zu ihr kam, sondern mit der Zuversicht eines in Märchen lebenden Kindes wartete, daß sie ihn aufsuche und ihm huldige, da erstaunte sie und erkannte ihn und darauf lächelte sie spöttisch halb und halb verwundernd, und sie ging an diesem merkwürdigen Mann vorüber. [illegible] hat … haben wird, wird sie ihn unwillig, verächtlich [illegible]

[illegible]

an die gemalten Häuser sind wirkliche Vogelbauer gehängt, und aus den gemalten Bäumen wachsen wirkliche Zweige. Italiener spielen auf, und einer tanzt dazu, und sein Klumpfuß schlägt hart und höhnisch den Takt. Man trinkt Viturino aus strohumflochtenen Flaschen, und der Wein schwemmt in die Stimmung und Gemeinschaft der Bohemiens auch jene, die diesem Kreise sonst fremd sind und die ihn aus Neugier oder Sympathie für Stunden nur betreten haben. Dieses ist die Residenz Peter Hilles, des Königs der Boheme. Sein abgeschabter und zerknitterter Gehrock, der die Defekte der übrigen Kleidung zu verdecken hat, bekommt einen Anstrich von Würde und Feierlichkeit, und die abgetretenen Hausschuhe, in denen er manchmal umherschlürft, besagen, daß er sich hier zuhause fühlt. Peter Hille hat nie Geld, aber er hat stets zu trinken, er ist die Attraktion des Lokals. Ach, einmal, es ist lange her, da hat er 240 Mark innerhalb Jahresfrist eingenommen — das ist ihm heute wie ein unsinniger Traum. Er nächtigte viel im Freien und auf den Aborten der Bahnhöfe, bis ihn die Perronsperre vertrieb. Eine Berliner Zeitung suchte sein Los durch literarische Aufträge menschenwürdiger zu gestalten, aber Peter Hille verstand nicht, was das sollte — ist er nicht ein König, ist er nicht frei und ist wie die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde! Die Brüder Hart gründeten zur Realisierung ihrer monistischen Weltanschauung die „Neue Gemeinschaft" und boten Hille, diesem Monisten par excellence, in ihrer Künstlerkolonie Schlachtensee Unterkunft. Und in der Brettlzeit machte man aus Dalbelli ein Kabaret für ihn. Montags liest er. Man gerät durch einen schmalen Gang in ein Hinterzimmer, der Teller geht herum, eine Mark pro Person. Peter Hille steht an der Eingangswand, dem Corinth'schen Porträt gegenüber, auf das er so stolz ist. Er hat alle Taschen und Hände voll zerknitterten und schmutzigen Manuskriptpapieres und blättert darin und liest mit einem monotonen Stimmchen, und die Blicke der Mondänen und Demimondänen liegen in perverser Gier auf ihm. Er stottert und kann sein eigenes Manuskript nicht entziffern, und ohne Verlegenheit, mit dem unbekümmerten Gleichmut eines Menschen, der die Dinge an sich herankommen läßt, erzählt er eine lange Geschichte: wie er die Nacht durcharbeitet und wie er erst auf dem Wege zum Kabaret im Straßenbahnwagen seine poetischen Eingebungen niedergeschrieben habe. Und da es durchaus nicht gehen will mit dem Weiterlesen, übernimmt Peter Baum es, Hille zu rezitieren. Er rezitiert mit der Hingebung des Jüngers und des Freundes die Inbrunst dieser reinen und rauschenden Naturseele:

„Wald, du moosiger Träumer,
Wie deine grüngoldenen Augen funkeln,
Einsiedel, schwer von Leben,
Wie deine Gedanken dunkeln,
Safträumender Tagesversäumer!
Ueber der Wipfel Hin- und Wiederschweben,
Wie's näher kommt und voller wogt und braust
Und weiter zieht und stiller wird und saust.
Ueber der Wipfel Hin- und Wiederschweben
Hoch droben steht ein ernster Ton,
Dem lauschten tausend Jahre schon
Und werden tausend Jahre lauschen . . .
Und immer dieses starke, donnerdunkle Rauschen."

Peter Hille aber steht inmitten seiner Freunde und Jünger, und er ist wie Sokrates und lehrt sie das Leben und die Ewigkeit. Sie sind zu ihm geeilt, das Wunder zu schauen, wie der Mensch das Leben und den Alltag überwindet und wird wie die Lilien auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel: frei und nur er selbst. Sie hängen an seinen Lippen, und sie hoffen auf ihn: er wird es erweisen, daß der große Mensch stärker ist als das kleinliche Schicksal. Aber der Alltag der Millionenstadt, der diesem Träumen und Treiben eine kurze Weile belustigt zugeschaut hat, schleudert den Meister, schleudert den armen Peter Hille mit einer Gebärde des Ueberdrusses und der Gleichgiltigkeit beiseite . . .

Leonhard Adelt.

Bücher.

Hanns Pfeiffer: Kloster Goldenkron. Eine Erzählung. Verlag M. Gerlach, Wien 1904.

Die Lust an der deutschen Minne, an hellem Schwerterglanz, am Sang von mittelalterlichem Rauben, Morden und Brennen in poesievollen, artigen Versen ist noch immer nicht gestillt, trotz Julius Wolff und anderen süßlichen Poeten. Dem gleichen Genre gehört an die hübsch empfundene, mit warmem Naturgefühle und angenehmem Formtalent in Versen erzählte Geschichte des Klosters Goldenkron an der Moldau. Der Hussitenkrieg gibt den historisch bewegten Hintergrund für ein Liebesspiel ab, das damit endigt, daß Heinz seine Hilde bekommt. Das mächtige Haus der Wittigonen, mit ihrem Reis, den Rosenbergern, lebt in der Erzählung auf; das Kloster auf kühner Höhe ersteht, erstarkt und trotzt den wilden Feindesstürmen. Zu all den Menschenschicksalen raunt der unwandelbare Böhmerwald sein ernstes Lied. Die schöne, warme Melodie der Dichtung ward Pfeiffer von ihm ins Herz geraunt. Wertvoll sind die historischen Grundlagen der Erzählung, auf denen eine feste, weniger zartliche Hand einen realistischen Bau aufgeführt hätte. Das alte deutsche epische Lied hat nie mehr Aussicht auf Wiedererweckung gehabt, als heute, da Verse wieder gelesen werden.

—r—

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue". O. Eltzbacher veröffentlicht eine Plauderei über den Krieg mit dem japanischen Staatsmanne Baron Suyematsu, einem Schwiegersohn des berühmten Marquis Ito. Niemand war, so erzählte der ehemalige Minister des Verkehrswesens und des Innern, über die ersten Seerfolge und über die absolute Passivität des russischen Widerstandes zur See mehr überrascht als der japanische Generalstab und die Admiralität. Die japanischen Behörden besaßen vor dem Ausbruche des Krieges das feste Vertrauen auf den Erfolg ihrer Waffen, aber sie hatten auf eine größere Energie der russischen Flotte gerechnet. Sie waren überzeugt, das ihre Flotte, wenn auch vielleicht mit Schwierigkeit, die Seeherrschaft erringen würde. Man war darauf vorbereitet, daß der Kampf bis zur Klärung der See von russischen Schiffen einen Monat dauern, und daß die Hälfte der japanischen Seemacht in diesem Kampfe zerstört werden würde. Niemand hätte es für möglich gehalten, daß die russischen Schiffe tatenlos im Hafen liegen bleiben würden, als Zielscheiben für die japanischen Geschütze und Torpedos. Die Landoperationen waren vom japanischen Generalstabe im Hinblicke darauf entworfen worden, daß die Sicherheit der Meere für die Truppen erst einen Monat nach dem Ausbruche des Krieges eintreten würde. Bei dem Entwurfe des strategischen Aufmarsches hatte man nicht auf den sofortigen Zusammenbruch der russischen Flotte gerechnet, und infolgedessen verlor die japanische Armee den Monat, den man der Flotte für die Zerstörung der russischen Seemacht eingeräumt hatte.

Mara.

Von F. de Roberto.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

„Mutter, um der Barmherzigkeit willen! sagt Ihr ihm, Mutter, daß ich ja unschuldig bin!... Hätt ich schlecht sein wollen, dann würden wir heute nicht vor Hunger sterben, ich und die armen Würmer .... sein eigenes Fleisch und Blut!..."

Die Kleine, die sie auf dem Arm hielt, zauste sie heftig an den Haaren und der Junge, der ein altes Tuch um den Kopf gewickelt hatte und vor Kälte zitterte, wimmerte um Brot, wobei er sie an den Falten des verwaschenen, geflickten Rockes zerrte.

„Stünde es denn so um mich, wenn das wahr wäre?... Aber er wird es nicht glauben, so lang' er mich nicht sieht... Ich kenn' sie schon, die ihn gegen mich aufhetzt, sie und ihre Mutter...! Was hab' ich ihnen getan? Warum haben sie's nur alle so auf mich?... Ach, hättet Ihr mich lieber in den Brunnen geworfen, wie ich auf die Welt gekommen bin...!" Und die Tränen begannen ihr über die eingefallenen Wangen zu rollen.

Als Donna Tina ihre Tochter weinen sah, stand sie eilends auf und zog sich das Umschlagtuch über den Kopf.

„Vorwärts! Komm mit mir! Gehen wir zum Advokaten, gehen wir auf die Polizei... Ich will's ihm zeigen, und der alten Hexe auch, und allen mit einander."

„Nein! Nein!" wehrte Mara angstvoll. „Was haben wir denn vom Drohen?... Man muß ihn zur Vernunft bringen; die armen Würmer sollen für mich sprechen... Wo er so allein im Spital liegt, wie sollt' es ihn da nicht freuen, seine Kinder zu sehen?... Mich freut es gar nicht, daß er so krank ist... ich bin ihm noch immer gut!... Ich hab' noch nicht daran vergessen...!"

„Komm! Vorwärts!" beharrte Donna Tina; „wir wollen ins Spital gehen und mit dem Hauptmann reden; er muß dich sprechen – im guten oder mit Gewalt!..."

„Mutter, Brot!" greinte der Junge, der ihr an den Rockfalten hing; und Donna Tina faßte ihn an der Hand.

„Komm mit der Großmutter, Neli! Jetzt gehen wir Brot kaufen und Aepfel auch; du hast doch Aepfel gern!... Und du eil' dich; gehen wir."

Mara taumelte durch den dunkeln, dumpfigen, feuchten Raum suchte nach ihrem Tuche, nach dem Schlüssel; sie war ganz verwirrt und wußte kaum, was sie tat; dann sandte sie dem Bilde der schmerzensreichen Muttergottes einen Kuß zu.

„O, du gekreuzigter Heiland! Ich werd' noch ein Narr... A! da ist ja der Schlüssel... Sei still, Minuccia; sei still, mein Herz!... Jetzt gehen wir zum Vater... da willst du wohl mitgehen? ... Still, mein süßes Mädi!...

Donna Tina half ihr den Shawl umnehmen und öffnete den Riegel der Tür. Als Mara auf der Schwelle erschien, hörten alle Nachbarinnen, die in der Sonne saßen, zu schwatzen auf und wandten sich nach ihr um. Es waren harte, böse, mißtrauische Blicke, die sie trafen, sie anklagten, sie verfolgten und samt ihren kläglichen Kindern vertrieben.

„Guten Tag [illegible] Nanna... Wie geht's, Gevatterin Filippa?"

Während die Mutter die Tür verschloß, grüßte sie die Nachbarinnen und zwang sich zu lächeln, um den Groll der Weiber, denen sie doch nie etwas getan hatte, zu entwaffnen; aber diese gaben ihr keine Antwort oder murmelten etwas Unverständliches.

Nur der Racker, die Grazia, rief: „Sperrt nur zu, Donna Tina! Wer weiß, sonst stiehlt man Euch am Ende noch den Schmuck von Eurer Tochter."

Und alle begannen zu lachen. Donna Tina wollte ihnen mit Schimpfreden antworten, aber Mara faßte sie flehentlich am Arm. „Laßt doch, Mutter!... Gehen wir lieber!"

Als dann die Mutter und die Tochter mit den Kindern durch das Tor verschwunden waren, wußte jeder im Hofe das Seinige gegen die Sippschaft vorzubringen, das Gesindel, das der ganzen Gegend zur Schande gereichte.

„Was für eine Frechheit dazu gehört, zu verlangen, daß der Mann sie wieder sehen soll, nach dem Leben, was sie hier geführt hat!" sagte die Sampietrese und drehte die Spindel.

„Während der arme Pietro Tosto beim Militär war und das Blutspuken kriegte, hat sie mit dem und jenem ihre Hetz gehabt..."

„Und dann lamentiert sie und stellt sich elend, um die Dummen zu rühren...!"

„Als ob man nicht wüßte," begann die Sampiestrese, die am heftigsten geiferte, aufs neue, „daß der Vito, der Zitronenhändler, ein Aug' auf sie geworfen hat! Er hat sie als Taglöhnerin zur Orangenernte in Monserrato aufgenommen; was ihm an dem Besenstiel, dem mageren, gelben Gesicht nur gefallen mag? Schon um nicht die ewige Raunzerei dieser Hungerleider zu hören, hätte jeder andere das Kreuz gemacht und wär' ihr ausgewichen wie der Pest! Aber jetzt, wo der Mann zurück gekommen ist und ihr vom Spital aus, wie sie's verdient, den Prozeß machen will, jetzt spielt sie die Unschuldige, schleppt die Kinder zum Richter und zum Advokaten und bildet sich ein, daß er sie verlassen muß!..."

„Da wird sie übel ankommen!... Freilich wird's der Tosto, dem es so schlecht geht, bald überstanden haben..."

„Wer, der Soldat?" sagte Meister Nunzio und trat, mit einer Ladung alter Stiefel unter dem Arm, in den Hof. „Dem geht's besser; das hat mir die Ordonnanz vom Militärspital gesagt..."

„Na — immer lustig! Wenn er herauskommt, kann er anfangen, sich wegen seiner Frau herumzuprügeln."

Der Flickschuster schüttelte den Kopf: „Immer habt ihr's mit dem Frauenzimmer zu tun!"

Aber da es Mittag läutete, zündete er das Feuer an und stellte die Suppe auf; und auch die Weiber gingen auseinander und machten sich in der Wirtschaft zu tun. Nur die Sampietrese, die ihre Wäsche um den Brunnen herum zum Trocknen aufgehängt hatte, blieb im Hof, nahm die getrockneten Stücke ab, bügelte sie auf den Knien aus und legte sie dann Stück für Stück in einen Korb. Plötzlich hörte man sie schreien:

„Das seidene Tuch!... Wo ist das seidene Tuch?"

Die Nachbarinnen erschienen in der Tür, um zu hören, was es gebe, und die Sampietrese, die alles durcheinander warf, wiederholte:

„Es ist nicht da!... Ich bin ja doch nicht blind!... Mein weißes seidenes Tuch... hier hinter dem Leintuch hab' ich's mit meinen eigenen Händen aufgehängt.. und jetzt ist es fort -- verschwunden!.."

„Sucht nur gut", sagte Meister Nunzio beschwichtigend; „sucht es im Haus."

„Im Haus? Was soll ich's dort suchen? Es ist nicht da! Man hat mir's gestohlen! Sucht Ihr's doch, wenn Ihr gar so gut seid!" Sie schrie noch heftiger als zuvor, und als ihre Augen auf die verschlossene Tür von Maras elender Kammer fielen, kreischte sie plötzlich, mit der Hand darauf weisend: „Die hat mir's gestohlen!... Ich will blind werden, wenn die es nicht gestohlen hat!"

„Deshalb hat ihre Mutter auch die Tür zugesperrt", bekräftigte Grazia; „die spielt ihr auch in die Hand."

„Ich sag euch, sie ist's! Wer soll es denn sonst sein? Aber wenn sie mir's nicht zurück gibt — so wahr ein Gott im Himmel ist — ich zieh ihr's aus der Nase!"

Immer noch scheltend und fluchend ging sie hinein und die Nachbarinnen gaben ihr recht; nur der Meister Nunzio, der gerade seinen Wein trank, meinte, man müsse erst gut suchen. Er räumte sein Kochgeschirr wieder weg, packte aufs neue das Werkzeug, die Leisten und die Schuhe in seinen Korb, nahm ihn über den Arm und machte sich auf den Weg. Unter dem Tore traf er Mara, die mit den schläfrigen Kindern mit trostloser, zerstörter Miene heimkehrte.

„Wie steht's?" fragte er, einen Augenblick stehen bleibend.

„Ach, Meister Nunzio, laßt mich gehen! Nichts! Er will keine Vernunft annehmen! Sogar der Oberst hat mit ihm gesprochen; aber es ist alles umsonst... Ich glaub' an gar nichts mehr!" Und es sah aus, als wolle sie umsinken.

„Aber was!" meinte Nunzio mit einer vagen Handbewegung. „Man darf nicht so den Mut verlieren. Nur beim Tode hört die Hoffnung auf; aber so lang der Mensch lebt...

„Und was soll ich machen, um mich zu retten? Sagen Sie mir, was ich machen soll! Mein Mann will nichts mehr von mir wissen, das Elend frißt uns bei lebendigem Leib auf, die Leute verfolgen mich...

Ach! es wäre besser, sich einen Stein um den Hals zu hängen und ins Meer zu springen!"

Meister Nunzio blieb stehen und sah ihr nach, während sie über den Hof schritt, den Schlüssel aus der Tasche holte und aufschloß. Bei dem Geräusch schoß die Sampietrese wie eine Furie heraus, sprang auf sie zu, faßte sie bei der Schulter, sah sie an, als wollte sie sie mit den Augen verschlingen, und schrie:

„Also eine Diebin bist du auch!"

Erschrocken sah Mara sie an, ohne zu begreifen; aber die andere schüttelte sie am Arm und zeigte ihr die Faust.

„Mein Tuch! Mein seidenes Tuch! Das hat dir gefallen, was? So schöne hat dir der Zitronenhändler wohl nicht gekauft!"

„Was für ein Tuch? Ich weiß von nichts. Bei der heiligen Muttergottes, ich weiß nichts von einem Tuch..."

„Laß du die Muttergottes in Ruh' — du bist nicht wert, sie im Mund zu führen! — Und gib mir das seidene Tuch zurück, das hier, hinter dem Leintuch, aufgehängt war, hörst du!"

„Ich weiß von nichts — ich hab's nicht genommen: ich will auf der Stelle tot umfallen... Fragt doch die anderen, ob ich heute Früh überhaupt in den Hof gekommen bin..."

Und mit den Blicken rief sie die Nachbarinnen zu Zeugen auf; aber die, die sich an der Szene ergötzten, sprachen kein Wort.

„Ah so, du willst mir's also nicht zurückgeben? Na wart', ich geh' auf die Polizei..."

Sie ging zwei Schritte, dann blieb sie stehen, wandte sich um und spie ihr ins Gesicht: „Du Diebin!"

Meister Nunzio, der seinen Korb abgesetzt hatte, kehrte in den Hof zurück und wollte die Furie besänftigen; aber nun fing die Sampietrese auch mit ihm an, rief Gott und alle Heiligen zu Zeugen und wollte sofort aufs Kommissariat. Die anderen Weiber umringten sie, drängten sie ins Haus zurück, gaben ihr recht, redeten ihr aber zu, sich deshalb doch nicht so viel Galle zu machen. Ein seidenes Tuch, das mehr wert war, als das ganze Frauenzimmer! Es war noch kein Jahr her, daß sie sich's gekauft hatte!

Meister Nunzio warf einen Blick in die Kammer der Mara; er sah, wie sie die Kinder zu Bett brachte, sie küßte und mit ihrem eigenen Umhängtuch zudeckte. Dann kam sie wieder heraus: sie war noch bläßer als zuvor, aber sie sagte kein Wort. Sie ging auf den Brunnen zu und begann Wasser heraufzuziehen. Da schüttelte der Flickschuster den Kopf, nahm seinen Korb wieder auf den Arm und machte sich neuerdings auf den Weg. Plötzlich verstummte das Kreischen des Ziehbrunnens und man hörte einen dumpfen Fall.

„Heiliger Nährvater Josef!"

Beim Brunnen war niemand mehr zu sehen, der Strick des Eimers war vom Rad geglitten.

„Zu Hilfe, Christenmenschen!"

Meister Nunzio brüllte wie ein Besessener, rannte umher und fuchtelte mit den Armen in der Luft; entsetzt kamen die Weiber heraus, und obwohl sie nicht wußten, was los war, begannen auch sie zu schreien:

„Zu Hilfe! — Was gibt's!"

„Sie hat sich ins Wasser gestürzt!"

„Wer? Die Mara?"

„Jesus Maria!"

„Ruft um Hilfe!"

„Ihr habt sie umgebracht."

„Der Strick ist abgerissen! Zu Hilfe!"

Von der Straße kamen Leute gerannt, eine Menge von Neugierigen drängte heran, stellte Fragen, beugte sich über den Rand des Brunnens.

„Man sieht sie, die Unglückliche!" schrie Meister Nunzio. „Es ist wenig Wasser im Brunnen... Da ist sie!"

„Bringt Lichter!... Ein Brett!"

Niemand wußte, wie man die Rettung anstellen sollte; [illegible] machte einen anderen Vorschlag, die Verwirrung wuchs, und erst als die Polizei kam, wurden zwei Männer, die rittlings auf einem Balken saßen, an starken Schiffstauen in den Brunnen hinabgelassen. „Bindet sie", rief der Kommissär und seine Stimme wiederhallte dumpf in dem tiefen Brunnenschacht: „Bindet sie fest."

„Stricke.... Anziehen!" riefen die Männer von unten. Und in diesem Augenblick kam die Donna Tina, verstört wie eine Närrin auf den Hof gerannt.

„Mara! mein Kind!" Die Wachleute wollten sie nicht durchlassen, stießen sie wieder zurück. Aber sie drängte sich dennoch vor: „Mein Kind, meine Tochter! Zuiammer Mörder, du hast sie mir [illegible] gebracht!"

„Ruhe! Seid doch still!" befahl der Kommissär; und in diesem Augenblick zogen die Wachleute schweißgebadet mit größter Anstrengung den Balken heraus.

„Achtung! Nun kommt der erste Halt! Vorsichtig!"

Donna Tina, die [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

„Die Kinder! Führt doch die Kinder weg!"

Ein Bündel triefender Kleider kam zum Vorschein; die nassen Haare bedeckten das blutüberströmte Gesicht. Die Verwundungen am Kopfe waren aber geringfügig im Vergleich zu dem zerschmetterten Bein; und der Dr. Valenti im Spital von Santa Marta sagte, sie müßte sterben, wenn man das Bein nicht amputierte. Dazu bedürfe es aber der Zustimmung der Familie.

„Gottes Wille geschehe! Lieber das Bein als das Leben verlieren!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Vorzimmer des Hospitals neben dem Operationssaal saß Donna Tina und wartete in Begleitung ihrer beiden Enkel; auch Meister Nunzio war da und die Sampietrese, die ihr seidenes Tuch hinter der Hühnersteige gefunden hatte und nun gekommen war, um nach der Verunglückten zu fragen.

„Wird sie wenigstens narkotisiert?" fragte sie leise.

„Na, ich glaub's" entgegnete Meister Nunzio. „Alle werden narkotisiert und spüren nichts von der Operation."

Aus dem angrenzenden Saale vernahm man die Stimme des Professors, der den Studenten auf der Galerie zugleich seinen Vortrag hielt; nachdem sie eine Stunde in dieser Vorhölle verbracht, vernahm man allerhand Geräusche.

„Jetzt ist es vorüber", sagte Meister Nunzio.

Die Tür wurde geöffnet und die Träger brachten die Bahre, auf der, bis ans Kinn verdeckt, die Kranke lag. Das wachsbleiche Gesicht erschien noch fahler zwischen den weißen Bandagen.

„Mara! Hast du keine Schmerzen?"

Sie schlug die leuchtenden Augen ein wenig auf:

„Nein, Mutter, ich hab' nichts gespürt."

Und sie lächelte allen zu.

Aber als es ihr gegen Abend schlechter ging und Donna Tina ihre Tränen verbarg, um ihr das Herz nicht noch schwerer zu machen, sagte sie mit schwacher Stimme:

„Mutter, weine nicht... Ich weiß, daß es mit mir aus ist und es ist besser so. Aber schickt noch einmal zum Pietro und laßt ihm sagen, daß ich ihm wenigstens jetzt, im Sterben, noch einmal sehen möchte..."

„Den Mörder! Du denkst noch immer an den Mörder?..."

... „Im Sterben...!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Militärspital lag gerade gegenüber von „Santa Marta" und Donna Tina war in zwei Sätzen dort. Mit geballten Fäusten und düsterem Antlitz kam sie zurück.

„Er will nicht? Dann schickt um den Herrn Kaplan."

Der Kaplan kam und Mara beichtete:

„Mein Mann will mich selbst jetzt, in meiner Todesstunde, nicht sehen... weil sie ihm so viel Uebles von mir erzählt haben... daß ich es, während er beim Militär war, mit dem und jenem gehalten habe... Aber das ist nicht wahr, das schwöre ich vor Gott!... Ein einzigesmal war ich mit dem Zitronenhändler, um Brot für die Kinder zu schaffen... Ich beichte das Euer Hochwürden, denn ich möchte ihn gern noch einmal sehen, eh' ich sterbe... er kann sich rühren und ich nicht... es sind nur zwei Schritte — es wird ihm nichts schaden..."

Auch der Kaplan lief hinüber; aber er kam allein zurück, denn Pietro Tosto sagte noch immer nein.

„Nun, dann geschehe Gottes Wille!... Mutter, ich leg' euch die Kinder ans Herz..."

Und in der Morgendämmerung starb sie.

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XXXIX. Band. | Wien, den 21. Mai 1904. | Nummer 503.

Die Ueberschätzung der Quantität.

Der Schrecken, der vor den Waffen der Japaner einhergeht, ist den europäischen Kriegsverwaltungen in die Glieder gefahren. Sie waren auf russische Niederlagen so wenig gefaßt, daß sie auch jetzt, um diese neue und schmerzliche Erfahrung reicher geworden, von tieferen, organischen Ursachen der Niederlagen nichts wissen wollen. Gäbe es solche Ursachen, dann hätte ja die fachmännische Einsicht sie schon vorher erkennen und den bösen Ausgang voraussehen müssen. Da sie aber nichts voraussah, sondern sich von den Ereignissen überraschen ließ, darf natürlich Rußlands Unglück nicht aus inneren und notwendigen, sondern nur aus äußeren und zufälligen Gründen hervorgegangen sein. So haben sich denn die militärischen Fachmänner auf die Erklärung geeinigt: Rußland war zu wenig vorbereitet. Nicht das russische Regierungssystem trägt die Schuld, nicht die damit verknüpfte Korruption, Mißwirtschaft und Unkultur, nein, ausschließlich die ungenügende Vorbereitung. Daher sind auch aus dem Kriege keine politischen und kulturellen, sondern nur militärische Lehren zu ziehen. Und die erste und wichtigste von allen ist: rüsten, rüsten und wieder rüsten!

Aus dieser Auffassung der asiatischen Kriegsbegebenheiten entstehen die großen Militärkredite, die mächtig anwachsenden Armee- und Flottenbudgets. In Oesterreich haben wir die erste Probe davon zu kosten bekommen, andere Länder werden nachfolgen. Es stehen wieder in ganz Europa namhafte Steigerungen der militärischen Auslagen bevor. Allenthalben hat man plötzlich das Gefühl, man sei ebenso „ungenügend vorbereitet“, wie Rußland es angeblich gewesen; und man meint, dem Mißgeschick, das diese gefürchtete Militärmacht befiel, nur dadurch entgehen zu können, daß man nun Waffen- und Munitionsmagazine bis zum Bersten und Brechen vollstopft. In alledem zeigt sich aber nur ein eigentümlicher Irrtum wirksam, der in den Gedankengängen und Berechnungen der modernen Militärs immer und immer wiederkehrt — nämlich: die Ueberschätzung der Quantität. Seit die Annahme der allgemeinen Wehrpflicht in allen europäischen Staaten Heeresmassen auf die Beine oder wenigstens aufs Papier gebracht hat, wie kein früheres Zeitalter sie anzusammeln oder auch nur vorzustellen vermochte, haben die Militärs sich daran gewöhnt, nur mehr mit ungeheueren Ziffern zu arbeiten und in diesen Ziffern den Kern und die Hauptsache des Kriegswesens zu erblicken. Viel Soldaten, viel Kanonen, viel Geld — darauf schien es ihnen nur anzukommen und sonst auf nichts. Darum mußte Rußland mit seinen unermeßlichen Macht- und Hilfsmitteln den Militärkreisen so sehr imponieren. Aus der Ueberschätzung der Quantität ergab sich die Ueberschätzung der russischen Macht. Umso größer, umso erschreckender nun die Enttäuschung durch den japanischen Krieg. Aber man folgert daraus nicht, daß die ganze militärisch-fachmännische Denk- und Urteilsweise falsch und unhistorisch ist, sondern man folgert nur, daß dabei eine momentane Ungunst des Zufalls mitspielt: die russische Kriegsverwaltung muß eben jetzt, im Frühjahr 1904, ein wenig nachlässig und sorglos gewesen sein, muß die zur Verfügung stehenden Kräfte nicht hinlänglich konzentriert und angespannt haben. In Wahrheit fehlt es aber nicht an der Anspannung, sondern an den Kräften selbst; nicht die Fehler vom Frühjahr 1904, sondern die der ganzen russischen Geschichte brechen da hervor; und nicht die tote Ziffer ist es, die hier und die überhaupt entscheidet, sondern der lebendige Geist ist es, der Geist der Staatsordnung, der Verwaltung, der Volksbildung. Das sind Faktoren nicht nur von friedlichem, sondern auch von kriegerischem Wert und Gewicht. Wie sollte denn Rußland die Kulturdifferenz, die es von Westeuropa trennt, gerade militärisch überspringen können? Es hat dies tatsächlich nie gekonnt. Wären unsere Militärpolitiker, die leider nur Militärs und keine Politiker sind, nicht durch ihre Ueberschätzung der Quantität so völlig geblendet und betäubt, sie hätten in richtiger Würdigung jener Kulturdifferenz auch die russische Kriegsmacht richtiger taxiert.

Es kann doch wohl kein Zufall sein, daß Rußland, wann und wo immer es mit europäischen Mächten zusammenstieß, regelmäßig den kürzeren gezogen hat. Die wenigen Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Die Schlacht bei Pultawa, die Rußland in die Reihe der Großmächte einschob und Schweden daraus strich, ist nicht durch die Kriegskunst Peters des Großen gewonnen, sondern durch die Tollheit Karls XII. verloren worden; es war eben ein Wahnsinn, mit einem durch Frost, Hunger und Seuchen dezimierten Heere einen vierfach überlegenen Feind, der hinter festen Redouten stand, anzugreifen. Die zweite scheinbare Ausnahme — Suwarows Siege in Italien — erklärt sich einfach: unter dem Oberbefehl des russischen Feldherrn standen österreichische Generale und kämpften größtenteils österreichische Truppen. In allen übrigen Fällen, in den drei großen Zusammenstößen des Siebenjährigen Krieges, der napoleonischen Kriege und des Krimkrieges, erwies sich jedesmal die Inferiorität der russischen Kriegführung. Friedrichs des Großen Niederlage bei Kunersdorf war nicht russisches Verdienst; die Russen waren bereits geschlagen und nur das Eingreifen der Oesterreicher unter Laudon wandte das Glück des Tages. Vor Austerlitz prahlten die russischen Militärgenies, Napoleon habe bisher mit seinen Siegen leichtes Spiel gehabt, weil ihm noch keine Russen gegenübergestanden seien. Und dann kam die schmähliche, vernichtende Niederlage, über die sich die verbündeten Oesterreicher fast freuten, weil sie, wenn auch am schwersten davon getroffen, doch dem russischen Dünkel die Lektion vergönnten. Damals schrieb Gentz, wie sich seine „deutschen Eingeweide umkehrten“, wenn er den „blinden, dummen und unverschämten Nationalstolz“ sah, mit dem die Russen auf Deutschland „als einen verächtlichen Teil der Erde“ herunterblickten. Daß die russische Kriegskunst wegen der Katastrophe von 1812 den Ruhm für sich in Anspruch nimmt, der erste und eigentliche Ueberwinder Napoleons gewesen zu sein, gehört nur mit zu den historischen Lügen, mit denen diese Politik der Eitelkeit und des Größenwahns stets gearbeitet hat. Der ganze angebliche „Kriegsplan“ von 1812, das „Hineinlocken“ Napoleons in die verderbliche Eiswüste, das alles ist Schwindel, nachträgliche Erfindung, aus dem Erfolg nach rückwärts konstruierte Strategie. Rußland hatte damals, wie immer, überhaupt keinen Operationsplan, der Gang der Dinge wurde durch den Feind bestimmt. Die russischen Generale „lockten“ Napoleon nicht, sondern er trieb sie vor sich her, brach ihren Widerstand bei Smolensk und Borodino, und wurde zuletzt nicht von ihnen, sondern von einem viel größeren Strategen: dem russischen Winter geschlagen. Das Werk der Elemente wurde erst später in ein Werk tiefsinniger Berechnung umgedichtet. Und so entstand die Fabel von der Unüberwindlichkeit Rußlands, an die noch immer geglaubt wird, trotzdem sie durch die Tatsachen hundertfach widerlegt ist.

Der russische Kriegsruhm beruht, wenn man alles Brimborium wegtut, auf nichts anderem als einer Reihe glücklicher Türkenkriege. Aber die türkische Militärmacht, einst die stärkste der Welt, war längst durch Oesterreich gebrochen, ehe Rußland mit ihr zu tun bekam. Da war die Nachernte leicht. Europäischer Kriegführung hat sich die russische nie gewachsen gezeigt — die Japaner aber sind keine Türken. Japan ist, wenn auch nicht geographisch, so doch kulturell, ein europäischer Staat. Das erklärt alles. Und als Lehre, die aus dem russisch-japanischen Krieg zu ziehen wäre, ergibt sich also: daß, gewisse normale Machtverhältnisse vorausgesetzt, nicht die Quantität, sondern die Qualität im Krieg entscheidet; nicht mehr Soldaten, mehr Kanonen, mehr Geld — sondern die bessere Verwaltung, die höhere Bildung, die überlegene innere Staatskraft.

E. W.

Der Idealstaat.

Der geistreiche ungarisch-deutsche Philosoph und Soziolog Eugen Heinrich Schmitt gibt in einem eben erschienenen Schriftchen*) eine kritische Uebersicht über die verschiedenen Utopien, die von Plato bis auf Bellamy und Hertzka von begeisterten Menschenfreunden ersonnen und teilweise in der Wirklichkeit erprobt worden sind, um ihren Urhebern regelmäßig den schwermütigen Satz aus Goethes „Tasso“ zu beweisen: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“

Die Absicht des Werkes ist eine von den bisherigen nicht seltenen Bearbeitungen der Utopien stark abweichende. Bisher hat regelmäßig der politische und ökonomische Parteimann das Wort gehabt, und dabei war die Kritik der verschiedenen Schemata eines neuartigen und besseren oder gar besten Gesellschaftswesens immer eine teils polemische, teils apologetische. Der Berichterstatter bemühte sich, die ihm antipathischen Pläne als mit den Grundbedingungen der Oekonomie und Politik, mit der psychologischen Artung der Menschen, „wie sie einmal [illegible] und schließlich als in sich selbst widerspruchsvoll nachzuweisen, wenn er umgekehrt die [illegible] ihm sympathischer Vorschläge als [illegible] Zufälle oder als Folgen [illegible] dem reinen Prinzip [illegible]

*) [illegible] „Der Idealstaat“ [illegible]

Grunde fremder Organisationsbestandteile darstellte. Diese Doppeltendenz bedang ein genaueres Eingehen auf die Einzelheiten der verschiedenen Pläne, und natürlich war unter diesen Umständen die Kritik im wesentlichen unter ökonomischen Gesichtspunkten zu leisten.

Schmitt begnügt sich demgegenüber mit einer äußerst knappen Darstellung der Grundlinien jedes einzelnen Vorschlages, die allerdings, soweit ich die Originale kenne, fast jedesmal mit Meisterhand gezogen sind, kümmert sich dagegen weder darstellend noch kritisch um irgend welche Einzelheiten. Er darf sich diese Kürze gestatten, weil er das ganze Problem nicht als Parteimann, sondern von der höchsten Warte aus anschaut, die der Mensch ersteigen kann, von der des Philosophen, oder wenn man will, des Soziologen.

Er mißt alle Utopien an dem Maßstabe seines geschichtsphilosophischen Hauptprinzips; er mißt sie als solche, generaliter, und verwirft sie sämtlich als unhistorisch, nur aus der einen Erwägung heraus, daß sie sämtlich darauf abzielen, durch eine Aenderung der äußeren Organisation der Gesellschaft einen wesentlichen Fortschritt im Zusammenleben der menschlichen Art zu erreichen. Das scheint unserem Autor im höchsten Maße ungeschichtlich, d. h. in diesem Fall unorganisch gedacht, und aus diesem Grunde lehnt er alle die verschiedenen Schemata in Bausch und Bogen als edle Verirrungen des Geistes ab und bewertet nur sozusagen im Vorbeigehen die einzelnen Gedankenbilder je nach dem logischen Zusammenklang ihrer einzelnen Bestandteile und nach der Art, wie sie gewissen, ihm a **priori** notwendig erscheinenden Erfordernissen, namentlich dem der Freiheit, gerecht werden.

Jener geschichtsphilosophische Maßstab, der ihm dient, ist eine absolut idealistische, aufs strengste antimaterialistische Geschichtsauffassung.

Es sind zwei grundsätzlich verschiedene Auffassungen der Geschichte denkbar: bestimmt das Denken der Menschheit ihre äußere, ökonomische und politische Daseinsform? Oder: bestimmt umgekehrt die äußere Daseinsform das Denken der Menschheit? Der Anhänger der ersten Anschauung ist Idealist, der der letzteren ist — ich würde sagen: Materialist, wenn nicht dieser Terminus durch gewisse Uebertreibungen der marxistischen Geschichtsphilosophie eine zu enge Bedeutung erhalten hätte. Es sei mir gestattet, diese grundsätzliche Auffassung nach einem Ausdrucke, den ich kürzlich in einer Abhandlung eingeführt habe (Barths Vierteljahrsschrift für wissensch. Philosophie und Soziologie, 1903) als die „sozialökonomische Geschichtsauffassung“ zu bezeichnen.

Schmitt ist reiner Idealist. Für seine Auffassung ist der Fortschritt der Menschheit eine mathematische Funktion ihrer geistigen Selbstbefreiung, des Selbstbewußtwerdens ihrer Vernunft als eines Teiles der Weltvernunft, der Selbsterkenntnis ihres göttlichen Ursprungs, ein Gedanke, der in ähnlicher Form z. B. auch der Buckle'schen Geschichtsphilosophie zugrunde liegt. In diesem Fortschritte der Erkenntnis erblickt er die einzige Möglichkeit einer Erlösung der Menschheit aus ihrer heutigen Not, aus ihrer sozialen und geistigen Sklaverei: mit der Befreiung des Geistes wird sich die Befreiung der Körper von selbst einstellen. Das Beste erhofft er von einer Erstarkung der naturwissenschaftlichen [illegible] deren Fortschreiten den theologischen Aberglauben immer weiter zurückdrängen und schließlich gänzlich vernichten wird. Hierin nämlich, in der Dühring'schen „Superstition“ erkennt er ganz mit Recht den wesentlichsten Faktor, der die Massen unter ihr Joch gebeugt hat.

Die Begründung, die Schmitt an dieser Stelle seiner allgemeinen Auffassung gibt, konnte naturgemäß nur kurz sein; er verweist häufig auf ältere, religions- und geschichtsphilosophische Abhandlungen, die mir leider noch nicht bekannt sind. So viel ich aus dem, was hier geboten wird, erkennen kann, treffen seine Einwände gegen den „historischen Materialismus“ im wesentlichen nur die spezifisch marxistischen Uebertreibungen der ökonomischen Geschichtsphilosophie; und [illegible] stützt er sich nur auf die Erfahrung, daß die Individuen [illegible] Willens gewöhnlich ihre [illegible] etwas Wesentliches geändert hätte.

Das Argument ist nicht [illegible]

[illegible]

Gerade die Erfahrungen mit einer großen Anzahl solcher ursprünglich durch die Gemeinsamkeit sittlich-religiöser Grundanschauungen zusammengeführter Gemeinden, die Tatsache, daß sie, erst einmal reich geworden, regelmäßig dem von mir entdeckten „Gesetz der Transformation“ verfielen, d. h. parasitär-kapitalistisch entarteten und sich gegen neuen Zuzug armer Glaubensgenossen sperrten (mährische Brüdergemeinden): gerade diese Erfahrungen haben in mir die Anschauung bestärkt, daß nicht die idealistische, sondern nur die „sozialökonomische“ Auffassung der Geschichte die Hauptlinien der Entwicklung zu erklären vermag, eine Anschauung, die ich gewonnen hatte aus der induktiven und deduktiven Untersuchung des Genossenschaftswesens überhaupt und einer ganzen Anzahl von verwirklichten „Utopien“ in Geschichte und Gegenwart, namentlich des deutschen Mittelalters und des Mormonenstaates Utah. Wenn Schmitt, der ein Wahrheitssucher ist, einmal an der Hand meiner in der „Siedlungsgenossenschaft“ enthaltenen Darstellung verfolgen wollte, mit welcher mathematischen Genauigkeit das sittliche Verhalten einer beliebigen Genossenschaft ihrer organisatorischen Grundlage korrespondiert, wie namentlich der „genossenschaftliche Geist“ nur bei Genossenschaften von „Käufer-Verkäufern“ und niemals bei solchen von „kapitalistischen Verkäufern“ aufzufinden ist: ich denke, er würde zum wenigsten stutzig werden und zu erwägen anfangen, ob mit dem einen idealistischen Prinzip der Geschichtserklärung auszukommen ist. Vielleicht kommt er dann doch dazu, der sozialökonomischen Auffassung eine teilweise Berechtigung zuzugestehen, sowie ich umgekehrt dazu gelangt bin, dem idealistischen Prinzip, namentlich den Gestaltungen des religiösen Bedürfnisses, und der inneren, von ökonomischen Faktoren unabhängigen Dialektik der wissenschaftlichen Selbstentwicklung, bedeutende Konzessionen zu machen. Wahrscheinlich liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte, womit übrigens nicht einem denkfaulen Eklektizismus das Wort geredet sein, sondern der quantitativen Forschung ein Problem gestellt werden soll.

So viel ich erkennen kann, stellt Schmitt meine eigene „Utopie“ unter ihren Mitbewerbern am höchsten, als den in sich widerspruchsfreiesten und dem Postulat der Freiheit am meisten entsprechenden Vorschlag einer „Weltverbesserung“. Ich muß diese Komplimente von rechtswegen ablehnen. Denn meine Vorschläge sollen nicht mehr als eine vor unseren Augen ohne die Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstands sich durchsetzende Tendenz leichter und allenfalls etwas früher zum Durchbruch führen, nämlich die spontane Ausstoßung des letzten Feudalrestes, des Großgrundeigentums, aus dem Gesellschaftskörper. Meine Gedanken enthalten also eigentlich nur eine Prognose, aber keine Utopie. Ich will nicht etwas konstruieren, sondern ich sehe etwas kommen! Man kann mit mir darüber streiten, ob ich richtig voraussehe, aber man kann mich ebensowenig für einen Utopisten erklären wie Karl Marx. Denn wir beide wollen der Gesellschaft keine Gesetze geben, sondern nur versuchen, die Gesetze der Gesellschaft, die Richtung ihrer Entwicklung, zu erkennen.

Aber never mind! Schließlich kann ich es mir gefallen lassen, in einem so vortrefflichen Buche in so ausgezeichneter Gesellschaft zu erscheinen, sei es auch als „Utopist“. Dann will ich von diesem Standpunkte aus auf den von Schmitt gemachten Einwand antworten. Er meint, der „preußische Junkerstaat“ werde meine „genial“ erdachten Kolonien zerstören, sobald er merke, daß sie ihm gefährlich würden. Ich glaube nicht daran, weil man in einem Rechtsstaat das Recht wohl biegen, aber nicht brechen kann, ohne mindestens einen das allgemeine Rechtsgefühl [illegible] Vorwand zu haben; und dafür genügt die Verletzung des nackten materiellen Vorteiles einer kleinen und im Grunde verhaßten, wenn auch noch so mächtigen Klasse nicht. Aber Schmitt mag recht haben: eine brutale Zerstörung meines Werkes soll stattfinden. Ich habe diesen Fall vorausgesehen und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß nichts in der Welt den Sieg des Gedankens schneller entscheiden würde, als gerade eine solche Gewalttat. Denn damit würde meinen Ideen der amtliche Stempel der sozialen Wirksamkeit [illegible] und ein Resonanzboden geschaffen sein, der sie durch die ganze Kulturwelt klingen lassen würde.

Hier kann nur der praktische Versuch entscheiden. Glückt er, so ist damit nur bewiesen, daß ich recht habe, nicht aber, daß Schmitt unrecht [illegible] bereits so [illegible] wenn sie sich auf [illegible]

Berlin. Dr. Franz Oppenheimer.

Das neue Ballonluftschiff der Brüder Lebaudy.

D[illegible] jedenfalls die tech[illegible] Paris hat das neue [illegible] zu verzeichnen, der [illegible] die Anerkennung [illegible]

können, muß man folgende Daten beachten: die längste Zielfahrt, welche in einem Ballonluftschiffe überhaupt je zustande gebracht wurde, ist die berühmte Fahrt Santos-Dumonts vom 19. Oktober 1901, welche ihm den 100.000 Franks-Preis eintrug. Santos-Dumont stieg bei dieser Fahrt vom aeronautischen Park zu St. Cloud auf, umkreiste den Eiffelturm und landete nach 30 Minuten 40 1/5 Sekunden wieder am Aufstiegsorte. Die zurückgelegte Strecke beträgt genau 11 Kilometer. Die Distanz Moisson—Paris ist, in der Luftlinie gemessen, genau fünfmal so lang und wurde in einer Stunde und 41 Minuten durchflogen. Bei jedem Ballonluftschiffe spielt bekanntlich die mittlere Fluggeschwindigkeit, bezogen auf ruhig gedachte Luft, die sogenannte Eigengeschwindigkeit, eine sehr wichtige Rolle; dieselbe bildet nämlich das einzig rationelle Maß für die Lenkbarkeit eines Motorballons. Ein Ballonluftschiff wird bekanntlich erst dann lenkbar, d. h. es kann unabhängig von der herrschenden Windrichtung seinen Kurs wählen, wenn seine mittlere Eigengeschwindigkeit, bezogen auf ruhig gedachte Luft, größer ist als die mittlere Windgeschwindigkeit in dem betreffenden Gebiete. Es ist nun interessant, die mittlere Eigengeschwindigkeit der Ballonluftschiffe von Santos-Dumont und Lebaudy miteinander zu vergleichen. Santos-Dumont erreichte auf seiner Fahrt um den Eiffelturm, welche ihm den 100.000 Franks-Preis von Henry Deutsch de la Meurthe eintrug, eine mittlere Eigengeschwindigkeit von 5·9 Meter in der Sekunde oder 21·2 Kilometer in der Stunde. Die mittlere Eigengeschwindigkeit des Lebaudy'schen Ballons auf der Fahrt von Moisson nach Paris betrug 9 Meter in der Sekunde oder 32·4 Kilometer in der Stunde; sie war also gleich der mittleren Geschwindigkeit unserer Personenzüge. Bei einem Ballonluftschiffe wächst bekanntlich der Stirnwiderstand im Verhältnis zum Quadrat der Fluggeschwindigkeit, und die zur dauernden Ueberwindung des Winddruckes gegen die Stirnfläche erforderliche Nutzarbeit des Motors nimmt somit im Verhältnis zur dritten Potenz der Fluggeschwindigkeit zu; es ist also, um beispielsweise die doppelte Fluggeschwindigkeit zu erreichen, ein Motor nötig, der bei gleichem Gesamtgewichte wenigstens die achtfache Arbeit zu leisten imstande ist; um die dreifache Eigengeschwindigkeit zu erzielen, müßte der Motor einschließlich des Antriebspropellers und der Transmissionsvorrichtungen ohne Erhöhung des Gewichtes die 27-fache Arbeit leisten können u. s. w.; das sind aber bloß die theoretischen Minimalwerte, welche erforderlich wären, um die doppelte, bezw. die dreifache Geschwindigkeit zu erreichen. Bei realen Konstruktionen muß infolge unvermeidlicher Kraftverluste die tatsächlich nötige Motorarbeit noch wesentlich höher sein. Man ersieht daraus, weshalb es so schwierig ist, die Geschwindigkeit eines ausgeführten Ballonluftschiffes einzig und allein durch Erhöhung der Motorkraft zu vergrößern. Bezüglich der Widerstands- und Geschwindigkeitsverhältnisse eines Ballonluftschiffes gelten ganz analoge Gesetze wie für die automobilen Wasserfahrzeuge, die Schrauben- und Raddampfer. Auch die Dampfschiffe sind an eine obere Grenze der Geschwindigkeit gebunden, die für eine bestimmte Type durch bloße Vergrößerung der Maschinenkraft nur sehr wenig variiert werden kann. Bei den modernen Typen der transatlantischen Schnelldampfer ist die obere Grenze der möglichen Geschwindigkeit bekanntlich nahezu schon erreicht, dieselbe kann durch keine praktisch mögliche Vergrößerung der Motorkraft in nennenswerter Weise mehr erhöht werden. Beim Ballonluftschiff spielt die erreichbare maximale Eigengeschwindigkeit indes eine noch viel wichtigere Rolle, wie beim Dampfschiff, da ein Ballonluftschiff, wie bereits erwähnt wurde, aufhört, frei lenkbar zu sein, falls seine Eigengeschwindigkeit nicht größer ist als die mittlere Windgeschwindigkeit. Aus dem Gesagten erhellt auch deutlich, daß *die auf einer entsprechend großen Flugstrecke* erreichte Eigengeschwindigkeit, bezogen auf ruhig gedachte Luft und berechnet aus der Flugdauer und der in der geraden Luftlinie zwischen Aufstiegs- und Landungsort zurückgelegten Strecke, den einzig rationellen Maßstab für die Vergleichung der Leistungsfähigkeit zweier Ballonluftschiffe bilden muß. Da nun, wie aus den gemachten Angaben ersichtlich ist, das Lebaudy'sche Ballonluftschiff eine nahezu *doppelt* so große Eigengeschwindigkeit, und zwar auf einer *fünfmal* so langen Flugstrecke erreicht hat, wie das beste Fahrzeug von Santos-Dumont, stellt auch das Flugschiff von Lebaudy vom aeronautischen, wie auch vom technischen Standpunkte aus zweifellos eine wesentlich höherwertige Konstruktion dar als alle Apparate von Santos-Dumont und seiner Vorgänger einschließlich des berühmten Fahrzeuges von Renard und Krebs.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über das Lebaudy'sche Luftschiff seien nun noch einige interessante Daten über die Fahrt Moisson—Paris angeführt. Der Aufstieg erfolgte um 9 Uhr 20 Minuten vormittags von der Ballonhalle aus, welche auf einem der Güter der Brüder Lebaudy in Moisson errichtet wurde. In der Gondel des Fahrzeuges hatten der Aeronaut Juchmès und der Mechaniker Rey Platz genommen. Der Wind blies zur Zeit der Abfahrt mit einer Geschwindigkeit von 6 Metern in der Sekunde von Süd-Süd-West. Da das Luftschiff, um in gerader Bahn das angestrebte Ziel zu erreichen, von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost steuern mußte, war der Führer Juchmès gezwungen, während der ganzen Dauer der Fahrt die vordere Spitze des Ballons in einem Winkel von na[illegible] 45 Graden zum Kurse zu halten. Abgesehen von einem kurzen Bogen bis Limnay fällt die zurückgelegte Bahn fast genau mit einer Geraden zusammen; die Abweichungen vom Kurse sind, was sehr bemerkenswert ist, außerordentlich gering. Die zurückgelegte Strecke beträgt, wie erwähnt, in der Luftlinie gemessen, 55 Kilometer, die Fahrtdauer war 1 Stunde 41 Minuten. Nach der Abfahrt von Moisson wurde der Ballon vom Winde zunächst ein wenig nordöstlich gegen Chévrence abgedriftet; er orientierte sich aber rasch und gehorchte, nachdem die Anlaufperiode überwunden war, prompt dem Steuer. Bei Vétheuil wurde zum erstenmal die Seine überflogen. Es folgte nun ein großer Bogen bis Limnay. In der Nähe von Meudon wird zum zweitenmal die Seine übersetzt. Von Mureaux aus, das genau in der Mitte der geraden Linie von Moisson zum Eiffelturm liegt, blieb der Kurs des Luftschiffes nahezu geradlinig bis zum Landungsorte. Die Luftschiffer mußten in der Folge noch sechsmal die Seine überqueren. Die Fahrt ging von Mureaux weiter über Carrières, Loges, Montresson und Nanterre, dann am Mont-Valérien vorbei über den Rennplatz von Auteuil zum Marsfeld, wo die Landung glatt bewerkstelligt wurde. Auf der ganzen Fahrt wurde die maximale Flughöhe von 300 Metern nicht überschritten, die mittlere Flughöhe betrug sogar nur 100 Meter.

Da bis vor kurzem nur sehr wenig zuverlässige Daten über die Konstruktionsverhältnisse des Lebaudy'schen Ballonluftschiffes bekannt geworden sind, dürfte es viele Leser wohl interessieren, auch einige Details über den Bau dieses interessanten Luftfahrzeuges zu erfahren. Der Tragballon des Ballonluftschiffes der Brüder Lebaudy hat einen Inhalt von 2284 Kubikmetern, er ist also von gleicher Größenordnung mit dem Tragballon der Motorluftschiffe von Giffard (Paris 1852) 2500 Kubikmeter, Haenlein (Brünn 1874) 2400 Kubikmeter, Severo (Paris 1902) 2000 Kubikmeter. Größere Tragballons hatten von erprobten Konstruktionen die Ballonluftschiffe von Dupuy de Lôme (Paris 1872) 3455 Kubikmeter, Schwarz (Berlin 1897), 3700 Kubikmeter und Graf Zeppelin (Bodensee 1900) 11.000 Kubikmeter. Das Zeppelin'sche Riesenluftschiff hatte also einen Tragballon vom fünffachen Inhalt des Lebaudy'schen Ballons. Mit kleineren Tragballons als das Lebaudy'sche Flugschiff waren von älteren Konstruktionen ausgerüstet: die Ballonluftschiffe von Renard und Krebs (Chalais-Meudon 1884) 1860 Kubikmeter, Wölfert (Berlin 1897) 875 Kubikmeter, Santos-Dumont (Paris 1901) 550 Kubikmeter, Bradsky (Paris 1902) 850 Kubikmeter.

Die Länge des Tragballons des Lebaudy'schen Luftschiffes beträgt 57 Meter; seine Form zeigt eine prinzipielle Abweichung von den bisher konstruierten Typen. Der Tragballon stellt nämlich nicht, wie dies bisher üblich war, einen vollständigen Rotationskörper dar, sondern er ist in einer Entfernung von 3·5 Metern von der Hauptachse durch eine zu dieser parallele, wagrecht liegende Ebene flach abgeschnitten. Die beiden Enden des Tragballons sind kegelförmig zugespitzt. Die Zuspitzung ist aber nicht symmetrisch, denn der größte Querschnitt von 9·8 Metern steht 24·9 Meter vom vorderen Ende und 32·1 Meter vom rückwärtigen Ende des Tragballons ab; die Zuspitzung des hinteren Endes ist also wesentlich schärfer als jene des Bugteiles. Während also die bisher erprobten Ballonluftschiffe durchwegs zwei oder wenigstens eine Symmetrieebene besaßen, hat der Tragballon des Lebaudy'schen Luftschiffes gar keine Symmetrieebene. Eine weitere spezifische Eigentümlichkeit des Lebaudy'schen Ballons bildet der ebene Abschluß der Unterseite des Tragballons durch ein mit Stoff überzogenes wagrechtes Rahmengerüste aus Stahlrohren; dasselbe stellt eine ebene Plattform dar und trägt in der Mitte einen gleichfalls aus Stahlrohren hergestellten und mit Stoff überspannten lotrechten Kiel, welcher den Zweck hat, die seitliche Stabilität des Flugschiffes zu erhöhen. Der Tragballon besitzt kein Netzhemd, sondern die Hülle ist direkt an der ebenen Plattform befestigt. Die verhältnismäßig kleine Gondel ist 5·25 Meter unterhalb der Plattform aufgehängt; sie ist 4·8 Meter lang und 1·6 Meter breit. Für die Suspension wurden nicht einfache Stahldrähte, sondern 28 Stahldrahtkabel von 5 bis 6 Millimeter Durchmesser verwendet; sie ist nach dem von Dupuy de Lôme eingeführten System der triangularen Verspannung hergestellt, und zwar sind die einfachen Kabel so arrangiert, daß deren Richtung möglichst divergiert. Auf diese Weise wurde eine genügende Fixierung der relativen Stellung der Gondel zum Tragballon erreicht, eine Bedingung, welche bekanntlich unerläßlich ist für die Erhaltung der Stabilität des Luftfahrzeuges. Für die weitere Versteifung zwischen Gondel und Tragballon dient noch ein mit der Gondel und der Plattform fix verbundenes Rahmengerüste, das jede relative Verschiebung der Gondel zum Tragballon unmöglich macht.

Der Vortrieb des Ballons in wagrechter Richtung wird durch zwei gegenläufig rotierende Propellerschrauben bewirkt. Die Achse der Schrauben liegt in gleicher Höhe mit dem Boden der Gondel. Die Propellerschrauben sind zweiflügelig und haben einen Durchmesser von je 2·8 Meter; sie sind symmetrisch zu beiden Seiten [illegible] und links von der Gondel angebracht. Die Distanz der S[illegible] achse vom Außenrand der Gondel beträgt ein wenig über 1·4 Meter; sie ist so bemessen, daß die Propellerschrauben eben noch frei rotieren können, ohne an die Wände der Gondel anzustreifen. Die [illegible] Drehungsgeschwindigkeit der Schrauben ist sehr hoch; [illegible]

Tourenzahl ist 800 in der Minute, sie kann aber bis zu 1000 gesteigert werden. Die Schraubenflügel sind aus Stahlblech hergestellt. Den Antriebsmotor für die Propellerschrauben bildet ein 40pferdiger Mercedes-Benzinmotor.

Der Tragballon besitzt keinerlei fixe Versteifungen, die Permanenz der Form wird lediglich durch ein sogenanntes Ballonet erhalten; dasselbe ist nichts weiter als eine im Innern des Tragballons befindliche kugelförmige oder gewöhnlich linsenförmige Stoffhülle, welche gegen das Traggas des Ballons gasdicht abgeschlossen ist, aber durch einen Schlauch mit der Außenluft in Verbindung steht. Wird die Hülle des Tragballons infolge des durch die unvermeidliche Diffusion bewirkten allmählichen Gasverlustes schlaff, so pumpt man mittels eines Ventilators von der Gondel aus Luft in das bei der Auffahrt leere Ballonet. Die in das Ballonet eingeführte Luft verdichtet das Traggas des Ballons, dadurch wächst die Gasspannung und die Hülle des Tragballons wird, sobald nur genügend viel Luft in das Ballonet eingepumpt ist, wieder prall. Das Ballonet des Lebaudy'schen Ballons hat einen Inhalt von 305 Kubikmetern, es faßt also nahezu ein Siebentel des Gesamtvolumens des Tragballons. Um einen gefährlichen Ueberdruck im Innern des Tragballons zu verhindern, ist derselbe mit automatischen Sicherheitsventilen ausgerüstet, welche sich bei 20 Millimeter Wasserdruck öffnen. Die Hülle des Tragballons besteht aus einer doppelten Lage eines leichten Kattuns mit einer $^1/_{10}$ Millimeter dicken Zwischenlage von Kautschuk.

In wohltuendem Gegensatze zu anderen Konstrukteuren von lenkbaren Ballons, wie z. B. Severo und Bradsky, welche ihre allzugroße Ueberhastung leider mit dem Leben büßen mußten, gingen die Erbauer des Lebaudy'schen Luftschiffes nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Programm schrittweise probend und prüfend vor. Jedes Organ des Fahrzeuges wurde zunächst einer sorgfältigen Prüfung unterzogen, und zwar in allen Positionen, welche es während einer Luftfahrt eventuell annehmen kann. Besondere Sorgfalt wurde der Untersuchung der Explosionsgefahr durch den Motor zugewendet. Erst als sich zeigte, daß eine Entzündungsgefahr nahezu ausgeschlossen ist, und die tadellose Funktionierung sämtlicher Organe erprobt war, ging man an die Ausführung von Kaptivaufstiegen im Freien. Es wurde bei denselben die Stabilität des Fahrzeuges geprüft, und erst als sich diese als genügend erwies, wagte man den ersten freien Aufstieg.

Wirft man einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte des „lenkbaren Ballons“, so zeigt sich, daß nur jene Lösungsversuche ein nicht vollständiges Fiasko ergeben haben, welche sich von der Giffard'schen Urtype (1852) ableiten lassen. Zum Beweis sei von neueren und bekannteren Konstruktionen bloß auf die Luftschifftypen von Schwarz, Severo und Rore hingewiesen, deren Erprobung nur negative Resultate ergeben hat. Der Schwarz'sche Aluminiumballon ging auf der ersten Fahrt bei der Landung zugrunde; der schauerliche Verbrennungstod, den Severo mit seinem Begleiter Saché im Mai 1902 bei dem ersten Aufstieg seines Fahrzeuges erlitt, ist noch in lebhafter Erinnerung. Das abenteuerliche Vehikel von Rore mit einem Doppelballon hat glücklicherweise gar nicht den Boden verlassen. Es ließ sich kein genügend hoher Auftrieb erzielen und das Fahrzeug mußte wieder abgetragen werden, ohne daß wirkliche Versuche angestellt werden konnten. Alle drei angeführten Luftschiffkonstruktionen zeigen prinzipielle Abweichungen von der Giffard'schen Standardtype, und keine hat sich bewährt. Die verschiedenen Apparate von Santos-Dumont folgen dagegen dem Entwicklungsprinzip, denn sie gehen in der Tat zurück auf die Grundtype Giffards und enthalten auch Elemente der Konstruktion von Renard und Krebs. Santos-Dumont hat bekanntlich neben dem Lebaudy'schen Ballon auch in der Tat sowohl qualitativ wie quantitativ die besten Leistungen aufzuweisen, welche mit einem Motorballon bis jetzt zustande gebracht wurden.

Das Lebaudy'sche Ballonluftschiff läßt sich gleichfalls auf die Giffard'sche Urtype zurückführen; die charakteristischen Merkmale derselben sind: der unversteifte vorn und hinten zugespitzte Tragballon mit darunter suspendierter Gondel mit Motor und Schraubenpropeller. Sehr bemerkenswert ist, daß die Entwicklung des Lebaudy'schen Ballons aus der Giffard'schen Urtype nicht wie jene der Konstruktionen Santos-Dumonts über die „La France“ von Renard und Krebs führt, sondern daß derselbe vielmehr alle wesentlichen Merkmale des von dem deutschen Ingenieur Paul Haenlein im Jahre 1872 in Brünn konstruierten Ballonluftschiffes aufweist. Wir finden beim Lebaudy'schen Ballon sogar die charakteristischen Dimensionen des Haenlein'schen Luftschiffes wieder, wie aus folgenden Daten erhellt: Inhalt des Tragballons bei Haenlein 2400 Kubikmeter, bei Lebaudy 2284 Kubikmeter; Länge des Tragballons bei Haenlein 50 Meter, bei Lebaudy 56 Meter; größter Querschnitt des Tragballons bei Haenlein 9·2 Meter, bei Lebaudy 9·8 Meter. Die fixe Verbindung zwischen Gondel und Tragballon der Haenlein'schen Konstruktion finden wir auch beim Lebaudy'schen in vervollkommneter Weise wieder. An Stelle der [illegible] unterhalb des Tragballons an [illegible] Tragballon [illegible] Seite [illegible]. Die Rahmenkon[illegible] Konstruktion [illegible] nicht [illegible] Zweck der von Haenlein verwendeten Rahmenkonstruktion, sondern sie erhöht auch den Sicherheitskoeffizienten des Ballons gegen eventuelle Entzündung des Traggases sehr wesentlich. Weiters stellt die Plattform auch noch einen wirksamen Fallschirm dar, der bei der verunglückten Landung vor dem aeronautischen Park in Chalais-Meudon bereits eine Probe seiner praktischen Nützlichkeit abgelegt hat.

Zur Veranschaulichung des kolossalen Fortschrittes, den die Maschinentechnik in Bezug auf den Bau leichter Motore in den letzten 30 Jahren gemacht hat, seien folgende interessante Daten angeführt: Die vierzylindrige Gasmaschine (System Lenoir) des Haenlein'schen Ballons wog samt Kühler 383 Kilogramm und leistete 3·6 effektive Pferdekräfte. Der 40pferdige Mercedes-Benzinmotor des Lebaudy'schen Luftschiffes hat ein Gewicht von 320 Kilogramm. Der Motor des Lebaudy'schen Ballons leistet also die elffache Arbeit der Haenlein'schen Gasmaschine und wiegt trotzdem noch um mehr als 50 Kilogramm weniger als diese. Trotz dieses immensen Fortschrittes im Motorbau und der Vervollkommnung der Ballonkonstruktion ist doch die vom Lebaudy'schen Motorballon auf der Fahrt Moisson—Paris erreichte Eigengeschwindigkeit nur doppelt so groß wie jene des Haenlein'schen Luftschiffes. Die Ursache liegt in dem früher erwähnten Gesetze des kubischen Wachstums der erforderlichen Motorarbeit mit wachsender Fluggeschwindigkeit.

Die Tatsache, daß das Lebaudy'sche Ballonluftschiff eine dem Stande der modernen Maschinen- und Ballontechnik entsprechende Verbesserung des Motorballons von Paul Haenlein darstellt, schmälert natürlich nicht im mindesten die Verdienste Julliots, des Erbauers des Lebaudy'schen Ballons, sondern sie beweist nur, daß der französische Konstrukteur die prinzipiellen Vorzüge voll und ganz erkannte, welche die von unserem Landsmanne Paul Haenlein aufgestellte Luftschifftype vor allen anderen Konstruktionen aufweist. Es ist jedenfalls interessant und bemerkenswert, daß es einem Franzosen vorbehalten blieb, die Luftschiffideen des deutschen Forschers Paul Haenlein in kongenialer Weise weiter zu entwickeln. **Raimund Nimführ.**

Ottokar Lorenz.

Ottokar Lorenz ist von seinem schweren Leiden durch den Tod erlöst worden. Erlöst ist das richtige Wort, wenn auch der kräftige Sinn des Mannes den harten Kampf vielleicht doch noch gern fortgesetzt hätte.

Lorenz hat sich zunächst einen Namen gemacht durch eine Reihe von Arbeiten auf dem Gebiete des Mittelalters, namentlich durch die „Deutsche Geschichte im XIII. und XIV. Jahrhundert“, und durch „Deutschlands Geschichtsquellen seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts“. Die Geschichtsquellen stellten eine Art Fortsetzung von Wattenbachs berühmtem Werke „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter“ dar und waren Wattenbach gewidmet, aber in der Vorrede der ersten Auflage (1870) wie in der der zweiten 1876 setzte Lorenz die Gründe auseinander, die es unmöglich machten, „die Vollkommenheiten der Wattenbach'schen Darstellung“ bei dieser Fortsetzung zu erreichen. Er konnte 1876 jedoch zugleich darauf hinweisen, daß die Forschung auf diesem Gebiete eine ungewöhnliche Steigerung erfahren hatte. „Denn was in den letzten fünf Jahren für Geschichte der späteren Jahrhunderte des Mittelalters und insbesondere für die Quellenkritik dieser Epoche geleistet wurde, übertrifft die Tätigkeit mancher früheren Jahrzehnte sowohl in Bezug auf Wert wie Masse.“ Es war leicht an dem Einzelnen zu bessern und zu tadeln, Lorenz blieb das Verdienst, mit frischem Mute gegeben zu haben, was er geben konnte und das war nicht wenig. Tausende haben es ihm gedankt, und die Tadler haben vergessen, was sie lernten.

Gleichzeitig gelang ihm ein anderer Wurf, der nicht weniger keck war, die „Geschichte des Elsaß von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ (1871), und zwar in Gemeinschaft mit dem in der Fülle der Kraft nun schon vor langen Jahren der Wissenschaft und den Freunden entrissenen Wilhelm Scherer. In kurzen, aber von lebendigen Bildern erfüllten Abschnitten wird der Leser durch die wechselreiche Geschichte dieser Grenzlande geführt und so, daß man versteht, warum das Herz der Deutschen an diesem Lande mit besonderer Liebe hängt. Die Verfassungskämpfe in Straßburg, der Streit der Adelsparteien, die Judenverfolgungen, die Geißlerfahrten, der schwarze Tod: alle diese Wirren des 14. Jahrhunderts treten nebeneinander auf. Aber dieser Bilderkranz wird zusammengefaßt durch geschickte Erläuterungen über die allgemeine Lage.

„Die deutsche Geschichte“, heißt es S. 45, „hat seit dem Untergange der Staufer einen wesentlich verschiedenen Charakter erhalten. Aus dem Zeitalter einer alle umspannenden, die verschiedensten Nationen vereinigenden Weltherrschaft war sie mit dem Aufkommen des Königs Rudolf von Habsburg herausgetreten in eine Epoche bundesstaatlicher Einrichtungen mit sehr schwacher [illegible] der Krone.“

Der Erkenntnis dieser Periode war schon seit langem die Hauptarbeit von Lorenz zugewandt. Ihr bedeutendstes Ergebnis lag vor in der „Deutschen Geschichte im XIII. und XIV. Jahrhundert“, deren erster Band den [illegible] Die Zeit des großen Interregnums mit besonderer Rücksicht auf [illegible] (Wien 1863). Nach einem Ueberblick über die [illegible] verschiedenen [illegible] Macht der Ausbildung

der neuen, enger begrenzten aber den nationalen Bedürfnissen in mancher Beziehung mehr entsprechenden föderativen Verfassung brachte, welche sich auf den Trümmern des durch die Päpste gestürzten weltbeherrschenden Kaisertums der Staufer bildete, und über den Sturz dieser böhmischen Macht (König Ottokar) heißt es in der Vorrede: „Unleugbar liegt in dem Zusammenhang dieser Erscheinungen ein bedeutender Fortschritt deutscher Einheit und gemeinsamer Verfassung und es ist ein Gegenstand, der unser Nachdenken zu erregen geeignet ist, daß in einem Jahrhundert der größten territorialen Zerfahrenheit, im großen und ganzen eine wesentliche Hebung und Verbesserung der Reichsverfassung vor sich gegangen ist. Wer das von der Kirche völlig beherrschte Reich betrachtet, da Ottokar von Böhmen seine Monarchie im Widerspruch gegen dasselbe errichten konnte, und wer es zur Zeit einer selbst so laxen Regierung wie derjenigen Karls IV., innerlich durch einen festen Organismus gekräftigt, von dem päpstlichen Stuhl politisch unabhängig erblickt, der kann keinen Augenblick verkennen, wie doch auch in diesem Jahrhundert der gewaltige Trieb des deutschen Volkes tätig war und Grundlagen späterer Einheit geschaffen hat". Diese Sätze sind bezeichnend für das energische Streben von Lorenz, der wüsten Stoffmasse Herr zu werden und sie mit Gedanken zu durchdringen, die bis zur Gegenwart hinabreichen, auf die Gegenwart hinweisen. Man wird nicht sagen können, daß er hier Gedanken des Tages in die Vergangenheit zurückwerfe, er will nur jene Zeit verstehen, ihre Strömungen verfolgen, den Wert ihrer Schöpfungen für die Folgezeit erkennen. Es ist ihm nicht geglückt, ein Bild der Zeit zu entwerfen, das allgemein als richtig anerkannt wäre, man wird auch sonst mancherlei bemängeln können — aber sicher ist schon der energische Versuch, Anschauungen zu gewinnen, ein großes Verdienst, und die Forschung ist mittelbar und unmittelbar erheblich gefördert worden.

Wie die Geschichte des Elsaß, so zeigt auch dies Werk ein starkes Nationalbewußtsein. Lorenz war ein lebendiger Träger des Einheitsdranges des deutschen Volkes. Dies Gefühl erfüllte denn auch die anderen Schriften von Lorenz und sein Leben. Nach dem Jahre 1870 hatte er deshalb den Wunsch, in den Dienst des neu errichteten Reiches zu treten und er vertauschte 1885 seine Wiener Professur mit einer Professur an der kleinen Universität Jena. Welche besondere Schicksale und Vorgänge dabei gespielt haben, mögen Näherstehende beurteilen, gewiß ist, daß Lorenz in den fast zwanzig Jahren, die ihm in Jena zu wirken bestimmt waren, eine reiche wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet hat.

Sie umfaßte vorzugsweise zwei Gebiete, einmal Arbeiten zur Geschichte des XIX. Jahrhunderts und das Werk „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben kritisch erörtert", woran sich genealogische Studien schlossen. Unter den Arbeiten aus der neuesten Zeit hat sein Werk über Kaiser Wilhelm I. ein großes, aber vielfach auch peinliches Aufsehen erregt. Ich selbst habe recht erhebliche Bedenken geltend zu machen, die zu begründen hier nicht Zeit noch Raum ist. Immerhin aber hatte das Werk das Verdienst, bedeutendes neues Material erschlossen zu haben. Aehnlich steht es mit dem 1896 erschienenen Werke „Staatsmänner und Geschichtsschreiber des XIX. Jahrhunderts". Es sind hier folgende Aufsätze vereinigt: Metternich. Aus der österreichischen Revolutionszeit. Friedrich Wilhelm IV. Sächsische Erinnerungen. Ein Lebenslauf (Julius Fröbel). Kaiser Wilhelms erste Liebe. König Ludwig II. Königin Viktoria. König Leopold I. von Belgien als Kritiker. Eine fürstliche Stammmutter. Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha † 1893. Gustav Freytags politische Tätigkeit. Diese Aufsätze sind ungleich an Wert, und gegen einige habe ich erhebliche Bedenken geltend gemacht. (Histor. Zeitschrift, Bd. 79), aber sie enthalten starke Anregungen, weisen auf manches Vergessene oder Unbekannte hin, und manches ist ganz vortrefflich erfaßt und geschildert. Aehnliches wird man von den Arbeiten über Genealogie sagen, namentlich über das „Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie, Stammbaum- und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, soziologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung, das von J. Caro in geistreicher Weise charakterisiert worden ist in der Histor. Zeitschrift, Bd. 85, S. 293.

Verweilen möchte ich zum Schlusse bei dem Werke über „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben". Irre ich nicht, so wird man die Untersuchungen über Schlosser, Dahlmann und Ranke und die anschließenden Studien zu jenen Arbeiten rechnen müssen, in denen die eigentümliche Begabung von Lorenz am reinsten zur Entfaltung kam. Sein Urteil über Ranke ist freilich nicht frei von Ueberschwänglichkeiten. So wird man ihm gern folgen, wenn er II, 1 schreibt: „Man hat immer das Gefühl, als wäre man der Hauptsache nach am Ende der historischen Denkarbeit angelangt, wenn man sich in die Werke des Meisters vertieft hat: mehr konnte man wohl noch über einen Gegenstand sagen, den er zu erklären versucht hat, Tiefsinnigeres nicht." Aber man wird einmal hinweisen, daß sich in nicht wenigen Fällen Richtigeres sagen ließ. Hat doch Lorenz selbst etwa 110 Seiten weiter an Rankes Weltgeschichte eine Kritik geübt, die [illegible] bloß Einzelheiten trifft. Wenn Lorenz aber fortfährt: „Ob es möglich [illegible] und ob eine Zeit kommt, wo man zu neuen Bahnen fortschreitet [illegible], so ist das unerklärliche Ueberzeugung, Ranke stellt ein [illegible] aber gerade wer von ihm gelernt hat, darf die Augen nicht verschließen vor den Grenzen seiner Begabung. Wie Lorenz Ranke überschätzt, so unterschätzt er Sybel. Nicht ohne Betrübnis verfolgt man die [illegible] liche Art, in der Lorenz die Leistungen dieses großen Schülers von Ranke bemängelt. Unabhängiger, reiner und freier in das [illegible]

urteilung von Schlosser, in dem ersten Aufsatze des Werkes. Die Schilderung des Wesens Schlossers und seiner Werke ist durchsetzt mit einer Fülle feiner Beobachtungen, deren Art das folgende Beispiel zeigen mag: „Daß in der Fähigkeit des Historikers, die Ereignisse fernerer und näherer Vergangenheiten innerlich mitzuerleben, die einzige sichere Gewähr dafür liegt, daß er sie allseitig zu beschreiben vermag, und daß hierin zugleich das Merkmal und die Beschaffenheit des wahrhaft historischen Geistes zu erblicken sei, wird wohl von niemand geleugnet werden können; aber ebenso sicher ist es, daß in dieser höchsten und erforderlichsten Eigenschaft des Historikers zugleich die häufigste Gefahr seiner Irrtümer liegt. Denn wenn auch die Lebendigkeit und Stärke der Reproduktion des Geschehenen in dem Geiste des Historikers von der Anteilnahme unzertrennlich ist, so gibt es doch eine scharf gezogene Grenze für die letztere, welche in der subjektiven Operation einer Erzählung und Darstellung nur durch die äußerste Selbstbeobachtung, Beschränkung und Entsagung erreichbar ist. Das gewonnene Resultat der lebendigen Anschauung der Vergangenheit, welches nur durch Mitempfindung möglich wurde, kann erst dadurch wieder rein zur Darstellung gelangen, daß man sich des eigenen Anteils so viel wie möglich wieder entschlägt."

Ein an erfolgreicher Arbeit, an rastlosem Ringen reiches Leben ist beendet. Auf manchem Acker hat Lorenz gesät und manche Ernte wird heimgebracht werden, an der auch ihm ein Anteil gebührt.

Breslau. **Prof. Dr. Georg Kaufmann.**

Jungdeutsche Raritäten.

Trotz so zahlreicher Kräfte, die sich der Erforschung unserer Kultur- und Literaturgeschichte widmen, gibt es doch immer noch Gebiete, die völlig brach daliegen, als Nebenerscheinungen betrachtet und vernachlässigt worden sind. Die Entwicklung jeder Wissenschaft bringt aber Augenblicke mit sich, wo solche Nebendinge mit einemmal neue Gesichtspunkte erschließen und so plötzlich in den Mittelpunkt des Interesses gerückt werden. Zu diesen von unseren Kultur- und Literarhistorikern noch ziemlich vernachlässigten Gebieten gehört die Geschichte des Zeitungswesens, speziell die Erforschung der Zeitschriftenliteratur, und doch glaube ich, wird es einmal ein Bedürfnis werden, sich diesem Studium eindringlicher zu widmen. Es wird sich das ergeben aus der Entwicklung der literarischen und historischen Forschung, die mehr und mehr dazu neigt, die Geschichte der einzelnen Erscheinungen inniger mit dem Gesamtbild zu vereinen, die Konturen der einzelnen Persönlichkeiten stellenweise zu verwischen, um sie dafür an gewissen Punkten, wo die reine Individualität rücksichtslos hervorbricht, in eine desto hellere Beleuchtung zu setzen. Eine Technik wie sie Meister Lenbach in der Malerei befestigte, wird das Resultat der üppig aufschießenden Monographien sein, die die unerläßliche Vorbedingung einer so sich entwickelnden Forschung sind. Sie erleuchten gewissermaßen die einzelne Laterne und zeigen, durch welche Scheibe sie das wirksamste Licht gibt; eine zweite Aufgabe ist es dann, den Schwarm der sie umschwirrenden Leuchtkäfer zu einem mehr oder weniger hellstrahlenden Bild zu vereinigen.

Um dem Hintergrund unserer Kultur- und Literaturgeschichte einige kräftige, noch ziemlich neue Farben zu verleihen, wird das eindringlichere Studium unserer Zeitschriftenliteratur eine Notwendigkeit werden. Sie wird die Literaturgeschichte vom Drama zum Epos umwandeln, vom „Nacheinander" zum „Nebeneinander" überleiten, um diese Worte zu gebrauchen, mit denen Karl Gutzkow vor einem halben Jahrhundert eine neue Technik des Romans sehr glücklich bezeichnete. Das breite Milieustudium der Moderne ist ja eine teilweise Erfüllung einer Zukunft, die ein weitblickender Geist wie Gutzkow dem deutschen Roman vorausgesagt hat.

Nichts charakterisiert uns dieses Nebeneinander in der Literaturgeschichte deutlicher, als ein Blick oder vielmehr recht häufige Blicke in die gleichzeitigen, nebeneinander laufenden zahlreichen Zeitschriften; sie geben uns eigentlich den richtigen Maßstab zur Beurteilung der Wirkung einer literarischen Tat, denn eigentlich erst von dem Moment an, wo ein Volk auf das Wort eines Dichters hört, wo er in der Allgemeinheit ein Echo findet, beginnt die Individualität sich organisch mit der allgemeinen Entwicklung zu verbinden, können wir überhaupt von einer Entwicklung der betreffenden Literatur im ganzen sprechen. Ein klassisches Beispiel dafür ist die Wirkung Friedrich Hebbels, die erst lange nach seinem Tode mit voller Kraft einsetzte.

Und die Geschichte der Zeitschriften als solche — wie viel interessante Resultate wird sie uns liefern, wenn erst einmal dieses allerdings etwas spröde und massige Material gesichtet und dieser Urwald gelichtet ist. Um nur eines anzuführen: man [illegible] einmal die Zeitschriften der Dreißiger und Vierzigerjahre in Bezug auf ihre polemische Seite; es ist die Zeit des „Jungen Deutschlands", dem das [illegible] [illegible] eingeflößt zu haben. Das Junge aber gebärdet [illegible] und [illegible] [illegible] dort alles vom [illegible]. Wir lesen heute wohl [illegible] oder mit Aerger, wie die [illegible] der hohen Politik sich in den [illegible] [illegible] eine Zeitung den Parteitel der anderen mit den [illegible] sprechenden tendenziösen Erklärungen ihren Lesern [illegible] [illegible] Stadtdemmungen [illegible] und [illegible]

zwischen den verschiedenfarbigen Organen ein ununterbrochenes Geplänkel, hier und da ein blutiges Scharmützel spielt. Mit wenigen Ausnahmen aber ist aus unseren literarischen Zeitschriften die Polemik völlig verbannt. In jener jungdeutschen Zeit aber beherrscht die gegenseitige Ueberwachung fast alle literarischen Journale. Da schrieb Karl Gutzkow kaum eine Notiz in seinen „Telegraph", eine in Hamburg erscheinende Zeitschrift, ohne daß Gustav Kühne sie in Leipzig in seiner „Europa" glossierte, daß Arnold Ruge sie in den „Hallischen Jahrbüchern" bekämpfte; da zogen sich die Fehden um oft genug kleinliche Dinge durch Jahre hin, etwas von der Spionagewut der Demagogenjäger haben alle diese Jungdeutschen mitbekommen. Sie waren alle wenigstens einige Zeit ihres Lebens Redakteure, und man kann wohl sagen, wo damals ein Schriftsteller und ein Verleger sich begegneten, gründeten sie eine Zeitschrift. Theodor Mundt gab vier eigene Zeitschriften heraus, bei zweien war er als Mitredakteur tätig. Laube und Kühne redigierten je zwei und Karl Gutzkow hat gar sechs Zeitschriften ins Leben gesetzt, wovon die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" die erfolgreichste waren und in der Geschichte der Volksbildung epochemachend gewesen sind. Als junger Student trat er mit seinem antikritischen „Forum der Journalliteratur" zuerst auf, zwei Jahre war er vorübergehend Mitredakteur des „Literaturblattes" zum Stuttgarter „Morgenblatt", 1835 redigierte er eine eigene Zeitschrift, das Literaturblatt zum Frankfurter „Phönix", von 1837 bis 1843 schwang er in seinem „Telegraph für Deutschland" eine kritische Geißel über alles, was da kreucht und fleucht in der damaligen Literatur, und wenig hätte gefehlt, so wäre er noch in den Siebzigerjahren Mitherausgeber der „Deutschen Revue" von Richard Fleischer geworden.

„Deutsche Revue" war ja auch der Name einer Zeitschrift, die in dem katastrophenreichen Jahre 1835 der jungen Literatur, die im Werden war, einen breiten Kanal in das deutsche Land graben sollte, die gründlich aufzuräumen gesonnen war mit der Greisenhaftigkeit der „Dresdener Abendzeitung", mit der ahnungslosen Biederkeit des Gubitz'schen „Gesellschafter" und der kritischen Großmannssucht des „Morgenblattes", respektive des Menzel'schen „Literaturblattes". Mit Ludolf Wienbarg, dem ästhetischen Feldzeugmeister des jungen Deutschland, hatte er sich zu diesem Plan verbunden, ein junger, unternehmungslustiger Verleger, Karl Löwenthal in Mannheim, sollte damit seine Geschäftstätigkeit eröffnen. Da ließ Wolfgang Menzel seinen biblischen Zorn los, vor seinem Donnerwort erschracken Metternich und der Deutsche Bundestag, die Feigheit in der Politik kühlte ihr Mütchen in einem allgemeinen Sturmlaufen gegen die junge, staatsgefährliche Literatur, der ganze „Unfug" oder „die ganze Richtung", wie man heute sagt, wurde unterdrückt. Gutzkow büßte die Sünden seiner „Wally" im Gefängnis und die „Deutsche Revue" verendete, noch ehe sie das Tageslicht erblickt hatte.

Ein Embryo davon ist aber dennoch erhalten, das erste Heft dieser nie erschienenen Zeitschrift existiert in Korrekturabzügen; außer diesen besitzt die Frankfurter Stadtbibliothek noch eine zweite jungdeutsche Rarität, die zwei Nummern der „Deutschen Blätter für Leben, Kunst und Wissenschaft", die gleich nach dem Verbot jener „Revue" deren Inhalt in einer anderen Form bieten sollten.

Beide Zeitschriften haben in der Literaturgeschichte des „Jungen Deutschland" schon als Plan eine entscheidende Wirkung ausgeübt, und es ist daher interessant, sich diese paar Hefte einmal genauer anzusehen. Zur Entstehung der „Deutschen Revue" kann ich außerdem einen Brief beibringen, der eine Reihe neuer Gesichtspunkte für die Charakteristik seines Schreibers abgeben dürfte.

Mehrere Jahre schon beseelte Gutzkow der Wunsch, in einem größeren Organ der neuen Literatur, die er mehr ahnte als durch Tatsachen belegen konnte, einen Platz an der Sonne zu erobern; 1831 verhandelte er in Hamburg mit Hofmann & Campe darüber und gleichzeitig wechselte er mit Cotta in Stuttgart programmartige Briefe, die auf dasselbe Ziel hinausliefen. Johannes Prölß hat dieselben in seinem Buche „Das junge Deutschland" abgedruckt. Im Herbst 1834 lebte Gutzkow in Stuttgart und muß hier in mündlichen Verhandlungen mit Cotta diese Pläne weiter verfolgt haben. Mit Berufung auf frühere Besprechungen über eine „Deutsche Revue" schrieb er am 20. August 1835, nachdem er den „Phönix" seinem Fluge überlassen hatte, den bei Prölß (Seite [illegible]) abgedruckten Brief, in dem er Cotta zum Verlag [illegible] seine politischen und zeitgeschichtlichen Aufsätze für die „Allgemeine Zeitung" die Gunst dieses mächtigen Zeitungsmannes gesichert hatte. Dem Briefe ließ er sofort die Kunst mündlicher Ueberredung folgen. Um Cottas Antwort abzuwarten, reiste er nach Stuttgart und wollte nun innerhalb weniger Tage mit der ganzen Ungeduld seiner Jugend [illegible]

[illegible]

wollte. Dieser aber hatte sein Vertrauen auf Cotta fahren lassen und richtete, ohne noch dessen Besuch abzuwarten, einen Brief an den Mannheimer Verleger Heinrich Hoff, diesen zur Ausführung seiner Journalpläne durch die Herausgabe der „Deutschen Revue" zu bewegen. Der hier zum erstenmal veröffentlichte Brief lautet:

Stuttgart, 27. August 35.

Bester Herr Hoff!

Ich habe Ihre mir in Frankfurt erklärte Bereitwilligkeit nicht vergessen, und bin in der That auf dem Punkt angekommen, sie jetzt in Anspruch zu nehmen. Ich habe hier nur einem einzigen Buchhändler meine Proposition gemacht, Cotta. Er ergriff meinen Plan mit der größten Lebhaftigkeit, sagte mir eine enorme Summe zu und fängt nun an, da er die ganze Sache übersieht, zu lamentieren; denn 1. opponir' ich gegen Menzel, 2. gegen die hiesigen Notabilitäten und 3. ruinir' ich durch mein Institut das Mogenblatt total. Ihr Schwager sagte mir: Cotta könne die Nacht nicht schlafen, so müßten ihm diese Dinge im Kopf herumgehen, und ich selbst gestehe auch ein, daß Cotta's Stellung unmöglich die Begünstigung meiner Partei, den Schwaben und Menzeln gegenüber, zuläßt. Da er fühlt, wie schädlich die Deutsche Revue, herausg. von K. G. und Ludolf Wienbarg, auf den Credit seiner Blätter wirken muß, da er durch Lewald's Europa (die sehr gut geht) schon eine Schlappe bekommen hat, so ist er in Verzweiflung. Gestern Abend schrieb er mir, er wolle heute noch einmal zu mir kommen; aber ich schreibe an Sie, noch ehe er da war; denn ich lasse mich mit seinen Interessen diesmal gar nicht vereinigen.

Bei Liesching träte ein ähnlicher Fall ein. Er ist von Menzel und den Schwaben ganz abhängig, und würde nur mit Zittern und Zagen auf die Sache eingehen. Ihr Schwager, der die ganze Unternehmung billigt und sie gern verlegte, kann es nicht, weil er zu freundschaftlich mit Scheible steht, dem er die Europa druckt, und weil Scheible glaubt, ich wäre hierher gekommen, um ihm einen Stoß zu versetzen. Natürlich würde die Europa sinken, wenn wir ein ähnliches Institut, aber Original arrangirten. Zu anderen Buchhändlern mag ich nicht gehen, weil ich das Anerbieten hasse, und weil zuletzt Ihr Schwager in mich dringt, Ihnen meinen und meines Freundes Namen und überhaupt eine Unternehmung zuzuwenden, welche Ihrer Firma eine ganz neue Physiognomie gäbe. Eines thut mir nur dabei leid, nämlich Löwenthal's Handlung. Aber er hat den Fonds nicht, welcher sich nach Berechnung Ihres Schwagers auf 12.000 fl. belaufen müßte. 1000 Ex. decken das Unternehmen.

Jetzt aber dies: Ihr Schwager und Sie denken an hiesigen Druck, allein, liebster Herr Hoff, das sagt mir nicht zu. Ich möchte, daß das Ganze von Frankfurt ausgienge. 1. Sie sind dem Druckorte näher. 2. Ich bin in Frankfurt sehr populär. 3. Ich habe die hiesigen Reibungen nicht. 4. Ihr Schwager interessirt sich für diese Gegend doch und würde Ihnen nützlich seyn. Deßhalb bleib ich bei Frankfurt. Suchen Sie dort eine tüchtige Druckerey, die fortwährend 3 Setzer für die Revue beschäftigen kann, auch schärfen Sie Ihrem Commissionär genaue Verhaltungsmaßregeln ein. Noch kömmt hinzu, daß ich in Frankfurt mit der Censur auf gutem Fuß stehe, und recht gut weiß, was man bieten kann. Besonders aber nützt mir meine Frankfurter Popularität, die Ihnen dort vielleicht 100 Exemplare bringt, wenn ich da bin. Vor allen Dingen müssen Sie das Unternehmen in großem Style beginnen und alles für die Verbreitung thun. Es muß freilich jährlich verrechnet werden (mit 16 fl. oder 10 R.), aber auf jedem der 52 jährlichen Hefte (à 3 Bogen, groß 8°) muß: Heft 18 Kr. stehen, damit die Leute es nicht als Journal, sondern als heftweises Unternehmen betrachten. Könnten Kupferbeilagen kommen, das wäre sehr erwünscht. Wir müßten noch in diesem Jahre vier Probehefte geben, die den Buchhändlern in dem Falle nicht verrechnet werden, wenn sie im nächsten Jahre die Revue fortbeziehen. Diese 4 Hefte wären sehr früh zu versenden, damit noch lange vor dem neuen Jahre alle Journalinstitute ꝛc. wissen, worauf sie zu reflectiren haben. Wie gesagt: alles im größten Style: dann glaub' ich machen wir enormes Aufsehen; unsere ersten Hefte bringen (politisch unschädlich!) Beiträge von Börne, Heine, und immer reichhaltig von mir und Wienbarg. An guten Mitarbeitern soll kein Mangel seyn. Der Inhalt ist 1. Unterhaltendes aus dem Gebiet der Novelle u. s. w. 2. Abhandelndes: Reisen, wissenschaftliche Speculationen. 3. bei jedem Heft 8 Seiten Petit Kritik.

Nun unsere Bedingungen: 1. Die Deutsche Revue ist natürlich Eigenthum der Herausgeber. Wenn Sie nach 3 Jahren sie fortsetzen [illegible] ab. 2. Für die 4 Hefte, welche in diesem Jahre zu liefern sind und die Sie tausendfach verbreiten [illegible], zahlen Sie uns [illegible] fl., wofür wir deren ganzen Inhalt [illegible]. 3. Für die Zeit vom 1. Jan. 1836 — ult. Dez. Redaktionsgehalt im Ganzen [illegible] fl. 4. Unternehmen Sie die [illegible] der Honorare an die Mitarbeiter mit 20 fl., 25 fl., [illegible] fl. per Bogen, je nach dem Werth, den wir für Ihr Conto dann zu bestimmen haben. 5. Uns beiden zahlen Sie für unsre Artikel in [illegible]

Wahrscheinlich erhalten Sie diesen Brief morgen Nachmittag; [illegible] haben Sie dann die Güte, mir [illegible] Freitag eine Antwort zu senden, der ich Sonnabend in [illegible] bin. Dann jetz'

ich mich sogleich auf die Post, und treffe zu guter Zeit bei Ihnen ein, um den Contrakt zu vollziehen.

Mich würd' es freuen, Sie zu meinem Geschäftsfreunde zu machen. Ich habe Sie als einen Mann kennen gelernt, der noble und großartige Gesinnungen hat und seine Stellung mit wahrem Enthusiasmus auszufüllen sucht. Mit einer solchen jugendlichen Rüstigkeit gemeinsam zu arbeiten, ist mir Ermunterung und ich glaube, Sie werden niemals Ursache haben, eine Verbindung mit mir zu bereuen.

Mit bestem Gruß;

Ihr ergebenster
Gutzkow
(im Waldhorn).

Was bei diesem Briefe fast mit nüchterner Deutlichkeit in die Augen fällt, ist jedenfalls der Umstand, daß der vierundzwanzigjährige Verfasser der „Wally“ ein ausgezeichneter Geschäftsmann war und die redaktionelle Algebra vortrefflich beherrschte. Ganz modern erscheint uns der wohlüberlegte Apparat, mit dem das neue Unternehmen ins Werk gesetzt werden sollte, und die Sicherheit, mit der Gutzkow die Einzelheiten desselben übersieht, die Umstände pro und contra, darunter selbst seine Popularität, in Rechnung setzt und den erzielbaren Erfolg und Gewinn kalkuliert, zeigt jedenfalls eine organisatorische Befähigung, die sich auch später bei der Redaktion des „Telegraph“ und besonders bei der Einrichtung der „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ glänzend bewies. Die materielle Seite war es wohl, die den Mannheimer Verleger von dem Unternehmen abschreckte und ihm eine ärgerliche Empfindung hinterließ, der er später in einem Pamphlet „Karl Gutzkow und die Gutzkowgraphie“ (Mannheim 1839), durch andere Dinge gereizt, sehr kräftigen Ausdruck lieh; Gutzkows Vorliebe für hohe Honorare wird ihm hier besonders vorgerückt. Obgleich Hoff aber hier alles beibringt, was er aus seinem persönlichen Verkehr über Gutzkows Charakter und Lebensverhältnisse wußte, und mit den unflätigsten Schimpfereien auch das Harmloseste zu seines Gegners Nachteil auslegt, hat er von den obigen Verhandlungen über den Verlag der „Deutschen Revue“, von seiner Geneigtheit, diese zu übernehmen, und von dem Briefe Gutzkows mit der schönen, so brauchbaren Schlußwendung wohlweislich kein Wort erwähnt. Zwar mußte er, trotz seiner hier mit manchem Witz betätigten Verachtung der Schriften Gutzkows, auch in dieser Streitschrift zugeben, daß er, nachdem der Verlag von C. Löwenthal in Mannheim verboten worden, dessen inkriminierte Verlagsartikel, die „Wally“ und die sich anschließenden Streitschriften, auf seine Firma übernommen habe.

Leugnen läßt sich nicht, daß Gutzkow im obigen Brief den Mund etwas voll nahm. An Cotta hatte er am Tage vorher geschrieben, daß ihm nicht weniger wie drei Verleger in Stuttgart und zwei auswärtige zur Verfügung ständen, gewissermaßen nur auf sein Jawort warteten, „bei gewissen Akkommodationen“. Unter den Stuttgartern versteht er jedenfalls Liesching und Karl Hoffmann, den Schwager von Heinrich Hoff; unter den auswärtigen wohl diesen selbst und seinen Freund Karl Löwenthal in Mannheim; vielleicht auch Hoffmann & Campe in Hamburg. In diesem Briefe an Hoff läßt er aber selbst alle diese Möglichkeiten an verschiedenen Umständen scheitern, und wir müssen daher die Form jenes Ultimatums an Cotta für ein wenig durch seinen Zweck beeinflußt erklären.

Auch was er hier von Beiträgen Börnes und Heines verspricht, schrumpft bei genauerer Betrachtung auf Wunsch und Hoffnung zusammen. Mit Heine hatte er, so viel ich weiß, damals noch gar keine Beziehung; von Börne durfte er eher die Erfüllung einer Bitte um Beiträge erwarten, denn dieser hatte ja sein erstes Buch „Briefe eines Narren an eine Närrin“ im dritten Bande der „Briefe aus Paris“ unterm 13. und 14. November als ein „herrliches deutsches Buch“ mit einem Ruhmesstempel versehen. In der Tat wandte sich Gutzkow auch später, am 14. September, an Börne, der „Deutschen Revue“ dessen Namen zu sichern und die erste Nummer mit einem Beitrag Börnes zu schmücken; Börne gab aber nur sehr ungewisse Aussichten.

Cottas Neigung zu dem von ihm sehr hochgeschätzten Autor, dessen Roman „Maha Guru“ er selbst verlegt hatte, erstickte wohl in dem Bedenken über die Kollision des neuen Unternehmens mit dem „Literaturblatt“ des „Morgenblatt“, dessen Herr er ja selbst auch war. Gutzkows kategorische Absichten, ihm den Garaus zu machen, gehen aus dem Briefe an Hoff zur Genüge hervor. Mit ziemlicher Sicherheit ist anzunehmen, daß Cotta seinen Redakteur Wolfgang Menzel über die Konsequenzen einer derartigen selbst zu schaffenden Konkurrenz befragte; die nächsten Ereignisse folgten sich zu sehr Schlag auf Schlag, daß man nicht einen inneren Zusammenhang vermuten dürfte. In dem Buche von Proelß ist ausführlich geschildert, wie am 2. September zuerst dennoch die Nachricht durch die Presse ging, Cotta werde die neue Zeitschrift Gutzkows verlegen, wie dann am 9. September Karl Löwenthal das Unternehmen für sich reklamierte und am 11. September die Menzel'sche Kritik über Gutzkows „Wally“ im Stuttgarter „Literaturblatt“ erschien, jene Kritik, die, man mag sie noch so objektiv betrachten, weit über das Ziel hinausschoß und als eine Denunziation an die Staatsgewalt allgemein damals empfunden wurde, auch eine dementsprechende Wirkung tat. Vorläufig ließ aber Gutzkow seine Pläne nicht fallen, noch waren ja die Gerichte nicht eingeschritten u[nd] raffte sich erst der Bundestag zu seinem Heldentum auf. So bereitete er die erste Nummer der „Deutschen Revue“ vor, die entsprechend den obigen brieflichen Angaben in Großoktav und im Umfang von drei Bogen in der Tat gedruckt wurde. In Löwenthals jungem Verlagsgeschäft wurden sie, noch ehe das Titelblatt gesetzt war, konfisziert und sind nur durch einen glücklichen Zufall uns erhalten geblieben. Mit den Mitarbeitern sah es allerdings böse aus; haufenweise hatten sie ja öffentlich ihre Zusagen zurückgenommen und nur die beiden Redakteure blieben übrig, die neue Zeitschrift zu bestreiten. So zeigen uns denn jene Korrekturbogen zunächst einen Aufsatz von Karl Gutzkow, eine Charakteristik Bernadottes, im Stil der „Oeffentlichen Charaktere“, wie sie Gutzkow vorher unter dem begeisterten Beifall Cottas für die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben hatte und später auch in Buchform veröffentlichte. Dieser Aufsatz „Bernadotte“, der zwanzig Seiten einnimmt, ist ein Meisterstück dieser Art; er schildert mit umfassender Sachkenntnis das Verhältnis Bernadottes zu Frankreich und vor allem zu Napoleon, seine Thronbesteigung und Regierung. Völlig modern ist die Art und Weise des Einganges: er malt die Szene aus, wie eine Lappenfamilie koboldartig auf dem Hofe des Königsschlosses in Stockholm sich tummelt, sie wollen ihren König sehen, der, ein Sohn des Südens, vom Fenster herunter seine neuen Untertanen halb neugierig, halb unbehaglich betrachtet. Mit diesem Phantasiebilde dessen Kontrast seine Wirkung nicht verfehlt, vor Augen, liest sich dann die politische Erörterung leicht; ein Pathos des Stils, wie Gutzkow es stets liebte, schwellt besonders die Schilderung des Verhältnisses zu Napoleon, und die mit reicher Detailkenntnis und wissenschaftlicher Grundlage spielende Darstellung ist zweifellos bedeutend. Das zweite Drittel des Heftes nahm Ludwig Wienbarg ein mit einem Reisebild „Elbe und Nordsee“. Im Laufe einer Fahrt aus der Elbemündung, an Glückstadt vorüber, nach Amsterdam versucht der Verfasser, Stadt und Land der vorbeischwindenden Ufer zu schildern, den Geist der Zeiten zu fixieren und seine Kenntnis aller sozialen Beziehungen der Gegenwart auszubreiten. Der Ton seiner Darstellung ist ernst, nur selten erinnert er an Heines Vorbild, den Wienbarg bewunderte. Der ganze Aufsatz ist ein vortreffliches Beispiel dafür, in welcher Art die jungdeutschen Programmatiker das Leben mit allen seinen Strömungen in die Literatur einzufangen gedachten. Den übrigen Teil des Heftes nahm wieder Gutzkow in Anspruch mit einem längeren kritischen Sammelartikel, „Literatur“ überschrieben, unter dem Motto: „Medias in res!“ Hier läßt er die neuesten literarischen Erscheinungen Revue passieren. Eine Klage über die Wertlosigkeit der Almanache leitet über zu Tiecks Novelle „Eigensinn und Laune“ in dem Taschenbuch „Urania“. Die Pointe ist eine Polemik gegen Tiecks Tendenz, der sich darin gegen den Zeitgeist aussprach und ihn aus den freien Sitten der Gegenwart herleitete. Ziemlich offen droht Gutzkow, einmal „die den Sinn gefangen haltende romantische Zaubernacht mit neugieriger Fackel zu erleuchten“, und braucht sogar für die Romantiker den Ausdruck „Phalluspriester“, die keine Ursache hätten, der Moral der Jugend nachzuspüren. Im Anschluß an den Schwab-Chamisso'schen Musenalmanach erkennt er nur Freiligrath an, diesen „deutschen Viktor Hugo, der in kurzer Zeit alle überflügeln wird“, während er Chamissos Alter bemitleidet, Anastasius Grün noch gelten läßt, Nikolaus Lenau auf dem Rückgange sieht, Gustav Pfizers Lieder aus Rom „mit arroganter Geschwätzigkeit“ hingeworfen nennt und an Wolfgang Menzels „Magdalena“ nur den Maßstab des Opernlibrettos legt, da er an Seichtheit mit Schikaneder wetteifere. Ausführlich bespricht er die Tragödie „Charlotte Stieglitz“ und das darüber erschienene „Denkmal“ Theodor Mundts, polemisiert gegen Menzels Urteil darüber, verteidigt Bettina und ihren „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“ ebenfalls gegen Menzel und legt seine Grundsätze auseinander, die ihn bei der Betrachtung der Literatur leiten. Den Begriff der Nationalliteratur, der in den Zwanzigerjahren entstand, und der Menzels Alpha und Omega literarischer Kritik bedeutete, erklärt er für mißverstanden: die Literatur müsse mehr sein als der Spiegel des Nationallebens, mehr als das „Echo unserer Misère oder unseres Glückes“. Die Literatur des „reflektierten Nationallebens“ sei vorüber, sie habe keinen größeren Dichter hervorgebracht als Uhland, den er hochschätze, und keinen größeren Kritiker als Menzel, den er verachte. Die Literatur dürfe nicht mehr im Journal gipfeln und den Massen schmeicheln, sie müsse die Masse erheben, und die junge Literatur wende sich an die „Unterrichteten, Gebildeten und Geschmackvollen im Lande“. Nur zwei Ziele gebe es, wofür sich das Genie begeistere: die Tat und die Kunst. Erstere sei durch die politischen Zustände unmöglich; die Kunst sei ihr Ersatz: „Wir müssen etwas tun, was Ersatz ist für das, was wir tun konnten. Es muß wenigstens eben so groß sein wie unsere Vorstellung.“ Der Begriff der Poesie sei in der Restaurationsperiode verloren gegangen, wie das stets geschehe nach dem Aufblühen eines gewaltigen Naturells wie der Goethes. Eine neue Entwicklung sei da und diese suche nach einem neuen Begriff der Poesie; ihre ersten Versuche müßten noch tastend sein, noch im Werden begriffen, wie Schillers „Räuber“ und Goethes „Berlichingen“; Balzac und George Sand führt er als Beispiele einer solchen Läuterung an, weist aber deutlich genug auf sich selbst hin, den er in aller jugendlicher Unbescheidenheit „den auserwählten Autor einer neuen Phase unserer Literatur“ nennt. Zum Schluß bespricht er noch das „Jahrbuch schwäbischer Dichter und

Novellisten", und hat für deren Herausgeber, Eduard Mörike und W. Zimmermann, wie auch für den Mitarbeiter Vischer mehr Anerkennung als man von vornherein erwarten dürfte. Da sich Schwab und Uhland an dem Jahrbuch nicht beteiligten, vermutet er darin eine Opposition gegen diese Führer der schwäbischen Schule und wünscht Mörikes und Zimmermanns Anschluß an das „Junge Deutschland" mit folgenden Worten: „Ich möchte diese ausgezeichneten Talente auffordern, sich entschieden einer Tendenz anzuschließen, für welche Heine und Laube nur zwei einzelne, niemanden verpflichtende Parteiführer sind, neben welche man sich mit allen seinen heimischen Mitteln, mit seinen beliebigen Sympathien hinstellen kann, ohne affiziert zu werden. Die schöne Rundung, die formelle Eleganz und zuletzt eine gewisse Totalität der Konzeption, welche sich in den Erzeugnissen dieser Dichter ausspricht, wären die glücklichsten Eroberungen, welche unsere Sache machen könnte." Er irrte sich in der obigen Annahme, Uhland und Schwab lieferten nur aus persönlichen Gründen gegen Zimmermann keine Beiträge zu dem Jahrbuch, und Mörike war weit entfernt, seinem Rufe Folge zu leisten. Für das nächste Heft verspricht er dann einen Aufsatz über Heinrich Laube, der, „von einer Poesie der Täler und Abendglocken zu jener des Schmerzes und der Zerrissenheit überleite, welche im gegenwärtigen Augenblick das Uebergewicht in Deutschland bekomme und sich wahrscheinlich zu einer literarhistorischen Epoche gestalten werde."

Am meisten beistimmen wird man ihm wohl darin, daß die Erörterung solcher Dinge, wie Menzel sie in seiner „Wally"-Kritik besprochen habe, nicht vor das große Publikum gehöre, nur die Skandalsucht befördere und das Verhältnis zwischen Literatur und Publikum beirre. Selbstbewußtsein spricht sehr stark aus diesem ganzen kritischen Erguß; Menzel gegenüber bemüht er sich einer anerkennenswerten Mäßigung. Die besten Stücke dieses Aufsatzes hat er bald darauf in seine „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur" (1836) aufgenommen, so das über den Musenalmanach, über Nationalliteratur, und Charlotte Stieglitz (siehe dort Band I, 143 ff.; Band II, 127 ff., 172 ff.). Auch den großen Aufsatz „Bernadotte" finden wir in den „Vermischten Schriften" (1842, Band III); leichter zu erreichen ist er in der Gesamtausgabe letzter Hand (Jena, Costenoble, Band IX).

Dieses erste Heft der „Deutschen Revue" ist nicht in der Oeffentlichkeit erschienen; nach Verbot des Löwenthal'schen Verlages fand aber Gutzkow sofort einen neuen Verleger in Franz Varrentrapp, und bei diesem erschienen in Frankfurt die „Deutschen Blätter für Leben, Kunst und Wissenschaft". Zwei Nummern liegen vor, die sich schon im Umfang weit bescheidener zeigen als die „Revue". Sie sind beide zusammengeschnitten aus den Aufsätzen der letzteren, soweit sie von Gutzkow geschrieben sind. Das „Programm", das Nr. 1 vom 2. Dezember 1835 eröffnet, besagt, daß die neue Zeitschrift überhaupt nur von Einem geschrieben werde, nichts als eine einzige Person sei, die „eine Mission zu haben glaube", und gleich den Enzyklopädisten, diesen wandernden Journalen, wolle sie sich mit ihrem Publikum über das unterhalten, was ihr passend erscheine. Vom Bekannten und Naheliegenden, „von den einfachen Begegnungssätzen des Umgangs" ausgehend, wolle er, Gutzkow, seine Leser mit Begriffen vertraut machen, welche für die Literatur eine neue Phase bilden und das, was ihm an Geist fehle, durch Charakter ersetzen. Im übrigen enthält Nr. 1 nur noch die Besprechung des Mundt'schen Werkes über Charlotte Stieglitz unter dem Titel „Winterblicke auf den Friedhof" und eine Korrespondenz aus Hamburg, das einzige, was auch nach dem Programm von einem anderen, unbekannten Autor geschrieben ist. Für die nächsten Nummern werden außer einer Reihe geschichtsphilosophischer Aufsätze „Feldzüge gegen Menzel", Artikel über Laube, Tieck, W. Neumann und Abfertigungen einiger Männer versprochen, die, wie der Verleger Lichthum und der Schriftsteller Bacherer, mit Broschüren gegen das „Junge Deutschland" hervorgetreten waren.

Nr. 2 der „Deutschen Blätter" vom 5. Dezember enthält einen dieser geschichtsphilosophischen Aufsätze „Der Traum des Satans", den wir in dem Buche Gutzkows „Philosophie der Geschichte" (1836, Seite 67 bis 73) wiederfinden, eine geistreiche Phantasie über den Parallelismus und die ewige Regeneration der Geschichte. Die „Philosophie der Geschichte" ist also schon vor Gutzkows Gefängniszeit in Mannheim begonnen worden. In dieser, zum Teile gegen Hegel gerichteten Geschichtsbetrachtung liegt der Keim für das „Nebeneinander" der späteren Romane, das unbewußt ja auch in Gutzkows Dramen hervortritt. Daran schließt sich ein erster „Feldzug gegen Menzel", nur eine allgemeine Einleitung über Nationalliteratur, Publikum und Machtsphäre der Kritik; das Ganze ist nur ein Ausschnitt aus dem [illegible] der „Deutschen Revue", und hervorzuheben [illegible] der kleine Satz, in dem er sich als [illegible]

[illegible] Der Wert des Verbotes zu diesen beiden [illegible] vom 2. und 5. Dezember [illegible]

[illegible]

Ihr Bild entzog sich bisher unserer Kenntnis von diesen Ereignissen des bedeutungsvollen Jahres 1835. Wenn man den ganzen, rein literarischen und wahrlich ziemlich harmlosen Inhalt dieser vergilbten Blätter überschaut, so mag man wohl mit Recht fragen: Hinc illae lacrimae? Die Antwort bleibt nur ein fröhliches Lachen über diese Don Quixoterie des Bundestages, der gegen ein rein literarisches Unternehmen von sehr zweifelhaftem Erfolge mit Spießen und Stangen zu Felde zog, wie die sieben Schwaben gegen das Häslein am Bodensee.

Berlin Dr. Heinrich Hubert Houben.

Der Roman eines jungen Dichters.

Wenn ich nächstens in die Schweiz reise, will ich gern das Dörflein Nimikon besuchen. Freilich konnte ich den kleinen Ort bisher trotz heißen Bemühens weder in einem Reisehandbuche, noch auf einer Landkarte entdecken; das hindert mich aber nicht, anzunehmen, daß Nimikon überhaupt besteht. Zumindest habe ich diese Hoffnung nicht aufgegeben. Die Einwohner kenne ich nämlich schon genau und liebe sie, wie „hart, streng gefaltet und wenig redend" sie auch sind. Tagelang dachte ich nun an sie und nahm mir vor, wenn ich doch dahinkomme, im Nimikoner Wirtshaus einen guten Schluck roten Veltliners oder gelben Waadtländers zu trinken. Denn Peter Camenzind ist jetzt Gastwirt dort und jeder weiß, wie er sich auf den Wein versteht. In seinem Keller liegt kein schlechter und kein falscher Trunk. Nicht, daß es nur Ehrensache für ihn wäre, den Gästen ihren Heimatswein unverfälscht vorzusetzen: er würde jede Mischung des edlen Saftes geradezu als Schändung der Natur selbst ansehen und als Lästerung der Gottheit, die im Weine schläft. Peter Camenzind ist ein absonderlicher Kauz, das muß gesagt werden. So absonderlich er aber schon unter den Nimikonern erscheint, umso absonderlicher müßte er in jeder anderen Umgebung der weiten Welt sein. Uebrigens hat sich das früher gezeigt, denn Peter war nicht immer Gastwirt in dem schweizerischen Dörflein. Er hat ein reiches Schicksal erlitten. In jungen Jahren ist er viel herumgekommen und im Hafen der Heimat spät gelandet. Oder wohl gestrandet, denn vielleicht hätte er gar nicht hinaus sollen, in die Welt. Schließlich war er immer nur ein Bauernsohn, wenn auch eine Dichterseele. Jetzt aber schenkt er herrlichen Waadtländer in Nimikon und spinnt sich in Erinnerungen und alte Pläne ein. Dabei wird er manchmal sentimental, was an dem großen, starken Manne seltsam berührt.

*

Hermann Hesse, der junge deutsche Dichter, hat Peter Camenzinds Geschichte*) erzählt. Er hat sie so erzählt, daß ich an Peter Camenzind glaube, daß er für mich lebt, wie eben ganz Nimikon. Es ist ganz sicher eines der schönsten deutschen Prosabücher der letzten Jahre, das vom Peter handelt.

Vielleicht klingt es abenteuerlich, daß der Gastwirt Camenzind ehemals ein Literat war. Er war halt immer ein Sonderling und hat Schiffbruch erlitten im Leben, das nun einen so elegischen Abschluß findet. Er war in die Großstadt gekommen, und seine aufnahmsfähige und empfindsame Seele hat Kruste nach Kruste auf sich genommen, die Kultur unserer Städte, die Verbindlichkeiten sozialer Schichten und Berufe, die Ideen wechselnder Umgebungen. Was er äußerlich erlebte, ist allerdings nichts, was nicht jedermann erleben kann. Vieles nahm einen tragischen Ausgang: die Frauen, in die sich Peter verliebte, führten andere heim, die Freunde, die er gewann, starben hinweg. Und so blieb er ein Einsamer, ein „Einspänner". Schweres Blut hat Peter immer gehabt, das ist alles. Ewig blieb er ein Wolkenstarrer, Sinnierer und Grübler. Es gibt eine Dumpfheit der Seele, die fruchtbarer und tiefer ist, als ihre Exaltationen, in die sie sich auflösen kann, und diese Dumpfheit schaffte immer in Peter. Trägheit, eine innerliche dichtende Beschaulichkeit, bildete seine Tragik; Schwerfälligkeit und Arbeitsscheu staken ihm in den Gliedern, Abneigung vor dem Weltgetriebe. Darum wurde er wie sein Vater ein Trinker, darum war seine Dankbarkeit zur Heimat inniger, sein Heimweh schmerzlicher. Wie er ein gewaltiges Wohlbehagen in dem Traume empfand, als Seehund am Meeresstrande zu liegen, so herrschten in ihm jederzeit die, wenn auch nicht animalischen, so doch instinktiven Gefühle stärker als die rasch an sich gerissenen Kulturformen. Die Zugehörigkeit zur Erde, zur Natur, zum Kosmos spürte er intensiver, als alle weltlichen und gesellschaftlichen Beziehungen. Sein Lieblingsheiliger war Franz von Assisi, der Spielmann Gottes, der die Vögel und die Bäume seine lieben Brüder nannte und in Wahrheit ging er seinen Spuren nach.

Weil die Geschichte des Peter Camenzind so wahrhaftig und subjektiv erzählt ist, glaubt man nun nicht an Peter und denkt, daß Hermann Hesse seine eigenen Schicksal niedergeschrieben hat. Dazu verleitet [illegible] einen jungen [illegible] fallen zu lassen, [illegible] wieder einen neuen Dichter [illegible] und selbständig schöpferisch [illegible] zu formen vermag. [illegible]

erscheint, um zu dessen Widerlegung beizutragen. Hermann Hesse ist kein Schweizer und kein Bauernsohn, der zur Stadt gekommen ist. Dennoch hat er die Poesie des Schweizer Tales mit solcher Intimität erfaßt, daß jedermann, der Hesse nicht als Schwaben kannte, annehmen mußte, tausend mütterliche Wurzelfäden verbänden sein Herz mit der Schweizer Scholle. Niemand vor ihm hat das Nahen und das Wüten des Föhns in so meisterlicher Weise geschildert. Auch Peters inbrünstige Naturfrömmigkeit ist nicht aus eigenster Kindheitserinnerung, sondern nur aus liebevoller Anschauung der Berge und Matten geboren. Wie nichtig werden alle Theoreme, wenn ein wirklicher Dichter erscheint!

Es soll der Hauptwert dieses Buches sein, daß darin der Dichter trotz der Ichform und des vorwiegend lyrisch-psychischen Gehaltes nicht sich selbst gezeichnet hat. Was Hermann Hesse mit Peter Camenzind gemein hat, ist wohl die Liebe zu den Wolken, zum Weine, zu Italien, zu Franz von Assisi, die Abneigung gegen Salongespräch, Teetisch u. s. w. Die Romantik, wie sie einst Eichendorff erfüllt hat, lebt in ihm noch in kindlicher Reinheit. Wie es die alten deutschen Kaiser und die Dichter nach dem Süden zog, so leidet er an der ewigen Sehnsucht nach den sonnigen Ländern. Schon in seinem Gedichtbande*) hat er herrliche Lieder von seinen Italienfahrten gesungen. Zu Camenzinds Klärung trägt wohl mit Ausnahme des zärtlichen Umganges mit dem frühreifen Krüppel Boppi nichts so sehr bei, wie der Anblick von Florenz und der Verkehr mit dem naiven Menschenschlag von Umbrien. Hesses Schwärmerei für das klassische Land legt einen goldigen warmen Ton über sein ganzes Buch, ja sie verleiht ihm unter den süddeutschen Autoren eine eigene helle Note. In seinen Gedichten war auch bereits viel Straubinger-Romantik vorhanden. Im „Peter Camenzind" kehrt sie wieder. Wer jüngst in diesen Spalten Hesses entzückende Plauderei über das Reisen gelesen hat, weiß, wie dieser Poet Länder und Städte nicht bloß zu sehen, Menschen zu begegnen, sondern sie auch im schönsten Sinne des Wortes zu erleben versteht. Peter Camenzind liebt das Wandern sowohl um seiner Abenteuerlichkeit, als auch um jener Naturandacht willen, die in verweilender Betrachtung der Kreatur Gott sucht. Niemals spürt man sich zwischen vier Wänden in diesem Buche und um den grünen Peter weht eine freie Atmosphäre wie um die Bäume und Berggipfel. Und auch die Preislieder, die er in köstlichen Gleichnissen dem Wein und den Wolken singt, sind eine romantische Nuance Hesses.

Es ist ein prächtiges Buch, das er vom Peter Camenzind geschrieben hat. Es muß darum nicht gleich ein untadeliges Kunstwerk sein. Sieht man es darauf hin an, so muß ohne weiters zugegeben werden, daß es ebenso Tief- wie Höhepunkte hat. Meisterhaft und unvergleichlich sein ist etwa nur die Kindheit Peters erzählt. Hesse hat schon einmal, in den halb anonym erschienenen „Hinterlassenen Schriften und Gedichten von Hermann Lauscher"**) ein paar Jugendkapitel geschrieben, deren Zartheit und Heimwehstimmung unvergeßlich ist. Vergleicht man jene Erinnerungen mit den Erfahrungen Peters, so gewinnt man erst einen klaren Einblick in die objektive, frei schöpferische Kunst des sechsundzwanzigjährigen Dichters. Zu der Höhe der Kindheitsschilderung reicht allein die Sterbeszene der Mutter Camenzinds heran; der Tod, dem der Dichter im zusammenhangreichen Wirken der Natur oft nachgegangen, findet hier eine so ergreifende, ruhevolle Verklärung, daß man das Singen himmlischer Arpeggien zu vernehmen vermeint. Dennoch fehlt nicht die herbe Schmerzlichkeit der Erlösung vom irdischen Leib. Allerdings sind es letzte, befreiende Erkenntnisse, die in solchen Augenblicken ergreifen, und es ist nicht möglich, einen ganzen Roman in dieser schon dünnen Luftschicht zu führen. Woran es dem Werke leider mangelt, ist die strenge Architektonik; statt Stil ist Farbe, statt Linie Schmelz vorhanden. Zwischen einzelnen Episoden klaffen Lücken ohne Uebergänge, ganze Partien sind skizzenhaft und im Entwurf stecken geblieben. Ueberall ein Vergeuden und Verschwenden, einmal in vollem bewußten Ausgenießen, ein andermal dagegen hastig vorwärtsstürzend zu bevorzugteren Köstlichkeiten. Alles in einer Sprache von echt deutscher, satter Struktur und einem lyrisch-epischen Klang und Reichtum.

Wie gesagt, kein vollkommenes Kunstwerk vom Aesthetenstandpunkt ist Hesses „Camenzind", aber ein Buch, dessen man sich erinnert wie eines Menschen, der einen im Innersten bewegt, oder einer Stadt, die einem neue delikate Schönheiten eröffnet hat. Peter Camenzind lebt, man glaubt an den gemütvollen und kindlich klugen Sonderling und man möchte ihn in der Wirklichkeit treffen. Die Liebe, die uns für ihn erfaßt hat, müssen wir am Schluß auf den Dichter übertragen. Prophezeiungen sind hier wie überall müßig und Wünsche überflüssig. Es genügt ja zu sagen, daß Hermann Hesse auf dem Wege ist, einer unserer Besten zu werden.

Camill Hoffmann.

Der Fall Dvořak.

Der Fall Dvořak bildet eine sehr lehrreiche und herzerhebende Episode in der Entwicklung der modernen Musik. Es ist die Geschichte eines Künstlers, von dem das Epitheton „naiv" in seinem höchsten und reinsten Sinne gilt, eines Künstlers, dem das Genie niemals Fluch und Qual, sondern immer nur Segen fürs Leben war und der, wie ein Glückskind der Fabel, von höheren Mächten geführt, zu den Höhen der Kunst und Berühmtheit steigt. Dvořak war ein großer Schöpfer auf dem Gebiete der absoluten Musik, darin liegt seine eigenste Bedeutung. Die Musik ist bei ihm nur Musik, nichts mehr und nichts weniger. Sie bleibt nur Musik auch wenn sie, der Tendenz und dem Geschmacke der Zeit folgend, etwas mehr sein will. Ihre Seele sind die spezifisch musikalischen Zauber, das heißt die ästhetischen Qualitäten der Tonformen und Tonarchitekturen, die melodischen, rhythmischen, harmonischen und dynamischen Werte, kurz gesagt: das musikalisch Schöne in seiner sich selbstgenügenden Kraft, Gewißheit und Einfachheit.

Dvořak war ein musikalischer Geist par excellence. Eine Natur, aus der die Töne durch alle Poren quollen, ganz natürlich, spontan und selbstverständlich wie die Lichtstrahlen der Sonne entströmen und wie die Nebel und Dünste aus dem Meere steigen. Keiner von den zeitgenössischen Komponisten war so wie er dem Instinkt überlassen. Er ist ein wahrer Nachkomme Haydns und Schuberts, dieser zwei naivsten musikalischen Genies und steht zu dem, was er schafft, in einem ähnlichen Verhältnis. In dem nämlich, wo die Persönlichkeit des Künstlers nur ein Werkzeug des Kunstwerkes ist.

In der Mehrheit der Fälle ist es umgekehrt: das Werk ist bloß ein Werkzeug des Genies, ein Ausdruck seiner Persönlichkeit, eine Station auf den Wanderungen seiner Entwicklung, ein Ruf in der Wüste, eine Fackel, die für einen Augenblick die Finsternisse erleuchtet. Die geniale Persönlichkeit überragt in solchen Fällen ihr Werk, dieses ist dann nur ein Versuch, das Unaussprechbare auszusprechen und bei aller seiner Großartigkeit hinterläßt es in uns die Melancholie des Unausgesprochenen. Je größer die Persönlichkeit desto enger erscheinen ihr die gegebenen Formen, desto leidenschaftlicher muß sie diese Formen zerbrechen und erweitern. Aber nur bei einer geringen Zahl der Zuhörer gelingt es ihr, Verständnis dafür zu finden, was sie wollte. Denn die Seele der Großen kann sich unmöglich in die Seelen der Kleinen übertragen in ihrer ganzen Kraft und Herrlichkeit.

Bei Dvořak ist es anders. Bei ihm hat die Musik Elementargewalt. Sie ist ein Element wie das Meer, die Lawine oder eine Feuersbrunst und sie herrscht über ihre eigenen Kräfte. Sie entspringt noch tieferen und geheimnisvolleren Quellen, als es die Persönlichkeit des Komponisten ist und nötigt uns, die Musik von ihrem Schöpfer zu abstrahieren. Die Persönlichkeit scheint hier bloß ein Vollzieher und Träger des Werkes zu sein, der mit einer kindlichen und ruhigen Ergebenheit vor der Höhe seiner Mission sich beugt, ja ihre wahre Größe vielleicht nicht einmal kennt. Er kämpft nicht mühsam mit der Form, um dies oder jenes auszusprechen — er schafft einfach, weil das Schaffen ihm eine innere Notwendigkeit ist.

Wer war Anton Dvořak? Ein simpler Mann aus dem tschechischen Volke. Fremd waren ihm die Verwicklungen und Finessen der höheren ideellen Kultur. Niemals machte er sich interessant durch seine Person, alle Erfolge eroberte er sich nur mit seinem Werke. Er war ein Musiker und nichts mehr. Er beherrschte zwar meisterhaft die Formen und Mittel seiner Kunst, aber er schuf nicht, um uns mit den Entwicklungsphasen seines Ich zu interessieren. Er komponierte, in dem eigentlichsten und engsten Sinne des Wortes. Die dichterischen Motive waren ihm hie und da eine Gelegenheit, niemals aber ein unumgänglicher Born der Inspiration. Er schrieb zwar auch symphonische Dichtungen und Opern, sicherlich jedoch nicht aus innerem Zwange, und seine unaufhaltbare musikalische Fruchtbarkeit hätte ganz leicht andere Betätigungsmöglichkeiten gefunden.

Dvořak gehört zu denen, bei welchen das Subjekt vollständig verschwindet vor der objektiven Größe und Höhe der Kunst. Zu denen, deren Persönlichkeit nur ein Träger des Werkes ist, ein Organ und Verkünder von irgend etwas Höherem, Drittem, das über ihr und über uns steht. Daß er das ahnte und fühlte, dafür gibt seine demütige Frömmigkeit ein Zeugnis. Aber die religiösen Stoffe boten ihm nur die Symbole für eine höhere Religiosität, welche der schöpferische Geist vor den Tiefen der Ewigkeit empfindet, die er hinter seiner Kunst sich öffnen sieht. Es ist dieselbe mehr künstlerische als religiöse Frömmigkeit, welche Haydn zwang, das grandiose Mysterium der „Schöpfung" mit kindlicher Demut mitten im skeptisch leichtlebigen Wien des Rokoko zu vollführen. Dieselbe Frömmigkeit, deren heißer Atem durch das Lebenswerk des Johann Sebastian Bach weht, das sonst die wundervollste Inkarnation der musikalischen Objektivität darstellt.

Bei den reflektierenden Genies übersteigt die Persönlichkeit ihr Werk, das Ideal seine Verwirklichung; bei Dvořak aber verliert sich im Gegenteil die Persönlichkeit in dem Werke, sie schafft intuitiv manches, wovon sie nichts weiß — die Wirkungen reichen hier oft weit über die Grenzen der Absichten. In seinen Kompositionen finden wir Gefühls- und Stimmungselemente, namentlich gewisse schwere Melancholien von schwüler Süße, ethische Sehnsucht und [illegible] in denen auch die differenziertesten modernen Seelen mit Lust [illegible]ten können. Und doch ist es für jeden, der den verstorbenen Meister kannte, ganz undenkbar, daß diese Zustände mit ihrem vol[illegible] Inhalt in seiner Seele tatsächlich lebten. Nur seine souveräne, unerschöpfliche musikalische Intuition ermöglichte dieses Wunder: [illegible] Zuständen hat er gestaltet, aber erst in unseren Seelen werden [illegible]!

*) [illegible] 1902, G. Grote'sche Verl[illegible]

**) [illegible] von H. Hesse. Basel 1901, [illegible]

Schlüsseln zu den Zaubergärten der Emotionen und Stimmungen, von denen ihr Urheber schwerlich eine Ahnung hatte.

Die Musik Dvořáks, das ist also der musikalische Instinkt selbst, ist glücklich und unfehlbar. Er wurzelt tief unter höheren Schichten der Seele, welche die nivellierende intellektuelle Kultur aufgetragen hat, tief in den untersten primären Regionen, wo auf jedem Gefühl eine dumpfe Dämmerung liegt und die Mächte des Blutes herrschen. Also in der Rasse. Sie ist die eigentlichste Seele der Dvořák'schen Musik oder wenigstens ist sie das, was ihr Kolorit bestimmt. Dieses Rassenkolorit ist bei ihm so stark und so tief begründet, das zu seiner Bezeichnung schon der Begriff Tschechisch nicht ausreicht. Slavisch muß man es nennen. Das Tschechentum ist schon eine Modifikation des slavischen Charakters durch die Vermischung mit deutschem Blute und auf Grund der Einflüsse der westeuropäischen Kultur. Die Wurzeln von Dvořáks Natur dringen aber durch das Tschechische noch tiefer, bis zu den Urgebirgen des Rassenursprungs, zu dem, was das tschechische Volk in den Grundzügen seines Wesens mit seinen östlichen Verwandten gemein hat. Seine musikalische Lyrik kennt die schwere Melancholie der weiten Steppen, seine Oratorien und Kantaten scheinen von dem Rauschen der majestätischen Ströme und Meere inspiriert zu sein, seine Tanzrhythmen haben das heiße Blut einer jungen, in die Kulturentwicklung erst eintretenden Rasse.

In der Rhythmik besonders liegt der slavische Charakter der Dvořák'schen Musik. Der Rhythmus ist von den Elementen der Musik dasjenige, das mit den Geheimnissen des Körpers und des Rassenursprunges am meisten zu tun hat, jenes, das mehr als alle anderen der spontanen und unmittelbaren Intuition entspringt und an das Leben der Instinkte und an die Wallungen des Blutes eng geknüpft ist. Der Rhythmus ist die Urmusik selbst, direkt entsprossen der mystischen Einheit der Seele und des Leibes. Man kann daher ganz gut begreifen, daß dieser von so tiefen Beziehungen zur Seele seiner Rasse erfüllte, echt und instinktiv musikalische Geist alles in sprühende Rhythmik verwandelte, was er berührte. Die Rhythmik gibt vor allem anderen seiner Musik jene verjüngende Kraft, die sie auf die zeitgenössische Tonkunst übte, auf diese Kunst, welche durch eine zu heftige und intensive zweihundertjährige Entwicklung schon ermüdet und erschöpft war.

Aber das ist das Wunderbare. Dieser elementare musikalische Geist, der von den frischesten Jugendsäften der erst zum Kulturleben erweckten slavischen Rasse durchtränkt ist, ist dabei ein dankbarer Schüler und Nachfolger der Klassiker, hält in Ehrfurcht die alte Tradition fest und kultiviert die alten Formen; ist ein tschechischer Brahms, oder richtiger noch, Haydn! Für die Musik bedeutet die Form weit mehr noch als für andere Künste, denn ihre Gesetze sind strenger und auch der kühnste Neuerer muß sich ihnen beugen. Ein Musiker par excellence zu sein, dies bedeutet, einen eminenten Sinn für die melodische Linie, für das feste rhythmische Gebilde, für die stilistische Architektur haben — gerade so wie die eminent malerischen Naturen, z. B. Rembrandt oder Whistler, Meister in der Beherrschung der formalen Beziehungen zwischen Farben, Lichtern und Schatten sind. Und Dvořák war ein Musiker durch und durch, vom Dichter hatte er nicht einen Tropfen in seinem Blute, die Probleme und Konflikte der modernen Seele trübten nicht die Reinheit seines einfachen, harmlosen Wesens. Kein Wunder, also, daß er sich den Formen anschloß, in welche die absolute Musik von der Zeit der großen deutschen Meister her ihre reinsten, spezifischen Qualitäten zu gießen sich gewöhnte.

Die Ehrfurcht von der Tradition der alten Klassiker führte Dvořák zu der stolzen königlichen Form der Symphonie und zugleich in die delikaten Boudoirs der Kammermusik. Er bringt in diese schon ziemlich erschöpften Formen das starke Blut einer jungen Rasse, er tritt aber auf diesen heiligen Boden der Traditionen keineswegs mit dem schweren, wilden Tritt eines Barbaren, sondern mit jener andächtigen Ehrfurcht, die ihn berechtigt, dieses Erbe zu übernehmen, mit jener kindlichen Ehrfurcht, mit welcher die jugendlichen, auf die Bühne der Geschichte eintretenden Völker die Augen weit öffneten, wenn sie plötzlich auf den Boden der alten reichen Kultur gestellt worden sind. Und es ist ein Umstand von einer besonders symbolischen Bedeutung, daß die Hand, welche ihn aus der engen Heimat auf die europäische Arena führte, die Hand Brahms' war, des letzten großen Sohnes der deutschen absoluten Musik, in dem sie zum schmerzlichen Bewußtsein ihres Alters gekommen ist, in dem sie Instinkt, Blut und Farbe verlor und reflektierend in dem melancholischen Zauber ihres Herbstes schwelgte. Aber freilich gerade dieser musikalische Geist mußte bei Dvořák am besten begreifen, was er selbst nicht hatte und mußte in ihm die Ergänzung zu sich selbst sehen.

Darin liegt vielleicht das Geheimnis seiner Kunst: in der [illegible] der mittelbaren [illegible] und [illegible] Verbindung [illegible] welches der [illegible] Romantischen [illegible]

Dvořák seiner echt intuitiven, spontanen, durch und durch musikalischen, und was besonders zu betonen ist, seiner slavischen Natur. Denn es ist ein Vorzug des Slaventums, daß es die fremden Kulturen begreifen und sie leicht seiner eigenen Natur einzugliedern versteht. Nur so war es möglich, daß der Komponist der „Slavischen Tänze“ zugleich einer der größten zeitgenössischen Symphoniker wurde und daß er mit so großem Erfolge für den Geschmack der Engländer schaffen konnte, einer Nation, die doch zu dem Leben seines Volkes von allen Kulturvölkern vielleicht die wenigsten Beziehungen hat.

Sein letztes Werk war die Oper „Armida“. Vor dieser hat er die „Wassernixe“ komponiert, ein Werk, in welchem seine Musik zu einer besonders feinen, sensitiven, schwer duftenden Melodik erblüht, in tiefen Naturstimmungen schwelgt und in traumhafter Sehnsucht schmachtet. Diesem Werke könnte man eine symbolische Bedeutung geben. Auch seine Musik ist eine Undine, freie Tochter der Tiefen der Natur, eine Frucht der mystischen Kräfte, die in den dämmernden Abgründen keimen und reifen, weit von dem nüchternen Tageslichte des menschlichen Verstandes. In den melodischen Linien dieser Oper glaubt man die Tränen der Natur rinnen zu hören, die nicht mehr eine bloße Kraft sein will und sich danach sehnt, Wissen zu werden. Hatte vielleicht der Komponist gerade für diese traurige Sehnsucht einen so prachtvollen Ausdruck gefunden, weil er sie an sich selbst erlebte? Haben auch so spielerisch schaffende und spontane Künstler, wie er einer war, diese glücklichsten aller Künstler, solche traurige Stunden, wo es ihnen in dem mütterlichen Urwalde der Instinkte bange wird und wo sie sich nach den königlich erleuchteten Palästen der Idee sehnen? Wer weiß! Immerhin hat der Dichter der Dvořák'schen Oper das Ende dieser Sehnsucht treffend symbolisiert: vernichtet und auf immer stumm geworden kehrt die Nixe in den heimatlichen Waldsee zurück, nachdem sie aus dem instinktiven ein wissendes Wesen geworden und von der bitteren Frucht der menschlichen Erkenntnis gekostet.

So stellt uns die Musik Dvořáks zuletzt vor ein Problem, das zu den schwersten und schmerzlichsten aller Fragen der Kunst gehört: Wissen oder Sein? Was ist größer? Glücklicher ist ohne Zweifel das zweite. Anton Dvořák gehörte zu diesen glücklichen Künstlern, die, ohne durch innere Kämpfe und Zweifel gelähmt zu sein, sich einfach so geben, wie sie sind. Das Genie war ihm keine dämonische Last, sondern eine Himmelsgabe, die ihm zum inneren Glück und zur äußeren Berühmtheit verhalf und für die er seinem Gotte mit kindlicher Ergebenheit dankte. Er verdient so bewundert zu werden, wie man alles in der Natur bewundert, was nur durch die Schönheit seiner bloßen Existenz wirkt — wie man die Bäume, Vögel und Blüten bewundert, welche rauschen, singen und duften, nur darum, weil sie sind, weil es selbstverständlich ist, weil sie nicht anders können.

Prag. F. V. Krejčí.

Bücher.

Max Mell: Lateinische Erzählungen. Wien und Leipzig 1904. Wiener Verlag.

Unter den drei Geschichten, die dieser schmächtige Band enthält — der „Geschichte des Gärtners“, der „Geschichte des Naturforschers“ und der „Geschichte des Künstlers oder: die Stimme“ — ist die zuletztgenannte vielleicht die stärkste Talentprobe der jungösterreichischen Literatur seit Hofmannsthals Auftreten. Es ist nicht allein das superbe Stilgefühl, das in strengem Abwägen und ausscheidender Sparsamkeit dieser Erzählung einen solch artistisch erlauchten Duktus gibt: dieses waltet in den beiden andern Geschichten in gleichem Maße. Aber in der „Geschichte des Künstlers“ spürt man mehr, als in den Anfangserzählungen, die eher aus der spielerischen Freude an einer zu vollkommener Reinheit destillierten Technik entsprungen scheinen. Hier aber werden nicht nur beunruhigende, rastlos drängende und doch für immer unlösbare Fragen des Künstlertums in prachtvolle Symbole umgesetzt: es ist eine Reihe von ganz wunderbar geschauten und mit behutsamer Zartheit wiedergegebenen Bildern darin, die unvergeßlich sind. Die Szenen in der Schenke, die Gestalt der Psychidion und die Stunden der Not des Bildhauers sind in Laute von einer keuschen Anmut und einfachen Reinheit gefaßt, wie man sie in ähnlicher kunstvoll gemessener Vollendung vielleicht noch in Kellers Legenden finden mag. Daß nicht das ganze Buch auf dieser Höhe steht, wird nicht nur den nicht überraschen, der es weiß, daß es von einem kaum zwanzigjährigen Jüngling herrührt. Die ganze Anlage dieser Erzählungen verwehrt eine Häufung solcher Stellen, die eben doch nur möglich sind, wenn das vom Alltag entbundene Leben zum Symbol wird. Aber am Zwingenden und Lebensvollen fehlt es nur zu oft in diesem seltsamen und oft beängstigenden Buche. Es macht oft zunächst den Eindruck der Willkür eines improvisierenden Fabelerzählers, wenn man auch hinterher die Strenge der Komposition gewahrt. Es fehlt oft die Unerbittlichkeit des Notwendigen, das Gefühl des Nicht-anders-sein-könnens und manchmal zweifelt der Hörer, ob der Dichter selbst nicht an manchem Abschnitt zaudernd einhielt, unschlüssig des Weges, den er einschlagen soll. Vielleicht aber ist daran nur eine Eigenart der Erzählungsart schuld, die manche Strecke entlang jedes Detail in erlesenster Weise goldschmiedeartig gestaltet, um dann wieder ebenso bedeutungsvolles in knapp resümierendem Referentenstil mehr zu erledigen als zu erschöpfen. Die drei Geschichten an sich aber sind Muster lebendig empfundenen Stils, der freilich auch die drohende Gefahr der Manier in sich birgt. Es gibt Zeilen darin, von einer Schlankheit, wie weiße griechische Säulen und

Worte, schimmernd wie Ketten aus köstlich gefügtem Geschmeide. Die Vergleiche, die sich hier aufdrängen, bezeichnen freilich auch die vorläufigen Grenzen des Dichters. Bis jetzt gibt er nur eine derivierte Kunst, eine, die in der Kunst anderer Zeiten wurzelt. Nicht nur l'art pour l'art, sondern auch l'art par l'art. Es ist töricht, von einem Künstler anderes zu verlangen als das was er gibt; schon deshalb, weil er selbst nicht anders kann, wenn er echt ist. Und da dies bei dem jungen Dichter der „Lateinischen Erzählungen" wohl anzunehmen ist, so hat er Zeit, gemächlich zu warten, bis nicht nur alte Kunstwerke, sondern neues Leben an ihn fruchtbarmachend herantreten wird. **Richard Specht.**

Revue der Revuen.

„Das Theater." Wilhelm Holzamer schreibt über Guignol, den Pariser Hanswurst. Guignol ist ein Sohn Polichinells — in ideeller Abstammung und absteigender Linie. Realer Herkunft nach ist er, was Shakespeare einen Bastard nennt. Als solcher ist er die geborene Respektlosigkeit. Er ist klein und unscheinbar. Er hat ein rotes Bonnet mit goldenem Band auf, einen blauen Kittel mit Ledergürtel an. Und aller Listen und Streiche ist er voll. Seinen realen Vater — mit seinem idealen kommt er nicht weiter in Berührung — seinen realen Vater, der sich übrigens durch große Dummheit auszeichnet, behandelt er respektlos, denn Guignol haßt Dummheit. Seine Respektlosigkeit geht so weit, daß er sogar den Kommissär haut. Der will ihm sein Letztes, seine Matratze nehmen, denn Guignol bezahlt nie seine Miete. Die Matratze aber dient ihm als Sofa, als Kommode für sein Geld, als Bett „et quelquefois comme vase de nuit". Mit seinem letzten Atem holt der Kommissär den Gendarm zu Hilfe. Guignol haut auch den Gendarm. Mère Michel kommt auch noch hinzu, die Miete einzufordern. Guignol haut auch die Mère Michel. Und wie haut Guignol! Er ist ein Haukünstler par excellence. Er haut mit Genuß, durch die Freude der zuschauenden Kinder noch besonders angespornt. Er gerät ganz außer sich. Er haut mit allen Hau-Schikanen. Es wird auch gegen ihn geschlagen. Aber er ist immer Sieger. Er hat immer den letzten Hieb. Kann er ihn durch seine Stärke nicht haben, weiß er ihn sich zu erlisten. Darum hängt ihm auch die Jugend immer an. Darum ist auch Guignol so gefährlich. Darum ist ihm auch für einiges der Mund verboten. Die Freude, die sein Hauen bereitet, hat aber alle Bedenken der Obrigkeit, sogar die moralischen, besiegt. Und so kommt's, daß ihm sogar der heilige Antonius nicht entgeht. Wenn er mit dem ehrwürdigen Heiligen seinen Spott treibt, spendet ihm die Jugend ihren besonderen Beifall. Sie singt mit ihm:

Tirons-le par son cordon,
La farifondaine, la farifonden,
A la façon de Barbari
Mon ami.

„Revue de Paris". Ein bemerkenswerter Artikel vom Oberst **Grandprey** über die chinesische Armee. Der Oberst war früher Militärattaché in Peking und spricht deshalb mit großer Sachkenntnis. Er sagt, in wenig Ländern finde sich ein so treffliches Material für eine Armee, wie gerade in China, wo die ganze Einwohnerschaft, von 420 Millionen sozusagen ein Volk bildet und dieselben durchgängigen Eigenschaften aufweist. Der Chinese ist langlebig und hat eine zähe Lebenskraft. Er gedeiht in jedem Klima, trotzt der Hitze wie der Kälte, ist äußerst genügsam und deshalb leicht zu verpflegen. Er hat stählerne Nerven — wenn er nicht gerade Opiumraucher ist, welches Laster sich jedoch auf die höhern Kreise beschränkt — und diese kräftige Konstitution macht ihn gleichgiltig gegen äußeres Behagen; er kann in jeder Lage und auf jeder Lagerstätte schlafen und sich auf ein Minimum von Schlaf beschränken. Er bedarf selten eines Arztes und erträgt Leiden mit großem Stoizismus. Der Chinese ist sehr gelehrig und hat man ihm etwas eingedrillt, so vergißt er es nie wieder. Allerdings sind Gemeingeist und Patriotismus ihm ziemlich fremd und im allgemeinen hält der Chinese das Militär für eine Bande zweckloser und sofsspieliger Müßiggänger. Vielleicht fehlt es ihm auch an den nötigen Eigenschaften, um einen guten Offizier abzugeben; aber für den gemeinen Soldaten weist er geradezu unübertreffliche Qualitäten auf und bei tüchtiger Leitung und Organisation könnte deshalb die chinesische Armee eine große Macht werden, die vor allem im Stande wäre, ihr eigenes Land vor der Habgier der Europäer zu schützen und so diese beständige Bedrohung des Friedens aus der Welt zu schaffen. — **V. Bérard** schreibt über **Tibet und sein Verhältnis zu England und Rußland.** Englands Annexion des Distrikts Ladak, sowie seine sonstigen Uebergriffe, die von der Partei des Dalai-Lama als eine Störung ihrer panbuddhistischen Pläne angesehen wurden, erbitterte sie aufs heftigste gegen England und diese Erbitterung war es, die sie in Rußlands Arme trieb. Rußland und China kamen überein, sich in die Oberaufsicht über Tibet zu teilen, wobei Rußland die militärische Kontrolle, China die über das Administrative und den Handel übernahm. Der Dalai Lama war damit offenbar einverstanden, denn er ernannte den Zaren sogar zum „Schützer der Güter des Glaubens", wodurch dieser gewissermaßen der Schirmherr des Buddhismus, er selbst aber ein russischer Protegé und Vasall wurde. Der Verfasser behauptet, der Vizekönig von Indien, Lord **Curzon**, sei in Erkenntnis seiner Mißgriffe und ihrer Folgen eine Zeitlang sogar mit dem Gedanken umgegangen, Tibet einen Teil seiner annektierten Ländereien zurückzugeben, habe auch versucht in Petersburg Vorstellungen zu machen; aber ohne den Ausbruch des russisch-japanischen Krieges hätte der „Curzon'sche Imperialismus" die verhängnisvollsten Konsequenzen gehabt und Rußland zu noch viel größerem Uebergewicht in Tibet verholfen.

„Chuokoron" (Tokio). In [illegible] längeren Artikel beklagt **Teraza Nukichi** den physischen [illegible]gang der Japaner, der sich namentlich in den Kreisen der Intel[illegible] fühlbar macht, die einen erschreckend hohen Prozentsatz zum Militärdienst untauglicher Individuen aufweisen. Während in den Arbeiterständen etwa zwei Drittel ihrer Dienstpflicht nachkommen können, sind unter den Studenten nur etwa 20 Prozent dazu befähigt. Der Verfasser sucht die Ursache dafür in dem falschen Studiensystem, daß den physischen Bedürfnissen gar keine Rechnung trägt und nicht nur die Schüler, sondern auch die Lehrer so mitnimmt, daß der vorgeschriebene Lehrstoff fast nie bewältigt werden kann. Aber auch auf die Frauen, die Mütter der höheren Stände, fällt ein großer Teil der Schuld zurück. Sie halten nämlich völlige Untätigkeit für das oberste Gebot der Vornehmheit. Die Folge dieser Trägheit ist nun eine hochgradige Anämie und so ist es kein Wunder, wenn diese kraft- und blutlosen Frauen schwächliche Kinder zur Welt bringen. Indirekt ist dies aber wieder die Schuld der Männer; denn würden sie ein gesünderes Frauenideal an Stelle dieses krankhaften, snobistischen setzen, so würden auch die Frauen vernünftiger werden und eine Regeneration anstreben.

Die Ironie des Lebens.

Von **Iwan Raschkin.**

Pjetr Nikolajewitsch reckte sich in dem Schaukelstuhl und blickte, seine Zigarre rauchend, nachdenklich in die Ferne; ich blätterte in einem französischen illustrierten Buche und betrachtete ab und zu verstohlen das bleiche und gleichsam plötzlich gealterte Gesicht meines Freundes. Irgend etwas mußte augenscheinlich in der letzten Zeit mit ihm vorgegangen sein, wovon mir noch nichts bekannt war. Ich fühlte, daß er davon sprechen müsse, daß er nicht schweigen könne, und ich wartete geduldig. Ich hatte mich nicht getäuscht.

— „Je länger man lebt, desto rätselhafter und unverständlicher wird das Leben" — sagte er leise, in den Garten hinausblickend, in welchem im Glanz eines Herbsttages ein goldener Blätterregen mit leichtem Knistern niederfiel. — „Ich habe in der letzten Zeit etwas erlebt, das vielleicht leicht begreiflich, das vielleicht eine sehr logische Folge meines ganzen Lebens ist, doch dadurch wird dieses Leben selbst ganz unbegreiflich, ganz unlogisch. Manche Leiden dieses Lebens scheinen in solchem Maße überflüssig, daß man sich ganz im Zweifel verliert: wozu sind sie dagewesen? Weshalb? . . . ." —

— „Was ist Ihnen denn widerfahren, mein Lieber" — fragte ich.

— „Hören Sie also, und bemühen Sie sich, den ganzen inneren Sinn davon durchzufühlen." — antwortete er, ohne den Blick von den herunterfallenden Blättern abzulenken, als würde er in diesen goldenen traurigen Schmetterlingen dasjenige sehen, wovon er erzählen wollte.

— „Sie wissen, daß ich in der letzten Zeit sehr viel Arbeit hatte, und mein Sekretär konnte nicht mit allem fertig werden. Ich wendete mich zufällig an Alexejew mit der Bitte, mir einen guten Schreiber oder eine Schreiberin zu empfehlen. Er antwortete mir, daß er mir in den nächsten Tagen eine Adresse schicken werde. Bald darauf erhielt ich die Adresse einer Dame, ich kam mit ihr brieflich überein, und sie begann meine Arbeiten abzuschreiben. Es war im vorigen Herbste, vor einem Jahre. Als Arbeiterin, als Gehilfin wurde sie mir geradezu unersetzlich. Sie zu sehen hatte ich kein einzigesmal Gelegenheit, denn ich befand mich beständig auf Reisen, und meine Manuskripte und Korrekturen schickte ich ihr per Post zu.

Drei Monate etwa, nachdem wir in geschäftlichen Verkehr getreten waren, erhielt ich plötzlich von ihr einen Brief, in welchem sie nach vielen Entschuldigungen „sich erlaubte", mir einige Worte über meine Arbeit, die sie damals abschrieb, zu sagen; sie machte mich auf meine unrichtige Auffassung der Frauenseele, die ich, wie sie meinte, in der Heldin der Erzählung gezeigt hatte, aufmerksam. Ich antwortete ihr mit einem ziemlich langen Briefe, und das wurde zum Anlaß unseres Briefwechsels. Ich bin überhaupt ein Feind vom Briefschreiben, denn in den kurzen Briefen steckt kein Sinn, die langen Briefe aber lassen stets in der Seele ein Gefühl des Aergers darüber zurück, daß man gesprochen, gesprochen und dennoch nicht alles, was man sollte, gesagt hat. — in diesem Falle aber wurde ich mir selbst untreu, und unsere Korrespondenz wurde immer lebhafter. Sie hatte anläßlich der Bemerkungen meiner Schreiberin über mein Unverstand [illegible] der Frauenseele begonnen und war dann übergegangen auf . . . [illegible], kurzum — auf alles, und es gab nur [illegible], was wir [illegible] besprochen hatten. Alles in ihren Briefen [illegible] ihr lebhafter Geist und die Fähigkeit, ihre Gedanken und Gefühle [illegible] die Hauptsache aber war, daß mir in jeder ihrer Zeilen [illegible] [illegible], das man weder von jemand zu entlehnen, noch [illegible] kann, — eine gute, von einer [illegible] und [illegible] Frauenseele . . . .

Sie wissen, daß ich noch [illegible] Jahren mit meiner Frau getrennt habe. Sie haben mich [illegible] halb es geschah . . . Ich hatte [illegible] [illegible]; ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

nach und nach von Erfolg gekrönt, und ich begann leichter aufzuatmen; ich fing nun an, meine Sujets besser durchzudenken, sie sorgfältiger auszuarbeiten, und das steigerte natürlich den Wert meiner Arbeiten und hob mich rasch in den Augen der Leser. Ich wurde in kurzer Zeit zuerst bekannt, dann berühmt, man lief mir nach, schmeichelte mir, riß mich förmlich in Stücke, — besonders nach der Vorstellung meines Stückes „Die zwei Lager", welche für mich einen Triumph bedeutete. Ich war verhältnismäßig noch grün, dieser rasche Erfolg stieg mir zu Kopfe, ich war mir nicht mehr recht dessen bewußt, was ich tat und — ich ließ mich durch eine bekannte Künstlerin, Sie haben von unseren Klatschbasen ihren Namen wahrscheinlich gehört, verlocken . . . Meine Frau hatte, als sie diese Liaison erfuhr, energisch mit mir gebrochen und hatte mich ohne Schwanken und ohne Erklärungen verlassen . . . Mein Taumel war bald verraucht, ich begriff, daß ich schlecht gehandelt hatte, ich bat meine Frau um Verzeihung, doch sie blieb unerbittlich und übersiedelte in eine andere, entlegene Stadt. Ich habe später, in meine Arbeit, in das brausende Weltgetriebe versunken, keine weiteren Versuche gemacht, um die Verzeihung meiner Frau zu erwirken, umsomehr, da ich mir darüber keine Hoffnungen machte: sie war so stolz, so rein . . . Ich bin selbstverständlich, Sie wissen es, kein Heiliger, und die Jahre vergingen nicht ohne Liebeleien, ohne Liaisons, doch das Schicksal brachte mich niemals mit einer Frau zusammen, die mir ein verwandtes, teures Wesen hätte werden können, und alle diese Bekanntschaften hinterließen außer einem trüben, bitteren Satze in der Seele nichts zurück. In mir aber lebte stets das Bedürfnis nach einer solchen Vereinigung mit einer Frau, ich empfand stets eine Sehnsucht, einen inneren Drang nach einer Frauenseele . . . Sie werden sich also leicht vorstellen können, daß meine Korrespondenz mit Jekaterina Iwanowna — so hieß die Schreiberin — in mir vage Erwartungen hervorrief, welche nach und nach eine ganz bestimmte Form annahmen. Der Ton meiner Briefe wurde unwillkürlich inniger, wärmer, und diese Wärme, diese Herzlichkeit widerstrahlte wie in einem Spiegel in ihren Briefen. Ich hatte Jekaterina Iwanowna niemals gesehen, ich wußte weder, wer sie sei, noch was sie sei, ob sie alt oder jung, schön, oder ein Scheusal sei, ich wußte absolut nichts, doch ihre Briefe, welche in mir etwas Klares, Gutes, das schon längst im Dunkle des Lebens erloschen war, wieder erweckt hatten, sagten mir, daß sie gut sei; ich verkörperte in ihr unwillkürlich das Bild meines Ideals, welches ich, wie ein jeder, in der Jugend gehabt hatte, und welches nach und nach verblaßt und erloschen war. Jawohl, diese mir unbekannte Frau erhob sich vor mir in dem Glanze meines Ideals, und — mein Herz begann zu pochen. Ich bin kein Knabe, das Leben kenne ich — leider! — nur zu gut, ich kenne auch die Menschen; ich bemühte mich, mir Vernunft zu predigen, ich wollte mich in die gewohnten Bahnen eines ruhigen, arbeitsamen Lebens hineinzwingen, ich schämte mich wegen dieser Träumereien, und — ich konnte dennoch nicht umhin zu träumen. Ich wollte die Korrespondenz allmählich einstellen, doch auch das war ich nicht imstande, — sie hatte mir gar zu viele schöne Augenblicke gegeben!

Ich entschloß mich, um allem ein Ende zu machen, nach Moskau zu reisen und Jekaterina Iwanowna kennen zu lernen, in der Hoffnung, daß ich dort ein häßliches Weib oder eine alte Frau vorfinden würde; das letztere schien mir wahrscheinlich, denn meine Briefschreiberin war, wie ich aus der Korrespondenz ersehen konnte, eine Frau, welche das Leben kannte und welche schon gelitten haben mußte; in ihren Briefen schimmerten oft düstere Töne durch . . . Ich schrieb ihr von meinem Wunsche, sie kennen zu lernen, doch sie lehnte in scherzhafter, aber entschiedener Weise eine Begegnung ab. Unsere Korrespondenz, schrieb sie, schenkte uns so viele schöne Augenblicke, und wer weiß, ob eine nähere Bekanntschaft uns keine Enttäuschung bringen würde. Im Namen unserer Freundschaft bat sie mich, von dieser Begegnung abzusehen, und ich mußte mich fügen . . .

Ich hatte mich gefügt, doch dessen, was in meiner Seele vorging, konnte ich nicht Herr werden. Ich fühlte in ihr ein neues Gefühl, wie eine Flamme immer stärker und stärker aufloderte, und diese Glut machte meine Briefe natürlich wärmer, als sie hätten sein sollen, waren es ja doch nur Freundschaftsbriefe! Und abermals widerspiegelte ihre Seele, wie ein treuer Spiegel all dasjenige, das sie in meinen Briefen fand, und acht Monate nach dem Beginne unserer Korrespondenz waren wir beide, zwei bis dahin einander ganz fremde Menschen zu einem großen, unaussprechlich schönen und einheitlichen Ganzen zusammengeschmolzen. Unser Briefwechsel war jetzt [illegible] ein fortdauerndes Gedicht voll Gefühl und Zauber geworden. Ich, ein alter Mann — denn ist es das Zeichen des Alters? — und Pjetr Niko[illegible] [illegible] zählte die Last meiner fünfzig Jahre nicht mehr, und ich liebte dieses Weib mit dem ganzen Feuer, mit der ganzen Leidenschaft der Jugend. Ich dachte nicht, daß man in diesen Jahren so lieben könne; ich wußte nicht, daß meine Seele noch einen solchen Schatz [illegible] ein jugendlichen Glanz, ungeahnte Zärtlichkeit und ein herrliches [illegible] [illegible] hatte . . . [illegible] hatte! . . .

[illegible]

sichte, und seine Augen flammten mit jenem besonderen Glanze auf, welcher von der Fülle, von der Intensität des geistigen Lebens im gegebenen Augenblicke spricht.

„Ich sagte ihr," fuhr er fort, „daß ich sie liebe, daß ich niemals noch in meinem ganzen Leben jemand so geliebt habe . . . Von meiner Frau war ich nicht geschieden, ich war also nicht frei; ich sagte ihr alles und bot ihr an, den leeren Platz an meiner Seite einzunehmen und meine Freundin, mein Alles, Alles zu sein. Ich erwartete mit Ungeduld ihre Antwort auf diesen Brief, und die Antwort kam, und ich weinte und schluchzte, als ich sie las: so viel Liebe, Zärtlichkeit und Aufopferung waren darin enthalten. Sie sagte, daß . . . Nein! Es ist ebenso unmöglich dasjenige, was sie sagte, zu wiederholen, wie es unmöglich ist, mit Worten die ganze Schönheit einer Beethoven'schen Symphonie oder den Zauber eines Sonnenaufganges zu schildern. Wie reich, wie verschwenderisch ist ihre Seele, wie viele belebende Quellen sprudeln aus ihr hervor! . . .

Ich war glücklich, über alle Maßen glücklich . . . Und ihre scherzhaften Worte: „Nehmen Sie sich in acht, daß Sie schon nach der ersten Begegnung mit mir nicht enttäuscht sein sollen!" beunruhigten mich gar nicht, ich stellte mir nicht mehr die Frage, ob sie alt oder jung, schön oder häßlich, ich wußte, daß sie herrlich sei . . .

Ich fuhr sofort nach Erhalt ihres Briefes hieher, nach Moskau. Ich eilte, nachdem ich mein Gepäck in ein Hotel geschickt hatte, vom Bahnhofe direkt zu ihr . . . Ich steige vom Wagen aus, ich läute, frage, ob Jekaterina Iwanowna zuhause sei, und betrete mit bebendem Herzen ihr Wohnzimmer . . .

Eine, zwei Minuten vergehen . . . Plötzlich höre ich weibliche Schritte . . . Ich fühle, daß es mir vor Aufregung im Kopfe schwindelt und daß mein Herz, wie mir scheint, stille steht. Die Türe öffnet sich . . . und . . . und . . . vor mir steht . . . meine Frau! . . ."

„Sie . . . Sie sind . . . Du bist . . . Jekaterina Iwanowna?" . . . — rufe ich nach Atem ringend aus." —

„Ich bin es . . ." lächelte sie schwach und traurig.

„Ich hielt es nicht länger aus und begann — zu weinen . . . Das Leben hatte mir einen zu harten Schlag versetzt" . . .

Es entstand eine lange Pause . . . Man hörte nur das leichte Knistern der herabfallenden Blätter und das leise und traurige Stöhnen des Windes in der Tiefe des Gartens . . . Pjetr Nikolajewitsch hatte sich auf das Geländer der Terrasse gestützt und blickte traurig auf den durch die Zweige sanft schimmernden Sonnenuntergang . . . Ich näherte mich ihm und drückte leise seine Hand.

„Und doch ist es schön!" . . . sagte ich.

„Schön ist es, mein Lieber, wahnsinnig schön!" — rief er aus. „Betrachten Sie aber, wieviel Tragik, wieviel unnütze, erbarmungslose Ironie darin liegt! . . . Einen Schatz zu besitzen, ihn, ohne ihn geschätzt zu haben, zu verlieren, sich unbewußt sein ganzes Leben nach ihm sehnen und ihn dann wiederfinden, da nicht mehr viel Zeit zum Leben übrig geblieben ist! . . . Es ist meine Schuld — jawohl, das ist alles sehr logisch und sehr begreiflich — jawohl; weshalb aber ist das alles so grausam? . . . Weshalb ist es notwendig, daß das Leben so zwecklos grausam, so schmerzhaft sein soll? . . ."

Er schwieg und suchte gleichsam mit seinen traurigen Blicken bei den absterbenden Bäumen nach einer Antwort . . .

„Morgen wird sie herkommen", sagte er. „Und wir werden ruhig unser Leben zu Ende leben und werden darüber trauern, daß es für uns zusammen so schön, so vollkommen, so freudig hätte sein können . . .

„Nein, man darf nicht trauern!" . . . erscholl aus dem Garten eine frische Frauenstimme. — „Wir wollen lieber glücklich sein . . ."

Pjetr Nikolajewitsch sprang in die Höhe und stürzte die Treppe hinunter.

„Wie? . . . Du bist es? . . .

Und er lief ihr freudig lachend entgegen, und sie hielten sich eine [illegible].

„Du bist mir nicht böse, daß ich dir eine Ueberraschung bereitet habe, indem ich heute kam?"

Er konnte nur lächeln.

Sie standen, sich an den Händen haltend, einer dem anderen gegenüber, — er, dieser kleine Mann mit den schneeweißen Haaren und dem runden Gesichte, und diese bejahrte aber noch immer hübsche Frau mit der traurigen Falte um die Mundwinkel, — und sie lachten [illegible], einer dem anderen in die Augen blickend, mit einem besonderen Lachen, in welchem sich zur Lebenslust und zur Freude eines neuen Frühlings das traurige Flüstern der herunterfallenden goldenen Blätter [illegible] . . .

Ich [illegible] allein.

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XXXIX. Band. | Wien, den 28. Mai 1904. | Nummer 504.

Weltunbehagen.

Der Streit zwischen Frankreich und der Kurie, der wohl zu anderen Zeiten nur kirchenpolitisches Interesse erregt hätte, hält jetzt alle europäischen Regierungen in Atem; denn er steht in einem ganz merkwürdigen Zusammenhange mit den wichtigsten und heikelsten Angelegenheiten der internationalen Politik. Unter Rampolla konnte die Freigeisterei des republikanischen Frankreich nach Herzenslust sündigen. Man verzieh ihr in Rom auch das Schlimmste und ließ sich durch nichts in dem Grundsatz irre machen, daß die päpstliche Politik unter allen Umständen den Vorteil des Zweibundes auf Kosten des Dreibundes zu fördern habe. Daß das allzeit fromme und getreue Oesterreich mit im Dreibund sitzt, konnte diesem so wenig nützen, als es dem Zweibund schadete, daß hier der gottlose Westen dem schismatischen Osten die Hand reichte. Die Politik Roms hat ihren Nutzen stets dort gesucht, wo er zu finden war, ganz ohne religiöse Pedanterie. Nach dem Sturze des ersten Napoleon nahm Pius VII. den Kirchenstaat gerne aus den Händen der Ketzer zurück und rühmte, nachdem er mit England, Preußen und Rußland erfolgreich verhandelt hatte, in seiner Allokution an die Kardinäle ausdrücklich die Verdienste der Fürsten, „die der römischen Kirche nicht angehören". Von häretischen Mächten empfing man das Patrimonium Petri 1814 zurück, um es 1870 durch eine katholische Macht wieder zu verlieren. Seither blieb die europäische Politik des Vatikans immer auf den einen Punkt gerichtet: das Verlorene wiederzugewinnen, das „kirchenräuberische" italienische Königtum zu schwächen, zu isolieren, seine künftige Niederlage, die ja im Rate der himmlischen Gerechtigkeit sicherlich beschlossen war, mit irdischen Mitteln vorzubereiten. Deshalb arbeitete Rampolla so emsig gegen den Dreibund, so emsig, daß er sich dadurch im Konklave um seine schönsten Wahlchancen brachte. Und deshalb tat er das Aeußerste, um mit dem Vaterlande und den geistigen Enkeln Voltaires in Frieden und Freundschaft zu verbleiben. Es war das allerdings eine mehr kirchenstaatliche als kirchliche, aber es war eine kluge Politik. Sie rechnete darauf, den Dreibund, innerhalb dessen die österreichisch-italienische Intimität ohnedies nie recht warm werden wollte, allmählich zur Auflösung bringen zu können, während anderseits Frankreich und Italien unbedingt auseinander gehalten werden mußten. So konnte die politische Vereinsamung des savoyischen Königshauses gelingen, das, von inneren und äußeren Schwierigkeiten bedrängt, wohl schließlich vor dem Papsttum kapitulieren würde.

In diesem auf weite Wege und langsame Wirkungen angelegten Plan ist nun durch Loubets Romreise ein großes Loch gerissen worden. Die päpstliche Diplomatie stand vor einer überaus verwickelten Frage. Rampollas findiger und erfahrener Geist hätte sie wohl gelöst. Auch er hätte wahrscheinlich, ja ganz gewiß protestiert, aber er hätte es in einer Weise getan, die nur in Italien, nicht in Frankreich Aergernis erregt hätte. Niemals wurde er einer augenblicklichen Verstimmung wegen den Gewinn vieljähriger Arbeit preisgegeben, dauernde Interessen aufs Spiel gesetzt haben. Sein Nachfolger im Staatssekretariat aber, der — wenn der vulgäre Vergleich gestattet ist — wie alle jungen Besen kräftig kehren wollte, protestierte mit mehr Leidenschaft als Ueberlegung. Man rühmt es der römischen Staatskunst nach, daß die Wirkungen ihrer Maßregeln, ob stark oder gelind, stets dem Maß ihrer Absichten genau entsprochen hatten. Und es gibt kein höheres Lob als dieses. Kardinal Merry del Val aber hat es sich nicht verdient, denn diesmal gingen Absicht und Wirkung weit auseinander. Man müßte denn annehmen, daß Pius X. und sein Staatssekretär entschlossen waren mit der dreißigjährigen Ueberlieferung der Kurienpolitik völlig zu brechen das heißt: die Stellung Italiens und seines nationalen Königtums zu befestigen, statt sie zu untergraben. Doch von solchem Umschwung ist wohl keine Rede.

Tatsächlich aber hat Merry del Vals Protest [illegible] in diesem Sinne gewirkt. Die freundschaftliche Annäherung zwischen Italien und Frankreich, die Rampolla um jeden Preis zu verhindern bemüht war, ist nun vollzogen, und der Vatikan gibt sehr unfreiwillig seinen Segen dazu, den Segen Bileams, der gern fluchen möchte. Frankreich steht zu dem weltlichen gegen das geistliche Rom, mit einer Klarheit und Entschiedenheit wie keine zweite katholische Macht der Welt. Die Bajonette des französischen Kaiserreiches haben bei Mentana die Papstherrschaft gegen die italienische Nationalbewegung verteidigt, und nun ist der Präsident der Republik das einzige katholische Staatsoberhaupt, [illegible] Pia geschossene Bresche gleichsam sanktioniert. Was könnte die Freundschaft zwischen zwei Völkern enger knüpfen, als solch mächtige Tatsachen, begleitet von so ohnmächtigen Protesten?

Italien steht jetzt zwischen Dreibund und Zweibund als die meist umworbene Macht Europas da, ein Triumph, der durch die Ungeschicklichkeit der kirchlichen Diplomatie erst recht in helle Beleuchtung gerückt wurde. Wir in Oesterreich betrachten dieses Schauspiel mit sehr gemischten Empfindungen. Der Konflikt zwischen Frankreich und dem Vatikan könnte uns kalt lassen, wenn nicht unser eigenes Wohl und Wehe dabei mit in Frage käme. Italien ist unser Verbündeter — aber wie lange noch? Nachdem die Entscheidung von 1866 Oesterreich aus dem deutschen Norden und italienischen Süden zurückgedrängt, nachdem hier wie dort aus den reichen Kriegsspolien sich der Glanz neuer Nationalstaaten erhoben hatte, ergab sich ein Zustand der Ausgleichung und Ruhe, der uns gestattete, weiterhin nur unseren inneren Staatsaufgaben zu leben und die verlorene Weltstellung schmerzlos zu vergessen. Für uns gab es fortan keine äußere Politik des Angriffes mehr, nur eine der Verteidigung. Diese ehrliche Resignation machte die alten, auf unsere Kosten gesättigten Gegner nunmehr zu unseren natürlichen Verbündeten. Der Dreibund war eine Allianz von Staaten, die untereinander ihre historischen Rechnungen ins Reine gebracht hatten und sich nun wechselseitigen Besitzschutz gegen die Außenwelt verbürgten. Dieses Verhältnis schien Dauer zu versprechen, aber es wurde durch zwei Umstände gestört: erstens durch gewisse Taktfehler der österreichischen Politik, die, höfischen Rücksichten auf die Empfindlichkeit der Kurie zuliebe, die für uns viel wichtigere Empfindlichkeit des italienischen Nationalstolzes verletzte; und zweitens durch die Unruhe der italienischen Politik, die sich an allen Punkten der Welt zu schaffen machen will, obwohl ihr wirtschaftliche und soziale Sorgen viel näher lagen, als diplomatische. Der letzte Winkel Europas, wo Oesterreich noch auswärtige Interessen zu verfechten hat, ist die Balkanhalbinsel. Es ist eine peinliche Ueberraschung, daß die italienische Großmannssucht uns nun auch hier in den Weg treten will. Der Dreibund scheint, trotz aller offiziellen Ewigkeitsschwüre, in voller Auflösung begriffen. Italien wird aber dadurch nicht, wie die päpstliche Diplomatie es anstrebte, isoliert, sondern gewinnt durch ein neues Allianzensystem reichliche Rückendeckung. Die Protestnote des Vatikans hat diesen Wandel der Dinge nur beschleunigt. Wir Oesterreicher haben oft genug unter der Schlauheit der Kurienpolitik gelitten, nun müssen wir auch darunter leiden, wenn sie einmal das Gegenteil von schlau ist. In Europa bereiten sich allerlei seltsame Veränderungen vor, es ist, als wollte sich rings um Deutschland und Oesterreich ein Netz neuartiger Völker- und Staatenbündnisse zusammenziehen: Rußland, die Balkanländer, Italien, Frankreich — vielleicht auch England? Das alles sieht durchaus nicht behaglich aus, und es wird noch unbehaglicher durch die nervöse Hast, mit der die Armeeverwaltungen aller Länder, durch den ostasiatischen Krieg aufgescheucht, ihr Rüstzeug bereit stellen. Die Militärsäbel rasseln, die Diplomatenfedern kratzen — und Bürger und Bauer greifen ängstlich an ihre Taschen, und über die männliche Jugend der Völker gleiten einige zählende Fürstenblicke und sehr viele zärtlich besorgte Mutteraugen.

E. W.

Macht und Aussichten der deutschen Sozialdemokratie.

Der russische Sozialist A. A. [illegible] hat in seinem im vorigen Jahre bei J. H. W. Dietz Nachfolger in Stuttgart in deutscher Uebersetzung erschienenen Buche „Der Sozialismus und das öffentliche Leben" die politischen, wirtschaftlichen, religiösen und ethischen Zustände der Kulturvölker daraufhin untersucht, wie weit darin die Tendenz einer Entwicklung im Sinne der Sozialdemokratie [illegible], und hat gefunden, daß es vorwärts geht mit dem [illegible] zu deren Ziele, wenn auch nicht so rasch, wie die [illegible] und viele von ihnen glauben. [illegible] ich auf ein paar Symptome aufmerksam machen, an denen man [illegible] deutlich zu erkennen vermag, wie weit es die Sozialdemokratie im Deutschen Reiche gebracht hat und ferner zu bringen Aussicht hat.

[illegible]

den Vater, und Bismarck die Mutter nennen. Ohne die sozialdemokratische Gefahr hätte dieser den Gedanken nicht gefaßt, und ohne die Furcht vor ihr, die das Unternehmertum beherrschte, hätte er — das hat er ausdrücklich im Reichstag bekannt — seine Gesetzvorlagen nicht durchgebracht. Aehnlich verhält es sich mit der Arbeiterschutzgesetzgebung, der Bismarck widerstrebte, bis Wilhelm II. das Steuerruder in die Hand nahm und den sozialen Kurs einschlug, von dem er freilich unter dem Drucke, den das unter der frondierenden Bismarckleitung organisierte Großunternehmertum ausübte, schon nach wenigen Jahren wieder ablenken mußte. Immerhin übt die von der Sozialdemokratie organisierte Arbeiterschaft so viel Gegendruck aus, daß sich der Bundesrat von Zeit zu Zeit dazu versteht, einer vom Reichstag gegebenen Anregung zu folgen und auf das grollende Meer ein weiteres Paar Tröpflein sozialen Oels zu gießen, die freilich das Gegenteil von Besänftigung der hochgehenden Wogen bewirken.

Mit dem Arbeiterschutz hängt auf das Engste die in den Gewerkschaften organisierte Bewegung für Lohnerhöhung und bessere Arbeitsbedingungen zusammen, und auch diese Organisation ist der Sozialdemokratie zu danken, während bekanntlich in England die Sozialdemokratie als Nebenwirkung des Tradeunionismus entstanden und bis auf den heutigen Tag ein einflußloses Anhängsel der Gewerkschaften geblieben ist. In England war es die physische Entartung der Arbeiterbevölkerung, die sich bei der Rekrutierung für die Marine bemerkbar machte, was die ersten Arbeiterschutzgesetze, die lediglich Kinderschutzgesetze waren, veranlaßt hat; und zwei Jahrzehnte später, in den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts, nahm auch die preußische Regierung einen Anlauf zum Arbeiterschutz, weil ihr aus dem rheinisch-westfälischen Industriebezirk ungünstige Berichte über die Ergebnisse der Rekrutierung zugegangen waren. Die seitdem eingetretene Zunahme und durch die Fortschritte der Technik auch ermöglichte Erhaltung der Bevölkerung wird die Befürchtung, es möchte an tauglichen Rekruten mangeln, in der Zukunft nicht so bald wieder aufkommen lassen, und die Arbeiter haben deshalb von den mächtigen Vertretern der militärischen Interessen, deren vornehmster ja der Kaiser selbst ist, zunächst keinen Beistand in ihrem Kampfe um bessere Arbeitsbedingungen zu erwarten. Daher ist das Verdienst der Sozialdemokratie um die Anfachelung zu diesem Kampfe, um seine Organisierung und Leitung doppelt hoch anzuschlagen. Selbstverständlich finden die Erfolge des Kampfes ihre Grenzen an der jeweiligen wirtschaftlichen Lage. Aber ohne den Kampf würde auch das Mögliche nicht geschehen, das Erreichbare nirgends erreicht werden, weil der einzelne Unternehmer selbst beim besten Willen dieses an sich Mögliche nicht zugestehen kann, wenn nicht auch alle seine Konkurrenten entweder durch Streiks oder durch Gesetze dazu gezwungen werden.

Ferner üben die Sozialdemokraten als Unternehmer von Genossenschaftsdruckereien und -Bäckereien, als Leiter großer Konsumvereine, als Mehrheiten in Krankenkassenvorständen eine bedeutende wirtschaftliche Macht aus. Kampffmeyer hat in den „Sozialistischen Monatsheften" vom 9. September 1902 die physische Kräftigung dargestellt, die den Proletariern aus der Arbeiterversicherung und dem Arbeiterschutze zugeströmt sei. Ohne sie würden Tausende von Proletarierfamilien die verunglückten früheren Ernährer nur selbst durchschleppen müssen; mit Millionen würden sie dadurch belastet worden sein; statt dessen hätten sie anderthalb Milliarden aus den Taschen der Unternehmer empfangen; die Zahl der Sterbefälle, namentlich derer infolge von Schwindsucht, sei seit 1892 bedeutend zurückgegangen. „Durch diese Hebung", so fährt er fort, „wurde aber die Kampfesfreudigkeit der Arbeiterklasse keineswegs abgeschwächt, sondern beträchtlich gesteigert. Die Sozialdemokratie hat sich seit dem Bestehen der Krankenversicherung beinahe vervierfacht." Die Versicherungsgesetze, die nach Bismarcks Absicht der Sozialdemokratie den Todesstoß versetzen sollten, sind eine gewaltige Waffe in ihrer Hand geworden. Nicht allein ist das Proletariat durch die ihm zuteil gewordene Stärkung kampffähiger geworden. „Die bedeutendsten deutschen Krankenkassen stehen unter der maßgebenden Leitung deutscher Sozialdemokraten", und das bedeute einen gewaltigen Schritt dem Ziele entgegen, das darin bestehe, daß die Leitung der Produktion und Konsumtion an demokratisch organisierte Genossenschaften übertragen werde, die sich lokal, national und [illegible]

[illegible] Krankenkassen, bei denen das bürgerliche Element nicht [illegible] die Sozialdemokratie durch ihre [illegible] und energische Taktik in ihre Gewalt zu bringen. [illegible]

[illegible]

schlagen und den bürgerlichen Parteien klar zu machen, daß sie sich endlich einmal aufraffen müßten, den Kampf gegen die Sozialdemokratie zu organisieren. Dazu ist denn auch „der verzweifelte Existenzkampf der Aerzte" weidlich ausgenützt worden; so weit sei es bereits gekommen, daß ein hochachtbarer bürgerlicher Stand, ein Stand akademisch gebildeter Männer, ein Stand, der sich in der Arbeit fürs Wohl der Menschheit aufreibt, einen Verzweiflungskampf wagen müsse, um sich aus der schimpflichen Knechtschaft zu befreien, in die ihn die tyrannische Arbeiterschaft als Brotherrin herabgedrückt habe! Es ist nicht möglich, hier die sehr verwickelte Frage der Krankenärzte klar zu machen; oder richtiger, es wäre nicht möglich, auch wenn ich selbst zu klarer Einsicht in die Sache gelangt wäre. So viel steht fest, daß es sich in Leipzig, wo ja die Aerzte vorläufig gesiegt haben, und so auch wohl an andern Orten keineswegs ausschließlich um einen Machtkampf zwischen Aerzten und Arbeitern oder gar zwischen Aerzten und Sozialdemokratie handelt, sondern hauptsächlich um technische Fragen. Das geht ganz unzweifelhaft aus der Tatsache hervor, daß — man denke, im Königreich Sachsen! — die Vertreter der Unternehmerschaft im Vorstand mit den Arbeitervertretern völlig einig waren, die Behörden aber anfangs ganz auf der Seite des Kassenvorstandes standen und später zu vermitteln suchten. Bei der freien Aerztewahl war es eben dahin gekommen, daß, wie ein Bericht sagt, der durchschnittliche Leipziger Arbeiter die Kasse mehr für ärztliche Hilfe ausgeben läßt als ein durchschnittlicher Kommerzienrat dafür auszugeben pflegt. Die Kasse darf aber nicht mehr als eine Million Mark jährlich an Arzthonoraren zahlen, wenn sie nicht ins Defizit geraten will, deshalb sollte eine bestimmte Anzahl von Aerzten mit festem Gehalt angestellt und jedem ein Bezirk zugewiesen werden. Indes, die Sache mag liegen wie sie will, jedenfalls ist eine Kasse, die eine Million jährlich allein an Arzthonoraren ausgibt, eine wirtschaftliche Macht, und wenn ihre Vorstandsmitglieder der Mehrzahl nach Sozialdemokraten sind, so kommt ihre Macht der Sozialdemokratie zugute. Natürlich werden dann auch die Rendanten- und sonstigen Beamtenposten nur an Parteigenossen vergeben und Aerzte, die sozialdemokratische Gesinnung bekunden, bevorzugt.

Zu alledem kommt nun noch, daß die Sozialdemokratie die stärkste politische Partei ist und nach dem Zentrum die stärkste Vertretung im Reichstag hat. Allerdings benutzt sie ihre Macht dort nur zur Agitation und Negation. Bekanntlich übt sie die Praxis, Anträge zu stellen, von denen sie im voraus weiß, daß sie abgelehnt werden, und gegen arbeiterfreundliche Gesetze zu stimmen unter dem Vorwande, daß sie nicht weit genug gingen. Ob das richtig ist, erlaube ich mir nicht zu entscheiden. Aber sicher ist, daß die andern beiden Arten ihrer Wirksamkeit ins Gewicht fallen. Die vielen Erlasse gegen Soldatenmißhandlung z. B., die doch wohl etwas, wenn auch nicht viel nutzen, sind jedenfalls ihren Rednern zu danken, und daß auf jede große Agitationsrede Bebels der Reichskanzler mit einer großen Rede antwortet (was ihm von den Konservativen sehr übel genommen wird) verleiht jenem in den Augen des Volkes einen Nimbus, der einen Machtzuwachs der Sozialdemokratie bedeutet. Und dann ist die Fraktion stark genug, abwechselnd, bald mit den linksseitigen Parteien, bald mit dem Zentrum zusammen freiheitfeindliche Gesetze zu verhindern.

Daß also die Sozialdemokratie in wirtschaftlicher wie in politischer Beziehung bei uns einen bedeutenden Einfluß ausübt, und daß dieser Einfluß noch im Steigen begriffen ist, das steht außer Frage, ob sie aber auf diesem Wege ihrem Ziele näher kommt, das ist gar sehr die Frage. Sie unterliegt dem Gesetze der immanenten Widersprüche, das sie so gern der kapitalistischen Gesellschaft vorhält, nicht weniger als diese. Wir haben im Deutschen Reiche noch eine stattliche Anzahl von kleinen ländlichen Besitzern und von kleinen Gewerbetreibenden, die nicht daran denken, ihre Selbständigkeit einer Utopie zu opfern, und diese bekommen Bundesgenossen an der Arbeiteraristokratie, die dank der Sozialgesetzgebung und der Arbeiterbewegung heranwächst. Wenn auch die besser gestellten, gut bürgerlich lebenden Arbeiter sozialdemokratisch wählen, für einen Umsturz würden sie nicht zu haben sein. Daß verelendete Arbeiter weder siegen noch die Herrschaft antreten könnten, wird wohl heute auch der entschiedenste Revolutionär den Revisionisten gegenüber nicht mehr bestreiten. Nur gut genährte, kräftige, intelligente Arbeiter könnten es, aber solche — sind konservativ! So erfüllt auch die Sozialdemokratie Hegels Gesetz und hebt sich selbst auf! Es kommt noch folgendes hinzu. [illegible] Militarismus hat nur der die Herrschaft, der über die Armee verfügt. Ueber diese [illegible] zu lernen, dazu wird die Arbeiterschaft weder auf dem [illegible] Das wurde eine [illegible] Charakterelemente des gemeinen Mannes [illegible] wenn das [illegible] Der „Vorwärts" [illegible] haben im 17. Heft eine [illegible] Deutschland gebracht. [illegible] Es erschienen [illegible] von diesen [illegible] auf die Seite!

Das Ergebnis dieser kleinen Betrachtung ist wiederum: die Sozialdemokratie verbessert die Lage des Lohnarbeiterstandes, bereitet aber dadurch nicht den Zukunftstaat vor, sondern stützt und befestigt die bestehende Gesellschaftsordnung.

Reiße. **Karl Jentsch.**

Ueber Geschichte der Philosophie.

Aus einer einleitenden Vorlesung.

Von Georg Simmel (Berlin).

Wahrheit und Irrtum verhalten sich in der Wissenschaft, wie Gegenwart und Vergangenheit. Dadurch eben sind wissenschaftliche Lehren „vergangen", daß sie als irrig erkannt sind; was weiter als Wahrheit gilt, ist nicht vergangen, sondern in das Inventar der Gegenwart aufgenommen — gleichviel ob auch dessen Stücke für eine spätere Gegenwart „vergangen" sein werden. Unvermeidlich scheint jeder Wissenschaft ihr Gegenwartsstadium die sachliche Wahrheit zu enthalten und alles davon abweichende Frühere „nur historisches Interesse" zu besitzen. Von dieser Entwicklungsnorm der Wissenschaften macht allein die Philosophie eine Ausnahme. Ihr eigentümlicher Wahrheitsbegriff verhindert gerade in Bezug auf ihre letzten und umfassendsten Probleme, daß ihre Vergangenheit in derselben Art überwunden sei, wie der Gäozentrismus durch den Heliozentrismus überwunden ist. Denn er wird dadurch bestimmt, daß diese Probleme nicht objektiv lösbar sind. Eigentümlicherweise scheint die Vereinigung aller Denkenden, die die objektive Wahrheit mindestens prinzipiell ermöglicht oder fordert, nur über die Aeußerlichkeiten oder Einzelheiten der Welt erreichbar. Auf den Gesamtcharakter des Daseins, auf die Frage nach den Wurzeln des Werdens, nach dem Sinn des Lebens scheinen nur individuelle Schichten der Seele zu reagieren, die sich allgemeiner Verständigung und objektiver Wahrheit versagen. Der Philosoph ist aber nun ein solcher, dessen Seele nicht, wie die der meisten Menschen, nur auf diese oder jene Einzelheiten, sondern auf das Gesamtdasein als auf eine Einheit bewußt antwortet; und dessen Antwort dennoch eine gewisse, theoretisch noch nicht recht beschreibliche Art von Ueberindividualität besitzt, die nicht Allgemeingiltigkeit ist, sondern der von Kunstwerken vergleichbar, die diese neben einem höchst subjektiven Wesen zeigen können. Indem eine Philosophie diese Reaktion ausdrückt, ist ihre Wahrheit nicht eigentlich ein Nachzeichnen des Objekts, sondern des Subjekts. Als Aussage über objektive Wirklichkeiten unterliegt sie jenem geschichtlichen Prozeß, der den früheren Irrtum durch die je gegenwärtige Wahrheit ablöst. Als Weltanschauung aber, d. h. als Ausdruck für das Sein einer Seele in ihrem Verhältnisse zum Weltganzen, ist ihre Wahrheit nach innen gewandt, ruht in der Treue, mit der jene seelische Tatsächlichkeit sich in ihr verkörpert, und ihre Bedeutung in der Größe und Tiefe dieser Seele selbst. Ist das Kunstwerk „ein Stück Welt, gesehen durch ein Temperament", so ist Philosophie das Ganze der Welt, gesehen durch ein Temperament, ein état d'âme, wie man es von der Landschaft gesagt hat.

Weil also Philosophien nicht in demselben Sinne wahr sind, wie Behauptungen anderer Wissenschaften, so können sie auch nicht in demselben Sinne falsch sein. Noch heute finden Geister in Sokrates und Plato, in Thomas von Aquino und Giordano Bruno, in Spinoza und Leibnitz die Entscheidungen und Erlösungen für ihr Verhältnis zur Welt. Von einer höheren Ueberschau aus gesehen, liegen diese Leistungen der Vergangenheit mit denen der Gegenwart in einer Ebene. Aber gerade darum besteht Philosophie in ihrer Geschichte, die den zeitlosen Bezirk der möglichen philosophischen Verhaltungsweisen der Seele allmählich realisiert.

Und doch muß der Vorstellung begegnet werden, als sei die Geschichte der Philosophie das eigentliche Objekt für den Philosophen und als seien Philosophen nur „historisch" zu verstehen. Beides sind Ueberspannungen des Historismus, wie sie heute auf allen Gebieten begegnen, aber vielleicht nirgends so sehr wie hier ein Prunkmantel sind, in den die Impotenz sich kleidet. Der Geschichtsbegriff wird ebenso zum Götzen, wie der Naturbegriff es geworden ist, die Wirklichkeiten erschöpfen sich in der Form ihrer Zusammenordnung, Verlauf und Verknüpfung der individuellen und sozialen Triebkräfte erscheint als die Triebkraft selbst. Das geht so weit, daß man heute schon die Versenkung in die Sachprobleme der Philosophie als Verirrung bezeichnet, aus der nur die Hinwendung zur Geschichte erlösend und alle Rätsel lösend wirken könne. In Wirklichkeit ist doch aber alle geschichtliche Entwicklung in jedem ihrer aufwärtsschreitenden Momente gerade nur durch Emanzipation von der Geschichte möglich gewesen, durch die Unzufriedenheit mit dem historisch Gegebenen, durch den Mut, von vorn anzufangen, wenn auch mit allmählich verbesserten Denkmitteln. Derjenige also, der Philosophie **kennen** will, ist mangels eines Gegenwartsstadiums ihrer freilich auf ihre Geschichte angewiesen — man kann Philosophie nicht ihrem Sachgehalt nach lernen, wie man Physik lernen kann; wer aber **philosophieren** will, darf sich nicht an ihre Geschichte binden, weil er Grundproblemen gegenübersteht, die ihn kaum anders ansehen, wie sie schon Plato und Kant angesehen haben. So ist Philosophie das ganz eigenartige Kulturgebilde, das je nach dem rezeptiven oder produktiven Verhalten des Subjekts absolut historischen oder absolut unhistorischen Wesens ist.

Nicht weniger mißverständlich ist das andere Axiom des philosophischen Historismus: daß philosophische Lehren nur historisch verstanden werden könnten, nur aus ihren Vorgängern und geschichtlichen Zusammenhängen heraus. Dem gegenüber behaupte ich: auf diesem Wege geht man an dem wesentlichen Verständnis der Philosophien ebenso vorüber, wie wenn man Phidias und Michelangelo, Dante und Goethe nur historisch versteht; so glichen sie einem verschlossenen Gefäß, das von Hand zu Hand geht, ohne seinen Inhalt zu entfalten. All solches heißt, daß man zwar das Werden der Sache begreift, aber die Sache selbst nicht. Es verrückt den Augenpunkt, wenn man jeden Philosophen nur auf seine Stellung in einer geschichtlichen Reihe hin, d. h. in ausschließlicher Beleuchtung durch ein Vor-ihm und ein Nach-ihm betrachtet. In Bezug auf die Entwicklung sachlicher Erkenntnisse mag dies gelten; versteht man aber alle Behauptungen über die Dinge als die Form oder das Kleid, dahinter als das wesentliche, als das, was eigentlich ausgedrückt wird, die Seele des Philosophen steht, wie sie das Bild und Gefühl des Daseins in sich zustande bringt — so ist jeder große Philosoph, wie jeder große Künstler, ein Anfang und ein Ende, mögen seine technischen, geschichtlich bestimmten Mittel so primitiv sein, wie die von Heraklit und Giotto, oder so raffiniert, wie die Schellings und Whistlers. Sogar der Zusammenhang mit der allgemeinen Kultur ist bei der Philosophie wie bei der Kunst nicht ganz so wichtig wie bei andern geistigen Produkten, weil sie mehr als diese auf der Persönlichkeit ruhen, das Traditionselement ist in ihnen gegenüber dem schöpferischen **relativ** gering, dasjenige im Menschen, was durch alle historische und gesellschaftliche Beeinflussung schließlich nur **geformt**, in seinem Stil und seinem Ausdruck bestimmt wird, tritt hier als das Entscheidende hervor.

Es ist der individualistische Charakter der Philosophie, aus dem im letzten Grunde alle diese Bestimmungen folgen. Man mag der individualistischen Auffassung der Kultur sonst abgesagt haben: aber die Geschichte der Philosophie ist die Geschichte der großen Philosophen, ist Heroenkultus. Und dieser heroistische Charakter überträgt sich auf die Elemente innerhalb der Lehren: es kommt für die Philosophie ausschließlich auf die ganz wenigen ganz großen Gedanken innerhalb jedes Systems an. Wenn man in der Geschichte der Philosophie den Ton auf Philosophie legt, so ist ihr wesentliches Ziel, die einheitliche Wurzel der Systeme darzustellen — die das System manchmal selbst nicht ausspricht —, ihren Grundrhythmus und ihr entscheidendes Motiv, das an sich jenseits aller Einzelheiten liegt und diese erst aus sich wachsen läßt. Hiemit wird freilich eine gewisse Subjektivität der Auffassung unvermeidlich, die am besten von vornherein eingestanden wird — nicht als ein zu beseitigender Mangel, sondern als die Form, durch die erst der Rohstoff der gegebenen Philosophien zu dem neuen Gebilde: Geschichte der Philosophie — wird. Denn was für alle Geschichte gilt: daß sie nicht eine mechanische Abspiegelung der realen Begebenheiten ist, sondern eine Formung derselben um der Zwecke des Erkennens willen, eine Deutung nach apriorischen Forderungen — das wird doch auch für die Geschichte der Philosophie gelten. Auch sie kann als historische Wissenschaft keine bloße Reproduktion sein; auch die „historische Wahrheit" ist eine geistige Aktivität, die aus ihrem Gegenstande etwas macht, was er an sich noch nicht ist, und zwar nicht nur durch kompendiöses Zusammenfassen seiner Einzelheiten, sondern indem sie von sich aus Fragen an ihn stellt, indem sie, gerade wie die sonstige Historie tut, das Singuläre zu einem Sinne zusammenfaßt, der oft gar nicht im Bewußtsein ihres „Helden" lag, indem sie Bedeutungen und Werte ihres Stoffes aufgräbt, da diese Vergangenheiten zu einem, ihre Darstellung für **uns** lohnenden Bilde gestalten.

Jener personale Charakter jeder großen Philosophie verträgt es aber durchaus, daß auf alle Erzählung des sogenannten persönlichen Lebens der Philosophen verzichtet wird. Denn die biographischen Anekdoten betreffen ja gerade das Unpersönliche am Philosophen. Ob jemand arm oder reich, schön oder häßlich, Engländer oder Deutscher, verheiratet oder Junggeselle war — das ist etwas relativ Allgemeines, das teilt er mit unzähligen Andern. Die Quellen der Philosophie fließen doch tiefer, als daß sie aus diesen Strömungen an der Oberfläche des Lebens herzuleiten wären, aus irgend welchen „Umständen", d. h. aus dem, „was nur um das Leben herumsteht, ohne sich mit seinen innersten Bewegtheiten und dem Fatum seines Charakters zu decken".[*] Das Persönliche am Philosophen, soweit es uns hier interessieren darf, liegt allein in seiner Philosophie, denn diese allein ist sein Unvergleichbares, sein absolut Individuelles, mit keinem Geteiltes. Wenn wir aus dieser Leistung eine innerliche Persönlichkeit erschließen und aus dieser wieder die Leistung verstehen, so mag dies ein Zirkel sein. Aber es ist einer von denen, die für unser Denken unvermeidlich sind; es ist nur die völlige Einheitlichkeit des Gebildes, die sich darin ausdrückt, daß von den Elementen, in die wir es zerfallen, jedes nur durch das andere verständlich wird. Die Persönlichkeit, auf die es uns hier ankommt, ist eben nur der Mensch **dieses** Werkes, der Träger **dieser** Ideen. Den Philosophen verstehen wir, indem wir seine [illegible] verstehen. Alle diese Abenteuer des Geistes, diese wunderlichen Wei-

ligen und Unheiligen, haben freilich ihre tiefsten Intimitäten in der Form objektiver Weltbilder niedergelegt; und es liegt gerade eine Hauptattraktion aller bedeutenden Philosopheme in der Spannung zwischen der subjektiven Leidenschaft, mit der das Leben, das Verhältnis der Seele zum Grunde der Dinge, der Wert des Wirklichen und des Unwirklichen gefühlt wird — und der kühlen Begriffsmäßigkeit, der sublimierten Abstraktion, in der dieses Gefühl Form gewinnt und mit der es gerade für das Persönlichste in uns Allgemeingiltigkeit beansprucht. Es wird unsere Aufgabe sein, jene produktive Subjektivität, in der das Genie, ganz jenseits seiner sonstigen Existenz im bürgerlichen Sinne lebt, aus diesen Kristallisierungen und oft abstrusen Einkleidungen herauszuarbeiten, bis jede Philosophie als die Objektivierung eines bestimmten Typus Mensch verständlich wird, bis jede die in ihr investierte Seele sichtbar macht, deren Antwort auf den Gesamteindruck der Welt eben dieses Bild der Welt darstellt.

Detlev von Liliencron.

Zu des Dichters 60. Geburtstag.

„Mein Lieblingslied: Wilhelmus von Nassauen.
Dann folgt der schönste Reitermarsch der Welt:
Des großen Kurfürsten. Ihr könnt mir trauen:
Er fliegt bis übers höchste Sternenzelt,
Er jubelt mir ins Herz beim letzten Grauen
Nun sinkt mein Schwert ins reiche Blütenfeld.
Doch eh' mein Sarg die Erde noch erreicht,
Brüll' ich empor, daß alles rings erbleicht:
Hurra das Leben!"

So klingt Liliencrons letzte Gedichtgabe „Bunte Beute" aus. Hurra das Leben! Das könnte sein Wappenspruch sein, das ist der Grundakkord, der uns aus allen seinen Dichtungen jubelnd, grollend, lachend und schmerzdurchbebt entgegenklingt. Liliencron ist Schopenhauers Widerpart; er bejaht den Willen zum Leben. Aber es ist nicht der sorgenlose, fröhlich genießende Mann, der tändelnd des Lebens Blume gepflückt, es ist der vielerfahrene, der weitumhergetriebene, der durch Druck und Drang der Erde sich emporringen mußte. Er hat auf dem Schlachtenfelde die liebsten Freunde fallen sehen, und der vorbeisausende Tod hat ihn selber mit seinen Sporen berührt. Auf den einsamen Nordseeinseln hat ihn der ewige Zerstörer aus Wrack und Trümmern angegrinst, und beim Jagdgang durch Heide und Wald fühlte er leis erschauernd seine Nähe. Er weiß es, der Tod lauert hinter uns auf Schritt und Tritt, hinter jedem Kusse, hinter jeder Freude, aber trotz alledem: Hurra das Leben!

Und wie die Kämpfe da draußen, so kennt er auch die drinnen auf dem Schlachtfelde des Herzens, mit den nie ermattenden Feinden: der niederdrückenden Sorge, den wie schmeichelnde Panther schleichenden Wünschen, der Eifersucht, dem Ehrgeiz, der Reue, der Verzweiflung, und trotz alledem: Hurra das Leben! Im Sturmschritt darauf los, das Schwert in der Hand, muß es erobert werden, es ist des Kampfes wert.

„Sattelleere, Sturz und Staub,
Klingenkreuz und Scharten.
Trunken schwenkt die Faust den Raub
Flatternder Standarten."

So hat Liliencron das Leben gekannt und genossen, in hundertfacher Gestaltung hat er Poesie erlebt, ehe es ihm aufdämmerte, daß sie in ihm lebte, daß er ein Gottbegnadeter sei. Er brauchte nicht wie andere Dichter, wie Zola z. B. es getan, sehen zu wollen, Studien zu machen, um lebenswahr schildern zu können; er hat das Leben unbefangen auf sich wirken lassen. Mit Sinnen, die immer frisch genug waren, aufzunehmen, immer stark genug, festhalten zu können, hat er jahrelang reiche Schätze gesammelt, hat alles mit sich und in sich getragen, und seltsam genug, nicht der stille Ritt über das Schlachtenfeld, nicht die einsame Wanderung durch Busch und Wald, nicht die tiefe Sehnsucht in der Fremde hatten das Siegel gelöst. Da kam — er war schon über die Dreißig — die Stunde, die der Genius der deutschen Dichtung geküßt. Nach einem kurzen, aber an Entsagung und Entbehrung reichen Aufenthalt in Amerika war er in die Heimat zurückgekehrt. Und als er eine dort zurückgelassene Kiste öffnet und ein altes Soldatenbild ihm in die Hand fällt, schreibt er wie im Traum auf die Rückseite einen Vierzeiler — seine ersten Verse.

Da ist der Bann gebrochen, da ist das Zauberwort erklungen: Sesam, Sesam, tu dich auf! Und nun braucht er nur zuzulangen, da funkelt es und glitzt und schimmert es von lauterm Golde der Erinnerung. Was ihn erfreut und erbost, was ihn erhoben und gekränkt, was er erlebt und erträumt hat, wandelt sich ihm, gestaltet er zum Gedicht. Hurra das Leben! Und da klingt sie wieder: seine Freude am Kampf, an der Jagd, an der Natur, an Einsamkeit, an Musik, an Heimat und Vaterland, und als höchste Lebenslust und Lebensbetätigung: die Freude an der Liebe.

Wie er das alles empfunden und genossen hat, so stark und so gesund und trotz aller hohen Sinnlichkeit frei von jeder Frivolität, keusch und rein wie die Natur, so gibt er es wieder. Er hat den Mut der Wahrheit, er kann ihn haben, und so zeigt er sich auch selbst ohne Schminke und Schönfärberei, nur noch höchstens, innerlich schelmisch kichernd, mit einem schwarzen Striche durchs Gesicht: Wer fürchtet sich vor dem schwarzen Mann? Und die kleinen Kinder an Verständnis und die großen Philister an Geschmack schrien erschrocken auf: Wir fürchten uns vor dem schwarzen Manne! Wie gemein, wie brutal! Und das will ein Dichter sein! An dem sollen wir uns erbauen?

Ach ja, von Rosen und Kosen, von Minne und Mai, von Lenzeslust und Winterweh, wie sie schon vor 700 Jahren Walther von der Vogelweide besungen, aber viel kräftiger und schöner als die hunderte der Epigonen, davon klang in diesen Dichtungen nichts wieder. Sie waren nicht der Widerhall eines Widerhalls, sie gaben das Leben selber, sie fuhren wie ein Wirbelsturm in die papierne Lyrik der Siebziger- und Achtzigerjahre, daß die lumpigen Fetzen nach allen Seiten stoben.

Und es war hohe Zeit, daß es also geschah. Die wenigen echten Dichter jener Zeit wurden übersehen, ein Sturm galt mehr als ein Storm, und über Ritterhaus, Träger und all die Gartenlaubedichter waren große Lyriker wie Mörike, Hebbel, Keller gänzlich vergessen.

Um sich des Gegensatzes zwischen den gefeierten Dichtern jener Zeit und Liliencron recht bewußt zu werden, vergleiche man einmal seine Siciliane: Meiner Mutter, mit einem Muttergedicht von Träger, von dem noch heute eine Literaturkunde sagt: „Das innere Leben und Fühlen des Weibes — besonders das Mutterherz und die Mutterliebe — sind kaum jemals inniger geschildert worden als in Trägers Liedern." Und Träger hebt also an:

„Ich höre trauern euch und klagen,
Daß kalt die Welt und liebeleer
Und mitleidsvoll muß ich euch fragen:
Habt ihr denn keine Mutter mehr.
Habt ihr die Mutter schon vergessen,
Das treue Herz, dran ihr geruht,
Den Schoß, drin ihr so weich gesessen
So sicher wie in Gottes Hut."

Und in dieser abgemergelten Liebesweise geht es weiter. Aber Liliencron sieht und fühlt und singt:

„Wie oft sah ich die blassen Hände nähen
Ein Stück für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Ich sah zum Himmel deine Augen flehen
Ein Wunsch für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Und an mein Bett kamst du mit leisen Zehen,
Ein Schutz für mich — wie sorgenvoll du horchtest!
Schon längst dein Grab die Winde überwehen,
Ein Gruß für mich — wie liebevoll du sorgtest."

Das ist nur eine kleine Probe; aber sie zeigt uns doch den ganzen Unterschied zwischen den Leib- und Magendichtern jener Tage und Liliencron zeigt uns auch, welche ungeheure Aufgabe der Dichter zu vollbringen hatte, um die Poesie von der dürren Heide saftloser Abstraktion wieder auf die grüne Weide kraftvoller Sinnlichkeit zu führen. Dort tönende, schöne, sogenannte poetische Worte, aber nichts als Worte, hier in einfach schlichter Sprache Anschauung, Gestaltung, Leben. Da wird von Müttern aller Welt gesagt und gesungen und über die Empfindungen des Kindes geredet, und wir sehen nichts, wir hören nichts, wir empfinden auch nichts; hier wird nur von der einen, der eigenen Mutter erzählt und wir sehen sie in den wenigen Zeilen vor uns in der ganzen Fülle ihres Lebens und Liebens. Nur mit einem Dankeshauch drängt sich die Empfindung des Kindes dazwischen: Wie liebevoll du sorgtest! Wer gedenkt nicht dabei seiner Mutter, und wer kann von seiner Mutter mehr sagen?

Ob Liliencron nun, wie hier, alte gangbare Stoffe, ob er unerhört neue behandelt, die Art wie er es tut, verrät immer die Hand des Meisters. Er besitzt eine Kraft der Anschaulichkeit, wie sie keinem andern Dichter eignet. Mit den frischen, scharfen Sinnen eines Kriegers, eines Jägers, sieht und hört er; mehr als das, er hat das Auge eines Malers, das Ohr eines Musikers und die feine Hand des Bildhauers. Er beschreibt nicht, er schildert nicht, er gestaltet, und was er vor uns hinstellt, sehen wir, als ob wir mit den Fingern darauf weisen könnten, in voller Sinnlichkeit vor uns. Gleichviel ob wir mit ihm durch die heimatliche Landschaft reisen, oder gar am Sirius hängen. Am Sirius? Wie denn?

Wie sich Dachdecker manchmal von Turmspitzen
An starken Stricken pendelnd niederlassen,
Um da und dort die Schäden auszubessern,
Und zwischen Himmel und Erde hängen,
So hing auch ich an starkem Schwebeseile
Und saß auf einem Brett und hielt mich fest
An diesen Seilen wie in einer Schaukel.
Nur daß ich mit den Beinen baumelte
Ins Freie, statt der Turmwand zugekehrt.
Denn ich: ich hing im weiten Himmelsraum
An keinem Kirchturm, nein, am Sirius.

Wie ein Kind seine Mutter, liebt Liliencron die Natur, kennt jede ihrer Launen, belauscht jeden ihrer Atemzüge. Eine innige Liebe zu Wald und Feld, zu Wolke und Weiher, zu Spinne und Fliege, zu Pferd und Hund beseelt ihn. Er hat den einzelnen großen Buchen im Wald einen Namen gegeben, sie sind ihm eine Persönlichkeit, und als er einmal durch den Knick fährt, läßt er halten. „Ich muß einem

Birkenstämmchen zu Hilfe kommen, das ganz von Eichengestrüpp erdrückt wird. Mein Jagdmesser schafft bald Befreiung. Dankbar schnellt das Stämmchen in die Höhe."

Es ist nicht die Natur im allgemeinen — Liliencron geht immer auf das Persönliche, Individuelle — es ist die Natur seiner Heimatprovinz, die es ihm angetan. Ein Fremder, ein Süddeutscher, würde vielleicht sagen: Was hat sie denn Reizvolles, diese Landschaft? Keine Berge, keine mächtigen Wälder, keine großen Seen. Aber Liliencron fühlt wie Andersen, der auf die Frage, wie es ihn immer wieder nach seinem unscheinbaren Dänemark ziehen könne, erwiderte: „Liebt man seine Mutter weniger, auch wenn sie nicht schön ist?" — Und wenn man sie liebt, ist sie dann nicht schön? Und packt es uns nicht mit unsagbarer Gewalt, wenn er uns über Heide und Moor, in Knick und Bruch führt, wenn wir mit ihm übers Brachfeld oder durch den Buchwald reiten? Und selbst über ein Tümpelchen, über die öde Mergelgrube spannt er das Zaubernetz seiner Dichtung, daß es unser Herz ganz gefangen nimmt.

Welche Stimmungskraft in seinen Naturschilderungen liegt, dafür nur eine kleine Probe.

„In der letzten Nacht wachte ich um zwei Uhr auf. Ein Vogel sang im Garten, wie ich es nie gehört hatte. Das war ein Singen im Traum. Ich öffnete leise das Fenster. Noch lag die Dämmerung. Der Vogel sang weiter; aus einem Kastanienbaume, der seine großen Blätter schwer hängen ließ. Es war kein eigentlicher Gesang, kein leises Zwitschern; ein fortwährendes süßes, unschuldiges Kindergeplauder. Der Trieb zum Leben war noch nicht in dem schlaftrunkenen Vogel. Er träumte wirklich. Wie lange, lange hab' ich ihm zugehört. Endlich kam ein rascher Windstoß und fuhr wie ein Polizeidiener durch Busch und Baum, im Vorbeigehen rufend: circulez, messieurs, circulez! und gehorsam fingen die Blätter an, sich zu bewegen. Mit meinem Vögelchen war's vorbei."

Und weil der Dichter so vom Leben, so von der Liebe zur Natur ausgeht, hat seine Sprache, haben seine Bilder, die Kraft des Lebens, die Frische der Natur. Liliencron ist von sprachschöpferischer Kraft, wie es nur große Dichter sind, und es ist bezeichnend für die Lebendigkeit seiner Anschauung und seiner Dichtung, daß es vor allem das Zeitwort ist, das er neu prägt, oder dem er neue Bedeutung verleiht. Mit suggestiver Gewalt zwingt er uns, zu sehen, was und wie er sieht.

> Verachtung **steint** und Menschenhaß
> Ihm Antlitz und Geberde.

oder

> „Langsam auf Brachfeld und Moor **wollt** der Tag. —

oder

> Doch unterm Schnee in Wald und Gartenkrume
> **Minieren** Krokus schon und Osterblume."

oder im Maibaum, wo Verb und Bild von unendlich feiner Prägung sind:

> „Ein Wasser schwatzt sich selig durchs Gelände,
> Ein reifer Roggenstrich schließt ab nach Süd,
> Da stützt Natur die Stirne in die Hände
> Und ruht sich aus, von ihrer Arbeit müd'."

Und noch eins eignet ihm im höchsten Maße: Phantasie. Es könnte seltsam erscheinen, daß Liliencron, der Dichter des Lebens, der als Realist und Naturalist verschrieene, „den bunten Vogel, der aus der Morgenröte uns besucht", so gern willkommen heißt, daß er sich so oft tragen läßt von „dem ungeschlachten Ungetüm, das donnernd die Flügel regt von Ozean hin zu Ozean, und sich in Höhen hebt, daß unser Nacken sich staunend nachbiegt, wie dem Erzengel, wenn glänzend er den Flug durch Wolken nimmt".

Aber Liliencron ist nur Realist in der Darstellung, es steckt ein gut Stück Romantik in ihm, gottlob! wie denn jeder deutsche Dichter, der sich früher oder später in das Herz seines Volkes einleben will und er ist durch und durch deutsch, norddeutsch, wenn man will — etwas vom Romantiker haben muß. Aber Liliencrons Romantik bedarf nicht der mondbeglänzten Zaubernacht, in deren Nebeldämmer alle Umrisse verschwimmen. Klar wie am Tage, wie der Tag selber, sieht er alles geschehen. Wie im Märchen mischen sich Wirklichkeit und Phantasiegebilde. Aus dem Alltäglichen löst sich das Wunderbare, und das eine ist mit denselben hellen Augen gesehen und mit derselben erstaunlichen Anschaulichkeit dargestellt wie das andere.

Der Weihnachtsengel hat seine Botschaft gebracht und will sich fortbegeben.

> „Die Fenster auf! der Engel hebt die Hacken,
> Langsam erhebt er zu den Sternen sich,
> Wir biegen unsre Köpfe in den Nacken,
> Hoch, höher schwebt er, silberweiß: ein Strich
> Verschimmert an des Mondes Sichelzacken.
> Die ganze Erde ruht so feierlich."

Wie ist da Zug um Zug jede Bewegung gesehen und zugleich jede Bewegung, die wir machen, um dem Fluge zu folgen, bis der Kopf sich wieder zur Brust neigt, um wahrzunehmen: Die ganze Erde ruht so feierlich.

Aber nicht aus froher Wanderlaune und zu müßigem Spiele führt uns seine Phantasie aus Welt und Wirklichkeit hinaus, die höchsten Fragen des Lebens knüpft sie an ihren Flug, und je weiter sie sich von der Erde entfernt, je tiefer schauen wir in das menschliche Herz. Man denke nur an den Weltenbrand, an die Sintflut im Poggfred, an das herrliche Gedicht: Auf dem Aldebaran, wo Mann und Weib, die auf Erden sich als Diener und Königin getroffen, nun auf dem roten Sterne sich als König und Sklavin gegenübertreten.

In der Gabe der Phantasie wurzelt Liliencrons Humor. Wer unter Tränen lächeln kann, muß sich leicht beschwingt aus der öden Wirklichkeit in das bunte Reich der Sehnsucht versetzen können, muß aber auch mit einem Herzen voll Mitleid und Liebe auf das Getriebe dieser Welt herabsehen, und im Kleinen das Große, im Vergänglichen das Ewige sehen können.

Die ganze Darstellung seiner eigenen Persönlichkeit in seinen Gedichten, im Mäcen, im Poggfred — diese Darstellung des unermeßlich reichen Junkers, der die wunderbarsten Kunstschätze in seinen Schlössern aufhäuft, der four-in-hands von einem Gute zum andern fährt, der mit Millionen nur so um sich wirft, hat einen tief humorvollen, oder, wenn man will, tragischen Untergrund.

Aber die Bild- und Sprachkraft, die Phantasie und der Humor machen noch nicht den Dichter aus. „Ueber das tiefste Wesen eines echten Dichters ist eine Erklärung nie möglich." Wenn mann's in Worte fassen könnte, wäre es eben auszuschöpfen; aber es ist unerschöpflich wie das Meer.

> „Ein Dichter: wohl aus tausend Quellen rinnt es,
> Die unterirdisch laufen, rinnt's ihm zu."

Und aus diesen Quellen rinnt auch die Tiefe und Innigkeit des Gefühls, der Stimmungszauber, die Kraft und Leidenschaft, die seine gesamte Lyrik, vor allem aber seine Liebeslieder und seine Balladen auszeichnet. Er hat den Begriff der Ballade erweitert, indem er ihr bei aller epischen Objektivität doch wieder ein Stück seiner eigenen kraftvollen Persönlichkeit beigemischt hat. Ohne lange zaudernde Vorbereitung stürmen seine Balladen daher wie ein Reiterangriff, drangvoll, wuchtig, und unter flatternden Fahnen bringen sie die Beute, das Ereignis, heim. Bezeichnend für seine Art ist das Gedicht, das, halb Lied, halb Ballade, er selber „Kleine Ballade" nennt:

> Hoch weht mein Busch, hell klirrt mein Schild
> Im Wolkenbruch der Feindesklingen
> Die malen kein Madonnenbild
> Und tönen nicht wie Harfensingen.
>
> Und in den Staub der letzte Schelm,
> Der mich vom Sattel wollte stechen!
> Ich schlug ihm Feuer aus dem Helm
> Und sah ihn tot zusammenbrechen.
>
> Ihr wolltet stören meinen Herd?
> Ich zeigte euch die Mannessehne.
> Und lachend trockne ich mein Schwert
> An meines Rosses schwarzer Mähne.

Ich habe vorhin Poggfred genannt. Ursprünglich ein „kunterbuntes Epos in 12 Cantussen" in einem Band, ist es jetzt auf die doppelte Anzahl in zwei Bänden angewachsen.

Fern der Stadt, vom violenblauen Frieden der Einsamkeit umspült, liegt zwischen Wiesen und Hecken ein simples weißes Häuschen. Von einem Seitentürmchen schaut man über Heide und Wälder, über Bruch und Brache, über Knicks und Moor. Am Horizont glänzt es hellschimmernd auf, und die Brandung der Nordsee schallt dumpf herüber. In dieses Häuschen flüchtet der Dichter aus des Tages Sturm und Staub. Niemand weilt bei ihm als sein alter Diener und seine treuen Hunde. Niemand? Erinnerung, Traum und Phantasie sind mit ihm eingezogen, und während er im Sessel hingelehnt, seine Upmann raucht oder vom Türmchen über Felder und Wälder zum fernen Meer blickt, zaubern sie eine ganze Welt vor ihm, vor uns empor. Eine Dichterwelt, ein Dichterleben! Wikingerzüge und Weihnachtsfeier, Schlachtensturm und stilles häusliches Glück, Weltenbrand und Sintflut, Wut über hämische unverständige Kritiker und Fragen nach des Lebens ewigen Rätseln. Wir ziehen mit Christus nach Golgatha und erhalten Anweisung über Dicht- und Reimkunst. Napoleon, Cäsar, Hannibal und der alte Fritz erscheinen, und Seydlitz, Zieten, die vier apokalyptischen Reiter und der Dichter auf seinem Pegasus rennen um die Wette. Hei welch ein Rennen! Erst über die Felder und Koppel, dann zurück durch die Luft, der Dichter vornweg! Ein Marsbewohner erzählt uns von einer anderen Welt, und mit dem Briefboten vom Sirius reisen wir von Stern zu Stern. Und dazwischen rauschen die Nordseewellen, und flüstern die Wälder und jauchzen die Frühlingswinde und ein Grundakkord durchtönt alles, Naturstimmung, Traum und Erinnerung: „Und sie hieß Fite."

Ein Epos ohne Helden und doch mit einem Helden, dem Dichter selbst, dem Dichter in all seiner Größe und Tiefe, seinen Schrullen und Wunderlichkeiten, und darum trotz allem scheinbaren Wirrwarr von wundersamer Einheit. Wir brauchen nur folgen zu wollen, und wie der blaue Rauch seiner Zigarre steigen Erinnerungen und Phantasiegebilde klar und leichtbeweglich vor uns empor.

Ottaverime und Terzinen wechseln, und der Dichter bewegt sich in ihnen wie in seinem heimatlichen Platt, so leicht, so vertraut. Aber

er unterscheidet doch. Wo er ein Großes, Gewaltiges verkünden will, spricht er in Terzinen; es ist, als ob der Geist Dantes mahnend hinter ihm stände.

Poggfred, Froschfrieden, „denn Frieden ist den Fröschen da beschieden", nennt er das Häuschen, in das er sich flüchtet, um sich selber wiederzufinden, um den Stimmen seiner Brust zu lauschen, um alles, was die Welt ihm an Steinen und Blumen gegeben, mit seiner Midashand in lauteres Gold zu verwandeln. Poggfred nennt er es, Poesie heißt es.

„Zünd' mir die Lichter an, von meinem Leben
Will ich dann träumen, meinem Schicksalslos.
Visionen haben, in den Lüften schweben,
Die Geister kommen und es wird grandios."

Es ist grandios geworden!

Auch in seinen epischen Prosadichtungen, in den Romanen wie in den kleinen Erzählungen, die ich noch höher werte, schimmert überall das Persönliche hindurch, ist der innerste Kern Lyrik. Gewöhnlich beginnt er in den Erzählungen mit scheinbar Nebensächlichem, stellt uns Ort und Zeit und Gelegenheit mit breitester Behaglichkeit vor Augen, um dann mit einem Sprung wie ein Raubtier, das auf seine Beute stürzt, uns mitten in das Ereignis zu versetzen. Ein Blick ins Menschenleben, ins Menschenherz — der Vorhang fällt. Wer solche Geschichten wie die Mergelgrube, das Richtschwert von Damaskus, die vergessene Hortensie und Greggert Meinstorff — dem epischſ feinsten — einmal gelesen, wird sie nie vergessen; sie sind von machtvoller Wirkung und zeugen von reifster Künstlerschaft.

Eine ganz neue Art der Erzählung hat Liliencron in seinen Kriegsnovellen geschaffen. Während sein Poggfred an Byrons Don Juan erinnert, so grundverschieden sie auch im Wesen sind, ist der Dichter meines Wissens hier ganz ohne Vorgänger, wenn er auch nicht ohne Nachfolger geblieben ist. Das ergreifende Kriegskapitel im „Jörn Uhl", eine dichterische Leistung allerersten Ranges, wäre ohne sie wohl kaum möglich gewesen. Aber Liliencron läßt uns den Krieg nicht wie Frenßen vom Standpunkt des gemeinen Soldaten, sondern von dem des Offiziers aus erleben. So übersehen wir nicht das Schlachtfeld wie von der Höhe des Oberbefehlshabers aus und übersehen dabei vieles, und so erstickt auch nicht unser Blick im Kampf des Einzelmannes. Wir stehen zwar mitten im Kampf, aber wir sehen auch, was in beträchtlicher Entfernung um uns hervorgeht, die Schlacht löst sich in Gefechte auf.

Und vor allem eins, wir wissen, um was es sich handelt. Eine Aufgabe, ein Ziel ist dem Hauptmanne, dem Adjutanten gestellt, und wir folgen ihm mit atemloser Spannung auf den todumlauerten Ritten oder in den männermordenden Kampf, wir sind es ja selber, die das alles erleben. Die alten Begleiter des Dichters, Traum und Phantasie, sind in fast allen diesen Novellen weit zurückgeblieben. Er ist nur Offizier, nur Soldat, „ist von der nackten Wirklichkeit des Seins tief durchdrungen." Er sieht und hört mit Sinnen, wie sie der Naturmensch besitzt, wie sie die Gefahr verschärft, alles um sich her. Jedes Ding, jeden Laut. Nach Jahren weiß er noch, welche Blumen da auf dem Raine, mitten im Schlachtfeld geblüt haben, hört noch, wie der Kanarienvogel mitten in dem Durcheinander der wüsten Zerstörung in seinem schiefen Käfig lustig piept. Ruhig still, als ob er Rapport erstatte, erzählt er. Seine Sätze sind wie gehackt; kurz und bestimmt. Nur zuweilen auf einen Augenblick drängt der Mensch den Soldaten an die Seite. Ein eigentümliches Gefühl überkommt ihn, als er mit seiner Kompagnie in das reifende Weizenfeld tritt. „Das Friedensland mit seinen Satzungen und Gesetzen dämmert irgendwo weit, weit hinter uns." Liliencron ist Soldat, ist es mit leidenschaftlicher Glut, Mut, Unerschrockenheit, Begeisterung, Vaterlandsliebe verstehen sich bei ihm, dem preußischen Offizier, von selbst; aber mit einer wahrhaft jauchzenden Freude stürzt er in den todbringenden Kampf. O Männertag! O Männerstreit! ruft er begeistert aus, und ein andermal: „Blast nur das Signal: Vorwärts am Sarg, und ich überstürme die Engel, die mir den Himmel verwehren wollen."

Das Große, Gewaltige, Grausige des Krieges löst wie eine machtvolle Dichtung jede Empfindung seiner Seele aus. Und weil er es so ohne alle Rücksicht wahrheitsgetreu, lebensvoll schildert, auch das Gräßliche, Tierische, erreicht er in kleiner Skizze wie „Verloren", „Der Narr", „Der Richtungspunkt" oder „Umzingelt" eine Wirkung, wie sie nur der begeistertste Friedensfreund sich wünschen kann: „Wie furchtbar, wie entsetzlich ist der Krieg!" Nicht weil Tausende fallen, empfinden wir das. Ob Tausende oder Zehntausende — wir lesen es, nehmen die Zigarre vielleicht aus dem Munde, setzen das Glas ab, um nach einem Augenblicke mit verstärktem Lebensgefühle noch einen tiefern Zug zu tun. Das Schicksal des Einzelnen, den wir kennen, den wir lieben, das ist es, das uns ergreift. Darum stellt der Dichter aus dem Chaos der Tausende ein Einzelgeschick vor uns hin, zeichnet uns mit wenigen Strichen ihren Charakter, den blonden Leutnant, den ernsten Hauptmann, seinen treuesten Freund, den alten Sergeanten [illegible], der im [illegible] nachblickt, was er sonst [illegible] trägt, den schneidigen fröhlichen General, und den jungen Rekruten: „Einer meiner Rekruten vom vorigen Winter ist immer neben mir geblieben. Jetzt seh' ich ihn nicht . . . wo . . . wo . . . Alles Rauch, Flamme, Schaum, Wut . . . Da hör' ich durch all den Lärm seine gellende Stimme: Herr Leutnant, Herr Leutnant! . . . Wo . . . wo bist du . . . Mehrkens, Mehrkens, wo bist du . . . Einer umklammert meine linke Hand, fest, schraubenartig. Ich beuge mich zu ihm. Es ist mein kleiner Rekrut, der mich hält. Ein Schuß von der Seite hat ihm beide Augen weggenommen. Aber schon lösen sich seine Hände. Die Finger lassen ab, werden starr, bleiben gekrümmt . . . und er sinkt in den Blutsee."

Das packt, das predigt mit der Stärke der Lebenswahrheit, das sagt uns mehr vom Krieg als ganze Generalstabsbände oder Romanbücher. Das Herz krampft sich uns zusammen, in banger Spannung sind wir gefolgt. Und wenn dann zum Schlusse der hundertjährige Alte auf die erschlagenen Enkelkinder blödsinnig herniederlächelt — er der einzig Ueberlebende — oder wenn im „Todesgarten" das Neugeborene zwischen all den in ihrer vollsten Lebenskraft gefallenen jungen Kriegern die Aeuglein aufschlägt, dann durchrüttelt es uns in tiefster Seele. Wir atmen auf, wir stöhnen auf, das Auge ist feucht geworden, aber wie tröstend klingt leise das alte wehmütige Soldatenlied an unser Ohr:

Kein schönrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen.

Der Hauch der Weltgeschichte durchzittert diese Novellen, der Schauer der Tragödie packt uns, wir fühlen das Schicksal, das uns erhebt, indem es uns zermalmt.

So erreicht Liliencron in den Kriegsnovellen eine Wirkung, die er in seinen Dramen vergebens erstrebt, obgleich auch sie viel Großes und Schönes bergen und wohl des Versuches einer Aufführung wert wären. Eine Szene, wie die Sterbeszene Pipins in den „Merowingern" enthält mehr echte Poesie, als sich im ganzen Alt-Heidelberg zusammenschrappen läßt.

In seinen Dramen wie in allen seinen Dichtungen ist Liliencron in erster Linie Lyriker, vielleicht nur Lyriker. Aber man sage nicht: Nur ein Lyriker? Hat Heine nicht recht, wenn er das Lied das Kriterium der Ursprünglichkeit nennt? Und ist nicht alle Poesie in ihrem innersten Kern Lyrik? Ob ein Vogelruf oder ein Schlachtenruf erklingt, ob die Hand sich zum Freundesgruß oder zum Dolchstoß ausstreckt, was in uns erregt wird, ist Stimmung, was in uns ausgelöst wird, Empfindung, Gefühl. Das ist es ja, was die Macht des Dichters bewirkt, daß er aus unserer Seele hervorholt, was in ihr schlummert, daß er es aus dem Dämmer in das hellere Licht rückt und uns vertieft, verstärkt zurückgibt, was im Grunde genommen, uns schon zu eigen gewesen.

Liliencrons Reich ist begrenzt, aber es ist nicht klein. Wie weit gehen die Grenzen — um nur von den Gedichten zu sprechen — von dem Liebesgedicht „Der Maibaum" bis zu „Aus einem Raubzuge", von „Vergiß die Mühle nicht" bis zu „Auf dem Aldebaran", von „Regnar Lodbrog" bis „Pidder Lüng", von „Die Musik kommt" bis „In einer Winternacht", Grenzen, die sich auch nach andern Richtungen hin noch unendlich weit strecken.

Liliencrons Kriegsgedichte und Kriegsnovellen sind die reifste poetische Frucht des letzten großen Krieges. Kein anderer hat den alten Kaiser so verherrlicht wie er. Dabei ist keine Spur von Byzantinismus oder Chauvinismus in ihm. Er ist ein Hohenzollerndichter, wie es Kleist war, ein Soldat, wie es Rottwitz gewesen ist.

Man hat dem Dichter vorgeworfen, er sehe nur die Erscheinungen der Dinge, nur ihr Aeußeres. Wer dringt denn in ihren Kern? Aber der Dichter sieht die Erscheinungen so, daß uns sogleich ihr Wesen mit offenbart wird, daß uns ungeahnte Beziehungen lebendig werden. Kann man den Gegensatz zwischen dem ewigen Bestande der Natur und dem Vergänglichen des Menschenlebens kürzer, anschaulicher darstellen, als Liliencron es in seiner Schwalbensiziliane getan hat?

Zwei Mutterarme, die das Kindchen wiegen,
Es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Maitage, trautes Aneinanderschmiegen,
Es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Des Mannes Kampf: Sieg oder Unterliegen.
Es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Ein Sarg, auf den drei Handvoll Erde fliegen,
Es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.

Gewiß, Liliencron ist nie ein Philosoph gewesen, wenn nicht ein Philosoph der Lebensfreude. Wohl kennt er die Welt- und Lebensrätsel; auch [illegible] er gestaltet sie auch zur Frage, aber sie quälen ihn nicht lange. Er fühlt es, er tastet hier an die Grenzen seines Reiches, und schnell springt er zurück in sein Land, in das ewig grüne Land des Lebens. Alles Grübelnde ist ihm zuwider wie alles Mathematische und Verstandesmäßige. Und sicherlich hat er recht, wenn er sagt: „Hebbel wäre noch ein gewaltigerer Lyriker geworden, hätte er weniger Verstand besessen. Ein durchdringender, grübelnder, zerfetzender Verstand hindert, um den Thron eines Lyrikers besteigen zu können."

Liliencron hat ihn bestiegen. Das dürfen wir ohne Wenn und Aber sagen, die Nachwelt wird nicht anders urteilen. In einem Leben voll Kampf und Arbeit — voll heißer Dichterarbeit, wochen-, monatelang hat er oft an einem Gedicht gefeilt — hat er ihn sich errungen, und unter den Lebenden ist keiner, der ihn ihm streitig macht.

Aber von Jugend auf hat er kämpfen müssen. Seine Eltern? Soll ich Goethe zitieren? Sein Vater war Beamter, nüchtern, pflichteifrig, ein abgesagter Feind aller Poesie, die Mutter, eine Amerikanerin, eine feinsinnige tiefangelegte Natur, die begeistert für Literatur schwärmte. Von ihr hatte er, wie fast alle großen Dichter von ihren Müttern, sein geistiges Eigentum geerbt, von ihr auch wohl die Liebe zur Freiheit.

Seine Knabenjahre in Kiel, wo er am 3. Juni 1844 geboren wurde, sind, wie er selber erzählt, einsam gegangen. „Dazu kam die Dänenzeit. Diese allein war ein besonderer Druck auf allem. Von meinen Hauslehrern und von der Gelehrtenschule brachte ich wenig mit. Nur Geschichte hat mich bis zum heutigen Tage immer gleich mit schlagendem Herzen festgehalten. Die Mathematik, die „Schleifmühle des Kopfes“, die mir auch bis zur Stunde eine mit tausend Schlüsseln verschlossene Tür ist, hat mir die schwersten Zeiten meines Daseins verursacht. — — War ich frei, dann lief ich in den Garten, ins Holz, in die Felder, und überließ mich meinen Träumereien. Früh bin ich Jäger geworden. Mit Hund und Gewehr allein durch Heide, Wald und Busch zu streifen, wird immer mir ein Tag zu leben wert sein. Weidmannsheil!“ Dann gedenkt er mit Lust der fröhlichen, schneidigen Leutnantszeit, ihrer Freude, ihrer Rosentage, ihres scharfen Pflichtgefühls und ihrer strengen Selbstzucht. Er freut sich, daß er in seiner aktiven Militärzeit so viel hin und hergeworfen wurde, weil er dadurch Land und Leute kennen lernte. In drei Schlachten, in fünfzig Gefechten hat er gekämpft und zweimal wurde er verwundet. Dann, nachdem er den Abschied genommen, war er einige Jahre Verwaltungsbeamter und dann wurde er, da er gerade nichts Besseres wußte, deutscher Dichter.

Wer mehr wissen will, muß seine Dichtungen lesen, vor allem den „Poggfred“, sein poetisches Tagebuch und den „Mäcen“, sein prosaisches. Auch da wechseln wundervolle Stimmungsbilder, Aerger über Kritik und Pseudodichtung, tiefe Blicke in Menschenleben und Menschenseele, kurze Anweisung zu einer Poetik, erträumte Kriegsnovellen, alles in buntem Durcheinander, hin und herspringend, lückenhaft und doch alles voll Seele und Sehnsucht.

In einem anderen Stücke seiner Selbstbiographie, in der Erzählung „Auf meinem Gute“, steht auch gelassen der große Satz, den er später in das goldene Buch des Jahrhunderts geschrieben. „Man muß nicht immer von andern auf sich schließen, es gibt auch einige anständige Menschen.“ Aber ich denke, mit diesem Satze geht es Liliencron ebenso, als wenn jemand erzählt: „Als ich nach Hamburg kam, hatte ich keine zwölf Groschen in der Tasche.“ Wer das so ruhig und heiter, ohne irgend welche Befürchtung sagt, ist gewiß ein Millionär. Und eine unendlich reiche Herzensgüte leuchtet aus diesem wundersamen Buch, dem Mäcen. Der Dichter, der noch selber um Anerkennung zu ringen hat, kennt nichts Heiligeres und Schöneres als für verkannte oder nicht genügend anerkannte Dichter und Künstler — wie früh hat er auf Hugo Wolf hingewiesen! — eine Lanze zu brechen. Anzuerkennen, zu loben ist ihm Herzensbedürfnis, und wir wollen es ihm nicht vergessen, daß er auch Gustav Falke entdeckt hat. „Glücklich machen, glücklich machen,“ ruft er aus. „Helfen, helfen, frohe Gesichter leuchten sehen! Und wer ist dann der Beglücktere? Der, dem geholfen wird, oder der Helfer?“

Das ist ein Stück seines Glaubensbekenntnisses und das andere lautet:

Ich bin ein Dichter. Laß die Menschen reden
Was gehn mich die Menschen an, ihr Tun,
Ihr Hasten, Heucheln, ihre Wut zu herrschen
Hoch steh ich über allem ihrem Dünkel,
Hoch über Rassenhaß und Klassenhaß,
Hoch über Kastengeist, Parteigezänk.
Und keinem bin ich Gegenrede schuldig
Als mir allein, ich bin mein eigner Herr.
Frei bin ich, frei. Ich bin ein Grandseigneur,
Der jeden seiner Wünsche stillen kann.
Glaubst du, daß ich mich erst besinne lange,
Springt in des Lebens Wüste mir ein Quell
Plötzlich zu Füßen, daß ich mich nicht bückte,
Um mich, so viel ich mag, aus ihm zu sättigen?

Das ist nicht die Sprache eines Uebermenschen, das ist die eines Höhenmenschen. Wer will die Kämpfe ermessen, die es gekostet, bis der Dichter diese Höhe erklommen? Wer kann sagen, wie oft er an dem Abgrunde gestanden, aus dem es uns entgegengrinst: Sein oder Nichtsein? „Wo größtes Empfinden ist, da ist größtes Märtyrertum,“ sagt Leonardo. Auch der Deich, der des Dichters Haus umfriedet, muß mit Blut gekittet sein, wenn er halten soll.

So steht der Dichter vor uns, trotz aller Widersprüche eine geschlossene Persönlichkeit von wunderbarer Einheit im Leben und Dichten.

Und die Fehler und Schwächen seiner Dichtungen? Man beruhige sich, sie fehlen nicht. Die frechen Mädels drängen sich ein wenig zu viel vor. Geschmacklosigkeiten stören uns zuweilen. Unbedeutendes macht sich breit, und manches Gedicht möchten wir gern missen. Ich weiß es, er hat sie nur aufgenommen, um gegen die saft- und blutlose Lyrik zu protestieren, um die Philister zu ärgern, wobei er freilich vergißt, daß die Philister seine Bücher gar nicht lesen. Auch noch andere Fehler ließen sich aufmutzen, aber das wollen wir getrost den Aesthetikern und Literaturprofessoren überlassen.

Man soll einen fruchttragenden Baum nicht nach seinem Fallobst beurteilen. Und wie tief und weit streckt dieser Baum seine Wurzeln in das mütterliche Erdreich, wie hoch und breit wölbt sich seine Krone, und welch köstlich erquickende Früchte hat er uns gegeben. Tadelt und verwerft soviel wie ihr wollt, aber seht euch einmal um in diesen vier Büchern Gedichte, welche Fülle an Gedichten allerersten Ranges. Wir sind glücklicherweise heute nicht mehr so weit zurück, daß man, wie Liliencron meint, eine Forderung auf Pistolen zu gewärtigen hat, wenn man einem einen Band Gedichte überreicht; aber wären wir das Volk der Denker und Dichter im höchsten Sinne, die „Ausgewählten Gedichte“ hätten nicht eines Jahrzehntes bedurft, um ein paar Auflagen zu erleben, der „Poggfred“ fehlte in keinem Hause, das auf deutsche Dichtung hält, und die Kriegsnovellen hätten dem Dichter eins seiner erträumten Schlösser wirklich erbaut.

Und doch ist es besser um die Anerkennung des Dichters geworden. Das beweist die begeisterte Aufnahme, die er jüngst in Wien gefunden, das beweist die feinsinnige Huldigung der österreichischen Dichter, das auch der helle Jubel, der ihn bei der Liliencronfeier in Hamburg umbrauste. So sind Süd und Nord darin einig, daß es ein Großer, ein Unsterblicher ist, dem wir heute unseren Dank und unsere Liebe darbringen und dem wir mit frohbewegten Herzen aus seinem „Poggfred“ zurufen können:

Es klingt ein Knabenchor, fernhin, fernhin
Wohl über tiefe, tiefe Stromesbreiten;
Die Vikingharfe rauscht fernhin, fernhin
Erinnerung aus alten, alten Zeiten;
Doch dein Gesang, hoch her, hoch hin, fernhin,
Schwebt über Harfenton und Chor und Saiten.

Hamburg. J. Loewenberg.

Hermann v. Gilm.

Zum vierzigsten Sterbetage des Dichters.

Als die Kunde von dem am 31. Mai 1864 erfolgten Ableben des Dichters Hermann v. Gilm nach Tirol gelangte, durchzuckte das Land ein schmerzliches Gefühl. Gilm besaß viele Freunde, teils solche, welche ihn persönlich kannten und hochschätzten, teils noch mehr solche, welche begeisterte Verehrer seines Liedes waren. Wie bekannt und geliebt Gilm war, davon war ich selbst im Herbste 1863 Zeuge, als ihm gelegentlich der großen Huldigungsfeier zur 500jährigen Vereinigung Tirols mit Oesterreich im „Deutschen Kaffeehause“ eine spontane, stürmische Ovation dargebracht wurde. Das ganze Lokal wimmelte von Schützen und freudig gestimmten Festgästen. Unter ihnen befand sich auch Hermann v. Gilm. Als ihn der ebenfalls anwesende Statthaltereioffizial Dönig erblickte, bestieg er einen Stuhl, verschaffte sich Ruhe und rief: „Unser heimatlicher Dichter Hermann v. Gilm befindet sich in unserer Mitte, er lebe hoch!“ Ein allgemeines Jubelrufen und Gläserschwenken bekundete, daß Herr v. Dönig aus dem Herzen aller gesprochen habe. Und doch war der Dichter durch seinen Aufenthalt in Wien und Linz vom Jahre 1847 an durch lange Zeit von der Heimat entfernt gewesen.

Fragen wir nach den Gründen dieser allgemeinen Beliebtheit, so finden wir sie teils im Charakter des Dichters und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, teils im Zauber, der seinen Dichtungen innewohnt. Diese beiden Faktoren wirkten zusammen, um ihn zum beliebtesten und populärsten Dichter Tirols zu machen.

Gilm war Tiroler durch und durch. Obwohl dem Stamme nach Abkömmling eines alemannischen Geschlechtes, das in Bregenz saß, betrachtete er doch das Land, in dem er geboren und erzogen ward, wo er seine schönsten und bittersten Stunden verlebte, stets einzig und allein als seine Heimat und fühlte sich als Kind derselben. Ihr sind denn auch die meisten und die schönsten seiner Lieder geweiht. Kein Dichter hat Tirol so verherrlicht, wie Hermann v. Gilm. Es gibt kaum eine Seite des „Tirolertums“ nach Natur, Volksleben und Geschichte, Religion, Kunst und Wissenschaft, die er nicht poetisch verklärt hatte. Ausgerüstet mit einer dichterischen Gestaltungskraft, welche das Maß gewöhnlichen Könnens weit überragte, mit einer Phantasie, welche die tote Natur verlebendigte, begabt mit einem Auge, welches die am meisten charakteristischen Züge herauszufinden wußte, mit einem Gemüt voll Tiefe und Innigkeit gestaltete er aus seiner schöpferischen Seele heraus Abbilder der schönen Heimat von einer Naturwahrheit, Glut und Farbenpracht, wie sie vor ihm keinem Tiroler geglückt sind. Wie herrlich ist gleich das Eingangsgedicht der ersten Sammlung: „Meine Heimat“; oder das zweite daran „Unsere Berge“, das Freiherr v. Schröderer, Pembaur u. a. vertont haben, mit der ursprünglichen, später weggelassenen Schlußstrophe:

Und brechen die Feinde herein ins Land
Laß tausend kommen und tausend!
Wir haben pfeifendes Blei zur Hand
Und Eisen brausend und sausend.
Und zöge die Freiheit aus dieser Welt,
Wir bau'n der Verbannten ein sicheres Zelt
Auf unseren ewigen Bergen!

Mit Recht können die Worte, welche Gilm dem tirolischen Minnesänger Oswald v. Wolkenstein in den Mund legte, auf ihn selbst bezogen werden:

> **Schau rings dich um!**
> **Mein Eigentum,**
> **Dies alles hab' ich besungen:**
>
> **Der Wiese Pracht,**
> **Des Waldes Nacht,**
> **Des Bergsee's grüne Gestade,**
> **Den Alpenklee,**
> **Die Rosen im Schnee,**
> **Die Gemse auf steinigem Pfade;**
>
> **Das Edelweiß,**
> **Das Gletschereis**
> **Und drüber die goldene Wolke, —**
> **Im Liebe bewährt,**
> **Im Lichte verklärt**
> **Gab ich das Land meinem Volke.**

Aber nicht nur die Natur Tirols, die eisgekrönten Berge, die grünen Almen, die träumenden Alpenseen, die freundlichen Täler und epheuumsponnenen Burgen, — auch die Geschichte und das Volksleben Tirols in ihrer mannigfaltigen Erscheinung zog er in den Bereich seiner Dichtung. So begeisterte ihn die Vertreibung der Zillertaler zu einem Gedichte, in welchem er dem Unmut über diesen Akt der Unduldsamkeit leidenschaftlichen Ausdruck verlieh. Als Gegenstück kann das schöne Gedicht: „Der Pfarrer von Völs" betrachtet werden, worin in effektvollen Strophen die Pardonnierung dieses von den Franzosen unschuldig zum Tode verurteilten Seelenhirten geschildert ist. Auch der originelle „Alte Schütz am Pragsersee", der Veteran von anno Neun, der, um sich wieder das Knallen und Knattern von damals lebendig zu vergegenwärtigen, mit seinem Stutzen das Hundertfache Echo wachruft, gehört hieher.

Diese „Schützenlieder", die, wenn auch zu verschiedenen Zeiten entstanden, einen Zyklus bilden, verdienen unter den Gedichten Gilms schon deshalb besondere Beachtung, weil sie nicht nur eine charakteristische Seite des Tiroler Volkslebens behandeln und von urkräftiger Zeichnung sind, sondern weil sie uns auch einen bedeutungsvollen Zug der Gilm'schen Muse, der in vielen seiner Gedichte wiederkehrt, offenbaren. Gilm begnügt sich nämlich nicht, in diesen kleinen meisterhaften Schilderungen das Tiroler Schützenleben bloß einfach zu besingen, sondern er benützt auch viele derselben, um seine freiheitlichen und humanistischen Ideen, sowie seine Mahnung zur Vaterlandsliebe damit zu verweben. In dem Gedichte „Auf dem Schießstand" ruft er beim Knallen der Stutzen seinen Landsleuten am Schlusse zu:

> **Denn ihr sollt mit dem Gewehre,**
> **Das der Berge Echo rief,**
> **Auch das alte Lied zur Ehre**
> **Bringen, das im Wald entschlief.**
> **Auch das Wort ist nebst den treuen**
> **Waffen unserer Freiheit Pfand,**
> **Weckt die Licht- und Feuerscheuen**
> **Ringsum auf im Vaterland.**
>
> **Wenn die Scheiben dunkler werden,**
> **Wenn das heiße Rohr verkühlt,**
> **Wenn beim Glockenklang der Herden**
> **Heimatselig ihr euch fühlt —**
> **Nehmt den Becher in die Rechte,**
> **Legt den Stutzen auf das Knie,**
> **Singt dem alternden Geschlechte**
> **Ein Stück Zukunftspoesie.**

Wie malerisch und zugleich tief und warm sind diese Schlußstrophen! Noch kräftiger tritt seine Tendenz in dem 1847 entstandenen prachtvollen Schützenliede hervor, das er in Hinblick auf den von der Regierung ausgesetzten Preisrecher dichtete. Da heißt es unter anderem:

> **Spannt euch selber an die Pflüge**
> **Gebt dem Boden Schweiß und Kraft.**
> **Dieses Aehrengold ist Lüge,**
> **Täuschung jener Traube Saft.**
> **Was die Felder Reiches tragen,**
> **Das gehört dem, der sie baut,**
> **Drum zerschlagt den Zehentwagen,**
> **Der vom Schlosse drohend schaut:**
>
> **Singt euch Wahrheit in die Seelen**
> **Statt dem schmeichlerischen Sang,**
> **Der euch aus bezahlten Kehlen**
> **Giftig in die Adern drang.**
> **Laßt euch nicht von andern lenken,**
> **Spielzeug fremder Leidenschaft,**
> **Selber prüfen, selber denken**
> **Gibt zum Handeln Mut und Kraft.**

Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß Gilm mit diesem Gedichte, das solche Strophen enthielt, ein Jahr vor 1848 den für das [illegible]

Alois Weßner mit dem noch gegenwärtig gesungenen, mehr volkstümlichen Liede:

> **Von Berg und Tal herbei, herbei!**
> **Gott grüß' euch, liebe Brüder 2c.**

Ich glaube auch, daß das „Schützenlied" Gilms für den Wettbewerb gar nicht berechnet war; dies geht schon aus dem ganzen Inhalt hervor.

Aber nicht nur das heitere Schützenleben, das Spiel, den Tanz, „der Schwegel süßen Brauch" besang Gilm. Was nur immer Volkstümliches oder Künstlerisches dem tirolischen Boden entsprang, Heiliges wie Profanes kleidete er in das Gewand der Poesie. Ihm entging weder der fromme Wallfahrerzug, der laut betend zum Gnadenbild pilgert, noch das einsame Christusbild am Waldessaum. Er feierte mit der gleichen Wärme die Freude eines wiedergenesenen Kindes, wie er das durch Brand verheerte Bild der Himmelfahrt Maria in der Pfarrkirche zu Bruneck der Vergessenheit entriß. Man würde überhaupt sehr irren, wollte man Gilm, wie es versucht wurde, in die Schar jener nur negierenden Freigeister verweisen, welche im Niederreißen alles Alten das Weltheil erblicken. Er war ein Freigeist, das bekennt er in seinen Briefen oft genug selbst, aber einer von der konservativeren Richtung. Sein Kopf war frei, aber sein Herz hing mit tausend Fasern am ererbten Glauben, vielleicht mehr, als er es sich einbekannte.

In noch einer Seite prägt sich Gilms Tirolernatur aus, nämlich in seinen Liebesliedern. Mag auch ihr Inhalt noch so allgemein menschlich sein, die ganze Einkleidung des Gedankens, die Bilder und Vergleiche, tragen tirolisches Kolorit. Am deutlichsten tritt dies in den „Mädchenliedern" hervor, welche das glückliche Stilleben zweier Liebenden in der Sommerfrische von Natters (bei Innsbruck) behandeln, wobei jedoch der Dichter nicht seine eigenen, sondern die Gefühle des geliebten Mädchens in zartester Weise zum Ausdruck bringt. Als charakteristisches Beispiel mag daraus folgendes — „Rockalpe" — gelten:

> **Gelagert in den Alpenklee**
> **Und gelbe Himmelsschlüssel,**
> **Trink' ich mit ihm zum erstenmal**
> **Die Milch aus einer Schüssel.**
>
> **Daneben käut die fromme Kuh**
> **Andächtig die Brunelle,**
> **Ein Böcklein pflückt Vergißmeinnicht**
> **Am Rand der süßen Quelle.**
>
> **Hoch oben auf der Kanzel steht**
> **Zochlilie, die hehre,**
> **Und neigt sich hin und neigt sich her,**
> **Als hielt sie Christenlehre.**
>
> **Es summt und brummt und singt und klingt**
> **Und läutend zieht die Herde.**
> **Mir ist als sei die Alpenwelt**
> **Das Paradies der Erde.**

Künstlerischer und feiner noch als bei diesem jugendlichen Genrebildchen ist die Verwendung der Tiroler Alpennatur bei späteren, reiferen Liebesliedern Gilms, in den unvergleichlichen Sophienliedern, und besonders in den formvollendeten „Sonetten aus Wälschtirol". Da erzielt der Dichter durch treffende, wenn auch kühne Personifikation von Naturobjekten oft die reizendste malerische Wirkung. So malt er z. B. in den Schlußstrophen eines Sonettes den Zauber des Südens mit den schönen Versen:

> **Dort, wo der Wind Orangenblüten sät,**
> **Wo der Zypresse unbekannter Kummer**
> **Gleich einem Schatten durch den Garten geht;**
>
> **Hier will ich singen, wo die Myrthe blüht**
> **Und durch der Rose jungfräulichen Schlummer**
> **Der süße Traum der ersten Liebe zieht.**

Es mögen diese Andeutungen als Beleg dienen, wie Gilm bei jeder Gattung seiner Dichtung im heimatlichen Boden wurzelt und wie seine Dichtungen hiedurch jene Anschaulichkeit, Frische und Originalität erhalten, welche sie von andern sofort unterscheiden lassen, ihren Schöpfer aber zum Tirolerdichter κατ' ἐξοχήν stempeln.

So sehr nun auch Gilm an seiner geliebten Heimat hing: im spezifischen Tirolertum ging er doch nicht auf. Vor dieser geistigen Enge bewahrte ihn schon seine allgemeine Bildung und sein reges Interesse am politischen Leben. Wenn ihm das Wohl und Wehe Tirols auch zunächst am Herzen lag, so schlug sein Puls nicht minder warm für die glückliche Entwicklung Gesamt-Österreichs. Gilm war ein österreichischer Patriot im lautersten Sinne des Wortes, nicht einer von denen, welche in den Tagen des Vormärz an den Türen der hohen Herren herumscharwenzelten und mit gekrümmten Rücken alles gut fanden, während Bürger und Bauer nach Erlösung aus den unerträglichen Zuständen riefen, welche das Metternich'sche System geschaffen hatte. Auch Gilm stand in der Reihe jener Männer, welche furchtlos ihren Ruf nach Neugestaltung Österreichs erschallen ließen, eine von jenen Stimmen, welche gleich Anastasius Grün ihre Freiheitslieder dem [illegible] entgegendonnerten. Man staunt über die kühne

Sprache, welche Gilm, der kaum ernannte „Wiener Hofkanzleipraktikant“, in diesen Liedern führt. Und als endlich das errettende, umwälzende Ereignis, das er in seinen „Zeitsonetten“ und andern Gedichten schon anfangs der Vierzigerjahre vorausverkündet hatte, am 13. März 1848 wirklich eingetreten war, da konnten schon wenige Tage darauf, am 17. März die ruhigen Bürger von Brixen zum nicht geringen Schrecken aller sogenannten Gutgesinnten an den Straßenecken ein Gedicht Gilms angeschlagen sehen, welches die Bewohner der Bischofsstadt aufforderte, am heiligen Kampfe für Freiheit, Deutschtum und Recht teilzunehmen. Allerdings war es, als für Brixen berechnet, eines der zahmsten Gedichte Gilms und erinnert fast an die k. k. Republick Böls, aber es stand doch manches darin, was den Zaghaften wie starker Tabak in die Nase stieg. So heißt es am Schlusse:

Du hattest einst im Schlachtenreigen
Solch Riesenkraft, nun zeige sie,
Noch einmal hast du Zeit zu steigen,
Zum letzten Mal, jetzt oder nie.
Du brauchst nicht erst dein Blei zu feien,
Reiß, wie du bist, mit bloßer Hand
Die Disteln aus, eh' sie gedeihen,
Tirol, du schönes Alpenland.

Wie überhaupt Gilm mit dem prophetischen Blicke, der hervorragenden Dichtern eigen ist, die kommende neue Zeit und den nahenden Sturm voraussah, geht auch aus einem Briefe an seine Leute in Innsbruck hervor. „Ehe es Tag wird,“ schreibt er an seine Schwester Caton (Katharina), „sind die Gipfel der Berge beleuchtet. Siehst du es nicht brennen und leuchten auf allen Höhen der Menschheit? Nur wer die Augen gewaltsam verschließt, kann den hereinbrechenden Tag nicht sehen. Und dieser Tag ist die politische und religiöse Freiheit, für die die edelsten Völker ihr Blut verspritzten, für die ganz Italien gegenwärtig kämpft und die auch wir Deutsche früher oder später erlangen werden.“ Und am 17. März 1848 ruft er in einem Briefe, in dem er das Begräbnis der im Wiener Straßenkampfe Gefallenen schildert, begeistert aus: „Was ich geliebt von dem Tage an, als ich zum Bewußtsein kam, für was ich 20 Jahre lang gestrebt, geduldet, gelitten habe, das steht jetzt strahlend, wirklich, in heller Märzensonne vor meinen Augen . . . Der Kaiser selbst sprach vom Balkon: Meine freien Wiener sollen leben.“

Das warme dynastische Gefühl Gilms findet in zahlreichen seiner Gedichte kräftigen Ausdruck. Als am 18. Februar 1853 der Mordstahl Libenys auf den jungen Kaiser zuckte, da entquoll dem Herzen Gilms jenes schöne Gedicht „Der 18. Febr.“ mit der effektvollen Eingangsstrophe:

Als heut vom Turm die Mittagsstunde schlug,
Wer ahnte das entsetzliche Verbrechen,
Das sie auf schwarzem Flügel niedertrug.
Du eh'rne Zunge, konntest du nicht sprechen,
Als still der Mord die Mauern Wiens betrat?
Du mußt die Sünden deiner Kinder wissen,
Warum hat dir die schaudervolle Tat
Das Wort nicht donnernd aus der Brust gerissen u. s. w.

Auch in den Schützenliedern und den der Armee gewidmeten Gedichten kommen wiederholt patriotische Anklänge vor. Am schönsten und tiefsten liegt es wohl im „Adoptivkind“, dem Schwanengesang Gilms, ausgesprochen, worin die durch die Schlacht von Deversee des Gatten beraubte weinende Mutter dem Söhnchen, das nun zur Waise geworden, auf die kindliche Frage:

O Mutter, o Mutter, sag, wer bestellt
Jetzt Haus und Hof und Aecker und Feld?
Wer sät, wer mäht, wer schnitzt mir ein Schwert
Und hebt mich beim Heuen hinauf aufs Pferd?

Die tröstenden Worte sagt:

Mein Kind, mein Kind, wir sind nicht allein,
Ein anderer wird dein Vater sein,
Ein anderer gar gewaltiger Mann,
Dem alles glückt, der alles kann,
Ein Kinderfreund und ein Ritter zugleich –
Dein Vater von nun an ist Oesterreich

In der Tat, ich weiß wenige österreichische Dichter, die mit solcher Wärme und Innigkeit, mit solcher Ungesuchtheit und so fern von jeder Hoftirolerei das Reich und seinen Schirmherrn gefeiert haben, wie Hermann v. Gilm. Diese freimütige, jedes Höflingstones bare Gesinnung hat er bis zu seinem Ende bewahrt. Als Beleg dafür kann auch der ein Jahr vor seinem Tode gedichtete schwungvolle und gedankenreiche Hymnus „Tirols Ehrentag“ gelten, wohl die schönste poetische Verherrlichung, welche die Feier der 500jährigen Vereinigung Tirols mit Oesterreich gefunden hat.

Aber Gilm war nicht nur ein tirolischer und österreichischer, er war auch ein deutscher Dichter. Trotz seiner österreichischen Gesinnung, die er mit seinen Zeit- und Sangesgenossen Lenau, Anastasius Grün, Grillparzer, Seidl, Vogl, Beck, gemeinsam hat, besaß er auch ein ausgesprochenes deutsches Bewußtsein, ja man kann sagen, daß mit Ausnahme von Anastasius Grün, seinem warmen Freunde, bei keinem anderen Dichter in so offener Sprache hervortritt. Gilm sah gerade weil er ein guter Oesterreicher war, wohl ein, daß uns von Deutschland die Hauptquellen der Kultur und Gesittung zuströmen. Möglichst enger Anschluß an Deutschland war daher sein politisches Ideal, für dessen Verwirklichung er die ganze Zeit seines Lebens eintrat und kämpfte. Freilich gehörte Oesterreich damals noch zum deutschen Bundesgebiete und war die erste Vormacht Deutschlands. Trotzdem muß man den Mut bewundern, mit dem Gilm seiner deutschen Gesinnung Ausdruck verlieh, umsomehr, wenn man bedenkt, wie argwöhnisch man unter dem absolutistischen Polizeiregiment Metternichs alles auf Deutschland Bezügliche betrachtete. Waren ja selbst die meisten deutschen Klassiker verpönt und mußten über die österreichischen Grenzpfähle hereingeschmuggelt werden, damit ja kein Hauch deutschen Geistes und deutschen Wesens freiere Anschauungen unter die Völker des Donaureiches trage. Da war es wieder Hermann v. Gilm, der seine kernigen, deutschen Mahnrufe in Tirol erschallen ließ. Und das war nicht schüchternes Zwitschern, das war heller Drosselschlag.

Schützen singt, es ist befohlen,
Freigegeben der Gesang!
Was noch gestern halbverstohlen
Um die Hüttenfenster klang —
Singt es durch das Grün der Saaten
Durch der Tannenwälder Pracht:
Wir sind Deutschlands Grenzsoldaten,
Deutscher Freiheit Gemsenwacht.

Den Südtirolern ruft er in der obengenannten poetischen Proklamation an die Brixner zu:

Indeß die alte Rumpelkammer
Der deutsche Geist zusammenschlägt
Und statt dem alten Römerjammer
Kühn an die deutsche Harfe schlägt;
Italien selbst — von je geknechtet —
Aus seinem Grabe streckt die Hand,
Wird durch die eigne Schmach geächtet
Tirol das schöne Alpenland.

Ich könnte Dutzende von Gedichten Gilms anführen, in denen seine kerndeutsche Gesinnung zum Durchbruch kommt. Doch ich muß schließen. Mögen die wenigen schlichten Zeilen, in welchen ich Gilm als Tiroler, Oesterreicher und Deutschen in Umrissen zu zeichnen suchte, ein Echo der Erinnerung an den 40. Todestag des Dichters wecken, eines Dichters von Gottes Gnaden, der wert ist, daß sein Name in immer weitere Kreise dringe, eines Dichters, von dem einer der ersten Kritiker unserer Tage sagt: „Die Anerkennung Gilms mehrt sich von Jahr zu Jahr und wird auch noch jenseits der Grenzpfähle wachsen, so gewiß, als wir schon an Grillparzer und Lenau erlebten, daß sie von den Stufen heimatlicher Größen zum Range von führenden Geistern des deutschen Volkes emporgestiegen sind.“

Innsbruck. **Ludwig v. Hörmann.**

Die Kunst des Müßiggangs.

Eine Anregung von **Hermann Hesse** (Calw).

Je mehr auch die geistige Arbeit sich dem traditions- und geschmacklosen, gewaltsamen Industriebetrieb assimilierte und je eifriger Wissenschaft und Schule bemüht waren, uns der Freiheit und Persönlichkeit zu berauben und uns von Kindesbeinen an den Zustand eines gezwungenen, atemlosen Angestrengtseins als Ideal einzutrichtern, desto mehr ist neben manchen anderen altmodischen Künsten auch die des Müßiggangs in Verfall und außer Kredit und Uebung geraten. Nicht als ob wir jemals eine Meisterschaft darin besessen hätten! Das zur Kunst ausgebildete Nichtstun ist im Abendland zu allen Zeiten nur von harmlosen Dilettanten betrieben worden.

Desto wunderlicher ist es, daß in unseren Tagen, wo doch so viele sich mit sehnsüchtigen Blicken gegen Osten wenden und sich mühsam genug ein wenig Freude aus Schiras und Bagdad, ein wenig Kultur und Tradition aus Indien und ein wenig Ernst und Vertiefung aus den Heiligtümern Buddhas anzueignen streben, nur selten einer zum Nächstliegenden greift und sich etwas von jenem Zauber zu erobern sucht, den wir beim Lesen orientalischer Geschichtenbücher uns aus brunnengekühlten maurischen Palasthöfen entgegenwehen spüren.

Warum haben eigentlich so viele von uns an diesen Geschichtenbüchern eine seltsame Freude und Befriedigung, an „Tausend und Eine Nacht“, an den türkischen Volkserzählungen und an dem köstlichen „Papageienbuch“, dem Dekamerone der morgenländischen Literatur? Warum ist ein so freier und origineller jüngerer Dichter wie Paul Ernst in seiner „Prinzessin des Ostens“ diesen alten Pfaden so oft gefolgt? Warum hat Oskar Wilde seine überarbeitete Phantasie so gern dorthin geflüchtet? Wenn wir ehrlich sein wollen und von den paar wissenschaftlichen Orientalisten absehen, so müssen wir gestehen, daß die dicken Bände der „Tausend und eine Nacht“ uns inhaltlich noch nicht ein einziges von den Grimm'schen Märchen oder eine einzige von den christlichen Sagen des Mittelalters aufwiegen. Und doch lesen wir sie mit Wonne, vergessen sie in Bälde, weil eine Geschichte darin der anderen so ärgerlich ähnlich ist, und lesen sie dann übers Jahr mit demselben Vergnügen wieder.

Wie kommt das? Man schreibt es gerne der schön ausgebildeten Erzählerkunst des Ostens zu. Aber da überschätzen wir doch wohl unsere eigene ästhetische Urteilsfähigkeit. Denn wenn die seltenen wahren Erzählertalente unserer eigenen Literatur bei uns so verzweifelt wenig geschätzt werden, warum sollten wir dann diesen Fremden nachlaufen? Es ist also auch nicht die Freude an erzählerischer Kunst, wenigstens nicht diese allein. In Wahrheit haben wir für sie ja überhaupt sehr wenig Sinn; wir suchen beim Lesen, neben dem grob Stofflichen, eigentlich nur psychologische und sentimentale Reize auf.

Der Hintergrund jener morgenländischen Kunst, der uns mit so großem Zauber fesselt, ist einfach die orientalische Trägheit, das heißt der zu einer Kunst entwickelte, mit Geschmack beherrschte und genossene Müßiggang. Der arabische Geschichtenerzähler hat, wenn er am spannendsten Punkt seines Märchens steht, immer noch reichlich Zeit, ein königliches Purpurzelt, eine mit Edelsteinen behängte, gestickte Satteldecke, die Tugenden eines Derwischs oder die Vollkommenheiten eines wahrhaft Weisen bis in alle Einzelheiten und Kleinigkeiten zu schildern. Ehe er seinen Prinzen oder seine Prinzessin ein Wort sagen läßt, beschreibt er uns Zug für Zug das Rot und den Linienschwung ihrer Lippen, den Glanz und die Form ihrer schönen weißen Zähne, den Reiz des kühn flammenden oder des schämig gesenkten Blickes und die Geste der gepflegten Hand, deren Weiße untadelhaft ist und an welcher die opalisierenden, rosigen Fingernägel mit dem Glanze kleinodbesetzter Ringe wetteifern. Und der Zuhörer hütet sich wohl, ihn zu unterbrechen. Er kennt keine Ungeduld und moderne Lesergefräßigkeit, er hört die Eigenschaften eines greisen Sklaven oder Heiligen mit demselben stillen Genusse schildern, wie die Liebesfreuden eines schönen Jünglings oder den Selbstmord eines in Ungnade gefallenen Veziers.

Wir haben beim Lesen dieser Geschichten beständig das sehnsüchtig neidische Gefühl: Diese Leute haben Zeit! Massen von Zeit! Sie können einen Tag und eine Nacht darauf verwenden, ein neues Gleichnis für die Schönheit eines Pferdes oder für die Niedertracht eines Bösewichts zu ersinnen! Und die Zuhörer neigen sich, wenn eine um Mittag begonnene Geschichte am Abend erst zur Hälfte erzählt ist, ruhig gegen Osten, verrichten ihr Gebet, legen sich nieder und suchen mit Dank gegen Allah den Schlummer, denn morgen ist wieder ein Tag. Sie sind Millionäre an Zeit, sie schöpfen wie aus einem bodenlosen Brunnen, wobei es auf das Opfer einer Stunde und eines Tages und einer Woche nicht groß ankommt. Und während wir jene unendlichen, in einander verflochtenen, seltsamen Fabeln und Historien lesen, werden wir selber merkwürdig geduldig und wünschen kein Ende herbei, denn wir sind für Augenblicke dem großen Zauber verfallen, die Gottheit des Müßiggangs hat uns mit ihrem wundertätigen Stabe berührt.

Bei gar vielen von jenen Unzähligen, welche neuerdings wieder so müde und gläubig an die heimatliche Wiege der Menschheit und Kultur zurück pilgern und sich zu Füßen des großen Konfutse und des großen Laotse niederlassen, ist es einfach eine tiefe Sehnsucht nach jenem göttlichen Müßiggang, die sie treibt. Was ist der sorgenlösende Zauber des Bacchus und die süße schläfernde Wollust des Haschisch gegen die abgrundtiefe Rast des Weltflüchtigen, der auf dem Grat eines Gebirges sitzend den Kreislauf seines Schattens beobachtet und seine lauschende Seele an den stetigen, leisen, berauschenden Rhythmus der vorüberkreisenden Sonnen und Monde verliert? Bei uns, im armen Abendlande, haben wir die Zeit in kleine und kleinste Teile zerrissen, deren jeder noch den Wert einer Münze hat; dort aber fließt sie noch immer unzerstückt in stetig flutender Woge, dem Durst einer Welt genügend, unerschöpflich wie das Salz des Meeres und wie das Licht der Gestirne.

Es liegt mir fern, dem die Persönlichkeiten fressenden Betrieb unserer Industrie und unserer Wissenschaft irgend einen Rat geben zu wollen. Wenn Industrie und Wissenschaft keine Persönlichkeiten mehr brauchen, so sollen sie auch keine haben. Wir Künstler aber, die wir inmitten des großen Kulturbankrotts eine Insel mit noch leidlich erträglichen Lebensmöglichkeiten bewohnen, müssen nach wie vor anderen Gesetzen folgen. Für uns ist Persönlichkeit kein Luxus, sondern Existenzbedingung, Lebensluft, unentbehrliches Kapital. Dabei verstehe ich unter Künstlern alle die, denen es Bedürfnis und Notwendigkeit ist, sich selber lebend und wachsend zu fühlen, sich der Grundlagen ihrer Kräfte bewußt zu sein und auf ihnen nach eingeborenen Gesetzen sich aufzubauen, also keine untergeordnete Tätigkeit und Lebensäußerung zu tun, deren Wesen und Wirkung nicht zum Fundament in demselben klaren und sinnvollen Verhältnis stünde, wie in einem guten Bau das Gewölbe zur Mauer, das Dach zum Gebälk.

Alle Künstler haben von jeher des zeitweiligen Müßigganges bedurft, teils um neu Erworbenes sich klären und unbewußt Arbeitendes reif werden zu lassen, teils um in absichtsloser Stimmung sich immer wieder dem Natürlichen zu nähern, wieder Kind zu werden, sich wieder als Freund und Bruder der Erde, der Pflanze, des Felsens, des Flusses und der Wolke zu fühlen. Gleichviel ob einer Bilder malt oder Verse dichtet oder [illegible] sich selber bauen, denken und schaffend [illegible] will, ihr [illegible] sind immer wieder die unvermeidlichen Pausen da. Der Maler [illegible] vor einer frisch grundierten Tafel, fühlt die nötige Sammlung und innere Wucht nicht [illegible], fängt an zu probieren, zu zweifeln, [illegible] und wirft am Ende alles [illegible] hin, fühlt sich [illegible] und [illegible] Tag. [illegible]

feger, dem die Tage in bequemer Tätigkeit und Gewissensruhe hingehen. Der Dichter wird vor einem begonnenen Plane stutzig, vermißt das ursprünglich gefühlte Große darin, streicht Worte und Seiten durch, schreibt sie neu, wirft auch die neuen bald ins Feuer, sieht klar Geschautes plötzlich umrißlos in blassen Formen schwanken, findet seine Leidenschaften und Gedanken plötzlich kleinlich, unecht, zufällig, läuft davon und beneidet gleicherweise den Straßenfeger. Und so weiter.

Manches Künstlerleben besteht zu einem Drittel, zur Hälfte aus solchen Zeiten. Nur ganz seltene Ausnahmsmenschen vermögen im stetigen Flusse fast ohne Unterbrechungen zu schaffen. So entstehen die scheinbar leeren Mußepausen, deren äußerer Anblick von jeher Verachtung oder Mitleid der Banausen geweckt hat. So wenig der Philister begreifen kann, welche immense tausendfältige Arbeit eine einzige schöpferische Stunde umschließen kann, so wenig vermag er einzusehen, warum so ein verdrehter Künstler nicht einfach weitermalt, Pinselstriche nebeneinander setzt und seine Bilder in Ruhe vollendet, warum er vielmehr so oft unfähig ist, weiterzumachen, sich hinwirft und grübelt und für Tage oder Wochen die Bude schließt. Und der Künstler selbst wird jedesmal wieder von diesen Pausen überrascht und getäuscht, fällt jedesmal in dieselben Nöten und Selbstpeinigungen, bis er einsehen lernt, daß er den ihm eingeborenen Gesetzen gehorchen muß und daß es tröstlicherweise ebenso oft Ueberfülle als Ermüdung ist, die ihn lahmlegt. Es ist etwas in ihm tätig, was er am liebsten heute noch in ein sichtbares, schönes Werk verwandelte, aber es will noch nicht, es ist noch nicht reif, es trägt seine einzig mögliche schönste Lösung noch als Rätsel in sich. Also bleibt nichts übrig als warten.

Für diese Wartezeiten gäbe es ja hundert schöne Zeitvertreiber, vor allem die Weiterbildung im Kennenlernen der Werke bedeutender Vorgänger und Zeitgenossen. Aber wenn du eine ungelöste dramatische Aufgabe wie einen Pfahl im Fleische mit dir herumträgst, ist es zumeist eine mißliche Sache, Shakespeare zu lesen, und wenn das erste Mißlingen eines Bildentwurfes dich plagt und elend macht, wird Tizian dich vermutlich wenig trösten. Namentlich junge Leute, deren Ideal der „denkende Künstler" ist, meinen nun, die der Kunst entzogene Zeit am besten aufs Denken zu verwenden und verrennen sich ohne Ziel und Nutzen in Grübeleien und Grillenfangen.

Andere, welche noch nicht dem auch unter Künstlern neuerdings erfolgreich werbenden heiligen Krieg wider den Alkohol beigetreten sind, finden etwa den Weg zu Orten, wo man einen Guten schenkt. Diese haben meine volle Sympathie, denn der Wein als Ausgleicher, Tröster, Besänftiger und Träumespender ist ein viel vornehmerer und schönerer Gott, als seine vielen Feinde uns neuestens glauben machen möchten. Aber er ist nicht für jedermann. Ihn künstlerisch und weise zu lieben und zu genießen und seine schmeichlerische Sprache in ihrer ganzen Zartheit zu verstehen, dazu muß einer so gut wie zu anderen Künsten von Natur begabt sein, und auch dann noch bedarf er sehr der Schulung und wird, wo er nicht einer guten Tradition folgt, es selten zu einiger Vollkommenheit bringen. Und wäre er auch ein Auserwählter, so wird er doch gerade in den unfruchtbaren Zeiten, von denen wir reden, selten die zum wahren Kult jenes Gottes notwendigen Denare in der Tasche haben.

Wie findet sich nun der Künstler zwischen den beiden Gefahren — der unzeitigen, lustlosen Arbeit und der grüblerischen, entmutigenden Leere — mit heiler Haut und heiler Seele hindurch?

Geselligkeit, Sport, Reisen u. s. w. sind alles Zeitvertreiber, die in solchen Lagen wenig nützen, zum Teil auch nur für Wohlhabende in Betracht kommen (und zu diesen zu zählen ist nie ein Künstlerehrgeiz gewesen). Auch die Schwesterkünste pflegen einander in bösen Zeiten oft im Stich zu lassen. Den zeitweise Entmutigten und Hilflosen kann eine Stunde Beethoven ebenso leicht vollends erdrücken wie heilen.

Hier ist der Punkt, wo ich eine durch solide Tradition befestigte und geläuterte Kunst des Faullenzens schmerzlich vermisse und wo mein sonst unbefleckt germanisches Gemüt mit Neid und Sehnsucht nach dem mütterlichen Osten hinüber äugt, wo eine uralte Uebung es vermocht hat, in den scheinbar formlosen Zustand vegetativen Daseins und Nichtstuns einen gewissen Stil und Adel zu bringen. Ich darf ohne Ruhmrednerei sagen, daß ich an die experimentierende Beschäftigung mit dem Problem dieser Kunst viel Zeit gewendet habe. Meine dabei gewonnenen Erfahrungen müssen einer späteren, ausführlichen Mitteilung aufbehalten bleiben, es genüge meine Versicherung, daß ich es mit Hilfe von orientalischer Lektüre anhaltend gelernt habe, in kritischen Zeiten das Nichtstun mit Methode und nicht ohne Vergnügen zu pflegen.

Damit jedoch etwaige Künstler unter den Lesern sich nicht, statt nun selber an die Arbeit des methodischen Faullenzens zu gehen, enttäuscht wie von einem Charlatan abwenden, gebe ich noch in wenigen kurzen Sätzen einen Ueberblick über meine eigene erste Lehrlingszeit im Tempel dieser Kunst.

I. Ich holte eines Tages, von dunkler Ahnung getrieben, die vollständigen deutschen Ausgaben von „Tausend und eine Nacht", dem „Papageienbuch" und den „Fahrten des Sajid Batthal" von der Bibliothek, setzte mich darunter und fand, nach anfänglichem kurzen Vergnügen, sehr bald alle drei Bücher langweilig.

II. Den Ursachen dieses Mißerfolges nachdenkend, erkannte ich endlich nach reiflichem Betrachten, daß jene Bücher durchaus nur liegend oder [illegible] am Boden kauernd gelesen werden dürfen. Der aufrechte abend- [illegible] Stuhl benahm ihnen alle Wirkung. Ich also ging mir dabei zum

erstenmal ein Verständnis für die völlig veränderte Anschauung des Raumes und der Dinge auf, die man im Liegen oder Kauern gewinnt.

III. Bald entdeckte ich weiter, daß die Wirkung der orientalischen Atmosphäre sich verdoppelte, wenn ich mir, statt selbst zu lesen, vorlesen ließ (wobei es jedoch erforderlich ist, daß auch der Vorleser liege oder kauere).

IV. Die nun endlich rationell betriebene Lektüre erzeugte bald ein resigniertes Zuschauergefühl, das mich befähigte, nach kurzer Zeit auch ohne Lektüre stundenlang in Ruhe zu verharren und meine Aufmerksamkeit bei völliger Seelenruhe mit scheinbar geringen Gegenständen zu beschäftigen (Gesetze des Mückenfluges, Rhythmik der Sonnenstäubchen, Melodik der Lichtwellen u. s. w.). Daraus entsprang ein wachsendes Erstaunen über die Vielheit des Geschehens und ein beruhigendes Vergessen meiner selbst, womit die Basis eines heilsamen, niemals langweilenden far niente gewonnen war.

Dies war der Anfang. Andere werden andere Wege wählen, um aus dem bewußten Leben in die so notwendigen und oft so schwer zu erreichenden Stunden des Selbstvergessens unterzutauchen. Sollte meine Anregung einen etwa doch vorhandenen abendländischen Meister des Müßiggangs zur Mitteilung seines Systems verlocken, so wäre mein heißester Wunsch erfüllt.

Bücher.

Robert Vischer: Peter Paul Rubens. Ein Büchlein für unzünftige Kunstfreunde. Verlag von Bruno Cassirer. Berlin 1904.

Das Buch des Göttinger Professors versucht nicht im Zusammenhang mit dem barocken Geist des siebzehnten Jahrhunderts, der üppigen Fruchtbarkeit der vlämischen Ebenen, dem beschwingten Temperament ihrer Bewohner, ererbten Anlagen und individuellen Neigungen, die Umrisse dieser elementaren Persönlichkeit zu zeichnen, wie es mit seiner kulturhistorisch-psychologischen Methode vorbildlich Hippolyte Taine getan. Es beschränkt sich auch nicht auf die Form, sucht nicht vom Technischen allein den Zugang zu des Meisters flammender Farbenwelt, wie Fromentin ihn gefunden und Delacroix an manchen Stellen seines „Tagebuchs“. Es ist aber auch kein Persönlichkeitsdokument des Verfassers, etwa in der Art der „Erinnerungen aus Rubens“, die der greise Jakob Burckhardt, trotz Antike und Renaissance, die sein Leben erfüllt hatten, schrieb, um, da es bei ihm Abend wurde, für Rubens einzutreten „den einzigen ganz Großen, den Einzigen, welchen die Natur vorrätig hatte“. Natürlich wird in der vorliegenden Schrift von Flandern und von Rubens, von seinen Bildern und seiner Lebensführung gehandelt. Das geschieht aber in so bunter Folge, an so verstreuten Orten, daß dieser Mangel sachlicher Gliederung den Eindruck des Fragmentarischen, den schon die äußere Anordnung macht, noch erhöht — auf den eigentlichen Essay folgen über fünfzig Seiten „Beiwerk“, hierauf einige Seiten „Anmerkungen“, schließlich ein „Nachwort“ — und den Anschein weckt, als hätte der Autor die einzelnen Stücke zur Schau gestellt, weil ihm das Werk aus einem Guß mißlang. Betrachtet man aber diese Stücke nicht als organische Teile eines höheren Ganzen, sondern als lose Kapitel zum Thema Rubens, dann ist nur Gutes von ihnen zu sagen. Sie enthalten hübsche Gedanken über niederländische und italienische Malerei, heben in seiner Erkenntnis das mehr Typisierende als Individualisierende bei Rubens hervor, berühren das Dämonische seiner Natur, das Stürmische seiner Phantasie, das Festliche seines Stils, bieten schöne Beobachtungen über seinen von innen heraus leuchtenden Kolorismus, seinen malerischen Vortrag, seine Komposition. Und sie sind gut geschrieben, was bei kunsthistorischen Arbeiten zwar keine Ausnahme mehr, aber noch immer nicht Regel ist. H. H.

Eduard Stilgebauer: „Götz Krafft.“ Die Geschichte einer Jugend. I. „Mit tausend Masten.“ Berlin 1904. Richard Bong.

Das vorstehende Buch ist der erste Band einer Romanserie, die im Spiegel der individuellen Erscheinung ein Bild unserer Zeit geben soll. Das klingt voll und gut; in der Ausführung indes ist „Götz Krafft“ nichts als ein schlecht geschriebener Unterhaltungsroman, der sich von seinesgleichen nur dadurch unterscheidet, daß er nicht einmal unterhaltend, sondern tötlich langweilig ist. Dieses dickleibige Buch ist wie eine unabsehbare und reizlose Wüste, durch die ein ausgefahrener und dennungeachtet holpriger und elender Pfad führt. Die Sache ist: Stilgebauer, der schon vordem eine Unmenge zusammengeschrieben hat, schreibt hier den Roman seines Lebens, aber leider hat er innerlich nichts erlebt, was des Erzählens wert wäre, und überdies hat er nicht einen Funken von poetischer Begabung. Seine Gestalten sind fade Romanfiguren, denen er durch eine geradezu kindische Namensymbolik individuelle Färbung zu verleihen glaubt, sein Stil ist gymnasiastenhaft, und da die innere Handlung viel zu dürftig ist, um die etlichen hundert Seiten zu füllen, so zieht er die abgegriffensten Romanrequisiten heran: Studentenszenen, Duell, Kindes- und Selbstmord. Der Eintritt des Jünglings in die Selbständigkeit des praktischen Lebens ist schon oft Vorwurf für den Dichter gewesen — von den ganz Großen, wie Goethe und Keller zu schweigen, denke man an Emil Strauß, und selbst Oskar Mysing konnte einen lebenswahren Ausschnitt dieses bedeutsamen und gefahrvollen Durchgangsstadiums geben. Wie aber Stilgebauer das Erwachen des Selbständigkeitsgefühles seines Helden schildern will, ist manchmal einfach lächerlich: den Widerspruch gegen seinen Vater leitet Götz Krafft damit ein, daß er einen ihm fürsorglich angebotenen Regenschirm zurückweist, und seine Keuschheit bewahrt er in einer gelungenen Parodie auf die historische Szene zwischen Josef und Frau Potiphar mit der Motivierung, daß er kommende, noch ungeborene Geschlechter nicht unglücklich machen wolle. Mit derselben unfreiwillig

komischen Naivität ist das Zeitmilieu angedeutet: die Stimmung eines welthistorischen Geschehens — des Todes Wilhelms I. — reproduziert Stilgebauer mit der bekannten Phrase aus Kolportageromanen: „Die Zeitungen brachten spaltenlange Berichte.“ Der erste Teil des Romans spielt in Frankfurt, wo Stilgebauer zu Hause ist, und so glaubt er den Geist Goethes dadurch heraufzubeschwören, daß er möglichst häufig und möglichst laut seinen Namen ruft — aber der Geist kommt nicht. Da Götz Krafft „in seiner Nebenbeschäftigung auch Dichter ist“, wie der Autor so schön sagt, wird auch die moderne Literaturbewegung gestreift, indem Stilgebauer seinen Helden im Jahre 1888, Dehmels 1893 erschienenen Gedichtband „Aber die Liebe“ zitieren läßt. Solche Schnitzer finden sich mehr und zeigen, wie schleuderhaft das Buch gearbeitet ist. Leonhard Adelt.

Revue der Revuen.

„Freistatt.“ Eugenie v. Soden schreibt über „Württembergische Königsschlösser“. Das ehrwürdigste Alter darf zweifellos das weltberühmte, ehemalige Cistercienser-Kloster, jetzt Jagdschloß Bebenhausen, unweit Tübingen beanspruchen, das 1185 gestiftet wurde und noch heute mit seinen Ringmauern und Klostergängen die alte Klosterherrlichkeit zeigt. Nicht so intime Reize bietet die Sommerresidenz zu Friedrichshafen, deren Schloßgarten sich am Ufer des Bodensees entlang zieht, der zu heiteren und stürmischen Wasserfahrten Gelegenheit bietet. Kein Kloster, aber jahrhundertalter Besitz des Deutschordens war Altshausen, während das Schloß zu Kirchheim und Teck 1594 Residenz von Herzog Friedrich und bald darauf fürstlicher Witwensitz wurde. In ganz anderen Zungen reden die kleinen Lustschlösser Favorite und Monrepos, das erste im Wildpark bei Ludwigsburg gelegen, das zweite ein Musterstück deutschen Rokokos. Recht verlassen mutet die Solitüde an, wo 1770 die durch Schiller berühmt gewordene militärische Pflanzschule und Kunstakademie errichtet wurde. Hohenheim gehörte ursprünglich dem Geschlechte der Bombaste, als dessen berühmtester Sproß Paracelsus genannt wird, die bei Kannstatt gelegene Wilhelma ist im maurischen, Rosenstein im antiken Stile erbaut. Die größte Anlage ist jedoch das Ludwigsburger Schloß, das aus 16 Gebäuden mit 452 Gelassen besteht. Hier residierte Herzog Eberhard Ludwigs Liebchen, die „Landverderberin“ Frau v. Gaevernitz, hier war es auch, wo Napoleon durch sein „für mich oder wider mich“ den Herzog und Kurfürsten Friedrich zur Heeresfolge zwang.

„Le Festin d'Esope“ veröffentlichte kürzlich das Ergebnis einer Rundfrage über „Das Orchester und sein Einfluß auf die Literatur“. E. de Solenière meint darüber, seit den Tagen des Altertums habe die Musik im Leben der Völker keine solche Rolle gespielt, wie seit Berlioz und Richard Wagner, also seit das Orchester einen solchen Aufschwung nahm; Physiologen und Philosophen, Dichter und Romanciers — so Nietzsche, Helmholtz, d'Annunzio — bemühen sich, das Wesen der Musik und ihrer Wirkung zu erläutern. Das skeptische, materialistische Publikum verfällt immer mehr ihrem geheimnisvollen Zauber. Während die Religion, der Heroenkultus, so viele Ideale verblassen und versinken, ist die Musik das letzte und vornehmste Band, das unsere Seele mit dem Ueberirdischen verknüpft; vielleicht stand der voll bewußte freie Menschengeist nie so sehr in ihrem Bann, wie in unsern Tagen und das spricht am besten für die Wirkung des Orchesters. — Alfred Mortier sagt, seit zwei Jahrhunderten entwickelte sich das Orchester in entgegengesetzter Richtung, wie die Musik, wurde immer üppiger und pathetischer. Beethoven stellt den Höhepunkt dar; die Bereicherungen, die das Orchester durch Wagner erfuhr, seien minder bedeutend als man gewöhnlich annehme. Wagner, dem es um mehr Kraft und Farbe zu tun war, um auf der Bühne zu wirken, erweiterte die Ausdrucksmittel seines Orchesters, um seinem musikalischen Gedanken zu dienen. Außerhalb des Theaters sollte man dem Orchester keine solche Rolle einräumen und häufig erweist es sich sogar als schädlich, indem viele moderne Komponisten, von den Orchesterwirkungen verleitet, das ganze Schwergewicht auf diese Effekte legen und darüber den Aufbau und die klare Durchführung des musikalischen Gedankens vernachlässigen.

Madonna.

Von Tscheder Malowan.

Autorisierte Uebersetzung von Berta Katscher.

Diese lehrreiche Geschichte habe ich von einem Geistlichen gehört.

Drei Damen, der geistliche Herr und ich, wir saßen im Salon beim Tee. Die Hausfrau ordnete die Tassen, der Wasserkessel summte; so oft das schöne, zarte Händchen in den Bereich der bläulichen Spiritusflamme geriet, spiegelte sich ihr Goldreif in den Seiten des Silbergeschirrs. Tiefe Stille herrschte in dem Gemach, eine seelenberuhigende, schmerzstillende Ruhe! Wir saßen vor dem Kamin. Eine einzige Lampe beleuchtet das Zimmer, ihr Licht wird durch einen ... Seidenschirm, der mit einem ... Schleier bedeckt ist, gedämpft.

Draußen ist es Frühling. Er dringt durch das geöffnete Fenster zu uns herein. Unten im Garten blüht der Flieder, ... Blüten, rote Blüten und schneeweiße Sterne treiben auf den Zweigen der Obstbäume ihr verliebtes Spiel.

Trotzdem brennt das Feuer im Kamin — nicht so sehr, um zu wärmen, als vielmehr der Gemütlichkeit halber. Wir ...

[illegible]

zusammen, wenn ein Windstoß durchs offene Fenster zu uns hereindringt. Der holde Lenz ist eben noch immer ein launischer Knabe.

Der geistliche Herr sitzt mit zusammengefalteten Händen, als ob er über etwas grübelte.

Ich unterbreche die Stille und beginne über den Roman, den ich gerne schreiben möchte, zu sprechen. Das Thema ist folgendes:

„Eine Frau; ihr Mann ist ein brutales Tier; sie ist Mutter geworden, weil man sie verheiratete und sie hat zwei Kinder, welche sie liebt. Ein Mann; er ist Vater zweier Kinder und hat eine ganz gewöhnliche Person zur Frau, sie arbeitet wie ein Holzhauer, ist aber eine gute Mutter. Diese beiden Menschenkinder verlieben sich ineinander; sie können nichts dafür, die Unglücklichen. Jahrelang träumen sie und vertrösten sich; sie sehnen sich nach Unmöglichem, sie wollen glücklich sein, glücklich wenigstens einen Monat . . . zwei Wochen . . . drei Tage! . . . Endlich unterliegen sie dem Kampf und fliehen. Sie verstecken sich in einem kleinen Orte zwischen den Bergen und versprechen sich gegenseitig:

„Drei Tage lang wollen wir alles vergessen. Wir wollen uns an nichts erinnern, was hinter uns liegt, nicht daran denken, was nachher sein wird. Wir wollen nur glücklich sein!“

Und gerade das ist unmöglich. Sie bringen es nicht zuwege, nicht daran zu denken, was hinter ihnen liegt, und das, was sie erwartet, erfüllt sie mit Bangen. Die Geschichte dieser drei Tage soll mein Roman sein.

Darauf entgegnete eine der drei Damen: „Elend wird sie erwarten. Jeder von ihnen wird sich später eine Faser aus der Erinnerung jener drei Tage heraussuchen und sich dann einreden, daß dies das Glück war. Ach, das vielgepriesene Glück ist auch nichts anderes, als ein Faserchen!“

Die zweite Dame flüsterte leise, als ob sie ihre geheimsten Gedanken nur den Blüten da draußen im Garten anvertrauen wollte:

„Welche Seligkeit mag das gewesen sein, sich vorzustellen: jetzt werden wir drei Tage glücklich sein!“

Die dritte Dame schwieg, aber sie fröstelte genau so wie ich. Sie rückte dicht an den Kamin heran und blickte traumverloren in die Flammen.

Nach einer kurzen Pause fragte sie schüchtern, mit verschleierter Stimme:

„Wie würden Sie den Roman anfangen? Was geschah mit den Liebenden, nachdem sie flohen?“

„Sie wagten es kaum, sich anzusehen; ja sie wagten es nicht einmal, sich bei den Händen zu fassen . . . das ist sicher. Der Mann sank der Frau zu Füßen, drückte sein Haupt in ihren Schoß und fühlte, wie ihr ganzer Körper bebte . . . Er hatte ihr so gern gestanden, wie sehr er sie liebe, brachte aber keinen Laut über die Lippen . . . Er stammelte nur: „Geliebte . . . Geliebte!“

„Mein Gott!“ seufzte die dritte Dame, und ich weiß noch heute nicht bestimmt, ob sie aus Mitleid oder aus Neid seufzte.

Jetzt nahm der Geistliche in seiner gewohnten sanften und klugen Weise das Wort:

„Nun, meine Damen, welche von Ihnen würde einen ähnlichen Ausflug unternehmen wollen?“

„Aber, Hochwürden!“ riefen die beiden Damen ablehnend, die eine lachend, die andere zögernd.

Die dritte blieb die Antwort schuldig. Sie blickte eine Weile sinnend vor sich hin und flüsterte wie aus weiter Ferne, kaum hörbar:

„Ist es denn Sünde, wenn jemand glücklich sein möchte?“

„Bewahre!“ rief unser Geistlicher sie in die Gegenwart zurück. „Sünde ist es nicht, nur Unglück!“

„Es ist nicht wahr! Der Himmel kann nicht so grausam sein,“ bemerkte sie und dabei ballten sich ihre lilienweißen zarten Hände zur Faust. Sie blickte dem Geistlichen offen in die Augen, jede Faser ihres Wesens forderte ihren Anteil am Glück.

„Nein, der Himmel ist nicht grausam,“ entgegnete der Geistliche ruhig, „nur die Liebe ist grausam. Auch ich weiß eine Geschichte; soll ich sie Ihnen erzählen?“

Wir alle baten ihn, es zu tun.

„Ich weiß nicht mehr genau, ob ich sie gelesen oder ob ich sie als junger Geistlicher gehört habe, als ich todkrank darniederlag und eine weißgekleidete Nonne an meinem Bette wachte. Sie legte kalte Umschläge auf meine fieberheiße Stirn, und schlug jeden Morgen mit Weihwasser das Kreuz über mich . . . Ein kleiner Weihwasserkessel hing über meinem Bette, [illegible] eine Madonna aus Porzellan in einem sternbesäeten Kleide, mit zum Gebet gefalteten Händen . . . Ein [illegible]

Ich mußte die [illegible] Madonna immer wieder ansehen, konnte in meinen Fieberträumen keinen Blick von ihr wenden, [illegible] erzählte [illegible]

[illegible] Klöster, [illegible] und [illegible] die Magd der Madonna, [illegible] der Statue der Mutter [illegible]

Einmal im Mai, im Monat der Madonna, gerade als der Flieder blühte, band Schwester Beatrix im Klostergarten einen Fliederstrauß. Sie trat aus dem Garten hinaus, denn an der äußeren Klostermauer blühte der schönste Flieder. Sie hatte die Hände voll mit Blütenzweigen, da zog sie auch ihren schwarzen Schleier nach vorne und füllte ihn mit den duftenden Blüten des Lenzes — das alles sollte die Mutter Gottes in der Kapelle schmücken. Auf dem Wege strauchelte die junge Nonne über ihr schleppendes Gewand und fiel zu Boden. Ohnmächtig lag sie da, mit ihrem bleichen Gesicht zwischen den lila Blüten. Jemand kniete neben ihr nieder, bettete ihr Köpfchen in den Schoß, streichelte ihre Wangen — es war ein Mann.

„Schmerzt es?“ fragte er sanft.

Schwester Beatrix schüttelte verneinend das Köpfchen. Aber sie war wie gelähmt und vermochte nicht, sich zu erheben. Da nahm sie der Mann in seine Arme, sie und den vielen, vielen Flieder und trug sie in die Kapelle zur Madonna.

Ihre Genossinnen, die Nonnen, fanden Schwester Beatrix vor der weißen Statue der Mutter Gottes in der Kapelle liegen. Sie lag auf lauter Fliederzweigen gebettet und die lila Blüten dienten ihr auch als Kopfpolster.

Und ihr Antlitz, das ewig bleiche, war sanft gerötet, wie der Himmel bei Anbruch der Morgenröte im Monat Mai und auf der Stirne hatte sie einen roten Fleck, wie wenn ein dunkelrotes Rosenblatt darauf gefallen wäre. Dort hatte sie der Mann geküßt . . .

Und es vergingen keine drei Tage — ach wo denn, kaum einer, denn es war ja im Monat Mai, wo der Flieder blüht und viele, viele andere Blumen, blutrote, rosa und schneeweiße Blüten auf den Zweigen der Obstbäume ihre Liebesorgien feiern, im Klostergarten sowohl, wie auch draußen in der sündigen Welt — es vergingen also kaum drei Tage und Schwester Beatrix floh mit jenem Manne, der sie geküßt, aus dem Kloster; die fromme Magd verließ die Madonna, deren weiße Statue in der Klosterkapelle stand.

Und es vergingen keine drei Tage — ach, wo denn, der Mai war noch nicht verflossen, der Flieder blühte noch immer und eine Legion von Blüten trieb auf den Zweigen der Obstbäume im Klostergarten noch immer ihr verliebtes Spiel — und Schwester Beatrix wankte, totenbleich, mit tränenüberströmtem Antlitz, sehr, sehr unglücklich der Klosterpforte zu . . . .

Vielleicht wird man sie gar nicht einlassen? Aber sie möchte wenigstens ihre Seele auf der Schwelle der Klosterkapelle aushauchen . . . Was sollte sie antworten, wenn die Schwestern die Frage an sie richten, wo sie gewesen?

Ihre Genossinnen, die Nonnen, fanden Schwester Beatrix vor der weißen Statue der Madonna auf Flieder gebettet liegen, die lila Blüten dienten ihr als Kopfkissen. Und ihr Antlitz war totenbleich. Niemand fragte sie und niemand wußte, wo sie gewesen — ihre Genossinnen, die Nonnen, hatten sie immer gesehen, jeden Tag; sie hatten in der Kapelle mit ihr zusammen gebetet, wie sonst, sie, Beatrix, hatte das ewige Licht vor der Statue angezündet und diese mit Blumen bekränzt. Ja, denn die Madonna selbst hatte drei Tage ihre Magd, die Schwester Beatrix, im Kloster vertreten, als diese es verließ, um glücklich zu sein — denn das ist keine Sünde, nur ein Unglück.“

Das ist die Geschichte, die der geistliche Herr uns erzählt hat.

Die beiden Damen schwiegen bewegt. In den Augen der dritten schimmerten Tränen, sie war leichenblaß und sagte bestimmt und entschlossen:

„Das ist alles eins!“

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XXXIX. Band. Wien, den 4. Juni 1904. Nummer 505.

Die Großmacht-Frage.

Die gewaltigen Kreditforderungen, mit denen die Heeresverwaltung die Delegationen überraschte, haben in den Vertretungskörpern und in der Presse eine seltsame Erörterung hervorgerufen: sie dreht sich um die Frage, ob wir eine Großmacht sind oder nicht. Die Fürsprecher der Kredite bejahen es, die Gegner verneinen es. In der ungarischen Delegation wurde des langen und breiten darüber gesprochen, und Graf Tisza suchte die oppositionellen Zweifler durch eine Begriffsbestimmung, die das Wesen der Großmacht ein für allemal feststellen sollte, zum Schweigen zu bringen. Eine Großmacht, meinte er, sei ein Staat, der durch eigene Kraft bestehen könne und nicht darauf angewiesen sei, den Schutz fremder Mächte in Anspruch zu nehmen. Natürlich ist die Definition falsch, schon darum, weil sie eine Definition ist. Die Großmacht ist eine historische Kategorie, kein Schulbegriff, der sich mit bestimmten Merkmalen ausschöpfen ließe, sondern eine lebendige Zeiterscheinung, deren Art sich mit jedem Wechsel der Zeitumstände verändert. Gegenwärtig kann man sich eine Großmacht nicht ohne ausgedehnten Territorialbesitz vorstellen, ehemals aber gab es Städte, die europäische Großmächte waren, wie z. B. Venedig. Schon diese eine Probe zeigt die unendliche Wandelbarkeit des Begriffes. Ist dieser also weit entfernt, ein absoluter zu sein, so kann man dafür von der Definition des Grafen Tisza sagen, daß sie eine absolut falsche ist; denn sie trifft auf keinerlei Zeitverhältnisse zu, weder auf alte, noch auf neue. Es hat zu allen Zeiten Staaten gegeben, die sich durch eigene Kraft erhielten, niemals fremden Schutz in Anspruch nahmen, und die dennoch keine Großmächte waren. In der Gegenwart sieht man gerade die größten Staaten Europas zu wechselseitigen Schutzbündnissen vereinigt, während die kleineren, wie die skandinavischen Länder, nur auf sich selbst gestellt sind. Ist Schweden also eine Großmacht und Deutschland keine?

Die Großmacht läßt sich überhaupt nicht definieren, denn in dem Wort trifft eine Fülle von Vorstellungen und Urteilen zusammen: es kennzeichnet die Bedeutung eines Staates für die gesamte Zeitgeschichte. Und wenn wir in Oesterreich darüber streiten, ob wir eine Großmacht sind oder nicht, so ist dies schon an sich ein übles Zeichen. Derlei Dinge können nicht fraglich sein — sind sie es, dann sind sie es eigentlich nicht mehr. Im übrigen ist die ganze Diskussion mehr durch geschichtliche Erinnerungen, als durch Tatsachen der Gegenwart beeinflußt. Den Schwärmern wie den Zweiflern schwebt das Bild einer glänzenden Vergangenheit vor. Ein Oesterreich, dessen Interessen von allem berührt waren, was in Europa vorging, dessen Politik eine weitausgreifende und weltumfassende war, dessen Heere in Deutschland, in den Niederlanden, in Italien, in Spanien, auf der Balkanhalbinsel kämpften! Die einen fragen: Kann ein Staat von so glänzender Vergangenheit mit einemmal aufhören, eine Großmacht zu sein? Die anderen fragen: Kann ein Staat, von dessen glänzender Vergangenheit so wenig mehr übrig ist, noch immer eine Großmacht sein? Die einen wie die anderen aber sind im Unrecht. Denn ihnen allen steht ein Bild des einstigen Oesterreich vor Augen, das der historischen Wahrheit in keiner Weise entspricht. Wir sind nie so hoch gestanden, wie die Ruhmredigkeit beteuert, und nie so tief gesunken, wie der Pessimismus klagt.

Wenn man wissen will, ob Oesterreich noch immer eine Großmacht ist, sollte man vor allem die Sicherheit haben, daß es je zuvor eine war. Und dies ist niemals der Fall gewesen, gar niemals, wenn auch die Schulbuchlegende zehnmal das Gegenteil schwört. Das **Haus** Oesterreich freilich hat durch Jahrhunderte eine Großmachtstellung behauptet, nicht aber der **Staat** Oesterreich, der zu jener Zeit noch gar nicht existierte. Die habsburgische Dynastie, die einen sehr beträchtlichen, aber auch sehr mannigfach wechselnden Länderbesitz in ihrer Hand vereinigte, hat eine Geschichte für sich, die durchaus nicht Staatsgeschichte ist. Was wir heute Oesterreich oder Oesterreich-Ungarn nennen, besteht aus Resten des alten Hausbesitzes, vermischt mit Zuwachs von ganz neuem Datum. Verloren gegangen sind: Venetien, die Lombardei, Neapel, Sizilien, Sardinien, Parma, Piacenza, Toskana, Modena, Serbien und die kleine Wallachei, der Hauptteil Schlesiens mit Glaz, Belgien, die schwäbischen Vorlande; hinzugekommen sind erst seit nicht viel mehr als einem Jahrhundert Galizien, Bukowina, das Innviertel, Trient und Brixen, Salzburg, Istrien, Dalmatien. Kann man bei solchem Besitzwechsel, der in ganz Europa ohne Beispiel ist, füglich von Staatsgeschichte sprechen? Der Hausbesitz war kein Staat und wurde auch nie als solcher angesehen und verwaltet. Es gab nur äußere, keine innere Politik, die Länder und Völker lebten nebeneinander, nicht miteinander, das einzige Bindeglied war der Fiskalismus, der die Mittel für die dynastischen Großmachtzwecke auftrieb.

Der kritische Wendepunkt für dieses System kam mit dem Tode Karls VI. Die Kriege gegen Friedrich von Preußen enthüllten die Schwäche dieser bunten, wirren Ländermasse, die wie ein Staatskörper aussah, ohne einer zu sein. Erst Maria Theresias Reformen, deren Umfang und Tiefe nicht genug gewürdigt werden können, begannen aus dem Chaos einen Staat zu schaffen. Aber ihr großes Werk, von Kaiser Josef mit stürmischem Eifer fortgesetzt, kam durch die Revolutionskriege ins Stocken, und die darauf folgende lange Friedenszeit blieb ungenützt. So traf das Jahr 1848 Oesterreich in einem Zustande kläglichsten Verfalles. Die alte Ordnung der Dinge brach zusammen, aber die Trümmer boten nicht, wie anderwärts, genügendes Material zum Aufbau einer neuen Ordnung. Oesterreich sah sich plötzlich einem drängenden Schwall moderner Staatsaufgaben gegenübergestellt, und doch war es, wenn auch seit 1804 ein Staatsname, noch immer kein wirklicher Staat.

Die nachmärzliche Reaktion, seit der Niederwerfung Ungarns voll Selbstvertrauen und Ueberschätzung ihrer Kraft, glaubte eine doppelte Arbeit leisten zu können, obwohl sie nicht einmal einer einfachen gewachsen war; sie wollte nach außen die alte energische Großmachtpolitik wieder aufnehmen und nach innen eine neue einheitliche Organisation schaffen, nach außen sich ausbreiten, nach innen zusammenfassen. Das eine wie das andere schlug jämmerlich fehl. Seit Solferino und Königgrätz gibt es für Oesterreich keine italienische und deutsche Politik, auch keine Weltpolitik mehr. Diese Schlachtfelder sahen aber nicht nur den Bankerott der äußeren, sondern auch den der inneren Gewaltmittel. Der Absolutismus hatte ausgespielt, der Weg für eine konstitutionelle Entwicklung lag offen. Aber im Gegensatz zu allen anderen Ländern, wo das neuere Verfassungsleben einen fertig ausgebildeten, wenn auch reformbedürftigen Staat aus den Händen des Absolutismus übernahm, mußte in Oesterreich die neue Aera nicht nur für den Staat eine Verfassung, sondern für die Verfassung erst einen Staat fertig bringen. Wäre bei uns zulande historische Sachkenntnis nicht leider ein so seltenes Ding, so würde es allgemein erkannt und verstanden sein, daß wir auch jetzt noch mitten in einem Staatsbildungsprozeße stehen, und manches schiefe, ungerechte, allzu pessimistische Urteil würde dann ebenso vermieden, wie manche schädliche Illusion. Die Frage, ob wir eine Großmacht sind, erledigt sich dadurch von selbst. Wir sind es nicht! Aber nicht deshalb, weil wir diese Stellung verloren hätten — wir besaßen sie nie — sondern deshalb, weil uns vorläufig noch die innere staatliche Konsolidierung mangelt, die allein uns zu einer wahren Großmachtstellung befähigen würde. Daß wir das Armeebudget einer Großmacht besitzen, beweist gar nichts; diese Tatsache steht nur mit den alten Ueberlieferungen des Hauses Oesterreich, nicht mit dem neuen Wesen des Staates Oesterreich in Zusammenhang. Die unverhältnismäßig hohen Militärauslagen erleichtern uns nicht, eine Großmacht zu sein, sondern erschweren uns nur, eine zu werden.

E. W.

Noch einmal die Jesuitenmoral.

Der Kaplan Daßbach — nebenbei bemerkt eine sehr unsympathische Persönlichkeit — hat öffentlich 2000 Mark dem versprochen, der nachweist, daß in Schriften der Jesuiten der Grundsatz gelehrt wird: Der Zweck heiligt die Mittel. Graf **Hoensbroech** hat im vorjährigen Juliheft seiner Zeitschrift „Deutschland" den Nachweis geführt. Die Privatjury, die den Fall entscheiden sollte, ist nicht zustande gekommen, deshalb hat Hoensbroech die 2000 Mark bei Gericht eingeklagt auf Grund des § 657 des Bürgerlichen Gesetzbuches: „Wer durch öffentliche Bekanntmachung eine Belohnung für die Vornahme einer Handlung, insbesondere für die Herbeiführung eines Erfolges, aussetzt, ist verpflichtet, die Belohnung demjenigen zu entrichten, welcher die Handlung vorgenommen hat." Daßbach sucht den Prozeß [illegible] schleppen, und dieser schwebt noch. Mittlerweile hat der Kaplan, von Jesuiten unterstützt, eine Widerlegung des Nachweises Hoensbroechs herausgegeben, und dieser eine Entgegnung darauf: „Der Zweck heiligt die Mittel. Eine ethisch-historische Untersuchung mit einem Epilogus galeatus von Graf Paul von Hoensbroech, Herausgeber der Monatsschrift ‚Deutschland'. Dritte, ganz umgearbeitete und stark vermehrte Auflage." Leipzig. [illegible]

Schwetschke und Sohn. 1904." Angehängt sind die Aktenstücke zu seinem Streite mit Dasbach.

In Nr. 455 der Wochenschrift „Die Zeit" ist bereits mitgeteilt worden, daß Hoensbroech in dieser Polemik die Stellen preisgibt, auf die sonst die Anklage gegen den Orden gestützt zu werden pflegt (er sollte auch das „heiligt" nicht mehr gebrauchen; in einem Notfalle eine an sich sündhafte Handlung für erlaubt erklären, heißt noch lange nicht, sie heiligen); und daß er eine andere Gruppe von Stellen ins Gefecht führt, in denen für erlaubt erklärt wird, zur Verhütung einer größeren Sünde eine kleinere zuzulassen, zu veranlassen oder anzuraten. Die darin entschiedenen Gewissensfälle lassen sich auf zwei Typen bringen. Erstens: wenn ein Vater seinen Sohn in Verdacht hat, daß er ihn bestehle, so darf er, um ihn zu überführen, ihm eine Falle stellen: den Schlüssel im Geldschrank stecken oder Goldstücke herumliegen lassen. Nun, dieses oder ein ähnliches Verfahren hält der durchschnittliche gewissenhafte Familienvater nicht allein für erlaubt, sondern für Pflicht. Es kommt aber auch noch Stärkeres im heutigen Leben vor. In einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" — leider habe ich mir die Nummer nicht notiert — wurde vor einigen Monaten über einen Besuch in einer preußischen Fürsorge-Erziehungsanstalt berichtet. Der Berichterstatter — wenn ich mich recht erinnere Hans Ostwald — erzählte bei der Gelegenheit folgenden Fall. Vor Erlaß des Gesetzes über Fürsorgeerziehung durfte die Zwangserziehung nur dann verfügt werden, wenn das Kind oder der junge Mensch schon einmal wegen eines Vergehens oder Verbrechens verurteilt worden war. Ein evangelischer Pfarrer nun bemühte sich vergebens, einen gutartigen Knaben in der Gemeinde seinen grundschlechten Eltern zu entreißen. Endlich nahm er zu einem verzweifelten Mittel seine Zuflucht: er verlockte den Knaben zu einem kleinen Diebstahl, und bewirkte dadurch seine Verurteilung und die Ueberführung in eine Zwangserziehungsanstalt. Der Moralist läßt das Kind natürlich lieber zugrunde gehen, als daß er es durch eine Sünde rettete, aber wird er seinen Rigorismus soweit treiben, den menschenfreundlichen Mann und treuen Seelenhirten zu verurteilen?

Als der andere Typus kann folgender gelten. Wenn ein Mann fest entschlossen ist, einmal seine sexuelle Begierde zu befriedigen, und zwar mit einer verheirateten Frau, so darf ich ihm raten, statt des Ehebruchs lieber eine einfache **fornicatio** zu begehen. Da erlaube ich mir denn, dem Herrn Grafen einen Vorschlag zu machen. Möge er die 2000 Mark, die ihm Dasbach wird zahlen müssen, zu einer vertraulichen Umfrage bei einigen Tausenden seiner Verehrer verwenden, um zu ermitteln, wie viel von ihnen noch nicht den Sündenbegriff zu den Ueberresten einer überwundenen Weltanschauung rechnen, und wie viele von diesen die **fornicatio simplex** für eine Sünde halten! Das Tollste ist, daß der verheiratete Jesuit Hoensbroech unter den Beweisen für die verwerfliche Jesuitenmoral auch die Meinung einiger Väter anführt, ein Mann, der nicht keusch zu bleiben vermöge, dürfe das abgelegte Keuschheitsgelübde brechen und heiraten.

Nun wird Hoensbroech sagen, das alles berühre den Streitfall nicht; dasselbe würde er sagen, wenn ich wiederholte, die heute ziemlich allgemein herrschende Moral sei die Zweckmoral, für die sich der den Jesuiten zugeschriebene Grundsatz von selbst versteht, und dasselbe sagt er seinem Gegner, der daran erinnert, daß sich protestantische Theologen, Philosophen, ja die Reformatoren selbst zu dem fraglichen Grundsatze bekannt haben. Und es ist richtig: für den zwischen Hoensbroech und Dasbach schwebenden Streit kommen solche Erwägungen nicht in Betracht; aber sie sind entscheidend für die Frage, ob man dieses Stück alter Kasuistik zu einem hochwichtigen Gegenwartsinteresse aufbauschen dürfe, und ob es erlaubt sei, die Jesuiten als böse und gefährliche Menschen zu brandmarken, weil einige ihrer Ordensgenossen vor ein Paar hundert Jahren eine Praxis für erlaubt erklärt haben, die heute aller Welt für selbstverständlich gilt. Ich meine, wenn ein Mann in reifen Jahren das öffentlich mit dem Pathos der sittlichen Entrüstung tut, muß er sich in seinem Kämmerlein recht lächerlich vorkommen, und nicht bloß lächerlich.

Hoensbroech verwahrt sich gegen den Vorwurf, er handle aus Haß gegen den Jesuitenorden und gegen die katholische Religion; er habe sich nur die Lebensaufgabe gestellt, die zwei Wahrheiten zu verbreiten, daß der eine nicht gleichbedeutend mit christlicher Vollkommenheit und die andere nicht göttlich sei. Dieser Aufgabe diene die Nachweisung des berüchtigten Grundsatzes in jesuitischen Schriften; dieser bedeute eine schlimme Abirrung vom christlichen Sittengesetz, die sich allerdings nicht **mala fide**, sondern **bona**, ja **optima fide** vollzogen habe; da aber Irren eben doch menschlich sei, könne die irrende Kirche nicht göttlich sein. Zu dem hier aufgestellten Ziele weiß ich mich mit Hoensbroech einig, sofern es seine notwendige Ergänzung erhält. [illegible] ein [illegible] so müssen die Protestanten anerkennen, daß die katholische Kirche in dem Sinne göttlich ist, wie jede große, würdige, für gewisse Zeitabschnitte und Völker notwendige Institution; die Katholiken dagegen müssen anerkennen, daß ihre Kirche nicht göttlich ist in der dogmatischen Bedeutung des Wortes. Das erste ist die [illegible] [illegible] sie haben die Göttlichkeit des Papsttums in dem [illegible] Sinne bestritten; Hoensbroech aber [illegible] und [illegible] Papstgeschichte als eine Kette von Greueln darstellt. Den Beweis der Ungöttlichkeit des Katholizismus im dogmatischen Sinne anderseits führt er in der gegenwärtigen Polemik mit ungeeigneten Mitteln, indem er als schlimme Abirrung vom christlichen Sittengesetze zu verschreien versucht, was bloß eine Wirkung der Unvollkommenheit menschlicher Zustände ist, mit der auch die Christenheit immer behaftet bleiben wird.

In seinem Beweismaterial findet sich nur ein einziges taugliches Stück, und das fällt aus dem Rahmen, den er selbst gezogen hat, heraus: einige Jesuiten sind so unverschämt gewesen, die Kastration von Knaben, die mit schöner Stimme begabt sind, zu rechtfertigen. Hier handelt es sich nicht um Sünden — Sünden liefern wir allesamt scheffelweise — sondern um eine Verruchtheit, um ein abscheuliches Verbrechen (nach 3. Mose 22, 24 dürfen nicht einmal Tiere kastriert werden), und dieses Verbrechen wird nicht zur Verhütung eines noch abscheulicheren begangen, sondern um die Ohren sybaritischer römischer Prälaten zu kitzeln. Von allen den Untaten, mit denen das Papsttum den Ruhm seiner wirklichen Kulturarbeit verdunkelt und befleckt hat, dürfte keine einzige begangen worden sein — die Verwendung von Kastraten in der Peterskirche würde mir allein schon genügen als vollwichtiger Beweis dafür, daß die katholische Kirche nicht göttlich im dogmatischen Sinne, der Papst nicht der unfehlbare Interpret des Evangeliums sein könne.

Um zum Schlusse noch einmal auf das Ganze der Jesuitenfrage zurückzublicken, so wiederhole ich: das Deutsche Reich hätte sich nicht mit jenem § 2, der die Jesuiten gleich entlassenen Zuchthäuslern — und noch dazu lebenslänglich — unter Polizeiaufsicht stellte, vor der ganzen zivilisierten Welt blamieren sollen; aber ein erleuchteter Mann wird seine Söhne in kein Jesuitenkollegium schicken, und eine erleuchtete Regierung wird kein Jesuitengymnasium dulden; doch nicht deswegen, weil die Jesuiten eine schlechte Moral lehrten oder selbst unmoralischer wären als andere Leute, sondern deswegen, weil sie der starrsten Orthodoxie huldigen, den Aberglauben begünstigen und die Herrschaftsansprüche der römischen Kurie nach Kräften stützen.

Neiße. **Karl Jentsch.**

Illusionen und Sozialpolitik.

Dichtung und Wahrheit, Idee und Wirklichkeit, Physisches und Metaphysisches bauen oft dicht beieinander, enger im Raume als man glaubt. Der Grieche braucht oft die Präposition μετά zur Zusammensetzung und er drückt deutlich genug damit aus, wie leicht sich alles verwandelt: aus der Physis wird im Handumdrehen die Metaphysis. Und nicht nur außerhalb der mütterlichen Erde tummeln sich die Unwirklichkeiten, nein — Arkadien liegt im Peloponnes! Aus Arkadien sind die Dichter nicht gekommen, aber sie haben ihre Dichterträume nach Arkadien verlegt, und dieses alte Wald-, Feld- und Wiesenland zur Tummelstätte Pans, des Waldgottes, mit all seiner Poesie gemacht. Mitten im Volke liegt also das poetische Zauberland, und je nüchterner uns Politik und soziales Leben machen wollen, umso gieriger greifen wir nach dem Zaubervollen, nach dem Wunderbaren. Man schreibt Wettbewerbe für Märchen aus und kluge Führer streuen illusionistische Schlagworte in die Menge und führen sie an diesem Rosenbande den steinigen Weg zu ihrem nüchternen Ziele.

Diese Wege nachzusuchen, diesen Zauberschlichen der Hypnotisierung von Massen und Menschen nachzuspüren, ist eine dankbare Aufgabe für einen Sozialpolitiker, einen Wirtschaftshistoriker, der sich die große Wirkung mancher Volksbewegung, mancher Aufrüttelung des Geistes erklären will. Er würde finden, wie oft hier der Irrtum das Leben war, wie oft die Menschen dem Phantom nachjagten und dabei entweder in ein reiches Land oder in einen Abgrund jagten, während das Phantom sich in seine Wesenlosigkeit auflöste. Hätte man ihnen von dem reichen Land erzählt, wie es wirklich war, so hätte sie dies nicht von ihrer Schwelle gelockt; nur das Uebermäßige, das Unglaubliche, das übertriebene Glück des Zukunftsstaates oder die Rückkehr des tausendjährigen Reiches hat sie zu Taten gespornt, hat sie einen Fortschritt tun lassen. Andere Volksführer, die Illusionen und glitzernde Schlagworte prägten, wurden wie Vansen im „Egmont" zu Volksverführern. Hier waren ihre Illusionen destruktiv — abbauend, niederreißend, — im anderen Falle kräftig zeugend, heilbringend, produktiv.

Diese Unterscheidung macht Prof. Georg Adler in einer hübschen Skizze, die er jüngst veröffentlicht hat über: „Die Bedeutung der Illusionen für Politik und soziales Leben"*) und er versucht an mehreren Stichproben diese große Bedeutung der Illusionen für die sonst so nüchtern betrachteten Fortschritte in Wirtschaft und Politik nachzuweisen. Mit Geschick zeigt er, wie die knappen Formeln, die der Sozialismus in die Masse warf: vom „ehernen Lohngesetz", von der „Verelendung", von dem „einzigen Weg aus der Wüste", mit dämonischer Macht gewaltige Massen von Unzufriedenen aus der Erde gestampft und zusammengebracht, aber auch Staatsmänner erst zur Beschäftigung mit der sozialen Frage geführt haben, welche dann Fortschritt über Fortschritt durch die Selbsthilfe- [illegible] Thun [illegible] und die [illegible] von [illegible], die „Naro-[illegible]

*) [illegible]

leon-Legende", die irische Landarbeiterfrage, Bismarcks Kolonialpolitik und den Merkantilismus und Individualismus an uns vorüberziehen, und überall deckt er das hier so vielfach bewegende Moment auf: Wahn, nichts als Wahn! Mag man ihm nun hier folgen, wenn er den einen Wahn als gut, den anderen als böse hinstellt, oder mag man von seinen Urteilen oder Vorurteilen abweichen, darauf kommt es hier nicht an; interessant ist die Grundfrage, die Untersuchung der Wirkung von Hypothesen, von Wahngebilden, die wie eine Fata Morgana am Himmel stehen und locken und führen.

Leider ist die Schrift nur eine Skizze: als solche ist sie hübsch und sehr lesenswert. Sie läßt den Wunsch erstehen, der Verfasser möge das interessante Problem in exakter Wissenschaftlichkeit an größeren Objekten nachweisen, möge der Sozialgeschichte mit diesem Mikroskop auf längere Zusammenhänge hin zu Leibe rücken und so Münze schlagen aus dem noch ungeformten Goldklumpen dieser Betrachtungsweise. Interessante Röntgenbilder würden da entstehen und der Verfasser bedürfte umso weniger der allgemeinen Betrachtungen, die seine Schrift einleiten und schließen und hier freilich etwas feuilletonistisch wirken, und er würde im übrigen ein hübsches Stück Sozialgeschichtsphilosophie liefern, aus der auch Nutzen für die Erkenntnis gegenwärtiger politischer Strömungen und sozialpolitischer Ereignisse gezogen werden könnte.

Einstweilen aber dürfen wir uns an dieser Stichprobengabe genügen lassen, die uns Anregungen mannigfaltiger Art gibt. Wir lernen die Illusionen erkennen und würdigen — und werden auch alsbald der Poesie ihre Aufgabe im nüchternen Leben zuweisen können, über die sich jetzt noch viele die Köpfe zerbrechen.

Jena. Dr. A. Elster.

Die Isländer.

Der kleine germanische Volksstamm, welcher auf der am nördlichen Polarkreis gelegenen, zur dänischen Krone gehörigen Insel Island wohnt, hat kürzlich einen staatsrechtlichen Erfolg erzielt, der wohl die Verwunderung der Politiker aller Länder erregen dürfte. Island ist bekanntlich fast zweieinhalbmal so groß wie die Schweiz, hat aber nur eine Bevölkerung von 80.000 Menschen, während Dänemarks Hauptstadt allein sechsmal so viel Einwohner zählt. Trotz ihrer geringen Kopfzahl und ihrer wirtschaftlichen Bedeutungslosigkeit haben sich nämlich die Isländer eine seltene politische Unabhängigkeit erkämpft. Es ist ihnen gelungen, eine so erhebliche Verbesserung ihrer bisherigen, aus den Jahren 1871 und 1874 stammenden Verfassung zu erlangen, daß sie eigentlich nur mehr durch einen dünnen Faden mit dem dänischen Reiche verbunden sind. Dieser revidierten Verfassung zufolge, die am 1. Februar d. J. in Kraft getreten ist, bildet Island wohl einen unabtrennbaren Teil des dänischen Staates, jedoch mit eigenen Landesrechten: nur die Leitung der nicht speziell isländischen Angelegenheiten, welche das Gesamtreich und somit auch Island betreffen, liegt in den Händen der dänischen Regierung. Island besitzt demnach eigene Gesetzgebung und Verwaltung mit einem Landtag (Althing) und eigenem, vom Lande besoldeten, dem König und dem Althing verantwortlichen Minister, der zwar Mitglied des dänischen Staatsrats ist, jedoch auf Island (in Reykjavik) seinen Amtssitz hat, während nach der alten Verfassung die Funktionen des Ministers für Island vom dänischen Justizminister ausgeübt wurden, der weder mit den isländischen Landesverhältnissen noch mit der isländischen Sprache vertraut war. Die gesetzgebende Gewalt ist beim König und Althing gemeinsam, die ausübende beim König allein. Island ist im dänischen Reichsrat nicht vertreten und dieser kümmert sich nicht um die speziell isländischen Angelegenheiten. Island leistet auch keinen Beitrag für die allgemeinen Bedürfnisse des Reiches, sondern erhält vielmehr seit 1871 von Dänemark 60.000 Kronen jährlich als Beitrag zur Bestreitung der Kosten seiner besonderen Angelegenheiten. Das Althing besteht aus 40 (früher 36) Mitgliedern, von denen sechs vom König und acht (früher nur sechs) vom Volk gewählte das Oberhaus, die übrigen 26 (früher 24) das Unterhaus bilden. Zur Beschlußfassung genügt jetzt in beiden Abteilungen eine einfache Majorität (früher zwei Drittel) der Stimmen, wodurch Gesetzesbeschlüsse nicht mehr durch die vom König ernannten Abgeordneten verhindert werden können. Es sei noch erwähnt, daß Island von jeher frei vom Kriegsdienst ist. Das isländische Volk hat somit ein noch höheres Maß politischer Freiheit erlangt, als es sich selbst bei seiner freiwilligen Unterwerfung unter Norwegen einst vorbehalten hatte. Ob freilich eine solche „glorious isolation" von Dänemark nicht doch auch ihre schwerwiegenden Nachteile hat, wird die Zukunft lehren.

Ein so kleines Volk, das auf friedlichem Wege einen so großen Erfolg erzielte, verdient es wohl, daß man ihm einige Beachtung schenkt, zumal die Vorstellungen über die Isländer bei den übrigen Völkern noch vielfach sehr vag und unrichtig sind. Um jedoch die Eigenart und die Kulturzustände dieses bald als hochzivilisiert bald als gänzlich unkultiviert geschilderten Volkes gerecht beurteilen zu können, ist es notwendig, vorerst einige Blicke sowohl auf die Naturverhältnisse seines Heimatlandes, wie auf die Geschichte des Volkes selbst zu werfen. Von den 103.000 km², welche Island umfaßt, besteht der weitaus größte Teil aus einem unbewohnbaren Plateau mit Riesengletschern, Vulkanen, Lavafeldern, Stein- und Sandwüsten. Nur das Küstenland, das Tiefland und die Täler — im ganzen höchstens 35.000 km² — sind bewohnt. Da Island schon in die polare Pflanzenzone fällt, hat es keinen Getreidewuchs, keine Nadelhölzer und Obstbäume; auf der Insel gibt es daher keine Felder und keinen Ackerbau, sondern nur Wiesen und Weidewirtschaft. Es gibt aber auch keine Wälder, denn der einzige Baum, der hie und da Bestände bildet, ist die Birke (betula alba), und auch diese hat hier fast immer den buschartigen Wuchs. Die Insel besitzt keine Erze, Metalle oder Steinarten von größerer praktischer Bedeutung. Braunkohle findet sich nur hie und da in kleinen Mengen. Es fehlt somit Island auch an Bauholz und dem üblichen Brennmaterial; es hat keinen Bergbau, keinen Hüttenbetrieb u. s. w. Ueberaus groß ist hingegen der Fischreichtum des Meeres um Island.

In der alten Zeit waren diese Verhältnisse nicht viel besser. Trotzdem wurde Island (in der Zeit von 874 bis 930) von Norwegern besiedelt, die mit den heimischen politischen Zuständen unzufrieden waren. Diese energischen und unternehmungslustigen Wikinger und ihre nächsten Nachkommen gründeten hier einen republikanischen Bauernstaat, der im Jahre 1000 das Christentum als Staatsreligion annahm, und sie brachten es durch zweckmäßigen Betrieb der Landwirtschaft und durch Handel mit dem Auslande zu verhältnismäßig bedeutender Wohlhabenheit, die auch manchen Luxus in der Lebensführung, Kleidung und dergleichen gestattete und zu mancherlei Kunstgeschick hauptsächlich in Fortbildung der alten, norwegischen Muster, führte. Aus ihrem Mutterlande schon hatten sie auch Vorliebe für die Dichtkunst mitgebracht und sie bildeten nicht nur diese zu klassischer Vollendung aus, sondern schufen auch eine neue typische Literaturgattung in Prosa, die berühmten Sagas (kunstvolle biographisch-geschichtliche Erzählungen von typischer Eigenart), die in der Weltliteratur einzig dastehen. Durch ihren regen Verkehr mit dem Auslande verpflanzten sie außerdem die kirchliche und gelehrte Literatur des Abendlandes nach Island. Es herrschte hier im 12. und 13. Jahrhundert — hauptsächlich in den Klöstern — eine überaus rege literarische Tätigkeit und im Volk eine Leselust, die in damaliger Zeit bei den übrigen Völkern beispiellos war. Infolge innerer Wirren unterwarfen sich die Isländer 1264 dem norwegischen König, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihre Landesrechte nicht angetastet würden. Bald jedoch begannen sich alle Verhältnisse des Volkes zu verschlechtern. Der Handelsverkehr mit dem Auslande nahm allmählich ab und ging schließlich ganz in die Hände Fremder — zuerst der Engländer, dann der Hansastädte u. s. w. — über. Die Isländer waren auf sich selbst und die dürftigen Naturprodukte ihrer Heimat angewiesen. Dazu kamen noch häufige und schwere Epidemien und Viehseuchen, vulkanische Verwüstungen weiter Landesteile, Meereisblokaden und andere Elementarereignisse, welche das Volk seiner ohnehin so kümmerlichen Nahrungsquellen beraubten und dezimierten. Da die Isländer außerdem von den norwegischen, später dänischen Herrschern arg vernachlässigt, in ihrem Nationalgefühle gekränkt und durch ein unglückseliges Handelsmonopol (1602 bis 1786) völlig dem wirtschaftlichen Ruine preisgegeben wurden, ging ihnen nicht nur ihr früherer Wohlstand, sondern auch ihre alte Spannkraft und Unternehmungslust verloren; sie verarmten und verkümmerten in jeder Hinsicht und führten Jahrhunderte hindurch nur mehr ein überaus gedrücktes Dasein. Island selbst geriet bei den meisten Völkern in völlige Vergessenheit oder lebte in vager Vorstellung als gruseliges Märchenland fort. Nur die seefahrenden Handelsvölker besaßen noch einige verworrene Kenntnisse von dem „feuerspeienden Eislande"; ihnen aber war der alte Sitz der Dichtung und Gelehrsamkeit nur mehr berühmt wegen seines Stockfisches. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts zeigte sich wieder der Schimmer einer besseren Zeit, die im 19. Jahrhundert nach der völligen Freigabe des Handels (1854), besonders aber nach der Einführung einer eigenen Verfassung für Island mit finanzieller Autonomie allmählich sich einstellte.

Werfen wir nun einen Blick auf die heutigen Isländer, so finden wir zunächst schon in ihrem Aeußern wenig, das an die Reckenhaftigkeit der alten Wikinger erinnert. Schlanke Gestalten mit zierlichen Gliedmaßen sind selbst unter den Bauern häufig anzutreffen, und die ganze Rasse hat kein einheitliches typisches Gepräge. Auch der Volkscharakter hat sich vielfach geändert. „Der Gegensatz zu der überquellenden Energie, dem rücksichtslosen Machttrieb und der Raublust, wie sie sich noch in der Reformationszeit offenbarten, ist groß", bemerkt Professor A. Heusler, der bisher die beste Charakteristik des isländischen Volkes gegeben hat. „Der Isländer ist fein konstituiert, nervös; er ist zartfühlend, empfindlich. Es fehlt ihm die Stoßkraft, das energische Zugreifen, die ruhige Betriebsamkeit." Der Mangel an Energie und Ausdauer ist denn auch der schlimmste Rest, den die Isländer von den harten Schicksalen der letzten Jahrhunderte an ihrem Volkscharakter davon getragen haben; denn er schwächte eben die Kräfte, mit denen auf Island der Kampf um die materielle Existenz und Wohlfahrt geführt werden muß.

Wenn wir zuerst die heutigen materiellen [illegible] der ins Auge fassen, so wird es uns nach dem Vorangeschickten [illegible] überraschen, auf der isolierten unwirtlichen Insel noch [illegible] und Verhältnisse anzutreffen, wie sie in der alten Zeit bestanden hat[illegible]. Gerade in den Haupterwerbszweigen der Isländer, der [illegible] der Fischerei, sind kaum irgend welche Fortschritte [illegible]

bebautem Boden, d. i. eingehegtem und gedüngtem Graslande, hat Island noch jetzt nicht mehr als 150 km^2, obgleich längs der breiten Fjorde, in den Ebenen und Tälern noch große üppige Strecken kultiviert werden könnten. Und eben in der neuesten Zeit ist durch die Bevorzugung der Schafzucht vor der Rindviehzucht wieder eine verkehrte Richtung eingeschlagen worden, indem man sich mehr vom unbebauten als vom bebauten Boden nährt. Die Meerfischerei ist zwar jetzt in entschiedenem Aufschwung begriffen, wird aber doch zumeist noch auf die alte Weise, d. h. in lebensgefährlichen offenen Booten betrieben, wodurch alljährlich eine große Anzahl junger rüstiger Leute umkommen. Die Industrie ist noch sehr wenig entwickelt und die frühere Hausindustrie sogar mit Riesenschritten zurückgegangen. Der Handel besteht fast durchwegs noch im Tauschhandel. Das Verkehrswesen hat sich im letzten Viertel des Jahrhunderts rapid entwickelt, besonders zur See; allein es gibt in vielen Bezirken noch immer keine eigentlichen Wege, sondern nur Reitpfade, und bei der dünnen Besiedelung und großen Ausdehnung Islands wird es noch lange dauern, ehe im ganzen Lande gute Wege angelegt sind. Die Bauart der Häuser in der Hauptstadt Reykjavik sowie in den anderen Küstenstädten Islands ist jetzt kaum verschieden von der an den kleinen Küstenplätzen in den übrigen nördlichen Ländern Europas. Die zumeist weit von einander entfernten Einzelhöfe sind jedoch in der Regel aus unbehauenen Steinen und Rasenstücken aufgeführt und mit Rasen gedeckt, was eben am meisten den eigenartigen Naturverhältnissen des Landes entspricht. Doch sind jetzt die meisten Kirchen, sowie die Häuser der Kaufstädte und einiger Höfe aus Holz, nur wenige Kirchen und öffentliche Gebäude, hie und da auch ein Privathaus, aus Stein erbaut. Auch findet man jetzt immer häufiger Häuser mit Wellblechverkleidung. In der ganzen Lebensweise des Volkes, in den Wohnungsverhältnissen, in der Reinlichkeit, in der Nahrung, in verschiedenen Gerätschaften, Arbeitswerkzeugen u. s. w. ist mancher Fortschritt zu verzeichnen, wenngleich die Isländer auch hier noch vielfach an den alten Sitten und Einrichtungen festhalten — weil sie eben dazu gezwungen sind (wie z. B. zur Verwendung von getrocknetem Kuh- und Schafmist oder sogar getrockneten Vögeln als höchst übelriechendes Brennmaterial, wo es an Torf oder Braunkohle fehlt u. dgl. mehr). Im allgemeinen kann man sagen, daß der isländische Bauer noch nach den altnordischen und romanischen Formen lebt.

Die Ursachen der Rückständigkeit in der materiellen Kultur sind schon erörtert worden. Es fehlen eben vielfach die natürlichen Voraussetzungen für eine solche Kultur. Zu diesen Voraussetzungen gehört auch noch das Prinzip der Arbeitsteilung als eine der wichtigsten Bedingungen für Fortschritt, Wohlstand und Kapitalbildung, das aber auf Island, wo jeder Landbewohner zugleich Bauer, Fischer, Gerber, Schuster, Schmied, Sattler, Weber, Kunsthandwerker u. s. w. sein muß — nicht durchgeführt werden konnte. Um dem isländischen Volke aus diesen Niederungen emporzuhelfen, bedarf es vor allem fremden Kapitals und fremder Beihilfe. Doch könnten immerhin die Isländer selbst durch Energie, Ausdauer und Anwendung der neuen Arbeitsmethoden im Betrieb der vorhandenen Erwerbsquellen schon eine bedeutende Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Zustände herbeiführen. Gestehen sie doch selbst ein, daß mindestens zehnmal so viel Menschen als gegenwärtig auf Island leben, und zwar viel besser leben könnten, als es zur Zeit der Fall ist. Aber viele von ihnen gehen lieber einem ungewissen Schicksal „im Westen" (Nordamerika) entgegen, als daß sie sich die Nahrungsquellen des heimatlichen Bodens mit Kraft und Umsicht zunutze machten. In jüngster Zeit sind übrigens alle Vorbedingungen für eine entschiedene Wendung zum Bessern geschaffen worden. Die neue Verfassung, die gleichzeitig mit dieser zustande gekommenen Errichtung einer neuen, wie zu erwarten steht, vollkommen leistungsfähigen Zettelbank für Island, die Ansiedlung fremder Unternehmer, die in direkter Verbindung mit dem großen Weltmarkte stehen und auch auf Island die neuen praktischen Arbeitsmethoden zum Durchbruch bringen werden, endlich die Bestrebungen und materiellen Unterstützungen, an denen es die isländische Landesregierung nicht fehlen läßt, lassen jene Hoffnung nicht unbegründet erscheinen.

Befinden sich also die Isländer dermalen noch auf einer tiefen Stufe der materiellen Kultur, so stehen sie dafür umso höher an geistiger Bildung. Namentlich ihre Begabung und Vorliebe für Dichtkunst und literarische Beschäftigung steht in solcher Allgemeinheit wohl einzig da. Es ist bereits der glänzenden dichterischen und literarischen Leistungen der Isländer in der alten Zeit gedacht worden. Nach dem Untergange des Freistaates geriet jedoch mit dem früheren Wohlstand bald auch das geistige Leben in Verfall. Die Sagaschreibung entartete, indem sie nicht mehr geschichtliche, sondern sagen- und märchenhafte Stoffe behandelte und hörte dann ganz auf; doch wurden im 14. Jahrhundert [illegible] die Sagas umso fleißiger abgeschrieben, und auch die [illegible] hielt während dieser Zeit noch an. Die Dichtkunst wurde wohl noch weiterhin betrieben, aber einerseits in einem [illegible] Geiste, aus dem sogar eine neue, bis auf die Gegenwart gepflegte Dichtungsgattung, die Rímur (lange gereimte Paraphrasen von Sagas der [illegible] Art) hervorging, andererseits in der schon früher [illegible] geistlichen Dichtung, die [illegible] in der Mitte des 14. Jahrhun[derts] [illegible] erreichte und im 17. Jahrhundert [illegible] neue Blüte in den Passionspsalmen des Hallgrímur Pjetursson [illegible], während die weltliche Poesie erst viel später zu solcher Höhe gelangte. Im 15. Jahrhundert sank das geistige Leben noch tiefer und gerieten sogar die Sagas in Vergessenheit. Um 1500 war fast jede Spur der früheren wissenschaftlichen Tätigkeit verschwunden. Der finsterste Aberglaube herrschte nicht nur im Volke, sondern auch bei den gebildeteren Leuten.

Die Reformation ward 1551 gewaltsam eingeführt — zum größten Schaden für die schriftlichen Schätze, da diese bei der Plünderung und Niederreißung der Klöster vernichtet oder weit und breit zerstreut wurden. Sie brachte aber doch Bewegung in die Geister. Noch von dem letzten katholischen Bischof war die erste Buchdruckerpresse in Island eingeführt worden (zirka 1530). Diese war übrigens für die Wiedererweckung des Geisteslebens Islands zunächst von geringer Bedeutung. Umso erfolgreicher gestaltete sich das Wiederaufleben der Bekanntschaft mit den alten Schriftdenkmälern im 17. Jahrhundert, nachdem um 1600 die fast völlig in Vergessenheit geratenen Pergamente nach zweihundertjährigem Schlafe sozusagen wieder entdeckt worden waren. Zuerst von Gelehrten zu wissenschaftlichen Untersuchungen der Geschichte und der Altertumskunde des Landes hervorgezogen, wurden diese alten Quellen bald auch in weiteren Kreisen bekannt und in zahlreichen Abschriften, seit dem Ende des 17. Jahrhunderts zum Teile auch schon durch den Druck verbreitet, während die Pergamente selbst ins Ausland, insbesondere nach Dänemark und Schweden, wanderten. Der Blick der Isländer ward nun wieder auf ihre glänzende Vorzeit gelenkt, die sie mit Stolz und neuem Selbstvertrauen erfüllte. Das Lesen der Sagas wurde wieder die liebste Unterhaltung des Volkes. Die literarische Beschäftigung mit heimatlichen Stoffen, namentlich der Landes- und Personalgeschichte, kam wieder in Schwung, und zwar auch unter nicht gelehrten Leuten, wie Bauern u. dgl. Der Sinn und die Vorliebe für Literatur wurden schließlich zu einem der ausgeprägtesten Züge des isländischen Volkscharakters und erhoben das ganze Volk wieder auf eine höhere Bildungsstufe. Unter diesen geistigen Interessen, die den Ruhmestitel auch der Isländer der Neuzeit bilden, litt freilich der Sinn für praktische Kenntnisse und Beschäftigungen — zum nicht geringen wirtschaftlichen Schaden des Volkes. Aber der Blick auf die eigene Vorzeit wurde doch der Schutzgeist des Volkes. „Ob ohne ihn die Vaterlandsliebe, die Sprache, das Volkstum die zwei Jahrhunderte des Elends überdauert hätten, wer möchte es sagen?" frägt Heusler mit Recht.

Das Studium der alten Schriftdenkmäler blieb fortan die Lieblingsbeschäftigung isländischer Gelehrter und Dilettanten, regte zu allerlei literarischen Arbeiten zunächst auf dem eben genannten Gebiete an und führte schließlich auch zu glänzenden wissenschaftlichen Leistungen. Doch auch andere Disziplinen wurden nun wieder häufiger und mit wachsendem Erfolge betrieben; ja es ist geradezu erstaunlich, wie viel geistige Arbeit auf Island im 17. und 18. Jahrhundert geleistet wurde, trotz der größten wirtschaftlichen Not, in der seine Bewohner geschmachtet haben.

Noch vor Eintritt des 19. Jahrhunderts begann ein weiterer Aufschwung des isländischen Volksgeistes, verbunden mit dem Bestreben, in die Bahnen der europäischen Geisteskultur einzulenken, und schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts aber auch später erreichte zunächst die Dichtkunst wieder eine so bedeutende Höhe, daß man von einer neuen klassischen Periode der isländischen Literatur sprechen kann. Lyriker, wie Bjarni Thorarensen, Jonas Hallgrimsson, Grimur Thomsen, Benedikt Gröndal d. J., Steingrimur Thorsteinsson, Mathias Jochumsson, Thorstein Erlingsson würden auch einem großen Kulturvolke nicht zur Unehre gereichen. (Man vergleiche meine „Isländischen Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung", 1897, jetzt bei Georg Müller, München, und meine demnächst im gleichen Verlage erscheinende neuisländische lyrische Anthologie „Eislandblüten".) Die Novelle und der Roman — für Island neue Literaturgattungen — wurden erfolgreich eingeführt, und das Drama, dessen Anfänge noch ins 18. Jahrhundert fallen, hat in neuester Zeit beachtenswerte Fortschritte gemacht (vgl. meine Schrift „Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens", Wien, 1903). Aber auch auf verschiedenen anderen, namentlich gelehrten Gebieten, entwickelten die Isländer im verflossenen Jahrhundert eine überaus rege schriftstellerische Tätigkeit, die in der letzten Zeit in solchem Grade zugenommen hat, daß auf Island jährlich im Verhältnis zur Bevölkerungszahl fünfundzwanzigmal mehr gedruckt erscheint, als in den großen Kulturländern, wo die meiste Leselust vorhanden ist. Dürfte es doch auch kaum ein anderes Land geben, daß verhältnismäßig so viele Zeitungen und Zeitschriften — zusammen ungefähr 35 — [illegible]!

Die größte Anerkennung verdienen ferner die Bemühungen der Isländer um die Hebung ihres Unterrichts- und Volksbildungswesens. Volksschulen gibt es nämlich nur in den Städten und den meisten Handels- und Fischereiplätzen; denn auf dem Lande, wo die einzelnen Höfe zumeist weit von einander entfernt sind, kann kein geordnetes Schulwesen eingeführt werden. Die Kinder werden hier teils von den Eltern, teils von Wanderlehrern unterrichtet. Analphabeten sind auf Island unbekannt, und die meisten Isländer können auch schreiben. Viele junge Leute bilden sich dann auf autodidaktische Weise weiter und [illegible] Schulbildung wird durch ein Gymnasium in Reykjavik und zwei Realschulen, Fachbildung durch eine theologische und eine medizinische Anstalt,

verschiedene sonstige Fachausbildung durch ein Lehrerseminar, eine Handwerkerschule, mehrere Landwirtschaftsschulen, eine Handelsschule, einen nautischen Lehrkurs u. s. w. vermittelt. Die philosophischen, juridischen und technischen Fächer können nur im Auslande studiert werden. — Für das Bildungsbedürfnis des Volkes sorgen eine Anzahl öffentlicher Bibliotheken (darunter die Landesbibliothek in Reykjavik mit mehr als 60.000 Bänden und 6000 Manuskripten), sowie über 40 Lesevereine. Außerdem bestehen mehrere Gesellschaften zur Herausgabe populärwissenschaftlicher und gelehrter Werke und Zeitschriften, von denen nur die 1866 von Rask gegründete „Isländische Literaturgesellschaft" und der seit 1869 bestehende „Verein der Volksfreunde" besonders genannt seien.

Andere schöne Künste als die Dichtkunst erblühten auf Island nicht. Ja nicht einmal von einem isländischen Kunsthandwerk kann gesprochen werden; denn die Stickereien, Kunstwebereien, Metallarbeiten und — jetzt übrigens kaum noch geübten — Schnitzereien der Isländer sind nicht von professionsmäßig ausgebildeten Kunsthandwerkern, sondern — ganz wie in der alten Zeit — zumeist von Bauern angefertigt und zwar mit derselben alten Technik und nach denselben (altnorwegischen) Motiven in der Ornamentik, jedoch naturalistischer und mit einer gewissen individuellen Selbständigkeit. Doch stehen die Gegenstände des heutigen Kunstfleißes — ausgenommen die Gold- und Silberfiligranarbeiten — in Bezug auf Kunstgeschick und Geschmack weit hinter dem zurück, was auf diesem Gebiete früher geleistet wurde. Dilettantisch blieb bisher auch bis auf wenige Ausnahmen die Beschäftigung einzelner begabter Isländer mit der Zeichenkunst und Malerei. Der Bildhauerkunst hat sich erst in allerjüngster Zeit ein an der Kunstakademie in Kopenhagen ausgebildeter Isländer, der hochbegabte Einar Jonsson, gewidmet, dessen Kolossalgruppe „Die Verantwortung" (vor dem jüngsten Gericht) erst kürzlich im Wiener Künstlerhause ausgestellt war und volle Anerkennung gefunden hat. Die Architektur konnte bei der oben angedeuteten Bauart der meisten isländischer Häuser überhaupt nicht in Betracht kommen. Die Musik wird jetzt in moderner Weise auf ganz Island gepflegt. Hervorragende Künstler auf diesem Gebiete sind jedoch nicht bekannt; hingegen haben sich einige Isländer bereits mit gutem Erfolg als Komponisten versucht. Die Schauspielkunst, für die mehrere stehende Bühnen errichtet und außerdem zwei eigene Theatergebäude (in Reykjavik und Akureyri) erbaut wurden, wird mit besonderer Vorliebe, jedoch ebenfalls nur von Dilettanten geübt. **J. C. Poestion.**

Goethes Schwester.

Es ist nicht Philologeneifer, der uns die Spuren von Goethes Schwester verfolgen läßt. Die Gestalten aus Goethes Jugendzeit sind uns nicht bloß deswegen interessant, weil sie uns über das Wachsen und allmähliche Erstarken seiner Persönlichkeit aufklären; sie sind, so wie sie uns der Meister in „Dichtung und Wahrheit" geschildert hat, an und für sich Menschen mit ausgeprägter Eigenart und typischen Schicksalen. Gerade bei seiner Schwester hat das auch Goethe selbst gefühlt und sich nach ihrem frühen Hingang lange mit dem Gedanken getragen, ihre merkwürdige Individualität in einem eigenen Roman festzuhalten. Das Vorhaben ist freilich nicht über den Bereich inneren Planens gediehen. Und der Grund ist leicht zu erraten. Denn selbst da Goethe mehr als dreißig Jahre nachher in seiner Autobiographie das seltsame „indefinible" Wesen seiner Schwester zu schildern unternahm, zitterte in seinen Worten der tiefe Schmerz noch immer nach. Und so kam er über eine im Grunde skizzenhafte Zeichnung nicht hinaus. Uns liegt heute ein viel reicheres Material vor, vor allem ihre Briefe und Tagebuchblätter. Georg Witkowski, der Leipziger Professor, hat diese vor kurzem zum erstenmal vollständig in einem schönen, äußerst geschmackvoll ausgestatteten Buche veröffentlicht, aus dem uns die Gestalt Cornelias in viel deutlicheren Linien als es bisher möglich gewesen entgegentritt.*)

Sie war um ein Jahr jünger als Wolfgang. Die beiden Geschwister wuchsen nebeneinander auf, schlossen sich in engster Liebe zusammen und teilten miteinander alle Freuden und Leiden der ersten Jugend. Auch die Leiden. Denn die überwogen bei Cornelia. Der gute Herr Rat wollte die Erziehung der Kinder nicht fremden Personen überlassen. Er übernahm sie selbst. Und er übte ein strenges Regiment. Dem Knaben gelang es mit der Zeit, sich mehr und mehr Freiheit zu verschaffen. Doch dem Mädchen war dies nicht möglich. Zudem besaß sie nicht jenen mutigen dreingreifenden Sinn, der dem Bruder eigen war. Während dieser sich zusammen mit den Kameraden lustig in den Straßen Frankfurts herumtummelte, mußte sie zu Hause über ihren Aufgaben hocken und grammatikalische Regeln büffeln. Französisch, Englisch und Italienisch mußte das Kind schon im zwölften Jahre fleißig lernen, denn der Herr Rat hielt viel auf Sprachkenntnisse. Aber auch andere Gegenstände wurden unter seinem Auge getrieben, besonders Schönschreiben, Zeichnen, Tanzen, Singen und Klavier. Und selbst die knapp bemessenen Spielstunden wurden von dem pedantischen Vater mit aller Peinlichkeit persönlich überwacht.

So ward die fröhliche, naiv-unbefangene Natur schon frühzeitig in ihr ertötet. Statt die Eigenheiten und Vorzüge einer glücklichen Kindheit zu pflegen, wurde im Gegenteil der Kopf nach einem feststehenden Bildungsplane mit möglichst vielem Wissen vollgepfropft. Und mit den Jahren ward es nur noch schlimmer. Vollends als Wolfgang sechzehnjährig nach Leipzig ging, da blieb Cornelia fortan allein der pädagogischen Tyrannei des Vaters ausgesetzt. Sie fühlte diese Tyrannei, wenn sie sah, wie ihre gleichalterigen Freundinnen sich unbeschränkt dem Genusse der Jugend hingeben durften. Und da sie ein Gegensatz des Temperaments und der Weltanschauung auch von der stets heiteren, lebenslustigen Mutter schied, so mußte sie sich doppelt verlassen und unglücklich fühlen. Unmut und Bitterkeit sammelten sich so in ihrer Seele und machten ihr Wesen, das von Natur aus aufgeweckt, lebensfroh war, verschlossen und eigensinnig.

Nun kam aber die Zeit, wo das herangewachsene Mädchen sich in der Gesellschaft zeigen sollte. Doch damit begann für sie auch die Zeit ihrer größten Qualen. Wir besitzen aus jenen Jahren ein äußerst charakteristisches Bild Cornelias, das der Bruder auf einem Korrekturbogen des „Götz" gezeichnet hat. Was uns an dem Bilde auffällt, sind die entschieden männlichen scharfen Züge ohne alle Weichheit und weibliche Fülle, daneben eine stark gewölbte Stirn, deren Höhe durch die nach damaliger Mode in einen hohen Turm gezwängten Haare nur noch gesteigert wird. Goethe selbst erwähnt, daß ihre Gesichtszüge, „obgleich Güte, Verstand, Teilnahme deutlich genug ausdrückend, doch einer gewissen Regelmäßigkeit und Anmut ermangelten." Und Cornelia konnte bei ihrer Frühreife und ihrem ausgebildeten Verstand unmöglich im unklaren darüber sein. Im Gegenteil, sie wußte es deutlicher, als es für ihre Ruhe und ihre Unbefangenheit der Umgebung gegenüber billig war. „Mein Spiegel täuscht mich nicht, wenn er mir sagt, daß ich zusehends häßlicher werde" — schrieb das junge Mädchen. Dazu gesellte sich noch das Mißgeschick, daß sie einen unreinen Teint besaß, der sich mit ausgesuchter Tücke gerade dann einstellte, wenn er am lästigsten war, an Festtagen und bei Bällen. Wie viel Pein dies einem geistig ungewöhnlich entwickelten Mädchen einbringen mußte, das das Unglück hatte, in einer Zeit zu leben, die mit dem Geiste heiterer Sinnlichkeit durchtränkt war, und in einem Kreise, wo man die Vorzüge eines weiblichen Wesens bloß in äußeren Reizen suchte, kann man sich vorstellen.

All das wirkte zusammen, um ihre Gedanken nach innen zu richten. Ihr Hang zur Reflexion, der sich an ihr schon früh, wohl durch den Mangel an Zerstreuung in den Jahren der Kindheit, entwickelt hatte, erhielt dadurch reichliche Nahrung. Gewöhnlich kann man jedoch beobachten, daß jugendliche, zum Nachdenken geneigte Naturen, die sich aus irgend einem Grunde ihrer Umgebung entfremdet fühlen, sich in ihrer Einsamkeit eine eigene ideale Welt schaffen, in der sie all das schön und wohlgefällig finden, was in der realen Welt häßlich und abstoßend wirkt. Doch bei Cornelia war es anders. Sie beurteilt die Dinge, die sie angehen, mit einer Einsicht und Nüchternheit, die uns verblüffen, wenn wir bedenken, daß sie in den für ihre geistige Erziehung entscheidenden Jahren nicht Schopenhauer, sondern Richardson'sche Romane gelesen. Nicht die geringste Spur von irgend einer Illusion, dagegen eine frühzeitige Resignation, die das Verzichten vielleicht mit einigem Schmerz, aber doch als etwas Selbstverständliches und Unausweichliches hinnimmt. Und dies in einem Alter, wo jedes andere Mädchen von dem schönen reichen Ritter träumt, der sie aus ihrem Dornröschenschlaf wecken würde. Die Achtzehnjährige weiß, daß sie nie glücklich sein könne. Und sie malt sich in ihrem Tagebuch ihre Zukunft aus. Sie weiß, daß eine Lediggebliebene ein trauriges, gebrochenes Dasein zu erwarten habe. Also steht es bei ihr fest, daß sie einmal werde heiraten müssen. Und nun fährt sie fort: „Obgleich ich seit langem die romanhaften Ideen über die Ehe aufgegeben habe, kann ich doch meine hohe Vorstellung von ehelicher Liebe nicht vertilgen, von jener Liebe, die nach meinem Urteile eine Verbindung allein glücklich machen kann. Wie dürfte ich aber eine solche Seligkeit erhoffen, da es mir an jedem Reize fehlt, der Zärtlichkeit einflößen könnte? Soll ich einen Mann heiraten, den ich nicht liebe? Der Gedanke ist mir entsetzlich, und doch bleibt mir nur diese Aussicht übrig; denn wo fände sich ein liebenswürdiger Mann, der an mich dachte?"

Es fand sich indessen ein solcher, und es war Johann Georg Schlosser, der Freund Goethes und Mitbegründer des Kampforgans der Sturm- und Drangzeit, der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen".

Cornelia war 23 Jahre, als sie Schlossers Gattin wurde. Ihr Inneres war, seitdem Wolfgang als Schüler Herders aus Straßburg heimgekehrt war, reicher geworden. Sie war seine innigste Vertraute, die an allem regen Anteil nahm, was in ihm gärte und nach Vollendung rang. Homer, Shakespeare und Ossian — die Götter, die er verehrte, waren auch ihre Götter geworden. Und da Schlosser dem engsten Kreise ihres Bruders angehörte und in seinen Briefen, die er um jene Zeit nach Zürich an Lavater schrieb, sich wie ein Liebesverzückter gebärdete, so durfte man hoffen, daß die beiden miteinander glücklich sein würden. Und so schien es auch anfangs. [illegible] atmen die folgenden Worte, die sie an Karoline, Herders junge Gattin,

*) Cornelia, die Schwester Goethes von Georg Witkowski. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening.

richtete, reines Glück und Zufriedenheit: „Daß Sie glücklich sind, beste Freundin, fühle ich an mir selbst — alle meine Hoffnungen, alle meine Wünsche sind nicht nur erfüllt — sondern weit — weit übertroffen. — Wen Gott lieb hat, dem geb' er solchen Mann."

Und doch war sie nicht glücklich. Schlosser besaß im Grunde keine tiefere Individualität. Und um einer so komplizierten Natur wie Cornelia gerecht zu werden, dazu fehlte ihm jedes Verständnis. Er war ein tätiger, aber kein einsichtiger Mann. Von Früh auf bis in die Nacht hinein war er vollauf beschäftigt mit seinen Amtsgeschäften oder schriftstellerischen Arbeiten. Als ein praktischer Philosoph schrieb er für Gott, Tugend und Recht, und war dabei ein simpler Philister. Vollends seitdem er sich in Emmendingen als Oberamtmann eine gefestigte, ruhige Existenz erworben hatte, war ihm alles fremd und unbegreiflich, was nicht ihm selbst ähnlich war. Er lebte in Lavater, den er anbetete, mit dem er seinen Glauben, seine lebendige Auffassung des Christentums teilte. Und so ist es erklärlich, daß er mit der Zeit zu seinen einstigen Genossen aus der Frankfurter Kampfperiode, insbesondere zu Goethe, der sich bald von Lavater lossagte und ganz Spinoza zuwendete, kein inneres Verhältnis mehr finden konnte. „Goethe ist mir zu stark!" lautet ein überaus bezeichnender Ausspruch Schlossers. Er empfand ein Grauen vor dem Weimarer Weltkinde. Nun war aber für Cornelia ihr Bruder noch immer ein Abgott, für ihn schwärmte sie, ihn verstand sie so gut, wie vielleicht niemand. Und nach ihm sehnte sie sich aus der Tiefe ihrer Verlassenheit. Dagegen war sie für die religiösen Schwärmereien ihres Mannes ganz und gar nicht empfänglich. Wohl glaubte Lavater, auch in der Gattin seines Freundes eine fromme Anhängerin gewonnen zu haben, und schickte ihr seine Schriften und korrespondierte mit ihr. Doch um eine richtige Jüngerin des Züricher Propheten zu werden, dazu fehlten ihr neben vielem anderen vor allem jener freudige Optimismus und jene naive Glaubensseligkeit, die ihm selbst eigen waren.

Schlosser wünschte sich aber seine Gattin so, wie er selbst war. Er verlangte, daß sie nicht bloß treue Verwalterin seiner ausgedehnten Wirtschaft sein, sondern auch die übrige Last mit ihm tragen solle. Ohne auch nur zu ahnen, was ihrer Mimosenseele abging, bemühte er sich, wie einst Herr Rat, ihrem Geiste immer neuen Wissensstoff zuzuführen. Und wie dieser Wissensstoff aussah, das zeigt uns seine Schrift: „Pläne und Fragmente einer Weltgeschichte für Frauenzimmer" — eine äußerst stupide Zurechtstutzung der Weltgeschichte für Frauen und Kinder. Der beschränkte Mann hielt eben alle Weiber für „Papiergeschöpfe", die, zu schwach für jede kräftige Kost, nur die leichteste geistige Nahrung vertragen.

Noch etwas kam hinzu. In Schlosser wohnte eine leidenschaftliche Sinnlichkeit. Selbst seine religiösen Vorstellungen waren sinnlich gefärbt, und kein Gedanke war ihm schmeichelhafter, als auf der anderen Welt einst von den Engeln geliebkost zu werden. Cornelia hingegen war ein physisch schwächliches Wesen ohne Sehnsucht nach zu deutlichen oder zu häufigen Beweisen männlicher Zärtlichkeit. Sie hätte sich vielleicht in Liebe hingeben und in ihr aufgehen mögen, aber aus freiem Willen, nicht in aufgezwungener Pflicht. „Ihr ekelt vor meiner Liebe" — hat der Gatte einmal bekannt und damit das Traurige dieser Ehe enthüllt.

Und nun denke man sich das Schicksal einer so seltsam fühlenden Frau wie Cornelia, die dazu verdammt war, neben einem Manne hinzuleben, der ihr fremd, ja vielleicht gar zuwider war, mit dem sie gar keine tieferen Interessen verbanden und den sie doch als ihren Herrn betrachten mußte. Dazu die Abgeschiedenheit, in der sie sich befand, die Entfernung von der Stätte ihrer Jugend und ihrer Freunde, in einer einsamen Gegend, wo auf viele Meilen weit kein Mensch zu finden war. Sie hatte sich schon früh aus dem väterlichen Hause hinausgesehnt. Wie tief sie den Zwang in jenen Jahren empfunden, davon zeugt der Sinnspruch, den sie sich als Mädchen gewählt hat: „La liberté fait mon bonheur." Und sie hatte geglaubt, in der Ehe diese Freiheit erlangen zu können. Nun aber mußte sie einsehen, daß der Kerker der gleiche geblieben war, nur daß sie vorher unter der Obhut ihres Vaters, jetzt aber unter der des gestrengen Eheherrn stand. Ein dunkler Trübsinn legte sich über ihre Seele und zehrte an ihrer Gesundheit, die nie blühend war. Und so kam es, daß ihre Freunde es als eine Erlösung von noch größeren Leiden ansehen mußten, als sie am 8. Juni 1777, nachdem sie ihrem glücklichen Gemahl eine Tochter geschenkt, die Augen für immer schloß.

In den Vorarbeiten zu „Dichtung und Wahrheit" hat Goethe Cornelia mit einigen Worten am treffendsten charakterisiert: „Wunderbare Natur meiner Schwester. Man hätte von ihr sagen können, sie sei ohne Glaube, Liebe und Hoffnung." Wohl war sie, wie Goethe an anderer Stelle gesteht, liebebedürftig und sehnte sich nach Liebe. Und daß sie auch bei anderen tiefere Gefühle wecken konnte, das beweist Lenz, der seiner schwärmerischen Liebe zu der frommen Cornelia in einer Dichtung ein beredtes Denkmal gesetzt hat und zu ihrer [illegible]:

„Mein Schutzgeist ist dahin, die Gottheit die mich lehrte
Die Hände jeglicher Gefahr.
Und wenn mein Herz erstorben war
Die Gottheit, die es wieder nährte."

Doch Cornelia fehlten „Glaube" und „Hoffnung". Glaube und Hoffnung sind aber jene Mächte, die, indem sie uns den Dingen entrücken, täuschende Illusionen um uns weben; sie sind gleichsam ein Prisma, durch das sich uns das Leben in wohlgefälligen verlockenden Farben spiegelt und uns an sich fesselt. Cornelias analysierender, allzufrüh reif gewordener Geist konnte sich aber keine Illusionswelt schaffen, keine Welt, in der ihre Liebe hätte gedeihen können. Und so ward denn ihre Sehnsucht nie erfüllt. Und sie mußte früh verblühen, wie eine junge Lilie, die nach Tau dürstet.

Zürich. **Jonas Fränkel.**

Choderlos de Laclos.

Im Roman fand die Gesellschaft der galanten Zeit allein ihren künstlerischen Ausdruck; denn der Vers dieser Dichter ist eine gereimte Prosa und das Theater imitiert ohne Originalität die Dramatiker der früheren Zeit. Der Roman des späteren achtzehnten Jahrhunderts malt ein liebenswürdiges Dasein in oft gefühlreicher Wollust. Die Verführer hatten im letzten ein gütiges, weiches Herz und ihre Libertinage ist ein Amüsement und ohne Ruchlosigkeit. Die Geliebten hatten zu ihrem momentanen Verhältnis immer alle Treue und Aufrichtigkeit. Und selbst die Betrogenen lieben die Liebe und sagen nichts Schlechtes über sie. Die kleinen Sentiments und die kleinen Sinnlichkeiten so ineinander geschoben, wie sie der Roman dieser Zeit liebt, amüsieren und rühren und beunruhigen nicht. Man sagt, diese Romane malten falsch, die Gesellschaft sei nie so gewesen. Dies ist möglich, aber es war dieser Gesellschaft angenehm, so zu scheinen wie sie die Romane malten, und Zeit war genug, daß sie sogar nach diesen Romanen sich ihr Leben richten konnte, dieses wenigstens auf seiner Oberfläche, und darüber die Tiefe vergaß oder verlor oder aus Wohlerzogenheit versteckte. Selbst wo die Romane das darstellen, was man Ausschweifung nennt, wie es die Libertinagebücher des Andréa de Nerciat tun, die voller erotischer Pyramiden und Quadrillen sind, oder diese Phantasien des einsam in Charenton exzedierenden de Sade, sind auch in diesen Büchern Helden und Heldinnen, Wollüstige, mit dem Hintergrund kleiner aber wohlerzogener Gefühle, Wollüstige, die allerlei Kunststücke um den Priap ausführen, aber von dem Bösen der Leidenschaft unberührt sind, das mauvais genie der Liebe nicht kennen. Die nicht große Gesellschaft, aus der und für die geschrieben wurde, war in ihren Gründen vielleicht nicht so, wie man sie beschrieb — lebte doch da ein Richelieu — aber sie war sicher dankbar bemüht, nach Möglichkeit dem Bilde zu entsprechen, das ihre Autoren von ihr entwarfen. Einer niedergehenden Gesellschaft fällt der Dandismus nicht schwer, noch weniger, wenn diese dekadente Gesellschaft so soziabel ist, wie es die französische des Ancien régime war, so eng miteinander verbunden durch den Adel, den Parasitismus, die Untätigkeit, die leise Angst und den Klatsch. Die amouröse Logik dieser Romane ist alles, aber keine psychologische, und die Gesellschaft affektiert danach eine galante Mechanik des Liebesspieles.

In diese zierliche Landschaft beschnittener Bäume und verschnittener Empfindungen fällt ein Donnerschlag, und einer der Herren im Schäferkostüm, den man gerade noch Tircis nannte, wirft sein Gewand ab, und es ist der Wolf: Es erschienen die „Liaisons dangereuses" des Choderlos de Laclos.*)

Boucher und viele der anderen Rokokokünstler haben oft die Bascüle gemalt, und die Literatur hat die Liebe nicht anders beschrieben, denn als ein solches Schaukelspiel, bei dem ein glattes Brett vom einen zum anderen führt, das oft des Hahnreis Rücken balanciert. Des Spieles Zweck und Ende ist immer, daß eine oben ins Gleiten kommt und dem Kavalier am unteren Ende in die offenen Arme rutscht. Die Kleider geraten gern etwas in Unordnung und man schreit ein bißchen, aber es klingt wie Lachen. Die Zuschauer und auch der Betrogene klatschen Beifall, und schon wippt ein neues Paar, da das andere sich in die Laube verlor, an deren Eingang Hymen eine Fackel senkt. Zuerst meint man auch bei den „Liaisons", man sähe der galanten Bascüle zu und als spanne der Autor eine Intrigue um ihrer selbst willen. Aber da fällt ein Wort, man sieht eine Bewegung, der kleine Schrei ist kein Lachen mehr, und was erst ein Spiel schien, ist ein Kampf. Es bewegen sich in diesem Buche nicht mehr die amourösen Typen der Zeit, die die Autoren zu variieren sich keine Mühe geben, da die Variation der alten Geschichte selbst die Hauptsache ist. In den „Liaisons" treten die erotischen Charaktere des achtzehnten Jahrhunderts auf, die Intellektuellen, die Naiven, die Sentimentalen, und was immer nur als heiteres Spiel zwischen Damen und Herren en pastel gezeigt wurde, es offenbart sich hier in seinen Tiefen als der Kampf der Geschlechter. Wo diese Menschen auch immer ihren Weg zur Liebe nehmen mögen, ob sie die intellektuelle Perversion des Verführers leitet oder die Sinnlichkeit oder das Herz, — keinem ist die Liebe jenes Amusement, das man sonst zu dieser Zeit nur suchen und immer finden sah, allen ist sie eine Leidenschaft, die tötet oder [illegible].

*) [illegible] nach dem Originalmanuskript [illegible] der [illegible] des „Mercure de France".

In diesem Roman der letzten Aristokraten, der race physiquement diminuée, wie sie de Maistre nennt, ist die Madame de Tourvel, eines der Opfer des Verführers Valmont, die einzige, die zur Bourgeoisie gehört, zu der neuen Kaste, die in den Dingen der Liebe ein fatales Erbe antrat. Das Bürgertum divinisierte alle seine Mittelmäßigkeitstugenden; auch diese der ehelichen Treue, die sie zum ganzen Inhalt der Liebe und so sentimentalisch machte. Wie dem Werter, dessen schöne Schwester sie ist, wachsen der bürgerlichen Madame de Tourvel aus dem Kampfe ihrer Natürlichkeiten mit dem bürgerlichen Ideal der Treue übermenschliche Kräfte und jene Grausamkeit gegen sich selbst, die sie Schmerz und Tod lieben läßt, um ihre „Schande“ zu vertilgen. Was er in allen Romanen dieser Zeit nicht war, wird der Ehebruch in der bürgerlichen Heldin der „Liaisons“: eine Tragödie.

Und die Verführung ist nicht mehr was sie sonst war, Lust nach dem andern, der gerne nachgab und nur um den Genuß zu erhöhen zögerte; sie ist in Valmont und der Madame de Merteuil eine Kraftentfaltung des Willens und Verstandes, die um ihrer selbst willen genossen wird und sich sofort einem anderen Ziel der Verführung zuwendet, wenn das eine erreicht ist. Diese beiden machen das Kalkül jeder Geste und bereiten jedes Wort vor, denn sie wollen in der Wollust noch vom Genuß ihres Genusses wissen und sich nicht von den Gefühlen noch von den Ekstasen um ihre Bewußtheit bringen lassen. „Ich bin sicher, schreibt die Marquise, käme mir die Laune, dem Chevalier den Abschied zu geben, er wäre verzweifelt, und nichts amüsiert mich so wie ein verzweifelter Liebhaber; er würde mich perfid nennen. Und perfid genannt zu werden hat mir immer Vergnügen gemacht; nach jenem anderen Wort: Grausame, ist es das süßeste für Frauenohren, und weniger schwierig sich zu verdienen.“ Diese Frau verwechselt nicht die Liebe mit den Liebhabern, so ist ihre strategische Kunst immer eine andere und neue. Sie gibt Valmont, ihrem Schüler, Geliebten, Verbündeten und Gegner, den Rat: „Tremblez surtout pour ces petites femmes actives dans leur oisiveté ... imprudentes, qui dans leur amant actuel ne savent point voir leur ennemi futur.“ Es ist natürlich, daß die Sentimentalen und Naiven die Opfer der Intellektuellen sind: die naive Volanges des Verführers Valmont, der von sich sagt: „Des moyens de deshonorer une femme, j'en ai trouvé cent, j'en ai trouvé mille“, und Danceny, der Bräutigam der Volanges, das Opfer der Merteuil, die von sich sagt: „. . . . mes principes, je les ai créés, et je puis dire que je suis mon ouvrage“, und die dem Mädchen diesen Rat sublimer Immoral gibt: „Voyez donc à soigner votre style. Vous écrivez toujours comme un enfant, je vois bien d'où cela vient; c'est que vous dites tout ce que vous pensez, et rien de ce que vous ne pensez pas. Vous voyez bien que quand vous écrivez à quelqu'un, c'est pour lui et non pas pour vous: vous devez donc moins chercher à lui dire ce que vous pensez que ce qui lui plaît davantage.“ — Und es ist natürlich, daß die Intellektuellen die Opfer ihrer selbst sind: „Ich weiß nicht, weshalb mir nur mehr das Bizarre gefällt“, bemerkt am Ende die Merteuil, und Valmont: „Je suis indigné, quand je songe que cet homme (Danceny), sans raisonner, sans se donner la moindre peine en suivant tout bêtement l'instinct de son cœur, trouve une félicité ...“. Das Ende ist Müdigkeit, Ekel und vielleicht Verzweiflung; das Pathos gehört den Gefühlen.

Die „Liaisons dangereuses“ kamen auf den Index der infamen Bücher. Doch betonte der Autor dieses machiavellistischen Traktats von der Liebe die moralische Absicht seines Werkes. Mädchen, die es gelesen haben, werden danach nicht in ein Kloster gehen, und die Verführer können aus Büchern nichts lernen. Es wird die einen nicht warnen, die andern nicht bessern, denn an den moralischen Angelegenheiten ändert die Lehre nichts. Und wir lesen die Bücher auch mit unseren immoralischen Neigungen. Aber das achtzehnte Jahrhundert besaß diesen Glauben an die moralische Erziehung, und so mag man an den ehrlichen Absichten des Laclos nicht zweifeln, muß hinter seiner Versicherung keine Ironie suchen und es wie Laclos als die gerechte Strafe hinnehmen, daß Valmont im Duell und die Marquise an den Blattern stirbt und braucht das nicht symbolisch so zu deuten, daß die Dummheit des Zufalles alle Weisheit des Kalküls zu Schanden macht. Man hat vor kurzem ein Manuskript Laclos' aufgefunden, das die Preisaufgabe einer Provinzakademie zu lösen versucht. Dieser Essai einer „Education des femmes“*) tendiert zu dem vorrevolutionären Ideal der femme naturelle und ist ein Fragment geblieben. Ob Laclos während der Arbeit diese femme naturelle wie ein Phantom verschwand, daß er, dem die scharfen Augen für das Lebendige gegeben waren, davon nichts mehr zu schreiben wußte, oder ob ihn die Umstände seines Lebens von dieser Arbeit entfernten, ist nicht zu entscheiden. Man kann beides oder eine dritte Möglichkeit annehmen, denn von der Vie intime Laclos' weiß man nichts, und die wechselnden Schicksale seines äußeren Lebens, die allein man kennt, machen sein inneres Leben nur rätselhafter.

Als im Jahre 1782 die „Liaisons“ erschienen, war der Artilleriekapitän Laclos einundvierzig Jahre alt. Seine kleinen Verse aus der früheren Zeit, die man da und dort in Journalen findet, geben nur sicher an, daß der Offizier seine Rolle als „personnage regnant“ in der galanten Gesellschaft spielte, wo Verse zu machen zum guten Ton gehörte und durchaus keinen Dichter bedeuten mußte. Zu Beginn des Jahres, da man die Bastille stürmte, wurde Laclos zum secrétaire surnuméraire des commandements du duc d'Orléans ernannt. Diese Stelle, die er der Protektion der Genlis verdanken soll und die nichts weiter war als eine Livrée, entschied für Laclos: die Revolution hatte keine große Rolle für ihn. Die Ereignisse des 5. und 6. Oktober nennen ihn, aber nicht seinen Anteil daran. Er schloß sich wie sein Herr den Jakobinern an und Michelet beschuldigte ihn, den homme noir, wie er ihn öfter nennt, daß er unter die Leute der einzigen Revolte Geld des Egalité verteile. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Orléans in Laclos einen Vertrauten seiner weitzielenden Absichten hatte und in ihm den Machiavell seines erwarteten Hofes gefunden zu haben glaubte. Doch ernennen die Jakobiner Laclos zum Redakteur ihres Journal des amis de la Constitution und er spricht in den Klubs, bei den Feuillants wie auf der Butte des Moulins unter großem Beifalle wie ein Valmont der Politik. Er inszeniert mit Brissot die Petition an den Flüchtling in Varennes und wendet viel Diplomatie auf, dem Egalité auf den Weg zum Thron zu helfen, aber die Ereignisse gehen schneller: Bailly proklamiert die Loi martiale und das Massacre auf dem Champ-de-Mars macht Laclos' politischer Tätigkeit ein Ende. Er war kein Republikaner, aber auch kaum ein Orleanist. Man wird ihn da zu Mirabeau, Rivarol und Chamfort stellen müssen, denen die Feinheit ihres Geistes die Wahl der Partei schwer machte. Es ist so sympathisch, daß diese Ironiker in der Zeit des Schreckens galante Gedichte schrieben und veröffentlichten, Laclos etwa so an Margot:

„Deux objets d'un tendre délire
Le temps que j'emploie à t' écrire
Est sans doute un temps que je perds.
Jamais tu ne liras ces vers,
Margot, car tu ne sais pas lire . . .“

Vor der Petition hatte Laclos seinen Abschied als Offizier genommen, 1792 tritt er wieder in die Armee ein und geht als Brigadechef gegen Preußen an den Rhein. 1793 in Paris wird er mit dem Egalité ins Gefängnis gesetzt und arbeitet hier an neuen Sprengstoffen und Belagerungsgeschossen, die er, wieder in Freiheit, mit Erfolg erprobt. Aber im September desselben Jahres sieht ihn das Gefängnis zum zweitenmal und nur die Erkenntlichkeit Robespierres rettet ihn vor der Guillotine: Laclos machte dem Schulmeister der Revolution seine Reden. Aus den Berichten der Gefängniswärter erfährt man einiges aus Laclos' Privatleben: daß er verheiratet ist, zwei Kinder hat und von einem sehr mäßigen Einkommen lebt. Der Morgen des Thermidor gibt ihm wie den vielen anderen nach zehn Monaten Haft die Freiheit, und das Direktorium schickt ihn als Brigadegeneral unter Moreau zur Rheinarmee. Unter dem Konsulat starb Laclos am 5. Oktober 1803 als Generalinspekteur der Südarmee in Tarent. In einem Briefe vom Sterbelager empfiehlt er dem ersten Konsul Weib und Kinder.

Ein kurzes und das beste Urteil über Laclos und ein Urteil, dessen Zweck nicht irgend eine Eulogie war, steht in dem Polizeiberichte der Zelltüre des Verges über den Gefangenen: „Homme de génie, très froid et très fin.“

München. **Franz Blei.**

Der „Kunstwart“.

Was ist „feuilletonistisch“? Ein schillerndes, funkelndes Wesen, das schwer zu fassen ist — das leuchtet ohne weiteres ein. Nichtsdestoweniger aber soll versucht werden, dem ungewissen Etwas eine wesentliche Eigenschaft, ein begriffliches Kennzeichen abzugewinnen. Möglich, daß dieser und jener dann unserer Auffassung die seine entgegensetzt; ein mathematischer Beweis ist hier ja nicht zu führen. Wir können unsere Ansicht in aller Klarheit vortragen, können sie an der literarischen Wirklichkeit erproben und schließlich darauf verweisen, daß wir von einer gewissen „Undefinierbarkeit“ des Feuilletons bereits in den ersten Sätzen sprachen — mehr läßt sich nicht tun. Und so beginnen wir denn: was ist feuilletonistisch?

Es läge nahe, eine Mischgattung darin zu erblicken, ein Ding zwischen Kunst und Zeitungsblatt, Darstellung halb und halb Gedankengang. Eine solche Mischgattung aber ist beispielsweise der [illegible] Essai, ist das Kapitel manchen Historikers, das sich bei aller Wissenschaftlichkeit doch gelegentlich zu künstlerischer Kraft erhebt. Das Halbkünstlerische also mag eine Eigenschaft des Feuilletons sein, ist sogar eine, nur die bestimmende ist es nicht. Unter Leuten, die sich für Fachgelehrte halten, weil sie über ein enges Gebiet ein Dutzend Bücher kennen, die sie langweilig auszuziehen verstehen — unter solchen Leuten begegnet man häufig der Ansicht, daß „feuilletonistisch“ und oberflächlich identische Begriffe seien. Befragte Leute haben meist wissenschaftliche noch andere Vorzüge; aber sie haben die Wonne, den Ehrgeiz, die Lust, den Hochmut, daß sie nicht „feuilletonistisch“ sind. Sie baden sich wohlig in ihrer eigenen Langeweile, putzen eine Selbstverständlichkeit mit 15 Zitaten und verachten den „Feuilletonisten“. Ist

*) De l'éducation des femmes [illegible] d'après le manuscrit par E. Champion. Paris, Vanier 1903.

auch mal etwas Gewagtes gegen 15 Zitate sagt. Die Leute sind gelehrt, grundgelehrt, aber vernünftige Wesen sind sie nicht. Das Feuilleton ist gar nicht oberflächlich, braucht es wenigstens nicht zu sein; es kann, in Stimmung wie Gedanken, mehr Nachdenkliches enthalten, als zehn fachgelehrte Untersuchungen. Woran erkennt man es nun? Es kommt einem in den Sinn, daß es graziös, geistreich, gewandt sei und das alles ist es auch, aber im Grunde trifft keines dieser Ausdrücke die Sache. Ich komme vielleicht in den Verdacht, feuilletonistisch über das Feuilleton zu schreiben, wenn ich sage, daß es gar keine „Sache" ist. Nichtsdestoweniger will ich es nicht im Scherz, sondern im definierenden Ernst verstanden wissen. Das Feuilleton ist wirklich keine Sache; der Ausdruck ist viel zu substantiell, zu erdenschwer und ernsthaft. Das Feuilleton ist ein Spiel; es spielt mit allen Dingen zwischen Himmel und Erde und strebt darum alle Eigenschaften des Spieles an — das Gefällige und Graziöse, das Leichte und Anmutige, das Heitere und Freie. Wohlgemerkt: das alles sind formale Eigenschaften, Eigenschaften des Spieles, nicht des Stoffes, der sehr wohl ernst, ja grausig sein kann. Man braucht Talent, viel Talent, aber weiter auch nichts, um ein Feuilleton über die Pest zu schreiben. Nicht der Ernst des Inhalts, der Ernst der Methode bildet den Gegensatz zum Feuilleton. Ich kann mir sehr wohl einen Feuilletonisten denken, der meine Erklärungsversuche mit einem Lächeln begleitet hat. So wenig angenehm ein solches Lächeln sonst auch ist, in diesem Fall ertrag ichs gern. Worüber lächelt er denn, wenn nicht über den Gegensatz, der zwischen dem leichtsinnigen Spiel des Feuilletons und dem begrifflichen Ernst besteht und was heißt das im letzten Grunde anders, als daß er meine Ansicht bestätigt? Wenn also das Feuilleton ein Spiel ist, darf es in der Literatur keinen anderen Raum beanspruchen, als dem Spiel im Leben des Mannes überhaupt vergönnt ist. Innerhalb dieser Grenzen ist das Feuilleton ein feines Genre, dem ich eine feine Pflege wünsche, nur daß es leider nicht in diesen Grenzen geblieben ist. Wenn aller Ernst der Methode schwindet, wenn alle Dinge, auch die verantwortungsvollsten, gerade gut genug sind, um in einem Blender verpufft zu werden, dann reißt ein grauenhafter Zustand ein, um so grauenhafter, als er sich als Spiel gibt, so daß gleichsam die Form über den Verwesungsinhalt grinst. Eine solche Zeit aber gab es und sie liegt nicht allzulange hinter uns. Der Feuilletonismus war in eine Schreckensherrschaft ausgeartet und wenn diese auch heute gebrochen ist — es ist allzuviel zurückgeblieben, das noch immer bekämpft werden muß. Es gibt feuilletonistische Kunstgeschichten in mehreren Bänden, feuilletonistische Abhandlungen, feuilletonistische Theaterstücke, ja selbst eine feuilletonistische Lyrik, wenn man das Spiel mit Pointen, Antithesen u. s. w. anders als feuilletonistisch bezeichnen darf. Vor allem aber und worauf es hier im besonderen ankommt: es gab und gibt eine feuilletonistische Literaturkritik, die sich häufig genug in unangenehmer Weise breit macht, die literarisch nichts erreichen, nichts säen, nichts aufbauen will, die vielmehr lediglich spielt und oft genug so, daß die liebe Eitelkeit durch das Spiel hindurchscheint.

Ich mußte so ausführlich vom Feuilleton handeln, um dem Satz Hintergrund und Inhalt zu geben, den ich jetzt niederschreibe: Der „Kunstwart" hat uns in erster Linie von der Korruption des Feuilletonismus befreit. Was darin gesagt ist und wie schwer ein solches Verdienst wiegt, braucht nach dem Vorausgegangenen nicht mehr erörtert zu werden. Es ist vielleicht der beste Ruhmestitel des ausgezeichneten Blattes, daß es sich vom Feuilletonismus gänzlich fern hält, ohne doch je dem Grauen und Monotonen zu verfallen. Daß auch dem gebildeten Publikum die feuilletonistische Kost endlich — endlich! — zuwider geworden ist, beweist der starke Erfolg, den Avenarius errungen hat.

Neben dem Gegensatz zum Feuilletonismus zeichnet den „Kunstwart" noch eine andere wesentliche Eigenschaft aus: er ist modern. Ich weiß, daß einige darunter die letzte Mode verstehen und darum etwas erstaunt dreinblicken werden, denn den letzten Moden läuft der „Kunstwart" ja freilich nicht nach. Ich verstehe unter modern etwas anderes, das nicht nur besser, sondern, wie ich glaube, auch richtiger ist. Was ist denn der Inhalt der literarischen Bewegung gewesen, die wir modern nennen? War es der Naturalismus oder die Decadence oder der Symbolismus? Ich glaube, nichts von alledem oder das alles zusammen, wie man nun will. Hinter dem allen lag ein treibendes Prinzip, eine gemeinsame Stimmung, ein leidenschaftliches Verlangen; das Verlangen nämlich, endlich wieder Kunst und Leben an einander zu bringen, das Leben mit Kunst und die Kunst mit Leben zu erfüllen. Das moderne Leben schuf sich dann die mannigfachen Formen: den Naturalismus für das Leiden des vierten Standes, die dekadente Kunst zum Spiegel einer modernen Kulturmüdigkeit und den Symbolismus für die Sehnsucht nach etwas Schönerem, als die graue Welt der Industrie. Wenn aber die Beziehung zwischen Kunst und Leben ein Prinzip der „Moderne" war, dann ist der „Kunstwart" modern im besten Sinne. Er hat nichts Blutleeres und [illegible], sondern greift in die Gegenwart ein, wie nur wenig andere Blätter. Die Erscheinungen des öffentlichen Lebens werden hier fortlaufend unter ästhetischen Gesichtspunkten gewürdigt. Er gibt Anregungen für den einzelnen, für Gesellschaften, Behörden und für die Nation. Anregungen auf allen Gebieten, zur Lektüre, Musik, Bilderankauf, Wohnungseinrichtungen, Landschaftspflege u. s. w. Dabei hat es mit den Anregungen gar nicht sein Bewenden; der „Kunstwart" streut auch positive Kunst ins Volk. Seine Notenbeilage, seine Bilder und Meisterbilder sind künstlerische Faktoren, von denen z. B. die „Meisterbilder" nationale Bedeutung beanspruchen dürfen. Der „Kunstwart" ist in jeder Beziehung aufbauend und schaffend, nicht zersetzend und auflösend. Es versteht sich darum auch von selbst, daß er mit künstlerischen Organisationen, wie „Dürerbund" und dem „Bund für Heimatsschutz", freundliche Nachbarschaft hält. Die Mitarbeiter sind intelligent, sachverständig und meistens auch gute Schriftsteller. Es liegt mir sehr fern, ihre Verdienste zu schmälern. Es muß aber doch gesagt werden, daß der eigentliche Geist des Unternehmens von seinem Begründer und Leiter, von Ferdinand Avenarius, getragen wird. Ich habe hier nicht über Avenarius zu schreiben, immerhin aber darf ich sagen, daß sich in ihm produktive Künstlerschaft mit hohen kunstpädagogischen Fähigkeiten in sehr glücklichem Maße eint. Der „Kunstwart" erscheint bei Callwey in München. Daß er ohne Konzessionen an das bloße Unterhaltungsbedürfnis u. s. w. zu starkem Einfluß gelangen konnte, beweist, daß wir in Deutschland nicht vergeblich schaffen.

Berlin. **Erich Schlaikjer.**

Schule und Schülerkraft.

Vor mir liegt ein merkwürdiges und nützliches Buch, wie es nur unsere Zeit schaffen konnte, die an Widersprüchen so reich ist. Es heißt: Schule und Schülerkraft, hat zum Verfasser Julius Vinzenz Pazal in Prag, und ist dem Vizepräsidenten des k. k. Landesschulrats für Böhmen, Herrn Franz Zabusch gewidmet.*) Zweck der Arbeit, welcher der Verfasser mehr als ein Jahr statistischer Mühe gewidmet hat, ist, festzustellen, wie viel an Zeit Schüler einer österreichischen Handelsschule, Realschule und eines Gymnasiums an einer beliebig herausgegriffenen Woche auf den Schlaf, die Ruhe und Zerstreuung, auf Schulstunden, häusliche Arbeit, Privatarbeiten (Lektüre, Musik), erhaltene und auch erteilte Privatstunden aufgewandt haben. Das Ergebnis seiner Erhebungen machen 116 graphische Tafeln mit mehrfachem Farbendrucke anschaulich. Ich will auf diese etwas umständliche, aber in ihren Ergebnissen gewiß verläßliche Methode nicht näher eingehen. Wichtiger erscheinen mir die Ergebnisse selbst und vor allem die mitgeteilten Aeußerungen der Schüler über ihre Tageseinteilung, die ein lauter Protest gegen den herrschenden Betrieb sind. Daß diese Klagen aber berechtigt sind, das zu erkennen, hätte ja schon für jeden, der sehen kann und sehen will, ein Blick auf die in den Schulprogrammen mitgeteilten Pensentabellen genügen müssen. Wenn z. B. der „sehr begabte, sehr fleißige" O. P. in seinem 15. Jahre auf der Handelsakademie am 16. Juni 1903 sieben Schulstunden und viereinhalb häusliche Arbeitsstunden hatte, so blieben ihm für den Schulweg und die Essenspausen nur wenig über drei Stunden, für den Nachtschlaf sieben Stunden und der Tag war mit seinen 11 Arbeitsstunden nach hygienischem und rein menschlichem Urteile eine Abnormität und eine Schädigung des Knaben. Wenn der 18jährige „fleißige, begabte" O. F. als Schüler der siebenten Klasse einer k. k. Staatsrealschule durchschnittlich in der Woche vom 15. bis 21. Juni 1903 mit Einschluß des Sonntags nur sechseinhalb Stunden geschlafen, aber zwölf Stunden gearbeitet, eineinviertel Stunden sich privat beschäftigt und zur Zerstreuung (einschließlich Schulweg und Essenszeit) nur vier Stunden hat, so ist auch das ein ganz ungesunder Zustand. Rechnet man nämlich den einzelnen Tagen nach, z. B. den Montag mit seinen sieben Schulstunden und sechs Stunden häuslicher Arbeit, so bleibt dem armen, gehetzten jungen Manne nur ein halbes Stündchen für eigene Beschäftigung und zum Spazierengehen, zum Verkehr aber mit der Familie und mit Freunden überhaupt keine Zeit. Die sorgfältig ausgearbeiteten Tabellen ergeben, daß den Schülern die tägliche Schlafzeit durch die Schule gegen zwei bis drei Stunden um ihr von den Aerzten gefordertes Normalmaß gekürzt wird, und daß die Zeit für Spaziergänge und Erholung „nur in seltenen Fällen" ausreichend war. Dabei gelten zwei bis drei Stunden als „ausreichend", was doch gewiß recht bescheiden bemessen ist.

Wir bilden Tierschutzvereine und nehmen uns der Säufer und haftentlassenen Verbrecher an, gibt es aber keinen Schutz für die „14jährigen Schüler" (S. 58), die „nur einmal in der Woche, am Sonntagsvormittag, Zeit zu einem Spaziergange" finden? Das Ergebnis dieser wissenschaftlichen Untersuchungen ist also mit dem der laienhaften Mutter völlig übereinstimmend, „daß den Schülern der österreichischen Mittelschulen für ihre körperliche Entwicklung und zur Ausbildung von individuellen Neigungen für Spezialstudien keine Zeit bleibt" (S. 60). Pazal drückt das folgendermaßen aus: „Die Mißstände in der Oekonomie des Schulbetriebes, der Passivstand in Bezug auf erzielte Werte und erzielten Nutzen gegenüber dem Aufwand an Arbeit, an Zeit, an Kräften, an nervöser Aufregung und Gemütsdepressionen (die mitunter sogar zum Selbstmord führen), die Verkürzung der notwendigen Schlafzeit und Abnutzung jugendlicher, in der Entwicklung begriffener Körperkräfte sind wohl der Grund, daß zahlreiche Männer des praktischen Lebens leider immer noch einem langjährigen Schulbesuche keinen großen praktischen Wert beilegen." Man hat damit zugleich eine Probe des unerträglich breiten und gewundenen Kanzlisten-

*) A. Pichlers Witwe & Sohn, Verlagsbuchhandlung, Leipzig und Wien. 1904.

deutsch, in dem diese ganze sonst so wackere und ehrliche Arbeit verfaßt ist. Bedarf es aber — so fragen wir — um das festzustellen, so großen Mühaufwands? Pfeifen diese Weisheit nicht schon die Spatzen von den Dächern? Und doch wollen wir den fleißigen Statistiker nicht tadeln, sondern nur die, welche nicht hören und sehen wollen und die dem Phantom der „Bildung", welche vielfach nichts anderes als eine besondere moderne Art geistiger Barbarei ist, die Jugend und die Gesundheit ihrer Kinder opfern. Kein Wunder, wenn von den so unnormal, so unfroh unter dem ewigen Zwange der Schule und der Pflicht vegetierenden Mittelschülern „in einem Kronland Oesterreichs während der drei verflossenen Jahre 25 Selbstmorde zu verzeichnen waren." Deutlicher konnten sich diese jungen Opfer gegen unsere barbarische Hyperkultur nicht aussprechen. Ich hoffe, es wird bald eine Zeit kommen, in der man mit Abscheu von dem „kindermordenden Zeitalter der deutschen Schulen" sprechen wird. Der Rechtfertigung vonseiten der Lern- und Lehrfanatiker, daß nämlich jene Selbstmörder jedenfalls schon nervös und krankhaft veranlagt gewesen seien, treten wir mit der Ueberzeugung entgegen, daß sie auf englischen Schulen gesund geworden wären und sich nicht entleibt hätten. Denn auch in England werden nervöse Kinder geboren. Schülerselbstmorde aber kennt man dort nicht.

Unsere Zeitgenossen führen oft das Wort im Munde „Wissen ist Macht" — ein volkstümliches Wort ist das aber nicht, und kann es nicht sein, weil es an sich und ohne weiteres nicht wahr ist. Ich kenne sehr vieles Wissen, das tot und deshalb machtlos ist. Wertlos ist auch alles Wissen, das den Menschen nicht zugleich moralisch kräftigt und erhebt. Das sollte man von Emerson lernen, dessen „Lebensführungen" eine erstaunliche Fülle von überzeugender Lebensweisheit enthalten. Emerson sagt mit Recht: „Gesundheit ist Macht! Die beste Frucht der Gesundheit aber ist die gute Stimmung. Sie ist wichtiger als alles Talent, selbst bei den Leistungen des Talents. Nichts kann den Wirklichen den Mangel an Sonnenschein ersetzen, und wenn euer Wissen wertvoll sein soll, dann müßtet ihr die Fröhlichkeit der Weisheit besitzen. Nichts nährt den Menschen so gut wie wahrhafte Freude. Die Freudigkeit des Gemütes zeigt seine Kraft. Alle gesunden Dinge sind froh und süß!" Ein englisches Sprichwort sagt: „Sei fröhlich und weise!" Mit Recht stellt es den Frohsinn an erste Stelle. Kraft wohnt bei den Fröhlichen. Fröhlich kann aber nur sein, wer seiner Natur und seinen innersten geistigen Bedürfnissen gemäß lebt. Unsere Schulen mißachten diese Bedürfnisse zum Teil aus Not, zum Teil vorsätzlich. Aber das Ziel der Bildung kann nicht sein, die Eigenart zu zerstören. Im Gegenteil — und da soll wieder Emerson für uns zeugen —: „Die Eigenart ist die Grundlage aller Bildung. Jede wertvolle Persönlichkeit steht auf ihrem eigenen Recht, und der unterrichtete Mann, mit dem wir sprechen, muß einen Mutterwitz haben, den seine Bildung nicht unterdrücken kann, der über alle Bücher, Künste, Fertigkeiten und Eleganz des Verkehres verfügt, aber nie in ihnen verloren geht oder durch sie zunichte gemacht wird. Nur der ist ein wohlbeschaffener Mensch, in dessen Wesen eine sichere Besinnung und Bestimmtheit liegt. Und das Ziel der Bildung ist keineswegs, diese Eigenart zu zerstören. Gott behüte! sondern im Gegenteil, alle Hemmungen, alle störenden Beimischungen wegzutrainieren und nichts als reine Kraft übrig zu lassen. Der Mensch wie wir ihn meinen, muß einen eigenen Stil und eine eigene Besinnung haben, und auf seinem Gebiete ein Meister sein.

Unsere Bildung sollte kühn sein, und ihr Zweck, Verhütung von Schäden. Die Politik hat fast immer nachträgliche Arbeit und immer Stückwerk zu leisten. — — Wir werden eines Tages lernen, Politik durch Erziehung zu ersetzen." . . . . Was wir zu diesem Zwecke den Kindern bieten müssen, das wird dann aber eine andere Kost sein, als die, welche man heute deutschen Schulkindern vorsetzt. Vor allem wird man den Knaben erst gestatten müssen, zu „leben". Denn wie selten ein wirklich menschliches Dasein nach höheren Anforderungen gemessen, im heutigen Deutschland (und Oesterreich) ist, weiß jedermann. Es handelt sich deshalb, wie es auch im Rembrandtbuche (S. 116) heißt, vor allem darum, „die Bedingungen zu wahrem Leben erst für die Deutschen nach Möglichkeit wieder herzustellen". Der Anfang müßte in der Schule gemacht werden. Die ist aber weit davon entfernt, denn sie erkennt vielfach den Uebelstand noch gar nicht, in dem wir stecken.

„Es ist bezeichnend," schrieb mir Herr Pafal bei Uebersendung seiner Schrift, „daß in Nürnberg auf dem Kongreß die Herren Gegner unserer Ueberzeugung die greifbaren Beweise in Bezug auf österreichische Verhältnisse ignorierten, welche durch meine graphischen Tafeln (am Gange des ersten Stockwerkes) geboten wurden. Es scheint, daß jeder der Herren nur seinen eingelernten Vortrag rezitiert hat, ohne auf jenes neue statistische Material Rücksicht zu nehmen, welches in der Ausstellung des Kongresses zu finden war. Ich glaube, daß die Form der Darstellung die Ueberbürdung neuartig und greifbar beweist. Würde meine Methode überall in gleicher Weise angewendet werden, so müßte der leere Wortstreit der Gegner bald verstummen."

Das ist gewiß zutreffend und deshalb hielt ich es für nützlich, auf diese Arbeit hier besonders aufmerksam zu machen.

Steglitz bei Berlin. Prof. Dr. Ludwig Gurlitt.

Bücher.

Sozialer Fortschritt. Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Leipzig, Felix Dietrich, 1904.

Werner Sombart ist's, der diese Sammlung populärer Abhandlungen mit einem Heftchen einleitet, in welchem er die Frage erörtert, warum sich heute jedermann für Fragen der Volkswirtschaft und Sozialpolitik interessiert. Nach ihm kommt der Vorsitzende des Berliner Gewerbegerichtes M. v. Schulz, der über das Koalitionsrecht, W. Timmermann, der über die Bodenreform, K. Agahd, der über Kinderschutz, H. Ostwald, der über die Arbeitslosen schreibt, und viele andere Männer, die ihre soziale Erkenntnis nicht bloß aus Büchern, sondern auch aus dem Leben geschöpft haben. Der Tendenz nach reihen sich die Verfasser der vorliegenden Hefte zumeist dem linken Flügel des bürgerlichen Radikalismus an, womit freilich nicht viel gesagt ist. Besser verständlich vielleicht wird die Richtung, wenn man sie die der sozialpolitischen Aufklärung nennt. Und eine solche ist in der Tat für weite Kreise des Bürgertums erforderlich. Der ruhige, sachliche, überzeugungswarme Ton, in dem diese Aufklärungsarbeit besorgt wird, entschädigt für manche Einseitigkeit und Flachheit, die mit unterläuft. Besser aber auch eine nicht allen Ansprüchen wissenschaftlicher Objektivität vollkommen entsprechende Aufklärung, als gar keine. Schließlich, was ist das: wissenschaftliche Objektivität? Als Carlyle seine berühmten „Flugschriften in elfter Stunde" hinausflattern ließ, die die englische Bürger- und Arbeiterwelt so mächtig ergriffen, da kümmerte er sich einen Pfifferling um die sogenannte wissenschaftliche Objektivität und machte aus seinem Herzen keine Mördergrube; vielmehr donnerte der Weise von Chelsea gleich einem alten Propheten seine geliebten Mitbürger an und hielt ihnen ihren Sündenspiegel vor. Und er war nicht schmeichelhaft der dyspeptische Thomas! — Ungleich sanfter und ohne jede aggressive Tendenz gehen unsere bürgerlichen Reformer vor und wir hoffen und wünschen, daß ihr Erfolg deshalb nicht geringer sein möge. Wir leben im Zeitalter der sozialpolitischen Aufklärung und da ist jeder willkommen, der was zu sagen hat. Und die Männer, die da Werner Sombart anführt, haben gar vieles zu sagen. Sigmund Kaff.

Heinrich Keller: „Das Gespenst unserer Zeit". Sozialer Roman. Egon Fleischel & Comp. Berlin 1904.

Es wäre unrecht, von dem marktschreierischen und geschmacklos gewählten Titel auf den Inhalt selbst schließen zu wollen. Vielmehr steckt in diesem Buche manch glücklicher Gedanke und vor allem steckt darin ein glühender jugendlicher Enthusiasmus. Der heiße Ueberzeugungseifer des Autors nimmt uns gefangen, wenn wir auch ein bischen altklug darüber lächeln müssen. „Das Gespenst unserer Zeit" — wie fälschlich der Sozialismus bezeichnet wird — ist ein krasser Tendenzroman. Darin wird folgender zu beweisender Satz aufgestellt: die Gesellschaftsordnung ist morsch und brüchig, ergo arbeiten wir alle gemeinsam an dem Baue einer neuen menschenbeglückenden Ordnung. Um diesen Satz nun formt Keller seinen Roman. Gestalten aus den verschiedensten Berufs- und Gesellschaftsklassen lernen wir kennen und an allen rächt sich die heutige Gesellschaftsordnung, indem sie sie entweder ganz zerschmettert, oder in grausamer Weise verstümmelt. Der Held des Romans — es ist dies wirklich ein „Held" ohne Fehl und Tadel — ist der Arbeiter Anton Kramberger, ein heller Kopf, der die Welt mit offenen Augen betrachtet, der allem Geschehen ein grübelndes „Warum" nachstellt. Das Leben ist sein Lehrer und die traurigen Erfahrungen sein Wissen. Er sieht seinen Vater, einen kleinen Handwerker, der der mächtigen Konkurrenz der Fabriken nicht standhalten kann, in tragischer Weise zugrunde gehen; er sieht den Bauer, welcher von dem großen Grundbesitzer erbarmungslos von Haus und Hof gejagt wird; er sieht den Beamten, der ohne Protektion, ein kümmerliches, freudloses Dasein fristet. Aber nicht nur der materielle Ruin tritt uns drohend entgegen, sondern auch der körperliche Zusammenbruch ist die Folge des aufreibenden Kampfes. So sieht er denn auch seine Braut, eine Fabriksarbeiterin, an der Schwindsucht dahin siechen und eine nahe Verwandte wird von unbarmherzigen Menschen der Prostitution in die Arme getrieben. Der philosophierende Arbeiter bleibt nun bei dem grübelnden Warum nicht stehen, sondern sucht, nachdem er die Gründe dieses allgemeinen Zerfalles erkennt, eine Aenderung herbeizuführen. Eine neue Gesellschaftsordnung ist das Schlagwort. Und an dem Baue dieser idealen Weltordnung hilft tätig dem Arbeiter dessen Arbeitgeber, der reiche Ernst Hartmann. Hartmann ist nicht ein, sondern der ideale Fabrikant; damit ist seine Charakteristik gegeben, damit ist aber auch seine völlige Lebensunwahrheit gekennzeichnet. Der Roman schließt mit einer begeisterten Reichsratsrede Krambergers, der das ganze Haus in atemloser Spannung lauscht und die in den Worten gipfelt: „Proletarier aller Stände, vereinigt euch!" So endet denn das Buch wie eine sozialistische Volksversammlung. Mit unendlicher Liebe hat Keller an diesem Roman gearbeitet und es ist ihm Vieles recht gut gelungen; so einen klaren und ungezwungenen Zusammenhang zwischen den einzelnen Ständen zu schaffen, so auch die plastische Herausmodellierung der verschiedenen Milieus in Ton und Farbe. Aber in dem krampfhaften Bestreben wirklich zu überzeugen, schießt Keller weit übers Ziel hinaus. Es ist kein Zusammensein mehrerer Personen möglich, ohne daß sich das Gespräch der Gesellschaftsordnung zuwendet. Statt Tatsachen und Situationen für sich allein reden zu lassen, fängt der Autor immer noch eine weise, erklärende, sozialpolitische Abhandlung an. Dadurch entsteht gar oft ein dozierender Ton, der der lebendigen Schilderung ungemein schadet. Ein Weniger wäre hier mehr gewesen. Immerhin bleibt das Werk von Interesse. Dem einen wird es einen Seufzer über die traurigen Verhältnisse, dem anderen ein Lächeln über die vorgeschlagenen Aenderungen entlocken. Dr. Max Ortaß.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau.“ Isolde Kurz gibt eine wunderbar beseelte, durch den Reiz persönlichen Erlebens gesteigerte Schilderung der im Laufe der letzten Jahrzehnte verstorbenen hervorragenden Mitglieder der deutschen Kolonie in Florenz. „Agli Allori“, zu den Lorbeeren, so heißt nach einem Lorbeerhain, der früher dort gestanden, der hart an der Straße von Florenz nach der Certosa gelegene protestantische Friedhof. Er ist nicht so weihevoll wie der unvergleichliche Friedhof bei der Cestiuspyramide, nur den Ruhm seiner Anwohner hat er mit ihm gemein. Ein Geist kalter Förmlichkeit schwebt leider über der Stätte, wo Arnold Böcklin die letzte Ruhe gefunden. Eine Säule von niederdrückenden Dimensionen auf schwerfällig massivem Unterbau erhebt sich zu seinen Häupten; zwei festschließende große Platten, glatt und spiegelblank, bedecken die Gruft. Nicht weit von Böcklins Ruheplatz befindet sich das Grab eines andern Schweizer Künstlers; sein bescheidener Stein trägt die Inschrift: „Hier liegt gebrochen nach schwerem Kampf Karl Stauffer-Bern, Maler, Radierer und Bildhauer.“ Von diesem tragischen Stürmer und Dränger führt der Weg zu einem reinen Weisen, der ein langes Leben in antiker Schlichtheit und Heiterkeit zu Ende gelebt hat, zu Theodor Heyse, dem Onkel Paul Heyses, der einer der gründlichsten Kenner der Alten gewesen. Dasselbe Jahr 1884, das ihn hinwegraffte, sah auch Karl Hillebrand scheiden, der eine Verkörperung adeligsten Kulturmenschentums, die vier Kultursprachen mit derselben Sicherheit sprach und schrieb und zwischen diesen vier Kulturvölkern, den Deutschen, Engländern, Franzosen und Italienern unermüdlich geistige Brücken baute. Seine Gruft schmückt ein Werk Adolf Hildebrands, auf den er als erster hingewiesen. Unmittelbar neben Hillebrand ruht sein Freund und engerer Landsmann Heinrich Homberger. Auf den gemauerten Rampen, auf denen posthumer Luxus sich spreizt, liegt ein seltsames, wenig zusammenstimmendes Paar: Liphart, der alte baltische Aristokrat, das berühmte Original, der eingefleischte Sammler und Ludmilla Assing, die liberale Jüdin, Varnhagens Nichte und Lassalles Freundin, die an der politischen Bewegung zweier Länder teilgenommen hatte und aus Preußen ausgewiesen war. „Fern von ihrem deutschen Vaterland, aber in Gottes Erde“ lautet die Inschrift, die Hermann Grimm seiner ebenfalls hier bestatteten Gattin Gisela, der Tochter der Bettina, auf den Grabstein meißeln ließ.

„Renaissance Latine“. Ein schöner Artikel von Abel Hermant über Guy de Maupassant. Der Verfasser unterscheidet drei Typen von Franzosen: die der Generation nach dem Staatsstreich; die der Sechzigerjahre und die nach dem Kriege. Maupassant gehörte nicht nur der ersten an, er war geradezu deren Typus. Von seinem Lehrmeister Flaubert gestützt, trat er ungehindert in den Kreis der Literaten und wurde von den Naturalisten sofort mit Beschlag belegt, fand aber auch bei den Akademikern, den Konservativen wohlwollende Aufnahme. Hermant meint, man könne Maupassant als klassischen Naturalisten bezeichnen, während Flaubert ein romantischer Naturalist war. Während Flaubert dem Philister vor allem vorwarf, daß er kein Verhältnis zur Literatur habe, haßte Maupassant die Literatur und war sehr empfindlich dagegen, wenn man sie ins Leben übertrug und die Gefühle damit verfälschte. Obwohl seine Laufbahn so früh und jäh unterbrochen wurde, meint Hermant doch, Maupassant hat nicht nur sein ganzes Maß gegeben, sondern eigentlich auch schon alles gesagt, was er zu sagen hatte. Von einer eigentlichen Weltanschauung kann man bei ihm nicht sprechen; er hatte wenig Interesse für öffentliche Angelegenheiten, für allgemeine Fragen und humanitäre Ideen. Auch das Transzendentale beschäftigte ihn nicht sehr, aber dennoch empfand er das Mysterium, das sich hinter der Welt der Erscheinung birgt und das eigentliche Wesen der Dinge umgibt. Maupassant hatte ein stark nationales Gepräge. Er war in allem und jedem ein Sohn der Normandie; er hatte einen stark ausgebildeten Sinn für das Abenteuerliche, für Gut und Besitz, ja sogar einen gewissen Geschäftsgeist, der von den Idealisten unter den Literaten sehr scheel angesehen wurde. Nichts gelang ihm denn auch besser, als die Typen aus seiner Heimat, die gleichsam eine Fortsetzung seiner selbst waren. Die zeichnete er gern in Lebensgröße und diese „nach der Natur“ gemalten Figuren haben eine noch ganz andere Lebendigkeit, als die, welche er nur äußerlich beobachtet, aber nicht gekannt hat und mit denen ihn keine innere Sympathie verband. — Pierre de Nolhac schreibt über die Beziehungen zwischen Voltaire und Mm. de Pompadour. Er war der erste Höfling des aufgehenden Gestirnes und auch der erste, dem ihre Gunst zu statten kam. Durch ihren Einfluß wurde er Kammerherr, was ihm gegen 60.000 Francs im Jahre eintrug; ihr verdankte er beinahe seinen Sitz in der Akademie und sie erwirkte ihm das Recht, sein Hofamt zu verkaufen und den Titel gleichwohl zu behalten, als er als Gast an den Hof Friedrichs des Großen ging.

„Cornhill Magazine“. Mr. Archibald Little gibt eine sehr lebendige Schilderung der west-chinesischen Residenzstadt Tsching tu und des dortigen Vizekönigs Tsen Chun Hsüan. Obwohl erst dreiundvierzig Jahre alt, gehört dieser Statthalter doch zu den mächtigsten und gefürchtetsten Machthabern des himmlischen Reiches. Als er kam, ging ihm der Ruf voraus, einen Menschen anschauen und ihm den Kopf abschlagen, sei bei ihm eins. Wirklich fielen die Köpfe wie [illegible] und heute ist das Volk so eingeschüchtert, daß der Fremde nirgends sicherer weilt als in Tsching tu. Dabei gilt dieser Vizekönig für einen der aufgeklärtesten Beamten in China; er trägt zur Verbreitung des Christentums und des europäischen Wissens bei und hat Proklamationen gegen die Boxer erlassen. Er hat eine Militärakademie errichtet, an der 250 Offiziere von japanischen Lehrern herangebildet werden und ist nun im Begriff ein Polytechnikum gleichfalls unter japanischer Leitung einzurichten. Auch die Soldaten werden von japanischen Offizieren gedrillt und schon klingen langgezogene melancholische Trompetentöne durch die Stadt; die Versuche [illegible] [illegible]ungen. Aber dicht neben den fortschrittlichen Ideen finden im Gehirn des Vizekönigs die seltsamsten abergläubischen Vorstellungen [illegible]. Als z. B. einmal durch vier Monate kein Regen fiel, verhängte er ein allgemeines Fasten und die Verordnung war so streng, daß man Leuten, die man beim Verkauf von Geflügel oder auch nur Eiern ertappte, die Ohren abschnitt. Dann wurden Soldaten bei den Feuerspritzen angestellt um zum Himmel emporzuspritzen und so vielleicht den Regen herbeizuführen. Der Vizekönig — er, dessen Fuß sonst nie den Boden betritt — wanderte zur Buße in Trauerkleidern durch die Straßen. Dann wurde ein neuerliches Fasten ausgerufen und zugleich angeordnet, in jedem Haus ein Schwein zu martern, damit sein Quiecken bis zum Himmel dringe. Wer dazu zu arm war, sollte ein papierenes Schwein opfern und durch Trommeln und Pfeifen versuchen, die Aufmerksamkeit des Himmels zu erwecken. Beim nördlichen Stadttor aber, also auf der Seite, von der Regen oder Schnee zu erwarten waren, wurde ein Schwein untergebracht und jeden Tag abgebrüht, damit sein Wehgeschrei zum Himmel dringe; auch im Haupttempel wurde in Gegenwart des Vizekönigs ein Schwein lebendig verbrannt, um den Himmel zu erweichen und zur Spendung von Regen zu bestimmen.

„The Idler“ bringt einen illustrierten Artikel von Philip Terry über die bei den Japanern so hoch ausgebildete Kunst des Ringens, die es ihnen ermöglicht, sich ohne Waffen wirksam zu verteidigen. Diese Kunst, die den Namen „Jujitsu“ trägt, wird auf einen gelehrten Arzt Akujama zurückgeführt, der im 16. Jahrhundert lebte. Ihren allerersten Ursprung hatte sie freilich in China, doch wurde sie in Japan sehr vervollkommnet. Akujama erfand über 300 Arten, wie man den Gegner fassen und kampfunfähig machen kann. Ueberdies entdeckte dieser weise Mann aber auch 28 Methoden, um Scheintote wieder zum Leben zu erwecken. Dem Zuschauer scheint es, als wäre beim „Jujitsu“ Zauberei im Spiel; tatsächlich liegt diesen Kunstgriffen, durch welche Glieder verstaucht oder ausgerenkt oder Sehnen gerissen werden können, nur eine tiefe anatomische Kenntnis zugrunde. Ein japanischer Ringer setzt seinem Gegner nicht wie der englische Boxer andauernden Widerstand entgegen, sondern verhält sich mehr zuwartend und lauernd, und sobald ihm der Moment dafür gekommen scheint, führt er die Bewegung des Angreifers so auf diesen selbst zurück, daß er ihm ein Glied ausrenkt oder bricht; und mit eben so sicheren Griff versteht er, wenn es not tut, ihm den Halswirbel zu brechen. Die erste Vorbedingung für einen japanischen Ringer ist die Geschmeidigkeit; sie erspart ihm viele Schmerzen und Verwundungen und er wird überhaupt nicht zum Ringen zugelassen, solange er nicht die volle Herrschaft über seinen Körper erlangt hat. Die erste Kunst ist, fallen, ohne sich weh zu tun, aber das Erlernen dieser Schmerzlosigkeit ist für den Lernenden mit vielen Schmerzen verbunden. Als athletische Kunstübung steht das „Jujitsu“, das auch eine große Geistesgegenwart und moralische Schulung erfordert, haushoch über dem Ringen und Boxen, wie es bei uns geübt wird, doch werden seine Griffe bei europäischen Preisringen nicht zugelassen. Es ist sehr bezeichnend, daß alle japanischen Soldaten und Polizisten im „Jujitsu“ unterrichtet werden und diese Fertigkeit gestattet ihnen, sich mit Leuten, die ihnen an Körperlänge weit überlegen sind, erfolgreich einzulassen. Ein starker Mann kann mit einem Griff niedergeworfen werden und Betrunkene werden ohne den geringsten Kampf überwältigt und zu absoluter Regungslosigkeit gezwungen.

Die alte Spitzenklöpplerin.

Von Gustav Vermeersch.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Vlämischen von Frida v. Rüden.

Sie war jetzt ganz allein; gestern hatten sie ihn weggetragen; einen Tag hatte er über der Erde gelegen.

Sechzig Jahre hatte sie mit ihm zusammen gelebt; immer mit ihm zusammen; eine ganze Weile. Jetzt waren sie an diesen Wendepunkt gekommen, und er war dem Alter erlegen; jetzt mußte sie allein weiter.

Da waren auch andere Geschöpfe in der Zwischenzeit aufgetaucht, und hatten das Haus erheitert, als sie klein waren, und hatten es später mit Fluchen und Verwünschungen erfüllt, mit Murren und Lärm und mit gegenseitigem Streit, als sie groß waren; und sie hatten ihr viel Herzeleid bereitet. Das waren ihre Kinder: Staf, Gustjen, Wies, Kaatje und [illegible], Wanne und Triene; seit zwei Tagen dachte sie beständig an sie, sie verschwanden nicht mehr aus ihren Erinnerungen. Das alles war jetzt sieben Jahre vorüber. Sie hatte eines nach dem anderen heiraten gesehen und hinziehen, wo es den Unterhalt finden konnte; zwei waren tot, von den anderen hatte sie nie mehr etwas gehört; sie hatten sich nicht mehr nach ihren Eltern umgesehen.

Und [illegible] schuf den Tag und sie waren hindurch gegangen ohne sich um das Morgen zu kümmern, und so war die Zeit [illegible] hingegangen, und so hatte das Alter sie überrascht in [illegible] Armut und [illegible] Dürftigkeit. Sie hatten immer gedacht: wir haben Kinder genug, die für uns sorgen werden, und sie hatten [illegible] was ihr Sohn [illegible]; doch die Kinder waren bis auf das [illegible] und hatten [illegible]; da war's zu spät zum [illegible]

Waren [illegible] waren sie arm? Sie [illegible] Später hatten [illegible] waren.

So war eine Zeit gekommen, wo der kleine Alte nicht mehr arbeiten konnte; er war ein tüchtiger Arbeiter gewesen und hatte zu seiner Zeit viel Geld verdient. Sie klöppelte weiter Spitzen; sie mußten jetzt leben vom Klöppelkissen allein.

Das brachte nicht viel ein. Sie konnten ihre Pacht nicht bezahlen, und sie mußten hinaus, und sie kamen endlich nach viel Laufen und Bitten in ein Armenhaus, um dort still ihr Leben zu Ende zu leben, gleich einem Wrack, das altersmüde an einer ruhigen Küste festgelaufen ist und langsam vergeht, ohne Schmerz und Stoß.

Jetzt saß sie ganz allein, ihre kleine, hölzern magere Gestalt zusammengeschrumpft unter einem großen Tuche; und sie drehte bebend ihr knochiges, abgezehrtes Gesicht mit den hellblauen, matten Augen, die suchend umher zu starren schienen; und die weiße Haube ließ die krankhafte Blässe ihrer Wangen mit den roten Flecken noch mehr hervortreten. Sie war es noch nicht gewohnt, und sie blickte immerwährend nach den Plätzen, wo er zu sitzen pflegte, an der anderen Seite des Herdes oder ihr gegenüber am Tisch. Manchmal meinte sie, ihn in der halben Dämmerung zu sehen, und fing dann an, mit ihm zu plaudern, bis sie sich erinnerte, daß sie für immer allein war, und daß es eine Augentäuschung war, ein Gebilde ihrer Phantasie, das sie in dieser Ecke sich bewegen sah. Dann schwätzte sie mit sich allein weiter.

Warum war sie denn nicht mitgegangen? Sie war doch schon so alt, sie hatte jetzt so wenig Genuß von ihrem Leben und hing so wenig am Leben: mit einem nassen Sack konnte man sie totschlagen! Aber der liebe Gott hatte gewollt, daß sie noch ein wenig hier blieb, wäre es auch schön gewesen, wenn sie gemeinsam gestorben wären. „Ich werde doch nicht lange mehr leben, ich bin fast ausgelebt“ — und sie besah, mit dem Kopfe wackelnd, ihre abgezehrten Hände und Unterarme.

Früher war sie groß gewesen und schlank, jetzt war sie verschrumpft und unscheinbar von Gestalt; ihr Rücken, der die Last der Jahre schleppte, war von dem Gewicht gebeugt, ihr Kopf stand jetzt nicht mehr still, sondern ging unaufhaltsam hin und her, wackelnd vorgeneigt auf dem dünnen, kraftlosen Halse.

Im Häuschen war kein anderes Geräusch zu hören, als das Brodeln des Wassers im Kessel, das immer stärker wurde; und das erregte endlich ihre Aufmerksamkeit; sie machte sich los von dem wesenlosen Grübeln, von dem immerwährenden An-ihn-Denken und stand auf, mühsam und sich an der Ecke des Tisches festhaltend. Dann ging sie bis zum Kessel, schwer, schwankend auf ihren hageren Beinen, von denen das Fleisch abgezehrt war. Mit ihren weißen Holzschuhen klapperte sie auf dem Fußboden; um sie herunter hing steif ihr dicker Rock aus schwarzem Stoff, und die Absätze der Schuhe blieben bei jedem Schritt im Saum hängen. Sie bückte sich sehr mühsam, um die Kaffeekanne vom Boden aufzuheben, und sich festhaltend, richtete sie sich wieder auf, um sie auf den Tisch zu stellen, wo schon das Weißbrot dünn geschnitten lag. Das Wasser kochte, und sie stolperte hin und her mit dem Kessel in der Hand — vom Kocher zum Tisch und vom Tisch zum Kocher, nach jedem Aufgießen ein wenig ruhend, und in die Kanne blickend, um zu sehen, wie der Kaffeesatz zu Boden sank. Dann schenkte sie eine Tasse von dem schwarzbraunen Getränk ein, griff wieder, um sich zu stützen, nach einer Ecke des Tisches, und ließ sich erschöpft auf ihren Stuhl niederfallen.

Sie nahm jetzt ihr Brot, brach es entzwei, und bemühte sich dann, das eine Ende der Hälfte in die Tasse zu tauchen, deren breite Oeffnung sie mit ihrer bebenden Hand zu erreichen suchte. Mit der anderen Hand hielt sie die Tasse fest, damit sie nicht umfalle; und dann brachte sie die Last mit Hilfe ihres ermüdeten Armes an ihren Mund.

So aß sie, ganz langsam, mit ihren zahnlosen Kiefern an den erweichten Brocken saugend, ihr Mahl eines Vögelchens auf; ihre Nase hing über ihren Mund und erreichte fast das in die Höhe stehende Kinn, das sich auf und ab bewegte; die trüben Augen standen groß und irrend in dem blassen, knochigen, runzligen Gesicht und starrten hinaus in unendliche Fernen; und sie sann wieder über ihn.

Wo würde er jetzt sein? Ueber seine Seele war schon lang geurteilt. Würde er jetzt im Himmel sein oder im Fegefeuer? Viel hatte sie schon gebetet für ihn und er hatte doch nie Böses getan, nie gestohlen oder gemordet .... in der guten Zeit hatte er wohl einmal einen Krug getrunken, aber da hatte sie auch mitgetan; niemand kam dadurch zu kurz; und das war jetzt schon lange vergessen. Er hatte wohl auch einmal Karten gespielt, später, aber das war doch nur um ein lumpiges Glas Bier, weil er solche Lust daran hatte, und es manchmal nicht bezahlen konnte.

Seit Jahren hatte er nichts mehr getan als auf seinem Stuhl sitzen und keuchen und tabeln, und sich einmal nach der Tür schleppen, um, über die Halbtür gelehnt, auf die Straße zu sehen. Sie sah ihn wieder so lebendig vor ihren Augen, wie er in seinem Stuhle saß, zurückgelehnt, sein rötliches Gesicht durchsät mit einer Menge weißer Stoppeln, und darin seine kleinen fahlen Augen ausdruckslos [illegible] ; dabei streckte er seine steifen Beine aus, in beschaulicher Haltung, aber doch nie in befriedigter Ruhe. Dann sah sie ihn aufstehen, wankend auf Strümpfen über den Fußboden schlurfen, mit seinen ausgespreizten Beinen, indem er seinen Körper bei jedem Schritte drehte, als ob sich nichts mehr biegen könnte an ihm. Die [illegible]

Hosen schlingerten um seine steifen Beine, die jetzt nur noch so dick wie Pfeifenstiele waren; es war, als ob er auf zwei Stelzen ginge.

Da neben dem Kocher stand sein Spucknapf, aber sie brauchte jetzt nicht mehr frischen Sand zu geben, und er ging jetzt auch nicht mehr schnarrend hin und her über den Boden — er konnte ihn so wohl hundertmal mit seinem Fuße verschieben. Dann war es hier voll Leben und Lärm, wenn er auch wenig sprach; aber sie brauchte darum seine Stimme nicht zu hören, der Lärm von seiner ewigen Unruhe war genug; das Verschieben von seinem Spucknapf, das Röcheln, das Gespucke, das hörte nie auf.

Und sie hatte doch noch Jemanden mit dem sie zärtlich sein und flüstern konnte; und sie schwätzte so gerne, sie schwieg nie, ihre Zunge war das einzige, das noch heil war, beweglich, und nicht ermüdet. Sie hatte wohl noch ihre Katze Poezemie, aber wo war sie? Es waren schon drei Tage, daß sie sie nicht mehr gesehen hatte; sie war weggelaufen, erschreckt von all dem Lärm und Getue an jenem schlimmen Tage; sie irrte vielleicht noch herum, sie konnte für immer fort sein, das arme Tier.

Und was sollte sie auch mit ihr machen? Sie mußte hier weg; sie würden ihr bald Gesellschaft geben im großen Armenhause — Gesellschaft von anderen alten Frauen. Sie erwartete jeden Augenblick den verhängnisvollen Besuch, der ihr ankündigen würde, daß sie hier allem Lebewohl sagen müsse, um in das große Haus zu gehen, mit seinen schwarzkalten Mauern, seinen geschlossenen Türen und Fenstern und seinem Zwang. Eine Witwe allein durfte hier nicht bleiben; dieses Häuschen war bestimmt für ein Paar. Sie mußte jetzt Lebewohl sagen all den dürftigen Möbeln, an die sie sich jetzt klammerte, als ob sie ihr Eigentum wären, weil sie für sie die Freiheit vorstellten, und ihr Verlust den nahenden Zwang bedeutete. Da war noch eine und die andere Kleinigkeit, die ihr gehörte, und die sie mitnehmen konnte, Ueberbleibsel, gerettet aus dem Schiffbruch, Andenken aus allen Zeiten ihres Lebens; und so hätte sie fortleben können, umgeben von ihren Erinnerungen; doch würde sie ihren großen Trost entbehren müssen: das Fortleben mit seinem Schatten, welcher nach ihrem Ausziehen weiter hier umgehen würde, und vergebens nach ihr suchen würde. Und dann ihre Poezemie, wenn sie noch wiederkäme, würde sie sie nicht mehr finden; Fremde würden hier wohnen, die sie verstoßen würden und wegjagen, und sie würde herumirren müssen, und sich quälen, und tot umfallen vor Hunger auf der Straße. Und wenn sie heute noch wiederkäme? Ach! Es war doch nichts zu machen, dann würde sie noch Herzweh haben, sie hierlassen zu müssen, sie sichtbar dem Hungertode preiszugeben. Da war es noch besser, daß sie nicht wiederkäme. Sie war vielleicht tot, das wäre so das beste; sie würde es nicht lange aushalten mit dem nagenden Gedanken, daß ihre Poezemie vielleicht hungernd herumlief, und sie träumte sie lieber auf den Wällen liegend, mit den Pfoten in der Luft.

Unter all dem Hin- und Herzweifeln war sie jetzt endlich mit dem Frühstück fertig geworden; ihr Kinn war müde vom Kauen. Sie stellte die Kaffeekanne wieder auf den Kocher und stolperte hinaus, ein wenig Luft zu schöpfen. Es war heiß. Obwohl ihr vertrockneter Körper nie schwitzte, und es da im Hause kühl war, fühlte sie doch die Schwere in ihren Beinen und war steifer als je; aber auch all die Ereignisse lagen ihr noch in den Gliedern. Es war schon sehr hell da draußen, die Sonne brannte auf die trockene, graue Straße. Ihre alten Augen wurden schwindelig davon und all die lebendige Luft beklemmte ihre enge Brust. Dort schräg über dem Irrenhaus drehte sich der ewige Feuerball gegen den Himmelsberg hinauf, und der Schatten des großen Gebäudes nahm beständig an Länge ab; es war hier wie ein glühender Ofen. Auf der anderen Seite im Schatten gegen die graue, rohe Mauer saßen etwas jüngere Frauen schon über ihre Kissen gebeugt, und die Klöppel klapperten dahin in der Stille der einsamen Straße. Sie sah sie in Dämmer gehüllt zwischen den rasend drehenden Kreisen, welche das Sonnenlicht vor ihre geblendeten Augen zauberte. Aber es war hier nicht auszuhalten, es wurde alles zu einem weißglühenden Dampf, durch welchen sie nichts mehr sah, als einen flammenden Nebel, der sie einhüllte; keine lebende Seele schien sich hineinzuwagen, denn sie hörte keine Schritte auf der Straße; und sie zog sich wieder in ihren Flur zurück.

Sie machte die untere halbe Tür jetzt auch auf, und holte nacheinander den Ständer, das Stühlchen und endlich das Kissen hinaus; sie wollte sich hier etwas tiefer in den Flur setzen aus dem Bereiche des Sonnenstreifens, bis die Kugel sich weggedreht hatte.

Es war das erstemal seit drei Tagen, daß sie ihre Arbeit zur Hand nahm; das Endchen Spitze lag da noch, ein weißer Streifen voll Lücken und Löchelchen, auf dem blauen Kissen befestigt, so wie sie es gelassen hatte, mit all den langen Nadeln und Klöppeln in Haufen verteilt. Und um diese Zeit war er dahingegangen, und sie war jetzt allein. Sie zog jetzt eine starke Nadel heraus, und da rollte ein Haufen Klö[illegible] der über das blaue Papier; mit ihren alten Augen [illegible] [illegible] der Fädchen auf, an den Nadeln, an dem Endchen Spitze und [illegible] sie gerade, langsam mit zitternden Fingern; und endlich [illegible] Klöppel mühsam klip klap dahin. Es [illegible] ihr bekümmerten, daß sie manchmal lächelte; alles [illegible] hatte in ihrem Leben schon einige Ellen abgearb[illegible] [illegible] und sie [illegible]

andere; doch jetzt, wenn sie zu der Händlerin ging, machte die ihre häßlichen, schwarzen, weitrunden Augen auf und entdeckte damit allerhand Brodeleien: sie machte die eine Masche größer als die andere, oder machte eine einzelne falsch oder sie hatte ein Pärchen oder ein Dreierchen vergessen oder das Kügelchen war nicht groß oder nicht voll genug; nichts war richtig, und sie gaben ihr fast nichts. Sie hörte stoisch auf all ihr Gebrumm und Gekeife; und wenn sie das Geld in ihre Hände gedrückt fühlte, sagte sie „Danke schön" und ging weg.

Sie glaubte nicht viel von all ihrem Gerede und meinte, daß es viel eher deshalb wäre, um ihr weniger geben zu können. Sie haben doch nur e i n Ziel: so rasch als möglich reich zu werden. Und das werden sie, während die Arbeiterinnen über ihre Kissen gebeugt dahin siechen oder in Armut verkommen.

Doch schien es ihr, daß sie jetzt wirklich Fehler machte, das Achterchen kam nicht schön heraus; aber ihre Gedanken waren weit weg, und ihre Hände zitterten so; sie achtete nicht sehr auf ihre Arbeit — es war erbärmlich hier allein — da fühlte sie ein Zucken in ihrem kleinen Finger, und sie gab sich, ohne es zu wollen, einen Ruck. Zwei Fädchen rutschten ab, und die Klöppel fielen klappernd auf den Fußboden; es ging nicht, sie blieb sitzen, ohne sich zu rühren und horchte: es schien ihr, als ob sie drin Röcheln gehört hätte, aber es wiederholte sich nicht. Sie drehte vorsichtig den grauen Kopf auf dem mageren Nacken und beugte sich seitwärts, durch die Tür nach der Ecke des Herdes blickend; aber der Stuhl war leer, es war eine Täuschung gewesen. Sie nahm jetzt ruhig ihre Klöppel auf, und fing an mit den steifen, zitternden Fingern die Fädchen aneinander zu knüpfen.

„Er leistet mir doch Gesellschaft," so faselte sie für sich, „ich kann ihn wohl nicht sehen, weil er tot ist, aber er keucht, damit ich ihn hören kann, und er kann auch den Spucknapf nicht verschieben, weil er keine Füße mehr hat. Ob er mich auch hört? Hörst du mich, Broos? — Ja? — Er antwortet nicht! Broos soll ich dir noch vorlesen? Bist du im Himmel oder im Fegefeuer? Es ist merkwürdig aus diesem Burschen ist nie etwas herauszukriegen gewesen. In der letzten Zeit gab er mir auch keine Antwort mehr. Ich möchte doch so gern wissen, was er dort macht, und ob er weiß, was aus unseren Kindern geworden ist."

Und so für sich redend, saß sie, die Hände auf dem Kissen ausgestreckt, und die Arbeit lag ruhig. Dann fing sie nach einer Weile wieder an, klip — klap mit den klappernden Klöppeln. Sie hätte gern ihr Muster abgearbeitet, um es hinbringen zu können und etwas Taschengeld zu bekommen, ehe sie wegging. Aber es ging nicht lange, sie war so aufgeregt, sie konnte nicht ruhig sitzen; sie breitete wieder das Tuch über das Kissen und trug es fort.

„Sieh' Broos", faselte sie, „ich habe jetzt doch wieder ein Endchen, und wenn es fertig ist, und ich mein Geld bekomme, werde ich dann einen Speck holen für dich, im Laden; ich geh' jetzt einmal zu Liete, sorge, daß die Katze nicht aufs Kissen springt. Ich werde jetzt wohl weiter können — sie hob das Tuch wieder auf, und sah wieder auf die Spitze — ja, ich habe aufgehört am ‚Pinnetje'."

Und schlurrend, um nicht zu fallen, trippelte sie weg; der Sand der Dielen ging mit hinauf mit ihren Schuhen und rieselte dann wieder hinunter; ihre Hände versteckte sie unter ihrer Schürze, und so schleppte sie sich kopfwackelnd hinaus.

Die glühende Scheibe war schon ein ganzes Stück weitergerollt über ihre blaue Bahn; da lag jetzt dem Häuschen entlang ein kleines Streifchen Schatten, regelmäßig geteilt durch kleine Dreieckchen, die etwas vorsprangen, und die Schatten der Giebel wiedergaben. Da kam ein leichtes Lüftchen von den Wallen, frisch und schmeichelnd, mit herrlichem Duft von Blumen und Grün. Sie arbeitete sich dicht an der Mauer weiter, aus Furcht vor der Sonne, und atmete mit vollen Zügen den balsamischen Duft, durch regelmäßiges Heben und Senken ihrer alten Brust. Sie wendete sich etwas seitwärts, um hinein zu gehen, und fühlte die scharfen Strahlen auf ihrem alten Kopf. Es war noch zu früh, um draußen zu sitzen; der Kopf sah noch über den Schattenstreifen hervor; aber der mußte ja langsam breiter werden, weil der glühende Ball am Himmelsgewölbe herniederrollte.

An der Tür saß ein alter Mann mit einer geschwarzten weißen Tonpfeife, an der er mit lautem Schmatzen sog; und fortwährend [illegible] seine Lippen tief in seinen zahnlosen Mund, [illegible] bis in seine Kehle. Unten an seiner Pfeife hing ein Tröpfchen Wasser, das abfiel, abtropfte, um sich wieder neu zu bilden.

Sie lehnte sich an die Mauer, müde von dem kurzen Weg in der [illegible]

[illegible]

„Habt ihr mein Tierchen nicht gesehen, die Poezemie?"

„Nein, ist sie noch nicht zuhause?"

„Nein, sie kommt nicht, sie ist weggelaufen mit all den fremden Menschen im Hause. Gut, daß Broos jetzt tot ist; sie lag immer als Kugel zusammengerollt auf einem Stuhl neben ihm, und er konnte sie nicht entbehren; er würde sich tot geweint haben."

Naart antwortete nicht, und sog weiter an seiner Pfeife; dann nach einer Weile:

„Sind sie noch nicht gekommen?"

„Nein, aber ich erwarte sie heute."

„Ja, ein alter, armer Mensch, der nichts hat, muß zugrund' gehen. Sie tun mit Euch, was sie wollen; Ihr seid überall zu viel, niemand verlangt nach dem alten Rumpelkasten; Ihr seid mit Gebrechen überladen, und fallt jedem zur Last; je eher ihr zugrunde geht, desto besser. Wir laufen zu lang auf der Welt, und sich ersticken ist auch verboten. An uns wird die Reihe auch kommen. Broos hat es doch noch lange gemacht; es war schon so viel Jahre her, daß er elend war, und fast kindisch, aber er hat es doch noch aushalten können; und da zog er so plötzlich ab.

„Ja, ja!" Und sie fing wieder zum so und so vieltenmal an zu erzählen, wie das zugegangen war. — „Sie haben an seinem Lebensfädchen nicht gesägt oder gefeilt, sie haben es plötzlich durchgeschnitten. Doch es war auch nur morsch und abgenützt. Er ist ausgelöscht, wie eine Lampe, die man ausbläst. Puh! und er lag entseelt. Ich werde es mein ganzes Leben nicht vergessen; ich saß in meinem Flur beim Klöppeln, und es war schon ein Weilchen, daß ich den Spucknapf nicht mehr verschieben hörte, aber er röchelte und gurgelte doch noch.

Plötzlich höre ich einen merkwürdigen Seufzer, so einen merkwürdigen Seufzer, daß er noch jetzt in meinen Ohren klingt, und ich drehte meinen Kopf um und sagte: Na Broos, was ist dir? Du hast sonst nicht die Gewohnheit, so merkwürdig zu seufzen! Und ich hörte, daß er nicht zurück brummte, so wie er gewöhnlich tat. Ich werde also ganz starr, ich steh' auf und gehe nachsehen, und da lag er, und rührte kein Glied mehr. Ich konnte rufen oder schreien, er gab keine Antwort. Ich lief hinaus und rief Amelie, die da stand: „Komm sehen, mein Bursch hat was gekriegt!" Und sie kam und sagte noch: „Er ist wohl nicht bei sich!" Aber sie lief doch gleich zum Pfarrer und zum Doktor. Siehst du Naart, er war sonst rot, nicht wahr? Aber er war da so weiß wie die Mauer, und überall, wo man anrührte, fiel alles schlaff wieder nieder, und da war kein Leben mehr drin zu sehen. Als der Doktor kam, legten wir ihn zusammen aufs Bett, aber da war nichts mehr zu machen, sagte er auch. Er fing schon an kalt zu werden und steif, und der Kaplan gab ihm noch die heilige Ölung. 's war doch ein schönes Leichenbegängnis gewesen, nicht wahr Naart?"

„Ja, es tat mir leid, daß ich nicht mitgehen konnte."

„Es sind viel Menschen gewesen; seine Seele wird zufrieden gewesen sein. Es ist doch das Letzte, das man für ihn tun kann. Wir sagen wohl, daß sie doch nichts mehr davon merken, aber es ist doch eine Ehre, wenn viele Freunde und Bekannte hinter der Leiche gehen."

„Eure Kinder werden sicher stehen und horchen, wenn sie davon hören."

„Sie sind sehr beruhigt über uns; sie hätten längst schreiben können, wenn sie gewollt hätten, aber sie haben ihre Eltern vergessen. Nun wir werden so auch wohl ans Ende kommen; wenn man Kinder großzieht, hat man das zu erwarten."

Da kam Liete nachhause mit etwas unter ihrem Kapuzenmantel. Liete war ziemlich dick, und die Schweißtropfen rollten an ihren Kinnbacken, wie Kügelchen so dick, herunter und sie pustete wie ein Gänserich. Sie ging stracks hinein und ließ sich auf einen Stuhl fallen: „Ein Mensch würde es verdienen mit herum zu gehen," meinte sie, und holte zwei Brote unter ihrem Mantel hervor; das war das Armenbrot; sie reichte eins Nette. Dann wischte sie mit ihrer Hand den Schweiß von ihrem runden Gesicht. „Es wird das letzte sein", sagte Nette. „Ich sehe nichts hier in der dunklen Hütte", murrte Liete; „da sind lauter Flammen, die mir vor den Augen tanzen. Das ist davon, daß 'n Mensch all die Runzeln kriegt im Gesicht; man weiß nicht, wie man schauen soll bei der grellen Sonne. Und durstig ist man, meine Kehle ist ganz ausgetrocknet."

Sie schnatterte und plapperte weiter, denn ihre Klagen kamen nie zu Ende, und sie redete so laut, als ob sie zankte; aber Nette wartete nicht, bis es zu Ende war. Sie nahm ihr Brot und sagte: „Seid [illegible] und nach dem Essen kommt ihr zu einem Täßchen Kaffee [illegible]

(Schluß folgt.)

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

Digitized by Google

Die Zeit.

XXXIX. Band. Wien, den 11. Juni 1904. **Nummer 506.**

Oesterreich und Rußland.

Die Delegationen haben ihre Beratungen abgeschlossen, es wurde alles bewilligt, was die Kriegsverwaltung verlangte, Herr v. Pitreich lächelte vergnügt, Graf Goluchowski strahlte vor Glückseligkeit, die gemeinsamen Minister wurden mit Dank und Vertrauen nur so überschüttet. Das Fazit von alledem aber ist, daß wir der äußeren Politik bewundernde Anerkennung zollen — nämlich der äußeren Politik Rußlands. Ist es nicht eine erstaunliche diplomatische Leistung, daß ein Staat, der in einen der gefahrvollsten und opferreichsten Kriege verwickelt ist, nicht einen Augenblick davor zu zittern braucht, daß andere Mächte seine schwierige Lage zu ihrem Vorteil ausnützen könnten? Seit Jahren sind nun Rußlands Hilfsmittel durch seine asiatischen Eroberungspläne in Anspruch genommen und genau ebensolange dauert die gepriesene österreichisch-russische „Entente.“ Sie ist von Anfang an, trotz aller offiziösen Sentimentalitäten, von nüchternen Köpfen so aufgefaßt worden, daß Rußland, um in Ostasien die Hände frei zu bekommen, in Osteuropa eine Rückendeckung brauchte. Diesen Zweck hat die Entente trefflich erfüllt und sie hat sich nie glänzender bewährt, als in diesen kritischen Kriegstagen. Alle Sorgen und Mühen der österreichischen Politik sind darauf gerichtet, in den Balkanländern einen provisorischen Ruhezustand zu erhalten. Ob man, was dort geschieht oder nicht geschieht, „Reformen“, „Pazifikationen“ oder wie immer nennen will, die Ruhe ist auf diesem Boden stets nur ein Provisorium, das solange dauert, als Rußland will. Es war ein äußerst kluger Gedanke der russischen Politik, Oesterreich zum Mitschützer und Mitgaranten dieses Friedens, auf Kündigung zu machen. Oesterreich wird ihn natürlich nicht kündigen, denn es nimmt ihn ernst, Rußland nimmt ihn nicht ernst und wird ihn kündigen, je nach Bedarf und Zeitlage. Einstweilen aber, das heißt, so lange der japanische Krieg dauert, kann sich die russische Politik gar keinen braveren und gewissenhafteren Agenten wünschen, als sie ihn an der österreichischen Diplomatie besitzt.

Das ist allerdings gar nichts Neues und Ungewohntes. Es ist vielmehr eine alte, beinahe ehrwürdige Tradition, daß Rußland uns den Orient stückweise wegstibitzt und daß wir dabei freundlich zusehen oder gar gefällig helfen. Auf kein Gebiet besaßen wir ein so wohlbegründetes Erbrecht wie auf den europäischen Orient, ein Erbrecht, das nicht auf Familienverträgen, sondern auf den schwersten militärischen und finanziellen Opfern beruhte. Oesterreich, das die Türkenmacht gebrochen, war bestimmt, ihr Rechtsnachfolger zu sein. Gerade zur Zeit aber, als es die Nachfolge antreten sollte, war es zu schwach dazu. Der letzte Habsburger hinterließ Wirrwar und Verfall, und die letzte Habsburgerin bedurfte jahrzehntelanger Reformarbeit, um Ordnung zu schaffen. Während dessen aber war die türkische Verlassenschaftsabhandlung nicht stille gestanden und Oesterreichs Platz war von einem neuen Erben besetzt worden: von Rußland. Der neue Erbe war gut bei Kräften und hatte ein Heidenglück. So oft er auf Länderraub ausging, gab es in Westeuropa große Zusammenstöße, die ihm in Osten den Weg freimachten. Auch jetzt war es so: das durch die Theresianischen Reformen gekräftigte Oesterreich nahm den Kampf gegen die französische Revolution auf und verblutete daran. Aber die legitimistische Donauschwärmerei bewirkte noch etwas Schlimmeres, sie gab nicht nur den Osten Europas dem Zarentum preis, sondern machte es auch zum Herrn im Westen. Rußland, das noch hundert Jahre zuvor außerhalb der zivilisierten Welt gestanden, hatte nun die Führung der vornehmsten Schichten und war der Hort der konservativen Interessen. Für die Hilfe, die es gegen die liberalen Ideen leistete, durfte es sich aus türkischem Besitz bezahlt machen. Oesterreich, das einst den christlichen Völkern im Osten als Befreier vom Türkenjoch erschienen war, hatte diese Rolle ausgespielt, als Metternich die griechischen Freiheitskämpfer als Jakobiner und den Sultan als legitimen Monarchen behandelt sehen wollte. Rußland aber, das weniger auf Prinzipien, als auf den Profit sah, zog für die Griechen das Schwert und erstritt für sich selbst die Donaumündungen; Metternich machte gute Miene zum bösen Spiel und begrüßte in dem Frieden von Adrianopel sogar einen Triumph der konservativen Politik! Seine Liebedienerei und Unterwürfigkeit gegen den Zaren Nikolaus kannte keine Grenzen. Der russische Landhunger kannte auch [illegible].

Seit die russische Auto[illegible] den alten Mächten im Kampfe gegen die Fern- und Nachwirkungen der Juli- und Februarrevolution beigestanden, war ihr Uebergewicht in Europa vollends entschieden. Daran hat sich allerdings in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts manches geändert. Immer aber hinderte die Russenschwärmerei der österreichischen Hof- und Adelskreise eine klare Erkenntnis der gegensätzlichen Interessen beider Staaten und eine dementsprechende selbständige Orientpolitik. Oesterreich verlor sein Ansehen bei den Balkanvölkern, weil es ihnen neben Rußland stets in der Stellung eines Trabanten erschien. Auch vermochte die österreichische Politik sich nie von ihren steifen legitimistischen Theorien zu trennen, während die russische, stets nur auf ihren praktischen Vorteil bedacht, sich ohne jede Scheu auch volkstümlicher und revolutionärer Bewegungen für ihre Zwecke bediente. So vertrug sich die russische Autokratie aufs beste mit der urwüchsigen Demokratie der Südslavenstämme, während Oesterreich, das nur mit den Balkanhöfen, aber beileibe nicht mit den Balkanvölkern Beziehungen pflegte, prinzipientreu an einer „vornehmen“, unpopulären, wirkungslosen Staatskunst festhielt.

So haben wir uns Schritt für Schritt von unserem alten historischen Erbgut verdrängen lassen und sind dabei nicht kämpfend, sondern mit Kratzfüßen zurückgewichen. Doch wie? — wird man einwenden — haben wir nicht 1878 mit Bosnien eine „beherrschende Position“ auf der Balkanhalbinsel gewonnen? Der Vorteil dieser Position wäre in der Tat unleugbar, wenn wir es verstanden hätten, die benachbarten Kleinstaaten zu unseren Freunden zu machen. Sie sind aber unsere geschworenen Feinde, und es hängt nur von Rußland ab, ob und wann es sie einmal gegen uns loslassen will. Es ist sehr zu befürchten, daß die bosnische Ostgrenze eines Tages nicht Ausfalls-, sondern Einfallstor sein wird, und daß die Verteidigung der „beherrschenden Position“ dann noch mehr Blut und Geld kosten wird, als seinerzeit ihre Gewinnung, zu der, statt der berühmten Musikbande des Grafen Andrassy, eine große Armee aufgeboten werden mußte. Aber komme, was kommen mag, wir warten es geduldig ab. Rußland kann, solange es im asiatischen Orient beschäftigt ist, im europäischen Orient keine Liquidation wünschen. Aber es kann sich auf unsere Gefälligkeit verlassen: wir decken ihm solange den Rücken, bis es Zeit und Gelegenheit finden wird, wieder ungestört hinter unserem Rücken zu manipulieren.

E. W.

Richard Cobden.

In England wird jetzt die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Richard Cobdens gefeiert, jenes Mannes, der in den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts die von Nationalökonomen wie Adam Smith und Ricardo und von praktischen Politikern wie Huskisson, H. Parnell u. a. bereits propagierte Freihandelslehre zum Gegenstand einer beispiellosen Agitation gemacht hat und in jahrzehntelanger Arbeit dem praktischen Freihandel in England schließlich zum Durchbruch verhalf. Aber nicht nur als Herold der Freihandelslehre, auch als Propagator humanitärer Ideen, wie die allgemeine Abrüstung und die Einsetzung internationaler Schiedsgerichte es sind, will Richard Cobden genommen werden.

Richard Cobden, am 3. Juni 1804 als Sohn eines kleinen Grundbesitzers in der Grafschaft Sussex geboren, erlernte zunächst bei einem Oheim die Kattundruckerei, brachte dann einige Jahre als Reisender für ein Baumwollwarengeschäft zu und etablierte sich endlich im Jahre 1832 als Kattundrucker in Manchester, jener Stadt, von der aus die freihändlerischen Ideen des vorigen Jahrhunderts ihren Siegeszug durch England und einen großen Teil des Kontinents antreten sollten. „Der Name Manchesters“, sagte Cobden einmal in einer Rede, „wird für alle Zeiten mit der Frage des Freihandels verbunden bleiben. Was Jerusalem für den Ursprung unserer Religion war, was Mekka für die Mohammedaner ist, das wird Manchester für den Freihandel bleiben; die Geburtsstätte und der Mittelpunkt der größten menschlichen Bewegung seit der Erfindung der Buchdruckerkunst — einer Bewegung, die weltgeschichtlich bedeutsamer sein wird als irgend welcher Kampf, den die Annalen der Zivilisation verzeichnen“. Von Manchester aus unternahm Cobden zahlreiche Reisen ins Ausland: so 1834 nach Griechenland, Aegypten und der Türkei, 1835 nach den Verei[nigten] Staaten, zwei Jahre später nach Belgien, Frankreich und der S[chweiz]. Im Jahre 1838 besuchte er Deutschland und Rußland. Diese Reisen erweiterten seinen Horizont und regten ihn zum Nachdenken über die internationalen Probleme des Handelsverkehres der Nationen und der allgemeinen Abrüstung an. Als Frucht dieser Reisen erschien 1835 di[e] Broschüre: „England, Ireland and America. By a Manchester manufacturer“ und im nächsten Jahre die Schrift: „Russia. By [illegible]

autor of England, Ireland and America". In Manchester erwarb sich Cobden große Verdienste um das Gemeinwesen, gründete dort das Athenäum, griff 1838 in die Bewegung gegen die Korngesetze ein, die er nach achtjähriger mit bewundernswertem Geschicke geführter Agitation endlich zu Falle brachte. Cobden, der zweimal, 1841 bis 1857, und nach einer zweijährigen Pause wieder bis zu seinem Tode Mitglied des Unterhauses war, hat nie ein Regierungsamt angenommen. Bloß das Jahr 1860 sieht ihn als Unterhändler Englands den berühmten Handelsvertrag mit Frankreich (Cobden-treaty) vorbereiten.

Um Cobdens eigentliches Lebenswerk, seine Agitation gegen die Lebensmittel- und Rohstoffzölle, richtig beurteilen zu können, muß man sich die zollpolitische Situation vergegenwärtigen, wie sie Cobden vorgefunden hat. Als Cobden auftrat, war die protektionistische, zum Teile prohibitionistische Verfassung des englischen Zollregimes auf ihrem Höhepunkte angelangt. Außer den hohen Fiskalzöllen gab es Getreidezölle, deren gleitende Skala so eingerichtet war, daß die Zölle erst bei einem enormen Getreidepreis aufhörten, prohibitiv zu sein. Neben den mit hohen Zöllen belegten Lebensmitteln, wie Butter, Käse, Speck, Schmalz, Kartoffeln u. s. w. waren insbesonders auch die Roh- und Hilfsstoffe der Industrie wie rohe Wolle, rohe Seide, Holz, Häute, Salz 2c. mit Zöllen stark belastet, und es soll um diese Zeit nicht weniger als 1500 Parlamentsakte gegeben haben, die Vorschriften für die zollpolitische Behandlung von Waren bei der Ein-, Aus- und Durchfuhr enthielten. Diese hohen Zölle, welche, soweit sie fiskalischer Natur waren, dem Staatsschatze, soweit sie die Lebensmittel und die Rohstoffe für die Industrie betrafen, der englischen Landwirtschaft zugute kamen, wurden besonders drückend von der Industrie empfunden, da durch die Verteuerung ihrer Roh- und Hilfsstoffe und der Lebensmittel ihrer Arbeiter die Gestehungskosten ihrer Erzeugnisse bedeutend erhöht wurden. Und es ist charakteristisch, daß hier Cobden, der Manchester manufacturer, wie er sich mit Vorliebe nannte, der die Wirkungen dieses Zollregimes am eigenen Leibe zu spüren hatte, mit seiner Agitation einsetzte. Wenn auch das Cobden'sche Freihandelsideal aus einem rein liberalen und freiheitlichen Ideen- und Empfindungsschatz heraus bei ihm entstanden sein mag, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß auch das rein praktische Ziel, der englischen Industrie für ihre Arbeiter billige Lebensmittel und für ihre Manufakte und industriellen Erzeugnisse billige Roh- und Hilfsstoffe zu verschaffen, Cobden vorgeschwebt hat, als er den Kampf gegen die Korngesetze und Rohstoffzölle aufnahm. Es ist interessant, daß um dieselbe Zeit Friedrich List, der Antipode Cobdens, in Deutschland ähnliche Ziele auf dem entgegengesetzten Wege der Schutzpolitik anstrebte, und beweist in schlagender Weise die Relativität der Wirkung von zollpolitischen Maßnahmen. Es geht nicht an, Cobden für die Arbeiterschaft zu reklamieren. Wenn Cobden, der übrigens gegen die Zehnstundenbill gestimmt hat, den Arbeitern das Brot verbilligen half, so hat er dies vor allem für das Unternehmertum getan, das ein Interesse an billigen Nahrungsmitteln für seine Arbeiter hat.

Daß Cobden im England der Dreißigerjahre den Freihandel propagieren konnte, ist durch die damalige wirtschaftliche Verfassung Englands ermöglicht worden. Nach den napoleonischen Kriegen war ein neues England entstanden. Epochemachende Erfindungen hatten der industriellen Betätigung neue Wege gewiesen, aus der Manufaktur herauswachsend begann sich das industrielle England zu regen; neue technische Erfindungen, vor allen die Verwertung der Dampfkraft, schufen die Grundlage für eine Großindustrie. Die Bedeutung der Landwirtschaft, auf welche die ganze wirtschaftliche und politische Verfassung des damaligen England zugeschnitten war, begann unter dem Eindruck und Einfluß der auftretenden Großindustrie zu verblassen, und mit der Konzentration der Betriebe, welche für die großindustrielle Entwicklung so charakteristisch ist, begann das Städtewesen in England zu erstarken. Von dieser Entwicklung, die Cobden in ihrer weittragenden Bedeutung frühzeitig erfaßte, ist die ganze Freihandelsbewegung in England getragen. Cobden war als Freihändler kein Phantast und kein Idealist, als welche man die wenigen „unentwegten" Freihändler unserer Zeit nicht ganz unberechtigt zu bezeichnen pflegt, sondern ein Realpolitiker im besten Sinne des Wortes, der für das Interesse der städtischen Bevölkerung und der Industrie an billiger Nahrung und wohlfeilen Rohstoffen mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit und seines agitatorischen Genies eintrat und den Kampf zwischen der agrarisch-feudalen und industriell-liberalen Strömung zu Gunsten der letzteren entscheiden mithalf. In der Ueberführung der überlebten, einseitig wirtschaftlichen und zum Teile auch politischen Verfassung Englands in eine neue, der Bewegungsstreben des Einzelnen mehr Raum gebende [illegible] liegt das [illegible] Moment, nicht im Freihandel im [illegible] Sinne, der zur Zeit Cobdens bloß das Mittel zum Zweck war und den geeignetsten Weg darstellte, auf welchem die [illegible] [illegible] ist nun einmal keine ethische Kategorie, und was Cobden durch seine Freihandelsagitation für England erzielte, nämlich das Aufblühen von Industrie und Handel, verdanken der Kontinent und in gewissem Maße auch die Vereinigten Staaten von Amerika den schutzzöllnerischen Ideen Friedrich Lists. So haben beide Männer auf verschiedenen Wegen das gleiche [illegible] erreicht.

Einen „falschen Propheten" hört man in England von gewisser Seite Cobden jetzt nennen, weil ihm die Belehrung des Festlandes zum Freihandel nicht gelungen ist, und weil der Freihandel, den Cobden als Abschluß einer wirtschaftspolitischen Entwicklungsreihe sich gedacht hat, durch die auch in England erstarkende schutzzöllnerische Strömung, wie manche glauben, ernstlich gefährdet ist. Was seine Friedensideen weiter anlange, so sei auch in dieser Hinsicht Cobden, der für die allgemeine Abrüstung agitierte, durch die Entwicklung überholt, denn während Cobden noch 16 Millionen Pfund Sterling als eine übertrieben hohe jährliche Ausgabe für Englands Heer und Marine bezeichnet, sei man gegenwärtig bei einer solchen von nahezu 80 Millionen Pfund Sterling angelangt, obschon England mitten im Frieden lebe. Was diesen letzten Vorwurf anlangt, so haben die Verächter der Cobdenschen Friedensideale vorläufig noch Recht, wenn auch Ansätze für eine Entwicklung im Sinne Cobdens — man denke bloß an das Haager Schiedsgericht — zweifellos vorhanden sind. Aber auch für den Freihandel ist noch nicht aller Tage Abend. In der Freihandelssache ist Cobden schon aus dem Grunde kein „falscher Prophet" gewesen, weil England den Uebergang zum Freihandel tatsächlich vollzogen hat. Aber nicht nur das. Das von freihändlerischem Geiste getragene System der mitteleuropäischen Handelsverträge verdankt Cobden seine Entstehung. Den Ausgangspunkt dieses großartigen Vertragswerkes, das allerdings gegenwärtig in seinen Grundfesten zu zittern beginnt, bildet der berühmte Handelsvertrag zwischen Frankreich und England vom 23. Jänner 1860, in welchem eine Reihe von wichtigen Zollsätzen bedeutend herabgesetzt wurde. In diesem Vertrage wurde überdies auch die gegenseitige bedingungslose Meistbegünstigung ausgesprochen, welche das Niveau der Zollsätze in den mit anderen Ländern später geschlossenen Handelsverträgen im freihändlerischen Sinne beeinflußte. Außerdem ist die freihändlerische Richtung von England aus rasch auf den Kontinent übergegangen, und wir finden schon 1848 in Belgien die Association belge pour la liberté commerciale, in Deutschland und in Oesterreich profitiert die Freihandelsbewegung von den allgemeinen freiheitlichen Bestrebungen des Jahres 1848, allerdings, ohne in der praktischen Zollpolitik vorläufig zum Ausdruck zu kommen, und in Italien endlich vollzog sich 1859 die nationale und handelspolitische Einigung gleichzeitig im Zeichen des Freihandels.

Es ist richtig, daß mit dem Freihandel nicht das letzte Wort in der Handelspolitik gesprochen war. Bald nach Cobdens Tode hat die Rückentwicklung zum Protektionismus eingesetzt und mit Ausnahme Englands sind alle Länder, in jüngster Zeit sogar die bisher freihändlerische Schweiz, reumütig zu den Fleischtöpfen der Schutzzollpolitik zurückgekehrt. Auch in England beginnt im Zeichen des Imperialismus die Schutzzollströmung zu erstarken, und Chamberlain, der einstige Anhänger Cobdens, ist der Führer dieser Bewegung. So findet jetzt die Freihandelsidee, die von England aus den Weg in die Welt genommen, gegenwärtig ihre einzige, stark beunruhigte Zufluchtsstätte in England. Die nächste Freihandelswelle, die sich über kurz oder lang zweifellos über Europa ergießen wird, wird kaum wieder von England ausgehen — eher von den Vereinigten Staaten, die auf dem besten Wege dahin sind.

Dr. Sigmund Kanner.

Die römische Sozialgeschichte.*)

Von Gustav Schmoller (Berlin).

Die römische Sozialgeschichte hat äußerlich manche Aehnlichkeit mit der griechischen, aber sie ist innerlich doch weit von ihr geschieden. Das kleine römische Gemeinwesen des V. und IV. Jahrhunderts v. Chr. (noch 392 v. Ch. nicht größer als 30 Geviertmeilen mit 150.000 Bürgern) war ein bäuerlich-kriegerischer Staat, der sich frühe durch den starken formalen Rechtssinn, durch die schlichte Ehrfurcht vor seinen Priestertümern und Göttern, durch die scharfe Ausbildung der Amtsgewalten auszeichnete. Schon die Könige hatten die Blutrache beseitigt, die Sühnung des Mordes zur Staatssache gemacht. Auch die ihnen zu Anfang des V. Jahrhunderts folgenden gewählten Jahresbeamten, die Konsuln, sowie die anderen Amtsträger, hatten eine selten umfassende, schroff befehlende Amtsgewalt, so sehr sie der Kontrolle der Bürger, dem Widerspruchsrecht der Kollegen, die jede Amtshandlung hindern konnten, eventuell der Klage nach Endigung des Amtes unterlagen. Die Griechen hatten gegen 500 v. Chr. eine ideale weltumfassende Staatsidee, die Römer hatten fast zur selben Zeit die Amtsgewalten des Rechtsstaates ausgebildet.

In diesem Staate stehen sich auch die zwei geschiedenen sozialen Klassen, die Patrizier und Plebejer, ähnlich wie in Griechenland, gegenüber. Die Patrizier als eine Klasse etwas größerer Grundbesitzer mit großen Herden, einigen Sklaven, nicht ohne Beteiligung am Handel, der aber noch ein mäßiger, nicht stark entwickelter ist; aber diese patrizischen Geschlechter sind zugleich Priester, Offiziere, Amtsinhaber der Jahresämter, Patrone oder Grundherren ihrer bäuerlichen

*) [illegible] den Stand, [illegible] vor dem Erscheinen stehenden [illegible] vorwegnehmen zu können.
Anmerkung der Redaktion.

plebejischen kleinen Nachbarn, vereinzelt auch schon ihre Gläubiger; die Naturalwirtschaft herrscht noch vor. Die ihnen gegenüberstehenden Plebejer, durch die Geschlechtsverfassung ganz von ihnen getrennt, sind kleine Garten- und Landbesitzer, ihr Acker ist klein, ihre Weiden sind ziemlich groß; sie sind gewöhnt, zugleich als Milizsoldaten jährlich einen oder ein paar kurze Feldzüge zu machen. Nicht große, grundverschiedene Wirtschaftsinteressen scheiden die beiden Klassen, beide sind naturalwirtschaftliche, kriegerische Bauern, beide wollen mehr Land, freilich schon frühe mit dem Unterschied, daß die Patrizier mehr auf Ausdehnung ihrer Vieh- und Sklavenwirtschaft, die Plebejer auf kleine Hufen für ihre jüngeren Söhne zielen. Die kriegerische agrarische Ausdehnung ist das Band, das sie immer wieder einigt. Als streitig zwischen ihnen erscheint zunächst die Abstreifung der plebejischen Abhängigkeit, das Maß der politischen und priesterlichen Ehren- und Amtsrechte, die den Plebejern einzuräumen seien, der Nutzungsanteil am eroberten Lande, die Ordnung des Schuldrechtes, die Beseitigung der plebejischen Verschuldung, die Ehe zwischen Plebejern und Patriziern, die Forderung eines festen, aufgezeichneten Rechtes. Die sagenhafte Geschichte hat spätere geldwirtschaftliche Klassenkämpfe in die Zeit von 600—300 v. Chr. hineinverlegt. In dieser ganzen Epoche vollzieht sich das Ringen um die Ausgleichung der sozialen Gegensätze, nicht ohne harte Zusammenstöße, doch stets so, daß die Plebejer nicht unterdrückt werden, emporkommen, sich Rechtsgleichheit und politischen Einfluß erkämpfen. Die kluge Nachgiebigkeit der Aristokratie, das Maßhalten der Plebejer überwiegt in dieser großen älteren Zeit bis zu 282 respektive 262 v. Chr., bis ganz Italien mit Ausnahme Tarents unterworfen ist. Bleiben wir bei dieser Epoche noch einen Moment.

Die Plebejer erhielten zunächst, als Sondergemeinde organisiert, ihre machtvollen eigenen Beamten, die Tribune, die jedes Gesetz hindern konnten; sie bekamen von 589—400 den Zugang zu allen Aemtern, ja zum Senat, 300 zu den höchsten Priesterwürden, 445 das Konnubium. Im ganzen überließen sie die Aemter der tüchtigen Aristokratie, aber die großen plebejischen Konsuln und Heerführer, wie Dentatus, haben doch gerade 300—280 die eigentliche Entscheidung gehabt. Die städtische Plebs, die vom Handel und Handwerk lebenden Freigelassenen, waren einflußlos. In der Volksversammlung, die nach geographischen Bezirken (Tribus) und nach Vermögensklassen abstimmte, hatte nur der Grundbesitzer von einigen Morgen aufwärts Stimme und Gewicht; die Glieder der Volksversammlung bildeten das Heer. Der Schwerpunkt des Heeres lag in der Phalanx der Klein- und Mittelbauern. Der militärische Geist beherrschte die Volksversammlung; man trat geschlossen an, man debattierte nicht, hörte nur die Beamten an, stimmte schweigend ab. Die Patrizier und die wohlhabend gewordenen Plebejer, die beide dem Kleinbauern als Nachbarn rechtlichen Rat erteilten, wie sie sie im Feld kommandierten, bildeten, soweit sie hohe Aemter bekleideten, den Senat; die Konsuln leiteten den Senat und die Volksversammlung. Rom wurde von 500 bis über 200 v. Chr. von einer Amts- und Besitzaristokratie regiert, wie die Welt keine zweite gesehen; Züge von Klassenregiment fehlten nicht, aber sie traten zurück und wurden durch eine Reihe glücklicher Verfassungseinrichtungen immer wieder eingeschränkt. Unter ihnen steht die 443 geschaffene Zensur voran: zwei fünfjährige Zensoren schätzten alle Bürger nach ihrem Vermögen, ordneten die Tribus und die Vermögensklassen und damit das Stimm- und Standesrecht, konnten ohne Widerspruch jeden aus Senat oder Ritterliste wegen sittlicher Mängel streichen; sie bildeten den Wall gegen Parteileidenschaft, den Regulator der Verfassung.

An ihnen scheiterten die wiederholten Versuche der Claudischen Familie und ähnlicher Parteiführer, den Handel- und Gewerbetreibenden, den Städten gleichberechtigtes Stimmrecht zu geben. Die Politik blieb bis tief in das dritte Jahrhundert nach innen und außen eine Bauernpolitik. Immer wieder schuf man Raum für den Nachwuchs durch Koloniegründungen: solche von 300, aber auch von 6000, ja 20.000 kleinen Bauernstellen kommen vor. Die Assignationen in den Kolonien dauerten bis 177 v. Chr. fort; die Eroberung des Potales im III. Jahrhundert v. Chr. geschah zu Gunsten der Bauern. Den formalen Höhepunkt der rustikalen Tendenzen bildet die Gesetzgebung von Licinius Stolo (367 v. Chr.), welche die vom keltischen Einfall niedergedrückten Bauern heben sollte, über deren Ausführung wir freilich nichts Genaues wissen. Soweit der Bauer verschuldet ist, darf er die Zinsen vom Kapital abziehen, den Rest in drei Jahren tilgen; niemand darf vom eroberten Staatsland mehr als 500 Morgen okkupieren, auf die Weide des Staatslands darf kein Bürger mehr als 100 Stück Groß- und 500 Stück Kleinvieh treiben; keiner darf in seinem Betriebe mehr als eine bestimmte Sklavenzahl halten, um die Nachfrage nach freier Arbeit nicht sinken zu lassen. Sogar Unmögliches setzten die Bauern oft gesetzlich durch, so 342 das [illegible] Genucius, das alle Zinsen verbot. Und als [illegible] Tendenzen herrschten, haben die besseren Staatsmänner an den bäuerlichen Assignationen und der Koloniegründung zu Gunsten der [illegible] erhalten.

Zwei große Tatsachen legen Breschen in diesen [illegible] von Aristokraten regierten, erobernden Bauernstaat, die [illegible] kommen: I. der Gegensatz zwischen freier und unfreier Arbeit, zwischen der Sklavenwirtschaft der Reicheren (Patrizier und Plebejer) und der kleinen freien Bauernwirtschaft, und II. der Streit, ob die Eroberungen über Italien auszudehnen seien und ob damit die Handel- und Gewerbetreibenden Macht und Einfluß in dem agrarischen Gemeinwesen erhalten sollten.

Als Italien bis auf die große Handelsstadt Tarent unterworfen war, zum großen Teil in der Form gehorchender Bundesgenossengemeinden oder -staaten, mußte die Frage entstehen, ob der römische Staat dabei stehen bleiben könne. Die Bauernpartei, die alten aristokratischen Staatsmänner wollten es; die vom Geschlecht der Claudier geführten Handelsinteressen drängten weiter auf die Bahn einer erobernden Macht, die Handel und Reichtum fördern, Untertanenlande gewinnen wollte. Der Konflikt mit Tarent und seinem Bundesgenossen Pyrrhus 282, die von einigen Sizilianern begehrte Hilfe 262 drängte auf diese zögernd betretene Bahn. Der erste (263—241) und der zweite Krieg (218—202) mit der Welthandelsmacht Karthago war die Folge. Sizilien und Sardinien wurden schon 241 untertänige, auszubeutende Provinzen; die Einmischung in die griechischen und asiatischen Welthändel war die weitere notwendige Konsequenz. Eine ungeheuere Veränderung für den Staat, für die Parteien und Klassen, für die Volkswirtschaft vollzog sich so 282—134; aus einem italisch-agrarischen Mittelstaat war in 150 Jahren das beherrschende Weltreich, die erste Handelsmacht der Erde erwachsen. Der bessere Teil der alten Aristokratie, an ihrer Spitze das große Haus der Scipionen, hatte versucht, den ungeheueren Umschwung durch eine Politik der Mäßigung in gesunde Bahnen zu lenken: nicht Eroberung untertäniger Provinzen, sondern Bildung eines von Rom abhängigen Staatensystems, Erhaltung des Mittelstands und der Bauern, der alten Beamtenehrlichkeit, Beschränkung der Habsucht des neuen Kaufmanns- und Kapitalistenstands war ihre Losung. Sie erreichten ihr Ziel nicht, weil sie es mit den Mitteln der alten Verfassung, den Jahresämtern, der Senatsherrschaft, den Volkswahlen der Stadt Rom erreichen wollten, während sie, was allein helfen konnte, eine dauernde Monarchie verabscheuten. Livius erzählt, man habe schon Scipio Africanus umsonst die lebenslängliche Diktatur angeboten. Die Senatsherrschaft der Nobilität dauerte fort, aber sie war 200—134 immer unfähiger geworden; sie war 156—134 so weit gekommen, überall die direkte ausbeuterische Fronherrschaft der römischen Statthalter einzuführen, ohne auch nur die italischen Bundesgenossen den Römern gleichzustellen und so die populären Elemente der römischen Bürgerschaft zu verstärken; der Handelsneid verbot das.

Die soziale und wirtschaftliche Umwälzung von 282—134 läßt sich kurz so charakterisieren: die 269 eingeführte Silberprägung war der Ausdruck der siegenden Geldwirtschaft, des zunehmenden Handels; mit den Kriegen war eine große staatliche Flotte, die zugleich den römischen Handelsinteressen diente, und eine einheimische Reederei entstanden. Die großen Kriege schufen kapitalistische Handelshäuser und -gesellschaften, die dem Staate Vorschüsse machten, seine Flotten bauten, seine Heere ausrüsteten und verpflegten, die Domänen, Bergwerke, Steuern in den Provinzen pachteten, wo es ging, den Handel für die Römer monopolisierten. Sie führten von Syrien und Griechenland rasch billige Sklavenmassen ein, die im Handel, den Gewerben, der Landwirtschaft den Großbetrieb, die Arbeitsteilung, die bessere Technik förderten. Die fähigeren dieser Sklaven wurden freigelassen. In Rom und den größeren anderen Städten bildete sich aus denselben, die in der ersten und zweiten Generation noch ganz von ihren Herren abhängig blieben, eine halb mißachtete, halb reich werdende Klasse von Händlern, Geschäftsführern, Spekulanten, Krämern, Handwerkern; sie standen, zumal für alle schmutzigen Geschäfte, der Grund- und Kaufmannsaristokratie zur Verfügung.

Die alten, im Senat sich zusammenfassenden reichen patrizischen und plebejischen Aristokratenfamilien, die neue Nobilität, schied sich von der Kaufmannsaristokratie, welche wesentlich identisch war mit den Familien des Ritterzensus in der Zensorliste, vor allem durch den Grundsatz, daß an den Erwerbsgeschäften die Inhaber der großen Aemter nicht teilnehmen durften. Die bäuerliche Partei setzte 218 das Verbot der Reedereigeschäfte für die Senatoren durch. Aber mehr und mehr wurden doch auch die senatorischen Familien in die Geschäfte der Kaufleute (Ritter, Publikanen, Steuerpächter) hineingezogen; sie nahmen mit ihrem Kapital an den guten Geschäften der Publikanen teil; in der Provinz reichten sich der senatorische Statthalter und Quästor und die Steuerpächter die Hand. [illegible] gemeinsam. Wurde früher die Herrschaft nur von der Ehre und [illegible] wegen, so wurde sie jetzt des Geldes wegen [illegible]. Bald [illegible] der römische Beamte und der römische Kaufmann vor den [illegible] der Welt [illegible]. Griechische Bildung war in diese Kreise eingezogen, aber nicht auch griechischer [illegible] [illegible]

[illegible]

Der Bauernstand war schon im zweiten punischen Kriege durch den überlangen Dienst, die großen Aushebungen, die Verwüstungen sehr bedroht. Aber er erholte sich noch durch allerlei kleine Reformen und Koloniegründungen; die Zahl der römischen Bürger (freilich nicht identisch mit den Bauern) nahm noch bis 169 v. Chr. zu; von da an ab. Immer größere Güter bildeten sich; immer häufiger mußte der Bauer verkaufen und zog nun als Bettler nach Rom. Das billigere Korn der Provinzen und der Sklavengüter vernichtete ihn. Die zunehmenden Sklaven wurden maßlos von den hartherzigen Geldmachern mißhandelt; der erste italische Sklavenaufstand trat 187 in Apulien ein; 7000 von ihnen wurden ans Kreuz geschlagen.

Wenn in der Zeit von 282—134 der römische Staat noch seine größten Feldherren und Staatsmänner gehabt hat, wenn ihre politisch-militärischen Großtaten die ihrer Vorfahren mannigfach sogar übertreffen, wenn das damals blühende Haus der Scipionen noch heute wegen seiner Gesittung, seiner Charaktere, seiner inneren und äußeren Politik, seiner Bildung, als einer der seltenen Höhepunkte der Menschheit gilt, so kann uns das nicht vor der Einsicht verschließen, daß die überwiegende alte Senatsaristokratie gegen 134 das Weltreich nicht mehr zu regieren, über die beginnenden sozialen Zerklüftungen und wirtschaftlichen Entartungen nicht mehr Herr zu werden vermochte. Nachdem man alle Gegner niedergeworfen, Karthago und Korinth aus Handelsneid zerstört, den Handel von Capua, Tarent, Syrakus, Rhodos auch lahmgelegt hatte, stand diese vielfach bereits von habsüchtigen Wucherern abhängige und geleitete Senatsaristokratie 146 bis 90 v. Chr. vor dem politischen Bankerott und der sozialen Revolution.

Die neue Epoche (134—30 v. Chr.) charakterisiert sich durch große Reformanläufe, blutige Bürgerkriege und Massenschlächtereien, soziale und politische Staatsstreiche und Diktaturen; sie endigt mit der definitiven Herstellung der Monarchie. Die Klassenkämpfe und die Klassenherrschaft spielen dabei die Hauptrolle. Die sozialen Zustände sind keine wesentlich anderen als schon 242—134; ihre Symptome treten nur immer greller und ungünstiger hervor. Die Zahl der Sklaven wie ihre furchtbare Mißhandlung wächst; entsetzliche Sklavenaufstände (134—132, 102—100, 73 ꝛc.), die jahrelang große römische Heere beschäftigten, verwüsten Sizilien und Italien. Der Bauernstand nimmt weiter ab, obwohl die gracchischen Gesetze 80.000, die julianischen 120.000, die pompejanischen 20.000 neue Ackerstellen (beide letzteren vornehmlich für Veteranen) schaffen. Die ungeheuren, von Beamten und Publikanen zusammengeraffften Reichtümer, sowie Sitte und Zwang, sie in italischem Grund und Boden anzulegen, sind damals wie später verhängnisvoll für die Bauern geworden. Die Freigelassenen und der besitzlose hauptstädtische Pöbel nimmt an Zahl und Einfluß zu. Die hauptstadtische Masse entartet zu einem anarchistischen, für jeden käuflichen Lumpengesindel in der Hand von liederlich-verbrecherischen Bandenführern und Kanaillen. Die Habsucht der kapitalistischen Kaufleute und Geldmänner entartet in Asien so, daß Mithridates unter dem Beifall aller Bedrückten (88) in Kleinasien 80.000 oder 150.000 italische Personen, d. h. Publikanen und ihr Personal an einem Tage, bald darauf 20.000 in Delos morden lassen konnte; die Publikanen, hieß es, entvölkerten ganze Provinzen durch ihre Sklavenjagden; „vor ihnen ist alles Recht eitel und die Freiheit der Bundesgenossen nichts"; vergeblich hatten die edelsten Staatsmänner, die Scipionen, Aemilius Paulus, Cato ꝛc. für Einschränkung ihrer Rechte und ihrer Macht gestritten; sie werden die unbarmherzigen Gläubiger der Senatoren und der Bauern, der fremden und bundesgenössischen Städte; sie kaufen bei der Massenkonfiskation des Sulla, Marius ꝛc. die Vermögensstücke der Gemordeten und verdienen daran 1000—2000%. Gegen das Jahr 100 v. Chr. hieß es, es gebe nur noch 2000 reiche Leute in Italien. Marius hat dann 50 Senatoren und 1000 Ritter, Sulla deren 40 und 1600 gemordet, um sie ihres Vermögens zu berauben; der Ertrag war im letzteren Falle 84 Millionen Mark, der wirkliche Wert war der 10—20fache. Es hat wohl nie vorher und nie nachher eine kluge, aber auch nie eine habsüchtigere und gemeinere Klasse von Geldmännern gegeben als diese Publikanen der Bürgerkriege, die in ihrer Doppelstellung als Steuerpächter, Gerichtsherren, Reeder, Bankiers, Plantagenbesitzer und Sklavenjäger alles an sich rissen. Nicht das Kapital an sich hat sie so entarten lassen, sondern eine Reihe einzigartiger Gesellschafts- und Staatszustände; hauptsächlich der Umstand, daß alle große Politik zur Geldsache entartet war. Man könnte sagen: die erste große Epoche geldwirtschaftlicher Ungebundenheit und kapitalistischer Freiheit in einem alle Konkurrenten vernichtenden Wettkampf mußte solche Entartung erzeugen. Die Rechtlichkeit mußte auch hier ein furchtbares

---

Die letzte Ursache aber für all diese Mißstände wie für die Revolutionen und Bürgerkriege lag darin, daß die alte große Stadtrepublik mit [illegible] mit ihrer Schwerfälligkeit, ihren [illegible] zur Regierung der Provinzen wie zu großen Reformen unfähig war, daß die durch Volkswahl wechselnde Besetzung der Jahresämter keine feste Regierung [illegible]

[illegible] in [illegible] daß die Wahlen nur an Reichen und [illegible]

[illegible]

Jahresämter die Bewerber, die Wähler, die Staatsverfassung korrumpierte.

Zwei Wege der Aenderung öffneten sich; beide führten in ihrem letzten Ziel zur Monarchie, d. h. wieder zu einer festen Regierungsgewalt. Der eine war der, daß kühne und groß angelegte Abkömmlinge der Aristokratie, wie die beiden Gracchen (134 und 121), Livius Drusus (91), Sulpicius (88) und zuletzt Julius Cäsar in seiner ersten Zeit (60) und neben ihnen die entarteten Demagogen wie Cinna und Catilina versuchten, aus den Gegnern der alten Senatsaristokratie (Rittern, Bauern, hauptstädtischem Proletariat) eine starke populäre Bewegungspartei zu schaffen, um mit ihr große soziale Reformen durchzuführen. Diese Zusammenfassung heterogener Klassen war aber in dem freien Verfassungsstaat nur möglich durch gefährliche Lockmittel, durch noch gefährlichere extrem demokratische Verfassungsänderungen, teilweise sogar nur durch Gewaltmittel wie Brutalisierung der Volksversammlung. Die kühnsten Demokraten wie die Gracchen und die weitsichtigsten Konservativen wie Drusus, standen an der Spitze dieser gewagten Bewegungen. Ihre sozialen Grundziele waren berechtigt: Hebung und Wiederherstellung des Bauernstandes, Neugründung von Kolonien, Verwendung der Staatsdomänen für die kleinen Leute statt für die großen, Erleichterung der Schuldner, Ausdehnung des Bürgerrechts auf die Italiker ꝛc. Aber sie mußten, um diese Ziele zu erreichen, die Publikanen und Ritter auf ihre Seite ziehen durch die verderbliche Einräumung der Richterstellen, durch Herabsetzung der Steuerpachten, durch allerlei Begünstigung, die wesentlich die Macht dieser Kapitalisten und damit ihre Habsucht, ihren Einfluß steigerte, ja diese Klasse zu ihrer schlimmsten Entartung brachte. Und sie mußten, um das hauptstädtische Proletariat zu gewinnen, das Stimmrecht auf die Freigelassenen ausdehnen, die Getreidelieferungen zu geringem Preis oder fast umsonst in Rom einführen und so einige hunderttausend Faulenzer zu Staatspensionären machen, sie mußten Schulderlaß bis zu drei Viertel und allgemeine Sklavenbefreiungen versprechen, sie mußten den Pöbel durch übertolle Spiele, Gladiatorenkämpfe, Theater amüsieren und so vollends diese Demokratie zu jeder gesunden inneren Umbildung verunfähigen. Mit all ihren extremen Mitteln brachten es die Führer der Demokratie vor Cäsar zu keinem dauernden Erfolg, zu keiner festen Macht, zu keiner die Erfolge sicherstellenden Verfassungsänderung. Sie wagten das Aeußerste nicht, die Antastung der Republik.

Den anderen Weg schlugen die Generale ein. Seit der Bauernstand zurückging, und die Eroberung der Welt immer größere oft jahrelang abwesende Heere nötig machte, hatten die großen reichen Aristokraten, zumal wenn der Senat kurzsichtig knauserte, wie schon Scipio Africanus, begonnen, Freiwilligenheere zu sammeln. Später verweigerten die Bürger auch vielfach den Dienst. Marius machte dann die Freiwilligenwerbung zum System; nur noch Besitzlose wurden so geworben, ihre Fechtweise aber vervollkommnet; dem militärtechnischen Fortschritt stand die soziale Kehrseite gegenüber, daß diese Soldheere große Beute, große Geschenke und vor allem Landanweisungen bei der Entlassung forderten. Marius, der rohe Volksmann und Bauernsohn, wie der geistreich cynische Aristokrat Sulla, der vorsichtige, mit allen Parteien paktierende Pompejus, wie der geniale demokratische Politiker und Offizier Cäsar in seiner späteren Zeit, sie waren alle darin gleich, daß sie zunächst ihre großen Heere nach den Siegen befriedigen mußten, daß ihre vorübergehende oder dauernde Diktatur, mochte sie die alte Aristokratie retten wollen oder große soziale und demokratische Aenderungen anstreben, zunächst eine Herrschaft entarteter Soldaten war. Sie schufen damit eine neue, feste, unumschränkte Staatsgewalt, aber auch eine Art Klassenherrschaft: die der Soldaten. Sie mußten mit so furchtbaren Konfiskationen und Hinrichtungen beginnen, daß sie Staat, Gesellschaft, Verwaltung hiedurch vergifteten und verdarben. Erst Cäsar wagte sich den extremen sozialistischen Forderungen zu widersetzen. Auch so weit die Generale gesunde, soziale, sowie richtige Verfassungs- und Verwaltungsreformen durchführten, litten sie unter der Verknüpfung mit der Militärdiktatur und dem Fluch der Gewalt, dem Fluch der Unterdrückung aller politischen Freiheit.

Aber es war in dem Sumpf der sozialen Klassenzustände und der Bürgerkriege der einzig mögliche Ausweg: je zerklüfteter, materialistischer, genußsüchtiger eine Gesellschaft alter und hoher Kultur geworden ist, je bitterere und blutigere Klassenkämpfe sie durchgemacht hat, desto dringlicher bedarf sie einer Frieden stiftenden, ganz festen unerbittlich herrschenden Staatsgewalt. Und Sulla, Cäsar und Augustus, dann die Imperatoren der ersten zwei Jahrhunderte des Prinzipats verstanden eine solche, und zwar unter dem Schein der Erhaltung der republikanischen Staatsformen aufzurichten und zugleich große soziale und Verwaltungsreformen, soweit sie mit dieser Gesellschaft noch möglich waren, durchzuführen. Die eigentlichen Klassenkämpfe hörten nun für einige Jahrhunderte auf. Eine wirtschaftliche und kulturelle Nachblüte des großen Reiches kam noch auf ein bis zwei Jahrhunderte zustande. Dann begann die volle innere Auflösung.

Die Epoche des Prinzipats bis 300 n. Chr., des diokletianisch-konstantinischen Kaiserreichs bis ins VI. Jahrhundert, zeichnet sich [illegible] der Zeit der Bürgerkriege durch ein festes Regiment und die [illegible] von Italien mit den Provinzen durch gleiches Recht für [illegible] Friedensjahre, wie sie die Welt weder vorher noch [illegible] werden, zunächst durch den Prinzipat geschaffen. Aber

während einst (300—200 v. Chr.) die Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern die innerliche Versöhnung und das Ueberragen der Gemeingefühle, die allgemeine Hingabe an den Staat gebracht hatten, vermochte der Prinzipat nur die äußere Ruhe, den Schein der Republik und die Unterdrückung der gröbsten Klassensünden und -brutalitäten zu schaffen. Doch das war schon viel. Mehr war nicht zu erreichen; das Schlimmste in der ganzen Zeit der kaiserlichen Verwaltung war die Erbschaft der Klassenkämpfe und Bürgerkriege, der Tendenzen, des Geistes, den sie geschaffen hatten.

Den allgemeinen Schulderlaß und die allgemeine Neuverteilung des Grundbesitzes, den seine Partei forderte, hat Cäsar nicht bewilligt und so die Besitzenden von der Todesangst, die sie seit Marius und Sulla drückte, befreit. Aber die rückständigen Zinsen wurden niedergeschlagen, die gezahlten vom Kapital abgezogen; eine strenge Wucher- und Konkursgesetzgebung in Italien und den Provinzen nach Vorbild der ägyptisch-solonischen durchgeführt, welche jede persönliche Schuldknechtschaft für künftig unmöglich machte. Nirgends mehr Massenkonfiskationen und -hinrichtungen, sondern Versöhnung, gegenseitige Duldung, Amnestie war die Losung. Neue große italische und überseeische Bauern- und Veteranenkolonisation, aber auf freiem Staatsland oder gekauftem Boden wurde jetzt und später üblich. Die neuen Kolonistenstellen erklärt Cäsar für unverkäuflich auf 20 Jahre. Geldgeschenke an die Soldaten hörten nicht auf, aber Cäsar verdoppelte den Sold, und die besseren Kaiser hielten die Heere möglichst an der Grenze. Die Ueberzahl der hauptstädtischen Getreideempfänger (320.000) wurde auf 150.000 wirklich Arme reduziert; bei dieser Zahl sollte es bleiben. Aus einer sozialistischen Pöbelfütterung sollte eine geordnete Staatsarmenpflege werden. Große Bauten in Rom und anderwärts sollten Beschäftigung geben. Auf den großen Viehgütern erzwang man wieder die Beschäftigung von einem Drittel freier Arbeiter. Die jährlichen Getreidepreisschwankungen von 1 : 10 suchte eine sukzessiv sich ausbildende große staatliche Annonarverwaltung zu beseitigen. Das Oel zum Salben in den Bädern wurde umsonst verabreicht. Das Familienleben und die Kinderzahl suchte man zu fördern, den Luxus zu hindern. Die namenlose Ausplünderung der Provinzen durch die oligarchischen Vögte und die Publikanen wurde durch die kaiserliche, viel strengere, kontrollierte Verwaltung, durch die zunehmende Beseitigung der Steuer-, Domänen &c. -verpachtung an die Publikanen, durch die Uebertragung italischen Rechtes und italischer Munizipalverfassung, durch die Auswanderung der Italiker in die Provinzen so ermäßigt, daß Mommsen darin das wichtigste Mittel sieht, den italischen Kampf der Reichen mit den Armen zu mildern und auszugleichen. Kein Wunder, wenn gerade in den Provinzen, in Gallien, Spanien, Nordafrika wieder ein viel größerer Wohlstand sich zeigte, und sich hier viel länger ein Stand mittlerer und kleiner Bauern erhielt. Aber auch in Italien blühte im ersten Jahrhundert des Prinzipats der landwirtschaftliche Fortschritt durch die hohe Technik und Kapitalverwendung einer intensiven Kultur.

Freilich die ungesunde Anhäufung des Grundeigentums dauerte fort, wie die entsetzliche Sklavenbehandlung. Diese milderte sich erst, als die Sklavenzufuhr aufhörte, der Großbetrieb sich in einen Kleinpachtbetrieb von Sklavenfamilien umsetzte, der sogenannte Kolonat entstand. Damit wurde der wie Vieh gehaltene, oft gefesselte, in den Sklavenkasernen zur Zucht verwendete Sklave wieder der Familie, dem eigenen Haus, der Eigenwirtschaft zurückgegeben. Es beginnen im IV. Jahrhundert die Sklavenreformen: das Verbot des Verkaufes der Sklaven aus der Provinz, die Klageerteilung gegen die Lastenerhöhung (325), das Verbot der Familientrennung (334), der Trennung der Sklavenfamilien von ihren Hufen (357). Der Menschenmangel, die wieder siegende Naturalwirtschaft, die fiskalischen und Militärinteressen der Kaiser haben an dieser außerordentlichen sozialen Besserung so viel Teil wie das von der Stoa beeinflußte Recht und das Christentum. Die Sklavenfreilassung hatte schon früher zugenommen; gute Haussklaven befreite man vielfach nach sechs Jahren. Die Freigelassenen hatte die kaiserliche Verwaltung stets hauptsächlich verwendet und begünstigt, den wohlhabenden z. B. die Ratsstellung in den Munizipien zugänglich gemacht. Die Verwendung von Tausenden von Sklaven und Freigelassenen in der großen kaiserlichen Haus- und Staatsverwaltung hatte die beiden Stände ebenso gehoben wie die Tatsache, daß seit dem Ende der Republik die meisten Millionäre, unfähig ihre Vermögen selbst zu verwalten, diese Verwaltung Sklaven und Freigelassenen überlassen mußten; viele Sklaven wurden so frei und wohlhabend.

Die beiden obersten bisher herrschenden Klassen, die alte grundbesitzende Senatsaristokratie und die Ritterschaft (die Publikanen, die Geldaristokratie) wurden vom Prinzipat in feste Schranken gewiesen, reformiert, mußten sich in gewisse Amts- und Einflußsphären teilen. Die Ernennung zum Senat wurde Sache des Prinzipats; nur wer mit einem gewissen Vermögen gewisse Aemter bekleidet hatte, wurde Senator; die Söhne der Senatoren pflegten sich um die Ritterwürde zu bewerben. Augustus schuf 5000 Ritterstellen; sie wurden einer gewissen kaiserlichen Zensur unterstellt, mußten zuerst als Offiziere dienen, konnten dann die höheren Aemter in dem kaiserlichen Dienst und in den kaiserlichen Provinzen in bestimmtem Turnus erwerben. Die senatorischen und die Ritterämter wurden mit Gehalten versehen. Beide Stände wurden aus einer überwiegenden Besitz- wieder viel mehr eine Amtsaristokratie. Der Ritterstand verlor seinen Charakter als wucherischer Geldadel. Beide Stände stellten die Spitze der großen Berufsbeamtenschaft dar, die außer ihnen aus Freigelassenen, armen Freien, Sklaven bestanden. In den Munizipien wurde der lokale Stand der größeren Grundbesitzer, die sogenannten Dekurionen, in ähnlicher Weise wie für das Reich die Senatoren und Ritter, verpflichtet, den Rat zu füllen, die lokale Amtsverwaltung zu führen, für die Steuern zu haften. Auch hier sollte der Vermögensbesitz durch Amtspflichten innerlich gehoben werden. Wir haben die Ausbildung dieser ganzen Amtsverfassung und speziell des zunehmenden geldbezahlten, arbeitsteilig geordneten Berufsbeamtentums, dessen definitive Ausbildung erst Diokletian vollendete, hier nicht darzustellen. Nur das sei bemerkt: diese Staatsmaschine war gewiß nicht vollkommen; sie war im III. bis V. Jahrhundert von Härte und Habsucht entstellt; sie zeigt die häßlichen und greisenhaften Züge einer sinkenden Kultur. Aber sie war ein heilsames Gegengewicht gegen die Ansprüche und Einflüsse des Prätorianerheeres; die Beamten hatten doch noch viel von dem alten Rechtssinn und den festen Rechtsformen der älteren Juristen bewahrt. Sie haben, wie Mommsen mit Recht betont, den Staat noch einige Jahrhunderte aufrecht erhalten und immer viel besser regiert als die Senatsaristokratie und die Publikanen von 200 v. Chr. bis zum Prinzipat.

Das damalige Beamten- und Militärregiment hat keine neue Gesellschaft zu schaffen vermocht, aber dafür auch keine eigentlichen Klassenkämpfe geduldet, die häßlichsten brutalsten Züge der älteren Klassenherrschaft beseitigt. Es hat keinen neuen gesunden Mittelstand geschaffen; die Gesellschaft blieb im ganzen eine solche von Millionären und Bettlern mit all den traurigen Folgen eines solchen Zustands. Aber die Millionäre regierten nicht mehr allein und konnten das Regieren nicht mehr hauptsächlich als Geldgeschäft betreiben. Soweit schädliche Gewinnsucht eine Rolle spielte, war es die der Soldaten, des hauptstädtischen Adels, der hauptstädtischen Plebs, die zusammen unter Umständen den erledigten Thron an den Meistbietenden verkauften. Die Klassenordnung war mehr und mehr nicht sowohl auf den Besitz als auf die Amtshierarchie und die mehr und mehr erblich werdenden Berufsunterschiede gegründet, die immer peinlicher mit Unterschieden des Titels, der Tracht, der Etikette umkleidet wurden. Niemals früher und später hat man wohl in Europa so allgemein an diese Aeußerlichkeiten der Standesunterschiede sich geheftet, sie gehütet, an sie geglaubt, wie in jenen Jahrhunderten. Die erbliche Scheidung in Stände und Berufe entsprach der sinkenden Bevölkerung, der verschwindenden Geldwirtschaft, der wieder überwuchernden Naturalwirtschaft. Die große, teuere Riesenstaatsmaschine konnte nur noch dadurch bestehen, daß sie die Flucht aus den höheren Ständen mit ihren starken Pflichten, wie aus den niedrigen, die mit den verschiedensten staatlichen Naturaldiensten belegt waren, durch erblichen, auf Vermögen und Personen sich erstreckenden Zwang unmöglich machte.

Das Bild der römischen und vollends der byzantinischen Gesellschaft vom IV. Jahrhundert an, sowie das der entsprechenden Staats- und Wirtschaftsinstitutionen ist gewiß kein anziehendes, befriedigendes. Es ist eine Zeit des Niederganges, der Auflösung. Die Rasse ist entartet; Ehelosigkeit, Verzweiflung an der Zukunft, Weltflucht, Gleichgiltigkeit gegen den Staat herrschen vor. Der äußere Apparat der alten Kultur löst sich mehr und mehr auf. Nur neue Säfte, jüngere Rassen können die Lücken des Bauernstands, des Heeres ausfüllen. Aber das ist anderseits nicht zu leugnen, daß überall in der Auflösung des Alten sich schon die neuen Keime einer besseren Zeit zeigen: die zunehmende Verbreitung des Christentums und die Ausbildung der römischen und byzantinischen Kirche, die steigende Ehre der Arbeit, die vordringende Bedeutung der liberalen Berufe und des Beamtenstands; die Emanzipation der Sklaverei, die Humanisierung der antiken Rechtsinstitute. Das waren große soziale Fortschritte, die nicht durch Klassenkämpfe, sondern im Zusammenhang mit der Auflösung der alten Kultur durch innere sittliche Fortschritte, sowie durch Kirche- und Staatseinflüsse sich durchsetzten.

Das „Loganbüchlein".

Otto Erich Hartleben, welcher selbst für das alte Spruchgedicht eine starke Neigung hat und als „Halkyonier" mit der etwas trivialen Weisheit altertümlich stelzender Schlußreime zu prunken liebt, hat uns vor ein paar Jahren eine anmutige Auswahl aus dem Angelus Silesius gegeben und bringt heute eine ebenso angenehme aus Logau.*)

In einer Vorrede von einfacher, doch bezeichnungsreicher und wohlgebildeter Prosa sagt er sowohl, wie er zu diesem — übrigens nicht gar zu fernabliegenden — Funde kam, als auch was er über den edeln Wert von Logau erkundet.

Friedrich von Logau, als er lebte wie jeder witzige und spitzige Geist in Respekt, wurde gleich nach seinem Tode vergessen, weil mit der Friedenszeit, die dem dreißigjährigen Kriege folgte, eine starke Aenderung des literarischen Geschmackes die gerade Aufrichtigkeit und das

*) [illegible] Logau, [illegible] 1904.

Nennen der Dinge bei ihren Namen verpönt gemacht, worin eben Logaus deutsche Tugend vorzüglich bestanden hatte. Eine verfeinerte französische Zierlichkeit und kompliziertere Formen waren auf die einheimischen Naturäußerungen gefolgt, und zudem mochte die argverwüstete und gekränkte Welt wohl auch gerne alles vergessen, was an die Schmach ihres Dreißigjährigen Krieges mahnte, und sich mit Scham und Gram von jeder Erinnerung daran abwenden, als hülfe dies, ihre Not zu bessern. So blieb auch Logau vergessen, bis sich im Jahre 1759 Ramler und Lessing entschlossen, in der Weidmann'schen Buchhandlung zu Leipzig aus seinem Gesamtwerke eine Auswahl in zwölf Büchern herauszugeben, welche einen schönen, stattlichen und seltenen Band macht, der wohl das Gefallen und den Wunsch des Bücherfreundes erwecken mag. Ein solches prächtig in Leder gebundenes Exemplar besitzt der Herausgeber des Büchleins. Und auch dieser — bei einem römischen Straßenantiquar spottwohlfeil erstandene Band hat wieder sein persönliches Schicksal, denn er ist mit dem Namen Assing gezeichnet und stammt also zweifellos aus dem Nachlasse der armen Ludmilla Assing, welche als Nichte und Erbin Varnhagens dessen ganze Erinnerungsschätze gesammelt und zu ihrer Zeit mit unermüdlicher, fast gewalttätiger Emsigkeit auf den Büchermarkt geschüttet hat. Beiläufig gesagt, auch gar manche dieser Bücher des behenden Blaustrumpfs wären einer Auferstehung und der erneuten Schätzung des feineren Publikums und namentlich der Freunde jenes alten Berlin aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts durchaus würdig, da wir nicht wie die Franzosen eine gar zu üppige Zahl solcher Memorabilien und Briefsammlungen besitzen, während gerade die Zeit der Befreiungskriege und die Gesellschaft des alten Varnhagen, voll Bedeutung, Lebensinhalt und Geist, genug Menschen enthielt, deren Gestalt und Schicksal wir wieder vor uns aufleben sehen möchten. In dem Kreise der bunten literarischen Geselligkeit, im Hause Varnhagens, worin Ludmilla Assing die Repräsentantin machte, verkehrte auch still und gedrückt der große Schweizer Gottfried Keller und hat dort ebenso den Angelus Silesius kennen gelernt, von welchem er am Schlusse des „grünen Heinrich" so reizende mit ihrer Nutzanwendung in das Schicksal des Helden gewirkte Proben anführt, wie auch offenbar den Logau, von welchem ihm vorzüglich das eine „Frage" Genannte in nachhaltiger Erinnerung geblieben ist. Allerdings dürfte ihn das gebildete Fräulein Ludmilla nicht gerade auf die scharfen Epigramme Logaus über ihr schwaches Geschlecht aufmerksam gemacht haben, wie sich auch der edle, tapfere Frauenfreund Keller eben an das Anmutigste hielt, das er in seinem „Sinngedicht" so blühend ausgestaltete und durchphantasierte, daß der bescheidene Leser von heute durchschnittlich von Logau wenig mehr, als jenes Sinngedicht kennen dürfte, um welches Gottfried Keller seinen unsterblichen Kranz von Erzählungen gewunden hat. Im Grund ist eine solche Unsterblichkeit durch die edle Mittlerschaft eines größeren Nachgeborenen auch etwas gutes — „blüh' auf gefrorner Christ" — aber der Leser darf sich immerhin freuen, durch Hartlebens Auswahl um einiges mehr von Logau in Besitz zu nehmen. Das Büchlein ist recht schmächtig, sein Inhalt reizt eigentlich den Geschmack und sättigt ihn nicht, aber es ist ein gutes Kunstmittel solcher Editoren alter Bücher, nicht mit antiquarischem Uebermaß abzuschrecken, sondern mit den feinsten Proben des köstlichen Gutes zu locken.

Friedrich von Logau ist im Jahre 1604 auf dem Gute seines Vaters, Brockut bei Reichenbach in Schlesien, zur Welt gekommen. Schon ein Jahr nach seiner Geburt starb sein Vater und bald darauf verheiratete sich seine Mutter zum zweitenmal. Als Waise mußte er daher früh unter fremde Leute, auf das Gymnasium zu Brieg, wo er nicht weniger als sieben Jahre lang die Würde eines Primaners bekleidete; er konnte sich wirklich nicht allzueifrig seinem Studium hingeben, da er seinen Lebensunterhalt als Hofjunker der Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg genoß. Wie früh der Knabe reif und poetisch angeregt war, erzählt ein altes Geschichtchen, das Hartleben anführt, es ist ein [illegible]-derbes Sinngedicht à la Logau selber. Der achtjährige Junker wurde von der Herzogin begünstigt, und wenn er seine Lektion gut gelernt oder ein nettes Reimlein gemacht, mit Zuckerwerk und dergleichen belohnt, eines Tages sogar mit einem Schwert und Wehrgehäng, das ihm mit einem [illegible] Kuß auf die Stirne gespendet wurde. Dieser Kuß aber entzündete die ganze heiße Dichterphantasie des Pagen, so daß er sich zu einem veritabeln Liebesgedicht an die Herzogin [illegible] und es als Büchlein vor deren Kammer legte. Als die [illegible] darauf kam, begann ein [illegible] Spiel, die Leute [illegible] den [illegible]. Herzog wollte den Knaben [illegible], die Dame aber rettete ihn — [illegible] Rettung machte [illegible] als der Tod — [illegible] und [illegible], damit daß sie ihm sein Schwert [illegible] und [illegible] ein. [illegible] und statt des [illegible] in die Hand [illegible] [illegible] werden sollte. An diesem [illegible] der Dichter sein ganzes Leben lang [illegible] [illegible] [illegible] zu haben und die [illegible]

[illegible]

[illegible]

Lächeln, vorsichtig, voll Ranküne und wie Lessing angibt 3553 an der Zahl.

Das feine, abschließende Wort, das Hartleben über ihn findet, lautet: „Ein derber Sohn seiner derben Zeit, der dabei doch nie jene edelgeborene, aus einem verfeinerten Empfindungsleben stammende Ueberlegenheit und Hilflosigkeit — je nachdem — angesichts des umgebenden Lebens verlor, noch verlieren konnte — jene Ueberlegenheit und Hilflosigkeit, die nun einmal allzeit ein glücklich-unglückliches Menschenkind zum Dichter gemacht hat — so erscheint mir Friedrich von Logau."

Damit ist der Charakter dieses bitteren Humoristen, der als Mitglied der „fruchtbringenden Gesellschaft" der „Verkleinernde" hieß, seiner verdrossenen Heiterkeit und seines wieder mit Anmut und Zierlichkeit in Verslein gebrachten Unglücks, gut umrissen.

Der Mann repräsentiert — vergleicht man ihn mit der übrigen Literatur der Zeit — immerhin eine vornehme Art; wer früh zu Hof ging, lernt mit den feineren Manieren auch die feinere Verachtung der Menschen. Diesen Skeptizismus, welchen freilich die frühreife und glänzende französische Kultur in Monsieur Michel de Montaigne zu seinem edelsten und unsterblichen Schliff weit höher entwickelt hat, besitzt auch, natürlich weniger tief und vornehm, unser deutscher Hofherr. Aber in seinen ein bißchen schwerfällig ausfallenden Spottgedichten lebt doch wieder eine spezifisch-deutsche Redlichkeit und Schlichtheit der Empfindung, ein unverlierbares Rechtsgefühl, das den fatal-objektiven Skeptizismus gelegentlich streng von sich schiebt und mit seinem Spruch sein innerstes Wollen und Meinen sagt. Dieses ist die echte Gesinnung des Junkers, der schon zu solcher Zeit, die das unterste zu oberst kehrte, die politischen Züge seiner Schichte deutlich zeigte. „Wer sind Bürger? Nur Verzehrer, was sind Bauern? Ihr Ernährer. Jene machen Kot aus Brote, diese machen Brot aus Kote. Wie daß dann der Bürger Orden höher, als der Bauern worden?" Aber der Hofdienst macht den Junker auch zugleich zum Revolutionär, wie denn zu jeder Zeit die Mächtigen ihre loyalen Anarchisten erziehen, welche bei jeder Verbeugung die boshaftesten Gedanken hegen und indem sie ein Gelegenheitsgedicht zu irgend einer allerhöchsten Feierlichkeit bringen, das gottloseste Epigramm in der Hosentasche zerdrücken. Zur Anarchie des verzweifelten, verbitterten Individuums kam die wahre äußere Anarchie dieser Zeit, Deutschland „begraben", von den fremden „Totengräbern", von „Kriegshunden" verwüstet, ohne Einigkeit und ohne Halt, seine Waffen „aus Häuten der Bauern geschunden", „die Mittel zu Stiefeln, Zeug, Satteln, Pistolen, sind ritterlich neben der Straße gestohlen." So knirscht denn in diesen Gedichten der ganze ohnmächtige Zorn eines Deutschen zugleich gegen das eigene, wie gegen das Schicksal aller, und durch die Verse scheint der völkermordende Krieg selbst zu brennen und zu schwelen, man spürt den Rauch verbrannter Dörfer und das Stöhnen einer bis zum äußersten gebrachten Menschlichkeit seufzt durch die höfisch abgemessene Form dieser Sinngedichte, deren geistige Freiheit darum wie in einer lauteren Flamme ausschlägt, wenngleich der Dichter nicht eben zur vollen Macht des Gestaltens kam, wie er überhaupt selbst als eine Art bescheidener Randglosse zu einer Apokalypse an den Saum seiner Welt und Zeit gedruckt, dazustehen scheint, der Mann von Welt [illegible] zu Brieg in Schlesien. Die ganze Wut und allen Ingrimm, den er sonst etwa unterdrücken mußte, entlud der Epigrammatiker auf die Weiber. Sie müssen ihm viel Arges angetan haben oder — viel zu wenig. Es ist entweder der Zorn des Enttäuschten und Verschmähten oder des durchaus Betrogenen, der das „Süß-Bittere" ausgekostet.

„In einem Weiberrocke,
In einem [illegible],
Steckt Schaden und Genieß,
Ergetz und auch Verdrieß."

Eines ist sicher, daß er sich nicht gerade höfisch gegen die Weiber benahm und mehr den Hohn und Witz eines Landsknechts, als eines Hofrats gegen sie ausließ, aber er darf sich immerhin mit der Sitte eines wilden, ganz [illegible] und gesellig sozusagen auf den Kopf gestellten Jahrhunderts rechtfertigen, welches eben in allen seinen Menschen die [illegible], rohesten Zustände überhandnehmen ließ, die Zucht jeder edleren Geselligkeit verdarb und verkehrte, die Bildung ebenso wie das Feld [illegible] verdarb und jeden starken Geist in ein wahres Fieber versetzte, so daß niemand [illegible], Ruhe, Feinheit und Kunst aufblühen konnte. Was aber die Einfälle selbst betrifft, sind sie darum nicht zu verachten und zu seiten danken wir dem Unbesonnenen, daß er allein die [illegible], woran wir so arg gebunden sind, und daß er einmal [illegible] anschaut. Schließlich hat ja auch Schopenhauer sich kein Blatt vor den Mund genommen. Und warum sollte Logau, der den holdseligen Einfall von der [illegible] Galathee" gehabt, nicht auch das Gegenbild

„Alte Weiber sind die [illegible],
[illegible]
So die [illegible]
[illegible]

[illegible] und Derbheit [illegible]

[illegible] in diesem Einfall, in [illegible] der Welt zur Wahrheit ohne Umschweife [illegible]

So ist diese Auswahl eine Art von Kränzlein selbst aus bäuerlichen, wilden Rosen, die an einem schönen, zerstörten, geplünderten und verlassenen Schlosse wuchsen, an jenem Märchenschlosse Deutschland. Ist Logau auch nicht, wie Lessing meint, der deutsche Martial gewesen, so bleibt er doch ein aufgeweckter erster Bote eines deutschen Witzes und freier Kraft der Rede, so daß nun ein Nachkomme eigentlich zum drittenmal „Salomon von Glogaus" „auferweckte Gedichte" aus dem Grabe der Vergangenheit rufen darf.

Daß Herr Hartleben dem alten vergessenen Hofrat aus dessen eigenem Gedicht einen Kranz gewunden hat von diesen wilden, stechenden jungen Rosen, ist sehr liebenswürdig und von so höfischer Sitte, daß der alte Logau dafür sicher einen undankbaren Reim wüßte. **Otto Stoeßl.**

Gustav Landauer.

„Da war ich selbst, da wollte ich mich selbst und erkannte mich selbst diesen Menschen machend und darum bin ich Ursache meiner selbst."

Meister Eckhart in Gustav Landauers Uebertragung.

Unsere Wertung der zeitgenössischen Persönlichkeiten würde eine starke Verschiebung erfahren, wenn wir jede einzelne auf ihren repräsentativen Gehalt prüfen möchten. Mancher der ersten wird unter die letzten geraten, wenn wir danach fragen, welches spezifische Verhältnis der Dinge oder zu den Dingen zu gestalten, welcher Grundstimmung des Lebens die Zunge zu lösen er berufen wurde. Versuchen wir von Zeit zu Zeit den sonst wohlberechtigten Kategorien zu entrinnen und aus der heimlichen und wahren Menschengeschichte heraus die wir in unserem innersten Erleben vorfinden, zu urteilen, und uns werden als die wahrhaft entscheidenden Geister der Epoche die Befreier erscheinen, welche einen bisher noch in Dämmer getauchten Trieb, eine bisher noch nicht recht erschaute Beziehung in die Welt des Lichtes und der Wirksamkeit heben; vor allem aber die, denen der ganze große Reichtum der Formen, den ihre Seele trägt, gerade gut genug ist, um jenem Triebe, jener Beziehung zu Gewand und Schmuck dargebracht zu werden. Zu diesen scheint mir Gustav Landauer zu gehören. Das, was der repräsentative Sinn seines Werkes ist, die Einsicht, daß alles wahre Wirken im tiefsten Zweifel wurzelt, alles echte Schaffen auf der radikalsten Negation ruht, alle reine Weltbejahung aus der letzten Verzweiflung herkommt, haben Philosophen und Mystiker zu allen Zeiten angedeutet, aber keiner hat diese Einsicht wie er für unser unmittelbares Lebensgefühl gewonnen und fruchtbar gemacht, bei keinem finden sich so hinreißend mannigfaltige Gestaltungen dieses Grundmotivs. Selten aber auch ist die Persönlichkeit selbst so ganz Ausdruck des Verkündeten; denn er wird nicht müde, Dogmen anzutasten, Antworten fragwürdig zu machen, Sicherheiten zu erschüttern, aber jedesmal weiß er an die Stelle des alten Dogmas ein neues Weltbild, an die Stelle einer alten Antwort eine neue Weltmetapher zu setzen, und er baut ein Reich der ungeglaubten, spielhaften, schaffensbewußten Illusion auf, da, wo aller Boden unter den Füßen gewichen ist. So sind hier der Grundinhalt des Gegebenen und der Grundtrieb des Gebers ein Einziges und Unteilbares.

Das wird dem am überwältigendsten bewußt werden, der, bevor er Landauers Bücher kennen lernt, an seine zwei Aufsätze über den Anarchismus herantritt, von denen der eine in der „Zukunft" vom 5. Jänner 1895, der andere in der „Zukunft" vom 26. Oktober 1901 erschienen ist. Diese zwei nebeneinander gehalten sind nicht bloß ein Stück Entwicklung, sondern eines der schönsten Dokumente menschlicher Selbstbefreiung. In dem ersten wird ein Dogma, das freilich von vielen für die freieste und rücksichtsloseste Aeußerung geistiger Fessellosigkeit der andere Teil der Menschheitsmajorität sagt: Zügellosigkeit gehalten wird, in möglichst undogmatischer Weise gelehrt. Der zweite aber ist ein großartiges Bekenntnis der errungenen Seelenkunde, daß auch dieses „Freieste" nur ein Komplex von Unfreiheiten ist. Es ist Unfreiheit, der autoritären Gewalt die „freie" Gewalt entgegensetzen zu wollen; nie kommt man durch Gewalt zur Gewaltlosigkeit. Die sind frei, die selbst keine Gewalt mehr üben. Es ist Unfreiheit, die anarchistische Gesellschaft der Menschheit aufoktroyieren zu wollen; „wer der Welt die Freiheit bringen will — das heißt eben doch: seine Auffassung von der Freiheit —, ist ein Despot, aber kein Anarchist." Die sind frei, die sich zu innerst von allem Seelenzwange gelöst haben und nun mitten in der alten Gesellschaft eine neue zu stiften, mitten unter den anderen Völkern das Neue zu schaffen sich anschicken. Anarchie ist in Wahrheit eine Grundstimmung jedes Menschen, der aus sich ein neues Wesen formen will: er fühlt, daß jeder Wiedergeburt ein Tod vorangehen muß, und er löst seine Seele in ihre Triebe auf, um sein Uraltestes und Bestes zu finden und sie daraus als Welt als Gewolltes neu aufzubauen. „Den nenne ich einen Anarchisten, der den Willen hat, nicht doppeltes Spiel mit sich selber anzufangen, der sich wie einen frühen Sein in entsprechender Lebensstufe gelöstet hat." Und der so der Freieste ist, der ist auch am innigsten mit der Welt verbunden. Denn er läßt sein Innerlichstes in sich sprechen, das, wann das Leben

all der Generationen von Wesen, aus denen er hervorgegangen ist, zu neuer, eigentümlicher Wirklichkeit geworden ist. „Dem wird die Welt sein wie er selbst und er wird sie lieben als sich selbst. Die werden untereinander leben als Gemeinsame, als Zusammengehörige. Da wird Anarchie sein."

Ist hier in der Frage des Zusammenlebens von Menschen und des reinsten Sozialgefühls Selbstschöpfung an Selbstzerstörung geknüpft worden, so geschieht dies in noch tieferem, noch fruchtbarerem Zusammenhange in der Erörterung von Problemen der Welterkenntnis, der das Buch „Skepsis und Mystik"*) gewidmet ist. Das Buch hat zwei Fehler, die miteinander zusammenhängen: es ist nicht genügend aus den einzelnen Essays zu einer Einheit komponiert und es will als „Versuche im Anschluß an Mauthners Sprachkritik" genommen werden, obgleich die das Werk Mauthners besprechenden Partien zu dem positiven und wesentlichen Inhalte in recht lose Beziehung gebracht sind, so innig sie auch genetisch gewesen sein mag. Dennoch ist gerade dieser Anschluß in einer Hinsicht überaus bemerkenswert. Mauthner ist vielleicht der radikalste, jedenfalls der intensiv und extensiv energischste Skeptiker unserer Zeit. So ist seine Sprachkritik für Landauer der geeignetste Unterbau zu seiner Mystik geworden. Wie er einmal von Egidy sagte, daß sein Wirken mit seinem Zweifeln wuchs, so kann mit größerer Berechtigung von ihm selbst gesagt werden, daß seine bauende Kraft desto stärker wurde, aus je tieferen Quellen der Skepsis er trank. Und diese Grundstimmung der schöpferischen Skepsis durchglüht das ganze Buch. Was ist mir am unmittelbarsten gewiß? Daß ich bin; und gehe ich von hier aus konsequent weiter, dann ist alles meine Anschauung und nichts als ich hat Realität. Aber ich will, daß die Welt sei; denn nicht als Einsamer unter Phantomen, sondern als Teil unendlicher Existenz will ich leben. Darum schlage ich meine einzige Gewißheit in Trümmer, und „baue mir eine neue Welt mit dem Bewußtsein, daß ich keinen Grund habe, auf dem ich baue, sondern nur eine Notwendigkeit," und diese Welt ist mein, von mir geschaffen, für mich giltig, mit jener höchsten Giltigkeit, die das Schaffen allein verleihen kann. Das Gespenst der absoluten Wahrheit ist verscheucht; nur die Weltbilder der Einzelnen leben; und das ist ein Begreifen der Welt nicht mit dem Intellekt oder irgend einer losgelösten Funktion, sondern mit dem ganzen Reichtum des persönlichen Seins. Landauer gibt gleichsam zwei Teilskizzen zu einem solchen Weltbilde. Die eine gilt dem Individuum, die andere der Körperwelt. Wieder setzt er mit einer Tat der Skepsis an. Es gibt keinerlei Individuen, sondern nur Gemeinschaften; Individuen sind nur Schnittpunkte von Kreisen, Durchgangspunkte elektrischer Ströme, Glieder einer gewaltigen Kette, die vom Unendlichen herkommt und ins Unendliche weiterreicht. Die Generationen sind nur der Wellenrhythmus des großen Stromes; in jedem Einzelnen ist die ganze Vorfahrenwelt wirklich und wirksam, und zwar desto stärker, je mehr er von der Umwelt in sich selbst zurückzieht. „Was der Mensch von Hause aus ist, was sein Innigstes und Verborgenstes, sein unantastbares Eigentum ist, das ist die große Gemeinschaft der Lebendigen in ihm, das ist sein Geblüt und seine Blutgemeinde . . . . Unser Allerindividuellstes ist unser Allerallgemeinstes." Ist das Individuum demnach eigentlich nur eine Metapher unseres Selbstbewußtseins, so ist die Körperwelt nur eine Metapher unserer Sinne, und zwar eine allzu enge, denn sie kann das Psychische nicht fassen. Wir können das rein Zeitliche, das seelische Geschehen, nicht als Raum darstellen. Wohl aber können wir alles Räumliche zeitlich darstellen, die Welt als Psyche, die Materie als Sinnbild seelischen Vorganges. Ist die Zeit nach Kant die formale Bedingung a priori aller Erscheinungen überhaupt, während der Raum als Bedingung a priori bloß auf äußere Erscheinungen eingeschränkt bleibt, so ist uns damit der Weg zu einer neuen Weltmetapher gegeben, die der Welt gerechter wird und die Extensität der äußeren Dinge zum Bilde macht für die Intensität unseres Ichgefühls. In der Musik, der Formung des rein Zeitlichen haben wir schon die Vorahnung einer neuen Sprache.

Zehn Jahre vor „Skepsis und Mystik" ist Gustav Landauers erstes Buch erschienen, das „Der Todesprediger" benannt ist.*) Das ist ein recht jugendliches Buch mit recht ärgerlichen Schwächen und völlig entzückenden Ursprünglichkeiten, stellenweise wie toll hingepatzt, und dann wieder von allergrößter Kraft und Gehaltenheit. Es hat Geschmacklosigkeiten, die peinigen, und ganz Leises, Zartestes, das an die Heimlichkeiten unserer eigenen Seele rührt. Es nennt sich Roman, ist aber alles eher als dies, und überhaupt kein ganzes Ding, aber ein prächtiges Ding. Es ist offenbar von einem geschrieben, dem das Leben in die entgegengestreckte Hand noch nicht eingeschlagen hat, und doch hat es einen hinreißenden Ton von Lebensüberwindung. Einheitliche Fügung ist hier nicht zu finden: unmotivierte Zufälligkeiten und unmotiviertes Abbrechen wechseln miteinander ab. Stile wirren durcheinander, der Anfang ist [illegible] und der Schluß unzureichend, und fast ein Drittel des Buches bilden drei von der Hauptperson verfaßte Aufsätze, deren letzter die beiden vorhergehenden niederhält. [illegible] tiefere und machtvollere Einheitlichkeit darin als in der [illegible] glatten und wohl[illegible]

*) Verlag von F. Fontane & Co., Berlin 1903.

gerundeten Erzeugnissen, die heute Literatur genannt wird: die Einheitlichkeit des erlebenden Menschen. Man fühlt: hier hat einer sein innerstes Ringen und Erringen niedergelegt, noch zitternd von sich weggegeben. Ich möchte den „Todesprediger“ das Buch der reinen Wandlung nennen. Es geht darin eigentlich fast nichts vor als innere Wandlung, und zwar Wandlung, die ganz rein gebracht wird, das heißt, ohne kausale Erörterungen, mit ganz wenigen Strichen, rein bildhaft, höchst undialektisch, in wohltuendem Gegensatze zu dem allzusehr auf das Sprechen gestellten Rest des Buches. Wie Karl Starkblom, der Sozialist, mitten in einer Versammlungsrede von einem „innerlichen Lachen und Aufbäumen“ überrumpelt wird und nun ohne weiteres seinen Absagebrief an den Sozialismus schreibt, wie Karl Starkblom, der Todesprediger, Marguerite und den Sinn des Lebens lieb gewinnt und nun wieder ohne weiteres seinen Absagebrief an den Tod unter dem Titel „Utopien“ schreibt, das sind für jeden, der sie aufzunehmen versteht, unvergeßliche Seiten. Und so ist, wenn man alles zu allem nimmt, dieses Buch kein Kunstwerk, aber ein wirkendes Werk.

Doch Landauer war auch das Kunstwerk gegönnt. Zehn Jahre nach dem „Todesprediger“, kurze Zeit nach „Skepsis und Mystik“ erschien „M a c h t u n d M ä c h t e“.*) beide Werke die Frucht dieser langen Pause (die literarisch nur durch Aufsätze in der damals von Landauer herausgegebenen Zeitschrift „Der Sozialist“ und anderen Blättern, vor allem aber durch eine tapfere, rücksichtslose und bedeutungsvolle Tätigkeit im öffentlichen Leben repräsentiert war) und einer großen Entwicklung.

Im „Todesprediger“ hatte das Grundmotiv der fruchtbaren Negation die Form der Zerstörung und Aufbauung von Weltanschauungen in der ringend sich bemühenden Seele des Einzelmenschen angenommen. In den zwei Novellen, die das Buch „Macht und Mächte“ bilden, webt sich dieses Grundmotiv in das Verhältnis des Einzelmenschen zu den einengenden, niederdrückenden, würgenden Mächten der Gesellschaft ein. Wenn man über die zweite die Landauer'schen Worte schreiben könnte: „Wir müssen uns selbst binden in dem Moment, wo wir alle Bande sprengen“, so kann der Sinn der ersten in den Worten zusammengefaßt werden: Wir müssen alle Bande sprengen, um uns selbst zu finden. Die Verbote aller Gesetze und Traditionen sind nichts als dürftige, jämmerliche Wörter für den, der sich eigenen Glückes vermißt; und die Frage Raskolnikows, ob ein nichtsnutziges Leben der Erhebung eines wertvollen geopfert werden darf, wird glühend und stürmisch bejaht. Der Atem freien Berglandes ist hier und das Sichdehnen entfesselter Glieder. Aber es ist die Freiheit dessen, „der sich wie einen frischen Teig in entscheidender Lebenskrise geknetet hat.“ Haben wir das eine Mal das Gefühl: seht, hier ist nicht geredete, sondern gestaltete Revolution, dann überkommt es uns das andere Mal, wie es doch ein Größeres gibt: gelebte Wiedergeburt. Jenes ist die eine und dieses die andere Novelle. Und mit der reinen herben Luft der Berge wird uns auch ihr Friede geschenkt.

Aber wir kommen hier mit unserem Grundmotiv nicht aus, denn es tritt ein neues Element hinzu, und das ist Landauers K u n s t. Wir haben schon gesehen, daß es eine errungene Kunst ist, mit der Kraft des Selbstgestalters aus den tiefen Möglichkeitsschichten der Seele emporgelockt und stetig wachsend. Von den beiden Novellen ist die erste mehr interessant als bedeutend, die zweite mehr bedeutend als interessant, das vollere Werk, die echtere Erzählung. In der ersten wird zu viel gesagt, in der zweiten ist alles verbildlicht. Die Bindung wird straffer, die Kontinuität strömender, der Stil eigen und einheitlich. Die erste Novelle erinnert zuweilen an Stifter, an Keller, die zweite aber ist wie eine Erzählung von Stifter oder von Keller: in sich erfüllt. Das Seelenleben der Menschen wird uns in „Arnold Himmelheber“ zumeist mitgeteilt, in „Lebendig tot“ wird es dargestellt. So waltet hier ein Aufstieg, der zu immer Höherem weist.

Erzählen möchte ich diese Erzählungen nicht. Es sind in ihnen so kühne und stolze Dinge und in einer so kühnen und stolzen Art gesagt, daß alles Referieren ihnen nicht nur Unrecht tun müßte, sondern auch Gefahr liefe, in Karikatur zu verfallen. Schrankenloses Leben kann gestaltet, aber darf nicht beredet werden. Nur auf eines möchte ich aufmerksam machen: auf die Schilderung der jungen Leidenschaft in der zweiten Novelle. Sie ist ganz und gar wundervoll und eine der schönsten Schöpfungen der deutschen Prosa.

Landauers höchste Meisterschaft ist seine feine heimlich klangvolle Art, das Zueinander und Ineinander zweier Menschen darzustellen. Was vom einen zum andern an Ungesagtem und Unsagbarem geht, was an stillstem Rausch und glühendstem Herzenslied die goldenen Momente mit Ewigkeit füllt, das gibt er leise und verschwindend oder stolz und feierlich, in einer Weise, in einem Gesang, und es ist restlos da. Das Wort ist hier dahin gebracht, der Ueberwindung aller Wörter zu dienen.

Dennoch: Das Größte steht noch aus. Gustav Landauers Werk ist eine Verheißung. Und deshalb, glaube ich, ist die Einheit von Landauer dem Denker und Landauer dem Künstler das, was man vielleicht als die Personalsynthese bezeichnen darf, noch nicht ganz offenbar. Er hat einmal den einen Anarchisten genannt, „wer den Trieb festgestellt hat, der er sein will und der sein Leben ist“. Dies potenziert sich nun bei Landauer in eigentümlicher Weise, da sein Grundtrieb, wie ich gezeigt habe, der ist, den man wohl den anarchistischen nennen kann: der Trieb zum Zerstören um des Schaffens willen, zum Entwerden um des Werdens willen. Dieser Trieb herrscht auch in Landauers Werk, durch das er in ewig neuer Gestalt schreitet. Nur in Landauers Kunst hat er sich noch nicht ganz eingeformt. Erst wenn dies geschehen sein wird, werden wir, wenn wir die repräsentativen Menschen dieser Zeit herausheben, die Ueberschrift prägen dürfen: Gustav Landauer oder der Anarchist.

Berlin. **Martin Buber.**

*) [illegible]

Brahms' Jugendlieben.

Wenn auch Meister Brahms in seinen letzten Lebensjahren nicht immer liebenswürdig gegen das zarte Geschlecht gewesen ist, häufig den knurrigen alten Junggesellen herausgebissen hat, so ist er doch keineswegs, wie man häufig hört, ein Verächter der Damen gewesen, hat mehr wie einmal in seiner Jugend (und wohl auch später) den Wunsch gehabt, ein Mädchen seiner Wahl als Gattin heimzuführen und ein glücklicher Familienvater zu werden. Aber so lange er noch um seine Existenz ringen, seinen armen Eltern und Geschwistern noch helfen mußte, fiel immer ein Reif auf seine Jugendlieben, verzichtete er, oft blutenden Herzens, darauf, ein verwöhntes, zartes Wesen für immer an sich zu fesseln.

Bei der großen, jetzt allgemein anerkannten Bedeutung, die Johannes Brahms als Komponist hat, ist es nicht bloß für die immer mehr anwachsende Brahmsgemeinde von hohem Interesse, zu wissen, welche Herzenserfahrungen dieser Komponist, der so zart und innig von Liebe gesungen, selbst gemacht hat. Es war daher eine besonders dankbare Aufgabe für den Biographen unseres Brahms, dessen Herzensneigungen zu verfolgen, umsomehr als er selbst sich darüber fast immer in tiefes Schweigen gehüllt hat. Und Max K a l b e c k, der uns kürzlich den ersten Band einer monumentalen Brahms-Biographie geschenkt hat (Wiener Verlag), hat es in der Tat meisterhaft verstanden, den wenigen Spuren dieser zarten Verhältnisse nachzugehen. Indem wir unsere Leser nachdrücklich auf dieses Kalbeck'sche Werk verweisen, an dem wir nur die mit den Haaren herbeigezogenen und unser Meinung nach völlig ungerechtfertigten Angriffe auf Liszt auszusetzen haben, wollen wir hier, was Kalbeck gelegentlich über Brahms Jugendlieben erzählt, zu einem kurzen Gesamtbilde zu vereinigen suchen.

Seinen ersten, ganz unschuldigen Herzensroman hatte Johannes Brahms als siebzehnjähriger Jüngling in seiner Vaterstadt Hamburg; hier schmachtete er eine Sängerin des Stadttheaters an, die ihn als Mozarts Zerline, Susanne und in ähnlichen Soubrettenrollen entzückte; seine Gefühle für diese Angebetete seines Herzens legte er in dem Andante und dem „Rückblick“ überschriebenen Intermezzo seiner F-moll-Klaviersonate nieder, benutzte auch in den Liedern „Liebe und Frühling“ (op. 3) die Mozart'sche Zerlinenarie, um jener Sängerin anzudeuten, daß er bei Tag und bei Nacht und wo er sich befinde, an sie denken müsse.

Aber wie nichtig kam ihm diese Schwärmerei vor, als es ihm einige Jahre darauf vergönnt war, Klara Schumann, deren Mann in einer Nervenheilanstalt weilte, während dieser Zeit und besonders dann nach dessen Tode hilfreich zur Seite zu stehen! Es war nur zu natürlich, daß diese wunderbare, in ihrer Art einzige Frau bald das Herz des schwärmerisch veranlagten Jünglings ganz und gar ausfüllte. Er betete seine geliebte „Herrin“ an; einmal schreibt er sogar: „Ich glaube, ich achte und verehre sie doch nicht höher, als ich sie liebe... ich meine, ein Mädchen kann ich gar nicht mehr lieben, ich habe sie wenigstens ganz vergessen; die versprechen uns nur den Himmel, den Klara uns geöffnet hat.“ Sein Wunsch war bald, der verehrten Frau mehr zu sein als ein bloßer Beschützer und Tröster. Aber Frau Klara, die von einem furchtbaren Verhängnisse grausam zur frühen Witwenschaft verurteilt war, verstand es doch, die auch bei ihr aufkeimende Leidenschaft für den 14 Jahre jüngeren Brahms einzudämmen und ihm nur die Rechte einer älteren Schwester oder Mutter zu gewähren. Den Düsseldorfer Aufenthalt Brahms' bei Klara Schumann von 1854 bis 1856 bezeichnet Kalbeck mit Recht als die Wertherzeit des Komponisten; ihr hat er selbst ein musikalisches Denkmal gesetzt in dem ersten Satz seines erst 1875 als op. 60 veröffentlichten C-moll-Klavierquartetts (ursprünglich in Cis-moll), das 1855 begonnen wurde. 1858 sagte er zu seinem Freunde Hermann Deiters, als er ihm diesen Satz vorspielte: „Nun stellen Sie sich einen Menschen vor, der sich eben totschießen will, und dem gar nichts anderes mehr übrig bleibt.“ Natürlich hatte er diese Aeußerung nicht getan, wenn er damals nicht längst sich aus dem Zustand seiner Liebe für Klara herausgearbeitet gehabt hatte. Mit deutlicher Beziehung auf den Schluß von Goethes Werther schreibt er auch, als er Billroth 1874 dieses endlich fertig gewordene C-moll-Quartett übersendet: „Das Quartett wird bloß als Kuriosum mitgeteilt! Etwa eine Illustration zum letzten

Kapitel vom Mann im blauen Frack und gelber Weste." Auch der erste Satz der C-moll-Symphonie, der ins Jahr 1855 zurückreicht, scheint auf den schweren Herzenskampf des vom Jüngling zum Manne heranreifenden Künstlers zu deuten. Brahms ist bekanntlich der verehrten Frau bis an ihr Lebensende der treueste und wärmste Freund geblieben.

Wunderbarerweise gewann, als Brahms dann am Detmolder Hofe lebte, keine der reizenden dortigen Damen sein Herz. Dagegen schlug es bald stark für Agathe S., die Tochter eines Professors der Medizin in Göttingen, die er dort 1858 bei Gelegenheit eines Besuches bei seinem Freunde Josef Joachim kennen gelernt hatte. Ihre seelenvollen Liedervorträge taten es ihm ganz besonders an. Allein um ihre Hand anzuhalten, konnte er nicht wagen, da seine Detmolder Besoldung nur gerade ausreichte, um ihn allein leidlich zu erhalten. Auch hielten ihn nicht nur diese praktischen Bedenken von einer Heirat zurück. „In der Zeit, in der ich am liebsten geheiratet hätte", sagte er später einmal zu seinem Freunde Widmann, „wurden meine Sachen in den Konzertsälen ausgepfiffen oder wenigstens mit eisiger Kälte aufgenommen. Das konnte ich nun sehr gut ertragen, denn ich wußte genau, was sie wert waren, und wie sich das Blatt schon noch wenden würde. Und wenn ich nach solchen Mißerfolgen in meine einsame Kammer trat, war mir nicht schlimm zu Mute. Im Gegenteil! Aber wenn ich in solchen Momenten vor die Frau hätte hintreten, ihre fragenden Augen ängstlich auf die meinen gerichtet sehen und ihr hätte sagen müssen: Es war wieder nichts! — das hätte ich nicht ertragen! Denn mag eine Frau den Künstler, den sie zum Manne hat, noch so sehr lieben und auch, was man so nennt, an ihren Mann glauben — die volle Gewißheit eines endlichen Sieges, wie sie in seiner Brust liegt, kann sie nicht haben. Und wenn sie mich nun gar hätte trösten wollen . . . Mitleid der eigenen Frau bei Mißerfolgen des Mannes . . . huh! ich mag nicht daran denken, was das, so wie ich wenigstens fühle, für eine Hölle gewesen wäre." Ob wirklich Brahms seiner Göttinger Liebe in seinem wundersüßen G-dur-Sextett (zweites Hauptthema des ersten Satzes: Agathe, ade) eine tönende Erinnerung gesetzt hat? Jedenfalls erwachte mit ihr für ihn ein neuer Liederfrühling, sein Herz ging auf in den herrlichsten Melodien.

Sehen wir von einer kurzen Neigung für eine Rheinländerin und eine Oldenburgerin ab, so dürfte die letzte Jugendliebe des in seinen jüngeren Jahren bei der Damenwelt ungemein beliebten Komponisten Bertha Porubsky, die 17jährige Tochter eines Wiener evangelischen Pfarrers, gewesen sein, die zu ihrer Tante nach Hamburg gekommen war, um dort ihren hellen, reinen und kräftigen hohen Sopran ausbilden zu lassen. Sie trat in den Frauenchor ein, den Brahms leitete, wenn er seine Detmolder Ferien bei seinen Eltern in Hamburg verbrachte. Durch ihre natürliche Anmut, die ohne jede Spur von Ziererei und Gefallsucht war, machte sie sehr bald Eindruck auf den freiheits- und schönheitsdurstenden Sinn des Künstlers, den sie auch durch ihren herzigen Vortrag von Wiener und oberösterreichischen Volksliedern und G'sangeln mit Jodlern lebhaft interessierte. Sie erschien ihm wie eine Sendbotin der Stadt Wien, nach der als der Wohnstätte Haydns, Mozarts, Beethovens und Schuberts er schon lange eine stille Sehnsucht hatte. Mit dieser sinnigen Wienerin unterhielt er auch von Detmold aus zeitweilig einen Briefwechsel; einmal schreibt er an sie bezüglich ihrer Briefanrede: „Lieber Herr Johannes" würde mir übrigens weit besser gefallen, als „lieber Herr Brahms", welches gar keine schöne Ueberschrift ist." Aber zu einer Verlobung kam es auch in diesem Falle nicht. Wohl aber blieb er mit Bertha, die bald Frau Faber wurde, in Wien im herzlichsten Verkehr; als sie 1868 ihren zweiten Jungen geboren hatte, schickte er ihr sein dann so bekannt gewordenes Wiegenlied, in dessen Begleitung er jenes Baumann'sche Lied in sinniger Weise eingeflochten, womit sie zuerst ihn bezaubert hatte.

An Liebe und Heirat dachte er aber nicht, als er 1862 seinem bisherigen Jugendleben durch seine Uebersiedlung nach Wien den Abschluß gab. Wenn er auch in späteren Jahren es mehrfach beklagt hat, daß er sein Leben in Einsamkeit verbringen mußte, daß ihm mit Frau und Kindern eigentlich das Beste fehlte, so hat Kalbeck doch wohl nicht Unrecht, wenn er bezweifelt, daß es für ihn und seine Kunst ein Glück gewesen wäre, „wenn er in jungen Jahren das manchmal recht unsanfte Joch der Ehe und die nicht immer süßen Sorgen der Familie auf sich genommen hätte. Der Sänger der ‚Rhapsodie' und des ‚Schicksalsliedes', der Komponist der Symphonien in C-moll und E-moll will sich schlecht mit dem Bilde eines häuslichen **Pater familias**, eines wohlbestallten kleinen Mannes vertragen, der am Sonntag Nachmittag seine Eheliebste nebst Kinderwagen und Pudel spazieren führt."

Berlin. **Dr. Wilhelm Altmann.**

Bücher.

K. Przerwa Tetmajer: Melancholie. Deutsch von J. v Immendorf. München 1904. Dr. J. Marchlewski & Co.

Der polnische Dichter Tetmajer ist vor allem Lyriker. Zwar keiner von jenen, die nicht aus sich herauszutreten und objektiv individualisierend Gestalten voll eigenen Lebens zu schaffen verstünden; das hat er schon im Roman „Der Todesengel" mit seinen satirischen Bildern aus der mondänen Warschauer Gesellschaft gezeigt, auch mit den auf reicher Kenntnis des Atelierlebens beruhenden Künstlerporträts daselbst. Aber seine ursprünglichste Begabung, bei deren Betätigung er sich am wohlsten zu fühlen scheint, bleibt die Lyrik. Wenn Tetmajer, frei vom Zwange des Realismus, Menschen nach seiner künstlerischen Phantasie gestalten, mit ihnen wie ein Herr oder auch wie ein Kind spielen kann, mit einem gewissen Lächeln über ihnen schweben darf, fühlt er sich so recht in seinem Element. Seine Subjektivität ist so mächtig, sein Gefühl ist ihm um soviel wichtiger als dessen Gegenstand, daß er sich nirgends so wohl, wie in einer symbolisch märchenhaften Welt fühlen kann. „Puppe ohne Seele" ist das verächtlichste was er kennt. Seele und Gott sind ihm identische Begriffe. Er ist ein dionysischer Mensch, ein trunkener Künstler, von Leidenschaft durchbebt, in den feinsten Nerven bei jedem Eindruck erzitternd. Daher die seelenvolle Wirkung seiner Poesie sogar durch das doch jedenfalls abschwächende Medium der Uebersetzung hindurch. (Die vorliegende ist in ihrem edlen Sprachgefühl über jedes Lob erhaben; sie läßt niemals den Gedanken aufkommen, daß das Original polnisch und nicht deutsch wäre.) Diese starke innerliche Wirkung haben wir schon im vorigen Jahre bei der Lektüre von Tetmajers Novellen „Aus der Tatra" empfunden, und schon hier die Bemerkung gemacht, daß sie uns im kühnen freien Spiel des Dichters mit seinen elementarisch-wilden, bis ins Mythische gesteigerten Goralen an die Kunst Böcklins erinnern. Hat ja auch dieser die alte griechische Mythologie, den Pan, die Sirenen, die Tritonen in freiester Weise weitergedichtet. Für Tetmajer war das orgiastische Untertauchen in der unkultivierten Volksseele der Goralen ein Heilungsprozeß aus der auch bei den Polen modischen Dekadenz, die ihn eine Zeitlang in ihren entnervenden Bannkreis gezogen hatte. Das schwärmerische Kapitel über Böcklin in seinem neuen Buche „Melancholie" bestätigt nur unser Urteil. Es ist natürlich mehr für die Kenntnis Tetmajers als Böcklins von Bedeutung; Dichter haben, wenn sie über Maler schreiben, nicht die Pflicht, Kunstwissenschaft zu fördern. Uebrigens ist die „Melancholie" keine Fortsetzung des Tatrabuches und noch mehr als dieses geeignet, ihn deutschen Lesern sympathisch zu machen. Es bietet sehr verschiedene Stücke, von denen zwei wahre Perlen novellistischer Kunst sind: „Pfarrer Peter" — ein würdiges Seitenstück zum Pfarrer Thalberg in Marie Ebners „Glaubenslos?" — und „Triumph". Hier hat sich der Erotiker Tetmajer, der über seine ewige Verliebtheit mitunter schon selbst spottete (in der „Fabel" S. 22), zur Zeichnung seines Manneideals aufgerafft und in wundersam schöner Weise lyrische, märchenhafte und realistische Elemente einheitlich verschmolzen. Ueber die Frauenliebe und ihre Tausende von Männern erschlaffende Macht stellt hier Tetmajer die Pflicht des Mannes, zu schaffen und begonnenes Schaffen aller Versuchung zum Trotz zu vollenden. Voll elegischer Selbstironie ist die Skizze „Ein Herr", in der die Leiden eines zur journalistischen Tagesarbeit untauglichen Dichters bitter beleuchtet werden. Zwei andere Skizzen schildern die Leiden von Malern und Bildhauern, deren edle Begabung sich nicht der Mode fügen kann. Dazwischen sind allerhand Fragmente lyrischer oder parabolischer Art ins Buch geflochten . . . Von den vielen slavischen Dichtern, die gegenwärtig bei uns übersetzt werden und Anwert finden, erscheint uns Tetmajer als der reinste Künstler, der sich aller lokalen oder nationalen Tendenzen enthält. Das wird ihm die meisten Freunde bei uns schaffen. **Moritz Necker.**

Revue der Revuen.

„Das freie Wort." V. Schmitz bringt anläßlich der neuen Biographie von Hauviller einen Beitrag zur Erinnerung an Franz Xaver Kraus und gedenkt der unübertrefflichen Definition des Begriffes ultramontan, die Kraus in fünf Punkten zusammengefaßt hat. Sie lauten:

1. Ultramontan ist, wer den Begriff der Kirche über den der Religion setzt.
2. Ultramontan ist, wer den Papst mit der Kirche verwechselt.
3. Ultramontan ist, wer da glaubt, das Reich Gottes sei von dieser Welt und es sei, wie das der mittelalterliche Kurialismus behauptet hat, in der Schlüsselgewalt Petri auch weltliche Jurisdiktion über Fürsten und Völker eingeschlossen.
4. Ultramontan ist, wer da meint, religiöse Ueberzeugung könne durch materielle Gewalt erzwungen oder dürfe durch solche gebrochen werden.
5. Ultramontan ist, wer immer sich bereit findet, ein klares Gebot des eigenen Gewissens dem Anspruche einer fremden Theorie zu opfern.

Kraus ist seiner prinzipiellen Abneigung gegen den Ultramontanismus stets treu geblieben und in seinem Testament stehen die Sätze: „Lebend und sterbend erkenne ich für die christliche Gesellschaft kein Heil, als in der Rückkehr zu dem religiösen Katholizismus — in dem Bruch mit den irdischen, politischen und pharisäischen Aspirationen des Ultramontanismus — in der Erkenntnis, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist und daß der, welcher das Gegenteil predigt, nicht meint, was göttlich ist, sondern was menschlich ist." (Matth. 16, 23.

„Mercure." Sehr schön schreibt Charles Morice über Whistler und Pissaro; es reizt ihn, die beiden großen Toten nebeneinander zu stellen, weil Pissaro ihm der ehrlichste der Naturalisten, Whistler der subtilste der Stilisten scheint und man sie doch beide als Impressionisten bezeichnen darf. Wenn es je einen Künstler gab, der alles nur mit den Augen des Malers betrachtete, gewissermaßen nur durch die Augen lebte, so war es Whistler. Sein Sinn für Harmonie war so entwickelt, daß eine häßliche Zusammenstellung, ein greller Effekt ihm geradezu physische Schmerzen bereiten konnte; deswegen war es ihm auch unmöglich, die Bilder der Außenwelt so wahllos wiederzugeben, wie sie ihm der Zufall bot. „Das wäre so, als wollte man einem Virtuosen sagen, er solle sich aufs Klavier setzen", meinte er selbst darüber. Ihm war die Natur wie ein Klavier, daß wohl alle Elemente der Harmonie in sich vereinigt, deren einzelne Töne der Künstler aber mit weiser Hand hervorlocken und zum Zusammenklang bringen muß; und während Claude Monet meint,

der Maler müsse malen, wie der Vogel singt und Constable behauptet, er habe nie etwas Häßliches in der Natur gesehen, hält Whistler dafür, daß die Natur selten eine reine Harmonie hervorbringe und sehr dringend der Nachhilfe des Künstlers bedarf, wenn ein vollendetes Kunstwerk entstehen soll. Insoferne war Whistler altmodisch, denn er ging noch von der hochmütigen Auffassung aus, die in dem Menschen den Herrn und Mittelpunkt der Schöpfung erblickt und altmodisch auch in jener Auswahl, die er traf: aber so modern wie nur möglich in der Art, alles auf das Malerische zu stellen, die „Literatur" aus den Bildern zu verbannen und hinter der Erscheinung das tiefste Wesen der Dinge hervorzuholen. Er war über den Realismus zum Symbolismus gekommen, aber dieser war nicht das Ergebnis seiner zerebralen Tätigkeit, sondern die natürliche Folge seines tiefen Eindringens, die ihm zu dem Typischen, der Synthese gelangen ließ. In schroffstem Gegensatze dazu, wußte Pissaro in seiner rührenden Einfalt und Anspruchslosigkeit nichts darzustellen, als was er gerade vor sich sah. Er war so demütig der Natur gegenüber, daß sein heißestes Bestreben nur darauf gerichtet war, seine Kunstfertigkeit zu vervollkommnen, um möglichst getreu wiederzugeben, was sich seinen Blicken zeigte. Deshalb war keiner begieriger auf neue Ausdrucksmittel als er und er lernte fortwährend von denen, die nach ihm kamen und jünger waren als er, wodurch er denn auch noch auf seine alten Tage zum Pointillisten wurde. Und seine Hochachtung vor allen Werken der Schöpfung war so groß, daß der Mensch für ihn in der Darstellung nicht mehr bedeutete, als der Baum oder der Strauch.

„Pall Mall Magazine" berichtet von einem Buch, an dem der achtzigjährige Jules Verne gegenwärtig arbeitet und das die Abenteuer einer Automobilreise zum Gegenstand haben wird. Jules Verne ist ein geschworener Feind dieses Fahrzeuges; gleichwohl reizt es ihn, aus diesem Beförderungsmittel, das in unseren Tagen eine solche Rolle spielt, die Konsequenzen zu ziehen und er, mit seinem wunderbaren Instinkt für technische Möglichkeiten, der im „Nautilus", der Erfindung des unterseeischen Schiffes vorgriff, im „Michael Strogoff" bereits eine Durchquerung Sibiriens darstellte, wie sie heute mittels der Transsibirischen Bahn tatsächlich vollzogen wird, dessen Phileas Fogg schon vor dreißig Jahren zu seiner „Reise um die Erde" nur um 17 Tage mehr brauchte, als Gaston Steiger vom „Matin" in unseren Tagen, wird gewiß auch dem Automobil die originellsten und weitgehendsten Möglichkeiten abzugewinnen wissen. Interessant ist es, dem Artikel zu entnehmen, daß Jules Verne auf Wunsch seines Vaters Jus studierte, daß er, der in der Phantasie beständig die Erde umkreiste, den Weltraum, die Meere durchmaß, kaum jemals aus seiner heimatlichen Provinz, der Picardie, herausgekommen ist und alle seine farbenprächtigen Schilderungen der Phantasie entnahm, gestützt auf die Kenntnisse, die er aus dem Studium fremder Reisewerke geschöpft hatte. — William Archer erzählt von einem Gespräch mit Mr. Henry Norman über die Zukunft der Motorwagen. Der Interviewte meint, wir ständen an der Schwelle einer neuen Aera. In kürzester Zeit würde eine Maschine geschaffen werden, im Preise von 150 bis 200 Pfund, nach der sofort Tausende und Abertausende greifen würden — die zum Beispiel für jeden Kreisarzt geradezu unentbehrlich sein wird. Diese Maschine, die imstande sein wird, vier Personen ohne oder zwei mit Gepäck zu befördern, wird in der Ebene 25 und in bergiger Gegend 10 bis 12 englische Meilen in der Stunde zurücklegen. Nach Mr. Normans Ansicht sollte das Automobil möglichst einfach und in so unveränderlich gleicher Weise konstruiert sein, wie eine amerikanische Flinte, damit es im Falle einer Beschädigung genügt, bei Nachbestellungen die Nummer des verletzten Maschinenteiles anzugeben, die dann jeder Besitzer selbst einzufügen imstande sein sollte. Natürlich sollte diese ideale Zukunftsmaschine geräuschlos sein und die Insassen nicht erschüttern. Endlich seien sehr strenge Vorschriften geboten, um den vielen, durch Leichtsinn herbeigeführten Unfällen zu steuern.

Die alte Spitzenklöpplerin.

Von Gustav Vermeersch.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Vlämischen von Frida v. Rüden.

(Schluß.)

Der Schattenstreifen war jetzt schon viel breiter; sie hatte nichts mehr von den bösen Strahlen zu fürchten; die Fliegen summten weiter, dort in der Sonnenglut, und quälten sie nicht mehr so viel. Es war schon wieder fast Mittag, ein halber Tag vorbei. So vergingen die Tage wie Rauch, der eine nach dem anderen, ein lautloses Wechseln von Licht und Schatten in der einsamen Straße, lautlos und ohne Aufregungen. Und doch waren sie nicht langweilig, denn sie waren eingeteilt in gleiche Teilchen; abwechselnd Plaudern und Essen, und Arbeiten und Schlafen. Es war alles, was sie kannten, alles, was sie wußten, und alles, was sie verlangten. So würde sich jetzt dieser Schatten beständig wieder weiter ausbreiten, langsam, [illegible] wie eine Sonnenuhr [illegible] mit seinen Schwanden wieder [illegible] und ihr Leben [illegible] allmählich dem Platze [illegible] [illegible] einander nicht. So steigen und sinken die Schatten ohne stehen zu bleiben beim Leid der Menschen, welches sie begraben in ihrem ewigen Grau, das sich wie ein Nebel des Vergessens darüber breitet.

Sie ging wieder hinein; es war jetzt so traurig hier in diesem Hause, das ganz verlassen schien. Ihre Stimme hallte allein in der Leere. Das Häuschen schien jetzt viel zu groß mit diesem wüst-leeren Winkel, aus welchem früher all die Geräusche gekommen waren, die es beseelt hatten. Sie ging verlassen umher, wie eine irrende Henne; ihre Gedanken waren abwesend, sie wußte nicht, was tun oder was anfangen; sie nahm zur Hand, was sie nicht brauchte, und fand nicht, was sie suchte.

Sie sank endlich zögernd auf einen Stuhl, und saß und grübelte. Sie war hineingekommen, um zu essen, aber sie hatte es vergessen; sie stand wieder auf und setzte sich an den Tisch. Es war da wie Topfmarkt und Pfännchenfest, alles stand durcheinander. Sie schenkte sich eine Tasse kalten Kaffees ein und machte sich ein Eckchen frei, um ihr Brot hinzulegen. Sie würde sonst wohl den Kocher angezündet haben, um ein paar Kartoffeln zu kochen, aber ihr fehlte der Mut dazu. Es war doch nur für sie allein, sein Platz war leer; sie hatte seine Tasse rein abgewaschen und weggestellt; es war eine geblümte Tasse, grau geworden durch viele Sprünge; sie prangte jetzt auf dem Kamin neben dem Herrn Jesus. Sie blickte hin; das Essen schmeckte ihr nicht, es war wie Erde, was sie aß.

Sie setzte sich wieder in ihren Flur; es war Mittag vorüber, und sie waren alle drin; dann und wann ging ein Mensch vorbei, dem sie nachsah, um auf andere Gedanken zu kommen.

Da war ihr plötzlich, als ob sie etwas höre im Haus; es war wie ein Geklapper von Klöppeln. Sie horchte und sie hörte es noch; es war vielleicht sein Geist, der kam, um mit ihren Stöckchen zu spielen. Sie ging nachsehen mit lahmen Beinen vor Schreck; doch es war nicht sein Geist; es war ein lebendiges Tier mit glänzenden Augen: ihre Katze, Poezemie, leibhaftig, die da war.

„Nun, Poezemie, Poezemie!" Und Poezemie sprang vom Kissen und kletterte an Nettes Röcken in die Höhe, mit einer Gewalt, daß die Alte beinahe umfiel. Sie hielt sich jetzt mit ihren Krallen an Nettes Schultern und rieb ihre kalte Schnauze gegen ihr Kinn. Ihr Frauchen streichelte ihr den Rücken, und sie konnte es nicht aushalten vor Freude, sie tanzte vor Freude. „Poezemie, Poezemie, mein Tierchen!" Es war alles, was heraus kam. Und die Katze rieb sich schnurrend. Das dauerte so eine ganze Weile, dann schien es, als ob sie sich umblickte, ob all die fremden Leute jetzt weg wären, und dann sprang sie herunter und lief zu ihrer Schüssel. Da war nichts drin, und sie sah ihr Frauchen an und wedelte mit dem Schwanz. Nette stand da und betrachtete sie entzückt mit gefalteten Händen. „Nun, mein armes Tier, du hast sicher Durst? Und ich habe nicht ein bißchen Milch, ich gehe welche holen von Liete."

Sie lief rasch, jubelnd, zu Liete und sagte: „Meine Katze ist wieder da und ich habe nicht ein bißchen Milch für sie." Und Liete rief: „Ja, ja, dieses Tier!" und sie gab ihr etwas Milch.

Sie ging jetzt rasch wieder zurück, um sie nicht warten zu lassen, und blieb dabei stehen, bis sie sich satt ihren Durst gelöscht hatte. Als nichts mehr da war, sprang die Katze wieder auf das Klöppelkissen, um näher bei ihrem Frauchen zu sein, und es war eine neue Freundschaft, die nicht enden zu wollen schien. Sie stampfte das Tuch weg, die Klöppel rollten auf den Boden, und sie setzte ihre schmutzigen Pfoten auf die saubere weiße Spitze. Doch Nette sah nichts als ihre Katze, all ihre Gedanken waren bei ihrer Katze, der schönen, süßen Poezemie. Sie war so schön gleichmäßig gefleckt, gestreift und getigert, und sie hatte eine schneeweiße Brust, die sie immer so schön wusch; aber jetzt war sie schmutzig vom Herumirren. Sie hatten sie doch nicht totgeschlagen, und sie war so lieb, zu ihrem Frauchen zurückgekehrt; sie hatte sich nur einmal amüsieren wollen. Sie drückte wieder ihre kalte Nase gegen ihre Wange, während noch einmal zwei Klöppel auf den Boden klapperten.

Sie bemerkte jetzt erst, was ihre Katze Böses tat und wie sie ihr armes Spitzchen verdarb. Es war jetzt nichts mehr wert und ihr Wochengeld futsch. Sie kreischte dabei auf, aber sie konnte sie jetzt doch nicht schlagen; das arme Tier wußte nicht, daß es Böses tat, und es kam vielleicht von so weit her wieder nach Hause. Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen; da war daran nichts zu ändern. Sie setzte sie auf den Boden ganz vorsichtig, um ihr nicht weh zu tun; das Böse war jetzt doch schon geschehen. Sie beugte sich wieder über das Kissen, doch es war unwiderruflich verdorben; da standen viel schmutzige kleine Pfoten drauf. Sie fing wieder an zu jammern; der [illegible] kam an den Steinen, und was sie tun, das taugt nicht. Das Frauchen ist böse auf dich, Poezemie!" Und Poezemie drehte sich schnurrend mit der Spitze des Schwanzes in der Höhe, und rieb sich gegen das Bein, und sah dann zu ihr auf; mit den Augen, die so sanft und voll Ausdruck in ihrem runden Kopfe standen, blinzelte sie mit [illegible]. Nette [illegible] das Herz auf, als sie das sah. Es war doch das einzige Geschöpf, das ihr noch Freundschaft bezeigte und ihre erlöschenden Sinne etwas beleben und erheitern konnte. Es war wie etwas von ihm; er hatte sie auf seinen Knien gehalten, und seine Hand, die jetzt fest war, hatte sie gestreichelt. Es war doch auch eine Zu-

neigung, daß das Tier das getan hatte, ohne Arg, und sie mußte sie eher streicheln, weil sie so treuherzig war, anstatt mit ihr zanken.

Da tönte durcheinanderklingend, dumpf und hoch, Gebimmel von allen Seiten; es waren die Glocken und Glöckchen, die Mittag läuteten; und von dem Marktturme sandte das Glockenspiel bim bam das ewige Getöne von der schielenden Hortense durch die Stadt.

Sie ließ jetzt die Katze laufen und ging ihren Kocher anzünden, weil Liete kam, Kaffee trinken. Dann irrte sie wieder herum, von einem zum anderen, aber das Kesselchen kam doch endlich mit Wasser gefüllt aufs Feuer, und der Tisch wurde abgeräumt. Jedesmal, wenn sie an der Ecke vorbeimußte, wich sie aus — vor ihm, der nicht mehr da saß.

Sie murmelte ihm jetzt wieder leise zu: „Unsere Katze ist wieder da, Broos, und ich habe jetzt Gesellschaft, bis sie mich hier hinauswerfen. Was soll ich mit dem Tiere tun? Du kannst nicht dafür sorgen, du hast nichts zu essen. Ich werde mit Amelietje darüber sprechen."

Sie stellte jetzt alles auf den Tisch, eine Tasse an die Seite und eine Tasse ans Ende — die andere Seite war der alte Platz von Broos — und fing an, Brot zu schneiden. Die Katze sprang auf den Tisch und kauerte sich an ein Eckchen; das war ihr alter Platz neben Broos, und sie sah nach ihm hin. Nette folgte all ihren Bewegungen. Das Tierchen war auch erstaunt und verwundert, von ihm nichts mehr zu sehen und zu fühlen. „Die Katze hat Menschenverstand", meinte Nette; als der Kaffee aufgegossen war, hatte sie noch etwas Zeit, und nahm noch ein Butterbrot, um die Krumen Poczemie geben zu können. Sie selbst aß mit ihrem zahnlosen Munde die harten Krusten auf. Jetzt schmeckte es doch auch viel besser, weil sie Gesellschaft hatte; sie erheiterte sich durch das Plaudern mit dem Tier und dachte nicht mehr so viel an Broos. „Mit Toten kommt man nicht weiter", meinte sie. Aber sie würde doch immer an ihn denken, weil die Alten nur von ihren Erinnerungen leben und nichts passiert war während ihres langen Lebens, womit er nicht zu tun gehabt hätte.

Die Katze hatte Hunger, und als sie aufgegessen hatte, war sie noch nicht satt; sie streckte sich und kam zu ihr und tastete mit der Pfote nach ihrem Munde, in dem sie das letzte Bröckchen verschwinden gesehen hatte. Sie war gewöhnt, von zwei Seiten zu bekommen, aber sie schien das Dasein des anderen schon vergessen zu haben, und sah sich nicht mehr nach dem Plätzchen um.

„Du hast nicht genug, mein Tierchen?" frug Nette. „Ich werde dir doppelt geben müssen, weil er nicht mehr geben kann; sie haben ihn weggetragen, während du davongelaufen warst. Ich werde dir noch etwas abschneiden, wer weiß, ob du nach heute noch etwas bekommst."

Und so schwätzte sie und murmelte, und Poczemie tat nichts, als schnurren und essen mit mahlendem Geräusch und Geschmatz; den Kopf drehte sie abwechselnd nach rechts und nach links, und mit ihren Pfoten holte sie die Ueberreste heraus, die zwischen ihren Zahnen kleben geblieben waren; jetzt hatte sie aber zu viel, ließ ihre Bröckchen fallen und aß nicht auf.

„Wirst du jetzt hier bleiben, Poczemie?" frug sie. „Bitte, iß das letzte Bißchen noch auf, es wird dir ja nicht weh tun." Aber Poczemie hatte keine Lust, sie schnurrte ein wenig, blieb zusammengekauert sitzen und leckte ihren Bart ab.

Nette stellte ihr etwas Wasser hin, auf den Tisch. „Ich habe jetzt keine Milch mehr", sagte sie, „du mußt Gänsewein trinken." Und Miez, die noch Durst hatte, trank Gänsewein.

Da kamen klip klap Holzschuhe, in denen keine Füße zu stecken schienen, mit hohlrollendem Geräusch den Gang hinein. Das war Liete; sie kannte den Klang ihrer Holzschuhe.

„Liete, Liete, sie ist da!"

„Schön, schön, ist sie also doch zurückgekommen, wer hätte das gedacht? Wo bist du so lange gewesen, Poczemie?" Und sie kam mit ihren Fingern, die sie nicht mehr ausstrecken konnte, an den Tisch, um die Heimgekehrte zu streicheln; und Poczemie kam auch näher, mit hoch gezogenem Rücken, fortwährend schnurrend.

„Nun, nun, die Katze stinkt, Nette, riechst du das nicht? Sie ist beim Kater gewesen, ich habe das gleich gerochen, als ich hereinkam aber ich wollte es mir ausreden. Und dein ganzes Haus stinkt danach."

„Ich habe noch nichts gerochen. Aber sie hat vielleicht auch in einem stinkenden Stall gelegen, sie mußte doch irgendwo schlafen. Sie hat hier einen schlechten Spaß gemacht" — sie zeigte ihr das Klöppelkissen — „es ist Sünde und Schade."

Liete steckte ihren Kopf dazu und sagte, daß damit nichts zu machen wäre. „Du mußt der Katze Haue geben."

„Jetzt ist es doch geschehen, warum soll ich das Tier schlagen? Es hat es aus Freundschaft getan."

„Ja, du mußt es ja wissen. Ich würde das Tier wegjagen."

Nette antwortete nicht, und sie setzten sich an den Tisch. Die Kaffeekanne stand zwischen ihnen, und sie brauchte nicht aufzustehen. Der Kaffee roch gut und Liete schmalzte. Sie schenkte schon rasch selbst ein, weil Nette ihr nicht flink genug war; das Wasser lief ihr im Munde zusammen.

„Jetzt werde ich tun, wie zu Hause", sagte sie.

Sie brachte ihre Tasse an ihren Mund und schlürfte einen Schluck und atmete dann aus.

„'s ist gut", sagte sie, „das tut durch den ganzen Körper gut." Und sie goß etwas Milch hinein, die sie in einem Kännchen mitgebracht hatte.

Sie tranken jetzt alle beide mit langsamen Zügen; der Dampf schlängelte sich in die Höhe aus den Tassen und sie sogen ihn mit Behagen ein. So ging es fort, abwechselnd schlürfend und abwechselnd einen langen Atemzug ausblasend; ihre Gesichter waren zu einem seligen Lächeln gefaltet, ihre Köpfe gingen wackelnd auf und nieder bei jedem Schluck, und sie sprachen nicht, um nichts von dem angenehmen Gefühl zu verlieren.

Als sie fertig waren, setzten sie ihre Tassen wieder auf den Tisch und blieben noch ein wenig ruhig sitzen, um die Wonnen nachzuempfinden. Dann griff Liete in ihre Schürzentasche und holte da ein längliches schwarzes Döschen heraus, das sie erst an ihrem Rocke rieb.

„Ein Prischen, Nette? 's wird nicht schaden."

Sie wischten ihren Mund mit einem Zipfel ihrer Schürzen ab und griffen dann jede mit Daumen und Zeigefinger ins Döschen; sie beugten sich ein wenig vor, murmelten etwas und brachten die Prise an ihre Nase, schnupften erst mit dem einen Nasenloch auf, dann mit dem anderen und drehten die Köpfe links und rechts, wie die Katzen, wenn sie essen. Sie wischten dann mit ihren Aermeln darüber, um das, was außen hängen geblieben war, zu entfernen, und strichen mit der flachen Hand über die Brust, weil auch da etwas hängen geblieben war.

„Das ist gesund", sagte Liete.

„Ja", stimmte Nette bei, „'s ist, als ob Broos jetzt noch lebte; da waren auch immer zwei am Tisch."

„Ja, so ist's."

„Wir werden uns ein bißchen hinaussetzen ins Freie."

Liete zog wieder klip klap, mit ihren hohl aufschlagenden Schuhen, kopfwackelnd ab, und Nette nahm ihren Ständer und das Klöppelkissen und das Stühlchen, eines nach dem anderen, und trug es hinaus. Es war hier schrecklich holperig, und große Löcher klafften zwischen den scharfen Steinen, aber sie kannte genau die Stelle, wo ihr Stuhl gerade stehen konnte, ohne daß eines seiner Beine in der Luft hing. Sie machte weiter an der alten Arbeit.

„Ich werde das Schmutzige abschneiden", sagte sie für sich; und die Klöppel fingen an, klappernd durcheinander zu schlagen und zu schlingern. Mit neuem Mute ging sie daran, nun durch rascheres Arbeiten gut zu machen, was Poczemie verbrochen hatte. Aber der Vorsatz ging rasch vorüber; sie trödelte und die Finger erschlafften immer mehr bei der Arbeit. Sie konnten da auch nicht mehr dagegen an, sie waren starr und steif und müde, die Flinkheit der Jugend war vorbei. Sie hatte auch wieder keine Gedanken für ihre Arbeit, sie dachte mehr an ihn. An so einem Nachmittag wie heute saß er dann auch vor der Tür und genoß das sonnige Wetter, den matten Blick ins Nichts verloren und das Klappern ihrer Klöppel mit seinem ewigen und ewigen Röcheln begleitend. Es war jetzt auch hier so still und einsam; sie lauschte manchmal, sie sah einmal auf, sie dachte.... aber da war nichts anderes als sie allein, die traurig ihre Klöppel durcheinander schlug.

Liete setzte sich auch hinaus, und da wurde es etwas besser. Sie schwätzten zusammen, und ihre weißen Hauben waren fortwährend in Bewegung und drehten sich und wendeten sich und nickten überall hin. Die Klöppel sprangen, jetzt ruhig weiter durcheinander, und sie verjagte ihre düsteren Gedanken. Es waren überall Menschen, die ganze Reihe saß draußen, und überall klöppelte es herum. Es war hier gut im Schatten und sie genossen das milde Wetter, die hagere Brust über das Kissen gebeugt und den wackelnden grauen Kopf mit der weißen Haube bedeckt, die mageren gerunzelten Finger mühsam die fliegenden Klöppel tastend, fassend und schlingend.

Sie sprachen aber nicht viel; ihre Gedanken irrten oft weg und sie verstand nur halb was Liete sagte, und gab oft gar keine Antwort. Sie dachte an ihren Mann und an ihre Katze und an das, was geschehen würde. Sie würde doch sie selbst nicht mehr sein, nicht mehr tun dürfen, was sie wollte. Sie würde ihr armseliges Täßchen Kaffee entbehren müssen, an dem ihr doch so viel lag; war's doch das Einzige, was ihr noch schmeckte.

Das war jedoch noch nicht das Schlimmste .... ihre Kat
sie kam jetzt gerade hinaus und dadurch dachte sie jetzt wieder an sie
ihre Poczemie würde kein Heim mehr haben und herumirren wie eine irrende Henne. Das Tierchen merkte es anscheinend; es bewies ihr heute so viel Freundschaft, als wollte es sagen: „Verlaß mich doch nicht!" Es kam, sich an ihren Beinen zu reiben, und stieß mit ihrem Kopfe gegen ihre alten Knie und miaute leise. Weinte sie, weil sie sich trennen mußten? Das mußte wohl sein, denn es war sonst nicht ihre Art, das zu tun. Die Katze hatte Menschenverstand und sie roch, was bevorstand. Nette wollte sie auf den Schoß nehmen, um sie ein wenig zu streicheln, aber sie lief plötzlich weg, als wäre sie böse über die Falschheit, und sie fing an, heftiger zu miauen, rasch hintereinander und sich auf den harten Steinen zu drehen und zu wenden wie eine Besessene.

„Nun, mein armes Tierchen“, sagte Nette, „es passiert ihr was, weil sie mich verlassen muß.“

Vitriene war auch hinter der Ecke hervorgekommen, und sie lachte durch die Nase über Nettes Jammer. „Was Ihr Euch einbildet“, sagte sie, „die Katze ist brünstig, weiter nichts.“

„Brünstig,“ frug Nette bestürzt, „wer sagt das?“

„Nun, ich! Wäre 's meine, ich gäbe ihr 'nen Tritt mit dem Holzschuh.“

„Ihr habt hier nichts zu schlagen, ihr seid alle Tierschinder.“

Vitriene lachte laut mit ihrem Nasenlachen und zog ab.

Nette war böse; sie konnte das Weibsbild nicht leiden.

Während sie aufblickte, um ihr nachzusehen, sah sie einen Herrn mit Amelietje sprechen, und sie sahen alle beide auf sie. Ihr Herz klopfte; das war sicher der Unglücksvogel; aber sie klöppelte weiter. Es mußte doch kommen, sie wußte es; sie war darauf vorbereitet. Es war nur wegen ihrer Katze . . .

Sie sah wieder hin; er kam jetzt direkt auf sie zu; da war kein Zweifel mehr; er blieb bei ihr stehen und frug:

„Seid Ihr Nathalie Blaes, Witwe von Ambrosius Leuterick?“

Und sie sagte: „Ja, Herr.“

Er ging hinein, und sie legte ihr Kissen auf ihren Stuhl und ging mit. Er überblickte alles, was da war, ging einen Schritt hierhin und einen Schritt dorthin und kehrte dann wieder um; sie verfolgte ängstlich sein Tun.

„Morgen müßt Ihr hier hinaus, es kommen andere herein.“ Sie nickte und sagte: „Die Katze . . .“ — „Keine Tiere“, schnauzte er sie an und ging zur Türe hinaus.

Da flimmerte etwas vor ihren Augen, und das verschwand und fuhr ihr in die Beine. Sie war müde. Sie hatte jetzt nichts mehr zu arbeiten, bekam, ohne dafür zu sorgen, zu essen, aber etwas war aus ihrem Herzen gerissen; sie war lebensmüde.

Im Gänsemarsch, wie ein leise wogendes Band, kamen die Nachbarinnen, schlürfend über das holperige Pflaster, klipp, klapp, klipp, klapp; ihre Gesichter mit den tiefen Falten schienen unbeweglich, aber die Augen drückten Neugierde aus; sie kamen, um es zu erfahren.

„Nun“, sagten sie und stellten sich im Kreise auf. Und Nette sagte, daß sie fort müsse, daß andere hereinkämen, und daß sie ihre Katze nicht mitnehmen dürfe. Sie frug Amelietje, ob sie das Tierchen nicht nehmen wolle.

„Ich werde es nehmen“, sagte Amelietje, „das Tier muß doch irgendwohin.“

„Ich werde sie Euch morgen bringen, 's ist 'n gutes Tier und fängt viel Mäuse.“

Sie blieben noch ein wenig stehen, um darüber zu schwatzen und zu plappern. Sie erzählten ihr, wie es da zuging im Armenhaus, auch vom Hörensagen, und daß sie monatlich einen Ausgangstag hatte, und daß sie kommen solle, sie besuchen. Und als sie fertig geschwatzt hatten, gingen sie wieder ans Kloppelkissen.

Es war also der letzte Tag. Sie klöppelte nicht mehr; sie sah herum. Es schien ihr, als ob sie alles zum letztenmal sähe. Sie hatten sie wohl aufgefordert für den Ausgangstag, aber sie hatten sie alle zusammen eingeladen; das war so unbestimmt; zu wem sollte sie gehen, wer würde ihr zu essen geben? Sie würde wohl vielleicht noch einmal kommen, um ihre Porzemie zu sehen, aber das Tier würde sich ihr auch entfremden.

Sie hatte von hier hinausgetragen werden wollen, hier war es gut; sie war ihr eigener Herr. Schon so lange wohnte sie hier; sie war mit all dem gealtert und ergraut, und es war ihr alles so [illegible], die schwarzrote Mauer vom Krankenhaus und die Kapelle mit ihrem Spitzbogenfenster und das bimmelnde Glöckchen, das ihr die wichtigsten Stunden des Tages ankündigte. Es war hier so still und ruhig in der toten Straße, wo zwischen den weit auseinander liegenden Steinen das spärliche Gras wuchs. Ein echtes Altenteilleben herrschte hier und [illegible] ärmlichen Häuschen; sie waren gerade dazu gebaut, um kleine, vom Alter gebeugte Menschen ihre letzten [illegible] und [illegible] und Streiche machen zu lassen.

Sie sah noch einmal das Stübchen an, in seinem [illegible] Anstrich, mit seinem Wappen auf der Mauer, wie ein adeliges [illegible]; ein kleines Bett mit drei Menschen drin. Sie wußte nicht, was es vorstellen sollte. Und die Fenster mit kleinen [illegible], an welchen sie im Winter [illegible] unter den kleinen [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

an, abendlich zu werden; die Dämmerung fiel langsam ein, und mit ihr kam ein frischer Hauch, der ihr wieder die herrlichen Düfte von den Blumen und Sträuchern längs der Wälle zusandte. Sie sog die Düfte ein und blieb so noch ein wenig sitzen und atmen. Dann stand sie auf und trug alles hinein.

Da drinnen herrschte Zwielicht, und die Dinge waren nur halb erkennbar; sie ging und irrte dazwischen ziellos und betäubt hin und her, nahm etwas in die Hand und legte es wieder hin. Alles und alle tauchten jetzt auf, an diesem letzten Abend ihres Alleinseins. Sie dachte an ihre Kinder, die seit Jahren fort waren, und die sie vergessen hatten, und ihre Mutter allein zu Ende leben ließen, und sie murmelte ein Gebet für sie.

Es war ihr elend zu Mut; sie konnte sich nicht setzen, sie hatte keine Ruhe und sie ging auf und ab, wie gejagt. Auf dem Tische saß die Katze und verfolgte ihr Tun mit ihren großen grauen Augen; aber Nette sah ihr Tierchen nicht, und als sie näher an den Tisch kam, sprang die Katze auf und trippelte, mit hochgezogenem Rücken schnurrend — aber es war umsonst.

Endlich setzte sie sich doch nieder, und die Katze sprang auf ihren Schoß und stieß mit ihrem Kopf an ihr Kinn; da bemerkte sie das Tier endlich.

„Ich muß dich verlassen, mein Tierchen“, sagte sie. „Du gehst zu einem andern Frauchen, und du wirst es dort auch gut haben. Es ist die letzte Nacht, die wir zusammen sind.“ Und die Katze stieß wieder mit dem Kopf, und drehte und krümmte sich unter dem Streicheln.

„Daß sie aber sagen, daß du stinkst! Du bist doch mein Süßes, und das Frauchen ekelt sich nicht vor dir. Ich bin froh, daß ich dich nicht diesen Schindern lassen muß“, und so redete sie fortwährend zu ihrer Katze; sie hob sie auf und ließ sie tanzen und wurde wieder fröhlich und fing an mit ihrer verrosteten Stimme ein Liedchen zu singen:

„Mein Vater hat zwei Böcklein,
Zwei Böcklein ohne Schwanz,
Böcklein, Böcklein, Böcklein . . .“

und die Katze ließ sich geduldig streicheln und hätscheln.

Aber es dauerte nicht lange; der Frohsinn ging vorbei, und sie grübelte wieder; ihre Gedanken kehrten wieder zurück zu dem Weggehen auf immer.

Draußen wurde es immer dunkler; das Sonnenrad hatte seinen Lauf vollendet, und würde morgen nicht an derselben Stelle aufgehen. Die Fliegen waren schlafen gegangen, und Broos schlief auch den ewigen Schlaf. Die Katze schnurrte nicht mehr, die Pendeluhr war abgelaufen, hatte aufgehört zu ticken; es war wie ein Totenhaus.

Sie hatte jetzt keine Lust zum Essen, sie war müde und wie abwesend; sie hatte keinen Mut mehr, sich auszuziehen, und sie streckte ihre steifen Glieder, wie sie war, auf das warme Bett.

Sie lag da im Dunkeln und starrte in fortwährendem Nachdenken. Die Katze sprang aufs Bett und lief über ihren Körper bis zu ihrem Kopf und legte sich mit dem Kopf an ihrer Wange nieder.

Sie murmelte noch etwas zu Porzemie über ihn, der am Kirchhof lag, und über sie, die weit weg waren und sich nicht mehr umsahen, und dann machte sie die Augen zu, und verfiel in Schlummer.

Ihr Geist beschäftigte sich mit ihm; er kam zu ihr herunter und sagte, daß er im Himmel wäre, und er ließ ein Eckchen von dem Platze sehen, den er hatte. Sie wollte auch hin, aber da kam ein sonderbares Tier auf sie zu fliegen, bleischwer; sie wollte sich wehren, versuchte ihre müden Arme aufzuheben, aber sie konnte nicht; sie wollte schreien, aber kein Ton kam über ihre Lippen. Sie sah ihn verschwinden in dichten Nebeln, die auf sie fielen und ihr den Atem raubten, und sie fühlte nichts mehr.

Dann streckten sich ihre Glieder ihrer ganzen Länge nach aus, und so blieb sie liegen.

Den andern Morgen fanden die Nachbarn ihre Tür offen und gingen hinein. Da fanden sie auf dem Bette die Katze, schlafend, zu einer Kugel zusammengerollt, auf Nettes Gesicht, die erstickt und starr dalag.

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
Telephon Nr. 12801 „Observer“ Telephon Nr. 12801.
WIEN, I. Concordiaplatz Nr. 4
liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis und franco.

Die Zeit.

XXXIX. Band. Wien, den 18. Juni 1904. **Nummer 507.**

Alte Kämpfe.

Man weiß nicht, ist es tröstlich oder ist es zum verzweifeln, daß alle die Hauptfragen unserer österreichischen Politik so alt, so uralt sind, daß alle die Kämpfe, die wir miterleben, schon vor Jahrhunderten gekämpft worden sind. Es mag ja beruhigend sein, zu wissen, daß die Parteigegensätze, deren ewiger Krieg unser Staatsleben zerrüttet, wenigstens keine Erfindung der Enkel, sondern ein Vermächtnis der Ahnen sind; umso niederdrückender aber ist es, daß der Krieg nie zu einer Entscheidung, nie zu einem Ende gelangen will. Man überlege nur: wofür und wogegen wird denn heute in Oesterreich obstruiert? Wir haben bekanntlich die doppel- und wechselseitige Obstruktion in Wien und in Prag. Die Tschechen verderben den Deutschen „ihren" Reichsrat, dafür verderben die Deutschen den Tschechen „ihren" Landtag. Der Kampf wird aus nationalem Interesse und scheinbar auch nur um die nächstliegenden nationalen Streitfragen geführt, aber im Hintergrunde wird doch immer das große politische Hauptthema sichtbar: es handelt sich um die wesentlichsten Grundsätze des Staatsrechts und der Staatsverwaltung. Der böhmische Landtag ist doch schließlich keine tschechischnationale, und der österreichische Reichsrat keine deutschnationale Einrichtung. Wenn aber das Wechselspiel der Obstruktionen, in der Absicht, den Gegner stets an der verwundbarsten Stelle zu treffen, da den Reichsrat und dort den Landtag schlägt, so sieht man deutlich, wie über die nationalen Gegensätze des Tages hinweg der große, alte, historisch-politische Gegensatz aufragt: hie Zentralismus, hie Föderalismus.

Der Kampf ist so alt, wie der österreichische Staat, oder besser gesagt, wie das österreichische Ländergefüge. Die feindlichen Prinzipien blieben stets dieselben, nur die Kämpfer, die für sie eintraten, haben mannigfach gewechselt. Höchst charakteristisch aber ist dabei, daß dieser Kampf niemals, so lange er währte, mit normalen Waffen geführt wurde, daß er, obzwar ursprünglich auf parlamentarischem Felde und in parlamentarischen Formen entbrannt, zuletzt immer wieder zu unparlamentarischen Mitteln und auf außerparlamentarischen Boden drängte. Mit einem Worte, die Obstruktion ist in Oesterreich sozusagen ewig, sie war, ist — wird also wohl auch sein? — eine dauernde Begleiterscheinung des Kampfes zwischen zentralistischen und föderalistischen Strebungen. Die Obstruktion ist durchaus keine Errungenschaft der modernen Technik. Man muß ihr Wesen nur richtig erfassen, darf es nicht im zufälligen Beiwerk der Pultdeckelkonzerte und namentlicher Abstimmungen suchen. Sondern ihr Wesen liegt in der Arbeitsverhinderung, in der künstlichen Störung des politischen Apparats, gerade bei den für den Gegner wichtigsten Funktionen. Obstruktion heißt: das Ganze um eines Teiles willen schädigen, die Entwicklungsmöglichkeit des Staates abschneiden, um die einer Partei abzuschneiden. In diesem Sinne aber wird in Oesterreich nicht erst seit sieben Jahren, sondern seit vier Jahrhunderten obstruiert.

Auf der Arena, wo jetzt die streitenden Völker sich tummeln, standen einst andere Mächte sich kampflustig gegenüber: Landesherrentum und Stände. Aber die landläufige Meinung, die in den Ständen seit altersher die Träger der föderalistischen, in den Landesherren die Träger der zentralistischen Ideen vermutet, ist eine irrige. Es gab eine Zeit, wo die Dinge gerade umgekehrt standen. Die protestantische Ständebewegung des 16. Jahrhunderts war zentralistisch. Sie war es teils unter dem Drucke der Türkennot, die zum Zusammenschlusse mahnte, sie war es aber insbesondere deshalb, weil die Stände der verschiedenen habsburgischen Gebiete nur vereinigt ihre religiösen und politischen Freiheiten wirksam verteidigen konnten. Die österreichischen Länder waren damals auf dem besten Wege, sich zu einem konstitutionellen Großstaat zu entwickeln. Aber — das Landesherrentum obstruierte. Es arbeitete der Vereinigung der Stände, der Entstehung eines Zentralparlaments beharrlich entgegen. Schon aus der Zeit Ferdinand I. ist uns eine merkwürdige Probe dieser Tendenz überliefert. Als zu gemeinschaftlicher Rüstung gegen die Türken 1529 zu Linz ein allgemeiner ständischer Konvent tagte, war Ferdinand froh und zufrieden, daß die Böhmen nicht kamen, denn er fürchtete von ihrem rebellischen Sinn eine Ansteckung der gutgesinnten Übrigen: „daß die Böhmen vielmehr die andern [illegible] verderben würden, als daß sie den andern in dem ihrigen folgen". Der Parlamentarismus, der in den deutschen und böhmischen Ländern so gut zu Hause und nicht minder kräftig war als [illegible] Fürsten an sich schlimm genug, von einem Zentralparlament wollten sie vollends nichts wissen. Immer unheimlicher ward ihnen zumute bei der zentralistisch-oppositionellen Richtung der trotz ihres Widerstandes sich immer fester schließenden ständischen Verbindungen. Ferdinand II. nannte die „hochschädliche Union der böhmischen Rebellion Mutter". Die landesherrliche Obstruktion lähmte eine gesunde Staatsentwicklung, weil sie eine gesunde Parlamentsentwicklung nicht dulden wollte. Schließlich griff sie zu Gewaltmitteln, Krieg, Hinrichtungen, Gefängnis, Güterkonfiskation. So wurde die ständische Bewegung niedergeworfen.

Kaum war dies geschehen, so wurden in dem Kampfe zwischen Zentralismus und Föderalismus, der trotzdem fortdauerte, die Rollen der Kämpfer gewechselt. Jetzt war es im Interesse der Landesherren, die ganze Staatsorganisation zentralistisch zu gestalten und alle Machtmittel an einem Punkte zu sammeln, während die Stände, deren Vereinigungsstreben nun gebrochen war, wenigstens in jedem einzelnen Lande möglichst viel von der alten Macht sich zu erhalten trachteten, also starre Föderalisten wurden. Sie setzten jedem Versuche der Vereinheitlichung des Staatsrechts und der Staatsverwaltung zähen Widerstand entgegen. Der große Kampf von einst löste sich jetzt in tausend kleine Gefechte auf. Es entstand dabei eine unentwirrbare Verschlingung fürstlicher und ständischer Rechte, der zeitgenössischen Bureaukratie zu endloser Qual. Zu beharrlicher Rechtsdurchkämpfung, zu offener Widersetzlichkeit fehlte ja den Ständen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts die Kraft. Aber sie waren immerhin stark genug, um, selbst gelähmt, auch den Absolutismus lahm zu legen. Sie waren außer Stande, selbst zu regieren, aber im Stande, ein vernünftiges Regieren überhaupt unmöglich zu machen. Landesfürstliche und ständische Behörden, landesfürstliche und ständische Rechte durchkreuzten, verknäuelten und verfilzten sich zu einem Netze, in dem es am Ende keine Möglichkeit der Bewegung, des Fortschritts mehr gab. Das war die Obstruktion der Stände. Sie bewirkte, daß in den 120 Jahren von der Schlacht am Weißen Berge bis zum österreichischen Erbfolgekrieg die Verwaltung, die Justiz, das Finanzwesen, die Volkswirtschaft in Oesterreich stillestanden, nicht anders als in China.

Nach außen der Schein einer Großmacht, nach innen die Wirklichkeit eines Chaos, das war das Ergebnis der Obstruktionskämpfe der alten Zeit; man wird zugeben, daß es mit dem Ergebnisse der heutigen einige Aehnlichkeit besitzt. Nicht nur die Formel, durch die der Widerstreit zwischen Zentralismus und Föderalismus zu lösen wäre, bleibt unauffindbar, nicht einmal die richtige Streitform ist noch gefunden. Es wird fort obstruiert, alles stockt und fault. Wie sollte unser Prozeß spruchreif werden, da wir noch nicht einmal prozeßreif geworden sind! **E. W.**

An einen Wiener Sozialdemokraten.

Leser, die nicht in der Lage sind, öffentlich zu kritisieren, pflegen ihr Herz in Briefen an die Autoren auszuschütten. Und der Autor ist meistens froh, wenn der Brief keine Namensunterschrift trägt, denn dann ist er der Verpflichtung, zu antworten, überhoben. Manchmal aber fühlt man sich veranlaßt, auf einen anonymen Brief öffentlich zu antworten, und das ist bei dem Ihrigen der Fall.

Sie tadeln heftig [illegible] den Schluß meiner Betrachtung über „Macht und Aussichten der deutschen Sozialdemokratie" in Nr. 504 der Wochenschrift „Die Zeit". Es ekelt Sie an, immer denselben [illegible] Schlagworten zu begegnen. „Zukunftstaat, was [illegible] Sie darunter? Etwa die Schilderungen von Bebel oder Bellamy? Die sozialdemokratische Bewegung darf nicht verwechselt werden mit den Glaubensbekenntnissen derer, die sie führen oder repräsentieren." Ja, Verehrtester, für die öffentliche Diskussion existiert bloß das, was von den Kanzeln [illegible] und in Versammlungen gesprochen wird, und was die Massen durch ihre [illegible] Kundgebungen verraten; dagegen existiert das gar nicht, was Sie [illegible] Herzenskämmerlein denken oder in anonymen Briefen [illegible] hatten nur den Wunsch Ihren Namen nennen [illegible] der [illegible] Bebel, Kautsky, Mehring [illegible] [illegible]

maßregelt wird, weil er nicht glauben will, daß demnächst die herrschenden Klassen abgewirtschaftet haben werden, das Proletariat die Diktatur antreten und die Produktionsmittel vergesellschaften wird. Daß man aber den Zustand, der sich aus diesem als Dogma verkündeten Wandel ergeben soll, mit dem gebräuchlichen Worte Zukunftsstaat bezeichnet, anstatt eine umständliche und unbequeme Umschreibung zu wählen, das werden Sie sich schon gefallen lassen müssen. Sie glauben mich darüber belehren zu sollen, daß sich die Gesellschaftszustände im Laufe der Zeit ändern und daß unsere heutige Staatsform (bitte, wir haben ein Dutzend verschiedener Staatsformen) nicht ewig bestehen bleiben wird. Nun, wir wollen mal beide, ich und Sie, jeder eine Darstellung der verschiedenen Gesellschaftszustände Europas von heute, von vor einhundert, vor vierhundert, vor siebenhundert, vor tausend, vor fünfzehnhundert, vor zweitausend Jahren ausarbeiten, der „Arbeiterzeitung" einreichen und abwarten, welche von beiden sie prämiieren wird; wollen Sie? Aber darum handelt es sich doch nicht in der heutigen Politik, was Europa nach einigen hundert Jahren für Staatsverfassungen und Wirtschaftszustände haben wird, sondern ganz allein darum, ob Marx und Bebel Recht haben oder ihre Gegner, die Revisionisten, und alle nüchternen Köpfe unter den bürgerlichen Politikern; diese nun sagen alle in Uebereinstimmung mit mir: die Prophezeiungen von Marx, Bebel, Kautsky haben vorderhand keine Aussicht auf Verwirklichung; die Sozialdemokratie hat, indem sie die Lage der Arbeiter verbesserte, die auf das Privateigentum gegründete Produktionsordnung nicht untergraben, sondern befestigt. Sie scheinen böse darüber zu sein, daß immer noch von dem offiziellen Ziele der Sozialdemokratie gesprochen wird. Seien sie froh, daß die Parteiregierung ihren Namen nicht kennt! Als Bernsteins ärgstes Verbrechen gilt es eben, daß er verkündet hat: Das Ziel ist nichts, die Bewegung ist alles.

Indes ist es gar nicht diese Ihre Ketzerei, die mich dazu bestimmt, Ihnen öffentlich zu antworten, sondern folgendes. Sie rufen mir zu: „Wenn ihr nur mehr lernen möchtet! Nicht nur sollt ihr die grundlegenden sozialistischen Schriften studieren, sondern Wissenschaft! Naturwissenschaften, von der Astronomie bis zur Bakterienkunde, da würde euer Blick freier werden. Aber euer Geist ist durch eure Erziehung von Jugend auf in spanische Stiefel eingeschnürt; das gilt auch von Ihnen; speziell wenn Sie über Religion sich äußern, so erkennt man sofort die pfäffische Erziehung." Also weil ich die ideelle und die historische Berechtigung der bestehenden Religionen anerkenne und für meine Person nicht Atheist bin, halten Sie mich für ein dummes Luder, das weder den heiligen Marx, noch den heiligen Haeckel gelesen hat. Sie selbst, als Mann von 74 Jahren und richtiger Achtundvierziger, werden ja keinen Rat mehr annehmen, aber manchen Ihrer jüngeren Genossen kann ich vielleicht vor Enttäuschungen bewahren, wenn ich Ihren Irrtum berichtige. Es ist der Irrtum, der den Liberalen seit hundert Jahren so viel schmerzliche Enttäuschungen und Niederlagen bereitet hat — nur den Liberalen des europäischen Kontinents, denn unsre angelsächsischen Vettern diesseits und jenseits des Ozeans sind in dieser, wie in anderen Beziehungen praktischer und klüger. Also der kontinentale Liberalismus hält es für eine seiner Aufgaben, die positive Religion zu zerstören, und er bildet sich ein, diese Aufgabe durch die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse lösen zu können. Mit beidem irrt er. Die Angelsachsen beider Hemisphären erfreuen sich freierer Institutionen als wir, obwohl bei ihnen eine bis zur Bigotterie und Muckerei gesteigerte Frömmigkeit herrscht, und in Amerika der Deutsche u. a. deswegen mit einigem Mißtrauen behandelt wird, weil man argwöhnt, er sei ein Atheist. Und der Fortschritt der Naturwissenschaften zerstört zwar den gröbsten Aberglauben (auch nicht immer; der verruckteste Spiritisten- und Okkultistenschwindel beruft sich auf die modernsten Errungenschaften der Biologie, Physiologie und Physik), aber der Religion kann er nichts anhaben, weil er die praktischen und Herzensbedürfnisse, aus denen sie entspringt, gar nicht berührt, und weil die Gegenstände des religiösen Glaubens in einer Region liegen, der mit der exakten Wissenschaft nicht beizukommen ist: Glaubensartikel können weder widerlegt, noch bewiesen werden. Die Volksreligion steht denn auch überall unerschüttert da, und wenn Sie Bücherrezensent wären wie ich, würden Sie staunen über die seit 15 Jahren immer stärker anschwellende Flut von Schriften naturwissenschaftlich gebildeter Männer, die wetteifern, von dem Bau des materialistischen Monismus, den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Vogt, Büchner, Haeckel aufgerichtet haben, einen Stein nach dem andern abzutragen. Daß die großstädtische Bevölkerung natürlich ist, die Mehrzahl der heutigen Naturforscher und Aerzte dem Atheismus huldigt, ist keine Eigentümlichkeit unserer Zeit. Großstädtische Bevölkerungen und Spezialforscher auf den verschiedenen Gebieten der Natur sind immer so stark von weltlichen und der Religion fremden Interessen in Anspruch genommen, daß sie gegen diese gleichgültig werden. Ueberhaupt sind die Gegensätze von Theismus und Atheismus, von Materialismus und Spiritualismus oder Idealismus so alt wie der denkende Menschengeist — die alten [illegible] Philosophen sind, beim Lichte besehen, Atheisten gewesen. Die Metaphysik hat in Beziehung auf ihre Grundansichten seit Urbeginn keinen Fortschritt gemacht; die Entscheidung für die eine oder die andere der Ansichten, die sie darbietet, hängt nicht von der jedesmal erlangten Stufe der naturwissenschaftlichen Erkenntnis ab, sondern von der [illegible] des Individuums, von der angeborenen [illegible] der einen oder der [illegible]

[illegible]

Religion für Pfafferei halten und es für Ihre Aufgabe ansehen, das Christentum zu vernichten, dann tun Sie mir leid. All solches Gebaren ist mir immer vorgekommen, wie wenn ein Paar kleine Jungens sagen wollten: jetzt werden wir den Stephansdom einreißen, und anfingen, den Steinkoloß mit ihren Taschenmessern zu bearbeiten.

Neiße. **Karl Jentsch.**

Das sexuelle Problem.

Von **Prof. Dr. Arnold Dodel** (Lugano).

In dem Chaos der Umwertung sehr vieler alter Werte, wie es in unserer Gegenwart vor allen Sehenden zutage liegt und viele von uns fast beängstigend verwirrt — in diesem Chaos von Umsetzungen brodelt es ganz besonders lebhaft dort, wo die Frage des Sexuallebens in der glühend flüssigen Masse ethischer Betrachtungen und ethischer Diskussionen einer mehr weniger trockenen Destillation unterworfen wird. Und bitterböse Gase steigen dort gleichzeitig auf neben feinduftenden Dämpfen; man sieht, daß sich die Substanzen scheiden wollen: das Leichte vom Schweren, das Flüchtige von der zähen trägen Schlacke. Dieser ganze Prozeß ist jedoch nur eine Entwicklungsphase, wo das aschenhaft bröckelig gewordene Alte neuerdings zum Schmelzen gebracht wird und aus dem Fluß seiner Bewegung neue Verbindungen abscheidet, um schließlich mit seinen Schlackenteilen als Unbrauchbares liegen zu bleiben, indes die neuen Verbindungen ihren Weg in weiteren Entwicklungen durch die Welt machen.

Man hat entdeckt, daß Schule und Haus in ihrer Erziehungspraxis mancherlei Todsünden begangen haben — auch in Ansehung des sexuellen Problems als Unterweisungssache. Nun tragen wir den Fluch und die Folgen des Irrtums unserer Väter und Lehrer, unserer Mütter und Lehrerinnen als die Kinder des dritten und vierten Geschlechtes. Man hat uns Fabeln und Märchen gelehrt, als wären es heilige Wahrheiten und doch sind Fabeln und Märchen keine Wahrheiten: wie sollten sie uns weise und gut machen können? Und so sind wir denn in Ansehung dieser heikelsten aller Erziehungsfragen, in eine richtige Sackgasse geraten: so kann es nicht weiter gehen! Unterrichtsminister und Hochschulprofessoren ermahnen jetzt die akademische Jugend von Semester zu Semester: bleibt auf den Pfaden der Gesundheit des Leibes und der Seele! Hütet euch vor geistiger und leiblicher Versiechung!

Es ist zu befürchten, daß diese wohlgemeinten Ermahnungen und weisen Ratschläge nicht den Erfolg haben werden, den man ihnen wünschen möchte; denn in vielen Fällen kommen sie zu spät und in den meisten Fällen appellieren sie an völlige Unwissenheit, bauen also auf Sand, über welchem sich doch niemals ein rechtwinklig gefügtes Gebäude voll Schönheit und Charakter bauen läßt.

Es muß versucht werden, die große Gefahr für alle kommenden Generationen an der Wurzel zu fassen; diese Wurzel aber ist die sträfliche Unwissenheit in Dingen des heiligsten Geschehens und aus dieser Hauptwurzel sprossen zahlreiche Nebenwurzeln nicht minder bedenklicher Art: falsche Prüderie, Heuchelei, Verlogenheit, Scheinheiligkeit einerseits, Frivolität und Leichtsinn, Gewissenlosigkeit und Ungerechtigkeit in allen Größenabstufungen andererseits. Ist dem nicht so, wie Nietzsche — der zumeist mißverstandene, der meistgeschmähte aller lebenden und toten Philosophen in seiner Verzweiflung ausgerufen hat: „Euch fehlt die Unschuld in der Begierde: und nun verleumdet ihr drum das Begehren!"

Ja, „Verleumdung" ist das richtige Wort. Was die lebendige Natur, da „Gott die Menschen schuf hinein" zum Schönsten und Heiligsten geordnet und zur Schließung eines Ringes der Ewigkeit geknotet hat, das haben wir Kulturmenschen in den Staub getreten und zum Objekt eines unheiligen Abscheues und einer bitterbösen Verachtung gemacht — solcherart, daß unser Kulturgeschlecht daran nun schier zugrunde geht. Oder ist dem nicht so?

Hat man uns nicht von Kindheit auf durch Lehren von Kirche, Schule und Haus einen Abscheu und eine fanatische Verachtung gegenüber den Dingen des natürlichen Werdens beigebracht? Niedrig und gemein, tierisch und teuflisch seien die einen Teile des Leibes, erhaben und edel seien die anderen. Schon hier grinst uns der Irrtum des Dualismus in sinnverwirrender Schärfe entgegen, jenes Dualismus der aristotelischen Philosophie, welche in wenig modifizierter Fassung zur Grundlage der mittelalterlich-kirchlichen Weltanschauung geworden ist. Ueberall sah man und sieht man heute noch statt Einheit in der Allheit der Dinge und der Geschehnisse eine Zweiheit: Seele und Leib, Geist und Materie, Gott und Welt, Engel und Teufel, Diesseits und Jenseits, Gutes und Böses, Anbetungswürdiges und Fluchwürdiges, Licht und Finsternis, Erhabenes und Verdammliches, Reines und Unreines. Welche [illegible] sind diesem Boden eines einzigen riesengroßen Irrtums entsprossen! Das asketische Mönchtum des Mittelalters, der Zölibat der römischen Kirche, die [illegible] des Görlitzer Schusters Jakob Böhme, die Selbstverstümmelung der russischen Sekte

der Skopzen und so viele andere Widernatürlichkeiten: sie sind gleichartige Nachblüten derselben dualistischen Philosophie, welche zweitausend Jahre lang die Gedanken des Abendlandes in Fesseln hielt und uns solcherart von der Wahrheit im Natur- und Weltgeschehen entfernt hat, daß wir beinahe zugrunde gingen. Die große Einheit ward zerrissen: man setzte eine Doppelnatur an die Stelle eines tatsächlich unteilbaren einen Ganzen. Vergöttlicht hat man die eine Hälfte und bis zur Bestialität und Teufelei erniedrigt die andere Hälfte unserer Wesenheit. Das Leibes- und Liebesleben bekam den Geruch der Gosse, geriet in Schande und Verachtung und ward bis aufs Blut verleumdet. Und so ist es weitherum schier zu dem geworden, wozu es die riesengroße Verleumdung gemacht hat. Aber es ist ihm ein himmelschreiendes Unrecht geschehen und auch dieses Unrecht muß aus der Welt geschafft werden, auf daß heil werde, was krank war und gesund bleibe, was kraft der Allmacht natürlichen Geschehens an Gesundem uns noch verblieben ist.

Wer wird von solch groß gewordenem Uebel uns befreien?

Fast niemand, der mit pädagogischen und sozialen Problemen sich ernstlich befaßt, fast niemand wagt, an dies eine heikle Problem heranzutreten. Die Sache ist auch gar zu sehr verfahren: Unkraut sprošt an allen Enden, disteliges, stacheliges Unkraut. Mit seidenen Handschuhen möchten's viele wohl anfassen: aber das taugt nichts. Da muß denn die feste, sichere Hand der Wahrheit zu Hilfe kommen, und sie wird die stacheligen Disteln und die verwundenden Dornen und die düsteren Nachtblumen ausjäten und auf dem nächtlich beschatteten Feld der Unwissenheit Platz schaffen für die Saat wahrhafter, wirklicher Erkenntnis.

Hat uns das Nichtwissen krank gemacht, so wird uns das Wissen wieder heilen. Nicht Tolstoj wird uns erlösen, sondern die Wissenschaft vom Natur- und Weltgeschehen. Nicht der Asket dort hinten in Rußland, der mit grimmen Wortbroden den Genius, welcher über all den lebenden Kreaturen die Fackel des ewigen Lebens schwingt, zu steinigen begonnen hat, nicht Tolstoj wird uns erlösen; von allen Predigern des Todes*) auch von Tolstoj haben wir uns in Ansehung des sexuellen Problems abzuwenden und ganz anderswo Rat und Heil zu suchen.

Man hat das Heilige verleumdet — zwei lange Jahrtausende das Erhabene in den Staub gezogen, die Natur und ihre Gesetze verhöhnt und verachtet. Und man ist dabei an kein ersprießliches Ziel geraten, am allerwenigsten ethisch vom Fleck gekommen. Das feige Verheimlichen und das „moralische“ Verdammen hat zum Uebel ausgeschlagen — trotz aller Morallehren und aller Glaubenssätze. Wir werden andere Wege einschlagen müssen, um aus dem übeln Sumpfe herauszukommen.

Nur Wahrheit und wissenschaftliche Erkenntnis können uns frei machen.

Abseits vom breiten Feld der Glaubenssätze und Moralschnörkel erstand auf dem unendlich breiteren Feld des Zweifels und des Wahrheitstriebes die moderne Naturwissenschaft. Von der Kirche erst verfolgt, dann durch den Zwang der Entwicklungsmacht geduldet, heute aber von derselben Kirche gefürchtet, — mit Recht gefürchtet — schreitet die wissenschaftliche Erkenntnis ruhig und festen Schrittes weiter und weiter die tausend verschlungenen Pfade des Weltganzen. Sie ist innerhalb weniger Jahrzehnten zur ersten Weltmacht geworden und sie ist auch berufen, zur ersten Geistesmacht, zur Erlöserin aus Irrtum und Torheit, zur ersten Führerin aus allen Sehnsüchten zu werden. Sie hat auch die Geheimnisse des Sexuallebens enthüllt und uns die Gesetze des Zeugens und des Werdens und der ganzen Entwicklung im Kreislauf des Lebens offenbart: am unscheinbaren grünen Faden einer Wasseralge hat sie uns gezeigt, wie die Sexualität einstmals in die ungeschlechtliche Welt gekommen ist und wie das Liebesleben auf unserem Planeten seinen Anfang genommen hat. Erstmals — so sagt uns die Wissenschaft — lag alles Lebendige in den Urmeeren der Vorzeit noch als Keimwesen, ohne komplizierte Vollkommenheit und ohne alle Sexualität. Primitiv, ureinfach war das Leben durch Jahrhunderttausende, durch Jahrmillionen. Jedes Ding, was atmete und Nahrung aufnahm, wuchs bis zu einer gewissen mikroskopischen Größe heran, um alsbald, wenn es weiter wuchs, sich in zwei ebenbürtige Hälften zu teilen, die weiter atmeten und weiterhin Nahrung aufnahmen, weiterhin wuchsen und selbst wieder das individuelle Maß ihrer Größe überschritten, um sich ebenfalls wieder in je zwei ebenbürtige Wesen zu teilen, die sich hinwieder und abermals so verhielten. Das war die Generationenfolge ohne jede Spur von Sexualität: jedes Kind dieser einfachen Urwesen war die Hälfte seiner Mutter, jedes Kind ebenbürtig seiner Schwester, ohne Geschlecht — also weder männlich noch weiblich, jedes Kind das leibhaftige Leben seiner Mutter fortsetzend und zugleich fähig, sein eigenes Leben weiter zu führen im Leben seiner eigenen Nachkommen. Die lebendige Substanz dieser Urwesen hatte somit ein unbegrenztes Leben, das sich von Generation zu Generation fortspinnen konnte durch Jahrmillionen bis auf unseren Tag. Das lehren uns die niedrigst organisierten Wesen der gegenwärtigen Pflanzen- und Tierwelt.

Hier, auf diesem primitiven, langweiligen Standpunkt blieb aber die Natur nicht stehen. Eines Tages gliederte sich die lebendige Substanz bei einem oder bei etlichen dieser Urwesen in zwei verschiedene Teile, von denen der eine nur die Atmung und Ernährung als Lebensaufgaben übernahm, indes der andere Teil die Fortpflanzung von Generation zu Generation vermittelte. Dieser andere Teil blieb Eigentümer der Keimkraft, das heißt jener Fähigkeit, aus kleinsten Teilchen einen Leib wieder zu entwickeln zu einem vollkommenen Individuum. Dieses Keimplasma ist der Träger des ewigen Lebens. Es stirbt nicht, wie jenes andere Plasma, das bloß der Atmung und Ernährung dient, sondern es wird als Lebendiges, als Greifbares und Sichtbares übertragen von einer Generation zur folgenden bis ins Unendliche.

Die ältesten Keimplasmen oder besser: die Keimplasmen jener ältesten Urwesen, aus denen in der Weiterentwicklung die Sexualität ihren Ursprung nahm, waren noch geschlechtslos. Sie lösten sich einfach vom mütterlichen Organismus zur richtigen Zeit los und begannen als Keimzellen frei und lebendig beweglich die lustige Fahrt in die Welt, um zu neuen Individuen von ähnlicher Art wie die Mutter sich zu entwickeln. Auch dafür gibt es in der gegenwärtigen lebendigen Organismenwelt noch lehrreiche Zeugen in großer Zahl und wir haben Gründe, annehmen zu müssen, daß auf dieser zweiten Stufe fortpflanzlicher Entwicklung die höheren Tiere und Pflanzen der Urzeit lange verharrt haben.

Ein glücklicher Zufall führte dann auf die dritte Stufe: von den frei beweglichen, losgelösten Keimzellen zweier ungeschlechtlicher Lebewesen prallten gelegentlich etliche gleichzeitig aufeinander und verschmolzen zu zweien oder mehreren miteinander wie halbflüssige Siegellacktropfen zu einheitlichen Massen, welche die Eigenschaften ihrer Komponenten in sich vereinigen und sich — in der Folge sich weiter entwickelnd — stärker erwiesen, als die isoliert gebliebenen Keimzellen. Das war der Ursprung, der Ausgangspunkt aller geschlechtlichen Entwicklung. Hier, auf der dritten Stufe fortpflanzlicher Entwicklung, nahm die Geschlechtsliebe aus unscheinbarem Geschehen, aus anscheinend zufälligem Bewegen und Verschmelzen ihren Ursprung und Ausgangspunkt in millionenfache Variationen und endlose Vervollkommnung vom Einfachsten zum Kompliziertesten, vom brutalen physikalischen Geschehen durch alle erdenklichen Abänderungen und unzählbar vielgestaltige Umkleidungen und Begleiterscheinungen hindurch bis zur höchsten Stufe sexueller Entwicklung hinauf — und zwar in beiden Reichen der Lebewesen, im Pflanzen- wie im Tierreich, mit Einschluß des Menschengeschlechtes. Manches, was vordem wie zufällig ordnungslos erschien, gewann im Daseinskampf und durch die natürliche Auslese feste gesetzmäßige Ordnung. So kam es zur Regel, daß nicht mehr etliche, sondern nur zwei Keimzellen sich zur Erzeugung eines neuen Individuums vereinigen.

Auf jener dritten Stufe waren diese beiden Keimzellen nach Gestalt und Verhalten durchaus gleichartig: sie waren gleich groß, gleichartig in ihren Bewegungen, anscheinend auch gleichartig in ihrer Lebensart und Lebenslust.

Erst auf der folgenden, der vierten Stufe, macht sich die Weiterentwicklung in dem Sinne geltend, daß die eine Keimzelle allein beweglich erscheint, ungemein klein und flink bleibt, indes die andere Keimzelle mit Ernährungsplasma belastet und groß und schwerfällig wird, träge (passiv) der Zeit harrend, da die erstere aktiv bewegliche Keimzelle sie aufsucht, um sich mit ihr, mit der schwerfälligen Keimzelle, zu vereinigen. Hier manifestierte sich zum erstenmal die Polarität der Geschlechter. Die Biologie nennt die eine Keimzelle die männliche, die aktiv bewegliche, die suchende, die befruchtende, während die andere Keimzelle, die träge abwartende, die passive, die mit Ernährungsplasma ausgestattete Fortpflanzungszelle als Ei bezeichnet wird.

In der Vereinigung der beiderlei Keimzellen liegt das Geheimnis der geschlechtlichen Befruchtung. In der Verschmelzung beider Keimzellen zu einer einzigen neuen Zelle liegt der Schöpfungsakt der geschlechtlichen Zeugung im Pflanzen- und im Tierreich, wie beim Menschengeschlecht. Hier liegt der Zentralpunkt jenes physiologischen Geschehens und morphologischen Gestaltens über unsere Lebensdauer hinaus in die unabsehbare Reihe der kommenden Generationen hinein. Und ich meine, wir alle haben Ursache, dies Geschehen ein heiliges zu nennen; denn es vermittelt die Schließung der Kettenringe zur Fortsetzung ins Unendliche. Man kann wohl sagen: das sexuelle Problem ist für den Laien das Mysterium des ewigen Lebens, für den Wissenden, den Forscher, den Gelehrten ist es nicht mehr ein unfaßbares Geheimnis, sondern eine sichtbare Offenbarung des ewig Fortschreitenden, immer weitere Kreise und immer größere Spiralumläufe vollziehenden Naturlebens.

Was ist hier nun ein Niedriges, ein Gemeines, ein Sündhaftes oder Verachtungswürdiges, wo doch die Ringe der Ewigkeit geschmiedet werden? Haben wir nicht allen Anlaß, in Ansehung der Dinge und Geschehnisse uns staunend und bewundernd und [illegible] zu beugen vor dem allergrößten der großen Geheimnisse im lebenden Kosmos, vor diesem großen Schöpfungsakt in der sexuellen Zeugung?

Die letzten drei oder vier Jahrzehnte biologischer Forschung im Pflanzen- und Tierreich haben uns ungeahnte Offenbarungen gebracht.

*) [illegible]

[illegible]

Alle Blumen der Bergwiesen sind in ihren geheimsten Geheimnissen belauscht und es sind diese Geheimnisse in ganzen Bibliotheken enthüllt worden. Diejenigen, die sich dabei die meisten Verdienste erworben und sich einen unsterblichen Namen in den Annalen der Wissenschaft geschaffen haben: Konrad Sprengel, Charles Darwin und Hermann Müller-Lippstadt — sind von der Kirche und vom alten Glauben gehaßt und gehöhnt, verleumdet und geächtet worden. Die Forschung aber schritt unentwegt weiter und weiter und lacht der Größe ihrer Gegner, auch wenn der Zentrumsturm bis zum Himmel ragen sollte. Während die Blumenwiesen und die duftenden Auen uns erzählten, warum dort all die Herrlichkeit in Blütenformen und Farben und Wohlgerüchen sich breitmacht, forschte ein Heer von Erkenntnisdurstigen nach den letzten Geheimnissen der Befruchtung und Vererbung.

Die Vervollkommnung des Mikroskops und der mikroskopischen Technik hat es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts möglich gemacht, daß der Forscher nicht allein den Vorgang der Verschmelzung beider Keimzellen (der männlichen und der weiblichen) Schritt um Schritt in allen Stadien lückenlos verfolgen konnte, sondern daß wir auch in den Stand gesetzt wurden, den inneren Bau jener beiden Geschlechtszellen im Detail zu studieren. Dabei sind mannigfaltige innere Strukturen zutage getreten, von denen man früher — noch vor drei Jahrzehnten — keine Ahnung hatte. Eine Entdeckung folgte auf die andere, eine Ueberraschung folgte der andern, hier wie dort: auf botanischem Gebiete ebensowohl als auf dem zoologischen. Jede neue Publikation wirkte wie eine staunenerregende Offenbarung und wirkte begeisternd und anspornend auf das nachwachsende Forschergeschlecht solcherart, daß der Pioniere auf diesem Forschungsgebiete immer mehr wurden. Das war ein freudiges Schaffen und blieb es bis heute. Es begann, immer heller zu werden, erst nur an einem Punkt, dann an mehreren Punkten und schließlich an tausend Punkten des weiten Feldes.

Erstaunlicherweise trat schließlich zutage, daß die Vorgänge der geschlechtlichen Zeugung in großen Zügen ganz dieselben sind in beiden Reihen der Lebewelt: im Pflanzenreich wie im Tierreich, mit Einschluß des Menschen. Man erkannte, daß im tierischen Ei wie in der pflanzlichen Eizelle vor der Befruchtung immer ein besonders geformter Körper von ganz eigenartiger Struktur vorhanden ist, ein Zellkern von gesetzmäßigem Bau und Inhalt: der Eikern. Man erkannte fernerhin, daß die männliche Geschlechtszelle beim Eintritt ins Ei einen ähnlichen Zellkern an die Eimasse abgibt und daß die Hauptaktion bei der Befruchtung wesentlich in der Vereinigung des Eikernes mit dem männlichen Zellkern besteht. Immer und an allen Enden, an tausend Orten bei der geschlechtlichen Zeugung dieselben Hauptvorgänge; trotz aller Mannigfaltigkeit in den Variationen der Begleiterscheinungen!

Die Befruchtung ist also die Vereinigung zweier kleinster Plasmakörperchen verschiedenen sexuellen Ursprunges, ihre Verschmelzung zu einem einzigen neuen Kern, dem ersten Zellkern des geschlechtlich erzeugten neuen Individuums.

So verhält es sich bei der Lilie wie beim Maiglöckchen, beim Löwenzahn wie beim Sturmhut, beim blühenden Weizen wie beim Eibenbaum, beim Farnkraut am feuchten Berghang wie beim zierlichen Moos im schattigen Forst, beim Schachtelhalm in der Lehmgrube wie bei der stolzen Palme im Süden unter dem tropischen Himmel; so verhält es sich beim niedrigen Wurm, wie beim stolzen Segler in den Lüften, bei der Eidechse wie beim Fisch, beim Kaninchen wie beim Löwen. Also Einheit der Zeugung trotz all der Mannigfaltigkeit in der Ausstattung der Hunderttausende verschiedenartiger Organismen.

Auf anderen Gebieten der Forschung hat sich zur gleichen Zeit ergeben, daß die lebendige Substanz, das Plasma aller Organismen im wesentlichen auf dieselbe Art ihren Lebensbetrieb durchführt: sie atmen alle — Pflanzen und Tiere — in der Hauptsache auf gleiche Weise, ihr Odem ist derselbe: Aufnahme von Sauerstoff unter gleichzeitiger Abgabe von Kohlensäure, Stoffumsatz unter Wärmeentwicklung. Gifte wirken in der lebendigen Pflanzenzelle ganz ähnlich wie in der lebendigen Tierzelle und die Todeserscheinungen sind dort, beim pflanzlichen Plasma dieselben wie beim tierischen Plasma. Dieselben Narkotika wirken an beiderlei Plasmen auf ähnliche Weise. So sehen wir denn im ganzen Reich der belebten Natur die großen Züge des Lebens in voller Harmonie: Werden und Vergehen, Zeugung und Zerfall hier wie dort, im Pflanzenreich wie bei der Tierwelt wesentlich gleichartig tradiert und gleichartig bedingt. Ein einziges großes Gesetz im Odem aller Kreatur!

Ein einziges großes Gesetz der Zeugung aller geschlechtlichen Kreatur!

[illegible]

[illegible] haben werden, [illegible]

[illegible]

[illegible]

zu dem Zweck durchgeführt werden müssen, um Irrtümer und Fehler im Arbeiten und Denken der Vorhergehenden nachzuweisen und sie wieder aus der Welt zu schaffen. Hier — im Bereich der naturwissenschaftlichen Forschung gibt es nicht starre Dogmen und unantastbare Glaubenssätze, sondern ein stetes lebendiges Bewegen, ein Variieren in der Auffassung und Deutung von Tatsachen, ein kontinuierliches Fortschreiten und Weiterentwickeln. Nur Gegner des Wissens können dies als Schwäche auffassen: denn in Wahrheit ist das ja gerade die Stärke einer Disziplin, das sie selbst ein Flüssiges, ein Lebendiges, ein Entwicklungsfähiges, ein Abänderungs- und Verbesserungsfähiges sein und bleiben wird.

So steht denn auch die Lehre von der Zeugung im Pflanzen- und Tierreich, die Physiologie der Fortpflanzung, wie sehr erfreulich ihr schöner Anfang sich gestaltet hat, noch vor manchem ungelösten Rätsel und manche recht naheliegende Frage ist heute noch keineswegs einheitlich und befriedigend beantwortet. Wohl verstehen wir heute viel besser als vor dreißig Jahren, warum z. B. das Kind in der Regel zur einen Hälfte dem Vater, zur anderen Hälfte der Mutter gleicht; denn unter dem Mikroskop können wir mit Augen sehen, daß der bei der geschlechtlichen Befruchtung erzeugte neue Keim ganz gleichgroße Keimplasmamassen vom väterlichen Erzeuger einerseits und von der Mutter andererseits erhält, daß also tatsächlich von beiderlei Erzeugern sichtbarlich gleich große Erbmassen in Gestalt von Keimplasmen im Kinde fortleben. Aber der Vererbungserscheinungen sind im Pflanzen- wie im Tierreich so viele und so mannigfaltige, daß wir heute noch keineswegs befriedigt vor den sogenannten Vererbungsgesetzen stehen.

Auch in Ansehung der Bedeutung geschlechtlicher Fortpflanzung ist die Wissenschaft noch keineswegs zu einer einheitlichen Auffassung gelangt. Warum ist die ungeschlechtliche Fortpflanzung nur bei den allereinfachsten Lebewesen als Gesetz an der Tagesordnung? Warum sind alle höheren Tiere und Pflanzen zur geschlechtlichen Fortpflanzung fortgeschritten? Das Einfachste wäre doch ohne Zweifel die Vermehrung durch Zweiteilung, wie wir dies bei den Spaltpilzen und Spaltalgen wahrnehmen. Daß auch bei höher organisierten Lebewesen eine ähnliche ungeschlechtliche Fortpflanzung durch Zweiteilung oder durch Knospung oder Sproßbildung keine Unmöglichkeit ist, beweisen uns ja tatsächlich viele hochentwickelte Pflanzen, deren Sprosse oder Zweige gelegentlich selbständig werden und jeder für sich eine neue Pflanze darstellt, wie z. B. bei den Zwiebelgewächsen oder bei den Erdbeersträuchern oder bei der Kartoffelstaude. Warum hat die Natur aber gerade bei den höchsten Organismen, bei den Wirbeltieren (mit Einschluß des Menschen) die Fortpflanzung durch geschlechtliche Befruchtung zur Ausschließlichkeit, zum Gesetz ohne Ausnahme gemacht? Niemand weiß hierauf eine ganz einwurfsfreie Antwort zu geben. Wir können aus der Fülle des tatsächlichen Geschehens auf dem Wege der Abstraktion nur zu Vermutungen, zu Hypothesen gelangen. So liegt z. B. der Gedanke sehr nahe, daß die Fortpflanzung durch geschlechtliche Zeugung wohl von eminentem Nutzen sein muß, weil wir sie bei den höchstorganisierten Lebewesen konsequent und ausnahmslos und mit einem großartigen, mit einem imposanten Raffinement durchgeführt sehen. Worin besteht aber dieser Nutzen? Einige vermuten, daß bei der sexuellen Zeugung eine größere Variabilität als bei ungeschlechtlicher Vermehrung in die neue Generation hineingelegt werde, also auch eine größere Anpassungsfähigkeit für die vielgestaltigen Verhältnisse im Kampf ums Dasein. Wieder andere vermuten, daß die ständigen Artcharaktere bei geschlechtlicher Zeugung viel sicherer in den Nachkommen erhalten bleiben als bei ungeschlechtlicher Vermehrung. Noch andere sind entgegengesetzter Meinung. Viele Tatsachen sprechen dafür, daß bei der Zeugung zu Zweien krankhafte Dispositionen viel seltener zur Vererbung gelangen als bei ungeschlechtlicher Vermehrung. Alle aber sind darin einig, daß die geschlechtliche Zeugung gegenüber der ungeschlechtlichen Fortpflanzung einen Fortschritt im Sinne höherer Entwicklung und einen großen Nutzen bedeutet.

Wenn wir die ungeheure Masse der Beobachtungs- und Forschungsresultate auf dem Gebiete der Biologie, wie sie seit drei oder vier Jahrzehnten publiziert werden, überblicken, so ergibt sich als Hauptresultat, daß die Natur überall dort, wo die sexuelle Fortpflanzung zur ausschließlichen geworden ist, mit allen erdenklichen Mitteln Vorkehrungen und Maßnahmen getroffen hat, um die Vereinigung der beiderlei Sexualzellen zur richtigen Zeit herbeizuführen, also unter allen Umständen die geschlechtliche Zeugung zu sichern. Die Nützlichkeit dieser Vorkehrungen liegt auf der Hand, weil die Sicherung der sexuellen Zeugung in diesem Fall ja für die [illegible] Pflanzen- und Tierarten um die [illegible] Sein und Nichtsein der Arten selbst bedeutet. [illegible] für alle Zeit [illegible]

[illegible] Pflanzen beiderlei [illegible] die ungeschlechtliche [illegible] Tulpen und Lilien können ungeschlechtlich [illegible] auf ungeschlecht- [illegible] Jahrzehnte [illegible] bilden aber auch [illegible] Blüten- [illegible] Stecklinge, durch

Knollen und dergleichen ungeschlechtlich vermehren oder durch Steckreiser vom Gärtner oder Landwirt fortgepflanzt werden. Die europäische Weinrebe ist ein berühmtes Beispiel dafür, daß eine hoch entwickelte Pflanze durch Jahrhunderte hindurch ins Unzählbare vermehrt werden kann, ohne daß hiezu die geschlechtlich erzeugten Samen notwendig wären. Manche Tiere der unteren Klassen des Systems verhalten sich ähnlich. Aber neben dieser Fähigkeit zu ungeschlechtlicher Vermehrung tritt doch von Zeit zu Zeit die geschlechtliche Zeugung mit Naturnotwendigkeit wieder in die Rechte. Es deuten unzählige Tatsachen aus dem Tier- und Pflanzenleben darauf hin, daß bei den höheren Organismen zur Erhaltung ihrer Arten im Kampf ums Dasein unter allen Umständen gelegentlich oder ganz gesetzmäßig im Wechsel der Generationen eine geschlechtliche Zeugung statthaben muß.

So erweist sich die Zeugung zu Zweien nicht nur als Notwendiges, sondern auch als die höhere Form der Fortpflanzung.

Dies zeigt sich namentlich beim Ueberblick des ganzen Aufstieges von der untersten Grenze des Geschlechtslebens bis zur höchsten Höhe jetziger Vollendung. Wenn wir im Pflanzen- oder im Tierreich von den niedrigen zu den höheren Formen vorschreiten, so treffen wir auf allen Stufen der Sexualität jene Einrichtungen in der Organisation, welche die sexuelle Zeugung mehr oder weniger sichern. Diese Sicherung erscheint in den unteren Klassen mehr wie ein Spiel des Zufalles, in den oberen Klassen des Pflanzen- und Tierreiches dagegen wie das Resultat einer erfinderischen, genialen Berechnung, welche die Apparate so vervollkommnete, daß der Erfolg mit fast absoluter Sicherheit sich einstellen mußte. Die Systematik der Zoologie und der Botanik hat in diesem Sinne eine entsprechende Umgestaltung erfahren und ist heute zum Ausdruck der Abstammungslehre, der Entwicklungstheorie geworden. Es sind alle erdenkbaren feinen Abstufungen von der einfachsten geschlechtlichen Differenzierung bis zur höchsten fast ideal-schönen Vollkommenheit sexueller Entwicklung in der heute vorhandenen lebenden Natur tatsächlich nachgewiesen. Kein anderes Gebiet aus der Wissenschaft vom Lebendigen hat uns so viele Beweisstücke für die Wahrheit der Abstammungs- und Entwicklungslehre geliefert, wie diese vergleichende Physiologie der geschlechtlichen Zeugung. Wo früher — noch vor wenigen Jahrzehnten — im System der beiden Reiche da und dort noch weitklaffende Lücken und Abgründe zwischen verwandten Organismen-Gruppen gähnten, da sind nun diese Abgründe durch exakte Forschungsresultate überbrückt. Sogar japanische Forscher haben mitgeholfen, diese Brücken zu spannen und so fest zu nieten, daß keinerlei Furcht mehr aufkommen kann, es könnten die kühnen Bogen jemals wieder einstürzen. Die rosigsten Träume sind für die Abstammungstheoretiker tatsächlich in Erfüllung gegangen. Das ist auch etwas wert!

Bei den von Zeit zu Zeit immer wiederkehrenden Fanfaren alter und junger Antidarwinianer, bei den lauten Siegeshymnen aller derer, denen ein alter Irrtum immer noch lieber ist als eine neue Wahrheit, ist es eine herrliche Sache, stets wieder zu erleben, daß die wissenschaftliche Forschung stramm und sieghaft und ununterbrochen stetig ihren Vormarsch vollzieht, wie sehr auch die Reaktion ihre Angriffe erneuert. Die Wahrheit — hundertmal totgesagt und in übeln Nekrologen verhöhnt, erprobt doch ihre lebendige Macht in immer weiteren Kreisen und wird eines Tages von ihren Gegnern gar keine Notiz mehr nehmen. Auch auf dem Felde der Gedanken bewährte sich die Allmacht der Zuchtwahl: das Bessere besiegt doch auch hier schließlich das weniger Gute, wie draußen in der Natur ja stets das Schwache gegenüber dem Starken, das Unvollkommene gegenüber dem Vollkommenen, die Unnatur gegenüber dem Bestangepaßten, gegenüber der Wahrheit unterliegt.

Und gleich wie die Wahrheit der Abstammungslehre nun doch endlich an Stelle der Mosaischen Schöpfungstheorie in Schule und Haus, in Lehrunterricht und Leben zu treten im Begriff steht, ganz ebenso wird die Wahrheit der physiologischen Zeugung eines Tages siegen über den verleumderischen Irrtum von Schule, Haus und Kirche, wonach die Sexualität eine Sache ist, von der kein anständiger Mensch außer vom Katheder der Hochschule — reden durfte.

Hier vollzieht sich in unseren Tagen ebenfalls eine totale Umwertung der Werte.

Galt früher und gilt heute noch weitherum bei jungen erwachsenen Menschen die Unwissenheit in Dingen sexuellen Geschehens als Unschuld, so wird diese Unwissenheit fürderhin eine Schuld sein. Was früher als heilige Maxime der Erziehung galt, wird morgen als Sünde deklariert werden, weil das prüde Geheimhalten und Verlästern eines der allerwichtigsten Teile unserer Wesenheit zu gar erbärmlichem Ende geführt hat und der Wissende allein gesund zu bleiben vermag, indes der Unwissende an Leib und Seele zugrunde geht. Kein anderes [illegible] der Lüge hat so viele Menschenleben verschlungen, wie dieses [illegible] Stoppelfeld dualistischer Verleumdung und Beschimpfung [illegible] Heuchelei. Keine andere Lehre hat jemals so viele Opfer [illegible] wie der Lehrsatz: „Von jenen Dingen darf nicht gesprochen werden.“

Ihr sollt es lernen, von „jenen Dingen“ zu reden und ihr sollt davon reden.

Aber ihr müßt erst lernen, Ehrfurcht und tiefernste [illegible] vor jenen Dingen und Geheimnissen zu haben; dann werdet ihr [illegible] dann werdet ihr gute Väter und Mütter, vollendete Lehrer und Lehrerinnen sein.

Die Grundwahrheiten der Zeugungslehre müssen in den Wissensschatz aller heranwachsenden Menschen hineingetragen werden, in den Erkenntniskreis des Einzelnen wie des ganzen Volkes, bei jedem Einzelnen zur richtigen Zeit und mit dem richtigen Takt und mit demselben Ernst, wie jede Lehre über Sachen und Geschehnisse, die heilig sind. Wenn das richtig durchgeführt wird, so wird manche Sünde im Keim erstickt und manches Unheil in Heil verwandelt werden. Dann wird geschehen sein, was einstmals die Sage einem schlangenklugen Wesen in den Mund gelegt hat: Du wirst erkennen das Gute und Böse. Auch wird sich abermals eine Umwertung von alten Worten und Werten vollzogen haben: Esset vom Baume wahrhaftiger Erkenntnis und ihr werdet daran nicht sterben, sondern leben bleiben.

Aber wie können wir dieser großen Notwendigkeit gerecht werden? Das ist eine Riesenaufgabe, an deren Bewältigung alle Wissenden mitzuarbeiten haben. Vorerst sind aber der Wissenden, welche zu solcher Aufgabe berufen werden können, erst wenige, am allerwenigsten im respektabeln Lehrerstand selbst. Die Aerzte und Aerztinnen werden einstweilen in die große Lücke zu treten haben, bis sie abgelöst werden können von den Lehrern der Zukunft, jenen Lehrern und Lehrerinnen, die ihre Ausbildung am richtigen Orte, d. h. an der Hochschule vollendet haben werden. Die Volksschule selbst muß erst eine gründliche Reform durchmachen: ihre Lehrer müssen eine tadellose naturwissenschaftliche Bildung erst noch bekommen. Sie sollen nicht allein wirkliche anatomische und physiologische Kenntnisse in hinreichendem Maße und aus bester Quelle in sich aufgenommen haben, sondern auch Ganzwisser in Dingen der Biologie sein. Denn besser ist, sie lehren gar nicht in „jenen Dingen“, als daß sie mit neuen Irrtümern dem großen Uebel in Mißverständnis des Ernstes und der Bedeutung zu Leibe rücken wollen. Der zweite Betrug würde in solchem Falle wohl ärger sein als der erste. Dazu muß kommen, daß in der Volksschule mehr Raum geschaffen werde für den naturkundlichen Unterricht auf den oberen Stufen. Denn darin sieht's noch weitherum erbarmungswürdig aus.

Es ist keine Frage, daß heute noch viele Eltern und zahlreiche Lehrer entrüstet der Zuteilung solcher Aufgabe gegenüberstehen und diese Aufgabe von sich weisen werden. Viele Eltern und Lehrer sehen ganz wohl, daß es so wie bisher nicht weitergehen darf; aber sie sind ratlos und daher für eine Remedur einstweilen auch nicht zu haben. So mögen es dann andere machen!

Ganz wenige Väter und Mütter dagegen haben nicht nur die richtige Einsicht, sondern auch den richtigen Mut und den festen Willen, aus dem Uebel der Verleumdung, der Vertuschung, der Lüge und der Heuchelei herauszuhelfen. Einsichtige und weise Frauen, wackere Mütter mit umfassendem Wissen haben dem Märchen vom Storch den Abschied gegeben und auf die Frage ihrer Kinder, woher denn die Jungen kommen, nur mit wahren Worten und feinem pädagogischen Takt geantwortet. Und diese tapferen Mütter sind dabei sehr gut gefahren. Zahlreiche Beispiele dieser Art sind in pädagogischen Zeitschriften und Büchern, sind mir selbst persönlich aus dem praktischen Leben bekannt geworden und sie alle diese Erfahrungen lehren und mahnen unzweideutig: Lügt niemals, sondern redet stets die Wahrheit! Sagt euren Söhnen und Töchtern zur rechten Zeit und in rechter Art, woher sie kommen und wohin sie gehen — und diese eure Söhne und Töchter werden euch Dank wissen und sie werden recht gehen und ihre Kinder — eure Enkel — werden auch recht gehen. Das ist unsere Zuversicht in die heilende Kraft der Wahrheit, die uns niemals zu Schanden machen kann, wie es mit der Lüge bisher fast an allen Enden geschehen ist.

Selbstverständlich hat die Unterweisung in den Wahrheiten des Natur- und Weltgeschehens sich dem Entwicklungsstadium des zu unterweisenden jungen Menschen anzupassen. Auf eine kindliche Frage gehört eine kindliche Antwort, niemals aber eine Lüge als Antwort. Was ein Kind noch nicht zu verstehen imstande ist, weil seine jungen Ganglienzellen noch nicht genügend entwickelt sind, um Schwieriges verstehen zu machen, das werden wir ihm einstweilen auch noch nicht erklären wollen. Auf eine vorwitzige, altkluge Frage des Kindes gehört aber desha[l]b noch keine Lüge als Antwort, sondern: „warte noch ein wenig, bis du auch verstehen kannst, was ich dir zu sagen hätte; heute bist du noch nicht weit genug, um alles fassen zu können. Später wirst du auf alles genügenden Bescheid erhalten, nicht allein über das, was in den Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Sterne erkannt worden ist, sondern auch über alles das, was uns kleine Menschen zunächst angeht, weil es zu unserem eigenen Wesen gehört.“

Für wissende, für gebildete, weise Eltern ergeben sich in Ansehung dieser Erziehungsfragen keineswegs jene großen Schwierigkeiten, vor denen heute noch alle Welt zurückschreckt. Die lebendige Natur kommt uns Erziehenden ja überall mächtig zu Hilfe; sie — die Natur — ist tatsächlich die beste Lehrmeisterin. Eine einzige Blume birgt größere Summen von heilsamen Wahrheiten als der dickste Katechismus. Das möchten endlich einmal die Herren Erziehungsminister einsehen! Da möchten endlich einmal alle Lehrer der Volksschule [illegible] erkennen, auf daß sie eines Tages mächtig seien in einem Wissen; erst dann [illegible] die ganze reale Welt der Wirklichkeit [illegible] und sehen, dann brauchen wir nicht mehr Zweifler zu sein.

[illegible] aber ein [illegible] Lehrer [illegible]

[illegible] des [illegible]

[illegible]

kleiden, so antworte ich mit der Mahnung: Frage die Blumen des Feldes und frage die Vögel des Himmels, die werden es dir sagen! Heilig sei dir alles Geschehen, heilsam jede Erkenntnis des natürlichen Geschehens! Im ganzen dieses Geschehens ist Einheit. Alles Lebendige atmet nach denselben Gesetzen und alle Bewegung und Vollendung in Leben und Liebe hat einerlei Grund. Lerne das von den bunten Blumen der grünen Aue, lerne das aus dem Gesumme der Insekten, aus dem Sang der Vögel, aus dem Tun und dem Treiben der Menschen: die Einheit in aller Mannigfaltigkeit.

Die Gesetze der Entwicklung a l l e r zu verstehen, wird die beste Grundlage zu der heilsamsten Erziehung des e i n e n, der mitten drin steht in der lebendigen Schöpfung, des erkennenden Menschen, der nur kraft seiner Erkenntnis zum Herrscher geworden ist. Nur an der Unwissenheit kann er scheitern. Die Wahrheit aber wird ihn befähigen, Alleinherrscher zu bleiben.

Und nun zum Schluß ein konkretes Bild aus dem leibhaftigen Leben:

Im Feld schreitet auf ährenschauenden Pfaden eine junge Mutter mit ihren zwei Kindern, blondhaarigen lieben Mädchen von acht und von zehn Jahren. Warmes grelles Sonnenlicht liegt über dem bläulich grünen Roggenfeld und die Luft ist still und ruhig. Auf den langen schlanken Halmen stehen die Aehren in der Blüte: an langen dünnen Fädchen hängen die Staubkolben herab und zwischen den Spelzen gucken die pinselförmigen Narben hervor, wartend bis der Zephir ihnen Heil bringt. Da — ein Windhauch! Die schlanken Halme kommen in ein wellenartiges Wogen und aus Millionen von geöffneten Staubkolben drängt sich Blütenstaub in die trockene, bewegte Luft. Eine ganze Wolke hüllt Menschen und Roggenfeld ein. Milliarden von winzigen Körnchen wirbeln auf: Pan ist erwacht!

„Nicht wahr, Mama, das sind die Blütenstaubkörner, die hier diese Wolke bilden? Und der Wind ist es, der sie jetzt durch die Luft an den richtigen Ort trägt, damit die Roggenkörner, die jetzt noch ganz klein sind, davon abkriegen und dann weiter wachsen und zum Schwarzbrodkorn heranreifen können?" — „Ja" — antwortet freudigen Sinnes die Mutter — „und ihr könnt dann nach einigen Wochen schon in jedem reifen Roggenkorn mit der Lupe ein kleines, ganz junges, zierliches Keimwesen sehen, in jedem Korn ein kleines Roggenkindchen. Die Roggenmutter mit der schlanken Aehre bekommt auf einmal ganze Dutzende von kleinen Kindern, nicht bloß zwei, wie ich es mit euch erlebt habe, wo bloß eines ganz mühselig nach dem andern gekommen ist." —

Die Blondköpfe blieben nachdenkend vor der Mutter stehen und schauten mit seligen Blicken aus den glänzenden blauen Augen zu ihrer Erzeugerin auf. Die kleine achtjährige Denkerin aber ruft lachend: „Weißt du Mama, wenn du auch nicht ganze Dutzende von Kindern hast, so kannst du doch zufrieden sein mit uns Zweien: wir lieben dich, wir lieben dich so sehr, weil du uns alles so schön erzählst und wir dann viel besser verstehen, was alles so Merkwürdiges geschieht. Und die vielen Roggenkinderchen nützen doch ihrer Roggenmutter nichts, weil sie nicht lieben und lachen und kindlichen Schabernack machen können, wie wir [illegible]." [illegible]: „Aber die Roggenmutter nützt ihren Kindern; sie versorgt sie noch mit einer großen Menge Nahrstoffen, damit sie nicht verhungern müssen; dann stirbt die Mutter; aber unsere Mama stirbt nicht." „Jetzt noch nicht" — sagt die Mutter — „jetzt noch nicht! Und wenn ich dann einmals sterbe, so lebe ich doch noch weiter fort in euch, meinen Kindern; denn ihr seid ja lebendige Teile von mir." Freudentränen erglänzten in den Augen dieser drei seligen Menschen. Es waren die Freudentränen Erkennender.

Kann es glücklichere Menschen geben?
Und kann es größere Unschuld geben?

Ich aber sage: der Erkennende, der Wissende — sei er Mann oder Weib — wird ein bester Ratgeber sein. Würden dann alle Mütter und alle Väter, würden alle Lehrer und alle Lehrerinnen, würden alle Regierenden auch wahrhaft Erkennende werden! Dann kämen wir mit Naturnotwendigkeit [illegible] dieser Not, aller [illegible] Dinge, von denen man bisher nicht zu reden wagte, [illegible]

Johann Gabriel Seidl.

Geboren am 21. Juni 1804, gestorben am 18. Juli 1875.

Was unsere [illegible]

[illegible]

heit, ein Staunen, beklemmtes Atemeinhalten, nach furchtbarem Alpdruck ein Gefühl der Erleichterung, als ob's den Busen sprengen wollte, und dann eine bleierne, nicht zu behebende Schwere, die sich immer tiefer senkt, bis die Schwingen geknickt, das Rückgrat gebrochen. Weltkräfte hatten miteinander gerungen, Weltschicksale waren entschieden worden: ein dramatischer Zug geht durch die ganze Zeit und so wurden sie Dramatiker, die Schreyvogel und Zedlitz und Raimund und Grillparzer.

Nach dem großen Umschwung in der österreichischen Politik kam das jüngere Geschlecht zur Welt: konservativ war der Kurs, den man nun ein halbes Jahrhundert steuerte; da sie mannbar wurden, genoß man die Segnungen des Friedens; allenthalben herrschte Ruhe — wer wagte nach den vorausgegangenen Katastrophen von einer Kirchhofsruhe zu sprechen? Alles ging wieder seinen gemächlichen Gang; man hatte Zeit und ließ sich Zeit. Man schaute um sich und in sich und eine gewisse stille Vergnügtheit, gemischt aus Selbstbescheidung und Selbstzufriedenheit, bemächtigte sich der Gemüter. Die Zeiten und Menschen waren lyrisch geworden: sie haben einen Vogl und Seidl und Stifter und Halm hervorgebracht. Daß es nicht ganz an Geistern fehle, die verneinen, die, jäh aus ihrem Glückestraum auffahrend, die Schlafgesellen zum Erwachen rütteln, darum braucht einem bei der österreichischen Stammesart, deren Grundzug das Räsonnieren ist, nicht bange zu sein: sie hat auch für die Bauernfeld, Lenau und Grün gesorgt.

Wir wollen unserem Jahrhundertgeburtstagskind kein Unrecht tun, und das geschähe, wenn wir es über Gebühr lobten: aber als einer Erscheinungsform österreichischer Kultur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts soll ihm Beachtung und Verständnis werden.*)

Wie Lenaus Anfänge so stehen auch die Seidls unter dem Einflusse der Göttinger: beide werden durch sie zu einer innigeren Betrachtung der Natur, zu sentimentaler Weichheit und Melancholie hingeführt. Auf dieselbe Note ist Lamartine gestimmt, aus dem Seidl übersetzt: schwärmerisch, gefühlsselig, von unbegrenztem Optimismus. Daher die Lenauischen Klänge in Seidls Lyrik noch vor Lenaus Auftreten, während sich später der typische Gegensatz ihrer Naturen deutlich offenbart: der eine „mächtige Bewegungen des Gemütes aufsuchend, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft", der andere immer neuen Genuß und Befriedigung schöpfend „aus einem Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreis, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiter gelassenen Streben". Freilich führt solche Verehrung des Normalen, wenn sie nicht von einem ganz großen Genie wie Stifter ausgeht, leicht zu Flachheit und Trivialität, in die Seidl, namentlich bei seiner Massenproduktion, oft genug verfallen ist.

Neben dem Lied war die beliebteste Gattung der Almanachdichtung die Ballade: hier, wo klassische und romantische Tradition zusammentrafen, konnte der lyrische Zug der Zeit an epischen Stoffen sich genugtun. Nie kommt es in diesen Gedichten auf die Tatsache an, sondern immer nur auf den Empfindungsgehalt, der sich ihr abgewinnen, an sie anknüpfen läßt. Stoff, Gedanken, Form und Sprache — alles gerät mehr und mehr ins Vulgäre, das man mit dem wahrhaft Volkstümlichen verwechselt. Seidl ist nicht schlechter und nicht besser als seine [illegible] und [illegible]; wie sie alle, hat auch er neben zahlreichen Nieten einige Treffer aufzuweisen. Eine Erhebung der ganzen Gattung war erst möglich, da tiefere Ideen, bedeutsamere Ereignisse die Gemüter in Schwingungen versetzten und das Publikum allgemach an kräftige Kost wieder gewöhnt ward.

Seine novellistischen Versuche hat Seidl selbst hart abgeurteilt: sie fielen unter keine eigentliche Sphäre und litten Mangel an Erfindungs- oder Gestaltungskraft. Was ihm als Ideal in der Erzählungskunst vorschwebte, ein milderer Realismus, das sah er in den Novellenzyklen von Sitter, von Grillparzer erreicht, ohne daß er es ihnen hätte gleichtun können; er hatte wohl den rechten Weg erkannt, reichte seine Kraft lange nicht aus, ans letzte Ziel zu führen.

Mehr [illegible] er keine Stunden ein, die ihm doch nur einen [illegible] und [illegible] an die Seite stellen: Bearbeitungen und Ueber- [illegible] dramatischen [illegible] der [illegible] ein Nachdruck des Leibundes der Auber- [illegible] und [illegible] sich auch durch die [illegible] Stimmen [illegible].

[illegible] Ursprünglichkeit, [illegible] mit welcher die süddeutsche [illegible] und [illegible] in diesen Jahren ein [illegible] aus Italien, [illegible] sie entdecken die [illegible] der ungarischen

[illegible]

Heide, auf dem weiten Ozean, im amerikanischen Urwald. Begabte junge Talente aus den Provinzen wenden sich nach Wien, voll Gefühl und Lob für die Schönheiten ihrer engeren Heimatländer: aus der Steiermark Leitner, aus Böhmen Ebert, Stifter, Meißner, Hartmann, aus Ungarn Beck. Ausländische Studierende, Schriftsteller und Gelehrte schlagen den Weg nach Italien über Wien ein oder suchen die Literaten der alten Kaiserstadt auf: so Tieck und Menzel, Oehlenschläger und Atterboom, Hoffmann v. Fallersleben und Uhland, der Däne Martensen wie der Schwede Hagberg neben vielen anderen. Orient und Okzident, Enge und Weite verbindet österreichische Gelehrsamkeit, österreichische Poesie. Mit diesem touristischen Drang der Zeit steht eine ganze Reihe von Schriften unseres Seidl im Zusammenhang: er führt uns in die Umgebungen Wiens, wir begleiten ihn auf Wanderungen durch Tirol und Steiermark, wir bestaunen mit ihm Natur- und Menschenwerk auf der Staatsbahnstrecke von Wien bis Triest. Es sind Reisehandbücher, in denen sich moderner Tatsachensinn mit romantischem Phantasiebedürfnis verschwistert, näher den Heine'schen Reisebildern und jungdeutschen Reisenovellen verwandt als unseren geschäftsmäßig dürren Reiseführern.

Frei und heiter, fürs Große wie fürs Kleine empfänglich, durchzog man, gleich dem Eichendorff'schen Taugenichts die Länder, träumte behaglich unter Apfelbäumen und tanzte wohl selbst einen Schleifer mit unter der Linde. Oder man lauschte den Klängen und Worten ländlicher Musikanten voll Ergötzen an der echten, ursprünglichen Kunst des Volkes. In der Brühl und Sulz haben Tschischka und Schottky, auf den Spuren Herders und Gräters wandelnd, Volkslieder mit ihren Singweisen gesammelt, in Lilienfeld sind Castellis Bauern zuhause, aus Gutenstein stammen die Gestalten Raimunds, ein Glühwurm und Gluthahn, der Aschenmann und das alte Weib. Hier sind Seidls „Flinserln" volkstümlich geworden, verbreitet von herumziehenden Alpensängern und Harfnern in den Gaststuben des Landvolkes wie durch anspruchslose Dilettanten in den häuslichen Kreisen und durch Berufskünstler im Theater und Konzertsaal. Noch herrscht in ihnen die „G'spaßigkeit" vor, denn trotz J. P. Hebels Beispiel schien die Sprache des Volkes für ernstere Themen zu wenig würdig, aber in demselben Maße quellen die Töne aus der Tiefe des Gemütes, aus der Reinheit des Herzens. Kaltenbrunner, Stelzhamer und Misson sind Seidls Nachfolger geworden, erst nach dem „letzten Fensterln" ist das unverwüstliche „Versprechen hinterm Herd" über die Bühnen gegangen.

Noch ein Höheres lernte man aus der liebevoll hingebenden Erforschung ehrwürdigen Volkstums: eine Schätzung der beharrenden Kräfte in jenen Bevölkerungsschichten, die in Wahrheit das Staatsganze erhalten. Weil sie mit dem Volk in Berührung standen und seine Gesinnungen aus Zeiten der schwersten Bedrängnisse kannten, verblieben Grillparzer, Zedlitz, Stifter, Seidl den liberalen Schlagworten der Dreißigerjahre gegenüber ablehnend. Man muß Seidls Idylle aus dem Jahre 1832 „Wie 's dår Oestreichå-Bauä mit sein'm Koaiå moant" lesen, wenn man das „Gott erhalte" verstehen will, die aufrichtige Inbrunst des Gebetes der Landeskinder um persönliche Wohlfahrt des Landesvaters. Daß dem aller Volkspoesie abgeneigten, noch dazu grämlich polemischen Grillparzer nach 1848 die Neudichtung des Kaiserliedes nicht gelang, ist begreiflich. Nur ein weniger reflektierendes, naiveres Gemüt konnte im Geist einer neuen Zeit Herzenstöne finden für die feierliche Versicherung der Völker, in der Dynastie den Staat aufrecht erhalten, dessen Ruhm und Segen herbeiführen zu wollen durch Eintracht, mit vereinter Kräfte Walten.

Die Umdichtung des Kaiserliedes zur Volkshymne ist Seidls letzte poetische Tat. Sein weiteres Leben war archäologischen Arbeiten gewidmet, die an Wert und Bedeutung nicht verloren haben.

Mit tiefem, verzehrendem Schmerz sah sich der alte Mann durch die liberale Zeitungs- und Literaturkritik um sein literarisches Ansehen und um seine Volkstümlichkeit gebracht. Wie heute schon die Kundigen über Anhänger und Gegner des alten Oesterreichs ruhig und gerecht urteilen, so wird das Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung endlich auch von der öffentlichen Meinung und jenen, die sie machen, angenommen werden müssen: dann ist Seidl seines Platzes unter den Dialektdichtern aller deutschen Zungen sicher.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Neues von Otto Erich Hartleben.

Otto Erich Hartleben ist keine so einfache Natur. Er ist ein komplizierter Mensch, voller Widersprüche und seltener Eigenarten. Man kann leicht einen dreifachen Otto Erich unterscheiden: erstens den Menschen, der für soziale Themen ein warm schlagendes Herz besitzt; auf der künstlerischen Seite ist es der Dramatiker. Zweitens den romantischen Vagabunden, den lustigsten Zechgenossen, den man sich denken kann, den Freund der freien Zungenschläge beim Biere; diese Seite gelangt in seinen Novellen zum Ausdruck. Und drittens den stillen, in Ernst und Einsamkeit betrachtenden Otto Erich, den es zu Goethe nach Italien und zu den Griechen zieht; es ist der Lyriker. Drei deutliche Stile haben sich so bei ihm herausgebildet. In der Reihenfolge, wie ich sie nannte, stellen sie für mich in künstlerischer Hinsicht zugleich eine aufsteigende Reihe dar. Der [illegible]

ist auch der Seltenste. Seine lyrische Produktion ist eine überaus sparsame.

Er gab im Jahre 1895 einen Band Gedichte unter dem Titel „Meine Verse" heraus. Es war die durchaus nicht reichliche Ernte aus zehn Jahren. Aber der innere Reichtum dieser schönen, ruhigen Verse war bedeutend. Sanft elegische Klänge herrschten darin vor, doch auch der Zyniker regt sich hin und wieder, und dieses Buch enthält die schönste moderne Liebesode, die gedichtet worden ist: „Im Arm der Liebe schliefen wir selig ein." Im Maße der antiken Ode dichtete Hartleben damals besonders gern. Er hat Vortreffliches in dieser Form gesagt, und in einer Sammlung der schönsten deutschen Oden seit Klopstock, die der Schreiber dieser Zeilen demnächst herausgeben wird, nimmt er einen hervorragenden Platz ein.

Dem Gedichtbuch von 1895 läßt Hartleben jetzt ein zweites folgen, ein dünnes Buch, das nicht mehr als 33 kurze Gedichte darbietet, die Ernte aus acht Jahren. Diese so sparsam ausgewählten Verse, die unter dem berechtigten Titel „Von reifen Früchten"*) erschienen sind, reihen sich dem ersten Versbuch würdig an, setzen es — ohne an jene zynischen Anklänge weiter anzuknüpfen — fort und erheben sich darüber, zumal was die formale Reife und Ruhe der erlesensten Stücke betrifft. Hartlebens Gebärden sind von der Einfachheit des Menschen, der die Stürme des Lebens längst überwunden hat. Die Klänge der Liebe sind ohne Leidenschaft, sie sind wie das milde Licht der Sterne und nicht wie der lohende Sonnenglanz. Auch rhythmisch sind die Verse ohne Komplikation, und das Maß der früher so geliebten Ode ist verschwunden. Am liebsten ergeht er sich jetzt in breiten, reimlosen, langhinwallenden Jamben, die vom Gewand der Ruhe und Getragenheit umflossen sind. Eine griechisch kühle Klarheit macht sich geltend und eine weise, vornehme Zurückhaltung, das Wappen jener Lyriker, die nicht auf eine breite Menge, sondern auf eine verhältnismäßig kleine, aber ästhetisch feinfühlende Schar zu wirken berufen sind. Man wird sich am besten einen Begriff von dem lyrischen Wesen Hartlebens machen können, wenn ich eins der schönsten und am meisten bezeichnenden Gedichte, den „Abenteurer", hier zitiere:

Der Abenteurer.

Hier ist das Land. So rudert denn den Kahn zurück,
Und meldet den Gefährten: Ich betrat mein Reich,
Als Fürsten sehen sie mich wieder, oder nie.
Was steht ihr noch und zaudert? Laßt mich nun allein,
Allein mit meinem guten Schwert und meinem Roß —
Nun werb' ich in der Fremde mir die eig'ne Schar.
Lebt wohl! — Dem wandelbaren Meere kehr' ich heut'
Den Rücken zu — mein Auge sucht die Burgen auf,
In deren Mauern sich der Feige sicher fühlt.
Mein Auge sucht am Horizonte seinen Feind.
Der Hufschlag meines Rosses klingt an morsch Gebein,
An Menschenschädel — mich zu schrecken sind sie wohl
Vom Schicksal auf des Reiches Schwelle ausgestreut?
Zerstampfe sie, mein Schwarzer, stampfe über sie hinweg:
Sie waren nicht, der ich bin — darum fielen sie

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß diese edeln Verse ihren Ursprung in jenem Gemälde Böcklins haben, das einen Schatz der Bremer Kunsthalle bildet. Es ist einer jener seltenen und gewagten Fälle, wo die nach einem Bilde geformten Worte sich restlos mit der Schönheit der Darstellung vergleichen. Zu den schönsten Stücken dieses lieben Buches rechne ich ferner „Im Lande der Torheit", „Elegie", „Ein Abschied", „Auf Reisen", „In stiller Sommerluft" und die „Epistel". Die Freunde unserer Lyrik sollen an diesen reifen Früchten nicht vorübergehen.

Zu gleicher Zeit sendet Hartleben noch ein anderes Büchlein Verse in die Welt, eine Sammlung von kurzen, meist vierzeiligen Sprüchen unter dem Titel „Der Halkyonier".**)

Hier offenbart sich der Liebhaber und Herausgeber des Angelus Silesius. Im Stile dieses alten Weisen sind diese modernen Sprüche abgefaßt, die eine Fülle schalkhaften Humors und heiterer Lebensweisheit nach Hartleben'schem Muster in sich bergen; Prägnanz und eine nie fehlende Sicherheit im Stile zeichnen sie aus. Man wird sie am besten empfehlen, indem man einige von ihnen wiedergibt:

Ars tacendi

In hoher Wortkunst wird
Als Meister nur sich zeigen,
Wer Ueberflüssiges
Begabt ist zu verschweigen.

Pickwick.

Ein Pickwick ist dein Buch,
Da keiner braucht zu denken:
Du bringst die Worte mit
Der Leser die Gedanken

[illegible]

Sein bester Paradies
Ist seine treue Frau
Wenn sie gebildet spricht,
Weiß ich ihn ganz genau.

[illegible]

Diesen lyrischen Gaben reiht Otto Erich noch eine dritte, epische an: ein Buch Geschichten*) unter dem Titel „Liebe kleine Mama" erschienen. Das Buch enthält neben der Titelnovelle noch drei kleine Sachen. Die erste, „Das Sonnenblatt", ist eine Art Gedicht in Prosa, von schönem lyrischen Gefühl. „Das Ende der Stralendorffs" ist eine düstere Episode aus dem Leben eines Berliner Studenten; eine Episode aus jenem Milieu, in dem Hartleben Bescheid weiß und dem er die vorzüglichsten seiner heiteren erzählenden Sachen verdankt; hier wird der Stoff ins Tragische gewendet. „Horch! Ein Spaß!" ist wieder eine Skizze der Dunkelheit. Wir werden mit einem jungen Idioten bekannt gemacht. Seine Schwester, die ihn pflegt, erhält einen Brief von der Mutter ihres reichen Bräutigams, die ihr mitteilt, daß sie eine Vereinigung der beiden jungen Menschen niemals zugeben werde. Der Idiot Martin erfährt von dem Inhalt dieses Briefes. Er stiehlt sich bei Nacht aus dem Hause, dringt in die Villa jener hartherzigen Dame ein und wartet, auf dem Fensterbrett sitzend, bis sie schläft. „Da saß er und lachte sich eins: Martin hat warten gelernt. Wenn die böse Frau erst schläft, wird sie Martin mit seinen großen Händen tot drücken." So verlassen wir ihn.

Den größten Raum des Buches nimmt die Titelnovelle ein, in der wir all die Grazie und die Feinheit des Stiles wiederfinden, die uns bei diesem Autor so sympathisch sind. „Liebe kleine Mama" ist eine Novelle in Briefen. Der alte, gelehrte Baron von W., der Anfang der Siebziger steht, heiratet seine zwanzigjährige kleine Stenographin — platonisch. Sie verehrt den alten Baron von Herzen, und der Schritt fällt ihr darum nicht schwer; zumal sie auch ihrer verarmten Familie auf diese Weise frohe Tage des Wohlstandes bescheren kann. Sie fährt mit „Alterchen" nach Italien und wechselt Briefe mit dem vierzigjährigen Sohn des Barons, der sie in seinen Schreiben „Liebe kleine Mama" apostrophiert. Noch andere Briefe fliegen hin und her über die Alpen. So von der lieben kleinen Mama an ihre Eltern; von dem jungen Baron an seinen in Rom wohnenden Freund; von einem römischen Maler, der sich in die liebe kleine Mama verliebt, an seinen Freund in München. Alle diese Briefe sind in ihren individuellen Besonderheiten fein gegeneinander abgehoben, sie charakterisieren die einzelnen Schreiber aufs Beste und erwecken Interesse für sie. Das Ende ist, daß der alte Baron in Rom erkrankt und stirbt. Die liebe kleine Mama gewinnt in dem Freunde des jungen Barons einen Gefährten für das Leben. Der junge Baron vermählt sich mit seinem Verhältnis, das übrigens auch in den Briefwechsel mit hineingezogen wird. Der römische Maler, den man recht verächtlich behandelt, muß verzichten.

Ich wüßte nicht, daß Hartleben Graziöseres geschrieben hätte, als diese Novelle in Briefen. Sie ist voll Anmut und überglänzt von einem intimen poetischen Schimmer. Solche feinen Sachen in Prosa gehören mit zu dem Besten, das wir von ihm besitzen. Ihr Reiz liegt nicht zuletzt in ihrem vollendeten Stil. Dieser Stil ist Ruhe und anmutige Heiterkeit. Mit diesen Worten ist wohl das Wesen des Prosaisten Hartleben bezeichnend ausgedrückt.

Berlin. **Hans Bethge.**

Anders Zorn.

Eine Studie von **Tor Hedberg** (Stockholm).

Es gibt augenblicklich wohl kaum einen souveräneren Beherrscher der modernen Farbentechnik als Zorn. Er gehört zu jenen Glücklichen, denen es gegeben ist, die vollreifen Früchte des Fleißes einer ganzen Generation zu pflücken und sie mit einer so vornehmen Gleichgiltigkeit, einer so überlegenen Sicherheit zu pflücken, daß es niemandem einfällt, ihr Eigentumsrecht zu bestreiten.

Ein kurzgefaßter Ueberblick über seine selten erfolgreiche Laufbahn wird zugleich seinen Entwicklungsgang als Künstler in großen, allgemeinen Zügen geben. In Utmeland im Kirchspiel Mora am 18. Februar 1860 geboren, kam er im Alter von fünfzehn Jahren nach Stockholm, um Künstler zu werden. Zuerst lockte ihn der Beruf eines Bildhauers, und in den ersten Jahren seiner Lehrzeit in Stockholm bewegten sich seine Studien in dieser Richtung. Doch seine ersten Versuche als Maler datierten schon vom Sommer 1876 — daß er sich dem Aquarell zuwandte, kam nach seiner eigenen Angabe daher, daß diese Farben billiger sind als Oelfarben — und seine Begabung offenbarte sich hier bald in so glänzender Weise, daß er unwiderstehlich zu diesem Gebiete hinübergezogen wurde, und bis auf weiteres die Bildhauerei aufgab. Er hat jedoch diese seine erste Liebe nie vergessen; eine Anzahl kleinerer Bronzen und Holzskulpturen zeigen deutlich, daß auch hier [illegible] hatte; und nun kürzlich hat er, wie ich [illegible] sich endlich an eine große und bedeutende [illegible]

Schon nach einigen Studienjahren an der Akademie lenkte er die [illegible] der Akademielehrer auf sich. [illegible] Aquarell „[illegible]" [illegible] der Akademie [illegible] Bald [illegible] Akademieschüler als ausübender Künstler und als Lehrer so viel zu tun, daß seine eigene Arbeit in der Akademie zurückbleiben mußte. Er fand sie auch nicht sehr fruchtbringend. Wie alle großen Begabungen, war er sein eigener Erzieher und schöpfte seine Kenntnisse direkt aus dem Leben. Und nachdem er etliche Verwarnungen erhalten hatte, kündigte er daher der Akademie Treue und Gehorsam und unternahm mit seinen eigenen zusammengesparten Mitteln die längst ersehnte Studienreise ins Ausland.

Seither hat er ein Wanderleben geführt, ist bald in London, bald in Paris ansässig gewesen und hat viele weite Reisen unternommen, nach Spanien, Italien, Nordafrika, den Balkanstaaten, in den letzten Jahren auch nach Rußland und Nordamerika. Seine Verbindungen mit dem Heimatlande brach er jedoch nie ab; beinahe jedes Jahr ist er zu längerem oder kürzerem Besuche dort gewesen, und nachdem er sich 1885 mit einer Schwedin, Emma Lamm, verheiratet hatte, begann er sich in dem Kirchdorfe Mora das Heim zu bauen, das er seither immer erweitert, verschönert und durch die Schätze bereichert hat, die er auf seinen Reisen gesammelt oder in den alten Hütten seiner Heimat gefunden, und wo er sich von den anstrengenden Tourneen mit ihren Porträtbestellungen dadurch ausruht, daß er die Bestellungen seines eigenen Künstlerwillens ausführt. Im tiefsten Inneren ist er Dalekarlier, und er fühlt sich nie so wohl, als wenn er am Ufer des schwedischen Sees Siljan den singenden, altertümlichen Dialekt seiner Kindheit sprechen kann. Auch ist er in seiner Heimat ein ungeheuer populärer Mann.

In dem ersten Jahrzehnt seiner künstlerischen Laufbahn war er fast ausschließlich Aquarellist. Das ist seine englische und spanische Periode, bezeichnet durch flott und geschickt ausgeführte Porträts, elegante, aber oberflächliche Bravourmalerei, an die mondäne Welt gerichtet, die sie auch gebührend zu schätzen wußte. Aber zu gleicher Zeit legte er den Grund zu seiner künftigen künstlerischen Größe durch ein unermüdliches minutiöses Wirklichkeitsstudium, in dem er jenes Material fester und verläßlicher Kenntnisse, intimen Wissens sammelte, dem er dann mit so überlegener Freiheit und Sicherheit den künstlerisch vereinfachten, summarischen Ausdruck geben sollte. Es muß darauf hingewiesen werden, bis zu welchem Grade Zorn sein Auge und seine Hand diszipliniert hatte, ehe er seinem Talent, dessen Wesen Raschheit ist, freie Zügel ließ. Selbst betrachtet er, und wohl mit vollem Recht, diese Zeit als seine eigentliche Lehrzeit. Von dem Ernst, der Gewissenhaftigkeit dem tiefen Respekt vor der Wirklichkeit in diesem seinen Studium zeugen ganz besonders einige Gemälde mit schwedischen Motiven: das im Stockholmer Nationalmuseum befindliche Aquarell „Unser tägliches Brot", einige Bilder mit Motiven aus Dalarö, u. a. Diese letztgenannten mit ihrer fast photographisch treuen Wiedergabe der Bewegung des Lichtes auf einem Wasserspiegel sind besonders interessant, weil sie den Uebergang zu einer späteren Periode zeigen — der Realist, der die Bewegung studiert, das ist der künftige Impressionist.

Gegen Ende der Achtzigerjahre ging er so allmählich vom Aquarell zur Oelmalerei über, die seinen nun zur Klarheit entwickelten künstlerischen Intentionen und der immer freieren, breiteren und summarischeren Technik weit besser entsprach. Auch legte seine Kasse nunmehr derartigen Extravaganzen nichts mehr in den Weg. Schon das erste Oelbild, das er vollendete, „Fischer" (im Salon in Paris ausgestellt) wurde vom französischen Staate angekauft. Und als er zugleich seinen Wohnsitz von London nach Paris verlegte, nahm er bald einen sehr hervorragenden Platz in der französischen Kunstwelt ein. Kaum irgend ein moderner ausländischer Maler ist in Frankreich so geschätzt worden, und von dort verbreitete sich sein Name über die ganze gebildete Welt. Diese seine französische Periode, wie wir sie nennen können, ist die, in welcher er den Höhepunkt seiner künstlerischen Produktion erreicht, sein Gebiet findet, sich ganz zum Herrn desselben macht und seine Technik zu persönlicher Meisterschaft ausbildet. Gleichzeitig tritt er als Radierer auf, schafft sich auch hier mit genialem Selbstvertrauen seine eigene Technik und erkämpft sich in einigen wenigen Jahren seine Stellung als einer der allerersten Meister der Gegenwart auf diesem Gebiete.

Vom Jahre 1890 an gehörte er der neugegründeten „Société nationale des beaux-arts" als Sociétaire an und stellte regelmäßig dort aus, aber brach darum nicht die Verbindungen mit dem Heimatlande ab. Von der Gründung an war er eines der eifrigsten und hingebendsten Mitglieder des schwedischen Künstlervereins und nahm an allen seinen Ausstellungen teil. Einigemal veranstaltete er auch selbständige Ausstellungen in Stockholm, zuletzt im Jahre 1892, wo das Publikum ihn auch als Bildhauer kennen lernte. Er stellte da nämlich seine [illegible] in Holz geschnitzte Porträtbüste „Großmutter" aus, in ihrer Art ebenfalls ein Meisterwerk.

Bei der Weltausstellung in Chicago im Jahre 1893 war Zorn Kommissär der schwedischen Kunstausstellung. Die Bekanntschaft, die er damals mit der neuen Welt machte, hat er seither immer aufrechterhalten, und hat auch die letzten Winter dort verbracht und eine Menge Porträts der Spitzen der [illegible] finanziellen und mondänen Welt [illegible]. Von dieser seiner amerikanischen Periode haben wir hier [illegible] einen Teil seiner aller[illegible]

*) [illegible]

Sowie er in seiner früh errungenen, immer frisch bewahrten Reife vor uns steht, ist Zorn der Vollblutimpressionist unter allen Impressionisten unserer Zeit. Er ist es unbewußt, naiv in all seinem Raffinement, wenigstens ohne jede Anstrengung, und ich möchte glauben, ohne jede Theorie. Er gibt immer die augenblickliche Impression der Dinge und Erscheinungen wieder, und wenn andere von dem Zufälligen und Wechselnden abstrahieren, um das Wesentliche und Beständige zu finden, so schlägt er den entgegengesetzten Weg ein. Das Spiel des Lichtes in der freien Luft mit Aufleuchten und Schatten auf einem beweglichen Wasserspiegel oder einem nackten Frauenkörper; die stumme Beleuchtung in einem Zimmer, wo alle Gegenstände durch ihre verschiedene Art, das Licht aufzufangen und zu reflektieren, ihm eine stete Beweglichkeit geben; der Laternenschein auf der Straße, sowie er von den Gestalten der Vorübergehenden zurückfällt, die starken Effekte des elektrischen Lichtes, die flüchtige Miene in einem Antlitz, das Momentane in einer Bewegung oder einer Geberde — das liebt er wiederzugeben und gibt es mit einer Meisterschaft wieder, die gegenwärtig nicht übertroffen, selten erreicht wird.

Impressionist ist er auch in seinen Ausdrucksmitteln als Kolorist und als Zeichner. Wenn man ihn Kolorist nennt, darf man den Ausdruck nicht in seinem gewöhnlichen Sinne nehmen. Eine Anzahl Studien und Skizzen von seinen Reisen in Spanien und Nordafrika, vielleicht auch ein paar ausgeführte Bilder aus seiner früheren Periode zeigen wohl eine intensive Farbenfreude, ein von der bunten Farbenpracht erwecktes artistisches Lustgefühl, und er vermag auch die Lokalfarben mit Tiefe und Stärke zu geben. Aber von dem Augenblick an, in dem er sich selbst ganz gefunden hat und er in seiner persönlichen Eigenart hervortritt, haben die Farben für ihn nur als Träger und Darsteller des Lichtes Bedeutung. Sie sind für ihn nur Mittel, den Wechsel des Lichtes wiederzugeben, seine verschiedenen Grade der Stärke und Intensität, seine Schattierungen von Lichtern und Schatten. Darum kann er sich mit einer so beschränkten Farbenskala begnügen, ja ohne alle Farben, nur mit der Radiernadel, dieselbe Wirkung erzielen.

Er ist in dieser Beziehung ganz modern und hat sich in persönlicher Weise das Zentrale der ganzen Kunst angeeignet. Man sehe zum Beispiel seine Studien badender Frauen an, ein Vorwurf, zu dem er oft zurückgekehrt und von dem man begreift, daß er ihm lieb sein muß, da er ihm Gelegenheit gibt, all seine hervorragendsten Eigenschaften frei zu entwickeln. Unter den vielen Variationen dieses Themas, die er gegeben hat, stelle ich das im Gothenburger Museum befindliche Oelbild „Im Freien“ vielleicht am höchsten. Der leise wogende Wasserspiegel, die mit außerordentlicher Frische gemalten Frauengestalten, die in einem einzigen inspirierten Pinselstrich gegeben scheinen, mit einer Kunst der Zusammenfassung und Vereinfachung, die bewunderungswürdig ist und mit einem Sensualismus, der ganz in Künstlerfreude umgesetzt wurde, die von der Sonne erwärmten Klippen, alles von lichtgesättigter Luft eingehüllt, darin gebadet — das ist ein Stück Freiluftmalerei, das seinesgleichen sucht.

Oder sein „Brauereiinterieur“, das, wenn ich nicht irre, 1890 gemalt ist, eines der wenigen Zorn'schen Bilder, die nicht verkauft wurden, aber das ich wenigstens sehr hoch stelle. Das Motiv ist sehr einfach; ein größeres Kellerlokal in einer Brauerei, der einen Wand entlang eine Reihe Frauen mit Etikettierung beschäftigt, im Fond zwei, drei andere bei einer anderen Arbeit, auf dem leeren Boden ein paar Lichtreflexe aus einem unsichtbaren Deckenfenster. Was hier bemerkenswert ist, das ist die Art, wie das trübe Licht in dem Raume wiedergegeben wird, gleichmäßig und einförmig, aber mit äußerst feinfühliger Betonung seines gedämpften Lebens. Man ist ja sonst, wenn man von Zorns Arbeiten spricht, versucht, Ausdrücke wie „Bravour“ und „Effekt“ zu gebrauchen; hier zeigt er, wie einfach, ehrlich und ungekünstelt er an eine scheinbar undankbare Aufgabe gehen kann und wie verläßlich sein künstlerisches Gewissen trotz der Versuchungen eines fast einzig dastehenden Erfolges noch immer ist.

Es ließen sich dafür noch viele Beispiele anführen. Ich will in diesem Zusammenhange nur noch zum Schlusse seinen „Mittsommertanz in Dalekarlien“ erwähnen. Wie immer, wenn er ein Motiv aus der Heimat wählt, zeigt er sich auch hier in seiner gesündesten und liebenswürdigsten Gestalt, er vergißt seine Geschicklichkeit, die ihn sonst zuweilen verleitet, eine Schwierigkeit gar zu einfach zu lösen, und geht seiner Aufgabe mit unbestechlicher Ernsthaftigkeit und Wahrheitsliebe zu Leibe. Er hat nicht versucht, irgend einen erborgten Schimmer der Poesie über diese Schilderung des Tanzes in der hellen Sommernacht zu breiten; das Motiv ist ganz so genommen, wie er es gefunden hat, alltäglich, sogar ein wenig ärmlich, aber man fühlt doch die ganze Schönheit der Sommernacht, ihre klaren, stillen Tinten in dem meisterlichen Helldunkel über diesen tanzenden Paaren und in dem wunderbar feinfühlig getroffenen Ton der toten Hüttenwand, die den Gesichtskreis abschließt. Und der schwermütige Charakter des nordischen Tanzes ist hier in unübertrefflicher Weise in Zeichnung und Farbe charakterisiert.

Er ist ein Zeichner wie wenige, mit einem seltenen Vermögen die Form aufzufassen und wiederzugeben, und doch wird man in den Bildern seiner späteren Periode vergeblich nach einer Linie, einer klaren bestimmten Kontur suchen. Seine Zeichnung ist ein Resultat der Pinselführung selbst, sie ist sozusagen darin verborgen. Ein schlagendes Beispiel dafür bietet eine Studie (in Stockholm 1897 ausgestellt, nun im Besitz von Direktor Lamm). Es ist eine seltsam inspirierte Schilderung eines banalen, eher häßlichen als schönen Frauenkörpers, ein mit übermütiger Bravour vorgetragener Lobgesang auf das „Fleisch“. Wie sie da mitten im Zimmer steht, lichtumflossen, scheint sie ohne irgend welche vorhergehende konstruktive Aufzeichnung unter dem Pinsel hervorgewachsen zu sein, in einer Art Furia geschaffen, und mit einem so lebendigen Gefühl für die Form, daß es nicht von Maßen und Linien reguliert werden mußte. Man betrachte das Bild näher, und man wird sehen, wie die Körperfarbe ohne bestimmte Grenze in den Hintergrund hinüberfließt, ja an ein paar Stellen hat der Hintergrund sogar das in Beschlag genommen, was faktisch noch zu ihrem Körper gehören sollte, und es ist eine kleine Verzeichnung entstanden, die der Künstler sich gar nicht bekümmert hat, zu korrigieren, denn das Resultat ist, daß diese Frauengestalt illusionistisch lebendig in einer Luft steht, die ebenfalls lebt.

Auch als Porträtmaler ist er Impressionist. Dasselbe, was er auf einem wogenden Wasserspiegel, in einem erleuchteten Zimmer oder an einer nackten, in ihrer augenblicklichen Bewegung überraschten Frauengestalt sieht, das sieht er auch in einem Antlitz: das Licht und die Bewegung. Durch seine meisterliche Wiedergabe dieser beiden Faktoren erreicht er die packende äußere Aehnlichkeit, die seine Porträts auszeichnet. Die Auffassung ist immer pittoresk: das Charakteristische wird durch einen eigentümlichen Lichteffekt bestimmt, der scharf, oft in überraschender Weise den Bau des Gesichtes hervorhebt, durch eine zufällige, aber für die Person bezeichnende Bewegung, durch eine gewisse Situation. Beispiele dafür geben sein „Selbstporträt“ und „Ein Toast in Idun“, wo Lichteffekt, Situation und Bewegung zu einem Ganzen von packender Augenblickswirkung gesammelt sind. Zuweilen kann diese Auffassung in so intime Berührung mit der Persönlichkeit selbst kommen, daß sie eine tiefere Seelenschilderung ersetzt oder ihr entspricht. Aber in der Regel vermißt man diese Seelenschilderung an seinen Porträts, vielleicht nicht das erstemal, wo man sie sieht, aber oft das zweite-, und fast unausweichlich das drittemal. Es gibt Porträts, die man in gleicher Weise kennen lernt wie Menschen, die sich vor einem verändern und wachsen und einem jedesmal etwas neues zu sagen haben. Dazu gehören Zorns Porträts nicht. Sie bergen keine inneren Weiten und Tiefen, was sie uns zu sagen haben, das sagen sie uns das erstemal, und kehren wir zu ihnen zurück, so geschieht es, um uns aufs neue an der technischen Meisterschaft zu erfreuen und sie zu bewundern.

Dasselbe, was er als Maler ist, ist er auch als Radierer, natürlich, w e i l er eben etwas ist. Sein Entwicklungsgang ist hier ungefähr derselbe gewesen. Er begann, in seiner englischen Periode, in der traditionellen Manier zu radieren, mit einer reich und minutiös behandelten Fläche, mit weichen Uebergängen zwischen Licht und Schatten. Dann schreitet er während des Studiums und der Nachbildung der Rembrandt'schen Radierungen zu einer ganz persönlichen und eigenartigen Ausdrucksweise vor, und schafft sich seine eigene Manier.

Das eigentümliche daran ist, daß die Konturen verbannt sind. Für Zorn gibt es keine Konturen. Eine Kontur, das ist etwas ein für allemal Festgesetztes, Stillstehendes, und im Leben ist alles in ständiger Bewegung. Also auch in der Kunst. Ich glaube nun nicht, daß dieser Satz im allgemeinen Geltung hat — aber für Zorns Kunst gilt er unbedingt und mit vollem Recht. Wenn er zur Radiernadel greift, kann er die Linien nicht vermeiden, aber er vermeidet es, mit ihnen zu zeichnen. Sie dienen nur dazu, die Verteilung von Licht und Schatten anzugeben, und durch diese Verteilung tritt die Zeichnung hervor. Das Resultat ist dasselbe wie bei seinen Bildern: ein illusionistisches Bild von Leben und Bewegung.

Er hat auch hier dieselbe rastlose Tätigkeit wie in der Malerei entwickelt. Seine Radierungen umfassen wohl ein paar hundert Blätter — unser Nationalmuseum besitzt eine vollständige Sammlung davon, zum größten Teile vom Künstler selbst geschenkt; man findet hier Porträts wie die von Renan und Liebermann, einige ausgezeichnete Damenporträts, Studien des Nackten u. a., sowie auch eine Sammlung von Darstellungen seiner hervorragendsten Bilder. Nirgends hat man besser Gelegenheit, seine Auffassung und seine Methode zu studieren als hier — nirgends treten seine künstlerischen Eigenschaften so frei und selbständig hervor. Diese Sammlung allein wäre genug, um ihm für allezeit einen dauernden Namen in der Kunst zu sichern.

Ich möchte zum Schlusse ein paar Worte über seine Tätigkeit als Bildhauer sagen. Sie ist bis jetzt noch nicht sehr umfassend, aber zeigt Proben desselben genialen Formgefühles und derselben außerordentlichen Geschicklichkeit der Hand wie alle seine Werke. Seine kleine Holzskulptur „Die Großmutter“, die ich schon früher erwähnt habe, ist ein Meisterstück liebevoller Vertiefung in die Einzelheiten, treuer und minutiöser Wiedergabe, und zeigt Verwandtschaft mit seinen älteren Aquarellen. Ein paar spätere kleine Bronzen sind hingegen groß und breit behandelt, mit einem kühnen [illegible] Sensualismus. Aber sein bedeutungsvollstes bildhauerisches Werk wird ohne Zweifel die Statue Gustav Wasas sein, an der er jetzt arbeitet und die dazu bestimmt ist — als Geschenk des Künstlers — auf dem Kirchenwall von Mora aufgestellt zu werden. Sie zeigt Gustav Wasa in dem historischen Augenblick, als er zu den Männern von Mora sprach und

sie zum Aufruhr gegen die dänische Unterdrückung aufforderte. In der Tracht eines Bauernburschen steht der junge Freiheitsheld oben auf dem Wall, der Nordwind weht um seinen Körper und läßt die Schöße seines Pelzrockes flattern, die Hände hält er in heftiger seelischer Erregung halb geballt, den Kopf etwas vorgebeugt. Die Gestalt ist einfach, beherrscht in ihren großen Linien, und doch spricht aus ihr eine jugendliche Begeisterung, eine Kraft des Willens und eine Idealität, die einen ebenso schönen wie ergreifenden Eindruck macht. Zorns ganze Liebe zu seiner Heimat hat ihn hier inspiriert und dieses sein Werk mit einem tieferen Seeleninhalt erfüllt, als man sonst in seinen Arbeiten zu finden gewohnt ist.

So ist Zorn: ein Virtuos der Farben und Formen ohnegleichen, aber auch ein Künstler von Gottes Gnaden, mit dem Blicke des echten Künstlers für das Leben. Es ist wahr, daß dieser Blick oft nicht weiter dringt, als bis zur Oberfläche, daß seine Auffassung im allgemeinen nicht über das Pittoreske, das zufällig durch Situation und Bewegung Charakteristische hinauskommt. Das ist seine Begrenzung, und mit ihr müssen wir ihn nehmen. Seien wir ihm dankbar, daß er nicht die falschen Gesten des Denkers und Phantasten annimmt. Sein Ehrgeiz ist nur, in überzeugender, oft schlagender Weise das wiederzugeben, was er in der Welt der Phänomene, der Welt der äußeren Sinne sieht, die die unerschöpfliche Schatzkammer des Künstlers ist. Und für ihr ganzes reiches, wechselndes Leben von Licht und Luft und Farben und Formen hat er einen Blick wie wenige; hier kann er Entdeckungen machen, die das Gepräge des Scharfblickes des Genies tragen, und hier kündet seine Hand mit wunderbarer Sicherheit die stärksten und subtilsten Aeußerungen des Lebens. Hier hat seine Kunst die individuelle Vollendung erreicht — und höheres kann ein Künstler nicht erreichen.

Bücher.

Ricarda Huch: Gottfried Keller. (Die Dichtung, Bd. IX.) Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.

Ich gestehe, daß ich mir schon lange im stillen gewünscht habe, Ricarda Huch möchte uns einmal ein Bild Gottfried Kellers entwerfen. Von allen Dichtern, die heute in deutschen Landen schaffen, findet man bei keinem soviel Wesensverwandtes mit Keller wie bei der Dichterin des Ludolf Ursleu. Und so viel auch schon über Gottfried Keller geschrieben wurde, so treffend auch schon von manchem — vor allem von Ferdinand Kürnberger — seine Eigenart erfaßt wurde, man hatte doch das Gefühl, daß das Schönste noch nicht gesagt wurde. Nun legt uns Ricarda Huch ein Büchlein über den Dichter des „Grünen Heinrich" vor, das so wunderbar wirkt, als hätten bisher alle blos aus dem trüben Wasser des mächtigen Stroms geschöpft und als hätte sie, die Erste, die eigentliche Quelle gefunden. Eine seltene Liebe durchzieht die Seiten, eine Liebe, wie sie aus einem langjährigen innigen Verkehr mit einem Menschen entsteht, dem man in die tiefste Seele hineingeschaut und dem man selbst das undeutliche Weben der Gedanken und Träume aufs klarste deuten kann. Es ist in diesem Büchlein so viel Herrliches ausgestreut, eine solche Helle des Bewußtseins umfließt es, daß man, nachdem man es einmal gelesen, immer wieder darin blättert, um den Glanz der einzelnen Perlen, die dieses literarische Kunststück ausfüllen, aufs neue zu genießen und zu bewundern. Ich sage kurz: Es ist das Schönste, was je über einen deutschen Dichter geschrieben wurde, und diejenigen, die Gottfried Keller lieben, werden Ricarda Huch dafür Dank wissen, daß sie ihnen dieses kostbare Andachtsbüchlein geschenkt hat.

Jonas Fränkel.

Laurids Bruun: „Die Krone". Roman. Stuttgart 1904. Axel Juncker.

Bruun gehört zu den wenigen Poeten, die den König als Menschen sehen können. Nicht in Schlafrock und Pantoffeln, nicht als den Bourgeois in königlicher Maskengarderobe. Das Königtum ist ein Milieu für sich und formt sich deshalb auch seine eigenen Menschen. Hier setzt Bruun ein und weist mit unerbittlicher psychologischer Kraft die Rückwirkung auf den Charakter und seine tragische Wandlung durch die Tradition von Jahrhunderten und Jahrtausenden, durch die verantwortungsvolle Exponiertheit des Einzelnen, des Herrschers, der Gesamtheit des Volkes gegenüber nach. Es ist traurig und beinahe kläglich zu sehen, wie ein König der Schleichwege und der Maskierung benötigt, um ein Gutes und Rechtes durchzusetzen, während sich ihm auf dem Wege zur Sünde und zur verbrecherischen Indolenz alle Tore und Hintertürchen bereitwilligst öffnen, denn alle Welt dort oben hat ein Interesse daran, daß der König sinkt: zu ihnen hinabsinkt, wo sie ihn dann festhalten und seinen Königsnamen und seine Funktionen gewissenlos ausbeuten. Sie verstehen sich dort allesamt auf „die feine künstliche Betrachtung, die sich das Ansehen gibt, nur den Willen des Königs zu vollziehen", und der Herrscher, in dem schon aus Gründen der [illegible] ein Stück Komödiant, also ein Stück Selbstaufgabe, [illegible] ist derart seiner Umgebung mit gebundenen Händen ausgeliefert, als ihr willenloses Werkzeug. Auch der König ist ein Mensch, aber er ist ein gebrochener Mensch, und es tritt [illegible], daß die [illegible] Größe äußerer Persönlichkeit in umgekehrtem Verhältnisse zu der Höhe oder Niedrigkeit des [illegible] steht, auf das uns der unentrinnbare Wille des Schicksals gestellt hat. An diesen Schicksalswillen, an diese Bestimmung des Menschen a priori glaubt Bruun, und wenn auch in der dichterischen [illegible] die mystische Verschleierung der Lebensschicksale und Lebenswandel in seinen Dichtungen wohl zur Steigerung der tragischen Wirkung bei [illegible]

den „König aller Sünder" gehalten, wo sich ein König um die Erfüllung seines Berufes zu Tode rang, ist der Pessimismus des dänischen Dichters in dieser neuen, in der Gegenwart spielenden Königstragödie noch schwermütiger und weher geworden: zwar wirft der Märtyrertod Gunnersdorfs im Vorspiele des Romanes den Feuerfunken in die träge, gleichsam gebundene Tragik des Königtumes, aber der Funke erlischt in der Willensohnmacht des Regenten, dessen Leben nach wenigen matten Ansätzen, sich aufzuraffen, im Sande verläuft und eine ihm durch Blut und Schicksal verkettete wahrhafte Königsnatur mit sich in das erbärmlichste Verderben hinabzieht.

Leonhard Adelt.

Revue der Revuen.

„Der Kunstwart" bespricht die tragische Erscheinung, welche der kürzlich erschienene „Amtliche Katalog der Ausstellung des deutschen Reiches" für St. Louis bietet: die Einleitung zu der Abteilung für bildende Kunst steht in schroffem Widerspruche gegen die Ausstellung selber. Die Einleitung ist nämlich von Lichtwark geschrieben, man hat ihn augenscheinlich noch zu jenen guten Zeiten damit beauftragt, die dem Regimente Anton von Werners vorausgingen. Nun nennt Lichtwark eine Anzahl von Künstlern als die bedeutendsten der neuen Entwicklung, und gerade von diesen samt und sonders ist in der Ausstellung nur der einzige Geyger vertreten! Von allen übrigen, die Lichtwark hervorhebt, von Uhde, Stuck, Liebermann, von Thoma, L. von Hofmann, Klinger, Kalckreuth, Volkmann, Dill, Olde, Diez, Hildebrand, Tuaillon, Wallot, Messel, von ihnen allen ist kein einziges Werk in St. Louis zu sehen. Dagegen wird von Lichtwark mit vielsagendem Schweigen über Werners Kunst nichts weiter gesagt, als: „Die offiziellen Aufgaben auf dem Gebiete der Malerei sind Anton von Werner zugefallen" — in der Ausstellung selber jedoch prangt Werner mit sechs großen Bildern auf ungefähr vierzig Quadratmetern.

„Les Arts de la Vie" ist der Titel einer Wochenschrift, die seit einigen Monaten in Paris erscheint und sich vornimmt, ihr Publikum nicht nur geistig, sondern auch ethisch und ästhetisch zu läutern. Gabriel Mourey, ihr Herausgeber, hat die Werke Swinburnes ins Französische übersetzt und viel zur Kenntnis der modernen französischen Kunstbewegung in England beigetragen und steht als Präsident der „Société nouvelle des Peintres" in beständigem Kontakt mit dem Pariser Kunstleben; er ist also wohl geeignet zu einem Führer auf ästhetischem Gebiet. Im ersten Hefte richtet sich ein Artikel von Georges Lecomte gegen die Verderbtheit des öffentlichen Geschmackes, den „gewinnsüchtige Verleger pornographischer Literatur, eine demoralisierte Presse und die Cafékonzerte mit ihren niederträchtigen Darbietungen großgezogen haben. Auf allen Mauern und Anschlagsäulen der Stadt sieht man statt anmutiger Darstellungen nichts als verzerrte Karikaturen von Frauen, die in der obszönsten Weise gewisse Partien des weiblichen Körpers zur Geltung bringen und gleichsam zur Unzucht herausfordern, und diese Geschmacksverirrung hat sich dem Publikum unmerklich so aufgedrängt, daß selbst die anständige, die elegante Frau ihr unwissentlich erliegt und ihren Körper durch widernatürliche Mieder zu einer Haltung zwingt, die seine natürlichen Formen verbirgt und nur die Croupe zur Geltung bringt". — In einem späteren Heft untersucht Maurice Beaubourg die Rassenfrage auf der Bühne. In tendenziöser Weise hätten in letzter Zeit Donnay, Guinon und andere versucht, Typen auf die Bühne zu stellen, die den Unterschied zwischen jüdischer und christlicher Art kennzeichnen sollten. Aber die Dichter stimmen in dem, was sie für charakteristisch halten, keineswegs überein, und die ehelichen Konflikte, die sie davon ableiten, wären zwischen Gatten desselben Stammes genau so gut denkbar. Schon Shakespeare hat in „Othello" und dem „Kaufmann von Venedig" die Rassenfrage auf die Bühne gebracht, aber während sich alles Abstoßende im Shylock vereinigt, läßt er die durchaus sympathische Jessica sich mit einem christlichen Edelmann vermählen, gerade wie heutzutage die jüdischen Bankierstöchter Aristokraten heiraten. Französische Dichter hat der Vorwurf immer gereizt: schrieb doch auch Racine „jüdische Dramen" und Dumas fils ließ die jüdische Frau in „La Femme de Claude" sogar den Sieg über die christliche Rivalin davontragen. Neuerdings in den Vordergrund gerückt wurde das Problem durch die Agitationen von Edouard Drumont, aber die darauf aufgebauten Stücke illustrieren nur die Unhaltbarkeit und Hinfälligkeit seiner [illegible] Behauptungen.

„Munseys Magazine" bringt einen illustrierten Artikel über die neueröffnete unterirdische Stadtbahn in Newyork. Dieselbe unterscheidet sich in ihrer Anlage wesentlich von den bisherigen derartigen Bahnen; sie läuft so dicht unter der Oberfläche dahin, daß die Treppen, die an den Stationen zu ihr hinabführen, von oben her vom Tageslicht erhellt sind; ihre Tunnels sind hell, luftig und geräumig. Die Bahn wird elektrisch betrieben und eine sinnreiche Vorrichtung macht es möglich, die Züge augenblicklich zum Stillstand zu bringen. Die Lokalzüge, die aus fünf Waggons bestehen, haben eine Fahrgeschwindigkeit von 16, die Schnellzüge eine solche von 30 englischen Meilen in der Stunde und können 30.000 Personen in einer Stunde befördern, während die anderen Stadtbahnzüge alle zusammen nur eine Million Passagiere im Tag befördern. Die für den Betrieb der Bahn angewendete Kraft beträgt 132.000 Pferdekräfte, das Gelände, wo dieselbe erzeugt wird, bedeckt ein Areal von 13.000 Quadratmetern und seine Anlage kostet sieben Millionen Dollar, während die Gesamtkosten der Bahn sich auf 54 Millionen belaufen. Die Bahn, die hauptsächlich zur Beförderung der Arbeiter von und zu den Vororten bestimmt ist, war vier Jahre im Bau; sie ist [illegible] englische Meilen lang und sechzehn Meter breit und hat vier Geleise: zwei für Schnellzüge und zwei für den lokalen Verkehr.

Schwester Godelenas Erzählung.

Von Hans v. Hoffensthal.

An einem klaren Frühherbsttage, gegen die Abendstunde, begab es sich, daß ein reitender Bote des Grafen Sigismund Loderan ein versiegeltes Handschreiben im Kloster der heiligen Frauen in St. Mare unweit Mecheln abgab. Lydwina, eine Tochter der Herren von Brügge, die als Aebtissin dem Kloster vorstand, erbrach es und da sie seinen Inhalt gelesen hatte, barg sie das Pergament in der Tiefe ihres Aermels und ging gebeugten Hauptes, wie es ihrem ernsten Sinne entsprach, dem Kreuzgang entlang in den Garten.

Da, wo die weitschattenden Obstbäume des Angers in einen Kreis zusammentreten und ihre Aeste, schwerbelastet mit reifen Früchten, sich berühren, fand sie Godelena auf einer Bank sitzend, in verlorener Haltung, wie es das Andachtsbuch bezeugte, das am Rasen ruhend der Hand der Träumenden entglitten war. Ihr Blick hing, die Wipfel des Fruchtgartens überschweifend, an den Abendwolken, die in den Glanz flüssigen Sonnengoldes getaucht, dem Westen zutrieben.

Die Aebtissin nahte sich leisen Schrittes durch die Gilgen und Rosmarinbeete; aber da sie mit einemmale in den Schatten der Bäume trat, fuhr die Träumende aus ihrem Grübeln auf und indem sie das vergessene Buch an sich nahm, erhob sie sich und grüßte demütig durch das Neigen ihres Hauptes:

„Verzeihet, würdige Mutter, daß ich mich im Sinnen verlor. Das Brevier glitt mir zur Erde, da ich betete. Es hat mir wohl der böse Feind den Streich gespielt, daß er meine schwache Seele aus dem Gebete riß und weltliche Gedanken trugvoll vor sie hinhielt.“

„Grämt Euch darüber nicht, Schwester Godelena. Nach der Arbeit und dem Gebete des Tages mögen wir des Abends wohl zuweilen ausruhen, daß unser Körper, die müden Hände im Schoße, neue Kraft gewinne zu Gott wohlgefälligem Schaffen. Auch wird uns Gott nicht zürnen wenn wir auf die reinen, friedvollen Schönheiten seiner Natur sehen und daran uns erbauen. Das tatet Ihr wohl, da ich zu Euch trat. Ich sah Euren Blick über die Kronen der Bäume weg in die Ferne ziehen. Sahet Ihr dem schönen Tage nach, der uns nun schwindet?“

Godelena starrte wortlos zur Erde und da die Aebtissin ihre Hand nahm und die Sorgenüberschattete neben sich auf die Bank niederzog, beugte sie sich über diese gütige Hand und drückte darauf einen scheuen, ehrfurchtsvollen Kuß.

„— — Schwester Godelena“ — hub nun die Aebtissin an — „ich ging zu Euch in den Garten, um eine Botschaft auszurichten, die mir von Eurem hochgebornen Vater, dem Grafen Loderan, zukam. Aber ehe ich dieser Aufgabe mich entledige, möchte ich wohl ein ernstvolles Gespräch mit Euch pflegen, so Ihr mich anhören wollt.“

Die Angeredete sah, als wäre sie erschreckt worden, angsterfüllt auf die Sprechende. Ihre Rechte preßte sie, wie von einem fremden eisigen Hauche berührt, an ihre Brust, aus der ungestüm eine bange Frage sich lösen wollte. Aber wohl gewöhnt, sich meisterlich zu beherrschen, überwand sie der Oberin gegenüber die qualvolle Erwartung und Unruhe und erwiderte ruhig, mit einer Stimme, die ohne Klang, seltsam, tonlos, aber doch gefaßt war: „Sprecht, würdige Mutter, was Ihr mir zu sagen habt.“

„Meine liebe Schwester,“ fing da die Aebtissin an, „nun seid Ihr schon Jahre in unserem Hause und habt mir nie noch gesagt, welcher Kummer Euch bewog, Euer Elternhaus zu verlassen und den Schleier zu nehmen. Und doch liegt es wohl klar für jeden, der Eure traurige Miene, so Ihr nie ablegt, sehen kann, daß Ihr dunkles banges Leid mit Euch schleppt und nimmer lacht. Herber Qual genug müßt Ihr überwunden haben, ehe Ihr bei uns eintratet. Und noch immer, scheint es, tragt und müht Ihr trübe, traurige Gedanken durch Euere Tage. Wohl“ — fuhr die Aebtissin fort — „geht befremdendes Gerücht über Euch, da Ihr noch zu Hause wart. Man nannte Euren Namen in Verbindung mit einer jähen Mordtat, die ein Adeliger um Euretwillen verübt habe. Aber ich achtete dieser Gerüchte, die entstellt nur und gehässig geworden bis in unseren Frieden drangen, nicht und hieß unseres alten Gärtners Knecht, der seine Rede damit vollnahm, unwillig schweigen und fortgehen. Aber von Euch möchte ich die Wahrheit hören. Sagt mir alles, was Euch widerfuhr und dessen Schatten noch immer düster und leidvoll über Eurer Jugend stehen. Vertrauet mir Euer Herz an mit allen bitteren Erfahrungen und Dornenwegen. Viele taten es vor Euch in den zwanzig Jahren, da Gottes Gnade mich an die Spitze unserer Schwesternschaft treten hieß und die Geschicke so vieler armer Frauen in meiner schwachen Hand vereinte. Von allen denen, die mit uns hier leben, weiß ich ihrer Jugendtage Geschehnisse und Reue, ihrer Leiden, Schmerzen und die Trümmer ihrer zerbrochenen Hoffnungen und Träume. Ihre Lebenswege liegen wie dichtbeschriebene Blätter vor mir, die sie vertrauensvoll in meine Hände legten. Von Euch allein, die Ihr die Traurigste und Betrübteste von allen seid, von Euch weiß ich nichts. Holt es jetzt nach, keine Seele außer der meinen erfährt davon. Mir aber vertrauet Euch an, daß ich das Leid, so Ihr leidet, verstehen und den Trost, dessen Ihr bedürftet, Euch geben kann.

Da nun die Aebtissin so zu ihr sprach, griff sich Schwester Godelena mit beiden Händen an ihr Herz und überwand, von diesen gütigen Worten getroffen, alle Scheu und die verschlossenen Tore ihrer Seele öffneten sich weit und sie mußte tief aufseufzen, ehe sie anheben konnte zu reden. Dann aber kamen ihr die Worte wie geschreckte verhärmte Vögel, die jagend nur und unsicher aus einem finsteren Käfig in das Licht des Tages flattern und sie erzählte also:

„Lasset mich schweigen von jenen Tagen, da ich noch ein Kind war. Meine Jugend war glückumfriedet und so voll Sonne, daß es mir jetzt Schmerzen schafft, dieser Zeiten zu gedenken. Jenes Glück der unbewußten Reinheit und des arglosen Genießens, das wie der Blütenschnee des Frühlings und wie ein rosiger Schimmer des Himmelreiches über den Kindertagen liegt, kehrt nie wieder. Aber einem verhärmten bangen Herzen tut es weh, an ein übergroßes Glück, das unwiderruflich verloren ist, gemahnt zu werden. Meinen gütigen Vater kennt Ihr. Er war hier, als ich vor zwei Jahren den Schleier nahm. Meine Mutter kannte ich selbst kaum. Nur von ferne überkommt mich zuweilen ein verblaßtes Erinnern an sie, das Gedenken an eine sanfte milde Frau mit einer überaus gütigen Stimme, die nur Liebes zu mir sprach und meinen Kindergebeten den Segen gab. — — — Sie starb früh, da sie noch jung war. An ihren Tod erinnere ich mich nicht. Ihr wunderschöner zarter Körper verschwand eines Tages aus dem Hause in das Grab. Aber ihre Seele und ihr Gedenken blieb in allen Gemächern und die Dienerschaft fühlte aus den stillen schweigenden Bildern, die im Saale von ihr hingen, ihr ruhiges Ordnen und Walten und mein Vater und ich fühlten überall von jedem Gerät, das sie berührt und benutzt, aus jedem Erker, in dem sie gesessen hatte, ihre freundliche Nähe und ihr liebes Grüßen.

Mein Vater behandelte mich alle Zeit überaus gut und voll Aufopferung. Es mochte dem einsamen Manne oft schwer fallen, sich meiner dermaßen anzunehmen, wie er es tat. Aber als hätte er das Bestreben, mir auch Mutterstelle zu vertreten; nie sah ich einen Mann so voller Güte und zärtlicher Hingabe und so weich, als es mein Vater seit Mutters Tode stets zu mir war. — — — So gingen mir meine Mädchenjahre in einem stillen Glücke dahin und ich wuchs, gehütet von meiner Amme Zärtlichkeit, geliebt von meines Vaters Liebe und umfriedet von behäbigem Wohlstand eines vornehmen schönen Heims, heran zur Jungfrau.

Da ich noch nicht neunzehn zählte, ward mein Frieden durch den Anblick eines jungen Edelmannes, der, ein entfernter Verwandter meines Vaters, in unser Schloß kam, mit einemmale in eine wilde Unordnung gebracht. Schon früher hatte ich bei den Gastmählern, deren mein Vater viele gab und zu denen er immer die Edelleute und Grafen aus den benachbarten Städten und Schlössern entbot, manchen jungen Mann kennen gelernt. Aber von allen jenen hatte es keiner vermocht, mir mehr denn höchstens ein freundschaftliches Gefühl für ihn einzuflößen. Dieser aber — es war der Sohn des Grafen von Schiedam — schien mir durch seine Vorzüge meiner völligsten Hingabe wert. Er war anders geartet, denn die übrigen. Während diese in kecken übermütigen Waffenspielen, Jagden und Turnieren ihre Kräfte erprobten und in ihrem jugendlichen Leichtsinne sich vermaßen, durch trotziges und selbstbewußtes Auftreten Minneglück zu erringen, fiel mir Bertulph — so war der Name meines Bräutigams — durch ein sanftes und weiches, fast frauenhaft zartes Wesen auf. Er verabscheute Waffengeklirr und rohe Hetze. Die Tiere des Waldes — sagte er mir einmal — dauerten ihn und er liebte sie zu sehr, um sie durch rohes Jagen zu erschöpfen und zu töten. Und einem Mitmenschen auch nur im Turnierkampf — wo dies doch nur ein Spiel ist — zu Leibe zu gehen, war seiner ganzen Natur, die mehr ein Leiden, denn ein Streiten war, zu fremd, als daß er daran Gefallen gefunden hätte.“

Godelena brach einen Augenblick ab, ehe sie in ihrer Erzählung fortfuhr.

„Was plage ich euch, würdigste Mutter, mit der Erwähnung aller seiner Tugenden. Es waren ihrer so viele und vornehme, sonst hätte ich, die ich eine ebenso strenge als gute Erziehung genossen habe, ihn wohl nimmer so geliebt. Wir wurden Brautleute. Mein Vater gab uns, voll Freude über dieses Bündnis, den Segen. Ich hatte das 20. Jahr noch nicht überschritten. Es war beschlossen worden mit der Hochzeit diese Altersgrenze abzuwarten und auf meinen 20. Geburtstag beraumte man das Hochzeitsfest an. Ich war bis zu diesem Tage die glücklichste Braut. Wenn ich an das Glück dieser Zeit zurückdenke, verwirren sich meine Sinne. Oft schließe ich noch in fernem Gedenken meine Augen, daß der blaue Himmel jene Tage vor meine Seele wieder emporsteige. — Aber dann kam der Tag, den eine doppelt unselige Tat zur finstersten Nacht machte. Die Kunde von dem Schrecklichen ward mir erst gegen die Mittagsstunde dieses Tages, der mein Hochzeitstag, der seligste Stundenreigen meines Lebens sein sollte. Ich erfuhr alles durch den alten Gärtner, der starr vor Schrecken das Unziemende solcher Greueltat einem reinen Mädchen mitzuteilen, vergessen hatte. Ich stand, im Hochzeitsschmucke, die Ehrenschleier um das Haupt gewunden, in meiner Kemenate, als der Gärtner eintrat und mich zu sprechen verlangte. Noch sehe ich seinen großen zahnlosen Mund, der wie eine dunkle offene Höhle in einem wachsbleichen Antlitz all die entsetzlichen Worte zu …

ungeordneten Zusammenhang hervorstieß. Seine Worte vermag ich nicht zu wiederholen. Der Inhalt des Fürchterlichen war folgendes:

Bertulph war, wie es der sittenlose Brauch ist, am Abend vor dem Hochzeitstage von seinen Freunden — sie verdienen diese Bezeichnung nicht — jungen lebenstollen Gefährten, zu einem Abschiedsfeste geladen worden, wo man ihn trunken machte. Im sündhaften Uebermute hatten die Kumpane lose Dirnen aus Brügge und die Tochter einer Gauklerbande, die vor den Toren der Stadt Lager hielt, zum Zechgelage gebracht und diese, die jüngste und schönste, angelernt und wohl mit Geld überredet, sich um Bertulphs Gunst zu bewerben. So lange er noch nicht vollends berauscht war, hatte er die lockere Verführerin herbe von sich gewiesen. Aber da sie ihm betäubendes Getränk in seinen Wein mischten, ward er von Sinnen und vergaß in seiner Trunkenheit auf mich, auf deren Wohl er, so lange er es vermocht, sein Becher geleert und ließ sich von dieses Weibes sündhaften Reizen gefangen nehmen und beging mit ihr die erste Sünde seines Lebens.

Seiner Sinne nicht Herr, verbrachte er die Nacht vor seiner Hochzeit bei ihr, in ihren Armen.

Als der frühe Morgen grauend heraufkam und er, ernüchtert von der Frische des kühlen Tages sich bewußt ward, was er getan, da ergriff ihn dermaßen Verzweiflung und Ekel, daß er in der jäh emporschlagenden Wut aus dem Bette sprang, ein Messer nahm und dem Weibe, das betäubt noch vom Gelage ruhend neben ihm schlief, in die Brust stieß. Er floh aus dem Gemache und schlich von den zögernden Schatten der weichenden Nacht begünstigt, vor das Schloß in das Haus unseres Gärtners, dem er, weiß vor Entsetzen, mit blutbespritztem Kleide, seine Tat gestand und bat diesem, mich noch einmal zu grüßen und mir alles zu sagen, wie es über ihn gekommen, damit ich die ganze Wahrheit erfahren möge, ehe er sich tödtete. Aber da der alte Gärtner vor Grauen aufschrie, kamen die Leute aus dem Schlosse und ihr Rufen und verängstigtes Schreien wies denen, die vom Nachbarhause den Mörder suchten, den Weg und ehe Bertulph das Ufer des Flusses, in den er, waffenlos und gehetzt, sich stürzen wollte, erreichen konnte, band man ihn und führte ihn vor den Richter."

Sie hielt erschöpft inne. Die Tränen, die neugeweckt ihr über die Wangen rannen, fielen dunkelfleckend in ihren Schoß. Ihre Hände lagen, krampfhaft bewegt von der peinvollen Erregung, die sich ihrer bemächtigt hatte, über ihren Knieen gekreuzt. Einer Drossel Lied klang irrend durch den Abend. Das Schluchzen der Gequälten klang seltsam in die verhallende Kantilene.

Die Aebtissin rührte sich nicht. Sie sah nun auch die Leidensgeschichte dieser wie ein aufgerolltes Stück Pergament vor sich. Aber sie entsann sich nicht, jemals ein so grausig beschriebenes Blatt gelesen zu haben. Voll Mitleid blickte sie auf die Gebeugte.

Es währte eine bange Pause, in der ein paar reife Früchte, schwer auf die Erde aufschlagend, von den Bäumen fielen, ehe Godelena fortfuhr:

„Da brach ich in einer grenzenlosen Vernichtung dumpf zusammen. Es war mir, als stiege eine dunkle ungeheure Wand vor die Sonne des Tages, daß sein Leuchten verblich und alles vor mir schwarz wurde. Fiel dunkler Nebel in meine Augen oder war jener Tag wirklich so finster dräuend vor Düsterkeit — rings um mich war es dunkel. Und überall sah ich Blut. Es drang feucht aus den Wänden meiner Kemenate. Aus den Stoffen quoll es elligrot, der Himmel schien mir die qualvolle beängstigende Farbe zu haben, von den Bäumen vor meinem Fenster troff es dunkelgerinnend, jäh stockend und der Fluß, der hinten am Garten vorbeizog, war eine Lache mißfarbenen trüben Blutes, die träge sich vorüberschob. Den ganzen Tag lag ich, halb nur bei Bewußtsein, auf meinem Lager, noch immer in meinem Hochzeitskleide und riß mit zuckenden Fingern an meinen Haaren, aus denen ich die Eheschleier gelöst hatte. Sie lagen zum Knäuel geballt am Boden. Aber es war mir, als müßte ich alle meine Haare mir aus dem Haupte ziehen, um auch den letzten Rest des freudedeutenden Gewebes daraus zu entfernen. — Mein Vater trat an mein Bett. Ich erkannte ihn erst nicht. Als ich ihn sah, erfüllte mich Haß auch gegen ihn — da auch er ein Mann war. Jetzt vermag ich mich nicht zu besinnen, wie es kam. Aber ein Abscheu ergriff mich vor dem ganzen Geschlechte, dessen Edelster mir eine solche Tat verüben konnte. Er aber faßte meine Hand und hielt sie, wortlos und gebeugt, bis es Abend ward. Dann ging er eine Weile und kam wieder und hielt vor meinem Bette wieder. — Und da die Nacht kam und die [illegible] Fieber mich faßten und mich durchwühlten, von Zeit zu Zeit — wenn ich einen Augenblick zu mir kam — fühlte ich meine Hand in der seinen und hörte sein Weinen in das Elend meiner jagenden Träume.

So lag ich viele Tage und dunkle Nächte traten über die Schwelle der Abende und verblichen, ohne Schlaf, ohne Linderung, und die [illegible].

[illegible] klangen Glocken in meine Betäubung und riefen mich wach. Ich öffnete die Augen und fand mich allein im Zimmer, durch dessen Fenster der Abendwind hereinkam. Durch das Dämmer klangen die Töne des Ave Maria aus der nahen Kirche. Ich erhob mich [illegible] zum erstenmal von meinem Lager und [illegible] und fand wieder Trost in Tränen. Wie ein milder Zuspruch klang mir das [illegible] Geläute [illegible] Mahnung Gottes und der heiligen Jungfrau, [illegible] in meinem Leide nur [illegible]. Da sank ich überwältigt [illegible]

gab ich der Gnadenreichen anheim und schmiegte mich unter dem Mantel ihrer tröstenden Liebe und gelobte ihr, daß sie mein zerbrochenes Leben hinnehmen möchte, daß ich ihr weihte. Als das Geläute verhallt war, kniete und betete ich noch immer und ward wieder ruhig und still.

Nun kam Gott in meiner Traurigkeit zu mir und zeigte sich mir und gab mir Trost und ließ mein verzweifeltes Herz an seinem Mitleid sich ausweinen.

Und die Nacht zog empor und verhüllte ihren Glanz und blendete die Spiegel meines Gemaches, daß sie meine rotgeweinten Augen nicht zeigen sollten. Aber alle ihre Gestirne sah ich durch meiner Tränen unaufhaltsames Rinnen und Flimmern. Und der Morgenwind, der taufeucht und mit dem Duft der Blütenbäume über die Gärten wehte, trocknete meine Tränen und kühlte meiner Augen wundverweinte Lider. Die Wunde, die ich im Herzen trug, brannte unverschließbar, aber das Blut, das unaufhaltsam daraus geronnen war, stand nun still.

Das Uebrige wißt Ihr. Im Schutz Eures Klosterfriedens, den Ihr der Unglücklichen gebt, lebe ich nun und habe meine Tage Gott geweiht und dem Gebete zu seiner Gnade. Ich flehe zu ihm, nicht mehr um mein Glück. Mein Leben ist zerstört, wie junge Saat des Gefildes, über das die Sturmflut zog und ihren trüben Schlamm wälzt. Aber für die Seele jenes Unglücklichen bete ich zum Herrn, daß er sie von ihrer gräßlichen Schuld erlöse. Ich habe ihm verziehen. Er hat mich geliebt, unaufhörlich, solange er bei Sinnen war. Daß ihn ein böser Feind blindschlug und ihn jene entsetzliche Tat begehen ließ, es wäre keine Schuld, die ich nicht vergeben könnte. Aber Gott muß ihm zürnen, da er eines Menschen Leben vernichtete und Mord beging. Und darum flehe ich Gott an, daß auch er ihm verzeihe. Er muß seine Kerkerhaft abbüßen. Aber dann wenn er wieder seine Freiheit hat, dann wird er sein Leben Gott weihen, wie ich für ihn es tat. Allen wird er Gutes tun und seine ganzen Kräfte für Gottes gute Sache einsetzen. Er wird zum heiligen Grabe ziehen und solange für Gott kämpfen und ringen, bis er ihm am Ende seines Lebens verzeiht. Ein Menschenleben ist lang. Es bietet genug Gelegenheit, eine Schuld, und wäre sie noch so schwer, zu tilgen.

Wenn ich daran denke, wird mein Denken ruhig und Friede kommt in meine Seele. Und wenn ich mir zurechtlege, daß ich dem Unseligen durch mein Gebet dazu verhelfe, von seiner Sünde rein zu werden, so ist es mir, als hätte doch mein vernichtetes Leben einen tiefen Sinn und einen Endzweck, da ich die Seele dessen erlöse, dem ich nimmer gehören durfte. Und es erscheint mir in meiner Verlassenheit ein großes Glück, daß ich meinem armseligen Leben einen solchen Gehalt zu geben vermag."

Sie bekreuzigte sich.

„Wahrhaftig, möge Gott mein Opfer hinnehmen. Wenn ich einmal erfahren werde, daß Bertulph seine Strafe verbüßt und den Schatten seiner dunklen bösen Tat durch ein frommes Leben von sich gelöst hat, dann weiß ich, daß alle meine Leiden nicht umsonst waren, meiner endlosen Nächte Harm und banger Tage Kummer und Gebete und das ganze Opfer meines Lebens."

Von Rührung ergriffen, brach sie mühselig vor der Aebtissin in ihre Knie und barg weinend ihren Kopf in deren Schoß. Ihre Gestalt schien ganz aufgelöst im Schmerz, der übermächtig in ihr emporsteigend, sie überwältigte.

Der blaue Abend der Ebene senkte sich schleierhaft herab. Der Amsel Lied war verstummt. Eine feierliche Stille, die die Nacht in ihrem Schweigen trug, lagerte über dem Dämmer.

Da huben in der Klosterkapelle drüben die Glocken ihre Stimmen zum Ave. Sie klangen weihevoll, ernst mahnend im frommen Gebete, durch den Frieden. Die beiden Frauen erhoben sich und knieten, ihre Hände faltend, zur Erde. Dann fiel mit einemmal der Orgel Klingen mit einem sanften Tone ein und schwoll an und trug brausend der Nonnen hellen Gesang zu ihnen her.

Schwester Godelena beugte sich tief und sprach halblaut mit vor Tränen erstickter Stimme das Gebet.

Die Aebtissin fand nicht Ruhe zum Beten.

Sie überdachte in Kürze all das Gehörte. Und sie entschied bei sich, daß es unnütz und grausam wäre, das Opfer dieses ganzen Lebens mit einem einzigen Worte zu vernichten. Würde sie dieser Leidgebeugten Seele, die so mühsam an einer fernen Hoffnung aus der Verzweiflung sich gerettet hatte, jetzt mitteilen, was sie über Bertulph erfahren hatte — nämlich daß er in der Kerkerhaft seinem Leben ein gewaltsames Ende gemacht — dann sank alles in einer jähen Vernichtung zusammen, worin jene ihren Atem tat. Mit dem Mitleid für die schwer Gebeugte und Hartringende vermeinte die Aebtissin Ludwina die Lüge vor Gott wohl verantworten zu können. Und als das Angelus verklang und sie das Kreuz schlagend sich erhob, zog sie die Weinende an ihre Brust und sagte milde:

„Tröstet Euch, Schwester Godelena. Euer Gefangener ward heute [illegible] zieht morgen gegen die Sarazenen."

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

Digitized by Google

Die Zeit.

XXXIX. Band. Wien, den 25. Juni 1904. Nummer 508.

Die revolutionierte Zunft.

(Ein Brieffragment.)

— — — Ja, Sie haben Recht, tausendmal Recht! Ich kann gar nichts Stichhältiges zu meiner, zu unserer Verteidigung vorbringen. Dieser unglückselige, abscheuliche, infame, verfluchte Krieg hat uns Diplomaten in Grund und Boden hinein blamiert. Nichts haben wir gewußt, nichts haben wir vorhergesehen, und der letzte Spießbürger im letzten Winkel der Erde ist von den Ereignissen nicht mehr überrascht worden als wir. Schon der Ausbruch des Krieges hat uns verblüfft, sein Verlauf hat uns vollends außer Fassung gebracht. Wer hätte das gedacht? Wer hätte es für möglich gehalten, daß irgend ein namenloses Völkchen da hinten in Asien auf die abenteuerliche Idee verfallen würde, Rußland den Krieg zu erklären, dem großen, allmächtigen, von aller Welt respektierten und gefürchteten Rußland! Und wer hätte gar im entferntesten vermutet, daß dieses Völkchen mit einer imposanten Macht zu Land und See ausrücken, daß es die russische Flotte niederringen, daß es — ach, ich bitte Sie, das ist doch das Ungeheuerste — daß es russische Armeen in offener Feldschlacht zerschmettern werde! Niemand, niemand auf dem ganzen Erdenrunde hat das geahnt, und es ist auch für niemand eine Schande, so ahnungslos gewesen zu sein. Nur für uns ist es eine Schande, für uns Diplomaten. Und aller Spott, lieber Freund, den Sie aus diesem Grunde über uns ausgießen, ist nur allzu verdient. Mit Ihnen spottet, tadelt, schimpft ja ganz Europa. Mit Fug und Recht — ich versuche gar nicht es zu bestreiten. Mein Gott, wozu sind wir Diplomaten denn überhaupt auf der Welt, wenn die Zeitgeschichte, die wir doch selber machen sollen, wie ein Sensationsroman auf uns wirken kann? Wenn wir nicht unterrichtet sind, wer sollte es sonst sein? Wozu bezahlt man uns — und man bezahlt uns doch wirklich nicht schlecht — wozu räumt man uns die höchstdotierten Stellungen im Staatsdienst ein, wenn wir dafür so gar nichts leisten! Wir hätten von der Fäulnis der russischen Zustände, von der Verkommenheit der Verwaltung, von der Rückständigkeit des Militärwesens genaue Kenntnis haben müssen. Uns hätte es auch nicht passieren dürfen, daß an der Küste Ostasiens eine nagelneue Großmacht wie ein Veilchen im Verborgenen aufblühte — wir waren verpflichtet, die Mitwelt bei Zeiten auf Japans politische Bedeutung aufmerksam zu machen. Das alles haben wir nicht getan, nicht gesehen, nicht verstanden. Wir haben eine ganz unverantwortliche Kenntnis- und Einsichtslosigkeit bewiesen.

Zugegeben, mein Freund! Ja, ich gebe noch mehr zu. Wir haben es nicht nur unterlassen, die Entwicklung der Dinge in den kriegführenden Staaten mit kritischem Scharfblick zu beobachten, es fehlt uns auch die Fähigkeit zu solcher Beobachtung. Aber nun komme ich zu dem Punkte, wo ich nach so rückhaltslosen Schuldbekenntnissen wohl auch ein Wort der Erklärung beifügen darf. Unsere Zunft hat sich schauderhaft blamiert, aber man soll auch einsehen und begreifen, warum. Sehen Sie, Verehrtester, unsere Zeit ist ja doch eine andere als jene, aus der zum Beispiel die berühmten venetianischen Gesandtschaftsberichte stammen. Die Staatslenker der Republik Venedig waren über alles, was in der politischen Welt von damals vorging, stets in ausgezeichneter Weise informiert. Die Berichte ihrer Gesandten meldeten die Begebenheiten, Ansichten und Stimmungen an allen Höfen, schilderten genau die wichtigsten Persönlichkeiten, die staatsmännischen und die militärischen Talente, und trugen alles zusammen, was sich an politischen, biographischen, finanziellen und statistischen Daten nur irgend in Erfahrung bringen ließ. Das war mühselige, aber es war auch notwendige Arbeit. Hätte es nicht in den Gesandtschaftsberichten gestanden, wo hätte man dieses unentbehrliche Tatsachenmaterial sonst hernehmen sollen? Damals mußte die Diplomatie beobachten, aushorchen, forschen, zusammentragen. Heute aber —? Sagen Sie selbst, lieber Freund, ob solcher Fleiß heutzutage noch Sinn und Zweck hätte. Was man erfahren will, steht doch alles haarklein in den Zeitungen! Die Lebensgewohnheiten der Monarchen, wann sie aufstehen, wie lange sie arbeiten, wen sie empfangen, was sie sagen, tun und denken — dann die Anschauungen und Absichten der Minister, ihre wenigen Tugenden und vielen Fehler — [illegible], und die Parteien bei Hofe und im Lande, ihre Kämpfe und Intrigen — die Politik, die Finanzen, der Staatskredit, die Volkswirtschaft — die Zeitungen wissen doch in alledem besser Bescheid, als irgend ein fremder Gesandter. Natürlich sagen die Zeitungen nicht die Wahrheit, weil sie parteiisch sind, aber jede sagt doch ein Stückchen Wahrheit — und wenn man die Stückchen zusammensetzt, erhält man ein Gesamtbild der ganzen Wahrheit. Diese Zusammenstellungsarbeit besorgt uns ein intelligenter Hilfsbeamter mit Blaustift und Schere. Wir selbst haben damit nichts zu tun. Es ist wahrhaftig keine Kunst, wenn wir da gute, genaue, erschöpfende Berichte nach Hause liefern; aber zu Hause liest man sie nicht einmal. Man liest dort dieselben Zeitungen, die wir lesen, und noch etliche dazu. Man braucht unseren Quark nicht.

Die Folge aber ist, daß wir uns das Arbeiten allmählich ganz abgewöhnt haben und zu reinen Repräsentationsmenschen geworden sind. Wir sind elegante Leute, wir plaudern mit Geist, wir tanzen vorzüglich, wir unterhalten die Damen, wir leben flott, wir geben viel Geld aus — aber sonst tun wir, wenn man es genau nimmt, gar nichts. Wir sind als Lebemänner bedeutend, als Staatsmänner sind wir überflüssig. Aber wir haben bisher geglaubt, daß diese Ueberflüssigkeit sozusagen eine Notwendigkeit sei. Wir dachten, mit unserer Repräsentationskunst alles zu erfüllen, was man billigerweise von uns erwarten durfte. Doch da kam dieser Krieg, dieser aus der Art geschlagene, aller Erfahrung hohnsprechende, gottverdammte Krieg! Und nun ist auf einmal alles verändert und umgestürzt. Nun tritt man plötzlich an uns moderne Diplomaten mit den altmodischesten Forderungen heran: wir sollen Beobachtung, Detailkenntnis, Kritik, Voraussicht besitzen — lauter Dinge, deren wir längst entwöhnt sind! Wozu wären denn die Zeitungen da, wenn man sich die Nachrichten selber verschaffen müßte? Diesmal freilich haben uns die Zeitungen grausam im Stiche gelassen. Dieses zurückgebliebene Rußland ist daran schuld, wo es keine Oeffentlichkeit gibt, keine Kontrolle, keine Preßfreiheit — und daher auch keine bequem erreichbaren Informationsquellen — ein sonst in vieler Hinsicht sympathischer, aber leider doch recht veralteter Staat, der den fremden Diplomaten die Arbeit eines förmlichen Studiums zumutet. Wo findet man denn aber die Leute, die zu solcher Arbeit taugen? Man kann doch nicht eine eigene Diplomatenspezies für den russischen Dienst erziehen. Von Japan gar nicht zu reden — so was Exotisches hat man bisher überhaupt nicht ernst genommen.

Aber jetzt kommt eine Zeit — o, mein Freund, von allem Unglück, das der asiatische Krieg nach sich zieht, wird dieses das furchtbarste sein: die Diplomaten werden wieder anfangen müssen, wie zu Olims Zeiten, zu lernen, zu studieren, zu beobachten, Kenntnisse zu sammeln, mit einem Wort, hundemäßig zu arbeiten. Wir, wir Edlen, wir Vornehmen, wir Exklusiven, die wir bisher allein den auswärtigen Staatsdienst gefüllt haben, wir werden uns in diese Aenderung wohl kaum schicken. Paßt uns nicht. Aber man wird dann eben andere Elemente heranziehen — ja, ja, ich fürchte, dieser Krieg wird unsere ganze Zunft revolutionieren — die Bürgerlichen werden eindringen!! Sie werden es sehen, lieber Freund, der diplomatische Dienst wird für einige Zeit aufhören, ein standesgemäßes Vergnügen zu sein — — —.

E. W.

Die gelbe Gefahr.

In der französischen Presse wird seit Ausbruch des japanisch-russischen Krieges sehr viel von der „gelben Gefahr" für Europa gedichtet. Recht angesehene Journalisten unterschreiben mit ihren Namen spaltenlange Artikel über das japanische Volk, über japanische Kultur und Bildung, welche nicht nur von der Gefahr sprechen, daß Europa nächstens sich zum Buddhismus bekehrt, sondern von dem bloßen Firnis der europäischen Bildung reden, der den Japanern nur ganz oberflächlich aufgestrichen sei. Mit größter Sicherheit behaupten diese französischen Schreiber im „Matin", „Temps" und vielen anderen Blättern, daß die Japaner nur Affen der Europäer seien, daß in Wirklichkeit im Innern des Landes die alte mongolische Roheit und Trägheit des Stammes herrsche und daß bei einer Ueberschwemmung Europas durch die Japaner mit Menschen und Fabrikaten ein gräßlicher Untergang Frankreichs und der übrigen gesitteten Welt zu befürchten sei. Erinnern [illegible] an Karl Martell, an alte Hunneneinfälle in Frankreich, an Dschingis Khan und Tamerlan werden aufgefrischt, denn ohne eine solche historisch Heraufbeschwörung uralter Erlebnisse aus der Jesuitenschule oder dem Lexikon kann der französische Zeitungsdenker nicht [illegible] entlad[illegible]. Ähnliche Behauptungen über die bloße Äußerlichkeit, mit welcher die Japaner englische, deutsche und sonstige europäische Kultur angenommen hätten, wurden vor zehn Jahren durch einen deutschen Gelehrten, der längere Zeit in Japan gelebt hatte, in Vorträgen verbreitet. [illegible] andere sprachen von dem „Firnis", den europäische [illegible]

[illegible]

Gemeinplätze übergegangen, mit welchen ein Teil derselben bei auswärtigen Verwicklungen es seit einer Anzahl von Jahren versteht, jedesmal für diejenigen Partei zu nehmen, die sich in der Folge als die Unfähigen erwiesen und bewiesen haben. Und auch hier wird von einer gelben Gefahr geredet, wie in den französischen Blättern, deren Beweggründe ja offenkundig sind, während es gar keine Gründe gibt für einen deutschen Mann, der nicht gerade seine Habe in russischen Werten angelegt hat, warum er überzeugt sein solle, die Japaner seien nur unsere Nachahmer. In Paris spielen zur Zeit die kritischen Kriegsberichterstatter eine ziemlich ergötzliche Rolle. Sie erzählen ihren Landsleuten, die Japaner hätten zwar eine ganz nette europäische Marine, verstünden sie aber durchaus nicht zu handhaben und seien verloren vor irgend welchen europäischen Land- und Seekräften. Diese Fiktion wird so hartnäckig festgehalten, daß im Anfang des Krieges alle Verluste der Russen ungefähr nach den Grundsätzen der Schneebataillen und Indianerkriege zwischen munteren Knaben kritisch beleuchtet wurden. Es pflegt dabei z. B., wenn einer einen Schneeball auf den Kopf bekommt oder ihm die Nase mit Schnee gewaschen wird, gesagt zu werden: „Das gilt nicht!“ Ich beobachte, daß auch das deutsche Kriegsberichterstattertum vielfach nach diesen bewährten Grundsätzen verfährt, so daß Buren und Russen in Frankreich und Deutschland selbst dann noch als erleuchtete Träger edler Kultur und Kriegskunst dastehen, wenn sie auf ihre eigenen Minen oder Fallen gegangen zu sein behaupten. Diese kindsköpfische Art der Kriegskritik sollte im Interesse der heranwachsenden Generationen, die den Krieg nicht kennen, bekämpft werden, denn sie denken sonst, eine Seeschlacht wäre wirklich nur eine Schneebataille.

Seitdem die Japaner dem Admiral Makarow mit seinem Schiffe wie der ganzen Port Artur-Flotte diesen ungeheueren Schlag versetzt haben, wird man so wieso etwas vorsichtiger werden mit der Behauptung, die Japaner seien nicht imstande, ihre Schiffe zu leiten. Man wird vielleicht im selben Maße auch die Frage revidieren, ob man wirklich die japanisch-europäische Kultur nur als „Firnis“ anzusehen habe. Es scheint ja, als ob den Japanern die Mittel unserer Kultur bereits dermaßen in Fleisch und Blut übergegangen seien, daß sie Handhabung dieser Mittel besser verstehen als einige europäische Völker. Es sind auch nicht Engländer und Deutsche, die etwa in führender Stellung den Japanern ihre Erfolge verschafften, sondern es sind wirkliche schwarzhaarige, bräunlichgelbe, schlitzäugige Japaner, diese Männer: Admiral Togo und wie sie heißen, die hier die Kriegsehre ihrer Nation verteidigen. Vielleicht ist eben deshalb die „gelbe Gefahr“ umso größer?! —

Es gibt keine „gelbe Gefahr“. Die gelbe Gefahr ist ein Popanz, mit dem man Kinder schreckt. Es ist auch nicht wahr, daß die japanische Kultur nur eine bloße Nachäffung europäischer Art sei und daß jene deutschen Wanderredner, die die Ansicht verbreiteten, die Japaner nähmen europäische Kultur nur ganz flach und äußerlich in sich auf, recht hätten. Ich lernte, mit vielfachen Studien über Japan beschäftigt, vor Jahren jemanden kennen, der in Japan gelebt hatte und da ich wußte, daß man schon vor zwanzig und dreißig Jahren in Japan nicht nur Schriften Darwins und Werke von Immanuel Kant in Städten wie Niigata auslegte, fragte ich, was der Betreffende hielt von der Art, wie die Japaner unser Denken, unsere deutsche und englische Wissenschaft aufnähmen. „Sie reden es nur nach, aber sie verstehen es nicht“ sagte mein Gewährsmann. Ich war etwas betroffen darüber, da ich in Gesprächen mit japanischen Studenten ein recht helles Verständnis ihrer Lektüre glaubte bemerkt zu haben. Später sprach ich mit dem Gewährsmann weiter und es stellte sich heraus, daß er selbst keine Ahnung hatte, was eigentlich in den Schriften Kants steht. So werden Urteile über Nationen fabriziert, zum größten Schaden der Politik, der öffentlichen Aeußerungen. Wir brauchen nicht bis nach Japan zu reisen, um die Wirkung dieser Mißurteile auf das Zusammenleben der Völker, auf die Politik zu sehen. Wie mein Gewährsmann sich zu Japan verhielt, so verhält sich der größte Teil des deutschen Volkes zu unseren Nachbarn, den Franzosen. Jeder Schulknabe glaubt zu wissen, daß die Franzosen Windbeutel seien und alle Dinge nur halb verstünden. Und jeder Franzose glaubt zu wissen, die Deutschen seien ein ungeheuer ehrbares, sittenstrenges Volk, ohne Freudigkeit und Heiterkeit, das im Zustand größter politischer Unfreiheit dahinvegetiert, mehr zu fürchten als zu lieben. Diejenigen weiter gereisten Franzosen, die Deutschland kennen, sind demgegenüber zur Zeit am Werke, solche Vorurteile zu zerstreuen.

Gäbe es eine „gelbe Gefahr“ für Europa, so würden wir zweifellos schon seit 200 Jahren nur noch unter japanischen Dächern wohnen und chinesische Porzellantürme statt unserer Siegessäulen und gothischen Türme erbauen. Wer jemals die Stadt Dresden mit ihrem „japanischen Palais“ oder das Lustschloß der sächsischen Könige, Pillnitz, mit seinen japanisch-chinesischen grünen Kupferdächern gesehen hat oder auch den „chinesischen Turm“ zu München, weiß aus eigener Anschauung, daß unsere Beziehungen zu China und Japan in ununterbrochener Folge weit älter sind als die Neugeborenen unserer Journalistik glauben. Schon vor 200 Jahren ging der damalige Barockgeschmack und Rokokogeschmack mit japanischen Formen eine originelle Verbindung ein, die auf dem allgemeinen Kulturaustausche der Völker beruhte. Im Würzburger Schloß hat der italienische Meister Tiepolo auf dem Plafond des Treppenhauses ein internationales Kulturbild geschaffen, auf dem der Chinese mit seinen Waren, seiner Kultur eine nicht minderwichtige Rolle spielt, wie der Araber und wie auch der Japaner erscheint. Seit alten Zeiten und früher trinkt England und Deutschland chinesischen Tee und unsere Porzellansammlungen in London, in Dresden, in Sèvres bei Paris bewahren ganze Reihen von Sälen mit chinesischem und japanischem Porzellan, die das Entzücken der Kenner schon vor 200 Jahren ausmachten, das Vorbild in technischer Hinsicht wurden für die gesamte Porzellanmanufaktur Europas, Meißen und Sèvres voran. Etwas Japanisches mußten die Reichen, die Fürsten und Könige schon damals überall auf ihren Schlössern haben und die Zeit hat es nun mit sich gebracht, daß heutzutage von Paris bis Berlin, der weniger bemittelte europäische Bürger in seinem Zimmer unter anderem auch einen japanischen Wandschirm oder Lampenschirm, einen Sonnenschirm sich zur dekorativen Ausstattung leisten kann. Aber wir sind durch den Genuß des chinesischen Tees seit Jahrhunderten denn doch nicht Chinesen geworden und alle Buddhabilder, alle Bilder japanischer Götter und Göttinen haben uns in keiner Weise japanisiert. Ebensowenig haben die deutschen und englischen Frauen durch den Anblick japanischer Bettschirme etwa Kinder mit schwarzen Haaren und weitauseinander stehenden Augen auf die Welt gebracht.

Sehr im Kontrast zu jenen Befürchtungen französischer Blätter steht folgender kleiner Vorfall, den wir vor einigen Wochen in der Nähe von Sèvres erlebten. In einer Kneipe, wo französische Kleinbürger und Arbeiter ihren Wein mit Wasser zu Weißbrod genießen, saß im hintersten Grund ein Japaner, meist sehr in sich gedrückt und ängstlich, der in der Porzellanfabrik tätig ist, denn trotz der augenblicklichen Politik hat Sèvres doch ein sehr starkes Kunstinteresse, den Japanern ihre Porzellantechnik abzulernen. Ich hatte mich über einige Zeitungsartikel französischer Blätter geärgert und ging daher, als ich in die Kneipe trat, auf den Japaner los, begrüßte ihn und sagte vor den guten Bürgern: „Na, was macht der Krieg? Sie sind, wie ich sehe, Japaner, mein Herr!“ Er sah mich sehr gedrückt und furchtsam an und sagte sehr diplomatisch: »Ah — o — monsieur, quant à la guerre, c'est malfait.« Also eine: das ist eine schlimme Sache, das ist sehr zu bedauern. Ich sagte ihm auf Französisch: „Nun, ich bin Deutscher, mein Herr und wünsche Ihnen und Ihrem Volke alles Glück zu diesem Kriege, weil Sie doch die „Helleren“ sind.“ Da taute der Japaner auf und bedankte sich mit den verbindlichsten Worten. Die Franzosen aber hörten mit großer Aufmerksamkeit die Szene mit an und haben weder den Deutschen noch den Japaner aus dem Lokal herausgeworfen, sondern wie ich mich dann noch täglich überzeugte, den Japaner mit doppeltem Respekt behandelt. Der liberale Teil des französischen Volkes hat nämlich im stillen außerordentliche Sympathien für Japan; ich habe viele Männer von Einfluß und Bildung gesprochen, welche von vornherein für die Japaner Partei nahmen, weil sie von der „russischen Kultur“ sich durchaus nicht das versprechen, was sich die ostpreußischen Junker träumen. So wenig es in Frankreich einen ernstlichen Deutschenhaß gibt, so wenig gibt es im Herzen des französischen Volkes eine Furcht vor den Japanern.

Warum ich dem Japaner sagte, daß sie die „Helleren“ sind? Warum ich demonstrierte und mit dieser Demonstration den Beifall guter Franzosen fand? Ich will einiges über Japaner in der Erinnerung wieder auffrischen, was vor ein paar Jahren in Berlin viele miterlebt haben, die jetzt die Bedeutung ihres Erlebnisses vielleicht noch mehr würdigen werden. In den „Vier Jahreszeiten“ veranstaltete der japanische Studentenverein eine größere Buddha-Weihnachtsfeier, wo der Blumendienst Buddhas in dem reichen, anmutigen Blumenaufbau mit seinen Lauben, mit Kamelien und sonstigem Blumenflor wie in der japanischen Heimat selbst geübt war. Das Buddhakindchen stand mit emporgehobenem Zeigefinger in seiner Blumenlaube, ganz, als wäre es das europäische Christkindchen selbst. Ein japanischer Doktor, ein japanischer Major und andere Herren sprachen. Der junge japanische Gelehrte hielt einen vergleichenden Religionsvortrag, der den weiten Horizont eines modernen Menschen hinter sich hatte, der alte östliche Mythen wie europäische umfaßte. Er zeigte die mythengeschichtliche Verwandtschaft des Christkindchens mit dem Buddhakindchen, ganz sondern mit Ergebnissen deutscher Wissenschaft und Mythenforschung, er konnte aus seiner Kenntnis der alten Buddhakulte, der Shinto-Religion in Japan, treffende bestätigende Ergänzungen zu den Ergebnissen unserer europäischen Forschung liefern. Als Nutzanwendung dieser wissenschaftlichen Erörterungen aber führte er aus, daß er und seine japanischen Freunde in Berlin die Anwesenden nicht etwa eingeladen hatte, um sie zum Buddhismus zu bekehren oder sich in christliche Religionsangelegenheiten zu mischen, sondern nur um zu zeigen, daß auch dieser Buddhakultus heiliche und echt menschliche Eigenschaften zeige und ihnen deshalb sympathisch wert sei. Es war, wie die Feinfühlenden zu empfinden glaubten, eine äußerst zarte gesellschaftlich taktvolle Antwort auf diejenigen Vorstellungen, die schon weit früher auf dem bekannten Bilde: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter“ aufgetreten waren; denn nun setzte uns der junge japanische Gelehrte auseinander, er und seine Freunde seien nicht etwa Anhänger und „Gläubige“ dieses Buddhakultus, sondern sie ständen auf dem Standpunkt der freien modernen Wissenschaft, sie seien durch die Lehre Darwins und älterer wie neuerer Philosophie hindurchgegangen und betrachteten demgemäß auch ihre eigenen Religionsgebräuche wie diejenigen anderer Völker von einer höheren Warte. Und in diesem Sinne sei ihre Einladung zu dem Buddhafest ergangen.

Dieser junge Gelehrte spricht in Berlin nicht nur für sich allein, er spricht im Namen von vielen Tausenden der Gebildeten in Japan.

die auf gleichem Standpunkt schon seit mehr als dreißig und vierzig Jahren stehen. Wer das ethnologische Museum in München mit seinen japanischen Sälen studiert hat, welche der bairische Herr von Siebold der lange Zeit in Japan lebte, schon in den Sechzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts stiftete, der kennt die Beziehungen der „Naturforschenden Gesellschaft zu Ovari" in Japan zur allgemeinen Naturforschung, der weiß, daß die Japaner schon damals mit ihren zoologischen und botanischen Prachtwerken und ihren naturwissenschaftlich exakten Abbildungen und Demonstrationen botanischer und zoologischer Verhältnisse unsere damalige naturwissenschaftliche Illustrationsmethode weit übertrafen. Und schon damals war das nicht „angefirnißt", sondern gerade das, was seit alten Zeiten das besondere, das den Japanern Eigentümliche von Haus aus ist. Und weil es so ist, beweist diese geistig freie Welt, weil sie gar nicht der „Europäisierung" bedarf, sondern nur an der allgemeinen „Modernisierung" der Welt Teil nimmt, daß sie, wie sie einst die Mittel alter Kulturen des Ostens auf besondere Weise zur Originalität verarbeitete, nun auch moderne Schlachtschiffe und die Strategie großer Landschlachten ebensogut zu behandeln weiß, wie in alten Zeiten ihrer siegreichen Kriegsgeschichte die alten Tschunken. Denn das Problem, vor dem die europäische Menschheit steht, was Japan anlangt, ist nicht etwa das plötzliche Emporkommen eines kulturlosen Indianervolkes oder einer ländlichen Buren- und Bauernkultur, die denn auch schnell von anderen Völkern eingeschluckt und in einen reicheren Kulturverband einbezogen werden kann, sondern es ist die völlig harmonische Weitentwicklung einer besonderen Kulturrasse, die im Mittelalter schon auf einem ähnlich hohen Standpunkte stand wie unsere alte Ritterkultur, in vielen Beziehungen Europa voran war, eine ganz ähnliche romantische Ritterepoche in Kunst und vor allem in seiner Literatur durchmachte zu einer Zeit, als das heutige Rußland ein literaturloses Gebiet für Wölfe, Steppenhunde und nomadisierende Tartarenhorden war. Viele Erfindungen der Menschheit kamen vom Osten, seit hundertfünfzig Jahren wurden der europäische Westen und Amerika ein Hauptgebiet neuer Erfindungen. Die Japaner als ein altes Volk haben mit uns diese Erfindungen sich zunutze gemacht, um ihre Kultur sicher zu stellen und werden fortfahren es zu tun, im übrigen aber ihre Sonderkultur auf eigenen Füßen erhalten, denn die Natur will keineswegs, daß die anderen Menschenrassen den europäischen Rassen zuliebe vor der Zeit zu Grunde gehe. Sie will vielmehr, daß alle teilhaben an den neuen Kulturmitteln, soweit sie eben schon uraltkulturfähig sind, um daraus auch geistig diejenige Mannigfaltigkeit der Rassen und ihrer Kulturen weiterhin zu entwickeln, die den klimatischen Verhältnissen und der verschiedenen Produktionskraft der Erdteile und ihres Bodens entspricht. Rußland ist am allerwenigsten berufen, in diesen Prozeß einzugreifen und wird selbst, wenn es jetzt einige Erfolge im Osten hätte, zurückgetrieben werden. Aber auch England würde diesen größeren Prozeß nicht aufhalten können; es hat indessen gar nicht diese Absicht, da sein Beruf ist, diesen großen Prozeß der Rassen und ihrer Kulturen zu unterstützen.

„Segenbringende Reisähren", das ist der Titel eines berühmten japanischen Romans, muß jeder Deutsche, Engländer, Franzose diesem japanischen Volke wünschen, der die Freiheit des Geistes und der Kulturentwicklung auf die Fahne seines Bekenntnisses geschrieben hat. Es gibt nicht nur Kohlenstationen für Schlachtschiffe auf den Meeren, sondern auch Kohlenstationen, um das Feuer der geistigen Freiheit und Freikultur der Menschheit unterhalten zu können. Japan ist seit einiger Zeit eine der wichtigsten Etappen dieses freigewordenen Teiles der Menschheit. Es ist bereits und wird in gar nicht langer Zeit eine Station im großen Kampfe der Völker gegen den Jesuitismus werden, ein Kampf, der im Augenblick Frankreich und Deutschland weit mehr interessiert als die Art wie Rußland seine Zukunftskultur in Ost-Europa und Asien ausbauen wird. Vor mehr als zehn Jahren ereignete sich in einer deutschen Residenzstadt ein eigentümlicher Vorfall. Einer jener deutschen Wanderredner über Japan hatte in einem Kreise deutscher Offiziere einen Vortrag über die japanische Frau gehalten und gesagt, die Japanerin sei sinnlich, äußerlich, herzlos. Wer weiß, wo er sich herumgetrieben hatte! Es wäre geradeso, als wenn jemand so etwas über die Französin sagte, die in Wirklichkeit die trefflichste Mutter, reich an allen Tugenden des weiblichen Geschlechtes ist, denn der Montmartre ist nicht Paris. Jener Redner ahnte nicht, daß unter den Offizieren japanische Aerzte und Offiziere in Zivil waren, die sich wütend erhoben und dem Redner auf den Kopf sagten: „Sie beleidigen unsere Frauen! Sie kennen unsere Frauen nicht!" Es kam zu einer Herausforderung und nicht etwa auf „Harakiri", sondern auf Pistolen und die deutschen Offiziere hatten Mühe, die mit Recht empörten japanischen Herren zu beruhigen und den Zwischenfall beizulegen, der dann noch ein öffentliches Nachspiel in der Presse gehabt hat. Diese Ritterlichkeit der Japaner, die sie soeben auch in ihrer Kriegführung beweisen, während Rußland [illegible], ist in der schönsten Dichtungen der Japaner als Stammeserbgut verherrlicht. Es gibt eine berühmte Dichtung der Japaner, „Die Musikfolter Asaga's", deren Uebersetzung durch den trefflichen Junker v. Langegg der Schreiber dieser Zeilen vor fünfzehn Jahren zuerst veröffentlichen konnte, wo in rührendster [illegible] Zeit auch der japanischen Frau verherrlicht ist, die jedermann, der sie kennt, von selber sagt, daß ganz andere reine sittliche Kräfte in dieser japanischen Nation walten, als irgend ein Nichtkenner ihrer Kultur ahnt. Wir raten denen, die nicht nach Japan reisen können, das „Britische Museum" und die englische Literatur über Japan zu studieren, das ethnologische Museum zu München, das Museum Guimet in Paris, um sich zu unterrichten, bevor sie allzurasche Urteile fällen.

Die Universitätsbibliothek zu Göttingen enthält eine in Landschaften ausgeführte Huldigung von 1893 auf den Tod unseres großen deutschen Rechtsgelehrten Ihering, von dessen japanischen Schülern aus Japan gesandt. Unterzeichnet ist sie u. a. von den Herren Taizo Migoshi, Kenterro Kaneko u. a. Künstlerisch ausgeführt vom „Verein der ehemaligen Schüler der Kunstakademie zu Tokio", im Jahre Meidji (d. i. 1903). Sie preist das „reine und edle Gemüt des Verewigten" und die „dauernde Wirkung seiner Werke und die weitere Fortentwicklung seiner Schüler" in Japan. Und wir sollten einem so dankbaren und in seiner Dankbarkeit ritterlichen Kulturvolke, das die Schule unseres größten Rechtsgelehrten pietätvoll pflegt, nicht unsere aufrichtige Sympathie darbringen? Versteht der Leser nun, nach welchem großartigen Plane dieses vornehme Volk in den letzten zwanzig Jahren vorgegangen ist? Sieht er nun, wie eine reife Intelligenz einmütig aus den Aeußerungen aller Diplomaten dieses Landes spricht? Sieht er nun die Schüler Iherings am Werke? Versteht er ihre Klugheit? Die Klugen haben viel miteinander gemein! sagte schon Aeschylos. Sollen wir Deutsche immer die Unklugen bleiben? Und versteht man, warum dieses Volk sich entschlossen hat, Europa ein „Halt!" zuzurufen, um des Schiller'schen Wortes willen: „Raum für Alle hat die Erde!?"

Paris. **Wolfgang Kirchbach.**

Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft.

Die Zahl der Wissenschaften ist so groß, als es Gruppen von Erscheinungen gibt, die sich getrennt erforschen lassen. Schon das Prinzip der Arbeitsteilung, die Notwendigkeit eines ökonomischen Wissenschaftsbetriebes hat die Zersplitterung der Wissenschaften in zahlreiche Unterabteilungen und Disziplinen herbeigeführt. Trotzdem machte sich von jeher das Bestreben geltend und ist neuerdings wieder besonders rege geworden,*) das Getrennte wieder zu vereinigen, zumindestens, die einzelnen Wissenschaften nicht ganz unvermittelt nebeneinander stehen zu lassen, sondern sie in höhere Gruppen zusammen zu fassen, in ein System zu bringen. Bei Aufstellung eines solchen müssen aber die Wissenschaften nicht unbedingt nach der natürlichen Verwandtschaft ihrer Gegenstände geordnet werden, sondern es können hiebei auch logische und methodische Gesichtspunkte maßgebend sein.

Die landläufige Einteilung in Natur- und Geisteswissenschaften, der sich auch Wundt anschließt, ist eine Einteilung nach dem Gegenstande und hat sich ja für die Praxis als ganz brauchbar erwiesen. Es lassen sich aber schwerwiegende logische Bedenken gegen sie geltend machen, so z. B. gelingt es nicht, der Psychologie in diesem System den ihr gebührenden Platz anzuweisen. Die Psychologie ist eine rein beschreibende Wissenschaft, die keine andere Aufgabe hat, als die Tatsachen des psychischen Geschehens und die sie beherrschenden Gesetze aufzuzeigen, sie kennt nur causae efficientes, aber keine causae finales, irgendein Wertprinzip kommt in ihr nicht zur Anwendung; hierin liegt aber ein grundlegender Unterschied gegenüber den übrigen „Geisteswissenschaften", wie Soziologie, Jurisprudenz, Aesthetik, in denen durchwegs der Wertbegriff eine große Rolle spielt. Allein wenn auch die Psychologie alle Merkmale einer exakten Naturwissenschaft besitzt, so geht es doch nicht wohl an, gerade die Disziplin, die das menschliche Geistesleben in seinem ganzen Umfang erforschen will, aus dem Rahmen der Geisteswissenschaften auszuschließen. Dieses Einteilungsprinzip gestattet demnach keine strenge Scheidung und wird deshalb von vielen neueren Forschern, darunter auch Prof. Menzel, verworfen.

Rickert teilt in dem System, das er als Ersatz für jenes vorschlägt, die Wissenschaften in solche ein, die Naturgesetze zu ermitteln suchen (zu diesen rechnet er auch Psychologie und Soziologie), und in solche, deren Aufgabe es ist, die singulären Erscheinungen ohne Rücksicht auf allgemeine Gesetze möglichst getreu darzustellen. Durch die Aufstellung dieser zweiten Kategorie soll offenbar der Geschichtsforschung, so wie sie vor den Anfängen der modernen Soziologie ausschließlich betrieben wurde, ihre Berechtigung und ihr Platz im System gesichert werden. Dagegen wendet aber Menzel ein, daß die Darstellung des Individuellen nur Aufgabe der Kunst, niemals die der Wissenschaft sein kann. Die genaue Beschreibung des Gegenstandes ist allerdings auch in der Wissenschaft von großer Wichtigkeit, doch ist sie mehr Vorbedingung als Endziel der wissenschaftlichen Tätigkeit. Die eigentlich [illegible] beschreibenden Vorarbeit [illegible]. Dies gilt [illegible] Verhältnis der Geschichte zur Soziologie, wie für das der morphologischen und beschreibenden Naturgeschichte zur [illegible].

Es erübrigt nun noch mit wenigen Strichen das dritte, von Menzel aufgestellte System zu skizzieren, das den folgenden [illegible]

[illegible]

tungen zugrunde gelegt werden soll und dem, wie es scheint, ähnliche Fehler wie den beiden andern nicht anhaften. Vorher aber möchte ich dem naheliegenden Einwand begegnen, es sei überhaupt ein müßiges Beginnen, die Wissenschaften in zwei scharf gesonderte Gruppen einteilen zu wollen, da sie doch vielmehr, ebenso wie die Welt, von der sie ein Abbild geben sollen, ein einheitliches Ganze bilden müßten. Darauf läßt sich entgegnen, daß es nicht in unserem Belieben steht, ob wir diese Zweiteilung vornehmen wollen oder nicht, sondern daß sie sich uns ganz unwillkürlich, sozusagen von selber aufdrängt. Man forsche nur einmal nach, wie ein Dutzendvertreter der „Geisteswissenschaften“ über einen Naturforscher denkt und umgekehrt — die wechselseitigen Gefühle sind meist ein Gemisch von Verachtung und Mitleid ob der selbstgewählten Verurteilung zu einer so nichtigen und untergeordneten Tätigkeit — und man wird erkennen, welche tiefe Kluft die beiden Lager trennt. Seitdem die monistische Philosophie, deren führende Geister meist beide Gebiete mit Erfolg bearbeiteten, sich immer mehr Eingang verschafft, ist zwar in dieser Hinsicht vieles besser geworden. Doch liegt uns jene traurige Epoche in der Geschichte der Wissenschaft des XIX. Jahrhunderts nicht gar so fern, da die empirischen Naturforscher, die „Apotheker und Quacksalber“ Schopenhauers von den „reinen Denkern“ als inferiore Wesen betrachtet wurden, die über die höchsten und letzten Probleme überhaupt nicht mitzureden haben, wofür diese wieder die Philologen, Historiker und Philosophen als Büchergelehrte und leere Phrasendrescher über die Achsel ansahen.

Ganz abgesehen aber von solchen lächerlichen Auswüchsen des Spezialistentums beruht die Menzel'sche Einteilung in Natur- und Kulturwissenschaften ohne Zweifel auf einem tatsächlichen, unüberbrückbaren Gegensatze zwischen beiden Wissenschaftsgruppen. Die Naturwissenschaften mit Einschluß der Psychologie wollen und können nichts anderes als die Tatsachen, ihre Ursachen und Gesetze einfach konstatieren, ohne an ihnen Kritik zu üben, da alle in ihren Forschungsbereich fallenden gesetzmäßigen Erscheinungen sich einer Veränderung durch die wissenschaftliche Tätigkeit des Menschen vollkommen entziehen. Im Bereich der Kulturwissenschaften hingegen ist neben der objektiven Erforschung der gegebenen Tatsachen und Zusammenhänge eine Kritik derselben nicht nur vollkommen am Platze, sondern die Erfahrung lehrt auch, daß die der wissenschaftlichen Beurteilung unterliegenden Erscheinungen durch die wissenschaftliche Tätigkeit selbst von Grund aus verändert werden können. Der fundamentale, nicht wegzuläugnende Unterschied besteht also darin, daß die einen Wissenschaften imstande sind, ihr Forschungsobjekt selbsttätig zu verändern, die andern aber nicht. So konstatiert die Physik das Gesetz von der Erhaltung der Energie, ohne zu bedauern, daß durch dessen allgemeine Giltigkeit die Konstruktion eines Perpetuum mobile unmöglich gemacht sei. Die Sozialwissenschaft hingegen kann nicht umhin, indem sie z. B. die Tatsache der Kinderarbeit in Fabriken konstatiert, diese Institution zugleich zu verdammen, und die von ihr für diese Verurteilung angegebenen Gründe können nicht verfehlen, mit der Zeit die Abschaffung dieses schädlichen Gebrauches herbeizuführen. So haben auch die von Montesquieu und Rousseau aufgestellten wissenschaftlichen Theorien über das Wesen des Staates die tiefgehendsten Umlagerungen in der sozialen Struktur der meisten europäischen Staatengebilde herbeigeführt. Auf dem Gebiete der Aesthetik können veränderte Theorien über das Wesen und die Aufgabe der Kunst bewirken, daß sich das lebendige Kunstschaffen der Epoche neue Ziele setzt, und so eine neue Kunstrichtung inaugurieren. Die hier angeführten Beispiele werden wohl genügen, um zu zeigen, daß die Unterscheidung Menzels nicht aus der Luft gegriffen ist, und es ist daher vorauszusehen, daß die von ihm vorgeschlagene Einteilung sich immer mehr einbürgern wird.

Diese Einteilung kommt nur insofern den Anforderungen nicht nach, die die Logik an eine vollkommene Dichotomie stellt, als die eine Gruppe von unverhältnismäßig größerem Umfang zu sein scheint als die andere. Die Naturwissenschaft, die ja das gesamte Weltgeschehen zu umfassen sucht, zerfällt durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit der von ihr behandelten Gegenstände in eine Unzahl von selbständigen Disziplinen. Als Kulturwissenschaft wurde aber bisher, abgesehen von der Aesthetik, die ja auch als ein Zweig der Psychologie betrachtet werden kann, keine andere als die Soziologie genannt, da ja die Jurisprudenz begrifflich mit ihr beinahe zusammenfällt, und Geschichte, Statistik [illegible] nicht selbständige, sondern nur Hilfswissenschaften sind, die alle einen und denselben Gegenstand, die Beziehungen von Mensch zu Mensch, die gesellschaftlichen und staatlichen Formen und deren Wandlungen behandeln.

Es ist nun die Frage, ob die Soziologie wirklich die einzige Kulturwissenschaft ist, oder [illegible] ausgedrückt, die einzige Wissenschaft, die ihr Objekt verändert und demnach in einen theoretischen und [illegible] Teil zerfällt. Wer diese Frage bejaht, der übersieht [illegible] und alte Wissenschaft, der auf unseren Universitäten eine eigene Fakultät eingeräumt ist, und die daher nicht ohneweiters ignoriert werden kann, die Medizin. Auch sie zerfällt dadurch, daß sie die Objekte ihrer Forschung, die kranken Organismen [illegible] zu erkennen und zugleich sie zu heilen, zu verändern [illegible] in einen theoretischen und in einen praktischen Teil und verhält sich [illegible] der Sozialwissenschaft vollkommen analog. Denn wenn auch [illegible] von manchen „Idealisten“, die jede praktische [illegible]

keit von vornherein aus dem Begriffe der Wissenschaft ausscheiden, überhaupt nicht als Wissenschaft anerkannt werden dürfte, so läßt sich doch anderseits nicht läugnen, daß die Physiologie, als die Lehre von den Vorgängen im lebenden Organismus und deren ursächlichen Zusammenhängen, eine Naturwissenschaft im wahrsten Sinne des Wortes ist, obwohl sie sicherlich einen integrierenden Bestandteil der Medizin ausmacht.

Was bedeutet nun aber diese Zweiteilung innerhalb der einzelnen Wissenschaft, die, worauf wir später noch zurückkommen werden, nicht nur in der Medizin und Sozialwissenschaft, sondern auch in den meisten anderen Disziplinen als eine durchgreifende Erscheinung nachgewiesen werden kann? Ich glaube, daß sich diese Frage nur beantworten läßt durch eine historisch-biologische Untersuchung des Ursprunges der Wissenschaften überhaupt, wobei wir zugleich genötigt sind, eine zweite Frage zu stellen, nämlich welche Wissenschaften der Zeitfolge nach die ursprünglichen gewesen seien, die Natur- oder die Kulturwissenschaften?

Wer nun Kulturwissenschaft für identisch hält mit Soziologie, der eben erst im Entstehen begriffenen Wissenschaft des XX. Jahrhunderts, der wird gewiß die Kulturwissenschaften für die jüngern erklären. Nachdem aber schon weiter oben gezeigt wurde, daß die beiden Begriffe sich keineswegs decken, so kann man auf Grund jener weiteren Definition der Kulturwissenschaften, die auch der Medizin, der Technologie, überhaupt allen praktischen Disziplinen, in diesem Begriffe Raum gönnt, den Satz aufstellen, daß die Wissenschaft überhaupt und jede einzelne im besonderen in ihrem allerersten, gewissermaßen embryonalen Stadium entschieden als Kulturwissenschaft bezeichnet werden muß.

Diese Behauptung möchte ich nun sowohl durch historische Belege als auch durch psychologische Gründe zu beweisen suchen. Wenn wir historisch der Entstehung einer Wissenschaft nachforschen, so werden wir beinahe in jedem einzelnen Falle finden, daß ihre Anfänge ungeschickt, empirisch-tastend gewesen sind und daß ihr unmittelbarer Entstehungsgrund, die Veranlassung zu diesen Versuchen ein nach Befriedigung drängendes Bedürfnis war. Um bei dem Beispiele der Medizin zu bleiben, so haben wir eine Medizin als exakte Wissenschaft seit noch nicht gar langer Zeit; erst seit wir im Besitz all der komplizierten Behelfe der modernen Forschungsmethoden sind, gibt es eine wissenschaftliche Physiologie, die also als eine Errungenschaft des letzten, höchstens der letzten zwei oder drei Jahrhunderte bezeichnet werden muß. Geheilt oder vielmehr herumgepfuscht wurde aber am lebenden Menschen seit Jahrtausenden, ja wahrscheinlich ist historisch überhaupt keine Zeit nachweisbar, in welcher der Mensch den Verlauf von Krankheitsprozessen nicht zu beeinflussen suchte, sei es nun durch Gebet und Opfer oder durch Anwendung von Zaubermitteln und durch aktives Eingreifen in den Ablauf der Vorgänge im kranken Körper. Diese Tätigkeit, die dem Wunsche nach Heilung der Krankheiten entsprang, einem Bedürfnis, das nach momentaner Abhilfe drängte, wurde vor jeder objektiven Kenntnis der im menschlichen Körper verlaufenden Prozesse ausgeübt, ja bevor man auch nur den geringsten Einblick in die Funktionen der Organe besaß; wir können dieselbe daher gewiß auch nicht als wissenschaftliche Medizin bezeichnen, sondern, um einen für den Urzustand etwas anachronistischen Ausdruck zu gebrauchen, nur als Kurpfuscherei. Dennoch wird jeder zugeben, daß eben aus dieser unwissenden, im Dunkeln tappenden Scheinmedizin sich die moderne Physiologie entwickelt hat, so zwar, daß diese objektive, voraussetzungslose Wissenschaft, die nichts anderes anstrebt, als das Tatsächliche zu erkennen, nie entstanden wäre und nie Adepten gefunden hätte, wenn nicht das Bedürfnis nach Heilung der Krankheiten ein genaueres Verständnis dieser Prozesse hätte wünschenswert erscheinen lassen, was aber ohne die vorherige Kenntnis der normalen Vorgänge nicht möglich ist. Das treibende Moment bei diesem Entwicklungsgang war eben die Erfahrung, daß die bisher angewendeten Heilmethoden nicht zum Ziele führten, und die sich daraus ergebende Erkenntnis, daß sie auf einem Irrtum beruhten, in den Tatsachen nicht begründet sein konnten. Die scholastische Heilwissenschaft bemühte sich zwar hauptsächlich darum, die von alten Autoritäten empfohlenen Heilmethoden, unbekümmert um die tatsächlichen Erfolge, durch subtile Theorien zu stützen. Endlich aber erkannte man doch die Notwendigkeit exakt empirischer Forschung und der genauen Kenntnis der Vorgänge im normalen Organismus, und so entstand eine moderne Wissenschaft, die Physiologie, in der selbstverständlich der Zweckbegriff oder irgend ein Wertprinzip keine Rolle spielt, und die sich auch mit der Ermittlung von Tatsachen befaßt, die in der praktischen Medizin wahrscheinlich niemals Bedeutung erlangen können, [illegible] zu [illegible]. Aber was uns jetzt als reiner Erkenntnistrieb erscheint, den wir vergeblich metaphysisch zu erklären suchen, das entwickelt sich in Wahrheit aus den tastenden Versuchen zur Befriedigung drängender Bedürfnisse. Allerdings erlangt die [illegible] Wissenschaft auf einem vorgerückten Stadium ihrer [illegible] Selbständigkeit. Allein sie empfängt auch dann noch fortwährend [illegible] die [illegible] und [illegible] Anregungen im Gebiet [illegible] Probleme [illegible] Resultate der theoretischen Wissenschaft [illegible] nachträglich, wenn auch oft erst nach vielen

Generationen mühevoller Forschungsarbeit, wieder praktischen Zielen dienstbar gemacht werden.

Ist also die Medizin, die hier nur als ein besonders lehrreiches Beispiel genauer untersucht wurde, eine theoretische oder eine praktische, eine Natur- oder Kulturwissenschaft? Die Antwort kann nur lauten: beides zugleich. Wir haben ja gesehen, daß auf ihrem Arbeitsgebiet theoretische und praktische Tätigkeit nebeneinander herlaufen, sich gegenseitig in die Hände arbeiten. Während die Physiologie eine rein theoretische Wissenschaft ist, hat ein anderer Zweig der Medizin, die Hygiene, durchaus normativen Charakter und erhebt Anspruch darauf, nicht nur im einzelnen Fall, sondern auch im großen Maßstab durch öffentliche Institutionen den allgemeinen Gesundheitszustand zu heben. Beide aber werden mit Recht medizinische Wissenschaften genannt, denn beide entspringen dem gleichen ursprünglichen und primitiven Bedürfnisse des Menschen, seine körperlichen Leiden zu beseitigen.

Das bisher nur für die Medizin dargelegte Verhältnis, das aber, wie später noch ausgeführt werden soll, auch für die meisten anderen Wissenschaften zutrifft, läßt sich in allgemeiner Fassung folgendermaßen formulieren:

Die Naturwissenschaft, d. h. die Art der geistigen Betätigung, welche auf Ermittlung der Tatsachen und ihrer Zusammenhänge gerichtet ist, tritt erst in einem sehr späten Stadium, auf einer sehr hohen Stufe der menschlichen Entwicklung auf;*) jeder Naturwissenschaft geht chronologisch voraus zwar nicht die Kultur**wissenschaft**, aber die Kultur**tätigkeit** auf ebendemselben Gebiete, und jede Naturwissenschaft ist hervorgegangen aus dem Streben nach Befriedigung eines Bedürfnisses, insofern dieses Verlangen durch die der Wissenschaft vorangehende bloße Kulturtätigkeit, die empirisch tastende, nicht auf Erkenntnis beruhende Methode, nicht auf vollständig zufriedenstellende Weise gestillt werden konnte.

Diese Auffassung steht im Einklang mit den Lehren der modernen voluntaristischen Psychologie, die nicht die Erscheinungen des Erkennens, wie Empfindungen, Vorstellungen &c. als die primären Seelenvorgänge betrachtet, sondern im Gegenteil die Erscheinungen des Begehrens für die einfachsten und ursprünglichsten hält, wie wir ja auch gezwungen sind, die niedersten Organismen als bloße Reflexmechanismen zu betrachten, bei denen sich zwischen die Einwirkung des äußeren Reizes und die Reaktion des Organismus gegen die Außenwelt noch nicht jene komplizierten Vorgänge einschieben, die wir als psychische bezeichnen. Wir können demzufolge eine abgestufte Skala der psychischen Entwicklungshöhe aufstellen: beim niedersten Organismus folgt auf die äußere Einwirkung die sofortige Reaktion, beim Menschen können sich zwischen das erste Auftreten eines Bedürfnisses und dessen endgiltige Befriedigung viele Generationen einschieben; was dazwischen liegt, nennen wir eben Wissenschaft.

Auf das Verhältnis des sozialen und staatlichen Lebens zur Sozialwissenschaft läßt sich dieses Prinzip ebenfalls mit Leichtigkeit anwenden. Bestimmte Formen menschlichen Zusammenlebens und feste Verbände haben sich herausgebildet, da sie dem Bedürfnisse nach gegenseitigem Schutze vor Feinden, Arbeitsteilung &c. entsprachen, lange vor aller Wissenschaft und ganz abseits von allen theoretischen Ueberlegungen. Die so entstandenen staatlichen Formen haben aber naturgemäß zahlreiche Fehler und Unvollkommenheiten an sich, indem gewisse soziale Gruppen zugunsten anderer unterdrückt und geschädigt sind. Dies führt nun zwar zu fortwährenden Veränderungen in der Verteilung der Rechte und zu Verschiebungen in der sozialen Gruppierung; doch sowie den ersten Versuchen in der Medizin haftet auch diesen der ungeschickt empirische Charakter aller Anfänge an und die Veränderungen werden gewiß nicht immer Verbesserungen sein. Erst die Wissenschaft, die uns über die Naturgesetze des menschlichen Zusammenlebens aufklärt, wird uns lehren, unsere staatlichen Einrichtungen so zu gestalten, daß nicht der eine durch den andern benachteiligt ist; sie wird den Gang der Entwicklung wesentlich abkürzen und ihr Ruhe und Stetigkeit verleihen, indem sie sie in die richtigen Bahnen lenkt.

Aber läßt sich denn dieses Schema wirklich auf die Sozialwissenschaft anwenden, ohne den Tatsachen Gewalt anzutun? Zunächst: ist die Soziologie wirklich eine Naturwissenschaft? Der Grund, warum wir uns noch gegen diese Annahme sträuben, liegt darin, daß der Mensch hier nicht nur forschendes Subjekt, sondern zugleich auch Objekt der Forschung ist, und daß [illegible] uns schwer wird, da ein gesetzmäßiges Geschehen anzunehmen, wo wir scheinbar mit freiem Willen begabte Individuen nach eigenem Ermessen handeln sehen. Dieselbe Schwierigkeit erscheint uns aber nicht mehr als solche in der empirischen Psychologie, und wenn einmal die Angemessenheit der naturwissenschaftlichen Methode hier zugegeben ist, kann man auch der Soziologie als Naturwissenschaft nicht mehr ihre Berechtigung absprechen.

Und ist die Soziologie andrerseits eine Kulturwissenschaft in dem Sinne, wie dies soeben für die Medizin behauptet wurde? Ist sie [illegible] die Wunden zu heilen, die die soziale Ungerechtigkeit ganzen Klassen schlägt, die Schmerzen der Armut zu lindern, deren Klagen man durch betrügerische Narkotika vergebens zu betäuben strebt? Viele wollen an diese heilende Kraft der Wissenschaft nicht glauben; sie sagen, es stehe nicht in unserer Macht, das historische Geschehen durch wissenschaftliche Tätigkeit zu beeinflussen, den Staat nach unseren Theorien zu modeln; dafür aber sollen nach ihrer Ansicht dem gesellschaftlichen Organismus Kräfte innewohnen, die ihn gewissermaßen ohne unser Zutun, ohne bewußt wissenschaftliche Tätigkeit der Gesundung in allen seinen Teilen zuführen. Der Fehler dieser Argumentation liegt darin, daß der Staat sich tatsächlich nicht „ohne unser Zutun" verändert. Das „freie Spiel aller Kräfte" ist eine Utopie, die man sich höchstens im allerprimitivsten, noch halb tierischen Urzustand verwirklicht denken kann. Mit den ersten Anfängen gesellschaftlichen Zusammenlebens haben wir den bewußt nach Zwecken handelnden Menschen vor uns, es beginnt die Kulturtätigkeit, die unsicher tastenden Versuche, die „Kurpfuscherei". Selbst eine Revolution ist kein Elementarereignis, das sich sowie der Ausbruch eines Vulkans aller menschlichen Kontrolle entzieht. Nachher weiß gewöhnlich jeder ganz genau, auf welche Weise man das Schreckliche hätte verhindern können, und auch vorher gab es gewiß einige Erleuchtete, die, wenn sie die Macht gehabt hätten, dem Ausbruche durch rechtzeitige Reformen zuvorgekommen wären. Dieser Zustand der Kurpfuscherei aber kann nicht von ewiger Dauer sein. Wahrscheinlich nähern wir uns langsam aber stetig der Erfüllung jener Forderung Platos, der in seinem Idealstaate die Gelehrten zu Herrschern einsetzen wollte. So wird dereinst die Soziologie, nachdem sie ihren theoretisch-naturwissenschaftlichen Teil allseitig ausgebildet hat, als praktische Kulturwissenschaft auftreten können und den Kurpfuschern, seien es nun bloß wohlmeinende Ignoranten oder auch eigennützige Betrüger, gründlich das Handwerk legen. Wenn wir also als das Ziel der Sozialwissenschaft als Ganzes, der theoretischen und praktischen zusammengenommen, die Gerechtigkeit bezeichnen, so liegt darin, wie ich glaube, ebensowenig Metaphysik, wie in der Aufstellung der Gesundheit als Zweck der Medizin. Beide Begriffe bedeuten nichts anderes, als das richtige Funktionieren aller Organe, ohne daß einzelne Teile auf Kosten der andern oder durch äußere Schädlinge zu leiden haben.

Aber der Zweck dieser Zeilen ist nicht allein die vielleicht etwas zu weitgehende Analogisierung von Medizin und Sozialwissenschaft. Es läßt sich zeigen, daß auch beinahe in allen anderen wissenschaftlichen Disziplinen dasselbe Verhältnis zwischen einem theoretisch-naturwissenschaftlichen und einem praktisch-kulturwissenschaftlichen Teile besteht. Wo diese Zweiteilung nicht mehr direkt nachweisbar ist, da kann man doch wenigstens für jede theoretische Disziplin ein praktisches Korrelat oder vielmehr ihre Entstehungsquelle aus einer praktischen Tätigkeit nachweisen.

„Der Ackerbau zwang die Menschen, ihre Felder zu vermessen, und so entstand die Geometrie. Die Arithmetik wurde wahrscheinlich durch die Bedürfnisse des Handels ausgebildet. Ackerbau und Schiffahrt ließen es wünschenswert erscheinen, die täglichen und jährlichen Bewegungen der Himmelskörper zu beobachten, und so entstand die Astronomie. Auch die beschreibenden Naturwissenschaften gingen zunächst aus dem Bedürfnisse hervor, die nützlichen und schädlichen Pflanzen und Tiere kennen zu lernen. Bekannt ist, daß die Chemie der Alchemie, deren Zweck es war, Gold zu erzeugen, ihren Ursprung verdankt."

Diese Beispiele, deren Zahl sich noch leicht vermehren ließe, (es wäre z. B. interessant zu zeigen, wie sich die wissenschaftliche Ethik aus der rein praktischen Tätigkeit des Gesetzgebers entwickelt hat), entnehme ich dem Lehrbuche der Psychologie von Professor Wilh. **Jerusalem** (III. Aufl. 1902, S. 128), der in diesem und in andern Werken für eine biologische Auffassung des Erkenntnisprozesses eintritt; denn durch das Festhalten an diesem Prinzip, das schon auf so viele der dunkelsten Probleme auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaft einen Lichtschimmer geworfen hat, werde auch die Psychologie zum tieferen Verständnis der Seelenvorgänge vordringen".

An der eben zitierten Stelle heißt es dann weiter: „Allerdings blieb der Trieb nach Erkenntnis dabei (d. i. bei der Verfolgung praktischer Zwecke) nicht stehen. Wie fast alle Triebe entwickelte er sich weiter, als es die Bedingungen der Selbsterhaltung forderten. Aber selbst heute, wo viele tausende von Gelehrten der Erforschung der Wahrheit nur um der Wahrheit selbst willen obliegen, ist es ein erhebendes Bewußtsein für den Forscher, wenn er sieht, daß die Wahrheiten, die er gefunden, irgendwie dazu beitragen können, das Leben der Menschen inhaltsreicher und glücklicher zu machen.

Dieser schöne Gedanke ist so recht bezeichnend für die Stellung [illegible] n und für die Wandlung in [illegible] in jener Zeit, da der Gelehrt[illegible] gekannt hatte, er könne nichts lehren, die Menschen [illegible] belehren, da die Kluft zwischen Wissenden [illegible]

der Kulturwissenschaften ist jedenfalls ein Zeichen der Zeit, und dem System Prof. Menzels, mag es nun eine für die Praxis brauchbare Einteilung sein oder nicht, liegt ohne Zweifel eine tief im Wesen aller Wissenschaft wurzelnde Wahrheit zugrunde, die ich zugleich mit der Antwort auf die Frage nach dem Verhältnisse von Natur- und Kulturwissenschaften dahin formulieren möchte, daß alle Wissenschaft Kulturwissenschaft ist in Bezug auf ihren Ursprung und ihre Ziele und Naturwissenschaft in Bezug auf ihre Methode. **Julie Kassowitz.**

Ein Briefwechsel.

Schade, daß es nicht gemalt werden kann . — aber auch in der bloßen Vorstellung mag es nicht leicht ein herzlicher anmutendes und so ernsthaft behagliches Bild geben, als das der beiden alten Herren, die sich niemals im Leben gesehen hatten und einander nun plötzlich zu schreiben beginnen. Zwar hatte ähnliche Tätigkeit die Beiden oftmals geistig nahe gebracht, und an den schweigsam-dämmerigen, in behutsam zarter Stimmung abschattierten, herbstlich-ruhigen Erzählungen des Husumer Amtsrichters, deren feinste Stellen Mörike „auf Porzellan gemalt haben" möchte, hat der brummig-schamhafte und sondersame Züricher Stadtschreiber schon lange einen ebenso eindringlichen Genuß gefunden, als ihn seine eigenen, von schrullenhaften Humoren, scheuer Gefühlskeuschheit und köstlich-eigenwilliger Phantasie vollen Schöpfungen dem nordländischen Geistesverwandten bereitet hatten. Aber lange Jahre hindurch dachte keiner daran, dem anderen ein unmittelbares und persönliches Zeichen verstehender Gemeinschaft zu geben, bis der Aeltere von beiden in impulsivem Entzücken über die reizvoll-barocke Schönheit einer neuen kleinen Geschichte des längstverehrten Jüngeren ihm die Hand entgegenstreckt.

„Es war köstlich neulich am Sonntag Vormittag", schreibt Theodor **Storm** an Gottfried **Keller** am 27. März 1877, „von draußen fiel so etwas wie erster Frühlingsschein ins Zimmer; drinnen wurden die ‚Züricher Novellen' gelesen, das neue Heft der ‚Rundschau' von einem jungen Juristen, meinem Sohn, das andere von mir; es war eine rechte Sabbatfeier. Als ich die schöne Geschichte von Johannes Hadlaub aus der Hand legte, war mir so warm und froh ums Herz, und der Johannes wurde nun zum Gottfried, und ich dachte: ihr Wenigen, die ihr gleichzeitig auf der Erde wandelt, wenn auch ein warmer Händedruck nicht möglich ist, ein Gruß aus der Ferne sollte doch hin und wieder gehen. Und so nahm ich das beifolgende Büchlein und schrieb diesen Gruß hinein. Möge er Ihnen nun willkommen sein."

Keller ergreift die ihm dargebotene Hand aufs freudigste und nennt Storms Brief das schönste Ostergeschenk, das ihm je zugekommen sei. Und gleich in diesem ersten Briefe des Schweizer Dichters ist seine Scheu vor jedem zu lauten oder zu hochtönenden Worte und vor jedem Ertapptwerden auf einer weichen Empfindung bezeichnend. Der vereinsamte Mann, der an der Seite einer treuen, aber mürrisch altjüngferlichen und kleinlichen Schwester lebt und nie einen Menschen gefunden hat, mit dem er sich über die ihm teuersten Dinge aussprechen konnte, drängt den Ausbruch des Dankes für das ihm plötzlich entgegengebrachte Verstehen von weiter Seite nach ein paar empfindungsverraterischen Zeilen sofort zurück und hüllt ihn in jene seltsame, herb-scherzende und scheinbar nachlässige Munterkeit, durch die er in seinen vertraulichen Aeußerungen so sehr an Johannes Brahms mahnt. Storm hatte in seiner Epistel den Finger auf eine wunde Stelle der „Hadlaub"-Geschichte gelegt und die allzu referierende und [illegible] Liebesszene getadelt. Die Tatsache, daß der unzugängliche Keller den Rat befolgte und die Aenderung in Storms Sinn vornahm — wie bei späteren Anlässen oft — beweist, wie hoch er den Ratgeber schätzt und welchen Einfluß er ihm einräumt. Als Antwort aber hat er bloß die Rederei, daß, obzwar das Verweilen beim „Liebesmachen" dem vorgerückten Alter nicht mehr recht angemessen sei, er doch „den Handel noch überlegen" wolle: „Denn die Tatsache, daß ein [illegible] Richter in Husum, der erwachsene Söhne hat, einen alten Kanzleimann helvetischer Konfession zu gedachtem Akte in erotischer Schilderei auffordert, und zwar auf dem Wege der [illegible] ist gewiß bedeutsam genug." [illegible] über die ihm ein [illegible] Form [illegible] an die Szene, in der [illegible]

[illegible]

[illegible] der Welt des [illegible] Sie sich auch mit [illegible] als Goethe sich [illegible] und — allerdings [illegible]

[illegible] der [illegible] oder sein [illegible] mit Keller gemein hat unter [illegible] in seinen Schriften ist, in seine[illegible] — ganz [illegible]

[illegible] und Kümmernisse [illegible]

[illegible]

Solcher Freuden und Kümmernisse, vom einen ruhig erzählt, beim anderen mehr zwischen den Zeilen zu lesen, gibt es genug während der sich nun entfaltenden zehnjährigen Korrespondenz,*) deren Reiz ebenso durch das Menschlichnahe als auch durch die künstlerischen Diskussionen und deren ganz besonderen Ton gebildet wird. Dieser Ton ist dadurch ein so außerordentlich anziehender, weil nirgends doziert und nirgends jene fachsimpelnde Wichtigtuerei entfaltet wird, die manchen „literarischen" Briefwechsel so unleidlich macht. „Es ist mir übrigens", sagt Keller, „wenn ich von dergleichen an Sie schreibe, nicht zu Mute, als ob ich von literarischen Dingen spräche, sondern eher wie einem ältlichen Klosterherrn, der einem Freunde in einer anderen Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte züchten." Diese „Nelken", die die beiden Dichter im Greisenalter zusammenführten, sollten freilich auch die Ursache ihrer Wiederentfremdung werden.

Inzwischen aber erleben wir das Erblühen einer ganzen Reihe solch kostbarer Stecklinge. Bei Keller das „Sinngedicht" und den „Martin Salander", die Endfassung der Gedichte und des „Grünen Heinrich"; bei Storm die schwergarbige Ernte seiner zu immer reiferer Fülle gelangenden, gestaltenreichen und gefühlsbeladenen Gesichte, — darunter die gleichsam auf Pergament wie von mittelalterlicher Mönchshand geschriebene „Renate", den in stiller Strenge schwermutvollen „Carsten Curator", und weiter von „Hans und Heinz Kirch" an bis zu der düster-phantastischen Schöpfung des „Schimmelreiters", in dem die Töne des Meeres, die traumhaft dem Boden entsteigenden Nebel und der Sagenduft der Heimatserde Gestalt gewonnen haben. Unter all diesen gewichtigen und in behutsamer Weisheit abgewarteten Spätfrüchten sind drei, zu deren Reifwerden Meister Gottfried den Stamm okuliert zu haben scheint: „Der Etatsrat", „Vetter Christian" und die — wenn auch künstlerisch abgedämpft und gebändigt — an Edgar Poe ebenso wie an Keller mahnende schauerlich ergreifende Erzählung „Im Brauhause". Storm hat das übrigens selbst gefühlt, denn gerade bei diesen Novellen betont er, daß er sie von niemand lieber als von Keller gelesen haben will. Merkwürdig aber ist, daß sich Keller, das stärkere Naturell, häufiger vom zarteren beeinflussen läßt, als umgekehrt; freilich ist auch Storm freigebiger und unbefangen offener in seinen Ausstellungen an den Werken des Genossen, als Keller, der nur selten mit irgend einem Aenderungsvorschlag herausrückt und dessen eckigere und schroffere Art besonders dort, wo sie sich in bizarr-grotesken Schnurren verliert, dem gleichmäßig harmonischen Wesen Storms oft widerstrebt, auch dann, wenn er solchen närrisch-verschnörkelten Aufputz zu entschuldigen geneigt ist. „Lassen Sie mich, lieber Herr Konfrater, hier eines sagen!" schreibt er einmal. „Der Dichter will auch seinen Spaß haben! Ich meine, daß der Spruch von Goethe stammt. Jedenfalls lassen Sie sich dies Recht in keiner Art verkümmern; ich für meine Person z. B., wenn das Seldwyler Kriegsheer den Quast in seinen schwarzen Farbtopf taucht, stemme dann die Hände in die Seite, sehe ruhig zu und denke: Ja, so! Der Gottfried muß erst seinen Spaß zu Ende machen!" Und er macht ihn dann auch jedesmal zu Ende. Aber es sind Leute, kein schofles Volk, sondern gute Leute, denen ich gern den kräftigen Kern Ihrer Dichtung gönnen möchte; die rufen: ‚Das halt der Teufel aus!' und laufen mir davon. Diese Leute sollen nun jetzt ‚Die sieben Aufrechten' lesen und ich habe alle Hoffnung, daß sie danach, wenn sie wiederum einmal den Dichter auf seinem Spaß betreffen, respektvoll mit dem Hut in der Hand das Ende abwarten werden!" Aber gerade diese barocken Ornamente scheinen tiefer in Kellers eigensinniger Künstlerschaft begründet zu liegen, als er selbst glaubt; zwar verteidigt er seine „dummen Späße" mit einem leichten Wort historischer Tatsachenfeststellung — als aber Storm, gar nicht „mit dem Hute in der Hand", dem Dichter wegen der [illegible] Vorführung des Ehemanns und der Brüder der „armen Baronin" (im „Sinngedicht", S. 170 ff.) „ohne alle Umschweife" seine „Schelte" zuteil werden läßt und es unbegreiflich findet, daß „ein so zart und schön empfindender Poet uns eine solche [illegible]heit — ja, halten Sie nur hübsch still — als etwas Ergötzliches ausmalen" kann, da beschränkt sich Keller bloß auf ein kurzes Wort des [illegible] und erklärt einfach, daß die Geschichte, die Storm so „getroffen" hat, doch [illegible] einer jener verwünschten [illegible] in einem Hause, in dem es spukt."

In solcher Weise [illegible] Lob und liebevoller Tadel, [illegible] Anregung und [illegible], und besonders beim Wiederdurchlesen des „Grünen Heinrich" und der „Gedichte" [illegible] in die künstlerischen Werkstätten des [illegible] sowohl als auch des Umformenden. Aber wohl nur die [illegible] Zeitgenossen geben diesen [illegible] einander [illegible] der Einzige, den sie [illegible] Paul **Heyse**. [illegible] mit einer [illegible]

[illegible] und es

[illegible]

ist bezeichnend, daß gerade diese beiden sorgfältig und bedächtig feilenden Juweliere der Erzählungskunst mit liebevollem Neid auf diesen Günstling der Grazien blicken, dem die Einfälle derart zuströmen und dem das Bewältigen des Stoffes so leicht fällt. Zu leicht manchmal: wenigstens sieht Keller darin den Grund des oftmaligen Versagens Heyse'scher Dramen, und einmal hat es sogar den Anschein, als ob er diese raschflüssige Produktion nur aus dem Mangel eines ganz tiefen Gefühls verstünde. Als Heyse sein Söhnchen durch den Tod verlor und in fassungslosem Schmerz litt, bringen ihm die Freunde das stärkste Mitgefühl entgegen. Aber angesichts des stattlichen Bandes der zu dieser Zeit erstandenen Heyse'schen Gedichte wird Keller skeptisch: „Meister Paulus macht so viele hübsche Verse bei allem Nervenleiden, das ihn drückt, daß ich anfange, mein blutiges Mitleid etwas im Zaume zu halten. Vielleicht kommt die rechte lyrische Zeit für Heyse, wenn ihm die Reime nicht mehr so leicht fallen und dafür die Erinnerung mit ihrer Macht ins Leben tritt."

Mit weniger liebevollem Anteil, aber in höchster Achtung wird Konrad Ferdinand Meyers Schaffen verfolgt. Persönlich ist er offenbar dem knurrigen Herrn Stadtschreiber unsympathisch gewesen, und wenn man in Meyers schönen und unendlich zartfühlenden Keller-Erinnerungen gerade die Zurückhaltung wahrnimmt, die der Dichter des „Hutten" sich dem älteren Meister gegenüber auferlegte, so berührt es wunderlich, bei Keller von Meyers „sich mausig machen" und seinem „unnötigen Wesen" zu lesen, das ihn für den „in diesem Punkte starr und untraitable" empfindenden Keller zum Verkehr unmöglich macht. Umso wohltuender aber ist es, mit welcher Wärme Keller für den Dichter Meyer eintritt und wie er den anfangs widerstrebenden Storm zu den wuchtig gemeißelten Schöpfungen des Landsmannes zu bekehren weiß.

Noch andere Gestalten treten auf den Plan. Erich Schmidt, in seiner schönen Jugendlichkeit für die beiden Alten die blühendste Verkörperung der neuen Generation, deren lyrische Vertreter — besonders die Brüder Hart — ihren grimmigen Hohn entladen. Wildenbruch, der auf Keller den Eindruck eines wiedererstandenen, aber gesunden Kleist machte. Aber am liebsten verweilt man doch bei jenen Bildern, die uns die beiden Dichter selbst in ihrem so verschiedenartigen Heim zeigen. Storm, umgeben von Weib, Kindern und Enkeln, ein verehrter Patriarch mit jungem Herzen, auf eigenem Besitz, im „Sonnenschatten" behaglichen Wohlstands sich freuend und nur in Stunden stockenden Schaffenstriebes verdüstert; voll der Heimatsatmosphäre, mit allen Fasern an alten Bräuchen und Sitten hängend und aus allem eine erlesene und delikate Stimmung empfangend: das Weihnachtsfest allein gibt jedes Jahr Anlaß zu behaglicher Schilderung und der goldene „Märchenzweig", der jedesmal den Storm'schen Christbaum schmückt, ist gleichsam ein Symbol seiner Art der Lebensführung. Keller dagegen, der wortkarge, grillenhaft-verschlossene und launische Junggeselle, lebt in einer untraulichen Mietswohnung neben der verknöcherten Schwester Regula, die ihren größten Stolz darein setzt, einen guten Vorrat Holz „überwinternd" zu ersparen, und die den Bruder lieber außerstande setzt, in dem bloß bis zu 10° Reaumur erwärmten Zimmer schreibend zu schaffen, weil er vor Kälte nicht sitzen kann, statt auf diesen „Triumph", über den Keller mit bitterer Nachsicht lächelt, zu verzichten. Auf Storm sah Regula Keller sogar mit einem gewissen Haß wegen einiger ungenügend frankierter Briefe und mit äußerster Zartheit bringt Keller diese Kleinlichkeiten dem „Lebens-, Kunst- und Freundschaftsmeister" vor. Der freudlose Lebensabend des einsamen Dichters wird noch verdüstert durch das bloße Halbgelingen seines letzten großen Werkes, des „Martin Salander" und je seltener er auch in stillem Ertragen verrät, was ihn bewegt, um so ergreifender ist sein scheinbarer Gleichmut dem lahmenden Alter gegenüber, das er früher fühlt als die noch rüstig arbeitenden Genossen, von denen er sich schließlich stumm ablehnt, um sich selbst zum Schweigen zu verurteilen.

Auch der Briefwechsel mit Storm bricht in solcher Weise ab. Zwar war Keller offenbar verstimmt über den allzu rigorosen Maßstab, den der in lyrischen Dingen überstrenge Storm an die Gedichte des Freundes legte; aber gerade, weil Keller wußte, daß der „liebste Freund im Hause Storm" nur das Höchste gelten ließ und selbst bei den Größten nur etwa sechs Gedichte als vollkommen anerkannte, hätte er von Storms Urteil befriedigt sein müssen. Aber wie es bei Schmerzenskindern zumeist ergeht, war es auch hier: gesteigerte Empfindlichkeit und unsicheres Selbstgefühl wirkten zu einer Verletzlichkeit zusammen, die durch die wachsende Einsamkeit und das Stocken produktiver Kräfte schroff erhöht wurden. Immer seltener flattern die brieflichen Grüße hin und her. Nach jenem Urteil über die Gedichte hat Keller im Laufe dreier Jahre nur zweimal und nur einiges kühler als sonst geschrieben. Dann schweigt er völlig. Storm richtet noch zwei Briefe voller Herzlichkeit und unveränderter Liebe nach Zürich; ein Brief [illegible] am 4. Juli 1888, rafft ihn, mitten im Entwurf einer neuen [illegible] „Das Armsünderglöcklein", der Tod dahin. Im Jahre [illegible] Keller seinen siebzigsten Geburtstag; für Storm war der [illegible] gewesen; für Keller war es eine [illegible] Tatsachen. [illegible] konnte die Nennung des [illegible] Keller, [illegible]

bemerkungen den Briefwechsel erst recht lebendig und anschaulich machen. „Aber er war tief bekümmert, als er sich jählings gealtert fühlte. Und dieser Gram, den er nach seiner Gewohnheit mit sich selbst ausmachen mußte, wirkte lähmend auch auf die Korrespondenz. Jammern und klagen mochte er nicht. So endet naturgemäß der Briefwechsel auf seiten Storms mit einer letzten heiteren Aussprache, auf seiten Kellers mit einem mannhaften Schweigen."

Richard Specht.

Ein Bund zum Schutze der Heimat.*)

Die Verhältnisse, die zur Gründung des neuen Bundes „Heimatschutz" geführt oder genötigt haben, sind im Rahmen eines flüchtigen Aufsatzes nicht gut darstellbar. Sie sind sehr verwickelt, und zwar so reizvoll verwickelt, daß ein Kulturhistoriker der Zukunft diese unsere Gegenwart gewiß mit besonderer Liebe auf ihre leitenden Fäden hin auseinander zwirnen dürfte. Immer wieder, auf allen Gebieten zunächst der Kultur des dem Auge Sichtbaren, wird ihm das Problem aufstoßen, daß durch die unvorhergesehene Macht einer fast tropenhaft wuchernden Wirtschaftsentwicklung, eines politischen Kraftaufschwunges und einer durch und durch positivistischen Bewegung des allgemeinen Geistes die Ueberlieferung der feineren, der inneren, der seelischen Kultur auf Jahrzehnte hinaus wie ausgeschaltet erscheint. Der biedere Deutsche der guten alten Zeit, der sich's bei Bier und Tabak wohl sein ließ, seine behagliche Kirchturmpolitik betrieb und die ganze Welt mit seinen Idealen wenigstens theoretisch beglückte, der Deutsche einer in all ihren Schwächen doch so liebenswürdigen Generation verschwindet aus der Physiognomie des letzten Halbjahrhunderts. An seine Stelle tritt, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt deutlicher als Typus erkennbar, der Neudeutsche, der smarte Mann, der Weltläufige, der sich mit Vorliebe als einen Realpolitiker gibt und als einen Schüler, wenn nicht als einen Korrektor Bismarcks fühlt. Der sich einen Wandspruch übers Bett hängt, aus Fußende hin zu bequemem Studium: Verdienen wird mit dem großen F geschrieben. Der Neudeutsche, der nach Art der Emporkömmlinge anmaßend ist im Familienkreise des Volkes, weil er Hut, Stock und Handschuhe fast schon so zu tragen glaubt wie der richtige Engländer, und der buckelt und kriecht, der sein geschwellt patriotisches Herz auf einmal lautlos zusammendrückt wie einen Gummiball, sobald ihm von außerhalb irgend eine Gelegenheit gnädig winkt. Dieser Deutsche, der keinerlei tiefere Bedenken hat, wie's gemacht wird, wenn's nur gemacht wird, das Geschäft — der konnte sich wohl schwerlich den Sinn für den so tief und voll mit Imponderabilien durchsättigten Begriff einer Heimat bewahren. Auch mit der Heimat wußte er — warum denn nicht? — sein Ramschgeschäft einzuleiten. Die alten engen Verhältnisse, heraus aus ihnen, auf Abbruch mit dem Gerümpel, ein wahrhaft „trautes Heim" oh! das sieht ja ganz anders aus. Und so ging denn unter der Parole: erweitere deine Stadt, schmücke dein Heim, dein Haus, deinen Garten, „verschönere" die geduldige Natur — ein Kampf los wider so ziemlich alles, was uns als „Heimat" ans Herz gewachsen war. Ein Kampf für das mit Stuppgefühlen assoziierte „Heim" im weiteren Sinne, ein leider nur zu fruchtbarer Kampf geistigen Parvenüwesens gegen wirkliche Kultur.

Man wird einwenden, so rechtschwarz, wie der Neudeutsche hier vorangestellt wird, sei er gar nicht. Wäre er das, so hätte er weder die wirtschaftlichen, noch die politischen Großtaten der letzten Jahrzehnte zu vollbringen und zu nutzen gewußt, zu nutzen doch auch im ethischen Sinne einer vorbildlichen sozialen Reform. Aufgaben, für deren Lösung noch keine nennenswerte Ueberlieferung vorlag, sind mit großer Energie zu lösen begonnen worden, von dieser selben als minderwertig geschilderten Generation. Das ist richtig. Aber ich sagte ja: es sei ein Problem, verwickelter vielleicht als alle nationalen Entwicklungsprobleme unserer Vergangenheit, diese jüngste Entwicklung auf eine überzeugende Formel zu bringen. Wer geneigt ist, der Größe und dem unvergleichlich gesteigerten Lebensrhythmus des Maschinenzeitalters dankbar zu huldigen, der fühlt sich von einer Fülle seiner Lebensäußerungen, gerade derer, in denen das neue, das moderne Leben seine feineren Kulturwerte ausprägen sollte, gröblich abgestoßen und, am Niederschlag der Vergangenheiten gemessen, verarmt. Was soll er nun tun? Die Waffen strecken? Ein Lamento erheben über die Entartung der bösen Zeit und sich träumerisch ins Vergangene flüchten? Wir sind keine traumseligen Romantiker, sind an der scharfen Luft des geschäftigen Heute herangewachsen, wir fühlen uns stark genug zum Kampfe wider das, was uns im Wesen dieses Heute nicht gefällt. Wir treten in diesen Kampf mit Ideen, wie sie uns die Geschichte unseres Volkes, die große geistige Rüstkammer einer jeden streitbaren Generation, in vielfältiger Abwandlung darbietet. Ideen, die sich auf das eine [illegible] ethisch-ästhetische Ideal verdichten lassen: daß der Schein dem Sein zu entsprechen habe. Das ist ein sehr [illegible], ein außerordentlich fruchtbares Ideal in der Hand und, wo nötig, auch in der Faust dessen, der mit ihm umzugehen weiß. Und [illegible] nicht zum Schaden, sondern zum Gewinn, wenn es als ein [illegible]

Waffe nur zur **Verteidigung** von denen gehandhabt wird, die sich jüngst im Zeichen des Heimatschutzes zum Bunde geeint haben.

*

Im Jahre 1897 veröffentlichte Ernst **Rudorff** in den „Grenzboten“ mehrere Aufsätze, die, vier Jahre später, erweitert in Buchform*) erschienen, den Widersinn unserer Nützlichkeitsfanatiker mit leidenschaftlicher Beredsamkeit darlegten und zur Abwehr durch einen Bund aufforderten. Rudorff war von der Entstellung der Landschaft durch Verkoppelungen der Gemeindegüter, durch einseitig rationelle Forstwirtschaft und dergleichen zu seinem Mahnruf gedrängt worden. Vom Innern des Hauses her kam ihm sehr bald danach Paul **Schultze-Naumburg** mit verwandten Reformgedanken entgegen; dessen Programm erweiterte sich dann schnell von dem einer „Häuslichen Kunstpflege“ zu dem von „Kulturarbeiten“ in Stadt und Land. Als Maler hatte er ein geschultes Auge für den Reiz der Landschaft, hatte er zugleich das Bedürfnis, das, was der Logik des beschreibenden, vergleichenden Wortes an Wirkungskraft fehlt, durch unmittelbare Anschaulichkeit der Formen vor das Urteil des Auges zu bringen. Seine illustrierten Aufsätze vom guten und schlechten Bauen, die seit dem Oktober 1900 im „Kunstwart“ veröffentlicht wurden und heute in mehreren Bänden gesammelt sind,**) machten auch dem Blindesten verständlich, welche Barbarei, welche Anarchie des Geschmackes über uns hereingebrochen war. Seine resolute Methode des Beispiels und Gegenbeispiels, seine glücklich satirische Ader, die ihn das dürre Schulmeisterhandwerk mit ausdauernder Frische und schlagfertiger Polemik überstehen ließ, haben Tausende aufgerüttelt. Dank seiner unablässigen Arbeit und unverwüstlichen Arbeitskraft, die übrigens sehr bald von den Stimmführern der öffentlichen Meinung anerkannt und unterstützt wurde, ist heute ein Resonnanzboden im Volke für die Ideen einer ästhetischen Heimatskultur, für das Ideal eines Heimatschutzes da.

Rudorff und Schultze gingen von ästhetologischen Gründen aus. Aber auch auf Seiten der Naturwissenschaft gab es Interessenten mit gewichtigen Gründen. Auch ihre Welt, so hat es Professor H. **Conwentz** in zahlreichen Vorträgen ausgeführt, vor allem die Welt organischen Lebens, ist im Ab- und Aussterben. Fauna und Flora werden, zum Teil ganz zwecklos und widersinnig, entweder direkt oder indirekt durch die Vernichtung ihrer Lebensbedingungen ausgerottet. Seltene geologische Formationen, charakteristische Wasserläufe werden zerstört. Der Kulturhistoriker tritt herzu und klagt über die pietätlose Niederlegung nationaler Denkmale, er ruft nach der Zwangsjacke, um den erschrecklichen Wahnsinn unserer „pietätvollen Restaurierungen“ toter Bauten ein- für allemal dingfest zu machen. Der Volkswirtschaftler verlangt Einschränkung der Unternehmungsfreiheit dort, wo außer den Geldinteressen Einzelner ein wirtschaftliches Interesse der Gesamtheit als ein übergeordnetes besteht. Ihm schließt sich der Forscher der Volkskunst in ihren fahrenden Stücken an: die hohe Fertigkeit, die einst die handwerklichen Kleinmeister in Dorf und Stadt selbst an den bescheidensten Stücken täglichen Bedarfs bekundeten, diese Fertigkeit, die dem Auslande gegenüber einen schier unerschöpflichen wirtschaftlichen Wert darstellt, weil sie immer wieder aus dem Nichts heraus künstlerische Werte schafft, sie soll geschützt und gefördert werden.

Durch einige Beispiele aus der Praxis seien diese abstrakten Sätze belebt. Man gehe durch eine unserer zahlreich gewordenen Großstädte, und zwar durchs stolze „neue Viertel“. Schnurgerade Straßen, in denen ein beständiger „Zug“ herrscht, der die Bazillen mitsamt dem Staub in die Höhe und in die Häuser wirbelt. Dann diese neuen Häuser, diese stilvollen Architekturen aus den letzten vierzig Mietsjahren, diese prunkenden Kästen mit der Konstruktion von Zuchthauszellen und der Dekoration von Palästen à la Louis in deutscher oder italienischer Stuckrenaissance. Man trete in die Stuben ein: da blüht der Imitationsschwindel in Stuck, „marmoriertem“ Estrich, gemalter Eichenmaserung an den Türen, goldbronzierten Kandelabern u. s. w. lustig weiter, vom Hausrat ganz zu schweigen. Wir gehen aufs Land hinaus: da baut der Bauer sich aufs freie Feld hinaus ein massives städtisches Wohnhaus, zweistockhoch, da siedelt sich der sächsische Rentner in einem imitierten Schweizerhause oder einer italienischen Villa am Elbufer an, da grüßt uns auf felsiger Höhe der großstädtische Bierpalast mit weithin leuchtenden Reklametafeln für die Güte seiner preiswerten Verköstigung. Da baut die Regierung mitten in den dichten Wald hinein steinerne Forsthäuser, die doppelt so teuer sind, als die hölzernen von einst und halb so praktisch. Der sächsischen Regierung gebührt das Verdienst, als die erste auf die Verwendung des ortlich gegebenen Baumaterials gedrungen zu haben. Man merkt, wie solche Selbstverständlichkeiten in Vergessenheit und Verg[illegible] geraten konnten.

Der Wald — es ist nicht übertrieben, wenn behauptet wird: [illegible] des heutigen deutschen Volkes [illegible] Zu Totenruh und der [illegible] auch auf [illegible]

[illegible] noch die [illegible]

[illegible]

beiden zusammen. Buchen, Eichen, Ulmen, Erlen, Eschen schätzt der Fiskus nicht sehr, sie wachsen ihm zu langsam und brauchen zu viel Platz, lassen sich nicht so schnurgerade regulieren wie die geduldige Kiefer, dieser musterhafte Staatsbürger des Waldes. Die Folge davon ist, daß die vorhandenen Bestände an Laubholz immer kleiner werden, und daß wir bei dem zweifellos stetig zunehmenden Bedarf an edlen Hölzern unser Geld ins Ausland werden tragen müssen. Denn: wie wird heute „durchgeforstet?“ Wer kennt sie nicht, die öden, rattenkahl geschornen Triebflächen des Waldes? Es ist wirklich etwas vom widernatürlichen „Abtreiben“ einer unausgereiften Frucht dabei. Das Unterholz, die Pflanzendecke mit ihren Moosen verkümmert, die Tierwelt geht ein, das Wasser aus den Tiefen bleibt aus. Der alte deutsche Wald mit seinen heimeligen Zwischenarten: dem wilden Apfel, der wilden Birne, der Eberesche, dem Hasel- und Hollunderstrauch mit einer ganzen Menge von wilden nicht nur, sondern auch von sehr harmlosen Kleintieren und zum Teil schönen und eigenartigen Pflanzen ist uns heut schon eine Sage geworden. Wir fragen: Muß das sein? Könnte nicht an günstig gelegenen Orten hanfiger, als es jetzt geschieht, solch ein Stück ursprünglicher Waldnatur der Allgemeinheit als Anschauungsobjekt erhalten werden?

Auch am Wasser und seiner Erhaltung sind wir alle beteiligt. Weniger, weil wir alle gern Forellen und Krebse essen, das werden auch in Zukunft Leckerbissen für die Gutgestellten sein — aber weil es eine gar köstliche Erfrischung ist, am Ufer der Quelle, des Baches, des Stromes und des Sees zu spazieren und zu sinnieren nach des Tages oder Jahres Arbeitslast. Weil ein Gewässer, das nur auf seine Trieb- oder Reinigungskraft hin gewertet und genutzt wird, seinen sozialen Aufgaben mehr oder weniger entzogen wird. Ein Wasserfall, wie der zu Schaffhausen, die Fälle zu Trollhätta in Schweden z. B. sind Denkmale der Natur, und ihre unversiegliche Schönheit sollte auch für kommende Geschlechter bestehen bleiben, anstatt für ein Spottgeld irgend einem Konsortium zur industriellen Ausnützung verhandelt zu werden. Liegt aber ein starkes sozialwirtschaftliches Interesse an der Ausnützung einer Naturkraft, wie der eines Wasserfalles vor — warum, so fragte Professor **Fuchs** in seiner Ansprache am Gründungstage mit Recht — warum verstaatlicht man solche Naturkräfte nicht? Die Abwässer der Fabriken verpesten Flüsse, Ströme und Seen, die Elbe bei Dresden z. B. scheint in manchen schönen Sommerwochen die Funktion einer Riesenkloake mit der eines Kanals verbunden zu haben, so daß man sich aus Gründen der Reinlichkeit scheut, ein Bad zu nehmen. Ihre Ufer im Bereiche der sächsischen Schweiz, einst eine Sehenswürdigkeit Deutschlands, sind durch zahllose Steinbrüche weithin ihrer ursprünglichen Naturschönheit beraubt. Und doch wäre es ein leichtes gewesen, schon vor fünfzig Jahren der Zerstörung Einhalt zu tun, indem man die Steinbrüche in die vielen, ebenso günstig erreichbaren Seitentäler verwies. Jetzt hat die Regierung diese Anordnung getroffen, und auch die verschiedenen Anschläge auf die Zerstörung der Bastei durch allerhand Drahtseil- x. Bahnen siegreich abgeschlagen. In Frankreich ist der dort bestehenden Parallel-Gesellschaft unseres Bundes vor kurzem durch private Einsprache ein ähnlicher Schutz der Natur geglückt: die Quelle des Lizon im Jura war in Gefahr, durch den Bau eines Elektrizitätswerkes aller Schönheit verlustig zu gehen. Nun hat der Industrielle seine hydraulischen Anlagen etwas bescheidener im Hintergrund gehalten, und es geht auch so.

Ein besonders trauriges Kapitel ist das der Restaurierungen unserer heimatlichen Kulturdenkmale. Was hier gesündigt worden ist und gesündigt wird, ist schlechthin unbeschreiblich. Zwei Fälle haben ja die Oeffentlichkeit stark beschäftigt: der Ausbau des Meißner Domes und die Restaurierung des Heidelberger Schlosses. Der letztere Fall steht eben wieder neu zur bitteren Aussprache: weil man die Ruine nicht erhalten kann laut dem Gutachten der Sachverständigen, will man sie, so bestimmt die badische Regierung, mit einem einstweiligen Aufwande von 650.000 Mark zum Teil erneuern. Eine Ruine erneuern — ist solch ein Unsinn faßbar? Ein neues Untergeschoß und ein teilweises Dach soll sie bekommen, dann sei sie wieder „wie neu“ und könne getrost noch ein paar hundert Jahre leben, so behaupten die Projektenmacher. Dem braven Meißner Dom werden nun richtig die beiden Zakentürme aufgesetzt, trotzdem er so wenig wie das Heidelberger Schloß noch lebendig ist und also auch keine neuen Formen ansetzen kann. Was soll das alles? Was für ein toter Zeitgeist spricht aus diesen und hundert ähnlichen Tatsachen, die in der Stille gelangen und genau so widersinnig, ja wahnsinnig an[illegible] und von [illegible] werden beklagt werden. Zur archäologische [illegible] jeder „Gebildete“ weiß, wie [illegible] in Rom, Griechenland und [illegible] Kulturmonumenten das [illegible] und den Denkmalen unserer [illegible] Gewalt[illegible] sie zu erhalten.

[illegible] Beispiele [illegible] anführen, sie [illegible] Bundes zum

[illegible] auf den Plan getreten; [illegible] verwandten

[illegible] des Reiches [illegible] und verlangs-

vollen Anordnungen der sächsischen Regierung sprachen wir schon. In Hessen besteht seit dem Jahre 1902 ein weitgehendes Schutzgesetz, außer für Kultur- auch für Naturdenkmale im Privatbesitz. In Preußen gibt es ein Gesetz gegen die Verunstaltung der Landschaft durch Reklamen, das nur leider nicht streng genug angewandt wird. In Oesterreich haben die Statthaltereien die vorhandenen Naturdenkmale einstweilen inventarisiert; die, welche nicht erhalten werden können, sollen wenigstens im Bilde dauernd festgehalten werden. Für die Erhaltung der organischen Welt sind Reservationen nach amerikanischem Muster in Aussicht genommen.

Die staatliche Hilfe ist gut, aber sie hebt die Notwendigkeit der Selbsthilfe nicht auf. Auch die beste Regierung muß fehlgreifen, wenn sie den Willen derer, denen geholfen werden soll, nicht kennt und von ihnen nicht unterstützt wird. Zum Zwecke der Zentralisation dieses allgemein gewordenen Willens, zum Zwecke seiner freien kulturpolitischen Betätigung ist am 30. März d. J. der Bund „Heimatschutz" in Dresden gegründet worden. In seinem Vorstande sitzen Männer, deren Namen eine gedeihliche und wirksame Entwicklung verbürgen. Neben Schultze-Naumburg, dem Vorsitzenden, Staatsminister Freiherr v. Feilitzsch, Professor Heinrici, Theodor Fischer, Conwentz, Brinkmann-Hamburg, Fuchs-Freiburg u. a. m. Der Geschäftsführer Rob. Mielke, Charlottenburg, Römerstraße 18, erteilt Interessenten gern Auskunft. Wer irgend mit dem Herzen am Bilde seiner Heimat, mag er sie nun im Schatten seines Kirchturms, seiner Berge oder in den Sprachgrenzen seines Volkes sehen — beteiligt ist, wem der Abglanz und Niederschlag einer ausschweifenden kapitalistischen Entwicklung oder wem die Fahrlässigkeit und der Stumpfsinn der jetzigen Generation das Bild dieser Heimat trübt, der halte sich zu denen, die im Bewußtsein eines ethisch-sozialen Ideals für die natürliche Entwicklung, für den energischen Schutz der Heimat verbündet sind.

Dresden. **Eugen Kalkschmidt.**

Eine ungelöste Porzellanfrage.

Gestehen wir es uns nur ganz offen ein: es gibt heutzutage keinen einzigen Menschen, der uns über das alte venezianische Porzellan zufriedenstellend, geschweige denn erschöpfend orientieren könnte. Und doch wäre dies in einer Zeit, die in so ausgesprochenem Maße dem alten Porzellan und seiner Geschichte ihr Interesse zuwendet, geradezu die wichtigste Frage, da ohne ihre Beantwortung die Grenzen des ältesten Meißner Porzellans, sowie des Altwiener Porzellans der du Paquier'schen Periode nicht endgiltig abgesteckt werden können.

Die Anregung, die im folgenden gegeben werden soll, wird hoffentlich nicht auf unfruchtbaren Boden fallen. Die Beschäftigung mit dem alten Porzellan hat allmählich einen Umfang angenommen, die der Porzellanliebhaberei aus der Zeit August des Starken nicht mehr allzusehr nachsteht, und eine rückläufige Modeströmung ist noch auf absehbare Zeit nicht zu befürchten. Jetzt wäre somit die günstige Gelegenheit, ein Unternehmen in Angriff zu nehmen, welches wenigstens vom theoretischen Standpunkte wichtiger wäre, als alle Porzellanausstellungen, die noch veranstaltet werden könnten.

Ueber Alt-Meißen hat uns das letzte Jahrzehnt die reichhaltigsten Aufschlüsse gebracht: der Dresdener Ausstellung von 1899, welche die großartige Dresdener königliche Porzellansammlung in willkommener Weise ergänzte, folgten die inhaltreichen Publikationen von Berling und Zweig nach und E. Zimmermann ist soeben mit einer großartigen Materialkenntnis ausgerüstet an der Arbeit, dieses Kapitel in der besten Weise abzuschließen. Alt-Wien haben wir kürzlich in den wohlvorbereiteten Ausstellungen von Troppau (1903) und namentlich von Wien (1904) in eingehender Weise zu studieren Gelegenheit gehabt, und die im Anschluß an die letztgenannte Ausstellung geplante große Prachtpublikation von Braun und Folnesics wird voraussichtlich auch auf jene einschlägigen Objekte Bezug nehmen, die für die Ausstellung unerreichbar waren. Auch die Manufakturen von Ludwigsburg, Fürstenberg und Böhmen hatten bereits ihre retrospektiven Ausstellungen und für die Thüringer Fabriken wird ein Rück- und Ueberblick im großen Stile vom Leipziger Kunstgewerbemuseum geplant; andere Porzellanerzeugungsstätten des 18. Jahrhunderts werden ohne Zweifel bald auch ihre zeitweiligen Sammelpunkte finden. Sogar die Frage der Hausdekorateure, die in der Geschichte unseres Porzellans schon so viel Verwirrung hervorgerufen hat, geht ihrer Lösung entgegen, da in dieser Beziehung das Erscheinen eines ausführlichen Buches bevorsteht.

Wie steht es aber mit der drittältesten europäischen Hart-Porzellanfabrik? Die wenigen geschichtlichen Notizen über die Fabrik von Venedig werden ohne weitere Prüfung von einem Buche zum anderen geschleppt, und über die Arbeiten selbst sind wir noch gar sehr im unklaren. Was man nicht bestimmen kann, das sieht man für Venedig an, und die recht willkürliche Zuteilung findet eine Unterstützung in der Tatsache, daß die signierten, alten Venezianer Porzellane keinen einheitlichen Charakter aufweisen, sondern fast ebenso mannigfaltig sind, wie das älteste Meißen oder das älteste Wien. Am nächsten liegend könnte es etwa erscheinen, nähere Auskünfte in den oberitalienischen Sammlungen zu suchen. Aber weder Venedig (Museo civico e Correr), noch Mailand (Museo archeologico ed artistico im Sforza-Kastell und Museo Poldi Pezzoli), noch Turin (Museo municipale), oder Genua (Museo Brignole-Sale) beherbergen so viele Objekte, daß sie auch in ihrer Gesamtheit eine erschöpfende Orientierung geben könnten. Das meiste ist eben schon längst in alle Windrichtungen verschleppt worden; das alte Porzellan bildete eben — etwa neben den alten Spitzen — das beste Andenken, das sich der Kunstfreund unter den zahllosen Fälschungen der Lagunenstadt auswählen und mitbringen konnte.

Und doch ist es unumgänglich notwendig, die ältesten Porzellanerzeugnisse Venedigs wenigstens für eine kurze Zeit an einem Orte zusammenzubringen. Bei dem über alle Länder zerstreuten Material sind die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, das nur im großen Maßstabe veranstaltet werden müßte, keineswegs zu unterschätzen. Die Versendung von zahllosen Fragebogen an sämtliche europäische Museen und Sammler wäre die erste Arbeit, um überhaupt erst festzustellen, wo sich überall Porzellane finden, die venezianischen Ursprungs sind oder die man wenigstens dafür hält. Reisen von Fachleuten wären hierauf nicht minder erforderlich, um einen Ueberblick zu gewinnen und eine wenigstens beiläufige Sichtung vornehmen zu können. Unsere Museen und Sammler würden einen derartigen Plan gewiß nach allen Richtungen fördern, sind sie doch zum großen Teile mit interessiert, da sie nur auf diesem Wege endgiltige Aufschlüsse über ihren Besitz erhoffen können.

Schon jetzt steht es außer Zweifel, daß wir durch eine solche Unternehmung die größten Ueberraschungen erwarten können, zumal ja selbst die venezianischen Porzellanmarken noch zum guten Teile sozusagen in der Luft hängen. Eigenartige Dekore werden sich dann im Zusammenhang offenbaren, originelle Farbenkombinationen werden in Gruppen zusammengefaßt werden können; denn das eine dürfte bereits jetzt feststehen, daß Venedig neben vielen Ableitungen und Vergröberungen von Meißner oder Wiener Motiven auch viel auf eigene Faust experimentiert hat, wenn sich auch vorläufig bei markenlosem Porzellan noch nicht alle Details feststellen lassen.

Es frägt sich nun: Wer hätte die Arbeiten einer großen venetianischen Porzellan-Ausstellung auf sich zu nehmen? Die naturgemäße Antwort darauf lautet: Italien. Aber die lieben Italiener sind schon so verwöhnt, daß sie das Selbstverständliche nicht mehr selbstverständlich finden. Hat sich doch die französische und englische, namentlich aber die deutsche Kunstgeschichte schon seit vielen Dezennien aller italienischen Kunstfragen so intensiv angenommen, daß den Italienern kaum noch etwas zu tun übrig blieb. Und dieselbe bequeme Politik, wie auf dem Gebiete der hohen Kunst, scheinen sie auch in der Geschichte des Kunstgewerbes befolgen zu wollen, sonst hätten wir z. B. schon längst grundlegende und abschließende Werke über die italienischen Renaissancebronzen, über die alten venetianischen Gläser, über Holzintarsien, Steinmosaiken, Goldbrokate oder dgl., was leider noch immer nicht der Fall ist. Es wäre gewiß eine Ehrensache für Italien, das an der internationalen Kunstforschung einen so geringen Anteil nimmt, wenigstens einen Teil der eigenen Angelegenheiten zu erledigen. Mit dem venezianischen Porzellanproblem ließe sich umso besser ein Anfang machen, als gerade für derartige Projekte bereits gelungene Präzedenzfälle vorliegen. Vielleicht erweitert man sogar auch das Programm und schließt auch die Erzeugnisse der anderen alten italienischen Porzellanfabriken von Doccia, Capo di Monte, Le Nove, Vinovo, Este u. a. an, um auf einen Schlag das nachbarliche Gebiet mit zu erledigen.

Aber nicht nur eine Ehrensache, auch ein Gebot der Klugheit empfiehlt die Verwirklichung der skizzierten Unternehmung. Das Ausstellungswesen verlangt bekanntlich möglichste Abwechslung, und die großen venezianischen Kunstausstellungen, die alljährlich wiederkehren, scheinen nicht mehr genügend Anziehungskraft auszuüben, da man es sonst kaum nötig hätte, die internationale Reklame für diese Fälle durch Preise anzuspornen. Eine große Porzellanausstellung — etwa auch verbunden mit einer Ausstellung altvenezianischer Gläser — wäre dagegen in Venedig etwas Neues, das die weitesten Sammlerkreise zu einem Ausflug an die Adria veranlassen möchte. Ueber die nächste Absicht hinaus könnte aber damit zugleich eine Großtat von bleibendem Werte vollbracht werden, auf die man in der Geschichte des Kunstgewerbes immer wieder hinzuweisen hätte.

Aber noch von einem anderen Standpunkt wäre es ein Gebot der Klugheit, eine italienische Porzellanausstellung ins Leben zu rufen. Das herrenlose unbezeichnete Porzellan der europäischen Frühzeit wird, so weit es hervorragend ist — man braucht kein Prophet zu sein, um dies vorauszusagen — in nicht zu ferner Zeit zwischen Meißen und Wien aufgeteilt sein, und nur die schlechten Stücke, die weder Meißen noch Wien reklamiert, werden für Venedig übrig bleiben, so daß dieses Gefahr läuft, eine Art Salon der Zurückgewiesenen, eine Ablagerungsstätte für allerhand minderwertige Produkte zu werden und somit vielleicht auf lange Zeit hinaus in schlechten Ruf zu kommen, bis sich schließlich doch ein Venezianer zu einer Ehrenrettung wird entschließen müssen, die dann um so schwieriger sein wird, da er einerseits festgewurzelte Vorurteile zu bekämpfen haben wird und andererseits auf sich allein angewiesen sein wird, während bei der gegen-

wärtigen Modeströmung die ganze Kulturwelt zur freiwilligen Mitarbeit bewogen werden könnte.

Wenn sich aber trotz alledem Venedig zu einer solchen Tat nicht entschließen könnte? Wenn das dolce far niente den Sieg über noch so verlockende Perspektiven davon trüge? Was dann? Dann wird eben das deutsche Volk auch in dieser Angelegenheit die Zügel selbst in die Hand nehmen und an einem anderen Orte, am besten in Wien oder in Dresden, die an der Abgrenzung der Interessengebiete zunächst beteiligt sind, eine Ausstellung von altem italienischen Porzellan in großem Stile ins Auge fassen müssen. Wollen wir hoffen, daß der hiemit gegebenen Anregung die entscheidende Tat recht bald auf dem Fuße folgen möge.

Reichenberg. **Dr. Gustav E. Pazaurek.**

Photographie und Sittlichkeit.

Der Leser erschrecke nicht. Wir beabsichtigen nicht, die begrabene Lex Heinze aus ihrer hoffentlich dauernden Ruhe zu erwecken und wollen überhaupt nicht von dem Mißbrauch, den die Photographie im Dienste der Unsittlichkeit tatsächlich erleiden kann, sprechen. Vielmehr wollen wir die Aufmerksamkeit darauf lenken, wie bei durchaus zulässiger, juristisch und polizeilich selbst für den Strengsten unangreifbarer Handhabung die Photographie für die Sittlichkeit im höheren Sinne sehr viel größeren Schaden mit sich bringen kann, als es irgend durch die Ausstellung eines anstößigen Bildes geschehen mag. Auch nehmen wir dabei die Photographie nur als die wichtigste Einzelvertreterin der Augenblickskünste, wie wir alle jenen Formen der Technik nennen möchten, die einen einzelnen Moment in seiner vollen Realität und seiner absoluten Porträtähnlichkeit festzuhalten und zu verewigen imstande sind. Photographie in diesem Sinne kann auch das Interview geben oder erst recht die Aufzeichnung gelegentlicher Aeußerungen; Photographie in diesem Sinne kann die zu weit gehende Benützung eines wirklichen Modells in der bildenden Kunst so gut, wie im Roman oder im Drama genannt werden.

Es ist schon lange her, daß Goethe im Gespräch mit Eckermann seine Bedenken darüber aussprach, wie die dichterische oder überhaupt die künstlerische Persönlichkeit sich entwickeln solle, seitdem eine immer weiter greifende Oeffentlichkeit sie in ihrer sicheren Entwicklung gefährde. Keine Blume erträgt ununterbrochene Belichtung. Ein gelegentliches Dunkel, ein gelegentliches Eintauchen in die Nacht, ein gelegentliches Vergessenwerden hat noch bei jeder wahrhaft gesunden Entwicklung folgenreich und wohltätig gewirkt. Nun bedenke man, wieviel Persönlichkeiten heutzutage dieser Wohltat einer gelegentlichen Verdunklung absolut beraubt worden sind! Der Fürst tauchte sonst wenigstens erst von dem Augenblick an, wo er auf den Thron stieg, in das allgemeine Sonnenmeer. Bis dahin stand er hinter den Kulissen und wurde nur gelegentlich auf Augenblicke sichtbar. Jetzt zieht sich eine photographische Kontinuität von seinen ersten Säuglingstagen bis zu seinem Totenbette und nur ganz wenige Augenblicke von fast bürgerlicher Intimität sind dem Kodak und dem Photographen entzogen geblieben. Das ganze Leben wird gleichsam automatisch auf das Papier geworfen. Wie der Pulsschlag seine Kurven auf die dazu bestimmten Papierstreifen zeichnet, so werden die sämtlichen Schatten, die ein fürstliches Leben im Sonnenschein auf die Erde wirft, in sklavischer Treue festgehalten. Eine Existenz, die man sonst nach ihren hervorragenden Momenten in einem großen Sinne aufzufassen vermochte, löst sich nunmehr ganz und gar auf in eine Kette von oft genug bedeutungslosen Augenblicksbildern, die sich doch wichtig genug machen, um dem Gegenstand dieses beständigen Photographiertwerdens jeden Augenblick der Versenkung in sich selbst zu verderben.

Man braucht aber nicht einmal ein Fürst zu sein, um von der Wiege bis zum Grabe seine photographischen Schatten zu werfen. Das gelesenste Wochenblatt verewigt jede Exzellenz im Kreise ihrer Familie, und so tritt auch schon die Dynastie der Ministersöhne und der Wirklichen Geheimratstöchter in die Kontinuität der Redaktion ein. Das Kind, das doch wahrlich ein gutes Recht darauf hat, noch nicht von der Zudringlichkeit dieser reporterhaften Neugier belästigt zu werden, wird bereits an das Tageslicht gezerrt, und es wird vielleicht nächstens ein Punkt der Charakterzeichnung unserer Gymnasiasten sein, ob sie bereits in der „Woche", wenn auch nur als Statisten, figuriert haben oder nicht.

Auf der anderen Seite ist es eine völlig entgegengesetzte Menschenklasse, über deren Beliebtheit bei den Photographen in jedem Sinne des Wortes wir zu klagen haben. Oft genug hat man es schon gerügt, [illegible] Bilder in den Zeitungen, durch ausführliche [illegible] Schilderung verbreiteten Photographien in [illegible] werden, und wer hat es vielleicht nicht mit Unrecht vermutet, daß mancher nicht zum wenigsten auch durch derartige Huldigungen auf den kriminalistischen Weg des großen Verbrechens gedrängt worden sei. Jedes hat man doch schwerlich früher auch nur im „New York Herald" eine Ahnung davon gehabt, wie weit [illegible] getrieben werden wird. Vor mir liegt eine illustrierte italienische Zeitung, in der nicht nur ein berühmter sardinischer Brigant in der Mitte der ihn verhaftenden Karabinieri photographiert worden ist, sondern in der sogar ein anderer, der im Kampfe fiel, als Leiche dargestellt ist, während die Wächter der öffentlichen Ordnung um den blutigen Körper herumgelagert dem photographischen Apparat in die starren Augen sehen. Das scheint mir denn doch eine Roheit, von der sich jene Epochen, die so gefühlvoll den edlen Verbrecher auf die Bühne schleppten, niemals etwas hätten ahnen lassen; eine Roheit, die vielleicht größer ist, als die irgend in den so viel gescholtenen Vivisektionen entfaltete. Freilich muß es wohl Männer geben, die solche Vivisektionen nicht grausam finden, wenn sie an ihnen selbst ausgeübt werden. Und wenn jener Jude bei Fritz Reuter fragt, ob Photographieren nicht weh tue, so scheinen Generalfeldmarschälle selbst bei dem ununterbrochensten Erleiden dieser Operation jene Frage energisch zu verneinen.

Aber es ist nicht nur die extensive Ausdehnung des Photographierens — es ist vielmehr auch die intensive, die zu ernstlichen Bedenken Anlaß gibt. Wir haben in illustrierten Blättern betende Mönche in flagranti abgebildet gesehen, ganze Gebetsgemeinden sind dem Auge profaner Zuschauer vorgestellt worden und das Blitzlicht leuchtet immer zudringlicher in die intimsten Momente hinein. Wir sind überzeugt, Heinrich IV. hätte sich nach modernen publizistischen und auch politischen Anschauungen im Schloßhof von Canossa photographieren lassen müssen — nicht, um zum zweitenmal in effigie Buße zu tun, sondern im Gegenteil, um ja nicht den vollen Genuß seiner Askese zu verlieren. Photographierte Frömmigkeit und ausgehauene Familienliebe waren sonst eine Eigenart der italienischen Friedhöfe, und selbst an diesen sonderbaren Stätten des Erbschaftskultus wurde sie nicht ohne eine gewisse idealisierende Tendenz betrieben. Heutzutage hat jegliche Gefühlsergießung Anspruch auf eine ikonische Reproduktion, und ein fürstliches Brautpaar wird jedenfalls den ersten Kuß bildlich und wohl auch phonographisch festzuhalten für angezeigt erachten.

Was sind die Wirkungen dieser Art „dem Moment Dauer zu geben", die so himmelweit abliegt von jener Weise, ihn zu verewigen, die Goethe als die höchste Aufgabe der Menschheit ansah?

Die Wirkung liegt auf verschiedenen Gebieten. Da haben wir zunächst den gefährlichen Reiz zum Arrangieren. Es ist leider zu befürchten, daß die Brautphotographien nur der erste Schritt auf dem Wege gewesen sind, auf dem sich nach und nach unsere naiven jungen Gemüter in eine völlig feste Formensprache herkömmlicher Gesten verlieren werden. Man klagt so oft die Bühne an, wie monoton ihre Liebesszenen seien; ich glaube, die Bühne wird bald dem Leben erwidern können: „Bei dir sind ja die Formen der Liebesszenen noch viel stärker uniformiert als bei mir." In französischen Romanen niederster Ordnung ist neuerdings die widerwärtige Art der sogenannten „Illustrations après nature" aufgekommen: zur Illustration der erzählten Szenen werden lebendige Menschen verwendet, die in die betreffende Pose gebracht und so photographiert werden. Auf diese panoramische Technik, die unnatürliche Kunst und verkünstelte Natur so anmutig mischt, hat man jetzt in Paris sogar ein eigenes Journal gegründet. Diese Geschmacksverirrung ist nur ein Symptom dafür, in wie gefährlicher Weise der Roman im Leben und in der Dichtung sich naherücken, und zwar so, daß der Naturalismus in der Poesie, die Fiktion im Leben sich in gefährlichster Weise entgegenkommen. Solche Romanszenen, die sofort zur Illustration eines schlechten Buches benützt werden könnten, hat man vereinzelt auch schon früher gesehen; jetzt aber, wo alle Staatsbürger vor dem Kodak gleich sind, ist zu fürchten, die Unschuld photographisch ungünstiger Situationen werde mit der Zeit gänzlich aussterben. Wenn jeder, der einigermaßen eine Rolle spielt, sei es als Bräutigam oder auch nur als Minister, in die Lage kommen kann, sofort, wie er da eben gerade ist, vor einem Parkett von Königen und Lesern der „Woche" ausgestellt zu werden, so werden die Wenigsten noch den Mut haben, das verlangte freundliche oder auch tiefernste Gesicht nicht zu schneiden.

Aber dieser Reiz zum Arrangieren wirkt nicht bloß auf das Objekt. Gegen die Gesichtsräuber soll ja jetzt das höchst notwendige Gesetz zum Schutze des Rechtes am eigenen Bilde einige Vorsichtsmaßregeln schaffen. Es soll mindestens nicht jeder Kodakist sich jeden Moment seines lieben Nächsten zum öffentlichen Gebrauche aneignen dürfen. Aber die Gefahr bleibt bestehen, daß der Sammeleifer mindestens für die eigene Kollektion interessanter Momente in ihm jeglichen Rest von Diskretion [illegible] wird. Ein Detektiv ist immer ein Nichtgentleman und ein Augenblicksphotograph ist immer ein Stück Detektiv. Natürlich werden die feiner organisierten Naturen nicht das Allerärgste tun und werden sich genieren, jedem sich unbelauscht wähnenden Menschenkinde die Eingeweide nach außen zu kehren. Aber gerade bei interessanten Situationen ist die Versuchung doch groß, und wir haben schon manche Photographie der Liebhaber gesehen, die uns nicht gerade zu Liebhabern der Photographie hatte machen können.

Diese Art von photographischer Berufskrankheit ist nun freilich am wenigsten gerade auf die [illegible] Technik beschränkt. Im Gegenteil [illegible] der Reproduktion für das ewige Ohr der für das [illegible] Johann Peter Eckermann und Moritz Busch waren ja in ihren Indiskretionen [illegible]; aber man denke nur an die [illegible] Art, wie Edmond de Goncourt jegliches

Wort, das einem Genossen der Spartiatendiners entfiel, schnell nach Hause trug, um es nicht nur schwarz auf weiß zu besitzen, sondern auch den nichtsahnenden Plauderer damit vor der ganzen Mitwelt festzunageln. Diese Art, sich für seine Bücher Mitarbeiter zu schaffen, kann durch den kulturhistorischen Wert solcher Dokumente wohl entschuldigt aber nicht gerechtfertigt werden. Es gilt aber auch hier das alte Wort, daß man zuweilen den Verrat liebt, aber nie den Verräter. Oder man denke an das Buch, in dem Flörke jede von Böcklin harmlos hingeworfene Aeußerung, etwa über Adolf Hildebrand, aufgefangen hat, womit er ein doppeltes Unrecht tat, gegen den, über den nun ein zufälliges, durch irgendwelche besondere Umstände bedingtes Wort als einziges Urteil seines langjährigen Freundes dastand und gegen diesen langjährigen Freund selbst, der eine solche Aeußerung inter pocula natürlich nicht für den Druck bestimmt hatte. Man sieht hier wieder, wie unwahr gerade der Naturalismus sein kann. Diese Aeußerungen sind sicher durch und durch böcklinisch und enthalten doch sicher nicht „nur die Wahrheit und nichts als die Wahrheit" der Meinung Böcklins über Hildebrand.

Man wird immerhin sagen können: bei solcher Eckermanie liegt das moralisch Bedenkliche nicht in der Sache, sondern in der Person. Was Goncourt und Flörke in indiskreter und entstellender Weise taten, das hat Eckermann in künstlerisch tadelloser und menschlich ehrwürdiger Art geleistet. Aber es bleibt ein Bedenken, das gegen die Sache selbst spricht. Man hat früher von der Neigung unserer Zeit zum „Atomisieren" geredet; nicht ganz mit Recht, denn das Bedürfnis nach Zusammenfassung und Vereinigung ist gerade in unserer Aera sehr viel stärker, als die oberflächliche Beobachtung wähnt. Hier aber liegt wirklich ein „Atomisieren" im schlimmsten Sinne vor. Das Leben wird aufgelöst in einzelne Momente, die nebeneinander stehen, wie die Platten, aus denen sich der Mutoskop seine scheinbare Kontinuität holt, und diese einzelnen Augenblicke kommen dadurch zu einer völlig ungerechtfertigten Wichtigkeit. Mehr und mehr geht das Gefühl dafür verloren, daß es eben auf das Leben als ein Ganzes ankommt und daß der einzelne Augenblick nur insoweit eine höhere Bedeutung beanspruchen darf, als er wirklich für dieses Gesamtkunstwerk etwas bedeutet. Das ist der Unterschied zwischen einem Biographen und einem Interviewer. Der eine erklärt den Menschen aus seinen einzelnen Kundgebungen, der andere benützt den Menschen zu einzelnen Kundgebungen. Für diesen sind die doch immer dienenden, sekundären, nur im Zusammenhang zu betrachtenden Erscheinungen des Lebens der letzte Endzweck, und dem Betrachter so gut wie dem Dargestellten selbst geht darüber die Einheit des Lebens und der Lebensauffassung verloren.

Hier, glaube ich, liegt der schlimmste Konflikt zwischen der Photographie und der Sittlichkeit. Das ist immer der beste Schutz jeder höheren Sittlichkeit gewesen, daß man das Leben als ein Ganzes respektierte und daß man eben deshalb auch in jedem einzelnen Augenblick an das Ganze dachte. Wenn jetzt unser Dasein nicht weiter sein soll, als eine Reihe (man darf nicht einmal sagen: eine Kette, weil die Lückenlosigkeit ja doch nicht zu erreichen ist), eine Reihe von nebeneinanderstehenden Augenblicken und Augenblicksaufnahmen, so lohnt es sich wirklich nicht, einen höheren Sinn in einem solchen Leben zu suchen. Und so wird die lichtempfindliche Platte mehr und mehr den hellen Saal eines einheitlich beleuchteten Innern in eine Camera obscura verwandeln, in der die verschiedensten und widerstreitendsten Lichteffekte anarchisch aneinander vorbeihuschen.

Berlin. R. Emmery.

Bücher.

Karl Went v. Römö: Ein Soldatenleben. Erinnerungen eines österreichisch-ungarischen Kriegsmannes. Wien, Wilh. Braumüller, 1904.

Ein vielbewegtes Menschenleben, der Freudens- und Leidensweg eines echten Soldaten, der während mehr als vierzig Jahren Zeuge aller großen kriegerischen Unternehmungen seines Vaterlandes war, ist der Inhalt dieser Memoiren. 1842 als elfjähriger Knabe tritt Karl Went, der Sohn eines Offiziers in die Wiener-Neustädter Militärakademie. Nach sieben Jahren als „Unterleutnant minderer Gebühr" ausgemustert, wird er wenige Wochen später, nachdem er bei Livorno schon das erste Mal im Feuer gestanden, in Florenz von Radetzky angesprochen. Bald darauf nimmt er an einer Expedition Teil, die Garibaldi bis an die Grenzen San Marinos verfolgt und sieht die verschiedensten italienischen Garnisonen mit ihren Reizen und Gefahren. Die kurzen Friedensjahre führen ihn fast durch den ganzen Kaiserstaat und gründlich lernt er den behäbigen Dienst der guten alten Zeit. Schwere Tage folgen, er kämpft bei Magenta und Solferino. Dann kommen die Verwicklungen im Norden, er wird bei Oeversee verwundet und, bald wieder hergestellt, unternimmt der junge Hauptmann das Wagnis ohne Befehl, auf eigene Verantwortung mit nur 22 Jägern die dänische Insel Römö — deren Name er sich später, nach dreißigjähriger Dienstzeit als Adelsprädikat wählte — zu besetzen. Für diese Tat wird ihm keine Anerkennung, da ihr „an hoher Stelle keine Bedeutung" beigemessen wird. Aber unbeirrt trägt er die Leiden des Kriegers weiter, er steht vor Königgrätz und muß den beschwerlichen Rückzug nach Preßburg antreten. Dem Generalstab zugeteilt, wirkt er dann mit an der Reorganisierung der Armee, kehrt aber bald zum Truppendienst zurück. Ruhigere Jahre kommen und Sprosse für Sprosse steigt er auf der militärischen Ehrenleiter. Major in St. Pölten, wegen des Versehens eines Untergebenen nach Cattaro verbannt, Oberstleutnant in Innsbruck, Oberst in Jitschin und Theresienstadt, Brigadier in Linz, endlich nach Bosnien geschickt, wird dort der rüstige und diensteifrige Sechziger vom blauen Bogen erreicht, freilich auch mit dem Titel eines Feldmarschalleutnants und dem Ritterkreuz des Leopold-Ordens ausgezeichnet. Stets bestrebt, seine Fähigkeiten zu erhöhen, benützt er jede Gelegenheit und insbesondere die unfreiwillige Muße nach der Pensionierung zu weiten Reisen, überall sammelt er neue Kenntnisse, neue Erfahrungen. Und was er sieht, schaut er mit scharf beobachtendem Auge, was er erlebt, liefert ihm Stoff zu eingehenden Betrachtungen. Schließlich greift er zur Feder und schildert dies alles einfach, schlicht — lesenswert, wenn auch hie und da das private Detail überwuchert und der höhere Gesichtspunkt fehlt. Ein vielbewegtes Leben, vom Geschick begünstigt, bereichert durch mehrfachen Erfolg. Und doch klingt durch diese Erinnerungen eine traurige Note, die das Buch leider gerade zu einem echt österreichischen macht und die in manchem Kameraden eine gleichgestimmte Saite mitklingen lassen wird. —nk—

Revue der Revuen.

„Beilage zur Allgemeinen Zeitung." (Ausgabe in Wochenheften.) Anläßlich des kürzlich veröffentlichten zweiten Bandes von Taines Leben in seinen Briefen werden des großen Kunstgeschichtsschreibers Beziehungen zu Deutschland besprochen. Im Winter 1869/70 trug sich Taine mit dem Gedanken, seiner Geschichte der englischen Literatur ein Gegenstück in einer Charakteristik der deutschen Literatur von der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts bis auf seine Zeit zu geben. Im Sommer des Schicksalsjahres 1870 machte sich Taine auf, um eine mehrmonatliche Reise durch Deutschland anzutreten. Im Juni 1870 begab er sich zunächst nach Frankfurt a. M. und von dort nach Weimar und Dresden. Ueberall, wo er Empfehlungsbriefe abgab, wurde er auf das Liebenswürdigste willkommen geheißen. Die Kriegsgerüchte nahm Taine noch in einem am 9. Juli 1870 an seine Mutter gerichteten Briefe — nicht ernst; nur die Zeitungen seien schwarzfärberisch; im Privatverkehr seien alle von ausnehmender Höflichkeit; Ernst Curtius wolle im September nach Paris kommen. Taine gedachte von Dresden zu mehrwöchigem Aufenthalt nach Berlin zu gehen. Da rief ihn der plötzliche Tod seiner Schwiegermutter am 12. Juli 1870 nach Paris zurück. In die folgenden sieben Tage fiel die Emser Depesche und die Kriegserklärung. Die Ereignisse der kommenden Zeit, von der Invasion bis zum Frankfurter Frieden, bestimmten ihn, auf sein Vorhaben endgiltig zu verzichten: nous ne pouvons plus être impartiaux, erklärte er. Sein nächstes Lebenswerk galt der Erforschung der Anfänge des zeitgenössischen Frankreichs. Wie angelegentlich Taine sich bis dahin mit deutscher Dichtung und Wissenschaft beschäftigt hatte, wie tief der Einfluß Hegels, die kritische Methode von David Strauß und Theodor Mommsen auf den Werdenden gewesen, mag — wer das noch nicht aus seinen Schriften wissen sollte — aus seinen Briefen erfahren. Einer der lehrreichsten Belege in dieser Beziehung ist Taines, an den ihm damals persönlich unbekannten Gabriel Monod gerichtete Zuschrift, in der er auf die Frage des 1864 in der Ecole normale Studierenden, wo und wie er seine wissenschaftliche Ausbildung fortsetzen solle, rundweg erwiedert: „Wenn es sich darum handelt, zu beurteilen, ob ein intelligenter, in der besten französischen Schule aufgewachsener junger Mann gut daran tut, seine Erziehung in Deutschland zu vollenden, so kann ich ohne Besinnen nur Ja sagen." Die meisten großen historischen Forschungen hätten heute ihren Mittelpunkt und ihren Ursprung in Deutschland. Das sei unbestreitbar für das Studium des Indischen und Persischen, für die ganze Bibel-Exegese, für Griechisch und Lateinisch. Das gelte nicht in gleichem Ausmaß für die moderne Geschichte, da jede Nation, England, Frankreich u. s. w., ihre eigene Geschichtschreibung habe, aber selbst auf fremdem Boden, in der italienischen, provenzalischen und spanischen Geschichte leisten die Deutschen ebenso viel wie die Einheimischen. Diese Ueberlegenheit habe zwei Gründe: erstens seien sie Philologen, die allerwärts strenge Kritik an den Urtexten üben; zweitens hätten sie philosophische Bildung. Minder günstig lauten Taines Bemerkungen über die deutsche Dichtung und Dichtungsgeschichte.

„Munseys Magazine" bringt einen Aufsatz über die geradezu verblüffenden Resultate, die man in den Vereinigten Staaten beim Unterricht der Taubstummen und zugleich blinden Kinder erzielt. Welch unsagliche Geduld und Ausdauer es erfordert diese unglücklichen Geschöpfe der geistigen Finsternis zu entreißen und dem Verkehr mit der Außenwelt zugänglich zu machen, kann man sich ja denken. Es bedarf oft mehrerer Jahre um ihnen ein paar ganz primitive Begriffe beizubringen, die ihnen ja lediglich durch das Tastgefühl vermittelt werden müssen. So erwähnt der Aufsatz einen Knaben Tommy Stringer, der sieben Jahre dazu brauchte, um das Lesen der Blindenschrift zu erlernen. Einmal soweit, war aber auch alles gewonnen und heute besucht das Kind in Begleitung eines speziellen Lehrers, der ihm als Dolmetsch dient, eine öffentliche Schule und ist im Stande den Unterricht in allen Fächern zu folgen. Es ist durchaus nicht traurig oder gedrückt, sondern ganz so munter wie seine Altersgenossen.

Iwan Stowtschuk als Staatsbürger.

Von Klemens Junkerstein.

Der Pfarrer von Pintschowo war ein Radikaler und er verstand das staatsbürgerliche Bewußtsein bei den Angehörigen seiner Gemeinde zu erwecken. Offenbar verfügte er über wunderbare Worte [illegible] und Iwan Stowtschuk war ungemein erregt, als er die pfarrherrliche Wohnung verließ. Dunkelrote Flecke brannten auf [illegible] ganzen Bartstoppeln umrahmten Gesicht und die blauen [illegible] Augen waren verschleiert wie im Fieber. [illegible]

rend er hinkend durch die Dorfstraße ging, begann sodann dieses Gefühl unter der wohltuenden Einwirkung der frostigen Luft sich zu Gedanken zu kristallisieren.

Eine neue Zeit ist angebrochen — sagte er zu sich selbst — eine neue Zeit . . . .

Die Bauern tun sich zusammen, um sich aus der Bedrückung zu befreien, um ihr Los zu verbessern. . . . Auch die Herren von der Stadt nehmen sich der Bauern an und auch der Geistliche nimmt sich ihrer an . . . . „Deine Brüder kämpfen Schulter an Schulter“, sagt er zu mir, und da darfst du dich nicht ausschließen, Stowtschuk.“ „Und es ist eine Sünde, nur für sich allein zu leben“, sagt er zu mir. Und wie er zu sprechen versteht! Das Herz geht einem dabei auf, so spricht er. „Auch der Bauer ist ein Mensch, der ein Anrecht hat auf Glück und Wohlergehen“ . . . . .

Er bestieg mit Mühe eine Bankvorrichtung, um über den Zaun auf den Feldweg zu gelangen.

„Eine neue Zeit ist angebrochen“ — wiederholte er, indem er sich in die Höhe reckte und tief Atem schöpfte.

Dann ging er weiter.

Auch der Bauer ist ein Mensch und auch du, Iwan Stowtschuk, bedeutest etwas. Man schickt um dich, man disputiert mit dir, man legt Gewicht darauf, daß du in die Stadt zur Wahl gehst und die Stimme abgibst. „Das gibt's nicht“, sagt er zu mir, „du gehst hin, Stowtschuk, unbedingt gehst du hin.“ . . . .

*

Iwan Stowtschuk galt als Sonderling. Er wohnte am äußersten Ende des Dorfes, nahe am Walde, bebaute das Stück Feld, das er von seinem Vater geerbt hatte und kam unter die Leute nur, wenn er die Kirche besuchte. Die Stadt aber mied er wie die Pest, er mied sie, wie ein alter Hund das Gehöft des Schinders meidet. Hatte er notwendige Einkäufe zu machen oder insbesonders Steuer zu zahlen, so besorgte dies sein Weib und nach dessen Tode ein im zweiten Dorfe wohnender Anverwandter, den er eigens zu diesem Zwecke aufzusuchen pflegte.

In seiner Jugend war jedoch Stowtschuk nicht so menschenscheu gewesen. Im Gegenteil. Damals war er lebensfroh, er liebte lustige Menschen und ihre schönen Lieder, die ganze Welt erschien ihm schön und auch die Stadt war für ihn ein Ort voll herrlicher Wunder. Der Wendepunkt trat erst in seinem neunzehnten Lebensjahre ein.

Die Geschichte nahm ihren Anfang vor der Assentkommission in der Kreishauptstadt Kolomea. Der Regimentsarzt trat an Stowtschuk heran, fuhr ihm mit der Faust entlang der Rippen, geradeso wie es die Buben im Dorfe mit der Rolltür der Kapelle machen, und sagte:

„Derzeit waffenuntauglich!“

„Zurückstellen!“ — erwiderte kurz und scharf der Major.

Stowtschuk verstand, daß man ihn freigebe. Nun kam ihm im selben Momente, weiß der liebe Herrgott, der Gedanke an die Mutter, die er in Tränen aufgelöst zurückgelassen, er gedachte auch des alten Vaters, eine übermütige Freude stieg in ihm auf und er sprang, nackt, wie er dastand, in die Höhe.

Hi — ha!

Der Korporal, der beim Maßstock stand, krümmte den Mund, um in das erwartete allgemeine Gelächter mit einzustimmen, allein die Herren blieben stumm und ernst. Stowtschuk merkte, daß er etwas Unschickliches getan und wandte sich mit gesenkten Schultern zum Gehen. Plötzlich erscholl ein schußähnliches „Halt!“ Es war der Major. Blau im Gesicht vor Zorn, stand er da und schrie mit heiserer Stimme, indem er mit dem Finger auf Stowtschuk deutete:

„Halt! . . . . Assentiert!“

Im Herbste rückte Stowtschuk ein. Im Kasernenhof tritt an einen das Leben hart heran, es packt einen beim Schopf, da gilt es, die Augen aufzureißen. Stowtschuk hingegen fühlte sich den Aufgaben nicht gewachsen, das Herz tat ihm weh und vor den Augen schwebte ihm ständig eine Wolke. Einmal fuhr ihm die Faust des vorgesetzten Unteroffiziers zu stark ins Gesicht. Er trat zur Seite und spuckte drei Vorderzähne aus. Ein Bauer wird hypnotisiert, wenn er sein eigenes Blut fließen sieht. Es überkommt ihn entweder eine Art seelischer Lähmung, so daß er oft einem Kinde gegenüber den Kürzeren zieht, oder aber er wird rasend und stürzt sich gegen eine tausendfache Uebermacht. Stowtschuk kehrte mechanisch in Reih' und Glied zurück, mechanisch führte er die Befehle [illegible], kein Griff wollte recht gelingen. Man sprach [illegible] ihn an, man schrie [illegible] lautete es unverständlich, die ganze Welt drehte sich im Kreise. Dann verspürte er einen schrecklichen Schmerz im Unterleib. Im Spital sagte man ihm, er sei ohne Erlaubnis auf die Straße gegangen und dort habe ihn der Hufschlag eines Pferdes ge[illegible] er in entsetzlichen Qualen, bis man ihm [illegible] und ihn nachhause [illegible] Hinterkopf an dem [illegible]. Der Vater [illegible]

„[illegible] du hier, Iwan?“

[illegible] Er schleppt [illegible]

Schlag acht Uhr stand Iwan Stowtschuk vor dem Kolomeaer Magistratsgebäude. Der Platz wimmelte schon von Menschen. Sie standen einzeln oder in Gruppen oder liefen hin und her. Es dauerte keine fünf Minuten, da trat auf Stowtschuk der Gendarmeriewachtmeister zu, der Gendarmeriewachtmeister mit Federbusch und aufgepflanztem Bajonett. Er herrschte ihn barsch an:

„Was suchst du hier?“

Stowtschuk fand nicht gleich die Antwort, aber er nahm die Pelzmütze ab.

„Was suchst du hier, frage ich?“

„Die Stimme hab' ich abzugeben, Euer Gnaden.“

„Kannst du das nicht gleich sagen, du Rindvieh? Wo hast du deine Legitimation?“

Stowtschuk ließ die Mütze zu Boden fallen, öffnete mit beiden Händen das Hemd an der Brust, langte mit der Rechten tief nach links und zog ein zerknittertes Papier hervor.

„Hier ist sie, Euer Gnaden.“

Der Gendarm faltete das Papier auseinander und las mit strenger Stimme:

„Iwan Stowtschuk, der Sohn Onufrys! Bist du es selbst?!“

„Jawohl, melde ich untertänigst, ich bin's.“

„Hast du den Stimmzettel?“

„Ich hab' ihn, Euer Gnaden.“

„Ist er schon ausgefüllt? He? Ich meine, ist er beschrieben?“

„Beschrieben, jawohl, Euer Gnaden.“

„Zeig her!“

Stowtschuk kratzte sich verlegen den Kopf und lächelte ängstlich.

„Nun, hast du gehört? Zeig her!“

„Das da—da—darf man nicht, Euer Gnaden. Ma—man hat es mir verboten, Euer Gnaden. . . . .“

„So—o—o? Du bist also auch so ein Vögelchen, mein Lieber?“

Der Gendarm sprach süß, leise und gedehnt. Aber plötzlich, ganz unvermittelt schrie er aus vollem Halse, so daß Stowtschuk zusammenfuhr und die Leute sich erstaunt umsahen und herbeizuströmen begannen:

„Vorwärts! Hier hast du nichts zu suchen! Augenblicklich verlaßt du den Platz!“

Stowtschuk sah den Gendarmen mit großen Augen an.

„Du willst nicht? Du widersetzest dich also? Nun, im Namen des Gesetzes erkläre ich dich für verhaftet. Komm nur mit mir.“

„Aber um Gottes willeln, Euer Gnaden, ich . . .“

„Kein Wort! Heb' deinen „Schapellak“ auf und vorwärts marsch!“

Im Hofe kam ihnen ein säbelbeiniger Polizeimann mit schiefem Mund entgegen. Er hielt einen langen Schlüssel in der Hand und lächelte verständnisvoll.

„Zu Befehl, Nummer vierzehn, Herr Wachtmeister.“

Er faßte Stowtschuk am Arm.

„Komm nur mit mir, Brüderchen, bei uns kann's dir nicht schlecht gehen.“

Nach einer Weile saß Stowtschuk im Arrest. Während noch das Knarren des Schlosses in seinen Ohren nachtönte, fragte er sich wie im Traume:

„Iwan Stowtschuk, was geschieht mit dir?“

Als aber ringsum Stille eintrat, begriff er mit einemmale alles und spuckte nur aus:

„Tfi! zu allen Teufeln!“

Um halb zehn Uhr abends, eine halbe Stunde nach dem zu Gunsten des Zentralwahlkomiteekandidaten vollzogenen Wahlakt war Stowtschuk ein freier Mann. Er eilte nach Hause, so gut er eilen konnte, und der Schnee knarrte nur so unter seinen massiven, eisenbeschlagenen Stiefeln. . . .

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
Telephon Nr. 12801 „Observer“ Telephon Nr. 12801.
WIEN, I. Concordiaplatz Nr. 4
liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis und franco.

Digitized by Google

Die Zeit.

XL. Band. Wien, den 2. Juli 1904. Nummer 509.

Der zwecklose Krieg.

Es gibt kein peinlicheres und widerwärtigeres Schauspiel als einen zwecklosen Krieg. Der Krieg ist ja an sich eine gräßliche Barbarei und kann auch dem nüchternsten Beurteiler, der im übrigen die Rhetorik der ewigen Friedensschwärmer unleidlich findet, nur als organisierter Massenmord erscheinen. Selbst die hervorragendsten Militärgenies haben im innersten ihr Handwerk stets verabscheut. Und doch kann es etwas geben, was auch den blutigsten Krieg verständlich macht, was mit seinen Schrecken versöhnt: das ist seine Notwendigkeit. Es gibt zwischen Völkern und Staaten Interessengegensätze, die, trotz aller Deklamationen der Menschenfreunde, nur auf dem Schlachtfeld ausgetragen werden können. Und wenn es auch blos Rivalitäten sind, so genügt auch dieser Erklärungsgrund; es sammeln sich da im Laufe der Zeit Eifersucht, Neid und Haß in gewaltiger Spannung an, Volksleidenschaften, die sich schließlich explosiv entladen müssen. Wo wir das Walten einer historischen Notwendigkeit spüren, da fügen wir uns, mag auch, was wir erleben und schauen, noch so entsetzlich sein. Erbitternd und empörend aber wirkt der Anblick überflüssiger Gräuel, unnützen, zwecklosen Blutvergießens. Da erst erscheint der Krieg in seiner nackten, brutalen Scheußlichkeit, dem Gefühl wie der Vernunft im gleichen Maße unerträglich. Eben das aber ist die besondere Art dieses ostasiatischen Krieges, dessen schaudernde Zeugen wir nun schon fünf Monate lang sind.

Ein zweckloser Krieg! Für die Japaner ist er es freilich nicht. Man braucht von ihrer Geschichte und ihren Zuständen gar nichts zu wissen, als daß sie ein gebildetes, tüchtiges, aufstrebendes Volk sind, und dann muß man nur noch einen Blick auf eine Karte Asiens werfen, um sofort zu begreifen, daß Japan hier einen Kampf um seine staatliche Existenz, um seine politische und wirtschaftliche Zukunft führt. Dieses Inselvolk, das kulturell höchstentwickelte Asiens, kann und darf sich die gegenüberliegende Festlandsküste, dieses natürliche Feld für seine Kraftentwicklung, seine Kolonisation, seinen Handel, nicht rauben lassen. Japan ist heute schon ein fast übervölkertes Land, es braucht Platz; daß es also den ihm nächsten und besten Platz, Korea und die Mandschurei, mit Energie verteidigt, ist selbstverständlich. So leicht sich aber die japanische Verteidigung erklärt, so schwer erklärt sich der russische Angriff. Ja, wenn es sich um eine leichte Beute handelte, die bloß zum Zugreifen einlüde, dann wäre ja nichts darüber zu reden. Rußland und Großbritannien sind die gewaltigsten Ländermassen der Erde, und solche scheinen mit den großen Kapitalsmassen den Trieb gemeinsam zu haben, sich unablässig zu mehren und auszudehnen. Schon der Druck der Masse wirkt, indem er sich nach allen Seiten fortpflanzt, wie Expansivdrang. Aber so ganz Naturkraft ist dieser Expansivdrang denn doch nicht, daß er sich der Leitung einer berechnenden Staatskunst entraffen und wie ein entfesseltes Element dahinrasen müßte. Rußland hat, wo es an kräftige Nachbarn stieß, deren Grenzen stets zu respektieren gewußt. Nur wo es Schwäche, Verfall, Widerstandsunfähigkeit spürte, da brach es vor und riß, was irgend zu haben war, an sich; so von Polen, der Türkei, Persien, China. An der Ostküste Asiens aber mußte Rußland wohl sehen, daß es Japans Wege kreuzte. Das war keine versinkende, sondern eine aufsteigende Nation. Wenn schon die ganze sonstige Welt sich erlauben durfte, über Japans Kraft und Bedeutung im unklaren zu sein, die russischen Diplomaten und Militärs durften sich das nicht erlauben. Was bei den anderen ein Uebersehen, wäre bei ihnen unverzeihliche Leichtfertigkeit und Dummheit gewesen. Hatten sie aber, was man doch wohl annehmen muß, eine halbwegs zutreffende Vorstellung von Japans Kriegsstärke, dann mußten sie ihre ostasiatische Politik danach einrichten. Gewiß hat Rußland im Gebiet des Gelben Meeres beträchtliche Interessen zu verfolgen; es sucht eisfreie Hafenplätze, sucht gleichsam eine Seemündung für den Menschen- und Güterstrom seiner sibirischen Eisenbahn. Aber das sind doch nur Interessen und keine Lebensinteressen des russischen Staates. Wenn Rußland die Mandschurei und Korea sich angliedert, ist das ein angenehmer Machtzuwachs; wenn es darauf verzichten muß, ist das ein lucrum cessans. Für Japan aber ist Verlust oder Gewinn eine absolute Lebensfrage. Darum hat Japan diesen Krieg führen müssen, und darum hätte Rußland sich ihn ersparen können.

Was würde man von einem Großkapitalisten halten, der, einem Geschäft von mäßigem Profit nachjagend, sein ganzes riesiges Vermögen in die Schanze schlug? Wenn der Expansivtrieb der großen Land- und Kapitalsmassen sich gleicht, so darf man wohl von den Staatsmännern mindestens die Vorsicht der Kapitalisten erwarten. Die [illegible] des Völkerlebens sind doch andere als die der Börse. Die russischen Machthaber aber haben sich auf das Glücksspiel dieses Krieges mit einem frevelhaften Leichtsinn eingelassen, der den waghalsigsten Spekulanten schrecken müßte. Nie sind Gewinn- und Verlustmöglichkeiten in einem krasseren Mißverhältnisse gestanden. Was hat Rußland in diesem Kriege zu gewinnen? Nichts, was der ungeheuren Opfer wert wäre, nichts, was es nicht schon hundertmal ohne sonderliche Mühe gewann, nichts, worauf es nicht gelassen verzichten könnte. Und was hat Rußland zu verlieren? Doch nein, die Frage ist besser so zu stellen: was hat es bereits verloren? Und die Antwort ist: sein Prestige. Von allen Vorstellungen, die sich an das Wesen einer Großmacht knüpfen, die unbestimmteste und zugleich die bedeutsamste. Ein Staat kann innerlich angefault und militärisch leistungsunfähig sein, allein die Welt braucht es nicht zu wissen; so lang er sein Prestige besitzt, bleibt seine äußere Machtstellung unverändert. Aber nicht ungestraft führt man fünf Monate lang Krieg in steter ruhmloser Defensive, erleidet Niederlagen zu Land und See, enthüllt vor aller Welt eine gräuliche Unordnung und Mißwirtschaft und deckt eine so überraschend vielseitige Unfähigkeit und Talentlosigkeit auf. So mächtig ist kein Staat, daß man nach solchen Proben noch an die Unerschöpflichkeit seiner Machtmittel glauben müßte, so reich ist kein Staat, daß er solches Unglück ohne schwerste Erschütterung seines Kredits überstehen könnte, so patriarchalisch ist kein Staat, daß nach solchen Enttäuschungen die betrogene Untertanentreue nicht gegen eine dünkelhafte Autokratie rebellieren sollte. Mag eine von der russischen Regierung teils gedungene, teils gezwungene Presse auch das Blaue vom Himmel herunterlügen, drei schwere Wetter ziehen über Rußland herauf, denen die offiziösen Barometerkünstler nicht gewachsen sind: der Verlust des europäischen Ansehens, der finanzielle Ruin und innere Umwälzungen. Und also wird vielleicht diesem Kriege ohne Zweck, der mit so frivoler Kopflosigkeit begonnen wurde und mit so beschämender Ratlosigkeit weitergeführt wird, durch die historische Gerechtigkeit am Ende doch ein ernster und hoher Zweck verliehen sein: die Befreiung der fortgeschrittenen europäischen Staatenwelt von dem seit zwei Jahrhunderten auf ihr lastenden Drucke der russischen Unkultur.

E. W.

Ein unterrichtspolitisches Attentat in Ungarn.

Es ist keine zu harte Bezeichnung, wenn man den vom ungarischen Unterrichtsminister Berzeviczy einer, wie „Magyar Szó“ im voraus versicherte, unparteiischen Enquete zur Beratung vorgelegten Gesetzentwurf über den Volksschulunterricht als einen Schlag ins Gesicht der nichtmagyarischen Bevölkerung Ungarns charakterisiert. Man drückt sich zu mild aus, wenn man von einer großen Besorgnis der deutschen, rumänischen und slavischen Bürger des Stefansreiches spricht. Empörung und Erbitterung ist das Gefühl, welches diese neue Maßregel „zum Ausbau des einheitlichen magyarischen Nationalstaates“, dieser neue Bruch des Nationalitätengesetzes, diese neue Beschränkung der staatsbürgerlichen Freiheit, diese Bedrohung der freien kulturellen Entwicklung in hunderttausenden denkenden Landesbürgern erweckt. Die in den letzten Jahren so wunderbar betätigte ungarische Preßfreiheit hindert freilich wirksam den ungeschminkten Ausdruck der tiefen Erregung, deren Äußerung sofort als Aufreizung gegen die magyarische Nationalität von magyarischen Geschworenen geahndet [illegible] Stimmung nicht weit von jener [illegible] Stimmung gegen die in den Dreißiger Jahren begonnene und von Ludwig Kossuth im Jahre 1848 auf den Kulminationspunkt getriebene Magyarisierungsarbeit geführt hat.

Gewiß liegt das Volksschulwesen Ungarns trotz scheinbarer erfreulicher Entwicklung im argen. Die Zunahme der Zahl der Schulen von 15.282 auf 17.299, der Lehrer von 17.792 auf 19.851, der [illegible] befindenden Kinder von [illegible] auf [illegible], der Schulerhaltungsausgaben von 7,520.216 auf 14,680.531 Kronen im Laufe von [illegible] ist Hand in Hand gegangen mit einer empfindlichen qualitativen Verschlechterung der Elementarbildung, die durch [illegible] der Schulbesuch [illegible] [illegible]

sondern die schreckliche Tatsache, daß nach der amtlichen Statistik — deren kritische Beleuchtung, wie Beispiele zeigen, sehr leicht Gefängnisstrafe einträgt — gut 40% der Bevölkerung des engeren Ungarn die Staatssprache nicht sprechen, und daß 83·2% der nichtmagyarischen Bürger Ungarns magyarisch weder verstehen noch sprechen. Nun will die herrschende Rasse nicht zugeben, daß das staatliche Leben sich nach den ethnographischen Verhältnissen des Landes richte, sondern strebt demselben Assimilierungs- und Unifizierungsziele nach, das von der zivilisierten Welt in Finnland, in den Ostseeprovinzen, in Polen als moskowitische Barbarei gebrandmarkt wird. Die Lehren der ungarischen Revolution, welche die Weisheit eines Deak und Baron Eötvös zur Schaffung des als stillschweigende Bedingung des 1867er Ausgleiches anzusehenden Nationalitätengesetzes und des liberalen Volksschulgesetzes vom Jahre 1868 bestimmten, waren allerdings schon in der Aera Koloman Tiszás vergessen. Die immer rücksichtslosere Betätigung der chauvinistischen Tendenz führte zur Schaffung des XVIII. Ges.-Art. vom Jahre 1879 über den obligatorischen Unterricht der magyarischen Sprache, der nicht bloß von allen nichtmagyarischen Abgeordneten als Vergewaltigung ihrer nationalen Kultur, sondern auch von klarblickenden und gerechten Magyaren, wie von Ludwig Mocsáry, mit dem Aufgebot aller ihrer Kraft bekämpft wurde.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß diese zwangsweise Verbreitung der ungarischen Sprache auf Kosten wirklicher Jugendbildung, die geradezu als Verbrechen an dem allgemeinen kulturellen Fortschritt von Millionen ungarischer Staatsbürger bezeichnet werden muß, die erträumten Resultate nicht hatte, nicht haben konnte.

Nun sollen die Machtmittel der Staatsgewalt noch schärfer in Anwendung gebracht werden als bisher. Die vagen und elastischen Bestimmungen des Gesetzentwurfes, welche den euphemistisch umschriebenen Intentionen des Motivenberichtes nicht entsprechen, liefern die Lehrerwelt der unerhörtesten Willkür aus. Wer sich ein richtiges Bild von den Wirkungen und Folgen dieses Ausnahmsgesetzes machen will, darf sich nicht allein an die vorsichtig gewählten Worte des Gesetzestextes und an die glatten, wenn auch immerhin noch genug verratenden Wendungen des Motivenberichtes halten, sondern muß sich Rechenschaft geben von dem chauvinistischen Geiste, der sich aus zahllosen Aeußerungen der Lehrerschaft in ihren Versammlungen nachweisen läßt und auch aus der ganzen Haltung der Unterrichtsverwaltung spricht, besonders seit sie in Wlassicsche Hände geraten war. Wer in den letzten Wochen die magyarische Presse mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, kann den Jubel bezeugen, den die „patriotische“ Tat des Unterrichtsministers Berzeviczy, als Mittel der endlichen Magyarisierung in den Kreisen der herrschenden Klasse hervorruft. Ungescheut gibt selbst die offiziöse Journalistik zu, daß dabei in erster Linie nicht pädagogische Rücksichten maßgebend gewesen sind. „Magyar Szó“ erklärt ungescheut, „den ganzen Entwurf durchziehe als leitendes Motiv das Bestreben, die Staatssprache, die Verfassung des Staates, die staatliche und nationale Einheit Ungarns zur Geltung zu bringen.“ In gemeinverständliches Deutsch übersetzt, heißt das, es solle die kulturelle Entwicklung der Nichtmagyaren verhindert, und die Herrschaft des Magyarentums unter gröblicher Mißachtung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung der übrigen Nationalitäten noch drückender gemacht werden.

Die heuchlerischen Behauptungen der Vorkämpfer der magyarischen Kultur, daß durch die geplanten Maßnahmen weder der Nationalität der Deutschen, Rumänen und Slaven nahe getreten, noch die kirchliche Autonomie verletzt werden solle, lassen das gewalttätige Vorgehen der ungarischen Unterrichtsverwaltung in noch widerwärtigerem Lichte erscheinen. Die mit großem Zorne aufgenommenen Proteste mehrerer Kirchenverwaltungen lassen erkennen, daß wenigstens die Rumänen und Serben sich über die wahren Absichten des Gesetzentwurfes nicht täuschen lassen. Wenn die siebenbürgische evangelische Landeskirche etwa aus Rücksicht auf die kürzlich in die Regierungspartei eingetretenen sächsischen Abgeordneten sich eines ähnlichen Protestes sollte enthalten wollen, so wird sie zu einem solchen durch die Volksstimmung gezwungen werden.

Der Sinn und Geist, aus dem der unterrichtspolitische Antrieb gegen die Wurzeln der nationalen Kultur der Nichtmagyaren von der herrschenden Rasse beurteilt wird, erhellt mit erschreckender Deutlichkeit aus den Beratungen der Enquete, an der aus nichtmagyarischen Kreisen nur der rumänisch-orthodoxe Metropolit Metianu und der griechisch-katholische Erzbischof Mihályi als Vertreter ihrer Nationalität teilnahmen. Zur Kennzeichnung der mangelnden Objektivität des Magyarentums wäre die Uebersetzung der stenographischen Berichte in alle Kultursprachen zu wünschen. Vor der Welt möchte ja die magyarische Regierung ihre Absicht in ein möglichst unschuldiges Gewand kleiden. Und so erklärt sich die objektive Unwahrheit der Behauptung des Unterrichtsministers in seiner Eröffnungsrede, daß der Gesetzentwurf nur die [illegible] der schon vor 36 resp. 25 Jahren geschaffenen [illegible] Gesetze [illegible]. Das Volksschulgesetz Baron Eötvös' umfaßte die Freiheit der kulturellen Entwicklung aller Nationalitäten Ungarns, [illegible] die natürlichen Rechte der Muttersprache und [illegible] des Geistes der Toleranz und des Liberalismus, der zur Zeit der [illegible]

Baron Eötvös', August Trefort, abgerungene Gesetz über den obligatorischen Unterricht der magyarischen Sprache war trotz seiner pädagogischen Mängel keine direkte Vergewaltigungsmaßregel zu nationalpolitischen Zwecken. Die wirksamen Garantien, mit denen der nun vorliegende „Referentenentwurf“ die Durchführung jenes vor einem Vierteljahrhundert geschaffenen schädlichen Gesetzes umgehen will, sollen nach den Worten des Ministers nicht den Zweck haben, die Bewohner Ungarns nichtmagyarischer Zunge ihrer Rasse- und Muttersprache gewaltsam zu berauben. Nun kann man sich die Gewaltsamkeit verschieden vorstellen, aber wenn der Minister selbst zugesteht, daß unter den geistigen Bedingungen einer erfolgreichen Volksbildung nationaler Tendenz vor allem die Sicherheit zu schaffen sei, daß jeder Volksschullehrer in Ungarn von dem Geiste der Treue und Hingebung für den Staat durchdrungen sein und die vollständige Befähigung zum Unterricht der magyarischen Sprache als der Staatssprache besitzen müsse, so verrät dies deutlich genug, daß mit dem freilich seit Jahren schon auf dem Papiere gebliebenen Prinzip der Achtung der Volksindividualitäten gebrochen werden soll. Die ministeriellen Sophismen, mit denen der allen Grundsätzen der Pädagogik widersprechende Sprachenzwang sogar als Förderung der Gleichberechtigung der Nationalitäten dargestellt wird, sind eines Pobedonoszew würdig. Aber alle Redner der Enquete, die, abgesehen von einigen leisen konfessionellen Skrupeln, dem Entwurfe zustimmten oder ihn sogar noch nicht für ausreichend erklärten, bezeichneten offen als Zweck aller ungarischen Unterrichtspolitik die Schaffung einer auch sprachlich einheitlichen Nation, also die Assimilierung der Nichtmagyaren. Die mit ruhiger Sachlichkeit vorgebrachten nationalen, pädagogischen und kirchlichen Bedenken Metianus gegen den Entwurf wurden durch rüde Zwischenrufe abgewiesen, obwohl der greise Kirchenfürst als taktisch kluger Opponent sich einer übergroßen Milde des Ausdruckes befleißigt hatte. Sein Amtskollege, der Blasendorfer griechisch-katholische Erzbischof Mihályi verwies in der dritten Enquetesitzung auf die gesetzlichen Garantien, welche das Unionsgesetz den Konfessionen betreffs freier Schulerhaltung gewährt, und warnte von illoyaler Verletzung der siebenbürgischen Religionsgesetze. Das hinderte aber den gewesenen Handelsminister Lang, den Inspektor des Preßburger lutherischen Schulseniorats, trotz seiner amtlichen Verpflichtung zur Wahrung der protestantischen Autonomie, nicht im mindesten, die Magyarisierung als Kulturforderung hinzustellen und die gravaminösen Bestimmungen der Vorlage für unzureichend zu erklären. Die übrigen Redner betonten in verschiedenen Variationen nur immer wieder die „patriotische“ Note. Magyarisierung und Patriotismus sind in den Augen der herrschenden Klasse nun einmal zu so identischen Begriffen geworden, wie Festhalten an einer nichtmagyarischen Nationalität und Staatsfeindlichkeit.

Das Bewußtsein von Recht und Unrecht, das Verständnis für die Treue zum angestammten Volkstum ist dem Magyarentum, sobald es sich um eine andere Nationalität handelt, vollkommen verloren gegangen. Wenn man liest, daß die radikalen Patrioten, wie Polonyi, in der Enquete den Gesetzentwurf bemängeln, weil er den Charakter eines Kompromisses trage, daß sie erklären, die Lehrfreiheit sei kein Paß, der um den Preis der Freiheit „unpatriotischer“ Gesinnung erkauft werden dürfe, und darum sei eine noch rücksichtslosere Unterrichtspolitik notwendig, so könnte man beinahe auf den Gedanken kommen, die Enquete sei nur eine abgekartete Komödie, um der Welt weis zu machen, daß die im Grunde gemäßigte Regierung von der Volksstimme zu schärferen Maßnahmen gegen die bisherige gesetzliche Praxis gedrängt werde. Der Martinsberger Erzabt Fehér deduziert das Recht des Staates, sich die Bedingungen zu verschaffen, unter denen er seine Einheitlichkeit zu verteidigen imstande sein soll, aus dem philosophischen Prinzip des primum vivere. Für den ungarischen Staat, dessen magyarische Staatssprache noch lange kein volles Jahrhundert alt ist, proklamiert er die unabweisliche Notwendigkeit einer einheitlichen Sprache. Eine rücksichtslose Exaltation des Nationalgefühls betätigte auch der kalvinische Superintendent Gabriel Antal durch die Erklärung, daß die reformierte Kirche im Interesse des magyarisch-nationalen Gesichtspunktes die größten Opfer zu bringen bereit sei und daß, wenn sich ein Zwiespalt zwischen den Lebensinteressen des magyarischen Staates und der Autonomie der reformierten Kirche ergeben sollte, diese zu Gunsten des Staates nachzugeben bereit sei, um durch diesen Entschluß den Staat zu [illegible] und den Sieg des nationalen Gedankens zu sichern. Der mittelalterliche Grundsatz cujus regio ejus religio, wird von der herrschenden Klasse trotz aller Gesetze auf das [illegible] Nationalitätenpolitik [illegible] haben und nach allen Erfahrungen der Geschichte [illegible] Widerstand der Deutschen, Rumänen und Slaven igno[illegible] kann.

Wenn [illegible] die Entnationalisierung der [illegible] ist sie noch weit weniger daran zu denken. [illegible] Bestrebungen schon im [illegible] unter[illegible] ist eine unglaubliche, nationale [illegible] etwas anderes zu [illegible] Nichtmagyaren als eine [illegible] eine kurze Zeit-

lang bemäntelbare Steigerung der durch die nationale Intoleranz und Mißachtung der bestehenden Rechte und Gesetze hervorgerufenen nationalen Gegensätze. Die schwere Schädigung des nationalen Friedens in Ungarn kann natürlich nicht ohne Rückwirkung auf das politische Gewicht der ganzen Monarchie bleiben. Wie es damit bestellt sein würde, wenn im Wege dieses Experiments der Ausbau des magyarischen einheitlichen Nationalstaates in fünfzig oder hundert Jahren wirklich gelingen sollte, in welcher Weise sich die Folgen für Oesterreich bemerkbar machen würden, kann sich selbst die beschränkteste Phantasie politisch Denkender leicht ausmalen.

Heute sind die leitenden Politiker des Magyarentums blind gegen die Gefahren, die sie gegen ihr Volkstum, ihr Vaterland, ihren Staat heraufbeschwören. Nur ein Mitglied jener alten Garde, die den tiefen Fall Ungarns und seinen überraschenden Aufschwung mithandelnd von Anbeginn erlebt hat, der greise Ludwig Mocsáry, erhebt seine warnende Stimme. Er spricht es im „Egyetértés" offen aus, daß die in der Enquete erhobene Forderung nach Einführung der magyarischen Unterrichtssprache in die Schule selbst der hinter Gottes Rücken vegetierenden geringsten walachischen oder rumänischen Volksschule für die unteren Klassen der Nationalitäten nichts anderes wäre, als die einfache Entziehung des Unterrichtes, und auch der ministerielle Entwurf nur eine Herabsetzung des Resultats des Volksschulunterrichtes auf halbe Ration. Während das seinem Buchstaben nach noch lebende Nationalitätengesetz anordnet, daß der Staat für die Errichtung nicht bloß niederer, sondern auch höherer Schulen nationalistischer Unterrichtssprache zu sorgen habe, wolle der Staat auch noch verhindern, daß die Nationalitäten aus ihrer Armut den Elementarunterricht mit einigem Erfolge betreiben und sich nach und nach aus der schrecklichen Zurückgebliebenheit ihres Bildungsniveaus erheben. Eine legitimere Forderung von ihrem Standpunkte könne es nicht geben.

Heute erscheint es aber ausgeschlossen, daß in magyarischen Kreisen die Forderungen der Gerechtigkeit und weiter blickender Staatsweisheit zur Geltung gelangen.

Budapest. E. Treumund.

Moderne Erdbebenkunde.

Es ist noch keine lange Zeit verflossen, seit die Titelworte dieses Aufsatzes Berechtigung erlangt haben. Vor zwei Jahrzehnten hätte die Antwort auf die Frage, wer sich denn mit dem Phänomen der Erdbeben zu beschäftigen habe, ganz einfach gelautet: das hat der Geologe zu tun. In der Tat begegnen wir in der älteren Literatur über Erdbeben ganz und in der neueren fast ausschließlich Vertretern der Geologie; hat einmal ein Gelehrter anderer Richtung, wie etwa der treffliche Athener Astronom Julius Schmidt, Fragen dieser Art ein höheres Interesse zugewendet, so tat er das gewissermaßen im Nebenamt, denn daß die Sternkunde als solche mit Bewegungen des Bodens höchstens insofern zu schaffen habe, als durch diese die Himmelsbeobachtung gestört werden kann, hätte für selbstverständlich gegolten. In dem Maße, als die wissenschaftliche Erdkunde an Selbständigkeit gewann, erwarb auch sie sich das Recht der Mitarbeit, denn einmal tritt ja gerade bei der ganz eigentümlichen Verteilung der seismischen Gebiete auf der Oberfläche unseres Planeten das geographische Moment ganz von selbst in sein Recht, und dann vermag auch das schärfste Unterscheidungsvermögen keine genaue Grenze zwischen dynamischer Geologie und physischer Geographie herauszufinden. So haben sich denn Geologen und Geographen ohne wesentliche Kompetenzschwierigkeiten in die stetig anwachsende Arbeit geteilt und die Erkenntnis in ihrem jeweiligen Bereiche zu fördern gesucht, wie ja auch ein Angehöriger der zweitgenannten Kategorie, Georg Gerland in Straßburg i. E., es gewesen ist, der die Anregung zum korporativen Zusammenschlusse der Erdbebenforschung gegeben hat. Den Standpunkt, der damals erreicht war, kennzeichnen zwei deutschsprachige Werke: R. Hoernes' (Graz) „Erdbebenkunde" (Leipzig, 1893), welche das zeitgenössische Wissen vortrefflich darstellte, und des Schreibers dieser Zeilen „Handbuch der Geophysik" (1. Band, Stuttgart 1897). Nicht ohne ein gewisses Widerstreben muß man sich eingestehen, daß diese Bücher heute schon, nach so kurzer Frist, zum Teile veraltet sind und dem Bedürfnisse nicht mehr vollständig genügen. Die Schuld liegt anscheinend nicht an den Autoren, die allerdings nicht mit Prophetengabe ausgerüstet waren, sondern an dem geradezu rapiden Fortschritte zumal der Erkenntnismittel, durch welchen das letzte Lustrum in ganz seltenem Grade ausgezeichnet ist. Man würde der Erdbebenkunde als ein Analogon höchstens die Lehre von der Elektrizität zur Seite stellen können, welche ungefähr in dem gleichen Zeitabschnitte durch Einführung des Begriffes der Ionen eine ähnlich grundstürzende Umgestaltung sich hat gefallen lassen müssen.

Als auf ein äußeres, aber recht deutlich sprechendes Zeichen dieser Metamorphose mag auf die Zusammensetzung jenes Kuratoriums hingewiesen werden, welches das Deutsche Reich, unter entsprechender Berücksichtigung der Einzelstaaten, seiner kaiserlichen Zentralstation für Erdbebenforschung in Straßburg beigegeben hat. Es gehören dazu, abgesehen von den Beamten dieser Anstalt selbst, acht Männer, und zwar zwei Geographen, zwei Geodäten, zwei Physiker (Mathematiker), ein Geologe und ein Seismologe schlechthin — letzterer am deutlichsten den Beginn eines neuen Zeitraums charakterisierend. Die Geologie als solche hat eben in Deutschland nur mehr eine beschränkte Zahl von Fachmännern aufzuweisen, die, wie etwa H. Credner in Leipzig, noch ihre volle Teilnahme den Erderschütterungen zuwenden, während allerdings in Oesterreich die Verhältnisse etwas anders gelagert sind und ein lebhafteres Eingreifen von geologischer Seite erkennen lassen. Man nimmt leicht wahr, daß eine immer stärkere Beteiligung derjenigen Disziplinen sich geltend macht, welche man als die exakten zu bezeichnen pflegt. Unter den Erdbebenforschern sind Physiker und Astronomen, auch Meteorologen*) in starkem Kontingent vertreten. Damit ist schon der veränderte Charakter des früher geologischen Wissenszweiges angedeutet, und es darf mit allem Rechte gesagt werden: Die Lehre von den Erdbeben ist zu einer Spezialität geworden, welche eine zentrale Stellung einnimmt und bei den verschiedensten Naturwissenschaften Anleihen machen muß, sie aber auch ihrerseits wieder befruchtet.

Daß es so kam, ist in erster Linie der Ausbildung der seismischen Apparate zu danken. Solche gab es seit geraumer Zeit; ein Chinese, Chiocko, soll eine einschlägige Erfindung bereits im Jahre 136 v. Chr. gemacht haben. Allein man sah doch noch vor fünfzig Jahren in diesen Indikatoren mehr eine geistreiche Spielerei als ein ernsthaftes Rüstzeug, wie aus einer Anspielung im vierten Bande von A. v. Humboldts „Kosmos" hervorgeht. Erst in den Neunzigerjahren fing man die hohe Bedeutung der Pendelapparate richtig zu würdigen an, indem zumal die Verbesserungen am sogenannten Horizontalpendel, mittels deren der Astronom v. Rebeur-Paschwitz diesem Instrument eine ganz unerhörte Feinfühligkeit zu verleihen gewußt hatte, das allgemeine Aufsehen erregten. Die beiden erdbebenreichsten Länder der Kulturwelt, Italien und Japan, nahmen die Spitze in der Ausbildung der Instrumentaltechnik, und bald wurde das Armarium einer gut ausgestatteten Erdbebenstation ein so reichhaltiges, daß nur Fachmänner von Beruf sich diesen Fortschritten gegenüber auf dem laufenden zu erhalten vermochten. Allmählich lernte man einsehen, daß der am Ende eines schwingenden Pendels befindliche Schreibstift auf der berußten Mantelfläche einer sich drehenden Trommel eine Linie aufzeichnet, welche die zitternde Bewegung des erschütterten Erdbodens zwar nicht absolut genau widergibt, von ihr aber doch ein in allen wichtigen Einzelheiten treues Bild entwirft. Andere Konstrukteure verbanden mit dem Pendel einen Spiegel, der die Oszillationen des Trägers getreulich mitmachte und, wenn dann die Strahlen einer Lampe auf eine mit photographischem Papier überzogene Zylinderfläche fielen, welche am Treffpunkt eine chemische Veränderung erfuhr, so ergab sich ebenfalls eine Kurve solcher Punkte, die den Bewegungszustand fixierte. Noch ist man nicht einig darüber, welche von beiden Arten der Registrierung den dauernden Vorzug verdient, und einstweilen werden beide noch ziemlich gleichmäßig angewendet. Die Anzahl der seismometrischen Modelle ist Legion; diejenigen von Ehlert, Schlüter, Aug. Schmidt (Trifilargravimeter), Vicentini, Milne, Omori ringen um den Preis. Wahrscheinlich muß aber als das exakteste arbeitende automatische Instrument das astatische Schwerpendel des in Göttingen dozierenden Geophysikers Wiechert angesehen werden. Ursprünglich hatte derselbe an ein Pendel mit gewöhnlicher Aufhängung gedacht, aber nachgerade entschloß er sich zu einer grundsätzlichen Aenderung. Eine sehr schwere Eisenmasse (1100 kg) von zylindrischer Form läuft, nach unten sich rasch verjüngend, in eine Spitze aus, welche auf einer gleichartigen Spitze im Boden aufruht; oben trägt der Zylinder einen Zapfen, der durch eine Tischplatte hindurchgeht. So ist ein nahezu labiles Gleichgewicht hergestellt, ohne daß doch eine gänzliche Aufhebung desselben möglich wäre; die Reibung ist durch allenthalben eingeschaltete Federn auf ein Minimum herabgedrückt. Kommt nun eine Stoßwelle an das Instrument heran, so reagiert zwar die Platte lebhaft auf deren Impuls, die schwere Masse aber so gut wie gar nicht, und die Bodenbewegung wird, ohne daß die sonst störenden Eigenschwingungen sich nachteilig geltend machen können, auf die mit dem Zapfen verbundenen Stangen so übertragen, daß die nordsüdliche und die ostwestliche Stoßkomponente, jede für sich, von einem Schreibstifte notiert wird. Dämpfungsvorrichtungen sorgen dafür, daß die Eigenbewegung, wenn eine Reihe von Stößen das Ungetüm doch aus seiner Trägheit herausgebracht hat, rasch wieder aufgehoben werden muß. Mit sämtlichen Pendelapparaten, mag ihre Einrichtung sonst eine wie immer beschaffene sein, bringt man eine elektrische Zeitmarkierung in Verbindung. Auf dem Papierstreifen, auf welchem das Seismogramm erscheint, sind die Minuten und Stunden durch Einstiche oder auch durch kurze Unterbrechung des Kurvenverlaufes angegeben. Nach je 24 Stunden nimmt der Jourbeamte der Erdbebenstation das Papier ab, entwickelt, wenn photographische Registrierung zur Anwendung kam, in der Dunkelkammer und prüft dann die ihm vorliegende Kurve. Solange sich nichts Ungewöhnliches ereignet, ist dieselbe bei oberflächlichem Zusehen geradlinig, bei genauerer Betrachtung aber eine Wellenlinie von ganz regelmäßiger Gestalt. Jedwede Erschütterung des Fundaments hat eine Ausbauchung zur Folge, allein der erfahrene Beobachter, dem schon hunderte von solchen Aufzeichnungen durch die Hände g

gangen sind, erkennt auf den ersten Blick, ob das unruhige Umherwandeln von Personen oder das Vorbeifahren eines Wagens die Schuld an der Unregelmäßigkeit trug. Echte Erdbebenkurven sehen ganz anders aus.

Und zwar ist bereits jetzt, also in kürzester Zeitspanne, herausgebracht worden, daß eine Erderschütterung sich auf dem abrollenden Papierblatte ganz verschieden abbildet, je nachdem ihr Epizentrum verschieden weit von dem Beobachtungsorte entfernt ist. Mit diesem Namen bezeichnet man denjenigen Punkt der Erdoberfläche, der senkrecht über dem Ursprungssitze des Erdbebens in der Erdkruste gelegen ist, und von dem man mithin annehmen kann, er werde die Erschütterung am stärksten verspüren. Je nach der gegenseitigen Lage der Station A und des Epizentrums E unterscheidet man Fernbeben, Nahbeben und Lokalbeben; einen prinzipiellen Unterschied zwischen diesen drei Modalitäten gibt es selbstverständlich nicht. Wenn jedoch AE mehrmals 1000 km beträgt, so hat man es unter allen Umständen mit einem Fernbeben zu tun; umfaßt AE bloß ein paar 100 km, so liegt ein Nahbeben und dann, wenn AE von Null nicht weit entfernt ist, liegt ein Lokalbeben vor. Jedes Fernbeben wird durch eine Vorphase eingeleitet; dann folgt die Hauptphase, der die intensivste Zerstörungswirkung entspricht, und zuletzt klingt die Gleichgewichtsstörung in einer immer schwächere Vibrationen aufweisenden Nachphase (englisch Aftershok) aus. In der Hauptphase treten scharf drei verschiedene Wellen hervor, während man früher für jeden einzelnen Stoß auch nur eine einzige Welle gerechnet hatte. Das Nahbeben ist daran sofort als solches zu erkennen, daß die einleitende Phase weit kürzer und zusammenhängender ausfällt; die Länge, welche ihr auf dem Papiere entspricht, ist wahrscheinlich ein Faktor von größerer Wichtigkeit. Rein empirisch allerdings, aber doch mit einer überraschenden und auf einen Kausalzusammenhang hindeutenden Häufigkeit haben die Seismologen herausgebracht, daß jene Strecke der Entfernung AE proportional sei. Je länger das Vorstadium andauert, umso größer ist die Epizentraldistanz. Bestätigt sich dies mehr und mehr, so hört der Beobachter auf, den Ablesungen, die er vornimmt, so ratlos gegenüberzustehen, wie dies noch vor kurzem gar nicht anders sein konnte. Ganz typisch ist endlich auch der Hergang bei einem örtlichen Beben. Nunmehr gibt es keine verbreitenden Schwankungen des Bodens mehr, sondern mit jähem Ruck setzt sofort die Hauptphase ein, um verhältnismäßig bald an Kraft zu verlieren.

Professor Belar in Laibach, der ein sehr verdienstlich wirkendes Spezialorgan der Erdbebenkunde herausgibt, vergleicht treffend die Einzelprozesse, in welche die Uebertragung der Erdstöße auf den seismographischen Apparat aufgelöst zu denken ist, mit den Vorkommnissen eines Minenkrieges auf dem Wasser, angesichts dessen, was uns fortgesetzt aus Port Artur gemeldet wird, gewiß eine sehr zeitgemäße Parallele. Eine feindliche Flotte sucht den durch unterseeische Minen gedeckten Hafen zu erreichen und nähert sich in Linie der gefährlichen Zone so, daß dieselbe auf der Bewegungsrichtung ungefähr senkrecht steht. Das erste Schiff ist dem Untergange geweiht, es fährt auf und wird von der Explosion zerrissen; das zweite Schiff wird durch diese Katastrophe noch einigermaßen in Mitleidenschaft gezogen, das dritte schon weit weniger, und das am weitesten entfernte empfindet die direkte Wirkung nur unmerklich. Aber gleichzeitig mit dem Platzen des Torpedos ist auch das Meer in Unruhe versetzt worden, und heftige Wellen bringen auch die entfernteren Fahrzeuge in lebhaftes Schaukeln. Je größer die Distanz zwischen einem Schiffe und der Entzündungsstelle ist, umsomehr Zeit wird zwischen den beiden Impulsen vergehen, welche jenes treffen, dem ersten Impulse des Minenstoßes und dem zweiten Impulse des Eintreffens der Wasserwoge. So ähnlich haben wir uns auch die Ausbreitung der Bodenbewegungen vorzustellen.

Noch bleibt, wenn die markierende Nadel in Zuckungen versetzt wird, Unsicherheit darüber bestehen, aus welcher Himmelsrichtung die Wellen herannahen. Es steht indessen zu hoffen, daß auch nach dieser Seite hin eine bessere Einsicht in den Gang der Ereignisse wird erzielt werden können, und sehr geübte Beobachter, wie dies z. B. F. Etzold von der Leipziger Station ist, besitzen bereits ihre aus genauer Kenntnis der Kurvenbilder abgezogenen Anhaltspunkte zur Beurteilung der Provenienz. Als am 4. April d. J. die Observatorien Deutschlands ein stattliches Fernbeben zu verzeichnen hatten, deutete der Genannte es als sein [illegible] an, daß das Epizentrum auf der Balkanhalbinsel zu suchen sein dürfte, und das hat sich bekanntlich [illegible] bewährt.

Wer diesen kurzen Ausführungen gefolgt ist und mit ihnen zusammenhält, wie wenig von der Leistungsfähigkeit der selbstregistrierenden [illegible] die Fachwelt noch vor wenigen Jahren [illegible] Zweifel kann es unterliegen, daß die Ausbildung der [illegible] der [illegible] [illegible]

einer Erdbebenprognose nahe zu kommen, und die Phantasmen der Falb'schen Schule sind gründlich überwunden. Gleichwohl wäre es gewagt und verkehrt, behaupten zu wollen, es sei eine gewisse Vorausbestimmung etwas dem Prinzip nach Unmögliches, denn ob nicht im Laufe der Dezennien die Entdeckung gemacht wird, daß ständige morphologische Besonderheiten der Seismogramme sich stets dann einstellen, wenn sich innerhalb der Erdrinde eine mit Gleichgewichtsstörungen verknüpfte Veränderung anbahnt, wer wollte darüber von vornherein abzusprechen wagen? Die wahre Wissenschaft ist stets bescheiden aber sie hat auch keinen Grund, resigniert zu sein, und im Hinblick auf die Errungenschaften, welche die Jahrhundertwende begleiteten, darf man der jugendlichen und doch bereits nach Selbständigkeit ringende Tochter der Erdphysik ein kräftiges sempre avanti mit gutem Gewissen zurufen.

München. **Prof. Dr. Siegmund Günther.**

Goethe und Steigentesch.

Wenn der Freiherr August Ernst von Steigentesch, Offizier und Diplomat von Beruf, Dichter und Lebemann in seinen Mußestunden, aus dem Felde, von auswärtigen Höfen, Gesandtschafts- oder Vergnügungsreisen wieder nach Wien zurückgekehrt war, dann fühlte er sich auf diesem eigentlichen Grund und Boden sinnenfroher Menschen so wohlgeborgen wie nirgends sonst. Dabei war er nicht einmal Oesterreicher von Geburt. In Hildesheim hatte er am 12. Jänner 1774 das Licht der Welt erblickt. Dennoch war die Wesensgleichheit seiner Leichtblütigkeit mit dem Wienertum nicht zufälliger, sondern halb ererbter Art. Er war der Enkel jenes noch bürgerlichen Konrad Steigentesch, der als geschätztes Mitglied des Nationaltheaters, gelegentlich auch als Bearbeiter ausländischer Stücke, das Wiener Publikum in der Josefinischen Aera auf das Angenehmste unterhalten hatte. Stutzer und Chevaliers mit gutem Humor zu spielen, war ihm am geläufigsten. Aber was bei dem Großvater noch bloße Kunst war, war bei dem Enkel schon Natur. Das kam daher, daß unser Sonntagskind aus der Hinterlassenschaft seines Vaters zwei zum glänzenden Aufstieg ungemein ersprießliche Dinge übernommen hatte: den Adel und ein beträchtliches Vermögen, das unter seinen Händen trotz kostspieliger Lebensführung durch Glück im Spiel und eine berechnende Eheschließung sogar noch wuchs. Er ließ sich zwar nach einiger Zeit von seiner Frau scheiden; aber da es sein Vorteil erheischte, blieb er in gutem Einvernehmen mit ihr, ohne dadurch in einen merklichen Widerspruch mit seinem moralischen Bewußtsein zu geraten. Vorzüge, so recht zur Eroberung weiblicher Herzen angetan, eine auffallend stattliche Gestalt, die sich uniformiert schon als dekorative Erscheinung im Salon prächtig ausnahm, Witz und Liebenswürdigkeit waren nämlich auch in dem Glückslos inbegriffen, das er für sich aus der Urne gezogen hatte. Sein gesellschaftlicher Schliff verleugnete in jedem Zuge die herkömmliche deutsche Art, war im Grund auch für den Wiener Brauch schon zu fein, sondern jener Nation abgezahlt, aus deren Sprache man am besten die deckenden Ausdrücke für die Hauptmerkmale dieses homme d'esprit mit der eleganten Tournure entlehnt, der im savoir-faire und savoir-vivre so trefflich Bescheid wußte. In seiner Leidenschaft für die Erzeugnisse der Kochkunst aber war er wieder ein echter Vertreter des typischen Wienertums, das in der Phäaken-Xenie seine klassische Beleuchtung erfahren hat. Schade, daß Börne den Titel eines Eßkünstlers durch die Verleihung an einen der Völlerei ergebenen Wiener, dessen wirkliches Urbild freilich kein Wiener war, schnöde entweiht hat! Dieser Titel kommt viel eher einem verwöhnten Feinschmecker wie Steigentesch zu, der das für bürgerlich hausbackene Leute nicht allzu wichtige, mitunter sogar lästige Geschäft des Essens tatsächlich wie eine raffinierte Kunst betrieb und im Einklang damit den Schöpfer der leckeren Herrlichkeiten mit verifizierten Lobsprüchen über seine gereifte Künstlerschaft überhäufte. „An meinen Koch", heißt ein Gedicht, das wohl auf einen anakreontisch heiteren Ton gestimmt ist, aber doch unser mitfühlendes Verständnis für den Jammer hungriger, kulinarisch unbefriedigter oder gar verdauungskranker Erdenbewohner durch den bezeichnenden Ausruf wachzurütteln trachtet:

„Des Menschen Schicksal ist [illegible] sein Magen!"

Gerne sah er an seiner wohlbesetzten Tafel Gäste und diese trugen den Ruf seiner vorzüglichen Küche in alle Winde. Fremde, die nach Wien kamen, wurden rasch [illegible] und zwei Goethe-Verehrer, die dem rauheren Klima Norddeutschlands entstammten, fanden diese Sache, die mit anderen Einzelheiten für die sinnliche Behaglichkeit des Lebens so charakteristisch war, sogar der Aufzeichnung wert. [illegible] bemerkt in seinen Denkwürdigkeiten unter dem Jahre 1808, daß Steigentesch in der Gesellschaft von Wien ein vielgeltender Mann war [illegible] und hoch gespielt [illegible] Johann Friedrich Reichardt [illegible] in Erfahrung, daß „Steigentesch [illegible] soll". [illegible] Reichardt aus eigener Anschauung [illegible] Dezember [illegible] Tagen wieder ein [illegible] bei dem Herrn v. Steigentesch und

Herrn v. Eskeles gehabt, wie man sie wahrlich nur je in Paris finden kann, und, was man dabei nicht leicht dort findet, sie waren auch durch eine kleine, sehr gut gewählte Gesellschaft vollkommen genießbar und fröhlich."[1]) Natürlich verpflichtete sich der Wirt seine Gäste zu Dank und Gegenleistungen. So hat auch Goethes Scharfblick in einem besonderen, mit Steigenteschs und Friedrich Schlegels Namen verknüpften Falle, von dem noch die Rede sein wird, richtig erkannt, daß sich das äußerlich unbedenkliche Verhältnis zwischen Herausgeber und Mitarbeiter auf einen unwürdigen Austausch von Dienst und Gegendienst zurückführen lasse.

Steigenteschs Genußsucht war das Leitmotiv seines Lebens. Aber diese untergeordnete Neigung ertötete keineswegs den höheren Trieb in ihm; er wußte vielmehr sein ausgesprochenes Lustspieltalent geschickt damit zu verschmelzen. Im Lustspielgenre steckte er sich wieder ein gerade ihm besonders vertrautes Gebiet durch einen Zaun ab, hinter dem er sich fast ausschließlich bewegte: das Konversationsstück. Dieses verhält sich mit seinem Zuschnitt für die sogenannte gute Gesellschaft, mit seiner übertünchten Höflichkeit zur eigentlichen Komödie ähnlich wie die galante Lyrik des XVII. Jahrhunderts zur echten Liebeslyrik. Auf dem Wege, den das feine Wiener Lustspiel von Ayrenhoff bis Bauernfeld zurückgelegt hat, bildet Steigentesch die wichtigste Etappe. Seinem Vorgänger, dem kaiserlichen Offizier Ayrenhoff, steht er beruflich, seinem Nachfolger Bauernfeld innerlich näher. In seinem Lustspiel trägt er nicht halb so starke Farben auf wie Ayrenhoff, der von der derben Charakterkomödie ausgeht; wie Bauernfeld setzt er an die Stelle dieser übertriebenen Welt eine der Wirklichkeit genauer nachgebildete. Wie bei Bauernfeld hängt die in dürftigen Umrissen gezeichnete Handlung an lockeren Fäden, geschraubten papierenen Phrasen und Satzungetümen, zieht auch er den glatten Fluß der Umgangssprache vor, die sich freilich für Salonzwecke eine elegante Stilisierung gefallen lassen muß; schon bei ihm finden wir daher jenen spezifischen Wiener Dialog, der selten und auch dann nur spielerisch an den Ernst des Lebens rührt. Nur hat sich Bauernfeld vor der allzu epigrammatischen Zuspitzung des Dialogs doch besser behütet als Steigentesch, dessen Lustspiele auch darin ganz das Gepräge seines selbstgefällig geistreichen Wesens tragen. Vielleicht geht gerade aus diesem Grunde bei allem Ueberschuß an Witz und Situationskomik kein ansteckendes Lachen von ihnen aus. Sein größter Bewunderer, Börne, der ihn hoch über Kotzebue erhoben und durch das gewichtige Lob geehrt hat: „Den Lustspielen des Herrn v. Steigentesch stehen keine zur Seite, wenige nahe", trifft wenigstens darin den Nagel auf den Kopf, daß er von der Grazie einer Lust spricht, „die nur lächelt, nicht lacht".[2]) Dieses feine Fluidum fließt bei ihm aus einer zumeist reinen, bisweilen aber auch etwas getrübten Quelle. Kleine Zweideutigkeiten, leichtfertige Aperçus, pikante Anspielungen haben im Wiener Lustspiel niemals als Kontrebande gegolten; sie fehlen bei Steigentesch so wenig wie bei Kotzebue, der mit seinen Lustspielen nicht zufällig just in Wien sein größtes Glück machte. Kotzebue mochte sich denn auch sagen: tua res agitur, als er in seinem „Freimütigen" die angezweifelte sittliche Unbedenklichkeit seines Jüngers verteidigte.[3]) Den gleichen, nicht minder notwendigen Liebesdienst erwies der „Freimütige" Steigenteschs „Erzählungen" (Osnabrück 1802), indem er schrieb: „Sie predigen keine Sitten, wie sie sein sollen, stellen aber Sitten, wie sie sind, mit einer scherzhaften Superiorität dar, die für gebildete Leser auch ihren moralischen Wert hat".[4]) Noch wärmer aber nahm sich die mit Kotzebue auf dem Kriegsfuß lebende „Zeitung für die elegante Welt" eines Schriftstellers an, dessen Leserkreis sichtlich der nämliche war, wie der, dem sie sich selbst schon im Titel widmete. Beauregard Pandin (Karl v. Jariges) pries darin den „leichten französischen Ton und Geist à la Wieland", der „Gedichte" (in zweiter Auflage Frankfurt a. M. 1808) und späteren „Erzählungen" (Wien und Triest 1808[5]) und ein anderer Rezensent brachte sein [illegible] Wohlgefallen an der „Marie" (Gießen 1812), einer das Original an geistreichem Zynismus noch überbietenden freien Nachahmung von Laclos' Liaisons dangereuses, durch das halb schiefe Urteil zum Ausdruck: „Vielleicht ist noch von keinem Deutschen, selbst Herrn v. Kotzebue nicht ausgenommen, diese französische Manier so glücklich nachgeahmt worden."[6]) Sollte dieser zaghaft eingeschränkte Superlativ richtig begründet werden, dann durfte nicht Kotzebue, sondern Wieland mußte zum Maßstab gewählt werden. Ihm kommt Steigentesch in der Geschicklichkeit am nächsten, die anstößige Natur des Inhalts durch das feine Maß der Form kunstfähig zu machen.

Ob Steigentesch für Zeitungslob empfänglich war, mag als gleichgiltig dahingestellt bleiben. Das aber steht fest, daß er, wie er als Mensch in der Gesellschaft einen Rückhalt suchte, auch als Dichter der Einsamkeit eines eigenwillig selbständigen Entwicklungsganges durchaus abhold war und sich daher beizeiten um den Anschluß an die führenden Geister Deutschlands eifrig bemühte. Auch da leuchtete ihm sein Glücksstern anfänglich im vollen Glanze. Schiller war der erste, von dem er ins Schlepptau genommen zu werden wünschte. An ihn wandte er sich der Reihe nach als Premierleutnant, Hauptmann und noch immer erst sechsundzwanzigjähriger Major, gegen die Franzosen im Felde stehend, in mehreren Briefen, deren drei erhalten sind.[7]) Das jugendliche Durchdrungensein von einem hohen Vorbilde dient darin nur zur Unterstützung der Bitte um Verwendung einer Reihe versifizierter Beilagen für die Horen oder den Musenalmanach. Selbst die Erstlingsproben seiner Muse, deren zwischen das 14. und 21. Lebensjahr fallende Entstehungszeit ausdrücklich betont wird, hält er schon der Aufnahme wert. Schiller willfahrte dem Begehren, indem er in den Xenienalmanach vorerst ein kleines „Lied" des Anfängers einrückte. Steigentesch gibt darin seinen Liebesgefühlen einen frischen, nur hie und da unbeholfenen Ausdruck.[8]) Bei der Zusammenstellung des Materials für den dritten Jahrgang erinnerte sich Schiller wieder des Einsenders, dessen aufkeimendes Talent für das kleine, gefällige Genre ihm gewiß eine Aufmunterung zu verdienen schien; er wollte jedoch nicht ohne Goethe zu Werke gehen, der die Mission übernahm, den damals in und bei Frankfurt einquartierten Hauptmann aufzusuchen, um ihm „etwas ans Herz zu legen" und „zu sehen, was an ihm ist". Goethe konnte jedoch des ewig zwischen der Stadt und ihrer Umgebung hin- und herpendelnden jungen Mannes nicht habhaft werden.[9]) So nahm Schiller wieder nur ein einziges Gedicht auf, das „Sonett" (Musenalmanach auf 1798, S. 87). Körner urteilte davon: „Es ist gut geordnet und macht ein hübsches Ganze."[10]) Nun erst hielt Schiller die Ueberlassung eines größeren Raumes an den angehenden Dichter für kein Wagnis mehr. Im Musenalmanach auf 1799 brachte er gleich vier Gedichte zum Abdruck: „Erinnerung", „Wiegenlied", „An mein Reitpferd" und „Widerspruch der Liebe"; dazu noch eines, „Die Menschenalter" im folgenden Jahrgange, dieses allerdings nur als Füllsel.[11]) Auch über diese Beiträge sprach sich Körner, von einigen Ausstellungen abgesehen, freundlich aus, indem er ihnen namentlich einen leichten, wohlklingenden und korrekten Versbau nachrühmte. Solche Gedichte wären immer angenehme Beiträge zum Almanach, wenngleich sie freilich nicht zu den Produkten ersten Ranges gehörten.[12]) Eine engere Wechselbeziehung als die vorübergehende zwischen Herausgeber und Mitarbeiter scheint zwischen Schiller und Steigentesch nicht bestanden zu haben. Spuren Schiller'schen Einflusses lassen sich nur in den Gedichten des Jüngeren nachweisen. Es ist nicht einmal sicher, ob sich die beiden jemals von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt haben.

Schiller starb und Steigentesch wandte sich nach einer schicklichen Frist vom Toten zum Lebenden. Da er sich mit Vorliebe in erlauchter Gesellschaft bewegte, so bezeigte er nicht übel Lust, nunmehr Goethe zu seinem Schirmherrn zu ernennen. Dieser tat ihm jedoch keinen Schritt entgegen; er ließ es bei einer unverbindlichen Anerkennung seiner gefälligen, heiteren Stücke bewenden. „Alles will schreiben und schreibt und wir leiden auf dem Theater die bitterste Not", heißt es 1795 in einem Briefe Goethes an Schiller: da hatte er als Bühnenleiter natürlich alle Ursache zu einer wohlwollenden Haltung gegenüber dem Verfasser von Stücken, die sich, wie in den Annalen des Jahres 1809 zu lesen ist, auch beim Weimarer Publikum eingeschmeichelt hatten. Er nahm daher keinen Anstand, in Briefen an einen (oder mehrere?) gemeinsamen Bekannten, die verloren gegangen, zumindest bisher noch nicht wieder zum Vorschein gekommen sind, das Lob dieser Lustspiele mit einfließen zu lassen. Außerdem verzeichnet Goethe einmal (Tagebuch, 8. September 1808) die Lektüre der „flüchtigen Geschichte der Theater (soll richtig heißen: des Lustspiels) in der Vorrede zu den Lustspielen", dann (5. Jänner 1809) einiger „kleiner Lustspiele von Steigentesch", schließlich (16. November 1813) ohne weiteren Zusatz den schon früher erwähnten Roman „Marie". Goethes Lob kam dem Verfasser zu Ohren und wirkte auf ihn, wenn man ihm glauben darf, so anfeuernd, daß er die erste Erholungspause nach den fieberhaften Zuckungen der Zeit — man schrieb das Jahr 1809 und Oberst von Steigentesch war im August an der Spitze dreier Wiener Landwehrbataillone bis jenseits Landshut vorgerückt[13]) — zur Ausführung poetischer Pläne benützte. Durch die Vermittlung des Grafen Münster, der im November von Wien nach Weimar reiste, übersandte er diese Arbeiten demjenigen, der sie „größtenteils" angeregt haben sollte. Er nennt sie zur Kennzeichnung ihres Leichtgewichtes „die letzten Kinder meiner Laune", eine Art von stehender Bescheidenheitsformel bei ihm; kaum daß sie von Kotzebue geprägt worden war, hatte Steigentesch sie

schon gegenüber Schiller angewandt. Es waren offenbar wieder Lustspiele, gleich handschriftlich in den Koffer gepackt. Den Schluß des Begleitschreibens, das August Sauer im vorletzten Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft veröffentlicht hat,[14]) krönt eine captatio benevolentiae, noch voller tönend als die artige Wendung im ersten Brief an Schiller. Nicht mehr ein bloßer „Verehrer mit ganz Deutschland" macht hier seine Aufwartung, sondern geradezu ein eifriger Jünger, in dessen Seele Goethes Wesen tiefe Wurzeln geschlagen hatte. „Die schönsten Augenblicke meines Lebens", schreibt er, „haben Ihnen, Ihrem Geiste, Ihren Schriften und dadurch Ihrem Unterrichte gehört." Das mag ja wahr sein; aber nachhaltiger Natur sind die empfangenen Eindrücke schwerlich gewesen. Denn vergeblich sieht man sich in Steigentesch' Schriften nach einem Werke um, das sich im Keime auf fruchtbringende Anregungen Goethes zurückführen ließe.[15]) Kein einziger Zug innerer Gemeinschaft kettete den einen an den anderen. Von einer Rückäußerung Goethes ist nichts bekannt. Indes hat die Annahme eines unfreundlichen Stillschweigens nach dem Grundsatze: „Keine Antwort ist auch eine Antwort" wenig für sich. Warum sollte Goethe nicht höflich erwidert haben?[16]) Zu bezweifeln ist bloß, ob es mit einer so warmen Herzlichkeit geschah, als sich's der Empfänger ausgemalt haben mochte. Steigentesch hat jenem ersten Briefe keinen zweiten folgen lassen. Desgleichen unterblieb ein angekündigter Besuch bei Goethe. Wir wissen es nicht, aber setzen wir einmal den gar nicht unwahrscheinlichen Fall, daß unser verhätschelter Lustspieldichter in seiner Eitelkeit verletzt war und diese kleine, aber schmerzhafte Wunde abwartend mit sich herumtrug, bis er nach etwa dritthalb Jahren die erwünschte Gelegenheit fand, seinem Grolle in einer wohlgezielten Bosheit Luft zu machen. Er hatte hiebei einen Mitschuldigen, der es gleichmütig geschehen ließ, nämlich Friedrich Schlegel.

Das war die dritte führende Persönlichkeit, bei der Steigentesch gleichsam in einer rein äußerlichen Auslegung des Goethe'schen Wortes: „Was man ist, das blieb man andern schuldig" auf seiner unermüdlichen Suche nach einer literarischen Stütze angelangt war. Zweifellos lag keine innere Notwendigkeit vor, just mit dem Wiener Vorposten der Romantik gemeinsame Sache zu machen. Als Mensch und Schaffender ist Steigentesch zeitlebens der Gefühls- und Vorstellungswelt der Romantik unzugänglich geblieben. Wenn Schwerdtfeger trotzdem zwei Beiträge Steigentesch' zum Schiller'schen Musenalmanach, das „Sonett" und den „Widerspruch der Liebe", in die Rubrik „Gedichte mit romantischen Einflüssen" aufgenommen hat, so war für ihn ein sehr anfechtbares Einteilungsprinzip maßgebend, das die Hauptsache, den Inhalt, außeracht läßt, um die Form, in diesem Falle die Sonettform, zu überschätzen. Nein, Steigentesch besaß nicht die leiseste Spur einer romantischen Ader, nicht im eigentlichen Verstande des Wortes romantisch, geschweige denn im höheren komplizierten Sinne der Schule dieses Namens. Umgekehrt konnte sein ausgesprochenes Lustspieltalent von jener Seite nicht leicht zu einem neuen Aufschwunge angeregt werden. Immerhin empfahl sich die Verbindung mit Schlegel schon mit Rücksicht darauf, daß dieser seit dem Jänner 1812 eine vielversprechende Wiener Monatsschrift, das „Deutsche Museum" herausgab. Hier eröffnete sich für Steigentesch wohl keine Perspektive so verführerischen Lichts wie seinerzeit dem jungen Mitarbeiter an Schillers Musenalmanach; aber die Aussicht, neben hochangesehenen Schriftstellern, wie dem Herausgeber und seinem Bruder August Wilhelm, Adam Müller, Wilhelm v. Humboldt und vielleicht sogar Goethe, seinen Namen als den eines Stifters von Beiträgen genannt zu wissen, war doch verlockend genug. Allerdings legte Friedrich Schlegel gerade auf poetische Gaben das geringste Gewicht. Als kritischer Kopf ließ er seine Zeitschrift am liebsten im kritischen Fahrwasser segeln. Steigentesch brauchte nicht völlig umzusatteln, er mußte sein Gebiet nur erweitern. In Bälde sehen wir ihn den Schritt von der Poesie zur Kritik zurücklegen; der Dilettant, der er dort war, obschon ein sehr begabter, blieb er auch hier. Zunächst kam er noch als Dichter zum Wort und zwar als erster unter allen Mitarbeitern, ein Beweis nicht geringer Aufmerksamkeit seitens des Herausgebers. Sein Gedicht „Die Sprache" eröffnet das erste Stück. Es weht darin ein starker Hauch der Schiller'schen Gedankenlyrik, wie denn auch äußerlich die achtzeilige Strophe der „Ideale" zum genauen Muster gedient hat. Es ist ein Loblied auf die treue Begleiterin des Menschen von der Kindheit über das Mannesalter bis zum Greisentum. Natürlich fühlt man sich an Schillers „Hoffnung" lebhaft erinnert. Auch hier herrscht die elegische Grundstimmung vor, aber zum Unterschiede von Schiller aus einem nationalen Motive. Daraus erklärt [illegible] durch die Bezeichnung angedeutete programmatische [illegible] Gedicht für den Herausgeber des „Deutschen Museums"

besitzen mußte.[17]) Es ist in den „Gesammelten Schriften" abermals an einleitender Stelle zum Wiederabdrucke gelangt und trägt dort die Jahreszahl 1811. Der Schmerz über das Unglück des Jahres 1809 zittert in dem Gemüte des österreichischen Offiziers nach, noch nicht gemildert durch die sich von Rußland her eröffnende Aussicht auf das nahe Ende der Napoleonischen Gewaltherrschaft. Wie richtig ist Minors Beobachtung, daß der Sieg der fatalistischen Idee in der deutschen Dichtung durch das Elend der Napoleonischen Kriege vervollständigt worden ist.[18]) Hier ein weiterer schlagender Beleg: auch unserem Dichter drängt sich mit einem feindseligen Blicke auf den Korsen das Wort „Schicksal" auf die Lippen. Er erblickt einen Wert der Sprache darin, daß sie uns Kunde von der Vorzeit vermittelt, aber auch dem trauernden Sänger der Gegenwart den Ausdruck der Empfindungen seines Herzens gestattet, eines Herzens,

Das blutend in des Schicksals Wage
Die Täuschung und die Träne legt.[19])

Diesem Passivzustande entmutigter Seelen stellt Steigentesch, als Dramatiker mit dem immer wirksamen Kunstmittel des Gegensatzes wohlvertraut, den nachahmungswürdigen Heroismus einer vergangenen Epoche gegenüber. Sichtlich hat auch er sich von patriotischen Dichtern vor ihm darüber belehren lassen, welch beziehungsreiche Hinweise man in einer Zeit, in der sich der Haß gegen Napoleon nur verblümt äußern durfte, an die Heldengestalt Hermanns knüpfen könne, und so klingt sein Gedicht auf die Sprache in eine Erinnerung daran, daß der Befreier Deutschlands diese Sprache geredet habe, volltönend aus:

Die Stärke schläft; die Götter drohen,
Kein Hermann bricht des Römers Joch;
Des Vaterlandes Retter flohen,
Nur seine Sprache blieb uns noch.
Bewahrt dies Erbteil unsrer Ahnen,
Die Sprache, die veredelt blieb,
Seitdem das Schwert des Alemanen
Dem stolzen Rom Gesetze schrieb.

Ziemlich unbedeutender Art ist Steigentesch' Beitrag zum Februar-Hefte des „Deutschen Museums", eine „Rezept" betitelte Verspottung der Ritterromane.[20]) Dorothea Schlegel fand das Gedichtchen hübsch, während Varnhagen sich darüber ärgerte; aus welchem Grunde, ist nicht ersichtlich.[21]) Jener erste Beitrag aber nötigte uns zu einem längeren Verweilen, weil sich der dritte, für uns hier wichtigste, inhaltlich an ihn anschließt. Er handelt nämlich im wesentlichen auch von der Sprache. Der das März-Heft eröffnende Aufsatz heißt: „Ein Wort über deutsche Literatur und deutsche Sprache." In diesem seinem ersten kritischen Versuche setzt sich Steigentesch in die Positur eines ritterlichen Beschützers der Sprache gegen ihre verkappten Widersacher, die Schriftsteller. Ihnen schiebt er die Schuld an einigen zu „Härten" und „Geschmacklosigkeiten" aufgebauschten Mängeln der deutschen Sprache in die Schuhe; sie macht er für die von allen gebildeten Deutschen schmerzlich empfundene Mißachtung des Auslands verantwortlich. Weil er selbst gewandt und fließend zu schreiben verstand, glaubte er den Kopf höher als andere tragen zu dürfen. Gleichviel: eine gewissenhafte Kritik des deutschen Stiles konnte durch die Erschließung neuer Gesichtspunkte immerhin Gutes stiften. Leider kommt er über zufällige, von der Oberfläche abgeschöpfte Betrachtungen nicht hinaus. Es ist richtig, wenn er der Sprache das Nachschleppen des Zeitwortes, wodurch die Mitteilung der Gedanken verzögert wird, als Unvollkommenheit auslegt. Die Engländer und Franzosen sind in dieser Hinsicht besser daran. „Von zwei Deutschen, die zusammen sprechen", bemerkt Steigentesch witzig, „scheint einer immer etwas zu erwarten, und was er erwartet, ist das Zeitwort, das nicht kommen will und ohne das er den andern nicht versteht." Aber eine ungebührlich lang geratene Periode aus Wielands Taufschmaus, die er zum Belege anführt, hat mit dem gerügten Fehler der Sprache gar nichts zu tun, und wenn er es dem guten Willen der deutschen Schriftsteller anheimstellt, diesem Nachteil abzuhelfen, so hat er für die Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung einer Sprache ebenso wenig ein Auge, wie Friedrich der Große, auf dessen Spuren er hier offenbar bewußt wandelt. Auch sonst verfälscht der Dilettantismus öfter als billig sein Urteil. Es ist die nämliche Quelle, aus der seine an passenden und unpassenden Orten zur Schau getragene Abneigung gegen die Gelehrten fließt: ein trotziges Unterfangen, sich wenigstens dialektisch über jene zu erheben, denen er sich aus einer derlei gefühlten Unfähigkeit zum langsam von Stufe zu Stufe

[illegible] „Deutsches Museum". [illegible] und kam [illegible]

[illegible] „Almirante" [illegible]

[illegible] Gedichte „Resignation" (Minerva [illegible]

[illegible] April 1812, bei [illegible]

fortschreitenden logischen Nachdenken, nüchternen Abwägen und gerechten Unterscheiden so wenig gewachsen weiß. Man kann nicht roher über Männer der Wissenschaft spötteln als er in einem Brief an seinen Freund Josef v. Hammer-Purgstall getan hat, der doch selbst ein berühmter Orientalist war. Er beklagt sich von München aus über die Langeweile, die ihm die dortigen Gelehrten durch die Trockenheit ihrer fachlichen Gespräche verursacht hätten, und fährt dann fort: „Das ist das unausstehlichste Gesindel, das ich kenne, und ich will jedem raten, der gute und heitere Gesellschaft liebt, jedem berühmte Namen in der Literatur, der ihm auf dem Wege begegnet, scheu aus dem Wege zu gehen“.[22]) Noch bezeichnender für sein zerfahrenes, launenhaftes Wesen ist es aber, daß er im selben Atem dankbar hervorhebt, wie sehr die kritischen Winke einiger Mitglieder der Münchener Akademie seinem damals unter der Presse befindlichen Gedichte „Keratophoros“ zugute gekommen seien. In dem Aufsatze des „Deutschen Museums“ bewahrt er wenigstens die höfliche Haltung des Mannes von Welt; ja, er bemüht sich eifrig, den Schein von kritischer Unparteilichkeit zu retten, indem er vor Adelung und Johannes v. Müller eine tiefe Verbeugung macht und seinen Tadel ausdrücklich auf ihre sprachlichen Provinzialismen einschränkt. Aber schon gegenüber Kant reißt ihn der Geist der Anklage zu dreisten Aussprüchen hin, die kein Verehrer des Philosophen auf sich beruhen lassen durfte. Steigentesch begnügt sich nicht mit der herkömmlichen Abkanzelung Kants wegen der Dunkelheit seiner Sprache, sondern er spricht seiner Lehre geradezu das Verdammungsurteil, indem er ihr vorwirft, sie habe „uns von der Bildung entfernt, die auf das Leben wirkt“ und die kecke Frage aufwirft: „Wer und was hat dabei gewonnen?“ Wenn er ferner feststellt, daß sie beinahe zehn Jahre lang die besten Köpfe Deutschlands beschäftigt habe, so wird man daraus ein Bedauern über diese Zeit- und Kraftverschwendung gewiß heraushören. Schon hier mußte sich Goethe mitgetroffen fühlen. Denn zu jenen „besten Köpfen“ zählte auch er. Das hätte Steigentesch eigentlich wissen sollen, wenn er bei Goethe tatsächlich in die Schule gegangen war, wie er in seinem Briefe hatte glauben machen wollen. Aber wenn Goethe seine eigene Person auch ganz aus dem Spiele ließ, hatte er doch für Schiller um so mehr Grund, dem Nörgler zu zürnen. Das war noch nicht alles: dem versteckten Seitenhiebe folgte ein zweiter, der an verletzender Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Bei der Untersuchung der Ursachen, weshalb der deutsche Adel in seiner wissenschaftlichen Ausbildung so weit zurückgeblieben sei, gelangt Steigentesch dahin, dem katholischen Adel überhaupt jedes Verdienst um die Veredlung der Sprache zu bestreiten, während er zu Gunsten des protestantischen Adels wenigstens mehrere militärische Werke anführt, mit denen er beruflich innig vertraut war, darunter besonders Bärenhorsts „Betrachtungen über die Kriegskunst“. Begegnet die überraschende Empfehlung militärischer Schriften als stilistischer Musterleistungen schon an und für sich gelinden Zweifeln, so ist man erst recht verblüfft durch den hohen Maßstab, mit dem sie gemessen werden. Steigentesch versteigt sich nämlich zu der kühnen Behauptung: „In diesen Werken hat sich die Sprache edler und reiner erhalten als zuweilen in dem Ausflug unserer größten Dichter, die alle Fesseln der Regeln zerbrachen, um sich freier zu erheben.“ Darnach würden Goethes und Schillers Bemühungen um die deutsche Sprache durch das Verdienst des Militärschriftstellers Bärenhorst erheblich in den Schatten gestellt. Das Wörtchen „zuweilen“ ist sichtlich nur als Hinterpförtchen eingeflickt. Desgleichen sind es sichtlich Goethe und Schiller, auf deren Kosten er an anderer Stelle Lessing als den letzten Förderer der deutschen Sprache rühmt, die seitdem an Bestimmtheit, Weichheit und Wohllaut eher verloren denn gewonnen habe. Sein diplomatischer Kniff besteht darin, beharrlich mit den Namen der Gemeinten hinter dem Berge zu halten, um gegebenenfalls seine Arglosigkeit aus dem Texte nachweisen zu können. Ein ebenso kleinliches Mittel seines hinterhältigen Angriffssystems ist die Politik des Totschweigens, die er in dem Abschnitte über das Drama befolgt, wo doch eine Hindeutung auf Goethe und Schiller kaum zu umgehen war. Die übliche Warnung vor der Regellosigkeit Shakespeares, sowie die Empfehlung der Franzosen Racine und Corneille, herkömmlich begründet mit dem Satze: „Die Bühne muß bestimmte Regeln haben“, konnte Goethe immerhin unterschreiben; wenn aber der Verfasser höchst einseitig das deutsche Drama ausschließlich auf schreckliche und durch das Uebermaß des Erschütternden schließlich abstumpfende Wirkungen ausgehen läßt, so tut er zumindest dem Dichter der „Iphigenie“ bitteres Unrecht. Das deutsche Lustspiel wünscht Steigentesch als letzte Zufluchtsstätte des heiteren Witzes in der Molière'schen Reinheit erhalten zu sehen; die Zitanderei, das Eindringen von Elementen der zwitterhaften comédie larmoyante ist ihm verhaßt. Da redet er einmal als Sachverständiger. Aber knapp bevor er schließt, liefert er wenigstens noch ein Pröbchen seines Mangels an poetischem Empfinden, indem er die Sammlung von Volksliedern durch die Romantiker, zugleich eine Lieblingsidee Goethes, mit Worten völliger Verständnislosigkeit tadelt. Es ist, als ob er sich seine Argumente bei dem Nationalisten Nicolai geholt und das Menschenalter seit dem Erscheinen des berüchtigten „feynen, kleynen Almanachs“ zur Gänze verschlafen hätte. „Was soll der Ausländer von unserer Bildung denken“, fragt er, „wenn man ihm und uns die Lieder der Ammen und Fuhrleute als Muster der deutschen Dichtkunst aufstellen darf?“

Es wäre ungerecht, den Anschein erwecken zu wollen, als ob sich Steigenteschs Aufsatz lediglich aus unziemlichen Nadelstichen, handgreiflichen Irrtümern und kuriosen Gedankenblüten zusammensetze. Es finden sich auch verständige Ausstellungen darin. Um ihretwillen hätte sich Goethe vielleicht über die mißratenen Partien hinweggesetzt, wofern der adelige Dilettant durch eine edle Begeisterung für die deutsche Literatur und Sprache den Mangel eines Mandats zu seinem Kritikeramte ausgeglichen hätte. Aber der Tadel fließt sichtlich aus keiner so reinen Quelle, sondern (ganz abgesehen von der persönlichen Zuspitzung) aus der trüben Quelle eines vornehmtuerischen Wesens. Dieses zeigt sich einmal in wegwerfenden Bemerkungen über die schriftstellernden Hungerleider, deren Vielschreiberei und Weitschweifigkeit eben Folgen ihres Hungers seien, im allerungünstigsten Lichte. Wie weit ist dieser gehässige Ton von „liebevoller Teilnahme“ und „parteiischem Enthusiasmus“ entfernt, den Goethe in einem Briefe an Schiller von jedem Beurteiler fremder Schriften und Handlungen fordert! „Lust, Freude, Teilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Reellität hervorbringt; alles andere ist eitel und vereitelt nur.“[23]) Ein starker Hauch dieses liebevollen Interesses, von Goethe wohl verspürt, weht in der berühmtesten Vorläuferin der Steigentesch'schen Abhandlung, in Friedrichs des Großen Schrift „De la littérature allemande“, und dementsprechend hat in Goethes Erwiderung darauf, den Table d'hote-Gesprächen zwischen einem Deutschen und einem Franzosen, sicherlich der Geist der Mäßigung vorgeherrscht. Wären diese Gespräche nicht verloren gegangen, sondern veröffentlicht worden, Steigentesch hätte darin seinen Vorwürfen gleichsam den Boden vorwegentzogen gesehen und seinen Museumsaufsatz vermutlich ungeschrieben gelassen. Wahrscheinlich hat Goethe die deutsche Sprache schon damals — 1781 — auf einer Entwicklungsstufe erblickt, die höher war als das bedauernswert niedrige Niveau, auf dem sie sich nach unserem spätgeborenen Kritiker noch im Jahre 1812 befand. Wie gewaltig sich Goethe vollends am Ausgang seines Lebens über den Verkleinerer seiner Muttersprache erhoben hat, das lehrt uns schön und eindringlich die warme Lobrede: „Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich dem Gegenstand wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken.“[24]) So hatte Goethe prinzipielle und persönliche Gründe genug, um dem Verfasser des Aufsatzes zu zürnen, noch mehr aber dem dafür mitverantwortlichen Herausgeber Friedrich Schlegel. Dieser hat sich wahrscheinlich eben durch die Aufnahme von Steigenteschs „Wort über die deutsche Literatur und deutsche Sprache“ Goethes Mitarbeit, an der ihm so viel gelegen war, gründlich verscherzt. Von Haus aus war Goethe ja nicht abgeneigt, wie vorher schon die „Wiener Jahrbücher“, auch ihren neuen Konkurrenten, das „Deutsche Museum“ mit Beiträgen zu bedenken. Er hätte seine anfänglich abwartende Haltung bald aufgegeben. Indem er dem Herausgeber unter dem 8. April 1812 den Empfang der ersten Hefte bestätigte, fügte er hinzu: „Lassen Sie mich indessen Ihre Hefte mit Aufmerksamkeit lesen, vielleicht wird irgend etwas dadurch bey mir aufgeregt.“[25]) In der Tat ging schon von dem Inhalte des ersten Quartals die erhoffte anregende Wirkung aus — und dennoch hat Goethe seine halbe Zusage nicht eingelöst. Die guten Vorsätze zur Mitarbeit, hervorgerufen etwa durch sein Wohlgefallen an A. W. Schlegels Nibelungenstudien, Adam Müllers Agronomischen Briefen oder Pfuels Abhandlung über das Studium der Kriegsgeschichte, gingen ohne Zweifel in dem Verdrusse über Steigenteschs Aufsatz wieder unter. Goethes „Indignation“ hielt geraume Zeit an und mag sich erst im Jahre 1813, mit dessen Ende das „Deutsche Museum“ ohnehin sein Erscheinen einstellte, völlig verflüchtigt haben. Noch am 16. Dezember 1812 entlud sie sich nämlich in einem Gespräche mit dem Kanzler Müller auf folgende Art: „Schlegel ist gegen besseres Wissen bloß durch Steigenteschs leckere Tafel dazu verführt worden, diesen verruchten Aufsatz aufzunehmen. Die besseren Wiener wissen das recht gut.“[26]) Und ob es die Wiener wußten! Goethe war wirklich gut unterrichtet. Wir haben ein Zeugnis dafür in einer flüchtigen Skizze des phantasievollen Wiener Lokalchronisten Franz Graffer. Dieser besaß die Gabe, Tatsächliches und Erfundenes, aber im Geiste der Zeit und der Charaktere passend Erfundenes, zu einem laienhafte Leser nicht bloß unterhaltenden, sondern auch unmerklich belehrenden Ganzen haltbar zu verschmelzen. Se non è vero, è ben trovato: Dieser Satz gilt, wie von den meisten Sächelchen dieser Art, auch von der Skizze „Ein Diner“.[27]) Da sind Steigen-

[22]) [illegible] Briefe von Hammer-Purgstall [illegible]
an seinen Freund [illegible]
und der letzte [illegible]

[illegible]
und Zelter. Weimar [illegible]
[illegible]
Stuttgart 18[illegible], S. 7
[illegible] Wien 18[illegible]

tesch, Matthäus von Collin, Professor Schneller, Clemens Brentano und Zacharias Werner zur gemeinschaftlichen Tafel im Hotel zum römischen Kaiser versammelt. Friedrich Schlegel, von niemandem ungeduldiger herbeigewünscht als von Steigentesch, ist noch nicht da. Endlich erscheint er und Steigentesch ruft: „Garçon, Garçon, aufgetragen!“ Von nun an ist Steigentesch weder Dichter-General, noch General-Dichter, wie ihn Werner scherzhaft ruft, sondern ausschließlich Feinschmecker, völlig durch die einzelnen Gänge in Anspruch genommen: die Suppe à l'italienne, den Kaviar, die Sardellen, den Champagner. Einmal sagt Schlegel zu Steigentesch: „Was sagen Sie zu den Trüffeln?“ Aber der Gefragte, fortschmausend, hat keine Zeit zum Antworten. Man ersieht aus dieser satirisch-parodistischen Federzeichnung, daß sich den Wienern das Verhältnis zwischen den beiden in der Tat als eine Verquickung des Literarischen mit dem Gastronomischen darstellte; nur in der Auffassung wichen sie von Goethe ab: sie fanden darin nichts Bedenkliches oder gar Unentschuldbares, höchstens etwas Spaßhaftes.

Goethe war übrigens nicht der einzige Ergrimmte; auch im Kreise seiner Freunde wirbelte der Aufsatz viel Staub auf. Den alten Körner juckte es gleich in den Fingern, die Feder dawider anzusetzen. Fürs erste schrieb er sich seine Entrüstung in einem Briefe an seinen Sohn Theodor von der Seele. Es verschlug dabei nichts, wenn diejenigen, die's anging, in Wien etwa von dem für sie wenig schmeichelhaften Inhalte zufällig oder absichtlich Kunde erhielten. Seit langem, schreibt er, habe er nichts gelesen, was ihn in einem solchen Grade indigniert hätte. Der Tadel Geoffroys und Friedrichs des Großen sei immerhin verzeihlich, weil sie das Gute nicht kannten; aber einem Kenner der deutschen Literatur und Sprache wie Steigentesch könne die gleiche Entschuldigung keineswegs zugebilligt werden, und etwas Erbärmlicheres als die Tendenz des ganzen Aufsatzes gebe es überhaupt nicht. Die volle Schale seines prächtigen Zornes gießt er jedoch, geradeso wie Goethe, erst über den Hauptschuldigen aus, den Herausgeber des „Deutschen Museums“: „Und wenn Schlegel nicht etwas dagegen schreibt, um sein Journal wieder ehrlich zu machen, so kann kein honetter Mensch mehr etwas einrücken lassen.“ [28]) Das war sein Ultimatum, das dem Gönner Steigenteschs wenigstens noch die Möglichkeit offen ließ, alles wieder ins Geleise zu bringen, während Goethe seine Absage von der Zeitschrift nicht erst andrehte, sondern stillschweigend in die Tat umsetzte. Schlegel erfuhr hievon und war sofort über die Mittel zur Beruhigung der erregten Gemüter im reinen mit sich: erst mußte er sein Blatt der Gegenseite zur Meinungsäußerung anbieten und dann selber ein Wort der Rechtfertigung sprechen. Er ließ den alten Körner durch den jungen bitten, alles, was er wider Steigentesch auf dem Herzen habe, in einem druckfähigen Briefe an den Herausgeber des „Deutschen Museums“ zusammenzufassen, ein Wunsch, dem Schillers Freund ohne Zögern willfahrte.[29]) Diesen Aufsatz in Briefform findet man im 9. Hefte unter der Ueberschrift: „Ueber die deutsche Literatur“ veröffentlicht. Inzwischen hatte Körner seinen Zorn freilich bemeistert; er zieht viel mildere Saiten auf als in seinem Privatbriefe, dessen starke Worte er zu rücksichtsvollen und höflichen Ausdrücken abschleift, wie es sich für die öffentliche Auseinandersetzung eines Appellationsrats mit einem hohen Offizier ziemt. Der gewählte Ton wird durch fein-ironische Nadelstiche eher gehoben als gestört. Ein solcher Zug von Ironie ist es z. B., wenn Körner Steigenteschs Sympathie für die Franzosen mit der Ritterlichkeit des Offiziers entschuldigt, der nach beendigter Fehde den gewesenen Feind bis zur Uebertreibung ehrt. Im übrigen werden die gegen die deutsche Literatur und Sprache erhobenen Vorwürfe mit jener strengen Sachlichkeit widerlegt, die wir von Körner gewohnt sind. An Schlegel aber wird die Frage gerichtet, ob er denn bei diesem Angriffe so gar keinen Drang gefühlt habe, für den verkannten Wert deutscher Geistesprodukte seine Stimme zu erheben. Darauf erteilt der also Apostrophierte eine langatmige Antwort, die im „Deutschen Museum“ dem um fast zwei Dritteile kürzeren Aufsatze Körners auf dem Fuße nachfolgt. Im allgemeinen wird jeder Herausgeber geneigt sein, sich seines in die Enge getriebenen Mitarbeiters anzunehmen. Dennoch überrascht die Entschiedenheit, mit der Schlegel für Steigentesch Partei ergreift. Es ist wahr, manchmal macht er ihm Opposition, bisweilen spendet er ihm nur ein gewundenes, ziemlich sauersüßes Lob, aber von diesen wenigen, nicht sehr belangreichen Punkten abgesehen, unterschreibt und begründet er des Näheren gerade die Goethe und Körner mißfälligen Ansichten. Schlegel lädt also lieber den Schein eines literarischen Reaktionärs auf sich, als daß er den Freund weiter beißen ließe, er habe den Aufsatz aus anderen als [illegible] Beweggründen aufgenommen. Seine Eitelkeit mag darin da[illegible] [illegible] tung befriedigt haben, die er durch die unverhohlene Anerkennung eines bekannten Kritikers auf sich nahm. Erntete Körner also von dieser Seite keinen Dank, so wurde seine Mitteilung [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

nämlich von seinem und Goethes Freunde Wilhelm v. Humboldt. Ihm war das, was Steigentesch geschrieben hatte, ein unglaublich triviales Gewäsch, das zwar keinen Schaden anstiften konnte, aber doch an den Pranger gestellt zu werden verdiente. Denn recht im Gegensatz zu Friedrich Schlegels Auffassung hielt er solche Stümper, die sich nur auf lauter kleinliche und mittelmäßige, fälschlich zu Talenten aufgebauschte Fertigkeiten verständen, nicht der geringsten Förderung würdig; sie sollten vielmehr sehen, daß man sie in ihren Kreis zu verweisen wisse.[30])

Wie aber benahm sich der Uebeltäter selbst in dem Tumulte der Meinungen, den sein Aufsatz erregt hatte? Blies er zu einem neuen Vorstoße oder trat er den Rückzug an? Nun denn, Steigentesch tat weder das eine noch das andere, sondern verhielt sich entgegen seiner sonstigen Gewohnheit ganz kleinlaut. Seit seinem ärgerlichen „Worte über die deutsche Literatur und deutsche Sprache“ befleißigte er sich zur Vermeidung unliebsamer Händel, wenn er Schlegels Zeitschrift wieder als Sprachrohr benützte, einer weisen Beschränkung auf Gebiete, die er verstand, nämlich auf das Lustspiel [31]) und das Kriegswesen.[32]) Dann verstrichen einige Jahre, während welcher er halb aus freien Stücken, halb unter dem Zwange von Berufsgeschäften literarisch nichts von sich hören ließ. Er war 1813 als Generaladjutant des Fürsten Schwarzenberg, 1814 beim Wiener Kongresse und in Norwegen, dann in Dänemark, der Schweiz und am Petersburger Hofe tätig. Daß der gute Klang seines Autornamens erhalten blieb, dafür sorgten nach wie vor zahlreiche Aufführungen seiner Lustspiele. Vielleicht wäre jener vielangefeindete Museumsaufsatz mittlerweile in Vergessenheit geraten, hätte er ihn nicht im Jahre 1819, als er eine Ausgabe letzter Hand veranstaltete, dem fünften Bande seiner Gesammelten Schriften einverleibt. Sieht man näher zu, dann erkennt man in diesem Schritte freilich nicht so sehr ein halsstarriges Festhalten an dem einmal eingenommenen Standpunkte als einen Versuch, sich zu rehabilitieren. Sei es, daß ihm Körners Vorwürfe die Augen über sein Unrecht öffneten, sei es, daß sich das böse Gewissen von selber regte, er mildert nun die schroffen Worte und streicht haltlose oder unschickliche Behauptungen. Hier fügt er unauffällig ein „oft“ ein, dort wandelt er ein starkes „nie“ in ein schwächeres „selten“ um. Unter anderem läßt er den kecken Ausfall gegen Wieland fort. Mehrere Korrekturen erklären sich durch die Rücksicht auf die neue Lage, geschaffen durch den glücklichen Ausgang der Befreiungskriege. Vor allem aber fesseln zwei vielsagende Zusätze unser Augenmerk in vollstem Maße. Sie zeigen uns den reuigen Steigentesch von dem Wunsche beseelt, die unverzeihlichste seiner Unterlassungssünden gutzumachen. Da, wo von dem Gegensatze zwischen der Shakespearomanie und der Nachahmung der tragédie classique die Rede ist, finden wir nun in einer Fußnote den Hinweis auf die Einfachheit der Handlung und die Würde der Sprache in **Goethes** „Iphigenie auf Tauris“; und der versöhnende, hoffnungsfrohe Ausblick in die Zukunft am Schlusse des Aufsatzes gipfelt jetzt im Preise der beiden, höchster Bewunderung würdigen Dichter Goethe und Schiller.

Dr. Emil Horner.

Dem Andenken an Max Schasler.

Am 13. Juni vergangenen Jahres ist Max **Schasler**, einer der letzten Hegelianer unserer Zeit, im Alter von fast 84 Jahren in Jena gestorben. Als Aesthetiker bis an sein Ende die wissenschaftlichen Ideale seiner Jugend festhaltend, wie er als Politiker der „aufrechte Achtundvierziger“ blieb, hat er wie wenige das traurige Geschick auskosten müssen, sich selbst zu überleben. Aber einen ehrenden Nachruf hätte der Mann doch verdient, nicht nur als Verfasser der umfassendsten und gründlichsten „Geschichte der Aesthetik“, die wir besitzen; er hat auch dem praktischen Kunstleben seiner Zeit als Kritiker und langjähriger Herausgeber einer Zeitschrift für bildende Kunst, der „Dioskuren“, Dienste geleistet, die mit Unrecht in Vergessenheit geraten sind. Die Muse der Schönheit, der er ein langes, arbeitsreiches Leben und ernste, doch nicht ganz fruchtlose Bemühungen gewidmet hat, lohnte ihm nicht mit Dank. Dem mehr und mehr Vereinsamten galt der Tod als die lange ersehnte Erlösung von einem Dasein, das umso mehr verspricht, je weniger es zu halten geneigt ist.

Max Schasler war 1819 als Sohn des Bürgermeisters von Deutsch-Krone geboren. Die Anfänge seiner Bildung erhielt er auf dem Berliner Joachimsthalschen Gymnasium, einer Anstalt, die er noch in der Erinnerung späterer Jahre als „Marterinstitut“ bezeichnete — die Alumnen nannten sie „Knochenstall“ — und man vermag dieses herbe Urteil nachzuempfinden, wenn man hört, daß hier jede Betätigung vom Aufstehen bis zum Abendessen durch Glockenzeichen festgelegt war — nicht manchmal selbst die Glocke [illegible] — und daß jedes, auch das

[illegible] 1811 [illegible] 247–257.
[illegible] 139–149. Der Aufsatz [illegible] der Goethe [illegible] in Gredeles [illegible] Aus dem Trauer[illegible] [illegible]

geringste Vergehen gegen die peinliche Hausordnung mit Hausarrest bis zu vier Wochen bestraft wurde. So kam es, daß der jugendliche Kunst- und Freiheitsschwärmer, als er nach zweijährigem Besuche die Schule verließ, noch ein Vierteljahr Arrest im schwarzen Buch hatte. Schasler ging nach Kulm, wo der bekannte Dramaturg Th. Rötscher das Interesse an philosophischen Studien in ihm weckte; aber noch zweimal wechselte er das Gymnasium — Bromberg und Thorn waren die Stationen — bis er 1840 die Universität Königsberg beziehen konnte.

Auf Wunsch des Vaters und um des Genusses eines Familienstipendiums nicht verlustig zu gehen, wandte sich Schasler ohne innere Neigung dem theologischen Studium zu. Der treffliche Karl Rosenkranz, dessen Name das Widmungsblatt der „Geschichte der Aesthetik" ziert, gewann ihn indessen bald für die Philosophie, womit Schasler das Studium der allgemeinen Sprachwissenschaft verband, die damals unter Bopps Führung ihren glänzenden Aufstieg begonnen hatte. Auch in Berlin, wohin er zur Fortsetzung seiner Studien übersiedelte, blieb er der einmal gefaßten Neigung treu, worin Lehrer wie Bopp, Neander, Karl Ritter ihn bestärkten. Auch Schellings Vorlesungen über Offenbarungsphilosophie ließ er auf sich wirken, ohne daß der abstrakte Mystizismus des letzteren, der damals ausdrücklich als Bekämpfer des Hegelschen Idealismus berufen war, ihn zu fesseln vermochte. Er promovierte 1845 mit einer sprachwissenschaftlichen Abhandlung zum Doktor, wozu er sich die nötigen Mittel durch ein Hauslehrergehalt von 20 Talern zu ersparen gewußt hatte.

Kurze Zeit später traf Schasler ein erstes, ernstes Mißgeschick: sein Versuch, sich an der Berliner Universität für Sprachphilosophie und vergleichende Grammatik zu habilitieren, scheiterte trotz der gewichtigen Fürsprache Bopps, an dem Widerstreben des Aristotelikers Trendelenburg, vielleicht weil — wie Schasler vermutete — dieser durch eine scharfe Kritik Ferd. Beckers, seines Schwiegervaters, verstimmt war. Diese persönliche Erfahrung im Verein mit der durch den Druck der politischen Verhältnisse genährten Mißstimmung, machte den jungen Schwärmer empfänglich für die revolutionären Bestrebungen eines Vereines, der damals unter dem Namen „Rütlibund" bei Malonon an der Gertraudtenbrücke verkehrte. Aus dieser Gesellschaft, der unter anderen Ernst Dohm, Rud. Loewenstein, Dav. Kalisch, R. Gottschall und der Stenograph Arends angehörte, letzterer wegen seines mißlungenen Dramas „Demosthenes", unter dem Spitznamen Demostrich, ging der bekannte „Kladderadatsch" hervor. Die Entstehungsgeschichte dieses Blattes war einfach genug. Ein mittelloser Buchhändlerkommis, namens Hoffmann, war eines Abends anwesend, als ein Mitglied, der nachmalige Danziger Oberbürgermeister v. Szepanski, ein Bierseidel über die Rütlizeitung ausgoß, ein nur im Manuskript kursierendes Blatt, worin die Bundgenossen ihren witzigen und satirischen Einfällen freien Lauf ließen. Jene alte Berliner Interjektion, wenn etwas verdorben oder zerbrochen wird: „Kladderadatsch" erscholl auch hier und löste eine fröhliche Stimmung aus. Hoffmann erbot sich zum Verlag des Blattes unter dem neuen Titel und bald darauf erschien „alle Tage mit Ausnahme der Wochentage" das bekannte politische Witzblatt, das seinen Verleger zum Millionär machte.

Schasler, der bei dem Blatte nicht hervortrat, beteiligte sich umso lebhafter an den historischen Ereignissen des Jahres 1848. Er wurde Vorsitzender der an den Zelten tagenden Volksversammlungen und in dieser Stellung spielte er am 18. März auf dem Schloßplatz eine Rolle, indem er im Auftrage der zusammengeströmten Menge den Versuch wagte, den Kommandanten der aufziehenden Kavallerie zur Zurückziehung der Truppen zu bewegen, wobei es bekanntlich zum Ausbruch der Straßenrevolte kam. In einem Aufsatz: „Der Anfang des Märzaufstandes in Berlin" (Vossische Zeitung, 1892, Beilage 6) hat Schasler darüber in Widerspruch zu der Darstellung v. Sybels ausführlich berichtet.

Die politische Tätigkeit sollte nicht ohne üble Folgen bleiben. Schasler, der inzwischen an der „Nationalzeitung" als Berichterstatter für die Verhandlungen der Nationalversammlung einen Unterhalt gefunden hatte, wurde aus Berlin verwiesen. Er ging nach Heidelberg, wo er zur Habilitation schon zugelassen war, als ihn auch hier ein gleiches Geschick ereilte. Abermals einem ungewissen Geschick preisgegeben, wandte er sich nach Leipzig, wo er in der Offizin J. J. Webers als Redakteur der „Illustrierten Zeitung" angestellt wurde. Bald begann er, seinen Wirkungskreis auszudehnen, indem er mit Eduard Kretschmar, dem meisterhaften Illustrator und Leiter des xylographischen Instituts Webers, eine deutsche Kunstzeitung gründete. Das Blatt erschien aber nur kurze Zeit, da auch in Leipzig der politisch Verdächtige einen Ausweisungsbefehl erhielt.

Ein Zufall verstattete dem Umhergetriebenen ein Einlenken in ruhigere Lebensbahnen. Auf einer Reise machte er die Bekanntschaft eines Majors v. Voigt-Rhetz, der als Schwager des Berliner Polizeipräsidenten v. Hinckeldey ihm „bis auf weiteres" eine Aufenthaltsbewilligung in Berlin erwirkte. Bei einer persönlichen Audienz, die der Präsident Schasler gewährte, kam es, nachdem dieser das feierliche Versprechen abgelegt hatte, sich fürderhin aller Politik zu enthalten, zu folgender amüsanten Unterhaltung, die auf die Denkweise jener Zeit ein helles Streiflicht wirft. „Nun, nachdem die Hauptangelegenheit erledigt ist," meinte der Präsident, „beantworten Sie mir einmal die [illegible] Mann von Ihrem Talent — denn ich habe Ihre Arbeiten aufmerksam und mit Interesse gelesen — Demokrat sein kann?" „Ganz offen, Herr Präsident?" „Ich bitte darum." „Nun, dann kann ich nichts anderes antworten: ich begreife nicht, wie ein Mann, der Talent **hat**, **nicht** Demokrat sein kann." Tableau!

In der Folge wandte sich Schasler ausschließlich der Kunstgeschichte, Aesthetik und Kunstkritik zu. Er wurde Kunstberichterstatter an der „Vossischen Zeitung", der „Nationalzeitung" und später an der von Strousberg begründeten „Post". Die neuere Kunstgeschichte stand damals noch in den Anfängen, die grundlegenden Arbeiten Kuglers, Schnaases und Springers waren erst kürzlich erschienen; so kam es, daß Schasler die Berliner Kunstkritik fast ausschließlich beherrschte. Alsbald nahm er seine Kunstzeitschrift unter dem neuen Titel: „Die Dioskuren" wieder auf und führte sie als Herausgeber 25 Jahre hindurch (1851—1875) fort, bis sie einem Konkurrenzunternehmen, der Seemannschen „Zeitschrift für bildende Kunst", unterlag. Der große Ernst und die strenge Unparteilichkeit, mit der Schasler seines kritischen Amtes waltete, gewannen ihm im großen Publikum viele Freunde, konnten aber die vielen persönlichen und literarischen Anfeindungen nicht wettmachen, denen er besonders von seiten des unfähigen Akademiedirektors von Waagen und des vielschreibenden Kunsthistorikers Lübke ausgesetzt war.

Wie genau er es mit seiner Tätigkeit nahm, davon legt der Umstand Zeugnis ab, daß er sich zur besseren Erlernung des künstlerischen Verfahrens die Mühen einer mehrjährigen praktischen Ausübung der Malerei und der Kupferradierung nicht verdrießen ließ. Auch in den Bestrebungen zur Erweiterung der Kunstkennerschaft ging er selbständig vor, wovon sein verdienstlicher Katalog der sämtlichen Kunstschätze Berlins und vielfach zerstreute Aufsätze und Schriften zur Kunst und Kunstpolitik Kunde geben.

Als Hauptwerk seiner unausgesetzten wissenschaftlichen Tätigkeit, veröffentlichte Schasler 1872 eine groß angelegte gründliche „Geschichte der Aesthetik", der ein zweibändiges System folgen sollte, das wegen Mangel an buchhändlerischem Erfolg leider nicht zur Ausführung gelangte. Das honorarfrei unternommene Werk verschaffte seinem gelehrten Verfasser zwar die Mitgliedswürde der Amsterdamer königlichen Akademie und den Präsidentenstuhl der von den Hegelianern Michelet und Gabler gegründeten Berliner philosophischen Gesellschaft, vermochte ihm aber nicht den ersehnten weiteren Wirkungskreis als Dozent an der Akademie zu verschaffen.

Tief entmutigt zog sich der Sechzigjährige nach Rudolstadt in das Privatleben zurück. Hier blieb es ihm nicht erspart im vorgeschrittenen Alter ein Pistolenduell zu bestehen, als dessen Folge — er wurde am Bein verwundet — er eine dauernde Schwäche zurückbehielt. Ein Gnadenakt des Herzogs von Meiningen erließ ihm die Festungsstrafe. Nach Meiningen übergesiedelt, kritisierte er auf Hans von Bülows Wunsch die großen Abonnementskonzerte, bis ihm eine kleine Titelfälschung, die er dem großen empfindlichen Künstler nachwies, auch dessen Gunst verscherzte. Noch einmal machte er den Versuch, sich einen Wirkungskreis zu schaffen: er bewarb sich um eine Bibliothekarstelle in Meiningen, die einem unfähigen Bewerber zufiel, und um eine Privatdozentur in Jena, was ebenso mißglückte. Dann nahm er endgiltig von einer öffentlichen Wirksamkeit Abschied.

Wer in den letzten Jahren in Jena weilte, konnte mitunter an schönen Tagen einen hochgewachsenen Greis mit scharfem, charaktervollem Profil langsam, auf den Stock gestützt, in den Straßen lustwandeln sehen. Das war der alte Schasler. Wenige kannten ihn, noch weniger schätzten ihn nach Gebühr. Bisweilen dozierte er noch in kleinen, gewählten Zirkeln seine ästhetischen Gedanken, die uns vorkamen, wie Gemälde aus einer guten, längst vergessenen Zeit. Auch die Wahrheiten sind vergänglich.

Nun ruht der alte Kämpe für Freiheit und Schönheit schon ein Jahr unter der Erde. Was hätte er wirken und leisten können, wenn er in unseren Tagen der Kunsterziehung und Kunstbegeisterung in der Acme seines Lebens und Schaffens gestanden? Bei seiner Gabe spekulativ begrifflicher Durchdringung des ästhetischen Prozesses bei seiner liebevollen Vertiefung in die künstlerische Schöpfung wäre es nichts Geringes gewesen. Der Geist der Zeiten war solchem Talent nicht günstig; Schasler gehört zu jenen, die an diesem Geiste der Zeiten sterben. So erklärt sich das unmodern-pessimistische Eingeständnis, das er seinem Lebenslauf als [illegible]:

Immer nach Wahrheit streben;
Für die Freiheit kämpfen und leben;
Verachten, die am Scheine kleben;
Ueber alle Vorurteile sich erheben;
Nicht länger in Zweifeln schweben;
Und schließlich dem Geschick sich ergeben;
Dann mag man getrost aus dem Leben scheiden,
Denn Leben heißt Leiden.

Jena Dr. Fritz Rose.

Eine Bilanz der Moderne.

Seit langem ist es die Klage, und wohl auch das Bedenken aller [illegible] sublimen gewesen, daß die deutsche Moderne bisher noch keine Kritik und diesen Begriff in seiner Reinlichkeit und Rein[illegible] Künstler hatte. Zwar es gab und gibt ja eine [illegible] an Erbauung der Entwicklung, der so gerecht wurde und dem [illegible] [illegible] sollten man nur darauf achten, wo der [illegible]

eigentliche Füllung, wo er klaren Charakter und seine eigentliche Prägung und Festigkeit bekommt. Es ist sehr charakteristisch, daß von so vielen und bedeutenden Modernen die Kritik als Kunst definiert wurde — ich erinnere nur an Brandes und Oskar Wilde —, ja, daß einige sogar so weit gingen, der Kritik einen Ueberwert über die eigentliche literarische Produktion zuzusprechen. Das kommt wohl daher, daß Kritik und Produktion zunächst eine geraume Zeit in jeder Entwicklung zusammengehen und eine gegeneinander noch kaum differenzierte und unterschiedene Einheit bilden; daß sie beide noch viel zu sehr durch das gemeinsame Merkmal des Temperaments, des Affekts, der Intuition, durch einen gewissen Schmuck der Diktion, die freilich bei der Kritik meist bereits gegen die eigentliche Produktion sich durch das Differenzierungsmerkmal der Geistreichheit abhebt, daß sie ferner noch viel zu sehr durch das Merkmal eines ausgeprägten Subjektivismus, durch parteiliche Richtungspolemik zusammengebunden sind. Das geht meist einige Zeit; alsdann aber pflegt in der Entwicklung ein Stadium einzutreten, wo ein entschiedener Differenzierungsprozeß einsetzt, bei einer immer entschiedeneren und siegreicheren Bewußtheit, Erstarkung und sich entfaltenden Fülle des treibenden Entwicklungsgeistes; und in diesem Stadium nun löst sich die Kritik in der Reinheit und Wesenheit ihres Begriffes gegen die Produktion und von ihr ab. Wie eine Entwicklung von diesem Augenblick an erst ihre Bewußtheit und Ueberschau hat, so hat sie auch erst recht eigentlich ihre *Kritik*.

Hier möchte ich nun auf ein gutes Buch aufmerksam machen, das, wenn es wohl auch noch keine Vollendung und Erfüllung einer Kritik der deutschen Modernen bedeutet, so doch deutlich die Marke einer solchen eben gekennzeichneten Differenzierung aufweist, und dessen Geist man wohl bereits als *Kritik* bezeichnen darf; also ein sehr symptomatisches und erfreuliches Buch. Das Symptomatische liegt bereits in seinem Titel: „*Die Bilanz der Moderne*". Sein Verfasser heißt *S. Lublinski*. Es erschien vor kurzem im Verlag von S. Cronbach (Berlin).

*

Man beginnt also eine Ueberschau über die bisherige Entwicklung zu halten; man beginnt ihre Bilanz zu ziehen. Das ist ein Symptom. Damit hebt die eigentliche Kritik an und löst sich von der Produktion los; damit wird sie recht eigentlich erst *Theorie*. Und damit tritt vielleicht auch die Produktion selbst in ein neues Stadium ein; damit beginnt sie vielleicht sich des einheitlichen tragenden Geistes der Entwicklung, der bisher noch nach so vielen, oft verwirrend vielen und anscheinend heterogenen Richtungen tastete, erst recht sicher und bewußt zu werden, und zwar in einem Augenblicke, wo ja wirklich wohl schon eine äußerste Zersplitterung, Zerfahrenheit und Verflauung drohte. Es konnte einem schon bange werden, angesichts all der Richtungen, Programme, Schulen und Schlagworte, die sich in dieser Gegenwart recht disharmonisch, bänglich und unerfreulich durcheinander wirrten; aber nun eine solche Ueberschau beginnt, dürfen wir wohl wieder Hoffnung fassen, Hoffnung auf Klarheit und neue Konzentration, Hoffnung vielleicht gar auf einen neuen Stil und auf die Erfüllung höherer Kunstwirkungen.

Zwar wir haben allerdings im Laufe der letzten Jahre manch eine derartige Ueberschau und Bilanz erlebt; indessen wohl meist von irgend einem beschränkten, etwas nationalistischen oder sonstigen Standpunkte aus, der von einem wesentlichen, großen, tragenden, internationalen Zug und Geist abirrte und in Gemeinschaft mit unterschiedlichen neueren Richtungen der Produktion einen bedenklichen Krebsgang ging. Keine von all diesen Ueberschauten mutete herzhaft nach Kritik an; keine wohl trug das Merkmal jener Gerechtigkeit und jenes klaren, objektiven Instinkts, der eine der wesentlichsten Eigenschaften und Bedingungen echter Kritik ausmacht.

Wie tastete bislang auch die Kritik! Wie war man sich über die wesentlichsten Eigenschaften der Kritik im unklaren! Wie sehr waren sie uns abhanden gekommen! Wir hatten eine intime, eine sensitive, eine rationalistische, exakte Kritik, eine rein ästhetische und weiß ich, was wir noch alles für eine Kritik hatten; und wir hatten also gar keine. Auch der Verfasser dieser in Rede stehenden „Bilanz der Moderne" hat ja nun wohl seine Marke und legt sich, nach dem Brauch der Zeitläufte, ein Epitheton bei: er nennt sich einen soziologischen Kritiker und gibt seinem Buche in der Einleitung den Charakter einer „literarischen Soziologie"; indessen er beschränkt dennoch bereits seine Aufgabe nicht auf eine solche Richtung; er sagt selbst: „Die letzten zwanzig Jahre der modernen deutschen Literatur sollen nicht nur äußerlich abgeschildert, auch nicht einmal lediglich in ihren soziologischen [illegible] betrachtet, sondern vor allem auf ihr unbewußt weiterdrängendes [illegible] und an diesem Maßstab gemessen und beurteilt werden." Ich meine, damit ist der richtige und erlösende Weg eingeschlagen, der auch der Produktion [illegible] zu Rat und [illegible] kann. „Zugleich geht es dem Verfasser [illegible]", heißt es an der eben zitierten Stelle ferner, „daß die ganze Bewegung [illegible]

[illegible] wie wohl und wie [illegible] daß sie in vielen und vielleicht in den meisten Fällen [illegible]

[illegible]

gen, sich ihres Grundproblems bewußt werden." Was könnte kennzeichnender sein dafür, daß wir beginnen eine Kritik zu haben und daß Kräfte wach und bewußt werden, welche die Entwicklung zu einer neuen Konzentration, zu ihren immanenten Erfüllungen zu steigern und weiterzuführen vermögend sind, als solche vortreffliche Worte, die mit so erfreulicher und erquicklicher Klarheit erkennen und aussprechen, worauf wahrhaftig alles ankommt!

*

Immerhin also nennt Lublinski sein Werk eine „literarische Soziologie" und gibt seiner Aufgabe und seiner Untersuchung noch das Gepräge einer einseitigeren Richtung. Indessen ich meine: sie ist nützlicher, befreiender und fruchtbarer als die meisten übrigen unserer bisherigen sogenannten Kritik. Wir brauchen bloß in Rücksicht zu nehmen, in welchem Feminismus, in welche greulich selbstgefällige, gaukelnde, blumige Geistreichelei und überdelikate Spitzfindigkeit die neuere ästhetische und sensitive Richtung der Kritik — leider ist gerade der Einfluß des Stilisten Nietzsche unterschiedlichen unserer Schreibemännlein verhängnisvoll geworden —, in welches indiskrete, von Rembrandt vormals so verpönte „Andenfarbenschnüffeln" jene andere Richtung einer psychologischen, wenn nicht gar physiologischen Kritik ausgeartet ist, welche mit nachgerade äußerster Schamlosigkeit in dem Persönlichen der Produzierenden herumwühlt, um nur dieser Richtungen unserer bisherigen „Kritik" hier zu gedenken: und wir werden sofort fühlen, was für eine ungleich gesundere, solidere und fruchtbarere von dem Verfasser dieses Buches eingeschlagen ist, der ein literarischer Soziologe sein will. Ich meine, sein Standpunkt hat von vorneherein einen erquicklichen Stempel von überschauender Objektivität und Gerechtigkeit; und ich meine, es gehört zu einer solchen literarischen Soziologie ungleich mehr, als zu irgend einer jener anderen Spezialrichtungen bisheriger Pseudokritik. Der Verfasser hat sich mit ihr große und umfassende Aufgaben gestellt, zu deren Durchführung sehr viel gehört. Es gehört zu ihr nicht nur eine Beherrschung der ästhetisch formalen und artistischen Disziplinen, es gehört zu ihr auch eine eindringliche solide Kenntnis und Beherrschung der wirtschaftlichen, ethischen, religiösen, historischen, politischen, wissenschaftlichen und philosophischen Gebiete, von denen verschiedene von vorneherein in der letzten Periode auf Grund „exakt wissenschaftlicher" oder auch entgegengesetzter Vorurteile verachtet wurden, oder mit denen sich zu beschäftigen es den meisten der betreffenden Herren wohl auch an Intellekt und Energie, Sorgfalt, Sachlichkeit und anderen guten Eigenschaften mangelte. Ein Mann, der sich also die Aufgabe einer „literarischen Soziologie" stellt, ist bereits dadurch achtungswert und im übrigen im Begriff, Wege einzuschlagen, die uns vielleicht gar einen neuen modernen Lessing bringen könnten; die jedenfalls unsere moderne deutsche Kritik zur Reife und würdigen Männlichkeit fördern müssen; die uns überhaupt erst eine dieser Bezeichnung würdige Kritik bringen werden. Denn alles dies, all diese Beherrschung solcher Disziplinen gehörte noch je und je, nach Maßgabe der betreffenden Zeitläufte, zu einem Kritiker, der als solcher angesprochen zu werden verdient.

*

Es muß nun ausgesprochen werden, daß Lublinski nach all solchen Richtungen und Disziplinen hin nicht bloß eine gute Einsicht, ein braves, ernstes und solides Streben dartut, sondern auch bereits einen trefflichen Instinkt für alles Wesentliche, ich möchte sagen, treibend Gesetzhafte und ein sehr achtenswertes, eindringliches und vielseitiges Wissen, ein wirkliches, in organischen Zusammenhang gebrachtes Wissen bekundet, das er mit einer knappen, klaren, herzhaft und männlich akzentuierten Schreibweise zu binden und zu entwickeln versteht, der es auf der anderen Seite dennoch nicht an jenem kongenialen Reize gebricht, der auf die Herkunft des literarischen Kritikers und seine intimere Verwandtschaft mit der Produktion selbst hinweist, ohne doch, wie sich's gehört, die Grenzen zu überschreiten, die ihm durch den wissenschaftlichen, analytischen und, wenn ich sagen soll, rationalistischeren Charakter der Kritik von vorneherein gesteckt sind. Und um solche charakteristische Züge des Kritikers von Beruf voll zu machen: er hat zugleich auch die Gabe einer schneidigen, treffsicheren, knappen und wortgewandten Polemik, die den Gegner an der richtigen Stelle zu packen und ihn gründlich und überzeugend abzutun versteht. Nach solcher Richtung ist z. B. das Kapitel „Die Reaktion" [illegible] und einfach als klassisch zu bezeichnen, mit seiner, an einem so überaus wichtigen Punkte so nötigen, treffenden, durchaus klärenden und geradezu [illegible] Polemik. Es wurde wahrhaftig Zeit, daß jemand sich endlich und gerade in dieser Angelegenheit die Dinge, unabhängig von jedem Partei- und Schulstandpunkt, mit jener unbestechlichen Objektivität, die lediglich auf das Grundgesetz der Entwicklung gerichteter Instinkt und Trieb gewährleisten und verleihen, mal ins rechte Licht setzte und die schulmeisterlich-dilettantische und [illegible] unserer neuesten Heimatskunstmacher und Naturalisten unnachsichtlich bloßstellte. Das ist Lublinski in diesem vortrefflichen Kapitel geradezu glänzend gelungen.

[illegible] auf 370 Seiten in drei große Abschnitte: [illegible] und Bahnbrecher", „Anfang und Ausblick". [illegible] das letzte zwei Kapitel hält. Die ersten

vier Kapitel geben einen Ueberblick über „Die geistige Struktur um 1890“, ferner über den „Naturalismus“, über „Impressionismus und Neuromantik I“, der den in diesem Zusammenhang sehr fruchtbaren Begriff einer „Kulturpolitik“ und die nicht minder fruchtbaren Gegensätze von Zivilisation und Kultur aufstellt; ferner über „Impressionismus und Neuromantik II“, diese Schulbegriffe nach ihrer symbolistischen und lyrischen Produktion in Betracht gezogen. Der zweite Teil des Buches behandelt in seinem ersten Kapitel das „Publikum“, wie es sich der neuen Literatur gegenüber verhielt und wie es von derselben mehr und mehr interessiert wurde; sein zweites Kapitel gibt die Entwicklung der neuen „Erzählung“; das dritte eine sehr ausführliche und gerechte Würdigung „Gerhart Hauptmanns“; das vierte, bereits oben erwähnte, beschäftigt sich mit der neuerdings gegen die neuen Richtungen-erstandenen, sie so verhängnisvoll in die Irre führenden „Reaktion“. Die zwei Kapitel des dritten Teiles handeln von „Moderner Religion“ und von „Allerlei Anfängen“.

Die so wichtigen Ereignisse am Eingang der neuen literarischen Epoche, Aufhebung des Sozialistengesetzes und Entlassung Bismarcks, könnten in ihrer Bedeutung für die neue Entwicklung nicht knapper und einsichtsvoller dargelegt und gewürdigt werden; die aktuellen Wirkungen Nietzsches und die Nachwirkungen der Periode von Karl Marx, Schopenhauer und Wagner gleichfalls. Man wird aus diesem prächtigen Kapitel geradezu schlagend erkennen können, wie naturnotwendig ein literarischer Kritiker der Moderne zugleich ein tüchtiger, gut beschlagener und orientierter Soziolog sein muß. Was das Kapitel vom Naturalismus anbelangt, so wird es vielleicht an dieser Stelle bereits genügen, wenn ich, einer der Initiatoren der neuen Richtung, seine wesentlichen Ausführungen bestätige und unterschreibe, wennschon ich im einzelnen auch diese und jene kleine Berichtigung anzubringen in der Lage wäre. Auch die Weiterentwicklung des Naturalismus zum Impressionismus und zur Neuromantik könnte nicht organischer begriffen, verständnisvoller und klarer dargestellt werden, als es hier geschehen ist. Begriffe, wie z. B. der einer „physiologischen Romantik“ und ähnliche, die Lublinski hier und an anderen Orten aufstellt, scheinen mir sehr glücklich, fruchtbar und erhellend zu sein. Für die Art, wie er das Kapitel vom „Publikum“ behandelt, sei sein Anfang als charakteristisch zitiert. Es heißt da: „Eine schlichte Soziologie der Literaturgeschichte brauchte sich um das liebe Publikum weiter nicht zu bekümmern. Die Abmessung der sich bekämpfenden und durchkreuzenden Gruppen und Klassen würde vollauf genügen, um den gesellschaftlichen Zustand auch in seiner literarischen Wiederspiegelung zu skizzieren. Dagegen hat die Sozialpsychologie, die außerdem auf das innere Getriebe und und das Gefühlsleben hinhorcht, desto mehr Anlaß, sich jenes wunderliche Monstrum, ‚Publikum‘ genannt, etwas näher anzusehen, das zwar nicht immer über das endgiltige, ganz gewiß aber über das augenblickliche Schicksal der Dichter und Schriftsteller mit fast souveräner Willkür entscheidet.“ Es wird also hier nicht, wie zur Zeit der neuen Anfänge geschah, lediglich über das Publikum geschimpft, es wird auch nicht in einer gewissen Souveränität verachtet, es werden ihm zwar auch gerade keine Komplimente gemacht, aber es wird, sozusagen, in seiner Psychophysiologie begriffen und gewürdigt; es wird gezeigt, wie die Wirkungen hinüber und herüber gingen, wie es einerseits von der Moderne – Kapitel „Hauptmann“ — erobert und gezwungen wurde, und wie es anderseits den Geist der neueren Richtung näher gegen sein Niveau heranzog und ihm zu breiterer Wirkung manchen Kompromiß aufzwang: Kapitel „Erzählung“: Polenz, Ompteda, Holländer u. s. w. Die letzten beiden Kapitel des Buches, von denen das erste, „Moderne Religion“, eine sehr gute Würdigung Nietzsches hat, beschäftigen sich mit allerlei Ansätzen zu einer neuen modernen deutschen Stileinheit und damit zu reineren und erhöhteren Kunstwirkungen. Man wird Lublinski auch hier im großen und ganzen, unter diesem und jenem Vorbehalt im einzelnen, beistimmen können.

Alles in allem also, nochmals, wäre das Werk als eine erfreuliche symptomatische Erscheinung und als eine erste Verheißung zu notieren, daß die deutsche Moderne eine Kritik zu haben beginnt.

Berlin. Johannes Schlaf.

Bücher.

J. J. David: Die Hanna. Erzählungen aus Mähren. Verlag von Schuster u. Loeffler in Berlin.

Es ist ein gesegnetes Land, diese weite, fruchtbare Ebene der Hanna. Sonnenglanz über den Kornfeldern, durch deren Wellen ein Funkeln rinnt. Dampfende Schollen, wenn sich der Regen verzieht. Und graue, verschlossene Schweigsamkeit, wenn der Himmel voll Wolken hängt. Ferner ein Strich von Weiden, wie sie ein großer Maler zu Gespenstern gestalten könnte. Zwischen den Weiden und den Auen die ruhige March, die so satt und träge scheint, wie das schwere Vieh auf den Weiden. Die Kraft dieses Landes ist dem deutschen Volk entzogen und nur in den Städten sitzt der deutsche Beamte und der deutsche Kaufmann. Wer die Hanna schildern will, muß sich in die Seele des tschechischen Bauern einfühlen. J. J. David ist dies so weit gelungen, als Einfühlen in fremde Art überhaupt gelingen will. Dabei hat ihn seine stille, zärtliche Liebe zur Heimat geführt. Und die Sehnsucht nach klaren, reinen Linien hat ihn geführt, wie sie Ferdinand v. Saars Novellen verklären oder der Ebner-Eschenbach Erzählungen. Die Sehnsucht des Oesterreichers nach behaglichem Ausruhen, nach Abendfrieden und Herbstfarben. (Seltsam, daß sich der Abend und der Herbst immer wieder als Bilder einstellen, wo es sich um die besondere Note österreichischer Kunst handelt.) Und fast möchte man sagen, daß es hier mit Sehnsucht und mit Liebe allein gar nicht getan sei. Denn die Seele des hannakischen Bauern ist dumpf und erdenschwer und animalisch. Seine Liebe ist ein Ton und sein Haß nur ein Ton. Nie spielt seine Seele in Akkorden. Die Wucht und die großartige Kraft der Instinkte vermisse ich bei David. Er verfeinert, stilisiert und gleicht aus. Aber nun gleicht sein Bauer jedem anderen Bauern auf der weiten Erde. Rechnet man die (übrigens köstlich erfundenen) Namen und die gelegentliche Erwähnung irgend einer Besonderheit ab, so könnten diese Menschen gerade so gut irgendwo anders im ebenen Lande hausen. Das Bedeutsame an Davids mährischen Geschichten ist also nicht der Stoff. Wohl aber ist seine Form, sein Stil von höchster Bedeutung. Einfach, ungekünstelt und plastisch gehen seine Sätze einher. Ruhig, sicher und ohne Hast ihrem Ziele zu. Wuchtig und brutal, wo es sein muß. In seinem Stil lebt die Seele der Hanna. Er liebt es, nicht darzustellen, sondern zu berichten. Aber in diesen Berichten ist eine Lebendigkeit, die uns geschaute Szenen vorstellt. Von den drei Geschichten steht „die Hanna“ am höchsten. Hier ist ihm eine schlichte, selbstverständliche Symbolik gelungen, die sich strenge im Leben hält und nirgends in die Mystik hinausragt. Der Landschafter, der schließlich mit allen seinen Bildern nur nach dem Ausdruck für die Seele seiner verstorbenen Frau sucht, ist uns menschlich nahe; diese Geschichte führt uns zu Einfachheit und Güte. Hier auf dem Grenzgebiet zwischen Kultur und Bauerntum dürften Davids eigentlichste Hannastoffe zu finden sein. Wo die Liebe zur Scholle sich mit dem Schmerz der Künstlerschaft verbindet, mag eine reine und tiefe Quelle für David strömen. Vielleicht deshalb, weil hier auch die Quelle seines eigenen Schaffens ist.

Karl Hans Strobl.

Revue der Revuen.

„Freistatt.“ Peter von Struve behandelt den russisch-japanischen Krieg unter dem Titel „Gelbe oder weiße Gefahr“. Nach der Eröffnung des russisch-japanischen Krieges ist auf einmal sehr viel Lärm über die „gelbe Gefahr“ entstanden. Die russische gouvernementale und nationalistische Presse hat alles daran gesetzt, die ganze Welt gegen die gelbe Gefahr aufzurütteln und zusammenzutrommeln. Ein großer Teil nicht nur der französischen, sondern auch der deutschen Presse hat dann richtig auf diesen Köder angebissen. Es muß jeden Wunder nehmen, wie kurz das Gedächtnis mancher Zeitungsleute ist. Als die chinesischen Wirren anfingen und die bekannte Ermordung des deutschen Gesandten erfolgte — haben dieselben russischen Federn, welche jetzt, die gelbe Gefahr ausmalend, in einer geradezu unwürdigen Weise um die Gunst Deutschlands buhlen und direkt ein russisch-deutsches Bündnis in Bezug auf Ostasien predigen, Deutschland und überhaupt westlich-christliche Instrukteure, Kaufleute, Missionäre ꝛc. als Störenfriede im fernen Osten verdächtigt und angegriffen. Im ostasiatischen Kampfe handelt es sich weder um den Streit der weißen Arier mit den gelben Mongolen, noch um den der Christen mit Heiden. Nichts ist verkehrter, als die Probleme der äußeren Politik von denen der inneren loslösen zu wollen. Der ostasiatische Konflikt ist eine sinnlos-blutige Episode in dem verzweifelten Selbstbehauptungskampfe des reaktionären Rußland. Es hat eine Diversion nach Ostasien gemacht und ist unerwartet auf sehr wirksame japanische Kanonen gestoßen. Es ist klar: in Ostasien wird nicht um Ariertum und Christentum, sondern um die Mandschurei und Korea gekämpft.

Umzug.

Von F. St. Gunther.

Ein Paradies war der nüchterne, öde, mit Bäumen, die nicht leben und nicht sterben konnten, spärlich bepflanzte Hof des Wiener Versorgungshauses in der Spitalgasse wohl niemals. So dürr und staubig wie jetzt aber zeigte er sich früher doch nicht. Denn schon hat man sich daran gemacht, ihn zu verwüsten, schon haben sie einen breiten Streifen von seinem Leib geschnitten, und dort wühlen Schaufel und Krampen im Boden, rollen die bekannten zweiradrigen Karren aus und ein. Und von dorther trägt jeder Windstoß Wolken von seinem roten und grauen Sand nach dem armen Garten und streut ihn über seine [illegible] Kastanien, Linden, Götterbäume und Akazien.

Wenige Tage noch, und die Demolierer fallen über das Wiener Versorgungshaus her, das vor dreieinhalb Jahrzehnten eröffnet und damals sicherlich als eine herrliche, dauernde Errungenschaft gepriesen wurde. Ueberall merkt man schon, daß man in einem Hause ist, das der Bewohner demnächst fliehen und seinem Geschick überlassen werden. Die Fenster sind nicht so blank geputzt wie früher. Stiegen und Gänge weniger sorgsam aufgewaschen; der Portier achtet nicht mehr streng auf die [illegible], und ob sie sich unten am Eingang die Schuhe reinigen, das ist ihm gar gleichgiltig; allerlei unbrauchbares Gerümpel [illegible] [illegible] [illegible] und jener Altertumshändler zum Kauf an, das sie für die [illegible] Ueberbleibsel auf [illegible] konnten, und unter [illegible]

viele gehobelte Bretter aufgeschichtet, aus denen flinke Tischlergesellen riesige Packkisten zusammenhämmern.

Alles rüstet zum Aufbruch. Links im Garten sind auf hohen Pflöcken zwei merkwürdige mechanische Kunstwerke zu sehen, die ein längstverstorbener Pfründner mit viel Geschick, Mühe und Zeit aus Holz geschnitzt hat. Eine Mühle stellt das eine vor, ein Schlachtfeld das andere. Wenn der Wind in die primitiven Flügelräder bläst, die das Ganze in Bewegung setzen, dann fängt auch das kleine Mühlenrad zu kreisen an, die hölzernen Müllerburschen schütten Korn auf, im ersten Stockwerk öffnen sich die Fenster, ein Herr mit einem dicken Buch und eine Dame mit einer mächtigen Haube schauen heraus, und auf dem Dache schnäbelt ein Taubenpaar; drüben auf dem anderen Pflocke aber beginnt eine scharfe Kavallerie-Attacke, gegen die sich brave österreichische Infanteristen mit gefälltem Bajonett erfolgreich wehren. Tausend und wieder tausend arme alte Leute, deren Schifflein nach manchen harten Stürmen auf diesen stillen Strand stieß, haben an der lustigen Spielerei ihre bescheidene Freude gehabt, die Frauen hauptsächlich an der gemütlichen, belebten Mühle, die Männer mit den patriotischen Bärten und den Kriegsmedaillen mehr an jenem schneidigen Getümmel. Darum sollen beide jetzt auch nicht der Vernichtung anheimfallen, darum dürfen sie mit ins neue Quartier. Einer, der noch Kraft und Sicherheit in den Beinen spürt, hat eine Leiter herbeigeschleppt und klettert mit Hammer und Bohrer und Schraubenzieher zur Mühle empor. Und eine teilnamsvolle Schar von Greisen und Greisinnen sieht ihm mit andächtiger Spannung zu, wie er das Puppenhaus langsam, vorsichtig herabnimmt.

Laut und lärmend dagegen wird das große Ereignis in der Kantine erörtert, an den rohgezimmerten Tischen im Winkel neben der Küche. Dort sitzen die genußfreudigen und wohlhabenderen von den Pfründnern, die sich wohl bewußt sind, daß ihnen „nix g'scheh'n" kann, und die selbst in der „Versorgung" auf das geliebte tägliche Gabelfrühstück nicht zu verzichten gedenken. Einer hat eine Zeitung vor sich und schildert an ihrer Hand den anderen die Vorzüge der neuen Anstalt, die ihnen in Lainz errichtet worden ist:

„Die neuen Bauten sind wirklich komfortabel zu nennen," buchstabiert er.

„Was lest d' denn da wieder z'samm'!" lachen ein paar von den Zuhörern.

„Bitte sehr, so steht's da! Schaut's selber her!"

„Aber geh', a Komfortabel und a Versorgungshaus san do zwaerlei. Net?"

„Komfortabel heißt an dieser Stelle soviel wie zweckmäßig, bequem," klärt die Spötter ein sehr gelehrt, aber auch sehr schäbig aussehender Kollege auf, den sie allgemein den „Doktor" heißen.

„Ah so! Kammod mit an Wurt! Das is freili was anders. Kammod! Alsdann les nur weiter."

„Die Einrichtung ist durchaus sel — selzionistisch gehalten . . ."

„Sezessionistisch," verbessert der Doktor würdevoll.

„Ui je!" schreit einer und haut auf den Tisch. „Da hab' i scho g'freissen!"

„So?" spöttelt ein anderer. „I net. Im Gegenteil, i bin g'rad' auf'n — Fraß recht neugieri. Wann der nur guat und vül is, dann kinnan s' mir'n weg'n meiner in an altdeutschen Hafen oder in an selzionistischen Lawur geb'n, is m'r Wurscht . . ."

Auch vorn im Garten, auf den dichtbesetzten Bänken in den Gebüschen und unter den Bäumen ist von nichts anderem die Rede als vom Umzug. Häufiger als sonst kommen jetzt auch Besucher in die Anstalt, um sie, bevor sie ihrer Bestimmung entzogen wird, noch einmal zu sehen. Und die armen Hascher auf den Bänken, die vor zwanzig, dreißig Jahren das „Volk von Wien" waren, fühlen nach langer Zeit wieder eine gewisse Wichtigkeit, sind voll Stolz, daß ihr abgeschiedenes Dasein nun plötzlich neue Beachtung gefunden hat. Hinter jedem Fremden, der einen gebürsteten Hut und gewichste Stiefel trägt, vermuten sie eine offizielle oder wenigstens halboffizielle Persönlichkeit.

„Schau'n S' den durt mit'n Zylinder an," flüstert ein dürftig gekleidetes, runzliges Weiblein ehrfurchtsvoll seiner Sitznachbarin zu. „Dös is g'wiß aner vom Magistrat, weil er all's so g'nau anschaut und in sein' Notizbuach aufschreibt."

„Da irr'n S' Ihnen," erwidert die andere, eine zierliche Dame mit [illegible] Schnurrbartflaum, „das is a Dichter. I hab' zufällig g'hört, wia er zu an ander'n Herrn g'sagt hat, in diesem herrlichen Garten, sagt er, [illegible] unendlich viel Poesie. G'rad' als[illegible]."

„G'schamsd' g'schamsd'" [illegible] von weitem [illegible] aufgeregt [illegible] Photograph is da, der 's Haus aufnimmt. [illegible] auf das Bild.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„I scho gar net. Wann's no so schön is da draußten — i pfeif' d'rauf. I bin an mei' Ruah' g'wöhnt und an mei' Zimmer und an die Aussicht auf's Allgemeine Spital und auf'n Narrenturm."

„M i r kann die Aussicht ganz gleich bleib'n," sagt eine leise, leise, traurige Stimme. Und die anderen schweigen und sehen einander mitleidig, bedeutungsvoll an. Denn der zuletzt geredet hat, ist blind auf beiden Augen . . .

In einem Marodenzimmer droben im ersten Stock sitzt ein alter Herr auf seinem Bette, der hält einen blonden Buben im morschen Arm, und vor ihm kniet eine junge, blühende Frauensperson, die einen Eßkorb auskramt.

„So, Vatta," sagt sie, „da hab'n S' a Flascherl an' süaßen Roten und a Stück'l an' Kerschenstrudel, den hab' i selber g'macht, den Strudel, den dürfen S' scho' essen, der schadt' Ihner nix."

„I dank' d'r schön," antwortet der Alte. „Du warst allerweil' a brav's Kind. Aber jetzt wirst di dann freili nimmer so fleißi umschau'n können um mi, und mein' liaben, liaben, klan' Poldl wer' i ah nimmer oft sehg'n."

Er drückt das Enkelkind an sich und küßt es, und dabei fällt ein heißer Tropfen aus seinen armen, stumpfen, müdgeschauten Augen.

„Aber Vatta, wia reden denn Sö daher?" zürnt die Tochter und kämpft die eigenen Tränen tapfer hinunter. „Lainz is ja do ah net aus der Welt und i wir' scho recht häufi kumma. Mir scheint gar, Sö wanen? Gengan S' zua, san S' do net kindisch!"

„Is eh wahr. Aber i hab' mi halt scho so g'wöhnt g'habt d'ran, daß ös mi alli Wochen zwamal hamsuacht's. Und dös muaß si natürli jetzt aufhör'n, gelt?"

„Zwamal in der Wochen kann i freili net 'nausfahr'n nach Lainz," muß jetzt die Tochter zögernd zugeben. „Aber amal . . . o ja, amal g'wiß. Jeden Sunntag bin i draußt, verlassen S' Ihner d'rauf."

Und der Knabe schreit jubelnd:

„I fahr' ah mit Großvatta! I kumm' ah zu dir!"

Der alte Mann lächelt ihm zu. Aber in seinem Herzen ist ihm so weh' und schwer. Warum, das kann die glückliche Jugend nicht verstehen. Dazu muß man erst alt werden, alt und einsam.

Und im Zimmer nebenan sitzen auch ein Mann und eine Frau, die sind aber beide ziemlich gleich an Jahren und, wie es scheint, sehr vergnügt.

„Wia kannst di denn du in die Männerabteilung 'rüberschleichen?" sagt er. „Das is do verboten."

„Geh', du Wurschtel! Wann m'r sieb'nadreiß'g Jahr' mitanander verheirat't san."

„Das nutzt nix. In der Versurgung gibt's kane Ehepaar'. In' Garten kannst zu dein' Mann kumma, aber in sei Zimmer net!"

„Geh' zua, bist du aber streng! Und g'scheit! No, so wer' i d'r halt jetzt was Neuch's derzahl'n: In Lainz draußten gibt's s ch o Ehepaar'. Durt hab'n s' eigene Zimmer eing'richt't für d'verheirat'ten Leut'. Und mir kriag'n a so a Zimmer!"

„Ah, ah, ah! Dös is aber a Neuigkeit! Und du Tschapperl hast wirkli glaubt, daß i da no nix davon waß? Aber geh', scho lang waß i dös! Nur g'sagt hab' i d'r nix, damit die Freud' dann am End' umso größer is."

Und er greift nach den dürren Händen seiner Gefährtin und streichelt sie ein- über's anderemal:

„Ja, Lentscherl, so is' s, z'sammziag'n darf'n m'r wieder. Jessas, hab' i mi kraukt die ganze Zeit her, wo mir zwa da herin san und do net beisamm' sei hab'n dürfen! Oft hab' i die ganze Nacht net schlafen können, und a jed's unb'schaffene Wurt is m'r dann eing'fall'n, was i d'r früher amal geb'n hab' . . . Ja, ja, brauchst mi net entschuldigen, i war schon oft recht a grauslicher Ding . . . aber jetzt bin mærb word'n, ganz mærb. Und wann's nur a Jahr' lang wieder so is wia ehender, dann stirb' i gern."

„Du grauslicher Ding, du," lachelt sein Weib, „wer wird denn jetzt vom Sterb'n reden? Jetzt, wo erst a neuch's Leb'n für uns anfangt!"

Und sie umschlingt ihn, und es ist ihnen alles eins, ob etwa jemand ins Zimmer tritt und ihr narrisches Gehaben sieht und sich gar lustig macht über sie.

Ja, so zwei verliebte Leute! Die können ihn freilich kaum erwarten, den Umzug.

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

OESTERREICHISCHES ERZEUGNIS! NEUHEIT!
KLEINOSCHEG DERBY SEC

Die Zeit.

XL. Band. | Wien, den 9. Juli 1904. | Nummer 510.

Die regierende Opposition.

Man beliebt den Baron Banffy in Oesterreich als komische Figur zu nehmen. Man findet es ungemein spaßhaft, daß der Mann, der noch vor fünf Jahren an der Spitze der Regierung gestanden, heute als Oppositionsführer auftritt, obwohl Regierung und Opposition seither ihre grundsätzliche Stellung nicht geändert haben. Man lacht darüber, wie der alte Herr sich auf einmal jugendlich radikal gebärdert, wie er Hofmann von gestern den Volksmann von morgen spielen will. Und freilich, nach österreichischen Gewohnheiten betrachtet, ist das eine seltsame Erscheinung, fast ein politischer Clown. Aber in anderen, parlamentarisch regierten Ländern ist der Platzwechsel zwischen Regierungs- und Oppositionsmann durchaus nichts Seltenes. Wohl ist dieser Platzwechsel dort kein Gesinnungswechsel; der Führer der Majorität, die durch Neuwahlen zur Minorität geworden ist, verläßt seinen Ministersitz und kämpft nun als Abgeordneter für die nämlichen Ideen, in deren Sinne er zuvor regiert hat. In Ungarn aber hat es seit langer Zeit keine Machtverschiebung zwischen Majorität und Minorität gegeben; der gestürzte Führer der einen Partei tritt hier in die Reihen der Gegenpartei und kämpft nun gegen seine früheren Anhänger und Gesinnungsgenossen. Ist das eine Banffy'sche oder ist es eine ungarische Spezialität? Das ist die Frage. Der Fall wäre nur dann lächerlich, wenn er vereinzelt und rein individuell wäre; ist er aber typisch und in den politischen Verhältnissen des Landes begründet, dann muß man sich bemühen, diese Verhältnisse verstehen zu lernen. Das Fremdartige ist nur für denjenigen komisch, der keine Welterfahrung besitzt und den Bräuchen seiner Heimat eine Gemeingiltigkeit zuschreibt, die sie nicht besitzen.

Man gelangt zu den ärgsten Fehlschlüssen, wenn man Ungarns öffentliche Zustände nach irgend welchen auswärtigen Analogien, vollends gar nach österreichischen, beurteilt. Anderwärts sind die Parteien durch politische und soziale, bei uns hauptsächlich durch nationale Gegensätze getrennt. In Ungarn gilt nichts von alledem. Die politischen Gegensätze sind verhältnismäßig unbeträchtlich; die sozialen sind noch nicht voll und scharf entwickelt und das Wahlsystem läßt sie parlamentarisch kaum zum Vorschein kommen; die nationalen sind zwar an sich nicht gering, werden aber ebenfalls durch allerlei Wahlrechtskünste vom Parlament ferngehalten. So bietet der ungarische Reichstag ein Bild merkwürdiger Einheitlichkeit. Trotz der wütenden Parteikriege, deren Schauplatz er oft gewesen, sind doch die Parteien durch keinerlei tiefe Kluft geschieden. Es gibt allenthalben Brücken und Uebergänge. Man schlägt sich und hat doch ein gemeinsames Ziel: den s e l b s t ä n d i g e n u n g a r i s c h e n N a t i o n a l s t a a t. Dieser nationalpolitische Grundgedanke beherrscht gleichmäßig und unbedingt alle Fraktionen, von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten. Die Verschiedenheit liegt nicht im Zweck, sondern in den Mitteln, nicht im Ziel, sondern in den Wegen, nicht in den Grundsätzen, sondern in der Taktik, nicht in den Forderungen, sondern im Tempo. Was die Parteien auseinanderhält, ist nicht der absolute Widerspruch: ja oder nein, sondern nur der relative: schon oder noch nicht. Was die einen sofort durchsetzen wollen, das verschieben die anderen auf drei, fünf oder zehn Jahre. Das ist der ganze Unterschied.

An der Verkennung dieses Sachverhaltes liegt es, daß die Wiener Hof- und österreichische Regierungspolitik Ungarn gegenüber so oft fehlgegriffen hat und es nie zu einem dauernden Erfolge brachte, nie über eine lahme Verteidigung hinauskam. Man kann und will hier der Illusion nicht entsagen, daß die ungarische Regierungspartei etwas ganz, ganz anderes sei, als die Unabhängigkeitspartei, daß zwischen den Tiszas und Kossuths ein unüberbrückbarer Abgrund klaffe, daß die einen dem Ausgleiche treu und für den Dualismus begeistert, und nur die anderen hartköpfige Separatisten seien. Und doch könnte man in diesen Dingen so leicht Klarheit haben, wenn man nur wollte. Die ganze Geschichte des seit dem Ausgleichsschlusse von 1867 verflossenen Menschenalters zeigt es doch, wie in Ungarn Schritt für Schritt jede Forderung der Linken allmählich zu einer Forderung der Rechten wurde. Die „Gemäßigten" lassen die Radikalen eine Weile lang [illegible] wüten, toben, und dann verlangen sie achselzuckend vom Hof eine Abschlagszahlung; entweder heißt es, man müsse die Wilden beruhigen, oder, man müsse der Stimmung im Lande Rechnung tragen, sonst sei die Existenz der Regierungspartei gefährdet. Und um diese loyale Partei zu erhalten, bringt man in Wien Opfer auf Opfer. Die Komödie tut jedesmal ihre Wirkung. In den letzten Monaten erst war das wieder zu sehen, als der Magyarismus auf dem allerheikelsten Gebiete, dem militärischen, so ausgiebige Konzessionen erstritt. Auch da schickte man die Radikalen fordern, und die Gemäßigten kassierten dann ein.

In Ungarn gibt es nicht e i n e Unabhängigkeitspartei, sondern es gibt lauter Unabhängigkeitsparteien. Das ist nun einmal die alte Eigenart und der historische Trieb dieser Nation, die nicht vergessen kann, daß sie eine europäische Rolle spielte, lange ehe das Haus Habsburg sich zu einer solchen Rolle emporschwang. Ungarn will nicht durch die Vereinigung mit Oesterreich eine internationale Stellung und Geltung haben, es will sie durch sich selbst haben. Das Magyarentum erinnert sich mit Stolz des XIV. und XV. Jahrhunderts, wo sein Staat einen der ersten Plätze unter den Großmächten Europas einnahm — unter Ludwig dem Großen von Anjou, dessen Herrschaft, da er zugleich König von Polen war, sich von der Ostsee bis an das Schwarze und das Adriatische Meer erstreckte — und unter Matthias Corvinus, der Teile von Jagellonischem und Habsburgischem Landbesitz an sich brachte und der berufen schien, Ungarn zum Mittelpunkt des großen Ostreiches zu machen, das als Schutzmauer Europas gegen die Türken früher oder später sich sammeln und aufbauen mußte. Diese Reminiszenzen sind in Ungarn niemals erloschen, sie ziehen sich mit lebendiger Kraft durch alle Unabhängigkeitskämpfe des Landes, von Zapolya bis Kossuth. Und auch die magyarische Nationalpolitik der Gegenwart ist nur aus diesem Gesichtspunkte zu begreifen. Von den katholisch konservativen Magnaten bis zu den trotzigen kalvinistischen Radikalen, von denen, die man bei Hofe liebt, bis zu denen, die man fürchtet, geht ein unablässiges Hin- und Widerströmen glühenden Nationalgefühls. Im Grunde wollen sie alle dasselbe, und die jetzt noch der dualistischen Staatsform Treue schwören, sehen in ihr auch nur ein Provisorium und werden sie nach wenigen Jahren gelassen preisgeben. Dieser einheitliche, das ganze Volk erfüllende Drang nach dem selbständigen Nationalstaat ist übermächtig und unwiderstehlich, und wer damit in Oesterreich nicht rechnet, verdunkelt sich selbst die Zukunft, die für jeden, der sehen will, hell genug ist. Der komische Baron Banffy ist also doch eine recht ernsthafte Figur. Der Regierungsmann, der Oppositionsmann geworden ist, hat dazu gar keine innere Umwandlung gebraucht, denn die Opposition ist in Ungarn die Partei, die das sagt, was die Regierungspartei bloß denkt. Jene präsentiert uns die ganze Rechnung und diese bewilligt uns Ratenzahlungen. Baron Banffys Auftreten beweist aber, daß bald die letzte Rate fällig sein wird. Wir in Oesterreich haben eine besondere Neigung dazu, uns immer gern überraschen zu lassen. Darum lachen wir über Banffys politische Auferstehung und wollen gar nicht merken, daß der Dualismus bereits in die Grube sinkt.

E. W.

Sozialpolitisches aus dem Mikadoreiche.

Mit dem unerhörten politischen und sozialen Umschwung, der seit vierthalb Jahrzehnten im Lande der aufgehenden Sonne zu beobachten ist, geht eine beispiellos rasche wirtschaftliche Entwicklung Hand in Hand. Der Umstand, daß der alte Ackerbaustaat sich in einen modernen Industriestaat zu verwandeln begonnen hat, mußte außer den vorteilhaften notwendig auch die bedauerlichen Folgen jeder derartigen radikalen Aenderung zeitigen. Die schlimmste dieser Begleiterscheinungen eines jungen Großindustrialismus verkörpert sich, wie überall, auch im Reiche des Mikado in einem ungeheuer eifrigen Zug der armen Landbevölkerung in die fabelhaft schnell anwachsenden Großstädte mit ihren zahllosen Fabriken. Das übermäßige Angebot von Arbeitskräften bewirkt, daß die Löhne trotz der beträchtlichen Steigerung der Kosten des Lebens auf einer sehr niedrigen Stufe bleiben. Bedenkt man noch, daß die große Mehrheit des Zuflusses aus „ungelernten" Arbeitern besteht, so kann man sich einen Begriff machen von dem Maße der Zunahme des Proletariats in den japanischen Industriestädten. Bedauernd verschlimmert wird [illegible] Sachlage noch dadurch, daß die Arbeiterschutzgesetzgebung infolge d[illegible] Widerstands der Unternehmerklasse noch in der Wiege liegt — [illegible] gegenwärtige Krieg rückt überdies die Aussichten auf Besserung der [illegible]stände in die Ferne — und daß die Polizei, die das Heft in den H[illegible] [illegible] den Arbeitern das Versammlungs- und Koalitionsrecht sehr er[illegible]
[illegible]

Japan kennt erst seit einem Vierteljahrhundert eine Großindustrie und eine soziale Frage. Zahllose Männer, Frauen und kleine Kinder werden in den Fabriken bei Hungerlöhnen arg überarbeitet. Die moderne Konkurrenzwirtschaft macht sich immer mehr geltend: Anhäufung von Massen, Wohnungsnot, Krankheiten — kurz, ein jämmerliches Elend. „Unser Fabrikswesen richtet fortwährend viele junge Mädchen zugrunde,“ schreibt der bekannte Arbeiterführer Katajama.*) „Die armen, zarten Geschöpfe werden von der Regierung den grausamen Händen ihrer Brotgeber überlassen. Zwar hat sie Schutzgesetzentwürfe eingebracht, aber die kapitalistische Mehrheit des Parlaments läßt sie nicht zur Verhandlung zu. So werden denn die Löhne möglichst herabgedrückt, die Arbeitszeit jedoch tunlichst verlängert. Und da die Arbeiter erst in sehr geringem Maße organisiert sind und die Polizei ihnen nicht gestattet, den Unternehmern nennenswerte Unannehmlichkeiten zu bereiten, das politische Wahlrecht aber ihnen noch nicht zusteht, sind sie macht- und hilflos.“

Immerhin haben sie bereits begonnen, sich zu rühren, und Herr Katajama, der in Amerika zehn Jahre lang die sozialen Verhältnisse sowohl theoretisch als auch praktisch studiert hat, geht ihnen dabei unermüdlich an die Hand. Zum Christentum bekehrt, besuchte er in den Vereinigten Staaten die Universitäten und ließ sich von der segensreichen Tätigkeit der dortigen Settlements zu dem Entschluß anregen, sein Leben der Hebung des Arbeiterstandes seiner Heimat zu widmen. Er rief in Tokio einen Kindergarten, eine Volkshochschule und die Zeitschrift „Die Arbeiterwelt“ ins Leben, übersetzte ein Lassalle'sches Buch und gründete mehrere Gewerkvereine und Genossenschaften. Doch ist nur eine seiner Vereinsgründungen wirklich groß: der 1897 entstandene und unter Katajamas Leitung stehende Verband der Eisenarbeiter. Ich weiß nicht, wie viele Mitglieder der Verein jetzt hat; 1902 zählte er bereits weit über 5000. Doch war das nur der achte Teil aller damaligen Eisenarbeiter, und es hielt schwer, den kleinen Mitgliedsbeitrag (20 Sen monatlich) von ihnen hereinzubekommen. „Sie beziehen an Lohn täglich 20 Sen bis 2 Yen (40 Pfennig bis 4 Mark); die letztere Ziffer gilt aber zumeist nur für Werkführer. Dabei ist die Arbeit sehr anstrengend und die Unternehmer unterliegen keiner Unfallhaftpflicht.“

Von den übrigen vorhandenen Gewerkvereinen verdient besondere Erwähnung der 1898 ins Leben getretene von Lokomotivführern der Japanischen Bahngesellschaft. Er hat über 800 Mitglieder, nimmt monatlich 700 Yen (Mk. 1400) ein und besitzt einen Streikfonds von 20.000 Yen sowie eine Krankenkasse. Die Mitglieder zahlen als Monatsbeitrag einen Tageslohn. Der Streik von 1897 wurde von dem Verein nachträglich weidlich zu Gunsten der Lokomotivführer ausgenützt. Heute kann die Bahngesellschaft gegen den Willen des Vereines keinen Lokomotivführer anstellen oder im Dienste behalten. Der hauptstädtische Druckereiarbeiterverband zählt über 2000 Mitglieder. Einer kräftigen Entfaltung des Gewerkvereinswesens stehen annoch, abgesehen von der Haltung der Polizei, zwei beträchtliche Hindernisse im Wege: die Gegnerschaft der Unternehmerwelt und die Verständnislosigkeit der unwissenden Mehrheit der Arbeiter. Die aufgeklärtere Minderzahl jedoch regt sich schon merklich und wird der Kern einer großen Zukunftsorganisation werden. Für diese Elite erscheint seit drei Jahren in Tokio sogar eine sozialistische Tageszeitung »Commons«, zu einem Viertel englisch, zu drei Vierteln japanisch geschrieben, und kurz nach ihrer Gründung veranstaltete ein anderes hauptstädtisches Blatt eine Massenversammlung, auf der, obgleich die Polizei nur 5000 Teilnehmer gestattet hatte, 30.000 Arbeiter erschienen und Resolutionen faßten, welche Fachunterricht, Frauen- und Kinderschutzgesetze sowie das politische Wahlrecht forderten und den 3. April als Arbeiterfeiertag, als japanischen 1. Mai verkündeten.

Es fehlt auch nicht an vereinzelten Ansätzen zu Wohlfahrtseinrichtungen, wie Fabrikssparkassen, Wohnhäuschen, Altersversorgung u. s. w. Aber sie sind sehr unbedeutend. Die ganze staatliche, gesellschaftliche, unternehmerseitige und genossenschaftliche Hilfsbewegung steht noch in den ersten Kinderschuhen und die Selbsthilfe macht ebenfalls nur langsame Fortschritte. Die Organisationen bilden Ausnahmen und es kommt äußerst selten vor, daß eine Arbeitseinstellung die Brotherren zum Nachgeben veranlaßt. Die Regierung scheint nicht sehr reformfreundlich zu sein, denn sie hat bereits einige sozialdemokratische Vereine unterdrückt und nichts zur Durchsetzung ihrer — nebenbei bemerkt, nicht sonderlich [illegible] — Arbeiterschutzentwürfe getan. Alle [illegible] Arbeitsfragen sind [illegible] wie vor etwa hundert Jahren in England. In dieser Hinsicht hat Japan sich durchaus nicht modernisiert. Die Industriellen dürfen tun und lassen, was ihnen beliebt und nur die Minderheit treibt mit dieser Freiheit keinen Mißbrauch. Es bleibt der [illegible] das Los des Personals zu verbessern.

Der [illegible] Arbeiter ist im allgemeinen [illegible] Zeigt man ihm die Handhabung einer Maschine [illegible] bedient er sie ebenso gut wie der Europäer. [illegible] kann er Vorzügliches leisten. Aber er ist nicht so [illegible] [illegible] Und weil er [illegible] [illegible] und [illegible] an Festen oder [illegible]

*) [illegible]

löhner. Nicht selten wird unter erlogenen Vorwänden die Arbeit geschwänzt. Es fehlt den Leuten an Ehrgeiz und oft treten sie aus nichtigen Gründen aus, um anderswo einzutreten. Offenbar verstehen es die Unternehmer nicht, ihnen Interesse an der Arbeit oder an dem Gedeihen der Firma einzuflößen. „Er kommt und geht, wann er will,“ schreibt André Siegfried.*) „Verletzt man seine Empfindlichkeit irgendwie, so verschwindet er, ohne zurückzukehren.“ Der Leiter einer zwischen tausend und zweitausend Personen beschäftigenden Fabrik in Osaka äußerte im Jahre 1899, er könne stets nur auf vier Fünftel seiner Arbeiter zählen.

Rund hundert Baumwollspinnereien beschäftigen etwa 60.000 weibliche und 17.000 männliche Arbeitskräfte. In der Weberei finden fast 800.000 Weiber und zirka 40.000 Männer Arbeit, in der Seidenfabrikation 210.000 Weiber und nur 14.000 Männer. Die Strohmattenerzeugung gibt 17.000 Weibern und bloß 2300 Männern Brot, die Streichholzindustrie 15.000 Weibern und 5500 Männern. Dagegen überwiegt in anderen Industriezweigen — Indigo, Lackartikel, Töpferware rc. — die Zahl des männlichen bedeutend die des weiblichen Personals. In der Regel werden die Arbeitenden erbarmungslos ausgesaugt und selbst ganz kleine Kinder ohne Skrupel überangestrengt. Zahlreiche Industrielle vergessen in ihrer Habgier, daß ihre Angestellten menschliche Wesen sind. In den meisten Betrieben hat der Arbeitstag über 11, oft 16 bis 18 Stunden, auch für die jungen Mädchen, die in allen Textilfabriken weitaus in der Mehrzahl sind.

Diese Mädchen werden gewöhnlich mittels dreijährigen Vertrages angestellt und von ihren Brotgebern in Holzbaracken, die in nächster Nähe der Fabrik liegen, bequartiert und verpflegt — angeblich weil sie vom Lande kommen und es weder in ihrem Interesse noch schicklich wäre, daß sie in der Großstadt allein wohnen würden. Sie schlafen zu 15 bis 20 in einem Zimmer und zahlen der Fabrik hiefür und für die Beköstigung täglich 15 bis 16 Pf.; sie verdienen aber nicht mehr als 40 bis 45 Pf.! Die Schlafräume dienen tagsüber der Nachtschicht, nachtsüber der Tagesschicht. Die drei Mahlzeiten bestehen hauptsächlich aus Reis und Fischen. Auch die dem Inselvölkchen unentbehrliche Badegelegenheit und eine unentgeltliche Krankenabteilung sind vorhanden. Die Mädchen haben monatlich zwei freie Tage, an denen sie aber keinen Lohn bekommen, obgleich sie für ihren Unterhalt zahlen müssen. Nach Sen Katajama führen sie ein wahres Sklavenleben. „Sie werden von ihren unmenschlichen Herren täglich 16 bis 18 Stunden lang ärger als Tiere behandelt. Die Fabrik wird von Gräben oder Hecken umgeben und die Tore werden gesperrt gehalten, damit keine Mitfühlenden zu den Armen dringen können. Sie werden jeder Freiheit beraubt.“

Allein den größten Schandfleck der modernen japanischen Großindustrie bildet das herrschende Uebermaß von Kinderarbeit. In den Baumwollspinnereien plagen sich zahlreiche acht- bis zehnjährige Kleine täglich acht Stunden lang für einen Taglohn von 5 bis 12 Sen! In der Streichholzerzeugung verwendet man sogar Sechsjährige und sie verdienen zuweilen bloß 3 Sen täglich! Auch die Löhne der Erwachsenen sind noch immer sehr geringfügig, wenngleich sie seit dem Kriege mit China erhebliche Steigerungen erfahren haben. In den Spinnereien bezahlt man jetzt Männern etwa 40, Weibern zirka 22½ Sen pro Tag, gegen 14 bezw. 8 Sen im Jahre 1887. Im Jahre 1892 verdienten Zimmerleute, Schmiede, [illegible] und Setzer 30 Sen, heutzutage verdienen sie 50 bis 60 Sen, während die Bergarbeiter, die 1892 nur 14 Sen erhielten, gegenwärtig im Durchschnitt 40 Sen beziehen. Trotz aller durch Ort und Verhältnisse bedingten Unterschiede, betrug der durchschnittliche Tagesverdienst eines männlichen Arbeiters im Jahre rund 50 Sen (1 Mark). Nur besonders tüchtige und [illegible] Kräfte — Ausnahmen, die nach Siegfried nicht mehr als vier oder fünf Prozent aller Arbeiter ausmachen — können unter günstigen Umständen auch ein Yen und sogar 1 Yen 25 Sen einheimsen.

Glücklicherweise reichen die Löhne, angesichts der Billigkeit der japanischen Lebenshaltung, obgleich sehr knapp, zur Lebensfristung aus, wenngleich sie seit dem Chinakriege nur um rund 45, die Kosten des Lebens jedoch um 50 bis 60 Prozent gestiegen sind, die Lage sich demnach für die Arbeiter eigentlich verschlechtert hat. Bei der allergrößten Sparsamkeit kommt eine aus Vater, Mutter und einem Kinde bestehende Familie, ohne Not zu leiden, mit 15 Yen monatlich aus. Zieht man den Lohnausfall in Krankheitsfällen, an Feiertagen rc. in Betracht, so muß der Mann tüchtig [illegible], wenn die Familie knapp auskommen will. Sind mehrere Kinder da, [illegible] die arbeitsfähigen unter ihnen [illegible] soll.

[illegible] den Großstadtarbeitern, die [illegible] Tagelöhner rc. ihr Brot [illegible] sich vor dem Verhungern zu [illegible] weniger schlimm als das [illegible] Weltstädte, denn Japan hat [illegible] mehr auf der Straße [illegible] Hofe. Wie sie aber [illegible] fast ein Wunder. Zur [illegible] Hungers, aber zahlreiche [illegible] Rauschmitteln greifen [illegible] Besonders reich an [illegible] Tokio und Osaka: das

*) [illegible] Paris 1900.

„Schimani-Cho" und das „Riphombaschi". Das Hauptkontingent stellen die Jinrikschazieher,*) die Lumpensammler, die Wahrsager und die Gelegenheits-Handlanger.

Die Aristokratie dieser bedauernswerten Bevölkerungsklasse bilden in pekuniärer Hinsicht die soeben erwähnten menschlichen Droschkengäule, die nach längerer Uebung in der Stunde 10, im Tag 60 bis 70 km zurückzulegen vermögen und begreiflicherweise meist frühzeitig an einem Herzleiden sterben. Wie elend muß man sein, um sich einem so furchtbar anstrengenden Beruf zu widmen! Die wenigsten sind Besitzer ihrer Jinrikischa, da sie den Preis von etwa 20 Yen nicht erschwingen können. Gewöhnlich tritt ein Pachtverhältnis ein; die Tagesmiete beträgt im ersten Vierteljahre 10, im zweiten 6, vom dritten an 5 Sen. Da die Reparaturen jährlich 6 bis 7 Yen kosten und die Tageseinnahme häufig blos 40 bis 50 Sen und nur selten 1 Yen oder mehr ausmacht, so kommt der Läufer sehr knapp aus, denn er muß sich tüchtig nähren, wenn er die für sein Geschäft unerläßliche Kraft aufbringen will. Dennoch ist er verhältnismäßig viel besser daran, als z. B. die Weiber, die daheim für Konfektionsfirmen arbeiten und es bestenfalls nicht über 10 Sen pro Tag bringen, die Zeitungsverkäufer, welche sich oft mit 5 bis 12½ Sen zufrieden geben müssen, die Lumpensammler, die Kleiderhausierer, die Streichholzschachtelerzeuger u. s. w.

Selbstverständlich erfordert es große Entbehrungen seitens solcher Familien, mit den vier bis fünf Yen auszukommen, die sie monatlich verdienen. Aber es ist möglich. Als Wohnung dient der ganzen Familie meist eine einzige Kammer, die auf zwei Seiten offen ist: gegen die Gasse zu und in den mit Bäumchen bepflanzten Hof hinaus. Den Fußboden bedecken Matten, die in der Regel schmutzig sind, da die Einnahmen nicht zum häufigen Wechseln ausreichen. Auf diesen Matten wird gegessen, gearbeitet und geschlafen. Das Leben in den gewöhnlich nicht über neun bis zwölf Quadratmeter fassenden Kämmerchen wäre unerträglich, wenn die Kinder sich nicht tagsüber auf der Straße tummelten. Dafür sind diese „Wohnungen" aber auch sehr billig. Die monatliche Miete beträgt 60 Sen und wird zumeist vom Häuschenbesitzer persönlich in Tagesraten von 2 Sen eingesammelt. Bezüglich der Ernährung sind die Leute gleichsam auf Lebensmittel aus zweiter Hand angewiesen, das heißt auf die Ueberbleibsel aus Krankenhäusern und Kasernen. Ihre tägliche Ausgabe fürs Essen beträgt im Durchschnitt nicht mehr als 8 Sen; 6 für Reis, je 1 für Bohnen und schlechte Fische. Das macht monatlich noch nicht 2½ Yen (5 Mark) für die ganze Familie! Da an neue Kleider nicht gedacht werden kann, kauft man bei Trödlern letzten Ranges alte, ganz schlechte. In Kobé ist ein Hemd schon für 4, eine Hose für 5 Sen zu haben! In den elendsten Vierteln der Industriestädte wird für 2 Sen rasiert und für 1 bis 1½ Sen das Haar geschnitten. Wer sich gelegentlich den Luxus einer Unterhaltung gönnen kann, braucht ebenfalls nicht tief in die Tasche zu greifen. In den Straßen des Schimani-Cho, des Riphombaschi rc. gibt es „Schauspielhäuser" mit Eintrittspreisen von 3 bis 6 Sen; will jemand auf einem Kissen sitzen, statt auf der Erde, so kann er dieses Vergnügen schon für dreiviertel Sen haben. Ein besonderer Verschwender kann sich für 2 Sen Tee und Tabak geben lassen. Der Theaterbesuch kostet daher schlimmstenfalls weniger als 9 Sen. Ist man genötigt oder geneigt, in einem öffentlichen Schlafhause zu übernachten, so kostet das bloß — je nach der „Güte" des Raumes — 2 bis 4 Sen; daß die Zimmer aber nicht am reinsten sind, kann man sich lebhaft vorstellen. Tee bekommt man dort in Hülle und Fülle gratis; auch ein warmes Bad steht unentgeltlich zur Verfügung, nur müssen alle Gäste in einem und demselben Wasser baden. Eine wirklich gute Mahlzeit, aus Reis, Fisch und Sake bestehend, ist in vielen Speisehäusern schon für 9½ — 10 Sen zu haben.

Kann man bei Arbeit also mit Wenigem auskommen, so bleibt das Elend doch Elend. Man lebt von einem Tag auf den anderen und von der Hand in den Mund, ohne an Ersparnisse denken zu dürfen. Ein Unterschied von einigen Sen in den Einnahmen spielt eine große Rolle. Bei Arbeitsmangel und in Krankheitsfällen nimmt man die Pfandleiher in Anspruch, die glänzende Geschäfte machen, weil sie sich ihre Silberlinge mit 150 bis 200 Prozent verzinsen lassen! Das setzt diese Wucherer in die Lage, sich in den schmutzigsten Armenwinkeln prächtige Häuser zu bauen. Am ärgsten ist das Proletariat im Winter daran. Angesichts der leichten Bauart der Wohnungen mit ihren Papierfenstern sind warme Decken unerläßlich; wer sich keine zu kaufen vermag, muß eine mieten und das kostet täglich 2 bis 4 Sen. Die Allerärmsten gehen in ihrer Not manchmal so weit, ihre gemieteten Decken mit einem äußerst geringen Gewinn weiterzuvermieten.

Ehe ich schließe, muß ich die japanischen Zünfte erwähnen. Ihr Bestehen beweist, daß der Vereinsgedanke in Nippon durchaus nicht neu ist. Noch jetzt sind mehrere der alten Gilden in Tätigkeit. Am besten ist die der Säger organisiert, die ihren Sitz in Tokio hat und fast schon ein Gewerkverein genannt werden kann. Die Satzungen dieses Bundes erfordern, daß jeder von auswärts nach Tokio kommende Säger drei Jahre als Lehrling arbeite, und mag er es auswärts noch so weit gebracht haben, sogar bis zum Haupt eines blühenden Geschäftes. Paßt ihm diese Vorschrift nicht, so muß er einen anderen B[illegible] die Hauptstadt verlassen. Versucht er es, [illegible] dort als Säger zu arbeiten, so wird er nötigenfalls mit Gewalt zum Aufgeben seiner Absicht bewogen. Wer jedoch drei Jahre lang als Lehrling dient, wird dann sofort vollberechtigtes Mitglied der Gilde. Der Jahresbeitrag beträgt nur 20 Sen. Die Macht dieser Vereinigung ist sehr groß. Ohne ihre Genehmigung darf kein Unternehmer einen Säger anstellen, wenn dessen Vorgänger es nicht will, und die Einstellung neuer Säger bedarf der Zustimmung sämtlicher bereits angestellter. Auch eine erfolgreiche Arbeitseinstellung hat der Sägerverband bereits durchgeführt.

Im großen Ganzen jedoch steht, wie bereits bemerkt, die Vereinigungsfähigkeit der japanischen Arbeiter noch nicht auf der Höhe der Zeit. Sie wird beeinträchtigt durch deren Erregbarkeit, Streitsucht, Empfindlichkeit und Unzuverlässigkeit. Sie erhöhen ihre eigene Ohnmacht durch Halsstarrigkeit oder Nachgiebigkeit am unrechten Ort oder zu unrechter Zeit. Aber obschon das Land, welches sich mit den politischen Reformen so sehr überstürzt hat, für die sozialen augenblicklich vielleicht noch nicht ganz reif sein mag, so wird es durch die argen industriepolitischen Mißstände wohl schon in kürzester Zeit gezwungen werden, dieselben kräftigst in die Hand zu nehmen.

Berlin. **Leopold Katscher.**

*) [illegible] in Japan sehr [illegible] werden dort [illegible]

Die Sexualethik und die Biologie.

Professor Dr. Arnold Dodel hat in Nr. 507 der Wochenschrift „Die Zeit" mit beredten Worten gemahnt, die Jugend über das Geschlechtliche zu unterrichten, und in seine Mahnung eine an Weismann sich anlehnende Darstellung der biologischen Entwicklung der Fortpflanzungsvorrichtungen eingeschoben. Die Mahnung und die Darstellung sind, bis auf einen gleich zu erwähnenden anfechtbaren Punkt in der ersten, jede für sich allein vortrefflich, aber ihre Verbindung dürfte auf einem psychologisch-pädagogischen Irrtum beruhen.

Der anfechtbare Punkt ist die Zurückführung der heutigen Prüderie und Heuchelei auf den aristotelischen Dualismus. Eher dürfte man den von orientalischen Ideen angehauchten platonischen beschuldigen, obgleich auch das noch ungerecht wäre. Bei Aristoteles ist bekanntlich die Materie das Potentielle, der Geist das Aktuelle, der Weltprozeß eine fortschreitende Formung, das ist Vergeistigung des Stoffes; damit wird die Natur so wenig geschmäht, wie der Marmorblock dadurch, daß man ihn nicht so hoch bezahlt wie das daraus gefertigte Götterbild. Und wenn in der christlichen Kirche die Möncherei viel Unsinn zutage gefördert und Unheil gestiftet hat, so war daran nicht der Aristotelismus schuld, sondern der ganz anders geartete, im Manichäismus gipfelnde Dualismus, der das Böse im Körperlichen sieht, und der trotz des Widerstrebens der Kirchenleiter in die Kirche eingedrungen ist: in geistigen Kämpfen pflegt jede der kämpfenden Parteien auf die Gegnerin abzufärben. Schon der erste Timotheusbrief warnt (4. 3) vor Teufelslehren, die verbieten, zu heiraten und Speisen zu genießen, die Gott geschaffen hat; alles, was Gott geschaffen hat, sei gut, und nichts verwerflich, was mit Danksagung genossen wird. Das Dogma ist niemals manichäisch geworden; die Erbsünde wird nicht auf die Natur zurückgeführt, sondern auf einen freien Willensentschluß des Geistes, dieser allein trägt die Schuld; die Natur bleibt schuldlos und leidet um des Geistes willen. Diesen scholastischen Dualismus mag der moderne Monismus für falsch erklären, aber die Natur schmäht und verleumdet jener nicht, sondern ehrt sie. Thomas von Aquin beweist (Summa philosophica lib. 3, cap. 122) die Sündhaftigkeit jeder außerehelichen Befriedigung des Geschlechtstriebes folgendermaßen. Gut ist für ein jedes Wesen, was die Erreichung seiner Bestimmung fördert (der Moderne wird sagen, das der Naturordnung Gemäße), böse oder schlecht das Gegenteil. Die Zeugungsorgane dürfen darum nur zur Zeugung verwandt werden. Semen, etsi sit superfluum quantum ad individui conservationem, est tamen necessarium ad propagationem speciei; unde requiritur, non solum ut emittatur, sed ut emittatur ad generationis utilitatem. Und es genügt nicht, daß die Zeugung gesichert werde, es muß auch die Erziehung des Gezeugten gesichert werden. Tiere, bei denen, wie bei den Hunden, die Mutter zur Aufzucht genügt, laufen gleich nach der Paarung auseinander. Bei solchen Tiergeschlechtern dagegen, wo, wie bei einigen Vogelarten, die Hilfe des Männchens nötig ist, bleibt dieses mit dem Weibchen vereinigt. Beim Menschengeschlecht bedürfen Weib und Kinder fortwährend des Mannes, darum sichert nur die Ehe die Erreichung des Zwecks der Zeugungsorgane, und deren außereheliche Verwendung ist Sünde. Man kann an dieser Beweisführung mancherlei zu tadeln finden, nur nicht, daß sie die Natur schmähe, und gerade eine ausschließlich aus der Biologie abgeleitete Sexualethik würde sich mit der des Thomas decken.

Von den zwei großen Verleumdern der Natur, die im XIX. Jahrhundert gepredigt haben, nennt Dodel nur den einen [illegible] andere ist Schopenhauer. Doch haben auch diese beiden die Konvention nicht verschuldet. Die Entstehungsgeschichte der modernen Prüderie habe ich bei [illegible] ich mich auf ein paar nichts weniger als erschöpfende Andeutungen [illegible]. Das fromme Landvolk ist nicht prüde, außer wo [illegible] mierte Kirche es in Zucht genommen hat, wie in der Schweiz [illegible]

Schottland; als die beiden Stolbergs auf der Schweizerreise, die sie 1775 mit Goethe unternahmen, einmal im Züricher See badeten, wären sie beinahe von den Bauern gesteinigt worden. So weit geht allerdings die ländliche Naivität nirgends mehr wie im Mittelalter, das in dieser wie in anderen Beziehungen bis ins XVIII. Jahrhundert gereicht hat. Was für glückliche Menschen sind doch unsere Vorfahren gewesen, seufzt der Freiherr von Laßberg in seinem „Liedersaal", der eine Anzahl Schnurren im Genre Boccaccios enthält. Und die städtischen Sommerfrischler werden gar bald die Reste ländlicher Naivität ausgerottet haben. Die heutige Prüderie ist einerseits durch die Roheit des durchschnittlichen Engländers verursacht worden, bei dem sofort die Bestie hervorbricht, wenn er nicht durch die Fesseln der strengen Sitte gezügelt wird, anderseits der Vornehmtuerei der höheren Stände entsprungen — und wer will in unserer demokratischen Zeit nicht Herr oder Dame sein? Man will sich als etwas Besseres zeigen als die gewöhnlichen Menschen, und im Wetteifer um die Vornehmheit des Benehmens gelangt man schließlich dahin, daß man sich seiner Menschennatur schämt. Der eigentliche Träger dieser modernen Sitte aber ist das — liberale Bürgertum; Landjunker sind viel ungenierter. Wenn ein Brautpaar mit Messe getraut wird, spricht der Priester einen Segen über die Braut, in welchem dieser mit kräftigen alttestamentlichen Sprüchen Fruchtbarkeit angewünscht wird. Bei den Honoratioren ist diese Trauungsformel nicht mehr Mode, wird sie aber einmal gewählt, dann entsetzt sich das Brautgefolge über die „Schamlosigkeit und Roheit" des kirchlichen Formulars. Bei der Gründung der altkatholischen Gemeinden vor 30 Jahren haben einige Dutzend fromme Theologen — aristotelisch zu reden — die Form, und einige tausend weniger fromme liberale Politiker den Stoff geliefert. Diese nun mußten ein paar Jahre lang, da sie sich einmal auf ein kirchliches Unternehmen eingelassen hatten, sehr gegen Neigung und Gewohnheit die Kirche besuchen, wo sie allerlei Neues zu hören kriegten, u. a. das Ave Maria. Da kam denn eines schönen Tages in einer süddeutschen Stadt eine Deputation zu mir und ersuchte mich, dieses Gebet wegzulassen. Hätten die Herren ihr Anliegen damit begründet, daß die Mariolatrie ein Stück Heidentum sei, so hätte ich ihnen beigestimmt, aber nein, so war's nicht gemeint; sondern sie sagten: wir können doch unsere Frauen und Kinder nicht in die Kirche gehen lassen, wenn sie dort jedesmal den schrecklichen Ausdruck „Frucht deines Leibes" zu hören bekommen!

Um aber nicht ungerecht gegen unsere Liberalen zu werden, müssen wir uns daran erinnern, daß höhere Bildung und Reflexion überall und immer aus sehr achtungswerten Gründen das naturalia non sunt turpia verleugnet oder wenigstens stark eingeschränkt haben. Nur ein Narr könnte leugnen, daß der Mensch seiner leiblichen Organisation nach ein Tier ist, und könnte das als eine Schande empfinden. Aber der Kulturmensch will nicht bloß Tier sein, und würde sich schämen, wenn man ihn als solches gelten lassen wollte. Darum mag er nicht ohne Not vor der Oeffentlichkeit unbekleidet erscheinen, weil ihn die Masse seines Leibes nur als Exemplar des Genus Zweihänder kennzeichnen. Er will durch seine Kleidung kundtun, was er als Mensch gesellschaftlich aus sich gemacht hat, und er läßt nicht den unteren Teil seines Leibes photographieren, sondern das Antlitz, das seine Persönlichkeit, seinen Geist offenbart, und allenfalls die Hände die an dieser Offenbarung teilnehmen, indem sie von seiner Beschäftigung Kunde geben. Diese Bevorzugung der oberen Teile bei der Schaustellung bedeutet keine Verachtung der Wurzel und des Trägers der den Geist offenbarenden Teile. Niemand verachtet die Wurzel, ohne welche die Pflanze nicht leben könnte, aber als Zimmerschmuck verwenden wir nicht Wurzeln, sondern Blumen. Sodann gilt die Scham nicht bloß dem Schändlichen, sondern auch dem Guten, wenn dieses derart ist, daß es durch Veröffentlichung entweiht würde. Man schämt sich, eine Wohltat zu veröffentlichen, nicht, weil man sie für etwas Schimpfliches hielte, sondern weil die edle Empfindung des uneigennützigen Wohlwollens durch die Offenbarung aufhört, edel zu sein, und weil die Bekanntmachung den Beschenkten demütigt. Auch das süße Geheimnis der Liebenden ist derart, daß es keinen dritten als Zeugen verträgt, und aus dieser seiner Natur entspringt das Streben, alles zu verbergen, was damit zusammenhängt. Endlich die Sorge um die Jugend! Ob Belehrung, ob Unwissenheit ihr zuträglicher sei, das ist von jeher streitig gewesen. Ich selbst bin für die erste, aber man kann die andersdenkende Mehrheit nicht zur eigenen Ueberzeugung zwingen und muß ihre Ueberzeugung achten. Vor einiger Zeit teilte die sehr liberale „Preußische Lehrerzeitung" Thesen mit, in denen irgendwo die Forderung, daß die Jugend über das Geschlechtsleben aufgeklärt [illegible]

[illegible]

auf eine liberale [illegible] gestoßen sein! Der Zweck dieser [illegible] war ein Angriff auf den [illegible] [illegible]

[illegible]

das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel", das „Neue Wiener Tagblatt" und das „Berliner Tageblatt" für sich zitieren zu können. So hat in den letzten 20 Jahren schon wiederholt eine liberale Agitation gegen sittengefährdenden Naturalismus die klerikale abgelöst, denn unsere Liberalen sind gewissenhafte und um das Wohl ihrer Kinder ängstlich besorgte Familienväter, was ihnen ja nur zur Ehre gereicht.

Diese so zu erklärende Scheu vor dem Naturalismus ist, wie gesagt, keine neue Erscheinung, sondern unvermeidliches Kulturprodukt und u. a. auch im klassischen Altertum bemerkbar. Schon Homer behandelt bei aller Naivität das Geschlechtliche mit zarter Scheu; später wird grober Naturalismus nur noch in der Komödie und im Satirdrama geduldet, und nach des Aristophanes Zeit werden seine Aeußerungen auch aus der Komödie verbannt. Xenophon läßt den Vater des mannbar gewordenen Cyrus seinen Sohn belehren, daß Lüge und Mord nicht allein Jagdtieren, sondern auch feindlichen Menschen gegenüber erlaubt seien. Das werde aber nach dem persischen Gesetz den jungen Leuten erst geoffenbart, nachdem sie die Erziehung schon in der Wahrhaftigkeit und Humanität befestigt habe, wie wir ihnen auch, fährt Kambyses fort, nicht zu früh von geschlechtlichen Dingen sprechen, damit nicht die natürliche Begierde durch hinzutretenden Leichtsinn verstärkt werde. Cicero erörtert de officiis I. 35 und in einem Briefe an Paetus (ad diversos 4, 22) die Frage, ob die Zyniker und einige Stoiker mit ihrer Behauptung recht hätten, es sei Torheit, obszöne Worte zu meiden. Liberis operam dare, sei doch sogar ein Verdienst um den Staat; wie komme man dazu, die Bezeichnung dafür zu meiden, während sich niemand scheue, Wörter wie „stehlen" und „rauben" auszusprechen, die doch etwas wirklich Unanständiges bezeichneten? Bis zu den tieferen Ursachen der konventionellen Sitte dringt er nicht vor; die Sache erscheint ihm ungereimt, aber er will bei der verecundia Platonis bleiben.

So viel gegen die Ableitung der modernen Prüderie aus dem Aristotelismus; nun die Hauptsache! Dodel glaubt, daß die biologische Aufklärung den Menschen gesund machen werde, nachdem ihn die Unwissenheit krank gemacht habe. Zunächst ist da zu bemerken, daß alles, was auf diesem Gebiete zur Erhaltung der leiblichen Gesundheit des Menschen nötig ist, schon vor den heutigen biologischen Forschungen bekannt war, und daß bis vor wenigen Jahrzehnten alle Kinder, freilich nicht in der richtigen Weise, über das Geschlechtsleben belehrt wurden: durch die Begattung der Haustiere und durch die anatomischen Museen der Schaubudenbesitzer; im Deutschen Reiche haben erst die in der liberalen Periode, in den Sechziger- und Siebzigerjahren, erlassenen Gesetze und Polizeiverordnungen diese beiden Informationsquellen verstopft. Dodel kann also bloß meinen, daß dieses Neue, die großartige Schönheit des Zusammenhanges unter den Naturvorgängen und Naturerscheinungen, die Herzen mit Ehrfurcht vor den Zwecken der Natur und ihrer gesetzlichen Verwirklichung erfüllen und dadurch zum richtigen Gebrauch der Organe anleiten soll. Hiezu muß nun wieder bemerkt werden, daß gerade die Religion die Naturordnung als von Gott gegründet und darum als etwas Heiliges zu behandeln von jeher angeleitet hat, und daß von ihren Dienern neben vielem Läppischen, Verkehrten und Schädlichen hie und da auch das Richtige und Vernünftige in würdiger Weise gesagt wird, z. B. von dem orthodoxen Lutheraner Alexander v. Oettingen in seiner großartigen Moralstatistik. Die kirchlichen Tugendlehren fehlen meistens nicht durch Herabsetzung der Natur, sondern durch eine irrige Psychologie. Sodann ist das Wesentliche der Sache die durch das ganze Reich der Organismen hindurchgehende Geschlechtlichkeit allgemein bekannt, seitdem in den Schulen nach Linnés System Botanik getrieben wird, also seit mehr als 60 Jahren. Und gegen die Erweiterung dieser Kenntnisse durch die moderne Biologie haben die liberalen Honoratioren, welche die konventionelle Sitte aufrecht erhalten, nicht das Mindeste einzuwenden; sie stehen mit ihrer Welt- und Lebensanschauung Dodel viel näher als der Orthodoxie. Und endlich: ästhetische Schönheit eines wissenschaftlichen Systems oder einer systematisch geordneten Gruppe von Naturerscheinungen wahrzunehmen, dazu gehört ein gebildeter Geist und Empfänglichkeit. Ein Mathematiker kann von der Harmonie zwischen den geometrischen und den arithmetischen, den Raum- und den Zahlenverhältnissen bis zu einer in Tränen überströmenden Rührung entzückt werden, aber wie vielen seiner Sekundaner vermag er dieses Entzücken mitzuteilen? Wird der großartige Zusammenhang der Generationsvorgänge [illegible] zehnjährigen, dargestellt, so ist die Mühe [illegible] den Lehrer nicht. Wendet er sich aber an [illegible] denn hat er nicht allein mit dem immer [illegible] er hat außerdem [illegible] Schule machen sie die [illegible] Bemerkungen ihm [illegible] Zweck wird auch dann. [illegible] werden, die sich Dodel [illegible] in voller Masse nicht [illegible] erleben, und nicht von [illegible] Wirkung; [illegible] und davon, [illegible] Zukunft trifft, der [illegible] liegt. [illegible] sondern um

viele, denn eine ganz vollkommene Belehrung müßte stufenweise erfolgen und sich über die Zeit vom sechsten bis zum achtzehnten Lebensjahre erstrecken. Verfügt der Belehrende über eine gründliche biologische Bildung, so wird diese eine zwar nützliche aber nicht notwendige Zugabe liefern, sie wird, einen empfänglichen Schüler vorausgesetzt, dessen Ehrfurcht vor der Naturordnung erhöhen und seinen Vorsatz, sich in deren Grenzen zu halten, verstärken.

Aber außer diesem allgemeinen Eindruck auf das Gemüt und einer Befestigung schon vorhandener Grundsätze vermag die Biologie nichts zu leisten, und wie viel Besonderes gibt es hier zu leisten! Gerade dieses Besondere ist ja die Hauptsache! In der Tierwelt ist eben die Generation nicht bloß das Wesentliche an dem Prozeß, sondern im allgemeinen auch das Einzige; wie dürftig ist das, was der Prozeß bei einigen Säugern und Insekten und bei den Vögeln an sozialen Zusammenhängen stiftet, verglichen mit der Welt sozialer, politischer, ästhetischer, gemütlicher, wirtschaftlicher Beziehungen, Bildungen und Ereignisse, unter deren Reichtum die beiden Naturwurzeln, aus denen er hervorgeht, Hunger und Liebe, beinahe verschwinden! Und erst diese Fülle menschlicher Regungen, Verhältnisse und Vorgänge macht das bei den übrigen Organismen automatisch verlaufende Geschlechtsleben zu jenem Knäuel dramatischer Verwicklungen, in denen der Held oder der Bedrängte vergebens bei Amöben, Medusen und selbst bei anthropoiden Affen Rat und Hilfe suchen würde. Was will der Biolog den Pessimisten sagen, die den Zeugungstrieb verfluchen? Ein solcher hat ein Buch herausgegeben, dessen Titelkupfer die Seelen der Ungeborenen darstellt, die flehen: Verdammt uns nicht zum Dasein in eurer Erdenhölle! Laßt uns im seligen Nichts! Ihm gilt selbstverständlich die Erfüllung des Naturzwecks als das größte Verbrechen, seine Vereitelung, sei es auch durch Mittel, die man gewöhnlich Laster und Verbrechen nennt, als Pflicht. Oder wie könnte der Biolog den Mann belehren, der genießen, aber die entsprechende Pflichtenlast nicht übernehmen will? Was kümmert diesen das Naturgesetz? Gesetze binden den Durchschnittsmenschen nur, soweit die Uebertretung bestraft wird. Die Natur bestraft nun zwar den exzessiven Genuß, nicht aber den illegitimen, wenn er nicht in Exzeß ausartet. Und was gedenkt der Biolog gegen den Perversen auszurichten? Weiß dieser etwa nicht, daß er gegen die Natur sündigt? Und hat je schon einmal theoretische Erwägung, wissenschaftliche Einsicht eine Leidenschaft überwunden? Alle Wissenschaft dient dem leidenschaftlich Erregten zu nichts als zu Sophismen, mit denen er sich rechtfertigt. Oder wie will der Biolog dem jungen Manne helfen, der das physische Bedürfnis zu heiraten empfindet, durch seine wirtschaftliche und soziale Lage aber daran gehindert wird? Will er ihm erzählen, mit welchem Raffinement die Natur für die Erhaltung der Art bei den Insekten sorgt? Wäre der Zuhörer zu beschaulichem Genuß schöner Einsichten aufgelegt, so würde ihn schon die Generationsgeschichte der Wasserflöhe in staunendes Entzücken versetzen. In seiner Lage aber wird, wenn er überhaupt zuhört, der Anblick der Zweckmäßigkeit der Natur keine andere Wirkung üben, als daß sie ihn mit doppelter Bitterkeit gegen unsere soziale Ordnung oder Unordnung erfüllt; einen Ausweg aus seiner Not zeigt sie ihm nicht. Und nun der deutsche Jüngling, den Schiller im Max Piccolomini verkörpert hat und den er im „Lied von der Glocke" das Schönste auf den Fluren suchen läßt! Es gibt diesen Jüngling noch in tausenden von Exemplaren, trotz naturalistischer Kunst, trotz Biologie und trotz den Sitten mancher studentischen Verbindungen. Ich möchte dem Biologen nicht raten, diesem Jüngling seine erotischen Empfindungen mit Eingeweidewürmern und Lurchen zu illustrieren, er könnte einen Faustschlag oder Messerstich als Honorar davontragen; sogar einem Werther, der doch bedeutend sinnlicher ist als Schillers Jüngling, und der die erotischen Ergüsse eines Bauernburschen mit Wollust genießt, dürfte man mit solchen Sachen nicht kommen. Die romantisch sentimentale Liebe mag Illusion, mag Unsinn sein. Nach Schopenhauer ist es ja nur der blitzdumme Urwille, nach Hartmann die List des Intellekts, der die Welt vom Wollen erlösen will, was den Jüngling in der Jungfrau die Verkörperung seines Ideals, eine ewige Idee von himmlischer Schönheit und Reinheit anbeten läßt, was ihn alle Gedanken an den Naturzweck mit Abscheu von sich weisen läßt, und was die beiden, die nichtswissende Jungfrau und den zwar wissenden, aber das Gewußte vergessenden Jüngling, so lange lockt, bis das nicht von ihnen, wohl aber von der Natur Gewollte geschehen ist. Das ist dann zwar gewöhnlich für den einen Teil ein Unglück, aber wer wollte dieses Unglück und damit das ihm vorhergehende Glück, damit aber auch zugleich den besten Teil der [illegible] und der Poesie aus der Welt hinauswünschen? Sogar die mephistophelische Verhöhnung der Romantik („Die Freud' ist lange nicht so groß, als wenn ihr erst herauf, herum durch allerlei Brimborium, das Püppchen geknetet und zugericht't, wie's [illegible]") [illegible] tischen Wünsche nicht zu verhalten.

Fritz Mauthner hat in seinem großen Werk über die Sprache so manchen [illegible] Einfall, u. a. den folgenden: „Freiwillige Bewegungen zum Zweck der Ernährung sind das Kennzeichen der Tiere. Es gibt sehr [illegible] Tiere, welche das nahrungtragende Wasser durch Bewegungen ihrer Flimmerhärchen an ihr [illegible] spülen; es gibt [illegible] Tiere, man nennt sie T[illegible] welche Theaterstücke schreiben aus fein differenziertem Hunger, und welche diese äußerst komplizierte Maschinerie des Stückeschreibens doch nur für Herbeischaffung der Nahrung in Bewegung setzen." Die biologische Beziehung zwischen dem Dramendichten und dem Ernährungsmechanismus der niedersten Tiere ist gewiß eine höchst interessante Tatsache, und ihre Kenntnis kann dem Dichter nützen, sie kann ihn z. B. zur Tugend der Bescheidenheit verhelfen; nur gerade beim Dichten kann sie ihm nicht helfen, und auch nicht bei der finanziellen Verwertung seiner Dramen, also an der Stelle der Maschinerie, wo ihr Endzweck, die Ernährung, am deutlichsten zutage tritt. Die biologische Geschichte der Generation ist eine hochinteressante Wissenschaft, und sie ist zu vielen Dingen nütze, sogar zu manchen, von denen sich die Biologen nicht träumen lassen; nur gerade zur Beantwortung der beiden schwierigen Fragen, wie das menschliche Geschlechtsleben am besten zu regeln sei, und wie die Jugend zwischen den in diesem Meere verborgenen Klippen hindurchgesteuert werden könne, vermag sie nicht das mindeste beizutragen.

Neiße. Karl Jentsch.

John Henry Mackay.

Es wäre ein bizarrer Einfall, einmal die Enttäuschungen zu schildern, die der Leser oder Genießer dichterischer und künstlerischer Werke in der Regel erlebt, wenn er den geliebten oder gehaßten Autor als Menschen kennen lernt. Den einen stellt er sich als alten Mann vor, über dessen gefurchtem, von allen Erfahrungen des Lebens gezeichnetem Antlitz wie ein Schatten die pessimistisch-dunkle Weltanschauung zu schauen ist, die sich in seinen Gesängen offenbart und siehe: es ist ein Jüngling mit rosigen Wangen und schimmernden Augen, dessen Antlitz kaum der Flaum eines Bartes verunziert. Den anderen, diesen frechen Erfinder der gewagtesten Szenen, diesen Herold des mondänen Luxus, der sein Leben nur in den Boudoirs der elegantesten und verwöhntesten Frauen zu verbringen scheint, stellt sich der naive Leser als ein Gemisch von Adonis und Dandy vor, dessen siegreichen Blicken jedes Weiberherz erliegen muß. Wie verwundert ist er nun, in Wirklichkeit ein kleines, schmächtiges Männchen zu sehen, dessen struppiger, ungepflegter Bart, dessen bebrillte Augen, dessen eingesunkene Haltung eher einen Kandidaten der Theologie als einen Don Juan der Feder verraten. Jeder Leser — und sei er auch noch so kritisch und hätte er selbst als Schriftsteller Gelegenheit, hinter die Kulissen der schaffenden Welt zu schauen — hat einmal seine eigene, subjektive Vorstellung vom Autor und wird vielleicht darunter leiden, wenn ihm die Vorstellung durch die Wirklichkeit geraubt wird.

So geschah es mir, als ich im Jahre 1890 John Henry Mackay, dessen Werke ich seit langem kannte und liebte, mit dem mich vorher auch ein längerer Briefwechsel verbunden hatte, in Berlin persönlich kennen lernte. Ich hatte mir den „Dichter des Anarchismus", den mutigen Sänger jener revolutionären Lieder des „Sturm" wahrhaftig anders vorgestellt. Sollte der ungeheure Freiheitsdrang und das tiefe, demokratische Mitleidsgefühl, welches sich in seiner Devise „Weder Herrscher noch Beherrschte!" ausdrückt, welche ihm den Mut gaben, für seine Weltanschauung, die jeden Gewaltakt, jede „Propaganda der Tat" auf das Tiefste verabscheut, den gefürchteten, und von einer Reihe wahnsinniger Gesellen mißbrauchten Namen „Anarchismus" zu wählen — sollten sie sich nicht auch in der Aeußerlichkeit des Dichters und Denkers ausdrücken? Ich erwartete in meiner Phantasie eine gedrungene Gestalt, ein markantes, bleiches Antlitz mit den glühenden Augen eines für seine Ideale fanatisierten Mannes, ein vellzierendes Organ, dessen Gewalt geeignet ist, die Massen zu ergreifen und — wie anders war John Henry Mackay in Wirklichkeit! Ich sah einen großen, beleibten, ziemlich eleganten Herrn mit einem runden, leicht geröteten Gesichte, hoher Stirne, über welcher das Haar gelichtet war und sanften, fast kindlichen blauen Augen; der Dichter sprach ein langsames, gesetztes Norddeutsch und machte im ganzen auf den ersten Blick etwa den Eindruck eines höheren Beamten, der vorzeitig in Pension gegangen ist, den Ehrgeiz seiner Persönlichkeit opfernd. Freilich veränderte sich dieses Bild schon während des ersten Gespräches, und der oberflächliche Eindruck wich genaueren und richtigeren Beobachtungen. In einer gewissen Keuschheit im Denken und Empfinden, die sichtlich wurde, trat eine nervöse Sensibilität, welche leicht in gereizte Empfindlichkeit überzugehen droht. Ich empfand, daß hier einer jener Menschen vor mir stand, welche die große, [illegible] und segensvolle Schule innerlicher und vielleicht auch äußerer Vereinsamung durchgemacht haben, daß sich aus ihr ein Charakter kristallisierte, dessen Lauterkeit alle Gesetze des Handelns in sich selbst sucht, so daß er das Recht [illegible] kühnen Schluß von sich selbst auf die Menschheit zu [illegible] Er übermäßig empfinden und [illegible] kann.

Denn das ist ja das Wesen des Mackay'schen „Anarchismus". In Wirklichkeit ist er nichts anderes als eine auf die [illegible] Spitze getriebene [illegible] Subjektivität. Der [illegible] daß er [illegible] und mit ihm eine große Anzahl von Menschen [illegible] der [illegible] des Denkens und Handelns [illegible]

Normgebung von Seite irgend eines autoritären Verbandes, also auch eines Staates, nicht mehr nötig hat. Er betrachtet jede Staatsform, die republikanische, sozialistisch-kollektivistische wie die absolute, tyrannische, für eine reif gewordene Menschheit als Ueberfluß. Reife Menschen können ihre Lebensverhältnisse auf Grund freier „egoistischer“ Vereinbarung hinreichend ordnen. Der Nützlichkeit halber können ja unter diesen Menschen kleine Verbände geschaffen werden, welche aber ein Prinzip ausschließen: das der Herrschaft. Mackay verabscheut jede Herrschaft eines Menschen oder eines Begriffes über den anderen Menschen, und darum nennt er sich Anarchist, welches Wort, wörtlich aus dem Griechischen übersetzt, heißt: ein Mensch, der ohne zu herrschen und ohne beherrscht zu werden lebt. Wie wenig John Henry Mackay mit jenen Leuten zu tun hat, welche das Rachegefühl zum Morde treibt, beweist schlagend der Umstand, daß er selbst von jener sich mit Unrecht „Anarchisten“ nennenden Partei auf die Liste derer gestellt wurde, die bei einer Umwälzung der Dinge zuerst ins bessere Jenseits befördert werden müßten.

John H. Mackay hat seine Weltanschauung nicht in einem kompendiösen, theoretischen Werk ausgedrückt. Er ist vor allem Dichter. Und so ist es auch ein Roman geworden, in dem er seine Ideen von der Zukunftsform der menschlichen Gemeinschaft gestaltete: das berühmte Kulturgemälde: „Die Anarchisten“.

Rein künstlerisch betrachtet ist dieser Roman allerdings ein Zwitter zwischen Dichtung und sozialer Tendenzschrift. Gerade bei diesem Werke war es dem Autor mehr darum zu tun, die Wahrheit und Notwendigkeit seiner Ideen am erzählten Beispiel und durch theoretische Doktrinen nachzuweisen, als bloß durch plastische Lebendigkeit der dargestellten Personen und Ereignisse zu wirken. Mackay selbst spricht dies mit der größten Offenheit in der Einleitung zu den letzten Auflagen des Romans aus. Er konstatiert, daß auf keinem Gebiete des sozialen Lebens eine heillosere Verworrenheit, eine naivere Oberflächlichkeit, eine gefahrdrohendere Unkenntnis als auf dem des „Anarchismus“ herrsche. Die Aussprache des Wortes „Anarchismus“ schon ist wie das Schwenken eines roten Tuches — in blinder Wut stürzen sich die meisten auf dasselbe los, ohne sich Zeit zu ruhiger Prüfung und Ueberlegung zu lassen. Er hofft durch seinen Roman die völlige Unvereinbarkeit anarchistischer und kommunistischer Weltanschauung, die Zwecklosigkeit und Schädlichkeit gewaltsamer Taktik, sowie die Unmöglichkeit irgend einer „Lösung der sozialen Frage“ durch den Staat bewiesen zu haben. Außerordentlich charakteristisch für Mackays Weltanschauung und damit für die Weltanschauung jener kleinen Gruppe von Menschen, welche, über alle Teile der Erde zerstreut, ohne äußeren Zusammenhang dem individualistischen Anarchismus huldigen — sind jene Worte, welche er seinem Helden Carrard Auban in den Mund legt. Auban sieht nach langen inneren Kämpfen seine Lebensaufgabe in der Aufklärung. Die einen, die, welche alles nehmen, wie man es ihnen gibt, und in der Anarchie nur das Chaos und in dem Anarchisten nur den gewaltsamen Umstürzler sahen, mußten belehrt werden, daß Anarchie im Gegenteil das Ziel der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft ist und jenen Zustand bezeichnet, in welchem die Freiheit des Individuums und seiner Arbeit Bürge ist für sein Wohl, wie für den Wohlstand der Allgemeinheit. Und den anderen, jenen, welche mit Recht an das Ideal der Freiheit im brüderlichen Kommunismus nicht glaubten, mußte gezeigt werden, daß die Anarchie die Freiheit des Individuums, weit entfernt, sie in Gütergemeinschaft und Aufopferung zu sehen, sie im Gegenteil durch Bekämpfung und Beseitigung ganz bestimmter gewaltsamer Hemmnisse und künstlicher Schranken zu erreichen sucht. (Mackay stellt hier also den meistens übersehenen Unterschied von Kommunismus und Anarchismus fest.) Die zweite Lebensaufgabe des Helden der „Anarchisten“ ist, nachdem diese [illegible] Vorarbeit vollbracht wurde, die Institution des Staates zu kennzeichnen als größtes und einziges Hindernis der Menschheit auf ihrem Wege der Entwicklung zur Kultur. Es galt zu zeigen, daß der Staat alles in allem genommen nichts anderes sei als ein ungeheurer, [illegible], schamloser Betrug, vermittels dessen die einen auf Kosten der anderen leben, mag er sich nun genannt haben oder nennen, wie er will. Das Endziel der Anarchisten sei, den Staat zu vernichten. Aber nicht zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Auch in den „Gedichten“, welche, nun gesammelt, einen stattlichen Band bilden, sind viele der politischen und philosophischen Ideen zu Bild und Vers umgewandelt, welche Mackays Weltanschauung charakterisieren. So vor allem in dem kleinen revolutionären Büchlein „Sturm“, welches im Jahre 1888 in Zürich ohne Nennung des Autors erschien. Mit schweren Keulen schlägt der Dichter hier auf die Verlogenheiten unserer Kultur nieder und zerschmettert die morschen Gebäude einer siechen und versinkenden Zeit. Er preist den Philosophen Max Stirner, den er sich selbst und dem Volke aus der Verschollenheit wiederentdeckte, als den Heros der kommenden gerechteren Zeiten. Er versucht eine Paraphrase der Gedanken von Stirners (in jedem Sinne des Wortes) einzigem Werk „Der Einzige und sein Eigentum“ in stürmischen Versen begeisterter Gesinnungsgleichheit. Und von nun an bleibt Max Stirner, dieser „Luther des Individualismus“, wie ich ihn einmal genannt habe, der Leuchtturm für Mackays sozialphilosophisches Schaffen. Der „Sturm“ ist denn auch das Brevier eines kleinen Teiles der internationalen Arbeiterschaft, insbesondere in Amerika und England geworden, und zwar jenes Teiles, der sich zu der Doktrin bekennt, daß „alle menschlichen Angelegenheiten unter der Leitung von Individuen oder freiwilligen Assoziationen stehen sollen und daß der Staat abgeschafft werden muß“. (Benjamin R. Tucker, der Führer der amerikanischen Individualisten.)

Neben der treuen und mannhaften Vertretung der eben nur in seinem, nicht im landläufigen Sinne zu verstehenden „anarchistischen“ Ideen hat Mackay unaufhörlich an seiner rein künstlerischen Fortentwicklung gearbeitet. Er hat später einen außerordentlich feinen psychologischen Roman „Der Schwimmer“*) erscheinen lassen, der leider viel zu wenig gewürdigt wurde. Sein Thema ist die Leidenschaft des Schwimmens. Mackay schildert das Leben eines zu diesem Sport geborenen Menschen, der es in ihm auch zu unerhörter Meisterschaft bringt. Das Sportleben in den Schwimmvereinen, das Ringen um Preis und Ruhm, alle Beziehungen, welche nicht nur der menschliche Leib, sondern auch die menschliche Psyche zu jenem geheimnisvollsten und lockendsten Elemente, dem Wasser, haben können, werden mit großer, sachlicher Kunst geschildert.

Durch die gleiche leidenschaftslose, von Subjektivismen nicht gestörte und verunreinigte psychologische Kunst zeichnen sich die Romane „Die letzte Pflicht“ und „Albert Schnells Untergang“**) aus. Treue, sachliche Beobachtung verbindet sich bei Mackay mit der Fähigkeit auch die geringsten, oder wenigstens scheinbar geringsten Details des psychischen Lebens seiner Helden zu zeichnen.

Es sind „Geschichten ohne Handlung“, die dennoch voll innerer Bewegung sind. Albert Schnell, Dorfschullehrer in Pommern, wird benachrichtigt, daß der einzige Freund, den er je gehabt, abgängig sei, und daß als sein letztes Lebenszeichen ein Brief an ihn erliege. Albert Schnell verläßt Weib und Kind und reist nach Berlin, um die letzte Pflicht für den Freund zu erfüllen. Die Eindrücke, welche die Riesenstadt, die ihn mit verborgenen Händen an sich zieht, in sein von der [illegible] Regelmäßigkeit durchtränktes Wesen setzt, die schrecklichen [illegible], welche der Untergang des herrlichen Freundes dem [illegible], Gedrückten, [illegible] Beschränkten bringen, sind der Inhalt der ersten „Geschichte ohne Handlung“: „Die letzte Pflicht.“ An ihren psychologischen Kern: die Aufrüttelung eines bescheidenen, gutmütigen Durchschnittsmenschen durch das plötzliche und heftige Hineinschleudern eines fremden, [illegible] Schicksals, knüpft die Fortsetzung dieses [illegible] „Albert Schnells Untergang“.

In der [illegible] [illegible] sucht Schnell vergeblich [illegible] [illegible] verzehrende Sehnsucht nach [illegible] [illegible]. Da stirbt seine [illegible] [illegible] Aber nun beginnt [illegible] [illegible]. Ohne Freund [illegible] [illegible] verwirrenden und be- [illegible] er von der drückend [illegible] Zerfall der Weltvernunft [illegible]

Stunden immer von den trüben Gedanken an die beiden Toten — Frau und Freund — und an die eigene Verlassenheit erfüllt werden, lange nicht vergessen. Einmal, an einem kalten feuchten Tage, findet er sie frierend vor seinem Hause wartend. Sie bittet: er möchte sie doch mitnehmen, sie wolle sich nur ein bißchen erwärmen. Willenlos gibt er nach. Dann kommt er plötzlich zum Bewußtsein über das Geschehene und er weist ihr förmlich die Tür. Als sie schon fortgegangen, erzittert seine schwache Seele bei dem Gedanken, sie in die eisige Nacht hinausgetrieben zu haben. Da, nach einer Woche, besucht Lisbeth ihn wieder, an einem Sonntag, dessen Oede er in einem einsamen Trinkgelage zu bannen sucht. Die ihn zuerst mit seinem Mitleid besiegt hat, besiegt ihn jetzt mit seiner Sinnlichkeit. Von diesem Tag an leben sie gemeinsam, erst eine Zeit des Friedens, trotz aller Sündhaftigkeit fast eine bräutliche Zeit. Aber Lisbeth kann auf die Dauer von ihrem alten Leben nicht lassen. Albert Schnell hat nicht mehr die Kraft, den tiefen Fall, in den er geraten, aufzuhalten. Er betäubt sich mit dem letzten Mittel der Schwachen, mit dem Trinken. Im ewigen Hader und in immer heftigeren Brutalitäten versinkt sein letztes Gefühl. Endlich übermannt ihn der Ekel und der Haß gegen dieses Weib, das sich gegen seinen Willen in sein Leben eingenistet hat und ihn nun grausam beherrschen will. Indem er den letzten Rest von Energie und Abscheu aus seiner verwüsteten Seele holt, verläßt er die gemeinsame Wohnung und übersiedelt, in der Hoffnung, sie werde ihm nicht folgen. Aber er irrt sich. Er erhält einen Brief, in welchem sie ihr Wiederkommen anzeigt. Ein Anfall von Wahnsinn verleiht ihm die verlorene Kraft. Und er beendet sein scheußliches Dasein ....

Diesen schwachen, von Grund aus gutmütigen Charakter des Albert Schnell, der, aus dem gewohnten Alltag gerissen, im freien Leben notwendig zugrunde gehen muß, bis in die feinsten und verborgensten Windungen seiner Seele darzustellen, hat Mackay meisterhaft verstanden. Dieses Buch, das nicht mit übertriebenen Tönen, erlogenen Szenen blenden und überrumpeln will, stellt mit strengster Wahrheit den tragischen Untergang eines mediokren Menschen dar, den das geringste äußere Erlebnis verwirrt und vollends ein ungewöhnliches Erlebnis zerschmettert. Unsere Zeit wimmelt von Existenzen, deren Leben wie das Albert Schnells trotz ihrer eigenen Bedeutungslosigkeit gleich einem Roman verläuft. Aber die heutigen Dichter greifen nicht gern in den grauen, einförmigen Haufen, in dem diese Zwischenklasse des Proletariats und der Bourgeoisie zu Tausenden übereinandergedrängt lebt. Indem Mackay dies mutig und gerecht tat, und darin wahrhaft zeigte, daß er von seiner Subjektivität absehen konnte, daß er die Kraft hatte, bildend in das große, fremde Leben zu greifen, bewies er, daß er kein Literat, sondern ein Dichter sei....

Das neueste Buch Mackays ist eine Novellensammlung unter dem Titel „Der Sybarit"*). Die Titelnovelle schildert einen Menschen, der nach dem fünfzigsten Jahre eines in Arbeit und Mühen dahingebrachten Lebens plötzlich erkennt, daß ihm bisher das Beste gefehlt habe: die Freude des weisen Genießens. Freude, reuelose Freude wird die Losung seines neuen Lebens. Drei Dinge muß dieses neue Leben haben, um selbst heute in dieser ordinären Zeit, die die Hast ist, sich in den Grenzen der Freude zu halten und den Lärm verlorener Tage von sich zu weisen: die Ruhe der Muße, die nichts muß, die Möglichkeit der Einsamkeit, die eine freiwillige ist, und Gesundheit, die es nicht vor der Zeit verzehrt. Und diese drei Dinge hütet der „Sybarit", der erst am Ende seines Lebens einsieht, daß es wahrer und ehrlicher ist, sich selbst einzugestehen, daß man das Leben liebt, als sich selbst vorzulügen, daß man seine Freuden geringschätze oder sie gar verachte. Im „Sybariten" schildert Mackay einen originellen Optimisten und Liebhaber des Lebens. Dies mag nicht zufällig sein. Denn zum Unterschied von so vielen modernen Dichtern verdammt Mackay den lähmenden Pessimismus, die Hoffnungslosigkeit und Schwarzmacherei gewisser Menschen, die im Innersten eigentlich doch krankhaft und daher lebensunfähig sind. Er ist von einer edlen optimistischen Weltanschauung beseelt, trotzdem es wenige unter den Dichtern von heute gibt, die das Elend nackter und ergreifender geschildert haben als gerade er. Und dieser Optimismus liegt auch in der Grundidee seines Lebens und Schaffens, dem Mackayschen „Anarchismus". Denn dieser Anarchismus setzt reif gewordene Menschen voraus, welche der Herrschaft und des Beherrschtwerdens endlich entraten können.

Aber selbst Mackay wird sich die Erkenntnis nicht verbergen können, daß solche Menschen bis nun nur seltene Ausnahmen sind und daß ein erzwungenes Zu-lebentreten seiner anarchistischen Ideen am heutigen Tage eine [illegible] Zerstörung unserer ganzen Kultur bedeuten müsse. Trotz dies[illegible] an dem Fortschritt an dem [illegible] der Menschheit zu jener [illegible] der vollkommenen Freiheit unentwegt [illegible] zu erhalten, ja diesem Ziel sein Leben zu widmen, verrät eine [illegible] des Geistes, die dem Verfasser des „[illegible]" und der „Anarchisten" auf den [illegible]

[illegible]

Dr. Max Meller.

Theodor Herzl.

Man vergaß seiner nicht mehr leicht, war man ihm einmal irgendwo begegnet.

Exotisch-bedeutsam, etwa wie ein Scheik der Beduinen, erschien er von Anbeginn, da er damals, wie die ganze Begabung jener Zeit in der Studentenschaft, ein Deutschnationaler im „Café Aula" — seligen Angedenkens und ganz nahe der alten Universität — sich bewegte.

Es waren erregte Tage. Sie brachten uns Ereignisse, an denen die jungen Gemüter sich tüchtig erhitzten, die leidenschaftlich erörtert wurden. Es war nicht leicht, sich bemerklich zu machen, seine Geltung zu gewinnen und zu behaupten. Theodor Herzl ist es geglückt. Denn damals schon machte er den Eindruck einer geschlossenen Persönlichkeit und eines Mannes.

Er war etwas über mittelgroß; schlank und kräftig gebaut. Ein sehr dunkler Teint, schwarzer, dichter und wohlgepflegter Bart, dann die Fülle schwarzen Haares. Merkwürdige, tiefbraune Augen, voll eines gewissen Hochmutes, voll bewußter Fragen, denen man den Blick hinter die Dinge und bis in ihr eigentliches Wesen zutraute. Eine gewisse Eleganz der Erscheinung war ihm Bedürfnis, wie eine gewisse Pose, die an ihm niemand bespöttelte. Denn sie gehörte zu ihm.

Es kannten ihn alle und hatten eine starke Meinung von ihm, ohne daß einer ihm eigentlich näher gestanden wäre. Er studierte fleißig und besaß ein tüchtiges und weitverzweigtes Wissen, eine große Belesenheit, einen bestimmten Geschmack. So war er zum Beispiel der erste, der eines Heinrich Leutholds Lyrik nach ihrer Bedeutsamkeit begriff und pries; oder, von allen Novellen Theodor Storms stand ihm des Dichters „Ein grünes Blatt" am höchsten, seine kleinste, schlichteste Erzählung, die nach Innigkeit und Zartheit der Empfindung allerdings ganz unvergleichlich ist.

Er hat sehr ernst und sehr zielbewußt an sich gearbeitet. Seine Versuche verbarg er, so daß nichts Unfertiges von ihm zutage trat. So erregte denn schon sein erstes Feuilleton ein großes Aufsehen in jenen Kreisen. Es hieß „Café Birkenreis", wenn ich nicht irre, erschien es in der „Allgemeinen Zeitung" und hielt eine Café Aula-Stimmung mit einer erstaunlichen Sicherheit, selbst mit einer gewissen Grausamkeit fest. Den Mann, der das geschrieben hatte, konnte man nicht mehr übersehen in einer Stadt, in der das Feuilleton immer geblüht und starke, ja stärkste Talente in seinen Dienst gezogen hatte. So übernahm er denn bald hernach das Feuilleton desselben Blattes, bei dem er debutiert. Er ging hernach für die „Neue Freie Presse" nach Paris; als ihr Feuilleton-Redakteur ist er nun, wenig über vier und vierzig Jahre alt, vor der Zeit gestorben.

Was er in Paris vollbracht, ist zum Teil in seinem Buche „Aus dem Palais Bourbon" niedergelegt. Er kam in eine bewegte Zeit, voll stürmischer und trauriger Gärungen. Das Ende Grévys hat er mitgesehen, den Versuch des unseligen Wilson, wieder einen Platz in der Kammer zu gewinnen. Das Feuilleton, das ihn, den weiland Schwiegersohn, den Schwiegersohn der Republik, als eine arme, vom Regen durchnäßte Fledermaus symbolisiert, die sich fürchtet, vom trockenen Plätzchen, das sie kaum mühsam gewonnen, wieder hinweggescheucht zu werden, ist ein Meisterstück harter, wahrhaftiger und dennoch erbarmender Psychologie. Mitten im Gottesgarten Frankreichs sah er sich plötzlich den Höllensumpf Panama auftun, drohend, die ganze dritte Republik zu verschlingen. Seine Berichte aus jener Zeit veralten nicht; und wer die Begebenheiten jener Tage studieren will, der kann nicht ohne sie sein. Sie sind von einer wunderbaren Klarheit und Anschaulichkeit und durch die vollendete Form allein der Vergänglichkeit entrückt. Die in ihrem Innersten aufgewühlte Weltstadt selber aber läßt er zu Worte kommen: zwei Camelots, Chorus und öffentliche Meinung, grölen auf den Boulevards ihr Hohnlied: „Hei, dem Wirbel der Millionen, sind verdammt wir beizuwohnen." Den sicheren Takt, mit dem strenger Bericht, Raisonnement, Feuilleton in der lebendigsten Weise abwechselten, ganz besonders aber das Feuilleton von den beiden Straßensängern habe ich immer als einfach genial empfunden.

Es hat sich auch in diesem Falle wie immer herausgestellt: für den Alltag und seine Bedürfnisse genügt der Berichterstatter, der sein Handwerk gelernt hat, sich Verbindungen zu schaffen und sie zu nutzen weiß, der zuverlässig ist und Takt hat. Uebrigens schon eine ganz hübsche Reihe [illegible] Eigenschaften und Gaben, die der moderne Journalismus als selbstverständlich bei denen voraussetzt, die ihm in wichtigen Dingen dienen wollen. Für größere Aufgaben aber reicht das [illegible]. [illegible] muß das Auge [illegible] und bestimmt Wesentliches und Unwesentliches scheiden; Symptome deuten, die anderen Zeichen belanglos erscheinen; Zusammenhänge erkennen. Historischer Sinn für das Dauernde, dabei [illegible] Verständnis für das [illegible] um [illegible].

Herzls eigenste Begabung aber war feuilletonistisch. Er hat [illegible] allerdings [illegible] [illegible] hübschen und vollhaltigen [illegible] in [illegible] Er [illegible] Er hat sich mit „[illegible]" [illegible] Gebiet des Bedarfs [illegible] und [illegible]

[illegible] auf die Bühne gebracht. [illegible]

mannswerk tun will. Der packt gern etwas gar zu derb an, damit er seine Kraft erweise, unterschätzt in seiner nur zu begründeten Mißachtung das Publikum zu sehr, so daß er selber Schaden dabei nimmt.

Es ist überhaupt Eines zu bemerken. Beim Feuilletonisten gewöhnlichen Stils und Wuchses hat man vor seinen Arbeiten das Gefühl, man sehe Seifenblasen machen. Das ist ganz hübsch und ergötzlich, hat man aber das Blatt hinter sich, alsdann ist man endgiltig damit fertig. Andere tun Glasbläserwerk. Gleiche Technik, aber in einem viel kostbareren und schwieriger zu behandelnden Material, das nur zerbrechlich, aber keineswegs an sich vergänglich ist. Man genießt sie mit einem leisen Bedauern, daß ihnen nicht Dauer vergönnt sein soll. Denn feine Betrachtungen die Fülle; bei Hugo Wittmann, dessen man hier immer zuerst denken muß, eine große und ehrliche Wärme des Herzens, eine persönliche, suggestive Note, die einen für den Augenblick mindestens völlig gefangen nimmt. Nur liebt Herzl das Spiel mit weiteren Perspektiven; er ist grüblerischer, mehr zur Verneinung geneigt; ein schlimmer Zweifler, der sich an die Kindesseele klammert, damit er nicht ganz ohne Halt sei auf dieser Erde. Ein dünnes Fädchen: wer aber ein Kind sein nennt, nichts verbindet so mit der Welt, wie dieser letzte unzerbrechliche Ring, den der schlaue Kerkermeister Leben der Kette einfügt, damit die ihm Verfallenen ans Sein gefesselt sind, sie verlängernd um ein Endchen und unzerbrechlich machend, wenn er besorgt, man könnt' sich gewaltsam vor ihm flüchten wollen. Unter Herzls Kinderfeuilletons sind lückenlose Meisterstücke der liebevollsten Beobachtung und Erzählungskunst.

Er war ein feiner Stilist. Er vermochte ironische Lichter. Immer war in seiner Sprache Anmut, Glanz und Fülle. Man hatte immer das behagliche Gefühl, jemanden schaffen zu sehen, der seiner Kunstmittel vollkommen sicher ist und sie mit jener spielerischen Leichtigkeit gebraucht, die so mühelos erscheint und dennoch ganz eigene Anlagen und das ernsteste Wollen bei ihrer Entwicklung voraussetzt. Es sind lyrische Partien von höchster Schönheit in seinen Feuilletons; die Poesie der wenigen Natur, die sich in der Stadt erhalten hat, etwa des Schwarzenberggartens, der Schülerliebe die von nahen und drängenderen Prüfungsschmerzen überschattet wird, drückt er rein und dichterisch aus. Er liebt bizarre Ausgangspunkte, was aber aus ihnen fließt, ist mit einer strengen Logik und mit wahrem und reichem Geist entwickelt und durchgeführt. Er steht geistig frei und hoch genug, sich dorthin stellen zu dürfen, wohin es ihm beliebt: und mißfällt einem die Sache, die er verficht — man vergißt nur zu gerne, daß es eine reine und durchaus ästhetische Freude ist, einen Meister in Schirm und Hieb gleich ihm die Klinge führen zu sehen. Er wird niemals leer oder platt; es ist ein Glitzern und Flirren über seiner Sprache, das manchmal nicht ohne Absicht blendet; aber eine Trivialität ist ihm niemals widerfahren, trotz der Hast, mit der auch er oftmals arbeiten mußte, niemals eine Sprachwidrigkeit. Er hatte sich an französischen Mustern gebildet, wie alle großen Feuilletonisten vor ihm und wie jeder nach ihm zur gleichen Schule wird gehen müssen, der gleiche Pfade wandeln will. Aus gutem Recht war er höchst persönlich. Ein Gallizismus aber ist bei ihm nicht einmal in der Geschmacksrichtung nachzuweisen und über die ihm gemäße Kunstform hat er vollkommen souverän geboten.

Er war wohlwollend und förderſam, bei aller Kühle eines Menschen, in dem die Erwägung herrschte und ein immer reger Verstand Wache hielt. Ein starker und opferwilliger Idealismus lebte in ihm und er hat, neben der harten Arbeit des Berufes, Jahre seines Lebens mit zäher Rastlosigkeit an eine große und merkwürdige Aufgabe gewendet. Der kaum jemals am eigenen Leibe den Jammer seines Volkes erfahren, der fühlte sich davon in tiefster Seele bewegt. Wie er äußerlich den adeligen, semitischen Typus darstellte, so hatte er innerlich die Fähigkeit unbedingter Hingabe an eine Idee, die oft genug schon im Judentum aufflammte. Sein Büchlein „Der Judenstaat“ hat ein großes Aufsehen erregt: eine Bewegung ist daran aufgeglommen, die nach Ausdehnung und Heftigkeit vielleicht seit den Tagen des Sabbatai Zewi im Judentum ohne gleichen ist. Verbände sind geschaffen worden und umspannen die ganze Welt; Kongresse wurden einberufen und tagten unter seinem Vorsitz, an denen Delegierte aus aller Herren Ländern teilnahmen, in denen zum Ernst Ernsthaften gebetet wird. Es muß manchmal, ganz besonders in den Anfängen, eine ähnliche Stimmung gewaltet haben, wie auf dem Konzil von Clermont, da eine Idee die Anwesenden ergriff und mit religiösen Ekstasen füllte. Nur treten die Ideen heute nicht mehr so elementar in Wirksamkeit wie einmals. Immerhin hat sich Ungewöhnliches begeben: Männer, die man innerlich längst dem Abendlande völlig zugewandet glaubte, fühlten sich erfaßt und mitgerissen von der Gewalt des Stromes, der [illegible] nach Osten leiten wollte. Aus den [illegible] Stimmen für alle [illegible]

[illegible]

seiner Bemühungen und ihre Uneigennützigkeit hinausragend über das Werk Henry Mac Stanleys.

Der frühe Tod Herzls muß ein schwerer Schlag für den Zionismus sein. Der Führer ist verschwunden und wird nicht leicht zu ersetzen sein. Ohnedies hatte man sich nähere Ziele setzen müssen. Der Erwerb von Palästina war als für eine auch fernere Zukunft aussichtslos vertagt worden; gerade an der Möglichkeit eines Besitzes der heiligen Stätten, dahin so viele von ihnen wallfahrten, um mindestens dort zu sterben, hatte sich die Phantasie der Volksgenossen aus dem Osten entzündet, und näheren Zielen brachten sie wenig Begeisterung entgegen. Es erhuben sich neue und bösartige Angriffe gegen ihn. Sie mögen den Mann, der sich immer beherrschte und niemals, so sehr er einen guten Schwank liebte, seiner fast feierlichen Würde vor der Oeffentlichkeit vergaß, herzwunder gemacht haben, als er sich so schon fühlte, mit Schuld an seinem vorzeitigen Ende gewesen sein. Es krachte wieder einmal bedenklich im zionistischen Bau, den Dr. Herzl und die Seinen mit so viel Kunst aufgeführt hatten. Aber immer, seit den Tagen Mosis, hat dies Volk gegen seine Leiter gemurrt; immer sind seine Führer hingegangen, ehe sie das Land der Sehnsucht betreten konnten.

An der Zukunft des Zionismus muß man darum nicht verzweifeln. Gerade in der Beschränkung, in der er nunmehr besteht, liegt eine große Bürgschaft seiner Entwicklung und seines Gedeihens. Was die Millionen des Baron Hirsch nur mit sehr fraglichem Erfolg eingeleitet, das soll nun durch eigene Kraft und Anstrengung zu besserem Ende geführt werden: die Evakuierung des europäischen Ostens. Millionen leben da, zum allergrößten Teil im bittersten Elend, eingepfercht in ein riesenhaftes Ghetto und nicht einmal innerhalb seiner Umfriedung sicher vor jeder Gewalttat; unfähig, ihre geistigen Fähigkeiten zu entwickeln, immer wieder auf den Talmud und seine spitzfindige Erforschung hingedrängt. Ihnen muß irgendwo ein Raum geschaffen werden, wo sie seßhaft werden, ihren Gesetzen leben und zeigen können, was sie unter günstigeren Verhältnissen vermöchten, als sie ihnen schon so lange verhängt sind; damit ihre stets wiederholten Wanderungen und Austreibungen nicht immer wieder den Unwillen breiter Volksmassen gegen ihre Brüder wachrufen, die im Westen heimisch geworden und zu einer höheren und freieren Gesittung gediehen sind. Noch ist diese Notwendigkeit den Mächtigen und Reichen nicht genügend klar geworden; wer soll sie ihnen ins Bewußtsein rufen, wenn Theodor Herzls Mund verstummt ist? Allerdings im alten Testament erstand immer im Augenblick der höchsten Gefahr dem Volk Gottes ein neuer Herzog. Wer wird sich nun erheben, die zerstreuten Stämme Israels zu sichten und ihnen den Weg zur Freiheit und ins gelobte Land zu weisen? Denn wahrhaftig — alles ist besser, als die Verhältnisse in den unermeßlichen Gebieten des europäischen Ostens.

Immer hat der Wiener Journalismus große Begabungen an sich gezogen. Nicht an Kennern, nicht an Männern von schöner Gesinnungstüchtigkeit hat es ihm jemals gefehlt, so arge Schatten sich daneben zeigten. Nach Reichtum und Fülle der Gaben muß Herzl an den Allerbesten gemessen werden, die hier jemals gewirkt haben, und wird mit den besten Ehren bestehen; die Größe seines Wollens aber hebt ihn weit über die Meisten und macht ihn zu einer kulturhistorisch wichtigen Erscheinung. Weltkind und Prophet, Plauderer und Verkünder neuer Heilslehren in einer Person und eines wie das andere aus innerlicher Notwendigkeit. Wie kam sein Tag von Damaskus und hat die eine Seite seines Wesens so wundersam gewandelt, die andere unberührt gelassen? Man steht vor Rätseln und endlich ergriffen an seinem frühen Grabe. **J. J. David.**

Nach dem Frauenkongreß.

Draußen liegt die Welt in der Julisonne. Der Wind fährt sausend durch die hohen Baumwipfel auf den Wiesen draußen — sonst ist alles still, sonntäglich still. Merkwürdig hebt sich diese Stille von der Unruhe der letzten Kongreßwochen ab. Die Seele kann zurückkehren zu sich selbst und sich fragen, was sie mit heimbrachte von der langen, [illegible] Wanderschaft, von dem Werben auf all die anderen fremden Stimmen, die von den Schicksalen der Frauen in den fernsten Ländern [illegible]

Die Frage: was brachtest du mit heim für dich? ist nicht so leicht beantwortet wie vor acht Jahren. Damals war in Berlin der [illegible] internationale Frauenkongreß. Alles, was jetzt die Zeitungen [illegible] Veranstaltung melden, gab es schon damals. Nur eine Stimme unter vielen hundert anderen war ich [illegible] das Glück einer ersten reinen Liebe, voller Unschuld, [illegible] Wonne ihrer Begeisterung, ohne alle Bitternis des Er[illegible] und Lähmenden [illegible] dies Zusammenströmen [illegible] Verhandlungen. Auch eine zweite Liebe [illegible] aber in ihre Süße ist wie ein [illegible] gemischt, daß etwas so [illegible] zweiten Frauenkongreß, den [illegible] in das idealste Streben [illegible] unauflöslich verflochten ist. [illegible] der Tribüne die Reden [illegible] Liebe — und wie [illegible] gewaltet, wie viel

stärker waren sie gewesen! Ein Narr, wer sich darüber wundert! Ueber diesen Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit. Die Frauenbewegung hat noch kein „Dresden" gehabt, wie die Sozialdemokratie — dazu sind wir noch nicht stark genug — weder an Geld, noch an Zahl. Auch in der Sozialdemokratie, die alle Menschen zu gegenseitiger Hilfe erziehen will, gibt es Haß und Neid und Streit. Auch das Christentum, auch die Lehre, die Christus lehrte, entartete zu dem, was sich „christliche Kirche" nennt, was seine Erbauungsstätten vom Gelde der Pommernbanken bezahlt. Ist es Schwäche, wenn einen da der Ekel erfaßt? Es ist wenigstens Schwäche — wenn man ihn nicht überwindet. Es ist in den letzten Wochen viel geredet worden in bezug auf „Frauenbewegung", besonders von solchen, die sich nie die Mühe gaben, sie bis in ihre letzten Wurzeln zu erfassen und zu verstehen. Ein Herr Henry Urban im „Tag" meinte, daß die Frauen ebensogut bei der Wahl betrügen würden wie die Männer — und daraus glaubte er — in seltsamer Logik — die Verweigerung des Wahlrechtes für einen Teil der eventuell Betrügenden — die Frauen — herleiten zu können. Es stände jämmerlich um die Frauen bestellt, wenn solche Gründe ihre Entwicklung hemmen könnten. Gewiß, wer verstände nicht den Wunsch ernster, vornehmer Männer, die Frauen vor dem „Schmutz der Oeffentlichkeit" bewahren zu können! Gewiß, die Politik verdirbt den Charakter sehr oft — jedem seiner organisierten Menschen — Mann oder Frau — graut vor dem wilden Kampf der Affekte, den das Streben nach Macht entfesselt.

Und dennoch — dennoch müssen wir diesen schweren Weg gehen. Ich glaube nicht daran, daß die Frauen, wenn sie nun in das politische Leben eintreten, es wirklich dauernd „veredeln" werden. Sie sind auch Menschen — mit allen Fehlern eines Menschen. Aber: Es ist der Weg der naturnotwendigen Entwicklung, den wir gehen; das ist unsere Verpflichtung und unser Trost zugleich. Wir müßten ihn gehen, auch wenn wir ihn nicht gehen wollten. Auch wenn er uns zu rauh oder zu steinig wäre! Die Menschheit ist auf dem Wege ihrer Entwicklung jetzt auf den Punkt gekommen, wo kein Mensch mehr die Verantwortung für einen anderen übernehmen kann — weder in religiöser, noch in politischer oder ethischer Beziehung. Fortan muß jeder für sich selbst bestimmen. Es ist einer der häufigsten und zugleich kurzsichtigsten Einwände, daß dazu noch lange nicht alle Frauen „reif seien". „Reif" werden immer und zu aller Zeit nur wenige Menschen sein, sowohl unter Männern wie unter Frauen. Und gerade die Reifsten werden die Schwere der Verantwortung in allen Dingen am tiefsten empfinden. Aber damit die, die reif genug dazu sind, so wirken können, dazu gibt es noch keine anderen Mittel, als allen das Selbstbestimmungsrecht zu erteilen. Die Zeiten sind nicht mehr, wo ein Geschlecht im Ernst glauben durfte, über ein anderes Geschlecht als solches Herr sein zu können. Die starken, ihrer selbst gewissen Persönlichkeiten, für die das Selbstbestimmungsrecht keine Phrase, sondern eine Naturnotwendigkeit ist, gibt es unter beiden Geschlechtern. Bei beiden Geschlechtern wird die Mehrzahl immer geführt werden müssen, „Masse" bleiben. Aber daß denen, welche stark genug sind, sich aus der Masse herauszuheben, auch die Möglichkeit werde, daß sich Persönlichkeiten bilden können, darauf ist unsere Arbeit gerichtet; um der Wenigen, um der Einzelnen willen, dienen wir den Vielen! Dieser Standpunkt des zuendegedachten Individualismus ist es allein, der unser Streben unangreifbar macht. Zugleich scheint es uns, die wir das leben — nicht nur darüber theoretisieren — so einfach und selbstverständlich, daß wir uns fast schämen, solche selbstverständliche Dinge noch aussprechen zu müssen. Wir begreifen erst recht nicht, daß kluge Männer solche Selbstverständlichkeiten nicht ebensowohl begreifen sollten. Es ist vielleicht noch ein Rest mittelalterlicher Ritterlichkeit, daß der Mann das Reich des klaren konsequenten Denkens verläßt, sowie er das Reich der Frau betritt; nur leider hat das den Nachteil, daß er heute dann fast immer ins Reich der Phrase gerät. Auch wenn sich nicht ein paar „radikale Frauen" jetzt für die Erlangung des Stimmrechtes einsetzten — auch dann mußte dieser Ruf jetzt kommen, weil die Zeit erfüllt ist. Wie ja auch kein gebildeter Mensch mehr glaubt, daß die Sozialdemokratie das künstliche Produkt „einer kleinen Schar bezahlter Agitatoren" sei.

Aber wenn wir alle die äußeren, politischen Ziele erreicht haben, um die jetzt so begeistert gestritten wird, dann wird es klar sein, daß das alles nur Formen sind — Formen, die unserer jetzigen Entwicklung vollkommener entsprechen — daß aber erst die Erneuerung des Inhaltes die ganze, volle Erneuerung bringt. Die läßt sich nicht durch die Aenderung von Gesetzesparagraphen schaffen. Es sind beneidenswerte Optimisten, die daran glauben. Und der Inhalt des Lebens wird sein, wie er vordem war: bitter und süß, ernst und schalkhaft, für die einen von Sieg zu Sieg führen, die anderen in der Tretmühle langsam zermürben. — Haß und Liebe, Großes und Kleines — ein Chaos, das den Geist der Liebe immer wieder lockt, eine Welt daraus zu schaffen. Eine Welt, die immer wieder in Sünde verfällt, in Zwietracht, in Unsinn.

Und dennoch! Kein Gott, kein Mann kann all die Millionen von Frauen vor der Oeffentlichkeit „bewahren", in die sie durch die einfache Not des Lebens seit Jahrzehnten schon gedrängt wurden. Sehen wir nun zu, daß wir auch durch diese Phase der Entwicklung hindurchkommen, stärker, reicher, tiefer als vordem.

Wenn wir rechte Künstler unseres Lebens sind, dann darf es nichts geben, was uns nicht zu unserem Besten dient: dann muß auch die Oeffentlichkeit mit all ihren Schrecken uns doch unserem letzten Ziele, unserem eigentlichen Ich, näher bringen. Daß das möglich ist, davon gab auch dieser eben verflossene Kongreß einen Beweis. Drei Amerikanerinnen waren es, — die als die markantesten Persönlichkeiten dieser Wochen bezeichnet werden müssen: Mrs. Chapmann Catt, die überlegene Präsidentin des neubegründeten Internationalen Frauenstimmrechtbundes, die Predigerin Anna Howard Shaw mit ihrer unvergleichlichen Redegewalt und Mrs. Perkins-Gilmann, die von konservativer Seite sogleich als die bezeichnet wurde, welche „der Sache schade". (Immer der untrügliche Beweis, daß jemand die Sache tiefer und energischer durchdacht hat als die andern — daß sie es ist, die sie weiterbringt.) Diese drei Amerikanerinnen waren einmal energische, „radikale" Frauenrechtlerinnen — und zugleich waren sie vornehme, gütige Frauen, Frauen in dem tiefsten Sinne des Wortes, weder Amazonen noch Nonnen. Das ist es also, was wir gewonnen haben. Ein paar vornehme Persönlichkeiten mehr auf der Welt zu wissen — das ist etwas, das ist viel! Es ist vielleicht das beste, was uns begegnen kann. Wir lassen uns nicht so leicht umbringen: all das Häßliche, Kleinliche, das der geschärfte Blick des lebenserfahrenen Menschen in solchen Zeiten sehen muß, muß doch zurückweichen. Wir wollen uns nicht furchtsam davor verstecken — wir wollen es nicht feige verleugnen: Menschliches — Allzumenschliches — allüberall, auch in der Frauenbewegung! Aber der Lebenswille in uns, der Weltüberwinder, der drängt das weit zurück. An uns liegt es, ob das Leben hoch oder niedrig, würdig oder kleinlich geführt wird. In die Brutalität des Zufalles soll unser Wille immer energischer eingreifen lernen, immer wieder versucht der Geist der Liebe, aus dem Chaos eine Welt zu schaffen!

Berlin. Dr. phil. Helene Stöcker.

Bücher.

Dr. Hartwig Jeß: August Friedrich Ernst Langbein und seine Verserzählungen. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Muncker). Berlin, Verlag von Alexander Duncker.

Langbein gehört zu den typischen Repräsentanten des Zeitgeschmacks in der großen Uebergangsperiode der deutschen Kultur. Zu den Dramen Kotzebues und den Novellen Claurens gehören seine Verserzählungen als das würdige dritte Stück, wie er denn auch persönlich sich mannigfaltig mit den beiden andern Wackeren berührt. Freilich steht er von ihnen immer noch auf der höchsten Stufe, zwar nicht als Beamter, was sie alle drei sind, aber doch als Mensch. Eben deshalb hat er auch am wenigsten verderblich gewirkt; denn der kaiserlich-russische Spion hat seine niedrigen Gesinnungen auf lange Zeit auch dem deutschen Lustspiel eingeimpft, und die Lüsternheit, mit der der Geheime Hofrat von seinem Mimili erzählte, wirkt noch heute vielfach nach, während die Trivialität des Zensors in belletristischen Angelegenheiten aus seinen Verserzählungen auf die modernen Nachfolger dieser Art nicht übergehen konnte, weil er direkte Erben nicht gefunden hat. In der Lüsternheit allerdings steht er hinter seinen beiden Genossen nur wenig zurück. Er ist ein letzter Erbe jener spezifisch kursächsischen Art, mit anstößigen Dingen zu spielen, die von Gellert und Rost — freilich von beiden in sehr verschiedener Weise — bis zu einer klassischen Höhe geführt worden war. Aber eben damit ist er ein unentbehrlicher Repräsentant des damaligen Geschmacks in den guten und soliden Kreisen des Bürgertums. Man würde sich etwas mehr hüten, die Schriftsteller des jungen Deutschland und sogar Heine immerfort nur als Vertreter der Unsittlichkeit gegenüber der bisherigen Tugendhaftigkeit darzustellen, wenn man es sich deutlicher vor Augen hielte, welcherlei Literatur gerade der gute Bürger in der Zeit, da Ruhe die erste Bürgerpflicht war, sich als Lieblingsnahrung auserkor. Mit vollem Rechte hat der Verfasser der vorliegenden aus Kösters trefflicher Schule hervorgegangenen Untersuchung Langbein denn auch vorzugsweise als typische Dichterpersönlichkeit aufgefaßt. Er weiß sehr wohl, daß Langbein nicht nur kein bedeutender, sondern beinahe überhaupt kein Dichter war (S. 112) und daß er seine Erfolge mehr den Schwächen seiner Zeit, als seiner eigenen Stärke verdankt. Langbein führt über von der Gellertschen Erzählung zu einer neuen Form des gereimten Schwankes, die von der Moral ebenso sehr wie von der altmodischen Versform des Fabeldichters entfernt ist (S. 36 ff., 153 ff.). Sein zweiter Erzieher ist Bürger (S. 132 ff.), den er aber ebenso wie Gellert seiner Eigenart zu berauben hatte, indem er dessen urkräftige Geniesprache „gebildeter" macht (S. 133), gerade wie er die übernommenen Märchenstoffe rationalisiert (S. 109, 115). In außerordentlich gründlicher Weise wendet Jeß die statistisch raisonnierende Methode an, um den Stil (S. 131 ff.), den Reim (S. 121), die strophischen Gebilde (S. 121), die Bildersprache (S. 160) Langbeins als charakteristische Zeichen jener Uebergangsperiode darzustellen. Es ist eben das Absterben der alten dienenden Literatur von moralischer Tendenz, während sich das Publikum doch noch nicht daran gewöhnt hat, die neue entweder politisch tendenziöse oder auch ganz ästhetisch unbefangene Dichtung im großen aufzunehmen, [illegible] der sie sich ja selbst bei einem Goethe niemals hatte befreunden [illegible]. Politische Anspielungen (S. 106) finden sich allerdings auch schon bei Langbein, wenn auch nicht so häufig wie literarische Polemik (S. 107), in deren Art er ganz und gar der Erbe jener von den Schweizern zu den Romantikern reichenden alten Tradition geblieben ist. Außerordentlichen Fleiß hat der Verfasser auf die Quellenangabe (S. 37 ff.) verwendet, und es wäre unbillig zu fordern, daß er auch noch die Nachgeschichte der vielen

von Langbein behandelten Motive hätte verfolgen sollen, etwa für den sonderbaren Märchenschwank vom Wunderpasch. Die Vergleichung mit den Quellen (S. 63) ist besonders fruchtbar für die Charakteristik des Dichters, der gelegentlich auch mit einzelnen anderen Poeten, die denselben Stoff angefaßt haben, wie Uhland (S. 67) und Bürger (S. 80), lehrreich verglichen wird. Unfruchtbar scheint uns dagegen der Versuch ein direktes Nachwirken der „galanten Dichtung“ (S. 170) nachzuweisen, da es sich wohl lediglich um die fortgesetzte Manier der sogenannten „blühenden Reime“ handelt. Langbein und seine Zeit (S. 102) beleuchten sich so gegenseitig. Was uns heutzutage fast ein Rätsel scheint, die Beliebtheit dieses breiten, matten und trivialen Erzählers (vgl. S. 179), das erscheint als ein historisches Produkt jener Periode, in der die Krankenhauspoesie nach dem Dreißigjährigen Kriege endlich an der Gesundung des Rekonvaleszenten, des deutschen Volkes, starb, um mindestens in dieser Form einer hausbackenen Vettermichelei mit moralisierenden Unanständigkeiten nicht wieder aufzuerstehen.

Richard M. Meyer.

Heinz Tomaseth: Die Tändeluden. Tragikomödie in fünf Aufzügen. Wien 1904. Verlag von Carl Konegen.

So manches in dieser Dichtung hat mich darauf schließen lassen, daß der Verfasser sein Werk als ein Buchdrama von vornherein geschaffen habe. Mag sein, daß ich mich hierin irre: jedesfalls aber wünsche ich eine Aufführung keinem andern von den modernen Büchern in dramatischer Form, die ich in der letzten Zeit kennen gelernt habe, so überzeugt und aufrichtig wie dieser Tragikomödie, mit deren Einstudierung und Aufführung eine moderne Bühne eine zwar sehr schwere, aber bedeutsame und verdienstvolle Aufgabe lösen würde. Lebenswahrheit, dramatischer Schwung, innerliche Steigerung und vor allen Dingen eine innere Berechtigung des Inhalts weisen dieses Drama mit Macht der Bühne zu. Dem Thema nach gehört das Buch zu den „modernen“ Büchern. Der brutale Kampf zwischen Mann und Weib im Leben ist der Hintergrund; die Frage, wie sich unsere „Gesellschaft“ zu der nicht durch die Ehe sanktionierten Mutterschaft der Frau stellt, ist der Kernpunkt der Handlung. Dabei wird ein glänzendes Gesamtbild dieser ganzen verlogenen, sich selbst eine Komödie vorspielenden Menschheit aufgebaut und zugleich plastisch durchgeführt, wie die Summe von Lebensnot und Menschentrug an einzelnen, unglücklich und edelveranlagten Individuen zur Tragödie wird. Durch Gegensätze wird stark gewirkt; die einzelnen Personen treten mit typischer, abgerundeter Deutlichkeit hervor: der in falscher „Wohltätigkeit“ aufgehende Baron Kürenberg und seine Gattin; Helioth die Verkünderin der weiblichen Freiheit; die Typen edler Männlichkeit: der lumpenhündische Verführer Wilemann, der feiganmaßende Gerichtsrat, der zynische Reunier und die gierig nach Beute schnappenden Weidenfeld und Dr. Ortner; am schönsten aber die Helden: der Maler Egbert, der seine Ueberzeugung von Freiheit und Schönheit der ganzen Menschheit entgegensetzt, im übrigen aber die Komödie mitmacht, und Pia, die zarte, von frühem Reif zerstörte Blüte, die an der Tragödie zugrunde geht. Also ein Tendenzstück? wird man vielleicht sagen. Nein! Echtes Leben pulsiert in dieser Dichtung, sie ist ein Bild der Wirklichkeit, keine in Dialogform gebrachte erklügelte Theorie. Figuren wie der alte Gärtner oder wie Malvi, Kürenbergs jüngere Tochter, die um die Liebe umhergaukelt wie die Mücke um das Netz, sind direkt aus dem Leben genommen. Aber außer der echten, berechtigten Wahrheit besitzt das Stück noch einen Vorzug: die Schönheit. Alles Geschehen ist da von dem Schein echter, großer Poesie übergossen, ein Hauch der Symbolik liegt über diesem blühenden und welkenden Rosengarten, in dem sich die Hauptmomente der Handlung abspielen, und der Zauber des Schönen adelt so manches derbe Worte, das dem Mund eines dieser elenden Wichte, durch die die Männerwelt von heute in dem Stück vertreten ist, entschlüpft. Die Dichtung verdient, mit Sorgfalt gelesen zu werden, und es ist schade, daß sie nicht gesehen und gehört werden kann.

Dr. Egon v. Komorzynski.

Revue der Revuen.

„Zeitschrift für moderne Reklame“ nennt sich ein neues in Berlin erscheinendes Unternehmen, dessen erstes Heft vorliegt. Die Zeitschrift will sich den Erscheinungen modernen Geschäftslebens, seinen vornehmen und zeitgemäßen Propagandamitteln widmen, sie will den Kaufmann mit allem, was auf diesem Gebiete vor sich geht, bekannt machen, aber auch alles, was hier gedacht, erstrebt und getan wird, kritisch beleuchten. Inhalt und Ausstattung des ersten Heftes lassen für die Zukunft Gutes erwarten. Robert Hösel schreibt über die Beziehungen zwischen „Kaufmann und Künstler“, Deipyros über „Künstlerische Inserate“, Albert Maria Weiß über „Prospekte und Reklamen“, M. H. Eggert über „Packungen“. Aus dem reichen Illustrationsmaterial seien die Plakat-, Inseraten- und Etikettenentwürfe von Luzian Bernhard hervorgehoben, dessen graphisches Talent ein Aufsatz zu charakterisieren sucht.

„Buddhism“ ist der Name einer Revue großen Stils, welche seit September 1903 in Rangun von der Internationalen [illegible] [illegible] in englischer Sprache herausgegeben wird [illegible] vor, welche [illegible]

[illegible]

von Industrie und Handel entgegenbringt, kommt er doch zu dem Schlusse, daß dies alles noch keine echte Zivilisation bedeute. Und wenn wir von Unglücksfällen allgemeiner Art, wie Epidemien und Hungersnöten absehen, findet sich heute in England und in den Vereinigten Staaten mehr wirkliche Armut, mehr Hunger, mehr hoffnungsloses Elend, als jemals ein buddhistisches Land aufzuweisen hatte. Wohl ist mehr äußerer Wohlstand in den westlichen Ländern zu finden, aber das Volk ist in den buddhistischen unendlich viel reicher durch seine Erziehung zur echten Ruhe des Gemüts, die allein wahren Seelenfrieden bringen kann. Ohne Zweifel hat der Buddhist, der den Aufsatz geschrieben, ein sehr feines Gefühl für das ungeheure Defizit, das unsere westliche Kultur aufweist, jenes Defizit, das Millionen fühlen, sonst hätten wir nicht so viele „Fragen“ auf der Tagesordnung, die kein Mensch lösen kann. Und der Zustand der christlichen Welt scheint ihm reif zu sein für den Buddhismus, der uns die Lehre bringen will, daß echtes Glück nicht durch weitere Akkumulierung materieller Güter erlangt werden kann, sondern nur durch Pflege unserer inneren Eigenschaften, unseres Gemüts. Wir stehen offenbar vor einer merkwürdigen Entwicklungsphase des Buddhismus und wer vermöchte es ohne weiteres für unmöglich zu halten, daß die Anstrengungen der buddhistischen Mission in den Vereinigten Staaten und in Europa Erfolg haben können?

„The Bookman“ brachte kürzlich einen Artikel von Yoni Noguchi über jene englischen Bücher, welche in Japan die meiste Verbreitung gefunden haben. Als erste kamen die englischen Lesebücher, aus denen den jungen Japanern die primitivsten Kenntnisse der englischen Sprache beigebracht wurden. Vielleicht das erste Buch, das in den Handel kam, war Smiles „Self-Help“, das den japanischen Knaben übrigens schon aus einer Uebersetzung ihres Landsmannes Nakamura bekannt war. Bald danach kam Washington Irvings „Sketch-Book“, das bis auf den heutigen Tag einen allerersten Rang behauptet. Etwa in den Achzigerjahren fanden Longfellow und Tennyson Eingang in die japanischen Schulen; danach Kingsley, Bret Harte, E. A. Poe und die vorgeschritteneren unter den Studenten begannen sogar sich mit Emerson zu befassen. Während diese Dinge im Urtext gelesen wurden, und zwar zumeist in eigens präparierten, mit Fußnoten versehenen Ausgaben, begannen die japanischen Zeitungen Uebersetzungen von englischen Autoren, wie: Dickens, Thackeray, George Eliot, zu veröffentlichen. Auch Werke von Viktor Hugo wurden übrigens aus dem Englischen ins Japanische übersetzt.

Die Emigranten in Koblenz.

Von Oskar Levertin.

Einzig autorisierte Uebersetzung a. d. Schwedischen von Francis Maro.

Die Glocken von Koblenz schlugen zwölf. Der ernste Klang der protestantischen Andreaskirche drang mit seiner Magisterstimme durch das lebensfrohe katholische Spielwerk des Domes, aber dessen Schläge hielten länger an und erfüllten die sonnige Luft mit Sorglosigkeit und Musik. Es war ein später, aber warmer Septembertag mit leichten Wolken, die auf einem hohen blauen Himmel nordwärts eilten und einer starken Strömung im Rhein nach dem Regenwetter. Die Windstöße führten einen leichten Sprühregen von schäumendem Wasser durch die Straßen. Der Herbstmarkt erfüllte nicht nur den ganzen Platz mit seinem Gewimmel von Grünzeugständen und Obstkarren, Kupfergefäßen, Tonkrügen und Holzbutten, sondern auch die Straßen und Gäßchen. Es war, als reichte die Stadt kaum hin für den ganzen Ueberfluß aus den Obst- und Küchengärten der Umgegend, für all den Hausfleiß und die Handarbeit in den Hütten und Werkstätten rings um den Rhein und die Mosel. Bis in die Torwege und bis auf die Kirchenstufen standen Verkäufer. Die Wagen der Gärtner leuchteten unter den Marienbildern wie antike Opferaltäre. Die ganze Stadt roch nach reifem Obst, nach schweren feuchten Blättern und den der Vergänglichkeit geweihten Herbstblumen.

Auf der einen schmalen Seite des alten rechteckigen Platzes „An dem Plan“ lagen auf einer hügelartigen Erhöhung zwei Häuser. Das war die mittelalterliche Herberge und Weinstube zur „Goldenen Sonne“ mit ihren beiden grünen Giebeln, den weißen Fensterläden und dem von wildem Wein umrankten Schild zur Sonne, das mit seinen spitzigen Radien aus vergoldetem Holze der Heiligenkrone in einem alten Altarschrein glich. Dicht daneben erhob die Apotheke Babian ihre Pilasterfassade mit Fenstergittern aus geschmiedetem Eisen und einem in Sandstein ausgehauenen Affen, der eine Medizinalwage in der Pfote hielt. Aber Wand an Wand mit der Apotheke stand ein senfgelbes Haus mit weißen Pfosten, nur ein Fenster breit, dem Unterbau eines unvollendeten Glockenturms ähnlich. Da hatte Koblenz' berühmtester Haarschneider und Friseur sein Lokal.

Bei dem schönen Septemberwetter standen die Türen zu den drei Häusern offen. Die Weinstube war voller Leute, die ihren Vormittagspezial hatten. Die französischen Emigranten, die diesen Gebrauch von den [illegible] gelernt hatten, hielten sich an den Fenstern auf, wo [illegible] hell war und tranken [illegible] in kleinen Schlückchen aus den großen Glaskelchen. Doch sie [illegible] und [illegible] eifriger, und bei den [illegible] die [illegible] auf ihren grünen Rock[illegible]. Aber [illegible] unwillkürlich in die dunklen [illegible] um so viel besser [illegible] nachdenklichen Zügen [illegible] kleinen Verschlag, wo [illegible] und nichts anderes sichtbar [illegible] den Gläsern, saß auf wand- [illegible] von Weinfässern um-

geben, der Wirt Aumüller selbst, bleich wie ein Gefangener, dessen Wangen in der Haft weiß geworden sind und dessen Augen das Licht scheuen. Alles Blut in seinem langen dünnen Körper schien in weißen Wein verwandelt, die Nase allein hatte Farbe und phosphoreszierte. Er sprach nie ein Wort, wies nur zur Anleitung des Kellners auf Flaschen und Fässer und lauschte dem Rieseln der Weinpipen, als wäre es Orgelmusik.

Aber der Apotheker und der Perückenmacher waren in ihren respektiven Läden in vollster Tätigkeit und schrieen ihre Befehle so laut hinaus, daß man sie über den ganzen Marktplatz hörte; und sie spornten sich gegenseitig in dem Eifer an, einander durch Bestellungen und vornehme Kundschaften zu überbieten:

„Zwei Pulver Cremor Tartari für Seine Exzellenz den Marquis de Calonne."

„Poudre à la Maréchale für die Marquise de Polastron d'Esparbès de Lussan."

„Ein Dutzend Kantharidenpastillen für Se. Hochwürden, den Erzbischof von Arras."

„Ein paar Flaschen Karmeliterwasser und Pomade aus Fenchel, Kerbel und Pfefferminz für die Marquise de Balbi de Caumont la Force."

„Jalappa-Mixtur und ein kleines, parfumiertes Vormittagslaxativ für Frau Matignon."

„Ein Haarband couleur de cuisse de nymphe émue für ihre fürstliche allergnädigste Hoheit die Prinzessin von Monaco."

Die Stimme des Friseurs vibrierte vor Bewegung, wie die eines italienischen Tenors bei einem Tremolo, als er die Ordre dieses Haarbands hinausrief. Es war der Triumph seines Tages, und es wollte ihm bedünken, daß jedes Wetteifern damit ausgeschlossen war. Aber der Apotheker, der die Gedanken seines Nebenbuhlers ahnte, geriet nun hinter seinem Ladentisch ganz außer sich. Er pfauchte und donnerte seine Ordres, so, daß dem Provisor die Hand zitterte, während er Rhizinusöl in eine Flasche goß; und der Laborant begleitete entzückt die Kommandorufe seines Herrn, indem er seinen Mörserstößel wie einen Trommelschlägel wirbeln ließ.

„Eine vollständige Emulsion, gewürzt und destilliert für den Marschall de Broglie. Ein Senfteig auf Batist und mit Rosenessenz versetzt für ihre Hoheit die Prinzessin von Bourbon."

Es regnete Titel und Medizinen, und dem Friseur, der den Schluß seines Repertoires erreicht hatte, blieb nun nichts anderes übrig, als selbst herbeizueilen und seinen Rivalen zu unterbrechen. Er hüpfte aus seinem Laden, von einer unbeschreiblichen Atmosphäre eingehüllt, so als hätte er alle seine Büchsen und Flaschen zu einem wunderbaren Kaiserelixier zusammengemischt, dessen Duft ihn wie eine Wolke umschwebte. Sein robuster, gesunder, teutonischer Typus war mit ungeheurer Anstrengung in den eines verlebten Roués verwandelt, und seine frische Gesichtsfarbe leuchtete durch die Schminke hindurch. In seinem Eifer sich zierlich zu bewegen, wurde der lange Mann linkischer als notwendig, er ging mit seinen großen Füßen, die in feinen Schuhen mit Silberspangen steckten, so, als träte er sich selbst auf die Zehen.

„Herr Entenpfuhl," rief er in die Apotheke hinein, „guten Tag, Herr Entenpfuhl."

Der Apotheker tat zuerst, als hörte er nicht und fuhr fort, hinter seiner Wage zu schreien. Dann trat er dunkel gekleidet und gemessen über die Schwelle und streckte dem Friseur beide Hände entgegen, mit einer zugleich bekümmerten und freundlichen Geste, die er von dem Leibarzt der französischen Prinzen gelernt hatte, der sein Ideal war. Der Apotheker war eine kleine, kurze Gestalt mit großen Brillen, durch die ein paar bleigraue, kurzsichtige Augen starrten.

„Verzeihung, ich habe Sie nicht gleich gehört, Herr Rosegarten! Enorm viel zu tun heute . . . enorm . . . wie wohl auch bei Ihnen, Herr Rosegarten . . . . ."

„Ja, mehr als man effektuieren kann, Herr Entenpfuhl! Wer kann jetzt unser braves, stilles Koblenz wiedererkennen?"

„Ja, all das ist das Verdienst der Franzosen."

„Jawohl, sie sind bei Gott charmant! Welche Eleganz und welcher Esprit. Sprechen wir nicht von unseren eigenen Landsleuten, freilich bin ich Patriot, aber das muß ich sagen, eine schwere, ungehobelte Rasse ist es. Ehrlich! Ehrlich! Ich sage nichts dagegen. Aber der feine Witz, der gute Ton, der erlesene Geschmack, mit einem Worte das Pünktchen auf dem I — wo ist das, Herr Entenpfuhl? Wo haben wir das Pünktchen auf dem I?"

„Ganz, was ich immer sage. Alle Achtung vor unserem ehrlichen deutschen Michel, doch die feineren Töne liegen seiner Stimme nicht. Er klappert mit seinen Holzschuhen . . . . Aber daß der Unterschied in meinem Berufe merkbar wird — denn die Frisur ist in unserem Jahrhundert eine Kunst geworden, in der alles von Inspiration und Genie abhängt, Herr Entenpfuhl — das ist ja weniger zu verwundern, aber in Bezug auf Krankheiten sollte ein Uneingeweihter nicht glauben, daß so viel Unterschied möglich wäre."

„Weit gefehlt, Herr Rosegarten, weit gefehlt! Unsere französischen Gäste haben nur die allerdelikatesten Leiden . . . die delikatesten . . .! Nicht gemeinen Schnupfen und Magenschmerzen! Nein, Goldaderfluß und Migräne und Frieselfieber, und für solche Krankheiten braucht man Medizinen, die man nicht gleich eimerweise verschleudern kann. Ich mußte die Elfenbeinwage dazu nehmen . . . und dann solche Laxative, Herr Rosegarten, es ist eine Wonne sie zu bereiten."

„Ich verstehe Ihre Gefühle, Herr Entenpfuhl, und weiß selbst, was es für ein Genuß ist, seine Persönlichkeit in seine Kunst zu legen. Ich bin heute zur Konsultation berufen, ich soll bei der Toilette der Marquise de Polastron assistieren. Ihr privater Haarkünstler, Mr. Cyprien will mich zu Rate ziehen. Es handelt sich darum, ob sie für das heutige Diner à la Conseillère oder à la retour victorieux de Coblence frisiert sein soll. Aber Herr Entenpfuhl, die Zeit verfliegt. Ich spüre es an meiner Kehle, die eine Uhr ist, welche gerade um diese Tageszeit mit einem Tropfen Rheinwein reguliert werden muß. Sollten wir nicht bei Aumüller einen Becher trinken und die letzten Neuigkeiten aus Paris hören, obgleich, Gott sei's geklagt, von dort nichts Gutes zu hoffen ist."

„Oh, die Strafe kommt schon noch für diese gottlosen Ungeheuer!"

„Die Elenden!"

„Ein Bluthund wie Danton!"

„Rinnsteinadel! Freche Emporkömmlinge von der Straße! Es ist unleugbar eine Ehre, daß gerade unser guter Fürst, der entre nous wohl kaum dabei war, als das Pulver erfunden wurde, der Verteidiger der französischen Lilien geworden ist."

„Ja, und wenn die Gegenrevolution kommt und der Aufruhr in Blut niedergemetzelt ist, in Blut, Herr Entenpfuhl, und alles wieder auf seinem rechten Platze steht, dann wird der König durch eine eigens geprägte Medaille seine Dankbarkeit für die Gastfreundschaft von Koblenz zeigen. Und die Stadt wird da in dem Bilde einer männlichen und einer weiblichen Flußgottheit dargestellt sein, die sich umarmen, und die männliche ist der Rhein, die weibliche die Mosel. Das hat mir mein Freund, der Baron de Villedieu, gesagt."

„Ja, man muß froh sein, solange man sie hier behalten kann . . . das einzige Beunruhigende ist all die schändliche Konfiskation ihrer Güter durch diese jakobinischen Räuber."

„Hm, es ist vielleicht unzart zu fragen, aber sagen Sie mir, Herr Rosegarten, bezahlen Ihre französischen Kunden manchmal extra kontant?"

Der kleine Apotheker blieb plötzlich stehen, ergriff mit Daumen und Zeigefinger einen der großen blanken Knöpfe an dem Frack des Friseurs und starrte ihm mit seinen Brillen ins Gesicht.

„Was meinen Sie mit extra kontant, Herr Entenpfuhl?"

„Damit meine ich kontant kontantibus" — der Apotheker hatte die Empfindung, lateinisch zu sprechen — „oder Moneten auf den Tisch."

„Nein, das könnte ich nicht sagen, aber das wäre ja auch übertrieben." Der Apotheker machte eine bestürzte Bewegung zu dieser eleganten Geschäftsauffassung, und die beiden Kollegen starrten einen Augenblick nachdenklich auf den Marktplatz, mit Blicken, die lange Ziffernkolonnen vor sich sahen . . . Dann fuhr ihnen das schöne Septemberwetter mit seiner klaren Luft und seinem lustigen, leichten Wind durch den Kopf, und der Friseur, der die Sorglosigkeit eines Künstlers hatte, schlug dem Apotheker auf die Schulter und rief:

„Bah, das wird sich schon machen . . . und wir bekommen noch obendrein Zinsen! Wie steht es im Münchhausen, als er Gott Vater half? Entenpfuhl, Entenpfuhl, das sollst du, hol mich der Teufel, nicht umsonst getan haben!"

Der Apotheker wurde von diesem fröhlichen Optimismus mitgerissen und vergnügt traten sie in die Weinstube. An den Fenstern des ersten Zimmers zum Marktplatz zu saßen gerade ein paar Gruppen der erwähnten vornehmen Emigranten. Der Friseur stellte sich sogleich in Positur und exekutierte mitten im Zimmer eine feierliche Reverenz, während der Apotheker sich mehreremale hinter einander kurz und heftig verbeugte. Von den Emigranten zog einer zum Gegengruß die Augenbrauen hoch und ein anderer machte mit dem kleinen Finger ein herablassendes Wieder[illegible].

„Haben Sie gesehen, wie Graf Montboissier mir mit der Hand zugewinkt hat," flüsterte der Friseur eifrig, während sie weiterschritten, in den heiligen Tabernakelraum der „Goldenen Sonne," Aumüllers eigene kellerdunkle Hofkammer. Mit dem Instinkt eines Gottes für seine rechtgläubigen Diener erkannte auch der bleiche Wirt mit den lichtscheuen Augen trotz der Dunkelheit die beiden Stammgäste.

„Morgen", sagte er feierlich, so wie man ein Beschwörungswort spricht, das eine heimliche Lehre birgt.

„Wir sind durstig, Aumüller. Ein Glas Superfeinen, dem schönen Marktwetter zu Ehren!"

„Recht so, Kinder," sagte der weiße Aumüller, der, obgleich selbst noch jung, alle für Kinder und Unmündige, im Vergleich mit sich selbst ansah. Es war, als ob er hier in dem Dunkel, wo er beständig an den Weinpipen saß, die wie Ewigkeitsbrunnen rannen, alle alltäglichen Begriffe von Zeit und Raum verlernte und mit Jahren und Jahrhunderten rechnete, mit dem Maße eines Propheten und Altersgenossen Noahs, der die erste Traube pflanzte.

„Vom Schloßausbruch für die Herren, Timoléon," sagte er ernst zum Kellner. Und Timoléon, der die Ehrfurcht der Jugend vor dem Heiligen hatte, schenkte behutsam in drei ungeheure Römer ein. Aumüller stellte den mittleren neben sich auf die Bank und reichte Rosegarten und Entenpfuhl mit einer sakramentalen Geste [illegible].

An dem Fenster im Vorderzimmer saßen vier Emigranten in ein [illegible] vertieft, während ein einsamer, hagerer Mann von soldatischem, [illegible] duldsamen Typus tief in der Fensternische an einem klei-

deren kleinen Tischchen schrieb, von dem Gespräch der anderen eher angefeuert als gestört. Die vier waren die Grafen Aimé Josephe de Montboissier und Adhémar de Bombelles, zwei Jugendfreunde mit Stammbäumen aus der Zeit der Kreuzfahrer, der Baron de Jaucourt, Koblenz' Lovelace, als „der schöne Jaucourt" bekannt, und der noch nicht zwanzigjährige Vicomte André Philippe de Virieu. Der einsame Mann, der schrieb, war Souleau, der Redakteur der Emigrantenzeitung, des französischen Journals von Koblenz.

Die Konversation führten eigentlich nur Montboissier und Bombelles. Der schöne Jaucourt saß stumm und steif da. Er spielte den Mann der Tat und schien sich beständig nach Handlung zu sehnen. Sein scharfgeschnittenes Cäsarenprofil hätte sich auch besser über einem Halskoller und einem Harnisch aus den Hugenottenkriegen des Jahrhunderts der Valois ausgenommen, als über dem koketten, spitzenbedeckten Uniformrocke. Und feierlich wie zum Eide hob er hie und da seine bei der Verteidigung der Ehre der Gräfin de Chartres um zwei Finger verstümmelte Hand, die seither von den Frauen wie ein Fetisch angebetet und geküßt wurde.

Der zwanzigjährige Vicomte war ein Cherubin, der „Werther" gelesen hatte. Sein Hals war entblößt. Er neigte sein junges ungepudertes Haupt auf das Weinglas hinab und spiegelte seine träumenden Augen in dem goldenen Weine, als ob er dort unten in dem von Goldschimmer umwobenen Widerschein seiner eigenen Pupillen das Bild Constance de Rocheforts suchte, die er mit dem Taumel der ersten Leidenschaft liebte. Seine schwärmerische Natur wurde für gefährlich und unsicher angesehen, und seine Bekannten suchten ihn zu einem Fanatiker der Gegenrevolution zu machen, ohne doch die Sicherheit zu haben, daß es gelang.

Montboissier und Bombelles wurden unter dem Einfluß ihrer eigenen Wechselreden und des Rheinweins immer heftiger.

„Es wäre ganz gut, wenn der Kleinschmied Louis jetzt von seiner Kunst, Schlüssel und Dietriche zu verfertigen, Gebrauch machte, aber er fühlt sich ganz behaglich im Gefängnis."

„Ah, es ist am besten, wenn sie bleiben, wo sie sind, er sowohl wie sie. Es ist ja klar, daß sie schließlich doch jedenfalls gerettet werden. Das Einzige und Wichtigste dabei ist nur, daß es die rechten Männer sind, die sie retten und sie vor Intimitäten mit dem Pack behüten. Und sollte . . . hm . . . ich sage nichts mehr. Es handelt sich um Frankreichs heilige Lilien und nicht um sie."

„Wenn nur Monsieur das Temperament des Grafen von Artois hätte, aber es ist etwas Obstruiertes in ihm, das laßt sich nicht leugnen. Obstruiert ist das Wort!"

„Bah, es ist wie immer mit den Bourbons — ihre Willen liegen nicht auf der Götter, sondern auf der Göttinnen Knien."

„Ja, für Jaucourt gibt es nur Monsieur. Aber das hat seinen Grund. Die, welche mit einem und demselben kongruent sind, sind untereinander auch kongruent." — Jaucourt war dem Gerücht nach nicht nur der Intimste des Herzogs von Provence, sondern auch seiner Maitresse."

„Nein, es lebe der Graf von Artois und seine kleine Louison, es lebe die junge Garde!"

Nun erhob sich Souleau von seinem kleinen Fenstertischchen, ließ die Feder fallen und rief:

„Guise oder Montmorency! Balbi oder Polastron. Ich machte ein Couplet darüber, als ich heut Nacht nicht einschlafen konnte."

„Laß' hören, Souleau!"

Mit scharfem hohen Falsett summte der Zeitungsschreiber:

Immer und zu jeder Zeit
Gibt es heißen Zank und Streit
Zwischen jener Damen Kavalieren:
Will es auch nur scheinen,
Daß man sich beugt der einen,
Muß man der anderen Gunst verlieren
Iris ist brunett,
Phillis fein und nett,
Blond war sie einmal,
Iris als Novize,
Phillis voll Kaprice
Sagt, was trennt sie wohl zumal?
Ihr wißt es schon,
Frau Polastron,
Sie liebt die ganze Welt,
[illegible] Frau Balbi
Voll [illegible]
Es mit der Treue [illegible] hält."

„Hüte dich, Tintenschmied", rief Jaucourt und griff nach seinem Degen, während er sich [illegible] von seinem Sitz erhob, daß der Wein [illegible].

[illegible] und Bombelles, die entzückt waren, daß Jaucourt durch [illegible] des Vicomte, die über ihn in Unmut waren, [illegible].

„Es ist ja nur Scherz, Scherz," riefen sie, „nur Souleau!"

„Natürlich", antwortete der Zeitungsschreiber, aber sah mit scharfen [illegible].

„[illegible] hat übrigens Baron de Jaucourt Recht, daß [illegible] am [illegible] zu denken hat. Aber [illegible] die Herren [illegible]

nicht aus meinen Gedanken verschwunden ist. Da habe ich einen Artikel für das Koblenzer Journal."

„Lesen, lesen!"

„Das Schlußwort lautet: Denn es wird die Rute ganz durchdringen und wohl treffen, wenn sie der Herr über ihn rühren wird, mit Pauken und Harfen, und allenthalben wider sie streiten."

„Aus welcher Tragödie ist das? Ich glaube Madame Clairon das deklamieren gehört zu haben."

„Versuchen Sie einmal ausnahmsweise nicht an Unterröcke zu denken."

„Es ist aus dem Propheten Jesaia. Die Rute gegen Assur."

„Assur? Aber so heißt ja der gottlose Jude in Rotterdam, mit dem wir wegen einer Anleihe unterhandeln, aber der den Geldbeutel nicht aufmachen will. Die Rute gegen Assur? Vortrefflich!"

„Europa erwacht! Erzittert ihr Säuglinge, die ihr Gesetzgeber spielt, ihr Knechte, die ihr Herren agiert, ihr Schlächterburschen, die ihr Philosophen und Pillendreher geworden seid und euch selbst zu Staatsmännern ernannt habt! Europa erwacht bei dem Mahnrufe Katharinas und Gustavs! Dalekarlier und Kroaten, Kosaken und Spanier, alle rotten sich zusammen, um euch zu züchtigen!"

Ihr, die ihr Frankreich dem Krieg geweiht,
Ihr Mordbuben sprecht von „Brüderlichkeit!"
Doch nun ist der Tag der Vergeltung nicht weit!
Und wenn die Raben heiser schrei'n,
Dann baumelt ihr am Stricke fein.
Das wird dann des Galgens „Gleichheit" sein.

„Bravo, bravo!"

Von den vier Zuhörern klatschten die drei Männer laut in die Hände. Nur der Jüngling, der junge Vicomte Philippe de Virieu, der die ganze Zeit schweigend dagesessen und den Kopf in die Hände gestützt hatte, während der Blick den Bildern in dem goldgrünen Weine zulächelte, bewahrte hartnäckiges Schweigen und tat, als hätte er nichts gehört. Aber diese Geistesabwesenheit, die ein Weilchen für jugendliche, schwärmerische Zerstreutheit hätte gelten können, wurde nun demonstrativ und verletzend.

„Warum applaudieren Sie nicht, Vicomte?"

„Ah, der Vicomte ist im Grunde Monarchist und schwärmt für die Habsburgerin."

„Oder vielleicht geradezu Jakobiner — das ist pikant, wenn man seine Abstammung auf Gottfried de Bouillon zurückführen kann."

„Eines ist gewiß," fiel Souleau mit seiner scharfen Stimme ein, „daß der Vicomte nicht hieher nach Koblenz gehört, aber darf man fragen, wo der Herr eigentlich hin will?"

„Ich will dorthin, wo man kämpft, mein Herr", antwortete Philippe de Virieu plötzlich und hob den Kopf mit dem reichen schwarzen Haar empor, wie ein Streitroß. Seiner Stimme abweisender Klang war eine Mündigkeitserklärung. Es wurde still rings um ihn.

Dann überkam ihn, jung, weich und unsicher seiner selbst und seiner Gedanken, wie er war, Scheu vor all den feindseligen Augen rings im Kreise. Er fühlte die Röte in seine Wangen steigen, und seine Stimme zitterte.

„Ich bin all der Kabalen, der Drohungen und der leeren Worte müde . . . ach, so müde."

Souleau lachte scharf auf und war im Begriffe zu antworten, als ein plötzlicher Lärm die Aufmerksamkeit aller auf sich zog. Eine große Galakarosse war draußen stehen geblieben, und zwischen einer Reihe von Lakaien, die den Wagenschlag öffneten und sich tief verneigten, schritt ein großer, hochmütig blinzelnder Mann durch, in einen großen englischen Leibrock von Londoner Nußfarbe gekleidet.

„Calonne, Calonne," flüsterten die Franzosen bedeutungsvoll. Das war der Goldmacher, der Intriguenfürst, der Finanzminister Calonne, in dessen Hand alle Projekte und Intriguen zusammenliefen.

Er trat überlegen und hastig ein, mit dem Selbstbewußtsein des politischen Cagliostro.

„Meine Herren," er wandte sich an Bombelles und Montboissier, „ich möchte einen Augenblick mit Ihnen konferieren. Aber unser junger Freund täte besser, hinauszugehen und sich die Blumenmädchen anzugucken anstatt sich um unsere langweiligen politischen Angelegenheiten zu kümmern."

Dieser zugleich väterliche und hohnvolle Abschiedswink war an den [illegible] gerichtet. Philippe erhob sich mit unmutig geschlossenen Lippen, drückte das dreieckige Hütchen trotzig auf die Locken und verschwand. Hinter sich hörte er im Gehen Calonnes flüsternde Stimme, die bei den Namen von Potentaten und [illegible] leiser wurde. Gerade als Philippe die Gasthaustür öffnete, hörte er das Wort „Millionen".

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

Digitized by Google

Die Zeit.

XL. Band. Wien, den 16. Juli 1904. Nummer 511.

Vertagungspolitik.

Wahrlich, es ist zum verzweifeln! Man hat es hundertmal gesagt, und man muß es doch immer sagen. Der Abstand zwischen Oesterreich und der übrigen Welt ist zu groß und er vergrößert sich zu rapid, als daß die kritische Vernunft schweigen könnte. Wir bleiben zurück, unsere politische, wirtschaftliche, kulturelle Entwicklung stockt. Allenthalben demokratisiert sich das Verfassungsleben der modernen Staaten, wir aber halten im ganzen und großen noch bei den konstitutionellen Formen von anno Schmerling. Allenthalben wächst die Industrie riesenhaft empor, dehnt der Handel sein gewaltiges Netz über ferne Länder und Meere, wir aber halten unsere Produktion künstlich zurück und stehen im Begriff, selbst unser inneres Wirtschafts- und Absatzgebiet zu verengern, statt es zu erweitern, zu halbieren, statt es zu verzehnfachen. Allenthalben vertieft sich die Bildung, mehren sich die Bildungsinteressen, erhöhen sich die öffentlichen Ausgaben für Zwecke der Wissenschaft und des Unterrichts, wir aber können nicht mittun und stehen mit einem unbeweglichen, gebundenen Budget den steigenden Kulturbedürfnissen der Zeit gegenüber. Der Widerspruch mit dem triebkräftigen Leben, das uns umgibt, und der starren Ruhe, die uns aufgezwungen ist, wird immer drückender und schmerzlicher. Aber er wird auch immer gefährlicher, denn er bedroht aufs schwerste die internationale Stellung und Haltung unserer Monarchie. Was war es denn, was dieses große Reich, das einst im Mittelpunkt des europäischen Staatensystems dominierend stand und dem Ehrgeiz der Bourbonen wie dem Eroberungsdrang der Osmanen Halt gebot, von seiner stolzen Höhe hinunterwarf? Es war die mangelnde Fähigkeit zu innerer politischer Entwicklung, es war das Brachliegen der wirtschaftlichen Kräfte, es war die Abschließung gegen die geistigen Fortschritte des Nordens und Westens. Ehemals waren das die Sünden des Absolutismus, der damit die Wurzeln seiner eigenen Macht abgrub; heute aber sind es die Sünden der Völker selbst, die die Hemmnisse der Vergangenheit abgeräumt haben, um sich mit neuen Blöcken den Weg zur Zukunft zu versperren.

Wenn man dereinst rückblickend die Geschichte der letzten zehn Jahre lesen wird, wird man mit Staunen gewahr werden, welche Fülle von Arbeit in diesem kurzen Zeitraume die Hauptnationen Europas, Deutsche, Franzosen, Russen und Engländer, in allen Weltweiten vollbracht haben. Namentlich in Afrika und Asien sind Veränderungen der staatlichen Besitzverhältnisse, der Handelswege, der Kulturzustände vor sich gegangen, deren historische Folgen sich noch gar nicht ermessen lassen. Was aber haben wir Oesterreicher getan, während die anderen so viel und so großes leisteten? Wir haben die Obstruktion zu einer Vervollkommnung und systematischen Durchbildung gebracht, die uns wenigstens in diesem einen Punkte zum Musterstaat, freilich nur zum abschreckenden Musterstaat, der ganzen Welt macht. Die Nachbarvölker, soweit ihnen ihre sonstigen Geschäfte dazu Zeit lassen, sehen uns verwundert zu, wie wir Mühe, Fleiß, Ausdauer, Tatkraft, Entschlossenheit, Ueberzeugungstreue, kurz alle politischen Tugenden darauf verwenden, uns gegenseitig zu lahmen und einzuschnüren, uns nicht zu Atem und Gliederfreiheit kommen zu lassen. Es ist vorläufig nicht im entferntesten zu sehen, wie und wann dieses selbstmörderische Wüten ein Ende finden soll. Die tschechischen Politiker, die in diesem Sommer besonders redeselig sind, erklären stets aufs neue, daß sie an ihrer nun seit vier Jahren geübten Kampfmethode unbedingt festhalten wollen, und lassen sich von ihren Wählerschaften durch tapfere Resolutionen zu festem Ausharren ermuntern. Sie bekämpfen mit äußersten Mitteln ein Ministerium, das angeblich dem deutschen Hegemoniestreben dient, während von deutschnationaler Seite gegen dasselbe Ministerium der Vorwurf erhoben wird, daß es planmäßig an der Slawisierung Oesterreichs arbeite. Das Beamtenkabinet ist in der angenehmen Lage, sich weder um die einander lähmenden Parteien, noch um das gelähmte Parlament kümmern zu müssen, sondern so ziemlich absolut regieren zu können, wie seit der Aera Bach in Oesterreich nicht regiert wurde; im übrigen steht es als Puffer zwischen den gegeneinander stoßenden nationalen Gegensätzen, ohne daß ihm d... sonderlich wehtut. Obstruiert wird in Oesterreich immer nur scheinbar gegen eine Regierung, in Wahrheit stets gegen den nationalen Widersacher. Die Deutschen haben gegen die Slaven obstruiert, nun obstruieren die Slaven gegen die Deutschen — zum Regieren aber kommt keiner von beiden Teilen. Man sieht die Waffen, man sieht ihre Wut und Verbissenheit, man sieht den Kampf — nur den Kampfpreis sieht man nicht. Kein Mensch im Lande weiß genau zu definieren, zu welchem Ziel, nota bene zu welchem als erreichbar erkannten Ziel, das verzweifelte Ringen führen soll. Die nationalen Parteien wissen zwar was sie wollen, aber sie wissen ebenso gut, daß sie das Gewollte dem Gegner nicht abzwingen können. Das Slaventum ist gegenwärtig in Oesterreich zu einem so hohen Stande der geistigen und politischen Entwicklung gelangt, und andererseits ist das Deutschtum, das vormals nur neutraler Völkerkitt und staatserhaltender Faktor war, so vollständig und endgiltig in eine rein nationale Parteistellung und feste Kampforganisation gedrängt worden, daß jeder vernünftige Beobachter wohl zu dem früheren Schlusse kommen muß: ein germanisierendes Regiment ist jetzt in diesem Staate ebenso undenkbar wie ein slawisierendes.

Damit ist die Aussicht auf Niederwerfung des Gegners und Erlangung der Vorherrschaft für jede der nationalen Parteien geschwunden. Wenn aber in einem Kampfe kein Sieg zu erhoffen, keine Entscheidung zu erwarten ist, dann gebietet die Logik, sich mit dem Gedanken des Friedensschlusses, des Ausgleiches zu befreunden. In der Tat ist trotz der maßlosen Verbitterung, mit der die Parteien in Oesterreich sich befehden, ihnen allen längst klar geworden, daß sie sich schließlich werden vergleichen müssen. Das aber ist das Merkwürdige und das ist das Furchtbare an unseren Parteikämpfen, daß trotz dieser Erkenntnis mit unvermindertem Haß und Ingrimm fortgestritten wird. Man weiß, daß es Kraftvergeudung ist, und man vergeudet weiter, man weiß, daß es ein zweckloses Rasen ist, und man rast weiter. Wer einen langwierigen Prozeß mit zähester Hartnäckigkeit führt in der Ueberzeugung, ihn zu gewinnen, der handelt verständig. Wer aber, obgleich die Möglichkeit des Obsiegens ausgeschlossen ist, obgleich seine einzige Chance in einem annehmbaren Ausgleich besteht, dennoch dickköpfig fortprozessiert — wie handelt der? Seit Jahren und Jahren haben wir in Oesterreich nichts als Erstreckungen und Vertagungen erzielt und dafür ungeheuere Prozeßkosten gezahlt. Wir vertagen den nationalen Ausgleich auf morgen, auf übermorgen, auf Gott weiß wann — wir vertagen aber damit auch jeden Fortschritt in Politik, Verwaltung und Gesetzgebung, wir vertagen alles, was den gesunkenen Volkswohlstand heben, uns aus kultureller Rückständigkeit empor führen könnte. Schade nur, daß wir nicht zugleich auch die gesamte übrige Weltentwicklung vertagen können. Wir werden zu spät merken, wie reich unsere klügeren Nachbarn geworden sind, während wir durch unsere unsinnige Prozeßwut verarmten.

E. W.

Die Sozialdemokratie als Konsequenz des Christentums?

Ueber nichts sind wohl die Ansichten mehr geteilt, als über das, was wahres Christentum bedeutet. Jede der großen Kirchen denkt sich etwas anderes darunter, und innerhalb der einzelnen Kirchen weichen die verschiedenen Richtungen wieder in ihren Vorstellungen über das Wesen des Christentums sehr stark von einander ab; von den zahlreichen Sekten, die nicht minder christlich sein wollen, ganz zu schweigen. Dabei wollen sie nicht nur für heute die Aufgaben des Christentums am besten erfaßt, sondern sie wollen auch — jede für sich — das Wesen des Urchristentums am getreuesten erkannt haben und dafür gelten, daß sie dem Geiste ihres Stifters Christi am nächsten kommen. Ueber kein Buch der Welt gehen darum auch die Auslegungen und Kommentare mehr auseinander als über die Bibel, trotzdem die Auslegungskunst seit nun bald zwei Jahrtausenden sich mit keinem Buche eifriger und sorgfältiger abgegeben hat, als mit der Bibel. Jede Richtung hält die Stiftungsurkunde noch heute für sich maßgebend. Darum liest sie ihre eigenen Ansichten und Auffassungen in die Bibel hinein oder aus ihr heraus.

Schon diese Tatsache beweist uns, daß die einzelnen Richtungen im Durchschnitt ein sehr verdünntes Christentum haben. Der große und starke religiöse Strom, der im Urchristentum lebendig war, hat sich allmählich in die Breite ergossen über zahllose Menschen und Völker unter den verschiedensten Klimaten und mit den mannigfachsten Verhältnissen, Kulturstufen und Schichtungen. Jede Richtung hat aus dem großen Strome ein kleines Bächlein auf seine Mühlen geleitet, und jeder einzelne Charakter will mit einigen Tropfen sich laben. Das Christentum war ursprünglich aus einem Guß, es erfaßte den ganzen Menschen in all seinem Denken und Tun. Dem Urchristen war die Religion all

Sie beeinflußte die Stellung in seinem Berufe und zu seiner Familie, seine Weltanschauung und sein Gemütsleben, sein Verhältnis zur Kunst und zu den Aufgaben als Staatsbürger; sie zwang ihn, sein Triebleben in Zucht zu nehmen und stellte die Ansichten über die irdischen Güter auf den Kopf. Eine vollständige Umwandlung, eine Wiedergeburt verlangte das Christentum vom Menschen. „Alles ist euer und Christus ist alles," sagte der Apostel Paulus.

Von dieser Zentralstellung der Religion ist heute kaum noch etwas zu spüren. Das große Wasser hat sich verlaufen. Das Christentum hat auf alle Verhältnisse und Völker seit Jahrhunderten in der verschiedensten Weise befruchtend und umgestaltend gewirkt. Aber trotzdem ist es natürlich nicht ganz korrekt, wenn wir von einem christlichen Volk und christlichen Verhältnissen reden. Gerade in unserer Zeit ist das religiöse Leben ziemlich schwach. Andere Mächte bestimmen Leben und Menschen viel stärker, als die Religion und namentlich die Bibel. Es ist oft nur etwas Firnis, mit dem Leben und Menschen christlich angestrichen sind. Sehr verschieden hat man sich das, was christlich sein soll, zurecht gemacht. Hier ist die Religion mehr ästhetische Naturbetrachtung, dort Gefühl für Autorität und Ordnung; hier Beruhigungspulver für gequälte Gewissen, dort treibendes Pflichtbewußtsein; hier abergläubische Wundersucht, dort Abtötung sinnlicher Triebe.

Sollte das Christentum oder besser die Religion heute noch oder heute wieder zentrale Lebensmacht für Menschen und Völker werden, so müßte ein religiöses Genie erstehen, das für unsere Zeit und unsere Verhältnisse aus dem Gottesbewußtsein heraus eine Umgestaltung des gesamten Lebens vornehme. Ein solches Genie würde sich etwa zum Christentum ebenso verhalten, wie Christus zum alten Testamente; teils erneuernd, teils erfüllend.

Jedenfalls ist durch das Vorstehende klar geworden, wie schwierig es ist für einen wichtigen Teil des modernen Lebens, für die soziale Bewegung, aus dem Christentum gewisse Richtlinien herauszuholen. Die Versuche dazu sind ja in den letzten Jahrzehnten so zahllos, wie der Sand am Meere. Einen sehr originellen hat soeben der Pfarrer Kutter in Zürich gemacht in seinem Buche: „Sie müssen. Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft." (Berlin, Verlag von H. Walther). Es geht Kutter wie allen anderen Theoretikern. Er sucht und findet als religiös denkender Mensch die letzte Begründung für sein soziales Denken und Handeln in der Bibel. Kutter ist Sozialdemokrat und so erscheint ihm diese Partei und seine Tätigkeit in ihr als unmittelbarer Ausfluß seines Christentums.

Kutter spricht ziemlich abfällig über die Christlich-Sozialen, die aus der Bibel ein Kompendium für die Behandlung und Lösung der sozialen Fragen zusammenstellten. Er tadelt sie, weil sie Christentum und Politik nicht organisch miteinander verbunden, sondern lediglich nebeneinander gestellt haben. Um sich zum christlich-sozialen Programm zu bekennen, brauche man noch kein Christ zu sein. Anderseits seien die christlich-sozialen Forderungen viel zu eng und dürftig und zu speziell, um ein unmittelbarer Ausfluß einer großzügigen christlichen Menschheitsliebe zu sein. Kutter erhebt auch denselben Vorwurf gegen Naumann, ohne zu berücksichtigen, daß Naumann gerade den christlich-sozialen Gedanken aufgegeben hat, weil er die eben entwickelten Unzulänglichkeiten der Stöcker'schen Partei erkannte und weil er sich allmählich darüber klar wurde, daß man aus der christlichen Weltauffassung heraus kein politisches Programm und keine Partei schaffen kann.

Kutter dagegen verfällt in denselben Fehler, den er bei anderen tadelt. Er bringt ein politisches Programm, nämlich das sozialdemokratische, in Einklang mit der Bibel, sowohl mit dem alten wie mit dem neuen Testamente, die er beide gleich unkritisch verwertet, da er religiös außerordentlich orthodox ist. Die Sozialdemokratie vertritt nach ihm das einzig wahre Christentum, wenn auch nicht in ihren Worten — denn da ist sie atheistisch — aber in ihren Forderungen und ihren Taten. Jeder aufrichtige Christ also, der seine Bibel im Herzen hat, müßte sich der Sozialdemokratie anschließen.

Dieser Gedankengang ist nicht ganz neu. Verschiedene Sozialisten früherer Zeit, namentlich der Franzose St. Simon, haben ihren Sozialismus mit christlichem Gedankenmaterial begründet. Mehrere amerikanischen Sekten sind aus ihren christlichen Grundsätzen heraus zu kollektivistischen Forderungen gekommen. Nur die moderne Sozialdemokratie hat sich in ihrer Agitation sehr wenig auf die Bibel berufen, sondern zu [illegible] ihr das Christentum in falschem Lichte gezeigt haben, dann aber auch, weil der Geschichtsmaterialismus eine [illegible] und lebhafte Propaganda im Volk gemacht hat.

Wenn nun Pfarrer Kutter [illegible]

[illegible]

Schimmer verklären soll. Man duldet alle Uebergriffe und entschuldigt alle Mißstände und hat immer nur als einzige Medizin die Ergebung, während man oft für sich selbst sehr wenig ergebungsvoll ist, sondern sich recht gern trockene Plätze aussucht. Andere lehrt man den Reichtum verachten, auf den man selbst nicht verzichten möchte. Die Kirche will das Materielle zurückstellen und nur für die Seele sorgen, während das Materielle sich, wenn man es nicht als Grundlage für das Wohlbefinden der Seele betrachtet, auf Umwegen zum Herrn macht. So war es im Mönchstum. So ist es heute mehr denn je. Die Kirche will praktisch sein, und um der Sündhaftigkeit der Menschen willen soll nichts überstürzt werden. Darüber verliert sie jede Energie und läßt alles laufen, wie es gerade geht, oder hinkt in ihrer sozialen Pillendreherei bedenklich nach.

Demgegenüber ist Kutter durchaus im Recht, wenn er betont: das kollektivistische Programm der Sozialdemokratie macht viel mehr Ernst, als die Kirche mit den Idealen des Christentums, das gleichfalls Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit anstrebt. Der Sozialismus ist ein gewaltiger Protest gegen vorhandene Ungerechtigkeiten. Er will das Elend beseitigen, den Kummer, die Sorge. Er will die Versuchungen zu Diebstahl und Verbrechen, sowie zu lasterhaftem Müßiggang aufheben. Uebergriffe infolge Reichtums und Stellung will er unmöglich machen, auch der ärmsten Kreatur soll ihr Menschenrecht werden. An die Stelle des Rassenhasses soll die allgemeine Menschheitsliebe treten. Man muß zugeben, daß Kutter an einzelnen Stellen, wo er nicht zu breit wird, die gewaltige Sprache des religiösen Verkündigers trifft, und daß die Ziele der Sozialdemokratie sehr wohl mit religiöser Glut verteidigt werden können. Wer in den Evangelien das Bild eines Christus sieht, der mit der größten Leidenschaft gegen die Machthaber und Volksverführer, gegen die religiöse Heuchelei und die Schäden des Mammons gekämpft, zu den Mühseligen und Beladenen aber sich mit rücksichtsvollster Liebe herabgelassen hat, der wird einen ins Moderne übersetzten Christus sich unter Umständen schon als Sozialisten vorstellen können.

Kutter läßt sich auch nicht darauf ein, das sozialdemokratische Programm in seinen Einzelheiten zu verteidigen und aus christlichen Gedanken abzuleiten. Den Fehler vermeidet er. Er hält sich lediglich an die großen Grundgedanken, an das Elementare in der Bewegung.

Kutter ist auch nicht ganz unkritisch gegen seine Partei. Er ist sich über ihren Atheismus klar. Er verkennt auch das Gehässige in ihrer Agitation nicht. Er unterschätzt aber diese Fehler bedeutend. Er übersieht, daß der Materialismus in der Partei zu sehr die egoistischen Triebe im Menschen großzieht, und daß, nachdem der staatliche Druck aufgehört hat und der Glaube an den Zukunftsstaat nicht mehr zugkräftig ist, es der Partei schwer wird, in ihre Anhänger die nötige warme Glut und ideale Begeisterung hineinzugießen. Denn es fehlt ihr die letzte Begründung für Opferwilligkeit und Nächstenliebe in einer Ethik und in einer Religion. Wenn die Sozialdemokratie diesen Mangel beseitigen und in der Verbindung mit den sittlichen Kräften religiöser Denkweise eine Vertiefung ihrer Grundsätze in ihren Handlungen erstreben wollte, so wäre das sehr zu begrüßen. Die Sozialdemokratie würde nach jeder Seite hin gewinnen, wenn sie sich bemühte, den Kirchen den christlichen Charakter mit Erfolg streitig zu machen und sich auf den Stuhl Christi zu setzen. Denn eine veraltete Religionsauffassung überwindet man nicht durch bloße Negation, sondern indem man eine bessere Auffassung an Stelle der alten setzt. Bücher wie das Kutter'sche können dazu helfen.

Deshalb ist es noch längst nicht nötig, daß man als Christ Sozialdemokrat sein muß. Die sozialdemokratische Politik ergibt sich nicht mit Naturnotwendigkeit aus den Voraussetzungen des Christentums. Denn Religion und Politik sind eben zwei verschiedene Dinge. Man braucht z. B. als Christ die negative Politik der Sozialdemokratie in nationalen Machtfragen nicht gutzuheißen und kann sich doch der internationalen Mission des Christentums voll bewußt sein. Auch Kutter vermengt eben Religion und Politik. Er macht den christlichen Politikern den Vorwurf: sie zerhackten den Menschen in einen politischen und einen religiösen, die nichts mit einander zu tun hätten. Bei ihm sind die Fäden ganz leidlich hinüber und herüber gezogen, aber er bleibt lediglich in den politischen Grundzügen stehen, ohne Programmforderungen und Taktik zu diskutieren.

Wir wollen ihm indes den Vorwurf der Vermischung nicht schwer anrechnen. Jeder ernste [illegible] Mensch strebt nach einheitlicher Weltanschauung und wird Religion und Politik mit einander in Einklang zu bringen [illegible], aus einander abzuleiten suchen. Ist er [illegible] Untertöne in seinem [illegible] ab. Steht er mehr unter dem Einfluß der [illegible] Denken und Handeln [illegible] bei Kutter [illegible] und so holen [illegible] aus den [illegible] Jahren, worin andere [illegible] politisch, bald [illegible] das Elementare zwischen [illegible] das Extrem.

[illegible] trieb auch [illegible] die Rede [illegible] fragen, ob

nicht noch einmal von der Religion aus das ganze Leben umgewälzt werden wird. Vorläufig begnügen wir uns mit den mehr oder weniger unvollkommenen Versuchen von den verschiedenen politischen Systemen die Brücke nach der Religion hinüberzuschlagen, und begrüßen unter diesem Gesichtspunkt auch die Kutter'sche Schrift, die die radikale Politik der untersten Volksschichten christlich vertiefen und verklären will.

Charlottenburg. Pfarrer a. D. H. Kötschke.

Der Krieg und die Telegraphie.

Von Hofrat Kareis.

Unter den Schöpfungen der Technik des verflossenen Jahrhunderts hat keine solch erstaunliche und enorme Vervollkommnung aufzuweisen, als wie die Telegraphie; höchstens könnte man etwa die angewandte Chemie oder die Photographie ihr an die Seite zu setzen wagen — jedoch nur hinsichtlich der Schnelligkeit, mit der sich Verbesserungen in diesen Zweigen der Technik folgten — aber bei weitem nicht in Bezug auf Bedeutung und immense Wichtigkeit im Verkehr, im Handel, im öffentlichen und privaten Leben — besonders aber im Kriege! Der Kampf ist der oberste Faktor der Welt! Seit Gauß und Weber zu Göttingen (1833) die Sternwarte und das physikalische Kabinett mit ihrem elektromagnetischen Telegraphen verbunden haben — es war die erste wirklich funktionierende Nachrichtenvermittlung dieser Art — bis zu den Leistungen unserer Tage, welch eine Riesenarbeit, welch ein Fortschritt! Die Sicherheit, die Raschheit, die allgemeine Zugänglichkeit, verbunden mit der Gloriole der Unbegreiflichkeit, haben die Telegraphie im eigentlichsten Sinne des Wortes zum Wunder der Wunder unserer an Wundern wahrlich nicht armen Zeit gestempelt.

Würden wir diese Leistung des Menschengeistes aus dem Kulturgewebe der Gegenwart hinwegdenken können? Keineswegs! Am unentbehrlichsten aber zeigt sich, wie schon bemerkt, der Telegraph im Kriege.[1])

Das beweist wohl mit am besten der gegenwärtige russisch-japanische Krieg. Die freimütigen Amerikaner, welche 1861 im Sezessionskrieg zu allererst den elektrischen Telegraphen angewendet, haben ihren Krieg mit Spanien ganz offen den war of coal and cables genannt und in der Tat erklären sich — unter sonst gleichen Umständen — Kriegserfolge meist nur durch die Ueberlegenheit des einen oder des anderen streitenden Teiles im Nachrichtenwesen. Diese Behauptung ist so wahr, daß schon die früheste Geschichte der elektrischen Telegraphie, ja sogar ihre Vorgeschichte, dieselbe bestätigt! Als Napoleon I. auf der pyrenäischen Halbinsel 1808 seine siegreichen Kämpfe führte, brach unter Führung des Erzherzogs Karl ein österreichisches Heer über Schärding und Passau in das damals mit Frankreich verbündete Bayern ein. Frankreich bediente sich zu jener Zeit allerdings bloß des optischen Telegraphen von Chappe — gegen die heutigen Vorrichtungen ein vorsintflutliches Gebilde — aber seine immerhin bedeutend zu nennenden Leistungen — man konnte in der Stunde etwa 200 Zeichen mit ihm übermitteln — sicherten dem Heere des Schlachtenkaisers — zufolge der ermöglichten Raschheit der Bewegungen — den Sieg. Napoleon erhielt nämlich in Spanien Nachrichten über den Einfall der Oesterreicher, traf seine Anordnungen und führte die in Spanien, in Frankreich und in den Ländern des Rheinbundes gesammelten Armeen zu den gewohnten Siegen, welche ihm die erneuerte Botmäßigkeit Bayerns und — wie wir wissen — viele sonstige Erfolge wieder sicherten. Bei der Feier, welche diesen Ereignissen folgte, erzählte der damalige bayerische Premierminister, Graf Montgelas, die erwähnten Wirkungen des Telegraphen und forderte den beim Siegesmahl in Bogenhausen anwesenden Physiologen Sömmering,[2]) der sich, wovon der Minister wußte, viel mit elektrischen Untersuchungen befaßte, auf, einen Telegraphen herzustellen und dieser konstruierte binnen zehn Tagen seinen — als Erstlingsversuch — genial zu nennenden, sonst aber unpraktischen elektrochemischen Telegraphen, mit dem er am 7. Juli 1809 fertig wurde und den er am 26. August desselben Jahres der Münchener Akademie, sowie am 5. Dezember 1809 dem Pariser Nationalinstitut vorlegte. Napoleon, dem er von seinem obersten Sanitätschef, Grafen Larrey, vorgeführt wurde, verwarf zwar den elektrischen Telegraphen in seiner damaligen Gestalt, dieser aber eroberte sich — allerdings in anderer Form nach und nach — seine Bedeutung für den Krieg in so hohem Maße, wie wir es oben angedeutet.

Daß aber auch die Kabel in solchem Umfange der Kriegsgöttin dienstbar werden mußten, wie es wirklich der Fall ist, gehört zu den Ironien des Schicksals, wie sie sich leider nur zu häufig in der Epopöe der Menschheit abspielen, die wir Weltgeschichte nennen! Denn dem Kabel wurde seine diesfällige Bestimmung in der Wiege nicht vorgesungen. Als am 5. August 1858 das erste Kabel zwischen Europa und Amerika fertig wurde, lautete die am 7. August erfolgte erste Begrüßung, welche zwischen der Königin Victoria und dem Präsidenten Buchanan erfolgte, folgendermaßen: „Europe and America are united by telegraph. Glory to God in the highest; on earth peace!"

[1]) Geschichte der Telegraphie von Prof. Dr. Ed. Zetzsche. Berlin 1880.

Daß sich diese Gesinnung in ihr Gegenteil bei den imperialistisch gewordenen Yankees und bei ihren Stammesvettern, den Engländern, verwandelt, beweist der oben angeführte echt amerikanische Satz.[3]) Die Kabel sind in der Tat Machtmittel ersten Ranges geworden und ihre Bedeutung — auch in der Politik — leuchtet aus dem Umstand heraus, daß alle Kulturstaaten in neuester Zeit bestrebt sind, sich von dem in dieser Beziehung so sehr prädominierenden England durch Kreierung eigener Kabelverbindungen möglichst unabhängig zu machen.

Das dermalen bestehende Mißverhältnis des Kabelbesitzes, welches sich aus den sofort anzuführenden Zahlen erkennen läßt, sichert dem meerbeherrschenden Albion in gleicher Weise die Uebermacht zur See, wie dies vermöge seiner Flotte der Fall ist.

Um das Bild des Kabelnetzes in Zahlen zu geben, wollen wir seine Teile in Staatskabel und in Privatkabel absondern und nur die hervorragendsten Länder anführen, die über dieses Verkehrsmittel verfügen.[4]) Staatskabel sind in:

England	191	Kabel	mit	einer	Gesamtlänge	von	4.263	km
Frankreich	81	„	„	„	„	„	13.717	„
Deutschland	86	„	„	„	„	„	5.214	„
Norwegen	625	„	„	„	„	„	1.145	„
Oesterreich	48	„	„	„	„	„	414	„
Britisch-Indien . . .	8	„	„	„	„	„	3.692	„
Philippinen	33	„	„	„	„	„	2.432	„
Pacific Cable Board	5	„	„	„	„	„	14.515	„
Ver. St. v. Amerika	2	„	„	„	„	„	276	„
Niederländ.-Indien .	10	„	„	„	„	„	3.366	„

Das kleine Japan besitzt aber jetzt schon 124 Kabel mit einer Gesammtlänge von 4.000 km.

Insgesammt gibt es 1622 Staatskabel mit 65.055 km Länge.

China und Aegypten verfügen über gar keine der Staatsverwaltung gehörende Kabel, während Japan, wie wir sehen, unter den Mächten auch in dieser Beziehung eine hervorragende Rolle spielt; es steht an vierter Stelle. Für China und Aegypten reichen die an deren Küsten gelandeten Kabel der Privatgesellschaften vollkommen hin.

Die Privatgesellschaften aber sind zumeist englische; nur zwei deutsche, einige amerikanische (Südamerika) und das neugelegte der Commercial-Pacific Cable (mit 14.585 km Länge) gehören nichtenglischen Gesellschaften, ebenso die der Nordischen Telegraphengesellschaft gehörenden Kabel, in welchen unter russischer Subvention meist dänisches Kapital investiert ist. Die Gesamtlänge der Privatunternehmungen gehörenden Kabel, deren es 381 gibt, beträgt 346.964 km; hiezu die obangeführten 1622 Staatskabel mit 65.055 km, gibt die Gesamtsumme von 2003 Kabel mit 412.019 km Länge. England beherrscht $^{2}/_{3}$ aller Seekabel, während Deutschland bis 1. Juni d. J. nur $^{1}/_{20}$ derselben besaß.

Da die meisten englischen Gesellschaften von der Regierung subventioniert sind, wogegen sich dieselbe den Vorrang der Telegrammbeförderung und gewisse Tarifermäßigungen ausbedungen, so erkennt man hieraus die ungeheuere Präponderanz Englands über die anderen Staaten auf diesem Gebiete des Verkehres. Geräuschlos bemächtigte sich so England binnen 50 Jahren dieser Weltstellung!

Die fast schrankenlose Herrschaft Großbritanniens über das Nachrichtenwesen zur See wird wohl kaum mehr zu brechen sein; man hat dieselbe bereits sehr unangenehm empfunden, als während des Burenkrieges — am 18. November 1899 — sich Großbritannien ganz eigenmächtig und unvermittelt die Zensur über alle Nachrichten, die via Aden nach Süd- und Ostafrika telegraphiert wurden, anmaßte. Es wurde damals wohl bald eine mildere Praxis zugelassen, allein Deutschland, Portugal, Frankreich und andere Staaten haben diesen Krallengriff des ersten Seestaates mit Schrecken wahrgenommen und seit jenen Tagen dringt die öffentliche Meinung und auch die maßgebenden Faktoren dringen darauf, sich nach Möglichkeit auf diesem so wichtigen Gebiete unabhängig zu stellen.

Es versteht sich von selbst, daß vor allen anderen Staaten Frankreich das englische Uebergewicht schmerzlich empfindet und nach möglichst rascher Beseitigung seiner diesbezüglichen Inferiorität bestrebt ist. Die französische Regierung hat im November 1900 in der Chambre des députés einen Gesetzentwurf, betreffend die Schaffung nationaler Kabel eingebracht, worin folgende Motivierung wohl allgemeine Beachtung verdient:[5])

„England verdankt seinen Einfluß in der Welt vielleicht mehr seinem Kabelnetze als seiner Marine. Es beherrscht die Nachrichten und macht sie seiner Politik sowohl als auch seinen Geschäften dienstbar." ...

„Von allen Seiten der Erde kommen die Nachrichten in London an; sie reden nur vom englischen Handel, von englischer Industrie und englischer Politik! Die Kabel haben Englands Geschäftseinfluß unglaublich gefördert; der Geschäftsmann in fremden Ländern kennt nur

[illegible]

den Kurs von London, während jener der anderen Börsenplätze ihm unbekannt bleibt."

Nun aber erst im Kriege und bei sonstigen, wichtigsten Anlässen, wie zeigt sich da der Einfluß der Kabeltelegraphie zu Gunsten Englands! Als im Jahre 1885, gelegentlich der französischen Expedition in Tonkin oder zur Zeit des Konflikts mit Siam (1893) die wichtigsten Nachrichten bereits in London publiziert waren, ehe sie noch ihre Bestimmungsorte erreicht hatten, als dann ferner nach dem plötzlichen Tode des Kaisers von Marokko, Mulei Hassan (1894), England früher seine Maßnahmen treffen konnte als Frankreich, das dabei am meisten interessiert war, da spürte letzteres die Uebermacht des Nachbars ebensosehr, wie bei der leidigen Affäre von Faschoda! Wie zur Zeit der Napoleonischen Kriege dominiert England überall; es steckt wohl auch hinter dem Vorgehen Japans gegen Rußland und hat mittels seiner Kabel alle Länder der Erde in das Netz seiner Interessen eingesponnen! Eine andere, aber sehr wirksame Kolonialsperre! Wie vorschauend Englands Politik auch in diesem Falle war und ist, beweist die Tatsache, daß sich seine Regierung bei Konzessionierung von Kabelunternehmungen das Recht ausbedungen hat, bei Ausbruch eines Krieges nicht nur jene obangeführten Vorteile beanspruchen zu dürfen, sondern auch den Telegraphendienst nur durch Regierungsorgane verrichten lassen zu können und die Kabel ausschließlich zu ihren Zwecken verwenden zu dürfen. Die englische Regierung hat von diesem Rechte im Burenkrieg den weitestgehenden Gebrauch gemacht; zur Zeit der Krügersdorper Schlacht waren alle nach Südafrika führenden Kabellinien eine volle Woche für alle anderen als für Regierungsdepeschen gesperrt.

Aber England sieht auch noch in anderer, geradezu unheimlich kluger Weise dem Ernstfalle vor! Alle Kabel dürfen, wenn dieselben von der englischen Regierung konzessioniert werden, nur auf englischem Inselterrain, über welches die Briten ja in allen Meeren verfügen, ihre Zwischenstationen errichten und nur Engländer dürfen von den konzessionierten Gesellschaften in Dienste genommen werden! Was sagt die Welt zu solcher Staatsweisheit? Welches Volk kann sich solcher weithindenkender Politik noch rühmen?! Hiebei muß man noch bedenken, daß England in der Lage ist, die wenigen Kabel, die — den Ozean durchquerend — nichtbritischen Boden berühren, zu kontrollieren, da es deren Trasse genau kennt und dieselben im Kriegsfall mit seinen Machtmitteln zerstören kann; es sind dies, alles in allem, nur zwei französische und zwei deutsche Unterseeverbindungen, welche — bezüglich — von Brest und Emden ausgehen, die nicht ganz im Machtbereich Großbritanniens stehen.

Die Konzessionen zur Legung von Seekabeln hat England noch dazu nur unter Bedingungen solcher Strenge an die verlegenden Gesellschaften erteilt, daß ihm die Herrschaft über diese so wichtigen Kriegsmittel auf unabsehbare Zeit gesichert bleibt. So mußten sich diese Gesellschaften, wenn sie ein Kabel für fremde Mächte legten und dabei andere, als englische Inseln oder Territorien zur Errichtung von Zwischenstationen oder auch nur zur Landung des Kabels behufs bequemerer Einteilung in Sektionen benützten, es mußten sich also diese Gesellschaften von den Staaten, denen jene Inseln oder Territorien gehörten, ausbedingen, daß kein zweites — außer von derselben Gesellschaft gelegtes — Kabel diese Begünstigung erlangen dürfe. Zudem besitzen nur die englischen Gesellschaften und die englische Regierung Kabelschiffe.*) Die wenigen fremdländischen Gesellschaften oder fremden Regierungen gehörigen Kabel wurden von englischen Schiffen unter Führung englischer Ingenieure gelegt und ihre Trasse ist, wie gesagt, genau in den englischen Karten verzeichnet, so daß bei Ausbruch eines Krieges es ein Leichtes für die englische Marineverwaltung ist, dem unbequemen Nachrichtenvermittler den Lebensfaden abzuschneiden zu lassen.

Kein Wunder also, wenn nicht nur Frankreich, das diesem Drange, wie wir sahen, am lebhaftesten Ausdruck gab, sondern auch Deutschland und Amerika laut nach nationalen Kabeln rufen. Der unglückliche Mac Kinley hat am Tage, bevor ihn die Kugel des Anarchisten Czolgosz niederstreckte, bei der Ausstellung in Buffalo in einer feurigen Rede es als eine nationale Ehrenpflicht verkündet, das amerikanische Kabel im Stillen Ozean zu legen und gegenwärtig wird eifrig an der Erfüllung dieses patriotischen Vermächtnisses gearbeitet.

Die Engländer aber sind mit ihrem pazifischen Kabel bereits vor zwei Jahren fertig geworden; es kostet dasselbe rund 18 Millionen Kronen und ist 14.516 km lang. Diese riesige Schlangenbrücke geht von Kanada über die Fanninginseln und über die Fidschiinsel [illegible] nach der englischen Norfolkinsel [illegible] und [illegible] nach zwei anderen in englischer Interessensphäre [illegible] nach Southport in Queensland [illegible] nach der Doubtless Bay in Neuseeland.

[illegible] hat dieses merkwürdigerweise, weil [illegible] Kabeltechnik die Telegraph Construction and Maintenance [illegible] in London. [illegible]

[illegible] Erfahrung, soviel Geschick und so [illegible]

*) [illegible]

spezieller Art, daß England auf lange Zeit hinaus der Vorrang — um nicht zu sagen das Monopol — in diesen Dingen gesichert ist. Nicht nur die Trasse muß ausgemittelt werden, wobei Bodengestaltung, Tiefe, Temperatur und Bodenbeschaffenheit bestimmt werden, es müssen hiebei auch Rücksichten auf die organischen Gebilde und auf vieles andere genommen werden. Das Schiff „Brittania" hatte für das britisch-pazifizische Kabel die Lötungen vorgenommen, deren Zahl — einige Strecken waren schon früher bestimmt worden — 699 betrug und hatte hiebei 6883 Seemeilen zurückgelegt.

Das amerikanisch-pazifizische Kabel wird von San Francisco aus über Honolulu, dann über die Midway-Insel nach Guam (Mariannen-Inseln) gehen, um auf Manila (Philippinen) zu landen. Nunmehr ist die ganze Erde umgürtet und wenn die Telegraphendrähte mit dem Nervengeflecht der Tiere und Menschen — nicht ohne Berechtigung — verglichen wurden, so verfügt England über das reichste Nervenbündel des Planeten, den wir bewohnen! Hiedurch und durch die angedeuteten Umstände sind die übrigen Staaten in solche Abhängigkeit von diesem „kleinen Körper mit mächtigem Herzen" — wie Shakespeare seine Mutterinsel apostrophiert — geraten, daß sich von französischer sowohl, als auch von deutscher Seite sogar gewichtige Stimmen für ein gemeinsames Vorgehen beider Staaten zu dem Zwecke erhoben, sich von dem meerbeherrschenden Inselreiche nach Möglichkeit zu emanzipieren. Auf französischer Seite propagiert niemand Geringerer, als Leroy Beaulieu die Idee des gemeinsamen Vorgehens mit Deutschland, während hier es der obzitierte Dr. Hennig ist, der diesem in vielem Betracht gesunden Gedanken in dem genannten Artikel der „Deutschen Rundschau" das Wort redet.

Deutschland hat — in Verfolgung dieser Bestrebungen — die „Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft" auf Anregung der Regierung erstehen gesehen; dieselbe verfügt über ein Kapital von 21 Millionen Mark und hat bereits im Sommer 1900 mit Hilfe der englischen Kabelschiffe „Brittania" und „Anglia" das 8086 km lange Kabel Borkum—Cap Cod (bei Boston) gelegt. Dieses Kabel wurde durch ein eigens, allerdings wieder in England erbautes deutsches Kabelschiff verlegt. Dieses Schiff und die vor kurzem errichteten deutschen Seekabelwerke zu Nordenham an der Wesermündung haben bereits ihre Leistungsfähigkeit erwiesen und die beiden Verbindungen Tsintau—Tschifu (457 km) und Tsintau—Woosung (700 km) hergestellt.

Ein zweiter, wir möchten sagen, rein deutscher Kabeldampfer ist 1902 auf den Werften des Stettiner „Vulkan" fertig geworden und hat beim Stapellauf dem Andenken des großen deutschen Post- und Telegraphen-Mannes zu Ehren den Namen „Stephan" erhalten. Von 1905 an wird die Deutsch-Atlantische Gesellschaft, welche unterdessen kleinere Unternehmungen in sich aufgenommen, die einzige Seekabel-Telegraphen-Gesellschaft in Deutschland, mit eigenen Seekabelwerken ausgestattet, sein. Trotz all dieser rühmlichen Bemühungen Deutschlands und Frankreichs sowie Nordamerikas bleibt — wie bereits mehrfach angedeutet — England, dem, wie oben durch Ziffern erwiesen wurde, zwei Drittel der vorhandenen Kabellängen gehören, Meister in diesem Felde! Es hat wahrlich auch in diesem Falle nicht die Rolle des Poeten bei der Teilung der Erde gespielt. Bei jedem Kriege werden die Engländer derart ihre Maßnahmen treffen, daß sie die bestunterrichteten Bewohner der Erde sein werden. Das merkt man ja auch gegenwärtig, wo London fast als der einzige Bezugsort für Nachrichten von Ostasien angesprochen werden kann.

Im spanisch-amerikanischen Kriege (1898) waren die Amerikaner nicht imstande, die englischen Kabel, die den Interessen Spaniens dienten, zu zerstören, während die Engländer die nach Cuba führenden amerikanischen Kabel sehr rasch aufgefischt und zerstört hatten! Man denke nun einen Krieg zwischen irgend einem der kontinentalen Staaten Europas oder auch eines anderen Weltteiles und zwischen England; man muß diesen Staat immer aufs Neue bewundern! Obwohl die kühnsten Unternehmer auf dem Gebiete der Kabellegungen Amerikaner waren (wir nennen nur die Namen Cyrus Field und Jay-Gould), so wußte sich das geniale Inselvolk bald in den fast unbeschränkten Besitz aller Vorteile in Krieg und Frieden zu bringen, die der Unterseetelegraph bietet. Es war ja mit dem Erwerb des Suez-Kanals in ähnlicher Weise vorgegangen. Erst die Kabel ermöglichen es den Regierungen, die in den fernsten Meeren vorhandenen maritimen Machtmittel zu dirigieren und nach ihren Bestimmungsorten zu kommandieren!

Unter solchen Umständen wäre es eine große Wohltat, wenn die kleinen an Zahl und Länge geringeren Seekabel der nichtenglischen Staaten — die englischen bedürfen dessen nicht — durch völkerrechtliche Uebereinkommen geschützt wären. Das aber ist nicht der Fall! Das Einzige, welches in dieser Beziehung — und zwar nur als eine der Vorarbeiten der völkerrechtlichen Regelung der Normen, denen die Behandlung der Seekabel im Kriege zu unterwerfen wäre — angeführt werden kann, ist der sogenannte internationale Kabelschutzvertrag von Paris aus dem Jahre 1884. Es ist dies aber lediglich ein Uebereinkommen [illegible] der Benützung der Kabel zur Zeit des Friedens; [illegible] den Engländern [illegible] Mächten, alle dem Feinde [illegible] zu Kriegszeiten. Das hat besonders der [illegible] und eben damals trat die hohe

strategische Bedeutung der Seekabel am deutlichsten hervor, ist deren Rechtslage bis jetzt ganz ungeklärt. Seit jenem Zeitpunkt entstehen alljährlich eine Menge von juridischen Abhandlungen über die Fragen, welche Kabel im Kriege zerstört werden dürfen und welche nicht; welche Vergütungen für etwa unrechtmäßig zerstörte Kabel angesprochen und ob solche überhaupt angesprochen werden dürfen ꝛc. . . .; es werden wahrlich noch viele Kabel gelegt und manche zerstört sein, ehe die Rechtsgelehrten über jene Fragen einig werden! Es ist als ein hohes Glück zu bezeichnen, daß die Rechtsfragen nicht die ersten Legungen von unterseeischen Drähten zu beeinflussen hatten, sonst läge heute noch kein einziges Kabel.[7])

Das Institut de Droit International, welches sich bereits seit dem Jahre 1879 mit dem Rechte der Unterseekabel in Kriegszeiten befaßt, hat in einer Sitzung (23. September 1902) zu Brüssel einen Beschluß über das Recht, Kabel in Kriegszeiten zerschneiden zu dürfen, ausgesprochen und damit eine Regelung der wichtigen Angelegenheit vorerst angebahnt.

Man ist dieser Frage allerdings schon im Jahre 1864 näher getreten, als sich die Regierungen von Frankreich, Brasilien, Haiti, Italien und Portugal durch einen Vertrag vom 16. Mai jenes Jahres zum Schutze eines zu legenden transatlantischen Kabels verbanden, dessen Artikel II lautet: „Les états contractants s'engagent à ne pas couper ou détruire en cas de guerre les cables immergés . . . . . . et à reconnaitre la neutralité de la ligne télégraphique."

Dieses Vorbild solcher Uebereinkünfte hatte jedoch keinen Wert, da das Kabel, um dessentwillen der Vertrag stipuliert wurde, nie gelegt worden ist.

In der telegraphischen Antwort, welche der Präsident Buchanan auf die eingangs erwähnte Begrüßung der Königin Victoria richtete, heißt es ausdrücklich: „Werden nicht alle Nationen der Welt von selbst sich in der Erklärung vereinigen, daß das Kabel für immer neutral sein soll und daß seine Mitteilungen auf dem Wege nach ihrem Bestimmungsorte heilig gehalten werden sollen, selbst im Laufe der Feindseligkeiten?"

All diese frommen Wünsche und Vorsätze mahnen an die Friedensbestrebungen sowohl früherer Zeiten als auch der Gegenwart, deren höchst gestellte Träger — wie durch ein Verhängnis geleitet — sich selbst so gründlich zu dementieren in die Lage kommen, wie es seitens Englands und Amerikas bei den erzählten Vorkommnissen mit den Kabeln und seitens Kaiser Nikolaus II. mit dem Kriege gegen Japan der Fall war!

Die Versuche, auf den verschiedenen Konferenzen und bei anderen Gelegenheiten ein Kabelschutz-Uebereinkommen zustande zu bringen, wiederholten sich zwar, allein sie glichen sich alle in ihrer Erfolglosigkeit. Im Jahre 1871, um in frühere Jahre zurückzugreifen — auf der Telegraphen-Konferenz in Rom — nachdem der norwegische Delegierte einen von ihm gemachten Vorschlag betreffs des Kabelschutzes zurückgezogen, legte der große Kabelunternehmer Cyrus Field eine Denkschrift vor, in welcher der allgemeine Schutz der Land- und Unterseetelegraphen gefordert wurde. Der alte Morse, welcher 40 Jahre vorher seine Versuche begonnen und 1836 seinen ersten — sehr schwerfälligen — Drucktelegraphen fertig gebracht hatte, begleitete jene Denkschrift mit einem Schreiben ein, in welchem er den Wunsch aussprach: „Die Telegraphie in den Lüften und unter den Wassern möge im Kriege, wie im Frieden als eine geheiligte Sache betrachtet werden!"

Nur Oesterreich-Ungarn nahm diesen Vorschlag in ernste Erwägung und beantwortete denselben in würdiger Weise; die übrigen Mächte — mit Ausnahme Rußlands, das sich mit den Ansichten Oesterreich-Ungarns einverstanden erklärte — wichen entscheidender Stellungnahme aus; ja die Niederlande erklärten es sogar als widersinnig, einem Verkehrsmittel Schutz zu gewähren, das möglicherweise die Schädigung, ja Zertrümmerung des schützenden Staates vorbereitet, indem es feindselige Nachrichten vermittelt! Oesterreich schlug damals die Errichtung einer Kommission — sei es der kriegführenden oder der neutralen Staaten — vor, welche die Kabel unter Sequester halten sollten. Am meisten ablehnend verhielt sich, wie leicht erklärlich, England.

Auf der Haager Friedenskonferenz (1899) wurde der dänische Vorschlag, „die Küstenkabel unter Schutz zu stellen", wieder auf Veranlassung Englands in dem betreffenden Uebereinkommen, welches hinsichtlich fast aller anderen Verkehrsmittel Zustimmung fand, weggelassen; natürlich, England hat diesen Schutz nicht nötig und mag ihn den anderen Staaten nicht gewähren! Die Landtelegraphen sind in dieser Beziehung bevorzugt, denn es heißt in dem betreffenden Uebereinkommen der Haager Konferenz, daß sie, „wie die Eisenbahnen, die Telephone, die Dampfschiffe ꝛc. nach dem Kriege restituiert werden sollen und daß die an ihnen bewirkten Schaden zu ersetzen seien".

Und so bleibt wohl auch der Kabelschutz zu Kriegszeiten künftiger Regelung überlassen. Die Gegenwart scheint hiezu noch nicht vollständig geeignet zu sein, ebensowenig wie zur Erledigung der Frage vom ewigen Frieden. Bei der Sitzung des Institut de droit international, welche im Jahre 1902 zu Brüssel abgehalten wurde, kam die Kabelschutzfrage neuerdings zur Sprache. Ein Mitglied des Instituts, Professor Pierantoni aus Rom, enthielt sich bei der über diesen Punkt zustande gekommenen Beschlußfassung der Abstimmung mit der Begründung, daß die Erfindung Marconis der Kabeltelegraphie ihre Bedeutung nehmen werde. Diese vom Enthusiasmus für seinen talentvollen Landsmann eingegebene Ansicht kann vielleicht in einigen Jahren gerechtfertigt sein, heute ist sie es entschieden noch nicht! Seit dem Jahre 1901, wo bereits das drahtlose Telegraphenfieber heftig wütete, sind bis Ende 1903 22 Staatskabel in der Länge von 22.820 km und 13 Privatkabel in der Gesamtlänge von 32.160 km gelegt worden; hiezu kommt noch das kürzlich — am 1. Juni d. J. — fertig gewordene zweite, der Atlantischen Kabelgesellschaft gehörige Kabel Emden—Horta—New-York mit 8190 km Länge. Diese eifrige Baulust in Kabeln beweist, daß die maßgebendsten englischen, französischen und deutschen Telegraphenbehörden und -Unternehmungen einen Sieg der drahtlosen über die Kabeltelegraphie in nächster Zeit noch nicht befürchten.

Daß aber jene Halb- oder Nichtswisser, welche der drahtlosen Telegraphie sehr skeptisch oder gar ihren Wert negierend gegenüberstanden, eine krasse Ignoranz in der Geschichte der Telegraphie, ja eine vollständige Verkennung der Evolutionsidee, welche fast nirgends so fruchtbar hervortritt, als auf dem Gebiete und in der Entwicklungsgeschichte der Erfindungen bewiesen, das liegt nun klar zutage. Welche geringen Leistungen, welche Unzuverlässigkeit hatte man bei der Landtelegraphie sowohl als bei der unterseeischen in deren ersten Phasen zu beklagen und zu überwinden! Vier Worte in einer Minute sind schon als hervorragender Wirkungsgrad in den Vierzigerjahren gerühmt worden. Die Unterbrechungen der Drähte zu Lande, der Kabel an der Küste sowohl als in den purpurnen Tiefen der hohen See, sind noch heute so häufige Erscheinungen, daß Deutschland und Frankreich lieber ein Netz unterirdischer Leitungen, das Hunderte von Millionen gekostet, bauten und daß jede Telegraphenverwaltung ein Heer von Aufsehern erhalten muß, um die Stabilität der Verbindungen zu erlangen! Für die Kabel unter Wasser aber wird eine ansehnliche Flotte von Schiffen behufs des so häufig eintretenden Reparaturbedarfes unterhalten. Und alles das wurde und wird überwunden. Die Landtelegraphen geben jetzt vermöge der genial konstruierten Geber- und Empfangsapparate Hunderte von Worten in einer Minute![8]) Das pazifizische Kabel in seiner Teilstrecke Vancouver—Faning — 6415 km — gestattet eine Sprechgeschwindigkeit von 85 Buchstaben = 17 Worten, wenn mit der Hand telegraphiert wird, von 100 Buchstaben = 20 Worten, wenn mit dem Automaten und von 168 Buchstaben = 34 Worten, wenn das Kabel dupleriert, d. h. wenn gleichzeitig hin und her darauf telegraphiert wird.

Die Sprechgeschwindigkeit nimmt auf Kabeln im Quadrat ihrer Länge ab; auf kürzeren Strecken wird somit die Leistung der unterseeischen Telegraphie eine viel höhere sein und ist dann nur noch durch die Leistungsfähigkeit der Apparate beschränkt.

Dagegen war allerdings die Leistung der drahtlosen Telegraphie bis vor kurzem eine sehr geringe — sechs bis acht Worte pro Minute (auf sehr große Entfernungen). Marconi hoffte es dazumal in Bälde auf 30 Worte zu bringen und die deutsche Gesellschaft „Telefunken", welche aus der Vereinigung der Gesellschaften Slaby-Arco und Braun-Siemens hervorging, wird ohne Zweifel weit höhere Wirkungsgrade ihrer Systeme aufzuweisen haben. Prof. Braun (Straßburg) ist es gelungen, die Senderenergie der gebenden Stationen bei drahtlosem Verkehr zu früher nicht gekannter Höhe zu steigern und bei entsprechender Umgestaltung der Empfangsapparate die Entfernung, auf welche hin gesprochen werden kann, wesentlich zu erhöhen und die Uebermittlung durch genaue Abstimmung der Geber und Sender bedeutend sicherer zu machen.

Es ist wohl bekannt, daß alle Heeres- und Marineverwaltungen seit dem Auftauchen der drahtlosen Telegraphie unausgesetzt mit der Vervollkommnung der Apparate und Methoden eifrigst beschäftigt sind. Daß die Regierungen aller Staaten sich mit diesem Gegenstande eifrig beschäftigen, erklärt sich aus der Wichtigkeit desselben und einem sichern Vorgefühl seiner Entwicklungsfähigkeit. Im August 1903 wurde in Berlin eine Vorkonferenz zur internationalen Regelung der Funkentelegraphie abgehalten. Die dort aufgestellten Grundsätze aber tun des Kriegsfalles gar nicht Erwähnung, ja sie beziehen sich gar nicht auf ihn! Der Vorsitzende jener Vorkonferenz meinte, daß bei dieser Gelegenheit jeder Staat für sich die volle Freiheit der Aktion wahren werde.

In der Tat hat jeder Staat, jede Heeres- und Marineverwaltung ihre diesbezüglichen Geheimnisse und Spezialitäten. Daß die drahtlose Telegraphie im gegenwärtigen ostasiatischen Kriege eine gewaltig in die Ereignisse eingreifende Rolle spielt, ist offenbar! Es sind ja darüber Andeutungen und entschiedene Nachrichten genug in die Oeffentlichkeit gedrungen. Am unverhülltesten trat die Bedeutung dieser [illegible] weise in dem Bericht des Admirals Togo über den Erfolg zur See vom

23. Juni (Port Arthur) hervor. Die Japaner scheinen eben auch diesen neuesten Zweig der Verkehrstechnik meisterhaft zu handhaben. Künftig wird man die Kriege nicht bloß als von coal and cables, sondern auch als von der wireless telegraphy abhängig erachten!

Nietzsches Lyrik.

Die Frage, ob Nietzsche ein Philosoph oder ein Dichter gewesen sei, ob er vorwiegend der Literaturgeschichte oder der Geschichte der Philosophie angehöre, ist immer noch nicht entschieden. Das Einfachste wäre wohl, die beiden Seiten seines Wirkens gewissermaßen grammatisch zu kopulieren und ihn als „Dichterphilosophen" in das Heiligtum des Nachruhms einpassieren zu lassen. Da taucht jedoch eine andere Frage auf, welche lautet: „Kann man überhaupt Dichter und Philosoph zugleich sein?" Und diese Frage wiederum hat bereits eine weltberühmte Verneinung erfahren in jener kurzen Vorrede, in welcher Schopenhauer die Veröffentlichung seiner Verse weniger begründet als entschuldigt. Er sagt dort: „Ich bin mir eines Aktes der Selbstverleugnung bewußt, indem ich dem Publiko Verse vorlege, die auf poetischen Wert keinen Anspruch zu machen haben; schon weil man nicht Dichter und Philosoph zugleich sein kann." Die Verse Schopenhauers sind in der Tat herzlich schlecht und scheinen obige Behauptung ihres Schöpfers treffend zu begründen. Wie dem aber auch sein möge, eine Tatsache wird von keiner Seite bezweifelt werden können, die Tatsache nämlich, daß Nietzsches lyrische Schöpfungen einen ganz außerordentlich hohen Rang einnehmen, daß Nietzsche als Dichter eine der erstaunlichsten Erscheinungen der jüngsten Literaturepoche darstellt. Zugleich aber wird man sich des Eindruckes nicht erwehren können, daß die Ueberzeugung von dieser Tatsache noch erheblich an Boden gewinnen muß, wenn der Bedeutung von Nietzsches Lyrik Genüge geschehen soll. Sie wird gegenwärtig in ihrer Selbständigkeit noch viel zu wenig geschätzt, sie gilt noch zu sehr als eine Art Nebenprodukt von ihres Schöpfers Gedankenarbeit und spielt als solche eine Rolle, die zu ihrer Bedeutung in einem schreienden Mißverhältnis steht. Seltsamerweise ist Nietzsches lyrisches Schaffen bis jetzt auch fast völlig ohne Einfluß auf die hochstehende dichterische Produktion der Zeitgenossen geblieben. Wohl hat die berauschende Rhythmik des „Zarathustra", die fast preziöse, hymnische Verzückung seines leidenschaftlichen Gedankentanzes eine faszinierende Wirkung ausgeübt und da und dort zur Nachahmung angeregt. Aber der Zarathustra ist, von einzelnen Stellen abgesehen, durchaus nicht die beste dichterische Leistung Nietzsches, er ist zu sehr Verhüllung von Abstraktionen, zu sehr Allegorie und weder in der äußeren noch inneren Form genügend geschlossen, um als ein reines, lyrisches Bekenntnis des fühlenden Menschen Nietzsche zu gelten. Im „Zarathustra" hat sich die Auflösung von Gefühl und Gedanke schon vollzogen; beide sind zu einer großen leidvollen Synthese, zu einem blendenden Schwall zusammengeflossen; sie stellen so die letzte dionysische Aeußerungsform eines im Schmerz verbrennenden Menschenwillens dar. Alle Kunst jedoch erfordert ein gewisses Maß von Besonnenheit, eine Integrität der höchsten Vernunft, welche nur in dieser ihrer Freiheit Raum zum apollinischen Gestalten findet. Das letzte rasendste Leid schreibt keine Verse. Und so ist der Zarathustra wohl ein erschütterndes Dokument, nicht aber ein Gedicht in des Wortes guter Bedeutung.

Solche Gedichte jedoch, solche apollinische Siege über das formlose Uebermaß des Erlebens, hat Nietzsche in einer solchen Anzahl überlassen, daß sich in ihr ein reicher Geist und ein reiches Leben sattsam spiegeln konnten. Denn weit entfernt davon, ein Nebenprodukt von Nietzsches Gedankenarbeit zu sein, bedeutet seine Lyrik etwas grundsätzlich Anderes als hymnisch eingekleidete Philosophie; sie vermittelt uns den Menschen, der an den eigenen Wahrheiten oft empfindlich leidet, der auf der anderen Seite Lust aus seinen Entdeckungen bezieht und selbst da, wo sich sein Herz unter dem Eiskrampf der Umwertung zusammenkrampft, ein großes Gefühl gestaltet: das Gefühl, ein williges Opfer zu sein. Wäre Nietzsches Lyrik nicht ein völlig selbständiges Produkt seiner speziellen dichterischen Berufung, so wäre er selbst wohl auch nicht dazu gelangt, den starken Gegensatz zwischen Dichter und Philosophen zu sehen, wie er es getan hat. Der Dichter in ihm hatte jahrzehntelang einen harten Kampf gegen den kalten, einen kalten Wahrheitstrieb zu führen. Bis zum Anfang der Achtzigerjahre sah er, wie [illegible] mit [illegible] Spott die reine Materie an, deren man sich neben den ernsten philosophischen [illegible] Gründe [illegible] Diesen Spott hat er [illegible] und nur langsam und [illegible] in das Zeitalter [illegible] Dichter und [illegible]

[illegible]

[illegible]

auftauchenden Dichter hinter gutmütigem Scherz. Der Philosoph wittert die Gefahr, die ihm von dieser Seite droht, aber er unterschätzt sie offenbar, oder gibt sich wenigstens den Anschein, als mißachte er sie. In den Medusenhymnen (1884) und dem viel zitierten „Nur Narr, nur Dichter!" aus den Dionysos-Dithyramben (1884) beschimpft der Philosoph den Dichter, der Wahrheitssucher den Gestalter, als „wissentlichen, willentlichen Lügner". Der Ton ist nicht fein, er zeugt von maßloser Erbitterung. Aber auch der Dichter läßt es seinerseits an Verleumdungen des Philosophen nicht fehlen. Wohl aus dem Jahre 1883 stammen die wundervollen Verse „Im Süden", in welchen zuerst das unendlich süße Sehnsuchtsmotiv erklingt:

> „Ich ließ den Wind mich aufwärts heben,
> Ich lernte mit den Vögeln schweben,
> Nach Süden flog ich über's Meer."

Der Schluß aber ist ein Hieb auf den Feind:

> „Im Norden — ich gesteh's mit Zaudern —
> Liebt' ich ein Weibchen, alt zum Schaudern;
> Die Wahrheit hieß dies alte Weib . . ."

Zur Ruhe, zur völligen Aussöhnung ist dieser ewige Kampf zwischen Philosoph und Dichter erst ganz zuletzt, im Zarathustra und den ihm geistesverwandten Hymnendichtungen gekommen; und da war das Ende nicht mehr weit.

So furchtbar, so tragisch dieser Konflikt der Doppelnatur in Nietzsche auch gewesen sein mag, uns beweist er jedenfalls aufs klarste, daß der Dichter in Nietzsche eine äußerst starke und selbständige Person war und daß ihm die dichterische Aeußerung gerade so nahe gestanden hat wie die philosophierende.

Diese Dichtung Nietzsches läßt nun deutlich genug drei Perioden erkennen, die zugleich für den Entwicklungsgang des Philosophen charakteristisch sind. Die jugendlichen Versübungen scheiden für eine Betrachtung, die nur das Wertvolle im Auge hat, von vornherein aus. Wenngleich sie alle ein hübsches Talent für metrischen Ausdruck verraten, so kommt doch in ihnen die Seele noch nicht zu Wort; die Erlebnisse haben noch nicht vermocht, jene Rinde ums Herz zu zerspalten, die beim Dichter verschwunden sein muß, soll anders seinen Ergüssen Kraft und Echtheit innewohnen. Die Seele ist da noch stumm, sie wird von den Ereignissen noch nicht bis zum Grund aufgewühlt. Vollends gegen die reifsten dichterischen Erzeugnisse der späteren Jahre, die mit dem vollen Schwall des besten Herzblutes geschrieben scheinen, treten die lyrischen Spielereien der Jugendjahre ganz ins Wesenlose zurück. Bis in die Siebzigerjahre hinein ist alles Stil, fast Manier; Maske und kein Leben. Der Zeit nach dürfte vielleicht das von tiefstem, erschütterndem Herzweh erfüllte Gedicht „Der Wanderer" das früheste Denkmal von Nietzsches dichterischem Wert bedeuten. Es ist im Juli 1876 in Basel entstanden. Hier ist der lyrische Ausdruck schon ganz rein und echt, direkt aus dem Erlebnis entspringend und ohneweiteres zu Herzen gehend. Es ist zugleich charakteristisch für diese erste Periode, deren Ton schwermütig und tiefernst bleibt. Hier spricht echtes, gelöstes Leid in vollen Akkorden, während z. B. noch in dem Gedichte „An die Melancholie" vom Jahre 1871 fremdartige, gewundene Stilkostbarkeiten die echte Sprache des Schmerzes verhüllen und übertauschen. „An die Melancholie" ist noch versifizierter Schopenhauer, der „Wanderer" ist nichts als ein rührend wahres Lied vom Leid. Diese erste Periode schließt mit dem Jahre 1878. Nun ist es erstaunlich, zu sehen, mit welcher Entschiedenheit nach einer dreijährigen Pause (78—81) der Uebergang zur zweiten Entwicklungsphase sich vollzogen hat, die sich zunächst durch eine funkelnde Selbstironie charakterisiert. Das ist die Zeit von „Menschliches, Allzumenschliches" und „Fröhliche Wissenschaft". Die sonoren, langnachhallenden Töne sind verschwunden, dafür neckt uns ein übermütiges Allegro, das nach Form und Inhalt voll ist von schillernden Lichtlein und epigrammatischen Koloraturen. Der Ausdruck nimmt eine kapriziöse Beweglichkeit an und bietet mit seinem blitzschnellen Wechsel von Ernst und Scherz, von Leid und Spott vielleicht das Vollendetste dar, was je in deutscher Sprache gedichtet wurde. Nur einen wüßten wir zu nennen, der es ihm auf dem Gebiete dieses fabelhaft leicht rhythmisierten kritischen Aperçus gleichgetan hat: Goethe. Er hat die wundervolle Form des halb lyrischen, halb epigrammatischen Zwitters geschaffen, diese runde, knappe Ausdrucksform, die nur ein übermäßig reicher Geist auszufüllen imstande ist. Und so ist auch Nietzsche auf diese Form gekommen, nicht als Ausgraber einer literarischen Antiquität, sondern aus dem überquellenden Reichtum seines Geistes heraus, der das Einzelne blitzschnell und kräftig anschaut und dabei [illegible] Standpunkte zu seinem [illegible]. Nur ist [illegible] schärfer betont, ganz einfach [illegible] als in Goethe, weil er das [illegible] Gesichtswinkel ansehen und [illegible] Goethes sich bei [illegible] steht er über [illegible] über ihm. Man belausche [illegible] „Amor fati" [illegible] Bei der dritten

Schon krümmt und bricht sich mir die Haut,
Schon giert mit neuem Drange,
So viel sie Erde schon verdaut,
Nach Erd' in mir die Schlange.
Schon kriech' ich zwischen Stein und Gras
Hungrig auf krummer Fährte,
Zu essen das, was stets ich aß,
Dich, Schlangenkost, dich, Erde!

Wie ein Turmwächter scheint hier das erkennende Subjekt, die souveräne, leidesunfähige Vernunft, in den Wirrwarr des Instinktlebens, in die schmerzlichen Zuckungen des leidenden Subjekts hinabzuschauen; man fühlt schmerzlich die stolze Höhe, die beide voneinander trennt, und begreift, daß zwischen ihnen nur diese unmenschliche „Liebe zum Schicksal" eine Brücke schlagen kann. Diese Selbstironie ist Nietzsches höchste Lebensleistung, ein heldenhafter, großartiger Ausweg vor der drohenden Verzweiflung, die in Nietzsches Lage jeden Menschen erfassen müßte, in dessen Seele das Unglück nicht zu jener Teilung zwischen Erkennen und Leiden führen konnte. „Amor fati" und Selbstironie sind für Nietzsche verschiedene Namen derselben Sache. Nietzsche konnte sich vor der Verzweiflung oder vor einem schmählichen Kompromiß mit dem Leben nur durch Bejahung jenes seelischen Zwiespaltes retten; dieser Zwiespalt ermöglichte ihm die freie Liebe selbst zu seinem Schmerze, er ermöglichte ihm die glänzendsten ironischen Siege, wo ihm sonst nur ein bedingungsloser Friedensschluß möglich gewesen wäre.

„Scherz, List und Rache", das Reimvorspiel zur „Fröhlichen Wissenschaft", also die Jahre 1881 und 1882, sind durchgehends durch diese grandiose Selbstironie bestimmt; das alte Bild des Prometheus scheint sich in diesen blankgeschliffenen Epigrammen neu zu beleben. Nietzsche war vielleicht ein Frevler gegen das Leben, aber dieser Titanenfrevel schändet nur in den Augen von — Götzendienern. Auch die „Lieder des Prinzen Vogelfrei" (1882—1884) sind erleuchtet von ironischen Blicken des Uebermutes, der sich frei und gesund wie ein Adler hoch über seinem Schmerze wiegt. Jeder eudämonistische, jeder praktische Standpunkt erscheint hier aufgegeben, das „deutsche dumpfe Stubenglück" ist längst ins Wesenlose hinabgetreten. Die „Lieder des Prinzen Vogelfrei" spiegeln eine ungeheure Freiheit des Geistes wider, gewaltig und schier unglaubhaft wie ein babylonischer Fabelturm erhebt sich die riesenhafte Silhouette dieses Nietzsche-Typhoeus gegen den glühenden Horizont. Das „Lied an den Mistral" entrückt uns schon fast den Grenzen dessen, was wir Ironie zu nennen berechtigt sind. Um so furchtbarer packt uns daneben das schier entsetzliche, zitternde Lied „Mein Glück", in welchem der Schmerz wie eine riesige Blüte aufbricht und seinen vollen Reichtum an wahnsinnigen Düften verschwenderisch in die Nacht streut. Freilich fallen die beiden letzten Strophen mit grellem Mißklange aus dem Ton des Ganzen heraus, aber die zwei Verse, die nach ihrer Streichung noch bleiben, lassen uns in einer zornigen Rührung beben, die ganz dunkle Dinge in der Seele wach werden läßt. Der musikalische Wohllaut dieses Gedichtes ist grenzenlos, und sein Gedanke durcheilt in den wenigen Zeilen alle Himmel und alle Höllen; der Effekt ist ein ungemein komplizierter lyrischer Ausdruck, voll von süßen Widersprüchen, die gerade als solche von höchster Gesamtwirkung sind.

„Mein Glück" bedeutet mit seinem schwermutvollen Tone nicht nur ein momentanes Aufgeben des ironischen Standpunktes; es bildet vielmehr mit anderen „Liedern des Prinzen Vogelfrei" die Ueberleitung zu der dritten und letzten Periode von Nietzsches Dichtkunst, die als rein dithyrambisch zu charakterisieren ist. „Mein Glück" ist im Frühjahr 1884 geschrieben; im selben Jahre sind aber auch die Medusenhymnen und die ersten Dionysos-Dithyramben entstanden, die für alle lyrische Schöpfungen Nietzsches von 1884—1888 maßgebend geblieben sind. Was „Mein Glück" mit dieser dithyrambischen Periode gemeinsam hat, das ist der geradezu ausschweifende elegische Grundton, das Jasagen zum Schmerz, das überall durchtönende Bekenntnis: „Ja, ich leide!" Die Dithyramben fügen aber zu diesem Bekenntnis den mächtigen dionysischen Schwung hinzu, d. h. die Einsicht Zarathustras, daß eben der Schmerz nur jene nebensächliche Spur ist, welche die heilige Flamme des Lebens an unserem Menschenleibe hinterläßt.

Daß Nietzsches Dithyramben in freien Rhythmen geschrieben sind, ist für diese lyrische Gattung nicht wesentlich. Sie könnten sich ebensogut wie die hymnische Poesie der Griechen in gebundenen Metren bewegen, ohne ihren Geist deswegen zu ändern. Auf der anderen Seite haben auch durchaus nicht alle freien Rhythmen notwendig dithyrambischen Geist. Zwar legen sie immer Zeugnis ab für eine freiere, gesteigerte lyrische Empfindung; sie verhalten sich zum Lied wie in der bildenden Kunst die breite, farbige Weltanschauung des Oelbildes zu dem spitzeren, subjektiveren Epigramm der Graphik. Aber dithyrambisch werden sie erst durch jene rauschartige, dionysische Inbrunst, die in Nietzsches unvergleichlich bewegten Hymnen und Zarathustraliedern flackert. Das gewöhnliche lyrische Gedicht bedeutet ein momentanes Heraustreten des Dichters aus dem Alltag; der Dithyrambus aber ist eine ganze Welt für sich, die gar keine Verbindungen mehr mit dem Menschenleben besitzt. Seine Kunstmittel sind andere als die des einfachen Gedichtes; sie geben nämlich viel weniger aufs [illegible] und erstreben weniger die [illegible] stimmungsvolle Einheit einzelner Impressionen, als vielmehr den Eindruck einer gleichmäßig gesteigerten, entrückten Geisteswelt. Daher nähert sich die Diktion des Dithyrambus in manchen Fällen der Prosa, der Umgangssprache dieser Welt. Dithyrambisch ist ihrem Wesen nach alle Begeisterung. Der Dichter spricht im Dithyrambus nicht mehr als einzelner Mensch, mag auch noch so ausschließlich von seinen Schmerzen die Rede sein. Sein Individuum erscheint ungeheuer geweitet, es ist zum Genossen der Götter geworden und gewissermaßen dem Schicksal, der Notwendigkeit ans Herz gewachsen. Sein eigenes Leid erscheint dem dithyrambischen Dichter schattenhaft und fast wie ein leerer Schein; er redet davon wie von etwas Fremdem. All dieses Fremdartige, Getragene und Erhöhte wohnt Nietzsches Hymnen und Dithyramben in hervorragendem Grade inne. Dies in Beziehung zu unserem Leitmotiv gesetzt, ergibt: die Selbstironie der früheren lyrischen Episode tritt uns hier in der Hülle einer feierlichen Entrücktheit entgegen. Dieser getragene, gleichmäßig hohe Ton ist tief verwandt mit den neckischen Spöttereien der früheren Jahre, beides ist nur eine Hülle für das alte Problem von Nietzsches Menschenleben: Mein Schmerz und — mein Glück! Dem Leid zu entfliehen, entlockt er seiner Laute übermütige Koloraturen; aber das Leid zerschneidet ihm die Saiten, daß ihnen ein wimmernder Mißklang entflieht. Dem Leid zu entfliehen, sucht er es mit feierlichem Händeauflegen zu beschwören und sich auf den Schwingen einer unmenschlichen Weltliebe darüber zu erheben. Aber der Schmerz steigt mit hinauf in die Höhe und holt sich, wie der Falke den Reiher, aus den reinsten Regionen der Höhe sein Opfer herunter.

Wundervolle Mischungen des Stiles und der Stimmungen würzen auch diese letzten Dichtungen. Wäre unser Publikum reif dafür, so böten sich in Schöpfungen wie „Zwischen Raubvögeln", „Nur Narr! nur Dichter", „Klage der Ariadne" und ganz besonders „Unter Töchtern der Wüste" einem verständnisvollen Rezitator Aufgaben von höchster Dankbarkeit. Vielleicht aber wird eine spätere Zeit stark und frei genug sein, diese Dokumente des entsetzlichen Zwiespaltes zu ertragen und aus ihnen einen Abglanz jenes Weltgefühles zu gewinnen, das der alten Welt durch die antike Schicksalstragödie vermittelt wurde.

Nietzsche als Dichter hat vielleicht die ergreifendsten Ausdrücke des Zwiespaltes geliefert, unter welchem die Menschen dieser Uebergangszeit gelitten haben. Seine Lyrik verdient daher einen Ehrenplatz in der neueren Literaturgeschichte; die Stellung, die sie in der literarhistorischen Schätzung der Gegenwart immer noch einnimmt, ist ihrer in keiner Weise würdig.

München. **Wilhelm Michel.**

Ein Leonardo-Buch.

In der mit Leon Battista Alberti beginnenden Reihe universaler Künstler und Geistmenschen der Renaissance hat von jeher Leonardo da Vinci die oberste Stelle innegehabt, obwohl oder vielleicht auch weil man ihn weder als Künstler noch als Denker genügend kennen lernen konnte. Seine Werke gingen bis auf wenige unter, von intimen Schülern hat er nur einen hinterlassen, seine zahlreichen Manuskripte trieben sich da und dort in Bibliotheken und bei Privaten umher, zerstreut und ungeschätzt. Statt dessen wirkte Leonardos mächtige Persönlichkeit wie ein Zauber fort, in Anekdoten, Liedern, Mythen, Lügen, von einem fabelhaften, vagen Nimbus umfleissen. Er galt hier als Erfinder und genialer Ingenieur, dort als Philosoph, Musiker, Dichter, da als Zauberer, Astronom, Chemiker, und sogar die wenigen Werke seiner Hand, die ihn überdauerten, umgab bald ein ganzer Kranz von Mythen.

Für unsere Zeit, namentlich nachdem zum Burckhardt'schen Renaissancekultus noch die seltsam internationale neueste Beschäftigung mit okkulten Dingen gekommen war, wurde Leonardo von neuem ein Ziel der Sehnsucht und Wißbegier, ein magischer Name, dessen Klang tiefe Schauer beschwor. Tatsächlich aber blieb er uns, wenn wir die engsten Forscherkreise ausnehmen, so unbekannt und unverstanden wie den früheren Jahrhunderten. Er blieb der große Rätselhafte, der von Wolken und Sage Umschleierte, der magische Verführer und Zauberer, und es wird nachgerade Zeit, dieser im Grunde echten, nunmehr aber ungesund übertriebenen Verehrung andere Wege zu weisen, sonst wird Leonardo uns am Ende noch zu einem Zauberer Virgil.

Und dazu ist er zu gut. Er ist viel zu edel und groß, um dieser Rätsel und Schleier und Legenden zu bedürfen; das wenige Wahre und Sichere, das wir von ihm wissen, wiegt den ganzen Fabelwust reichlich auf. Zur Förderung dieser Erkenntnis gibt Marie Herzfeld in ihrem Leonardo-Buch*) einen wertvollen Beitrag. Das schöne Buch enthält, nebst einer im guten Sinne populären Einleitung, eine Auswahl von Aufsätzen, Notizen, Sprüchen aus Leonardos Manuskripten in wörtlicher Uebertragung. Es fehlte bis jetzt an einer solchen Publikation in Deutschland vollständig, wie es denn der Fluch unserer modernen Wissenschaft ist, daß sie nur pro domo arbeitet, Bausteine sammelt, und das Volk hungern läßt. Die meisten unserer jungen Romanisten z. B. [illegible] lieber zwei Bände über eine antiquierte [illegible], als daß [illegible] uns etwa eine schöne alte Novelle oder Sage gut [illegible], wie es seinerzeit die [illegible], A. v. Keller und andere getan haben. Es war

*) [illegible] der Denker, Forscher und [illegible]

auch Leonardos reicher literarischer Nachlaß bis jetzt fast unverwertet. nur sein Traktat über die Malerei (nach dem Codex Vaticanus 1270) ist in den Wiener „Quellenschriften“ nicht nur wiedergedruckt, sondern auch in guter Uebersetzung von Heinr. Ludwig herausgegeben worden.

Das vorliegende Herzfeld'sche Buch ist eine Blütenlese aus den bis jetzt durch Faksimileausgaben zugänglich gewordenen Manuskriptbänden des Meisters, ganz persönlich ausgewählt, sehr wörtlich übersetzt und unter wohlgewählten Kapitelüberschriften geordnet. Wie man weiß, enthalten mehrere dieser (vielfach verstümmelten) Nachlaßbände in buntestem Wechsel Tagebuchnotizen, Briefentwürfe, Aphorismen, Schwänke, Zeichnungen, persönlichste Vermerke und Mahnungen, dann wieder Kalkulationen, Rechnungen, Voranschläge, flüchtig notierte, malerische Motive, Naturbeobachtungen, moralische Sentenzen, Devisen, Vorwürfe zu Zeichnungen und dekorativen Arbeiten u. s. w. Gerade aus diesem Vielerlei, nicht aus den einheitlicher ausgeführten Traktaten, hat die Uebersetzerin mit Vorliebe geschöpft, und so blieb ihrem Buche etwas vom fragmentarischen Zauber eines Notizbuches, den wir durchaus nicht vermissen möchten. Ein fast phantastisch buntes, wechselreiches Stück Leben, Kampf, Nachdenken und heißes Ringen, Alltägliches und Entlegenstes vereinigend, steigt in schöner Frische und Fülle fast verwirrend vor uns auf. Und je bunter und heterogener das Nebeneinander der Stoffe, desto mächtiger und adliger wirkt die geheime seelische Einheit. Ueber dem Wust von tausend Einfällen, Gedanken, Träumen, Sorgen, Scherzen steht ruhig und klar die überlegene, in eminentem Sinne geistige Persönlichkeit Leonardos. Wenn man sich ein wenig eingelesen hat, könnte man dazu kommen, sich zu verwundern, daß Leonardo überhaupt noch gemalt und modelliert hat, daß er noch so viel mit Stift und Lineal und Pinsel arbeitete; denn sein ganzes Wesen strebt mit wundervoller Klarheit nach dem rein geistigen Erkennen und Beherrschen der Dinge. Die kleinste malerische, anatomische, physiognomische Beobachtung verlockt ihn zum Systematisieren, zum Ausbauen einer Theorie, und er sagt selber: „Immer muß die Praxis auf gute Theorie gebaut sein“ und: „Die Wissenschaft ist der Hauptmann; die Praxis, das sind die Soldaten.“ Dabei fühlt man, wie das Bewußtsein seiner Fähigkeit zum „Hauptmann“ ihm zur ewigen Sehnsucht wird, denn im Leben mußte er eben „Soldat“ sein.

Noch viel zwingender und herrlicher aber wächst aus dem Betrachten dieses ungeheuer tätigen, tausendfach arbeitenden und Tausenderlei umspannenden Lebens die Erkenntnis jenes obersten Prinzips aller schöpferischen Begabung, des tiefsten Gesetzes aller Fähigkeit und Fruchtbarkeit: der Liebe. Was wäre diese zerstreute Masse von Beobachtungen, Gedanken, Studien und Plänen, wenn nicht ein mächtiger Herzschlag durch alle ginge, das rastlos heiße Pulsen einer unzerstörbaren Liebe zum Leben, zum Ganzen, zum Universum. Sie ist das fundamentale Geheimnis der Universalität, bei Leonardo so gut wie bei Goethe. Eine glühende Sehnsucht, das Ganze der Welt in verstehender Liebe zu umfassen und an sich zu ziehen, steht hinter jedem Gedanken und blüht noch im kleinsten Satz und Wort als nüancierende, belebende, elektrische Kraft.

Also ein „Lebensbuch“ höchster Art. Nur muß man es zu lesen verstehen, muß nicht hindurch eilen und stolpern, nicht überschlagen, nicht bohren und suchen, sondern warten und aufmerken. Erst dann wächst aus den vielen winzigen Teilen das große Organische, und plötzlich werden die Zeilen lebendig und vor dem Lesenden rauscht nahe und ergreifend der geheimnisvolle, dennoch klare Strom eines ungeheuren Lebens vorüber. Dann verstehen und erleben wir Leonardos Worte: „Die große Liebe wird aus der großen Erkenntnis des Gegenstands geboren, den du liebst.“

Das Herzfeld'sche Buch will und soll nicht eine Vollendung, sondern ein Anfang sein. So oder so ist es eine dankenswerte Gabe, zu gut für die Menge, aber den Feineren und Ernsteren desto teurer. Meiner herzlichen Empfehlung füge ich mit besonderer Freude ein rühmendes Wort über die äußere Gestalt des Buches bei. Sorgfältig gedruckte Bücher sind ja seit kurzem nicht mehr so ganz selten, hier aber erfreut vor allem die noble Schlichtheit, welche auf Experimente verzichtet und dem Druckbild jeder Seite seine kräftig schöne Wirkung gönnt. Format, Druckordnung und Titelblatt schließen sich überaus glücklich den Prinzipien des XV. Jahrhunderts, der besten Zeit des Buchdruckes, an.

Calw. **Hermann Hesse.**

Ein neuer Erzähler.

Wir sind nun so weit, daß uns die naturalistische Kraftkost nicht mehr munden will. Wir erleben es fast täglich, daß irgend ein kein[illegible] [illegible] [illegible] Da liegt er nun ganz [illegible] in einer Reihe, [illegible] mit ihren [illegible] einen Horizonten. [illegible] und es geschieht ihm [illegible] Die Entwicklung will [illegible] der Phantastik der [illegible]

[illegible]

Vom Gewöhnlichen zum Ungewöhnlichen ist es nur ein Schritt; guten Mutes haben wir ihn getan und der Meister dieses Ungewöhnlichen, der großen Kunst in schlichtesten Formen ist auch schon gefunden. Wer möchte heute noch daran zweifeln, daß Maeterlinck als sieghafter Erbe die Hinterlassenschaft der Ibsen, Zola und Hauptmann anzutreten gekommen ist? „Monna Vanna“ wandelt hörbar über die deutsche Bühne. Der verträumte Vlame sieht sich mit einigem Erstaunen als Ueberwinder gefeiert, und er steht erst im Beginne seiner unvermuteten Laufbahn.

Unwillkürlich gerät man, sucht man diesen geistigen Oberströmungen der Gegenwart auf den Grund zu sehen, in eine sanfte Ironie, ja in eine Selbstironie hinein. Denn so frei steht keiner für sich allein im Empfinden seiner Zeit, daß er ihre harmlosen Kontrastbedürfnisse nicht mitempfände, aus eigenem zu erklären, zu begründen wüßte, sie zu verteidigen geneigt wäre, und dies umsomehr, als der Wechsel nicht allein auf suggestive Wirkungen der Mode zurückzuführen ist, sondern mit tiefer liegenden Fragen und Forderungen von Geist und Sinn deutlich zusammenhängt. Gerade weil man aber die innere Notwendigkeit eines Umschlages im Druck der geistigen Atmosphäre so deutlich spürt, verspürt man unangenehm deutlich und verstimmend die Geräusche, den Staub und den Lärm, mit denen man allerwärts sich neu einzurichten strebt, so modern wie möglich, noch schnell vor Anbruch des neuen Tages. Da werden dann die vorhandenen guten Meinungen auf Abbruch billig verkauft, „aufgelassen“, wie der anschauliche Fachausdruck lautet, nur damit man den Rücken und die Hände frei hat, so viel vom „Kommenden“ aufzupacken wie möglich, so früh wie möglich sich auf der Höhe der Situation eine Unterkunftshütte zu bauen, nach außen im Palaststil, wenn auch nur eine aus Papiermaché. Das sind so modische Staubwolken, die den blauen Himmel der Erkenntnis wirklicher Entwicklung trüben und noch stets getrübt haben. Ueber, nicht unter ihnen gibt es Blicke auf die Welt und den Menschen, auf Sonne, Mond und Sterne. Da wird dann freilich das Große oftmals klein, und das Kleine groß, da übersteigen wir im Geiste die Zeiten und, trotz Fausten, auch einiges vom Geiste der Zeiten, da sehen wir ohne alle Fernstecherei, daß es nicht so glatt ergänzend mit Tod und Leben zugeht, daß das, was längst totgesagt wurde, immer noch fröhlich dahinlebt, und das, was laut Aussage aller durchaus berufen ist, zu leben bis in alle Ewigkeit, kaum noch den nächsten Tag erleben wird.

Darin sind wir uns wohl einig, daß der Naturalismus nötig war für das Gedeihen unserer Dichtung. Kärrnerarbeit, gewiß, aber eine fruchtbare. Gab er uns keine in sich vollendete Kunst, so gab er uns doch die Natur zurück, und das Vertrauen, uns ihrer unmittelbar zu bemächtigen. Nicht eine Revolution der Kunst, sondern der Kunstmittel — die verdanken wir ihm, und so etwas stirbt nicht über Nacht. Die Heimatkunst, soweit sie Kunst ist, erweist das. Zu allen Zeiten ist es Aufgabe der echten Dichtung gewesen, aus dem Gewöhnlichen, dem trivial Alltäglichen das Ungewöhnliche, den höheren Zusammenhang der Dinge ahnen zu lassen. Aber so ist das nicht gemeint, daß wir das Ungewöhnliche als etwas Alltägliches empfinden sollen, denn da wird es trivial. Ich muß gestehen, daß mir diese Trivialität der verschleiert abgründigen Worte gefährlicher scheint als jene, in die der konsequente Naturalismus mit „Tja“ und „Ah so“ verfallen muß, denn diese letztere kann auch der mangelhafte Instinkt zur Not erkennen, die andere aber leitet ihn geradeswegs in die Irre. Wo sind nun die Talente, die, statt sich ästhetisch vor dem profanen Naturalismus zu bekreuzigen und zu „Ewigkeitslauten“ ihre Zuflucht zu nehmen, eine natürliche Wiedergabe des Lebens in den neuen Formen versuchen und dennoch über die lokale Begrenzung durchs Milieu, durch eine bestimmte Heimat hinausstreben? Die in die neue Form den neuen Geist zu bannen wissen, den dichterisch bewußt gewählten Geist, der sie erst im höheren Sinne lebendig macht?

Talente, Erzählertalente dieser Art sind in den letzten Jahren um so deutlicher hervorgetreten, je undeutlicher die Führer des konsequenten Naturalismus zurückgetreten oder zurückgedrängt worden sind. Wir müssen indes unterscheiden: Die einen haben während des jüngsten Sturmes und Dranges ihre eigene Entwicklung gehabt, sie stellen gleichsam die letzten Ausläufer einer literarischen Kultur dar, die nur noch historisch besteht. Zu ihnen rechne ich Ricarda Huch, Karl Spitteler und Wilhelm Weigand. Hier ist in der Tat die Verbindung mit den Goethe, Keller, C. F. Meyer nicht unterbrochen oder mindestens durch naturalistische [illegible] nicht ernstlich gefährdet worden. Die andere Gruppe nimmt ihren Ursprung aus der Gegenwart, ist von vornherein mit naturalistischen Kunstmitteln vertraut und sozusagen geistig verwachsen, und ihre Entwicklungslinie hat statt des rückweisenden [illegible] eine [illegible] Vorwärtsbewegung: sie führt in stofflich neue Gebiete; neue Probleme werden aufgegriffen, aber nicht nur erörtert, sondern auch zu lösen versucht, was ja bekanntlich der [illegible] Kunst der Naturalisten [illegible] und ist. Dieser zweiten Gruppe [illegible] Gustav Frenssen, der freilich seinen [illegible] Keller und Raabe [illegible]: Leopold Weber. [illegible] Die Bedeutung dieses letzteren [illegible] Bücher erläutern.

Das Erstlingswerk ist der Roman „Peter Michel“ *) und erst ein gutes Jahr alt. Wir finden in ihm ganz im Sinne des psychologischen Entwicklungsromans alter Schule einen unbedeutenden Durchschnittsmenschen als Mittelpunkt alles Geschehens, als „Helden“. Wir sehen, wie Peter, dieser Gemütsmensch, sich langsam, aber sicher zum hausbackensten Philister heranwächst. Als Junge hat er wohl Momente, wo er zum Beispiel Winters in die Höhe blinzelt, um auszuspähen, „woher denn eigentlich die Flocken kämen, und ob man sie schon von ganz oben herab verfolgen könne. Aber er sah stets nur einen Schwarm Millionen tanzender grauer Punkte, ohne einen einzigen festhalten zu können — dann wünschte er soviel Jahre zu leben, als er Flocken sähe, und dann schneiten sie ihm in die Augen und er sah schließlich gar nichts mehr“. Er ist ein guter Junge, folgsam und fleißig, weil man ihm eingeprägt hat, daß dies notwendig sei. Er ist nicht kritisch von Natur und betrachtet die Dinge „nur als Tatsachen“. Die Mutter, die in dem kleinen bescheidenen Gemahl, Herrn Schuster Michel, den „Sinn für Höheres“ so gar nicht gefunden hat, möchte ihn im Jungen geweckt sehen. Peter kommt zu Kantors in die Pension, und noch weiter in die Welt hinaus, er soll studieren, Mathematik natürlich. Weshalb natürlich? fragt ihn der Kantor zum Abschied. Peter weiß es eigentlich selber nicht. Vielleicht lieber Theologie? Nein — eigentlich nicht. Ja also — sagt der Kantor — dann bleibt nur die Mathematik. „Diesem Fach widmest du dich also wirklich mit Leidenschaft.“ — Zum Abschied muß Peter dem Liesel, der hübschen Kantorstochter, einen richtigen Kuß geben. Das heißt: sie gibt ihn her, denn er ist von dieser Aufgabe sehr überrascht und weiß nicht, wie und wo. Aber er liebt sie, das kecke Liesel.

In der Musenstadt geht es ihm recht bunt. Das weibliche Geschlecht zieht ihn an und stößt ihn ab, ja, er wird in eine so schnöde Situation verwickelt, daß die Mutter Extrapost nimmt, um ihn durch eine schnelle Verlobung zu retten. Diesmal aber widersteht er: nein, unter keinen Umständen. Es ist der erste Versuch zur Selbstbestimmung. Denn er fühlt sich ja unschuldig und versteht nicht, was die Mutter hat. Dann geht's als Schulmeister in die mittlere Stadt, aber sein Pech geht mit ihm, und wie bisher benimmt es ihm die allerschönsten Gelegenheiten. Er kommt immer zu spät, so bei Frau Ottilie, die er zart romantisch verehrt, obgleich sie bereits die Frau seines Rektors ist. Sie hat eine solche Aehnlichkeit mit dem Liesel, daß er nicht anders meint, sie sei es. Um sich den Irrtum zu kurieren, geht er mit vieler rechtschaffener Ueberlegung hin, um 's Liesel zu werben. Die aber ist ein rechter Galgenstrick, verführt ihn wohl, will aber durchaus nicht geheiratet sein. So bleibt er still für sich und läßt sich von der Rektorin malen. Bis es ihn dann doch erreicht, sein Schicksal, in Gestalt Tinchens, die ihm, er mag wollen oder nicht, mit Rührung und sanftem Druck unwiderstehlich umgehalst wird. Dann freilich ist ihm ganz behaglich so. Die Kinder wachsen heran, sein Vollbart geht in die Länge, seine Figur in die Breite, und als die Liesel, die eine brillante Karrière übers Tingeltangel bis ins gräfliche Ehebett gemacht hat, ihn eines Tages besucht, versichert er mit festlich gehobener Stimme, mit dem Tonfall des geübten Schulredners: „. . . . Ja, ja, Frau Gräfin! Die Hauptsache im Leben ist, daß man glücklich wird!“

Ironisch trocken gibt Huch diesen ergötzlich wahren Lebenslauf zum besten, scheinbar kunst- und absichtslos, in Wahrheit aber bei aller Mannigfaltigkeit und Breite des dargestellten Lebens mit vieler feiner Kunst und ganz bestimmter Absicht. Zugegeben, daß die Mutter um eine volle Stufe höher als eine Schustersgattin gewöhnlich steht, so wie sie ist, als Vertreterin kleinbürgerlicher Bildungsphilisterei lebt sie, und selbst ihr gewaltsames Ende durch eigene Hand wird durchaus wahrscheinlich dargestellt. Ueberhaupt wird man bei Huch auch nicht einen der unvermeidlichen Statisten aus Romanland antreffen. Er individualisiert die unbedeutendsten Nebenpersonen und oft ganz köstlich schlagend durch den kleinsten Zug. Von Peter und Tinchen heißt es einmal: „Es zeigte sich auch bald, daß sie ihn liebte. Er sagte einmal, seine Lieblingsfarbe sei blau und von da an trug sie täglich ihr blaues Kleid, das eigentlich nur für den Sonntag bestimmt war . . .“ Julius, der blonde gute Schwager, umarmt Peter gern, küßt ihn auch und legt all sein Gefühl für ihn in das eine Wort „Schwagerherz“! Peter fährt aufs Standesamt: „Tinchen saß steif und feierlich auf ihrem Sitze. Peter wagte kaum, sie anzusehen. Denn sie ergriff dann jedesmal seine Hand und blickte ihn zärtlich an.“

Wir hätten hier also nicht nur mehr eine bloße Eroberung neuen Stoffes, sondern ein ironisch freies Durchgeistigen des unmittelbar dem Leben entnommenen Stoffes. Alles ist gegenständliche Handlung, die Schilderung ist fast überall und immer in den wesentlichen Punkten in Gestaltung, in höchst anschauliche Plastik umgesetzt. Wo reflektiert wird, geschieht es glaubhaft aus den Charakteren heraus. Wir bekommen keine Steckbriefe, keine Charakterbeschreibungen mehr, sondern die Charaktere selbst in ihrem Tun und Lassen vors innere Auge. Eine derb realistische Phantastik spukt in Gestalt einer halbverwirrten Tante umher, groteske Uebertreibungen stoßen auch sonst noch auf, stören aber keinen Augenblick.

Liest man dann die „Geschwister“ *), so gerät man in eine ganz andere Welt. Drei Kinder wachsen im Landhause des gräflichen Paares einsam heran. Als Geschwister gelten sie einander und sind es nur bedingt oder gar nicht. Kornelie, ein innerlich leidenschaftliches, verschlossenes Wesen, stammt aus einer unehelichen Verbindung des Grafen vor seiner Ehe. Seine Gemahlin hat ihm Felicitas mitgebracht, ein sonnenhaftes Geschöpf, eine vegetativ harmonische Existenz. Als einziges Kind der Ehe wächst Jasmin heran, ein feuriger Junge. Die Kinder entwickeln sich, und es ist höchst reizvoll, zu verfolgen, wie die ursprüngliche Natur in allen dreien allmählich zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt. Das geschieht mit vermehrter Klarheit von da ab, wo Hagen, der junge Hauslehrer, in den engen Kreis eintritt. Die Mädchen sind beide im kritischen Alter; im Knaben, noch ganz Kind, keimt der Mann. Ein anmutiges Hin- und Widerspiel um den Besitz Hagens beginnt. Dann kommt ein Tag, da Kornelie vom Grafen ihre Herkunft erfährt, und bald danach ein anderer, da sie ihrer Neigung zu Hagen, ihrer Abneigung gegen Felicitas so stark bewußt wird, daß sie ohne Abschied das Haus verläßt. Felicitas verfällt einem schleichenden Uebel und welkt in wenig Wochen blumengleich dahin. Hagen nimmt nun Abschied, Jasmin rüstet sich zur Reise, die Eltern bleiben allein.

Man sieht: es handelt sich um ein Problem, und nur insofern dieses entwickelt wird, entwickeln sich die Charaktere. Also eine ganz andere Aufgabe als im „Peter Michel“, dessen Erlebnisse bestimmend waren für den Ablauf des Romans. Indessen möchte ich das Problem der „Geschwister“, das dem Verfasser als ein Romanproblem erscheint, auf Grund seiner gesuchten Voraussetzungen doch lieber als ein novellistisches ansprechen. Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, zwischen den Kindern unter sich ist ganz symmetrisch stilisiert, und wenn es auch nicht bestritten werden soll, daß diese Symmetrie sich im Leben finden kann, so erscheint sie hier eben als ein Sonderfall und demzufolge in künstlerischer Erzählungsform nur novellistisch darstellbar. Die Fäden der Empfindung laufen von Vater zu Mutter, von Stiefvater zu Stiefmutter, von den Kindern je nach ihrer Blutsverwandtschaft schwächer oder stärker in ganz gleichen Teilen zu den Eltern, zu den Geschwistern hin. Aber es ist erstaunlich, wie gewandt und sicher uns Huch im ganzen über diesen genauen Ausbau unmittelbar ins quellende Leben hinüberzuführen weiß.

Die Psyche des Kindes ist uns eine ferne Welt. Freilich sind wir selber einmal in ihr auf- und abspaziert, und wissen dies und das an dummen Streichen, kleinen Leiden, Freuden und ungeheuren Seligkeiten. Aber schon der nächsten Generation gegenüber stehen wir oftmals betroffen da, und es ist uns, wie wenn unsere Kinder viel schneller gescheit würden und viel reifer und mannigfaltiger empfänden als wir, da wir waren wie sie. Nun bedenke man die verwickelte Stellung, in die Huch die Kinder seiner Novelle gebracht hat, und man wird die Schwierigkeit einer psychologisch klaren Entwirrung dieses fest verknoteten Problems ermessen können. Aeußerlich geschieht rein nichts oder so gut wie nichts, alles ist innerliches Erleben aus den kleinsten alltäglichsten Ursachen heraus. So mutet die Grundstimmung des Ganzen idyllisch an, sie erinnert zu Zeiten direkt an den Storm'schen Novellenton, und wenn nicht ein wenig barocker Humor an die Streiche einer kleinen hilflosen Engländerin, etwas Satire an die Entwicklung Alicens, der Gräfin, gewendet worden wäre, könnte man meinen, der Huch des „Peter Michel“ suchte etwas darin, seine kräftige Hand diesmal zu verleugnen, statt des Holzschnitts die feingedämpfte Radierung zu geben. In der Kürze, der Geschlossenheit freilich ist er der nämliche geblieben, aber der Stoff verlangte diesmal mehr analytische Betrachtung. In ein paar Aufzeichnungen des Grafen, der mit Absicht ganz indifferenter Hintergrund bleibt, und die Ereignisse in einem edlen, wohlgeordneten Geiste nur zu spiegeln hat, gibt Huch gern solche elegische Reflexe der Stimmung hin. In den Träumereien der Kinder, in den „Träumen der Kornelia“ breitet er eine Romantik aus, die neu an ihm ist. So heißt es einmal, als Hagen Kornelia von seiner Kindheit erzählt: „sie . . . rechnete zurück in ihrem eigenen Leben, um an jenen Zeitpunkt zu gelangen, der in irgend einer Weise Bedeutung für Hagen selbst gehabt hatte; und dieses rein zeitliche Nebeneinanderstehen ihrer früheren Tage war ihr fast wie eine warme körperliche Berührung“. Wie naiv getreu klingt es, wenn Jasmin von seinem neuen Freunde Hagen berichtet: „Ich glaube, er ist furchtbar stark! Im Garten hat er den Arm ausgestreckt, und ich habe den Aufschwung an ihm gemacht. Und morgen springt er über den Bach!“ Mit solchen anschaulichen Momentbildern kontrastiert dann freilich die romanhafte Art, mit der H[illegible] „diese trägen Wogen aufrollen“ läßt; wie er ein andermal das Schicksal zitiert, das ebenfalls „noch eine schwere Woge über Kornelia rollen würde“, wie er auch we[illegible] sehr zutreffend von sich, dem Dichter aus, bemerkt: „Eine Sache, die [illegible] Anfang unmöglich erscheint, zeigt in der Ausführung oft weniger Bedenklichkeiten.“ Nun schließ[illegible] das [illegible] Flüchtigkeiten des Stils, die zum Beispiel im „Peter Mich[illegible] weniger stören, weil sie dem dortigen Milieu angemessen sind, [illegible] dessen Charakteristik mitverwendet werden. Hier aber fallen sie merklich aus dem Stil heraus. Unzureichend begründet erscheint nur dann d[illegible] geheimnisvolle Tod der Felicitas; da denkt man wirklich an den [illegible]

* Hamburg, Alfred Janssen.

* Berlin, S. Fischer.

rühmten Dachziegel. Aber im ganzen hält dieses Buch durchaus, was der Roman versprach. Wie keusch, wie vornehm ist die erwachende Sinnlichkeit in den Mädchen zur Anschauung gebracht, wie sorgsam spielt das Bewußtsein über die Tiefen des Unbewußten in den jungen Seelen hin und wieder. Scheint auch die gestaltende Kraft, Stimmungen durch Geschehnisse anschaulich zu machen, ein wenig gegen den stürmischen Ueberschuß im „Peter Michel" zurückgetreten zu sein, so ist die verstärkte künstlerische Selbstbeherrschung, die Huch damit gewonnen hat, nicht gering anzuschlagen. Er ist ein durchaus selbständiges Talent, dem Gehalt wie der Form nach, ein gesunder Geist mit guten Kennzeichen deutscher Eigenart.

Wir brauchen sie aber auch, diese Geister, die uns das Labyrinth der eigenen Brust erschließen an all den vertrauten Dingen rings um uns her. Es genügt uns eben doch nicht, nur die Dinge trocken gespiegelt, noch weniger einige phantastische Seifenblasen über den Dingen verpuffen zu sehen. Phantasie ist eine schöne Sache, und Phantasiekunst auch, aber sie wird, wie das Licht, erst dann wahrhaftig wirksam, wenn sie die Dinge dieser unserer Welt berührt. Da stehen wir nun einmal und mögen die Dinge auf dem Mars und der Venus einstweilen sich selber überlassen.

Dresden. **Eugen Kalkschmidt.**

Bücher.

Dr. Albert Bielschowsky: Goethe. Sein Leben und seine Werke. In zwei Bänden. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Ueber der Vollendung seines Goethebuches ist Bielschowsky gestorben; das Werk wurde von Theobald **Ziegler** mit dem Faust- und dem Schlußkapitel beendet, über Goethe als Naturforscher schreibt sehr schön S. **Kalischer**. Was mir an diesen zwei stattlichen Bänden von besonderem Wert erscheint, ist die durchaus glückliche Behandlung von Goethes äußerem Leben, die natürlich schon durch die genauere Ausbeutung der Quellen ihre Vorgänger hinter sich lassen kann und ihren Höhepunkt in der gedrungenen und klaren Darstellung von Goethes und Schillers Freundschaftsbündnis erreicht. Daneben kommt aber der Künstler Goethe nicht zur vollen Geltung. Aesthetisch feiner empfindende Naturen werden hier oft peinlich berührt; überkommene Urteile muß man über die Wahlverwandtschaften oder den zweiten Teil des Faust hinnehmen; die „Unterhaltungen" werden allzurasch abgetan oder es wird, ganz unstatthaft, schroff abgegrenzt: wo Goethe aus dem Leben schöpfte, schuf er Meisterwerke, während in Werken, „die ihn nach ihrem Gedanken- oder Zeitgehalt beschäftigten oder die ihm durch ihre poetischen Eigenschaften gefielen", das Herzblut nach kurzer Zeit versiegte oder gar nicht floß. Solche Einteilung hat etwa bei der Behandlung von „Hermann und Dorothea" üble Folgen gehabt. Da wird geschlossen: Das Epos ist ein Meisterwerk; folglich hatte es seine Quelle im Leben, und zwar war Lili das Modell zur Dorothea. Aus dem Leben geschöpft ist ja „Hermann und Dorothea" in einem Grad und einer Vollendung, wie kaum eine andere Dichtung Goethes; dazu ist aber noch kein Modell nötig, schwerlich wohl Lili, und die gar nicht überzeugende Beweisführung zeitigt arge Geschmacklosigkeiten, so, wenn man gar glauben soll, Goethe sei auf Dorotheas erste Verlobung deshalb gekommen, weil auch Lili vor ihrer Heirat bereits zweimal verlobt war. — Oder, warum in einer Abhandlung über Goethes Lyrik einfließen lassen, es fehle ihr das Traulich-Gemütliche (?), das Demütig-Fromme (!) und das spezifisch Vaterländische? Des ferneren scheint mir Goethes Verhältnis zur bildenden Kunst nicht genug ausgeführt, gewiß wäre seine Abneigung gegen die Kunst der Romantik nicht hauptsächlich von seinem — Protestantismus aus zu erklären. Wenn man aber von diesem so hoch denkt, wie es durch das ganze Buch geschieht, muß man freilich über den katholischen Schluß des zweiten Teils des „Faust" ungehalten sein, dessen Kritik von Th. Ziegler abzulehnen ist, und dies aus dem Gesichtspunkte, daß man heute doch nicht so einseitig sein möge, um entweder nur an der strotzenden Derbheit und rein menschlichen Zartheit des ersten oder dem „oft recht krausen" Altersstil des zweiten Teiles Geschmack finden zu können. **M. M.**

Revue der Revuen.

Süddeutsche Monatshefte. Das neueste (Juli-) Heft der Süddeutschen Monatshefte ist fast ausschließlich Oesterreich gewidmet. Franz **Zweybrück** bringt „Politische Momentaufnahmen", die freilich mit einem etwas regierungsfreundlich getrübten Okular aufgenommen wurden, Michael **Hainisch** bespricht „Die volkswirtschaftlichen Verhältnisse", sowie die separatistischen Bestrebungen Ungarns, deren baldigen Erfolg er bezweifelt und Rudolf **Lothar** schildert das Wirken und die namhaften Bauten [illegible] in Wien. Außerdem enthält das Heft einen interessanten Aufsatz von Adolf **Stöhr** über Klangfarbe und Tonfarbe, sehr lesenswerte Aphorismen aus Adolf Pichlers bisher noch ungedruckten Tagebüchern, Erzählungen von M. E. delle **Grazie** und Wilhelm **Fischer** (Graz), endlich Gedichte von Schaukal, Hugo Salus und Hermann Hango.

Die Emigranten in Koblenz.

[illegible]

Einzig autorisierte Uebersetzung a. d. Schwedischen von Francis Maro.

[illegible] auf den Marktplatz trat, wo die Obstluft die blau [illegible] und die Sonnenbestrahlung [illegible] durch den [illegible] nun [illegible] Ent[illegible] der Vater der [illegible] nahe daran, [illegible] zu verkündigen. Der Tag war so schön. Man denke stunden-lang gedankenlos durch diese Blumenstadt zu schlendern und in Erwartung des Stelldicheins bei Sonnenuntergang Blicke, Düfte und Lächeln das Bild des achtzehnjährigen, jungen Mädchens umspielen zu lassen, das er liebte und für die alles an diesem Tage strahlte. Man denke, sorglos lange, sonnenbeschienene Gassen unter grünen Bäumen hinabzuwandeln, die Glocken läuten und läuten zu hören und immer eifriger die Schläge zu zählen, bis das pochende Herz selbst ruft: nun ist es Zeit — während alles auf dem eiligen Wege zur Begegnung Zeichen und Omen wird, die Namensinschrift eines Schildes, auf die das Auge fällt, der rasche Flug des Vogels über dem Haupte, ein Bettelweib, dem man mit Freuden sein Scherflein schenkt. Und wenn seine Umarmung sie dann umschloß und seine Hände ihr Köpfchen hielten, während die braunen Locken sich um seine Finger ringelten, war es da nicht, als ob ein Ring sein Leben umschlösse, dessen goldener Kreis in seiner Abgeschlossenheit so vollkommen war, daß die Außenwelt jenseits desselben wie ein wirres Chaos erschien? So empfindet der Tempeldiener, der auf friedegeweihtem Gebiete lebt, wenn er in die wilden Wälder und die verwirrten Wege außerhalb seines Heiligtums blickt.

Und doch, sowie Philippe allein war und Konstanzens Arme seine Gedanken nicht durch ihre Liebkosungen banden, fühlte er ein geheimnisvolles Sehnen nach der Ferne, fort von dem selbstischen Glück nach dem großen Volkskampf in Paris. Denn sie ließen ihm keine Ruhe, die Stimmen des Konvents.

Aus der Ferne, aus der verlassenen Vaterstadt schwollen und dröhnten sie wie Bergesrauschen und Meeresstürme und zogen wie die Stimmen der Berge und des Meeres durch Dunkel, Entfernung und Einsamkeit. Und wenn Philippe allein durch die Gassen streifte oder daheim über das Buch gebeugt saß, dann hörte er diese Stimme immer rufen: Philippe de Virieu. Es war ein Chor von Stimmen, der da erschallte, und so wie ein überreiztes Gehör von dem Klang des Raumes und der Dunkelheit erfüllt wird, so ward sein Ohr von dem Brausen dieses Rufes erfüllt, bis jeder Lebensnerv vor Angst zitterte.

Dann pflegte er Schutz vor sich selbst bei anderen zu suchen, bei jenen, die die Umstürzler haßten, ihre Taten schmähten und ihre Namen verfluchten. Und es fehlte nicht an solchen in Koblenz, ihre Gehässigkeit kannte kein Maß, und sie betrachteten den Volkskampf nur als einen Auflauf losgelassener Narren, deren Wahnsinn die Zwangsjacke und Handschellen ein rasches Ende bereiten würden. Philippe saß da und lauschte diesem grenzenlosen Haß und Hohn — aber ohne dadurch Hilfe oder Ruhe zu finden. Selbst verstümmelt und entstellt erschütterten die Freiheitsworte aus dem Ballhause zu Versailles und die Brüdergelöbnisse sein Herz! Geheimnisvoll ansteigend wie der Tonfall des Rituales auf den Lippen des Gläubigen lebten diese Worte in ihm, und jedesmal, wenn er sie wiederholte, erschienen sie ihm größer und gewaltiger und erlangten höhere Macht über seine Gedanken und weckten tieferen Widerhall in seiner Seele. Es war ein neues Evangelium, die Lehre der Erneuerung, der Geist der Zukunft; aber wie viel neues diese Worte auch bargen, so erschienen sie ihm doch nicht unerwartet, kaum unbekannt. Es war, als hätte er all diese Lehren geahnt, seit er überhaupt denken konnte, nur undeutlich und unklar, so wie ein Schlummernder im Traume die Lösung des Lebensrätsels flüstern hört, obgleich seine Sinne zu schwer und schlafgebunden sind, um zu lauschen. Nun war die Klarheit gekommen und mit ihr die Beschämung, so lange den unseligen Drohnen angehört zu haben, den Müßiggängern, denen eine Welle von der heiligen Flut der Wahrheit geschenkt worden war, aber die nicht die Kraft besessen hatten, sie ans Licht des Tages zu bringen. Aber er fühlte auch eine geheimnisvolle Freude darüber, daß das Glück des Gehorsams und die Nachfolge des Opfers auch den Törichten und Säumigen noch offen stand. Und Philippe sah die Sendboten des Volkes, die Propheten der Nationalversammlung in einem Kreise um sich, Kopf an Kopf, er sah ihre bleichen Wangen, ihr flatterndes Haar und ihre leuchtenden Augen, und er dünkte ihn Seligkeit, nur stumm in ihrem Kreise zu sitzen, nur zu der heiligen Kette jener zu gehören, die bei der Verkündigung der Weltverjüngung erblaßten und zitterten, selbst als der Geringste und Letzte des Kreises.

Aber Ebbe und Flut wechselten in seinem unruhigen, heißen Sinn [illegible] sonst wäre er ja auch schon längst über den Rhein gezogen und trotz der Gefahr als Emigrant, Leben und Gut einzubüßen, nach Frankreich zurückgekehrt, um an dem Gange der Ereignisse teilzunehmen. Aber die trockenen Tage waren auch gekommen, die langen, verzehrenden Stunden des Zögerns, wo die traditionelle Auffassung seiner gesellschaftlichen Stellung und seiner Erziehung ihre Gegengründe geltend gemacht und der halb unbewußt arbeitende Verstand des Selbsterhaltungstriebes seine Träume und sein Blut gekühlt hatte. Und dann waren auch die [illegible] Tage der [illegible] gekommen, in denen das Lebensglück allein [illegible] und er einzig und allein ein junges [illegible] gewesen war, auf dem Sonne, schönes Wetter und [illegible] gespielt hatten. So lebte er in stetem Streit und [illegible] aber tatunkräftigen Menschen, [illegible] auf den Stoß von außen, der [illegible] ließ er sich mit dem Strome [illegible] daß jedes Wogengekräusel, das [illegible] Aufgabe hatte und ihn [illegible] in das brausende Meer, [illegible] und Ruhe zu finden.

[illegible] in der [illegible] zur „Goldenen [illegible] der Entscheidung

endlich geschlagen. Nie zuvor hatte Philippe so deutlich die Maske fallen lassen. Ein dunkles Verlangen, endlich einmal alle Brücken zu dem Alten und zu der ganzen Vergangenheit seines Geschlechts abzubrechen, hatte ihn mehr als alles andere zum Sprechen getrieben, und in trotzigem Entschlusse hatte er die früheren Freunde verlassen, die sich um Calonne schaarten wie Marktschreier um einen Dulcamara. Doch nun, nur ein paar Minuten später, als er allein hier auf dem Marktplatze stand und handeln sollte, war es, als wollte er das Unvermeidliche nur hinausschieben. Der Wind spielte lustig mit den Federn seines Hutes, die Blumen, der Duft und der Sonnenschein brachen seinem Willen die Spitze ab. Ach, nur noch ein paar lichte sorglose Tage mit Konstanze, ohne Pflichten, ohne Gedanken, ohne Verantwortung! Der Winter kam so bald, und gerade jetzt war die Frucht süß und reif und bot sich selbst seinen Lippen. Während er so mit seinem Ich rang, führten ihn seine Schritte langsam heimwärts, vorbei an dem von Buchsbaumhecken umschlossenen Hofe der Jesuitenschule, zu dem altdeutschen, engen Gäßchen, wo seine Mutter und seine beiden Schwestern, landesflüchtig wie er, in einem spitzigen, weißen Giebelhaus wohnten, dessen Besitzer, Gottlob Ehrlich, ein wohlbestallter Ritter von der Nadel, ihnen für geringes Entgelt ein paar schiefe Bodenkammern mit tiefen Fensternischen vermietet hatte.

An dem Fenster des Erdgeschosses stand des Schneidermeisters sechzehnjähriges Töchterlein mit dem Goldhaar unter dem Spitzenhäubchen und lugte hinter den Geranien und Pelargonien aus ihren wasserblauen Augen unter schweren Lidern nach ihm aus; und sie errötete bis zum Haaransatz, als er kam und sich vor ihrem sonnenschimmernden Köpfchen an dem Blumenfenster tief und ritterlich verneigte. Er ließ sich herab, ihre Huldigung zu bemerken, nicht zum geringsten, weil er wußte, daß es seinen Angehörigen bald recht schwer fallen konnte, selbst den geringen Mietzins zu erlegen.

Dann eilte er in ein paar Sätzen die engen Holztreppen hinauf, wo es nach frischgeplättetem Tuch und Sauerkohl roch, nicht ohne an die Freitreppe aus schwarzem Marmor im Schlosse Virieu zu denken, und trat bei seiner Mutter ein.

Die vornehme alte Dame, die bis zu ihrem sechzigsten Jahre in hohem vergoldeten Schloßlurus gelebt hatte, ohne eine Vorstellung von den Sorgen des Alltagslebens, war durch diese plötzliche Versetzung in ein paar armselige Dachzimmer vollkommen um den Verstand gebracht worden. Sie saß auf dem engen Stäbchensopha steif und kerzengerade wie auf einem Taburett, in eine Hoftoilette gekleidet, die sie jeden Morgen hartnäckig beharrte anzuziehen, und deren über breite Hüftenpolster gespannter Seidenbrokat mit seinen Festons aus künstlichen Rosen wie ein Porzellantempel um ihre kleine abgemagerte, welke Altfrauengestalt stand. Das Haar war gepudert und in einem Wulst hoch über der gelben, verrunzelten Stirne aufgetürmt, und auf den verschrumpften Wangen leuchteten puppenhaft rot zwei runde Schminkflecken. So saß sie und schwätzte und plapperte für sich selbst, schalt auf verspätete Kutscher und säumige Lakaien und hielt inzwischen in wohlgesetzten Worten kleine Reden an Frau Jacquot oder Frau Jeanin. Offenbar schwebte ihr der Gedanke vor, daß sie sich auf einem jener Barmherzigkeitsbesuche bei armen Familien befand, die die christliche Demut hie und da erheischte, und die sie auch selbst zuweilen gemacht hatte, besonders vor der Osterwoche.

„Madame Jacquot," sagte sie mit herablassender Schlichtheit, „machen Sie sich keine Sorgen, meine gute Frau Jacquot. Jeden zweiten Dienstag des Monats wird mein guter Abbé Vautard Ihnen ein kleines Douceur überreichen, jeden zweiten Dienstag des Monats, Schlag zwölf Uhr. Und was Ihren Sohn Antoine betrifft, so ist er nicht umsonst meines Philippes Milchbruder gewesen, wir werden ihm schon eine passende Lebensstellung verschaffen. Und im übrigen, meine beste Madame Jacquot, dürfen Sie niemals vergessen, daß das Glück nicht im Reichtum besteht, sondern in der Zufriedenheit und daß die Bedürftigen den Vortritt haben bei unserer heiligen Mutter Maria."

Sie verstummte, führte die Hand zur Nase, so als hätte sie ein Riechfläschchen mit Odeurs darin und murmelte halblaut, so wie man auf der Bühne à part spricht: „Warum kommt dieser Schurke Joachim nicht mit den Pferden? Ich werde dem Kerl eine ordentliche Tracht Prügel geben lassen."

Dann wurde die Stimme wieder sanft und geduldig: „Ja, wir haben alle unsere Prüfungen, aber sie dienen nur zu unserer Läuterung, Frau Jacquot."

So konnte sie lange fortfahren, während ihre Augen sich öffneten und groß vor Erwartung wurden und das Gesicht im Horchen erstarrte. Aber wenn keine Wagenräder durch das stille Gäßchen rollten und sie noch immer in ihrer Dachkammer saß, mit der abgeschrägten Decke und den Spinnweben in dem Staubstreifen des runden Dachfensterchens, und die Kukuksuhr rief, sie erschrak und wieder rief, da fiel ihre Gesichtsmaske manchmal vor Angst in sich zusammen. Sie fuhr sich mit der kalten trockenen flachen Hand über das welke Antlitz und über den Seidenrock, wie um zu sehen, ob sie selbst es war, und brach dann in heftiges Weinen aus, wie ein Kind, das ferne von seiner Seidenwiege verlassen in Armut und Elend erwacht. Vergebens suchten dann ihre Töchter sie durch Schmeicheleien und Liebkosungen zur Ruhe zu wiegen. Sie rief nach tausend Dingen. Da war ein Bild des heiligen [illegible], das sie von Madame [illegible] bekommen und das in dem Meßbuch in der Schloßkapelle lag; die kleine Sèvresbonbonnière aus dem blauen Salon oder die kleinen Gesellschaftspapageien Micco und Lesbina, die von Guadeloupe gekommen waren. Und da nichts von alldem zur Hand war, weinte sie noch bitterlicher, die Tränen flossen unaufhaltsam aus ihren plötzlich erblaßten glasblauen Augen, und sie beruhigte sich erst, wenn die alte Amme der Töchter, Zenobie, sich ihrer annahm. Diese war freiwillig mit ihnen gekommen und in dem allgemeinen Schiffbruch teilte sie mit ihrer Herrschaft ihre in ein paar ungeheuren Wollstrümpfen zusammengesparten Goldstücke. Blatternarbig und kolossal, hatte die frühere Amme doch eine leichte Hand und eine weiche Stimme und schmeichelte unter Kinderliedchen und alten Refrains der Gräfin die Fischbeintaille und Roberonde ab, wischte die Schminke von den hohlen Wangen, löste die Haarlocke über dem Scheitel, band das graue Haar zu einem kleinen Schulmädchenzopf und trug dann die alte Dame ins Bett. Aber wenn die Gräfin auf dem kleinen Bette ausgestreckt lag, mit ihrer eigenen gestickten Decke, auf der ihre Initialen mit dem Herzwappen der Virieus, dem gekrönten Einhorn in Gold gestickt waren, wurde das alte, verwüstete Gesicht glatter und milder. Ein schwaches Lächeln huschte um die scharfe kleine Nase und sachte schlossen sich die marmorweißen Augenlider über dem ruhelosen, leeren Blick. Sie schlummerte ein, während die wachsgelben Fingerspitzen auf der Decke jedem Schnörkel der großen kalligraphischen Vs um das heilige Einhorn folgten.

Mit schneidendem Mitleid mit diesem niedergebrochenen Wesen, das er vor einem Jahre strahlend von Geist und Würde gesehen und als das Muster einer unfehlbaren Weltdame bewundert hatte, trat Philippe bei der Mutter ein. In der Ecke ihres Stäbchensophas, mit einem Holzschemel unter den Schuhen mit den blitzenden Spangen saß die alte Dame da, und die Mittagssonne fiel hart auf das halberloschene Gesicht mit den grünblauen Augen, die glanzlosem Email glichen und auf die für die Wachskerzenflammen der Festlichkeiten bestimmten Seidenblumen des Steifrockes. Sie hielt ein Spiel Karten in der Hand, mit dem sie die Patience „Susanne und die Alten" legte, wobei sie mit den Karten flüsterte, als wenn sie wahrsagte. Aber den Sohn erkannte sie gleich am Gange, sie reichte ihm zeremoniös die Hand zum Kusse, und erst nachdem er eine feierliche Reverenz gemacht hatte, begann sie zu sprechen.

„Guten Tag, Philippe-Louis, mein Sohn! Du warst gestern Nacht zum Spiel bei der Königin?"

„Ja, ma mère." Philippe suchte ihrem verwirrten Gedankengang zu folgen und sah sie selbst, so wie er sie in der Erinnerung hatte, strahlend und kerzengerade an Marie Antoinettes Pharaotisch in der großen Galerie zu Versailles sitzen und pointieren.

„Und du hast gewonnen?"

„Nein, Mutter."

„O du Tölpel! Es ist so leicht, in Versailles zu gewinnen, viel leichter als in Spaa. Und jetzt, wo die Galaärmel noch dazu so weit sind . . . gar nicht vom Schlitz zu reden! Hä, hä, alles ist heutzutage weit und offen, die Türen und Beutel, die Schlösser und die Herzen. Hä, hä! Du bist ein Tolpatsch, mein lieber Philippe. Aber darin gerät'st du deinem Vater nach, also kannst du ganz sicher sein, daß du ein Virieu de Luçon in gerade absteigender Linie bist . . . . darüber mache dir niemals irgendwelche Sorgen!"

„Aber, Mutter!"

„Ja, Philippe, ja, ja, ich mache dir keine Vorwürfe wegen des Mädchens . . . . die verheiraten wir mit dem Landvogt in Virieu. Aber Madeleine soll vor dem jungen Vicomte Respekt haben. So nimm doch anstatt dessen die Schönen des Hofes! Das lohnt sich besser. Das gibt Distinktion und führt wohin man will. Aber die Ballettmamsells laß' nur ruhig die Beine in die Luft schlenkern . . . und Kammermädchen, das ist beinahe indezent . . .! Du hältst den Kopf bei der Anglaise zu schief, Philippe, das ist mauvais genre, und paßt für Notare auf einer bürgerlichen Hochzeit! Louise de Mirepoix, sagtest du? Tugendhaft, sagtest du? Darüber könnte ich dir eine lustige Geschichte erzählen. Aber am meisten vermisse ich doch den Malteserritter, der in die Kolonien fuhr. Ach, wie war er doch entzückend! Niemand sang wie er: „O komm' zur Ulme, meine Hirtin." Aber er fuhr nach Westindien, und als er zurückkam, war er nur ein schwarzes Riechkästchen aus Sandelholz — in das ich meine Handschuhe legte. Wo ist mein schwarzer Handschuhkasten aus Sandelholz . . ."

Die Vicomtesse warf alle Karten durcheinander auf die Tischplatte, stützte das graue Kinn in die kleinen, wachsgelben Händchen und begann zu schluchzen, in einem tränenlosen Weinen, das wie das Rasseln der Stahlfeder in einem abgelaufenen Uhrwerk klang, das ein Stoß für eine Minute zum Gehen bringt. Philippe beugte sich herab, streichelte mit den Fingern ihr steifes, weißes gepudertes Haar und ihre schmerzenden Schläfen, bis die alte Frau wieder stille wurde und mit gesenkten Lidern halb einzuschlummern schien. Dann beugte er sehr bleich seinen Kopf über ihren auf die Brust herabgesunkenen Scheitel und küßte ihre Stirne.

„Schlafe ruhig, Mutter", sagte er für sich selbst, und trat in die anstoßende Kammer.

Die erste Bodenkammer, in die er nun kam, schien die [illegible] einer Weberin zu sein. Wenigstens lagen auf einem großen Tisch mitten im Zimmer ganze Stücke von Linnen und [illegible] und [illegible] in der Sonne. Künstliche Stiefmütterchen [illegible] Sammetglanz aus einem offenen Karton und eine [illegible]

tischlade voll bunter Seide schimmerte wie eine Palette. Aber in der Fensternische saßen die beiden Schwestern, Marie Thérèse und Charlotte Thérèse, und arbeiteten, die eine auf der weißen Seide ihres Stickrahmens eine Guirlande in blaßgrün schattierend, die andere an ihrem großen Nähstein eine Moiréegarnitur in Falten legend. Keines der beiden Mädchen hatte noch das zwanzigste Jahr erreicht, und wie sie da saßen, in weißen Frisiermänteln und weißen Strümpfen in kleinen goldbraunen Seidenschuhen unter all dem weißen Zeug und den violetten Bändern, mit der Sonne über ihren Köpfen, so daß die braunen Scheitel wie rote Käppchen strahlten, da glichen sie Jungfrauen, die für die Prinzessin und Spielgenossin das Brautkleid nähen. In dem geöffneten Fensterchen zwitscherten in einem Bauer ein paar hüpfende Stieglitze um die Wette, mit ihren eigenen jungen hellen Stimmen. Es war unmöglich, bei ihrem Anblick nicht froh zu werden, und Philippe stieg wieder die Farbe ins Antlitz, als er sie betrachtete.

„Guten Tag, ihr kleinen Näherinnen," sagte er.

„Guten Tag, Philippe", riefen sie zugleich, und der Bruder fühlte, wie vier blanke, braune Augen sich mit einem einzigen warmen Blick auf ihn hefteten.

„Mutter geht es heute schlecht," fuhr er fort.

Sie verstummten alle und neigten den Kopf in dem wortlosen Kummer eines Geschwisterkreises über ein gemeinsames Unglück, dessen Berührung alle schmerzlich durchzuckt.

„Zenobie sagt, daß es ihr besser geht," sagte Charlotte Thérèse, die es auf sich genommen hatte, in allen Sorgen und Kümmernissen die Rolle der stets Hoffnungsvollen zu spielen.

Die Stieglitze zwitscherten, der Wind spielte in den vom Herbste purpurn gefärbten Ahornblättern vor der Scheibe und ließ die leichten Stoffe im Zimmer im Sonnenschein aufflattern. Dies rief eine Tanzstimmung hervor, man mußte an leichte Füße denken, die unter grünen Hecken über den Rasen glitten.

Für die jungen Mädchen hatte die im Grunde so verhängnisvolle Versetzung aus einem durch seine Etikettegebundenheit und sein Formenwesen halb unwirklichen Dasein mitten in das wirkliche, freie Leben trotz alledem einen Zauberreiz, eine spannende Lockung, trotz aller Mühen und Entbehrungen; und ihr Jugendblut und die Hoffnungsfreudigkeit ihrer zwanzig Jahre überwand alle Kümmernisse. Sie schüttelten die düsteren Gedanken von sich ab, so wie Sperlinge die Regentropfen, und der Genuß, frei umherflattern zu können, war für diese Vöglein, denen das goldene Bauer sich plötzlich und unerwartet geöffnet hatte, so groß, daß er mancherlei Betrübnis aufwog.

„Willst du dir nicht das Meisterstück der kleinen Näherinnen ansehen," sagte Charlotte Thérèse, steckte die Nadel in das Nähkissen und wies mit ihren kleinen fingerhutbewaffneten rosigen Fingerchen auf die Stickerei der Schwester.

Der Bruder beugte sich über Marie Thérèses Stickrahmen:

„Wann wollt ihr euch denn so fein machen?" fragte er.

„Wir! Glaubst du wirklich, daß das für uns selbst ist? Das ist ein Soireekleid für Frau von Polastron."

Eine Wolke zog über Philippes Stirn. Sein Blick verdüsterte sich. Unwillkürlich ballte er die Hand.

Aber Marie Thérèse fuhr fort:

„Ah, Rose Bertin wußte schon, was wir meinten, als wir diesen Winter, als sie in Koblenz war, baten, in ihr Atelier gehen zu dürfen, obgleich wir natürlich nur taten, als müßten wir nunmehr unsere Kleider selbst anfertigen. Sie ließ uns alles lernen, nähen, zuschneiden und probieren, sticken und Federn kräuseln, alles, alles. Und sie versteht es, Rose Bertin! Die arme Königin pflegte zu ihr zu gehen, und die Prinzessin Guéménée und Frau von Coigny, all' die Schönsten, Gefeiertsten. Mama wußte davon zu erzählen, wenn sie von ihren Proben in Rose Bertins Salon zurückkam."

„Und nun sind wir geschickt genug, für Frau de Polastron, die Prinzessin von Koblenz, ein Ballkleid zu nähen!"

„Ein Polastron hielt den Steigbügel Amédée de Viriens, als er sein Schloß Luçon verließ, um ins heilige Land zu ziehen. Und nun . . ."

„Aber Philippe, du weißt ja, daß unsere Nachbarin, die Gräfin von [illegible], die so vornehm war, daß sie nicht auf ihre eigenen Pantoffeln [illegible] Zofe werden mußte, und in ihrem letzten Brief erzählt meine liebe Amélie, du weißt, Amélie de Voisange, daß Baron Urbain d'Orvilliers Koch beim Zuckerbäcker in Hamburg [illegible] worden ist . . . Dank dir, der dich [illegible] in weißer Weste und [illegible] [illegible] die arme [illegible] [illegible] [illegible] Ich wußte nur, daß die [illegible] [illegible] [illegible] werden . . ."

[illegible] lachten munter, aber Philippe [illegible] nicht [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible] du bist unser Held, unser Stolz, unser [illegible] . . . [illegible]

Marie Thérèse stellte vorsichtig den Stickrahmen fort, trommelte mit ihren kleinen weißen Fingerchen ein schelmisches Air auf der Stuhllehne und sang:

Am Fensterlein saß Jeanneton
Und nähet am Hochzeitskleide,
O Liebchen, hör' auf zu nähen schon,
Ich nehm' dich ohn' jedes Geschmeide,
Und webe dir dann aus Flocken und Wind
Den schimmernden bräutlichen Schleier.
Halt ein, mein Liebster, o nicht so geschwind,
Gemach und dämpfe dein Feuer!

Mein Liebchen, o fei're den ganzen Tag
Und lass' uns küssen und scherzen,
Aus dem Kleide werde, was da mag,
Ruh' du nur an meinem Herzen,
Die Löcher deck ich mit den Küssen mein,
Fein's Liebchen, du sollst mir nicht bange sein — —

Die süße, kleine Stimme erklang in weltunberührter Träumerei und junger, unverbrauchter Lebenslust, und Marie Thérèsens Wangen waren rot, als sie geschlossen hatte und den Rahmen wieder auf den Schoß nahm. Aber Philippe hatte ihr Liedchen nicht gehört. In ihm bohrte die Bitterkeit der Trennung, des langen Abschieds, und mehr als Gesichter, Stimmen und Worte würde er die Nähe dieser jungen Mädchen vermissen, den Strom blinder, junger Zuneigung, der ihm aus ihrem jungen Wesen entgegenstrahlte wie das Rauschen der lenzbelaubten Bäume oder der Duft der ersten Sommerrosen. Aber er mußte fort, und ein Seufzer, der Seufzer, mit dem derjenige, den das Schicksal ruft, seine Kachelofenecke und die offenen Arme verläßt, um auf des Winters Irrwegen in die Dunkelheit hinaus zu wandern, lag quälend in seinem Herzen und wollte sich seinen geschlossenen Lippen entringen.

Er legte die Hand auf den Kopf der kleinen Sängerin und sagte:

„Ja, Kinder, bei euch ist es gut sein, trotz aller Kümmernisse und es ist hart, reisen zu müssen! Reisen! Was würdet ihr sagen, wenn ich schon heut abends von euch fortführe?"

Die Mädchen zuckten zusammen, doch mehr wegen des Tonfalls seiner Stimme und dem Ausdruck in seinem Antlitz, als wegen seiner Worte.

„Sollst du zum Regiment nach Worms?" rief Charlotte Thérèse. „Schreitet Condé zur Aktion?"

„Ja, fort muß ich, wenn auch nicht in den Kampf . . . ihr braucht euch nicht zu beunruhigen."

„Nein, Philippe wir beunruhigen uns nicht. Gott kann nicht so grausam sein, daß er dir etwas zustoßen läßt. Und du bist ja Soldat und mußt in den Krieg."

„Aber wenn ich etwas tue, was ihr nicht verstehen könnt und ihr hier alle mich schmähen, mich verachten, mich wahnsinnig und noch Schlimmeres nennen hört?"

„Was könntest du tun, das nicht mutig und edel wäre und was wir nicht gut hießen, trotz allen und allem auf der ganzen Welt? Nie, seit Menschengedenken hat ein Virieu de Luçon etwas getan, das nicht loyal war, und unser Philippe konnte sich noch weniger als irgend ein anderer zu so etwas hergeben! Warum denn diese Reden? Wir wissen ja, daß du jedes Mißverständnis, das um dich und deinen Namen entstehen kann, einmal so klar machen wirst wie die Sonne. Folge drum deiner Eingebung und deinem Entschluße!"

„Ja, Philippe, reise und mache dir unsertwegen keine Sorgen . . .!"

„Wir haben unsere Arbeit und Mutter und die gute Zénobie, die uns alle verhätschelt. Warum solltest du hier in Koblenz umhergehen und deine Jugend vergeuden?"

„Ja, so reite ich also heut' Abend, wenn es dunkelt, von dannen. Ich habe nur noch einen Abschied vor mir."

„Den schwersten vielleicht, denke ich," sagte Marie Thérèse und drohte ihm lächelnd mit dem Finger, auf dem der Fingerhut saß. „Den schwersten!"

„Lebt wohl, ihr geliebten Kinder!"

Philippe drückte die beiden Schwestern an sein Herz, zuerst Marie Thérèse, dann Charlotte Thérèse und dann wieder die Lieblingsschwester, das Herzensschwesterchen Marie Thérèse. Und alle drei sahen sich tapfer in die Augen und zwangen sich zu lächeln.

Schluß folgt.

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

OESTERREICHISCHES ERZEUGNIS! NEUHEIT!
KLEINOSCHEG DERBY SEC

Die Zeit.

XL. Band. Wien, den 23. Juli 1904. **Nummer 512.**

Die Bundesgenossen der Irredenta.

Die Triester Bombenaffäre beleuchtet wieder das höchst unerquickliche Verhältnis, in dem Oesterreich zur italienischen Nation steht, sowohl zu deren Hauptmasse, die ihren selbständigen Nationalstaat gegründet hat, wie zu dem kleinen Teile, der innerhalb unserer Reichsgrenze wohnt. Diese merkwürdige Verschwörungsgeschichte mit ihren romanhaft klingenden Details ist ja noch nicht aufgeklärt, alles, was man davon weiß, beruht nur auf Mitteilungen von polizeilicher Seite. Mag aber nun behördlicher Uebereifer die Sache aufgebauscht haben oder mag sie wirklich so schlimm sein, wie sie dargestellt wird, in beiden Fällen bezeugt sie die schweren Fehler unserer italienischen Politik. Entspricht der Sachverhalt nicht den Schauermären, die darüber verbreitet werden, dann hätte die Sicherheitsbehörde nicht nur sich, sondern den Staat blamiert, und damit wäre ein politischer Mißgriff begangen worden, dessen Folgen sich kaum absehen ließen. Handelt es sich aber nicht um Polizeiphantasie, sondern um traurige Wirklichkeit, dann müßte man darin einen symptomatischen Vorgang sehen und auf überaus gefahrvolle Zustände an unserer Südgrenze schließen. Jedenfalls ist also etwas faul in diesen Reichsgebieten.

Oesterreich besaß bekanntlich noch bis in das Zeitalter des regierenden Monarchen hinein die Vorherrschaft in Deutschland und in Italien. Wir haben sie nach beiden Seiten verloren, aber ein namhafter Teil des deutschen und ein nicht unbeträchtlicher Teil des italienischen Volkes sind in unserem Staatsverbande geblieben. Seitdem im Norden und Süden die beiden großen nationalen Einheitsstaaten entstanden sind, die naturgemäß eine gewisse Anziehungskraft auf die noch in fremder Staatszugehörigkeit befindlichen Volksgenossen üben, war für Oesterreichs äußere und innere Politik der Weg klar vorgezeichnet. Nach außen mußte, sobald die vollzogenen Neubildungen als notwendige und endgiltige erkannt waren, die alte Interessengemeinschaft, wie sie in den Tagen unserer Vorherrschaft bestand, in geänderter Form wieder hergestellt werden. War Oesterreich früher das natürliche Bindeglied zwischen Deutschland und Italien, so konnte und mußte es dies auch weiter bleiben. Der Abschluß der Dreibundverträge entsprach dieser historischen Logik. Nur hätten deren Gebote von Oesterreichs leitenden Kreisen mit weniger innerem Widerstreben, mit mehr Aufrichtigkeit und Entschlossenheit befolgt werden sollen. Es ist seltsam, daß man am Wiener Hofe Preußen gegenüber, trotz hundertfünfundzwanzigjähriger Entzweiung von Mollwitz bis Königgrätz, leichter verzeihen und vergessen konnte, als Italien gegenüber, mit dem doch die Abrechnung keine so langwierige und schmerzliche war. Vielleicht rührt dies daher, daß man sich im Norden als der Geschlagene und daher mit Grund Geschädigte, im Süden aber als der Sieger und daher mit Unrecht Benachteiligte fühlt. Ueberdies haben auch kirchliche Einflüsse viel dazu beigetragen, daß unsere Beziehungen zu Italien nie recht warm werden wollten. Im Dreibund vermittelt nicht, wie Geographie und Geschichte dies fordern würden, Oesterreich zwischen Italien und Deutschland, sondern Deutschland zwischen Italien und Oesterreich. Das ist kein gesundes Verhältnis; und so sieht man denn, daß unsere äußere Politik den Weg, den sie gehen sollte, zwar beschritten hat, aber nicht mit der Geradheit und Klarheit, die allein einen dauernden Erfolg verbürgen konnten.

Noch weniger glücklich war unsere innere Politik seit 1866. Die einzig vernünftige Richtung war ihr durch die Tatsache gewiesen, daß Oesterreich unter seinen vielen Nationalitäten doch nur zwei von alter und reicher Kultur besitzt: Deutsche und Italiener. Gerade von diesen zwei Völkern aber ist keines ein Ganzes — im Gegensatz zu den Magyaren, Tschechen, Kroaten, Slovenen, deren ganzes Volkstum innerhalb der Monarchie vereinigt ist — sondern sie sind nur von den benachbarten Nationalstaaten abgesplitterte Teile. Sollte bei ihnen das Staatsgefühl über das Nationalgefühl die Oberhand behaupten, so mußte der Staat alles aufbieten, sie an sich zu fesseln, nicht nur in gewohnheitsmäßiger Treue, sondern in tiefempfundener Zuneigung. Im Völker- und Staatenleben ist die Liebe kein bloßer Instinkttrieb, sondern muß ihre guten, soliden Gründe haben. Die österreichische Politik war verpflichtet, den zwei einzigen Kulturvölkern, über die sie verfügen konnte, zur Staatsliebe gute und solide Gründe zu bieten. Es war ein Lebensinteresse des Reiches, Deutsche und Italiener zufriedenzustellen. Geschehen ist aber das genaue Gegenteil. Alle anderen Nationalitäten wurden vorsichtiger und entgegenkommender behandelt, als just diese beiden. Die Deutschen Oesterreichs wurden förmlich mit Gewalt vom Staats- zum Nationalgefühl hinübergetrieben. Und was die Italiener betrifft, bei denen dieses immer stärker war als jenes — was hat man getan, um sie umzustimmen?

Es ist unter solchen Umständen nicht zu wundern, daß sowohl bei den Deutschen als bei den Italienern allmählich eine irredentistische Bewegung entstand, hier wie dort in Formen, wie sie eben dem Nationalcharakter entsprechen; bei den Italienern also viel leidenschaftlicher und gewaltsamer. Billigerweise muß man übrigens zugestehen, daß es für den österreichischen Staat keine ganz leichte Sache war, die Deutschen zu befriedigen, die sich einerseits von dem wachsenden politischen und kulturellen Wettbewerb des Slaventums bedroht sahen, während sie anderseits drüben im Reich ein Emporblühen an Wohlstand und Macht gewahrten, das in drückendem Gegensatz zum heimischen Niedergange stand. Den Italienern gegenüber hätte man es aber wahrhaftig nicht zu schwer gehabt, einigen guten Willen vorausgesetzt. Es ist einfach unbegreiflich, daß man dieser hochgebildeten Nation, dieser Bevölkerung von vorwiegend städtischem Charakter, bis heute eine Universität hat vorenthalten können, während doch die Italiener im Königreich mit einer noch aus den Zeiten der Kleinstaaterei herrührenden Ueberfülle von Hochschulen versehen sind. Sonst aber sind die Verhältnisse des Königreiches durchaus nicht so sehr verlockende, daß man die Attraktion auf die auswärtigen Volksgenossen für unwiderstehlich halten müßte. Italien mit der wenig erfreulichen Lage seiner Volks- und Staatswirtschaft, mit seinem Pauperismus, seiner Massenauswanderung, seinen kolossalen Militärlasten, seinen kostspieligen Kolonialabenteuern, seinen zerrütteten Finanzen — steht es doch, was die Höhe der Staatsschulden anlangt, an vierter Stelle unter den Großmächten, gleich nach dem steinreichen England, indeß Oesterreich erst den fünften Platz einnimmt — Italien ist sicherlich nicht das Land, dessen Konkurrenz an liebewerbender Kraft ein wohlgeordnetes Staatswesen zu scheuen hätte. Warum hört man denn von den Italienern Frankreichs und der Schweiz keine „Schmerzensschreie"? Gäbe es nicht in den maßgebenden Kreisen Oesterreichs so viel alte, tief eingewurzelte Vorurteile, so viel Aengstlichkeit und Mißtrauen gegen Italien und die Italiener, würde man den eigenen Landeskindern wie dem Nachbarstaate mit aufrichtiger Freundschaft entgegenkommen, ließe man sich in der Politik gegen das weltliche Rom nicht durch die Einflüsterungen des geistlichen Rom bestimmen, dann wäre die gefürchtete Irredenta bald zu völliger Ohnmacht verurteilt. Aber gewisse Hofräte, Generale und Beichtväter sind die besten Bundesgenossen der Irredenta.

E. W.

Präsident Paul Krüger.

In Clarens in der französischen Schweiz ist der letzte Präsident der Transvaal-Republik gestorben; eine der machtvollsten, volkstümlichsten Gestalten der neuesten Geschichte. Der achtzigjährige Greis war die kräftigste Verkörperung eines großen nationalen Gedankens, die seit Bismarcks Heimgange noch unter uns weilte; hatte aber der „getreue Eckhardt" die Vereinigung der getrennten deutschen Stämme gesehen, so war es „Ohm Paul" wohl beschieden gewesen, die zersplitterten Kräfte seines Stammes in Südafrika zu einem festen Ganzen zu vereinigen, aber er hatte das von ihm erträumte „Frei Südafrika" nicht gründen können und mußte, in der Verbannung langsam dahinsiechend, die völlige Vernichtung seines Lebenswerkes sehen. Ein erschütterndes Schicksal!

Ueber das kraftvolle Bild des ruhmgekrönten Präsidenten Krüger breitet sich für immer der Trauerflor düsterer Wehmut.

Paul Krüger war ein Bur — und das war seines Lebens Programm. Einer nach Südafrika ausgewanderten niederdeutschen Familie aus der Gegend von Stendal entstammend, wurde er am 10. Oktober 1825 im Bezirk Colesberg im Norden der Kapkolonie geboren. Damals — wie jetzt — übten die Engländer gegen die alteingesessene holländische Bevölkerung, die Buren, arge Bedrückungen aus. Die kleinsten Vergehen wurden mit langer Gefängnisstrafe geahndet, die jungen Leute zum Militärdienst gepreßt, viele wegen angeblicher oder wirklicher Unbotmäßigkeit erschossen, Buren von ihrem Landbesitz verdrängt. Die Holländer entzogen sich der Bedrückung durch einen „Trek", einen Wander-

zug in neues Land. So kam der junge Krüger mit zwölf Jahren nach Natal. Wenige Jahre später war der erst 16jährige schon „Feldkornett", d. h. er gehörte der regulären Truppe an etwa mit dem Range eines Feldwebels und Quartiermeisters. Der Feldkornett des Burenheeres hatte in den früheren Republiken für die Rekrutierung zu sorgen und im Falle der Einberufung der Mannschaften diese auf schnellstem Wege zu benachrichtigen, die Truppe zu sammeln und das Kommando zu übernehmen. Paul Krüger muß sich als Jüngling schon ganz besonders hervorgetan haben, um einen so wichtigen Posten zu verdienen. Seine Umsicht hat er bei weiteren Trekks erwiesen. Ein unversöhnlicher Gegner der Engländer, bewahrte er im tiefsten Herzen die Erinnerung an die von diesen verübten Untaten, wie an die Hinrichtung der verratenen Buren zu Slachtersnek. Sowie die englische Regierung Miene machte, auch auf die Neusiedelungen in Natal die Hand zu legen, war Krüger bereit, wieder und immer wieder zu „trekken". Erst gings in den Oranje-Staat, dann noch weiter nordwärts „Trans Vaal", über den großen Vaal-Fluß hinaus, wo ein neuer Freistaat gegründet wurde.

In der Transvaal-Republik ist Krüger 1883, 1888, 1893 und 1898 Präsident gewesen, immer wiedergewählt, immer anerkannt als der erste Mann seines Volkes. Neben ihm erreichte Piet Joubert, der General, und im Oranje-Staat Präsident Steijn eine ähnliche, aber niemals gleiche Beliebtheit. Krüger war nicht nur Präsident von Transvaal, er war der anerkannte, glänzende Verfechter der Freiheit der Buren von ganz Südafrika, der Träger des Einheitsgedankens, der Vorkämpfer des Programms: „Afrika für die Afrikaner", d. h. für die Nachkommen der holländischen Ansiedler, in deren Bau die Engländer als lästige Drohnen sich niedergelassen hatten.

Es ist in aller Erinnerung, was Krüger getan hat, um das Burenvolk vor der Obmacht der Engländer zu beschützen, und wie er das endliche Unterliegen seines Stammes dennoch nicht hat verhüten können. Weiter blickend als die meisten seiner Landsleute, hatte er vor allem sein Augenmerk gerichtet auf eine brauchbare Landesverteidigung. Englands nur nominelle Oberhoheit verhütete die Bildung eines autonomen Burenheeres nicht. Der Präsident, der auf seiner ersten Reise nach Europa vom alten Kaiser Wilhelm mit Güte, von Bismarck freudig als niederdeutscher Stammesgenosse begrüßt worden war, hatte im Deutschen Reiche genug gesehen, um für sein Land eine Militäreinrichtung wie die deutsche zu wünschen. Er verkannte die Schwierigkeiten nicht, die sich einer Nachahmung entgegenstellten, aber er gewann wenigstens deutsche Instrukteure. Inzwischen hatte die Schlacht am Majubahill, die Niederlage der Engländer, Transvaal ganz freigemacht und die deutschen Instruktionsoffiziere fanden in der Republik freudige Aufnahme. Moderne Artillerie wurde beschafft, Pretoria und Johannesburg befestigt. Den Widerstand etlicher Mitglieder des Volksrates, die wegen der großen Kosten Einspruch erhoben, besiegte ein Machtwort des Präsidenten. Im übrigen hätte die Republik ja ganz andere Lasten tragen können, als die für die militärischen Sicherheitsmaßregeln: brachten doch die Goldbergwerke von Johannesburg, „vom Rand", unermeßliche Einnahmen.

Das Gold sollte Transvaal verderben, den Oranje-Staat in sein Schicksal hineinreißen, die Losung: „Südafrika holländisch" für lange Zeit undenkbar machen. Die Goldstadt Johannesburg war fast ganz und gar eine englische Niederlassung geworden, die „Ausländer" wollten dort im Stadtrat und Bezirksrat herrschen, die Buren verdrängen. Es entstand die bekannte „Uitlander-Frage", die jahrelang von den Vorkämpfern der englischen Oberheit als Sturmbock gegen die Republiken benützt wurde. Die Sache lag klar: die Ausländer verlangten Zulassung zu den Wahlen zum Transvaal Volksrat. Bei dem bestehenden Wahlsystem hätten in Kürze die Ausländer, d. h. die Engländer und ihr Anhang im Volksrat die Mehrheit gehabt. Dann war die Einführung des englischen Protektorats und schließlich die völlige englische Oberhoheit nur eine Frage der Zeit. Krüger erkannte die drohende Gefahr sogleich. Während die Mehrheit des Volksrates gegen jede Zulassung von Ausländern in ihre Mitte war, zeigte der Präsident sich geneigt, das Wahlrecht abzuändern, so zwar, daß wohl einige Ausländer in den Rat der Republik gekommen, dafür aber die Vertreter des Burenvolkes bedeutend erhöht worden wären. So wollte er die Majorisierung der Buren verhüten. Den Ausländern genügte das Zugeständnis nicht. Lärmende Volksversammlungen wurden gehalten. Riesen-Petitionen mit [illegible] Unterschriften wurden nach London an die alte Königin Viktoria gesandt, um Englands Einmischung zu erzwingen. Krüger wurde — ganz fälschlich und mit Hilfe von gefälschten Depeschen! — als unversöhnlich dargestellt, seine Beseitigung wurde angestrebt.

Diesem Ziele sollte die „Verschwörung von Johannesburg" dienen. Cecil Rhodes, Frank Rhodes, sein Bruder, Farrar, Bait, Werner, und [illegible] Südafrika hielten die Fäden des Anschlages in [illegible]. Dr. [illegible], die Beamten in Rhodesia mit etlichen hundert [illegible] in diesen Staat, der Herrn Rhodes [illegible], in den Weihnachtstagen 1895 die Ausführung. Uebel bekam es ihnen. [illegible] endete mit einer vernichtenden Niederlage vor den [illegible] über die englischen [illegible] her und nahm sie nach kurzem [illegible] englische Lords. Anstatt das ganze [illegible] zu lassen, lieferte Krüger die Gefangenen an England aus unter der Bedingung einer angemessenen Bestrafung. Der Sieger wollte durch Großmut den Gegner bezwingen. Ach, wie wenig kannte er das „perfide Albion"! Er hatte ja zudem am Neujahrstag 1897 bereits ein Telegramm aus Berlin erhalten, worin der deutsche Kaiser ihn und die Republik beglückwünscht, eine Kundgebung, die durchblicken ließ, das Deutsche Reich sei bereit, für die Unabhängigkeit der Burenrepubliken jederzeit mit Entschiedenheit einzutreten. Im Reichstag hatte Marschall von Biberstein das geradezu ausgesprochen. Daher übte Krüger Großmut. Bald sah er ein, daß England gegenüber eine andere Tonart am Platze gewesen wäre.

Der greise Präsident wurde von den Engländern als Schwachkopf verhöhnt, vor der zur Bestrafung der traurigen Räuberbande eingesetzten Kommission log der Kolonialminister Chamberlain mit empörender Dreistigkeit, um seinen Freund und Genossen Cecil Rhodes zu retten — und die edlen Lords, Dr. Jameson und ihre Spießgesellen erhielten ein paar Monate Haft in komfortablen Gemächern. Cecil Rhodes und Jameson wurden in Bildern und Liedern als Helden gefeiert, Krüger verhöhnt, der deutsche Kaiser von den Witzblättern karikiert. Auf allen Tingel-tangeln wurden Spottlieder gesungen auf „the german Kaiser and his famous telegram". Wie sich das „Regiment Sr. Majestät", die Offiziere der englischen Truppe, deren nomineller Chef der deutsche Kaiser ist, vor dem ihnen gestifteten Kaiserbildnisse benahmen, und wie sie dieses Gemälde behandelten, ist einfach nicht niederzuschreiben.

Und wenige Jahre später? Im festen Vertrauen auf eine baldige europäische Intervention hatten die vereinigten Buren, als die Engländer große, zum Einfall bereite Truppenmassen an ihre Grenzen sandten, den ihnen aufgezwungenen Krieg begonnen. Wie ein Hagelwetter fielen sie nieder auf die ihnen an Zahl zwanzigfach überlegenen Engländer. Vernichtend waren die Schläge, die die Weltmacht England von dem kleinen Burenvolke erhielt. Gleich in der ersten Schlacht bei Glencoe fiel der englische General Simmons, General White floh bis nach Ladysmith hinein und wagte sich nicht mehr heraus. Ueberall waren die Buren siegreich, bis auf den Hinterhalt bei Elandslaagte, wo der rechtzeitige Entsatz nicht eintraf. Wäre der langsame Piet Joubert nicht gewesen — der alte Kriegsmann war greisenhaft und stumpf geworden — so wären die Buren nach den Schlachten bei Colenso und am Spionskop in einem Marsche nach Durban gelangt und hätten dort den Frieden diktieren können. England hätte ihn damals angenommen, wie es ihn auch nach Majubahill angenommen hat, wäre damals die erwartete Intervention erfolgt. Aber nichts regte sich, die Anfragen von Krüger und Steijn, die das weiteste Entgegenkommen zeigten, blieben unbeantwortet. Der Krieg wurde fortgesetzt und während die ganze gesittete Welt dem Heldenkampfe des todesmutigen Bauernvolkes mit ehrfurchtiger Bewunderung zuschaute, die Völker aber aus ihrem Abscheu vor Englands Politik kein Hehl machten, versicherten bereits die Diplomaten den künftigen Sieger ihrer Hochachtung.

Besiegt hat England das Burenvolk nicht, es hat es zerbrochen. Schließlich vermochten nach einem fast vierjährigen Kampfe, der ihre Truppenzahl von 55.000 Mann auf 15.000 Mann vermindert hatte, auch die besten Führer, Dewet, Botha, Delarey, den aussichtslosen Widerstand gegen 200.000 Engländer nicht mehr fortzusetzen, obwohl sie ihnen bis in die letzten Tage schwere Niederlagen beibrachten. „Wir können unser Volk nicht aussterben lassen", sagten die Burenkrieger. Das war der maßgebendste Grund zum Friedensschluß — denn 20.000 Mütter und Kinder waren bereits in den „Konzentrationslagern" gestorben, die der edle und fromme Gentleman Chamberlain — der Minister, der anfangs dem Feinde selbst Waffen, Munition, Geld geliefert hatte — dem spanischen Cubabändiger General Weyler „nachempfunden" hatte. Der Burenstamm war mit völliger Ausrottung bedroht; so kam am 31. Mai 1902 der traurige Friedensschluß bei Vereeniging zustande.

Paul Krüger hatte, als der Umschwung des Krieges eingetreten war, im Auftrag seines Landes eine Reise nach Europa unternommen, um Fürsten und Völker zur Intervention zu veranlassen. Portugal, Englands Vasall, fing den greisen Präsidenten in Laurenzo Marquez ab. Da legte sich Holland ins Mittel. Wilhelmine, die junge Königin der Niederlande, hatte ganz allein von den Fürsten Europas den Mut, England zu trotzen, entsandte ein Kriegsschiff und ließ Ohm Paul nach Europa fahren. Doch was fand er da? Worte — Worte! Frankreichs stets schnell begeisterungsvolles Volk empfing den Präsidenten mit Jubel und Hallo. Geduldig ließ der alte Mann die vielen Reden über sich ergehen, die immer dasselbe wiederholten: l'heroïsme, liberté, [illegible] de l'humanité, und nur wenn ein etwas gebildeterer Redner das Wort „arbitrage" gebrauchte, ging ein heller Strahl aus den großen Augen des Greises, deren Ränder von der afrikanischen Augenkrankheit so gerötet waren, daß der alte Herr [illegible] zu weinen schien. Und nach den Jubeltagen in Frankreich kam der [illegible] Tag von Köln, und die [illegible] in Berlin, wo aber inzwischen Cecil Rhodes, der [illegible] Südafrikas im [illegible] Gewande den Hof besucht hatte. Mit [illegible] sah das ganze deutsche Volk — mit Ausnahme seiner [illegible] — was man den Präsidenten, den Gast [illegible] der Krüger-Depesche Wilhelms II. wie einen [illegible] behandelte und ihm schmählich die [illegible]

Das ist für die Deutschen eine der schlimmsten Erinnerungen an den Burenkrieg, der Deutschlands Handel viele Millionen gekostet, seinen Einfluß in Südafrika (Deutschsüdafrika kommt ja gar nicht in Betracht, sagte schon Rhodes und Chamberlain) dauernd vernichtet hat.

Vernichtet ist auch Krügers Lebenswerk!

Was Krüger mit aller Kraft hatte verhüten wollen, Englands Obmacht in Südafrika ist nun eine Tatsache. Der Union-Jack herrscht vom Kap bis zum Tanganika-See und die Rhodes-Bahn „vom Kap nach Kairo" wird in Bälde vollendet sein. Die hindernden trennenden Burenrepubliken sind englische Kolonien geworden. Der alte Krüger aber hat eben die müden, müden Augen geschlossen, da erheben in der Transvaal-Kolonie und der Oranje-River-Kolonie am lautesten seine früheren Feinde, die Engländer, die Stimme zu seinem Lobe. In allen Tonarten preisen sie die „patriarchalische Regierung" und bitter klagen sie über Lord Milner, den dienstbeflissenen Handlanger Chamberlains und dessen Spießgeselle beim Fälschen der Krüger'schen Versöhnungsvorschläge vor Ausbruch des Krieges. Früher waren es vor allem die Goldjobber in Johannesburg, die Farrar, Werner, Bait &c., die Krüger beseitigen wollten, heute gäben sie etwas für die Zustände von einst, die sie so unerträglich fanden. Anstatt der billigen Burenregierung herrscht nun Milner mit einem überaus kostspieligen Beamtenapparat. Das einst als „Befreier" herbeigesehnte englische Militär wird im Lande als eine wahre Landplage empfunden. Der englische Kaufmann, der früher unter den Buren schnell zu Wohlstand gelangte, kann die von der Regierung ihm auferlegten Lasten nicht mehr tragen, denn die umliegende Burenbevölkerung, seine früheren guten Kunden, sind verarmt, gewinnen kaum mehr Mais zum Brote. Der gute holländische Schulunterricht, den Lord Roberts selbst als vorzüglich pries, ist durch den englischen ersetzt, den das Volk ablehnt, die holländisch predigenden Pfarrer werden gemaßregelt. Nichts wird gehalten, was Lord Kitchener beim Friedensschluß versprochen hat. Die Buren sind erbittert, sitzen im tiefsten Elend und die „Sieger" schimpfen über die neuen Zustände, die sie herbeigeführt haben. Das ist die Lage im Burenstaate von einst.

Damals Glück und Zufriedenheit, heute Elend und Kummer. Präsident Steijn kann dem verstorbenen treuen Bundesgenossen und Kampfeshelden ins Grab nachrufen: „Ohm Krüger, du bist durch unsere Feinde gerächt."

Es wird aber auch, wenn die jetzige Jungmannschaft der Buren, die den Jammer des Krieges unter den englischen Unholden miterlebt hat, herangewachsen sein wird, der Tag kommen — dessen bin ich ganz gewiß — wo mit himmelanstürmender Macht das alte Burenlied wieder erklingen wird: „Ons Land, ons Land is vrij!"

München. Dr. A. R. Koernig.

Das Gedächtnis.

I.

Unter den Wundern des Geistes vielleicht das Wunderbarste erscheint das Gedächtnis. Vergebens haben sich Physiologen und Psychologen bemüht, eine erschöpfende Erklärung zu finden und doch sind fast alle neueren Forscher auf dem richtigen Wege. Einige versuchen sogar nachzuweisen, daß das Gedächtnis eine Eigenschaft der Materie überhaupt sei. Ja der französische Chemiker Berthelot geht so weit, zu meinen: Alle Geschehnisse der Erde ließen ihre Spuren zurück auf dem Boden und dem Felsgestein, und wenn auch die alles verwehende Zeit darüber hinweggegangen, würden späte Enkel aus den verwitterten Resten die Bilder der Vergangenheit heraufbeschwören, denn diese Bilder blieben überall eingeprägt auf den Körpern und in den Flächen der uns umgebenden Welt. Gleichsam eine unsichtbare Momentphotographie, die überall auf uns lauert und unsere Handlungen festlegt, und welche zu sichtbaren Bildern zu entwickeln dem Chemiker der Zukunft noch vorbehalten bleibt. Tatsächlich hat Folgerheiter aus den Tontöpfen vom Pompeji die Stärke des Erdmagnetismus festzustellen versucht, der zu jener Zeit unseren Steinball flüchtig durchzuckte und den der Ton im Augenblick des Gebranntwerdens festhielt bis auf unsere Tage — ein irdenes Gedächtnis. Andere haben, ebenso wie man von einer „Ermüdung" der elektrischen Metalldrähte spricht, ein molekulares Gedächtnis des toten Stoffes herausfinden wollen. Geistvolle Anspielungen nach dieser Richtung hin finden wir auch bei dem neueren, uns so sympathischen Mach.

Wie zauberartig wirkt auch das Gedächtnis! Die Dinge der Außenwelt, all das fremde, bunte Leben tritt in unseren Geist ein und wird hier in zahllosen Schubladen und Schachtelchen aufbewahrt, festgelegt, um in jedem Augenblick wieder zum Bewußtsein erweckt zu werden! Alles ist hier unerklärlich! Wie können fremde Erscheinungen durch das Auge in unser Hirn eindringen? Wie können sie hier unbewußt und unempfunden schlummern, um gleich Gespenstern vom Beschwörer, zitiert zu werden? In welcher Gestalt sind sie hier festgelegt? Sind sie eingeschachtelt in den einzelnen Zellen des Hirns? Oder wo sonst? Das wäre ja auch die natürliche Erklärung: Jede Zelle ist eine Erinnerungskiste, und die Milliarden Ganglienzellen, auf welche das Hirn von Meynert geschätzt wurde, sind ebenso viele aufsortierte Bilder, Gedanken, Ereignisse der Vergangenheit, tote und doch lebendige Aktenstücke. Am nächsten kommt der Erklärung des Gedächtnisses Wundt, den einige mit Unrecht angreifen. Wundt meint, daß die Empfindungen des Gedächtnisses, die seelischen Symbole, oder, wie er sagt, die seelischen „Signale", „nicht als Spuren anzusehen sind, die an gewissen Zellen unverändert festhaften, sondern als vergängliche Prozesse (dieser Zellen), so gut wie die Reizungsvorgänge in den peripheren Sinnesorganen, welche aber, wie alle Vorgänge in der zentralen Nervensubstanz, eine Disposition zu ihrer Wiedererneuerung zurücklassen."

Wenn wir etwas Neues sehen oder hören, Gestalten in Geschehnissen oder gemütserregende Melodien, so prägt sich dies unserem Gedächtnis ein, d. h. die Zellen unseres Hirns sind imstande, es von da ab immer wieder zu reproduzieren. Wie sollen wir uns dies vorstellen, daß die Zellen plötzlich, durch den bloßen Umstand, daß ihnen ein neues Bild, eine neue Harmonie zugeführt wird, eine Veränderung in ihrer Leistungsfähigkeit erfahren? Einige erklären dies Rätsel folgendermaßen: Bei jeder Hirntätigkeit tritt selbstverständlich Stoffwechsel auf, denn jedes seelische Geschehen beruht ja auf Stoffwechsel. Wenn nun eine neue Erscheinung beispielsweise in der Energieform von Licht oder Schall in unser Seelenleben eintritt und als mechanische und seelische Erregung durch gewisse Zellen des Hirns fortflutet, so findet gleichzeitig in diesen Zellen ein Stoffwechsel, etwa eine Verbrennung, statt. Dieser Stoffwechsel muß natürlich dieser neuen Erscheinung, dem neuen, bisher ungewohnten seelischen Empfinden vollkommen entsprechen, er muß sich mit der Veränderung der Eindrücke ebenfalls verändern. Hat nun irgend eine der Hirnzellen eine solche Veränderung im Stoffwechsel erfahren — es kann sich ja nur um Atome handeln — so wird sie bei der Nahrungsaufnahme, also in dem Augenblick, wo sie die verlorenen Stoffe durch neue ersetzt, z. B. während des Schlafes, auch den Wiederaufbau in einer veränderten Richtung vornehmen. Dadurch erhält die Hirnzelle eine neue Funktionsfähigkeit, sie erhält die Fähigkeit, wenn sie gereizt wird, immer wieder das Erinnerungsbild zu reproduzieren. Ungefähr so stellen sich einige Physiologen den Vorgang vor. Obwohl dieser Vorgang ein großes Stück Wahrscheinlichkeit für sich hat, so erscheint es uns schwer begreifbar, daß von einem einzigen Eindruck her eine Hirnzelle eine so weitgehende Veränderung erfahren soll, um plötzlich ganz neue Bilder, ungewohnt neue Gestalten, oft der sonderbarsten Art zu erzeugen, sobald sie durch den Willensakt der Erinnerung innerviert wird. Es gibt Bilder und Töne, die man ein einziges Mal gesehen hat, und die unvergeßlich bleiben. Noch immer schwebt mir im Gedächtnis der letzte Akt von „Tristan und Isolde" vor, mit dem Meeresgestade, dem liebes- und todeskranken Tristan und dem Schäfer, der eine Melodie hinausbläst von unendlichem Reiz, ein in Fernen fortflutendes Sehnen über die in alle Weiten verschwebenden, schwindenden Wogen. Zieht man noch in Betracht, daß ich gar nicht musikalisch bin, und daß meine Hirnzellen keinerlei musikalische Einfälle hegen, so hätten nun plötzlich diese musikalisch indolenten Hirnzellen einen Anstoß erhalten, der sie vollkommen verwandelte und sie zu einem latenten Echo umschüfe! Aehnlich der Muschel vom Meeresstrand, die, an unser Ohr gelegt, das allgewaltige, stimmungsvolle Rauschen und Klagen der See heimlich und sinnig in sich zu tragen scheint. Jene wissenschaftliche Erklärung vom Stoffwechsel erscheint aber auch nur innerhalb gewisser Grenzen möglich, aus einem anderen sehr einfachen Grunde: Die Zelle des Hirns muß in gewissem Sinne unveränderlich sein. Von Johannes Müller stammt die Ueberzeugung, die wohl alle modernen Physiker teilen, daß jeder unserer Sinne seine eigene, sogenannte spezifische Energie besitzt. Also in den Zellen des Gesichtssinnes können nur Farbenempfindungen stattfinden, in den Zellen des Gehörsinnes nur Tonempfindungen. Reizt man die Zellen des Gesichtssinnes auf irgend eine andere Weise, als durch Licht, z. B. mittels Elektrizität oder durch Anschneiden des Sehnerven, so weckt dieser Reiz eine Lichtempfindung. Man ist so weit gegangen, zu sagen: Wenn man die Nerven, die zum Gehörsinn führen, mit dem Gesichtssinn verbinden und gleichzeitig den Sehnerven durchschneiden und ihn mit den Stümpfen der vom Ohr kommenden Nerven verheilen könnte, so würden wir alle Eindrücke der Schallwellen auf unser Trommelfell als Licht und Farben empfinden, und es würden gleichzeitig die Strahlen der Sonne, die unsere Netzhaut kitzeln, in unserer Seele nicht Farbenpracht und Farbenstimmungen, sondern Töne auslösen.*) Nun können wir mit dieser Auffassung von der spezifischen Energie der Zellen noch viel weiter gehen als Johannes Müller und ein für allemal sagen: J e d e Zelle im Hirn, möge sie welcher Empfindung immer, welchem Gedanken immer dienen, besitzt ihre eigene Empfindungsweise, von Angeburt her ihre besondere „spezifische Energie". Kein Ereignis, keine Neuigkeit kann in dieser Zelle etwas anderes erwecken als die Empfindung, für die sie einmal geboren ist; kein Ereignis kann diese Zelle im Augenblick derart verändern und ihre Struktur umdisponieren, daß in ihr auf einmal eine andere geartete Empfindung entsteht. Eine Zelle des Gesichtssinnes wird z. B. nie dazu gebracht werden können, in sich Töne statt Farben zu erzeugen.

Man verstehe mich recht! Vergleichen wir eine Zelle mit einer Maschine. Manche Maschine kann immer nur auf eine Weise erregt werden, z. B. mittels Drehung einer Kurbel, und sie wird [illegible] selbe Resultat geben. Aber schon beim Verkaufsautomaten, [illegible] Päckchen Schokolade herabgleiten läßt oder das minderwertige Geld

*) [illegible]

stück wieder herauswirft, und noch mehr bei der Dampfmaschine oder der Rechenmaschine, verändern sich die Wirkungen fortwährend, wenn sich der Anfangsreiz ändert, d. h. wenn wir der Rechenmaschine eine andere Aufgabe stellen. Die Rechenmaschie ist in gewisser Weise in ihrer Funktion unveränderlich, sie wird auf einen bestimmten Reiz, d. h. auf eine bestimmt gestellte Aufgabe immer ein bestimmtes Resultat geben. In einem anderen Sinne ist sie aber ungeheuer veränderlich, weil Aufgaben von millionenfachen Abstufungen möglich sind, also auch ebensoviele Resultate. Genau so verhält es sich mit der Seelenzelle. Sie ist die Rechenmaschine, die bei jedem anders gearteten Reiz ein anders geartetes Resultat gibt. Aber alle diese Resultate liegen nur innerhalb ihres Operationsbereiches, d. h. ihrer Natur, ihres Atomsystems, ihrer Struktur. Es gibt, wie gesagt, keinen Reiz, der die Zellen des Gesichtssinnes so erregen könnte, daß sie plötzlich statt Licht Tonempfindungen geben.

In einem allerdings unterscheidet sich die Zelle von der Rechenmaschine. Die Maschine, wie sie einmal gebaut ist, verändert sich nicht. Die Zelle aber unterliegt einer steten Aenderung ihrer molekülaren Struktur, beeinflußt durch die Reize der Außenwelt, die wir „Erleben“, durch die Tätigkeit und den Stoffwechsel, die wir „Leben“ nennen. Diese Aenderung kann aber kaum so weit gehen, daß sie durch einen einzigen Reiz, durch die einzige Erscheinung eines neuen Gegenstandes zu einer plötzlich neuen, ganz anders gearteten Funktion disponiert wird. Eine Zelle, in der noch nie der Name „Miß Grant“ oder „Herkomer“ gewesen ist, könnte kaum plötzlich so umdisponiert werden, daß dieser neue Gegenstand in ihr auftaucht. Diese Anschauung von einer gewissen Unveränderlichkeit der seelischen Funktion in der Zelle ist ja auch selbstverständlich. Ließen sich beispielsweise die Zellen meines Gesichtssinnes oder meiner Gesichtsphantasie durch neue Eindrücke irgendwie verändern, so wären sie ja nicht mehr die alten und ich könnte mit ihnen nichts altes mehr wahrnehmen. Was gestern rot war, wäre heute nicht mehr rot; oder anders ausgedrückt: da jede Zelle der Netzhaut und also auch des Gesichtssinnes einem Punkte im Weltbild vor mir entspricht, so muß jede Zelle zu jeder Tageszeit bereit sein, immer dieselben Eindrücke empfinden oder reproduzieren zu können. Sie muß also innerhalb gewisser Grenzen vollkommen vom Gedächtnis unabhängig, sie muß unveränderlich sein. Wir sehen aber auch, daß es gar nicht auf die einzelne Zelle ankommt, denn jedes Weltbild, das wir sehen, z. B. ein Salon mit farbenreichen Toiletten, Böcklins Abenteurer am Meere, oder Rafaels Sixtinische Madonna, zerlegen sich in ebensoviele farbige Punkte, als die Oberfläche unserer Netzhaut Zäpfchen und Stäbchen hat. Es entspricht also höchstwahrscheinlich jedem farbigen Punkt eine empfindende Zelle.*) Und diese Zelle muß in der Lage sein, eine ganze Skala von Farbenempfindungen in sich wachrufen zu lassen. Jedes Bild, das ich sehe, setzt sich also aus hunderttausenden Empfindungspunkten, d. h. ebensovielen Empfindungszellen zusammen. Der Abenteurer Böcklins unterscheidet sich von Rafaels Madonna nur durch eine andere Anordnung der einzelnen Farbenpunkte. Was also im Gedächtnis als Erinnerungsbild aufbewahrt werden soll, ist keineswegs die Empfindung jeder einzelnen der hunderttausend Zellen, sondern nur ihre Gruppierung. Wenn ich eine Maschine hätte, von der aus ich die hunderttausend Zellen des Gesichtssinnes gleichzeitig so verschiedenartig reizen könnte, daß das Bild Rafaels in meiner Seele entstünde, so würde mir diese Maschine das Gedächtnis ersetzen. Solche Maschinen besitzen wir, sie wirken aber nicht aus dem Innern der Seele heraus, sondern von der Außenwelt in die Seele hinein, es sind dies für das Auge die Photographien, die Gemälde, die Kinematographen, für das Ohr die Leierkasten, mechanische Musikwerke, elektrische Klaviere u. s. w. Wir müßten also ebensolche Apparate in der Seele, im Mittelpunkt der Phantasie besitzen, und diese Apparate, welche Gedächtnisse darstellen, müssen mit einzelnen Gruppen der vielen Millionen Gehirnzellen in Verbindung stehen, und zwar derart, daß sie jede beliebige Kombination hervorrufen können. Würden mir beispielsweise die Worte zugeflüstert: „Die Räuber“, so müßten diese Kombinationsmaschinen des Gedächtnisses mir sofort die zugehörigen Bühnenbilder vor die Seele zaubern.

Angenommen, in uns arbeiteten wirklich solche Gedächtniskombinationsmaschinen in Form von Zellen, so ist es klar, daß auch diese Zellen ihre „spezifische Energie“ besitzen müßten, d. h. eine ihnen angeborene und ziemlich unveränderliche Art zu funktionieren. Mit anderen Worten, ein neues Ereignis könnte in diese Maschinen nicht plötzlich völlig neues hineintragen.

Also eines steht jetzt fest: Nicht so sehr auf die Struktur- und Funktionsveränderung einzelner Zellen kann es beim Gedächtnis ankommen, sondern in erster Linie auf die Verknüpfung von Empfindungszellen untereinander. Nun gibt es zweierlei Arten der Verknüpfung von Zellen: Erstens die Nerven, welche weit auseinander gelegene Teile verbinden, und zweitens die Dendriten. Aus den Zellen wachsen nämlich außer der langen Nervenfaser kleine, sehr stark verästelte Fortsätze heraus, Baumwurzeln ähnlich. Die langen Nervenfasern bilden eine Art Telegraphendrähte, sie führen von einer Zellenstation zur anderen oder noch weiter von der Zentralstation, dem Hirn, nach der Peripherie des Körpers hin. Die Physiologie nimmt nun an, daß die einzelnen nahe zusammenliegenden Zellen durch die kurzen, fein verästelten Dendriten miteinander in Verbindung treten und sich gegenseitig erregen. Die Physiologie spricht auch beim Gedächtnis, das durch Uebung gewonnen wird, von „ausgefahrenen Bahnen“ und denkt sich dabei scheinbar etwas ähnliches, wie die von den Fuhrwerken ausgefahrenen Geleise auf einer steinigen oder lehmig-breiigen Straße. Sie denkt sich, daß gewisse Nerven oder Dendritenverbindungen durch Wiederholung von geistigen Prozessen besonders befahrbar geworden sind, so daß z. B. schon das Wort „Walküre“ genügt, um über solche ausgefahrene Bahnen hinüber das Erinnerungsvermögen zu erregen. Dagegen ist aber zu beachten, daß die Nervenfasern selbst schwerlich durch einen einmaligen Anblick eines neuen interessanten Gegenstandes plötzlich in ausgefahrene Geleise verwandelt werden können, umsoweniger, als die Ernährung des Nervs, sein Leben von der Zelle abhängt, aus der sie entspringt. Und da wir gesehen haben, daß diese Zelle ziemlich unveränderlich ist, so wird auch schwerlich ihre Ernährungsfähigkeit sich plötzlich verändert haben. Das seelische Wirken der Zelle beruht ja darauf, daß sie in jedem Augenblick auf denselben Reiz dieselbe Empfindung in sich erzeugt, also muß auch der Nerv stets ziemlich dieselbe Art und Fähigkeit der Leitung besitzen. Wenn man also den Zellen- und den Nervenbahnen irgend ein Gedächtnis zuschreiben will, so muß man sagen, sie besitzen nahezu dasselbe Gedächtnis wie eine stählerne Maschine, nämlich das Gedächtnis, das ihnen von der Entstehung an zugeteilt ist. Ich möchte nur an ein gewöhnliches Küchlein oder an den Sperling von Professor Mach erinnern. Wenn das Küchlein das Ei verläßt, so pickt es sofort nach Körnern im Sande, ohne ähnliches zuvor von der Henne gesehen zu haben. Noch interessanter ist das Beispiel Machs. Die Kinder dieses Gelehrten hatten einen ganz jungen Sperling eingefangen, dessen Ernährung ihnen unmöglich war. Das Tierchen wollte nichts zu sich nehmen und ließ sich auch augenscheinlich nichts in den Schnabel stopfen. Da kam Professor Mach auf die Idee, daß das Tierchen vererbten Instinkt besitzen müßte. Er spießte eine Fliege auf ein Stäbchen und bewegte es vor dem Kopf des Sperlings hin und her. Nun zeigte sich der vererbte Instinkt des Vogels: nach dem scheinbar hin und her flatternden Insekt schnappte er sofort. Wir sehen also aus beiden Beispielen, daß den Zellenverbindungen von Uranfang an ein „Gedächtnis“ innewohnt, d. h. die Eigenschaft, in einer durch Zufall oder Vererbung in ihr festgelegten Richtung zu funktionieren. In gewissem Sinne ist eigentlich schon die Keimzelle im Ei der Henne eine Gedächtniszelle. Es wird sich immer aus ihr eine Henne oder ein Hahn entwickeln und niemals ein Mensch oder ein Löwe, ja nicht einmal ein Sperling oder ein Auerhahn. Ja die Keimzelle im Eidotter wird sogar in den meisten Fällen sich nicht nur überhaupt zu einem Mitglied ihrer Rasse entwickeln, sondern sogar nur zu einer einzigen bestimmten Henne, oder zu einem einzigen bestimmten Hahn, sie wird ihrer Mutter oder ihrem Vater ähnlich werden. Das ist nichts anderes als „Gedächtnis“. Aber dies Gedächtnis liegt schon vom Beginn in der spezifischen Struktur dieser besonderen Zelle; äußere Reize können eine Entwicklung nach verschiedener Richtung hervorrufen. Es kann vielleicht ein Hahn mit einem Wasserkopf oder eine Henne mit abnormen Füßen daraus werden, aber über eine gewisse enggezogene Grenze hinaus läßt sich die Funktionstätigkeit dieser Zelle nicht verändern.

Wir sehen also, die Zelle ist ziemlich unveränderlich, sie reicht zur Erklärung von neuen Erinnerungsbildern nicht mehr aus. Wir sehen auch, daß es bei den Erinnerungen im Hirn nicht auf die einzelne Zelle ankommt, sondern auf die Verbindungen zwischen den Zellen. Und so müssen wir versuchen, eine neue, wenn möglich schlagende Erklärung des Erinnerungsvermögens zu bringen.

Jedenfalls haben wir gegenüber den bisherigen Anschauungen der Physiologie den einen Satz gewonnen: Die Hirnzelle ist ziemlich unveränderlich; sie kann nicht plötzlich zu einer neuen Funktion, einer neuen Erinnerung umgewandelt werden.

Nun wollen wir aber gleich zum Paradoxon übergehen und das Umgekehrte zeigen. Schon vom ersten Augenblick an, wo ich mich mit dem Gedächtnis zu beschäftigen begann, fiel mir auf, daß jeder Akt der Seelentätigkeit, jeder ohne Ausnahme, eigentlich eine Erinnerungstätigkeit ist. Alles, was wir ein einziges mal gesehen, gehört, gefühlt oder gedacht haben, alles das bildet sofort Erinnerungen. Wir brauchen nur einen Blick auf den Kirchturm draußen zu werfen oder auf das Straßengewühl und dann die Augen zu schließen, wir werden sehen, daß der Kirchturm, die Straße, in unserer Phantasie haften geblieben, daß sie nun vollkommen Eigentum unserer Seele geworden sind. Viele Dinge vergessen wir in kürzerer oder längerer Zeit. Viele Dinge, darunter höchst unscheinbare und wertlose bleiben haften bis ins Greisenalter. So erinnern wir uns ganz unbedeutender Momente aus unserer frühen Jugend [illegible] deutlich, während andere wichtige Tatsachen uns völlig entschwinden. Aber in allen Fällen, fast ausnahmslos, bleibt alles, was einmal durch den Sinn in den Geist eingedrungen ist, [illegible] verknüpft hat, eine Zeit lang, [illegible] Stunden, [illegible] Monate oder Jahrzehnte hindurch [illegible] Immer ist die Phantasie [illegible] mehr oder weniger klar, wieder vor [illegible] auffallende Tatsache. [illegible] daß jeder Akt des Wahrnehmens und des [illegible] Erinnerungsakt ist. Ich will gar nicht [illegible] anzweifeln, daß viele Dinge, die

*) Oder nach Helmholtz u. a. deren drei.

längst vergessen sind, plötzlich in unserem Geist auftauchen können. Z. B. wird uns von jener Pfarrersköchin berichtet, die in der Hypnose sich ganzer Stellen aus lateinischen und griechischen Autoren erinnert, welche ihr Herr vor 10 oder 20 Jahre laut las, während sie gedankenlos mit dem Staubtuch im Zimmer beschäftigt war. Nie wäre sie imstande gewesen, diese fremden Sprachen wiederzugeben, erst in der Hypnose erwachte das Erinnerungsvermögen. Guillon berichtet unter zahlreichen ähnlichen Fällen von einem Gelehrten, der nie Jagdsport getrieben und der halb im Traum eine Abhandlung über eine Hirschjagd niederschrieb. Es stellte sich dann heraus, daß er diese in einer Zeitung gelesen und unbewußt fast wörtlich wiedergegeben hatte.

II.

So gelangen wir zum schönen Paradoxon, daß einerseits die Zelle gar nicht imstande sein darf, durch neue Erinnerungen umgestaltet zu werden, also gar nicht befähigt, ein Gedächtnis zu bilden und daß dagegen anderseits jede unserer seelischen Handlungen einen Gedächtnisakt bildet, ein Erinnerungsbild hinterläßt. Wenn wir denken oder phantasieren, so verknüpfen wir gesehene Bilder und gehörte Worte zu neuen Verbindungen miteinander. Selbst das größte erfinderische Genie kann nichts anderes, als bereits Gehörtes und Gesehenes zu etwas völlig Neuem miteinander verknüpfen. Diese neue Verknüpfung bleibt ihm von nun an wiederum in der Form der Erinnerung als bereits Gedachtes oder Gedichtetes im Gedächtnis. So agiert das Hirn und die Seele mit alten Erinnerungsstücken, um neue daraus zu erzeugen. Mit einem Wort: Alles Denken und Fühlen ist nichts als Erinnerungsbildung nach rückwärts und vorwärts.

Wie können und müssen wir nun dieses Rätsel aufklären?

Wenn wir in einen Wald hinaustreten, im Winter, Frühling, Sommer, Herbst, so sehen wir Millionen von Aesten, Zweigen, Blättern und Knospen rastlos wachsen, neue bilden, sich verändern. Könnten wir mit einem Riesenmikroskop in diesen Wald hineinschauen, so würden wir diese zahllosen Vorgänge der Veränderung in noch unendlich feineren Abstufungen erblicken. Wir würden in jeder Minute, in jeder Tausendstelsekunde sehen, wie sich Atom an Atom legt, die Zellen Nahrung aufnehmen, sich vergrößern, sich teilen, wie dann aus Einer Hunderttausende werden und diese Hunderttausende schließlich eine Knospe darstellen. Ja, wir würden noch mehr sehen. Wir würden beobachten, wie der junge Stamm der Tanne unter den verschiedenen Reizungen von Regen, Wind und Wetter, die auf ihn eindringen, sich verschiedenartig entwickelt, wie der Wind den schlanken Stamm biegt und infolge dessen die Säfte von der Wurzel aus einen besonderen Weg einzuschlagen zwingt, wie dies zur Ablagerung solcher Stoffe führt, welche den jungen Baum besonders kräftigen. Wir würden sehen, wie im grünen Blatt die Sonnenstrahlen aus der Kohlensäure den Kohlenstoff loshämmern, wie daraus neue Zellen sich aufbauen. Mit einem Wort: Alles Organische, alles Lebende, Baum und Strauch und Blume, die Bakterie, das Ei, das Tier und der Mensch, sie sind alle in rastloser Entwicklung begriffen. Selbst der Mensch, wenn er von der Höhe der Reife abwärts steigt und zu altern beginnt, hört nur scheinbar in der Entwicklung auf. Man lese nach, wie Spencer das Altern auffaßt. Denn auch das Altern ist eine fortgesetzte Veränderung der Zellen, und infolge dessen des Gesamtorganismus, nur daß diese Entwicklung sich jetzt in absteigender Linie befindet. Das läßt sich schon rein äußerlich erkennen. Schon die Gesichtshaut, die Muskeln, die Fettpolster, das Knochengerüst zeigen eine fortwährende Veränderung am Menschen. Aber trotz dieser Entwicklung behält der Organismus die Vergangenheit in sich: wir erkennen im Jugendfreund als reifen Mann immer die Züge, Gedanken und Taten des Kindes wieder. Einen besonders klaren Einblick aber bekämen wir, wenn wir mit jenem außerordentlichen Vergrößerungsglas in das Hirn eines Menschen hineinblicken könnten. Da fänden wir eine Milliarde Zellen mit reich verästelten Dendriten, ähnlich den Wurzeln eines Baumes. Und wir würden unzweifelhaft, ebenso wie beim Blick in den Wald hinein, auch in diesem Wald von feinen verästelten Dendriten eine stete Bewegung, ein stetes Wachstum, eine stetige Entwicklung beobachten können. Aber besitzen wir denn nicht statt jenes außerordentlichen Mikroskops ein noch viel scharfsichtigeres Mittel! Vermögen wir nicht gleich dem Zauberer Merlin in diesen Zauberwald von Hirnzellen hineinzuschauen, in das geheimste Tun und Empfinden dieser Organismen? und zu erfahren, daß das, was äußerlich Stoffveränderung, Verästelung, vegetatives Wachstum ist, innerlich seelisches Empfinden, Schöpfung von Phantasiebildern, Denken, Bildung von Erinnerungen bedeutet? Der Wald von Zellen und Dendriten, das ist der Ort, wo, wie ein volkstümlicher Ausdruck lautet, „wir wirklich die Bäume wachsen hören!" eine Art Geisterwald, wo die Wesen unserer Phantasie weben; diese Wesen aber „äußerlich" von einem „Materialisten" besehen, nur als bewegte Zweige und wunderliche Baumstrunke sich entpuppen. Und damit enthüllt sich uns auch das wahre Wesen unseres Denkens, jenes unaufhörlichen Denkens, dessen Sklave, so lange er wacht, dessen peinliches Opfer der Mensch ist, wenn er sich in ruhelosen Nächten auf seinem Lager wälzt; dieses Denken ist nichts anderes als rastlose, unaufhörliche Entwicklung. Nicht immer scheinen die Gedanken fortzuschreiten, nicht immer scheint sich in diesem Hirn Neues zu ereignen! Und doch ist jeder Zustand ein im Verhältnis zum vorhergehenden veränderter. Jeder Denkakt ist mehr oder minder ein Fortschritt gegenüber dem vorhergehenden. Nie ist der Mensch von morgen der gleiche, wie der von gestern. Und wenn er sich auch in diese Täuschung einwiegen mag, so wird ihn das Altern und Sterben vom Gegenteil überzeugen. Der Denkprozeß ist ein stetes Gegeneinanderwachsen, ein unaufhörliches Sichberühren und sich Beeinflussen von Aestchen und Zweigen der einzelnen Zellen.

Wir sahen, daß die „spezifische Energie" der Zelle eine angeborene Funktionsfähigkeit ist; durch Reize kann in ihr der entsprechende seelische Zustand hervorgerufen werden; durch Reize kommt die Zelle zu ihrer vollen Entwicklung, also zu ihrer vollen Tätigkeit, durch Reize überentwickelt sie sich, wie ein photographisches Bild überexponiert wird, sie wird überreif und altert. Aber das Wesentliche an der Entwicklung des ganzen weitläufigen Hirnkomplexes ist ein fortwährendes Verschieben unendlich kleinster Teile gleichzeitig an Millionen verschiedenen Stellen. Was bisher die Bildung des Gedächtnisses unerklärlich machte, war die täuschende Annahme, daß das Hirn etwas Bleibendes sei, und nur in besonderen Teilen von Zeit zu Zeit besonders seelische Erregungen hervorgerufen werden. Nun sehen wir, daß diese Anschauung innerhalb gewisser Grenzen falsch ist. Die Seele ist in jedem Augenblick in ihrem ganzen Umfange tätig. Selbst wenn wir die Augen stundenlang schließen, so haben wir noch im Gesichtsfeld eine seelische Tätigkeit, eine Empfindung: wir sehen schwarz. Wir hören (wie auch Ibsen richtig beobachtet) die „Stille". Wir können also im wachen Zustand irgend ein tätiges Gebiet des Hirns in seiner Intensität herabmindern, aber ganz ausschalten, ganz zum Verstummen bringen können wir es nicht, selbst nicht in der Hypnose, wo wir durch einen schlafähnlichen Zustand die Sinne zum Teil ausschalten. Jedenfalls bildet das seelische Geschehen in jedem Augenblick ein zusammenhängendes, einziges Ganzes. Wir leben zwar in der Täuschung, daß wir einzelne Erinnerungsbilder gesondert und nach Belieben hervorrufen können. Das Gefühl der Willkür erhöht den Eindruck, als ob die Erinnerungsbilder etwas Selbständiges wären. Tatsache aber ist, wie schon Wundt bemerkt hat, daß fast nie die Erinnerung von morgen oder übermorgen der heutigen gleicht. Ueberhaupt bietet der gesamte Inhalt unserer Seele jeden Augenblick ein anderes Bild, und wenn wir auch einzelne selbständige Erinnerungsakte hineinbeziehen, so ist doch das ganze Denken und Fühlen bis in die „Fingerspitzen" ein einziges zusammenhängendes Gewebe, in welches einzelne Bilder, Empfindungen und Gedanken aus alten Ereignissen in neuer Anordnung hineingewebt sind. Wenn wir z. B. bei einer Wagner-Oper im Theater sitzen, Aug' und Ohr vollkommen gefangen sind, das Gemüt erregt, und vielleicht auch der Tastsinn der Haut durch die herrschende Wärme in ein angenehmes Wohlgefühl versetzt ist, so bildet dieser Zustand ein geschlossenes Ganzes. Wir können fast von jedem beliebigen Punkt unserer Seele aus die Erinnerungsbilder emporreizen, also vom Gehör, Augen, Tastsinn, dem Gemüt, dem Denkapparat durch ein einziges Anschlagen den ganzen Bilderreichtum der Oper heraufbeschwören. Daher das Wunderbare, daß schon der Name Wagner genügt, ja vielleicht nur der Buchstabe W., daß ein Helm oder Schwan genügt, ja vielleicht nur ein Silberreifer oder etwas Weißes. Wenn wir in ein ganz gleiches, oder nur ähnliches körperliches Wohlbefinden versetzt werden, oder wenn unser Gemüt eine ähnliche Erregung erfährt, immer wird der ganze weitläufige Komplex von Erinnerungen an die Oper in unserer Phantasie hervorgerufen. Es genügt der Reiz an einem einzigen beliebigen Punkte des großen Gewebes. Aber dieses Wiederhervorrufen alter Bilder bietet in seiner Gesamtheit einen ganz neuen seelischen Zustand je nach Zeit und Ort. Nehmen wir an, es sei beim Bier oder Spieltisch, dann verknüpfen sich mit der alten Phantasie ganz neue Empfindungen.

Nicht nur, daß wir uns an einen weißen Helmbusch erinnern, während wir tatsächlich einen hellblauen gesehen haben, nicht nur, daß Lohengrin uns größer oder malerischer erscheint, oder schwarz statt blond, sondern neben der Gestalt des Helden steht zugleich der dicke Kellner mit den Krügen in den Händen, der Schwan segelt über das saucebefleckte Tischtuch, in die wiedererwachten Melodien drängen sich die Leitmotive von den klappernden Krugdeckeln, drängen sich die Witze des Nachbarn; und in die Begeisterung der Seele mischt sich eine breite Bierbehaglichkeit. Es ist also ein vollkommen verändertes seelisches Gesamtbild. Jeder Erinnerungsakt wird „gefälscht" durch die Irrtümer der Reproduktion und außerdem verändert durch neu hinzutretende Momentanempfindungen.

Ich erinnere mich aus „Tristan" des ersten und des dritten Aktes sehr gut, nicht aber des zweiten. Der Grund wurde mir später klar, als ich im Textbuch nachsah. Dieser Akt spielt bei dunkler Bühne; er hinterließ also in meinem Gesichtssinne kein genügend starkes Bild. Aus dem Textbuch aber konnte ich einige Erinnerungen wecken. Das ist natürlich ein Fall, der irre führen könnte. Aber es ist selbstverständlich, daß in einem so großen Komplex, wie das Hirn, bald die eine, bald die andere Zellengruppe besonders ausschlaggebend wird, wenn vermutlich ihre Dendritenverbindungen kräftiger sind und sich länger halten. Während in anderen Gruppen des Hirns schwächere Verbindungen sich gebildet haben, die durch neue Ereignisse nach und n[illegible] verschoben werden. So entsteht dann die Tatsache, daß die [illegible]innerungsbilder meistens nur auf vereinzelten Gebieten der Phantasie stattfinden und nur von vereinzelten Gebieten aus wachgerufen werden können. Weisen wir hier auf die Wunderknaben und Wunderkind[illegible]

Rechenkünstler hin, deren Gedächtnis ein auditives oder visuelles, also fast immer ein einseitiges ist.*)

Wenn auch die Tätigkeit auf dem ganzen Seelengebiet, durch das Gesamthirn in jedem Augenblick eine Einheit bildet, so treten doch gewisse einzelne seelische Gebiete stärker hervor, andere dagegen so schwach, daß sie nicht mitzuzählen scheinen. Wundt nennt letzteren Zustand die Indifferenzempfindung, den Zustand der Gleichgiltigkeit, der ja auch ein Seelenzustand ist, obwohl er zumeist nicht mitzählt, weil er mit so vielerlei anderen Zuständen verknüpft vorkommt, daß er keine spezielle Verknüpfung besitzt, wie das Schwarz der geschlossenen Augen. Die vorerwähnte dunkle Bühne im dunklen Zuschauerraum liefert ein Beispiel dafür. Dazu mag noch kommen, daß der Indifferenz- oder Gleichgiltigkeitszustand ein Ruhemoment in der Entwicklung bildet, indem das aktive Wachstum des Hirns in diesem Zustand aussetzt oder gar dem passiven Wachstum, der Nahrungsaufnahme Platz macht. Für das Urteil in unserem Denkapparat entsteht dann die Meinung, daß im großen Seelenkomplex einzelne Erscheinungen vollständig unabhängig eintreten und sich unabhängig darin bewegen.

Auf Grund der modernen Physiologie ist die Seele ein Komplex von etwa einem Dutzend oder mehr ineinander wirkender Seelenteile, die man sich als größere Zellengruppen in die graue Masse des Hirns verlegt denkt. Man kann noch weiter gehen und sagen, was uns ja auch der Gesichtssinn beweist, daß jede Zelle eine spezifische Energie, eine Zellseele für sich besitzt, und daß es sich um die gegenseitige Erregung und um das Zusammenspiel von Millionen, oder wenn die Schätzung richtig ist, einer Milliarde Zellen handelt. Anderseits aber bedingt dieses Zusammenwirken wieder eine geschlossene Einheit, eine Ganzheit, in dem das Hirn nicht an einer einzigen Stelle erregt werden kann, ohne daß sich diese Erregung sofort durch das gesamte Gebiet fortpflanzt. Dies bemerken wir schon bei der Nennung einzelner Worte, die uns besonders interessieren, wie z. B. Napoleon, Bismarck, Gold, Glück, Liebe, worauf denn auch die Kraft der Schlagwörter, das Anziehende der Bücher- und Dramentitel u. s. w. beruht. Das Hirn, die Seele ist also ein Paradoxon, wie jede Maschine, ja wie jeder in Moleküle teilbare Körper: sie ist ein Millionenfältiges und zugleich eine Einheit.

Wenn wir sagen: Wir sind so reich an Erfahrungen, daß wir uns als „ganz andere" Menschen fühlen, so sagen wir nichts anderes als: Mein Hirn ist anders als gestern, anders als vor einem, vor zwei Jahren. Das Hirn befindet sich in einer steten Fortentwicklung und neben der Funktion, den Veränderungen und etwaigen Vermehrungen der Zellen bildet die Verästelung der Dendriten das Gedächtnis, das eigentliche Leben des Hirnzellenstaates. Man könnte, um das früher gebrauchte Gleichnis noch weiter auszudehnen, sagen: Ebenso sind die Aeste, die Blätter, die Jahresringe in den Baumstämmen das Gedächtnis des Waldes! Denn jeder neue Reiz von Sonne, Wind und Wetter, jede neue organische Tätigkeit drückt sich in einer dieser bleibenden Formen aus. Doch wenn der Wald seine Blätter verliert, dann verliert er deswegen das Gedächtnis an den Frühling nicht! Denn wenn dieselben Reize in Form eines neuen Frühlings wiederkehren, treibt er neue Blätter und Blüten auf Grund der erworbenen Dispositionen. Die neuen Blätter sind die plastischen Erinnerungsgebilde an die verflossenen Frühlinge. Man muß sich das aber nicht so denken, als ob die Blätter selbst diese Erinnerung wären, sondern die Tätigkeit des Chlorophylls im Grün der Blätter, während die Sonnenstrahlen darauf spielen, und die daran knüpfende organisierende Tätigkeit ist der eigentliche Erinnerungsakt, der unter immer neuen Reizen der Außenwelt sich in alt neuen Funktionen darstellt, vergleichbar dem Erinnerungsakt unserer Seele. Wie der Wald vom Frühling zum Herbst fortschreitet, so auch das Denkvermögen in unserem Hirn. Nur daß es sich hier jeden Augenblick, vielleicht jede Fünfzigstelsekunde, die Dauer eines Gesichtseindruckes, um die gleichzeitige Veränderung von vielleicht hunderttausenden von Atomen handelt. Diese Veränderung bringt in uns die Empfindung hervor, als ob ein Bild, ein szenischer Akt in unser Erinnerungsvermögen, in unseren Schädel eingetreten wäre, weil auf einen Anreiz hin gleich alle hunderttausend Fäden sich knüpfen. Auch Wundt bemerkt schon, daß jede Erinnerung nicht die gleiche ist, wenn sie zum zweiten, dritten, vierten Mal sich wiederholt. Ein Schauspieler, der zum hundertstenmal dasselbe Stück spielt, ein Schüler, der fremde Vokabeln zum zwanzigstenmal wiederholt, befindet sich nicht in dem vollkommen gleichen seelischen Zustand, sondern es treten immer neue Verbindungen heran, so daß also die Uebung eine immer reichere Verästelung darstellt, [illegible], daß vielleicht auch ältere Aeste kräftiger werden [illegible] kann eine Zellteilung und Vermehrung, worauf die [illegible] Talente hindeuten.

Das beste Bild des Gedächtnisses gibt uns die Muskelübung des Athleten. Bei lang andauernder Kontraktion tritt eine Ver[illegible] der Muskelfasern ein und gleichzeitig eine Steigerung [illegible]

*) [illegible] eine Zelle und somit analogen Gesetzen der Ausbildung wie die [illegible] Reize den Veränderungen in den Muskelzellen [illegible]

horchen rascher seinem Willen, die einzelnen Zentren unterordnen sich leichter jeder Absicht des Hirns.

Die Wiederholung eines Reizes und deren Folgen nennen wir Uebung. Jede Muskelübung ist, wie wir am Athleten sehen, zugleich eine muskulöse und nervöse Entwicklung. Es muß also schon der Bruchteil der Uebung eine einzige Kontraktion der Muskelzelle und analog die vereinzelte Aufnahme irgend einer Tatsache in unserem Gedächtnis ein Entwicklungsakt sein, wenn auch ein ganz geringfügiger.*) Und da nun unser Hirn fortwährend denkt und jeder Denkakt zugleich eine Gedächtnisbildung darstellt, so ist die seelische Tätigkeit eine unaufhörliche Entwicklung. Eine Sache, die jetzt selbstverständlich erscheint.

Auch die Krankheiten des Gedächtnisses sprechen für die Anschauung, daß jede Gedächtnisbildung zugleich eine Entwicklung des seelischen Gesamtapparats darstellt. So bringt Ribot in seinem Buche von den „Krankheiten des Gedächtnisses" ein Beispiel von einer Frau, die zeitlich eine Art Doppelleben lebte. Mehrere Wochen hintereinander war sie von sanftem Charakter und erinnerte sich aller Ereignisse von ihrer Jugend an. Intermittierend schoben sich dazwischen andere Wochen, in denen ihr Wesen verändert und die Erinnerung der vorangehenden Periode verwischt war. Sie war dem Gemüte und dem Charakter, ebenso wie den Erinnerungen nach eine ganz andere Person. Abwechselnd trat wieder der vorige Zustand ein und in diesem konnte sie sich der Geschehnisse in der dazwischen liegenden Krankheitsperiode nicht mehr erinnern. So teilte sich ihr Leben in Abschnitte, in denen sie zwei verschiedene Personen mit zwei verschiedenen Lebenserinnerungen und Charakteren darstellte. Einen ähnlichen Fall bringt uns Ribot in seinem anderen Werke: „Die Krankheiten der Persönlichkeit". Hier ist es ein junger Mann, ein Gärtner, der bei einem Nebendiebstahl durch die Berührung einer Schlange in eine so hochgradige Angst und Aufregung geriet, daß er abends nach seiner Rückkehr das Bewußtsein verliert. Nach wiederholten Ohnmachtsanfällen bildet sich eine Lähmung der unteren Gliedmaßen aus, so daß er, um sein Brot verdienen zu können, das seßhafte Schneiderhandwerk ergreifen muß. Sein Gesicht zeigte nach dieser Wandlung einen offenen und freundlichen Ausdruck; er war auffallend sanft und für die Pflege erkenntlich. Nach einigen Monaten bekam er plötzlich einen hysterisch epileptischen Anfall, der 50 Stunden lang andauerte. Als er erwachte, war seine neue Persönlichkeit völlig zurückgetreten und an ihrer Stelle erschien wieder die alte. Die Lähmung war verschwunden, obwohl er noch ein wenig wankte. Er erkannte weder Aerzte noch Wärter, noch die anderen Patienten, jegliche Erinnerung an seine Krankheit war vollkommen ausgelöscht. Als man ihm erzählte, daß er gelähmt gewesen, lachte er. Jede Erinnerung von dem Augenblick an, da ihn die Schlange erschreckt hatte, war ihm aus dem Gedächtnis verschwunden. Ebenso war sein Charakter wieder zurückverwandelt, er war wieder zänkisch und unhöflich, unmäßig, trunksüchtig und unehrlich wie früher. Aber, wie die Dichter sagen würden, „auf dem Grunde seiner Seele schlummerte die andere Persönlichkeit fort, und harrte der Stunde der Weckung". Denn dieselbe Wandlung seiner Persönlichkeit und zugleich dasselbe Auslöschen ganzer Zeitabschnitte in seinem Gedächtnisse wurden von zwei Aerzten dadurch erreicht, daß sie ihn hypnotisierten, d. h. seelisch beeinflußten. Ebenso erzielten sie dieselbe Veränderung durch Hervorrufen der sogenannten Transferterscheinungen, das ist durch nervöse Erscheinungen, die auftreten, sobald man den Kranken Metallstücke, Magnete, Senfteige oder dergleichen an den Arm oder an das Bein anlegt oder irgend einen Körperteil durch Elektrizität reizt. Sie erzielten durch den Transfert etwa sechserlei verschiedene Zustände, die mit teilweiser Lähmungs- und Empfindungslosigkeit der rechten oder linken Seite verbunden waren. Außerdem hielt er sich in dem einen Falle für mehrere Jahre jünger; in dem anderen Falle fühlte er sich nach seiner Geburtsstadt zurückversetzt und die Zwischenzeit war völlig aus seiner Erinnerung ausgelöscht. In einem dritten Falle war er blöde wie ein Kind und benahm sich wie im Alter von zehn Jahren mit entsprechendem Ausdruck in Gesicht und Sprache.

Wie wir sehen, hätte Ribot ebensogut beide Fälle unter den Krankheiten des Gedächtnisses wie unter denen der Persönlichkeit rubrizieren können. Denn beide Fälle beweisen, was ich oben ausgeführt habe, daß die Bildung von Erinnerungen, wie jeder Denkakt überhaupt, eine zusammenhängende Entwicklung des ganzen Seelenapparats darstellt. Uebrigens beweist ja auch jeder Gesunde, wie untrennbar beispielsweise das Gemüt, die Persönlichkeit mit dem Gedächtnis zusammenhängt. Wenn unser Gemüt Zorn oder Furcht hegt, so sind die Bilder, die das Erinnerungsvermögen „heraufbeschwört", ganz anders geartet, als wenn wir in heiterer Stimmung, hoffnungsfreudig oder gar verliebt sind. Und wie vom Gemüt, kann schon vom Körper, von einer Wunde an der Hand, von den Hühneraugen, dem Magen oder von ähnlichen Reizen aus diese völlige Umwandlung der Qualität der Erinnerungsbilder stattfinden. Ein Glas guten Weines erhöht schon die Stimmung [illegible] oder gestaltet sie völlig um. Das sind ganz andere Erinnerungsbilder, die in dem einen Falle auftauchen als in dem andern. Damit hängt es [illegible] wahrscheinlich zusammen, daß [illegible] Temperamente viel mehr unan[illegible] als sanguinische

[illegible] folgt.

oder phlegmatische. Ein lachendes, sonniges Gemüt, das über Unannehmlichkeiten leichter hinweggleitet, festigt auch ein freundlicheres Gedächtnis, das fast jederzeit angenehme Erinnerungen dem Bewußtsein darbietet.

Auch das Kind und der Greis tragen zu dieser Erklärung bei. Das Kind merkt sich viele Dinge viel leichter und vergißt ebenso leicht viele Dinge, weil sein Hirn in der Periode der rasch fortschreitenden Entwicklung sich befindet, also neue Zellenverbindungen, ja neue Zellen sich bilden, und dadurch andere Verbindungen unbrauchbar gemacht werden. Der Greis erinnert sich viel leichter an Dinge, die weit zurückliegen, als an Dinge des gestrigen Tages, weil jene einer früher kräftigeren Entwicklung entsprechen, während die neuesten Erinnerungen schon der senilen Entwicklung angehören.

Die Gedächtnisbildung ist also die normale Funktion, Leben und Wachstum des Hirns. Das Wahrnehmen oder das Denken, das alte Erinnerungen verknüpft, um neue daraus zu bilden, ist der fortgesetzte Uebergang des Hirns aus altem Zustand in neuem. Das mit Erinnerungen erfüllte Hirn ist nichts anderes, als die neue Form des Hirns gegenüber der früheren.

Und so kommen wir zu folgendem Schlußwort: Einst wurde die Seele, das Bewußtsein als etwas Seiendes definiert, als Entität, dann als etwas, das nur im Moment seiner Aeußerung da ist, als Aktualität, und endlich noch gestern als ein fortwährendes Geschehnis, eine Aktivität. Heute müssen wir, einig mit Spencer, die Seele als ein stetes Werden und Wachsen bezeichnen: als eine Evolution. Die Wahrnehmung dieser Evolution nennen wir Erinnerung, Gedächtnis. Das sind die Stufen unserer Erkenntnis vom Wesen der Seele im Laufe der Jahrhunderte: Entität, Aktualität, Aktivität, Evolution.

Und hier können wir auf Schopenhauer zurückkommen, der sagt: Die Dinge haben keine Vergangenheit und keine Zukunft, sondern nur eine Gegenwart; Vergangenheit und Zukunft seien nur in der Vorstellung! Dies mag für den Diamanten richtig sein, für dessen heutigen Zustand es unwesentlich ist, ob er gestern Steinkohle oder Holz oder Zucker darstellte. Aber das Planetensystem und in noch höherem Grade jeder Organismus vereinigt in sich mit der (oft bedeutungslosen) Gegenwart die Vergangenheit, und in Veranlagung und Entwicklungstendenz die Zukunft. Jeder Organismus, habe er nun Bewußtsein oder nicht, ist also an und für sich Gedächtnis und Streben zugleich — was allerdings erst im Organ der Vorstellung die bewußte Form der Erinnerungsbilder und Zweckvorstellungen annimmt. Deshalb besitzen auch Vergangenheit und Zukunft für jedes Wesen, zumal für das denkende Wesen, ein solches Gewicht.

Leo Silberstein-Gilbert.

Isländisches Theater.

Die neuisländische Dichtung, mit der das deutsche Publikum erst durch Poestions vorzügliche Charakteristiken und übersetzte Proben (Leipzig 1897) näher bekannt wurde, ist reich an hervorragenden Schöpfungen. Ihr poetischer Schwung und ihre nationale Eigenart sichern ihr daher auch schon heute einen anerkennenswerten Platz in der Weltliteratur. Voll entwickelt ist sie aber vorläufig nur auf dem Gebiete der Lyrik, während die Novelle und das Drama als jüngste Ausdrucksformen dichterischen Schaffens noch in den Hintergrund treten.

Es ist zu verwundern, daß man sich nicht schon früher in Island dem Drama zugewendet hat, da doch die ältesten Dichtungen, insbesondere die Sagas, zahlreiche hochdramatische Szenen enthalten. Immerhin liegen die Anfänge der Dramatik dort noch weiter zurück, als man bisher annahm. Eine vor kurzem erschienene Schrift*) macht hierauf aufmerksam, stellt mannigfaltige Irrtümer in den früheren Bearbeitungen des Gegenstands richtig und enthält insbesondere ein äußerst wertvolles, in seiner Gesamtheit selbst den heutigen Isländern nicht mehr bekanntes Material über die Geschichte ihres Theaterwesens. Ihr Verfasser, der um die Verbreitung der Kenntnis isländischen Lebens und isländischer Geschichte so verdiente Wiener Bibliothekar Regierungsrat Poestion, hat damit seine zahlreichen Arbeiten über Island um eine interessante und wertvolle neue bereichert.

Das älteste Stück, „Der Lump“, stammt aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; es rührt von dem gelehrten Pastor Snorri Björnsson, der kein unbedeutender Lyriker war, her, ist aber nur eine „wässerige“, nichtssagende Satire, die nie aufgeführt wurde und ohne Einfluß geblieben ist. Das isländische Drama ging vielmehr — wie in so vielen anderen Ländern auch — aus der Schulkomödie hervor. Die Schüler der Hauptschule des Landes, die sich bis 1784 in Skalholt befand und seither mit Ausnahme der Jahre 1805 bis 1847, wo sie in Bessastathir untergebracht war, in Reykjavik ist, spielten seit dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, hauptsächlich zur Zeit der Versetzung, Komödie. Erst waren es kindische Darstellungen, dann wurden Bürger und Beamte eingeladen, man führte einzelne Szenen, schließlich ganze Lustspiele auf. So entstanden die ersten isländischen Dramen. Ihre Verfasser waren der klassisch gebildete Bischof Geir Vidalin und der Dichter Sigurthur Pjetursson, die Zeit, wo sie meist über die „Bretter“ gingen, fällt in das letzte Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts. Das älteste, Geirs einaktiges Schauspiel „Brandur“, ist die sentimentale Geschichte eines Mädchens, das statt des armen Knechts, den es liebt, einen reichen Bauernsohn heiraten soll. Des Mädchens Bruder gerät aber in Lebensgefahr und hier zeigt sich dann das edle Herz des Knechtes, der ihn rettet und als Lohn dafür die Geliebte heimführt. Von Pjetursson stammen zwei dreiaktige Stücke, die beide dasselbe Thema, wie leicht einfältige Menschen durch Schwindler übertölpelt werden, behandeln. Alle drei Stücke sind noch sehr unbeholfen und noch viel primitiver war wohl die Art, wie sie im Schlafsaal der Lateinschule, aus dem die Betten entfernt worden waren, aufgeführt wurden. Beachtenswert ist aber, daß der Stoff aller drei Dramen dem heimischen Volksleben entnommen ist und daß sie daher volkstümliche Typen und das Leben und Treiben der Isländer jener Zeit auf die Bühne bringen.

Nach der Verlegung der Schule 1805 lassen sich theatralische Aufführungen sowohl dort als in der Stadt Reykjavik, wo nun auch die Bürger am Theaterspiel Gefallen gefunden hatten, nur mehr selten nachweisen. Erst aus dem Jahre 1848, als die Schule wieder in Reykjavik in einem neuen Gebäude untergebracht war, hören wir, daß die Schüler ein dänisches Stück, eine Komödie von Holberg, und zwar mit großem Beifall gespielt haben. Von dieser Zeit an nehmen dann auch Drama und Theater in Island einen langsamen, aber stetigen Aufschwung.

Von grundlegender Bedeutung hiefür wurde das Wirken des hervorragenden Politikers und Redakteurs Jon Guthmundsson (gest. 1875), der den Anstoß gab zu einer höheren Anforderungen entsprechenden Ausgestaltung und planmäßigen Organisierung des Theaterwesens. Er stellte eine Schauspielergesellschaft — natürlich nur aus Dilettanten bestehend — zusammen und veranstaltete 1854 die erste öffentliche Aufführung gegen Entrichtung eines Eintrittsgeldes. Da er ferner zwanzig Jahre lang durch eingehende in wohlwollendem Tone gehaltene Besprechungen der einzelnen Vorstellungen in seinem Blatte belehrend und aneifernd auf die Spieler einwirkte, überhaupt das Schauspielwesen in den Vordergrund des öffentlichen Interesses rückte, ist er zum Begründer des öffentlichen Theaterwesens in Reykjavik geworden. Nachhaltige Unterstützung fand er hiebei an dem Maler und Folkloristen Sigurthur Guthmundsson, der, Ende der Fünfzigerjahre aus Kopenhagen zurückgekehrt, bald der Hauptarrangeur dramatischer Veranstaltungen wurde. Er war eine Art Mann für alles. Er stellte lebende Bilder aus den alten Sagas, besorgte die Kostüme, schminkte die Schauspieler, malte die Dekorationen und schwärmte für Shakespeare. Diesem folgte dann ein Volksschullehrer und später ließen es sich namhafte Schriftsteller angelegen sein, den Schauspielern als Instruktoren und Regisseure zu dienen.

Wie die Lateinschüler bis 1887 im Schlafsaal, dann im Turnsaal des Schulgebäudes spielten, mußten sich auch die Schauspielergesellschaften lange noch mit improvisierten Bühnen in einem Gasthaus begnügen. Erst 1893 baute ein Mäcen einen Theatersaal und seit 1897 besitzt Reykjavik ein eigenes Schauspielhaus. Es faßt 350 Personen, die freilich mit Holzbänken vorlieb nehmen müssen. Im Winter finden in der Regel jeden Sonntag hier Vorstellungen statt; das Orchester bildet — ein ehrwürdiges Klavier. Berufsschauspieler gibt es noch nicht, sie fänden einen zu kärglichen Erwerb, denn der teuerste Platz kostet nur eine Krone. Damen und Herren aus der bürgerlichen Gesellschaft betreten die Bühne, des Nebenerwerbes halber oder aus Liebhaberei. Im allgemeinen soll nicht schlecht gespielt werden. Wohl fehlt es diesen Künstlern an mustergiltigen Beispielen, denn nur selten verirrt sich ein großer Schauspieler nach Island, aber mit den Jahren erlangen sie eine ganz anerkennenswerte Geschicklichkeit.

Zumeist werden ausländische Stücke, in erster Linie dänische und norwegische, aufgeführt. Das Lustspiel steht obenan. Für französische Stücke haben die Isländer geringes Verständnis. Molière gilt als abgetan, er wurde seit 1892 nicht mehr gespielt, dafür kommt aber Labiche hier noch zu Ehren. Großen Beifalls erfreuen sich moderne deutsche Stücke. „Mein Leopold“, „Die Ehre“, „Die Heimat“ und „Das verlorene Paradies“ erzielten glänzende Erfolge.

Am liebsten sehen die Isländer ihre eigenen Dramen, in denen ihnen ihre heimatlichen Verhältnisse, Volkstypen und Szenerien vorgeführt werden. Freilich reich ist die Auswahl an solchen noch nicht. Poestion teilt die Inhaltsangabe von achtzehn Stücken mit, die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erschienen und zum größten Teil auch aufgeführt wurden. Einige stammen von Dilettanten, von Landwirten, Kaufleuten und Schülern, die meisten von wirklichen Schriftstellern und Dichtern. Die bedeutendsten unter diesen sind: Mathias Jochumsson und Indrithi Einarsson. Ersterer (geb. 1835) hütete in seiner Jugend Schafe, lernte das Handelsgewerbe in Kopenhagen und besuchte dann noch als junger Mann die Lateinschule. Sein erstes Stück schrieb er 1861 und verwertete dabei die [illegible] isländischen Volkssagen von den „Draußenliegern“. So nannte man in älteren [illegible] Verbrecher, die nach dem Gesetz verbannt und für vogelfrei erklärt [illegible] der Wildnis hausten, später überhaupt Räuber und Wegelagerer. Heute gibt es natürlich längst keine Draußenlieger mehr, aber mit allerlei [illegible]antischen Zügen ausgestaltet leben sie fort in den Erzählungen des Volkes. Das Drama ist eine Art Volksstück mit [illegible]

*) Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaters [illegible]

bei dem Erstlingswerk eines Gymnasiasten wohl nicht anders zu erwarten, ohne höheren Kunstwert. Nichtsdestoweniger ward es zum Lieblingsdrama der Isländer, hat weitaus die größte Zahl von Aufführungen erlebt und manches Zitat daraus ist zum Gemeingut des Volkes geworden. Der Dichter ging später bei Shakespeare in die Lehre, dessen Werke er zum Teil ins Isländische übersetzte. Trotzdem erntete er mehr Lorbeeren auf dem Felde der Lyrik als der Dramatik und auch seine späteren Stücke entbehren höherer literarischer Bedeutung, wiewohl zwei darunter historische Dramen größeren Stiles sind. Das eine ist der erste Versuch eines Sagadramas, das andere verherrlicht das tragische Ende des letzten katholischen Bischofs auf Island, Jon Arason, einer der bedeutendsten Persönlichkeiten in der Geschichte der Insel.

In neuerer Zeit scheint Ibsen einen gewissen Einfluß auf die dramatische Produktion der Isländer gewonnen zu haben, und zwar gilt dies hauptsächlich von seinen zwei Werken „Die Kronprätendenten“ und „Die nordische Heerfahrt“, die durch ihren Stoff dem einfachen, noch vielfach natürlich-naiven Gemüte der Inselbewohner näher liegen, als seine Gesellschaftsdramen mit ihrer eigentümlichen Psychologie. Dieser Einfluß ist insbesondere bei den neueren Arbeiten des neben Matthias fruchtbarsten isländischen Dramatikers Indrithi Einarsson (geb. 1851) bemerkbar. Sein groß angelegtes, bereits ins Dänische und Deutsche (von Küchler, Berlin 1900) übersetzte Drama „Schwert und Krummstab“, das im dreizehnten Jahrhundert spielt, enthält manche Vorzüge und Schönheiten. Einzelne Szenen sind von packender Wirkung und bei der Großzügigkeit des Ganzen ließe sich das Stück vielleicht auch zu einem wirkungsvollen Libretto für eine Oper verwerten. In einem vieraktigen Schauspiel „Das Schiff sinkt“ behandelt der Dichter dagegen ein ganz modernes Thema und weckt in uns die Erinnerung an Ibsens „Nora“ und „Frau vom Meere“, und insbesondere an Björnsons „Fallissement“.

Poestions Schrift ist nach vielen Seiten hin interessant — und mancher Literaturfreund dürfte durch sie wertvolle Anregungen erhalten, denn er wird einen Blick in eine für ihn wohl neue Welt tun können, in eine Literatur, die so ganz andere Stoffe verarbeitet, als sie uns sonst begegnen. Und doch sind diese Stoffe so rein menschlich und so echt germanisch. So ist der Versuch, uns einen neuen Einblick in die Bestrebungen der Isländer auch auf diesem Kunstgebiete, sowie überhaupt in die geistige Kultur dieses kleinen, aber intellektuell so hoch entwickelten Volkes zu geben, äußerst dankenswert. Obwohl mit warmer Begeisterung für dieses Volk erfüllt, läßt sich Poestion doch nie von ihr hinreißen, stets geht er mit kühler Gewissenhaftigkeit vor und häufig ist seine Kritik auch scharf. Nur in einem Punkte scheint er uns zu weit zu gehen, das ist in seiner fortwährenden, zum Teil etwas kleinlichen Polemik gegen einen früheren Bearbeiter dieses Gegenstandes, den Oberlehrer Küchler. Gewiß enthalten die Arbeiten dieses nicht sehr genauen, auf gelegentliche Angaben von Isländern zu stark vertrauenden Forschers mancherlei Fehler, aber Poestions immer wiederkehrenden polemischen Bemerkungen und Fußnoten wirken oft ermüdend auf den unbefangenen, sich dem Genuß des Neuen nur hingebenden Leser.

Die Abhandlung Poestions hat insbesondere in Island selbst schon die gebührende Beachtung und volles Lob gefunden. Im größten Blatt der Insel, im „Fjafold“, findet sich eine eingehende Kritik, in der es heißt, daß man in der Tat nur staunen könne, einerseits über die hier aufgewendete Genauigkeit, Ausdauer und Sorgfalt, anderseits über die scharfe Urteilskraft des Autors. Regierungsrat Poestion ist eben auch einer jener vielen Oesterreicher, deren Können und Wissen im Ausland höher geschätzt wird, als in ihrer Heimat. Möge ihm ein gütiges Schicksal oder die Einsicht „Berufener“ bald Gelegenheit geben, das ferne Eiland, das er wie wenige zu schildern und bekannt zu machen verstanden, endlich auch zu betreten und dort die Ehren einzuheimsen, die ihm seine dankbaren Isländer in reichem und wohlverdientem Maße bereiten werden.

Carl Junker.

Kirchenmusikalische Zeit- und Streitfragen.

Die Frage der Reform der katholischen Kirchenmusik ist durch den [illegible] Erlaß des Papstes aufs Neue im höchsten Grade aktuell geworden. Die allzu fanatischen Verfechter der cäcilianischen Tendenzen haben den Wortlaut der Stelle, daß nichts Unkirchliches in der Kirche erklingen solle, in ihrem Sinne ausgelegt und so in dem [illegible] Erlaß eine Bekräftigung ihrer Forderung gesehen, man solle [illegible]

und [illegible] der Kirche verbannen. Die Freunde der [illegible] und [illegible] Tradition dagegen haben wieder das [illegible] auf die Stelle des Erlasses gelegt, in der es heißt, der nationale Charakter der Musik solle gewahrt werden. [illegible] der alte Streit um die [illegible] süddeutscher Kirchenmusik von [illegible] und die Tatsache, daß eine [illegible] [illegible]

[illegible]

Die wichtigste Frage da, wo es sich um eine Reinigung der kirchlichen Musik von „weltlichen“ Elementen handelt, ist zunächst diese: Was ist unkirchlich? Im engsten Kreise ist diese Frage ohne Zweifel Sache des Geschmackes; denn mag auch die Kirche selbst unverändert bleiben, ihre Vertreter sind Kinder der Zeit; Priester und Gläubige sind in der äußeren Form der Gottesverehrung unwiderstehlich vom Zeitgeist beeinflußt. So wie man also in verschiedenen Jahrhunderten Kirchen in verschiedenen Baustilen errichtete, wie sich der äußere und innere Schmuck der Gotteshäuser nach der künstlerischen Richtung des betreffenden Zeitalters richtete, so sind ohne Zweifel auch die zu einer bestimmten Zeit entstandenen kirchlichen Kompositionen eigentlich nur vom Standpunkt ihrer Entstehungszeit als ihrem Zweck entsprechend anzusehen, und so wenig man alle unsere mit aufdringlicher bunter und goldener Stukkatur überladenen Barockkirchen sperren oder einreißen wird, weil man den gotischen Domen eher Einfachheit und Würde, wie sie ein Gotteshaus verlangt, zusprechen muß, so wenig wird man in der Musik, von allem Wechsel der Zeiten abstrahierend, unbedingte Urteile fällen oder gar sie in die Tat umsetzen dürfen. Was von der Zeit gilt, gilt aber noch mehr von dem Ort; nicht nur der Zeitgeist, sondern auch der Volksgeist spricht sich in den Kunstwerken einer Epoche und eines Landes aus: auch hier ist ein absolutes Urteil nicht möglich und es wird die Musik, mit der der Italiener oder der Spanier Gott verehrt, dem Süddeutschen gewiß völlig unkirchlich vorkommen, während sich der Romane seine Andacht vielleicht gerade nur im Verein mit eben dieser Musik denken kann. Es ist nach alledem völlig unmöglich, von vornherein irgendwelche Musik, die von einem wirklichen Künstler, einem Katholiken, in direktem Hinblick auf den Gottesdienst geschaffen worden ist, unkirchlich nennen und ihre Aufführung verbieten zu wollen. Wer frei von parteiischer Voreingenommenheit ist, wird eben dies in dem päpstlichen Erlaß ausgesprochen finden: es heißt da nicht nur, daß der volkstümliche Charakter gewahrt werden solle, sondern auch, daß alte und neuere Musik in gleicher Weise in der Kirche aufgeführt werden dürfe.

Wenden wir das eben Gesagte auf unsere Verhältnisse an, so folgt daraus, daß in Wien alle Werke süddeutscher, namentlich wienerischer Künstler aufführbar sind, die als Kirchenmusik geschaffen wurden und dem hiesigen Volkscharakter entsprechen. Diese beiden Bedingungen stehen zu einander in dem Verhältnis, daß die Werke aller Künstler verschiedener Zeitalter durch die auf dem Volkscharakter beruhende Tradition zusammengehalten werden. Unsere kirchenmusikalische Tradition fußt auf dem Schaffen Josef Haydns, der den einzelnen Teilen der Messe auf die Dauer eines Jahrhunderts ihre musikalische Form gegeben hat. Diese Form wurde von Mozart übernommen und weitergebildet, und da Mozart lange vor Haydn starb, so baut Haydn in seinen nachfolgenden Messen auf die durch Mozart geschaffenen Basis weiter fort und krönt sein eigenes kirchenmusikalisches Schaffen durch seine letzten Werke in ungeahnter Weise. Haydn ist nun natürlich in seinem Schaffen durch seine Persönlichkeit, seine Nationalität und durch den Zeitgeist beeinflußt gewesen. Das heißt: ihm ist die Religion hauptsächlich eine Herzenssache und er legt sein persönliches Andachtsgefühl in seine Musik; er schafft mit süddeutscher Lebens- und Gemütsfülle; ihm ist der Gottesdienst ein Fest und die Musik dazu muß also festlich rauschend und von bunter Mannigfaltigkeit erfüllt sein — hiebei liegt denn natürlich das Hauptgewicht auf dem Orchester, in dem der eben auch in der Instrumentalmusik zur Herrschaft gelangte melodische Stil den polyphonen Stil stark zurückgedrängt hat. Ueber Haydns Künstlertum, Frömmigkeit und süddeutsches Wesen zu reden ist überflüssig; aber ist die Festlichkeit — denn dies und nichts anderes ist es, was man so oft als „Weltlichkeit“ bei Haydn bezeichnet hört — der katholischen Kirchenmusik berechtigt oder nicht? Die Antwort muß ein entschiedenes „Ja!“ sein. Der katholische Gottesdienst ist ein Fest; festlich und glänzend ist er zunächst für das Auge: durch bunte Fenster fällt das Licht und bescheint bunte Bilder und Figuren, in Gold gefaßte Reliquienschreine und purpurne Fahnen; Blumen leuchten und Lichter glänzen in der Kirche; von Scharlach, Gold und Silber strahlen die Gewänder der Priester — keine andere Musik kann hiezu passen, als eine, die ebenso festlich und glänzend für das Ohr ist. Es ist darum nicht nur in der künstlerischen Richtung der Zeit, sondern im innersten Wesen des Katholizismus begründet, wenn Haydn seiner tief andächtigen Messe eine auf der [illegible] Entzücken weckenden Schönheit beruhende Form gibt, wenn er alle die geheimnisvollen Zauber des Orchesters löst und so [illegible] tiefen [illegible] Gehalt wie von herzberückender klanglicher Fülle erhalten wie die [illegible]-Messe oder die unsterbliche Harmonie-Messe [illegible] geschriebene, in der das Orchester, namentlich die Holzblasinstrumente, die der Messe ihren Namen gegeben haben, [illegible] an Schönheit und Ausdrucksfähigkeit [illegible]

Und diese im Geiste des süddeutschen, katholisch-frommen [illegible] Kompositionen sind den Werken der Wiener Schule [illegible] Haydn [illegible] Als Begründer der [illegible] und Mozart vom Joseph's Bruder [illegible] Haydn [illegible] Beethoven die [illegible] Inhalt [illegible], der zugleich der [illegible] der Beginner einer neuen Zeit ge-

wesen ist. Seine C-dur-Messe ist ganz aus Haydn herausgewachsen. Sie bildet den Uebergang zur Romantik, die in Schuberts unvergänglich himmlischen Messen ihren kirchlichen Thron aufgeschlagen hat. Bei Schubert drohen die allenthalben emporblühende, sinnlich klangberauschende Schönheit und das überall knospende, schwellende Leben fast die Form zu sprengen; das übervolle Herz kleidet seinen Gefühlsinhalt in die bunteste, nie geahnter Wunder volle, an Ernst und Würde, Anmut und Seelenfülle gleich reiche Instrumentation. Die Form der Messe aber ist dieselbe geblieben und die Tradition — unmittelbare Hingabe des Künstlerherzens, süddeutsche Gemüts- und Lebensfülle, festlicher Glanz! — besteht unverändert fort.

Sie besteht fort bis auf unsere Tage und zahlreiche Jünger und Schüler, Nachfolger und Nachahmer haben das klassische Erbe gehütet und verarbeitet: ein Abglanz des klassischen Ideals umfließt unsere Kirchenmusik bis in die neueste Zeit. Die durch die unabänderliche Forderung der Cäcilianer erwachsende Frage: ist Schönheit und Lebensfülle, ist der orchestrale Glanz dieser Werke unkirchlich und sind die Werke unserer Klassiker daher als weltlich aus den Kirchen zu vertreiben? muß mit einem entschiedenen „Nein!" beantwortet werden.

Zwei Gründe sind für diese Art der Beantwortung maßgebend: der eine liegt in der Vergangenheit, der andere ruht in der Zukunft. Von allem anderen abgesehen, besitzt, was ein Meister vor Zeiten geschaffen, was viele Jahrzehnte lang die Andacht des Volkes gefördert hat, einen historischen Wert, der nicht umzustoßen ist. Kunstdenkmäler müssen mit Pietät behandelt werden und es ist unverantwortliche Roheit, sie herabzusetzen oder anzugreifen. Wir gehen ja, wie oben gesagt, noch immer in Barockkirchen, obwohl wir ihre Bauart und Ausschmückung als direkt unkirchlich empfinden müssen. Auf keinem Gebiete dürfen wir, was frühere Zeiten schufen, was unsere Ahnen begeisterte, pietätlos umstürzen. Und der päpstliche Erlaß besagt ja: Musik aller Zeiten ist zulässig; Instrumentalmusik, wenn sie nicht unkirchlich ist, wird eigens als zulässig bezeichnet.

Ob sie aber kirchlich ist, das entscheidet der zweite Grund: die Volkstümlichkeit. Man darf nicht vergessen, daß die Kirchenmusik für das Volk vom größten Wert ist. Das Volk aber ist in künstlerischen Dingen immer konservativ. Ob Haydns Musik kirchlich oder nicht kirchlich, Andacht weckend oder Andacht tötend ist, wird der am besten entscheiden können, der, ohne sich auf papierene, theoretische Auseinandersetzungen einzulassen, der Aufführung einer Haydn'schen Messe in einer Wiener Vorstadtkirche beiwohnt und dabei mit offenen Augen um sich blickt. Die Wirkung auf die Gemüter des Volkes, das ist in solchem Falle der einzige richtige (und berechtigte) Maßstab. Und unser Volk hat diese Art festlicher Gottesverehrung, die Andacht nicht mit puritanischer Strenge, sondern mit gemütvoller Herzensfreude verschwistert, zugleich mit der Religion selbst von seinen Ahnen überkommen. Ihm diese Musik für die Zukunft nehmen wollen, heißt eine folgenschwere Tat begehen und widerspricht zugleich der Forderung des päpstlichen Erlasses, die sich auf die Beibehaltung der nationalen Eigenart bezieht. Und so lange man unsere Kirchen nicht ihres prunkvollen, festlichen Charakters entkleidet, so lange hat man nicht die kleinste Ursache, die künstlerische und die nationale Tradition umzustoßen.

Es bleibt nach alledem nur noch die eine Frage zu beantworten: Wie wird es in Zukunft bei uns mit der Kirchenmusik bestellt sein? Eine Antwort hierauf ist vorderhand noch nicht möglich, aber ein Wunsch drängt sich dem Musikfreund unwillkürlich auf: der, daß man besonnen und pietätvoll zu Werke gehen möge!

Dr. Egon v. Komorzynski.

Francesco Petrarca.

(Geboren am 20. Juli 1304.)

Sechshundert Jahre sind nun dahingegangen, seitdem Petrarca das Licht der Welt erblickte. Der Tag seiner Geburt ist ein Festtag der europäischen Kultur und für Italien ein Tag des stolzesten Ruhmes. Denn mit ihm und durch ihn beginnt eine der größten Epochen des modernen Menschengeistes, die Wiederbelebung des klassischen Altertums. Von Petrarcas Stirne strahlt die Morgenröte einer neuen Welt. Was er als Dichter, selbst als der große Lyriker, geschaffen hat, tritt weit zurück hinter dem ungeheuren Kulturgehalte seiner Persönlichkeit, die so mächtig fortwirkte.

Sechshundert Jahre sind in der geistigen Entwicklung der Menschheit eine gewaltige Spanne Zeit; aber wir können nicht sagen, daß jene Elemente einer modernen Bildung, die Petrarca der europäischen Kulturwelt vorbildlich vermittelte, in unserem geistigen Leben nicht immer noch eine ungeheure Bedeutung hätten. Wir zehren noch immer an den Früchten der Renaissance, so saftlos sie auch zum Teile geworden sein mögen. Die Wiederbelebung des klassischen Altertums ist trotz heftigster nationaler Bestrebungen noch immer kein überwundenes Ereignis in unserer Kultur. Denken wir nur an die, wie es scheint, unvertilgbar beharrende Kraft, mit der sich die klassischen Sprachen als Bildungsmittel in unserem Gymnasialunterrichte trotz mannigfacher Anfeindungen und trotz des sieghaften naturwissenschaftlichen Geistes unserer Zeit behaupten. Was die antike Welt auf allen Gebieten des ästhetischen Lebens noch immer bedeutet, das kann mit wenigen Worten nicht einmal angedeutet werden. Haben wir auch einzelnes dieser antiken Kultur, das uns ein brauchbarer Führer in unserer Entwicklung gewesen ist, überwunden, haben auch die klassischen Schriftsteller und Dichter, so hoch ihr Ruhm auch stehen mag, den modernen endlich weichen müssen, so dringen wir dafür von anderen Seiten in das große, herrliche Heidentum ein. Und wenn wir in dem Leben unserer Tage, das noch immer von feindlichen asketischen Gewalten umdunkelt ist, von einer Welt der Schönheit und der Sitte träumen, die ihre Gesetze nicht der Daseinsverneinung, sondern der Daseinsbejahung verdankt, da taucht vor unserem Blicke der von goldenen Wolken umsäumte olympische Himmel auf. Ja, ihr Götter lebt, mögen auch die Säulen eurer Tempel gestürzt sein! In den Denkmälern der Kunst, den Werken der Dichter, den Gedanken der Philosophen sind euch Tempel errichtet, die unvertilgbar sind.

In Petrarcas Erscheinung sehen wir das geheimnisvolle Wirken des großen Schicksals der Menschheit. Als er auftrat, befand sich das mittelalterliche Denken in einem Zustand der Auflösung. Petrarcas ungeheure Kraft der Begeisterung, sein geheimnisvoll ruheloser Drang, dessen sich das Schicksal als Werkzeug zu bedienen schien, erschloß der Welt ein neues Zeitalter der Kultur.

Um die Wende des XIII. zum XIV. Jahrhundert bemerken wir in Italien die ersten Anzeichen einer neuen Epoche, die sich aus den Fesseln der mittelalterlichen Gedankenwelt allmählich emporringt. Das ungeheure Ansehen des Papstes gleitet langsam von seiner Höhe herunter. Unter Bonifaz VIII., der von dem französischen König Philipp IV. gefangen genommen und arg mißhandelt worden war, erlitt es seine stärkste Einbuße. Gerade die maßlosen Bestrebungen dieses Mannes, die Hoheit des Papsttums zu einer alles übertragenden politischen Macht auszugestalten, deuten auf den Verfall hin. Wie schlecht es bereits mit dem Ansehen des kirchlichen Thrones bestellt war, das zeigt die eine Tatsache klar genug: Als dieser Papst das Jahr 1300 zum Jubeljahr erklärt hatte, da war aus der ganzen Welt die Christenheit nach der ewigen Stadt geströmt, aber kein einziger Herrscher war gekommen. Sein Nachfolger Clemens V. verlegte den päpstlichen Sitz nach Avignon und leitete hiemit eine der unheilvollsten Episoden des Papsttums ein. Die kaiserliche Gewalt in Italien verlor täglich mehr an Boden und blutige Parteikämpfe zerwühlten das Leben der italienischen Städte. Ein starker bürgerlich-demokratischer Zug macht sich in ihnen geltend. Wir sehen das Ringen neuer Gedanken mit der altgewordenen Welt der Ueberlieferungen.

Ein überragender Mann, ein Gedankenheros, wie ihn die Menschheit nicht oft besessen, sang dem scheidenden Mittelalter seinen stolzen Schwanengesang. Dieser Mann ist Dante Alighieri. Was seine Zeit an Bildung und Erkenntnis ihr eigen nannte, das flammte in seiner Seele wie in einem Brennpunkte noch einmal zusammen. Aber in ihm ahnen wir bereits den neuen Menschen kommender Tage. Seine „Göttliche Komödie" ist ein Werk ohne Beispiel. Dante ist das erste Individuum, das sich mit den Wahrheiten seiner Zeit auf ästhetischem Wege auseinanderzusetzen sucht. Was ist sein Lebenswerk gegen das Vergils, den er sich zum Führer erkor? Hier haben wir den ersten Dichter, dem es nicht bloß um die Ausführung eines poetischen Einfalles zu tun ist, um sich am Wohlklang der Sprache, an übermächtiger Fülle schöner Bilder oder an heroischen Ereignissen zu berauschen. Hier haben wir den modernen Dichter, der mit der Welt der Erscheinungen und mit den überlieferten Gedanken unter den größten seelischen Kämpfen ringt, um mit ihnen die Welt seines eigenen Ichs in Einklang zu bringen und der Menschheit das Ideal einer erhabenen Sittlichkeit in überwältigender Größe des künstlerischen Werkes vorzuführen. Hier war zum erstenmal getan, was für immer das Werk eines Wolfram von Eschenbach oder eines Goethe von der Antike scheidet. Aber Dante überwand seine Zeit nicht, wenn er auch sich selber überwand. Nur der tiefe symbolische Gehalt seines Werkes, der sich in faustisches Ringen und faustisches Ueberwinden umdeuten läßt, bewirkt es, daß er auch uns Menschen von heute noch etwas zu sagen hat. Die mittelalterliche Gedankenwelt stand für ihn in kosmischer Ordnung unverrückbar fest, wenn er auch mit kritischem Blicke in sie einzudringen suchte. Er hat den hehren Flug seines Geistes in den Kreislauf ihrer Gestirne eingefügt.

Aber als Dante noch an seinem Lebenswerke schrieb, da wuchs zur selben Zeit jenes Kind heran, das als Mann die Menschheit um einen gewaltigen Schritt weiter über das Mittelalter hinausführen sollte, Francesco Petrarca.

Bezeichnen wir diesen Schritt mit einem Worte: Petrarca ist der erste große Individualist, von dem starken Gefühle seiner Persönlichkeit, seiner inneren Welt durchströmt, deren Gegensatz zum Weltganzen er mit ungeheurer Klarheit empfindet. Er sieht sich dem Weltall gegenüber als das sehnende, verlangende und mit Ewigkeitsdrang erfüllte Einzelwesen, als Endliches gegenüber dem Unendlichen, dem selbst der Glaube nicht mehr die sichere Ruhe eines wahrhaft mittelalterlichen Geistes geben kann. Dadurch ist über alle seine Werke jene eigentümliche Stimmung, jene ... brechene Farbung gebreitet, die ihn uns nach einem schönen Worte Carduccis in überraschender Weise mit der modernen Weltherz... aufs Innigste verwandt zeigt. Es ist nicht bloß eine horazische Erinnerung, wenn er dem Gedanken des Ruhmes, der Unsterblichkeit

durch große Taten oder durch unvergleichliche Werke den stärksten Ausdruck gegeben hat. Es ist auch mehr als eine bloße Nachahmung antiker Muster, wenn er den Brief zur künstlerischen Form erhoben und sich seiner zu den schönsten und tiefsten Offenbarungen seines Geistes in ausgiebiger Weise bedient hat. Dies alles ist der notwendige Ausdruck einer Persönlichkeit die sich des Rechtes an der eigenen inneren Welt klar bewußt geworden ist und die es nicht mehr vermag, sich in das alte dogmatische Gefüge einfach einzuordnen. Voll Unruhe und Widersprüche findet er allein am Herzen der Natur jenen wunderbaren Einklang der menschlichen Seele mit dem Weltall, ein Gefühl, das mit der mittelalterlichen Betrachtung der Natur nichts mehr gemein hat.

In ihm glühte eine hinreißende Sehnsucht nach der Schönheit des Daseins, nach der vollendeten Form des Lebens. Da tat sich vor seinem suchenden Blicke die antike Welt auf. In ihren Klassikern, vor allem in Cicero und Vergil sah er schon einmal erfüllt, was er so heiß ersehnte. So wie Petrarca hat vor ihm keiner auf die herrliche Vergangenheit Roms zurückgeblickt. Darin liegt seine gewaltige Kulturtat, wie er aus der Vergessenheit, aus der Anfeindung seitens der kirchlichen Gewalt, aus der bloßen Wertschätzung einer Vorstufe des christlichen Zeitalters die antike Welt als einen weithin leuchtenden, unvergleichlichen Schatz hervorhob. Ihm war sie eine Kulturwelt von höchstem Werte, die eine der glänzendsten Epochen des menschlichen Geistes gewesen ist. Nicht bloß der Inhalt entzückte ihn, die schöne Form, die durch die Kraft und die Würde des Wortes dem Gedanken einen Adel verleiht, der unvergänglich ist. In diese Würde will er das Wort wieder einsetzen, in diese Schönheit will er das Leben wieder fassen. Er fühlt es, das Wort ist das Leben, das Wort ist es, das den tiefsten Sinn des Daseins, alle Sehnsucht, allen Traum und alle Schönheit in sinnlichen ewighallenden Klang zu halten weiß. Darum seine unbegrenzte Wertschätzung der rhetorischen Kunst, darum seine begeisterte Liebe zu Cicero.

Mit Petrarca beginnt die Renaissance, die ästhetische Erziehung der Menschheit, die seither niemals ganz verloren gegangen ist. Noch gab es alles zu tun. Es galt zuerst die Schätze aus den verstaubten Winkeln ans Licht zu bringen, die Handschriften hervorzusuchen, zu sammeln und für die Nachwelt zu sichern. Er selbst war unermüdlich in dieser aufbauenden Tätigkeit. Er hat dem Abendlande Homer gegeben, er hat zu bibliothekarischen Sammlungen angeregt und selbst manchen glücklichen Fund gemacht oder veranlaßt. Er wurde der Repräsentant jenes Humanismus, der dann bis in die Zeit unserer deutschen Klassiker an seiner großen Kulturarbeit, der geistigen Befreiung der Menschen, tätig gewesen ist.

In der Erinnerung der Gegenwart lebt Petrarca vor allem als Dichter der berühmten Sonette an Laura. Er hat darin, wie ein moderner Literarhistoriker Italiens sagt, die Liebe, die sich in die kalten Regionen des Gedankens verloren hatte, wieder zu ihrem natürlichen Sitze im Herzen des Menschen zurückgeführt. Aber seiner Zeit galt er unendlich mehr als lateinisch schreibender Humanist, denn als italienischer Dichter. Er war der Voltaire seiner Epoche. Er war das Wunder seiner Zeit, das Wort ihrer Sehnsucht und ihres Suchens. Durch ihn wurde Italien zum Lehrmeister des Abendlandes. Er, der in seinem Drange nach Stille und dem Leben in leuchtender Schönheit von sich sagte, daß in seinem Herzen immer etwas sei, das nicht Frieden fände, daß es auf der ganzen Welt keinen Ort gäbe, der ihm gefalle, weil er überall Dornen und Stacheln sähe, er hat der Menschheit den Weg zu einem neuen Leben der Freude gewiesen, zu dem herrlichen Leben der alles überstrahlenden Kunst, die unsere heiligste Kraft, unsere süßeste Hoffnung und der erschöpfendste Ausdruck unseres Lebens ist und die unseren kleinen Tag in den Äonen der menschlichen Geschichte nicht schimmerlos verglühen läßt.

Camillo B. Susan.

Bücher.

Paul Bergemann: Ethik als Kulturphilosophie. Leipzig 1904. Verlag von Theodor Hoffmann.

Die Aufgabe, welche dieses Buch zu lösen unternimmt, ist eine ebenso bedeutungsvolle als in sich weitverzweigte. Ethik ist nicht identisch mit Moral im landläufigen Sinne, das ist einem Inbegriff von allerlei Regeln, Geboten und Verboten, zwischen denen die grauen Gespenster „gut" und „böse" zuweilen auftauchen, sondern sie ist Erkenntnis des tätigen Lebens der Menschen in seinen weitesten Zusammenhängen und der daraus geschöpften und immer wieder neu zu schreibenden Normen. Und da dieses ganze Leben eben in der Kultur sich auswirkt, durch welche auch die Individualität jedes einzelnen Menschen geformt wird, so wird in der Tat die [illegible] Betrachtung menschlicher Kultur am ehesten auch die [illegible] Handelns als [illegible] für den ein[illegible] Art, die Ethik systematisch zu behandeln, bringt der Verfasser, der sich bereits durch ein Lehrbuch der pädagogischen Psychologie bekannt gemacht hat, manche wertvolle Erfordernisse mit, so vor allem große Belesenheit und ein ausgedehntes Wissen auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Kulturlebens, namentlich was die Kunst so mannigfaltig verwertet [illegible] ethischen Grundfragen und ein im ganzen gesundes Urteil, das sich auch da bewährt, wo der bloße [illegible] so leicht in die Irre führt — in dieser Beziehung sei nur die Behandlung der Frage des Selbstmordes hervorgehoben. Eins aber vermißt man, trotzdem das gerade bei einem Werke der vorliegenden Art das Unentbehrlichste ist: die Einheit und Geschlossenheit des Aufbaus. Das Ganze ist stückweise zusammengesetzt und die Verbindungsfäden sind doch zumeist nur sehr äußerliche und lose. Man merkt das an vielen Stellen schon auch daran, daß der Verfasser immer wieder in Ichform hervortritt und neue Themata unvermutet ankündigt oder erklärt, daß er die alten jetzt verlassen wolle. Ueberhaupt ist die Darstellung nicht selten allzu sorglos. Auch die Satzbildung leidet darunter. So müßten jedenfalls stilistische Ungeheuerlichkeiten vermieden werden, wie z. B. die gleich am Anfang, Seite 4, sich findende: „Ich habe als Bewußtseinsreaktionen auf von den Dingen der äußeren Welt oder, wie ich jetzt wohl auch sagen darf, ohne mich Mißverständnissen auszusetzen, der äußeren Wirklichkeit ausgehende Reize genannt." Was die Behandlung der ethischen Probleme im einzelnen anbetrifft, so findet sich auch da vielerlei, was zu starken Bedenken Anlaß gibt, manchmal auch ganz Verfehltes, und oft gibt der Verfasser bloß einige hin- und hergehende Erörterungen, wo wir am meisten eine determinierte Stellungnahme erwarten zu dürfen glauben. Doch sind alle diese Mängel nicht so schwerwiegend, daß man das Buch nicht als Einführung in die vom Verfasser angestrebte kulturphilosophische Behandlung der ethischen Probleme empfehlen könnte. Auch wer den Anschauungen des Verfassers zumeist widerstrebt, wird das Buch nicht ohne Gewinn lesen und vielfache Anregungen davontragen.

—nb—

Karl Baron Torresani: „Pentagramm". Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag, 1904.

Ein mit raffinierter Eleganz ausgestatteter Band. Ein Buch, das man eine Weile in der Hand wiegt, um sich an seinem schönen Gewand zu ergötzen, voller Erwartung, was des Köstlichen der geschmackvolle Umschlag wohl bergen mag. Ein Gastieren dann im Inhaltsverzeichnis nach dem verlockendsten Kabinettstückchen mit einem feinen Lächeln über das Vorwort, mit dem Torresani seine Leser ein wenig desillusionieren will. Und in einer ruhigen Abendstunde erst an die Lektüre gehen. So will Torresani gelesen werden. Wieder ein echt österreichisches Buch. Wohin immer Torresani, der πολύτροπος ἀνήρ, der Vielgewanderte, auch den Schauplatz seiner Geschichten verlegen mag, ob in das ultima Thule einer ostgalizischen Marschstation, oder auf einen Dampfer des Flottillenkorps auf dem Gardasee, ob auf den Tennisplatz einer kleinen Provinzstadt, oder auf die Terrasse des Hotel du Nil in Kairo, stets schaut er die Dinge aus dem spezifisch österreichischen, ja fast spezifisch wienerischen Gesichtswinkel. Und darum muten auch diese seine neuesten Novellen mit ihrem Erdgeruch den Oesterreicher so warm an. Die literarisch wertvollste Gabe ist vielleicht „Kitty, eine Karakterstudie," aus der dem Leser ein in allen Farben schillerndes, faszinierendes Weib so plastisch entgegentritt, als hätte man die Begegnung selbst erlebt. In „Veras Jugendliebe" und „Wie George Diewers seinem Alten ein Schnippchen schlug" offenbart sich feinste Kenntnis und Beobachtung des aristokratischen und kleinbürgerlichen Milieus. Die wärmsten Töne aber sind in den Soldatengeschichten „Der Diener" und „Die Bootmannspfeife" angeschlagen. Mit der Schilderung eines überspannten Feldjägers und eines leichtsinnigen Leutnants kehrt Torresani zu seiner alten Liebe zurück, zur Armee, der er schon „Aus der schönen wilden Leutnantszeit", „Die schwarzgelben Reitergeschichten", „Ibi-ubi" und „Von der Wasser- bis zur Feuertaufe" geschenkt, Bücher voll Soldatenelan, voll Bejahung des Lebens, wie unsere Armee nun einmal ist, trotz alledem und alledem! Unwillkürlich drängte sich in den Ehrentagen Detlev von Liliencrons der Vergleich mit Torresani auf. Beide in ihren Sturm- und Drangjahren mit verhängtem Zaum und eingelegter Lanze zur Attacke stürmend, bis auf der Höhe des Lebens in beiden der Poet erwacht, der lange in ihrer Brust geschlummert. Dann das Schwert in die Scheide, und mit der Feder in der Hand das ewige Hohelied gepredigt von der Berufstreue, von der Erhabenheit und Schönheit eines Standes, der nun einmal „die letzten Ritter" begreift. Wie Liliencron, so war auch Torresani ein glücklicher Soldat. Daß er 1866 in den Reihen der Südarmee kämpfen durfte, bewahrte ihm jenen echt österreichischen Soldatenoptimismus, der aus all seinen Schriften leuchtet, der seinen Contemporains die Augen feucht werden macht, und tausenden von jungen Offizieren immer wieder neue Zuversicht und Berufsfreudigkeit eingeimpft hat. Die Armee hat Torresani dafür auch den heißesten Dank gewußt, alle Zeit!

Alfred Söhnstorff.

Oskar Hatschek: Die periodische Presse Mährens von ihren Anfängen bis zum Jahre 1862. Im Selbstverlag. Proßnitz 1904.

Der Verfasser nennt diese Schrift eine „kurzgefaßte, volkstümliche Darstellung", in Wirklichkeit ist es zum größten Teil ein fast jedes eigenen Gedankens entbehrender, höchst dilettantisch gemachter und stümperhaft gedruckter Auszug aus dem bekannten 1875 erschienenen Buche des Regierungsrates Dr. J. Winckler: „Die periodische Presse Oesterreichs." Das Gelungenste an der Sache ist, daß Hatschek nirgends seine Quelle zitiert, selbst aber seine „Arbeit" mit der Bemerkung „Alle Rechte vorbehalten" versieht.

—nf—

Revue der Revuen.

Deutsche Rundschau. Von jeher hat der Plan zur Revolutionierung Tirols im Jahre 1813 wegen der damit verbundenen interessanten Umstände große Aufmerksamkeit erregt. Diese antinapoleonische Verschwörung ging bekanntlich von keinem Geringeren als dem Erzherzog Johann, dem nachmaligen deutschen Reichsverweser aus. Er stand an der Spitze jenes Bundes, dem auch der Historiker Hormayr und der Traiskirchner Kreishauptmann Anton von Roschmann angehörten. Hormayr beschuldigte dann 1841 [illegible] öffentlich Roschmann, seine Freunde [illegible] und verraten zu haben. In seiner im 79. Band des „Archivs für österreichische Geschichte" publizierten Abhandlung „Wien und das Kriegsjahr 1813" hat dann Eduard Wertheimer den ersten entscheidenden Beweis für die Verräterrolle Roschmanns geführt. Die wichtigsten Akten, die den [illegible] gebreiteten Schleier [illegible] lüften können, fehlten damals noch. Jetzt ist es

Wertheimer gelungen, sich in diese Akten Einblick zu verschaffen und auf Grund derselben hat er einen interessanten Artikel über die Revolutionierung Tirols im Jahre 1813 geschrieben, der im Juliheft zu erscheinen beginnt.

„La Semaine littéraire", ein in Genf erscheinendes Wochenblatt, brachte kürzlich einen bemerkenswerten Artikel von **Platzhoff-Lejeune** über „**Die deutsche und die französische Schweizer Literatur**". In früheren Zeiten, wo man das Nationale weniger betonte, wurden die schriftstellerischen Produkte nach der Sprache und nicht nach der Staatsangehörigkeit des Autors eingeordnet. Nun errichtet Frankreich einen solchen Schutzwall um seine Erzeugnisse, daß es die anderen französisch sprechenden Völker (die Belgier, die Schweizer u. s. w.) zwingt, sich zu spezialisieren, ihre eigenen Zeitschriften und Verleger zu haben. Allerdings haben sich die französischen Schweizer durch diese Trennung ihre Eigenart gewahrt und sind im eigenen Lande wohl bekannt; in Frankreich dagegen werden ihre Erzeugnisse nur von dem protestantischen Teile der Bevölkerung gelesen, während das katholische Frankreich sie ablehnt. Mit den deutschen Schweizern verhält es sich gerade umgekehrt; ihre Schriften werden fast durchwegs in Deutschland verlegt, in deutschen Zeitschriften veröffentlicht und ihre hervorragenden Schriftsteller wie Gottfried Keller und C. F. Meyer werden von den Deutschen einfach als zu ihnen gehörig angesehen. Da kein Bedürfnis danach vorhanden ist, gibt es keine nennenswerten Verleger in der deutschen Schweiz und das Vorhandensein einer eigenen Literatur kommt ihren Bewohnern nicht zum Bewußtsein. Der Verfasser hält dies für einen wesentlichen Nachteil und meint, die Schweizer wären gar wohl imstande, aus ihrem besonderen Gefühlsleben, ihrer Anschauungsweise und ihren lokalen Verhältnissen heraus Produkte zu schaffen, die einen spezifisch nationalen Charakter trügen. In politischen Dingen zum Beispiel herrscht eine große Uebereinstimmung zwischen all den verschiedenen Kantonen; und so oft ein Musikfest, eine Kunstausstellung, ein Festspiel stattfindet, zeigt es sich, daß es eine schweizerische Kunst gibt und ein gemeinsamer Geist die deutschen und französischen Bewohner des Landes verbindet. Ueberdies werden die literarischen Erzeugnisse gegenseitig in die beiden Sprachen übersetzt und würde nur einmal die Doppelsprachigkeit durchwegs durchgeführt, so würde sie gewiß eine noch viel größere Annäherung und allmähliche Verschmelzung zur Folge haben.

„Bibliotheque Universelle." **Paul Stapfer** unterzieht den Romanzyklus „**L'Histoire Contemporaine**" von **Anatole France** einer eingehenden Betrachtung, an die sich eine allgemeine Würdigung ihres Autors schließt. Stapfer meint, Anatole France sei vor allem ein lehrhafter Geist und wenn er gleichwohl die Romanform gewählt, so war es, um sich einen weitern Leserkreis zu sichern. Er mochte sich gesagt haben: „Schreibe ich Essays, so werde ich wohl das erlesenste Publikum haben, werde aber höchstens von fünfzig Leuten gelesen; ich muß mir also den Anschein geben, etwas zu erzählen. Ich muß Personen schaffen und ihnen meine Worte in den Mund legen". So begann France Romane zu schreiben, aber da sein Geist auf das Tiefe und Beschauliche gerichtet und die Phantasie bei ihm nicht sehr rege ist, so ist in diesen Romanen fast nirgends eine Handlung zu verzeichnen und die Fabel ist gewöhnlich sehr dürftig. Eigentlich sind seine Gestalten auch nicht durchgeführte Charaktere; es war ihm weder darum zu tun Typen zu schaffen, als Sprachrohre für seine Ideen zu finden. Darum fehlt es seinen Figuren auch an Blutwärme, an Plastik und Lebendigkeit. Es sind eigentlich nur Silhouetten, Marionetten, die immer in der gleichen Stellung verharren, sich in keiner Weise entwickeln und nur eine Fülle von geistvollen Ideen und Betrachtungen austauschen und selbst wenn France diese Romane dramatisiert, ist es nur eine Folge von Dialogen, die er den Zuschauern bietet. Dabei aber ist France keineswegs leidenschaftslos, sondern im Gegenteil von inbrünstigem Idealismus erfüllt. Trotz seiner abgeklärten Ironie wurde er von der Affäre Dreyfus in seinen tiefsten Tiefen aufgerüttelt und die Spuren dieser Wirkung lassen sich deutlich im „Anneau d'Améthyste" nachweisen, jenem Teil des Zyklus, den France in der Zeit schrieb, als der Kampf am heftigsten tobte. Unter dem Einfluß der Affäre wurde France auch zum erklärten Sozialisten, wenn es sich bei ihm auch mehr um einen idealen, platonischen als um einen politischen Sozialismus handelt und selten wurde in unseren Tagen ein edlerer Appell an ein Volk gerichtet, wie mit den Worten, die France dem Paläographen Alvertini in den Mund legt.

Die Emigranten in Koblenz.

Von Oskar Levertin.

Einzig autorisierte Uebersetzung a. d. Schwedischen von Francis Maro.

(Schluß.)

In einer Minute war Philippe aus dem Zimmer und die Treppe hinabgeeilt. Doch als er unter den gelben Ahornen stand, deren schwere vom Herbst gezeichneten Blätter im Winde zitterten, und die Schwestern dort oben Kopf an Kopf an dem kleinen Dachfensterchen stehen und mit bloßen Armen aus den weißen Peignoirärmeln winken sah, da ahnte er die Tränen unter ihren langen schwarzen Wimpern. Und als er dann im Sonnenlicht das kleine blaßrosafarbene Muttermal an Marie-Thérèsens bebender Oberlippe unterschied, da hatte er das Gefühl, als sollte ihm ein Glied abgeschnitten werden . . . Jeder Blutstropfen in ihm sehnte sich und weinte nach dem Geschwisterblute in den beiden Kindern dort oben.

„Auf Wiedersehen!" riefen sie zu ihm hinunter, und der Wind brachte ihm nicht so sehr die Worte als die Melodie der Stimmen, die ältesten und teuersten, wollte es ihn bedünken, die er je gehört.

Er hätte weinen mögen! Doch er drückte den Federhut trotzig aufs Haupt: „Marlborough s'en va-t-en guerre" sang er nach der alten Melodie, und wie ein junger Held verschwand er im Sonnenlicht.

Dem leichten fröhlichen Septembertage folgte ein ungewöhnlich feierlicher Sonnenuntergang. Der Wind trieb im Westen ein paar Parallelreihen aschfarbener Wolken zusammen, zwischen denen das Abendrot durchbrach und schwer und blutig glühte, ohne erlöschen zu wollen, und ein heller Flammenschein fiel schräg über die vom Herbstregen zerzausten Taxus- und Lärchenbäume in dem Parke um das Schloß Schönbornlust vor Koblenz, das Quartier der französischen Prinzen. Ueber den gelben Wipfeln der alten Linden auf der Terrasse erhob sich die Attika der Fassade mit den guirlandenhaltenden Genien, und zwischen den rötlichen Stämmen schimmerten die hohen Fenster, in denen die Kristallkronen zu funkeln begannen, während der Lichtanzünder seine Runde um den Festsaal machte. Und die vergoldeten Dreifüße mit den Widderköpfen flammten einer nach dem anderen von dem weißen Deckenfriese auf. Aber die Dunkelheit wurde mit jeder Minute tiefer. Der letzte Tagesschimmer verblich blau und kühl über den Bäumen, doch auf dem Boden, wo Blattwerk und Hecken ihre Schatten warfen, lag das Abenddunkel schon tief und stille auf den Wegen und den Rasenrondeaus, wo hie und da ein Glühwürmchen in dem nassen Erdreich unter tauschweren Blättern aufsunkelte.

Nun huschte ein Schatten über die Terrasse. Er näherte sich der steinernen Freitreppe, die zum Parke hinabführte und deren weiße Stufen zwischen den grünen Taxushecken blinkten, und unter dem klaren Himmel auf dem freien Wege zeigte sich nicht **ein** Mensch, sondern ein Menschenpaar: ein junger Mann und ein junges Weib, in einer Umarmung verflochten. Langsam gingen sie, sich umschlungen haltend, bleich und still im letzten Tagesschimmer, in den Park hinab. Es waren Philippe de Virieu und Constance de Rochemont, die von einander Abschied nahmen. Ein paar Stunden hatten sie sich hinter Schloß und Riegel eingeschlossen, in ihrem engen Hofdamenzimmer, mit den seifenblasenmachenden Kindern aus Porzellan auf der kleinen Etagère aus Birnbaumholz. Aber die weiße Zeitgöttin in Sèvres auf dem Kamingesims hielt die Uhr in ihrer offenen Tempelrotunde und zählte und zählte die Minuten wie eine böse Lehrerin, während die Seifenblasen noch immer in den Porzellanmedaillons schimmerten. Dann mußten sie sich weinend vom Sopha erheben und nun gab Constance Philippe auf dem letzten Rückwege durch den Schloßpark das Geleite. Konvulsivisch, als sollte er ihr mit Gewalt entrissen werden, hielt sie ihn an sich gedrückt, während ihre schwarzen Augen im Freien immer größer wurden, das Dunkel der hereinbrechenden Nacht in sich saugend, und die Tränen groß und klar über ihre weißen Wangen flossen. Sie war bloßhäuptig. Das reiche braune Haar fiel gelöst auf das Fichu, über die mädchenhaft feinen abfallenden Schultern, und der Busen atmete heftig unter dem ausgeschnittenen, lose geschnürten Seidenleibchen. Auch Philippe war sehr bleich. Sein junges Gesicht war im Laufe des Tages älter und starrer geworden. Seine Hände schlossen sich enge um ihren Leib, aber seine Augen waren abwesend und ferne.

So gingen sie einige Minuten ohne zu sprechen. Der Lärm vom Schlosse verhauchte in der Abendstille, die mit ihrer Kühle tief in die Sinne der jungen Menschen drang. Aus einem Teiche ließen ein paar Frösche ihr Quacken hören, das in der Ferne ganz metallisch klang. Sonst war alles still, und in dem Springbrunnenbassin um die breithüftige Amphitrite schlief das Wasser so stille, als wäre es nie in Kaskaden erbraust, und der erste matte Stern lag dort unten und blinkte wie eine herabgefallene Silbermünze, nach der man die Hand ausstreckt.

„Philippe, laß' uns noch einen letzten Augenblick in der Laube verweilen, du weißt, wo unser Glück seinen Anfang nahm. Ach, sage nicht nein, du darfst nicht! Gewähre mir dieses kleine Weilchen, so wie man einer Bettlerin ein Almosen gibt. Höre mich, Philippe, höre mich!"

Ohne die Arme von seinem Halse zu lösen, streichelte sie mit ihren weißen, heißen Fingern sein Haar und hielt ihr Gesicht so nahe dem seinen, daß sie sogleich jeden Versuch einer Weigerung mit ihren Küssen ersticken konnte.

„Es wird nur umso schwerer", sagte er traurig. „Gerade jetzt hinzukommen, wo wir scheiden müssen! Aber wie du willst, Constance."

Und er folgte ihr über eine kleine schwankende Brücke, deren morsches Geländer sich in einem gebrochenen Bogen in dem schwarzen Teich spiegelte, und kam zu einem kleinen, dicht bewachsenen Inselchen, wo der Duft halbwelker Astern matt in der feucht milden Luft lag. Kleine Fläumchen von den weißen Blättern der welken Silberpappeln glitten mit dem Winde dahin, und die roten Blätter der Blutbuche bebten in der Luft wie geronnenes Blut. Tief im Dunkel stand eine Steinbank, über der die Nachtigall im Vorsommer im Halblicht gesungen hatte, nun lag die Dunkelheit stumm, ohne Ton da.

„Philippe," begann das junge Weib wieder, indem sie ihn neben sich niederzog und ihr langes Haar über seine Wange fallen ließ, „warum nahmst du mich, wenn du mich so bald verlassen mußtest? Ich war ein sorgloses Kind, das wie die Vöglein zwitscherte, das nur immer lachte und für das das ganze Leben ein Spiel mit einem leichten Kreisel war. Und nun . . . Warum ließest du mich nicht sein, wenn du mich doch verlassen wolltest?

Wirfst du es mir vor, Constance?

Verzeih mir! Nein, ich spreche im Fieber. Du hast mich . . . los glücklich und grenzenlos unglücklich gemacht. . . . Ich danke dir . . .

„Und doch," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „doch versteh' ich nicht, warum wir zwei nicht zusammen gehen können . . ., ich begreife wohl, daß du hierher nach Koblenz nicht paßt, zu all' den Wetterhähnen und Intriganten . . . du, mein Held, mein Philippe! Aber warum können wir beide nicht zusammen reisen, weit fort? Ueber den Ozean, in die neue Welt! Denke dir die Savannen, die endlos und stumm grünen, die Urwälder mit ihren giftigen Blumen und ihren bunten Vögeln. Und die Flußufer . . . und die Einsamkeit und die Größe . . . du würdest uns aus Torf und Gras eine Hütte bauen, und ich würde deine Gattin und deine Magd sein, deine Geliebte und deine Sklavin, dein Lager bereiten, dein Essen kochen, deine Kleider nähen . . . ich würde die Einzige sein, mit der du in der Sprache deines Landes und deines Herzens sprechen könntest. Und die Zeit würde für uns verfliehen, wie ein Traum, ohne daß wir es merkten, es sei denn an der zu- und abnehmenden Mondesscheibe. Und wenn du meiner müde würdest, dürftest du mich schlagen und quälen, um dich zu zerstreuen, Philippe . . . du und ich in der neuen Welt!"

Sie hatte mit steigender Erregung gesprochen, und die Tränen strömten über ihr weißes Antlitz.

„Die neue Welt," sagte er träumend, „wo noch kein weißer Mann einhergeschritten ist und Natur und Tugend unverfälscht in der Brust der Eingebornen wohnen. Dort mit dir leben, Constance! Und dennoch, ich kann nicht! Die Stimmen rufen mich heim nach Frankreich!"

„Die Stimmen?"

„Ja, ich habe es dir ja gesagt. Stets höre ich aus dem Süden meinen Namen rufen, alles ruft, die Sonne, der Wind und die Nacht. Du kannst es nicht alles verstehen. Und all die Blinden und Lahmen, die hier einhergehen und einander zur Last fallen, noch weniger. Aber siehst du, ich glaube, daß die daheim in Paris, die alle hier beschimpfen und verhöhnen, ich glaube, daß sie recht haben, wie bitter dies auch für uns sein mag. Ich glaube, daß sie eine neue Zeit und eine neue Welt gründen, die wahre neue Welt, weißt du, nach der die Menschen sich Hunderte von Jahren gesehnt haben. Denke dir einen großen Garten, wo alle Schößlinge gleich großen Raum zum Wachsen haben! — Keine Dienenden, keine Sklaven, nur Herren bis in die kleinste Hütte. Alle gleich, so gewiß als wir alle von der Natur denselben ursprünglichen Adel der Güte empfangen haben, und so gewiß, als der Staat der große Sündenfall der Menschheit ist. Ah, du kannst es nicht verstehen, und was sich alles vor meinen Blicken eröffnet . . . Aber, ich will hin! Ich will die Stirnen und Augen dieser Männer sehen! Ich will ihre Worte hören!"

„Nimm mich mit!"

„Es ist zu gefährlich! Nicht Frauenwerk tut dort not. Und dann . . . dann . . . wenn es doch ein Traum wäre, ein Gaukelspiel des Dämons in meinem Kopfe, und ich auch dich ins Verderben gestürzt hätte! Nein, bleibe hier und lasse mich dich an dem Tage rufen, an dem wir beide Hand in Hand in weißen Gewändern und mit grünen Kränzen auf dem Haupte durch das alte Paris ziehen können . . . wie zu Athens Freiheitszeiten."

Ah, Constance, lass' mich ziehen! Du willst doch nicht, daß ich untergehe und ein Schatten meiner selbst werde. Du willst nicht einen Fant, einen Selbstverachter lieben, der in den Salons bramarbasiert. Du willst nicht, daß unsere Liebe ein Gassenhauer wird, eine Klatschgeschichte zu den tausend anderen, die gleich schmutziger Wäsche auf den Straßen von Koblenz ausgelüftet werden. Sage nichts . . . alles ist ja schon gesagt — lebe wohl, wir sehen uns wieder!"

Er nahm die weinende, zarte Frauengestalt in seine Arme und hob sie an seine Lippen, feierlich, wie einen Becher, den man leeren will, und ließ sie nach einem langen Kusse wieder auf die Bank gleiten. Und bevor sie noch ein Abschiedswort äußern konnte, war er schon auf der anderen Seite der Brücke und verschwand in der Dunkelheit.

Die Nacht war angebrochen, doch Philippe war, von den Sternen geleitet, so oft von Schönbornslust nach Koblenz gewandert, daß er ohne Zögern den nächsten Weg zur Stadt und zu dem Hofe fand, wo sein Pferd eingestellt war. Das edle Tier, [illegible] bei der Ankunft seines Reiters [illegible] wieherte und hob den Kopf, als sehnte es sich, der Gefangenschaft im Stall und den [illegible] Zuständen um sich zu entrinnen.

In einem Augenblick stand das Pferd gesattelt, und Philippe ritt [illegible] Trab den geraden Weg zum südlichen Stadttor. Er hatte [illegible] gehandelt, doch mit einer automatischen Sicherheit, die ihn selbst überraschte. Als er auf dem Pferde saß, fand er, daß er alles mit hatte, was er brauchte: Geld in der Tasche, die Pistolen am Halfterband und den grauen [illegible] über dem Sattelknopf. Und [illegible]

[illegible]

Und [illegible] auf der letzten Abschiedsfahrt durch die Stadt [illegible], wo er fast ein Jahr lang gelebt und getrauert, aber [illegible] sich selbst gekämpft hatte, erschienen sie ihm plötzlich [illegible] [illegible] verschwindend. [illegible]

[illegible]

Augen seine Lippen so gerne noch einmal geküßt hätten. Da wohnten zwei schöne Mädchen, fast Kinder noch, die um die Lampe saßen und ihre Augen über Stickrahmen und Nätherei mühten, aber noch in der Dunkelheit zwitscherten, längst, nachdem die Stieglitze aufgehört hatten zu singen und das schwarze Seidentuch über ihren Käfig geworfen war . . . Doch Philippe preßte die Hand ans Herz, wie um das letzte schmerzliche Bild zu unterdrücken und zu ersticken, und es verschwand in der Tiefe wie eine Reliquie, ein Ring, den man ins Meer wirft, verschwindet, während die Wasserfläche sich wieder glättet, als wäre ihr Spiegel nie gebrochen worden.

Philippe ritt weiter über Märkte und Gassen, und überall sah er wohlbekannte Typen und Gesichter, die in dem hastigen Anblick der Trennung wie komische Automaten wirkten. Er ritt am Theater vorbei, wo August v. Kotzebues Schauspiel „Der Papagei oder Liebe, Vater und Vaterland" gegeben wurde, vorbei an dem Blumenmarkt, „An dem Plan," und Philippe sah den Apotheker und den Friseur der Emigranten zusammen von den letzten beruflichen Besuchen heimkehren. Er glaubte zu fühlen, wie befriedigt die Herren Entenpfuhl und Kosegarten waren, die französischen Weltmännermasken abwerfen zu können und in Schlafröcken mit langen Porzellanpfeifen in der Hand auf deutsch fluchen und spucken zu können. Und der Friseur, der um eine elegantere Figur bei den Emigranten zu machen, sich den Schein gab, nur in freier Verbindung mit seiner hausmütterlichen, tugendhaften Frau zu leben, erschien ihm mit einem Male als ein Bild all der deutschen Wirte, Fürsten wie Bürger, deren Schmarotzergäste seine Landsleute waren.

Aber um wie viel verächtlicher waren nicht diese selbst!

Hier wohnten in den Häusern, an denen er vorüberritt, die Abkömmlinge von Frankreichs ältesten Geschlechtern, deren Namen in der Geschichte wie blanke Klingen um St. Denis' Banner strahlten und deren Ahnherren auf allen Schlachtfeldern der Welt geblutet hatten, von St. Jean d'Acre bis zu Malplaquet. Aber diese entarteten Söhne, was taten sie, sie prahlten in den Cafés, bramarbasierten in den Kaminecken und intrigierten gegen ihr Vaterland, ohne die Kraft, zu siegen, und ohne die Würde, zu sterben. Anekdoten und Liederrefrains knüpften sich an ihre Namen, Bonmots über Etikettestreitigkeiten und Frauenzimmerunterröcke. Und das, während eine neue Religion, eine neue Zeit in ihrem eigenen Lande entsprang!

In diesem Augenblick hatte Philippe Madame de Balbis Pavillon erreicht. Eine an Ekel grenzende Verachtung kräuselte seine Lippen. Das war das Hauptquartier. Das kleine Versailles! Da saß der König der Emigranten. Einige nannten ihn schon Ludwig den Siebzehnten. Und Philippe hielt das Pferd eine Minute an, um durch die Seidendraperien der Fenster einen Blick in den runden Empfangssalon zu werfen, wo die Creme der Emigranten sich jeden Abend um den Herzog von Provence und seine Maitresse versammelte. Ganz recht! Alles war wie gewöhnlich! Da saß die Pompadour des ungekrönten Aristokratenkönigs, umgeben von ihren Hofleuten und hielt bei ihrer ersten Gesellschaftsnummer: alle Kleidungsstücke, selbst die Wäsche vor einem bewundernden Herrenpublikum zu wechseln, doch so geschickt, daß alle Apparencen der Anständigkeit gewahrt blieben. Gerade jetzt befestigten die Kammermädchen einen Spitzenjupon um ihr rosengesticktes Korsett, während Montboissier und Bombelles als Kammerherren bei diesem öffentlichen Lever assistierten. Weiter entfernt in der Ecke saß Jaucourt und kokettierte mit seiner verstümmelten Hand, den Cäsarenkopf in scharfer Profilstellung haltend, und blickte mit der Vermessenheit eines Marodeurs auf die Geliebte seines Herrn. An einem vergoldeten Spiegeltischchen schrieben einige Edelleute bouts-rimés, und in einem großen Lehnstuhl auf einem mit weißen Lilien bestickten Teppich saß der Herzog von Provence selbst.

Philippe glaubte seine tonlose Stimme ein Epigramm gegen den Pöbel in Paris feilen zu hören, während er den rechten Fuß hin und her wiegte, in dessen Schuh er seinen Souperstock gesteckt hatte, dessen geschnitzter Elfenbeingriff Ludwig den Vierzehnten vorstellte. Und der Schatten des mächtigen Kopfes des großen Königs zeichnete sich auf der Seide über dem eigenen blutlosen Epigonengesicht des Herzogs ab.

Philippe lachte in der Nacht laut und hart auf, und gab dem Pferde die Sporen und nach wenigen Minuten war er außerhalb der Stadt an dem Kreuzwege, wo er abbiegen sollte.

Bei dem [illegible], der gespenstisch weiß an der Straße leuchtete, [illegible] das Pferd zusammen und wäre fast gestürzt. Philippe wurde [illegible] Stunde [illegible]. Dann drückte er noch einmal die Sporen in die Flanken des Pferdes und sprengte zum Walde, über dessen dunklen Bäumen die Sterne wie blanke Schwertspitzen leuchteten. [illegible] aus dem Dunkel vor seinem Antlitz — [illegible] Und die Nacht [illegible] Brust mit ihrem [illegible] und stark [illegible], während er, so [illegible] Pferd [illegible] Frankreich ritt.

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

Die Zeit.

XL. Band. | Wien, den 30. Juli 1904. | Nummer 513.

Der Kampf um das Meer.

Die russische Marine sucht sich durch ein Kaperunwesen, das die Aufregung und Entrüstung der ganzen Welt hervorruft, für die ostasiatischen Blamagen zu entschädigen. Nach den entscheidenden Erfolgen der Japaner zur See hat man sich zwar in Rußland angestellt, als ob man auf diesen Teil der Kriegführung kein besonderes Gewicht legte. Rußland sei eine Landmacht, hieß es, und die Japaner würden dies bald zu fühlen bekommen. Aber erstens haben sich auch zu Lande statt der erwarteten Triumphe Niederlagen eingestellt; und zweitens ist es überhaupt nicht wahr, daß Rußland nur eine Landmacht sei — vielmehr hat es seit zwei Jahrhunderten alle Anstrengungen gemacht, sich als Seemacht zu entwickeln. Schon Peter der Große, der Begründer des russischen Großstaates, arbeitete in dieser Richtung. Auch wäre das alte Hauptziel der russischen Politik, die Eroberung Konstantinopels und die Erneuerung des oströmischen Reiches, ohne beträchtliche maritime Machtmittel völlig unerreichbar. Seit Wladimir, der der „Apostelgleiche" genannt wird, obwohl seine gar nicht apostolische Ueppigkeit in einem mehrhundertköpfigen Harem Befriedigung suchte, seit dieser sehr weltliche Bekehrer seinem Volke das byzantinische Christentum aufzwang, geriet Rußland Schritt für Schritt in die religiöse, kulturelle und politische Nachfolge des alten Byzanz. Wie durch die Germanen das weströmische, so sollte durch die Slaven das oströmische Kaisertum wieder auferstehen. Je klarer diese Mission erfaßt wurde, desto stärker ward naturgemäß der Drang nach der See und nach einer Seemachtstellung.

In gleichem Sinne antreibend wirkte auch die gewaltige Ausdehnung der russischen Meeresküsten. Aber eine eigentümliche Ungunst der geographischen Verhältnisse stand dieser Tendenz wieder hemmend entgegen. Rußland verfügt nirgends über ein freies Meer. Der Ostsee ist England drohend vorgelagert, und ganz ähnlich liegt das japanische Inselreich der sibirischen Küstenprovinz gegenüber. Es hat Rußland Mühe genug gekostet, sich den Zutritt zur Ostsee, der ihm lange streitig gemacht wurde, zu erzwingen. Zuerst waren es die livländischen Ordensritter, die diesen Kampf zu bestehen hatten, dabei aber leider vom Deutschen Reiche im Stich gelassen wurden; die Warnungen ihrer Heermeister vor dem Vordringen der Moskowiter, die durch Unterwerfung Livlands „der Ostsee mächtig zu werden drohten", blieben von Karl V. ungehört. Die Aufgabe, die Deutschland vernachlässigte, wurde aber bald von Schweden übernommen. Gustav Adolf mit seinem weiten Blick erkannte schon zu Anfang des XVII. Jahrhunderts die Ausschließung der Russen von den Ostseeküsten als unerläßlich für die Sicherung des europäischen Nordens. Was er mit Ueberlegung gewann und behauptete, ging aber hundert Jahre später durch Karls XII. Tollköpfigkeit verloren. Nachdem Rußland sich im Norden den Weg ans Meer erkämpft hatte, ging es mit Energie und Beharrlichkeit daran, im Süden das gleiche zu tun. Auch hier schien die Bahn von selbst vorgezeichnet: sie führte über das Schwarze nach dem Mittelländischen Meere. Mit stürmischer Sehnsucht, mit elementarer Gewalt strebte und drängte Rußland hier ins Weite. Paul I., ein Berserker, ein Wahnsinniger, ging doch mit planmäßiger Umsicht daran, für die russische Seemacht eine feste Position im Mittelmeer zu gewinnen — ein lebendiges Beispiel dafür, wie die Traditionen eines Staates jede hemmende Herrscherindividualität überwinden. Paul I. erkannte die maritime Bedeutung Maltas, aber seinen Absichten darauf kam Bonaparte zuvor. Der wütende Zar schickte nun seine Flotten und Heere aus, sie eroberten die jonischen Inseln, sie drangen tief in Italien vor, sie setzten sich an der adriatischen Küste — Montenegro, Ragusa, Cattaro — fest. Aber der Arm, der so weit ausgegriffen hatte, konnte den Raub nicht festhalten. Von dem Moment an, da Rußlands Mittelmeerpläne offenkundig wurden, erwachte auch Englands Eifersucht, und seither hat die russische Politik auf dem Seewege nach Süden nicht den kleinsten Schritt mehr unternehmen können, ohne auf diesen wachsamen und stets gerüsteten Gegner zu stoßen.

Von nun an drehen sich alle russisch-englischen Konflikte, die die Geschichte des vorigen Jahrhunderts füllen und die des [illegible] noch reichlicher füllen werden, um die Dardanellenfrage. Die Türkei ist als Hüter bestellt, um die Meerengen des Bosporus und der Dardanellen geschlossen zu halten und dadurch das [illegible] Meer gegen Rußlands Willen zu einem Binnensee zu machen. [illegible] drang Rußland an die Küsten dieses Meeres vor, [illegible] es erobernd seinen Küstenbesitz immer weiter aus, [illegible] es durch opferreiche Kriege und gewinnreiche Friedensschlüsse die Türkei zur Oeffnung der Meerengen zu zwingen. Was der unterlegene Türke zugestehen mußte, versagte der unbesiegte Brite. Bosporus und Dardanellen bleiben für fremde Kriegsschiffe gesperrt, und so lange dies der Fall ist, bleiben Rußlands Arsenale im Schwarzen Meere so wertlos, wie es die Flügel für einen gefangenen Vogel sind. Dieser Wächterberuf der Türkei ist vielleicht der einzige Grund, der sie ihre Existenz als europäische Macht noch fortfristen läßt. England hat die internationale Anerkennung und Garantie der Meerengensperre durch den Londoner Vertrag von 1841 und den Pariser Vertrag von 1856 durchgesetzt, und diese Vertragsbestimmungen wurden 1878 durch den Berliner Kongreß neuerdings festgelegt. Sonderabmachungen zwischen Rußland und der von ihm politisch und finanziell so sehr abhängigen Türkei können hieran nichts ändern. Die Ausnahmsvergünstigungen, die der russischen Freiwilligenflotte vom Sultan gewährt wurden, werden von England als rechtsungiltig angefochten. Mit gutem Grunde. Würde die lächerliche Anomalie, daß Schiffe als Handelsfahrzeuge die Meerengen passieren, um sich nachher in Kriegsschiffe zu verwandeln, protestlos hingenommen, dann wären die internationalen Dardanellenverträge in Fetzen zerrissen.

Der diplomatische Kampf, den England jetzt mit scharfen Noten gegen Rußland führt, gilt also nicht nur dem piratenmäßigen Treiben der russischen Kreuzer, sondern hat weit ernstere und weitergehende Zwecke. Seit der Suezkanal eröffnet wurde, hat England eine ganze Reihe von Stationen dieses kürzesten Seeweges nach Ostindien neu erworben und befestigt, und es überwacht nun diese wichtige Seestraße mit verzehnfachter Sorgfalt. Es kann und darf hier Rußland nicht vorbrechen lassen. Es verficht dabei nicht nur die Giltigkeit europäischer Verträge, nicht nur das Prinzip der Neutralität zu Gunsten Japans, es streitet vor allem für sein eigenes Lebensinteresse. Nichts anderes tut allerdings auch Rußland, das, wenn es nicht alle seine Ueberlieferungen und Ziele preisgeben will, für seine Hauptküsten die Freiheit des Meeres erkämpfen muß. Man darf sich darum durch die seerechtlichen Theorien und die vielerlei Fachtechnik und Juristerei, die sich um diese Konterbande-Affären wickeln und häufen, über das wahre Wesen des Konflikts nicht täuschen lassen. Japan hat von Anfang an im ostasiatischen Kriege nicht nur auf eigene Faust, sondern auch als Englands Vorhut gefochten. Es ist nur logisch, daß schließlich England selbst auf den Plan tritt.

E. W.

Der Krieg Japans und die amerikanische Hegemonie im stillen Ozean.*

Ein in letzter Zeit sehr bekannt gewordenes Buch bezeichnet die Vereinigten Staaten als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Nach der Wandlung, die Japan in ungefähr drei Jahrzehnten genommen, fühlt man sich ohne Zweifel versucht, auch diesem eigenartigen Gebiete einen Titel beizulegen, der seine Leistungsfähigkeit als eine abnorme betonen würde. Trotz seiner Modernisierung im Staatswesen, in Heer und Flotte, trotz der Schaffung verschiedener Fabrikindustrien, ist Japan doch das Land der Ueberraschung seitens seiner eigenen Bürger, wie des Auslands.

Die geographischen Verhältnisse Japans ermöglichten es, daß sich das Gebiet durch Jahrtausende streng in sich selbst abschloß. Seine Modernisierung veranlaßte den Inselstaat im letzten Jahrzehnt zu dem Streben, auf dem asiatischen Kontinent festen Fuß zu fassen, Auswanderungs- und Absatzgebiete zu erwerben. Gerade bei einem maritimen Staat bildet aber die Basis einer derartigen gewiß [illegible] Gebietserweiterung, daß sein gesamter innerer Aufbau in staatlicher, militärischer und wissenschaftlicher Beziehung ein [illegible] und gesunder sei.

Wenn man das Beispiel Englands [illegible] heranzieht, so zeigt die Entwicklungsgeschichte des British Empire [illegible] seine Bestrebungen, auf dem europäischen Kontinent Fuß zu fassen, trotz der zu überwindenden kurzen Distanzen, trotz [illegible] stande, wegen der nur zeitweise geschwächten [illegible]

* [illegible]

wertigen militärischen Leistungsfähigkeit seines französischen Nachbars bloß zu vorübergehenden Erfolgen führten. Erst als England, gestützt auf die Entwicklung des Verkehres in Indien, Nordamerika, Afrika und Australien seinen Kampf nach der Erwerbung von Gebieten auf eine ganze Summe von Faktoren der Ueberlegenheit gegenüber inferioren Urbewohnern zu stützen vermochte, die in der Eigenartigkeit der Rasse, der Konkurrenz der technischen Errungenschaften in Europa, der größeren wirtschaftlichen und militärischen Schlagfertigkeit ihren Grund hatte, konnte sich das englische Riesenreich entwickeln.

Für Japan aber steht das Horoskop der kontinentalen Gebietserweiterung nicht günstig. Wohl hat sich der japanische Südländer zufolge seines impulsiven Charakters überraschend schnell auf der Bahn der Modernisierung zurechtgefunden. Aber der Riesensprung aus dem typischen Kleinbetriebe in Landwirtschaft, Gewerbe und Kunst, in den modernen Großbetrieb war gewiß nicht minder ein ökonomisches Gewaltstück wie seine Umwandlung aus dem Lehnstaat in einen zentralistischen Großstaat. In militärischer Beziehung haben Feuer und Schwert das ihrige getan, um die einstige Basis der Regierungsgewalt für immer zu vernichten. Deshalb hat aber doch auch diese Umordnung die finanzielle Grundlage des Reiches und aller Volksklassen tief erschüttert.

In wirtschaftlicher Beziehung waren die Folgen noch schwerer wiegende: Man hatte mit beschränkten Mitteln und mit der ungenügenden Vertrautheit in jenen Fabrikationszweigen zu kämpfen, deren Methode man modern organisierten Wirtschaftsgebieten ablauschte. Dabei war es natürlich leichter, den Arbeiter als den disponierenden Ingenieur und Exporteur heranzubilden. So zog denn Japan in seinen ersten Krieg, in den Kampf gegen China, dessen Früchte damals Rußland einheimste, indem es zu Gunsten des Reiches der Mitte intervenierte und das erschöpfte Japan zum Frieden zwang.

Japan hat seither die Organisation von Heer und Flotte gefestigt, aber der gründliche Geldmangel hat deshalb nicht an Bedeutung verloren. Dies findet wohl am deutlichsten seinen Ausdruck darin, daß seine Staatspapiere mit 30 und 40% unter pari standen, trotzdem 5 bis 6% Zinsen bezahlt werden. Das Streben, Rache zu nehmen für den Frieden von Simonoseki, die Erkenntnis, daß Rußland allmählich seine Herrschaft in dem neuerworbenen Gebiete befestige, trieb es nunmehr in seinen zweiten Kampf. Der Zeitpunkt wäre vor dem Ausbau der sibirischen-mandschurischen Bahn gewiß günstiger gewesen. Aber damals fehlte es an der moralischen Unterstützung Englands und an dem neuesten günstigsten Momente — der materiellen Unterstützung der Vereinigten Staaten. Es ist aber nicht alles Gold, was glänzt. Schon vor drei Jahren verhandelte die japanische Regierung angelegentlichst mit einem amerikanischen Finanzkonsortium. Aber die Bedingungen, die man stellte, galten damals für unannehmbar, indem man von Japan geradezu ein kommerzielles Monopol verlangte.

Da England durch den Burenkrieg und seine Folgen zu sehr okkupiert war, gegenüber den Errungenschaften Rußlands in Ostasien wenigstens zum Schein etwas unternehmen wollte, schloß er die bekannte, etwas papierene Allianz mit Japan. Was das Prestige Japans im Ausland durch sie gewann, wurde dafür seither ohne Zweifel durch die zunehmende Machtstellung Rußlands in den neu eroberten Gebieten paralysiert. Japans Geldmittel sollen durch die lange Dauer des Krieges wieder zur Neige gehen. Wenn man sich an die Vereinigten Staaten wendet, ist anzunehmen, daß die Union die weitere Finanzierung des Krieges gegen Rußland mindestens unter denselben drückenden Bedingungen unternehmen, wie sie vor drei Jahren angeboten wurden. Was würde nun der Erfolg sein?

Allem Anscheine nach hat die sibirische Ueberlandbahn die Hoffnungen, die man vom strategischen Gesichtspunkte aus auf sie gesetzt hatte, schlecht erfüllt. Zudem benutzte man trotz der mit großer Klugheit und Anstrengung seit Monaten geführten Verhandlungen die Zeit doch nicht mit voller Energie, um genügend große Truppenmassen in der Mandschurei anzusammeln, weil man an ein Losschlagen Japans bei dessen Geldnöten nicht recht glaubte. In Japan wußte man auf Grund eines ausgezeichnet organisierten Spionagedienstes von diesen Umständen und schlug daher, sobald man die finanzielle Beihilfe von auswärts gesichert glaubte, so rasch als möglich los. Eine gewisse Langmut und Gemütlichkeit gehört zu den Nationaleigenschaften des Russen, weshalb man ihm Mangel an Initiative und hoch gespannter Arbeitsenergie vorwirft. Der Russe liebt es, nur alles fein „Seitschas — Sogleich" zu sagen. Da diese Antwort aber in der Regel unverhältnismäßig lange Zeit auf ihre Verwirklichung warten läßt, stellt sie an die Geduld eines das Zarenreich besuchenden Reisenden in jedem Falle große Anforderungen. Die russische Langmut und Gemütlichkeit scheint auch jetzt seit Beginn des Krieges den Grund der Mißerfolge Rußlands zu bilden, und es dürfte [illegible], daß keine ausschlaggebende Ueberlegenheit [illegible] der Schlacht bei Charbin vorhanden sein wird. Der bisherige Gang der Ereignisse lehrt auch, daß man mit Recht dem impulsiven Japaner für den Beginn den Erfolg prophezeite. Wahrscheinlich aber am Schlusse? Das Ende wird doch sein, daß es [illegible]

[illegible]

[illegible]

mus fortreißen läßt und ein gut Teil seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit einem kreditierenden Auslandsstaate zum Opfer bringt. Die Union wird es sich vermutlich nicht entgehen lassen, im geeigneten Zeitpunkte den rettenden Financier zu spielen.

Wie sich Rußland nach dem chinesischen Kriege auf Kosten Japans in den Besitz Port Arthurs setzte und nachher die Konzession zum Bau der mandschurischen Linie erwirkte, winken anscheinend den Vereinigten Staaten aus dem japanisch-russischen Kampfe die wichtigsten Erfolge. Es wird von dem siegreichen, mit noch größerem Nachdruck aber vom besiegten Japan die Erfüllung jener Bedingungen verlangen, welche das Schwergewicht der Vereinigten Staaten in der wirtschaftlichen Entwicklung Japans, und damit im stillen Ozean bedeuten. Wenn zum Besitze des außerordentlich guten Hafens Pango-Pango in der Samoagruppe, der Philippinen und Honolulus auch noch ein kommerzielles Monopol, sowie der ausschlaggebende Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung Japans herantritt, haben sich die Vereinigten Staaten im stillen Ozean eine derartige Position geschaffen, daß im Augenblick der Fertigstellung des Panamakanals die kommerzielle Diktatur in diesem Teile der Welt in seinen Händen ruhen muß. Die amerikanische Flotte wird gegebenen Falles diese Anwartschaft entsprechend zu verteidigen wissen — während Rußland kraft seiner territorialen Stellung und infolge des Druckes seiner riesigen Ländermassen unaufhaltsam immer mehr und mehr seine Grenzen an die Südküsten Asiens vorschiebt. „Seitschas" — aber doch! **E. Pistor.**

Die Gewässer Australiens.

Seiner Lage zwischen dem zehnten und vierzigsten Grad südlicher Breite entsprechend, ist Australien ein sehr warmes und trockenes Land. Nur im äußersten Norden, wo ein tropisch-feuchtes Klima herrscht, sowie in einem schmalen Saume am Ostrand des Kontinents, wo die Kette der Australischen Alpen die Luft zu größeren vertikalen Bewegungen und so zum Fallenlassen eines beträchtlichen Teiles ihrer Feuchtigkeit zwingt, werden ein Meter im Jahre übersteigende Regenmengen angetroffen. Von hier aus nimmt die Niederschlagsmenge nach Westen und Süden rasch ab und es hat, von einem kleinen Küstenstriche im Südwesten abgesehen, der ganze innere und westliche Teil des Kontinents weniger als 25 Zentimeter jährliche Regenmenge. Wenn wir erwägen, daß in Mitteleuropa die jährliche Niederschlagsmenge 50 Zentimeter (in Mecklenburg) bis 256 Zentimeter (am Großen Sankt Bernhard) beträgt, und daß die Temperatur in Australien die mitteleuropäische um 10 Grad, im Innern um noch mehr, übersteigt, und daher die Verdunstung in Australien eine viel bedeutendere als in Mitteleuropa ist, so erkennen wir, daß der allergrößte Teil Australiens weit trockener sein muß als Mitteleuropa. Die Dürre ist in Australien so groß, daß die Niederschläge nirgends, außer im Norden und in der östlichen Alpenzone dauernd wasserführende Flüsse zu bilden vermögen: der ganze übrige Teil des Kontinents entbehrt solcher Gewässer ganz und gar. Die hier alle paar Jahre einmal oder noch seltener eintretenden heftigeren Regengüsse verursachen Ueberschwemmungen, die sich weit über das flache Land ausbreiten und langsam den tiefsten Stellen zuströmen, um am Wege dahin, oder dort angelangt, zu vertrocknen. Eigentliche Flüsse gibt es dort nicht.

Die infolge der Abkühlung und des Kleinerwerdens der Erde zustande kommenden Störungen in der Erdrinde führen dort, wo sie bedeutender sind, die Aufrichtung gefalteter Alpenketten herbei und veranlassen an anderen Orten, wo sie weniger kräftig auftreten, die Entstehung kleinerer, flacherer Unebenheiten. In allen Gegenden, die sich, wie Mitteleuropa, einer zur Bildung dauernd fließender Gewässer hinreichenden Niederschlagsmenge erfreuen, entstehen Flüsse, welche die also infolge tektonischer Störungen entstehenden Erhöhungen fast ebenso rasch durchsägen als sie aufsteigen und alle Vertiefungen mit Geröll und Sandmassen fast ebenso rasch anfüllen, als sie sich senken. In solchen Gegenden bleiben daher, wie bedeutend die tektonischen Störungen auch sein mögen, alle Teile der Oberfläche, mit Ausnahme der Karstgebiete, wo die Gewässer unterirdisch fließen, durch Systeme von Tälern, die mit durchaus gleichsinnigem Gefälle von den höchsten Erhebungen des Landes zu den Küsten hinabziehen, in hydrographischer Verbindung mit dem Meere. Ganz anders verhält sich's aber in den trockenen Teilen Australiens. Hier gibt es keine Flüsse, welche die infolge von tektonischen Störungen auftretenden Erhebungen der Oberfläche zu durchschneiden und die dabei entstehenden Vertiefungen auszufüllen vermöchten. Hier haben daher diese Störungen dazu geführt, daß das Land in getrennte Becken zerlegt wurde, welche weder miteinander noch mit dem Meere hydrographisch in Verbindung stehen. Die also gebildeten Becken sind sehr seicht, nur durch flache, wenig vortretende Anhöhen von einander getrennt. Fällt in einem solchen Becken eine größere Menge von Regen, so fließt das Wasser gegen die tiefste Stelle desselben hin, wo es sich, falls der Niederschlag hinreichend war, ansammelt. In der [illegible] Trockenzone, im Innern und im Westen [illegible] Wasseransammlungen und [illegible] unbedeutend, weil das allermeiste Wasser verdunstet und [illegible] Stelle des Beckens erreicht.

In der Randzone jenes Trockengebietes aber, wo bedeutendere Niederschläge weniger selten sind, namentlich in den ost-zentralaustralischen Senkungen, kommt es häufiger zur Bildung solcher Seen. Einige von diesen, wie zum Beispiel der Torrens- und der Eyresee, erlangen nach starken Regenfällen in ihren Gebieten eine sehr bedeutende Ausdehnung. Beim höchsten beobachteten Stande bedeckte der letztere eine Fläche von 13.000 Quadratkilometer, war also damals mehr als zwanzigmal so groß als der Genfersee. Aber alle diese Wasseransammlungen, die großen sowohl als die kleinen, unterscheiden sich so sehr von eigentlichen Seen der Art, wie wir sie in Norddeutschland und in den Alpen antreffen, daß es gar nicht gerechtfertigt ist, sie Seen zu nennen und auf den Landkarten als Seen darzustellen. Wohl haben sie nach starkem Regen zuweilen sehr bedeutende Horizontalausdehnungen und enthalten dann ziemlich süßes Wasser; sie sind aber auch dann ganz seicht und haben keine deutliche Strandlinie. Die Regen dauern dort höchstens ein paar Tage und nur wenig länger währt der Wasserzufluß, der den See nährt. Sowie das Regenwetter zu Ende ist, legt sich die heiße und trockene, inneraustralische Luft wieder über Land und See, bestrahlt die Sonne wieder den Boden und gewinnt die Verdunstung, welche durch den fast unausgesetzt wehenden Wind und die häufig auftretenden Stürme sehr bedeutend gefördert wird, das Uebergewicht über die Zufuhr des Wassers.

In den weit ausgedehnten und flachen, gewöhnlich trocken liegenden und von Vegetation nur sehr spärlich bedeckten Becken werden durch chemische Veränderungen der oberflächlichen, der Luft, dem Tau und dem Sonnenlichte ausgesetzten Gesteine lösliche Salze gebildet und es wird außerdem noch von den Winden viel feiner Wüstenstaub, der auch solche Salze enthält, auf denselben abgelagert. Fällt dann auf dieses, während einer längeren Trockenperiode also gesalzene Land starker Regen, so werden die dort angesammelten löslichen Salze aufgelöst und fortgeführt. Wenn dann dieses an der tiefsten Stelle eines Beckens zusammengeströmte Wasser verdunstet, bleiben die Salze, die es beim Durchfließen des Landes aufgenommen hatte, zurück und das anfänglich ziemlich süße Wasser verwandelt sich in demselben Maße in eine immer konzentrierter werdende Salzlösung, indem es infolge des Ueberwiegens der Verdunstung über den Zufluß an Volumen abnimmt. Zusehends wird der See kleiner und seichter und sein Wasser salziger. Schließlich verschwindet das Wasser ganz und es bleibt das trockene Salz in Gestalt einer weißen, den Boden bedeckenden Kruste zurück. An den tiefen Stellen, wo sich das Wasser am längsten hält, wird Lehm, der auch einen Bestandteil des Wüstenstaubes bildet, abgelagert; von konzentrierter Salzlösung durchtränkt, bildet er hier einen zähen Schlamm, der zwar an der Oberfläche bald vertrocknet und sich mit einer harten Kruste bedeckt, der aber in der Tiefe die Feuchtigkeit längere Zeit zurückhält. Lange nachdem das Wasser an der Oberfläche schon vollständig verschwunden ist, findet man noch vielenorts in dem lehmigen Seeboden derartige sumpfige Stellen, und während des Austrocknens des Sees umgibt ein Kranz von solchen den Rand der verschwindenden Wasserfläche. Die allermeiste Zeit sind die australischen Binnenseen mehr oder weniger trocken und sie erscheinen dann als Lehmsalzpfannen, in deren Boden die Feuchtigkeit sich an einzelnen Stellen meistens so lange hält, bis ein neuer, bedeutenderer Regenfall die Pfanne wieder mit Wasser füllt.

Es kann keinen größeren Gegensatz geben als den zwischen dem freundlichen frisch-kühlen Charakter und der landschaftlichen Schönheit unserer mitteleuropäischen Seen und jenen australischen, als Seen bezeichneten Lehmsalzpfannen, denn ebenso wie die Verhältnisse, die an den ersteren herrschen, den menschlichen Lebensbedingungen angemessen und angenehm sind, ebenso menschenfeindlich und unangenehm sind die Verhältnisse an den letzteren. Den größten Teil des Jahres herrscht in jenen australischen Gebieten eine fast unerträgliche, die menschliche Bluttemperatur bedeutend übersteigende Temperatur; heiße Wüstenstürme fegen über das Land; der salzhaltige Staub, den sie in sonnenverfinsternden Massen mit sich führen, dringt in Mund, Nase, Ohren und Augen ein und ruft in den letzteren oft schwere Entzündungen hervor; aller frischer Proviant verdirbt in wenigen Stunden; Trinkwasser muß auf Kameelen von weither gebracht werden; die Gegend ist eine trostlose Wüste; kahle Sanddünen und kümmerliche Bestände ärmlicher Salzpflanzungen umgeben die in der Sonne glänzende Salzkruste der Pfanne; Fliegen, bei der Hitze doppelt zudringlich, gibt es in Unmasse; Kaninchen und andere Tiere suchen, vom Durste gepeinigt, die noch wasserhaltigen Pfützen auf; viele sterben infolge des Genusses der Salzsohle, die sie da finden, und ihre rasch faulenden Leichen verpesten die Luft. Ueberall bedrohen die tückischen, mit trockenen Lehmkrusten bedeckten Sumpfstellen Mensch und Tier; die Kameele, die in solche einbrechen, können nur schwer befreit werden; die wilden Tiere, die in dieselben geraten, machen vergebens die verzweifeltsten Anstrengungen, um zu entkommen; der Salzsumpf verschlingt sie und rettungslos sind sie verloren; vielerorts enthält der Lehm des Pfannenbodens die Knochen so versunkener Tiere.

Im Norden und im Osten schließt sich an diese trostlose Lehmsalzpfannengebiet eine Zone an, in welcher es infolge der hier etwas bedeutenderen Niederschläge wohl zur Bildung von Flüssen kommt, die aber nur nach den, auch hier nicht häufigen heftigeren Regenfällen Wasser führen. Hat der Regen aufgehört, so versiegen die Quellen bald und die heiße Luft trocknet sie aus. Statt des Flusses findet man dann nur eine Reihe von feuchteren Stellen und Wasserlöchern, in denen sich das Wasser kürzere oder längere Zeit hält. Für den Reisenden sind diese Wasserlöcher sehr wichtig. Man richtet sich so ein, daß man am Abend wenigstens ein solches Wasser erreicht, um an demselben die Nacht zuzubringen. Zeitig am Morgen von einem solchen Lagerplatze aufbrechend, reitet man bis spät in den Vormittag, hält dann längere Mittagsrast und setzt am Nachmittag den Marsch fort. Weit ist der Weg, drückend die Hitze, und die wenigen Bäume geben fast gar keinen Schatten. Pferd, Mensch und Hund sehnen sich nach Wasser; schon senkt sich die Sonne, da sehen wir die blauen Eukalypten und Nadelbäume, welche die Nähe des Flußlaufes bezeichnen; einer von uns kennt die Gegend genau und hält, an der Spitze reitend, gerade auf das Wasserloch zu; die Pferde wittern die Feuchtigkeit und beschleunigen ihren Gang; doppelt fühlen wir alle, jetzt, da er gelöscht werden soll, den Durst; in raschem Trabe erreichen wir das Loch — es ist vollkommen leer: Wir steigen zum Boden desselben hinab und graben dort in der Hoffnung, daß sich Wasser in demselben ansammeln werde, einen kleinen Brunnen. Im Kreise umstehen Menschen, Pferde und Hunde den Brunnen, doch vergebens blicken wir hinein: kein Wasser sammelt sich in demselben an, und wir müssen den Abend und die Nacht ohne Trank verbringen. Der quälende Durst verscheucht den Schlaf. Unseren Brunnen haben wir tiefer gemacht und alle Augenblicke steht der eine oder andere auf, um nachzusehen, ob Wasser darin ist — doch immer vergebens. Endlich beginnt es zu dämmern; wir sitzen auf und reiten den Flußlauf entlang, nach einem anderen wasserführenden Loche suchend. An vielen Löchern kommen wir vorbei, doch alle sind leer; immer größer werden die Hitze und unser Durst; einige der Pferde beginnen schon zu versagen; da endlich erblicken wir eine Oase hellen, frischen Grüns inmitten des düsteren Laubwerkes der Trockenpflanzen; neuen Mut fassen die Pferde; wir sehen einige Enten auffliegen, ja, da gibt es Wasser; ein wüstes Wettrennen beginnt; Pferd und Hund ventre à terre durch die dichter werdende Pflanzendecke und hinein in das Wasser. Bakterien, Bandwurmlarven — oft habe ich über sie in Australien vorgetragen und das Kochen oder mindestens Filtrieren des Wassers solcher Wasserlöcher vor dem Trinken empfohlen — aber jetzt liege ich flach im Uferschlamm und trinke das trübe und warme, von Plankton wimmelnde, leicht brakische Wasser in kräftigen Zügen und rings um mich trinken im bunten Durcheinander die Hunde, die Pferde und meine Gefährten. Der ärgste Durst ist gelöscht; ein tüchtiger prophylaktischer Whiskyschluck; wir baden, schießen einige Enten, braten sie und erheben dann die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Erst jenseits dieses Gürtels ephemerer Flüsse, im äußersten Norden und in der nahe der Küste aufragenden Kette der Australischen Alpen gibt es dauernd wasserführende Flüsse. Aber diese sind, was ihre Wassermenge anlangt, im Verhältnis zur Ausdehnung ihrer Gebiete sehr klein. Die Kette der Australischen Alpen ist ein altes Faltengebirge, welches nahe der Ostküste liegt und wie diese einen großen nach Osten konvexen Bogen bildet. Sie besteht aus parallelen Längskämmen, die im allgemeinen von Osten nach Westen an Höhe zunehmen. Die Wasserscheide folgt zumeist den höheren westlichen Kämmen. Unter 21½ Grad südlicher Breite zweigt von den Australischen Alpen ein Höhenzug nach Westen ins Innere ab. Nördlich von diesem liegt das Gebiet der das Meer erreichenden, in den Golf von Carpentaria sich ergießenden nördlichen Küstenflüsse des tropischen Nordaustralien. Die nördlich von 21½ Grad Süd von der Westabdachung der Australischen Alpen nach Westen herabfließenden Gewässer vereinigen sich mit den östlichsten von diesen Küstenflüssen. Die weiter südlich zwischen 21½ und 24½ Grad südlicher Breite vom Alpenwestabhang nach Westen herabströmenden Gewässer fließen in Binnenbecken hinab und erreichen das Meer nicht. Das bedeutendste von diesen Gewässern ist der Cooper, der sich zuweilen bis zum Eyresee und andere südaustralische Lehmsalzpfannen erstreckt. Auf der Karte erscheint derselbe als ein über tausend Kilometer langer Strom — größer als der Rhein. In Wirklichkeit ist er aber überhaupt kein Fluß, sondern nur eine flache, gewöhnlich ganz trockene Vertiefung in dem Wüsten- und Steppenterrain, durch welche nach den seltenen, bedeutenderen, in seinem Gebiete fallenden Regen, eine Zeit lang Wasser dahinfließt, um nach kürzerem oder längerem Laufe zu verschwinden oder auch — wenn die Regen besonders stark waren — die tiefsten Stellen des Beckens, dem er angehört, den Eyresee und andere Lehmsalzpfannen zu erreichen.

Die südlich von 24½ Grad südlicher Breite vom Westabhang der Australischen Alpen herabkommenden Gewässer sammeln sich zu dem einzigen größeren Fluß Australiens, dem Murray, dessen Gebiet eine Ausdehnung von 910.000 Quadratkilometer hat und so das Stromgebiet der Donau an Größe übertrifft. Nur ein Viertel von dem Wasser, das in seinem großen Gebiete fällt, erreicht der Murrayfluß ins Meer; alles übrige verliert er durch Verdunstung auf seinem weiten Wege durch das heiße Wüsten- und Steppenland. Infolgedessen führt er, trotz der zahlreichen und zum Teil sehr langen Zuflüsse, die er erhält, nirgends eine bedeutendere Wassermenge und seine Tiefe ist vielerorts gewöhnlich so gering, daß er nur mit ganz seichtgehenden Dampfern befahren werden kann. Der Murray mündet in einen großen

nicht weit von Adelaide an der australischen Südküste gelegenen Strandsee, den Alexandrasee, aus. Dieser wird durch die lange Sandbarre der Kurongnehrung vom Meere getrennt. Die Nehrung ist nahe ihrem Nordende, wo sie sich an ein vorspringendes Hochlandskap anschließt, unterbrochen: diese ihrer geringen Tiefe, ihrer wechselnden Lage und der dort oft sehr heftigen Brandung wegen für die Schifffahrt sehr gefährliche Bresche ist die eigentliche Mündung des Murrayflusses ins Meer. Bezüglich der Wassermenge, die er führt, der Bedeutung, die er für den Verkehr und die kulturelle Entwicklung seines Gebietes hat und die Schönheit der Landschaften, die er durchfließt, hält dieser größte Fluß Australiens keinen Vergleich mit unseren europäischen Strömen aus: so wenig die mehr oder weniger vertrockneten Lehmsalzpfannen in den australischen Binnengebieten der Vorstellung entsprechen, die unsereiner mit dem Begriff See verbindet, so wenig entspricht der Murray dem Begriff, den man von einem großen, kontinentalen Strome hat.

In dem höchsten, südöstlichen Teil der Australischen Alpen finden sich einzelne kleine Karseen im eiszeitlichen Glazialgebiete, welche den Hochseen in den Niederen Tauern ähneln. Die Bäche in den Australischen Alpen haben einen weit freundlicheren Charakter als die Flußläufe des westlichen Tieflandes. Es gibt da Stellen, die einigermaßen mit Landschaften in unseren Voralpentälern verglichen werden können, wenn auch Klammen und Wasserfälle fehlen. Vegetation und Tierwelt von den europäisch-alpinen grundverschieden sind und man in den australischen Alpentälern nur sehr selten auf Spuren menschlicher Tätigkeit stößt.

Die nördlichen und östlichen Küstenflüsse, namentlich die letzteren, sind, da der wasserscheidende Hauptkamm bloß 150 bis 450 Kilometer von der Ostküste entfernt ist, durchwegs ziemlich kurz. Da viele von diesen Flüssen in ihrem Unterlaufe ein sehr geringes Gefälle haben, so dringt das Meer in Gestalt langer und schmaler Arme 50 bis 100 Kilometer weit in dieselben ein, und in die oberen Enden dieser Meeresarme ergießt sich der gewöhnlich einem kleinen Bächlein gleichende Süßwasserfluß. Die Flut ist an der australischen Ostküste zwar nicht hoch, reicht aber doch hin, um sich so weit hinauf fühlbar zu machen und stets — außer wenn bedeutende Niederschläge in der Gegend gefallen sind — das Wasser jener langen Aestuarien vollkommen salzig zu erhalten. Fast so weit als das Salzwasser reicht, sind diese Flüsse, oder genauer gesagt diese Aestuarien, tief genug, um von den Küstendampfern befahren zu werden. Diese ästuarähnlichen Unterläufe der ostaustralischen Küstenflüsse werden von fruchtbaren, zuweilen recht ausgedehnten Ebenen eingefaßt. Nahe der Mündung sind die Ufer ganz niedrig; landeinwärts werden dieselben höher und sie pflegen am oberen Ende des Aestuars eine Höhe von 10 bis 15 Meter und darüber zu erreichen.

Wenn nun auch diese Flüsse gewöhnlich nur sehr wenig süßes Wasser führen und kaum über das Flutniveau ansteigen, so schwellen sie doch bei den alle paar Jahre einmal eintretenden, sehr bedeutenden Wasserniederschlägen derart an, daß sie nicht nur ihr Bett ganz ausfüllen, sondern auch noch über die Uferränder auf die Ebene hinaustreten. Das Anschwellen ist landein naturgemäß viel beträchtlicher als nahe der Mündung und diesem Unterschiede in der Höhe des Anschwellens entspricht der oben erwähnte Unterschied in der Höhe der Ufer der verschiedenen Teile des Flusses.

Bei solchen Hochwässern bringen diese Flüsse viel Schlamm und Sand von den Höhen des Hinterlandes herab. Dieser wird, wenn der Fluß über seine Ufer tritt, zum Teil auf den Ebenen, die ihn einfassen, abgelagert, und die solcherart ab und zu erfolgende Düngung ist es, welche jenen Ebenen ihre außerordentliche Fruchtbarkeit verleiht. Aber nur ein Teil des bei hohem Wasserstande herabgebrachten Materials wird dort fallen gelassen, ein anderer Teil wird weiter geführt und draußen im Meere, vor der Mündung abgelagert. Wenn bei heftigen Stürmen das Meer bis in beträchtlichere Tiefen hinab aufgeregt wird, dann werden diese, vor der Mündung abgelagerten Massen wieder emporgerissen und in Gestalt von Sandbarren aufgetürmt, welche den Eingang in das Flußästuar absperren. Wegen der bedeutenden Ausdehnung dieser Aestuarien ist die Flutströmung an ihrer Mündung ziemlich kräftig und sie reißt immer wieder Breschen in die also gebildeten [illegible] Sandbarren. Durch diese Breschen fahren die zwischen Sydney und den Siedlungen an den östlichen Küstenflüssen verkehrenden Küstendampfer ein und aus. Da sich die Lage der Bresche häufig ändert, müssen Lotsen dem Dampfer im Boote voranrudern und ununterbrochen sondieren. Bei ruhigem Seegang ist es schwer, bei hoher [illegible] die oft sehr schmale Einfahrt zu finden und sie [illegible]

Bei einigen von diesen Flüssen, wie z. B. dem Macquarie, ist [illegible] die Einfahrt tagelang so seicht, daß bei Seegang kein Dampfer [illegible] kann. Ist die See ruhig, so versuchen es die Kapitäne häufig [illegible] und dann kriecht der Dampfer wie ein Wurm durch den Sand [illegible] sind diese Barren recht gefährlich und gar manches Schiff [illegible]

[illegible]

[illegible] und es wird sich dieses Land jener Wasserarmut [illegible]

solchen Höhe emporschwingen können, wie die von der Natur mit Niederschlägen und Gewässern so reich ausgestatteten Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Prag. Robert von Lendenfeld.

Berühmte Plagiate.

Es ist bekannt, daß es in fast allen Ländern Schriftsteller gegeben hat oder noch gibt, die gemeinschaftlich arbeiten, und zwar meist so, daß man gar nicht erraten kann, wem der größte Anteil an den einzelnen Werken gebührt. Wirklich bedeutende Meisterwerke sind aber durch gemeinschaftliche Arbeit bisher noch kaum zustande gekommen. Schon La Bruyère sprach diese Ansicht für seine Zeit aus, und wenn seit 1691 namentlich viele Theaterstücke von zwei Verfassern erschienen sind, so hat doch noch kaum ein Werk länger als einige Jahre Erfolg gehabt. Die beiden elsässischen Romanciers Erckmann und Chatrian haben lange Jahre zusammen gearbeitet und zu ihrer Zeit großen Absatz für ihre Werke gefunden. Aber es ist seither festgestellt worden, daß Erckmann der eigentliche Verfasser war und daß Chatrian eigentlich nur einen geschäftlichen Anteil daran hatte.

Alexander Dumas Sohn hat auch mit anderen Schriftstellern gemeinschaftlich gearbeitet. Er hatte Erfolg gehabt, und man wandte sich an ihn, weil sein Urteil von den Theaterdirektoren beachtet wurde. Er interessierte sich für einzelne Stücke, die einen guten Kern enthielten, aber zur Aufführung nicht geeignet waren. Er arbeitete die Stücke um, so daß sie Erfolg haben konnten, und veröffentlichte später die Texte in einem Sammelbande unter dem Titel „Théâtre des autres“. In dem Vorwort behandelt er die Frage der literarischen Mitarbeit (collaboration) und des Plagiats. Er spricht dabei die Ansicht aus, daß eine Idee allein noch kein Kunstwerk sei, sondern erst dann Wert erlangt, wenn sie in geschickter Weise zum Ausdruck gebracht werde. Die besten Sujets zu Romanen oder Theaterstücken werden zuweilen in der unglaublichsten Weise von ungeschickten Händen verarbeitet. Wenn demnach Dumas einem unbrauchbaren Theaterstück zum Erfolg verholfen hat, so konnte er wohl einen ebensogroßen Anteil hieran für sich beanspruchen, wie der erste Verfasser.

Es gibt übrigens zahlreiche berühmte Schriftsteller, die sich nicht bemüht haben, selbst ein Sujet zu erfinden, sondern die ein Thema benützt haben, das sie irgendwo fanden. Ich nenne nur Shakespeare, Molière, Racine, La Fontaine, Corneille, Voltaire u. s. w. Der Wert ihrer Arbeit bestand eben darin, wie sie den Stoff verarbeitet haben. Namentlich von Shakespeare ist es bekannt, daß er zu den meisten seiner Stücke den Stoff italienischen Novellen, französischen Romanen oder weniger bekannten altenglischen Dramen entnommen hat. Man hat ihm sogar alle Verse nachgewiesen, die er seinen minder erfolgreichen Vorgängern entlehnt hat.

Die ganze französische Literatur des XVI. und des beginnenden XVII. Jahrhunderts, von Ronsard bis d'Urfé, lebte zum großen Teile von Entlehnungen aus der italienischen Literatur. „La Deffence et Illustration de la langue françoise“ von Joachim du Bellay war eigentlich nur eine Ermunterung zu glücklichen Nachahmungen. Ronsard genierte sich nicht, Petrarca nachzuahmen und zu übersetzen. Sogar der ehrliche und strenge Malherbes hat zu einem seiner ersten Gedichte „Les larmes de Saint Pierre“ ein italienisches Gedicht benutzt, das in der Ausgabe von 1596 sogar der französischen Nachbildung unter dem Titel „Lagrime di Santo Pietro, dal signor Luigi Tansillo“ beigefügt wurde. Auch Mathurin Regnier hat in seinen Satiren italienische Gedichte benutzt (namentlich Caporali in der zehnten Satire „Repas ridicule“). Auch Honoré d'Urfé, dessen „Astrée“ so manche französische und fremdsprachige Nachahmung hervorrufen sollte, verdankte Tasso, Guarini u. s. w. manches.

Auch in der deutschen Literatur des Mittelalters und der späteren Zeit finden wir zahlreiche Nachahmungen ausländischer Werke, die aus der Literaturgeschichte zur Genüge bekannt sind.

Daß Corneille für seinen „Cid“ das Werk von Guillem de Castro benutzt hat, ist bekannt, ebenso daß Molière das Thema zu einzelnen seiner Stücke den alten französischen Fabliaux entnommen hat. Die klassischen Theaterdichter in Frankreich haben sich mit Vorliebe an die Alten gewandt, ohne zu befürchten, daß man ihnen deswegen einen Vorwurf mache.

Boileau hat die Satiren von Juvenal und Horaz benutzt. Er mußte allerdings von seinem Gegner Desmarets den Vorwurf des Plagiats hören, aber die meisten seiner Zeitgenossen haben ihn deshalb nicht geringer geschätzt. Er hat nämlich auch dem, was er den alten Klassikern entlehnte, den Stempel seines Geistes und seiner Zeit [illegible]

Anders verhielt es sich mit einem jungen Schriftsteller, der aus fremden Versen ein Theaterstück fabriziert hatte. Als er Piron dasselbe vorlas, zog dieser mehrmals ganz rundervoll die Mütze vom Kopf. Als der junge Dichter darüber erstaunt war, antwortete ihm Piron: „Ich grüße alte Bekannte [illegible]“

Von den französischen Dichtern des XIX. Jahrhunderts haben [illegible] und [illegible] am öftesten den Vorwurf des Plagiats hören [illegible] auch nicht mit Unrecht. Dumas selbst [illegible] wo er es finde, und es kam ihm nicht darauf

an, von Zeit zu Zeit eine ganze Szene aus einem deutschen oder englischen Werke zu entlehnen und sie in seiner eigenen Arbeit zu verwenden. Der französische Kritiker Charles Dumay schreibt z. B.: „Dumas hat unzähligemale Schiller und Shakespeare geplündert, ja in seinem Stücke „Heinrich III. und sein Hof" hat er wortgetreu die Szene der Eboli mit dem Pagen abgeschrieben. Das wäre noch verzeihlich, aber Dumas geht auch bei seiner Nation betteln und nimmt sich nicht einmal die Mühe, seine Plagiate durch eine andere Sprache zu verhüllen. So schreibt Voltaire z. B.:

L'Américain farouche est un monstre sauvage
Qui mord en frémissant le frein de l'esclavage.

Und Herr Dumas schreibt:

. . . . mais ce peuple sauvage
Mord en frémissant le frein d'esclavage.

Diese Stelle befindet sich im „Caligula", wo von den Galliern die Rede ist.

Bei diesen Entlehnungen darf man aber nicht vergessen, daß sie nur sehr kleine Teile der überaus zahlreichen Werke Dumas' darstellen. Daß er nicht alle seine Werke selbst geschrieben, ist bekannt. Er selbst sagte: „Ich habe meine Mitarbeiter, wie Napoleon seine Marschälle hatte." Und auf den Vorwurf des Plagiats antwortete er: „Ein genialer Mann stiehlt nicht, sondern erobert."

Kein geringerer als Heine hat Dumas Vater verteidigt: „Aber nichts ist törichter als dieser Vorwurf des Plagiats; es gibt in der Kunst kein 7. Gebot, der Dichter darf überall zugreifen, wo er Material zu seinen Werken findet, und selbst ganze Säulen mit ausgemeißelten Kapitälen darf er sich zueignen, wenn nur der Tempel herrlich ist, den er damit stützt. Dieses hat Goethe sehr gut verstanden und vor ihm sogar Shakespeare."

Man kann noch hinzufügen, daß auch Heine selbst es verstanden hat. Man findet in seinen Werken nicht nur Anklänge an andere Dichter, sondern auch förmliche Entlehnungen. So findet sich bei dem alten Logau ein Sinngedicht „Geschminkte Freundschaft":

Hände küssen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken,
Worte färben, Rede schmücken,
Meinst du, daß dies Gaukelei
Oder echte Freundschaft sei.

In etwas abgeänderter Form finden sich diese Verse bei Heine wieder unter dem Titel: „Bei Gelegenheit eines Besuches in Batignolles":

Hände küssen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken;
Kind, das ist nur Gaukelei,
Denn das Herz denkt nichts dabei.

Die deutschen Dichter des XVIII. und XIX. Jahrhunderts haben die älteren und die auswärtigen Literaturen sehr umfangreich benützt. D. Hael erwähnt z. B. folgendes: „Die Anekdoten aus Bacons „Apophthegmata", die Histörchen aus den zahlreichen französischen „Contes" finden sich mehrfach verwendet vor. Selbst Waiblingers prächtige Erzählung von den zwei Deutschen, die in Rom einander aus den Augen verloren und sich erst gelegentlich einer päpstlichen Segnung fanden, wobei alles Volk auf die Knie fiel, die zwei protestantischen Deutschen ausgenommen — selbst dieser scheinbar so germanische Stoff ist einem französischen Werke aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts entnommen, wo die betreffenden natürlich Franzosen sind. Wer Webers „Demokritos" näher betrachtet, der könnte finden, daß der behäbige Schwabe nicht nur ganze Erzählungen anderer mit seinem Text verwebt, sondern auch vieles von Weckherlin und anderen wörtlich benutzt hat. An einer gewissen Stelle bringt er in Prosa aufgelöst ein ganzes Dutzend Verse aus Falcks Satire auf die Frauen, die — ebenfalls nicht Original ist, sondern eine Bearbeitung der bekannten Satire Juvenals."

Sardou hat sich auch über ausländische Dichter beklagt, die ihn geplündert haben sollten, so u. a. über den Engländer Clemens Scott, dessen „Diplomacy" in England zehnmal mehr Erfolg hatte, als in Frankreich das Sardou'sche Original. Die Engländer sind überhaupt nie besonders feinfühlig gewesen. Im April 1831 spielte Macready Victor Hugos „Hernani" in englischer Uebersetzung unter dem Titel: „The Pledge or the Castilian Honour", ohne daß der Name des Verfassers auch nur erwähnt wurde. Zahlreiche französische Theaterstücke sind in englischen Bearbeitungen über die Bühne gegangen, während in neuerer Zeit kaum fünf oder sechs englische Stücke auch den Weg nach Frankreich gefunden haben. Die Romanciers Walter Scott und Dickens sind allerdings in Frankreich stark ausgebeutet worden.

Erst 1852 tauchte in England der internationale Schutz des literarischen Eigentums auf, aber derselbe war nur auf fünf Jahre bemessen, und Umarbeitungen blieben nach wie vor erlaubt. Die Engländer übersetzten nun nicht mehr die französischen Theaterstücke, sondern gaben ihnen einen neuen Titel und modelten sie etwas um. Erst 1876 wurden die Bearbeitungen den Uebersetzungen gleichgestellt, so daß nun den literarischen Gaunern das Handwerk gelegt war.

Im Frühjahr 1898 erregte es großes Aufsehen, daß der bekannte italienische Romancier Gabriele d'Annunzio sich mehrerer Plagiate schuldig gemacht habe. Der Kritiker Enrico Thovet behauptete nämlich, d'Annunzio habe ganze Seiten von Flaubert, Baudelaire, Verlaine, Shelley, Peladan, Tommaseo u. s. w. entlehnt. D'Annunzios Werke gehören bekanntlich einer sinnlich-mystischen Richtung an, die nicht nach jedermanns Geschmack ist, und da er seine Entlehnungen aus Werken machte, die nicht gerade viel gelesen worden waren, so wurde die Sache jahrelang nicht bemerkt. Der Roman „Il Piacere" (Mailand 1889) enthielt Stellen aus Peladans 1887 erschienenem dritten Roman der „Décadence latine". In diesem Werke ist ein Kapitel „Heilige Prostitution" betitelt, weil auf einem Wohltätigkeitsbazar Damen eine Küsseauktion veranstalten. Dieser Vorfall wird bei d'Annunzio als Reminiszenz erwähnt, und zwar mit einigen Pikanterien, die ein Gespräch beleben sollen. Der Roman selbst erschien in französischer Uebersetzung unter dem Titel „L'Enfant de Volupté" in der „Revue de Paris", aber die Entlehnung aus Peladans Werk wurde anfänglich nicht bemerkt, einerseits, weil der Herausgeber gerade die pikanten Züge, die von Peladan herrührten, gestrichen hatte, und anderseits, weil nur wenige das verworrene Zeug lesen, das Peladan als angebliche Romane in einer unglaublich phantastischen Sprache veröffentlicht. Peladan muß selbst darüber erstaunt gewesen sein, daß ein vernünftiger Schriftsteller etwas Brauchbares bei ihm entdeckt hatte und seinem Werke nachträglich noch zu einer billigen Reklame verhalf.

Mit den anderen Entlehnungen, die mir nicht näher bekannt sind, wird es wohl nicht viel schlimmer gewesen sein, denn vernünftige französische Kritiker, wie André Hallays im „Journal des Débats", sprachen sich ganz energisch dagegen aus, daß man wegen eines solchen Versehens nunmehr in Frankreich Werke von Ausländern nicht mehr beachten wolle, weil diese ja doch von den französischen Geistesprodukten lebten.

In neuester Zeit wird mit besonderer Vorliebe gegen Theaterstücke, die Erfolg haben, der Vorwurf des Plagiats erhoben. In der Regel findet sich dann ein mehr oder weniger (meist weniger) bekannter Dichter, der genau dasselbe Thema und in ganz ähnlicher Weise behandelt hat. Auf sein Werk hat aber kein Mensch geachtet (vermutlich weil es ganz danach war). In solchen Fällen muß man sehr vorsichtig sein, bevor man ein Urteil fällt, zumal sich nie einer als Bestohlener meldet, wenn das Stück durchgefallen ist.

Wie unbegründet manche Vorwürfe des Plagiats sind, kann man z. B. aus einem Artikel der „Revue des Revues" von 1899 ersehen, in dem der Nachweis zu führen gesucht wird, daß die bedeutendsten französischen Werke des XIX. Jahrhunderts keine Originalarbeiten sind. Da heißt es z. B., Mme. de Staël habe sich bei ihrer „Corinne" von Heinses „Ardinghello" inspirieren lassen, der seinerseits eine Nachahmung des französischen Romans „Les amours riveaux" von Bastide sei. Auch Châteaubriand, Viktor Hugo, Dumas, George Sand, Eugène Sue, Murger, Gustave Flaubert, Victorien Sardou u. s. w. werden beschuldigt, teils ihre Stoffe, teils Ideen zur Ausführung derselben fremden Werken entlehnt zu haben. Ich möchte die Leser nicht mit der Aufführung all dieser Titel ermüden. Nur eine Stelle sei hier mitgeteilt: Sardou nahm die Idee zu seiner „Marcelle" im „Tancrède" von Voltaire, der dieselbe in der „Comtesse de Savoie" von Mme. de Fontaine gefunden hatte. Diese hatte sie im „Siège de Calais" von Mme. de Tencin entdeckt, und diese wiederum in drei Schauspielen des XVII. Jahrhunderts. Diese drei Stücke („Madonte" von Auvray, „Madonte" von La Charnaye und „Polixène" von Bécourt) waren der „Astrée" von d'Urfé entnommen, der die Geschichte bei Bandello gefunden hatte, der sie seinerseits dem „Rasenden Roland" von Ariost entlehnt hatte, welch letzterer sie in mittelalterlichen Theaterstücken entdeckt hatte.

Auf diese Weise könnte man wohl bei allen neueren Werken nachweisen, daß sie keine Originale sind, denn die Themata, die sich überhaupt zur literarischen Bearbeitung eignen, sind nicht so zahlreich, daß jeder Dichter neue erfinden könnte.

Man hat auch gegen Zola öfter den Vorwurf des Plagiats erhoben. Bei seiner Arbeitsmethode war es begreiflich, daß er zuweilen einige Zeilen aus Fachwerken benutzt, aber es ist doch lächerlich, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Sowohl Zola als auch Sardou haben aus einem alten Drama „Das gerettete Venedig" von Otway geschöpft, dessen Bekanntschaft sie in der englischen Literaturgeschichte von Taine gemacht hatten. Zola erklärte kategorisch, ein Schriftsteller sei durchaus berechtigt, irgend eine Nebenhandlung (scène accessoire) einem Klassiker zu entnehmen, um sie nach seinem Geschmack da zu verwenden, wo er es für angezeigt hält. Er betrachtet die Werke aus früheren Zeiten gewissermaßen als ein Gemeingut, das sich die neueren Schriftsteller zunutze machen können, vorausgesetzt, daß sie das, was sie entlehnen, nach ihrer Art verarbeiten oder erneuern. Bei noch lebenden Schriftstellern müsse man selbstverständlich das Eigentumsrecht respektieren.

Sardou behauptete ferner, ein Dichter habe das Recht, sich irgendwo ein Thema zu nehmen, unter der Bedingung, daß er es anders behandele als seine Vorgänger.

Eduard Rod sagt mit Recht, aus nichts könne man [illegible] machen. Die Literatur lebt von einem immerhin beschränkten [illegible]. Die meisten Generationen fugen [illegible] diesem Kapital [illegible]

zelne aber gar nichts, und so kommt es, daß die Leser von heute im wesentlichen nur dieselben Genüsse haben, wie die ihrer Vorfahren.

Heutzutage wird es in der Literatur immer schwieriger, etwas Neues zu liefern. Die Werke aus früheren Zeiten veralten aber vielfach und werden nicht mehr gelesen. Weshalb sollten denn die Schriftsteller von heute sich die Vergangenheit nicht zunutze machen dürfen? Wenn aus dieser nicht mehr wie aus einer lebenden Quelle geschöpft werden dürfte, sagt Eduard Rod, so wäre sie ja völlig wertlos.

Man muß auch berücksichtigen, daß zwei Schriftsteller gleichzeitig dieselbe Idee haben können, und wenn beide sie verwerten, so könnte man leicht den einen der Nachahmung oder des Plagiats bezichtigen. Es gibt gewisse Ideen, die sozusagen in der Luft schweben, und da können zufällig ganz verschiedene Hände danach greifen.

Die Romanen sind in solchen Fällen nicht so empfindlich, wie die kritischer veranlagten Deutschen. Eduard Rod sagt geradezu, die Blumen und die Früchte gleichen sich doch auch, und ein bekannter französischer Vers sagt:

C'est imiter quelqu'un que de planter des choux.
(Wer Kohl pflanzen will, muß doch einen nachahmen).

Bevor der Konvent 1793 ein Dekret über das Urheberrecht erließ, hat in Frankreich niemand daran Anstoß genommen, daß ein Schriftsteller einem anderen einige Ideen oder einige Ausführungen entlehnte. Voltaire sagte deshalb: „Mit den Büchern geht es wie mit dem Feuer in unseren Herden; man holt sich Feuer bei seinem Nachbar, teilt auch anderen davon mit und so gehört es jedermann.“ Erst am Ende des XVIII. Jahrhunderts brach sich die Idee Bahn, daß ein Schriftsteller das Recht habe, von seiner Feder zu leben und daß man daher sein Eigentum schützen müsse. Jetzt erst gelangte man zu der Anschauung, daß ein literarisches Werk auch einen materiellen Wert besitzt und daß man auch nicht das Recht hat, einzelne Teile desselben zu entwenden. Diese Anschauung brach sich aber erst allmählich Bahn, denn noch zur Zeit des Romantismus waren die Dichter wenig bemüht, Entlehnungen, die sie gemacht hatten, zu verhüllen. Je mehr aber die Schriftstellerei ein Erwerbszweig wurde, desto ängstlicher war jeder darauf besorgt, daß nicht ein Fremder sich einen Teil seiner Arbeit zunutze machte. Daher kommt es, daß Plagiate heutzutage strenger beurteilt werden als früher, und deshalb waren auch die neueren Bestrebungen der Schriftsteller darauf gerichtet, eine Verschärfung der gesetzlichen Bestimmungen über das literarische Urheberrecht herbeizuführen, um namentlich nicht autorisierte „freie Bearbeitungen“, Abdruck von Auszügen in Anthologien und anderen Sammelwerken zu verhindern. Hiedurch wurden bekanntlich viel mehr Schriftsteller geschädigt, als durch Entlehnung einzelner Verse und Stellen, mögen diese nun mit oder ohne Quellenangabe erfolgen.

Essen. **Tony Kellen.**

Gegen das unhumanistische Gymnasium.

„Als ob es die Aufgabe jeder Zeit wäre, gegen alles, was einmal war, gerecht sein zu müssen! . . . Als Richter müßtet ihr höher stehen als der zu Richtende; während ihr nur später gekommen seid.“

Friedrich Nietzsche.

Man hat an mich die Frage gerichtet, weshalb ich, der ich doch einem Gymnasium meine Bildung verdankte und selbst Gymnasiallehrer sei, Angriffe gegen diese Schulart veröffentlicht hätte. Das heiße doch sein eigenes Nest beschmutzen. Ach nein! Die Schule ist mein Nest nicht, ist es nie gewesen. Ich habe sie als Knabe viel öfter als Kerker empfunden und bewahre ihr so unfreundliche Erinnerungen, daß von Dankbarkeit kaum jemals ein Hauch in meinem Herzen zu vernehmen ist. Mein Nest, in dem mir allezeit wohl war, das ist mein Vaterhaus gewesen. Auch mein Vaterland mag man so benennen, nicht aber die Schule.

Diese ist, wie jede öffentliche Einrichtung, nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zwecke. Ihre Aufgabe ist, dem Vaterland glückliche, körperlich und geistig gesunde Menschen heranzubilden. Mit welcher Form von Schule dieses Ziel zu erreichen sei, ist eigentlich unwesentlich. Den ganzen Streit um höhere und niedere Schulen, um humanistische oder reale, halte ich für ein [illegible] müßiges Treiben, das an mittelalterliches Pfaffengezänk gemahnt. Nun gar die heftigen Fehden, die [illegible] Reklame entbrannt sind, ob man in Sexta mit [illegible] Stunden Lateinisch anfangen, ob in Prima eine Latein-stunde [illegible] werden soll oder nicht, das und viel Gleichartiges ist kaum die Druckerschwärze wert, die darauf verwendet wird.

Sehen man wohl den Urgrund all dieser Fragen kommen? Ich glaube den Grund in einer Ueberschätzung der Wissenschaft [illegible] unserer Mittelschulen zu erkennen. Bisher bestimmt der [illegible] d. h. der wissenschaftliche Spezialist den Bau und [illegible]

[illegible] Wenn der große Philologe von Wilamowitz [illegible]

dorf klagte, daß die Gymnasiasten Lateinisch und Griechisch nicht mehr in dem Maße lernten, um seinen Vorlesungen folgen zu können, so hätte man ihm nur antworten sollen: dann mag die Universität eine Zwischenstation für diese Sprachen schaffen. Die Schule soll nicht Fachschule sein, sondern allgemeine Bildung vermitteln. Wer lehrt denn die Gymnasiasten Assyrisch und Babylonisch? Aber der Tadel der Hochschullehrer wurde tief beklagt und gab Anlaß zu verstärktem Sprachunterrichte auf den Gymnasien. Der Gymnasialprofessor scheute eben keinen Vorwurf mehr als den, die Anforderungen der Hochschule nicht voll zu billigen und zu unterstützen, vor allem soweit diese von Philologen gestellt wurden. Man fürchtete als Banause zu erscheinen, wenn man für Herabstimmung der Ansprüche eintrat. Es spielte da viel Eitelkeit mit, der nur zu oft die Jugend der Schüler geopfert wurde. Was die Eltern sagten, war gleichgiltig; die Schüler hatten natürlich zu schweigen und der Ehrgeiz der Gymnasialdirektoren ging allein auf den Beifall der akademischen Fachlehrer. Direktor Aly berichtet mit Stolz, sein Universitätslehrer, der große Philologe Ritschl in Bonn, hätte ehemalige Schüler aus Schulpforta mitten in den Seminarübungen gefragt: „Welche Schule haben Sie besucht?“ Diese Anerkennung aus dem Munde eines Philologen gilt ihm als Beweis für die Vortrefflichkeit des alten humanistischen Gymnasiums. Nein, sie beweist nur, daß jenes eine gute philologische Fachschule war. Dem Lobe des philologischen Akademikers würde man leicht manchen Tadel anderer Fachleute entgegenstellen können. Die Naturforscher, wie Virchow klagten, daß die auf Gymnasien vorgebildeten Leute trotz ihrer Brillen blind seien, und alle unsere Künstler aller Kunstgebiete klagten, daß der Gymnasiast für die Kunst verdorben sei. Man fängt jetzt endlich an, diese Urteile unserer Künstler ernst zu nehmen. Die Erkenntnis bricht sich Bahn, daß sie als Volkserzieher neben, wenn nicht über den Gelehrten ihren Platz haben müssen. Im vorigen Jahrhundert waren sie die Aschenbrödel, sehr zum Schaden für Deutschlands Kultur; die Wissenschaftler maßten sich ihnen gegenüber Herrenrechte an. Die Aerzte klagten über den verkümmerten Leib und die unbrauchbaren Augen der Gymnasialabiturienten. Das ganze Volk aber sah mit spöttischem Unbehagen, wie diese schmalbrüstigen Brillenträger auf der Universität aus greisenhaften Duckmäusern zu prahlerischen Raufbolden und wüsten Biervertilgern wurden, die dann im Amt erstaunlich schnell, nachdem ein kurzer Jugendrausch verdampft war, zu armseligen Bierphilistern herabsanken, zu jenen dünkelhaften Formalisten und Aktenmenschen, denen wir unser sogenanntes deutsches Recht und den Urwald von Verordnungen und Verfügungen verdanken, die uns jetzt die Luft zum Atmen nehmen, zu jenen kurzsichtigen Politikern, die ihren Mut im Kampfe gegen den König und gegen Bismarck bewährten oder bis zur Gesinnungslosigkeit loyal wurden, zu jenen Kunstbanausen, die keinen neuen Meister aufkommen ließen und kleinlichen Spott hatten, wo sie begeistert hätten aufjubeln sollen. Unsere großen Künstler aller Gebiete, Friedrich Hebbel, Gottfried Keller, G. Hauptmann, Wagner, M. v. Schwind, Ludwig Richter, Böcklin, Menzel, Klinger, Walter sie alle sind im Kampfe gegen das Gymnasium und seine Geisteskinder groß geworden, nicht von diesen gestützt und gehoben. Das Gymnasium nahm überhaupt keine Kenntnis von ihnen. Gewiß, das Volk hinkt stets dem Genius nach und kann ihn nie vorausahnen. Mußten aber auch die über Kunst und Kultur lehrenden Professoren mit ihrem Volke so tief im Unverstand stecken bleiben? Und woher kam das arge Unvermögen? Der humanistisch Gebildete mißt die neuen Schöpfungen mit einem ganz falschen Maße, nämlich dem griechisch-römischen. Nur was an Hellas oder Rom anlehnte, galt ihm als beachtenswert. Darüber ließ er die Heimat in Stadt und Land verkümmern und verschuldete die Verwüstung unserer völkischen Güter an Kunst und Sitte, gegen die jetzt erst echt deutsch empfindende Männer tatkräftig auftreten. Man beachte, daß all die neuen Anregungen zum Heimatsschutz von Laien, von Künstlern oder Volksschulmännern ausgehen, während wieder der Gymnasialdirektor und Oberlehrer, meine verehrten Herren Amtsbruder, auch bei diesem bedeutsamen Genesungsvorgange zumeist verwundert und teilnahmslos zuschauen, zum Teile sogar spöttisch lächelnd. Ihre Blicke sind gegen das Heimatliche gleichsam farbenblind. Ihr Geist ist „klassisch“ infiziert, ihre Welt ist ultra montes, ihre Seele sucht das Land der Griechen und verliert darüber ihre wahre Heimat. Das ist es, was mich von vielen meiner klassischen Kollegen trennt. Ich kenne unsere Philologen in zahllosen Vertretern, auch in ihren besten. Sie sind sich darin alle erstaunlich ähnlich. Ein Vers von Euripides ist ihnen mehr wert als ein Schauspiel von Gerhard Hauptmann. Für ein Gedicht des [illegible] ziemlich geistlosen Theognis geben sie die ganze moderne Lyrik hin, die sie übrigens grundsätzlich nicht kennen, aber trotzdem verachten. Eine etruskische Topfscherbe primitivster Form entzückt sie lebhafter als die vollendetste Vase japanischer oder [illegible] Kunst. Kurz, sie leben im Toten und verlieren den Sinn für das blühende Leben selbst. Ihr Anteil an der Kunst ist mehr antiquarisch als ästhetisch, sie suchen darin auch weniger Belehrung als Bewährung [illegible] Das wissenschaftliche Problem nimmt ihre [illegible] Kraft in Anspruch; was offen zutage liegt und ohne Gelehrsamkeit [illegible] ihnen wertlos. Die Folge ist eine schreiende [illegible] allem Modernen und allem Vater-[illegible] sah ich ein herrliches Relief eines jungen

deutschen Meisters; ja, wäre das im Schutte von Athen gefunden worden, was würde darüber für ein Jubel in Gelehrtenkreisen ausbrechen! So aber bleibt es unbeachtet, kein Kunstgelehrter setzt deshalb die Feder an — „es ist ja bloß modern". Ich habe Ernst Curtius oft in modernen Kunstausstellungen und auch vor Wallots Reichstag gesehen. Sein Verhalten war typisch für den Klassizisten. Er suchte nach griechischen Motiven und Ausdrucksformen: Nur was hellenischen Geist atmete, sprach ihn an, das andere sah er einfach nicht. Ihn störte auch nicht, daß in Berlin schauderhaft häßliche Bauten entstanden, denn in seinem Altertumsmuseum und in seinen Büchern lebte ihm ja Alt-Hellas und darin seine Seele. Er hatte etwas Traum- oder Seherhaftes in seinem Geistesleben unter fremden Zonen und in fernen Zeiten. Man nannte das „ideal" und gewiß, gemeinirdisch war es nicht, aber es war auch nicht real. Es fehlte doch zu sehr die gesunde Kraft eines im Volkstum wurzelnden Bewußtseins. Es fehlte das, was man heutzutage gern als „Erdgeruch" bezeichnet. Was aber bei Curtius tief empfunden und geistig erarbeitet war, das wurde bei vielen Nachbetern zur leeren Phrase, die unsagbar viel Unheil gestiftet hat. Denn es entfremdeten Lehrer solcher Tradition auch ihre Schüler wieder dem Gegenwartsleben. Deshalb der berechtigte Haß der Künstler gegen das Gymnasium mit diesem Kultus des Abgestorbenen und Fremdländischen. Deshalb auch unser Volk in seinen breiten Massen für dieses undeutsche Treiben nie ein Verständnis finden konnte. Alle Altertumsforschung in Ehren, aber Abwehr gegen eine Versenkung in alte, fremde Kulturen, die unsere eigene Kultur als Opfer fordert. Vor allem bewahre man die zarten Seelen der Kinder vor einer solchen Schädigung. Der Deutsche und zumal das Kind muß lernen, daß der Wert des Lebens auf dem menschlichen Willen und auf der Tat begründet ist, nicht auf dem Wissen von den Dingen. Friedrich Nietzsche drückt das so aus: „Seine Ehrlichkeit, sein tüchtiger und wahrhaftiger Charakter muß sich irgendwann einmal dagegen sträuben, daß immer nur nachgesprochen, nachgelernt, nachgeahmt werde; er beginnt dann zu begreifen, daß Kultur noch etwas anderes sein kann als Dekoration des Lebens, das heißt im Grunde doch immer nur Verstellung und Verhüllung; denn aller Schmuck versteckt das Geschmückte." Unsere öffentlichen Mittelschulen müssen auch aufhören, vorwiegend sprachliche Fachschulen zu sein. Ihr Unterbau müßte, streng national gestaltet, eine Bildung vermitteln, wie sie jedem Deutschen nötig ist, der sich aus den sozialen Tiefschichten erheben will. Von dem 16. Lebensjahre an mag dann eine starke Scheidung eintreten in verschiedenartige Fachschulen, altsprachliche, neusprachliche, mathematisch-naturwissenschaftliche, rein künstlerische, meinethalben auch assyrisch-babylonische. Bildung ist auf jedem Gebiete zu haben, nicht allein auf dem griechisch-lateinischen oder auch nur vorwiegend auf diesem. Es ist auch ein Unding, nur sprachkundige Menschen für gebildet zu halten. Mit Recht haben die wissenschaftlichen Akademien schon oft Künstler zu ihren Mitgliedern gemacht. Der Maler Menzel ist Historiker nicht weniger als mancher Universitätsprofessor. Ich kenne viele Männer mit Volksschulbildung, die an Bildung, an geistiger Regsamkeit und Kraft manchem Hochschullehrer überlegen sind. Gerade jetzt sehen wir in Amerika, Frankreich, England und auch bei uns eine große Anzahl führender Männer aus den niederen Schulen emporsteigen. Noch aber hat bei uns das Gymnasium Vorrechte, die so Aufstrebenden den Weg verschließen. Das ist ein Unrecht, das Abstellung erheischt. Das Examenwesen sperrt vielen Talenten bei uns den Aufstieg zu den Plätzen, die ihnen von Gott und Rechts wegen zukommen. Es geht dadurch viele nationale Kraft verloren. Subalternbeamte, die das Zeug zu Ministern hätten — ich kenne einen solchen — welken als Rechnungsräte hin. Volksschullehrer, die einem Hochschulstuhle Ehre machen könnten, versauern in einer entlegenen Dorfschule. Es gälte, mit allen Mitteln das höchste Kapital, das ein Volk besitzt, seine geistigen Anlagen, zur weitesten Entfaltung zu bringen — nicht durch Zwang, sondern durch Gewähren. Gerade der Staat hat sein lebhaftes Interesse daran, daß alle Kräfte seines Volkstums frei werden. Gegenwärtig aber läßt er viele Arbeitsfreudigkeit und viele gute Anlagen ungebraucht, um nur ja einer Minderzahl von Begünstigten alle unbequemen Rivalen zu ersparen. Das gilt für alle höheren Schulen, zumeist aber für das noch am meisten begünstigte Gymnasium. Seit ich in Dresden und Weimar auf den Kunsterziehungstagen unsere Volksschullehrer habe sprechen hören, habe ich von ihnen ganz anders denken lernen. Alle Achtung! — Einige unter ihren Wortführern nahmen es mit unseren besten Geistern in Deutschland an Gedankentiefe, Weitblick und formaler Gewandtheit auf. Weshalb will man solchen Männern die Hochschule verschließen? Chinesisches Mandarinentum! Die Hochschulen sollten jedem offen stehen, wie die katholischen Kirchen. Die Segnungen auch der Wissenschaft sollen allgemein sein. Vor allem aber sollte keine Stellung des Staates an die Absolvierung bestimmter Schulen gebunden sein. Nicht die Schule, sondern das Leben bildet den Mann. Die Schule kann nur den Antrieb geben, alles weitere ist Sache des Einzelnen. Es ist ungerecht, einem Schulzeugnisse, das ein Zwanzigjähriger erwarb, so große Bedeutung beizumessen. Dadurch [illegible] uns bloß die dünkelhaften und engsichtigen Fachleute großgezogen, die sich bisher allein für „humanistisch gebildet" hielten. Je stärker aber der Pulsschlag des öffentlichen Lebens wurde, je bedeutsamere Aufgaben die Zeit dem deutschen Volke stellte, umso lauter wurde der Zweifel, ob dem klassischen Altertum diese Bevorzugung im Rahmen einer nationalen Erziehung gebühre und ob der überwiegend sprachlich-formale Unterricht den jugendlichen Geist zu wahrer Freiheit zu erziehen vermöchte, ob anderseits die reiche Fülle moderner Anschauungen ohne Nachteil der zur Führung des Volkes berufenen Jugend länger vorenthalten werden dürfe." (Vgl. Professor Dr. Walter Parow „Die Notwendigkeit der Einheitsschule, ein Mahnwort an alle Freunde erziehender Jugendbildung", Leipzig, Richard Sattler, 1904). — An Philologen, an gelehrten Spezialisten, hat Deutschland keinen Mangel. Wir könnten mit ihnen alle Hochschulen der Erde versorgen. Was wir selbst aber nötig hätten, nötiger fast als das tägliche Brot, das sind Männer mit gesundem Menschenverstande, willensstarke, entschlossen zugreifende, politisch geschulte Männer der Tat mit scharfem Blicke für die realen Bedürfnisse des lebendigen Tages. Schon jetzt ruft man in die Ministerien Techniker, weil der Jurist von Fach sich in der Welt der Maschinen und Entdeckungen technischer Natur nicht mehr zurechtfindet. „Mit goldenen Zeitaltern, die nie gewesen sind und nie sein werden, umgaukelt man in den Schulen die Sinne unserer Jugend. Die kritische Geisteswissenschaft hat längst erkannt, daß der vollkommene Mensch an keiner Stelle der Erde zu finden ist, auch nicht unter den alten Griechen. Man trete daher auch in der Schule fest auf den Boden der Gegenwart. Die Zeit ist ernst und sie drängt zum Handeln. Wer es mit unserem deutschen Volke gut meint, der kämpfe deshalb mit an seiner Erlösung aus falschen Idealen, d. h. am wahren Fortschritte im Dienste der Gegenwart." Mit diesen Worten schloß ein vortrefflicher Aufsatz des Tübinger Universitätsprofessors Ernst Kornemann über „Moderne nationale Erziehung" („Der Tag" 1904, Nr. 256/7), dessen Inhalt sich ganz mit den seit Jahren von mir verfochtenen Grundsätzen deckt. Das war auch der Grundton, der durch die Verhandlungen des Weimarer „Ersten allgemeinen Tages für deutsche Erziehung" stets hindurch klang: „Los von Rom! Los auch von Hellas aber hinein mitten in das Gegenwartsleben!" Das heiße ich „human", seine Söhne so für das Leben vorbereiten, daß sie darin mit Ehren und auch mit freudigem Mute bestehen können. Unser Gymnasium aber, das mit mittelalterlichen Erziehungsidealen, mit dem vagen Begriffe römischer Humanität seine Zöglinge aufpäppeln möchte, kann ich nur noch als „unhumanistisch" bezeichnen, weil sie Totes der Jugend bietet. Dieser aber ist, wie Paul de Lagarde treffend sagt, jedes Tote ein Greuel. Von ihm oder von H. St. Chamberlain wollen wir germanischen Lebensstolz und Lebensmut lernen oder auch von Nietzsche, der wie kein zweiter unser antiquarisches Gymnasium haßte. „Jede Vergangenheit", sagte er, „ist wert verurteilt zu werden — denn so steht es nun einmal mit den menschlichen Dingen: immer ist in ihnen menschliche Gewalt und Schwäche mächtig gewesen. Es ist nicht die Gerechtigkeit, die hier zu Gericht sitzt; es ist noch weniger die Gnade, die hier das Urteil verkündet: sondern das Leben allein, jene dunkle, treibende, unersättlich sich selbst begehrende Macht. Sein Spruch ist immer ungnädig, immer ungerecht, weil er nie aus einem reinen Born der Erkenntnis geflossen ist; aber in den meisten Fällen würde der Spruch ebenso ausfallen, wenn ihn die Gerechtigkeit selber spräche." — „Es geziemt sich aber zu wissen, daß nur der, welcher die Zukunft baut, ein Recht hat, die Vergangenheit zu richten." Ich schließe mit einem anderen stolzen Worte von ihm: „Wer sich nicht auf der Schwelle des Augenblicks, alle Vergangenheiten vergessend, niederlassen kann, wer nicht auf einem Punkte wie eine Siegesgöttin ohne Schwindel und Furcht zu stehen vermag, der wird nie wissen, was Glück ist und noch schlimmer: er wird nie etwas tun, was andere glücklich macht." („Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben." Leipzig, E. W. Fritzsch, 1874, S. 9.)

Steglitz. **Prof. Dr. Ludwig Gurlitt.**

Zur Geschichte des Pessimismus.

Es ist kaum Zufall, daß der Historiker des Pessimismus, der dem Problem in seinem ganzen Umfang nachgegangen wäre, sich bis heute noch nicht hat finden wollen. Innere und äußere Schwierigkeiten ernstester Art stehen einem solchen Unternehmen entgegen. Denn wie soll man den Pessimismus definieren? Als eine Anschauung, die das Dasein überhaupt als einen schlechten Scherz der Vorsehung, als eine sinnlose Quälerei unschuldiger Dulder von vornherein und unbedingt ablehnt? Mit dieser Beschränkung zöge man offenbar den Rahmen zu eng und schlösse eine große Anzahl von Denkern und Dichtern aus, die in unserem Bewußtsein und Gefühl als Pessimisten fortleben. Beziehen wir aber einmal jene ein, die, wie gewisse christliche Richtungen, dem Jammer des Erdenlebens ein vollkommeneres jenseitiges Dasein gegenüberstellen, so fragt es sich, ob wir [illegible] anderen [illegible]

[illegible] der ohne Rezept [illegible] halten. Es wird also das Beste sein, wir [illegible]

[illegible] ung [illegible] ngt ist.

Aus dieser Erweiterung des Umfanges unserer Definition ergibt sich schon, daß es mit der Konsequenz der Pessimisten und ihrer Einigkeit untereinander schlecht bestellt ist. Und in der Tat weist ihre Argumentation eine Fülle von Abweichungen und ihr Durchschnittstypus einen großen Reichtum an Spielarten auf. Beinahe jeder bringt auf einem anderen Instrument sein Klagelied vor und jeder findet das Elend der Welt an einem anderen Ort. Immerhin zeigen einzelne Perioden der Geschichte des Pessimismus eine gewisse Einheitlichkeit in der Erfassung des Grundgedankens, die uns erlaubt, mehrere Denker eines Volkes und einer Zeit gruppenweise zusammenzufassen.

So konsequent nun auch eine Minderheit der Pessimisten zu sein scheint, so verschwindend gering ist doch die Zahl der ganz konsequenten: der Selbstmörder! Die Pessimisten mögen gegen die Berechtigung und Notwendigkeit des Selbstmordes einwenden, was sie wollen, es bleibt dabei, daß ein Denker, der alles Dasein für nichtswürdig oder hoffnungslos erklärt und doch für die Pflege seines körperlichen Lebens täglich das Notwendige und Ueberflüssige tut, sich einer Inkonsequenz schuldig macht. Der Selbstmord mag das äußerste Endglied der pessimistischen Schlußkette sein, er bleibt die unausweichliche Folge der ganzen vorhergehenden Beweisführung. So verstanden, ist der Pessimismus kein völlig logischer Gegensatz zum Optimismus. Dieser letztere ist praktisch konsequent durchführbar, denn es gab und gibt Menschen, die, selbst vom Glück stets verwöhnt, kurzsichtig oder spitzfindig genug waren, das Glück in letzter Instanz überall als beherrschendes Prinzip wiederzufinden. Der Pessimismus aber setzt zu seiner Betätigung ein optimistisches Phänomen voraus: der Pessimist muß leben, um wirken zu können und in dieser Lebensbejahung liegt seine Inkonsequenz. Von dem konsequenten Pessimisten hat die Geschichte überhaupt keine Kenntnis: er hat sich so schnell umgebracht, daß niemand von ihm Notiz zu nehmen Zeit hatte.

Waren wir somit genötigt, uns eines der Hauptargumente des Optimismus, die Behauptung der Notwendigkeit des Selbstmordes für den Pessimisten, zu eigen zu machen, so können wir dagegen einen anderen beliebten Einwand nicht gelten lassen. Es heißt, die überwiegende Mehrheit der Pessimisten sei pathologisch zu nehmen; sie hätten durch besonders schwere Lebensschicksale oder durch körperliche Gebrechen wohl ein Recht auf die Verurteilung des Lebens, trieben aber durch theoretisierende Verallgemeinerung ihrer üblen Lage grausamen Mißbrauch mit einer Gefühlsstimmung, die normalen und gesunden Menschen völlig fremd sei. Alle Pessimisten seien Kranke, die gerne Gesellschaft hätten und da sie selbst nicht gesunden können, die ganze Menschheit mit ihren Klagen krank zu machen bestrebt seien. — Unleugbar trifft diese Beobachtung für eine ziemlich große Zahl klassischer Pessimisten (Pascal, Byron, Leopardi, Swift) völlig zu. Andere aber wie La Rochefoucauld und Schopenhauer widersprechen entschieden der allzu bequemen Bewältigung des Problems durch die Optimisten. Man hat zwar von der krankhaften Empfindsamkeit gewisser sonst gesunder und wohlgestellter Pessimisten geredet, aber auf die Frage nach dem Wieso dieser Krankheit nicht zu antworten gewußt. Wenn ein Mensch zarter empfindet, als hundert andere, läßt sich aus seiner Vereinzelung noch lange kein Schluß auf krankhafte Anlage ziehen. Eine Minderheit sensitiver Gemüter kann ebenso normal und normaler sein, als eine Mehrheit grobnerviger Gesellen — es kommt eben darauf an, was man unter normal versteht und welches Ideal vom Menschentum der Einzelne hat. Daß es soviel verschiedene Definitionen des Normalen und soviel verschiedene Ideale des Menschentums gibt, als denkende Köpfe vorhanden sind, will nun einmal Vielen nicht einleuchten.

Zu diesen inneren Schwierigkeiten kommen für die Historiker des Pessimismus noch solche äußerer Art. Wir haben uns an die Einteilung der historischen Schilderung in politische, religiöse, literarische und philosophische Geschichte gewöhnt und entdecken erst heute, daß diese Trennung mit Rücksicht auf unsere menschliche Beschränktheit methodisch zulässig ist, aber sachlich sich um des Zusammenhanges aller geistigen Lebensäußerungen willen keineswegs rechtfertigen läßt. Das pessimistische Problem gehört zu denen, die mehr als andere den Rahmen der einzelnen Wissenschaftsdisziplin sprengen. Da der Pessimismus bald und vorwiegend Sache des Gefühles, bald des Verstandes [illegible] er in der Geschichte naturgemäß abwechselnd religiöse, [illegible] und philosophische Formen an. Es begreift sich, daß wenige den Mut haben, sich auf diese drei Gebiete fachkundig zu wagen und daß ihm selbst die neue Wissenschaft der Literaturvergleichung nur [illegible] und unvollkommen gerecht werden wird. Ehe der Bau einer [illegible] des Pessimismus aufgeführt wird, muß ein Grund[illegible] der in trostlosen Zeiten seine Anlage [illegible]

[illegible]

[illegible]

Sein zerstörende Werden ist für den Indier eine Quelle des Unbehagens. Hier setzt Buddha ein, dessen Lebensmut durch den Anblick eines Greises, eines Kranken und eines Toten aufs tiefste erschüttert wird. Um diesem Kreislauf zu entgehen, das rollende Rad aufzuhalten und die Vergänglichkeit zu fliehen, predigt er das Nichtsein, zu dem der Einzelne durch asketisches Leben und gute Werke gelangt. Die Identität von Leben und Leiden ist hier zum erstenmal ausgesprochen, aber es beharrt in dieser trostlosen Lebensanschauung ein Element des Friedens und des Glückes. Der Weg zum Nirwana ist ja nicht der Selbstmord in Verzweiflung, sondern die Bedürfnislosigkeit, das Leben für andere durch Belehrung und Wohltun. Ganz anders stehen die Dinge zur gleichen Zeit in Griechenland und später in Rom. Zwar war auch hier das Nachdenken über den Tod, die Furcht vor der Macht des Unendlichen und Unbegreiflichen, der erste Anstoß zur pessimistischen Weltauffassung, wie sie uns bei Homer und Hesiod gelegentlich begegnet. Aber diese sanfte Melancholie wurde bald zum Schrei der Verzweiflung, als das Gemeinwesen durch innere Zwietracht zerrissen und durch äußere Feinde bedroht war. Wir haben es hier nicht mehr mit einer kleinen Schar von Wanderpredigern zu tun, die im Schatten einer Palme ihren Reis philosophierend verzehren, sondern mit einem seßhaften, festregierten, gebildeten und lebhaften Volk, das durch äußere Schicksale mehr noch als durch inneres Nachdenken vor das gleiche Problem gestellt wurde. Die Ungleichheit in der Verteilung der Würden und Güter, die schweren Heimsuchungen hochgestellter Ehrenmänner, die schuldlose Verstrickung in Not und Sünde empörte ihr Gerechtigkeitsgefühl und weckte ihre Klagen. Schon Silen soll das Nichtsein und die Rückkehr zu ihm gepriesen haben; und von Menander stammt das oft zitierte Wort „jung sterbe, wen die Götter lieben". Und wer dächte nicht an das Grauen des Amasis vor dem Glück des Polykrates? Die Tragiker stimmen in diese Klagen ein. Sophokles wiederholt das „Nie geboren zu sein ist der Wünsche höchster, aber hernach zu geh'n, woher du kamst". Stärker noch betont Euripides des Lebens Elend, wenn er den Neugeborenen mit einem Klagelied begrüßt wissen will und den Kinderreichtum, der ganzen bisherigen Anschauung des Altertums entgegen, als ein Uebel bezeichnet.

Die Stoiker und Epikuräer nehmen ein Jahrhundert später den Faden wieder auf. Das Uebel sei notwendig zur Stählung der sittlichen Kraft des Menschen, der vergeistigte Genuß und die Tugendhaftigkeit seien hohe Güter, aber der Fall einer plötzlichen, erdrückenden Zunahme des Elends ist ins Auge zu fassen und der Selbstmord unter solchen Umständen erlaubt und wünschenswert. Hegesias, „der zum Tode Ratende", spricht sich in Alexandria um 275 weit entschiedener aus: Da der Tod uns von allen Uebeln befreit, ohne uns eines Gutes zu berauben, lehrt er den Tod und sieht kaltblütig seine Jünger ihm gehorchen, ohne doch selbst die Konsequenz zu ziehen, bis schließlich Ptolemäus ihm die Fortsetzung seines Unterrichtes verbietet. — Die Römer vermögen diesen energischen Pessimisten des griechischen Altertums nicht zu überbieten. Cicero, Horaz, Seneca, der jüngere Plinius, Tacitus, Marc Aurel, Septimius Severus haben uns gelegentliche Aeußerungen über die schlechten Zeiten, die Laster der Menschen und ihre Gebrechlichkeit hinterlassen, ohne wesentlich Neues zu bieten. Der Neuplatonismus dagegen mit seiner Verachtung des Körperlichen und seiner Betonung der gefühlsmäßigen Intuition bildet den Uebergang zum Pessimismus des Christentums.

Es wäre ebenso unhaltbar als verkehrt, diesen aus dem Judentum abzuleiten, das mit seinen messianischen Weltherrschaftsträumen und im Bewußtsein seiner Auserwähltheit allem Pessimismus im Grunde seines Wesens feind ist. Wenn die Bibel gleichwohl zwei pessimistische Dokumente ersten Ranges enthält, so liegt das mehr in den allgemeinen Zeitumständen, als in dem semitischen Charakter begründet. Das Buch Hiob ist nur pessimistisch, wenn man von den vielleicht später eingeschobenen Reden des Elihu absieht, die das Leiden des Gerechten nicht als Strafe, sondern als Prüfung darstellen. Hiobs Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes und seine Resignation unterscheiden sich im übrigen wenig von dem ethischen Skeptizismus der [illegible] Schluß des Buches [illegible] des jüdischen [illegible] steht es um den „Prediger [illegible]

[illegible]

tungslosen, aber auch wenig gefährlichen Geschehen. Nur einzelne Heilige ziehen sich nach buddhistischem, neuplatonischem und essenischem Muster in die Wüste zurück, wo sie je nach ihrem Temperament in starken Gedankenversuchungen schwelgen oder in eintöniger, nutzloser Kasteiung ihre Tage verbringen. Es ist die Zeit der schmutzigen Heiligen mit ungekämmten Mähnen, gewaltigen Nägelkrallen und zur höheren Ehre Gottes von jeglichem Wasser jahrelang unberührter Haut.

Mehr und mehr treten die praktischen Motive zurück, die den Pessimismus der ersten christlichen Jahrhunderte so mächtig verstärkt hatten. Die Staatsreligion hat keine Angriffe mehr zu fürchten, aber ihre sich zum Dogma verhärtende Theologie und deren praktische Ausmünzung im Verkehr des Geistlichen mit der Gemeinde, in der Kirchenzucht und religiösen Polizei, übt auf das unwissende und abergläubige Volk eine niederdrückende Wirkung aus. Man droht ihm mit dem Teufel und schreckt es mit der Prädestination. Das Damoklesschwert des Verdammtseins schwebt über dem sein Heil mit Furcht und Zittern schaffenden Gläubigen. Ihn kümmert nicht die vom Dogma gelehrte Unmöglichkeit, die Seligkeit zu verdienen; er macht sich nicht klar, daß der für den Himmel Prädestinierte die Frömmigkeit gar nicht nötig hat, daß der für die Hölle Vorherbestimmte durch sie an seinem Los ja nichts ändern kann. Das Gespenst des Verdammtseins stachelt ihn zu Gott gefälligem Tun, wäre es auch nur, um vom Haupte seines totgeborenen Kindes das Unheil abzuwenden, um den frühverstorbenen, ungetauften Liebling aus der Hölle zu retten, in die das erbarmungslose Dogma ihn unbedenklich warf. Das arme Volk, in völliger Abhängigkeit von Kirche und Staat lebend, kommt nur auf Augenblicke zum Genuß seines Daseins. Kriege in der Heimat und in der Fremde berauben es seiner besten Kraft. Die gestrengen Herren saugen es auf gesetzliche und ungesetzliche Weise aus. Das mühsam Erworbene ist täglich in Gefahr, denn Rauben und Morden ist keine Schande; es fehlt jeder Schutz und jede Sicherheit. Der schwarze Tod und allerlei Pestilenz raffen das blühende Leben erbarmungslos hinweg.

Zu all diesem Elend des finsteren Mittelalters kommen um 1200 die ersten Ketzergerichte und Hexenprozesse. Hier öffnet sich ein weites Feld für Verleumdung und Rache aller Art. Der Unschuldigste mußte für sein Leben bangen, der Aermste und Elendeste war am härtesten geprüft. Man brauchte nur rote Haare zu haben, epileptisch, mondsüchtig oder sonst neurasthenisch zu sein, um verdächtig zu werden; und die Schande eines Ketzergerichtes fiel auf die Sippe des Angeklagten zurück, die mit ihrem Ansehen auch Hab und Gut verlor. Durch sechs Jahrhunderte hindurch erscholl das Jammergeschrei unschuldig verurteilter und qualvoll gemarterter Menschen. In Spanien starben in drei Jahrhunderten 30.000, in Holland allein unter Karl V. 50.000 Opfer an den Folgen der Inquisition. Die drei letzten Hexen wurden 1785 in Glarus, 1793 in Posen und 1870 in Mexiko verbrannt.

Während so das kleine Volk schweigend litt, konnten auch die Großen dem Ernst und der Trauer des Lebens nicht entgehen. Man denke an die Zustände, wie sie das Nibelungenlied schildert, an den Hoch- und Uebermut der Recken, die das eigene Leben beinahe so geringschätzten als das fremde und es mit trotzigem Lachen wegwarfen wie eine hohle Nuß, wenn ihr Tatendurst gestillt oder ihre Rachepläne vereitelt waren. Man denke an die Großen, denen auf ihren einsamen Thronen jede Unterhaltung gut genug war — gehörte doch ein Autodafé in Spanien zum eisernen Bestande einer fürstlichen Hochzeit — und die oft genug der Ekel des Lebens umso stärker erfaßte, als sie tiefer in der Menschen Herzen zu blicken vermochten. Es sind der vornehmen Pessimisten (der königliche Buddha, Pseudosolomo, der Kaiser Marc Aurel, Karl V., Macchiavelli, der Herzog Larochefoucauld, Lord Byron, A. de Vigny, Graf Leopardi, der Minister Challemel Lacour, von Stendhal, E. von Hartmann, Schopenhauer nicht zu reden) mehr als der armen Bürgersleute, und ihre Geständnisse sind umso schwerwiegender, als sie einen größeren Kreis von Beobachtungen und Erfahrungen umschließen. Mit zu den eigenartigsten, einschlägigen Literaturdenkmälern gehört jedenfalls der Traktat des Papstes Innozenz III. von der Weltverachtung (vor 1200; im Auszug wiedergegeben bei Olga Plümacher: „Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart“; Leipzig, Dürr 1888), der im Anschluß an den Prediger Salomonis frei über das Weltelend phantasiert.

Aber der Mensch ist nicht nur schwach und elend, er ist auch schlecht, gewalttätig und selbstsüchtig. Nur vorübergehend war bisher diese Note von den Stoikern angeschlagen worden; mit der Renaissance kommt sie zu immer größerer Bedeutung. Macchiavelli in seinem „Principe“ spricht sich entschieden für eine brutale, vor keinem Gewaltmittel zurückschreckende Regierung aus, die die Interessengegensätze der Untertanen durch strenges Regiment zu mildern und diese auf eine freiheitlichere Verfassung vorbereiten soll, deren sie einstweilen noch nicht würdig seien. Dieses „Einstweilen“ belächeln die Philosophen des XVI. und XVII. Jahrhunderts gehässig. Nie wird die menschliche Bestie mit ihresgleichen sich vertragen können, meint Hobbes; nie wird die menschliche Selbstsucht trotz ihres wandelbaren Gewandes und ihrer heuchlerischen Verkleidung glücklich werden, fügt La Rochefoucauld hinzu; nie wird die Ungewißheit menschlicher Erkenntnis ein völlig befriedigendes Wissen ermöglichen, erklären zweifelnde so verschiedene Temperamente wie Montaigne und Pascal. Dar[illegible] laßt uns das Leben nehmen und genießen, wie es ist, meinen die einen; darum zwingt euch gegen die schwache Vernunft und im schroffsten Widerspruch mit ihr — so Bayle — zu glauben, predigen die anderen. Daß dieser Zwiespalt zwischen Herzen und Hirn, Wollen und Können je und dann zur Tragödie wird, hat nichts Erstaunliches. Hamlet und der Doktor Faust sind die literarischen Klassikertypen dieses Seelenzustandes in verschiedenster Ausprägung. Auch Don Juan als erster Uebermensch, der nach der Vorsehung nicht fragt und ihr frech entgegentritt, wenn sie in seine Bahnen eingreift, gehört um der religiös-dämonischen Wendung hieher, die sein Schicksal vor dem Ende unerwartet nimmt. Eine andere Spielart des durch seine Lebenserfahrungen an Gott irregewordenen und ihn in höchster Verzweiflung lästernden naiven Menschen hat Karl Spitteler in seinem Xaver Z'Gilgen („Friedli der Kolderi“, Zürich, A. Müller 1891) mit feinster Kunst gezeichnet.

Eine Weile gefällt sich das Denken des XVII. und XVIII. Jahrhunderts in seiner Entdeckung vom Egoismus als der einzigen Triebfeder menschlichen Handelns. Mandeville in seiner „Bienenfabel“ und Helvetius in seinen Arbeiten über den Geist und den Menschen versuchen nach dem Vorbild des Hobbes die privaten Laster der menschlichen Bestie so zu regeln, daß für das Gesamtwohl doch ein erträgliches Zusammenleben herauskommt. Auch Swift, der in seinen Reisen Gullivers mit dem ätzenden Gift seiner Satire übergossen hat, was dem Menschen nach seiner moralischen Zersetzung durch die Philosophen des Egoismus an Schönheit und Würde etwa noch geblieben ist, zeigt sozialphilosophisches Interesse, indem er den Staat der gelehrten Tiere seinem Vaterland als Vorbild hinstellt und dem König der gelehrten Pferde von den Einrichtungen seiner Heimat, ihren Kriegen und Rechtsverhältnissen, ihrem Adel und ihren Heilkünstlern ein trauriges Zerrbild entwirft. — F. M. de Maupertuis, der erste Präsident der Berliner Akademie der Wissenschaften, hat zum erstenmal den durch E. von Hartmann so berühmt gewordenen Versuch einer Abwägung der Lust- und Unlustmenge im menschlichen Leben gewagt, um zu einem negativen Resultat zu kommen. Im allgemeinen waren aber die Zeiten dem Pessimismus nicht mehr günstig. Der Rationalismus mit seiner selbstsicheren Erklärungsfreudigkeit aller Welträtsel hatte kein Organ für die Empfindung des Weltelends. Die Hume'sche Skepsis, die in den Gesprächen über die natürliche Religion beinahe zum poetischen Klagelied wird, machte erst durch Kants Umformung tieferen Eindruck. Die Theodicee des Leibnitz und der stark kulinarisch gefärbte Optimismus des Ratsherrn Brockes mit seinem „irdischen Vergnügen in Gott“ beherrscht das XVIII. Jahrhundert bis zum Erdbeben von Lissabon, das dem Glauben an die göttliche Güte und Gerechtigkeit einen schweren Stoß versetzte. Voltaire, der Verfasser des „Candide“, Diderot, d'Alembert und Holbach haben sich davon trotz ihrer weltfreudigen Grundrichtung nie ganz erholt; nur Rousseau und Bernardin de St. Pierre verteidigten entschieden die Vorsehung gegen menschliche Zweifel und Lästerungen.

Wollen wir den pessimistischen Faden im Labyrinth der Weltgeschichte nicht verlieren, so müssen wir eine parallele Gedankenentwicklung von der Reformation her verfolgen, die uns zur Romantik, der Antithese des Rationalismus, führt. Luther und Calvin hatten den Prädestinationsgedanken, der inzwischen durch den Glauben an die Verdienstlichkeit guter Werke stark abgeschliffen war, energisch wiederaufgenommen. Der Mensch, meint Luther, ist ein Tier, das Gott oder der Teufel nach ihrem Wohlgefallen reiten und der Glaube an Gottes Erbarmen ist umso verdienstlicher, als er wenige selig macht und viele verdammt. Calvin hatte wenigstens das Vorhaben der Kindertaufe als genügend für die Seligkeit der frühverstorbenen Kleinen erachtet, aber nur Zwingli wagt von der Erbsünde als einer Krankheit statt einer Schuld zu sprechen und hofft im Jenseits auf eine Versammlung von Heiligen, Helden und Gläubigen aller Zeiten und Völker, in der sich die Propheten und Apostel des neuen Bundes mit den Weisen Griechenlands und Roms begegnen. In der Hauptsache aber bleibt es bei der Strenge des Dogmas, das von neuem zu erstarren anfängt und schließlich zu jener Spaltung führt, die unter den Namen Rationalismus und Pietismus bekannt ist. Der Pietismus nähert sich in moderneren Formen der alten individualistischen Weltflucht. Hinter dem Verkehr des einzelnen mit Gott, den Entzückungen dieser mystischen Gemeinschaft der Seele mit ihrem Schöpfer, tritt die Gesamtheit der Gläubigen als etwas Nebensächliches und die fröhliche Welt als etwas Feindliches zurück. An dieser Gegensatz zum Wissen an diese beherrschende Stellung des den Verstand [illegible] Gefühles knüpfen die Romantiker an, die alle positiv [illegible] religiös veranlagt sind. So kommt es, daß die einen, Gott mit dem Gefühl umfassend, in Weihrauch und Pantheismus schwelgend, in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückkehren, während die anderen, wie Byron und Grabbe, mit dem lieben Gott auf du und du stehen und ihn auf der Höhe eines Gletschers oder in der Tiefe [illegible]gewölbes feierlich verkünden und mit bedenklichem Freimut die Wahrheit sagen. Romantik ist Sehnsucht und Sehn[illegible] [illegible]friedigung. Der Romantiker ist mit sich selbst uneins, den [illegible] Umwelt sich reißt; er schilt auf die ihn umgebende Gesellschaft [illegible] keine Pläne [illegible], kein Selbstbewußtsein verlacht [illegible] [illegible], der an allem Elend in letzter Instanz [illegible] Schuld [illegible] [illegible]briand, Flaubert, [illegible] Schelling [illegible]

ventura*) sind typisch für diese Geistesrichtung, während zarter Besaitete, wie Werther, Obermann, Hölderlin und selbst Leopardi an dem Zwiespalt ihres Wesens zugrunde gehen.

Mit Flaubert nähern wir uns schon der wissenschaftlichen Bearbeitung des pessimistischen Problems, die unterdessen mit Schopenhauer, einem nicht minder stark realistisch interessierten Nachzügler der Romantik, begonnen hatte, dessen blinder Wille noch allzu deutlich an die Ungeheuer der mondbeglänzten Zaubernacht erinnert. Exakter verfährt E. von Hartmann mit seiner Luftbilanz, obschon sein Unbewußtes noch einen romantischen Beigeschmack behält. Bahnsen mit seinem „Miserabilismus" kommt dem modernen Alltagsleben schon bedeutend näher, während der Selbstmörder Mainländer mit seiner Erlösungsphilosophie und Richard Wagner mit seiner buddhistisch und katholisch gefärbten Liebestheorie die romantische Polemik gegen die Welt von heute fortsetzt. Als letztes charakteristisches Glied dieser langen Kette sei endlich Otto Weininger genannt, der, nachdem er in einem überaus klugen Buche „Geschlecht und Charakter" über die Frau ein fürchterliches Gericht gehalten hat — Dr. Moebius ist ein Minnesänger gegen diesen Wiener Philosophen — sich fünfundzwanzigjährig vor wenigen Monaten eine Kugel durch den Kopf schoß.

Es kam hier vor allem darauf an, aus der Ueberfülle des Stoffes die großen Züge der Entwicklung ohne Rücksicht auf Stand, Beruf und Ausdrucksmittel des Pessimisten hervortreten zu lassen, wie sie eine synoptische Betrachtung der Religionsgeschichte, Philosophie und Literatur allein bieten kann. Daraus ging hervor, daß der Stimmungspessimismus passiven Leidens weit verbreiteter und älter ist, als der Entrüstungspessimismus aktiver Anklage. Gegen das eigene Ich, gegen die Mitwelt, das Leben, die blinde Willkür des Geschickes, die Unbarmherzigkeit Gottes richtet sich abwechselnd die bald resignierte, bald zornige, bald spottende Klage des leidenden Menschen. Man mag ihm Unrecht geben und über ihn lächeln, aber nur wer selber nicht gelitten hat, wird es wagen, den ersten Stein auf ihn zu werfen.

La Tour de Peilz. **Eduard Platzhoff-Lejeune.**

Bücher.

Siegmund Kraus: Kinderarbeit und gesetzlicher Kinderschutz in Oesterreich. Wien und Leipzig, Franz Deuticke, 1904.

Nach den Großen die Kleinen; nach den erwachsenen Arbeitern die Kinder — es ist eigentlich selbstverständlich. Der Kapitalismus, der die Familie sprengt, indem er Mann, Weib und Kind in seine Arme zwingt, er muß es sich gefallen lassen, daß man ihm sein Sündenregister in Bezug auf diese immer wieder und immer vollständiger vorhält. Nachdem zuerst die Vorläufer und Väter des modernen Sozialismus auf die Bedeutung und die Gefahren der Kinderarbeit in Industrie und Landwirtschaft hingewiesen, blieb es lange Zeit still. Erst in den letzten Jahren drängt sich die Frage des Kinderschutzes mehr und mehr in den Vordergrund des sozialpolitischen Interesses. Der Züricher Arbeiterschutzkongreß vom Jahre 1897 befaßte sich eingehend mit der Sache, und die bekannten Arbeiten des Lehrers Konrad Agahd haben allenthalben Aufmerksamkeit erregt. Den Spuren Agahds folgt der Wiener Blindenlehrer Kraus. Auf Grund von Erhebungen, die österreichische Lehrer in umfassendster Weise vornahmen, schildert er die Kinderarbeit in fabriksmäßigen Betrieben, in der Hausindustrie, im Handwerk, in Handels- und Verkehrsgewerben, sowie in der Landwirtschaft. Wiewohl die von den Lehrern angestellten Erhebungen begreiflicherweise den Tatbestand nicht erschöpfen, so geben sie doch von dem Umfange der gewerblichen Kinderarbeit ein anschaulicheres Bild, als die von der statistischen Zentralkommission fast gleichzeitig vorgenommene Untersuchung, deren Ungenauigkeit und Unverläßlichkeit der Verfasser mit Recht hervorhebt. Selbstverständlich wird auch die Entwicklung der Schulgesetzgebung und des gesetzlichen Kinderschutzes, sowie auch der Zusammenhang der ersteren mit der Kinderarbeit in der Landwirtschaft ausführlich dargelegt. Kurz, der Verfasser hat fleißig alles Material zusammengetragen, das für die Beurteilung der Frage in Betracht kommt, und er hat sich überdies bemüht, jene Gesichtspunkte zu finden, die für eine Kodifizierung des Kinderschutzes maßgebend sein sollen. Der Gegenstand der Betrachtungen ist ein so wichtiger, das anzustrebende Ziel ein so erhabenes, daß man alle kritischen Maßstäbe bei Seite legt, um nur dem einen Wunsche Ausdruck zu geben: Möchte es doch bald dahinkommen, daß dem [illegible] Kindermord, so da in Stadt und Land alltäglich [illegible] und [illegible] verübt wird, ein letztes Ende bereitet werde.

Siegmund Kaff.

S. Rahmer: Das Kleist-Problem. Auf Grund neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie Heinrich v. Kleists. Berlin, Georg Reimer.

Es wird wohl wenige Dichter geben, denen nicht nachgewiesen wurde, [illegible] auch selbst [illegible] waren. Seit Lombrosos „Genie [illegible] zur Gewohnheit geworden, das Genie [illegible] zu betrachten. [illegible] andere Zeit. In [illegible] aufgestellt hat, [illegible] in die [illegible] und [illegible] der Berliner Arzt Rahmer es unternommen [illegible] aus dem [illegible]

verfolgtes Leben hat der medizinischen Forschung gar manch schwerwiegenden Anhaltspunkt gegeben, so daß man schließlich annahm, daß Kleist geistig gänzlich zerrüttet zur Todeswaffe griff. Der Arzt Sadger hat in seiner Schrift „Heinrich v. Kleist, eine pathologische Studie" den Nachweis zu erbringen versucht, daß Kleist eine ethisch minderwertige, hereditär belastete Persönlichkeit sei. Gegen diese Meinung, die auch von verschiedenen Literaturhistorikern geteilt wird, wendet sich Rahmer. Er ist bestrebt, das ganze Leben Kleists nicht von der medizinischen, sondern von der rein menschlichen Seite aufzufassen. Aus den Lebensverhältnissen heraus werden die oft barocken Handlungen bei Kleist erklärt und wird nicht kleinlich aus jeder Unüberlegtheit auf krankhafte Veranlagung geschlossen. Auch den Selbstmord schreibt Rahmer einer Zwangslage zu, die aus einem Liebesverhältnisse zu einer Frau — nicht derselben, mit der er in den Tod ging — entstanden ist. Rahmer stützt sein Urteil über Kleist durch aufmerksame Verfolgung des Stammbaumes der Familie, durch zeitgenössische Briefe und Aeußerungen, sowie durch eine feine Kritik der Werke unseres Dichters. Immerhin bleibt ein übler Nachgeschmack nach der Lektüre eines solchen medizinisch-literarischen Werkes. Statt sich an den wunderbaren Schöpfungen des Genies zu erfreuen, zerfasert man dessen Gehirn und vergißt darüber, was es geleistet hat. **Dr. Max Glaß.**

Revue der Revuen.

Sozialistische Monatshefte. Eduard Anseele bespricht die Ende Mai durchgeführten Neuwahlen in die Abgeordnetenkammer und in den Senat in Belgien, die bekanntlich für die vor Jahren schon tot gesagten Liberalen günstig, für die klerikale Regierung ungünstig und erstaunlicherweise auch für die Sozialisten wenig günstig waren. Die Stärkung des Liberalismus ist zum Teil auf die Schlappe, die die Sozialisten 1902 beim Generalstreik zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechtes erlitten, zurückzuführen und Anseele hält die Stimmung jetzt für diese Partei im Lande für so günstig, daß er, wenn die Strömung anhält, nach den Wahlen im Jahre 1908 einen Sturz der klerikalen Regierung und eine fortschrittliche das heißt auf die Sozialisten gestützte liberale Regierung voraussieht. Diese Stimmung wird im Bürgertum, wie er glaubt, sicher anhalten. Unter den Angestellten und einem Teile der Arbeiterschaft, wo sie jetzt vorhanden ist, werden dagegen die Sozialisten sie mit „übermenschlichen Anstrengungen" zu ihren Gunsten zu wenden suchen. Die Sozialisten werden diesen Arbeitern nachdrücklichst, wie Anseele sagt „zeigen, daß zur Durchsetzung demokratischer Reformen und zu ihrer Emanzipation ihr Platz bei den Sozialisten ist und nicht auf dem linken Flügel der kapitalistischen Armee."

„M'Clures Magazine" brachte vor kurzem einen höchst bemerkenswerten Aufsatz über die Negerfrage aus der Feder von Karl Schurz. Es heißt darin, man habe die Neger zuerst gewaltsam nach Amerika gebracht und nun möchte man sie am liebsten wieder aus dem Land vertreiben. Das ist aber ganz absurd und man würde 10.000 Schiffe dazu brauchen, um sie nach Afrika zurück zu transportieren. Das Fehlen dieser Arbeitskraft würde sich aber auch in den Südstaaten sehr empfindlich fühlbar machen. Vor dem Gesetz genießen sie heute dieselben Rechte und Freiheiten wie die Weißen und üben auch das Wahlrecht aus, was die Weißen im Hinblick auf die Unbildung der Neger sehr beanständen. Vielleicht wäre es klüger gewesen, sie mehr allmählich zu emanzipieren, aber schließlich wird das Stimmenrecht auch von vielen ungebildeten Weißen ausgeübt und nicht die Rasse, sondern der Bildungsgrad sollte da ausschlaggebend sein. Anderseits wird aber das Bestreben, den Negern eine höhere Bildung zuzuführen, von vielen Weißen sehr bekämpft, weil es sie angeblich der Arbeit abwendig mache; aber auch hierin verhält es sich mit den Weißen genau ebenso. Die Bewegung zu Gunsten der Neger ist denn auch eine ziemlich starke und wird von einem Teil der Presse wie der Politiker in den Südstaaten unterstützt. Auch bei den Richtern und den Behörden macht sich jetzt ein kräftiger Gerechtigkeitssinn geltend und berechtigt zu der Hoffnung, daß die Rassenfrage, die in den Südstaaten die Quelle beständiger Unruhen ist, allmählich eine friedliche Lösung finden dürfte. Ist es vielleicht auch richtig, daß der Neger dem Weißen nie ganz ebenbürtig werden wird, so ist er doch zweifellos bildungsfähig. Seit ihrer Emanzipation haben die Schwarzen einen erstaunlichen Aufschwung genommen und sich schon sehr viel Terrain erobert. Sie besitzen heute Grund und Boden und industrielle Etablissements im Werte von 800 Millionen Dollars und haben auf allen Gebieten der Wissenschaft, sowie in der Literatur einzelne bedeutende Männer aufzuweisen und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie sich unter günstigen Umständen nach jeder Richtung entwickeln werden. Dadurch wird auch mit der Zeit das tiefwurzelnde Vorurteil der Inländer gegen ihre schwarzen Mitbürger gemildert werden; in den Negern aber werden, je mehr ihnen die Segnungen des staatlichen Schutzes zuteil werden, Gemeinsinn und Patriotismus wachsen und so wird sich allmählich jene Annäherung und gegenseitige gerechte Würdigung vollziehen, die für den inneren Frieden und das Gedeihen der Südstaaten so unerläßlich sind.

Ein kleiner Mann.

Von Grazia Deledda.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

U[illegible] am 27. März im Ge[illegible] ein junger Mann von [illegible] einen grauen Anzug und einen sehr [illegible] ein blasses, schmales [illegible] Zügen und [illegible] wohlgepflegten,

schwarzen Vollbart beschattete. Während der langen Fahrt hatte er beständig geschwiegen, die dunklen Brauen gerunzelt, die Augen mit den langbefransten Lidern starr auf die mageren, nervösen Hände, mit den schlanken Fingern und den sehr langen Nägeln geheftet, deren Gelenke die funkelnden, eisernen Handschellen umschlossen. Erst im Gefängnis schlug er die Lider auf und heftete die brennenden, dunklen Augen auf das Antlitz des Direktors, der ihn seinerseits kalt und prüfend maß. Durch ein seltsames Zusammentreffen führten sie beide den gleichen Namen, der wohl der gelehrsamen Eitelkeit ihrer beiderseitigen Väter und dem lateinisch klingenden Familiennamen zuzuschreiben war und beiden war dieser Zufall bekannt. Sie hießen: „Cassio Longin“ und der erotische Name, der dem Sträfling in seiner fernen, überseeischen Heimat — wo „Cassio“ so viel wie „weißer Unterrock“ bedeutet — so manche Spötterei eingetragen hatte, verschaffte ihm nun die traurige Genugtuung, daß sich die kalten Augen des Herrn Direktors prüfend auf ihn richteten.

Die Beiden mißfielen einander gleich auf den ersten Blick: der Direktor, ein Mann von unbestimmtem Alter, war klein und leicht gebeugt; er hatte kleine Füße und ebensolche magere Hände, die er beständig in den Taschen des langen, schwarzen Rockes verbarg. Sein bartloses, erdfahles Gesicht trug den Ausdruck physischen Leides; die blassen Lippen senkten sich an den Mundwinkeln; in den kleinen grünlichen Augen lag eine beinahe grausame Gleichgültigkeit; ein paar große Ohre saßen abstehend an dem Kopfe mit dem kurzgeschorenen, blonden Haar.

Um aller dieser Dinge willen und auch darum, weil er der Direktor des Gefängnisses war, mißfiel er dem Häftling Nr. 245; und Nr. 245 war dem Direktor unsympathisch wegen seiner hochmütigen Miene und dem stolzen Blick, den er auf ihn zu richten wagte und auch wegen seiner kraftvollen, jugendlichen Erscheinung.

Während die neuen Sträflinge eingetragen wurden, sprach der Direktor kein Wort und durch ein paar Tage sah ihn Cassio, der in einer Einzelnzelle eingeschlossen war, nicht wieder. Sein Gitterfenster ging nach Osten: ein trauriges Auge in dem blassen Antlitz des Gefängnisses, das in die Ferne nach dem noch schneebedeckten Appenin und der toskanischen Ebene blickte, die der März mit dem leuchtenden Grün der Gräser und dem blassen, gelblichen Grün der jungen Blätter überzog; im Gemüsegarten des Gefängnisses, den Sträflinge in grauen Leinenkitteln und roten Mützen bearbeiteten, sah Cassio, der infolge spezieller Erlaubnis seine eigenen Kleider beibehalten durfte, die dunkelrosa Pfirsichblüten und die hellrosa Apfelblüten in dichten Flocken durch die laue Luft wirbeln.

Von Schmerz durchschauert, lehnte er unablässig am Gitterfenster, und wenn dann die lange abendliche Dämmerung hereinbrach, war er ganz erschöpft vor Kummer; gleichwohl konnte er bei Nacht nicht schlafen und fühlte sein erregtes Blut in allen Pulsen klopfen, wenn er auf seinem harten Lager ruhte. Wenn dann der Wächter, ein langer Bursche, dessen roter Kopf sich scharf von der häßlichen, blau bemalten Wand abhob, am Morgen eintrat, um das Feldbett zusammenzuschlagen, fand er ihn schon auf und am Gitterfenster stehend.

Draußen kreisten die ersten Schwalben mit schimmernden Flügeln und Brüstchen. Der Häftling würdigte den Wächter keines Wortes und reagierte auch nicht auf die beständigen Zurufe, Winke und Pfiffe seines Zellennachbarn zur Linken und während des „Ausganges“, wenn er für eine Stunde in den traurigen Hof gelassen wurde, achtete er auf niemand und schritt mit geringschätziger Gleichgültigkeit auf dem schlüpfrigen, holprigen Pflaster auf und nieder.

In der Anstalt verbreitete sich bald das Gerücht, daß er ein reicher Sardinier und ein Verwandter des Direktors sei und da dieser allgemein verhaßt und gefürchtet war (obwohl er keinen der Gefangenen je anders, als durch seinen kalten, gleichgültigen Blick, verletzt oder gekränkt hatte), so wurde auch Nr. 245 nach Verlauf einer Woche gehaßt und seltsamerweise auch gefürchtet.

Da er um die Erlaubnis zu schreiben gebeten hatte, wurde er am 1. April in die Direktionskanzlei gerufen; es war ein trübseliger, farbloser, nüchterner Raum; durch die vergitterten Fenster fiel ein bleiches Sonnenviereck in den Raum, auf dessen hellen Grund sich der Schatten eines fernen Zweiges bewegte. Der Direktor saß gebeugter denn je und arbeitete an einem grauen Tisch; er regte sich nicht und sah erst nach einer langen Weile auf, während welcher Cassio starr und steif dastand, indeß ein tiefes Rot der Demütigung seine Wangen überzog.

Den anderen, der Schar der Sträflinge und der Wache gegenüber, konnte er sich zum mindesten die Genugtuung eines gewissen würdevollen Hochmuts verschaffen: er war stärker als die, die ihn gefangen hielten, größer als die, denen er den Titel „Schicksalsgenossen“ versagte; aber vor diesem kleinen Mann mit der leidenden Miene mußte er sich beugen, Rede stehen, sich demütigen.

„Sie,“ sagte der Direktor barsch und ohne aufzusehen, „der Sie wegen Wechselfälschung zu drei Jahren Gefängnis verurteilt sind, dürfen nur einmal im Monat schreiben.“

Er sprach in etwas abgerissener Weise, aber mit reinem toskanischen Akzent.

„Ich weiß es,“ entgegnete Cassio, „aber ich habe nicht bloß um die Erlaubnis gebeten, Briefe zu schreiben, sondern für [illegible] in meiner Zelle schreiben zu dürfen.“

„Das ist vorläufig unmöglich. Warum bitten Sie nicht darum, in der Kanzlei als Schreiber verwendet zu werden?“

„Wenn das möglich wäre . . .“

„Gewiß ist das möglich.“

Noch am selben Tage stellte Cassio das Ansuchen, und schon am nächsten Morgen wurde er in die Kanzlei aufgenommen, wo Berge von Arbeit von drei Sträflingen sehr mangelhaft erledigt wurden. Die Kanzlei, die an die Direktion stieß, war noch grauer und trostloser als diese und die drei Schreiber — von denen der Erste kahlköpfig und dick, der Zweite blond, bleich und beinahe durchsichtig, der Dritte groß, stämmig und brünett war, und ein glattrasiertes Imperatorengesicht hatte — machten auf Cassio den schlechtesten Eindruck. Sie schienen ganz versöhnt mit ihrem traurigen Los — ja beinahe vergnügt, während Cassio einen tiefen, durch diese stumpfsinnige Resignation der drei Leidensgefährten noch verschärften Widerwillen, eine ohnmächtige Verzweiflung empfand, und es beinahe bereute, sich um das Amt beworben zu haben. Nein, besser noch allein sein in der einsamen Zelle und an die Gitterstäbe gepreßt auf den Appenin blicken, der ihn an die heimatlichen Berge erinnerte — allein mit seiner Verdammnis und seinem tiefen Schmerz!

Der Sträfling mit dem krausen Haar und dem Imperatorengesicht, der kühner war als die beiden anderen, die sich damit begnügten, ihn verstohlen zu betrachten, versuchte es alsbald, mit Cassio Bekanntschaft anzuknüpfen, und zwar in sehr respektvoller Weise; denn auch diese drei wußten, daß er den Namen des Direktors trug und die Gerüchte, die sich daran knüpften, waren auch bis zu ihnen gedrungen.

„Sie sind aus Sardinien?“

„Ja, aus Sardinien“, entgegnete er kalt.

„Da das Schicksal uns zusammengeführt hat, so erlauben Sie . . .“

„Ein schönes Schicksal!“ sagte Cassio bitter und schnitt damit die Höflichkeiten ab, die der Unglückliche sich für den vornehmen, sardinischen Herrn ausgedacht hatte. Und er gab keine Auskunft über sich und fragte auch die anderen um nichts.

Drei Tage später traf für ihn aus Sardinien ein eleganter, viereckiger Brief in einem Kuvert von Elfenbeinpapier ein; die Handschrift war fest und großzügig; ein undefinierbarer Duft entströmte den großen, glänzenden Blättern.

Der Direktor öffnete und las ihn mit einer gewissen Spannung. Obwohl er sich's nicht eingestand, hatte er ihn doch eigentlich erwartet.

Schließlich war er auch ein Mann, und zwar ein noch junger Mann; er hatte geliebt und viel gelitten und wenn seine persönlichen Leiden ihm auch jene tiefe Gleichgültigkeit gegeben hatten, die für Grausamkeit galt, so war ihm doch noch ein Restchen Herz und Empfindung übrig geblieben, für all das grenzenlose Elend, über das er zum Herrn eingesetzt war. Wäre Nr. 245 ein armer Teufel gewesen, wie die meisten anderen, so wäre der Direktor, trotz der seltsamen Uebereinstimmung des Namens, vermutlich nach wenig Tagen über ihn hinweggegangen; aber der schöne, stolze Bursche, den gleichsam eine Legende umwob, zog die Aufmerksamkeit aller und auch die seinige auf sich. Und die seltsamen Gerüchte, die in den düsteren Zellen und Höfen des Gebäudes in Umlauf waren, drangen auch zu ihm.

Der Zweifel, ob nicht am Ende etwas Wahres daran sei — denn Longin war wirklich kein sardinischer Name — ließ die kalten, grünlichen Augen einen Moment lang aufleuchten und nun, beim Lesen des Briefes, belebten sie sich aufs Neue.

Aber der Brief enthielt nichts Besonderes; es war eine der zweiten Ehe seiner Mutter entstammende Halbschwester, die an Cassio schrieb. Ein tiefes, liebevolles Mitleid, ein unsagbar süßes, mildes Verlangen, zu trösten und zu beschwichtigen, durchzitterte die Zeiten: „Fasse Mut, Cassio; gib Dich nicht zu sehr dem Kummer, der Verzweiflung hin; denke daran, daß wir beide allein auf der Welt und darauf angewiesen sind, einander zu lieben, zu trösten und zu stützen. Die Zeit wird vergehen und wenn Gott uns wieder vereint, werde ich versuchen, Dich für das ungeheure Opfer zu entschädigen, das Du für mich gebracht hast. Verzweifle nicht; laß' Dich nicht herabdrücken! Die Gutdenkenden wissen, daß Dein Verbrechen eine Heldentat war . . .“

„Auch das noch?“ dachte der Direktor. „Alle Verbrecher sind ja angeblich unschuldige Opfer — aber auch noch Helden . . .“

Und doch gab ihm dieser gütige, zarte, liebevolle Brief, der sich so sehr von den sonst einlaufenden Episteln unterschied, zu denken. Eine heftige Neugier, gegen die er vergeblich ankämpfte, befiel ihn: er wollte wissen, erfahren. Und [illegible] gegen seinen Willen und gegen die Vorschrift, an der er sonst auf das gewissenhafteste festhielt, ließ er Nr. 245 in die Direktionskanzlei rufen, um ihm den Brief selbst zu übergeben. Zum Vorwand übergab er ihm zuerst [illegible] Kanzleiarbeit, dann sagte er, indem er neuerdings einen kalten spähenden Blick auf Cassio richtete:

„Es ist ein Brief für Sie eingetroffen.“

Cassio erwiderte kein Wort, aber er erhob den Kopf und d[illegible] Erregung trieb ihm eine helle Röte ins Gesicht, die bis zu den Ohre[illegible] [illegible] Und zum zweitenmal ereignete sich das Wunderbare, daß der

Direktor des Gefängnisses den Sträfling beneidete. Denn dem kamen in seinem tiefen Elend zärtliche Worte des Trostes zu und an dem trüben Horizont stieg ihm eine rosige Morgenröte auf, deren Widerschein sein Antlitz erhellte; während zu ihm, dem Freien und Mächtigen, dem Einsamen, der im Elend tausend fremder Existenzen unterging, nie, weder von fern noch von nah, eine liebevolle Stimme, ein heller Sonnenstrahl drang!

Diese Erregung gewährte Cassio einen Einblick in die Seele des Direktors und als der schlaue Sarde, der er war, machte er sich dieselbe zunutze, und bat kühn um die Erlaubnis, den Brief gleich in der Direktionskanzlei lesen zu dürfen: lieber hier, unter den prüfenden Blicken der kleinen, grünlichen Augen, als in der scheußlichen Kanzlei, umlauert von der gemeinen Neugier der drei Schreiber!

Seit jenem Tage war er zugänglicher, ergebener in sein Schicksal und der Herr Direktor behandelte ihn rücksichtsvoller, was den anderen Sträflingen nicht entging und die Gerüchte von der vermutlichen Verwandtschaft verstärkte. Gleichwohl erhielt er keine Erlaubnis, vor dem bestimmten Termin — einem Monat nach seiner Ankunft — zu schreiben; aber als der Tag endlich herangekommen war, gab man ihm zwei Briefbogen. Sein Brief war nicht minder zärtlich als der der Schwester, nur minder mild und zart: zwischen den nervösen Zeilen zitterte der Schmerz der Ohnmacht:

„Ich bin nun seit einem Monat hier, aber es ist mir, als wären es dreißig Jahre. Ich beginne, mich in mein Schicksal zu ergeben. Man hat mich in die Kanzlei gesteckt, zusammen mit drei unbekannten, antipathischen Individuen (dieser Satz wurde vom Direktor gestrichen); es gibt viel und angestrengt zu tun, aber die Arbeit hilft mir besser über die Zeit hinweg. Zuerst konnte ich mich gar nicht fassen; nun bin ich weniger verzweifelt. Der Herr Direktor ist sehr gütig gegen mich.“

„Ja, ja; die Zeit wird vergehen, sie vergeht; aber vorläufig scheint mir meine Verurteilung eine Ewigkeit: als wären die 987 Tage, die noch vor mir liegen, unerschöpflich, wie die Wellen des Meeres. Der Gedanke an Deinen Kummer bedrückt mich mehr, als alles andere. Aber gleichwohl ist der Gedanke an Dich mein bester Trost. Du bist so gut! Wenn Du Dich nur nicht während meiner Abwesenheit verheiratest und an mich vergißt! Es ist mir so herausgefahren; verzeih' mir, meine liebe Paola; was ich da gesagt habe, ist ja gar nicht möglich. Wie sollte die gute Schwester den unglücklichen Bruder vergessen? Und doch kommt mir manchmal, in schlaflosen Nächten, dieser Gedanke und vermehrte meine Qualen. Wer hätte sich gedacht, daß es so kommen würde!

„Ich war zwar auf alles gefaßt, aber ich hoffte doch auf die Gerechtigkeit der Menschen. Was haben sie aus mir gemacht! Schreibe mir bald, vergiß mich nicht; sollte das geschehen, dann wüßte ich meinen Leiden ein Ende zu bereiten.“

Er fügte keinen Gruß bei, er erwähnte keinen Menschen, außer ihr. Die Antwort kam postwendend nebst mehreren Paketen, Büchern und Geld.

Abermals empfand der Direktor einen seltsamen Zauber und so etwas wie Neid, als er Paolas liebevollen, eleganten Brief las. Sie machte dem Unglücklichen keine Vorwürfe, daß er so wenig Vertrauen in ihre Liebe setzte, aber sie sagte, wie sehr es ihr zu Herzen gehe, ihn so betrübt zu wissen und daß sie vor seiner Rückkehr keineswegs heiraten würde; auch für den Direktor fügte sie ein freundliches Wort bei: „Liebe und achte ihn: er kann dir viel Gutes erweisen, kann dir ein Vater sein („...ein Bruder, mein Fräulein!““, dachte der Direktor), ich bete für dich und für ihn.“ („...Ich danke.““ sagte er ein wenig bitter im Stillen.)

In ihrem dritten Brief schrieb Paola, auf Cassios Frage, wie sie die Zeit verbringe:

„Die Tage vergehen traurig, seit du ferne bist; ich versuche die Gutsgeschäfte so gut als möglich zu führen und gehe mit der Amme und ihrem Manne häufig aufs Land. Die Armen, sie sind mir eine solche Stütze! Wir reiten dann, und diese Ritte sind meine einzige Zerstreuung. Zu Hause gibt es nichts Neues; ich arbeite an dem Teppich, den ich im Kloster begonnen habe — damals, als meine Träume so verschieden von dem waren, was heute Wirklichkeit ist — und [illegible] alte sardische Muster, welche die Amme aufgestöbert hat. [illegible] mit keinem Menschen und zähle die Tage bis zu Deiner Rückkehr.“

„Warum versuchen diese Leute, die doch reich und intelligent zu sein scheinen, nicht die Begnadigung zu erwirken?“ fragte sich der Direktor, und als er im Rosengarten spazieren ging, wo der [illegible] einen blühenden Triumph feiert, und die flammend[illegible] wie Wachsblumen zwischen dem jungen Grün [illegible], dachte er träumend an die holde, tapfere Schwester von Nr. 245. Er dachte sich sie groß und brünett wie den Bruder, mit feurigen arabischen Augen, wie sie das blaue Gewand der Sträf[illegible] und er sah sie geduldig über den häuslichen Teppich [illegible] oder mit halbgeschlossenen Augen, geblendet von der [illegible] auf einem kleinen sardischen Pferde dahin[illegible]. Dann wunderte er sich beschämt über diese romantische Anwandlung [illegible]

Aufruhr brachten und nach denen er erschöpft in noch tiefere Gleichgiltigkeit versank.

Der Frühling verging und brachte noch drei oder vier weitere Briefe von Paola; in dem letzten versprach sie, ihr Bild zu schicken, falls es Cassio erlaubt wäre, dasselbe in Empfang zu nehmen.

„Es ist erlaubt,“ schrieb der Direktor hastig auf den Rand des Briefes, ehe er ihn dem Häftling übergab.

Während zwei, drei langen Wochen gab es in dem Gefangenhause unter dem klaren blauen Sommerhimmel, dessen heiße Sonne die Zellen in unerträgliche Backöfen verwandelte, zwei Seelen, welche mit leidenschaftlicher, wenn auch verschiedener Ungeduld der Ankunft des Bildes entgegensahen.

Cassios Erwartung war süß und tief; in jene Stimmung schmerzlicher Ergebung, die die Gewohnheit und die keimende Hoffnung ihm allmählich eingaben, brachte die Erwartung des Bildes beinahe eine Note des Glückes. Wenn er früh erwachte, so dachte er, vielleicht würde der heutige Tag es bringen und während er die Wache erwartete, die ihn in die Kanzlei geleitete, streckte er die weißen Hände sehnend durch das Gitterfenster, ließ die morgendliche Kühle darüber hinstreichen und dachte an das Bild.

Und der Direktor stand noch erdfahler als gewöhnlich auf und dachte gleichfalls an das Bild, aber in seine Erwartung mischte sich eine gewisse Beunruhigung und ein dumpfer Zorn über die unbesiegliche, dumme Neugier und die dumme Empfindsamkeit, die „diese Leute“ ihm einflößten. Und er ging hinab, stürzte sich in die Arbeit, tat seine Pflicht, war streng und verdrießlich, aber unter dem Zorn glimmte ein heimlicher Funke, der hell aufloderte, als das Bild nun wirklich eintraf: ein prächtiges, lebendiges Bild, mit einem bezaubernden Lächeln. Sie war anders als er sich sie gedacht hatte; sie war nicht brünett, sondern blond und hell und von zarter Schönheit. In den dunklen, nicht sehr großen, aber anmutig geschlitzten Augen, um die kindlich geschwungenen Lippen, in dem Grübchen des gespaltenen Kinns saß die holdeste Anmut. Es sprach aus ihrem Lächeln die gleiche Güte, wie aus ihren Briefen, es entströmte ihm der gleiche Duft, der gleiche Zauber, der aus der Ferne die Seele des kleinen, schweigsamen Mannes gefangen genommen hatte, der für grausam galt, den man haßte und fürchtete, bloß weil er ein einsamer Träumer war. — — —

Der Brief, der das Bild begleitete, war lieb und gut, wie immer; an einer Stelle hieß es: „Während der Aufnahme dachte ich an Dich und lächelte Dir zu; möchte doch mein Blick und mein Lächeln Dir ein wenig Freude geben und Hoffnung auf bessere Tage, wie die gegenwärtigen. Lies in meinen Augen alles übrige, was ich dir gern noch sagen möchte.“

Bei dieser Stelle sah der Direktor sich abermals das Bild an; dann las er den Brief zu Ende und sah wieder auf das Bild, das er ins volle Licht hielt, und es war ihm dabei, als würde es zur Wirklichkeit und die schönen Augen blitzten, die frischen Lippen lächelten ihm zu.

„Mein Gott, wie dumm ich bin!“ sagte der Direktor vor sich hin; aber im tiefsten Herzen dachte er: „Wie würde dies zarte, feine Geschöpf an einen Geliebten schreiben, wenn es so an seinen Bruder schreibt!“ — Und gleich darauf bedachte er traurig, daß er klein und unschön und scheinbar alt sei, gehaßt und gefürchtet von all den Unglücklichen, die sein kalter Blick beherrschte.

Wieder las er den Brief durch und sah Paolas leuchtendes Bild an und an diesem Tage wurde keins von beiden dem Gefangenen übergeben.

In der Nacht hatte der Direktor einen gar seltsamen Traum: ein Aufstand war unter den Sträflingen ausgebrochen, sie bedrohten und verwünschten ihn, zerrissen ihre Ketten und stürzten sich auf ihn. Er aber konnte sich nicht wehren, denn er hielt Paolas Bild in der Hand und Nr. 245 hatte sonst bemerkt, daß er sich dasselbe unrechtmäßig angeeignet hatte. Aber als er beinahe schon überwältigt war, warf Cassio sich dazwischen und rief: „Laßt ihn los, denn er wird meine Schwester heiraten, dann wird er gütig werden, weil sie selber so gut ist!“

Er erwachte schweißgebadet und konnte nicht wieder einschlafen und keine Ruhe finden.

(Schluß folgt.)

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

OESTERREICHISCHES ERZEUGNIS! NEUHEIT!
KLEINOSCHEG DERBY SEC

Digitized by Google

Die Zeit.

XL. Band. | Wien, den 6. August 1904. | Nummer 514.

Zerstörte Luftschlösser.

(Aus einem Briefwechsel Wien—Berlin.)

Nicht wahr, lieber Freund, bei Ihnen in Deutschland spürt man das genau so wie bei uns? Denn im Herzen sind wir doch alle russisch! Wir Besseren, wir Höheren nämlich. Unten ist das freilich anders, da halten sie's durch die Bank mit den Japanern. Die Kaufleute, die Intelligenz, die Arbeiter, alles, was liberal oder gar demokratisch ist. Aber wir —! Für uns ist die Russenschwärmerei Standessache. Anfangs zwar, als das Kriegsunglück nur wie ein wenig Pech aussah, waren wir nicht ganz frei von Schadenfreude. Ich weiß nicht, ob es Ihnen in Berlin auch so gegangen ist. Sie können das vielleicht nicht nachempfinden. Aber wir, die wir seit hundert Jahren immer nur Schläge gekriegt haben — außer in Italien, wo uns das Siegen so leicht gemacht war — wir freuten uns, daß ein anderer auch einmal so etwas zu kosten bekommt. Diese Russen waren ja auch von einem Hochmut —! Mit einem, der eine Militärmütze trug, war überhaupt nicht mehr zu reden. Das prahlte und flunkerte unausstehlich und sah auf uns Oesterreicher herab wie auf arme Würmer. Sie konnten sich die Gönnermiene nicht mehr abgewöhnen, seit sie uns in Ungarn aus der Patsche geholfen haben. Und darum gönnten wir den Gönnern eine kleine Demütigung. Aber bitte — mehr auch nicht. Denn natürlich, das große Prinzip steht uns doch höher als die kleine Bosheit. Und so verwandelte sich unser anfängliches Schmunzeln in Betroffenheit, Schrecken, Trauer, als wir sehen mußten, wie ein schweres Unglück nach dem anderen kam und wie nun das Zarentum förmlich zusammenbricht.

Das Zarentum — was ist das für uns gewesen! Diese Größe, diese Macht, diese Herrlichkeit, dieses Vorbild, dieses Ideal! Es ist ja wahr, sie sind vor zwei Jahrhunderten noch nicht viel mehr als Barbarenhäuptlinge gewesen. Und toll genug ist es auch später bei ihnen hergegangen — nicht einmal mit der Stammesreinheit der Dynastie soll es seit jener lustigen Katharina ganz richtig und sicher sein. Aber was liegt daran? Macht ist Macht. Wie überwältigend groß erschienen uns diese östlichen Selbstherrscher. War die Legitimität auch nicht tadellos sein, sie war dafür grenzenlos stark. Wir berauschten uns an dieser Fülle von Herrengewalt. Im Schatten dieses Thrones war noch Platz für einen Adel, der nicht nur schöne Titel, sondern auch solide Rechte besaß; der dem Höchsten diente, um über die Niederen zu herrschen. Da war noch freie Bahn für die Ansprüche, mit denen wir geboren werden, für einen vornehmen und kräftigen Ehrgeiz. Da galt nicht die dumme Gleichmacherei, die von der sogenannten Bildung des Westens kommt und immer ärger und frecher wird. Nicht diese Gesetze, über die man bei jedem Schritt stolpert, nicht diese bürgerlichen Doktrinen, die man innerlich verlacht und denen man doch äußerlich Respekt zeigen muß, nicht dieses Verfassungsgeschwätz, das jede frische Tat hindert und uns nervös, verdrießlich und ängstlich macht. O ich weiß, Ihr denkt in Berlin nicht anders als wir. Rußland, das ist für uns alle die gute alte Zeit, die fortlebende Fröhlichkeit unserer Großväter, die ungebrochene Blüte des ancien régime, die Erfüllung unserer Träume von Genuß und Ruhm, von Privilegien und Dotationen.

Unsere Höfe und die ganze Gesellschaftssphäre, die sie umschließt, mit allen verwandten Interessen und Gesinnungen — wir waren insgesamt voll guten Zukunftsvertrauens, so lange Rußland aufrecht stand. Was dort ist, dachten wir, kann auch bei uns noch immer werden. Mit diesem Rückhalt brauchten wir unsere Position nicht verloren zu geben. All der moderne Schwindel, Gleichberechtigung, Staatsbürgertum, Grundgesetze, Parlament — das alles konnte wieder abgeschüttelt werden, wenn es an der Zeit war. Wir paßten nur auf die Gelegenheit. Und einstweilen sahen wir nach Rußland hinüber, wo man reich war ohne Budget, wo man stark war ohne Kontrolle, wo man diktierte, ohne zu verhandeln, wo alles so prächtig ging, ohne den konstitutionellen Schnickschnack. Mit dieser moralischen Stütze konnte es uns nicht fehlen, mußten wir es früher oder später auch in Mitteleuropa wieder zu einer Restauration bringen. Die bürgerliche Partei [illegible] mit ihrem Gezänk und heillosen Wirrwarr, und auf der anderen Seite das Umsturzlertum mit seinen Drohungen und plebejischen Anmaßungen — von beiden Seiten floß Wasser auf unsere Mühle. Ob es in Deutschland auch schon so weit gekommen ist, weiß ich nicht; aber wir in Oesterreich sahen uns dem Ziele schon ziemlich nahe. Der Staatsstreich hing in der Luft. Wir wollten niederreißen und dann umbauen, nach russischem Stile.

Da kam dieser Krieg! Nie haben wir eine fürchterlichere Ueberraschung erlebt. Wie gesagt, wir hielten die ersten russischen Mißerfolge für eine kleine Episode, die rasch vorübergehen würde und bei der wir uns nicht übel amüsierten. Aber die Lust zu lachen verging uns. Es ist ja schauerlich, wie unsere Vorstellungen von Rußlands Macht und Größe sich als blödsinnige Hirngespinste erwiesen. Wir sahen einander an, verlegen, bestürzt, niedergeschmettert, immer mit der stummen Frage: Ist es denn möglich? Das also war unser Ideal gewesen — dieser vernachlässigte, versumpfte, verkommene, verfaulte Staat? Ein Asiatenstamm kommt daher, ein Völkchen, von dem wir bisher nichts wußten, als daß es Fächer und Nippfiguren macht, und diese Karikaturenmaler und Porzellanfabrikanten schlagen uns unser großes, gepriesenes, unüberwindliches Rußland in Grund und Boden hinein. Ja, steht denn überhaupt noch etwas auf Erden fest, wenn solche Säulen fallen? Die russische Flotte zertrümmert, die russischen Heere in die Flucht gejagt, die russische Autokratie von ihrer stolzen Höhe in jämmerliche Erniedrigung hinabgeworfen — und dies alles nicht durch eine alte, bekannte, beglaubigte Militärmacht, sondern durch einen Neuling unter den Nationen, durch einen asiatischen Staatsparvenu! Es ist eine Tragödie ohnegleichen, und wir, das ergriffene Publikum, sehen die Tragödie nicht nur mit an, sondern spielen auch mit, und zwar die allertraurigste Rolle. Der Glanz, mit dem das Zarentum die Welt faszinierte, war falsch, aber dem entlarvten Leutefopper tut der Katzenjammer nie so weh, wie dem Gefoppten. Wir haben uns geradezu entsetzlich blamiert. Mit dem Zusammenbruche des Systems, auf dessen erträumte Festigkeit wir unsere eigenen Träume bauten, ist auch definitiv unsere ganze Vergangenheit begraben, die wir in naher Zukunft wieder aufzurichten dachten. Und was wir für ein lästiges Provisorium hielten, damit müssen wir uns jetzt wohl oder übel befreunden und uns darein als einen bleibenden Zustand fügen lernen: in den modernen Staat mit seiner pietätlosen Mißachtung alter Vorrechte, mit seinen unritterlichen demokratischen Manieren und Lebensgewohnheiten, mit seiner Verteilung des Bratens unter alle, die sich an den Tisch drängen, mit seiner nüchternen bürgerlichen Ordnung, mit seinem abscheulichen Lernzwang — ach ja, lieber Freund, in diesen modernen Staat, dessen jüngste Schüler, die Japaner, sich den Meistern des alten Staates, den Russen, so sehr überlegen zeigen. Was bleibt uns übrig? Weinen wir unseren zerstörten Luftschlössern nach! — —

E. W.

Neue Wege der preußischen Polenpolitik.

Die Behandlung der polnischen Bevölkerung stellt dem preußischen Staate ein Problem, wie es so schwierig wohl kaum auf der Welt zu finden ist. Er hat nicht sich gegenüber einen verhältnismäßig kleinen Bevölkerungssplitter, ohne starke politische Ideale, der sich früher oder später der herrschenden Nationalität assimilieren muß, wie etwa die Wenden in Mitteldeutschland, die Bretonen in Frankreich, die mannigfachen nichtenglischen Nationen in Nordamerika. Es ist auch nicht die Bevölkerung eines fest abgegrenzten Distrikts, den man durch Gewährung von Selbstverwaltung zur politischen Mitarbeit heranziehen könnte, eine Möglichkeit, wie sie beispielsweise in Irland besteht. Sie bildet auch nicht einen so wesentlichen Faktor im Staate, daß ihr eigenes Wohl und Wehe schließlich doch an das Gedeihen des Ganzen geknüpft wäre, wie es bei allen Nationalitäten Oesterreichs allem Scheine [illegible] trotz der Fall ist. Sondern sie bildet einen Pfahl im Fleische des preußischen Staates, sie hegt politische Ideale, die nicht ohne Zertrümmerung Preußens zu erfüllen sind, sie schiebt sich von ihrem Mittelpunkt an der russischen Grenze strahlenförmig nach allen Himmelsgegenden vor, hat Ostpreußen und Pommern bereits erreicht, hat in [illegible] Westfalen neue Gebiete gefunden, ja ein ganz neuer Mittelpunkt ist in Oberschlesien entstanden und droht bereits den Breslauer Landstrich der Polonisierung. Und doch nirgends ganz polnisches Gebiet [illegible] wie Enklaven von beträchtlicher Größe, so daß [illegible] gegen ganze Bezirke oder auch nur Kreise nicht getroffen werden können [illegible] auch Distrikte in Mitleidenschaft zu ziehen. Und kein Mann

mittel läßt sich denken, das nicht in seiner Wirkung auch ganz andere Interessen als nationale berührte. Die Ansiedlung deutscher Bauern ist geeignet, die katholische Konfession auf Kosten der evangelischen zu schwächen; die Einwanderung von Polen zu verbieten, ist nicht möglich, wenn man nicht der bedrängten Landwirtschaft andere Arbeiter schafft. Sucht man die deutschen Gutsbesitzer durch die Organisationen des modernen Genossenschaftswesens zu stärken, so leiden darunter die deutschen Kaufleute in den Städten, die sich ohnehin nur mit Mühe gegen die wirtschaftlich widerstandsfähigeren Polen behaupten. Die deutsche Polenfrage ist somit ein wahres Wirrnis von Schwierigkeiten, es läßt sich kaum ein Schritt vorwärts tun, der nicht auch in irgend einer anderen Beziehung eine Rückwärtsbewegung nach sich zöge.

Daß unter diesen Umständen die preußische Politik oft geschwankt hat, ist zu begreifen. Man hat die polnischen Magnaten, die natürlichen Führer dieses an patriarchalische Herrschaft gewöhnten Volkes germanisieren wollen, es zeigte sich bald, daß man ihnen damit den Einfluß auf die Masse raubte. Man wollte die ungebildeten Massen kulturell heben und hoffte, ihnen mit der Sarmaterei auch den antideutschen Fanatismus ausziehen zu können, aber man hat dem Deutschenhasse nur neue Waffen geschmiedet. Es gab eine Zeit, wo die Polen in Posen die Herrscher spielten, wo nationale Umzüge und Bankette an der Tagesordnung waren und Oberpräsident und Staatsanwälte nicht hören durften, was für aufreizende Reden die Würze des Mahles bildeten. Ein Ereignis des Jahres 1894 — der Kaiser wurde in Thorn mit polnischen Liedern und von Damen in den polnischen Farben empfangen — hat schließlich auch dem Blindesten gezeigt, daß polnisches Weiß-rot sich nimmermehr ins Hohenzollernsche ummalen läßt, und hat zum neuesten, scharf antipolnischen Kurse geführt. Die intensivere Tätigkeit der Ansiedlungskommission, die scharfe Ueberwachung der polnischen Presse und polnischer Vereinstätigkeit, schließlich die Beschränkung der Ansiedlungsmöglichkeit sind die wichtigsten Etappen auf diesem Wege.

Aber dieser Weg allein kann auch nicht zum Ziele führen. Alle Zurückdrängung der Polen wird, selbst wenn sie im erwarteten Umfange gelingt, die Provinz Posen nicht vor der Polonisierung bewahren, wenn die beständige Abwanderung der Deutschen anhält. Es ist eine allen Bewohnern des Ostens bekannte Tatsache, daß kein Deutscher, dem die Möglichkeit sich bietet, im Westen unterzukommen, im halbpolnischen Osten bleibt. Sehr stark ist der Prozentsatz der Landflüchtigen, die durch den Militärdienst dem Westen zugeführt werden. Ein junger Kaufmann, der in Berlin in der Lehre gewesen ist, kehrt selten nach Posen zurück, der Bankier, der Arzt oder der Beamte geht, wenn er sich zur Ruhe setzt, nach Berlin oder Wiesbaden, kaum je bleibt er im Osten. Und man kann es dem Einzelnen nicht verübeln. Wer modernes Leben sucht, findet es im Osten schwer. Die Verkehrsgelegenheiten sind sehr viel schlechter als im Westen, das ist vielleicht die Kardinalfrage. Der Bewohner der kleinen Stadt, der in Posen oder Bromberg seinen Kulturmittelpunkt sieht, kann nur schwer dorthin gelangen, die Reichshauptstadt ist gar nur mit dem größten Zeitaufwand zu erreichen; wer ein Herz hat für die gar nicht so seltenen Naturschönheiten des Ostens, findet sie nicht erschlossen und nur mit vielen Kosten und Mühen zugänglich. Anderseits kommt auch nur selten ein Fremder nach dem abgelegenen Orte, kaum je ein Theater oder Konzertunternehmen. Es ist die Misere der Kleinstadt. Stammtisch an jedem Abend, hübsch nach Ständen geschieden, Lokalklatsch einen Tag wie alle Tage; kein Wunder, wenn jeder, dem sich die Gelegenheit bietet, sein Bündel schnürt. Zurück bleiben die weniger Anspruchsvollen, weniger Intelligenten, weniger Modernen und sie haben einen schweren Stand gegenüber dem Polentum, dessen Elite gerade im städtischen Kaufmannsleben ihren Erwerb sucht. Der Pole, der gewöhnlich sich eben erst aus einer niederen Kulturschicht emporgehoben hat, betrachtet solche Zustände bereits als ein Dorado, die dem Deutschen unleidbar kleinstädtisch und veraltet erscheinen.

Wer kann dieser Landflucht der Deutschen einen Riegel vorschieben? Nicht die Städte. Ihr Wirkungskreis ist naturgemäß beschränkt, und gerade der Wegzug aller Reichen macht ihnen einen Fortschritt unmöglich, da er ihnen immer wieder die Einnahmen kürzt. Sie könnten sich nur dadurch helfen, daß sie die unumgänglichen Bedürfnisse [illegible] ein Anreiz mehr für den Einwohner, möglichst bald aus dem Gebiete dieser Ueberwucherung abzuwandern. Helfen kann also der Staat, und es ist eines der erfreulichsten Zeichen des neuen Polenkurses, daß er seine Aufgaben auf diesem Gebiete erkannt hat und neben der Zurückdrängung des Polentums auch darauf bedacht ist, [illegible] und somit die Deutschen im Lande zu halten.

[illegible]

[illegible] eingeführt. In erster Linie ist [illegible] der Stadt Posen [illegible]

[illegible] werden; es hat die Stadt von den alle Entwicklung hemmenden [illegible] befreit [illegible], die Verbindungen mit Berlin wurden verbessert, die [illegible] durch [illegible] von Lokalbahnen [illegible]

[illegible]

[illegible]

Im Herbst 1902 wurde zunächst die **Kaiser Wilhelms-Bibliothek** eröffnet, mit der Aufgabe, den weitesten Kreisen der Bevölkerung die Schätze deutscher Bildung zugänglich zu machen. Während die übrigen großen Büchersammlungen schon durch die Auswahl ihrer Bestände, mehr noch durch ihre Organisation und Benützungsordnung sich fast ausschließlich an die akademischen Kreise wenden, gilt hier das Prinzip, jede Ausschließlichkeit zu vermeiden. Belletristische Literatur und populärwissenschaftliche Werke sind in weitestem Umfange berücksichtigt, zur Benützung ist jeder zugelassen, ohne daß ein Bürgschein, ja sogar, ohne daß eine Legitimation verlangt würde. Lesesaal und Ausleihezimmer sind bis in die spätesten Abendstunden geöffnet, selbst des Sonntags, eine in Preußen sonst unerhörte Maßregel. Damit soll die Bibliothek aber keineswegs auf den Standpunkt einer gewöhnlichen Leihbibliothek herabsinken: längst nicht alle Romane, die gerade modern sind, werden angeschafft, sondern man sucht nur das Wertvollere unter der Tagesliteratur festzuhalten. Auf diese Weise wird einerseits die Möglichkeit geboten, auf den Geschmack des Publikums einzuwirken, anderseits bleiben auch die Mittel dazu übrig, die Bibliothek wissenschaftlich auszugestalten. Allerdings werden zu diesem Zwecke wohl noch erheblich größere Mittel nötig sein als die 11.150 Mark, die bisher zu Bücherankäufen bereit gestellt waren. Die Erfolge, die man mit dieser Neugründung erzielt hat, sind überaus erfreulich. Im ersten Berichtsjahre wurde die Bibliothek von fast 4000 Entleihern benützt, eine Zahl, wie sie keine deutsche Universitätsbibliothek mit Ausnahme von Berlin erreicht. Unter diesen sind am stärksten vertreten Kaufleute, Fabrikanten, Techniker, Landwirte (34·5%), sodann Frauen (32·7%); es folgen Subalternbeamte (14·2%), auch die akademischen Berufe und Offiziere sind verhältnismäßig stark (13·3%) beteiligt. Es hat sich auch die sehr bemerkenswerte Tatsache herausgestellt, daß die Bibliothek keineswegs nur dazu dient, um flüchtige Anregung zu vermitteln, sondern gerade die Besuchsziffer des Lesesaales, der doch meist zu ernstem Studium benützt wird, ist erfreulich hoch; die im ersten Jahre erreichte Ziffer (30.200) wird nur von Berlin, München und Leipzig übertroffen, im Tagesdurchschnitt der Lesesaalbesucher (231) steht Posen sofort hinter der königlichen Bibliothek zu Berlin (495) und München (389), übertrifft sogar die sonst immer mit an erster Stelle genannte Berliner Universitätsbibliothek (201). Schon aus diesen Zahlen dürfte hervorgehen, daß hier ein Werk geschaffen worden ist, das eine große Kulturaufgabe erfüllt. Und zwar mit verhältnismäßig geringen Mitteln: der Staat bringt 30.000, die Provinz 33.350 Mark auf, der Gesamtetat für 1903 beläuft sich auf 68.150 Mark, die Zahl der vorhandenen Bände auf etwa 60.000. Aber nicht nur auf die Hauptstadt der Provinz soll die Bibliothek befruchtend wirken, sondern sie soll auch den kleineren Ortschaften zugute kommen, die eine Anregung vielleicht noch dringender brauchen. Nicht nur werden alle Bücher (mit Ausnahme der im Lesesaal aufgestellten) ohne Beschränkung nach auswärts verliehen, sondern es ist auch eine besondere Wanderbibliothek von 3000 Bänden geschaffen worden, aus der jede Kreisstadt in bestimmtem Wechsel eine Auswahl von belletristischer und wissenschaftlicher Literatur erhält; diese Bücher laufen dann in den kleinen Städten und Dörfern um, bis sie nach einiger Zeit durch eine neue Sendung ersetzt werden.

In ihrer Wirkung auf die Gesamtkultur der Provinz und vielleicht auch auf die Volksbildung des ganzen Staates verspricht noch bedeutsamer zu werden die zweite Maßregel dieses neuen Polenkurses, die Gründung der **Posener Akademie** im Herbst 1903. Ihre Aufgabe soll es sein, das deutsche Geistesleben im preußischen Osten durch ihre Lehrtätigkeit und ihre wissenschaftlichen Bestrebungen zu fördern, namentlich durch Abhaltung von Vorlesungen und Fortbildungskursen für verschiedene Berufszweige zunächst in der Provinzialhauptstadt; dann aber soll die Tätigkeit ihrer Dozenten sich auch darüber hinaus auf kleinere Orte in der Provinz erstrecken. Zu diesem Zwecke hat sie einen verhältnismäßig großen Lehrkörper erhalten: 13 Professoren, 4 Dozenten und 10 mit Vorlesungen Beauftragte bilden ihren Stab, und wohl alle allgemein interessierenden Wissensgebiete sind in ihr vertreten: Literaturgeschichte und Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch), Geschichte, Kunstwissenschaft, Musik, Philosophie, Nationalökonomie und Naturwissenschaften (Physik, Botanik, Chemie, Mineralogie), [illegible], dazu Mathematik, Rechtswissenschaft, Landwirtschaft, Handelswissenschaft und Technik. Der Etat schließt (1904) mit 80.190 Mark im Ordinarium, [illegible] Mark im Extraordinarium ab. Zu den Vorlesungen werden alle zugelassen, die sich im Besitz des Einjährigenzeugnisses oder eines [illegible] Diploms befinden; die Kosten sind sehr gering bemessen (10 Mark Einschreibegebühr, die für vier Semester gilt, 5 Mark Semestergebühr); die Vorlesungen und Uebungen sind bis auf wenige [illegible] unentgeltlich. Im ersten Semester wurden [illegible] Kurse veranstaltet und zwischen 500 und von mehr als 1000 Hörern aller Berufsstände besucht, die teilweise sogar regelmäßig aus der benachbarten Städten herbeikamen; auch in der Provinz wurde eine große Zahl von Einzelvorträgen [illegible] alle in der Aka-

[illegible]

Auch bei dieser Gründung wird man die Erfahrungen machen, [illegible] andern Orten [illegible] und namentlich in England, [illegible] der ganzen Bewegung. Auf dem übertrieben hohen [illegible] bald ein nicht unbeträchtlicher Rückschlag [illegible], die nur durch den [illegible] einen „geist-

reichen" Vortrag, z. B. über Bismarck hören, denen es aber zu viel erscheint, ein langes Kolleg zu hören, das wirklich in den Werdegang und das Schaffen des Mannes einführt. Aber das ist eher ein Vorzug als ein Nachteil. Erfahrungsgemäß stellen hauptsächlich der Lehrerstand, aber auch Kaufleute und Beamte ein recht stattliches Publikum, das wirklich geistig arbeiten will, und wenn sich dies erst aus der Menge der Hörerschaft herauskristallisiert hat, wird es auch möglich sein, seinen speziellen Bedürfnissen in zweckentsprechender Weise zu dienen. Anfänge dazu sind auch in Posen schon vorhanden, insofern, als neben den allgemein bildenden Vorlesungen auch solche gehalten werden, die in der Praxis nur für bestimmte Berufskreise bestimmt sind, und für die Vertiefung des Unterrichtes der Akademie sorgt auch der Umstand, daß eine ganz beträchtliche Zahl der Kurse mit Uebungen verbunden sind, also eine eigene Tätigkeit des Hörers verlangen (im ersten Semester war es ein Viertel, im zweiten zwei Fünftel aller Veranstaltungen). Dann werden die Posener Erfahrungen wohl dazu beitragen, die großen Vorurteile zu heben, die noch überall sich den University-Extensionbestrebungen entgegenstellen. Es handelt sich nicht darum, der Arbeiterschaft den Extrakt der Wissenschaft einzuflößen und sie in einigen Semestern „gebildet" zu machen, das wäre ein törichte Pfuscherei; auch den höheren Klassen will man keine akademische Bildung beibringen, und ihnen dabei die Anstrengungen ersparen, die unsere Universitäten verlangen. Für die Arbeiterschaft sorgen die Universitätslehrer wohl am besten, wenn sie nicht selbst dozierend zu ihnen herabsteigen, sondern Volksschullehrer zu Dozenten für jene Kreise ausbilden. Das eigentliche Publikum für die Hochschullehrer werden neben ihren Studenten stets diejenigen sein, die entweder studiert haben und ihre Kenntnisse nicht ganz einrosten lassen wollen und diejenigen, die nicht die Reifeprüfung haben ablegen können, deren Bildungsstreben aber durch die Realschule oder höhere Töchterschule nicht hat befriedigt werden können. Hier finden diese Lehrer ein reiches Feld für ihre Tätigkeit. Sie können denen etwas Höheres bieten, die ein Bedürfnis fühlen, sich gelegentlich herauszuheben über die enge Sphäre des täglichen Berufes. Sie werden aus ihnen keine akademisch Gebildeten machen können, aber sie werden sie dazu erziehen können, ein modernes Literatur- oder Kunstwerk mit Verstand zu genießen, die Veränderungen in unserer sozialen, politischen und wirtschaftlichen Lage zu verstehen, sich ein Urteil zu bilden über die mannigfachen religiösen und philosophischen Bestrebungen unserer Zeit, kurz, sich zu befreien von der Macht der Phrase, die unser geistiges Leben beherrscht. Und daß der bisher so vernachlässigte Osten der Monarchie auf diesem Gebiete vorangeht, das hat zunächst eine große politische Bedeutung, es wird zweifellos dazu beitragen, die gefährliche Abwanderung der Deutschen einzudämmen; aber darüber hinaus hat es eine große kulturelle Wichtigkeit; hier hat zum erstenmal ein moderner Staat sich an eine Aufgabe der Volksbildung herangewagt, die er bisher vernachlässigt hat, und dies Beispiel wird sicherlich zur Nachahmung reizen.

Leipzig. **Alois Duval.**

Die Zeit der Pfahlbauten.

Von den alten Paoniern erzählt Herodot, daß ein Stamm seine Wohnungen mitten im See Prasias aufgeschlagen hätte; auf Pfählen hätte sich hier eine Ansiedlung erhoben, die nur durch eine schmale Brücke mit dem Lande in Verbindung stand. Von ähnlichen Niederlassungen berichten die alten Autoren ferner aus Italien und klassische Beispiele von Ansiedlungen im Meere, bei welchen die Häuser auf eingerammten Pfählen standen, boten von je Venedig und Amsterdam. Die Völkerkunde zeigt uns, daß auch in unseren Tagen noch eine ziemliche Anzahl von Völkern der Sitte huldigt, die Wohnungen nicht auf dem Ufer, sondern im Wasser selbst in der Nähe des Ufers auf Pfählen zu errichten. Wir begegnen solchen modernen Pfahlbauten in Australien, in Amerika, ganz besonders aber im malaiischen Archipel, und die bedeutendste Handelsstadt Bandjermasing auf Borneo ist eine völlige Pfahlbaustadt.

Daß aber auch die vorgeschichtlichen Bewohner Mitteleuropas nicht selten ihre Wohnungen, wenn sich ihnen hiezu Gelegenheit bot, statt auf dem festen Boden des Landes auf Pfählen in Seen errichteten, blieb auffallender Weise bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Wissenschaft verborgen. Es ist nicht uninteressant, daß es ein schlichter Bauer im badischen Orte Wangen am Bodensee, Lohle mit Namen, war, der schon im Anfang des XIX. Jahrhunderts in den Steinbeilen und anderen vorgeschichtlichen Geräten, die er aus dem Schlamm des Sees sammelte, Werkzeuge erkannte, die in alten Zeiten von Menschen angefertigt und gebraucht worden waren. Allerdings lag es ihm noch ferne, die vielen Pfahlreste des Bodensees mit diesen Funden in Verbindung zu bringen und in ihnen Ueberreste menschlicher Wohnungen zu erkennen.

Hiezu führte im Winter 1853/54 der glückliche Zufall eines sehr niedrigen Wasserstandes im Züricher See. Bei Ausschlammungsarbeiten am Ufer kam eine Menge Pfahlreste zum Vorschein und unter ihnen alle jene seltsamen, aber durch Lohles Funde schon [illegible] Dinge aus Stein, Feuerstein, Hirschgeweih, dann Tongefäße [illegible] und so weiter. Die große wissenschaftliche Bedeutung [illegible] als Reste einer uralten menschlichen Ansiedlung aus vorgeschichtlicher Zeit sofort richtig erkannt zu haben, ist das große Verdienst Professor Dr. Ferdinand Kellers in Zürich, den darum die Wissenschaft mit Recht den Entdecker der Pfahlbauten nennt. Seit dieser Zeit ist das Studium der Pfahlbauten ein ganz besonderer Zweig der Wissenschaft vom vorgeschichtlichen Menschen geworden.

Jahrhunderte und Jahrtausende vergingen, wie überall so auch in Europa, ehe der Mensch in das volle Licht der Geschichte trat; sagenhaftes Halbdunkel umfängt ihn vorher, immer nebelhafter wird seine Gestalt, bis auch die schattenhaften Umrisse nicht mehr zu erkennen sind. Keine geschichtliche Ueberlieferung, kein geschriebenes Wort meldet aus jenen längst vergangenen Tagen von den Geschlechtern, die damals über die Erde schritten; nur Funde von Waffen und allerlei Gebrauchsgegenständen legen Zeugnis ab von der Existenz solcher und gestatten uns zugleich einen Rückschluß auf die Kulturhöhe jener Menschen, die die Verfertiger dieser Dinge waren.

In zähem schützenden Höhlenlehm sind uns die Feuersteinsplitter bewahrt, deren sich die Höhlenbewohner bedienten; pietätvoller Sinn ließ einst zur Freude der heutigen Anthropologen dem teueren Verstorbenen seine liebsten und kostbarsten Waffen mit ins Grab legen; nirgends aber ist uns von dem ganzen Tun und Treiben einer längst verschwundenen Menschheit ein so gutes Bild bewahrt geblieben, wie in den Resten der Pfahlbauten und in den dortigen Funden. Treu hat der Schlamm der Seen und Sümpfe, in welchen diese Niederlassungen angelegt waren, alles bewahrt, was ihm freiwillig und unfreiwillig anvertraut wurde. Die Wohnungen selbst freilich sind längst verschwunden, wohl aber findet sich noch in den im Boden eingerammten Pfählen die Unterlage der sich einst über dem Seespiegel erhebenden Wohnungen. In diesen Wohnungen, die wohl nicht allzu gesund gewesen sein mögen, spielte sich das ganze häusliche Leben der Pfahlbauern ab, wenn sie von der Jagd am Land oder dem Fischfang auf dem See zurückgekehrt waren. Hunderte und tausende von Gebrauchsgegenständen gerieten in den See; teils wurden sie, wenn sie unbrauchbar geworden waren, hinabgeworfen, teils gingen sie aber auch verloren, entfielen der spielenden Hand des Kindes. So wurde der Seeboden in Pfahlbaudörfern für den Prähistoriker von gleicher Bedeutung wie die Küchenreste, die „Kjökkenmöddinger" der nordischen Völker; ja er erwies sich als noch viel reicher. Fast alle Pfahlbauten fanden ihr Ende in Sturm oder Feuer; der Wut der Elemente fielen die Wohnungen zum Opfer; was sie bargen aber nahm der weiche Schlamm des Seebodens auf, um diese Reste einer untergegangenen Kultur nach fast zwei Jahrtausenden unversehrt dem Forscher zu überliefern, der sich aus ihnen ein Bild aufbaut vom Leben und Treiben verschwundener Völker.

Zahlreiche wissenschaftliche Publikationen berichten uns von den einzelnen Pfahlbaufunden, deren es besonders zu beiden Seiten der Alpen viele gibt. Die zahlreichen größeren und kleineren Seen luden zur Besiedlung ein, und über lange Zeit hin erhielt sich die Sitte, sein Heim über dem Wasser zu bauen. Einen fesselnden Ueberblick über ein solches größere Pfahlbaugebiet liefert uns ein vor einiger Zeit erschienenes Werk des bekannten, um die Vorgeschichte seines engeren Heimatlandes Württemberg hochverdienten Freiherrn v. Tröltsch.*) Leider sollte der Verfasser die Vollendung des Buches nicht mehr erleben.

Nicht weniger als 78 Pfahlbaustationen sind im Bodensee und dessen Umgebung nachgewiesen worden; hievon liegen 68 allein in diesem gewaltigen Binnenmeer selbst. Kein See freilich scheint so geeignet für die Anlage von Pfahlbauansiedlungen wie der Bodensee. „Wenige Strecken ausgenommen", schreibt Tröltsch, „zieht sich längs seiner Ufer ein lettig sandiger Seegrund, der in früheren Zeiten auch bei höherem Seespiegel nur wenig unter Wasser lag, und daher für den Bau von Ansiedlungen sich vortrefflich eignete, umsomehr, da auch zahlreiche Buchten Schutz vor Sturm und Wellen boten. Mit Vorliebe wurden auch Untiefen, sowie insel- und halbinselartige Anschwemmungen in der Nähe der Ufer zur Anlage von Ansiedlungen im Wasser benützt. Ganz in der Nähe der Pfahlbauten lagen am Lande, allmählich ansteigend, fruchtbare Gelände für Ackerbau und Weideplätze, während üppige, wie die Menge Laub in vielen Pfahlbauschichten beweist, teilweise bis ans Ufer reichende Wälder, die rings um den See liegenden Höhen bedeckten. Diese lieferten in Menge alle Arten von Holz für den Bau von Wohnstätten und zur Anfertigung von Einbäumen, Karren, Geräten, Werkzeugen und Waffen."

Während die Pfahlbaustationen zumeist nur aus einigen Häusern bestanden und in ihrem Flächeninhalte von z. B. 0·75 Hektar unseren Gehöften zu vergleichen sind, gab es auch stattliche „Pfahlbaudörfer"; so betrug die Ansiedlung von Sipplingen in dem als Ueberlingersee bekannten Teil des Bodensee, wo Scheffel Karl den Dicken in den „Heidenhöhlen" des Ufers hausen läßt, nicht weniger als 8 Hektar und 50.000 Stück zählte man an Pfahlresten.

Aus kleinen Anfängen mögen solche große Stationen entstanden sein, und sie erhielten sich durch verschiedene Kulturperioden. Wir kennen sie aus der jüngeren Steinzeit, der sogenannten neolithischen

Zeit, wie auch aus der Bronzezeit und der dazwischen liegenden kurzen Periode des Gebrauches des Kupfers.

Es wäre interessant, näher den Bau der Wohnungen zu verfolgen und zugleich die Unterschiede kennen zu lernen, die sich in den genannten verschiedenen Perioden im Stil und in der Bauart geltend machten; allein wir müssen uns dies versagen, wollen aber wenigstens einen kurzen Blick werfen auf den Charakter der Wohnungen. Das Baumaterial bestand durchweg aus Holz: Eichen, Tannen, Erlen und Buchen. Die Grundlage der Pfahlbauten bildete der sogenannte Rost, die Summe der in den Seeboden eingerammten Pfähle, auf welchen die Plattform für die darauf zu erbauenden Hütten errichtet wurde. Diese selbst sehen wir in sehr verschiedener Größe errichtet. Schon in der grauen Pfahlbauzeit konnte der Besitzer der kleinen nur 2·3 Meter breiten und 3·3 Meter langen Hütte, wie sie z. B. in der Nähe von Konstanz gefunden wurde, mit Neid auf den Palast blicken, dessen sich z. B. ein Bewohner des Steinhauser Riedes erfreute, dessen Wohnraum 7 Meter in der Breite und 10 Meter in der Länge maß und der denselben in zwei „Stuben" geteilt hatte. Diesem Protzenbauer aus der Pfahlbauzeit ist es wohl auch zuzutrauen, daß sein Wohngemach eine Türe aufwies, wie sie z. B. bei Robenhausen gefunden wurde, ja vielleicht hat er gleich seinem Zeitgenossen am Bieler See den Neid der übrigen Dorfbewohner mit einem Fensterladen erweckt, den er aus Tannenholz geschnitten und mit einem langen Bolzen aus Eibenholz zu verschließen gewußt hat. Diese Großen unter ihren Genossen mögen sich ihr Heim auch sonst wohnlich eingerichtet haben. Die Wände bestanden aus Bohlen oder dicken, nebeneinander gestellten Stangen; Fugen und Ritzen wurden mit Lehm verschmiert und mit Moos verstopft, das Dach mit Steinen beschwert; so konnte, wie Funde von Wintervorräten, Schlehen, Hagebutten, Haselnüsse und Buchnüsse, sowie die Knochen des als Wintergast erscheinenden wilden Schwanes beweisen, auch den rauhen Winterstürmen in der Seewohnung getrotzt werden. Eine Streu von Moos und Laub bot eine gute Lagerstätte, auch Tische und Bänke waren vorhanden. Steine bildeten die Feuerstätte, selbst natürliche Haken, aus einem Baumzweig geschnitten, fehlten nicht zum Aufhängen der Geräte.

Ohne uns Haushofers köstliches Idyll von dem Pfahlbaudorf zu eigen machen zu wollen, dürfen wir doch uns vorstellen, wie die Bewohner jener Niederlassung eine Gemeinde bildeten. Es waren zwischen den einzelnen Häusern Gassen vorhanden und ebenso freie Plätze und daß selbst Ställe sich auf den Pfahlbaustationen befanden, haben die Untersuchungen von Messikomer bewiesen, der daselbst die Exkremente von Rindvieh, Schweinen, Schafen und Ziegen entdeckte. Meist freilich mögen die Pfahlbauern Ställe und Vorratshäuser auf dem benachbarten Lande gehabt haben, wie mehrfache Funde beweisen.

Bedeutender als die Viehzucht mag der Ackerbau gewesen sein, von dessen Existenz bei den alten Pfahlbauern ebenfalls die Bodenseefunde Kenntnis geben. Vorherrschend wurden die kleine sechszeilige Gerste und eine kleine Weizenart gebaut. Andere Getreidesorten kamen erst später auf. Alle Arten scheinen als Sommerfrüchte gebaut worden zu sein. Neben dem Getreide wurde in vorzüglicher Weise Flachs gebaut. Daß neben den geernteten Früchten Jagd und Fischfang dem Pfahlbauern die hauptsächlichste Nahrung lieferten, ist selbstverständlich. Ein Kapitel für sich wäre eine Schilderung der mannigfachen für den Fischfang verwendeten Geräte, die uns der Seegrund aufbewahrt hat und ihr Vergleich mit den noch heute in der Welt gebräuchlichen Fischereimethoden.

Daß die Gründer der Pfahlbaustationen des Bodenseegebietes kunstfertige Leute waren, obwohl der größere Teil der Stationen noch in die Steinzeit fällt, wundert uns nicht, wenn wir sehen, welche gewandte Schnitzereien die heutigen Naturvölker auszuführen vermögen, die gedankenloser Weise als „Wilde" bezeichneten Menschen, die wir in ihrer kulturellen Höhe vielleicht am ehesten mit unseren Pfahlbauern vergleichen dürfen. Wohl war den ersten Siedlern des Bodenseegebietes das Metall noch fremd, als Material standen ihnen zur Verfügung Stein, Holz, Geweih, Knochen. Allein, was haben sie alles hieraus zu machen verstanden!

Aus Stein wurden hergestellt: Aexte, Beile, Messer, Sägen, [illegible] Steinkeulen, Lanzen- und Pfeilspitzen, also außer Waffen hauptsächlich Geräte, die zum Schneiden, Sägen, Spalten, Schaben und ähnlichen Verrichtungen dienten. Nun brauchte man aber auch Werkzeuge zum Stechen, Nähen, Stricken, Flechten [illegible] waren die Bewohner [illegible] im Flechten und ähnlichen Arbeiten. Für [illegible] dieser Geräte bot ein vortreffliches Material besonders [illegible]. In manchen Pfahlbaustationen fanden sich große Vorräte von teils noch ganzen, teils bereits zerlegten Geweihen [illegible] von Hirschen wie auch von anderen Tieren und [illegible]. Von den erwähnten Geräten abgesehen, dienten Knochen und [illegible] auch zur Herstellung von Waffen und Geräten für den Fisch[illegible] [illegible] zur Herstellung der [illegible] zur Bearbeitung der Häute und Felle, [illegible] Schöpflöffel aus Holz [illegible] und [illegible]

große Rolle spielten Materialien aus dem Pflanzenreich zur Anfertigung von Geflechten, Matten u. dgl.

Verschiedene Fundstätten haben uns Beweise der Kunstfertigkeit der Pfahlbaubewohner im Flechten und Spinnen geliefert. Aus Weiden wurden Rutengeflechte für die Außenwände der Hütten gefertigt und Körbe geflochten; aus Bast Matten und Kleidungsstücke; auch Stroh diente zu mancherlei Geflechten und man fand sogar eine Kopfbedeckung von flachkonischer Form, ähnlich den Lederkappen, wie sie noch jetzt in manchen Tälern der Schweiz getragen werden, aus Stroh und Flachssträngen hergestellt. Durch das Flechten von verschiedenen Stoffen mit verschiedenen Farben entstanden die ersten Muster. Von großem Wert war der vielfach angebaute Flachs; er wurde zu Fäden und Garn versponnen. Mancherlei Funde, wie: Fadenknäuel, Fadenspulen, geknüpfte Schnüre, Seilstückchen, Netzflechtnadeln, Fadenhalter, Netze verschiedenster Maschenweite legen Zeugnis ab von der mannigfachen Verwendung des Flachses und der hiebei bekundeten Kunstfertigkeit.

Einen weiteren Zweig der Industrie der Pfahlbauern in der neolithischen Zeit bildete die Töpferei. Aus freier Hand geformt, hatten die Gefäße im Anfang nur zylinderartige Form und waren von rohester Ausführung mit Höckern und Dallen und ungleich dicken Wänden. Im Laufe der Zeit aber vervollkommneten sie sich immer mehr und auch das im Anfang ganz fehlende oder nur in Eindrücken von Fingernägeln oder Fingerspitzen bestehende Ornament wurde geschmackvoller. Als Häfen, Krüge und Schüsseln lassen sich die verschiedenen Produkte der Töpferei unterscheiden, aber es ist erstaunlich, zu beobachten, welch verschiedene Abarten sich im Laufe der Zeit aus diesen drei Hauptarten entwickelt haben. Eine Sonderart bilden die Spitzhäfen, die keinen flachen Boden besitzen, also im Sand festgestellt werden mußten.

Es ist bemerkenswert, daß die zunehmende Fertigkeit in der Erzeugung der verschiedenen Geräte auch die Heranbildung förmlicher Industrien im Gefolge hatte; zugleich hing dies wohl mit der Zunahme der Bevölkerung zusammen, deren Bedürfnisse sich immer mehr steigerten. Es waren allmählich Pfahldörfer von der Größe und Einwohnerzahl unserer heutigen Dörfer entstanden, und so hatten sich auch die Industrien lokalisiert. Die Pfahlbauten in der Nähe der heutigen Orte Wallhausen und Bodmann hatten — schreibt von Tröltsch — große Werkstätten, aus denen ungezählte Tausende von Feuersteingeräten hervorgegangen sind und die das ganze Seebecken und entferntere Gegenden mit ihren Produkten versahen. Maurach war die größte Fabrikstätte von Geräten aus Nephrit und verwandten Gesteinsarten in ganz Europa. Schussenried übertraf alle anderen Töpfereien der neolithischen Zeit in Süddeutschland und der Schweiz durch die Menge und Schönheit seiner Tongefäße. Wangen zeichnete sich schon frühzeitig aus durch seinen ausgedehnten Bau von Getreide und Flachs und durch die vielerlei Geflechte und Flachsgewebe. In Hornstaad wurde vorherrschend das Flechten von Netzen aller Art lebhaft betrieben. Bodman galt als besondere Werkstätte für Geräte aus Hirschhorn u. dgl. Wie für die Pfahlbauten der neolithischen Periode, so gilt die Lokalisierung der Industrien auch für die Pfahlbauten der Bronzezeit. Die Reste der Pfahlbauniederlassungen aus dieser Periode stehen allerdings im Bodenseegebiet gegenüber denen aus der jüngeren Steinzeit zurück. Während man im genannten Gebiet im ganzen 65 steinzeitliche Pfahlbauten zählt, von denen allein auf den Bodensee selbst 56 entfallen, stehen diesen nur 13 Niederlassungen aus der Bronzezeit gegenüber; sie liegen alle im westlichen Teil des Bodensees und räumlich getrennt von den Siedlungen aus der Steinzeit.

Von den Pfahlbauten der Bronzezeit ist besonders Unter-Uhldingen erwähnenswert als Hauptort des Bronzegusses, wo große Mengen Geräte und Schmuck angefertigt wurden, die viel Geschmack und Geschick bekunden.

Mit der Bronzezeit neigt die Geschichte der Besiedlung auf Pfählen ihrem Ende zu. Ein großer Teil der Pfahlbauten des Bodenseegebietes ist, wie auch anderswo, durch Feuer zerstört worden. Der Pfahlbau Schanz bei Steckborn ist, wie die Funde beweisen, sogar zweimal abgebrannt. Schwächere Bauten litten auch unter den oft sehr heftigen Seestürmen, wie mehrfache Beobachtungen der stark geneigten Pfähle beweisen. Die in den Torfmooren entdeckten Ansiedelungen wurden durch die fortschreitende Vertorfung der Sümpfe, in denen sie errichtet waren, unbewohnbar gemacht. Vielleicht wurde auch der eine oder andere Pfahlbau freiwillig verlassen und die Wohnung am Lande aufgeschlagen. Sicher ist, daß im ganzen Bodenseegebiete die Pfahlbauten mit der jüngeren Bronzezeit aufhörten. Die Bewohner der La-Tène-Zeit standen in keiner Beziehung zu den Pfahlbauern und kein römischer Schriftsteller erwähnt Pfahlbauten aus dem Bodensee. Selbst das Gedächtnis derselben verschwand der Menschheit, als die Bauten [illegible] in ihren oberen, den Seespiegel überragenden Teilen allmählich zugrunde gegangen waren. Jahrhunderte lang rauschte die Flut über die Pfähle, ohne daß deren Bedeutung erkannt wurde; nur bewahrte der Seeboden die ihm von einer untergegangenen Kultur anvertrauten Schätze, bis eine neue Zeit Verständnis für die Spuren der Vergangenheit gewann, sie der Vergessenheit entriß und [illegible] vor dem geistigen Auge des Forschers [illegible] erstehen ließ.

Dr. K. Lampert.

Die Lehrjahre des Freiherrn vom Stein.

An dem Unterschiede des Europäers vom Asiaten haben die Jahrtausende nichts zu ändern vermocht. Es gehört dazu, daß der Europäer persönliche Unfreiheit unerträglich findet, und daß er auch politisch frei sein, d. h. seine öffentlichen Angelegenheiten selbst besorgen oder wenigstens an ihrer Besorgung teilnehmen will. So oft in Europa vorübergehend asiatische Zustände einreißen, ist daran nicht eine Aenderung im Naturell der Bevölkerung schuld, sondern die technische Schwierigkeit, bei Kriegsgefahr, bei wirtschaftlichen Umwälzungen, bei starker sozialer Differenzierung, bei gewaltiger Kopfzahl eine Form der Mitwirkung aller Einzelnen am Gemeinwesen zu finden, die mehr als eine leere Form ist. Diese Schwierigkeit hat es u. a. verschuldet, daß die mittelalterliche Anarchie vom aufgeklärten Absolutismus abgelöst werden mußte, bis die große französische Katastrophe das Verfassungsleben wieder erweckte. In Deutschland sind die nach Jena beginnenden Versuche, ein solches zu schaffen, eigentlich erst 1871 ans Ziel gelangt. Aber gleichzeitig mit dem allgemeinen Wahlrecht trat auch die neue Schwierigkeit in die Erscheinung, daß jetzt eine besitzlose und wirtschaftlich abhängige Arbeitermasse von vordem nie dagewesener Zahl dem Staate in Feindschaft gegenübersteht und die Haltbarkeit und Vollendbarkeit der neuen Verfassung in Frage stellt. Der Beginn des deutschen Verfassungslebens ist unlöslich mit dem unsterblichen Namen des Freiherrn vom S t e i n verknüpft. Max L e h m a n n gibt eine Biographie des großen Staatsmannes heraus,*) die erste, die sein ganzes Leben und Wirken umfaßt, die nicht bloß, gleich dem Werke von Pertz, eine Urkundensammlung ist, sondern darstellt, und die auf dem vollständigen Urkundenmaterial beruht, von dem Pertz nur einen Teil verwendet hat. Aus dem ersten Bande nun geht hervor, daß es der französischen Revolution nicht bedurft hätte, Stein auf den Weg der Reform zu bringen, wenn auch freilich ohne die Revolution und die französische Invasion der Widerstand der Bureaukratie, der absoluten Gewalten und der bevorrechteten Stände gegen die Reform nicht hätte gebrochen werden können. Stein hat von Frankreich wie von England gelernt, aber seine Grundanschauungen waren originell: auf heimischem Boden aus deutschem Samen entsprossenes und inmitten einer deutschen Pflanzung: den geretteten Resten urdeutscher Selbstverwaltung, gereiftes Gewächs.

Stein trat 1780 in den preußischen Dienst. Sein Gönner Heinitz, Minister für Handel und Gewerbe, nahm ihn als Referendar in das neugeschaffene Bergwerks-Departement, und setzte schon im folgenden Jahre die Ernennung des Vierundzwanzigjährigen zum Oberbergrat durch. Diese Protektion ging von Familienbeziehungen aus, wurzelte aber nicht in ihnen, sondern in dem Umstande, daß Heinitz in dem jungen Beamten ein Genie und einen ihm kongenialen Geist erkannte. Heinitz war u. a. im Gegensatz zu seinem merkantilistischen Souverän freihändlerischer Physiokrat. Er schickte den ihm schon entwachsenen und gewachsenen Zögling auf Reisen zur eigenen und zur Information der Regierung nach Westen, Osten und Süden, und Steins Berichte beweisen die Reife seines Urteils. So schreibt er z. B.: Die Befreiung der englischen Kolonien in Amerika werde die Handelsbeziehungen der europäischen Staaten empfindlich beeinflussen. „Vielleicht“, fügt er prophetisch hinzu, „wird sie unseren Manufakturen einen Aufschwung verleihen, der dauern wird, bis Amerika selbst Fabriken errichtet, was unfehlbar eintreten muß bei einem erfinderischen und über seine Interessen aufgeklärten Volke.“

Im Jahre 1784 wurde Stein zum Direktor des Bergamtes zu Wetter in der Grafschaft Mark ernannt und ihm die Aufsicht über die andern beiden Bergämter der westlichen Provinzen, zu Ibbenbühren und Minden, übertragen. Hier fand er bald Gelegenheit, sich, vier Jahre vor Ausbruch der französischen Revolution, für Selbstverwaltung im kleinsten Kreise auszusprechen. Die Knappschaftsältesten waren bisher vom Bergamt ernannt worden. Stein schrieb in einem Bericht an den Minister: „Es ist der Sache angemessener, wenn sich die Bergleute die Männer wählen können, denen sie ihr Interesse und die Mitaufsicht über eine für sie gemeinnützige Anstalt anvertrauen.“ Und das ist nun überhaupt das Bedeutungsvolle in der Versetzung Steins nach dem Westen, daß er hier Selbstverwaltungskörper, die sich unter dem Absolutismus, zu Friedrichs des Großen Aerger, erhalten hatten, kennen, schätzen und in seinen verschiedenen Stellungen (zuletzt in der neugeschaffenen eines Oberpräsidenten der vereinigten westfälisch-rheinischen Provinzen Preußens) mit ihnen arbeiten lernte. Die Stände jener Landschaften, besonders die von Kleve und Mark, hatten die drei parlamentarischen Grundrechte durch das Zeitalter des Absolutismus hindurch gerettet: die Periodizität ihrer Sitzungen (deren Abhaltung also nicht von der Einberufung durch den Monarchen abhing), die Steuerbewilligung (und Repartierung), und die Mitwirkung bei der Gesetzgebung. Diese kleinen Provinzen zerfielen in Aemter, deren jedes eine dem Landtag entsprechende Repräsentation, den „Erbentag“ hatte, der u. a. die vom Landtag ausgeschriebenen und auf die Aemter repartierten Steuern weiter repartierte und an Rhein und Maas über die sehr wichtigen Deichangelegenheiten entschied. Als über die Einführung der militärischen Dienstpflicht verhandelt wurde, erklärten die klevischen Stände, sie hielten sich als bloße Repräsentanten nicht für ermächtigt, über die Personen ihrer Konstituenten zu verfügen. Stein erwarb sich trotz seiner persönlichen Schroffheit und Leidenschaftlichkeit das volle Vertrauen der Bevölkerung und der Landstände, setzte in Verbindung mit diesen eine Menge Verbesserungen durch, u. a. den Bau von Chausseen (der ersten im preußischen Staate), sowie die Aufhebung der Binnenzölle in dem von ihm verwalteten Gebiete (seine Zollregelung wurde vorbildlich für die den ganzen Staat umfassende vor 1818, wie diese wiederum für den Zollverein) und stellte durch eine Steuerreform die Selbstverwaltung namentlich der Städte sicher — gegen den Widerstand der gesamten Bureaukratie und allein gestützt von Heinitz. Der Deutsche und insbesondere der Westfäler, urteilte er, „hat die zur Behandlung der Geschäfte in öffentlichen Versammlungen nötige Ruhe, Ordnungsliebe, Anhänglichkeit an Formen, Herkommen. Der windige Franzose muß mit der Peitsche geführt werden. Ihn entschädigt befriedigte Eitelkeit für alle Uebel einer schlechten Verwaltung: ehemals die Ehre, Untertan des größten Königs zu sein, jetzt (1802) das Luftgebilde der Gleichheit.“ Bekanntlich haben es die Franzosen bis heute nicht zur Selbstverwaltung gebracht, sondern lassen ihre Kommunen bureaukratisch verwalten, gleichviel ob ihr Souverän König oder Kaiser, Konvent oder Kammerpräsident heißt. Auch an der Bauernbefreiung arbeitete Stein schon in seinem damaligen Verwaltungsbezirke aus volkswirtschaftlichen wie aus sittlichen Gründen. An seine Freundin Frau von Berg schrieb er: „Die Wohnung des mecklenburgischen Edelmannes, der seine Bauer plagt, statt ihren Zustand zu verbessern, kommt mir vor wie die Höhle eines Raubtiers, das alles um sich verödet und sich mit der Stille des Grabes umgibt.“

Der zweite, nur zwei Jahre umfassende aber 607 Seiten starke Band stellt den Reformplan Steins in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung und die Kämpfe um seine Verwirklichung in ihrer Wechselwirkung mit den politischen Ereignissen bis zur zweiten Entlassung des großen Ministers dar. Viele der bekannten Ereignisse und Tatsachen erfahren durch das von Lehmann aufgefundene neue Material teils eine neue Beleuchtung, teils wesentliche Berichtigung. Ein dritter Band soll das Werk vollenden.

Neiße. **Karl Jentsch.**

*) Freiherr vom Stein von Max Lehmann. Erster Teil: Vor der Reform 1757 – 1804. Zweiter Teil: Die Reform 1807 – 1808. Leipzig, S. Hirzel.

Kunst im Osten.

I.

Die nationalen Bestrebungen der Völker im Osten, insbesondere auch in den österreichisch-ungarischen Ländern, haben im Laufe der letzten Jahrzehnte auch der bildenden Kunst mancherlei Aufschwung verschafft, von dem man in Deutschland und anderen westlichen Kulturländern kaum eine rechte Vorstellung hat. Wohl sieht man auf unseren internationalen Kunstausstellungen regelmäßig mancherlei von Polen und Ungarn Geschaffenes, aber eine vollständige Vorstellung davon, welche hauptsächlichen Kunsttriebe unter den Malern und Bildhauern des Ostens walten, von ihrer Art zu sehen, von den Idealen ihres Schaffens kann man hier naturgemäß nicht gewinnen. Man muß vielmehr in diese Länder selbst kommen, muß in Museen, Kirchen, Schlössern und Privatsammlungen sehen, in welchem Sinne Künstler, Käufer und Besteller sich wechselseitig genügen, Stadtgemeinden Kunstwerke vergeben und aufstellen, um allmählich zu einer Uebersicht dessen zu kommen, was diesen Völkern die bildende Kunst bedeutet und ausdrückt. Wir hatten Gelegenheit in Prag und anderen tschechischen Städten, tschechische Kunst an Ort und Stelle zu studieren, in Krakau und anderen Orten die Polen am Werke zu sehen. Wir haben mit Staunen gesehen, daß die Serben in Belgrad sogar sich Heimstätten einer speziell serbischen Kunst geschaffen haben und daß somit im Süden und Norden das Slaventum gleichermaßen zu einem fröhlichen Schaffen aufwärts strebt. In Ungarn aber finden wir nicht nur in den Museen von Budapest, in der dortigen Königsburg die Zeugnisse des modernen Schaffens der Magyaren und der Slovaken, Rumänen, Deutschen, die zum ungarischen Staate gehören, sondern auch in Szegedin sehen wir beträchtliche Zeugnisse eines von bestimmten Tendenzen geleiteten Kunsttriebes. Weit im Osten, in Arad, begegnen wir originellen Schöpfungen magyarischer Kunst; wir sind selbst in Temesvar nicht verlassen vom Kunstsinn der Bevölkerung. Noch weiter östlich in Siebenbürgen finden wir aber wieder eine deutsche Kunst aus älterer und jüngster Zeit, die nur wenige hier vermuten werden und die doch gar anmutige Zeugnisse einer alten und neuen Heimatkunst bietet.

Fassen wir unsere Kunsterinnerungen aus all diesen Ländern in einige allgemein charakteristische Worte zusammen, so können wir wohl sagen, daß alle ältere Kunst vor dem neunzehnten Jahrhundert, sofern sie beachtenswert erscheint, das Werk von Deutschen und Franzosen ist, denen gegenüber die einheimischen Kräfte nur als Nachahmer, ja, Handlanger erscheinen. Der Einfluß westeuropäischer Kunstübung ist so übermächtig, daß er überall im Osten nur Abhänger treibt. Wohl beteiligen sich auch in früheren Zeitepochen geborene Tschechen und Ungarn an der Kunst, aber ein Meister wie der tschechische Maler Skreta (1610 bis 1674), von dem man in Prag noch zahlreiche Bilder sieht, hat durchaus nichts Eigenartiges, sondern ist nur ein virtuoser Nachahmer der niederländischen Manieren seiner Zeit, der ebensogut

irgendwo in Norddeutschland oder an einem rheinischen Hofe malen konnte wie in Prag. Sein deutschböhmischer Zeitgenosse Petrus Brandl (1668 bis 1735) malt dagegen in den Manieren italienischer Meister, es ist durchaus nur eine Doublettenkunst, die keine Bedeutung für sich hat. Was in diesen älteren Epochen wertvoll erscheint, stammt durchaus nur von deutschen, französischen und italienischen Meistern — die deutschen aber stehen voran. In Prag und Krakau bewundern wir noch Meisterschöpfungen von Peter Vischer und Veit Stoß, den prächtigen Nürnbergern; prachtvolle Dombauten, wie der wunderbar schöne, fünfschiffige Dom von Kaschau, sind westeuropäischen Meistern zu verdanken. In jenen Zeiten sind die Deutschen in diesen Ländern selbst Führer; italienische Meister kommen wohl auch nach Krakau und helfen dort den Dom verschönern, im übrigen aber geht von Prachatitz am Fuße des Böhmerwaldes über Prag bis nach Krakau und Kaschau deutsche Kunst, speziell die fränkische Kunst. Bis nach Hermannstadt in Siebenbürgen sehen wir Nürnberger und Würzburger Kunst, die sich charakteristisch in ihrer Umgebung bewegt. Peter Vischer meißelt in Prag echt tschechische Figuren mit slavischen Gesichtszügen, aber er bleibt der beobachtende Deutsche, der fränkische Meister, der auf dem festen Grunde seiner Kunst auch tschechische und polnische Herren mit ihrer Eigenart abkonterfeit. Nach jenen Blütezeiten deutscher Kunst, die so tief im Osten wirkte, kommt dann eine Zeit des allgemeinen Kunstverfalles durch ganz Böhmen, tief bis nach Miskolcz in Ungarn hinein und weiter bis nach Siebenbürgen: das ist die Jesuitenkultur, die mit Barock und Rokoko zusammengeht. Während sie im Westen, von Paris bis Würzburg und Dresden, jene zum Teil entzückenden Kunstwerke, wie das Würzburger Schloß und den Zwinger von Dresden hervorgebracht hat, vermag sie in den östlichen Ländern nur Ausschußware zu erzeugen. Die Bildhauerei und Malerei sinkt in dieser Epoche ganz und gar zur Handlangerarbeit zurück und die Gestalten des heiligen Nepomuks von Saaz bis nach Miskolcz in Ungarn werden der Schrecken des Auges.

Ganz anders aber stellt sich das Bild mit unserem modernen Zeitalter dar. Von dem Augenblick an, wo all diese Völker beginnen, sich auf ihre Nationalität zu besinnen, schaffen sie auch aus ihrem eigenen Blute eine Kunst. Nicht mehr spricht sich deutsches Empfinden aus, sondern das Temperament der Polen, der Ungarn, der Tschechen, der Serben findet seinen eigenen Gemütsausdruck in der Kunst. Wohl ist diese ganze Kunst in Deutschland in die Lehre gegangen. Wir können deutlich beobachten in den genannten Gebieten, daß in einer älteren Periode Wien die hohe Schule war, in welcher die Künstler östlicher Völker sich die Grundlage ihres technischen Könnens holten. Dann aber beginnt zwischen 1860 bis 1870 der Einfluß Münchens, der bis zum Schlusse des Jahrhunderts und bis heute reicht. Wir begegnen in den Museen Ungarns und Serbiens, auch in Böhmen und Polen ersichtlich dem Einflusse Pilotys und Alexander Wagners, wir sehen Ihedy und Gabriel Max, wir sehen andere Münchener Künstler dieses Zeitraumes als die Anreger so manches technischen Könnens. Jeder Kenner der Münchener Verhältnisse weiß, wie das kommt. Diese Böhmen und Serben, diese Ungarn und Polen haben meist einige Jahre auf der Münchener Akademie oder in Münchener Meisterateliers studiert und gemalt. So haben sie mancherlei Technisches, mancherlei Vorliebe für diesen oder jenen Münchener Modeton angenommen, dessen Herkunft man selbst in Belgrad unter serbischen Malern herauskennt. Ja, manche der Bilder, die im Besitze östlicher Museen prangen, sind in München selbst gemalt und dann durch die nationalen Beziehungen der Künstler von Privaten, Stadtgemeinden u. s. w. angekauft. Sehr merkwürdig ist dabei in Ungarn, daß aber nur dieser Münchener Einfluß nachzuweisen ist. Der berühmteste ungarische Maler, der selbst in Paris schuf und lehrte, Munkacsy, hat bisher dagegen so gut wie gar keinen Einfluß auf die sonstige ungarische Malerei ausgeübt. Nur seine eigenen Werke in Budapest und Szegedin zeigen auch das Gepräge seines Stils, seiner Farbenkombination; niemand aber hat ihn nachgeahmt, niemand verrät seine Schule, er steht unter den ungarischen Malern im Lande selbst ganz isoliert da. Wir werden zeigen daß er trotzdem durchaus ungarische Eigenschaften, ja, trotz seiner deutschen Herkunft, sogar un[illegible] verfälscht magyarische Eigenschaften aufweist, die lebhaft an einige Anfänge altungarischer Malerei aus dem frühesten Mittelalter erinnern, Anfänge einer national-magyarischen Kunst, die dann durch geschicht[illegible] [illegible] und nicht zur Entfaltung gekommen sind. Diese [illegible] Eigenheiten Munkacsys nehmen immer mehr zu [illegible] er in jene eigentümliche Kon[illegible] von [illegible] [illegible] eine stilisierte Wiedergabe von ganz bestimmten Augenblickseindrücken aus [illegible] der Erlöse und Farbe [illegible] Man wird begreifen, daß die [illegible]

[illegible] Szegedin und Debreczin und [illegible]

[illegible] Osten zu betrachten und [illegible]

östlichen Völkern die Kunstoriginalität absprechen wollte, wie das neuerdings im Streite der östlichen Nationalitäten wohl wechselseitig oder von alldeutschen Parteimännern geschieht. Der unbefangene Beobachter wird vielmehr seine Eindrücke dahin zusammenfassen, daß er in gewisser Hinsicht überall die nationalen Temperamente in den Schöpfungen der Polen und verwandten slavischen Völkerschaften sieht. Und zwar stehen diese nationalen Temperamente mit der Grundtendenz fast des gesamten östlichen Kunstwesens im Bunde, welches mit Bewußtsein Heimkunst im geschichtlichen und volkstümlichen Sinne ist. Darin kommen sie alle überein: Polen und Ungarn, Serben und Tschechen, nämlich, daß das Vaterlandsgefühl, die Liebe zum eigenen Volkstum ihr ganzes künstlerisches Tun bestimmt, wie das Publikum jener Länder vor allem die Großtaten der heimischen Geschichte verherrlicht sehen will, oder die Landessitten des Volkes, das fröhliche Tagestreiben der eigenen Rasse im Gebiete der gemeinsamen Muttersprache auf dem Bilde wiederzufinden hofft. Auch die heimische Landschaft wird hiebei natürlich gepflegt.

Man sieht: hauptsächlicher Kunstimpuls ist die Freude und Pflege der eigenen Nationalität im Zusammenhang mit dem Erwachen oder Neuerwachen dieser Völker zu ihrem eigenen Volkstum. Bei manchem ist es bewußt, bei manchem ist es unbewußter Ausdruck solcher Heimatliebe, und diese Heimatliebe gibt selbst da sich ihr Gepräge, wo sie gar nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit ihrer Heimat steht, ja vielleicht sogar kirchliche Gegenstände malt, wie an den Bildern des böhmischen Malers Gabriel Max zu sehen ist, die halb bewußt, halb unbewußt, obwohl sie in München entstehen, eine Verherrlichung des tschechischen, mehr noch des slowakischen Typus sind und ebenso eine böhmisch-nationale Kunst bedeuten in ihrer Ausbildung slowakischer Frauenschönheit und Madonnenschönheit, wie etwa Watzlaff (Wenzel) Brozils böhmisch-historische Gemälde in Prag.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit zuerst den Ungarn zu, um zu sehen, wie sehr in ihren Kunstsammlungen die Vorliebe für historische Gemälde aus der ungarischen Geschichte und für Genrebilder aus dem ungarischen Volksleben überwiegt. Diejenige Stadt, wo die Magyaren sozusagen ganz unter sich sind und aus der typischen ungarischen Ackerbürgerstadt auch in der Mitte eine Art von moderner Großstadt herausgewachsen ist, in der Kunst eine Stätte hat, ist Szegedin an der Theiß. Im Kulturpalast ist auch eine ansehnliche Kunstsammlung, zu deren Zustandekommen wohl die Stadtgemeinde und der ungarische Staat zusammengewirkt haben. Hier finden wir die von Munkacsy selbst gemalte Doublette des großen Huldigungsbildes von König Arpad, dem die besiegten Slavenhäuptlinge sich unterwürfig erklären. Das reifer ausgeführte Exemplar desselben Bildes sahen wir in Budapest im Sitzungssaal des ungarischen Herrenhauses und beide sind höchst bezeichnend für den Geist, der aus diesem ungarischen Patriotismus spricht. Die unterworfenen Slaven sind mit allen denkbaren Gebärden slavischer Ergebenheit ausgestattet und Munkacsy hat die Merkmale des slavischen Gesichtstypus durchaus von der populären Seite genommen; es sind richtige Kroatengesichter und Ruthenenköpfe. Die Magyaren, die den König Arpad auf dem weißen Rosse umgeben, sind aber nicht minder ethnologisch charakterisiert, denn die Magyaren tun sich auf ihre Rasse viel zu gut. So hat Munkacsy den siegenden Magyaren richtig die typischen schwarzen Haare und den stechenden Falkenblick verliehen, der dem Beobachter der echten Bürgermädchen von Szegedin und der Pferde- und Rinderhirten in den Pußten so auffällt. Aber er ist nicht ganz gleichmäßig in der Verteilung der künstlerischen Akzente. Da der patriotische Zweck erfordert, die magyarische Rasse als die höhere darzustellen, gibt er seine Beobachtungen an den Magyaren durchaus diskret wieder, während er die Slaven fast bis zur Karikatur ihres Typus hinaus zeichnet. Diese beiden Bilder aber bezeichnen sowohl nach ihrem patriotischen Inhalt wie nach ihrer künstlerischen Form einen Höhepunkt des nationalkünstlerischen Strebens der Ungarn und müssen daher an erster Stelle genannt werden. Hiezu finden wir aber in Szegedin eine ganze Reihe anderer Kunstwerke, die uns Einblick in die ungarische Kunstseele gewähren. Da ist ein großes Gemälde von Tornai: „Tod des Hunnadi Janos“, auf dem ein leidenschaftliches und auch das Grausige suchendes Temperament, das wir bei all diesen östlichen Völkern wiederkehren sehen, sich sein Gestalt geschaffen hat. Eine ganze Gallerie ungarischer Staatsmänner, auf der man zum Teil van Dyck'sche Vornehmheit der Porträtauffassung angestrebt findet, sehen wir hier zusammengestellt. [illegible] hat den ungarischen Patrioten Deák gemalt, Pataki den Grafen Andrássy, [illegible] Ferrari den Grafen Széchenyi, [illegible]. Der ungarische Staat [illegible] Bezeichnend für den sonstigen [illegible] wie ein Bild von [illegible] den ungarischen Dichter Petöfi beim Lagerfeuer dich[illegible] [illegible] Kampf [illegible] von Pastagh, ein [illegible] von Szegedin [illegible] von Keilain oder eine Dar[illegible] [illegible] von Petrovits, Erinnerungen an [illegible] jedem Ungarn nahe und [illegible] Bild [illegible] wie das von Eisenhut mit [illegible] sind, während ein Neger in [illegible]

[illegible] ungarischer Staats[illegible] [illegible] Aufgabe der Kunst bei

einem Volke, das gerade durch solche Mittel Propaganda für sein junges Staatswesen machen will. Hier tritt denn auch die ungarische Bildhauerei zum Teil recht beachtenswert auf. So sieht man in Debreczin ein sehr charakteristisches Standbild Kossuths, das nicht verfehlen wird, wegen seiner sprechenden und dabei menschlich-schlichten Auffassung des ungarischen Freiheitsmannes sich jedem einzuprägen, der in diese Stadt der magyarischen Calvinisten kommt. Ein Erzstandbild des Dichters Csokonai zeigt die obbemeldete Tendenz. In Arad hat die ungarische Kunst eines ihrer beträchtlichsten Denkmäler geschaffen mitten in einem Stadtwesen, wo wir die Kinder in vier Sprachen und vier Sprachen vermengend reden hören: deutsch, ungarisch, serbisch und rumänisch. Da steht auf dem großen weiten Stadtplatz — Húszar-Zalas Denkmal der ungarischen Märtyrer, der dreizehn hier 1849 hingerichteten ungarischen Generale. Dieses Denkmal ist sehr ergreifend; ebensosehr dekorativ mächtig aufgebaut, wie durch leidenschaftliche Gebärdensprache der Gruppen innerlich packend. Da ist eine Gruppe des Gefesselten, welchen der Freiheitsgenius mit der Fackel aufmuntert, ein Sterbender, welchen eine weibliche Gestalt verheißungsvoll aufhält und andere ethisch gedachte Gestalten, welche ein heißes freiheitlich-patriotisches Empfinden aussprechen und durch wirkliches Feuer der Formgestaltung hinreißen. Man wird dies Werk zum Besten zählen müssen, was ungarische Kunst in der ihr eigenen Tendenz geschaffen hat.

II.

In Budapest selbst, wo Deutsche mit Ungarn und Engländern zusammengewirkt haben, um eine der schönsten modernen Städte zu schaffen, werden wir vorsichtiger sein in dem, was wir einer werdenden ungarischen Kunst zuzuschreiben haben. Wie in den kleinen ungarischen Städten z. B. allenthalben Theaterbauten errichtet werden, die meist Wiener Firmen ausführen, so zeigt auch das Kunstleben von Budapest nicht durchaus einen neuungarischen Charakter. Viele Denkmäler sind hier wieder ungarischen Dichtern und Staatsmännern gewidmet, wie das Petöfi-Denkmal, das Deak-Denkmal und Eötvös-Denkmal, sämtlich von Huszár. All diese Werke haben einen gewissen großen und massiven Zug und erfüllen uns mit Achtung vor dem monumentalen Können ihres Künstlers. Im Akademiepalast und im Vigado (Redoute) werden wir aber geneigt sein, die Wandbilder und Fresken von Lotz, Than, mehr im Zusammenhang mit wienerischer Kunstübung anzusehen. Am meisten nationales Temperament zeigt hier Alexander Wagner, der einen scharfen Blick für die Eigenart der Magyaren hat und in Zeichnung, Komposition, so sehr er auch in München eingebürgert ist, auch ein subjektives Temperament seiner Künstlerschaft zeigt, das man so ganz erst als „echt" in Ungarn selbst würdigen lernt. Von ihm sahen wir auch die besten Schilderungen aus dem Pußtaleben. Auf manchen Schilderungen älterer ungarischer Maler konstatierten wir mit Verwunderung, wie wenig richtig diese öfters das Charakteristische ihres eigenen Landes wiederzugeben vermochten, z. B. die eigentümlichen Ueberschneidungen, welche die vollständig flache Ebene mit den darauf befindlichen Rindern und Gestalten bildet, das gelegentliche riesenhafte Heraustreten der Figuren über der Horizontlinie, oder aber das vollständige Hereinstellen der Gestalt unter den Horizont, je nach der Sehentfernung. Noch bemerkt man, daß bei solchen Künstlern das patriotische Interesse, das Heimatgefühl größer ist als die unmittelbare Beobachtung der Heimatnatur; sie halten nur solche Wahrnehmungen und Beobachtungen fest, welche in ihr Kostüminteresse und andere verwandte charakteristische Erinnerungen fallen, sehen dagegen eine Reihe von Phänomenen nicht, welche gerade oft am allerbezeichnendsten für ungarische Natur und Menschen in der ungeheuren Tiefebene sind.

Speziell ungarischer Kunst begegnen wir in Budapest mit einigen alten Gemälden aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Wie hoch gelegentlich nationales Kunstgenie sich emporschwingen konnte, zeigt ein interessanter Künstler Michele Pannonio oder wie die Magyaren ihn nennen: Pannoniai Mihali. Seine „Ceres" in der Nationalgallerie (früher Esterházy) ist ein eigentümlich schönes Werk, das wohl das Studium zeitgenössischer italienischer Kunst (1444 bis 1470) verrät, aber durch die Anmutigkeit der Erfindung in einem besonderen Sinne anzieht. Ceres sitzt auf dem Thron in einem mittelalterlichen Kostüm und trägt einen Aehrenkranz auf dem Kopf, blaßrot ist ihr Gewand, Trauben garnieren die Komposition. Merkwürdig ist aber, daß nicht die wohlbekannten italienischen Frauentypen jener Zeit hier nachgeahmt sind, sondern daß der „Pannonier" seine pannonische Abkunft dadurch verrät, daß der Kopf, die Hände seiner Ceres durchaus magyarische Eigentümlichkeiten zeigen. Ebenso findet man die alte Altarladen aus dem sechzehnten Jahrhundert, welche den Apostel Paulus darstellen, die Madonna, die Darbringung Jesu im Tempel, die Grablegung, ferner alte ungarische Bischöfe. Hier merken wir, daß nicht deutsche und italienische Meister am Werke gewesen sind, sondern auch einheimische Magyaren ihre Kunstversuche gemacht haben. So werden auf der Darbringung die Figuren in weißen Turbanen und in Kopftüchern geschildert, die Madonna aber hat einen Gesichtstypus, wie wir ihn in Debreczin beobachten konnten. Die unvollkommene Technik gibt den Gestalten eigentümlich spitzige Hände und Füße; wir merken aber, daß der Phantasie der Künstler eben der magyarische Typus selbst vorgeschwebt hat, den sie in ihrer Umgebung sahen. Die [illegible] der Wangen des Bischofs, das fast dreieckig markierte Augenlid stilisieren gewisse Naturbeobachtungen, die wir auch am Kopfe des echten Czikos oft sehen.

Und wenn wir vom Anblick solcher ältester Bilder im Nationalmuseum von Budapest vor Munkacsys „Christus vor den Juden" treten, so fällt uns das gemeinsame nationale Moment besonders auf; wir zweifeln nicht mehr, daß hier das gemeinsame Milieu des gegebenen Beobachtungsmaterials in den ältesten Malern und in dem neuesten Meister verwandte stilistische Erscheinungen hervorgebracht hat.

Jenes Stilspielen um des Stils, um der Manier willen, wie es in Deutschland aufgekommen, ist seit 20 Jahren, jenes Genießen bloßer Kunstmanieren ist dagegen den Ungarn und östlichen Völkern ganz fremd. Sie sind viel zu sehr vom patriotischen Ethos selbst erfüllt, als daß sie Zeit hätten, nur l'art pour l'art zu treiben. Wenn Liezenmayer die heilige Elisabeth darstellt und das Nationalmuseum das Werk aufhängt, so ist es, weil diese heilige Elisabeth eine Ungarin war. Benczur, Zichy, Tornai, Vastagh, Vacska spiegeln in diesem Museum wohl am besten das ungarische Kunstwesen wieder, wobei zu bemerken ist, daß Benczur mehr in eine internationale Prachtmalerei artet, welche einst bei Piloty in die Schule gegangen war, dann aber auch bei Tizian und den Venetianern Anleihen macht. Es ist hier die Bemerkung zu verzeichnen, daß diejenigen Künstler, welche sich mit München, mit Deutschland, mit Paris, mit dem Westen überhaupt auf dem laufenden erhalten, in ihrer Heimat weit mehr das Nationale dieser letzteren festhalten und ausbilden, während verschiedene, die in Budapest, Prag, Krakau sich nach anfänglichen westlichen Studien behaglich festgesetzt haben, leicht ins Konventionelle und Akademische geraten, auf dem alten Standpunkt entwicklungslos verharren und merkwürdiger Weise ein nationales Kunstgepräge verlieren. Man darf aus Anlaß dieser Beobachtung sagen, daß das H e i m w e h der Künstler oft Anlaß gerade der besten unter ihren Heimschöpfungen wird. Solche Heimschöpfungen wird man denn auch in der Privatsammlung des ungarischen Königs in der Königsburg von Budapest finden, denn natürlich ist hier viel spezifisch „Ungarisches" angekauft worden.

Man wird nicht wenig erstaunt sein, wenn man nun auch in Belgrad dieselbe Tendenz, welche die ungarische Kunst beherrscht, unter den Serben wiederkehren sieht. Diese schön gelegene Stadt hat auch ein hübsches Kunstmuseum mit Antiken und sonstigen Altertümern und eine Sammlung von Gemälden moderner serbischer Meister. Wir gestehen, daß wir vom Talent und von der künstlerischen Energie dieser Serben ziemlich betroffen waren. Auch die Serben haben politische Ideale und eine politische Vergangenheit. Begriffe von einem großserbischen, südslavischen Reiche, Vorstellungen von altserbischer Herrlichkeit und großer Zukunft wirken im Bewußtsein der Gebildeten. Und so sieht man hier ein großmächtiges Repräsentationsgemälde einer serbischen Königshuldigung, die auf einer Kirchentreppe vor sich geht, mit einem licht-lila Teppich belegt, Kostüme, alle in märchenhaft lichten Tönen, hellgrün, hellrot, hellblau, weiß — von Jobanovich. An schmerzliche Volkserfahrungen gemahnt jenes Bild einer Serbin mit Kind im Felsengebirge, die ihren Mann vorfindet, dem der abgeschlagene Kopf zwischen den Beinen liegt. Von Kretuly in München 1879 ist das Bild einer serbischen Mutter gemalt, die mit ihrem Säugling an der Brust ertrunken ins Schilf geschwemmt ist, ein Werk, in dem wir den Einfluß von Gabriel Max zu erkennen glauben. Iwanowitzy hat hier einen blinden Geiger unter seinen Zuhörern hängen, der mit krummem Fiedelbogen die Gambe spielt. G. Krstitsch malt sonnig eine mit ihrem Kinde Aepfel pflückende Serbin, eine andere, die mit dem Krug zur Quelle geht. So sehen wir auch hier heimatfrohe Sittenschilderung und eine vaterländische Geschichtsmalerei im Bunde, um ein kräftiges, von Süßlichkeit ebenso wie von Hautgout-Malerei entferntes Kunststreben zu bewähren. Das Schreckliche als Moment sittlicher Erschütterung oder als politisch-historisches Entrüstungsmoment wird dagegen von den Serben, wie wir sehen, ebenso gern gesucht, wie von ihren nördlichen Vettern, den Tschechen und Polen, und wahrlich, diese Völker haben genug des Schrecklichen erlebt, um in ihrer Kunst das Ethos solcher Stimmungen berechtigter Weise mitführen zu können. Was man von den Türken, von den benachbarten, mitten in das Slaventum hereingebrochenen Magyaren zu erdulden hatte, das hilft auch heute noch dem Maler aus slavischem Geblüte seine Phantasie beflügeln.

So finden wir denn auch in Böhmen unter den Tschechen derartige Motive beliebt. Wenn wir in älterer Zeit keine spezifisch tschechische Kunst in Böhmen entdecken können, so ändert sich das auch hier mit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts. Wir gedenken hier nicht der deutschböhmischen Meister, denen man ja auch in Prag noch so manche Stätte gewährt hat. Aber wir sehen in einem Maler wie Jaroslav Cermak, der uns unter anderem auch schildert, wie die Ungarn nackte Slavinnen rauben, unverkennbare Ansätze einer slavisch empfindenden, tschechischen Kunst, die wir auch in Anton [illegible] (1880) zu bemerken glauben. Die Böhmen rechnen auch einen Meister wie Manes zu den Ihrigen, der im böhmischen Museum zu Prag durch leichte, anmutige Gestaltung seiner Kompositionen auffällt und dessen Werken man ja auch weiter in Wien begegnet. Im böhmischen Museum lernen wir einen dekorativen [illegible]

wie Mašchek schätzen, der einen Zyklus historisch bedeutsamer Landschaften Böhmens geschaffen hat. Historische Kompositionen von Jeniček, sein Přzemysl und heiliger Methodius, dienen zur Erhaltung vaterländisch-böhmischer Empfindungen und Wenzel Broziks „Gründung der Stadt Prag“ und sein Comenius-Wandbild wirken zum gleichen Zwecke. Vor mehr als zwanzig Jahren sah man in München ein großes Bild von Brozik, welches von der damaligen Münchener Kritik als „Kostümbild“ bezeichnet und deshalb als genügend „klassifiziert“ galt. Im Lande Böhmen, an der Stelle, wohin derartige Kostümbilder bestellt sind, gewinnen sie aber ein ganz anderes Ansehen. Da empfindet man, weil Menschen und Kostüme um sittlicher und historisch-sittlicher, vaterländischer Beziehungen willen in diesen Kostümen erscheinen, daß sie eben gar nicht um des bloßen Kostüminteresses willen gemalt sind, sondern eine ganz andere Empfindungswelt die Ursache dafür ist. Und so gestehen wir, daß wir das Rathaus in Prag mit einem der allerenergischsten Kunsteindrücke verlassen haben. In unserem Reisetagebuch findet sich die Bemerkung „sehr großartig“ zu den beiden großen Rathausbildern des Wenzel Brozik „Podiebrad“ und „Huß in Basel“. Gegenüber früherer Schöpfungen dieses Malers glaubt man in der tiefer gestimmten Farbengebung den Einfluß Munkacsys zu erkennen, den Brozik wohl auch in Paris erfahren hatte. Aber das alles kommt nicht in Frage, wenn man sieht, wie an Ort und Stelle diese Malerei zweckmäßig dem Charakter des Sitzungssaales angepaßt ist, und wenn man nun im einzelnen die vollendete Individualisierung der Gestalten und Köpfe verfolgt. Es ist ein Zug von größter Vornehmheit und Charakterechtheit in diesen Bildern und sie zeigen, daß die Tschechen eben auch höchster Kunstleistungen fähig sind, denn Brozik ist in all seinem Empfinden Tscheche; so sehr er auch gut deutsch verstand, so hat er sich doch zweifellos als Slave gefühlt und nach seinem Tode fand man sein Bildnis in den kleinsten Städten Böhmens, in den Altsitzen des Tschechentums, in Tabor, in Pilsen und Königgrätz, überall als das eines gefeierten nationalen Meisters ausgestellt. So ermalen bei diesen östlichen Völkern die Maler, so ersingen die Musiker, so erdichten die Dichter ihren Sprachgenossen auch eine Nationalität und das hat für den Deutschen, der durch die gesamte Kunst-Ueberbrettelei und Geschmacksspielerei einer übersättigten Mode-Kunstmacherei moralisch geschwächt wird, etwas mächtig Aufrüttelndes und Emporbildendes. Im großen Ganzen hat der tschechische Kunstbetrieb zwar unter den Ostvölkern sich verhältnismäßig noch am wenigsten entwickelt und auf den Ausstellungen im Rudolfinum zu Prag macht sich ein starker Dilettantismus breit, der durch chauvinistisch-tschechische Gebärdenspiele die innere Ohnmacht verdecken möchte, aber ein Meister wie Brozik, wie die sehr kraftvolle Hermine Laukotha in Prag und — Gabriel Max in München geben denn doch ein Bild böhmischer Leistungsfähigkeit, die durchaus aus den Elementen des Volkscharakters schöpft und wirklich auch weiterhin eine national-böhmische Kunst verheißt. Wer die Tschechen und Slovaken näher kennt, wird nicht nur den körperlichen Typus slovakischer und innerböhmischer Frauengestalten in Gabriel Max finden, sondern jene zarte Nervosität der Empfindung, jene Vorliebe für die feinen, hellen Farben in diesem Maler auch als Eigenschaften des tschechischen Volkes überhaupt wiederfinden.

Die Polen aber stellen unter den slavischen Völkern als Vertreter und Entwickler einer nationalen Heimkunst im Verlaufe des letzten Jahrhunderts zweifellos diejenigen vor, die am meisten fortgeschritten sind und die mächtigste Kunstenergie in der Erhaltung und Wiedergewinnung ihrer nationalen Empfindungsweise entfaltet haben. Leidenschaft und Genialität sind ihnen eigen; was sie in der modernen Musik vorstellen, ist jedermann in Europa bekannt, aber daß sie auch einen eigenen Kunstwillen in Sachen bildender Kunst haben, soll hier noch mit einigen Worten beleuchtet werden. In Paris, in Wien, in München pflegten ihre Talente zu studieren und da mag mancher wohl glauben, daß sie überall auch nur eine Akademiekunst pflegen würden. Aber sucht man sie im eigenen Lande auf, so stellt sich das Bild wesentlich anders. Auch hier ist es das nationale Ethos, die Heimatliebe, welche auswärts errungenes Können auf eigene Weise nutzen und anwenden lernen. Die Kunstsammlungen, die Kirchen von Krakau, die modernen polnischen Kunstausstellungen, zeigen einen intensiv durchgebildeten und künstlerisch sich betätigenden Volkscharakter. Als Meister der älteren Periode erscheint hier der kraftvolle Matejko, der über ein mächtiges Pathos der Leidenschaft und Erschütterung gebietet. Im Wiener Heimatmuseum kennt man sein gewaltiges Gemälde des verzweifelnd [illegible] schaut“, eines der ergreifendsten historischen Gemälde, die je gemalt worden sind, [illegible] leidenschaftlich zugleich, ein [illegible] von tiefer Wirkung. In Lemberg ziert [illegible] des Landtagsgebäudes seine „Union von Lublin“. In Krakau aber sehen wir überall die „Klaue“ dieses „Löwen“; nicht nur auf den großen Bildern im Tuchhause: „Kosciusko bei Raclawice“, „Grunwald“ [illegible] „Schlacht bei Grunwald“, [illegible] auch in der [illegible] der Marienkirche mit den [illegible] [illegible] des Veit Stoß. Ueberall ist ein [illegible] überall eine [illegible] der [illegible]

[illegible]

[illegible] Erfindung und [illegible] die zu

machen und zu malen auch ein polnisches Temperament erfordert. In dieser Umgebung begegnen wir denn auch den „Fackeln Neros“ von Siemiradzki wieder, die wir vor zwanzig Jahren die Runde durch Europa machen sahen, auf polnischem Boden aber erst so recht als ein modernes Schmerzensbild verstehen. Denn wie viele „Fackeln Neros“ hat Rußland aus polnischen Märtyrern gemacht, wenn auch nicht wörtlich, so doch dem politischen Sinne nach! Wir empfinden, daß dieses Bild seiner Empfindungsweise nach auch einem Zuge polnischen Nationalempfindens entspricht und daher hier in Krakau auch eine passende Stätte gefunden hat. Im Krakauer Theater hat Siemiradzki den trefflichen Theatervorhang gemalt; wir finden die inneren Zusammenhänge für die Kunst dieses Malers auch auf seinem Boden. Auch einheimische Bildhauer sehen wir in Krakau talentvoll am Werke; treffliche Büsten vor dem Theater, die Gruppe der Vermählung der Königin Hedwig von Polen mit Jagiello von Lithauen halten uns durchaus in nationalen Zusammenhängen: In den Ausstellungen des polnischen Kunstvereines aber wird man die Vorliebe für Sittenschilderungen aus dem polnischen Bauernleben, polnische Trachtenbilder, Hochzeitszüge, Hochzeitsfahrten, landschaftliche Schilderungen aus der hohen Tatra und den Nordkarpathen alles beherrschen sehen. Aus Warschau und Paris senden die polnischen Künstler ihre Werke nach dem „heiligen“ Krakau und Künstler wie Josef Chelmonsky, Wojciech Kossak, Josef Rapacki, Jul. Falat, Ryszkiewicz erweisen auch vielfach einen technischen Hochstand polnischen Könnens, der uns mit der Gesamtempfindung besonderer Hochachtung gerade vor den Polen entläßt. Wie lebendig einem im Lande selbst die Sittenschilderungen Josef Brandts aber werden, wenn man selbst mit diesen kleinen, gewandten Galizierpferden über Land gefahren ist und auf dem Stellwagen mit den leichten Rädern die munteren, blonden Polinnen mit ihren bunten Kopftüchern und Häubchen gesehen hat, das ist ein besonderer Gewinn, wenn man Kunst im Lande selbst aufsucht. Wenn nun die „Kostümbilder“ allerwegen zu lebendigen, sittlich rührenden Genrebildern im Miterleben eines fremden Nationalempfindens werden, dann hört man sogar aus gewissen Symphonien Tschaikowskys den Rhythmus der Stellwagenfahrten, das Geläute, das lustige Peitschengeknallen und das Wiehern der flinken Rosse heraus und lernt im tiefsten schätzen, wie der Kampf um die Heimat, die Liebe zur Heimat auch höhere künstlerische Potenzen aufregt und der Kunst im Osten noch manche schöne, autochthone Zukunft verheißt.

Berlin. **Wolfgang Kirchbach.**

Ueber öffentliche Tätigkeit der Frau.

Die Frau, die im öffentlichen Leben arbeiten will, hat ganz besonderen Anforderungen zu genügen. Man verlangt von ihr strenge Sachlichkeit, d. h. ein Zurücktreten der Person hinter die Sache, einen erweiterten Blick, der sie nicht nur lehrt, den richtigen Maßstab an alle Ereignisse des Lebens zu legen, sondern auch das praktisch Erreichbare von dem bloßen Ideal zu unterscheiden und die Fähigkeit, ihr erweitertes Verständnis durch ihr Auftreten zu bekunden. Eine Vorbereitung für die Erfüllung dieser Forderungen ist notwendig. Während das Familienleben nur wenig zu dieser Vorbereitung geeignet ist, kann man dies umsomehr von der Vereinstätigkeit behaupten. Sie stellt dieselben Forderungen, wie das öffentliche Leben; sie stellt sie nur in beschränktem Maße und für einen kleinen Wirkungskreis.

Indessen ist die Theorie, wie Feuchtersleben sagt, nicht die Wurzel der Praxis, sondern der Erfolg derselben. So mag versucht werden, die verschiedenen Gründe zu beleuchten, die dieses Resultat ergeben.

Das Leben im Hause erstrebt andere Ziele als das Leben im Verein. Es stellt sich nicht gemeinsam in den Dienst der Idee, sondern fördert ein inniges Zusammenleben, ein persönliches Sichentwickeln und Ausleben. Es verlangt und gewährt Liebe und Rücksichtnahme im gegenseitigen Urteil, gegenseitiges Helfen, Erziehen, Stützen. Die persönliche Eigenart eines jeden findet Beachtung; es wird aus dem Wege geräumt, was den einen oder den andern verstimmen könnte; die Charakterentwicklung jedes Kindes erfordert stete Aufmerksamkeit. Und ebenso, wie die Hausfrau und Mutter solches alles bedenkt, findet sie selbst auch die nötige Berücksichtigung seitens ihrer Angehörigen, wenn sie einmal ungeduldig ob der vielen Arbeit oder müde ist, oder durch Krankheit in der richtigen Leitung behindert ist. Das Leben im Hause in der Familie ist der Inbegriff liebevoller Rücksichtnahme.

Wenn der einzelne aus dieser warmen Innigkeitsatmosphäre heraustritt und sich öffentlichen Fragen zuwendet, respektive dem Vereinsleben, so wird er bald empfinden, daß man mit ganz anderen Forderungen an ihn herantritt, und daß ihm für diese die richtige Schulung und Vorbereitung fehlt. Zunächst dürfen die vielen Mitglieder eines Vereins und deren Eigenarten ihn wenig interessieren. Denn es gilt der Sache, die gemeinsam zu fördern man versammelt ist. Was für diese Sache gut ist oder was ihr schadet, das entscheidet; jede Rücksicht auf die Person fällt fort im graden Gegensatz zu der Art des Familienlebens. Auf der Sachlichkeit beruht der ganze dauernde Erfolg des Vereines; in [illegible] Harmonielosigkeit zwischen der häuslichen

und der Vereinstätigkeit. Es ist für die Frau, die durch jahrhundertelange Gewöhnung dazu erzogen ist, überall ihre persönlichen Empfindungen hineinzutragen, recht schwer, dieselben den sachlichen Erwägungen unterzuordnen. Zu leicht nimmt sie einen Angriff persönlich und vergißt, daß der Gegner nur seine Meinung betreffs der Sache äußert, ohne dabei der Person zu gedenken, wie auch ebenso sie selbst zu fürchten hat, in gleicher Weise mißverstanden zu werden. Strenge Sachlichkeit ist die erste Forderung bei ersprießlicher Vereinstätigkeit. Nicht persönliche freundliche Rücksicht oder persönliche unfreundliche Gesinnung dürfen jemals für die Entscheidung einer Frage maßgebend sein, sondern nur die Vorzüge oder Nachteile der angeregten Angelegenheit selbst. In erweitertem Maßstabe gilt diese Forderung für die Arbeit im öffentlichen Leben.

Zu der sachlichen Beurteilung gehört ein weiter, klarer Blick, für den der Horizont des häuslichen Lebens zu eng bemessen ist. So lange die Frau, die unverheiratete wie die verheiratete Frau, nur innerhalb der Interessen ihres Hauses beschäftigt ist, wird sie viele Zustände des Lebens gar nicht kennen oder nur durch Bücher und mündliche Mitteilungen. Wie sie verständnisvoll an allem teilnimmt, was ihr im Hause entgegentritt, weil sie dem Warum und Wozu nachspüren kann, ebenso verständnislos wird sie vielem gegenüberstehen, was sie von außerhalb ihres Hauses hört, weil sie die Beweggründe nicht erkennen kann. In der Vereinstätigkeit muß sich ihr Auge und Ohr fremden Lebensverhältnissen, ihr Herz fremden Menschen öffnen, und indem sie voll rechter Mütterlichkeit bemüht ist, hilfreich zu bessern, erschließt sich ihr das Verständnis für vieles, was ihr niemals im Hause nahe getreten wäre. Von anderem, höherem Gesichtspunkt aus wird sie nun vieles beurteilen, und die Schärfe des Abwägens von Gut und Böse wird langsam einem ruhigen Verstehen weichen. Sie wird sehen, wie andere Lebensverhältnisse andere Ansichten erziehen; die Nachteile und Vorzüge einer geplanten Einrichtung werden sich ihr in klarer Beleuchtung als verderblich oder segensreich zeigen, sobald sie das Verständnis hat für die Lebensanforderungen derer, denen sie helfen will.

Aber dieser erweiterte Blick soll ihr auch das zeigen, was von ihren Idealen zu erreichen möglich ist neben dem, was jenseits dieser Möglichkeit liegt. Nichts hindert den Fortschritt zum bessern so sehr, wie die Uebereilung; nichts verdirbt ihn mehr in jeder Sache, als zu weitgehende, zu ideale Forderungen. Es dürfte niemals im Impuls, niemals ohne Erwägen und Beleuchten von allen Seiten geredet und gehandelt werden. Das Vereinsleben lehrt die Notwendigkeit des Sichbescheidens, eine Forderung, mit der die Frau im öffentlichen Leben fortgesetzt zu rechnen hat. Verlangt man, was zu gewähren bei den gegenwärtigen Zuständen nicht im Bereich der Erwartung liegt, so wird man bald nicht mehr für ernst genommen werden. Der Gegner wird überlegen lächelnd über dieses Verlangen hinwegschreiten, kaum es einer Antwort für wert erachtend. So zerstört man sich die Aussicht auf die Bewilligung von Näherliegendem, dessen Berechtigung uns zuerkannt werden könnte. Daher muß die Frau lernen praktisch und politisch weise zu denken.

Um ihre Ansicht äußern und vertreten zu können, wird die Frau sie erst in sich selbst zu völliger Klarheit und Freiheit durcharbeiten müssen. Man glaubt sich manchmal ganz klar über Wesen und Bedeutung einer bestimmten Angelegenheit und weiß doch seine Antwort nicht zu formulieren. Meistens wird dann unsere Ansicht nicht ganz so geklärt gewesen sein, wie es uns schien; wer wirklich etwas genau weiß, müßte es auch sagen, aus sich herausstellen können. Eine gute Rednerin zu sein, liegt nicht in jedermanns Können; aber in einem einfachen Satz seine Ansicht in ihren wesentlichsten Punkten zu begründen, das lernt sicher ein jeder, der sich ernstlich in das „Für“ und „Wider“ einer Sache hineingearbeitet hat. Sich richtig äußern, Gedanken und Worte klar fassen zu können, ist eine wichtige Hilfe für eine Frau, die im Vereinsleben oder im öffentlichen Leben arbeitet. Die Scheu, die fast jede Frau zu überwinden hat, wenn sie zum erstenmal in größerem, fremdem Kreise spricht, schwindet bald vor dem Interesse an der Sache.

Aber nicht nur klar und verständlich soll die Rede sein; die Worte müssen auch daraufhin abgewogen sein, daß sie den andern überzeugen, ohne ihn zu verletzen. In dem Bestreben, Ton und Ausdruck des Gedankens so zu geben, daß die Sachlichkeit nicht zu verkennen ist, liegt ein wichtiges Moment der Schulung für das Vereinsleben als Vorbereitung für das öffentliche Leben, das in erweitertem Maße die gleichen Forderungen stellt. Jede Leidenschaftlichkeit muß ferngehalten werden; heftig, angreifend, spottend darf nichts gesagt werden. Es wirkt dann nicht überzeugend, selbst wenn es die treffendste Wahrheit enthält oder erweckt zum mindesten widerstrebende, unfreundliche Gefühle. Die Frau soll durch ihr ganzes Benehmen zeigen, daß sie der Sache, für die sie arbeitet, gewachsen und würdig ist. Sie wird dies umsomehr zum Ausdruck bringen können, wenn sie sich fernhält von den Gefühlen persönlicher Eitelkeit, persönlichen Ehrgeizes, die leicht im Vereinsleben geweckt und gefördert werden. Eine Frau, die unter dem Mantel tatkräftiger Menschenliebe ihrer Eitelkeit frönt, macht einen sehr unangenehmen Eindruck; ebenso unerträglich ist eine ehrgeizige Frau im Vereins- wie im öffentlichen Leben. Ihre Sachlichkeit leidet unter diesen persönlichen Gefühlen; trotz ihres Eifers schadet sie der Sache, für die sie arbeitet; ihren Worten wie ihrem Handeln wird man mit Mißtrauen begegnen. Sie darf sich immer nur als einen einzelnen Faktor im Dienst der Sache betrachten, unbekümmert darum, ob ihr Name der Welt ihre Mitwirkung dabei verkündet. Bescheidenheit und Zurückhaltung sind allgemein menschliche Tugenden, die den Mann wie die Frau zieren; vornehmlich werden sie immer der Schmuck sein, der der Frau zugehörig ist.

Aus diesen bestimmten Forderungen, die an die Frau zu stellen sind, will sie mit Erfolg im öffentlichen Leben, d. i. im erweiterten Vereinsleben arbeiten, ergibt sich ihre Erziehung dafür. Es gilt zunächst das kürzer gesteckte Ziel zu erreichen, die Erziehung für das Vereinsleben. Sie fehlt vielen Frauen unserer Tage noch, trotz ihres warmen Interesses für die Sache, und sie bildet einen sehr viel größeren Abstand von dem Familienleben, als von dem öffentlichen Leben. Die Frau, die sachlich, maßvoll und geschickt im Verein zu arbeiten versteht, wird ihren Weg auch richtig und sicher im öffentlichen Leben gehen. Die Schulung durch das Vereinsleben ist der Weg, die Frau für das öffentliche Leben zu erziehen. In welcher Weise in jedem einzelnen Falle diese Schulung vor sich geht, bestimmt die Individualität; die Hauptsache für jeden, der etwas ernstlich lernen will, ist doch, erst genau zu wissen, worauf er seine Aufmerksamkeit zu richten hat.

Ueber den Segen der Arbeit im Vereins- und öffentlichen Leben sei noch ein Wort gesagt.

Eine Frau, die ihre natürliche und anerzogene Scheu überwindet und aus den Grenzen ihres Hauses tritt, weil sie sich sagt, ihre Zeit gestatte ihr, neben ihren häuslichen Pflichten noch für andere zu arbeiten, und ihr Herz fordere dies von ihr, glaubt, ihre Pflicht als Mensch zu erfüllen und ein gutes Werk damit zu tun. Ihr Glaube ist der rechte. Was sie sich selbst aber dabei tut, das weiß sie nicht, ahnt nicht, wie ihr Tun sich in Segen für sie selbst umsetzen wird. Sie will andern mit ihrer Kraft helfen, will, um diese Kraft überlegt und zweckmäßig zu verwenden, in einem Verein arbeiten, will sich für noch weitschauendere Arbeit im öffentlichen Leben vorbereiten. Und indem sie dies mit sittlichem Ernst tut, schafft sie sich eine verständnisvolle Sachlichkeit, die nicht nur die Verhältnisse da draußen sieht, sondern sich auch zurückgewendet nach innen, in ihre vier Wände und dort nun manches in anderer Beleuchtung erkennt. An fremden Verhältnissen lernt sie den Wert des eigenen würdigen, an fremdem, schwerem Geschick der zahllosen Einzelnen in der Masse die Geringfügigkeit vieler Bekümmernisse, die sie früher niedergedrückt hatten, erkennen. Das übergroße Bewußtsein der Bedeutung der eigenen Persönlichkeit schwächt sich ab in dem Gefühl, ein Glied nur zu sein in der großen Allgemeinheit, das heftige Streben und Verlangen nach Erfüllung ihrer Wünsche weicht der Geduld und dem maßvollen Sichbescheiden. Größer, als das Geschick des einzelnen, ist das Geschick des Volkes, der Menschheit; weiter als das Heute und Morgen mit seinen Freuden und Sorgen ist das ihrem erweiterten Blick erschlossene Leben von Jahrhunderten der Vergangenheit und von einer Zukunft, die sie nie erleben wird, und für die sie dennoch arbeitet. Die Unbekümmertheit um persönlichen Erfolg gibt ihr das maßvolle würdige Benehmen, klärt ihre Gedanken und lehrt sie, sich selbst Rechenschaft abzulegen, nur der eigenen Gewissensstimme zu lauschen. In der edlen Beschäftigung mit Menschheitsfragen erstarkt und entwickelt sich vollendeter ihre eigene Persönlichkeit zum Segen ihrer selbst und ihrer Umgebung. Diese Persönlichkeit zu schaffen ist ein würdiges Ziel. Mit ihr schafft man Frauen für die Oeffentlichkeit, die die richtige Vertretung der Frau auch in der Frauenfrage abgeben.

Königsberg. Laura Frost.

Bücher.

Das Gesetz vom 26. XII. 1895, betreffend das Urheberrecht, herausgegeben von Dr. Alfred von Seiller, Hof- und Gerichtsadvokaten in Wien. Wien 1904. Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

Die vorliegende Schrift ist keine bloße Ausgabe des Gesetzes, sondern sie enthält nebst dem Gesetzestext die sehr praktisch bei jedem einzelnen Paragraphen angeordneten Materialien, nämlich die einschlägigen Stellen aus dem Motivenbericht der Regierung, dem Bericht des Herrenhauses und jenem des Abgeordnetenhauses, ferner, und das ist für uns hier das Wichtigste ganz vorzügliche kommentierende Anmerkungen. Bei der verhältnismäßig geringen Zahl von Urheberrechtsprozessen und bei der Kürze der Zeit, während der unser neues Urheberrecht in Geltung steht, liegen noch zu den wenigsten Paragraphen wichtige Entscheidungen vor. Vielfach hat sich daher noch keine feste Praxis entwickelt und häufig bleibt der wissenschaftlichen Interpretation noch ein weiter Spielraum offen. An diesen Stellen, sowie an sonst schwierigen und zweifelhaften sind die Anmerkungen Seillers besonders nützlich. Der Herausgeber hat schon in den letzten Ausgaben des Stubenrauch'schen Kommentars zum österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch die urheberrechtlichen Partien bearbeitet und verfügt über eine genaue Kenntnis der einschlägigen Literatur. Dank derselben und seiner völligen Durchdringung des Stoffes sind seine Anmerkungen durchwegs lehrreich und wertvoll, insbesondere bei der Frage, was unter „veröffentlicht“ zu verstehen ist, welche Werke überhaupt Objekte des Urheberrechtes sind und bei den Bestimmungen über den Schutz des Urheberrechtes. Im Anhange sind die Verordnungen zum Gesetze und die urheberrechtlichen Verträge zwischen Oesterreich und Ungarn, sowie jene zwischen Oesterreich-Ungarn und den fremden Staaten abgedruckt. Leider sind diese jedoch nicht

kommentiert, obwohl sie stellenweise zu großen Schwierigkeiten Anlaß geben. Erinnert sei nur, daß z. B. in unserem Staatsvertrag mit England ganz vergessen wurde festzusetzen, was bei Uebersetzungen englischer Werke in Oesterreich Rechtens ist. Unter den mit dem Ausland abgeschlossenen Staatsverträgen zum Schutze des Urheberrechtes vermissen wir, woran allerdings der Herausgeber nicht schuld ist, die Berner Konvention. Bei keiner Erörterung urheberrechtlicher Verhältnisse in Oesterreich darf aber versäumt werden, hervorzuheben, wie wichtig der Anschluß unserer Monarchie an diese Konvention im Interesse unserer Schriftsteller, Künstler und Verleger ist. Es sei daher auch an dieser Stelle darauf hingewiesen und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß, wenn man auch fernerhin in Ungarn Wert auf das Stehlen legen will, es wenigstens für Oesterreich eine entschiedene Pflicht ist, endlich dem Beispiele fast aller europäischer Kulturstaaten nachzukommen und der Berner Konvention beizutreten. Es ist zur Ehre Oesterreichs höchste Zeit, daß es bald aus der „guten Gesellschaft“ in der es sich jetzt befindet — von europäischen Staaten gehören heute außer unserer Monarchie nur mehr die Niederlande, Rumänien, Serbien, Bulgarien, Rußland und die Türkei der Union zum Schutze des literarischen Eigentums nicht an — ausscheide. **Carl Junker.**

Herbert Eulenberg: „Kassandra“. Ein Drama. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Gleich Hoffmannsthals „Electra“ enthält auch dies Drama der griechischen Ursage die dramatischen Elemente, gestaltet sie aber weiter, so daß in fünf Akten Trojas Blüte, Hectors Ende, Neoptolemus, Agamemnons Heimkehr und Ermordung, Klytämnestras Tücke und des Knaben Orest heilige Sendung erscheinen, gleichsam lebendgewordene Visionen der Kassandra, welche träumt, was sie lebt. Dadurch, daß die ganze Handlung nicht um ihrer selbst willen und aus der Seele der tätigen Helden herauswächst, sondern um der Träume der Kassandra willen, verliert sie die dramatische Kraft an einen mystisch-lyrischen, seherischen Stimmungsinhalt und Duft. Statt unmittelbarer Aktion ist eine schöne Bilderfolge gegeben mit Versen von oft ergreifender lyrischer Einfachheit und Klarheit, aber ohne eigentliche Tiefe. Die Farbe, die Stimmung, alles Lyrische dominiert, das Dramatische spielt kaum mehr, als eine Rolle anstandsmäßiger Abstraktion, welche eben stark genug ist, den Anlaß zu dieser lyrischen Vision zu geben, an welcher sich die Gestalt der Kassandra in schöner, farbiger und feierlicher Erscheinung erhebt. In der Sprache ist mir geradezu das Suchen nach Hiaten aufgefallen, während sonst um des wahren Wohlklangs willen, eher ihr ängstliches Vermeiden üblich ist. Lag Prinzip, nicht Sorglosigkeit dahinter, so ist das Prinzip nicht eben richtig, wie auch die Sorglosigkeit dieser feierlichen Sprache, die doch dem lyrischen Drama Selbstzweck ist, nicht wohl anstünde. Das Werk selbst aber zeigt einen ernsthaften Künstler und vielleicht einen frühreifen. Mehr Sturm und Drang wäre verheißungsvoller, als dies allzuzeitige Griechentum und diese allzustille, fast phlegmatische Klarheit, hinter der wohl ebensowenig Stürme, wie Tiefe liegen. Weniger Gelingen verhieße mehr, eine dunklere Gegenwart deutete auf eine leuchtende Zukunft. Aber schließlich verdient jedes Können und ernsthafte Wollen Achtung. Möge der junge Dichter bald auch Liebe verdienen, die in der Kunst nur durch wahre, schonungslose Kraft und tiefste Bewegung erworben wird, durch Leidenschaft. Reife Klarheit ist die letzte und höchste Schönheit, die aus allem Trüben, Dunkeln, Lebensmächtigen, aus der tiefsten Tiefe, nach dem äußersten Sturm errungen wurde. **Otto Stoeßl.**

Albrecht von Haller: „Die Alpen“. Mit einer Beilage und Kupfern. Herausgegeben von Karl Geiser. Bern, Verlag von A. Francke.

Eine splendide Ausgabe der Haller'schen „Alpen“. Ein sorgfältiger Abdruck des Textes nach der letzten, vom Dichter selbst besorgten Originalausgabe mit den interessanten Anmerkungen und dem kurzen köstlichen Vorwort, wo Haller über den schwierigen Strophenbau, der ihm die Arbeit „unnötig vergrößerte“, klagt. Beigegeben ist die Vorrede zu Hallers botanischem Werk „Historia stirpium indigenarum inchoata“ (Bern 1768) in Hallers eigener deutscher Uebertragung; für den Abdruck dieser für das Verständnis des Gedichtes wichtigen Abhandlung ist man besonders dankbar. Die Publikation macht den Eindruck eines alten Buches, vorzüglich dank den prächtigen Kupfern, die sie zieren. Sie sind zum großen Teile nach einer Sammlung von Prospekten reproduziert, die zu Lebzeiten Hallers in Bern erschienen und von Dunker herrühren, der Bibliophilen unter anderem durch seine Stiche zu dem zierlichen Berner Nachdruck von „Werthers Leiden“ bekannt ist. Den Bücherfreunden seien denn auch vor allem die schönen Dunkerschen Alpenbilder, die sie hier finden, empfohlen. **Jonas Fränkel.**

Revue der Revuen.

Die Zukunft. Justizrat Dr. Erich Sello klagt mit Recht, mit welchem Vandalismus man heute die Blumen in Wald, Wiese und Feld behandelt. Er schildert, wie meist von Damen und Kindern den Blumen nachgestellt wird und schreibt: Wäre es wenigstens wirklich Freude an den Blumen! Dann würden diese Blumenräuber doch nur wegen des Egoismus zu schelten sein, womit sie, um die Farbe und den Duft einer Blüte für sich allein zu haben, Hunderte eines Genusses berauben, auf den doch alle gleiches Anrecht haben. Freilich, wie unverständig ist auch dieser [illegible]! Denn die meisten dieser gepflückten Blumen welken in der warmen Hand [illegible] wenigen Minuten, während sie ungepflückt noch Tage lang das Auge erfreut hätten. Aber in helle Empörung gerät man, wenn man auf Schritt und Tritt sehen muß, wie die gedankenlos abgepflückten Blumen — ganze Sträuße — nach wenigen hundert Schritten achtlos weggeworfen werden, weil die Kinder zu faul sind, um sich weiter mit dem Kram zu schleppen. Der Verfasser verlangt Blumenschutz, wie es Tierschutzvereine gibt. [illegible]

Deutsche Rundschau. Im Augustheft beginnt die Publikation des zweiten Bandes der Tagebücher des [illegible] Alexander von Hübner: Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—1859. Die Mitteilungen umfassen die Zeit vom Jänner bis März 1858 und gewähren einen interessanten Einblick in die damaligen Verhältnisse.

Die Gegenwart. Woldemar Schütze bespricht auf Grund praktischer Erfahrungen und Beobachtungen die deutsche Kolonialpolitik. Er gelangt hiebei zu dem Schlusse, daß das jetzige Verwaltungssystem in den deutschen Kolonien viel zu wünschen übrig läßt, hauptsächlich weil die Beamten zu wenig praktische Erfahrungen besitzen. Deßhalb hat das Großkapital auch wenig Vertrauen zu den deutschen Kolonien und verhält sich so zurückhaltend.

„Pearsons Magazine“ entnimmt den Reiseerinnerungen des ungarischen Prälaten Graf Vay einen höchst anziehenden Bericht über eine Audienz, welche die Kaiserin-Witwe von China dem diplomatischen Korps im vorigen Herbste gewährt hat. Die Audienz fand im Sommerpalast, einer Residenz, statt, die nebst der kaiserlichen Familie etwa zweitausend Personen Gefolge und Dienerschaft beherbergt und ein wahres Wunder an künstlerischer Pracht und Ausdehnung ist. Die täglichen Kosten dieses sommerlichen Hoflagers lassen sich kaum berechnen; es bildet eine eigene Welt von Schlössern und Palästen, Tempeln und Pagoden. Schon die Reise dorthin, die manche der Diplomaten in abenteuerlichen Staatskarossen, andere in Sänften und zweiräderigen Wägelchen oder zu Pferd zurücklegten, gestaltete sich sehr interessant. Bedenkt man, wie feindselig vor wenigen Jahren das Verhältnis der Kaiserin-Witwe zu den Vertretern der fremden Mächte war, und daß in China das Auge eines gewöhnlichen Sterblichen die Mitglieder des allerhöchsten Hofes niemals erblicken darf, so kann man ermessen, welch ungeheueres Zugeständnis in der Gewährung einer solchen Audienz lag. Besonders huldvoll war die Kaiserin übrigens nicht; stumm und starr wie ein Götzenbild saß sie in ihrer kalten Pracht auf dem goldstrotzenden Thron und hörte die Anrede an, die der Minister des Aeußern, Prinz Ching, ins Chinesische übersetzte. Darauf gab sie wortlos das Zeichen, die Antwort zu verlesen, in der es hieß, Ihre Majestät freue sich, daß die Herren einen so günstigen Tag für ihre Audienz erwischt hätten, eine Liebenswürdigkeit, die ebensogut als Ironie ausgelegt werden konnte. Uebrigens empfing die Kaiserin kurze Zeit darauf die Damen des diplomatischen Korps und soll bei diesem Anlaß mehr Freundlichkeit gezeigt haben. Sie erkundigte sich nach ihren häuslichen Angelegenheiten, der Zahl ihrer Kinder und vor allem nach ihrem Alter und vertauschte sogar ihren eigenen Fächer mit dem einer Dame, wobei sie entschuldigend meinte, er sei zwar viel einfacher, aber dafür von ihrer eigenen Hand gemalt. Das Gesicht der Kaiserin-Witwe, mit der breiten Stirn, den scharfen Augen und den verächtlich herabgezogenen Mundwinkeln drückt ungewöhnlich viel Intelligenz und Energie aus und steht dadurch in einem noch lebhafteren Gegensatz zu den schlaffen, ausdruckslosen Zügen des jungen Kaisers, ihres Neffen, der bei jener Audienz zu ihrer Linken um eine Stufe tiefer saß und die ganze Zeit zu schlummern schien. Er wird völlig von der Kaiserin, der man ihre 73 Jahre nie anmerken würde, beherrscht und bietet einen geradezu beklagenswerten und jämmerlichen Anblick.

„Le Tour du Monde“ enthält einen illustrierten datenreichen Artikel von S. Brocherel über das Projekt einer Bahn, die von Martigny nach Turin führen und so ein neuerliches Bindeglied zwischen der Schweiz und Italien bilden soll. Trotzdem schon mehrere ähnliche Linien über den Mont Cenis, den Gotthard und den Simplon führen und die Anlagekosten einer derartigen Bahn so bedeutend sind, weiß der Verfasser doch sehr viel zu Gunsten dieser Linie anzuführen, für die der englische Ingenieur Radcliff Ward die Pläne ausgearbeitet hat. Die Fahrt Lausanne—Turin wäre um 140 km kürzer als über den Mont Cenis oder den Simplon und die Verbindung zwischen der Riviera und Lausanne, die heute über Mailand und Genua gegen 600 km beträgt, würde über Martigny—Turin nur gegen 400 km betragen. Da die neue Linie, die im ganzen nur 157 km und eine Maximalsteigung von 5 zu 100 hätte, fast ausschließlich durch Gebirgsgegenden führt, schlägt man vor, sie als elektrische Bahn anzulegen, die Wasserkräfte auf dem Wege in Elektrizität umzusetzen und zu ihrem Betrieb nutzbar zu machen. Die Bahn würde an mineralischen Lagern vorüberführen, deren Schätze bisher, wegen der ungünstigen Transportverhältnisse, brach gelegen sind. Würde die Gesellschaft, die den Bahnbau unternimmt, sich dieser Lager versichern, so wäre ihr von vornherein ein großer Gewinn, eine glänzende Verwertung ihrer Kapitalien gewiß. Ueberdies ist es anzunehmen, daß ein großer Teil des Güterverkehres den Weg über diese weit kürzere Bahn nehmen würde, durch die ein enger Zusammenhang zwischen Italien, der Schweiz, Frankreich und dem westlichen Deutschland geschaffen wäre.

Ein kleiner Mann.

Von Grazia Deledda.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

(Schluß.)

Inzwischen wartete Cassio unruhig auf das Bild, das immer noch nicht ankam. Und auch die Briefe blieben aus! Was mochte vorgehen in den fernen, heimatlichen Bergen, wo der Thymian duftete und die Sonne [illegible] unterging? Cassio war ganz verzweifelt; er wollte telegraphieren, aber es wurde ihm nicht gestattet; kaum, daß er die Erlaubnis erhielt, zwei Tage vor dem Termin zu schreiben.

Sein Brief klang so traurig, daß der Direktor sich sehr schuldig fühlte; er konnte [illegible], wie ein Mensch fast wider seinen Willen eine strafbare Handlung begehen konnte. Beim Lesen des traurigen Briefes von Nr. 247 fragte er sich abermals: „Warum bemühen [illegible] nicht eine Begnadigung zu erlangen? Er [illegible] würde herben, in der dumpfen Hoffnung, [illegible] Cassio besuchen und zu ihm sprechen zu

können: „Herr, ich bin ein Narr! Ich habe mich von fern sterblich in Ihre Schwester verliebt, obwohl ich sie nicht kenne. Wollen Sie mir ihre Hand gewähren?"

Paola telegraphierte und sandte bald darauf rekommandiert ein zweites Bild. Um Cassio nicht zu beunruhigen, erwähnte sie nichts von dem ersten und erfand Entschuldigungen für die Verzögerung.

„Wie gut sie ist!" dachte der Direktor und in seinem Entzücken hatte er Lust, ihr zu schreiben, und alles zu bekennen; aber er tat es natürlich doch nicht: „Sie würde mich für verrückt halten und für den Bruder Angst bekommen!"

Der Sommer verging, der Herbst kam heran, und unter dem wolkenlosen Himmel, in der langen Abenddämmerung, die ihren goldigen Abglanz bis in die traurige Kanzlei warf, befiel Cassio eine heftige Sehnsucht nach der Heimat, nach der Freiheit; es durchschauerte ihn wie ein Füllen, das der freien Weide entführt und in einen dumpfen Stall gesperrt wird: aber er wußte dieser inneren Stürme der Auflehnung Herr zu werden und versenkte sich so sehr in seine Zukunftsträume, daß die Gegenwart darüber beinahe versank. Dann kam der Spätherbst herbei und die grauen Nebel beschwichtigten sein Heimweh.

Eines Tages ließ ihn der Direktor rufen: er ließ sich dazu herbei, ihn um eine Gefälligkeit zu ersuchen. Man hatte ihm eine duftende Pflanze verehrt; sie kam aus Sardinien und deshalb fragte er Cassio, ob er sie ihm bezeichnen könnte.

Cassio ließ die mageren, weißen Finger über die faserigen Pflanzenbündel gleiten, an deren Enden kleine Blättchen sproßten; mit halb geschlossenen Augen sog er den Duft ein und dabei tauchten vor seinen geistigen Blicken die Abhänge des Gennargentu auf und schmerzliches Heimweh durchschauerte ihn.

„Es ist die sardinische Dille", sagte er.

„Die sardinische Dille! Ich dachte mir's. Das köstliche Geheimnis der sardinischen Schäfer, das dem dortigen Käse sein spezielles Aroma verleiht."

Cassio nickte zustimmend.

„Das berühmte Anetum, das neue Heilmittel gegen die [illegible]!"

„Das man in Sardinien seit Jahrhunderten kennt", bemerkte Cassio bescheiden. „Viele Dinge, die man auf dem Kontinent für neue Entdeckungen hält, sind auf der Insel allgemein bekannt.

Der Direktor widersprach ihm nicht, und begann wieder zu schreiben; dann fragte er plötzlich ganz unvermittelt:

„Ist man nicht um Ihre Begnadigung eingekommen?"

„Ja; gleich nach meiner Verurteilung und als ich mich noch im Gefängnis von Cagliari befand?"

„An welche Behörde hat man sich gewendet?"

„An das Ministerium."

„Das ist falsch. Das Ministerium erledigt die Gesuche so lange nicht, daß der Verurteilte oft seine Strafe abgebüßt hat, ehe die Entscheidung gefällt wird."

Cassio wurde sehr betroffen.

„Man muß einen Fußfall bei der Königin machen; dann geht es weit schneller."

„Verzeihen Sie," sagte Cassio und senkte den Kopf, „aber glauben Sie, daß man mich begnadigen würde?"

„Wenn Ihre Schwester darum bittet, ja", antwortete kurzangebunden der Direktor und wandte ihm den Rücken, so daß er nicht sah, wie Cassio errötete und dieser nicht bemerkte, wie dem Direktor die Röte ins Gesicht stieg. . . . .

Diesmal war das Gespräch zu Ende und Cassio wurde wieder abgeführt; aber er war wie ausgewechselt; der Duft der würzigen Dille haftete an seinen blassen Fingern und trug ihm einen Hauch der fernen Heimat zu.

Zum erstenmal wurde der Direktor von einem seiner Schutzbefohlenen wirklich geliebt. Cassio schrieb an Paola und riet ihr, die Königin um seine Begnadigung zu bitten:

„Du mußt das Bittgesuch selbst überreichen, ohne die nüchterne Intervention des Advokaten zu Hilfe zu nehmen. Ich bin sehr hoffnungsvoll und kenne den Mann, der mir diesen Wink gegeben hat."

Der Winter verging — wieder wurde es Frühling. Cassios Antlitz trug beinahe durchsichtige Blässe, aber gleichwohl kreiste sein Blut heftig in den Adern, in Erwartung eines frohen Ereignisses; der ganze Aufruhr des Vorfrühlings fand seinen Widerhall in seiner Seele.

Auch ein anderer, der frei in seinen kalten, öden Räumen lebte, empfand die gleiche unruhige und doch süße Erregung; in den grünlichen Augen schimmerte ein Abglanz des keimenden jungen Grüns und in seinem Herzen ging eine rote Blüte auf.

Eines Tages endlich kam eine Anfrage vom Ministerium über die Aufführung des Sträflings Cassio Longino. Die Auskunft, die der Direktor gab, war glänzend; er wußte nicht, aus welchem Grunde Nr. 215 Wechsel gefälscht hatte, aber er kannte in ihm einen jungen Menschen von trefflichem Charakter und vornehmer Erziehung. Und zugleich mit diesem Akt ging ein wohl stilisierter Brief an einen jener [illegible] Freunde im Ministerium ab, an denen es Herren, wie dem Direktor Longino, nie fehlt.

Ob nun infolge dieses Briefes oder nicht, jedenfalls kam sehr bald darauf der Befehl der Enthaftung, gerade am Jahrestag des Datums, an dem Cassio im Gefängnis eingetroffen war! Wieder einmal wurde er in die Direktionskanzlei zitiert. Draußen wehte eine laue, duftерfüllte Luft; der Himmel strahlte im reinsten Azur; nur am Horizont hoben sich duftige weiße Wölkchen in parallelen Linien von dem tiefblauen Hintergrund ab: sie schienen gleichsam die Stufen einer Treppe von Alabaster, die in den Himmel führt.

Diesmal erhob sich der Direktor, als Cassio eintrat; eine wilde Hoffnung erwachte in diesem, das Herz schlug ihm zum Zerspringen, aber er wagte keine Frage zu stellen.

„Das Dekret ist eingetroffen", sagte der Direktor, indem er eine Hand auf den mit Schriftstücken bedeckten Tisch stützte.

„Das Dekret?"

„Ja, die Begnadigung."

„Für wen?" fragte Cassio atemlos.

Der Direktor wurde ungeduldig:

„Für wen? Nun, für Sie natürlich."

Dann freute er sich an der tiefen Bewegung des jungen Mannes. Umso besser: wenn ihm die Sache so ungeheuer, beinahe unmöglich schien, dann würde seine Dankbarkeit umso größer sein! Dann wurde er wieder betrübt: wenn seine Bemühungen vergeblich gewesen wären? Wenn Cassio ihm in der Freude seines Herzens leere Hoffnungen machte?

„Für mich? Für mich!" stammelte der junge Mann. „Für mich? Und für welche Zeit?"

„Für die ganze restliche Zeit. Sie sind frei . . . das heißt nicht gleich, es sind noch einige Formalitäten zu erfüllen; aber in einer Woche werden Sie frei sein . . . ."

Allmählich faßte sich Cassio wieder. Zuerst hatte er auf den Direktor geblickt, ohne ihn zu sehen; nun begann er wieder die Dinge zu unterscheiden; er sah, daß das erdfahle Gesicht höher gefärbt, daß der Zug physischen Leides um den Mund verschwunden war, daß die kleinen, grünlichen Augen funkelten. Er dagegen war ganz verstört; Gesicht und Hände waren totenblaß, die Lider fielen schwer auf die Augen, indes ein Netz von violetten Adern sich über Stirn und Schläfen breitete.

„Wie trefflich ist dieser Mensch, daß er sich so am Glück der anderen zu freuen vermag! Ich habe ihn falsch beurteilt", dachte er sich; „aber warum freut er sich so sehr?"

Das Warum sollte er bald erfahren. Der Direktor bat ihn, Platz zu nehmen, überreichte ihm das Dekret und benützte den Augenblick, wo Cassio in die Unterschrift des Königs vertieft schien.

„Nun hätte ich Ihnen noch etwas mitzuteilen. Hören Sie mich an und mißverstehen Sie mich nicht. Ich habe mich seit vielen Tagen darauf vorbereitet, zu Ihnen zu sprechen und es schien mir leicht; nun merke ich aber, daß sehr viel Mut von meiner Seite und viel Nachsicht von der Ihren dazu gehört."

Ein trauriges Lächeln trat auf seine Lippen und damit wieder jener leidende Ausdruck, der für sein Gesicht bezeichnend war. Etwas verblüfft, verwirrt durch die Freude, aber doch schon wieder einigermaßen Herr seiner selbst, betrachtete ihn Cassio. Der andere fühlte, daß er sich den entscheidenden Moment nicht entgehen lassen durfte und beeilte sich deshalb; aber trotz aller Willensanstrengung zitterte seine Stimme, als er nun fortfuhr:

„Ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, um mich deutlich zu erklären; aber Sie sind ja intelligent und werden mich trotzdem verstehen. Hören Sie zu. Ich habe mir alle Mühe gegeben, Ihnen dies Papier da" — er wies auf das Dekret in Cassios Hand — „zu verschaffen, und ich tat es vor allem, weil ich wußte, daß Sie es verdienen." („Ob er wohl meine Geschichte kennt?" fragte sich Cassio, in dem Bewußtsein, daß er sich im Gefängnis sehr geringe Verdienste erworben hatte.) „Ich verlange keinen Dank und es wäre mir sogar sehr unangenehm, wenn das Gefühl der Dankbarkeit mit im Spiele wäre bei Ihrer Antwort auf das, was ich Sie nun fragen möchte. Ich will zu Ihnen wie zu einem Ehrenmann sprechen.."

„Donnerwetter," dachte sich Cassio, „sollte auch der mich für einen reichen Herrn halten und sich Geld ausleihen wollen?"

„. . . zu einem Ehrenmann und einem freien Mann," fuhr der andere fort, „weil man die Frage, die ich stellen will, nur an Seinesgleichen richten kann. Sie sind nun frei und deshalb Herr darüber, nach Ihrem Gutdünken vorzugehen."

„Sprechen Sie", sagte Cassio mit beinahe schmerzlicher Ungeduld. „Was in meiner Macht steht. . . ."

„Ich weiß nicht, ob es in Ihrer Macht steht; jedenfalls aber . . . ."

„So sprechen Sie doch . . . ."

„Also hören Sie und halten Sie mich nicht für verrückt. Indem ich die Briefe Ihrer Schwester las, erkannte ich in ihr ein so gut edles Wesen, daß ich . . . („Heiliger Gott! Er hat sich in sie verliebt!" schoß es in Cassio auf und es wurde ihm schwarz vor den Augen) . . . daß ich mich in sie verliebte. Lachen Sie mich nicht aus; ich bin noch nicht alt . . . . ."

O! nein! Cassio lachte gar nicht: „Haben Sie ihr geschrieben?" [illegible] er rasch.

„Nein. Werden Sie nicht ungehalten. Das habe ich mir nicht erlaubt. Nur Ihnen gegenüber . . .

„Aber das ist ja unmöglich; es ist seltsam, aber es ist unmöglich!“ murmelte Cassio, wie zu sich selber und schlug mit der Faust auf das Dekret, das sich verbog und zerknitterte.

„Es scheint wirklich unmöglich und doch ist es so; und es ist nicht das erstemal, daß so etwas geschieht. Jedenfalls, Herr Longino, ist mein Antrag ernst gemeint. Kann Ihre Schwester ihn annehmen?“

„Welchen Antrag?“

„Der junge Mann ist ganz verwirrt“, sagte sich der Direktor; „ich habe vielleicht unrecht daran getan, gleich zu ihm zu sprechen; es war zu viel auf einmal.“

„Meinen Heiratsantrag“, fügte er dann laut hinzu.

Cassio antwortete nicht gleich: er machte eine Kraftanstrengung, um wieder die Herrschaft über sich zu erlangen; er sah den Direktor an und fand ihn wieder blaß und leidend und häßlich wie zuvor. Und dies brachte einen Funken von Trost in seine schreckliche Bestürzung: „Sie wird ihn nicht nehmen“, dachte er sich.

„Aber“, fragte er, „haben Sie sich das auch gut überlegt? Haben Sie in meine Heimat geschrieben — Erkundigungen eingezogen? In solchen Fällen .....“

„Ich habe nicht geschrieben: wozu auch? Ich weiß, daß Ihre Schwester eine Dame, daß sie schön, jung und gütig ist; mehr braucht es nicht; Ich stehe so allein .....“

„Sie sind sehr, sehr gütig. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit ausdrücken soll! Fürchten Sie nicht mißverstanden zu werden: ich verstehe Sie ganz gut und bewundere Ihre Seelengröße. Ihr Antrag ehrt uns sehr, und was mich betrifft...., wenn es von mir abhinge .... ich verspreche Ihnen, das Möglichste zu tun .... ich hoffe ....“

Er stand auf, glättete mit den blutlosen Fingern das Dekret, das er nun mit heimlicher Bitterkeit betrachtete; er überragte um Kopfeslänge den Direktor, der auf ihn zukam und ihm dankend die Hand drückte. Dann bat er, man möchte ihn in seine Zelle zurückführen und das Feldbett aufschlagen. Es wurde ihm gewährt und er warf sich stöhnend auf das harte Lager.

Paola war nicht seine Schwester, sondern seine Braut; um ihretwillen hatte er seine Ehre, seine Zukunft geopfert, sich mit seiner Familie überworfen. Sie allein war ihm geblieben und er erfand die fromme Lüge, daß sie seine Schwester sei, um ungeniert an sie schreiben zu können. Und nun sollte er sie verlieren? Er war von nun ab arm und entehrt, und der Andere nahm eine glänzende soziale Stellung ein, war gut und edel. Hatte er das Recht, seiner Paola im Wege zu stehen? Er hatte ihr seine Ehre und fast zwei Jahre der Freiheit geopfert, aber sie hatte es nicht von ihm verlangt und es war ungerecht, daß sie nun mit ihrem ganzen Leben dafür zahlen sollte. Jedenfalls mußte sie selbst darüber entscheiden — und im Grunde fühlte er sich ihrer gewiß — aber es bedrückte ihn, daß er jenen gütigen und edlen Mann betrogen hatte, und ihn noch immer betrog.

„Ich werde ihm alles — auf jede Gefahr hin — gestehen“, sagte er sich nach einigen Stunden des schwersten inneren Kampfes; aber kaum hatte er sich erhoben, so war der gute Vorsatz wie verflogen.

„Nein. Ich werde ihm nichts sagen. Hat er ein Recht darauf, es zu wissen? Nein. Ich werde ihm aus meiner Heimat schreiben. Schließlich hat er mir nur aus egoistischen Gründen Gutes erwiesen. Seine Katzenaugen flößen mir kein Vertrauen ein; er könnte mir nur schaden.“

Aber gleich darauf schämte er sich seines Mißtrauens: „Bin ich am Ende feig?“ stöhnte er und rannte wie ein wildes Tier im Käfig in seiner Zelle hin und her. Am Gitterfenster stehenbleibend, sah er neuerdings die durchsichtigen, weißen Wölkchen, die immer noch am Horizont standen; sie schienen ihm wieder eine Treppe von Alabaster, die zu etwas Reinem, Hohem emporführt, nur waren sie jetzt von der Sonne durchleuchtet und wie mit Silber bekränzt. Cassio heftete die Blicke darauf; ein tiefes Heimweh kam plötzlich über ihn; er wurde weich und mild:

„Ohne den Direktor hätte ich noch lange Jahre hier geschmachtet und wäre daran zugrunde gegangen oder hätte etwas Verzweifeltes angestellt. Ich werde ihm auf jede Gefahr hin die ganze Wahrheit [illegible]!“

Mit Ungeduld erwartete Cassio die Gelegenheit, wieder vor den Direktor [illegible] und als er endlich vor ihm stand, sagte er [illegible]

[illegible]

„[illegible] [illegible] wahrend er den Gegenteil [illegible]

[illegible] möchte ich aber um die Erlaubnis [illegible] Nachsicht meiner [illegible]

[illegible]

[illegible] und Cassio [illegible]:

[illegible]

jährig geworden sei, aber immer noch in grausamster Abhängigkeit von ihrem Onkel lebte, der sie mißhandelte und sich all ihr Gut angeeignet hatte. Er hielt sie sehr kurz, wollte ihr ihr Eigentum nicht herausgeben und schüchterte sie durch Drohungen ein. Gleichwohl gelang es mir, bis zu ihr zu dringen und ich versprach, ihr die Freiheit und das Vermögen zurückzuerobern. „Heirate mich; dann will ich mit dir fliehen“, sagte sie; aber da ich infolge meiner Pläne eine trübe Zukunft voraussah, ging ich nicht darauf ein. Ich brachte sie dazu, sich zu einer befreundeten Familie zu flüchten und als ich sie in Sicherheit wußte, begann ich mein Werk. Und wissen Sie, was ich tat? Sie können sich's wohl schon denken: ich fälschte die Unterschrift des Vormundes und da dieser sehr reich und weithin bekannt war und unbegrenzten Kredit genoß, bekam ich sowohl am Ort wie auswärts viel Geld zusammen. Ich erwarb im Namen des Mädchens Grundbesitz und Wertpapiere und wartete. Beim Fälligwerden der Wechsel kam der Schwindel an den Tag. In meinem naiven Romantizismus hoffte ich, man würde mich für einen Helden ansehen; statt dessen wurde ich verhaftet und verurteilt; mein geringer Besitz ging dahin, meine Familie gab mich auf. Nur das Mädchen hielt zu mir und dieses Mädchen, Herr Direktor, ist Paola.“

Der Direktor schwieg noch immer. Was sollte er auch sagen? Alles, was Cassio ihm da erzählte, klang ebenso unwahrscheinlich, wie seine Geschichte; und doch war es grausame Wahrheit. Cassio schien in seinen Gedanken zu lesen.

„Es klingt sehr seltsam, nicht wahr? Es ist unwahrscheinlich — man kann es kaum glauben.“

„So ist das Leben“, sagte der andere langsam, und starrte hartnäckig auf seine Fingernägel.

„Die Wege des Schicksals sind seltsam und geheimnisvoll.“

„Er hat schon resigniert“, dachte sich Cassio, und wagte eine weitere Bemerkung:

„Das Leben ist oft ein tragischer Roman —.“

Aber das Antlitz des Direktors trug den Ausdruck so tiefen Leidens, daß er plötzlich abbrach. Dann hob er wieder an:

„Ich wollte es Ihnen nur sagen; aber gleichwohl werde ich alles tun, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen.“

„Was sagen Sie da .....?“

„Lassen Sie mich ausreden. Ich war verpflichtet Sie darüber aufzuklären, wie sich die Dinge eigentlich verhalten; aber gleichwohl, weil Sie so gütig gegen mich waren, gebe ich Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß ich mein Möglichstes tun will.“

„Aber was heißt das, was heißt das ....“, wiederholte der andere abwehrend und dabei schien es, als lausche er fernen Stimmen.

„Schließlich hat Paola allein darüber zu entscheiden; ich werde handeln, als wäre ich wirklich ihr Bruder — nichts als ihr Bruder.“

„Aber nein! Aber nein! Das geht doch nicht ...!“

„Wenn Sie es wünschen, schreibe ich ihr noch heute; dann warten wir die Antwort ab; denn — — — vielleicht kehre ich, je nach dieser Antwort, gar nicht mehr in meine Heimat zurück.“

„Was sagen Sie da!“ rief der Direktor mit unsicherer Stimme; die Blicke hielt er noch immer auf seine Nägel gerichtet; dann blickte er auf sie und sah Cassio ins Gesicht:

„Sie werden nicht schreiben. Sie werden in Ihre Heimat zurückkehren und ich beglückwünsche Sie wärmstens — aus vollstem Herzen. Verzeihen Sie — aber wer sollte denken —! Sie haben Recht, das Leben ist ein tragischer Roman.“

Cassio ließ nicht nach: man sollte ihn nur schreiben lassen; er selbst erbat es sich als eine Gunst. Man würde ja sehen. Seine Dankbarkeit war grenzenlos und dies Gebot der Pflicht ging vor. Gewiß würde Paola an der Seite des Direktors viel glücklicher werden als an der seinigen; und ihr Glück mußte er vor allem im Auge haben ....

Der andere hörte ihm geduldig zu; ab und zu blitzte es in seinen Augen auf, aber er blieb unerschütterlich.

„Hören Sie,“ sagte er schließlich, nachdem er Cassio gedankt hatte, „wenn Sie es für Ihre Pflicht halten, dankbar gegen mich und großmütig gegen die junge Dame zu sein, so ist es deren Pflicht, Sie glücklich zu machen und Sie für Ihr Opfer zu belohnen.“

„Dennoch ....“

„Erlauben Sie [illegible] lassen Sie mich aussprechen. Wenn die junge Dame imstande wäre anders zu handeln, dann wäre sie nicht mehr das auserlesene Geschöpf, für das ich sie gehalten und mein Wunsch wäre nicht mehr begründet .... Verstehen Sie mich! Hab' ich recht oder nicht?“

Cassio [illegible] der Direktor trat ans Fenster; ein Strom von [illegible] durchzog die Brust der beiden Männer: Cassio [illegible] Herzens, wie das Glück immer [illegible] der Direktor [illegible] voll Bitterkeit, wie es ihm

---

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XL. Band. Wien, den 13. August 1904. Nummer 515.

Des Namenlosen Namenstag.

Ein Staat ohne Namen, der seinen Namenstag feiert — das ist die seltsame Lage, in der sich Oesterreich am 11. August dieses Jahres befand. Ein Jahrhundert zuvor war durch das Franciscceische Patent vom 11. August 1804 das Kaisertum Oesterreich geschaffen worden, aber es besteht nicht mehr, seit durch das a. h. Handschreiben vom 14. November 1868 der offizielle Staatsname „Oesterreichisch-ungarische Monarchie" eingeführt wurde. Und doch will sich der pietätvolle Volksbrauch sein Kaisertum Oesterreich nicht nehmen lassen. Man hat zwar im allgemeinen bei uns zu Lande sehr wenig historischen Sinn, aber eben deshalb hält man gewisse Titel und Einrichtungen für altersgrau und ehrwürdig, die sehr jungen Ursprungs sind, und knüpft daran allerlei weihevolle Einbildungen und fiktive Erinnerungen. Beim Volke, das in der Schule nur patriotische Geschichten, aber keine Geschichte lernt, wird jeder auf die stärksten Zweifel stoßen, der erzählen wollte, daß Oesterreich erst vor hundert Jahren geboren worden sei; und daß dieser Geburtsakt sich unter sehr peinlichen und häßlichen Umständen vollzogen habe, wird vollends niemand glauben wollen. Es ist aber so.

Oesterreichs äußere und innere Verhältnisse waren nach den Friedensschlüssen von Campo-Formio und Lunéville überaus unsicher und verworren. Selbst Mitglieder des Kaiserhauses, wie die Erzherzoge Karl und Johann, dachten und urteilten recht pessimistisch über die Zukunft des Staates. Es war eine Zeit voll schwerer Sorgen, in der man sich wohl über ganz andere Dinge hätte den Kopf zerbrechen müssen, als über Titel- und Etikettefragen. Dennoch war es eine solche, die die österreichischen Staatsmänner den größten Teil des Jahres 1804 hindurch in Atem hielt. Napoleon sah, nachdem er als Erbe der französischen Revolution deren Sieg über das alte Europa vollendet hatte, den günstigen Augenblick gekommen, die republikanische Staatsform wieder in die monarchische zurückzuverwandeln. Dieser Plan fand an den alten Höfen, besonders aber in Wien, die beifälligste Zustimmung. Man hatte hier den Kampf gegen die Revolution mit den ungeheuersten Opfern geführt und war seelenfroh, die unüberwindliche zuletzt sich selbst überwinden zu sehen. Aber welchen Titel der neue französische Souverän führen solle, das war nun die große Frage. Talleyrand riet zum Königstitel, Napoleon aber begehrte den Kaisertitel. Die Traditionen der Weltherrschaft Karls des Großen zu erneuern, war sein Ehrgeiz, und wer ihm da von bloßem Königtum sprach, konnte den eiteln Cäsar bis zur äußersten Wut reizen. In Wien hatte man einen französischen König mit Freuden gesehen, aber einen Kaiser —! Der Gedanke erfüllte die österreichischen Staats- und Hofmänner mit Schrecken. Man kalkulierte in Frankreich ein erbliches Kaisertum — in Oesterreich hingegen eine nicht erbliche Kaiserwürde, die nur auf der deutschen Wahlkrone beruhte. Dabei war das Deutsche Reich in voller Auflösung begriffen, die Reichskrone, die durch Jahrhunderte fast ohne Unterbrechung beim Hause Oesterreich verblieben, schien also für die Zukunft ein sehr ungewisser Besitz. So könnte dereinst einem französischen Kaiser ein bloßer König von Ungarn und Böhmen gegenüberstehen. Das war einfach undenkbar! Da es aber, wo ein Napoleon forderte und drängte, kein Widerstreben gab, so blieb schließlich nichts übrig, als Erbkaisertum gegen Erbkaisertum zu setzen, das heißt: auch für Oesterreich ein solches zu schaffen. Und nun mußte man sich wohl oder übel auch entschließen, dem territorialen Hausbesitz, dessen Herrscher eine neue Würde empfangen sollte, endlich auch einen Staatsnamen zu geben. Bis dahin hatte es nur ein Haus Oesterreich, keinen Staat Oesterreich gegeben. Dieser wurde jetzt erfunden und mit dem Patent vom 11. August 1804 der Welt vorgestellt. Zuvor mußten aber noch langwierige Verhandlungen mit der französischen Diplomatie abgemacht werden. Ob die beiden Kaiser [illegible]

[illegible]

rung: „die vollkommene Gleichheit des Titels und der erblichen Würde mit den vorzüglichsten europäischen Regenten und Mächten" — Frankreich und Rußland — sollte „behauptet werden". Man beeilte sich aber auch zu versichern, daß die Sache für die inneren Verhältnisse des Reiches ohne alle Bedeutung sei. Die „Königreiche und Provinzen" sollten, so verhieß das Pragmatikalgesetz, „ihre bisherigen Verfassungen, Vorrechte und Verhältnisse unverändert beibehalten". Man besorgte nämlich Widerspruch, und zwar von den Ungarn, deren Oppositionsgeist auch damals am Wiener Hofe gefürchtet war. Durch die mannigfachsten Erklärungen suchte man sie zu beruhigen und von der staatsrechtlichen Harmlosigkeit der Neuerung zu überzeugen. Dies gelang auch über Erwarten gut. Vierundsechzig Jahre später aber mußte das Kaisertum Oesterreich, dessen Geburt anno 1804 in allen Komitaten feierlich kundgemacht worden, auf Verlangen Ungarns aus der Liste der europäischen Staaten wieder gestrichen werden. Es verwandelte sich in eine „Oesterreichisch-ungarische Monarchie", innerhalb deren zwar noch ein Königreich Ungarn, aber kein Kaisertum Oesterreich mehr Platz findet. Nur im Titel des Monarchen lebt dieses als geschichtliche Reminiszenz noch fort: „Kaiser von Oesterreich und apostolischer König von Ungarn". Aber das bedeutet nicht etwa: Kaiser der diesseitigen und König der jenseitigen Reichshälfte; denn Oesterreich ist überhaupt kein offizieller Staatsname mehr, weder für das Ganze, noch für die Hälfte. Was diesseits der Leitha liegt, heißt abgekürzt: Zisleithanien, pleno titulo: „Die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder." Wir haben also eine österreichisch-ungarische Monarchie, deren einer Teil zwar Ungarn, deren anderer Teil aber nicht Oesterreich heißt. Wir haben einen Kaiser von Oesterreich, obwohl niemand sagen kann, auf welches Territorium sich dieser Titel bezieht. Wir haben einen Monarchen, der in Ungarn nur König, in „Oesterreich" — man entschuldige unser Festhalten am Sprachgebrauch — nur Kaiser genannt wird, obwohl doch in unserem Reichsrat nur „Königreiche und Länder" vertreten sind. Wir haben staatliche Aemter, die jenseits der Leitha „königlich ungarisch", diesseits aber nicht etwa „kaiserlich österreichisch", sondern „kaiserlich-königlich" genannt werden — Gott weiß, warum. Und schließlich begehen wir pietätvoll das hundertjährige Jubiläum des Kaisertums Oesterreich, das seit 36 Jahren nicht mehr existiert. Ein Namenloser, der seinen Namenstag feiert! Wie viel politisches Elend birgt sich hinter diesem grotesken Scherz.

E. W.

Alt-Marokko.

Die Hochflächen, die sich vom Atlasgebirge nördlich nach dem Mittelmeere zu, südlich hin nach der großen Sahara erstrecken, haben zu einer Zeit, aus der uns Schriftzeichen keine Kunde geben, eine Bevölkerung gehabt, die Riesensteindenkmäler aufgerichtet hat, wie wir solche an verschiedenen Stellen der Erde in überraschend ähnlicher Weise finden, in Aegypten, in Norddeutschland, der französischen Bretagne, in England und Norwegen. In einer Höhle am Kap Spartel fand der Reisende Tissot gut geformte, steinerne Pfeilspitzen. Die Dolmen, die über den Grabstätten errichtet wurden, und die in großer Anzahl, ebenso wie Steinpfeilerreihen, sich vorfinden, bilden meist, aus gewaltigen Blöcken erbaut, ein Trapez. Beim Dorfe Mzorah (Msara), unweit der Stadt Arsila (Colonia Julia Constantia Zilis der Römer), finden sich Riesendenkmäler von besonderem Umfange. Den Mittelpunkt bildet ein kleiner Hügel, 15 Fuß hoch. Rings um diesen ist ein Kreis von 77 Steinpfeilern erbaut, von denen etliche an 20 Fuß hoch sind. Die Anlage erinnert an den berühmten Steinkreis von Stonehenge in England. Noch andere solche Steindenkmäler [illegible] in der Nähe dieses Mzorah, wo sich in grauer Vorzeit ein Mittelpunkt des Gottesdienstes jenes Stammes befunden haben mag, der diese Steinmonumente aufrichtete. M'sara nennen noch heute einige Berberstämme [illegible] Steindenkmäler, wie man sie in Tunis, Algier, Marokko noch [illegible]

Sind die Berber, die heute noch jene Länder bewohnen, [illegible]

auch heute noch baskisch spricht. Von jenen spanischen und südfranzösischen Küsten haben in alter Zeit Beziehungen stattgefunden, die südlich bis an Marokkos Gestade, und nordwärts bis nach Irland reichten; wo zur Zeit noch Familien leben, die mit ihren Verwandten im Baskenland in Verbindung stehen. Aber, wie jene Steindenkmäler keine Schriftzeichen aufweisen, so hat das rätselhafte Baskenvolk es versäumt, seine in so uralte Zeiten hinaufreichende Geschichte zu schreiben und wir wissen von dieser sonst nichts.

Dunkel ist uns auch die Vorgeschichte Marokkos bis in die neuere Zeit. Mauretania oder Maurusia, wie die Griechen es nannten, erscheint in der römischen Geschichte erst im Krieg mit Jugurtha (110 bis 106 v. Chr.) der König der Mauri, Bocchus — offenbar der Königstitel — lieferte seinen Schwiegersohn Jugurtha den Römern aus. Dafür erhielt er den größten Teil des heutigen Algerien. Die Dynastie der Bocchus starb im Jahre 25 v. Chr. aus und Augustus gab das Land an König Juba II. von Numidien zugleich mit Westnumidien, vom Flusse Mulucha zum Flusse Ampsaga. Das Gebiet hieß fortan Mauretania Caesariensis und das ehemalige Mauretania erhielt den Beinamen Tingitana. Unter Kaiser Claudius 42 v. Chr. wurde Mauretania gänzlich eine römische Provinz.

Römisches Leben breitete sich bald in der neuen Provinz aus. Römerstraßen führen nach Mekinäs, von Asila nach Rabat und durchqueren das Land. Die fruchtbare, weite Hochfläche, deren Mittelpunkt heute die Stadt Marokko bildet, hat aber den Römern nie gehört und auch die kriegerischen Stämme am Südabhang des Atlas, die dattelbauenden Gätuler, wohl Verwandte der Berber, machten den Römern nur zu schaffen. Im Norden des Landes aber galt römische Sitte und römische Sprache, die sich schnell ausbreiteten. Eine ganze Anzahl von Kolonien bildete den Stützpunkt der Römermacht. Am bekanntesten und wichtigsten war Tingis, das heutige Tanger. Zu seinem Bezirke gehörte Russadir, heute Melilla. Südlich von Tanger an der Atlantischen Küste lag Colonia Julia Constantia Zilis — heute Asila. Larasch hat phönikische und römische Ruinen. An der Mündung des Bu Rakrak liegt Salat (Salli), auf dem südlichen Ufer der bekannte Hafen Robot und Schella — Sella bei Leo Africanus. Dieser erwähnt noch ganz im Süden am Wadi Gas eine Stadt Massa, wo noch ein römisches Kastell vorhanden ist. Im Innern lagen Volubilis — bei Kasr Faraun (Pharao-Schloß). Der Wall, von dem mehrere runde Türme erhalten sind, war 12.000 Fuß lang. Die vier Tore sind noch erkennbar, ebenso der Triumphbogen, der 216 für Caracalla und Julia Domna errichtet worden war. Aus den Steinen von Volubilis ist zwar zum großen Teile die Stadt Mekinäs erbaut. Bei Sidi Ali bei Dschenun lag Banasa, auch Valentia und Colonia Aelia genannt, bei Sidi Ali bu Hamed stand Thamusida. Unweit von Volubilis sind die Reste des alten Lixus (bei Strabo Trinx), wo sich phönikische mit römischen Ruinen vermengen. Jol Caesarea war die Hauptstadt von Juba II. — heute Scherschel.

Von der hohen Blüte und der Bevölkerungszahl zu jener Zeit zeugt die Tatsache, daß bis zum Einfall der Vandalen (429 n. Chr.) Mauretania 170 Bischofssitze zählte. Später erreichte das Land noch einmal unter der Dynastie der Almoraviden und Almohaden eine hohe Blüte. Seit dem Ende des XIII. Jahrhunderts aber sinkt Marokko herab und ist nun schon seit Jahrhunderten in einem Zustand des tiefsten Verfalles. Die jüngsten Ereignisse, die Grenzvorgänge in Algerien, die Marokko-Konvention zwischen Frankreich und England, lassen die Zukunft des Landes bereits erkennen. Frankreich schickt sich an, das Erbe des Römerreiches in Nordafrika mit starker Hand zu erfassen. Am Ende dieses Jahrhunderts wird Marokko als ein selbständiger Staat längst zu bestehen aufgehört haben; die Trikolore Frankreichs wird neben dem Palaste der Sultane wehen, die gefügige Vasallen sein werden. Französische Eisenbahnen werden, wie einst die großen Römerstraßen, das Land durchqueren. Bis in die große Sandwüste hinein werden die kulturbringenden Schienenstränge reichen und unter den Limonenbäumen und den Dattelpalmen der Oasen werden die Kinder französischer Ansiedler ihre Reigenlieder singen. Dann wird für das alte Mauretania abermals eine Blütezeit gekommen sein.

München. Dr. R. A. Koernig.

Ueber die soziale Bedeutung des Tierschutzes.

Schafft erst die Menschenquälerei aus der Welt und dann kümmert euch um den Tierschutz! Das ist ein Wort, das jeder von uns oft gehört hat, wenn es ihm in den Sinn kam, sich zum Anwalt unserer [illegible] Mitgeschöpfe aufzuwerfen. Gegenüber der ungeheuren [illegible] Qual, die der Mensch dem Menschen schafft, erscheint es [illegible] Beginnen, sich um die Tiere zu kümmern, als [illegible] Erkenntnis des Einen, was not tut, eine Sorge ums Nebensächliche gegenüber dem Hauptsächlichen. Auf diesen Einwand ließe sich mancherlei entgegnen. Zunächst, daß es im Grunde nicht darauf ankommt, von [illegible] die Qual empfunden wird, sondern auf die Summe der empfundenen Qual, daß das Erbarmen [illegible] [illegible] [illegible] ausgestattet sind, hinfindet zur stumpfen, halb unbewußten Not des Ackerknechtes, den der Frost plagt und die Sonnenglut, dumpfe Erinnerung und dumpfe Erwartung einer endlosen Kette von Arbeit und Entbehrung, auch noch weiter herabsteigen muß bis zur Qual des Tieres, die noch dämmeriger ist, fast ohne Rückblick und ohne Voraussicht, aber doch immer Qual. Wir können nicht sagen: bis zu diesem oder jenem Intensitätsgrade ist der Schmerz bemitleidenswert, darunter höre das Mitleid auf. Ferner ließe sich erwidern, daß uns nicht eines, sondern sehr vieles not tut, daß nützliche Arbeit hier getan werden kann und dort, daß das Abwälzen des Leidens von dem höher organisierten auf das niedriger organisierte Geschöpf als eine „Ersparnis" an Schmerz zu begrüßen ist, daß aber auch das niedriger organisierte auf unser tätiges Erbarmen Anspruch hat. Auf diese und ähnliche Seiten der Frage möchte ich hier nicht eingehen. Es ließe sich wohl auch wenig darüber sagen, was nicht, je nach dem Standpunkte des Hörers, selbstverständlich oder unverständlich wäre. Sehen wir aber von dem individuellen Gefühl des Mitleids ab, mit dem man schließlich so wenig rechten kann, wie mit dem individuellen Gefühl von Hitze und Kälte, so hat doch die Frage des Tierschutzes eine Seite, von der aus betrachtet sie nicht als Gefühlssache erscheint und ihre Berechtigung beweist, ohne alle ethischen Postulate, lediglich im Hinblick auf ein gesellschaftliches Interesse.

Es ist klar, daß dem Tierschutze nur soziale Bedeutung zugesprochen werden kann, wenn unsere Behandlung der Tiere in irgend einer Weise die Beziehung von Mensch zu Mensch beeinflußt. Für diesen Einfluß ist es nicht schwer, Beweise beizubringen. Einzig von diesem Gesichtspunkte aus fällt die Tierquälerei in den Bereich des Rechtes, das sich nicht zum Anwalt des Tieres aufwerfen kann, wie es die Sittenlehre tut, sondern durch das Verbot der Tiermißhandlung ein tatsächliches oder vermeintliches Interesse des Menschen schützt. So gehört nach dem deutschen Strafrechte die Oeffentlichkeit der Handlung und die Erregung des Aergernisses zum gesetzlichen Tatbestande — nicht die Handlung als solche, sondern nur soweit sie Zeugen hat und durch ihre Wirkung auf diese Zeugen ist Gegenstand des Rechtes, mit anderen Worten: die soziale Seite der Handlung. Nun hat aber der Tierschutz noch eine andere soziale Seite, die sich nicht aus dem Rechte des Individuums ableitet, von dem Anblick von Szenen befreit zu bleiben, die sein Gefühl verletzen, sondern aus dem Interesse der Gesellschaft, die Ursachen der Verrohung zu beschränken. Von diesem Gesichtspunkte aus bildet gerade die Abwesenheit des Aergernisses den antisozialen Charakter der Handlung, denn sie verroht nur den, den sie nicht verletzt. Auf diese Seite der sozialen Bedeutung des Tierschutzes möchte ich im folgenden die Aufmerksamkeit des Lesers lenken.

Ist die Ansicht berechtigt, daß der Anblick der Tierquälerei und die Gewöhnung an sie geeignet sind, den Menschen auch in seinen Beziehungen zu seinesgleichen zu verrohen? Diese Frage ist schwer auf Grund von Tatsachenmaterial zu beantworten. Daß Länder mit allgemein niedriger Gesittung sich großer Roheit gegen Tiere schuldig machen, belehrt uns nicht über die ursächliche Beziehung zwischen beiden Erscheinungen; die Menschen sind dort roh gegeneinander und roh gegen Tiere, welchen Teil hat aber die Roheit gegen Tiere an der Unterhaltung der allgemeinen Roheit? Wenn man voraussetzt — und ich glaube, daß die Wenigsten geneigt sein dürften, diese Voraussetzung anzugreifen — daß das Beispiel überhaupt imstande sei, unser gemütliches und sittliches Leben zu beeinflussen, so fällt diese Frage zusammen mit der nach der individuellen und sozialen Beziehung zwischen Menschen- und Tierquälerei. Sollte etwa beiden in gleichem Maße ein verrohender Einfluß zukommen, so hätte zweifellos am Wacherhalten und Mehren der Roheit die Grausamkeit gegen Tiere einen größeren Anteil, da das Tier infolge seiner mehr oder weniger vollständigen Hilflosigkeit öfter Gelegenheit bietet, den brutalen Instinkten freien Lauf zu lassen.

Sind Roheit gegen den Menschen und Roheit gegen das Tier ein und derselben Wurzel entsprungen, so müßten beide sich mehr oder weniger gleichzeitig modifizieren und jede Hebung und Senkung des allgemeinen Standes der Gesittung müßte in beiden zum Ausdruck kommen. Die meisten werden geneigt sein, dies anzunehmen und ein Blick auf den hohen Prozentsatz von Rohheitsverbrechen in den Ländern die vor allem in dem Rufe der Tierquälerei stehen, in Italien, Spanien und Irland, scheint diese Ansicht zu stützen. Sind diese Länder wirklich so roh, wie sie den gegen das Tier weniger rohen Nationen erscheinen müssen? In Bezug auf das Land, das allen andern Ländern an Grausamkeit gegen das Tier den Rang abläuft, auf Italien, möchte ich diese Frage verneinen und kein Hinweis auf die hohe Zahl der Verbrechen gegen das Leben und andere Zeugnisse der Roheit scheint mir geeignet, das Gegenteil zu erhärten. Unter den Verbrechen gegen das Leben bilden die unter dem Einflusse der Leidenschaft vollbrachten einen viel größeren Bruchteil als in anderen Ländern, haben also mit Roheit nichts zu schaffen, ob auch in ihnen ein niedriger Entwicklungsgrad zum Ausdruck kommt. Vor allem aber ist es eine Eigenschaft der [illegible] einen verbreiteten Hang der [illegible] Liebe für kleine [illegible] nationale Eigenschaft nennen kann [illegible] Befehle seiner Gefährten

eine in seinen Stall verirrte Schwalbe solange mit der Peitsche hin- und herscheucht, bis sie ermattet herunterfällt, um sie dann, vielleicht nach langem Ansehen und Quälen, zu töten und zum Braten nach Hause zu bringen, nimmt den schreienden Säugling der Nachbarin nicht nur geduldig, sondern freudig in seine Hut, geht mit ihm so zart und sorgsam wie eine junge Mutter um, findet an ihm, und sei er noch so sehr aller Reize bar, alle möglichen Vorzüge und Niedlichkeiten heraus. Wo immer man Gelegenheit hat, Leute aus dem Volke zu beobachten, bei öffentlichen Festen, in den Wartesälen oder Waggons dritter Klasse, immer wird der Ausländer betroffen durch das allgemeine Interesse, das den kleinen Kindern entgegengebracht wird. Nicht selten sieht man Arbeiter, Soldaten, Briefträger stundenlang fremde Babys, die den bescheidensten Anforderungen an Appetitlichkeit nicht genügen, mit rührender Sorgfalt warten. Daß es sich dabei nicht um Spielerei und Affenliebe handelt, wird auch durch die günstigen Resultate bewiesen, die das Ziehkinderwesen in Italien trotz des großen materiellen Elends liefert.

Es mag sich hier um ein Gefühl handeln, das auf der Stufenleiter der sittlichen Gefühle sehr tief steht, um eine Verbreitung und Vertiefung des rein animalischen Mutterinstinkts, — wofür auch die Tatsache spricht, daß es mit der Hilflosigkeit der Kinder abnimmt — aber auf alle Fälle ist es mit jener Herzensroheit unvereinbar, die man den Italienern nach ihrem Benehmen gegen Tiere zuschreiben könnte. In Italien braucht man nur mit offenen Augen durch die Straßen zu gehen, um sich zu überzeugen, daß hier die Grausamkeit gegen das Tier und gegen den Menschen nicht zwei Erscheinungsformen ein und derselben Sache sind.

So befremdend uns auch das Nebeneinanderbestehen dieser liebevollen Sorgfalt und abstoßenden Roheit erscheint, so genügt doch ein Blick auf die geschichtliche und individuelle Entwicklung, um sie zu erklären. Mitleid gegen das Tier gehört keineswegs zu den primitiven moralischen Gefühlen, während die Liebe zur Nachkommenschaft, als eine Bedingung der Arterhaltung, einen Grundstein des ganzen Gebäudes bildet. In der Geschichte Europas[1]) hat die Sorge für das Tier erst sehr spät in Gesetzen und Institutionen Spuren hinterlassen.[2]) Wohl haben schon Plato und die Stoiker Pflichten der Menschen gegen das Tier gelehrt, aber von der Anerkennung einer ethischen Forderung im Kopfe eines über seine Zeit herausragenden Denkers bis zur Bildung eines ihr entsprechenden Gefühles in der Masse ist ein so weiter Weg, daß 2000 Jahre nicht hinreichten, ihn ganz zu machen. Man vergegenwärtige sich den großen Abstand, in dem die Bestimmungen über den Tierschutz anderen humanen Gesetzen, etwa der Milderung des Strafverfahrens, folgen, so sieht man, wie sehr die Sorge für das Tier ein Spätling des moralischen Gefühles ist. Und dabei ist noch zu beachten, daß den Modifikationen der strafrechtlichen Prozedur — einem Stück Ueberlieferung, das innig mit dem Volksleben verwachsen war — Modifikationen des Gesittungsniveaus voraus gingen, während die Bestimmungen über den Tierschutz so weit entfernt sind, Ausdruck der öffentlichen Meinung zu sein, daß auch in Ländern hoher Gesittung Unsitten fortleben, deren greller Widerspruch zum Gesetze vom Volke nicht empfunden wird.[3]) Auch in der individuellen Entwicklung ist das Mitleid gegen das Tier erst Folge der Reflexion oder der Erziehung. Ich möchte behaupten, daß nie bei einem Kinde intuitives Erbarmen mit dem Tiere beobachtet wurde, während man häufig Zeuge sein kann von spontanen Beweisen des Mitgefühles gegen Menschen, die einfach deshalb nicht als anerzogen gelten können, weil das Kind noch gar nicht dem Werkzeuge der Erziehung, der Sprache, zugänglich ist. Die Gleichheit im Ausdruck der Gemütsbewegung ist hier die Brücke des Mitgefühles.

Und diese Brücke können wir nicht missen. Stets ist es die Gleichheit im Wesen und in der Lage, die das Mitgefühl vermittelt, ja, geradezu seine Bedingung ist. Je primitiver das Seelenleben, um so handgreiflicher muß diese Gleichheit sein, je niedriger die Entwicklungsstufe, um so mehr muß das tat twam asi der Inder materielle Wahrheit haben, um so näher, um so verwandter muß das Leid und der Leidende uns sein, damit sein Schmerz auf uns übergeleitet werden könne. Und die Entwicklung der Erkenntnis, die uns täglich zwingt, qualitative Wertunterschiede gegen quantitative einzutauschen, stellt die Grenzen, innerhalb derer sich unser Mitgefühl bewegen kann, immer weiter hinaus. „Haben wir eine größere Sensibilität als unsere Väter?" sagt Tocqueville, „ich weiß es nicht, aber sicher entfaltet sie sich auf eine größere Zahl von Gegenständen."[4]) Daß diese Sensibilität, die zuerst nur den Nächststehenden, vielleicht nur das eigene Fleisch und Blut einschloß, dann langsam über den Clan, die Gemeinde hinausging, und noch heute über die Grenze der Klasse und der Nation stolpert, wohl zu allerletzt über die Gattung hinausreichen konnte, darf uns nicht verwundern. Die Analogie in der Lage des Kindes und des Tieres, die gänzliche Hilflosigkeit, mit der beide in des Menschen Hand gegeben sind, rückt die ethische Wertung der Handlungsweise in unserem Kopfe ziemlich nahe: der Pfad, der sie in unserem Gefühl und Denken verbindet, besteht aber für den primitiven Menschen nicht, sondern nur die weite Strecke, die auf dem Wege der Entwicklung zwischen ihnen liegt.

So führt uns dieses Suchen nach einer Erklärung für eine auf den ersten Blick befremdende Erscheinung auf unser allgemeines Thema zurück: Die Beziehung zwischen der Grausamkeit gegen Menschen und der gegen Tiere wechselt mit dem Stande der Erkenntnis. Für den Italiener ist das Tier ein out law, ein außerhalb des Bereichs seines Gefühles und seiner sittlichen Verpflichtungen lebendes Wesen, wie es der Angehörige eines fremden Stammes für den Wilden ist. Daher gibt in Nord- und Mitteleuropa das Verhalten gegen das Tier einen Maßstab der allgemeinen Gesittung und wer dort ein Tier quält, ist zweifellos als Mitglied der menschlichen Gesellschaft mit weit größerem Argwohn zu betrachten als der Tierschinder im Süden. Dank einer Reihe von intellektuellen und sittlichen Einflüssen, die sich zum Teil in historische und wirtschaftliche auflösen ließen, besteht in den nördlichen Ländern eine Gleichheit des Niveaus zwischen beiden Erscheinungen, die sich in Italien, wo es an „kommunizierenden Röhren" zwischen ihnen fehlt, nicht herstellen kann.

Aber heißt das nicht mit anderen Worten: Wo die Tierquälerei am schlimmsten ist, ist ihre soziale Bedeutung am geringsten? Ich glaube, rein theoretisch betrachtet, kommt man um diese Schlußfolgerung nicht herum. Denn nur soweit die Handlungsweise gegen Menschen der gegen Tiere psychologisch verwandt ist, soweit sie gleichen oder ähnlichen Ursprungs ist, kann sie soziale Berührungspunkte, gleiche oder ähnliche Wirkungen haben. Der Anblick von Leiden zu dem mein Mitgefühl keinen Weg weiß, kann dieses Mitgefühl nicht abstumpfen: unbewußte, nicht als solche erkannte und empfundene Tierquälerei ist keine Quelle der gesellschaftlichen Verrohung, so wenig es etwa die Beziehungen der Menschen zur Pflanzenwelt sein könnten. Freilich hat die Richtigkeit dieses Satzes eine Voraussetzung, die im praktischen Leben nie erfüllt werden kann: die völlige Homogenität der Gesittung in einer Gesellschaft. Wenn eine Menschengruppe existierte, die jeden Mitgefühles und folglich auch jeder sich darauf aufbauenden sittlichen Verpflichtung gegen die Tierwelt bar wäre, so könnten in ihr neben der infamsten Grausamkeit gegen das Tier und unbeeinflußt von dieser die größte Milde und Sanftmut im menschlichen Verkehre herrschen. Spontan kann man sich einen solchen Zustand wohl kaum entstanden denken, da die geschichtliche Ausdehnung des Sensibilitätsbereiches sich allmählich vollzogen hat und vollzieht, da auch diese Erschließung neuer Gebiete ihre Pfadfinder und ihre Nachzügler gehabt haben muß. Künstlich entstanden kann man etwas Aehnliches in manchen italienischen Familien sehen, wo sich unter dem Einflusse der katholischen Lehre, daß das Tier keine Seele habe, eine künstliche Obliteration des Mitempfindens für das Tier gebildet hat. In größeren Gruppen ist aber, sobald ein gewisser Grad an Sensibilität erreicht ist, dies willkürliche Unterbinden eines Gefäßstammes, die künstliche Atrophie einer Empfindungssphäre auf die Dauer unmöglich. Heute hat die Erkenntnis dem Mitgefühl ein Feld geöffnet, unabhängig von irgend welcher menschlicher Absicht, das ihr ohne Veränderung unseres Erkenntnisstandes absolut nicht wieder geschlossen werden kann. Und tatsächlich finden wir heute Mitleid mit dem Tiere und eine darauf basierende Verpflichtung gegen es in einem größeren oder geringeren Bruchteil der Gesellschaft, wir finden es teils spontan aus den neuen Erkenntniselementen sich bildend, teils anerzogen. Wo es aber besteht, ist es unzertrennbar mit der Gesamtheit unserer sozialen Gefühle verbunden und seiner Abstumpfung entspricht eine Abstumpfung des humanitären Empfindens im allgemeinen. Und so bildet denn die Brutalität gegen das Tier einen sittlichen Infektionsherd, einen beständigen Quell der Verrohung und von jetzt an rächt sich das gequälte Tier am Menschen. Der primitive Mensch war gefeit gegen diese Ansteckung, heute sind wir es nicht mehr. Wie der beständige Anblick der Roheit gegen Menschen namentlich die Jugend verroht, so auch der der Roheit gegen das Tier und hier ist die Roheit, die nicht weiß, was sie tut, der bewußten und raffinierten Grausamkeit gleich zu setzen, etwa wie die verbrecherische Handlung der Irren an antisozialer Wirkung der des Verbrechens gleichkommt. Auf einer gewissen Stufe intellektuell sittlicher Entwicklung gewinnt so die Frage des Tierschutzes soziale Bedeutung.

Hier liegt nun ein Einwand sehr nahe: gesetzt, der wäre richtig so ständen wir vor dem Paradoxon, daß eine Hebung der Erkenntnis

[illegible]

verbetener [illegible]

[4]) De la démocratie en A[illegible]

Man lese auch dort die zwei Bände [illegible]

und Gesittung, eine Verbreiterung der sogenannten humanitären Gefühle eine Quelle der Verrohung würde und man brauchte nur dieser Verbreiterung Einhalt zu tun, um der Frage des Tierschutzes jede Beziehung auf das Gesellschaftsleben zu nehmen. Nun, so absurd das auch scheint, so kommt darin doch nichts anderes zum Ausdruck als ein allgemeines Gesetz der Entwicklung, wonach die Daseinsbedingungen des höher organisierten Gebildes komplizierter sind als die des niederen und die Chancen seines Untergangs im Verhältnis zu seiner Vervollkommnung wachsen. Absurd mag das sein, es ist absurd, aber wer heißt uns Naturprozesse nach unseren Zweckmäßigkeitsbegriffen etiketlieren? Wir brauchen nicht weit zu suchen, um analoge Fälle vor Augen zu haben. So ist die Individualisierung des Geschlechtstriebes Folge und Hebel höherer Entwicklung, gleichzeitig aber vermindert sie die Wahrscheinlichkeit der am weitesten individualisierten Individuen, die ihnen entsprechende Ergänzung zu finden und setzt so die im Sinne der Gattung Wertvollsten in die ungünstigsten Fortpflanzungsbedingungen. Man reduziere die Liebe wieder auf den Geschlechtstrieb und das physische und psychische Elend, das ihre Verletzung in die Welt bringt, all die zahllosen Ursachen der leiblichen und sittlichen Entartung, die ganze traurige Welt der Schuld, die heimgesucht wird bis ins tausendste Glied, wird mit einem Schlage verschwinden.

So wenig man aber hier das Zusammengesetzte auf das Einfache zurückführen kann, so wenig ist es möglich, der Ausdehnung unseres Mitempfindens Einhalt zu tun. Sie ist ein Ergebnis unserer Erkenntnis, ein notwendiges Ergebnis, mit dem wir uns abfinden müssen. So weit sie als unmittelbare Ursache die moralische Erziehung hat, könnte man auf sie einwirken — eine Mutter könnte z. B. sagen: ich will nicht, daß in meinem Kinde das Mitgefühl für die Tiere geweckt werde, um es nicht den häufigen seelischen Verletzungen auszusetzen, die dem Mitfühlenden unvermeidlich sind. Sie kann aber nicht hindern, daß die elementarste Belehrung über Physiologie und Anatomie das von ihr Versäumte nachholt, wenn die Veranlagung des Kindes es überhaupt humanen Einflüssen zugänglich macht. Man kann heute nicht mehr lehren, daß der Mensch Sinn und Zweck der Welt sei, daß der liebe Gott die Tiere geschaffen habe, damit wir uns nach Herzenslust satt essen, kleiden, schmücken und es uns auf der Erde bequem machen können. Die Wissenschaft hat uns ein Band zwischen uns und den nieder organisierten Geschöpfen erkennen lassen, das unsere gemütliche und sittliche Stellung zu ihnen notwendig beeinflußt. Sie macht den Grausamen nicht milde, aber sie öffnet dem Gedankenlosen die Augen, sie säet nicht Erbarmen, sondern nur die Erkenntnis, aus der das Erbarmen wachsen kann. Und wo sie so nicht dem Erbarmen, nur einer klaren bewußten Grausamkeit den Boden bereitet, da brandmarkt sie sie auch als ein antisoziales Element. Wir haben in den Handlungen der Roheit gegen die Tiere Herde moralischer Krankheit, an deren Beschränkung und schließlichen Zerstörung Haus, Schule und — Strafrecht zu arbeiten haben, deren Ausscheidung um so notwendiger wird, je mehr die Masse teil hat am Erkenntnisschatze der Menschheit: die soziale Bedeutung des Tierschutzes wächst mit der intellektuell-sittlichen Entwicklung, mit der, man gestatte das Wort, sensiblen Assimilationsfähigkeit des Menschen.

Rom. Oda Olberg

Die wirtschaftlichen und geistigen Fortschritte der Letten.

I.

Es sind noch nicht hundert Jahre her, daß die Letten Leibeigene ihrer deutschen Herren waren. Um 1200 kolonisierten die deutschen Schwertritter den baltischen Strand, unterjochten die eingeborenen Völkerschaften, vernichteten ihre eigenartigen Kulturanfänge, bekehrten sie mit Feuer und Schwert zum Christentum und eigneten sich nach und nach ihren Grund und Boden an. Nach dem Verfalle des Schwertbrüderordens im Jahre 1561 blieb die deutsche Herrschaft, trotz des mehrmaligen Wechsels der Oberherren, in den inneren Angelegenheiten der Ostseeprovinzen fast bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts bestehen. In allen Behörden und Schulen [illegible] der um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts emportauchenden [illegible] herrschte die deutsche Sprache; alle öffentlichen Aemter waren von Deutschen besetzt; das Deutsche war die einzige Verkehrssprache der Gebildeten; die Städte waren durchwegs deutsch; auf dem Lande waren die Gutsherren und Prediger, zum Teil auch die Lehrer, Schreiber und Handwerker deutsch. Nur die bäuerliche Land[illegible] die Bauern der Ostseeprovinzen im Estland und [illegible] Livland waren es die Esten, im Süden [illegible] und in Kurland die Letten. Das Lettische war einzig und allein die Sprache der Bauern. Nur noch in der Kirche fand [illegible]

[illegible] Das erste lettische Buch [illegible]

[illegible]

[illegible]

achtzehnten Jahrhunderts. Die lettisch schreibenden Schriftsteller waren aber noch immer Deutsche.

Im neunzehnten Jahrhundert änderte sich die Lage der Letten. Die den Westen Europas erschütternden Ideen der Aufklärung, Freiheit und Humanität hatten auch in den oberen Gesellschaftsklassen der baltischen Provinzen ihre Vertreter gefunden. Für die Aufklärung der Letten wirkte mit Feuereifer der kurländische Pastor Gotthard Friedrich Stender (1714 bis 1796), der im Ausland seine Bildung genossen, daselbst auch einige Stellen bekleidet hatte und mit den ersten Männern seiner Zeit in Berührung gekommen war. Er war es, der die ersten Bücher weltlichen Inhalts für die Letten verfaßte und mit Erfolg im Volke verbreitete. Als der Freiheitsapostel der Letten gilt der livländische Pastorssohn Garlieb Merkel, der in seinen Schriften, von denen besonders „Die Letten" (1796) und „Die Vorzeit Livlands" (1797 und 1798) hervorzuheben sind, den rechtlosen und jammervollen Zustand der Letten grell beleuchtete und dadurch maßgebende Kreise beeinflußte. Die Leibeigenschaft wurde 1817 in Kurland und 1819 in Livland durch Alexander I. aufgehoben; die Letten gelangten aber dadurch noch nicht zur vollständigen Freiheit. Die Naturalwirtschaft dauerte fort: die Bauern hatten noch weiter bei den deutschen Gutsherren ihre Frohndienste zu leisten. Zwar wurden Bauerngemeinden gegründet, welchen aus der Mitte der Gemeindeglieder gewählte Richter vorstanden; die letzteren waren aber in jeder Beziehung von dem Gutsherrn abhängig. In wirtschaftlicher Hinsicht ging man allmählich zum Geldpachtsystem über, welches um die Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht zur vollständigen Herrschaft gekommen war. Zum vollen Eigentum konnten die Bauern ihr Land noch nicht erwerben. In Kurland stand das Recht, Grund und Boden auf dem Lande zu besitzen, bis 1860 nur dem Landesherrn und dem einheimischen Adel zu. Da erfolgte die Agrargesetzgebung, welche den Uebergang der Gesinde in das Eigentum der Bauern ermöglichte. Durch die Bauernverordnung von 1866 wurde die Selbstverwaltung der Bauerngemeinden gegründet. Somit war der Boden zu einer vollständigen Emanzipation der Letten von den Deutschen geschaffen.

Die Letten fühlten sich jetzt als Glieder eines lebens- und entwicklungsfähigen Volkes; das erwachende Nationalbewußtsein spiegelte ihnen eine glorreiche Zukunft vor. Der neue Rechtszustand entfesselte die persönliche Initiative auf allen Gebieten. Ein Teil der Landwirte schritt sofort zum Ankauf des von demselben bearbeiteten Bodens. Von der Dreifelderwirtschaft ging man allmählich zum intensiven Ackerbausystem über. Für die selbständig gewordenen Gemeinden mußten Gemeindehäuser gebaut, für die Jugend Volksschulen errichtet werden. Der Schulbesuch wurde für ein jedes Kind obligatorisch. Es konnte nun nicht ausbleiben, daß die Grenzen, in denen bis jetzt das lettische Volk eingeengt war und die der Bauernstand bestimmte, überschritten wurden. In den Fünfzigerjahren sagte sich eine Anzahl lettischer Studenten in Dorpat von ihren deutschen Heimatgenossen los, um ihre Nationalität zu pflegen, um sich mit dem Studium ihrer Sprache und der Aufklärung ihrer Stammesbrüder zu befassen. Bald wirkten unter den Letten als Rechtsanwälte, Aerzte, Seelsorger ihre eigenen Volksgenossen. Die mit Hochschulbildung ausgestatteten Letten sind jetzt nach Tausenden zu zählen. Das am Riga'schen lettischen Verein besonders durch Ablösung der Neujahrsvisiten gebildete Kapital zur Unterstützung unbemittelter lettischer Studenten beträgt rund 32.000 Rubel. Die im Jahre 1904 zur Unterstützung der Studierenden verausgabte Summe beläuft sich auf 4000 Rubel.

Als die Letten jetzt zu allen Berufszweigen Zutritt hatten, versuchten sie auf allen wirtschaftlichen Gebieten ihr Glück. Ihre natürliche Lage lud sie zur Schiffahrt ein. Durch die Anregung Christian Waldemars, des tüchtigsten Beförderers aller lettisch-nationalen Bestrebungen, wurde an der Küste des baltischen Meeres eine Anzahl Navigationsschulen gegründet. Es wurde dadurch den Letten die Möglichkeit geboten, sich zu Seefahrern auszubilden und ihr Kapital in eigengebauten und -geleiteten Schiffen anzulegen. Im Besitze der Letten sind gegenwärtig etwa 340 Schiffe für weite Fahrten und 250 Schiffe für Strandfahrten deren Wert auf acht Millionen Rubel veranschlagt wird.

Durch die verschiedensten Erwerbsquellen bereichert, konnten die Letten daran denken, in ihrer Heimat desto fester Wurzel zu fassen. Sie eigneten sich nicht allein das Bauernland an, sondern nutzten auch das freigegebene Güterbesitzrecht aus. Man hat festgestellt, daß in den seit der Freigabe dieses Rechtes verflossenen 20 Jahren in Kurland rund 140 Landgüter (von [illegible]) in den Besitz nichtadeligen Standes hinübergegangen sind. In einzelnen Kreisen haben sich die Besitzverhältnisse noch wesentlich anders gestaltet. So sind an dem an der Düna gelegenen [illegible] Kreise von 90 Gütern nur noch 32 mit 43.933 Dessjatinen (1 Dessjatine [illegible] Hektar) Flächeninhalt in den Händen des kurländischen Indigenatsadels, dagegen 58 Güter mit [illegible] Dessjatinen Flächeninhalt zählen Personen anderen Standes zu ihren Besitzern. Es sei bemerkt, daß keineswegs alle dem deutschen Adel nicht mehr gehörenden Güter in die Hände der Letten geraten sind; es befinden sich aber unter den neuen Besitzern auch eine Anzahl Letten. [illegible] in einzelnen Fällen in verhältnismäßig [illegible] zu einer sozialen Lage sich hinauf[illegible] privilegierten Ständen

Einen weiteren Zuwachs erfuhr das Lettentum durch die Bildung eines starken Bürgerstandes. Nachdem die Letten freizügig geworden waren, übte die Stadt auf sie eine starke Anziehungskraft aus. Bald gewannen hier viele von ihnen durch Tätigkeit, Sparsamkeit und Ausdauer festen Boden: sie griffen zu Handelsunternehmungen, bauten Häuser, gründeten Industrieanlagen. Das blieb nicht ohne Folgen für die inneren Verhältnisse der Städte. Die neue Städteordnung (von 1892) berechtigt zur Teilnahme an den Stadtverordnetenwahlen diejenigen Personen, die in den Gouvernementsstädten von mehr als 100.000 Einwohnern ein Immobil im Werte von mindestens 1500 Rubeln, in den kleineren Gouvernementsstädten und bedeutenderen Kreisstädten im Werte von 1000 Rubeln, in den übrigen städtischen Ansiedelungen im Werte von 300 Rubeln besitzen, oder aber ein Handels- oder Gewerbeunternehmen inne haben. Unter den im lettischen Gebiete liegenden Städten gehört zur ersten Kategorie Riga, zur zweiten Mitau und Libau und die übrigen zur dritten Kategorie. Die Zahl derjenigen Letten, welche den sie zu Wählern qualifizierenden Vermögenszensus erreicht hatten, war bald soweit angewachsen, daß sie sich in der Lage sahen, auf die Stadtvertretung und -Verwaltung ihren Einfluß ausüben zu können. Schon in den Neunzigerjahren hatten in ein paar Kreisstädten die Deutschen ihre Plätze in der Stadtverwaltung den Letten räumen müssen. Zu einer allgemeinen Bewegung kam es aber in dieser Hinsicht erst durch die in Riga 1901 stattgefundenen Wahlen. Hier war es zum erstenmal, daß die örtliche deutsche und lettische Presse bei den Wahlen den lebhaftesten Anteil nahm und das allgemeine Interesse für diese Angelegenheit wach rief. Die Riga'schen Wahlen endeten zwar mit dem Sieg der Deutschen, doch kam er dadurch zustande, daß die Deutschen ein Kompromiß mit den russischen und auch einem kleinen Teil der lettischen Wähler abgeschlossen hatten. Die Entrüstung der lettischen Intelligenz über die mit den Deutschen gemeinsam zu den Wahlurnen tretenden Letten war aber so groß, daß eine Anzahl Mitarbeiter, unter ihnen einige der bekanntesten lettischen Schriftsteller, von der das Kompromiß billigenden lettischen Zeitung „Teenas Lapa" sich öffentlich lossagten und ein förmliches Boykott über dieses Blatt verhängt wurde. Die lettischen Bürger waren zum Bewußtsein ihrer Stärke gekommen und hatten sich als einen Faktor aufgespielt, mit dem man rechnen muß. Die Letten aller im lettischen Gebiet liegenden Städte fühlten sich zu einer Kraftäußerung angeregt. In den darauf stattfindenden Wahlen für das nächste Quadriennium rückten die Letten als kompakte Massen an. In den meisten kleineren Städten gewannen sie den Sieg; in den größeren Städten (Mitau, Libau und auch in Riga) wurden ihnen von den in schwankender Majorität zur Wahl schreitenden Deutschen freiwillig einige Sitze in der Stadtverordnetenversammlung eingeräumt. Diese Bewegung hat den Beweis erbracht, daß die Letten auch in den noch vor ein paar Menschenaltern ihnen verschlossenen Städten zu einer mit den übrigen Bürgern gleichberechtigten Stellung gekommen sind.

Es werden in der letzten Zeit auch unter den einheimischen Deutschen Stimmen laut, welche es ihren deutschen Heimatgenossen dringend empfehlen, sich mit der vollzogenen Tatsache abzufinden, daß das aufstrebende Lettentum auf der ganzen Linie vorrückt, daß sich vor ihren Augen auf breiter Basis ein geschichtlicher Prozeß abwickelt, in welchem ein jeder nach der rechten Stellung suchen möge.

II.

Die wirtschaftliche Emanzipation der Letten von den Deutschen führte die kulturelle mit sich. Die [illegible], die Behörden und Schulen wurden bald russifiziert. Nur in der Selbstverwaltung der Landgemeinden, sowie in den Volksschulen hat das Lettische noch einige Giltigkeit. Die Pflege der nationalen Kultur blieb Privatsache der Letten. Im Vereinsleben, in Literatur und Kunst betätigte sich der Volksgeist mit zunehmendem Erfolg.

Die Letten haben gegen 300 Vereine der verschiedensten Art ins Leben gerufen. Der bedeutendste unter ihnen ist der lettische Verein in Riga. An ihn gliedern sich verschiedene Abteilungen und Kommissionen, deren Tätigkeit sich über die Gesamtheit der Letten ausbreitet, so die wissenschaftliche Kommission, die Musikkommission, die Abteilung zur Herausgabe nützlicher Bücher, der Literaturfonds u. a.

Das von den Deutschen fast 300 Jahre vertretene lettische Schrifttum wurde um die Mitte des XIX. Jahrhunderts von national gesinnten Letten zur weiteren Pflege übernommen. Den Anfang machte eine mit Eifer in Angriff genommene Publizistik, welche von den Vorkämpfern der nationalen Idee auch deutsch und russisch gehandhabt wurde, um ihre Gegner mit Erfolg zu bekämpfen. Der eigentliche Begründer der lettisch-nationalen Journalistik war wieder [illegible] Waldemars. Er gab im Jahre 1862 in Petersburg die „Peterburgas Awises" (Petersburger Zeitung) aus, eine die Letten zu nationalen Bestrebungen stark aufrüttelnde Zeitung, die von baltisch-deutschen Kreisen stark angegriffen und nach ein paar Jahren auf ihre Veranlassung unterdrückt wurde. Bald erschien aber in Riga eine andere Zeitung mit ähnlicher Tendenz, die noch jetzt besteht. Die [illegible] waren für die lettische Journalistik die eigentliche Gründerzeit. [illegible] Teil der damals emporstrebenden Zeitungen und Zeitschriften ging bald ein, das Bestehen einer von mehreren Organen vertretenen lettisch-nationalen Presse war aber gesichert. Eine Differenzierung erfuhr das lettische Zeitungswesen im Anfang der Neunzigerjahre durch die aus Westeuropa hier herüberspielende moderne Bewegung. Die lettischen Preßorgane gerieten in eine starke gegenseitige Befehdung. Das Neue büßte seine Schärfe bald ein, doch gewann das geistige Leben an Vielseitigkeit, das nationale Streben an Reichhaltigkeit, obgleich die entstandenen Differenzen nicht spurlos auszugleichen sind. Die lettische Journalistik besteht gegenwärtig aus 17 Organen, von denen drei täglich, drei zweimal wöchentlich, fünf wöchentlich und sechs monatlich erscheinen. Außerdem werden vier lettische Zeitungen in Nordamerika herausgegeben.

Die Grundlage der lettischen Nationalliteratur bildet die lettische Folklore. Zum systematischen Sammeln der durch den Volksmund überlieferten geistigen Schätze wurde ebenfalls in der Periode des nationalen Erwachens geschritten. Der eifrigste Beförderer dieser Arbeit war Brihwsemneeks-Treuland. Er verstand es, weite Kreise im Volke dazu anzufeuern und allem Lettischen sonst fernstehende gelehrte Gesellschaften dafür zu gewinnen. Die poetischen Ueberlieferungen kamen in erstaunlicher Fülle nach und nach zum Vorschein. Die Herausgabe der lettischen Volkslieder und Märchen kommt erst jetzt zum Abschluß. Das Ordnen der mit allen Varianten bis 200.000 reichenden, meist vierzeiligen Volkslieder hat Christian Barons zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Die ersten zwei Bände, jeder zirka 1000 Seiten stark, sind erschienen; nach der Drucklegung des ersten Bandes hat die Herausgabe der weiteren vier bis fünf Bände die Akademie der Wissenschaften in Petersburg übernommen. Mit dem Zusammentragen sämtlicher lettischer Märchen und Sagen, deren Zahl über 6000 reicht, befaßte sich der Volksschullehrer Lerchis-Puschkaitis, welcher seine Arbeit bereits beendet hat. Die erste Hälfte des durch eine Subskription zum Druck beförderten siebenten und letzten Bandes ist in einer Stärke von 1330 Seiten in die Oeffentlichkeit getreten; das Erscheinen der zweiten Hälfte dieses Bandes ist noch abzuwarten.

Die ersten lettisch-nationalen Dichter wollten ihre Wirksamkeit direkt an die Volksüberlieferungen anschließen. Da aber die lettische Folklore noch sehr spärlich ans Licht befördert war, hatte ihre Phantasie freien Spielraum. Die Stärke ihrer Poesie beruht auf patriotischer Begeisterung. Die ersten und begabtesten Dichter waren Pumpurs (1841 bis 1902) und Auseklis (1850 bis 1879). Man trug sich in jener Zeit auch mit dem Gedanken, eine Volksepopöe zu schaffen, wozu wohl die benachbarten Esten mit ihrem Kalewipoeg und die Finnen mit ihrer Kalewala den Anlaß gaben. Dazu fehlte aber den Letten ein jeglicher Anhaltspunkt. Die Dichter der epischen Dichtungen jener benachbarten Völker fanden wenigstens einzelne epische Gesänge oder Bruchstücke von Epopöen im Volke vor, wogegen die lettische Volkspoesie so gut wie gar keine epischen Gedichte, geschweige denn Bruchstücke einer Volksepopöe aufzuweisen hat. Man ließ sich aber dadurch von dem Versuch nicht abhalten, aus den reichlich vorhandenen Märchen und Sagen (obgleich auch keine ausgeprägte, abgeschlossene Heldensage vorhanden war) ein Volksepos abzufassen. Den ersten Versuch machte Pumpurs. Ihm folgte der Lektor der lettischen Sprache an der Universität zu Dorpat Lautenbach-Juhsminsch mit einer epischen Dichtung in 24 Gesängen. Es ist ein Zyklus in Verse gebrachter lettischer Märchen ohne eigentlichen poetischen Wert. Da er außerdem erst am Anfange der Neunzigerjahre erschien, als die nationale Schwärmerei schon recht ernüchtert war, fand er im Volke gar keinen Anklang. — Um diese Zeit machte sich eine allen nationalen Idealen abgekehrte realistisch-pessimistische Dichtung bemerkbar. Als Vertreter dieser Dichtung traten Ed. Weidenbaum, Swahrgulu Edwards, Aspasija, Pehrseetis, Rainis, Lihgotnu Jehkabs auf. Zur Romantik neigen Poruku Jahnis, Pludonis, Sauleetis, Skalbe, Kenin. Die Dichter der letzten Periode verwenden viel Sorgfalt auf Präzisierung des poetischen Gedankens, begeistern sich an den Idealen der Neuzeit, berühren philosophische, soziale und psychologische Probleme und dringen zur ungeschminkten Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit. In der letzten Zeit hat sich in einzelnen Fällen die Neuromantik zur Dekadenz verschärft, deren mystische Verschwommenheit besonders durch Viktor Eglit, dem Verehrer Edgar Poes und Baudlaires vertreten wird.

Die Erzählungsliteratur der Letten ist auf realistischer Grundlage geschaffen. Ihr Begründer ist Juris Neikens (1826 bis 1868). Er zeichnete einzelne Bilder aus dem Volksleben mit realistischen Farben und christlicher Tendenz. Die durch die Vermessung der Bauernländereien heraufbeschworene Bewegung unter den Letten kam in einem umfangreichen Roman „Mehrneeku laiki" (Die Zeiten der Revision) von den Brüdern Kaudsites Reinis und Kaudsites Matihs zum Ausdruck. Unter den weiteren, das Volksleben darstellenden Erzählern ragt Apsischu Jehkabs (geb. 1858) hervor. Mit einer unwiderstehlichen Macht des Gemütes und plastischer Anschaulichkeit schildert er einzelne, besondere [illegible] Momente aus dem Leben des Landvolkes. Aehnliche Stoffe behandelt mit vollendeter Meisterschaft Upitis. Durch kunstvoll abgerundeten Stil zeichnen sich die mit Vorliebe psychologisch interessante Liebesepisoden behandelnden Novellen Rudolf Blaumanns aus. [illegible] in die lettische Erzählung brachten die Neunzigerjahre eine Erneuerung und Erweiterung. Man zog auch die neuentstehenden Volksklassen, das Leben der städtischen Bevölkerung, den sozialen Kampf

sowie das Proletariat in den Kreis der Kunstbetrachtung. In der neuesten Belletristik erfreute sich eines besonderen Erfolges der Roman „Im Rauche der Rodung" von Andreews Needra. Er behandelt die Bestrebungen der Letten zur Hebung ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung. Durch sie wird die Interessensphäre der von altersher die oberen Stände repräsentierenden Deutschen berührt. Die Letten werden als Vertreter einer auf strengeren moralischen Forderungen beruhenden, mit den wirtschaftlichen Errungenschaften der Neuzeit in Einklang stehenden Weltanschauung gegen die an traditionellen Gebräuchen festhaltenden Deutschen in den Kampf geführt. Da die Deutschen augenblicklich im Besitze der ökonomischen und sozialen Machtmittel sind, verspricht ihre Kraftanstrengung einen für sie vorteilhaften Ausgang. Um das entgegengesetzte Resultat herauszuführen, muß der Verfasser zu romantischen Zufälligkeiten greifen, welche zu dem realistischen Aufbau des Werkes im schroffen Gegensatz stehen und seinen künstlerischen Wert beeinträchtigen. Die Vorkämpfer der emporstrebenden lettischen Intelligenz, sowie die Repräsentanten des baltischen Adels sind aber mit lebhaften Farben gezeichnet, die Gegensätze der Anschauungen mit scharfer Dialektik wiedergegeben und die Bestrebungen der idealen Vertreter des nationalen Aufschwungs mit freudiger Siegesgewißheit und mit einem über die realen Verhältnisse sich hinwegsetzenden Glauben dargestellt.

Das lettische Drama hat keinen beachtenswerten Aufschwung aufzuweisen. Es ist eine Reihe netter, amüsanter, volkstümlicher Stücke für die Bedürfnisse der lettischen Bühne verfaßt worden, denen es aber in der Regel an originellen Ideen, typischen Gestalten, bedeutenden Handlungen fehlt. Einigen Anspruch auf literarischen Wert dürften vielleicht nur einige Stücke von Aspasija und Rudolf Blaumann, sowie „Die Herrnhuter" von Poruk, „Die Erde" von A. Needra und „Der Halbidealist" von Rainis erheben. Das letztere Drama enthält eine Satire auf dem übertriebenen Patriotismus einzelner lettischer Kreise; A. Needra hat in seinem viel Aufsehen erregenden Bühnenstück den Stoff seines Romanes „Im Rauche der Rodung" dramatisiert. Auf dem dramatischen Gebiet hat aber die lettische Uebersetzungskunst die schönsten Blüten gezeitigt, ja einen entschiedenen Einfluß auf das geistige Leben des Volkes, besonders auf dessen führende Kreise ausgeübt. Als Stichwort in den heftigsten Kampfen zwischen den Alten und Jungen anfangs der Neunzigerjahre galt Hermann Sudermann, dessen Drama „Die Ehre" über die Bretter des Riga'schen lettischen Theaters gegangen war. Sorgfältig und mit tiefem Verständnis ausgearbeitete, aus der Feder Fr. Adamowitschs geflossene Uebersetzungen der besten Werke Shakespeares gelangten zur Oeffentlichkeit. Goethes „Faust" wurde mit der Heranziehung der aus den literarisch nicht fixierten Volksdialekten gewonnenen Sprachmittel, die auch durch Neubildungen bereichert werden mußten, ins Lettische von Rainis umgedichtet. Nach dem Erscheinen dieses Werkes wird in der lettischen Dichtung die Richtung ins Neoromantische bemerkbar. Von dem Faustübersetzer sind außerdem unter anderem auch noch Uebertragungen von Goethes „Iphigenie auf Tauris", Lessings „Nathan dem Weisen", Hauptmanns „Versunkener Glocke" vorhanden. Es werden fortlaufend die mit Erfolg in Deutschland aufgeführten Bühnenstücke bald nach ihrem Erscheinen für die lettischen Vorstellungen gewonnen, so die neuesten Dramen von Sudermann, Hauptmann, Otto Ernst, Max Halbe, Artur Schnitzler.

Der Gründer und der populärste Förderer des lettischen Nationaltheaters ist Adolf Alunan. Er begann seine Wirksamkeit in den Siebzigerjahren in Riga und setzte sie dann auch an anderen Stellen mit seiner herumziehenden Truppe fort. Das Theater erfreut sich gegenwärtig unter den Letten einer weit verbreiteten Beliebtheit. Nicht allein in den Städten, sondern auch auf dem Lande gehören Theatervorstellungen zu den gewöhnlichsten Vergnügungen der Letten. Die Zahl der im Jahre 1901 veranstalteten lettische Theatervorstellungen betrug 523. In 202 dieser Vorstellungen gelangten Originale zur Aufführung. Unter den Uebersetzungen herrschen die aus dem Deutschen vor. In Riga existieren zwei ständige lettische Theater, von denen das erste [illegible], das zweite [illegible] Rubel von der Stadt Riga bezieht. Im verflossenen Jahre wurden vom ersten Theater 81 Vorstellungen veranstaltet, welche von [illegible] Personen besucht wurden und zur Deckung [illegible]

Sehr beliebt ist bei den Letten auch die Musik. Der auch in den [illegible] mit Eifer gepflegte Kunstgesang [illegible] sich unmittelbar an den Volksgesang an. Der [illegible] in Welt Jahres [illegible] [illegible] der Gesellschaft [illegible] [illegible] zur [illegible] [illegible] in jeder Volksgemeinde, sowie in den [illegible] [illegible]

verteilte Konzert wurde in einem besonders für diesen Zweck errichteten Gebäude von einem aus 5000 Sängern bestehenden Chor gegeben. Die zur Veranstaltung dieses Festes erforderlichen Kosten reichten über 30.000 Rubel. Das für das Jahr 1904 angesetzte fünfte lettische Sängerfest, welches noch weit größere Dimensionen anzunehmen versprach, wurde durch den ausgebrochenen Krieg aufgeschoben. — Bald entstanden unter den Letten Tonkünstler mit fachmännischer Ausbildung. Eine hervorragende Stellung nehmen hier die Gebrüder Jurjan ein. Andrejs Jurjan, Professor am Konservatorium zu Charkow, kann eine Reihe bedeutsamer Kompositionen aufweisen. Hervorzuheben sind sein auf Grund von lettischen Volksliedermotiven verfaßtes „Symphonisches Poema" und sein „Sänger-Festmarsch" für großes Orchester. Für Sängerchöre mit Orchesterbegleitung hat er aus Anlaß der beiden letzten allgemeinen Sängerfeste Festhymnen komponiert. Durch seine Mitwirkung an zahlreichen Konzerten, in welchen er die meisterhafte Beherrschung des Waldhorns, seines Lieblingsinstruments, an den Tag legte, hat er sich die weiteste Popularität gesichert. Auch seine Brüder Paul und Georg stehen durch ihre Kompositionen und ihre Wirksamkeit im Rufe geachteter Künstler. In weiteren Kreisen Beachtenswertes hat Josef Wihtol, Professor am Konservatorium zu Petersburg, geleistet. Sein symphonisches Bild über lettische Volksliedermotive „Das Lihgo-Fest" und seine „Dramatische Ouvertüre" sind in großen Konzerten zur Beachtung gekommen; die letztere Komposition ist in Petersburg, Riga, Brüssel aufgeführt worden. Für Sängerchöre hat er einige nationale Balladen in Musik gesetzt, welche auch von deutschen Chören zu Vortrag gelangen.

Nur die in der neuesten Zeit unter den Letten aufblühende Kunstgattung, die Malerei, fand im Volke keine Vorarbeiten vor. Sie ist auch noch sehr wenig ins Volk gedrungen; auch kein lettischer Verein hat sich die Förderung gerade dieser Kunst zur Aufgabe gestellt. Doch gibt es eine Anzahl lettischer Künstler, welche in ihren Stoffen, in ihrer Anschauungsweise und nach ihrem Gefühl ihre Nationalität weder verleugnen wollen, noch können, ja den nationalen Gedanken in ihren Arbeiten bewußt vertreten und in den vordersten Reihen der modernen Künstler Rußlands anzutreffen sind. In der letzten Zeit sind Ansätze zu Organisationen zutage getreten, durch welche es den lettischen Künstlern ermöglicht wurde, im eigenen Volke zu wirken. Der bekannteste unter den lettischen Künstlern ist Wilhelm Purwit, dem im Jahre 1901 in Lyon die höchste Auszeichnung zuteil wurde und dessen Arbeiten auch in der Wiener Sezession zu sehen waren. Unter den anderen Künstlern sind Rosenthal, Walter, Tarring, Lieberg, Schlilter zu nennen.

Die Letten sind auf allen Gebieten vorwärts geschritten, wie es in Anbetracht ihrer nicht beneidenswerten sozialen und politischen Lage vor einigen Jahrzehnten kaum zu erwarten war. Sie haben eine bedeutende Verschiebung der Verhältnisse in den von ihnen bewohnten Provinzen herbeigeführt und werden es nicht unterlassen, mit harter Arbeit ihren Teil an den Schätzen dieser Erde und an den Wohltaten der Kultur zu erringen, sofern man hoffen darf, daß im neuen Jahrhundert einer Kulturarbeit der Boden nicht entzogen werden kann, der in den vergangenen gewonnen ist.

Riga. **Reinhold Kaupo.**

Christus und Christentum.

Es ist das zweitemal, daß der Bremer Prediger Albert Kalthoff seine Stellung zum Jesusproblem präzisiert. Die „Entstehung des Christentums"*) soll keine Gegenschrift etwa gegen Pfleiderers „Urchristentum" sein, sondern eine Polemik gegen den „Jesuanismus", wie er sich neuerdings auch in der liberalen Theologie geltend macht. Daß wir hier einen noch im Amt befindlichen praktischen Theologen als Verfasser begrüßen können, macht die Diskussion zu einer besonders bedeutungsvollen, ganz abgesehen von der wissenschaftlichen Durchbildung, die auch der Gegner dem Verfasser nicht absprechen kann.

Der historische Jesus erscheint Kalthoff als eine unhaltbare Fiktion, da er in den Evangelien, die schließlich neben der Apostelgeschichte und den paulinischen Briefen als einzige Geschichtsquelle angesehen werden müssen, keine verbürgten Tatsachen für das Leben und die Persönlichkeit Jesu zu erbringen vermag. Er zitiert Professor [illegible], der [illegible] zu dem Urteil kommt, „daß wir für kein einziges Wort der Evangelien die unmittelbare Gewißheit haben, es sei gerade so und nicht anders von Jesus selbst gesprochen worden." [illegible] an die selbstverständliche [illegible] liegt aber noch kein Beweis [illegible] die Worte überhaupt nicht gelebt [illegible] nicht wissenschaftliche, sondern [illegible] nicht allein die orthodoxe, sondern [illegible] der Persönlichkeit Jesu fest[illegible] der Jesus-Theologie das Ge[illegible] zeigt, daß man darüber [illegible] doch dazu beigetragen [illegible] zu befruchten und zur

Entwicklung zu bringen. Auf diese vornehmlich sozialen Verhältnisse legt Kalthoff selbst aber den größten Nachdruck. Daneben vertritt er eine ganz mystische Auffassung des Christusproblems, das nach ihm einen völlig abstrakten Anhalt hat. Es ist der geistige Inhalt des Weltprozesses, wie er sich in den hochstehenden Persönlichkeiten aller Orten und aller Zeiten auseinanderlegt. So sucht er Wirklichkeit und Geistigkeit zu vereinen. Einerseits ist ihm das Urchristentum nicht viel mehr als eine Gemeindeverfassung, wie sie die antike Welt schon in vielen Exemplaren kommunistischer Klubs besaß, anderseits eine kultische Verehrung des Christus-Gottes ohne Bezug auf den historischen Jesus.

Gestützt auf Untersuchungen von Foucart und Otto Lüders zeichnet er ein Bild des Vereinswesens im römischen Reiche. Die Vereinigungen oder Thiasien erwählten sich einen Vereinsheros und lebten mehr oder weniger kommunistisch. Es gab Synoden, manchmal auch Taufen, Gemeindemahlzeiten; Frauen hatten Zutritt, ebenso Sklaven. Arteten die Versammlungen auch gelegentlich in ekstatische Orgiastik aus, wodurch sie sich den Haß ihrer Zeitgenossen zuzogen, so ist doch nicht zu verkennen, daß man in ihnen eine bedeutsame Neubildung des sozialen Lebens zu erblicken hat, in denen die kommunistischen Tendenzen eine große Rolle spielten. Die Essener in Galiläa werden schon von Josephus wegen ihrer Gütergemeinschaft bewundert. Alle diese Sekten und Vereinigungen bildeten dann den natürlichen Ausgangspunkt für die christliche Gemeinde, die sich sehr rasch zusammengeschlossen haben muß, da sie in den Evangelien und Paulusbriefen als schon existierend vorausgesetzt wird; sie lehnte sich eng an das in der Fremde überall blühende Vereinsleben der Synagoge, die, wie Josephus berichtet, auch gemeinschaftliche Mahlzeiten und dafür Geldsammlungen kennt. Die sogenannte „Wir"-Quelle in der Apostelgeschichte, die über Reisen des Paulus nach Tyrus und Puteoli mit dem Fürwort „Wir" berichtet, wird von Kalthoff als ältestes Zeugnis über den Bestand christlicher Gemeinden angesehen (während er keinen der paulinischen Briefe als echt gelten läßt). In beiden Orten bestanden Vereinigungen von Kaufleuten, die den tyrischen Herkules zu ihrem Schutzpatron erkoren hatten. In ähnlicher Weise, meint Kalthoff, habe dann die neue Vereinigung den Christus zu ihrem Vereinsheros erhoben, aber nicht den kürzlich verstorbenen Jesus von Nazareth, sondern einen Gott oder Halbgott, zu dessen Ehren mit der Zeit ein immer umfangreicherer Gemeindekultus eingerichtet worden sei, während der gesellschaftliche Charakter den politischen, festgefügten Untergrund hergegeben habe.

Damit stimmen die Ansichten der liberalen Theologie, die Kalthoff so hart tadelt, so ziemlich überein, nur daß sie die Gestalt Jesu fester umgrenzen und nicht als unhaltbare Fiktion fallen lassen, selbst wenn die historischen Dokumente über sein Leben nicht beizubringen sind. Es ist schon lange ein Gemeingut der theologischen Wissenschaft, daß nicht Jesus, sondern Paulus als der Stifter der christlichen Religion zu betrachten sei. Ob Jesus selbst in den späteren Stadien seines Lebens ein Bewußtsein seiner Messianität gekommen ist, was einige Theologen bestreiten, ist im Grunde gleichgiltig, da Jesus jedenfalls nicht daran gedacht hat, darauf eine neue Religion zu gründen. Die Stellen in den Evangelien, die darauf hindeuten, daß Jesus von dem Gefühl seiner Messianität vollkommen durchdrungen sei, kann man als Zusätze der Verfasser, die ja alle von der göttlichen Mission ihres Meisters durchdrungen waren, betrachten.

Paulus gründete seine Theologie auf den Opfertod und die Auferstehung Jesu und fand in den heidnischen Thiasien mit ihrem mystischen Geheimkult und sozialistischen Untergrund einen bereiteten Boden, auf dem er seine Lehre vom Gottmenschen verkünden konnte, ohne besonderen Widerspruch zu finden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die ersten Lehrer der christlichen Kirche auf Paulus fußen, dessen direkte oder indirekte Schüler die Verfasser der Evangelien sind. Aber man kann doch die christlichen Gemeinden nicht direkt als Fortsetzung der heidnischen Vereinigungen ansehen, nur mit dem Unterschiede, daß man den bisherigen heidnischen Vereinsheros durch den paulinischen Christus ersetzt denkt, wie Kalthoff meint. Wenn die christlichen Gemeinden auch vielleicht mehr den Christus verehrten als den Jesus von Nazareth und lieber den göttlichen Ursprung und die Auferstehung ihres Heros als dessen irdische Leidenszeit betrachteten, so hieße es doch den Bogen überspannen, wenn man annehmen wollte, daß in dem ersten Jahrhundert die Gestalt Jesu bereits so verklärt gewesen sei, daß man in ihr n u r den göttlichen Hirten, den seligmachenden Messias, nicht auch den auf der Erde heimischen Menschen erblickt hätte. Gerade die Niederschrift der Evangelien, die doch nicht bloß der mystisch-übernatürlichen Seite gerecht werden, sondern soviel als möglich biographische Notizen liefern wollte, zeigt, daß die Erinnerung an die Person Jesu lebhaft weiterbestand, wenn auch, je länger, je mehr überwuchert von legendarischem Beiwerk. Kalthoff [illegible] sagt: „Hinter diesen Erzählungen das Leben eines natürlichen, historischen Menschen zu suchen, würde heute ohne die Nachwirkungen der rationalistischen Theologen keinem Menschen mehr einfallen"; aber er erklärt nicht, wie die Evangelisten dazu kommen, sich so ausführlich auf eine Biographie ihres Helden einzulassen, wenn sie an dem Supranaturalismus ihres Glaubens volles Genüge fanden. Das Autoritätsbedürfnis klammert sich nicht an Paulus, sondern an Jesus an, und falls man damals verkündet hätte, daß Jesus niemals auf Erden gewandelt wäre, so wäre es mit dem ganzen christlichen Gemeindeleben vorbei gewesen — wenn man nicht den Verkünder dieser Ansicht gesteinigt hätte!

Kalthoff macht es dem liberalen Protestantismus zum Vorwurf, daß dieser nicht den Mut habe, Jesus ganz aufzugeben, trotzdem er den Christus ganz von ihm abgestreift habe. Obschon er weiß, daß von dem christlichen Glauben wenig genug übrig bleibe, wenn man den Christusgedanken davon ablöst, suche er seine Lehren allein auf den historischen Jesus zu stützen. „Die liberale Theologie behandelt Jesus als ein Modell und Porträt, sie fordert also streng genommen von den Menschen, daß sie Kopien dieses Jesus werden. Aber der Persönlichkeit werdende Mensch lehnt es ab, eine Kopie sein zu wollen, und auch die liberale Theologie begreift, daß es ihr selbst unmöglich ist, Jesuskopien zu schaffen. Sie reduziert deshalb das Modell, gießt das Modell um und bestätigt damit doch nur die Verlegenheit, in die sie durch den ihr von Haus aus anhaftenden Widerspruch gerät, die Freiheit des gegenwärtigen Menschen gründen zu wollen auf die Abhängigkeit von einem längst vergangenen Menschen."

Für Kalthoff ist die Persönlichkeit und die Lehre Jesu als Ganzes genommen nicht mehr vorbildlich. Er hält sich an den Typus „Christus" und legt in ihn die Potenz aller werdenden Wirklichkeiten hinein. Ursprünglich das Urbild des auferstandenen Gottmenschen, verändert sich der Christus mit jeder neuen Phase der Weltgeschichte und wird jetzt erst zum autonomen Menschen, in dem die einzige Zukunftsmöglichkeit des Christentums liegt. Auch nach rückwärts blickt er und sucht den Christustypus der Vergangenheit in sich aufzunehmen. Er betont das Prophetische desselben, das auf die Zukunft hinweisende und polemisiert gegen jede Methode, in der Vergangenheit den „historischen Pflock" einzuschlagen, um die historische Persönlichkeit ein für allemal festzunageln. Sein Christus soll sich auswachsen mit dem werdenden und reifenden Leben, nicht beschränkt bleiben auf das in den Evangelien gegebene Vorbild, das man jetzt von allen Seiten zu restaurieren anfängt, um es mit der modernen Kultur in Zusammenhang zu bringen. Der Zarathustra Nietzsches ist der Abschluß dieser Entwicklung; er zerbricht die alten Werte und stellt neue dafür auf. Nun ist alles Gottmenschliche, alles Transzendente von der autonomen Persönlichkeit abgestreift. Nicht mehr um Gott handelt es sich, sondern um die gesetzgeberische, bewußte Persönlichkeit, die im Glauben an ihre Uebermenschheit der Zukunft neue Bahnen weist. „Und Zarathustra der Liebende, der mit seiner eigenen Fülle ein Segnender wird für die Menschen, der das große Ja spricht zu allem Leben, der Uebermensch und der Zukunftsmensch, der zu neuen, noch unentdeckten Ländern ins unendliche Meer des Lebens hinausfährt, er ist ja wieder der persönlich gewordene Christus, der einst im Liebesopfer der Gemeinde sich selbst zum Segen der Menschheit gegeben und zu neuen Zukünften seine Gläubigen geführt."

Der autonome Mensch ist der Volkschristus, der die edelsten Eigenschaften und Kräfte der Seele zum Ausdruck bringt; das Christentum der Zukunft hat mit dem theologischen Christus gebrochen und den Jesuenismus der liberalen Theologie, der nur als ein „religiöses Verfalls- und Uebergangsstadium" zu verzeichnen ist, vollständig über Bord geworfen; es wird dennoch mehr Christentum sein als das der Vergangenheit, weil es die schöpferischen Kräfte, die die Zukunft ins Auge fassen, entfesselt, den prophetischen Geist des alten Testaments, der sich zugleich religiös und sozialreformatorisch betätigt. Nicht die Frage: Was war? darf in den Mittelpunkt der religiösen Betrachtung gestellt werden, sondern die Frage: Was soll sein? Der alte Christus muß sich ausweiten mit dem sich in lauter neuen Bahnen ausweitenden Leben; er muß zum Propheten werden, der das neue Leben bejaht und die Verwesungskräfte der Vergangenheit in neue Schaffenskräfte [illegible].

Es ist eine kühne Nebeneinanderstellung, diese Gruppierung Jesu mit Zarathustra; sie ist nur möglich, wenn man bei beiden allein die Messianität ins Auge faßt. Aber der Christustypus des neuen Testaments leitete seine Messianität ab von der Erkenntnis Gottes, die zu verbreiten seine Mission war, während Zarathustra keinen anderen Grund seines Wirkens anzugeben weiß als seinen höchst persönlichen Willen, dem andere ihren ebenso persönlichen, aber auf andere Ziele gerichteten Willen entgegensetzen können. Christus ist nicht denkbar ohne Gott; Zarathustra erklärt Gott für tot und sich selbst für den neuen Gott. („Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich es aus, kein Gott zu sein!")

Auch Kalthoff steigt das Bedenken auf, ob man eine solche [illegible] ligion noch christlich nennen könne. Aber da er meint, daß die Bezeichnung des „theologischen Christus" im Abnehmen begriffen sei, neigt er dazu, seinen Typus des idealen Menschen mit einer etwas gewaltsamen Verdrehung auch noch den Christustypus zu nennen. „Ein säkularisierter Christus als Typus des autonomen Menschen, der in Kampf und Leiden sich selbst durchsetzt, um die unendliche Lebensfülle, die er in sich trägt, als Liebesgaben der Menschheit darzubieten, der läßt den alten Christustypus der Kirche zu neuem Leben erstehen." Inwiefern dieser [illegible] Typus dem alten darin ähnlich ist, daß er gottgewollte, objektive Zwecke verwirklicht, erfahren wir nicht. Der stete Hinweis auf die in sich selbst gegründete autonome Persönlichkeit läßt vermuten, daß es nur subjektive Zwecke sind, denen sich die Menschenseele widmet, nicht [illegible] selbstgesetzte und gewollte, sondern auch lediglich auf die Förderung der eigenen Individualität gerichtete Zwecke, daß also das [illegible]

als solches bewußter Selbst- und Endzweck ist. Diese Auffassung entspricht der noch immer stark vertretenen Richtung, die die Metaphysik ablehnt und sich an die zum größten Teil noch antiteleologisch und mechanistisch denkende Naturwissenschaft anschließt. Wenn Kalthoff sagt: „Die religiöse Autonomie hängt den Menschen nicht in der Luft auf", so geht er doch nicht zu einem transzendentalen Seinsgrunde zurück, sondern fügt hinzu: „sie stellt ihn auf den festen Boden der Wirklichkeit", und wenn er von den „ewigen Gesetzen" spricht, so meint er damit mehr die in den Gesellschaftsformen sich ausprägende Arbeit des Menschengeistes, die allerdings noch weite Zukunftsmöglichkeiten bietet. So sehr Kalthoff Nietzsche verehrt: in der soziologischen Betrachtungsweise, von der Nietzsche wenig hielt, ist er über ihn hinausgegangen und hat das rein auf persönliche Veredlung gerichtete Streben Nietzsches zu einer Arbeit für außer subjektive Zwecke vertieft.

Kalthoff kommt aus dem Widerspruch, Jesus ganz aufzugeben und doch noch Christ heißen zu wollen, nicht heraus. Daß es sich bei jeder tiefen Religion und Ethik um die Erlösungsfrage handelt, und daß die christliche Religion ihre größte Kraft und Anziehung der durch Paulus gepredigten Erlösungsmöglichkeit verdankt, beherzigt er wenig. Das Christusproblem ist das Erlösungsproblem und als solches von Paulus erfaßt. Kalthoff hat ja ganz Recht mit seiner Polemik gegen die „Leben-Jesu-Theologie", insoferne diese nichts weiter bezweckt, als die Gestalt Jesu von allen Widersprüchen mit dem modernen religiösen Bewußtsein zu reinigen; er hat auch Recht mit seiner Betonung des Christustypus als des allein wertvollen Inhaltes der Religion, aber er faßt diesen Christustypus nicht tief genug, wenn er ihn auf den „gottlosen" Zarathustra Nietzsches festnagelt. Nicht das Zurückgehen auf die Sittenlehre Jesu ist das, was uns nottut, aber auch nicht das Zurückwerfen auf die eigene entgottete menschliche Persönlichkeit, sondern der Fortschritt zu einer Betrachtung, die den christlichen Idealtypus des Gottmenschen auf einer höheren Stufe restituiert, indem sie ihn von den Schlacken des jüdischen Gottesbegriffes befreit. So handelt es sich letzten Endes um eine geläuterte Gotteserkenntnis, wenn aus der völligen Auflösung aller alten christlichen Kernbegriffe, die die Anhängerschaft an den überlieferten Dogmenschatz gegenstandslos machen, eine neue, zukunftsfreudige, religiöse Weltanschauung entspringen soll. Eine Renaissance des Christentums kann da wenig helfen, darin muß man Kalthoff beistimmen, aber die Nietzsche Lösung des Problems annehmen, das hieße der Ethik und der Arbeit für die moderne Kultur, die Nietzsche trotz seines großen Jasagens zu allem Leben doch im wesentlichen als zu demokratisch ablehnt — alle Wurzeln abgraben. Deshalb ist die Kalthoff'sche Theorie unhaltbar. Denn sie fußt auf einem Boden, der nur einen ewigen Kreislauf, keine Entwicklung, die nur im Anschluß an einen letzten überindividuellen Zweck denkbar ist, kennt, die einen Individualismus vertritt, dessen Gefahren vielleicht dadurch erhöht werden, daß seine Vertreter zu den innerlich ideal gerichteten Menschen gehören, die vermöge ihrer anziehenden und beredten Persönlichkeit durch Wort und Schrift eine große Anhängerschaft um sich versammeln.

Berlin. A. v. Hartmann.

Der Druck von Büchern und Zeitungen.

Vor Jahresfrist ist ein Buch *) erschienen, welches wenigstens in der Presse sehr wenig Beachtung fand, ja zumeist totgeschwiegen wurde. Dies kann nicht gerade wundernehmen, wenn man bedenkt, daß der Verfasser über fast alles heute Gedruckte den Stab bricht, weil — Satz und Druck den hygienischen Anforderungen nicht entsprechen.

Der Breslauer Universitätsprofessor Dr. Hermann Cohn hat sich seit Jahren mit dem Studium der Kurzsichtigkeit und mit den Verhältnissen in den Schulen, soweit sie für die Pflege des Auges in Betracht kommen, beschäftigt, vieles hierüber veröffentlicht, wichtige Reformen vorgeschlagen und manche Erfolge erzielt. In dieser neuesten Schrift sucht er nun nach einer gedrängten Uebersicht über die bisherigen Bestrebungen auf Grund seiner reichen Erfahrungen Forderungen für den Druck und die Ausstattung von Büchern und Zeitschriften aufzustellen und fällt im Vergleich mit diesen Anforderungen über fast alles heute dem Publikum Gebotene ein verdammendes Urteil.

Schon Kaiser Franz I. verordnete 1746, als er hörte, „daß zur Beschwerung des literarischen [illegible] viele Buchdrucker und Verleger sich eines schlechten Papieres und [illegible] zu lesender Lettern bedienen", daß sie sich bei Vermeidung der Konfiskation des Privilegii eines guten [illegible]

[illegible] der berühmte Verfasser der „Makrobiotik", Hufeland, klagt, daß man bei dem Druck der Bücher auf die Augen [illegible] nicht [illegible], da sie [illegible] [illegible] das Lesen zum allgemeinen Bedürfnis geworden ist, [illegible] [illegible] vor hundert Jahren [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] vor 50 Jahren [illegible]

eines großen Druckes ohne aber irgendwelche bestimmte Maße anzugeben und dadurch eine wirkliche Reform zu ermöglichen.

Die Frage wird aber heute immer wichtiger, denn die Kurzsichtigkeit gewinnt in erschreckender Weise an Ausbreitung. Die voreilige Behauptung, die Myopie, sei ja nicht so bedenklich, wird — glücklicherweise und zum größten Teile durch die Bemühungen Cohns — jetzt nirgends mehr aufrecht erhalten. Ein kurzsichtiges Auge ist ein krankes Auge, und dies ist umso gefährlicher, als die Kurzsichtigkeit sich vererbt. Sie hindert den Einzelnen in seinem Berufe und beeinträchtigt die Wehrkraft eines Volkes. Da erwiesenermaßen die Kurzsichtigkeit meist eine Folge des Schulunterrichtes ist, und die Zahl der Kurzsichtigen mit der Höhe der Schulkategorie und in dieser wieder von Klasse zu Klasse steigt, hat man seit 40 Jahren bereits Bibliotheken vollgeschrieben über die beste Tages- und Abendbeleuchtung bei der Näharbeit, über die besten Sitzvorrichtungen, über die Geradehalter, über die Schiefschrift und Steilschrift, über die Brillen u. s. w., über den Druck der Schulbücher und Zeitungen dagegen, der ganz gewiß auf das Uebel von bedeutendem Einflusse ist, hat man aber verhältnismäßig nur sehr wenig veröffentlicht.

Diesem Mangel will Cohns jetzige Arbeit begegnen. Bevor wir aber auf seine Forderungen eingehen, sei die auch von ihm genau erörterte Frage, ob Antiqua (Lateinschrift) oder Fraktur (Kurrentschrift) vorzuziehen sei, besprochen. Daß es ganz falsch sei, die Fraktur für eine spezifisch deutsche Schrift zu erklären, ist längst erwiesen. Daß das Kind eine Unmenge kostbare Zeit vertrödelt, weil es, um Lesen und Schreiben zu lernen, bei uns doppelt so viel Mühe aufwenden muß, wie in allen sonstigen Ländern, in welchen man sich mit einer Schrift begnügt, daß man die Worte DEUTSCHE SCHRIFT nur mit Aufwand großer Mühe, die Worte DEUTSCHE SCHRIFT aber auf einen Blick lesen kann, weiß jeder. Daß die Antiqua viel auffallender und deutlicher ist, bemerkt man bei einem Gange durch die Straßen, wo sie fast ausschließlich zu allen Bekanntmachungen und auf allen Schildern verwendet wird. Auch steht zweifellos fest, daß lateinischer Druck sich etwas schneller, also leichter lesen läßt, als deutscher von derselben Größe. Ueber die Frage, ob die Deutschen endlich die Frakturschrift aufgeben sollen, ist aber schon unendlich viel geschrieben worden und man ist trotz allem zu keinem Resultat gelangt. Daß es ein Fortschritt und eine Vereinfachung wäre, wenn auch wir uns nur der Antiqua bedienen würden, ist so sicher, wie es unleugbar ist, daß insbesondere in den breiten Schichten des Volkes die Frakturschrift viel heimischer und beliebter ist. Obwohl nun hygienisch die Regel gilt, je einfacher, je weniger verschnörkelt die Form der Buchstaben ist, desto besser, spielt die Frage, ob Fraktur ob Antiqua, doch merkwürdigerweise keine Rolle bei der Frage, durch welchen Druck die Kurzsichtigkeit befördert wird. Professor Cohn und viele andere sind nämlich nach jahrelangen Untersuchungen zu dem Resultat gelangt, daß die Fraktur für das Auge nicht gefährlicher ist, als die gleich große Antiqua. Der Verein für lateinische Schrift hatte im Jahre 1881 in seinem Aufrufe gesagt, daß die deutschen Buchstaben dem Auge gefährlicher seien, als die lateinischen. Professor Cohn unterschrieb diesen Aufruf so lange nicht, bis dieser Passus gestrichen war. Zwischen „gefährlich" und „weniger leicht leserlich" ist, wie er sehr richtig hervorhebt, noch ein großer Unterschied.

Professor Cohn stellt nun folgende Forderungen auf:

Die Höhe des kleinsten n darf nicht unter 1½ mm, der Durchschuß (d. i. der Zwischenraum zwischen zwei Zeilen) nicht unter 2½ mm, die geringste Dicke des Grundstrichs nicht unter ¼ mm, die größte Zeilenlänge nur 10 cm und die größte Zahl der Buchstaben auf einer Zeile nur 60 betragen.

Das heißt, alle Bücher sollten so gedruckt sein, wie die vorstehenden Zeilen. Seine Forderung faßt er kurz dahin zusammen, daß auf den Quadratzentimeter nicht mehr als zwei Zeilen kommen dürfen. Um sich von der Tragweite dieses Verlangens eine Vorstellung zu machen, ist das einfache Instrument zu empfehlen, das Cohn selbst zu diesem Zwecke konstruierte. Man nehme eine Visitkarte und schneide in dieselbe ein Loch von genau der Größe eines Quadratzentimeters und untersuche nun mit diesem „Zeilenzähler" unsere gebräuchlichen Druckwerke. Sind darin keine Spur mehr als zwei Zeilen [illegible], entspricht nach Professor Cohn der Druck in [illegible] und [illegible] dem, was als hygienisch wünschenswert [illegible]

Wer eine derartige Untersuchung anstellt, wird zu einem recht [illegible] Resultat [illegible] zu einem Resultat, das natürlich auch [illegible] [illegible] ist. Er hat 50 Berliner und [illegible] Zeitungen mit dem Zeilenzähler geprüft, diejenigen [illegible], bei denen er statt zwei Zeilen drei bis [illegible] [illegible] teilweise schlecht diejenigen, [illegible] in welchen nur zwei [illegible] waren. Auf diese Weise stellte [illegible] 26 als schlecht 16 als teilweise

schlecht und nur 8 als gut, in Breslau 21, 16, respektive 13 fest. Weit schlechter steht es natürlich, wenn man die große Menge sonstiger Bücher in Rechnung zieht, an die zahlreichen, zum Teil allerdings augenmörderischen billigen Klassikerausgaben denkt, sich der Reclam'schen Universalbibliothek erinnert und etwa noch die verschiedenen Wörterbücher, Logarithmen-Tabellen, sonstige Tafeln und Indices in Betracht zieht. Noch ungünstiger wird begreiflicherweise das Verhältnis bei Zeitungen. Professor Cohn hat 24 der gelesensten Berliner Zeitungen geprüft, überall, welcher politischen Richtung sie auch angehörten, zeigten fast alle Artikel drei bis dreieinhalb Zeilen, der Kurszettel vier, einzelne andere Teile vier, sogar viereinviertel Zeilen im Viereck. Ganz nach den Anforderungen Professor Cohns waren nur der Leitartikel im „Tag“ und im „Kleinen Journal“ gedruckt.

Aus diesem Resultat ergibt sich aber auch am klarsten, daß die Forderungen Cohns viel zu weit gehen. Mit einer rührenden Naivität liefert er uns selbst den gewichtigsten Einwand für die Kritik. In seinem „Lehrbuch der Hygiene“ ist der Durchschuß fast 4 Millimeter, der Druck liest sich daher auch allerdings vortrefflich, aber der Verfasser muß selbst gestehen: „Die einzigen, welchen diese Größenverhältnisse in meinem Lehrbuche geschadet haben, waren nur mein Verleger Urban & Schwarzenberg und ich.“ Wenn er aber weiter an anderer Stelle sagt (Seite 33): „Was geht uns die Ersparnis der Verleger an?“ so kann man dies nicht mehr Naivität nennen. Hier liegt eben der wunde Punkt. Die Herstellung von Büchern oder gar von Zeitungen nach den hygienischen Forderungen Professor Cohns würden die Preise für Druckwerke in einer so unglaublich bedeutenden Weise steigern, daß diese Verteuerung und die dadurch hervorgebrachte Beeinträchtigung der Volksbildung wohl in keinem Verhältnisse stünde zu der durch die billigen Druckschriften doch schließlich nur zum Teil beeinflußten Vermehrung der Kurzsichtigkeit. Professor Cohn hat eben lediglich einen theoretischen Standpunkt eingenommen, und die Zurückweisung seiner Forderungen, die ohne nötige praktische Erfahrungen gestellt wurden, erscheint als Pflicht, denn wenn ihre Unerfüllbarkeit nicht zur rechten Zeit erwiesen wird, so wäre sie geeignet, Verwirrung in weitere Kreise zu bringen und auch den Verlagsbuchhandel tief zu schädigen. Aber nicht nur vom Standpunkt der Verteuerung, auch von dem der Unbequemlichkeit sind diese Forderungen zurückzuweisen. Die Bücher und Zeitungen würden einen Raum beanspruchen, der sie unhandlich machen und schon deshalb ihre Benützbarkeit einschränken würde. Gute billige Werke, die gerade für die Volksbildung von größtem Einflusse geworden sind, wären undenkbar in einer Ausstattung, wie sie Professor Cohn wünscht, und Wörterbücher, Logarithmentafeln, Indices ꝛc. würden Bände füllen, die nicht zu bezahlen und nur schwer zu gebrauchen wären. Wie wenig Berechtigung übrigens die Cohn'schen Ausführungen hinsichtlich der heute üblichen Wörterbücher haben, liegt offen zutage, wenn man beachtet, daß man derartige Werke — wie ja noch viele andere ähnliche, im kleinen Druck hergestellte — doch nicht kontinuierlich liest, sondern nur ab und zu zu Rate zieht. Es ist kaum zu glauben, daß schon dieses kurze Verweilen auf dem kleinen Druck dem Auge schadet, ja es ist vielmehr anzunehmen, daß ein Wechsel im Druck das Auge sogar stärkt.

Keineswegs soll aber mit diesen Einwänden die teilweise Berechtigung der Cohn'schen Forderungen verneint werden. Daß dort, wo es aus ökonomischen Gründen und insbesondere dort, wo es sich um das junge Auge des Schulkindes handelt, auf guten Satz und Druck viel mehr Rücksicht genommen werden sollte, als es bis jetzt geschehen ist, ist sicher und deshalb sind auch die Ausführungen Cohns, wenn sie auch für die Allgemeinheit über das Ziel hinausschießen, lebhaft zu begrüßen. Sein Buch enthält noch zahlreiche andere Forderungen, die hier nicht weiter erwähnt werden sollen, schwärzere Druckfarbe, besseres Papier, die sämtlich ebenso zu unterstützen sind. Dagegen weist das Buch freilich auch manche Fehler auf, die insbesondere aus dem Mangel an typographischen Fachkenntnissen seitens des Verfassers zu erklären sind. Er bekämpft in einem eigenen Kapitel den anastatischen Druck, ein Verfahren, das heute in der Praxis eine so geringe Rolle spielt, daß es kaum hätte erwähnt, geschweige denn so ausführlich hätte behandelt werden sollen. Der Vorwurf, daß die illustrierten Zeitungen zu glänzendes Papier verwenden, ist ebenfalls unfachmännisch. Die jetzigen illustrierten Zeitungen werden nämlich — allerdings zum großen Schaden der Holzschneidekunst — fast durchwegs mit Autotypien hergestellt; um aber Autotypien schön drucken zu können, bedarf es heute noch eines sehr stark satinierten, daher glänzenden Papiers.

Sehr interessant sind die Ausführungen Cohns hinsichtlich der Form der Buchstaben. Professor Javal, der sich sehr eingehend mit der Form der Buchstaben beschäftigt hat, machte darauf aufmerksam, daß man sehr leicht eine lateinisch gedruckte Zeile lesen kann, wenn man die untere Hälfte mit einem Blatt Papier verdeckt, daß dies aber meist sehr schwer, ja fast unmöglich ist, wenn man die obere Hälfte zudeckt. Er wies auf Grund dessen nach, daß der Leser den Blick etwa über die obere Mitte der Zeile gleiten läßt, weil nur fünf Buchstaben, g. j. p. q. y. unter der Linie hervorragen und diese verhältnismäßig selten vorkommen. In der deutschen Frakturschrift ist dieses Verhältnis noch günstiger. Auf seine Beobachtungen stützte nun Javal zu Gunsten der Papierersparnis der Verleger den Vorschlag, man könnte die unteren langen Buchstaben total unterdrücken, ohne die Lesbarkeit zu schädigen. Tatsächlich hat auch die Compagnie des Omnibus in Paris, um auf der Rückseite ihrer Fahrkarten möglichst viele Annoncen unterbringen zu können, einen Druck verwendet, in welchem die oben erwähnten fünf Buchstaben als kleine Majuskeln (Versalien) gedruckt werden, so daß kein Buchstabe unter die Linie hervorragt (z. B. Gehen). Dieses Vorgehen scheint sehr originell, krankt aber daran, daß der ihm zugrunde liegende Gedanke nicht fertig gedacht wurde. Wenn man schon, ohne Papier zu verschwenden, großen Druck herstellen und einen breiteren Durchschuß verwenden will, dann — soferne man die Lateinschrift wählt — drucke man doch gleich ausschließlich in Majuskeln (Versalien). (DAS HEISZT ALSO IN SOLCHER SCHRIFT.) Dieser Vorschlag, der meines Wissens noch nirgends gemacht worden ist und im ersten Augenblick sehr gewagt erscheint, hat vielleicht eine Zukunft. Die lateinische Versalie ist ein ungemein leicht lesbares Schriftzeichen und es frägt sich, ob das Auge sich nicht schon in kurzer Zeit daran gewöhnen würde, eine bloß aus Versalien bestehende Schrift ebenso rasch zu lesen, wie die jetzige, zumal in jenen Sprachen, wo man Versalien weniger verwendet als in der deutschen und der grammatikalische Sinn des großen Anfangsbuchstabens wegfällt. Tatsächlich bedient man sich ja heute schon zu Ueber- und Aufschriften häufig nur der Versalien. Jedenfalls würde ein Buch, welches lediglich in Versalien gedruckt ist, ohne Papiervermehrung ein bedeutend größeres Schriftbild gestatten, wenn auch die Versalien durch ihre Breite mehr Raum einnehmen als die kleinen Buchstaben. Die ununterbrochene Linie würde ferner wahrscheinlich einen geringeren Durchschuß zulassen, um dieselbe Lesbarkeit herbeizuführen.

Schließlich seien noch die Ausführungen Cohns hinsichtlich der Regierungsverordnungen über den Druck der Bücher erwähnt. Sehr schlimm steht es mit den Schulbüchern in Bayern. Leider gibt es aber ein Land, von welchem Cohn sagen muß, daß dort sogar eine positiv schlechte Verordnung erlassen worden sei. Dieses Land ist — Oesterreich und gemeint ist eine Verordnung des früheren Ministers von Gautsch. Cohn schreibt: für dieses Land scheinen die übereinstimmenden Forderungen aller Hygieniker überhaupt nicht zu existieren, und wenn überall der Kampf gegen die Petitzeilen entbrannt ist, in Oesterreich ist für Bemerkungen, beziehungsweise Wiederholungen „in den Bürgerschulbüchern Petit“ zulässig. Dagegen lobt er die geltenden Vorschriften in Ungarn, das, wie er sagt, in allen schulhygienischen Dingen allen anderen Staaten voranmarschiert und das erste Land war, das schon vor 20 Jahren Schulärzte hatte.

An den Schluß seiner Schrift setzt der Verfasser in fetten Lettern die Worte: „Fort mit jedem Buch und mit jeder Zeitung, in welcher mehr als zwei Zeilen im Quadratzentimeter sichtbar sind!“ So sehr wir auch für Fortschritt und zweckmäßige Reformen sind, so wenig glauben wir, daß dieses Verlangen jemals erfüllt werden dürfte.

Carl Junker.

Richard Wagner und Mathilde Wesendonk.

Am 31. August 1902 starb in Gmunden, nahezu 74 Jahre alt, Mathilde Wesendonk, geborene Luckemeyer, die Witwe des reichen Kaufmannes Otto Wesendonk und einstige Freundin Richard Wagners. Die Wochenschrift „Zeit“ war damals unter den wenigen Blättern, die sich für verpflichtet hielten, der Verstorbenen einen warmen, ehrenden Nachruf zu widmen und darauf hinzuweisen, daß die Verfasserin jener „Fünf Gedichte“, deren Vertonung durch Richard Wagner zum klassischen Vorbilde für Hugo Wolfs Mörikelieder wurde, und die Frau, in deren Heim Wagner zur Zeit des Züricher „Exiles“ ein „Asyl“ gefunden, dem Meister vermutlich näher stand, als von seinen Freunden und Biographen bisher zugegeben wurde. So wenig Schwung und Begeisterung der Musiker Wagner im allgemeinen für fremde, nicht von ihm selbst verfaßte Texte und für nicht dramatische Vorwürfe aufbrachte, so fein und tief ist die Musik zu den „Fünf Gedichten“, die sich motivisch auch mit dem „Ring des Nibelungen“, an dem der Meister zur selben Zeit arbeitete, vor allem aber mit dem später entstandenen, glühendsten Werke Richard Wagners, mit „Tristan und Isolde“ verknüpfen: zwei von den „Gedichten“ wurden bei ihrer Veröffentlichung geradezu als Studien zu „Tristan und Isolde“ bezeichnet. Wer die Eigenart dieser Partitur, an der sich erst der rechte, große Wagner [illegible] entzündete, und die persönliche Eigenart ihres Schöpfers einigermaßen erfaßt hat, der kann in den hier angedeuteten Beziehungen keine Laune und keinen Zufall mehr erblicken. Mancherlei „Tratsch“ ging und geht in Zürich um und hat auch „literarischen“ Ausdruck gefunden: diejenigen, welche Wagner noch immer verkleinern wollen, sind auch der Frau Wesendonk zwar nicht achtlos, wohl aber achtungslos, pietätlos begegnet; und die Zurückhaltung der ernst zu nehmenden Biographen, wie Glasenapp und Chamberlain, schien nicht so sehr in Unkenntnis der Verhältnisse, als vielmehr in wahrer Pietät ihren Grund zu haben — in einer Pietät, die nicht allein das Andenken der Frau hoch hielt, die doch zweifellos eine Wohltäterin Richard Wagners war, sondern die auch gegenüber der Wagner'schen Familie Zartsinn zu betätigen

wußte und sich nicht für berufen halten konnte, einem „intimen Geheimnis“ nachzuspüren, das von den zunächst Beteiligten stets sorgsam gehütet wurde. Nun aber ist der Schleier gelüftet: „Wahnfried“ selbst — auch hier wieder einmal seiner Pflicht bewußt — hat die Zustimmung dazu gegeben, daß die von Frau Wesendonk hinterlassenen Briefe und Tagebuchblätter Richard Wagners (1853 bis 1871) von den Erben der Frau Wesendonk zu Gunsten des Bayreuther Stipendienfonds veröffentlicht würden; der erprobte Wagnerianer Professor Dr. Wolfgang Golther in Rostock hat die Herausgabe übernommen und den stattlichen, 366 Seiten zählenden Band, der vor kurzem bei Alexander Duncker in Berlin erschienen ist, mit den nötigen einführenden und erläuternden Bemerkungen versehen; auch vier Bilder zieren und beleben das Buch: ein Porträt Richard Wagners, zwei Porträts der Frau Wesendonk und eine Aufnahme des prachtvollen Landhauses auf dem „grünen Hügel“ bei Zürich, wo die Wesendonks ihr gastliches Heim hatten und wo — gleich nebenan — auch Richard Wagner in einem schmucken Gartenhause wohnte. Daß Otto Wesendonk, der ihm dieses Haus einräumte und viele Jahre hindurch alles für ihn getan hat, was in seinen Kräften stand, ein echter Mäzen war, daran durften wir nie zweifeln; aus diesem neuen Buche erfahren wir nun aber auch, daß Mathilde Wesendonk Richard Wagners „erste und einzige Liebe“ war. So nennt er sie in einem nun gleichfalls veröffentlichten Briefe an Frau Wille in Zürich und zu einer Zeit, da er räumlich bereits seit langem von Mathilden getrennt und ihr auch innerlich nicht mehr so nahe war wie einst.

Man kennt den ungestümen und heftigen Charakter Richard Wagners; man weiß, daß er aber auch der zartesten Regungen fähig war; man kennt seine beinahe übermenschliche Zähigkeit und Energie im Festhalten großer Ziele und in der Verfolgung des eingeschlagenen Weges; man weiß aber auch, wie leicht er von Todessehnsucht ergriffen wurde und wie oft er dem Leben fluchte, weil es ihm nicht die Erfüllung brachte; man spürt den heißen Atem dieser dämonischen Persönlichkeit in der über alles berauschenden Wagner'schen Musik; man kann sich, soweit eben nüchterne Erwägung an ein starkes menschliches Empfinden reicht, ungefähr vorstellen, wie es in diesem Manne geblitzt und gewettert haben muß, wenn von ihm in seinem 43. Lebensjahre zum erstenmal eine mächtige Liebe — eine Liebe, die den Namen verdient — Besitz nahm; man begreift, daß der musikalische Ausdruck dieser Liebe, das künstlerische Denkmal dieser Liebe nichts Matteres und Geringeres sein dürfte als etwa — „Tristan und Isolde“. Wenn einer, der dies alles kennt, weiß und begreift — ein Wagner-Forscher, der zugleich ein Dichter wäre — aus dunklen Ueberlieferungen der Züricher Zeit und den hell strahlenden Wundern der „Tristan“-Dichtung und „Tristan“-Partitur einen Roman geformt hätte, der uns das innere Wesen des Künstlers anschaulich nahe bringen soll, und wenn dieser Roman gelungen wäre, er könnte nicht origineller, spannender, poetischer, ergreifender sein als Wagners eigene Briefe, wie sie nun wirklich vorliegen. Längst galt uns Wagner als ein Apostel der hehrsten Leidenschaft, als ein Verkünder und Deuter unendlicher Liebesempfindungen; wir wissen nun, daß er den Gegenstand solcher Empfindungen, den Inhalt seiner hinreißendsten Szenen nicht bloß künstlerisch geschaut, sondern auch menschlich erlebt hat. Schon drohen Romeo und Julia, Abälard und Heloise, Werther und Lotte neben Tristan und Isolde, dem Liebespaar par excellence, mählich zu verblassen; aber statt Tristan und Isolde werden wir künftig Richard und Mathilde sagen — Richard Wagner und Mathilde Wesendonk. Sie sind zugleich die Schöpfer und die Vorbilder jener erdichteten Gestalten. Sonst immer war Richard Wagner seinem Leben, seinen Erfahrungen als Dichter voraus; sonst immer hat er sich in seinen Werken Wahrheiten eingestanden, die ihm das Leben selbst noch gar nicht geoffenbart hatte. Hier aber, in „Tristan und Isolde“, war er eigentlich gar nicht „Schöpfer“ oder Erfinder; hier gab er eben nur den vollkommenen Ausdruck seines innersten Fühlens, hier setzte er einem tief inneren, unvergänglichen Erlebnisse ein unsterbliches Denkmal. Daher denn auch die unmittelbar ans Mark gehende, beinahe revolutionierende Wirkung gerade dieses Werkes und keines anderen; eine Wirkung, die Wagner selbst vorausgesehen und in den Briefen an Frau Wesendonk in den feinsten Worten charakterisiert hat.

Der dämonisch-feurige Künstler und die edle, sinnige Frau, sie [illegible] sich lieben, wie Tristan und Isolde; der äußere Zwang, der den [illegible] wollte, konnte sie zunächst nur [illegible]. Aber in dem Augenblicke, da sie unwiderstehlich hervorbrach, da sie erkannt und eingestanden war, da wurde sie, nach außen hin, auch schon verneint“. Denn alles, was die reine Glut dieser Flamme mit dem Staub und Schmutz des Gewöhnlichen, des Alltäglich-Widrigen hätte [illegible] sie in ihrem Wesen bedrohen; um sie rein [illegible] um sie innerlich zu bejahen, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

teil, um „Skandal“ zu verhüten, das heißt hier: um alles zu verhüten und von vorneherein auszuschalten, was nicht bloß der „Welt“ Anstoß geben konnte, sondern auch den Liebenden selbst Entweihung dünken mußte. So rettete er mit seiner unentweihten Liebe zugleich die Mannesehre und Freundestreue, denen er in „Tristan und Isolde“ auch ein so schönes Denkmal gesetzt hat. In Venedig wuchs das herrliche Werk und entstand zugleich das Tagebuch an Mathilde, in dem Wagner Blut und Tränen seines Innern mit der Sprachgewalt des größten Lyrikers frei dahinströmen ließ. Zeit und Raum erleichterten und vollendeten die Läuterung und Beruhigung, die Wagner durch die gewaltsame Trennung (die für ihn mit den empfindlichsten Opfern an äußerem Wohlbehagen verbunden war) zu gewinnen suchte und die er namentlich auch in den wundersam trostreichen Briefen Mathildens fand, die — ihrem Gatten und ihren Kindern treu — immer mehr aus der Isolde zur Elisabeth, aus dem Weibe zum „Engel“, zur „Heiligen“ wurde. Was Wagner im „Tannhäuser“ bereits gestaltet hatte, das erfuhr er jetzt in seinem Innern; wie viel Kampf und Leid bei allen Wonnen ihm diese Erfahrung kostete, das sagt uns „Tristan und Isolde“; wie ernst es ihm um die Entsagung war, sagt der „Parsifal“, dessen erster, grundlegender Entwurf unmittelbar auf „Tristan“ folgte: das persönliche Erlebnis der Entsagung wird zur welterlösenden Idee. Aber auch die Heiterkeit des Ueberwinders bereitet sich in diesen Kämpfen vor: das Lächeln der Resignation in den „Meistersingern“ ist der letzte künstlerische Gruß Wagners an Mathilde. Und mitten in der Arbeit an den „Meistersingern“ kam die große Wendung: König Ludwig, Cosima Liszt. Noch war der „Ring“ zu vollenden und der „Parsifal“ auszuführen. Unerschöpflich waren die Keime und Blüten der Züricher Zeit; Wagner konnte, nach seinen eigenen Worten, nichts Neues mehr erfinden, nur vollenden und ausführen. Dann aber galt es auch, aufzuführen, die Werke zum Leben zu erwecken und zugleich lebendige Beispiele eines echt deutschen, musikalisch-dramatischen Darstellungsstiles zu geben, in München und in Bayreuth. Dazu verhalf ihm König Ludwig und — Cosima Liszt-Bülow, die, an Intellekt und Energie Mathilden weitaus überlegen, zur Mitarbeiterin und Willensvollstreckerin des Genies wurde. So fand Wagner nach der Isolde und Elisabeth auch seine Brünnhilde.

Der schlichteste Mann ergreift uns, wenn er ein rein menschliches Gefühl bekennt; und die flüchtigste Aeußerung des Genies kann uns zur Offenbarung werden. In den Briefen und Tagebuchblättern Richard Wagners an Mathilde Wesendonk finden wir beides, Geniales und Menschliches, in beglückender Einheit. Die tiefsten Probleme, welche Wagner in den Fünfziger- und Sechzigerjahren beschäftigt haben, werden hier im Tone vertraulichen Gespräches und liebevoller Belehrung noch klarer und schärfer beleuchtet als in Wagners Schriften; sein Verhältnis zu den deutschen Klassikern, zu Schopenhauer, zur Religion der Inder, Betrachtungen über die Metaphysik der Geschlechtsliebe, die Liebe zu den Tieren, über das Besondere und Eigentümliche der Wagner'schen Kunst, zumal des „Tristan“, auch des „Tannhäuser“, über die Pariser „Tannhäuser“-Bearbeitung, die Pariser Bekannten und Freunde, interessante Wiener Eindrücke, Intimes und Bedeutsames aus seinem inneren Verhältnisse zur ersten Gattin und zu Franz Liszt — schonungslose Selbstkritik, stöhnende Herzensbeichte und die überlegene Weisheit eines Mannes, der die Welt durchschaut — das alles und noch vieles andere hat Richard Wagner für Mathilde Wesendonk und für uns festgehalten. Nicht eine Zeile in diesem Buche, die nicht biographischen und zugleich allgemeinen Wert hätte. Ein Buch, das zu den schönsten der Weltliteratur zählt.

Max Morold.

Bücher.

Varia-Curiosa. Paris, Bibliothèque Internationale d'Édition.

Vielleicht hat es die nun schon historische Zeit des literarischen Naturalismus und dessen Exzesse in der Darstellung des grauen Lebens dankenswert verursacht, daß so rasch in den beiden Literaturen, die ihn programmatisch vertraten, der französischen und der deutschen, diese Neigung zur lebhafte Farben und deutliche Konturen, für das Fabulös-Ersonnene und Romantische plötzlich erwacht ist. Da die deutschen Zeitgenossen, trotz aller Buchhändleranzeigen von „neuromantischen“ Romanen dem scheinbar großen Bedürfnis nicht voll genügen konnten, sucht man es mit neuen Editionen älterer Dokumente zu befriedigen. So feiern die deutschen Romantiker eine Auferstehung aus ihrem nie ganz verschlossenen Grabe, und französische und deutsche Autoren bemühen sich um diese italienischen und französischen Erzähler aus der großen Zeit dieser Literaturen, die mit einem heidnischen Lachen das Mittelalter zu Ende brachten. Der Insel-Verlag ging mit den „altitalienischen Novellen“, dem Aretino und Boccaccio, voran; die Novelas ejemplares des Cervantes ließen folgen. In Frankreich tut dasselbe der obengenannte Verlag in sehr gewissenhaft besorgten — und billigen — [illegible] gaben zwei starke Bände [illegible] heraus, in anderen Bänden [illegible] der Florentiner Grazzini und Antonio [illegible] von der „bonnetten Dame [illegible] mit seinen Uebertragungen, [illegible] sprachliche Absichten: er [illegible] jener der alten Meister zu [illegible] Uebertragungen der Fran-

zosen benützen die größeren Freiheiten ihres Landes und rücken bei durchaus künstlerischer Tendenz das sehr reiche erotische Element jener Zeit in den Vordergrund. Uebertragung und Veröffentlichung in aller Welt zugänglichen Büchern von manchen Geschichten des Molza oder des Girolamo Morlini — dessen Novellen vor kurzem im genannten Verlag erschienen — sind nur in Frankreich möglich. So wie auch die „Poètes satyriques des XVIe et XVIIe siècle“ und die „Sonnets priapiques“, die die Weiterbildung des alten italienischen Materials geben, das man noch in den „Conteurs Libertins du XVIIIe siècle“ wiederfindet, die der vortreffliche Editor A. van Bever herausgegeben hat (Bibl. Intern. d'Edit. 1904). Mit diesen kleinen Dichtern des Ancien régime scheint der alte Stoff, der sich immer enger auf das Erotische begrenzt, erschöpft. Das kräftige Lachen und die Satire der Alten ist verschwunden, man lächelt nur mehr und der Hahnrei ist meist des Lächelns einziger Gegenstand. In den gereimten Geschichten Coudrays und Cailhavas ist der Schauplatz nicht mehr wie bei Boccaccio die Welt, sondern das Boudoir. Die Komik liegt oft nur bei den Utensilien der geheimen Toilette. Die alten Novellieri sind künstlerisch und kulturell gleich groß und merkwürdig; ihre Nachkommen im XVIII. Jahrhundert sind merkwürdig nur im Zusammenhalt mit der Gesellschaft ihrer Zeit, künstlerisch bedeuten sie fast nichts; einer gleicht in seinem Ausdruck völlig dem andern; kommt nur darauf an, wer mehr Späße wußte. Es geben die genannten Bücher — Uebertragungen ins Französische und französische Originale — außer dem Genuß ihrer selbst so noch ein gutes Bild vom Verbrauch eines Stoffes und einer Form, der erotischen Satire und der Novelle.

Franz Blei.

Stefan Großmann: „Die Gasse.“ Geschichten. Berlin. Bard, Marquardt und Co.

Was diese „Geschichten“ unbedingt lesenswert macht und was ihnen die Existenzberechtigung verleiht, das ist ihre vollkommene Lebenswahrheit. Freilich, eine bittere Wahrheit und auch bitter dargestellt. Schonungslos führt uns der Autor die Wahrheit vor; aber er reißt nicht vielleicht mit raschem Griff den Schleier hinweg und läßt uns die volle Wahrheit dauernd sehen; nein, er lüftet den Schleier und zeigt uns, was dahinter steckt: dann läßt er ihn wieder fallen. Und da ja auch der entsetzliche bittere Kern des Lebens meist von Schleiern bedeckt ist und nur zeitweise erkennbar wird, so wirkt diese künstlerisch vollauf berechtigte Methode umso packender. Gleich die zweite Erzählung bietet hiefür ein gutes Beispiel: sie heißt „Menschlichkeit im Vorübergehen“ und ihr Held ist ein junger Advokat; er geht spazieren und denkt an Berufliches, zeitweise gibt er sich augenblicklichen Eindrücken hin; diese beschauliche Tätigkeit wird unterbrochen; er besucht mit einem Kollegen das Landesgericht, wo ihn das Mitleid mit der angeklagten tschechischen Kindesmörderin packt — aber er folgt dem sich entfernenden Kollegen und bald ist wieder der Faden des Gewöhnlichen angeknüpft. Dabei aber wird scheinbar gleichgiltig der Schleier von der Brutalität und dem Elend der Menschen gehoben. Und ähnlich ist es in den anderen Erzählungen: Das Elend des Spitals „Die Krisis“, (S. 83), die „Soldatenmißhandlung“, (S. 97), die bodenlose, sinnliche Roheit der einen als Ursache für die Behandlung und das Unglück der anderen („Das Urteil über den Praktikanten Anton“, S. 67) liegt ihnen zugrunde; dazu die Falschheit und Selbstbetrügerei unserer Gesellschaft: das folgenschwere, nicht genug zu verachtende Komödienspiel der reichen Herren, die sich auf die Arbeiterfreunde hinausspielen („Scherze“, S. 39) oder das sofortige Versagen der Menschlichkeit, wenn es darauf ankommt, zu handeln. In letzterer Hinsicht ist ein Glanzstück die Novelle („Antworten“, S. 51): ein Schriftsteller, durch Krankheit momentan ohne Geld, schreibt an zehn „Freunde“ und Verwandte und bittet sie, ihm zu helfen; acht von den Antworten werden veröffentlicht: acht Spiegelbilder menschlicher Gemeinheit — zwei haben überhaupt nicht geantwortet. Dazwischen die armen Stiefkinder des Lebens: das arme Kind, dem schon das Herz zerbricht vor Enttäuschung und Kränkung („Der Krieg“, S. 31) oder der Arbeiter, der Begeisterung und Hoffnung nicht verliert („Einer, der drei Stunden lang ‚hoch‘ rief“, S. 77). Die erste Erzählung, „Die Gasse“, repräsentiert gleichsam den Akkord, auf den die ganze Sammlung gestimmt ist und ist zugleich ein Muster der scheinbar gleichgiltigen Manier des Verfassers, die aber künstlerisch wohl bedacht ist. In dieser „Gasse“ haben wir ein verkleinertes Bild des Lebens: dieses Gemisch von Roheit, Falschheit, Gleichgiltigkeit und Verräterei, reich an Worten, arm an Taten, das für den Guten nur Mißverstehen und Verfolgung, für den Schwachen nur Hohn und Knechtschaft kennt. — Die Erzählungen sind durch Inhalt und Darstellung gleich wertvoll und verdienen ob der sie erfüllenden Wahrheit und Kühnheit alle Anerkennung.

Dr. Egon v. Komorzynski.

Revue der Revuen.

„Der Kunstwart“ berichtet wieder einmal über den Dürerbund. Der Dürerbund versendet nämlich mit dem vierten Dürerblatte den Bericht über sein weiteres Ergehen und über seine neueste Tätigkeit. Wer daraus, daß der Bund nicht viel in die Oeffentlichkeit trat, den Schluß gezogen hat, daß er wie einige seiner Geschwister ein Leben von friedlichem Dauerschlummer verbringe, wird durch diesen Bericht einigermaßen überrascht sein. Zunächst ist schon die äußere Entwicklung des Dürerbund-Gedankens für deutsche Verhältnisse und gerade im Hinblick auf die „Reklamelosigkeit“ des Dürerbundes doch erstaunlich: während der letzten Monate allein haben sich wieder über ein Dutzend weitere schon bestehende Vereinigungen dem Bunde angeschlossen, der neugegründete „Heimatschutz“ ist zum Dürerbunde sofort in ein Kartellverhältnis getreten, ferner haben sich in Deutschland selbst vier neue Dürervereine gegründet, für Oesterreich aber ist, [illegible] [illegible] in Arbeitsgemeinschaft mit dem deutschen [illegible] [illegible] [illegible]

„Ausschuß“, also der Zentralvorstand des deutschen Dürerbundes in Dresden, teilt aus seinen Akten nur Einzelnes mit, aber genug, um in seine Tätigkeit einblicken zu lassen. Da hören wir von einer Vermittlerarbeit zwischen Auftraggebern und Auftragnehmern, von Bestrebungen um Beschaffung guter Erzählungen zu wohlfeilem Nachdruck für kleinere Zeitungen und guter Stücke für Liebhaberbühnen, von „Hausmusikabenden“, durch die man gegen die reinen Virtuosenkonzerte wirken will, von Vorbereitungen für die Schiller-Feiern des nächsten Jahres, von den Petitionen, die man ausgearbeitet hat und von denen besonders die sehr wichtige wegen des Dresdener Theaterplatzes und Brückenbaues schon jetzt einen schönen Erfolg gehabt hat, von Studien, Taten und Absichten wegen der Heimatschutz-Gesetzgebung, von zum Teil ausgebreiteten Agitationen und von manchem Einschreiten oder Vorbereiten sonst noch, während doch manches zu Mitteilungen an die Oeffentlichkeit noch nicht reif oder geeignet ist. Von dem reichen Leben in den einzelnen deutschen Dürervereinen geben dann kurze Referate ein überaus mannigfaches Bild. Wer Näheres erfahren möchte, ohne dem Dürerbunde schon anzugehören, kann sich das neueste Dürerblatt von Callwey in München unentgeltlich kommen lassen.

„Century.“ O. Eltzbacher schreibt interessant über den Stand der japanischen Finanzen, der ein ganz vortrefflicher ist und mehr als alles andere seiner Position Kraft verleiht. Japan kann sein Heeres- und Marine-Budget mit größter Leichtigkeit tragen, denn sein wirtschaftlicher und kommerzieller Aufschwung war noch rapider und überraschender, als seine militärische Entwicklung. Seine Staatsschuld, die in englischem Gelde 56 Millionen Pfund beträgt, ist im Verhältnis zur Bevölkerung die geringste unter denen der großen Staaten und wird durch das Staatseinkommen von zwei Jahren aufgewogen, während die französische Staatsschuld einem achtjährigen, die italienische einem siebenjährigen und die englische einem fünfjährigen Budget entspricht. Ihre Interessen verteilen sich so auf die Bevölkerung, daß auf den Einzelnen nur 1 Schilling und 2 Pence entfallen, was der durchschnittliche Taglohn eines japanischen Arbeiters ist, während auf jeden Engländer 10 Schilling entfallen. Japan schuldet dem Ausland sehr wenig und hat schwerlich mehr als eine Million Pfund jährlich als Zinsen an das Ausland zu entrichten. Als der Krieg ausbrach, brauchte Japan bloß im eigenen Lande ein Staatsanlehen aufzunehmen, während Rußland wie gewöhnlich dazu greifen mußte, Banknoten zu prägen und im Ausland Geld zu suchen. Obwohl in Japan während der letzten Jahrzehnte riesige Summen ausgegeben wurden, ging der Staat dabei doch mit großer Klugheit und Sparsamkeit zu Werke und was er investierte, war die Saat, aus der die Wohlfahrt des Landes erblühte. Nichts wurde bloß auf den Schein geschaffen: Landarmee und Marine, Fabriken und Schulen, alles war wohlgegründet, solid und entwicklungsfähig und über jede Ausgabe dieses Staatshaushaltes liegen die eingehendsten Rechnungen vor, die von der gewissenhaftesten Geldgebarung zeugen. Deshalb wird auch der Krieg, so kostspielig er sich gestalten mag, das Land nicht ruinieren und sollte Japan selbst gezwungen sein, ein ausländisches Anlehen aufzunehmen, so vermag es die größte Bürgschaft für Sicherheit des Kapitals, wie der Zinsen zu bieten. — Andrew Carnegie richtet einen Brief an den Herausgeber dieser Zeitschrift, in der er seiner Verwunderung darüber Ausdruck gibt, daß man in England gleichsam von einem Rückgang des Landes spricht, während ein Blick auf seine statistischen Zahlen jeden mit Staunen und Bewunderung erfüllen müsse. Englands Nationalreichtum beträgt 11.806 Millionen Pfund und wird nur von dem der Vereinigten Staaten im ganzen übertroffen, während im Verhältnis auf den einzelnen Kopf weit weniger entfällt als in England. Sein jährlicher Schiffsverkehr beträgt 16 Millionen Tonnen, also mehr, als der aller andern Nationen zusammen, sein auswärtiger Handel 903 Millionen Pfund. Dabei ist ein ständiges Wachstum zu verzeichnen. Werden gleichwohl unzufriedene Stimmen laut, so sei dies nur ein Zeichen der Unersättlichkeit und der Mißgunst, die es nicht vertragen kann, nun auch andere Völker auf dem Platze erscheinen zu sehen, den England früher ausschließlich beherrschte.

Ein Märchen aus dem All.

Von Helene Rieß.

Es war einmal eine Welt.

Irgendwo draußen im Himmelsraum, in jenen unfaßbar unendlichen Fernen, in die des Erdenbewohners Gedanken und Träume manchmal hinausfliegen können, von der Uebergewalt seiner Sehnsucht getrieben.

Es war einmal eine Welt, und die Ewigkeit hatte sie zu so glücklicher Stunde geboren, daß alles Geschaffene sich seines göttlichen Lebens bewußt war. Berge und Steine, Blumen und Meere, Tiere und Menschen, alle erkannten in sich und in einander die ewige Einheit. Ihr Leben war wie Sonnenaufgang und Sonnenuntergang; sie schwanden ruhig in einander, und der Kampf war ihnen fremd. Vergehen und Werden war ihnen gleich. Blut ward zu Erde und Erde ward zu Blumen und Früchten, und die Früchte wurden wieder zu Blut in ewigem Wechsel, und alle Materie war beseelt von der klaren Empfindung der lebenschaffenden Zusammenhänge.

Einmal geschah es, daß von der Sonne ein [illegible] kam; der ließ sich nieder auf der Spitze des höchsten Berges und [illegible] sammelte alle Wesen um sich her und sprach: „Ich bin der Welle. [illegible] bin gekommen, euch Macht zu geben [illegible]

[illegible]

und was sich von seinem Platze zu bewegen vermochte, strömte zu ihm. Freilich, die Blumen wandten ihm vergebens ihr Antlitz zu, die Felsen erglühten umsonst unter seinem feurigen Blick — — aber die Tiere und die Menschen eilten flüchtigen Fußes herbei und suchten einander zu überholen.

Und sie saßen zu seinen Füßen und er lehrte sie. Die Menschen aber waren gelehriger als die Tiere.

Das war der Beginn der großen Veränderung.

Als sie in ihr Leben zurückgingen, war es mit ihrer Ruhe vorbei. Triebe und drängende Kräfte waren in ihnen, die strebten danach, zu Taten zu werden. Und die Menschen begannen zu arbeiten.

Oft aber schlug, was sie wollten, gar böse aus. Darum verloren die Dinge das Vertrauen zu den Menschen und lehnten sich gegen sie auf. Das Land sträubte sich, von ihnen bebaut zu werden. Die Tiere wehrten sich gegen ihr Joch und ihr Gebot. Doch die Menschen hatten wollen gelernt, darum waren sie stärker als alles andere, und ihre Stärke wuchs mit jeder neuen Wesensart, die sie sich dienstbar machten. Und sie entfernten sich allmählich von allem übrigen, was mit ihnen an der Quelle des Lebens gesessen war.

Da verdunkelte sich ihr klarer Blick und ihre Sine wurden stumpf. Sie verloren die Erkenntnis der großen Einheit. Sie sahen die Welt mit einemmale anders, sie schien ihnen nun voll lebloser Dinge, die ihrer Willkür unterworfen waren. Die Natur ward für sie zu einer fremden Wildnis. Sie rotteten sich zusammen und bauten einen Thron, darauf setzten sie ein wildes Ungeheuer, das herrschte über sie, zügellos und unbarmherzig. Es war die Furcht. Und die Furcht peitschte sie durcheinander und verwirrte ihre Köpfe, daß jeder einsam durch sein Leben jagte, gehetzt und freudelos. Und sie trieb sie gegen einander, daß sie einander erschlugen und erwürgten in blutigen Kriegen ohne Ende. Der Tod war jetzt ein dunkler drohender Abgrund für sie, vor dem sie entsetzt zurückbebten.

Und bald verstand einer des anderen Sprache nicht mehr. Die Worte des Bruders waren hohle Klänge in der Schwester Ohr und fanden den Weg nicht zu ihrer Seele. Keine Brücke gab es vom Wesen des einen zum Wesen des anderen. Und darum waren sie, wie sie neben einander lebten in lautem Trubel, im steten, lärmenden, leidenschaftlichen Aneinanderschlagen, dennoch einsam und verloren in einem undurchdringlichen, endlosen Dunkel.

Es war eine traurige, wehvolle Welt. Mit unsäglichen Leiden genährt, wuchsen und vergingen die Generationen.

Da kam zum andernmal ein Bote von der Sonne. Er kam und ließ sich nieder auf der Spitze des höchsten Berges. Sein Blick war weich und tief, und ein mildes Licht ging von seiner Stirne aus. Und er rief mitten hinein in das wilde Getöse des Elends mit klingender, bebender Stimme: „Höret mich, ich bin die Liebe."

Die Menschen aber waren zu elend. Sie vernahmen die Stimme nicht.

Da baute die Liebe ihr Zelt auf dem Berge und wohnte darin. Manchmal ging sie zu Tal, und wenn sie über die Gletscher hin schwebte, schmolz das Eis unter der flüchtigen Berührung ihrer Füße, so daß schmale Wasserläufe langsam niederschlichen und in der Sonne funkelten wie Freudentränen. Und wo sie in der Erde versanken, im Moos oder im grünen Wiesengras, da wuchsen duftende Blumen, schöner als sonst überall — und wenn ein Mensch vorübereilte und den süßen Duft atmete, da zog eine fremde Sehnsucht in sein Herz, unerklärlich, heiß und heftig, ziellos und doch tief beglückend für eine stille Weile.

Die Liebe ging zu Tal, ging an den Wohnstätten der Menschen vorbei — und manchmal trat sie ein, dort, wo ein kleines Kind geboren ward, und küßte es leise auf die Stirn und legte die Hand auf das Herz der Mutter; da sprang seliger Jubel darin auf. Das Kind aber hob die Lider und schaute mit Heilandsaugen in die Welt.

Die lärmenden Straßen pflegte die Liebe zu meiden. Ging sie doch einmal durch, dann hielt sie den Blick traurig zu Boden gerichtet — und niemand kannte sie.

Und dann verschwand sie wieder auf ihrem Berge.

Die Menschen wurden nach und nach Zerrbilder ihres ursprünglichen freien göttlichen Zustandes. Die Furcht hielt sie mit knöchernen [illegible] [illegible]; unter ihrem Griff krümmten sich die [illegible] [illegible], die ganze Gestalt jammervoll verändert. Die Furcht aber [illegible] den Neid und die Bosheit zu ihren Helfern in der Herrschaft über die Menschen. Aus deren vertrockneten Seelen schwand der letzte leuchtende Rest von Traum und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

der Unterdrücker in Bedrängnis sei, erhoben sie sich alle wider ihn, kehrten ihre Kräfte gegen ihn, stellten sich dem Feind an die Seite. Verzweiflung und alle unbeschreiblichen Schrecken grinsten die Menschheit an von allen Seiten, in entsetzlicher Unabwendbarkeit. Es kam die wilde, fürchterliche Agonie — von Jahrhunderten oder Jahrtausenden, wer weiß es zu sagen? Für die Ewigkeit war es ein Augenblick.

Die Liebe aber linderte der Todeswunden Qual mit weicher sanfter Hand.

Da trat ihr eines Tages auf ihren Wegen ein ernster Engel entgegen. Seine Züge waren von strenger, edler Schönheit; in seinen Augen glühte lichte, ruhige Heiligkeit. „Laß ab von den Menschen", sagte er. „Laß sie sterben. Gib sie nicht immer wieder dem Leben zurück, für das sie nicht mehr gut genug sind."

„Wer bist du?" fragte zitternd die Liebe.

„Ich bin die Wahrheit", sagte der Engel. „Die Menschen kennen mich nicht mehr, darum fürchten sie mich, darum bin ich ihnen ein Zeichen des Unterganges, der ihre Herrschaft endet. Laß sie mir, die armen, elenden Menschen, laß sie, die mich nicht mehr ertragen können, vernichtet werden! Sie werden dich nimmer verstehen. Gib sie preis, laß uns ein rasches Ende machen! Raum schaffen für ein anderes, reineres, größeres Geschlecht von Weltwesen, die geschaffen sind in unserem Sinne!"

Wie weinte die Liebe, wie flehte sie! „Ich will sie retten, ich kann es, glaube mir! Hilf mir nur mit deiner Kraft, wo ich schwach bin!"

Wer könnte auf die Dauer ihrer Sprache widerstehen! Er gab am Ende nach.

Sie faßten sich an den Händen und stiegen langsamen, festen Schrittes den Berg hinauf. Stumm gingen sie über die Eisfelder auf der Höhe. Oben warf sich die Liebe schluchzend zu Boden. Der schöne ernste Engel kniete neben ihr und sprach zu ihr von den Dingen dieser Welt in all ihrer Schönheit und Heiligkeit, von dem Irrtum in den Menschen, von ihrem Kampf und ihrem Leid — und seine immer wiederkehrende warnende Bitte war: „Laß sie sterben!"

Die Liebe aber breitete die Arme aus und preßte ihren Körper in den harten Gletscherschnee, daß ihr Herz schlug und ihre Glieder brannten wie im Fieber; und ihr tränenheißes Gesicht legte sie hinein und ihre glühenden Lippen drückte sie darauf und weinte, als wollte sie nimmer, nimmer aufhören. Wie lange es war, daß die Liebe weinte, indes die Wahrheit stumm und trauernd an ihrer Seite kniete — wer weiß es zu sagen? Für die Ewigkeit war es ein Augenblick.

Dann aber stand sie auf und sprach: „Ich will, daß du mich auf einem großen Scheiterhaufen verbrennst. Die Lohe soll zum Himmel schlagen, die Gluten sollen sich ins Gletschereis wühlen; ein Wachfeuer soll es sein, alle Menschen soll es hieher locken; meine brennende Seele wird sie rufen, daß sie zu dir kommen, vor dir niedersinken und um deinen Segen bitten. Dann magst du zu ihnen reden, und sie werden gut werden, glaube es mir!"

Und der Engel der Wahrheit gehorchte. Duftendes Holz trug er zusammen und schichtete es hoch auf; und die Liebe stand neben ihm mit leuchtenden Augen. Dann warf er den flammenentfachenden Funken hinein. Hochauf zuckte das Feuer, züngelte über den Fels hinab und griff verstohlen nach den blanken Eisplatten der Gletscher. Stumm und strahlend riß die Liebe beide Arme in die Höhe und stürzte sich in die purpurrote Flamme.

Der Engel der Wahrheit aber sprang ihr nach.

Hochaufgerichtet stand er in den Gluten an ihrer Seite und hielt ihre Hände und sprach: „Du bist mein."

So vermählten sie sich im Tode.

Das Feuer, das die beiden zu sich nahm, warf seinen heißen, lichten Schein hin über die Welt und zwang die Menschen heran. Scharenweise strömten sie dem Berge zu. Das Gletschereis aber schmolz mit [illegible] [illegible] und [illegible] sich in breitem, reißenden Strome ihnen entgegen. Es war eine gewaltige Sündflut. Viele wurden hinweggeschwemmt, viele von der Gewalt der stürzenden Fluten zerschmettert. Die Ueberlebenden aber wurden durch die Weihe des wilden Kampfes geläutert; hatten sie doch einer Macht gegenübergestanden, weit stärker als die stärkste, die sich ihr Wille je erträumt.

Und aus der Asche des Scheiterhaufens stieg eine neue Wahrheit und eine neue Liebe — und die gingen vereint zu den Menschen, [illegible] [illegible]

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

OESTERREICHISCHES ERZEUGNIS! NEUHEIT!
KLEINOSCHEG DERBY SEC

Digitized by Google

Die Zeit.

XL. Band. Wien, den 20. August 1904. Nummer 516.

Die gesunde Urkraft.

Es ist eine der ältesten und beliebtesten Phrasen, die uns das neunzehnte Jahrhundert hinterlassen hat, das Wort von der gesunden Urkraft des slavischen Ostens, die bestimmt sei, dereinst die krankhafte Ueberkultur des Westens niederzuwerfen. Das Wort wurde von panslavistischen Aposteln, von Lobrednern der angeblich urwüchsigen und erbgesessenen russischen Autokratie erfunden, und in den westlichen Ländern fand es Nachbeter in gewissen blasierten, bildungsmüden Kreisen, die es ja immer gab und die sich stets in Rousseau'schem Kulturekel gefielen. Dabei spielten allerlei unklare geschichtliche Erinnerungen und falsche Analogien mit. Man gedachte des römischen Weltreiches, das dem Ansturme des Germanentums erlegen sei — auch eine greisenhafte Kultur, die sich überlebt hatte und der frischen Jugendstärke des Barbarentums weichen mußte. Die germanischen Besieger der antiken Welt, meinte man, würden einst in den Russen ihre Nachfolger finden. In dem ganzen Vergleiche aber gibt es nicht einen einzigen Punkt, der stimmt. Das römische Reich wurde nicht von den Germanen zertrümmert, sondern löste sich selbst auf, nachdem es politisch und sozial zu völlig unhaltbaren Zuständen gelangt war. Der heutige europäische Westen mit seinen kräftigen, geordneten, blühenden Nationalstaaten, mit seiner Entwicklungsfähigkeit und Reformfreude, zeigt nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den Auflösungserscheinungen des Altertums. Und was steht ihm im Osten gegenüber? Es ist weder wahr, daß die russische Autokratie den künstlich komplizierten Rechtsformen der Verfassungsstaaten überlegen sei, noch ist es wahr, daß die russische Volkskraft, die höher zivilisierten Nationen zu erdrücken vermöchte. Der Absolutismus ist im Osten so wenig urwüchsig, wie sonstwo in der Welt, er ist auch dort erst durch Vernichtung der ständischen Freiheiten zur Macht gelangt. Und was die ihm vermeintlich innewohnenden Riesenkräfte anlangt, so hat der ostasiatische Krieg, wie so viele politische Lügen, auch diese gründlich abgetan. Nie hat ein Krieg aufklärender, legendenzerstörender gewirkt. Kein Schlagwort, keine historische Konstruktion, kein Tendenzmärchen vermag ihm standzuhalten. Er hat über den wahren Wert der Regierungssysteme und über das wahre Maß der Volkskräfte so helles Licht verbreitet, daß die politischen Romantiker und Faselhänse in ganz Europa nun hoffentlich für lange Zeit zum Schweigen gebracht sind.

Die gesunde Urkraft des Ostens! Man hätte sie freilich schon längst richtig tarieren können, es wäre gar nicht nötig gewesen, sich von den freiwilligen und besoldeten Bewunderern der russischen Despotie so abscheulich hinters Licht führen zu lassen. Hat man denn erst den Krieg abwarten müssen, um zu erkennen, daß die europäische Kultur — deren T r ä g e r nicht, deren S c h ü l e r nur die Japaner sind — lebenskräftiger und zukunftssicherer ist als die moskowitische Unkultur? Es hat doch wahrlich auch vorher nicht an Erkenntnisquellen gefehlt. So eifrig auch die russische Bureaukratie bemüht war, die Geheimnisse des von ihr zugrunde verwalteten Landes vor der Mitwelt zu verbergen, es ist doch nicht geheim geblieben, daß Rußland immer wieder von Hungersnöten heimgesucht war, landwirtschaftlichen Krisen von beispielloser Heftigkeit und Ausdehnung. Die periodisch wiederkehrenden Mißernten zeigten, daß der beste und fruchtbarste Ackerboden Europas durch primitive Bewirtschaftung und unsinnigen Raubbau ruiniert war. Als dies offenbar wurde, war auch bereits der angefaulte zerfressene Wurzelstock der russischen Staatsmacht vor aller Welt bloßgelegt. Denn mit der Urkraft des Bodens war auch die seiner Bewohner dahingeschwunden. Der russische Bauer, die Hoffnung und der Stolz der ganzen slavischen Welt, wurde nun zum Studierobjekt für Aerzte, Volkswirte und Sozialpolitiker. Man untersuchte seine ökonomische Lage, seine Lebensverhältnisse, seine Ernährung, und man kam zu erschreckenden Ergebnissen. Es wurde eine konstante Unterernährung der bäuerlichen Bevölkerung festgestellt. Bei stetig zurückgehendem Viehstand wird das Brot zum Hauptnahrungsmittel, das Brot, das auch dann, wenn es reichlich und in bester Qualität vorhanden, den physiologischen Bedürfnissen nimmer genügt. Dabei erhält aber der russische Bauer weder so viel Brot, als er braucht, noch erhält er es in einer Qualität, die auch nur den bescheidensten Anforderungen entspräche. Zu dieser verhängnisvollen Unterernährung kommt noch der elende Zustand der bäuerlichen [illegible] Man [illegible] [illegible]

heiten und Seuchen nur allzu treue Gäste im russischen Bauernhaus. Die gräßliche Hungerkrankheit, der Skorbut, die man im westlichen Europa kaum mehr anders als aus alten Kriegsgeschichten von lange belagerten und ausgehungerten Festungen kennt, während sie in Rußland nie aufgehört hat, „modern" zu sein; der Flecktyphus, der außerhalb Rußlands nur noch in den polnischen Landesteilen Deutschlands und Oesterreich, sowie in Irland zu Hause ist und bleibt — eine charakteristische geographische Verteilung; die Syphilis, die unter dem russischen Landvolk so verbreitet ist, daß der amtlich aufgenommene, also gewiß nicht vollständige Krankenstatus in manchen Gouvernements bis zu sechs Prozent der Gesamtbevölkerung geht; die ägyptische Augenkrankheit, die Tuberkulose in allen Formen, die Malaria, die Ruhr, die Blattern, die sibirische Pest; all diese Krankheiten, die aus dem Westen teils längst vertrieben sind, teils mit allen Mitteln der öffentlichen Gesundheitspflege zurückgedrängt werden, finden in Rußland einen Nährboden von immer noch wachsender Fruchtbarkeit.*) Das russische Bauerntum ist durch und durch verseucht, und es ist schwer einzusehen, wieso der russische Soldat, der doch der prädestinierte Welteroberer sein soll, gesunder sein könnte als der russische Bauer. Es müßte denn eine ebenso einfache wie wunderwirkende Volksheilkunst darin bestehen, daß man die Massen in zweifarbiges Tuch steckt und dadurch seuchenfrei macht.

Rußland ist das Versteck, wo die gefährlichsten Feinde der Menschheit, die ansteckenden Krankheiten, gleichsam zusammengeballt auf der Lauer liegen und den günstigen Moment abwarten, um wieder einmal gegen den hygienisch bewachten Westen vorzubrechen. Die Influenza, die seit Menschengedenken aus Europa verschwunden war, ist im Winter 1889 plötzlich wiedergekehrt — natürlich kam sie aus Rußland. Das alles sind Dinge, die man nicht erst seit heute weiß. Man hatte hundert Gelegenheiten, sich davon zu überzeugen, daß nicht nur der russische Staat, sondern daß auch das russische Volk krank ist, sowohl moralisch wie physisch. Und doch hat erst der asiatische Krieg, hat erst die Niederlage des russischen Soldaten kommen müssen, um die Welt an das glauben zu machen, was ihr offenkundig vor Augen lag. Der Krieg scheint also bis auf weiteres doch der allein anerkannte Kraftmesser der Nationen zu bleiben. Erst als es von dieser blutigen Skala abzulesen war, wie ein unterdrücktes und ausgebeutetes Volk auch seine militärische Tüchtigkeit und Widerstandsfähigkeit verliert, hat man sich abgewöhnt, die alberne Fabel von der gesunden Urkraft des Ostens weiter zu erzählen.

E. W.

Die Zwischenfälle im Roten Meere im Lichte der Friedensbewegung.

Von Bertha v. Suttner.

Wenngleich die Affären der beschlagnahmten Schiffe beigelegt worden sind und daher an aktuellem Interesse verloren — umsomehr verloren haben, als seither ein neues sensationelles Ereignis, Plehwes Ermordung, die leidenschaftliche Teilnahme der Allgemeinheit erweckt hat, so sind darum jene Begebenheiten und ihre weiteren Konsequenzen nicht aus der Welt geschafft — einer Welt, in der, das ist ein physikalisches Gesetz, alles Geschehene endlos weiter wirkt.

Die Erörterung des Zwischenfalles wird demnach noch in mehr als einer Richtung geboten erscheinen. Vom Standpunkt der Friedensbewegung ganz besonders, denn er hat eine Sachlage geschaffen oder vielmehr aufgedeckt, die für das eigentlichste Gebiet der Pazifisten — den Kampf um internationale Justiz — von höchster Bedeutung ist. Nicht die aufgetauchte Frage selbst, sondern die Art, wie sie gestellt und behandelt worden ist, kommt hiebei in Betracht. Die erste Nachricht von dem Vorfall — unbefugtes Anhalten von Schiffen — war nicht geeignet, die Friedenspartei aufzuregen. Denn wenn es je einen Streitfall gab, der, wenn er nicht zuvor befriedigende Lösung fände, vor ein Schiedsgericht gehört, so war es dieser. Noch lange ehe es ein Haager Tribunal gab, wurden Kaperfälle und ähnliche Angelegenheiten wie der [illegible] Schiedsgericht erledigt werden, dessen [illegible] in [illegible] Vertrauen [illegible] sich einen solchen Anlaß nicht zum Vorwand nehmen [illegible]

*) [illegible]

brand zu entfesseln? Und doch: die Sache wurde in einer Weise angefaßt, als ob man nur mehr um eines Haares Breite vor der Gefahr entfernt wäre, daß die so gepriesene Lokalisierung des ostasiatischen Krieges aufgegeben und der Konflikt auf Europa ausgestreckt würde. Die Benachrichtigung, die Erörterung, die Beurteilung der ganzen Angelegenheit schien auf der selbstverständlichen Voraussetzung aufgebaut, daß dabei Krieg oder Frieden auf dem Spiele stand. Das noch dazu in einem Tone (man erinnere sich nur der „gepanzerten deutschen Faust auf den russischen Schädel"), der die Chance Krieg zu erhöhen geeignet war. Daher auch die fieberhafte Aufregung des ganzen zeitungslesenden Publikums. Ob „völkerrechtlich" einer Freiwilligenflotte diese oder jene Rechte zukommen, ob die Dardanellen zu passieren seien oder nicht, das sind Spitzfindigkeiten, deren Entscheidung man ruhig den zuständigen Stellen überlassen kann, das hätte die Welt nicht drei bange Tage in Atem gehalten; aber ob nun auch England, Deutschland und Frankreich in den Krieg verwickelt werden und neue Hunderttausende in den Schlachtentod geschickt werden sollen: das konnte wohl die höchste Nervenspannung erregen. Und so füllten sich die Zeitungsspalten mit dem Gutachten der Spezialisten des Völkerrechtes über die strittigen Detailfragen; alle Privatgespräche drehten sich um dasselbe Thema, wobei man schon, je nach der nationalen Vorliebe, für die künftigen Kriegführenden Partei nahm und die einfache Tatsache war dem Bewußtsein völlig entschwunden, daß die erörterte Frage in gar keinem notwendigen Zusammenhang mit der Schicksalsfrage „Krieg oder Frieden" steht. Es ist das eine Art Taschenspielerei: an Stelle der Konfliktsgründe, die ja nichtig sind, werden die vermeintlichen Konfliktsfolgen, die allerdings riesenhaft wären, in den Vordergrund gerückt.

Man weiß, wie die Sache ausgegangen: Rußland hat ohne Verzug nachgegeben. Daß dies geschehen, ist nicht, wie die in Redaktionsstuben sitzenden Schwinger der gepanzerten Faust vielleicht glauben, durch Einschüchterung geschehen, sondern ist eine Errungenschaft des schon lebendigen und wirkenden Friedensgedankens. Der Wille des Zaren, sowie der Einfluß der französischen Regierung, deren Politik nach der Friedensrichtung orientiert ist, haben da, wie man erfahren hat, den Ausschlag gegeben. Gewiß werden sich auch diesmal Stimmen aus der russischen Chauvinistenpartei erhoben haben, die das alte politisch-patriotische Axiom geltend machen wollten: „Nur niemals umkehren — nur niemals ein Unrecht einsehen", aber sie wurden nicht gehört.

Hätte man sie gehört, nun, so wäre eigentlich erst dann der Konflikt gegeben gewesen; dann erst wäre es am Platze gewesen, die beiderseitigen Auffassungen durch Völkerrechtsgelehrte abwägen, durch Diplomaten ausgleichen zu lassen; und wenn dies gescheitert wäre, die Sache — erst recht nicht den Waffen, sondern dem Schiedsgerichte zu überweisen. Wäre diese Auskunft abgewiesen und dadurch die Welt vor die fürchterliche Alternative einer europäischen Konflagration gestellt worden, dann hätte man wieder Fachleute anrufen müssen, auf daß sie ihr Gutachten abgeben und das Unverhältnis zwischen der bevorstehenden Kalamität und dem Anlaß ins Licht rücken mögen. Und die eigentlichen Fachleute wären da die Pazifisten gewesen. Auch diese hätten sachgemäß argumentiert und Texte angeführt. Nicht Texte des aus bloßen Präzedenzfällen verübten Unrechtes bestehenden sogenannten Völkerrechtes — sondern die Paragraphe der von 26 Mächten ratifizierten Haager Vereinbarungen „zur friedlichen Schlichtung internationaler Streitigkeiten", welche die verschiedensten Mittel und Wege anführen, um den Signatarmächten die im Artikel I verkündete „Pflicht" zu erleichtern, „alle möglichen Anstrengungen zu tun", um den Krieg zu vermeiden. Und noch andere Spezialisten müßten da mitreden, wenn Kriegsgefahr im Anzug ist: die Ethiker, die Sozialphilosophen, die Nationalökonomen. An folgende zwei Nachrichten, die zugleich mit den „Malacca"- und „Skandia"-Erörterungen in den Blättern standen, hätten sie anknüpfen können:

Warschau: Wegen der gewaltigen, durch den Krieg hervorgerufenen wirtschaftlichen Depression ist hier die Zahl der Arbeitslosen auf 30.000, in Lodz auf 10.000 ꝛc. gestiegen und überall gehen die Preise der Lebensmittel rapid in die Höhe.

Moskau: Vom Kriegsschauplatz ist ein Eisenbahnzug mit einer großen Anzahl Wahnsinniger angekommen. Der Wahnsinn soll unter den Soldaten epidemisch auftreten.

O Johann von Bloch — wie erfüllen sich deine Prophetenworte! Oder vielmehr Gelehrtenworte: der große russische Finanzier war kein Seher, sondern ein denkender staatlicher Mann, der aus Tatsachen nach wissenschaftlicher Methode Schlüsse zog und sie der Welt mitteilte. Er verlangte nicht, daß man ihm glaube, er sagte: gehet hin, forschet, studieret, berechnet und gebt dann zu, daß der Krieg der Zukunft nicht mehr geführt werden kann; denn — einmal: die Nerven der Menschen werden der Wirkung der modernen, auf unsichtbare Weiten waffenver- [illegible] nicht standhalten können. Der Zug der Wahnsinnigen [illegible] Sommer ein Wereschtschagin-Bild! — hat diese Voraussage bewahrt. Zweitens: die ökonomischen Folgen eines Krieges würden sich noch lange vor dessen Abschluß durch allgemeinen Ruin und Elend äußern — siehe die 30.000 Arbeitslosen in Warschau. Und ein Drittes hat Bloch noch bemerkt: ehe es in einem Zukunftskrieg zwischen [illegible] zu einer Entscheidung kommt, brechen im Innern Revolutionen, Anarchistenmorde aus — siehe das Ende Plehwes . . .

Die Zahlen, welche durch die [illegible] Episode der

internationaler Reibungen — Anlässen, die sich ja alle Augenblicke wiederholen können, besonders zu Kriegszeiten, wie den gegenwärtigen — schwindet der Publizistik und der öffentlichen Meinung das Gedächtnis für die bereits so vielfach proklamierten Prinzipien und errungenen Instrumente der internationalen Justiz und beide — Presse und Publikum — verfallen in das ausgefahrene Geleise der alten kriegerischen Methode und drohen und prahlen mit der Anwendung der Selbstjustiz. Während im Sprichwort die Kanonen doch nur als ultima ratio der Könige erscheinen, werden sie in solchen Stunden mit patriotischem Ungestüm als prima ratio aufgefahren. Freilich nur in Wort und Schrift, aber dies in einem Ton der Haßaufreizung und Beleidigung, der selbst zum casus belli ausarten kann. Ferner zeigt sich, daß bei solchen Anlässen die Anhänger der Friedenspartei weder um ihre Ansicht befragt werden, noch daß sie genügend organisiert und erstarkt seien, um über den Lärm der Hetz- und Zornstimmen hinaus ihre versöhnenden und rettenden Stimmen vernehmlich zu machen. Wer im Dienst der Krupp- und Whitehead-Industrien, im Sinne der Flottenvereine oder auch nur im Banne der tausendjährigen kriegerischen Phraseologie wirken will, dem stehen unzählige Zeitungsspalten und Versammlungsorte offen; wer aber im Dienst der neuen Kulturideale, die zugleich die wahren Kulturinteressen sind, wer im Dienst des Glückes und der Sicherheit der Völker auf die kriegvermeidenden Mittel hinweisen will, der ist noch — wie dies ja in den anfänglichen Stadien jeder Bewegung der Fall ist — schwach und vereinzelt.

Möge die zufällig glücklich überstandene Gefahr den Anhängern der Friedensidee, wie sie heute schon auf den Thronen, in den Parlamenten und in allen Klassen der Bevölkerung vertreten sind, ein Ansporn sein, sich eine Plattform zu schaffen, von der im Wiederholungsfalle solche Gefahren leicht zu überwinden wären, bis zu dem Zeitpunkt, wo eine Lage erreicht ist, in der ähnliche Gefahren überhaupt nicht mehr auftauchten.

Lester F. Ward.

Von Prof. Dr. Ludwig Gumplowicz (Graz).

Wenn man die theologische Geschichtsauffassung überwunden und auch die rationalistische über Bord geworfen hat; wenn man weder Gott noch den Menschen als „Macher" der Geschichte anerkennt und sich schon zur „Natur" bekehrt hat, mit Haeckel reiner Monist geworden ist und darauf schwört, daß das „eine Naturgesetz" die Planeten kreisen und Staaten entstehen und untergehen läßt, so sind dabei noch immer zwei Ueberzeugungs-Nuancen möglich. Der eine Naturalist-Monist betrachtet den „Geschichtsprozeß" als einen sich ewig gleichbleibenden, da doch „Naturprozesse ihren Charakter nie ändern"; der andere hält bei allem Naturalismus und Monismus den Menschen eben auch für eine „Naturkraft"; und da er aus Erfahrung es zu wissen glaubt, daß man diese Naturkraft durch Erziehung und Bildung ändern kann, so ist er der Ueberzeugung, daß mit der unleugbar vorhandenen fortschrittlichen Entwicklung des Menschen, mit seiner geistigen Vervollkommnung, einst auch der Naturprozeß der Geschichte sich ändern muß und eine ferne Zukunft uns soziale Einrichtungen bringen wird, die sich zu den heutigen so verhalten werden, wie ungefähr der telegraphische Nachrichtendienst von heute zu dem Nachrichtendienst mittels Boten im einstigen Perserreiche. Wir pflegen die Anhänger der ersteren Ansicht Pessimisten, die der letzteren Optimisten zu nennen. Eine irreführende, weil mehrdeutige Terminologie. Denn unter Pessimisten denken wir uns morose Griesgräme, die immer fluchen und nie zufrieden sind, während wir unter Optimisten die mit sich und der Welt zufriedenen Leute verstehen. Diese Begriffsverbindung trifft aber nicht zu. Im Gegenteil verhält sich die Sache gerade umgekehrt. Der Pessimist in der Weltanschauung ist meist ein Optimist im Leben. Denn der schlechte Gang der Welt kommt ihm ja nicht unerwartet; er hofft auf keinen bessern; er weiß, daß die Welt von Uebel, daß sie so sein muß und nicht anders sein kann. Er hat also gar keinen Grund, mit dem Leben unzufrieden zu sein; es ist so wie es immer war und immer sein wird. Er genießt „des Lebens Unverstand" wie ein Naturschauspiel. Anders der Optimist in der Weltanschauung. Ueberzeugt, daß es besser werden kann, wenn nur der Mensch sich bessere, erlebt er auf Schritt und Tritt herbe Enttäuschungen und meist klagt er, daß die Menschen und mit ihnen das Leben sich noch immer nicht bessern. In ewiger Erwartung besserer Zeiten erfährt er immer neue Enttäuschungen und fällt aus einer Verzweiflung in die andere. Der Optimist in der Weltanschauung bietet uns meist im Leben das Bild, das uns beim Worte Pessimist vorschwebt. Bleiben wir aber bei den Weltanschauungs-Nuancen und bei der auf diesem Gebiete geltenden Bedeutung der Worte Pessimist und Optimist. Da sind nun gewöhnlich die Angehörigen der besitzenden Klassen Pessimisten: sie sagen, es hat immer Reiche und Arme gegeben, da können wir nichts dafür. So ist der Gang der Welt. Neben dem Schlemmer gibts Darbende von jeher, das können wir nicht ändern. Die Staaten halten diese Ungleichheit aufrecht und schützen sie sogar: das ist „die Ordnung der Natur". Die Besitzlosen und ihre Anwälte aber sind Optimisten. Sie sagen: Das muß nicht so sein; das wollen wir anders machen; der bisherige Zustand ist schlecht eingerichtet; das muß besser werden

Jedermann muß und wird sein Huhn im Topfe haben. Laßt uns nur gewähren; wir werden das schon richten. Es lebe der Zukunftsstaat!"

Ich war nun immer der Ansicht, daß diese Optimisten in der Weltanschauung keine rechten Naturwissenschafter und so naiv sind, zu glauben, daß sie einen Naturprozeß, den sozialen, ändern können, der doch im Wesen sich ebenso „nach ehernen ewigen Gesetzen" abspielt, wie das Kreisen der Planeten. Mir ist's schon passiert, daß mich Sozialisten deswegen nicht nur einen Pessimisten, sondern obendrein einen „zynischen" Pessimisten schalten, weil ich meine Ansicht offen aussprach und begründete. Nun ist mir aber noch etwas Schlimmeres passiert! Eines Tages (es war im vorigen Sommer) stand vor mir ein richtiger und tüchtiger Naturforscher, der zugleich der größte Soziologe Amerikas ist und setzte mir eindringlich auseinander, daß ich Unrecht habe und daß der soziale Naturprozeß mit Hilfe des menschlichen Intellekts, der doch „auch eine Naturkraft ist", wenn dieser Intellekt in der geeigneten Richtung arbeitet, sehr wohl einen Weg einschlagen kann, ja ihn schon eingeschlagen hat, auf dem wir zu einer „sozialen Integration" gelangen werden, welche allen Menschen das gleiche Glück und Wohlleben bringen werde. Der mir das mit jugendlichem Feuer auseinandersetzte, war ein hoher, schlanker ältlicher Herr mit nach englischer Manier glattrasierter Oberlippe und ebensolchem Kinn; der flatternde Backenbart, obschon grau wie das Haupthaar, ließen den einstigen Blondin erraten, als den ihn auch das hellblaue Auge kennzeichnete, kurz — der germanische Typus, an dem Chamberlain und Ludwig Woltmann ihre Freude hätten. Und sie werden noch einst auf ihn stolz sein — wenn sie ihn nur kennen lernen werden. Es war Mister Lester Frank Ward, seines Zeichens Chef einer Art „geologischen Reichsanstalt" in Washington. Er war als Delegierter der amerikanischen Regierung auf den Geologen-Kongreß nach Wien gekommen und scheute nicht den kleinen Abstecher nach Graz, einem europäischen Fachgenossen auf dem Gebiete der Soziologie seine Ideen beizubringen. Nun, ich kannte ja Ward aus seinen Werken, aus seinen Briefen hatte ich für ihn eine tiefe Sympathie gefaßt; daß er mich aber in feuriger Debatte — wenn nicht belehren — so doch bezwingen werde, das hätte ich nie geglaubt. Und doch kam es so!

Als ich vor Jahren in seiner „Dynamic Sociology" (2. Aufl. 1897) las, daß die „angewandte Soziologie" noch in den Kinderschuhen stecke und erst noch alle jene Phasen der Entwicklung, jene Vervollkommnung durch Erfindungen und Entdeckungen durchzumachen habe, welche die Naturwissenschaften bereits durchgemacht haben, um ähnlich den bewundernswerten Werken der Technik einen Zustand der Gesellschaft herzustellen, der allen Menschen das auf Erden möglichste Wohlergehen gewähren könnte, da legte ich mit skeptischem Achselzucken das Buch aus der Hand. „Wieder ein Idealist," dachte ich mir, „der zwei Dinge verwechselt, Wissenschaft und Kunst. Der Mensch kann viele Dinge schaffen und umschaffen — nur sich selbst nicht anders machen als er ist. Begnügen wir uns, die Menschheit kennen zu lernen, wie wir den Lauf der Planeten kennen lernen, ohne Anspruch, denselben zu ändern. Nicht alles kann Gegenstand einer angewandten Wissenschaft, einer Kunst und Technik sein und zu den Gegenständen, die es nicht sein können, gehört die Menschheit." So dachte ich und habe alle „Menschheitsverbesserer" für Utopisten gehalten, die jenseits der Wissenschaft stehen. Allerdings hat mich keiner von ihnen je mit wissenschaftlichen Gründen von meiner Ansicht abbringen können. Auch Wards „Dynamic Sociology" (die sich im Untertitel als „angewandte Gesellschaftswissenschaft" bezeichnet) hat mich, so oft ich sie wieder und wieder zur Hand nahm, nicht überzeugen können. Stutzig machten mich wohl seine kühnen Sätze „wir leben in der Steinzeit der Staatskunst" und „in der Politik sind wir noch Wilde" und die Zuversicht, mit der er da die Mittel angibt, durch die die Menschheit, sich allmählich auf vollkommenere Stufen der Entwicklung aufschwingend, zu einer Staatskunst gelangen könne, die zur heutigen sich so verhalten werde, wie ein modernes Maschinengewehr zu einer primitiven Schleuder. Wie gesagt, diese Kühnheit machte mich etwas stutzig, drohte sie doch meine ganze bisherige Weltanschauung über den Haufen zu werfen, wonach der soziale Geschichtsprozeß wie jeder Naturprozeß im Wesen sich immer gleich bleibe, sintemal die Natur der Menschen seit den ersten Tagen bekannter Geschichte sich nicht merklich geändert hat und die Massen ebenfalls, so weit die Geschichte reicht, ihre Natur nicht geändert haben. „Ah! was," dachte ich mir, „mein lieber Freund in Washington ist ein sehr geistreicher Mensch, aber ein Ausbund von einem Optimisten. Dem ist nicht zu helfen!" Möglich, daß diese meine Skepsis, vielleicht eine Art Teilnahmslosigkeit an dem kühnen Flug seiner soziologischen Phantasie, die in meinen Briefen an ihn sich verraten mochte, den Mann reizte, diesen verstockten europäischen „Pessimisten" in seinem Neste aufzusuchen, um ihm gesündere Ansichten beizubringen, denn, wie er das immer zu wiederholen pflegt, kennt er „keine höhere, des Menschen würdigere Aufgabe, als seine Ideen möglichst zu verbreiten". Kurz und gut — eines Tages begrüßte ich ihn in Graz und bald — begann der heiße Kampf. Um es nun gleich zu sagen, ehe ich mich versah, hatte er meine [illegible] „pessimistischen" Positionen im Sturme genommen und als ich nach halbtägiger Debatte spät am Abend am Grazer Südbahnhof von ihm Abschied nahm, hatte ich das Gefühl, daß ich einen geistigen Riesen kennen gelernt habe, wie er mir in meinem Leben noch nicht begegnet war. Seither aber studiere ich seine Werke mit ganz anderem Gefühle, als ich sie früher las. Gewiß, kein Mensch kann die Grundstimmungen seiner Seele ändern und eine Weltanschauung, die ein Produkt eines langen Lebens ist, kann man nicht so leicht los werden, man wird sie vielleicht überhaupt nicht los; aber, um es nur zu gestehen, an Stelle des früheren Gefühles der Zuversicht in die eigenen Ansichten, vielleicht in die eigene Ueberlegenheit gegenüber einem „Utopisten" trat ein Gefühl des Schwankens, jedenfalls aber ein Gefühl der Bewunderung für einen Menschheits-Idealismus, dessen wir Europäer (mit Ausnahme Franz Oppenheimers?) gar nicht fähig sind. Und nun zur Sache.

Meine wichtigste Position war: das Wesen des Naturprozesses. Daß die soziale Entwicklung, die Menschheitsgeschichte, einen solchen darstelle, darin stimmten wir ja überein. Aber die Auffassung des Wesens dieses Naturprozesses ist bei Ward eine so großartige, wie man ihr in Europa nicht begegnet. Ich will sie hier wiedergeben, nicht aus meinem Gedächtnisse, sondern mit den eigenen Worten Wards, mit denen er sie neuerdings in einer amerikanischen Zeitschrift („The Independant", März 1904) bei Gelegenheit der Besprechung von Spencers Soziologie formuliert.

„Unsere Vorstellung von dem Wesen des sozialen Naturprozesses, sagt ungefähr Ward, ist falsch, da wir diese Vorstellung dem Bilde der organischen Entwicklung entnehmen. Darin irrte auch Spencer und darin liegt der große Irrtum seiner ganzen Soziologie." „In seiner Biologie lehrt uns Spencer, daß organische Evolution aus Differenzierung und Integration besteht. Organischer Fortschritt wird an den Stufen gemessen, zu denen Organe und Strukturen, sich vervielfältigend, gelangen, um den verschiedenen Zwecken eines immer höheren und höheren Lebens zu dienen. Er wird gemessen an der Stufe der Unterordnung dieser vervielfältigten Organe und Strukturen unter einen leitenden Einfluß eines immer vollkommeneren Nervensystems und schließlich unter die absolute Kontrolle eines höchsten leitenden Organs, des vollkommenen Gehirns. Diese zwei Vorgänge, nämlich Vervielfältigung der Organe und Strukturen einerseits und Unterordnung derselben als Ganzes unter eine immer feinere Oberleitung bilden das, was wir Differenzierung und Integration nennen, aus denen jede organische Entwicklung besteht. Nun verteidigt Spencer den Satz, daß jede menschliche Gesellschaft einen, jedem lebenden Organismus analogen Organismus bildet. Er stützt diese Theorie durch Beibringung einer großen Anzahl von Analogien zwischen einem Organismus und einer Gesellschaft. Doch ist bemerkenswert, daß er es im allgemeinen soviel als möglich vermeidet, diese Analogien zwischen Organismus und Gesellschaft auf das Nervensystem auszudehnen, obgleich gerade hier die allerwichtigste gefunden werden könnte. Sagt er es doch selber, daß die Funktion des Parlaments derjenigen des Gehirns in einem tierischen Organismus analog sei und die Verteidiger der Theorie vom sozialen Organismus legen gerade darauf großen Nachdruck, daß die Regierung das soziologische Homologon des Gehirns im Tierorganismus bildet.

„Nun ist es ja sicher, daß alle organische Integration bewirkt wird durch das Nervensystem und in höheren Organismen durch das Gehirn. Denn die verschiedenen Organe und Strukturen würden nie spontan im Interesse des ganzen Organismus kooperieren und in der nötigen Weise harmonisch mitwirken, um die Lebensfunktionen zu fördern, ohne ein organisiertes Nervensystem, dem die oberste Leitung des ganzen Organismus und die Vollziehung der Befehle des Lebewesens obliegt.

„Während aber Spencer auf die Differenzierung großen Nachdruck legt, schweigt er sich über soziale Integration aus. Was ist aber soziale Integration? Offenbar irgend ein koordinierendes System, welches die mannigfaltigen Organe der Gesellschaft ordnet und dieselben zu harmonischem Zusammenwirken im Interesse der Gesamtheit zwingt. Und was kann das anderes sein als die wie immer gebildete und wie immer benannte Macht, die in jeder noch so unentwickelten Gesellschaft vorhanden ist und die die Triebfeder und der Repräsentant der Gesellschaft ist? Soziologen ziehen es vor, von der Gesamtaktion oder von der Aktion der Gesellschaft selbst zu sprechen, statt sich des engeren, weniger korrekten und nicht einwandfreien Ausdruckes „Regierung" zu bedienen. Denn dieser Ausdruck könnte mißverständlich als die Bezeichnung jener Personen aufgefaßt werden, welche die Gesellschaft in einem gegebenen Zeitpunkt mit der Ausführung ihres Willens und mit dem Vollzug ihrer Angelegenheiten betraute. Diese Personen sind nichts anderes, als blinde Werkzeuge und vom soziologischen Standpunkt ganz bedeutungslos (of no significance). Jede ihrer Handlungen ist vielmehr die Handlung der Gesellschaft als integrierter Einheit in demselben Sinne wie die Handlung eines Tieres oder eines Menschen Handlungen des ganzen Organismus unter der Kontrolle eines von einem zentralen Ganglion oder Gehirne geleiteten Nervensystems.

„Darf man also bei der Analogisierung [illegible] Organismus und Gesellschaft bei dem einen Moment der Differenzierung stehen bleiben? Ist der soziale Organismus nichts anderes als ein Komplex höchst differenzierter Organe und Strukturen ohne koordinierendes und kontrollierendes System, das befähigt ist, jene alle zu irgend einem bestimmten Zweck arbeiten und sie zur Förderung der Lebensfunktionen der Gesellschaft zusammenwirken zu lassen? Aus Spencers Soziologie mußte man einen solchen Schluß ziehen

„Denn Spencers Ausgangspunkt ist ein offen eingestandener extremer Individualismus, ganz durchtränkt von manchesterlichen Ideen seiner Zeit. Damals und noch heute wird Individualismus als Gegensatz zu Kollektivismus betrachtet. Das ist aber ganz falsch. Denn es kann leicht bewiesen werden, daß Individualismus und Kollektivismus keine Gegensätze sind und daß ersterer nicht nur mit letzterem vereinbar, sondern durch letzteren allein erreichbar ist. Das klingt paradox und noch paradoxer wird es scheinen, wenn ich den Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung aus Spencers Soziologie selbst beizubringen mich erbiete.

„Zur Verteidigung seiner These von der Analogie zwischen Organismus und Gesellschaft zählt Spencer eine Reihe von Uebereinstimmungen und Unterschieden zwischen denselben auf. Wenn er auch diese letzteren auf ein Minimum reduziert und oft zeigt, daß sie nur scheinbar sind, so bleibt ihm doch e i n Unterschied bestehen, den er für einen grundsätzlichen ansieht. Er sagt: „„Der letzte und vielleicht wichtigste Unterschied (zwischen Organismus und Gesellschaft) liegt darin, daß, während im Tierkörper nur ein spezielles Gewebe mit Gefühl ausgestattet ist, in der Gesellschaft alle seine Mitglieder (also quasi alle Zellen) Gefühl besitzen. . . . Es ist gut, daß im Tiere das Leben aller seiner Bestandteile im Leben des Ganzen aufgehe, da nur das G a n z e ein Bewußtsein von Wohlbefinden und Leiden hat. Ganz anders in der Gesellschaft, da in dieser keines der lebenden Einheiten sein individuelles Bewußtsein weder verliert noch verlieren kann, während hier gerade umgekehrt die Gemeinschaft a l s G a n z e s kein Bewußtsein besitzt. Und das ist die ewige Ursache, warum die Wohlfahrt der Staatsbürger nie gerechterweise einem angeblichen oder vermuteten (supposed) Interesse des Staates geopfert werden kann und warum anderseits der Staat aufrechterhalten werden muß im Interesse der Staatsbürger. Hier (bei der Gesellschaft) muß das Leben des Ganzen dem Leben der Bestandteile dienstbar sein, statt daß (wie beim Organismus) das Leben der Bestandteile dem Ganzen dienstbar ist.""

„So sehen wir denn," fährt Ward fort, „wie Spencer durch diesen e i n e n Unterschied zwischen Organismus und Gesellschaft seinen Individualismus rechtfertigt und damit zugleich nachweisen will, daß seine Gegnerschaft gegen den Kollektivismus in Uebereinstimmung ist mit seinem ganzen philosophischen System. Da ist er aber erst recht im Irrtum, ja noch mehr, gerade der unleugbare Umstand, daß das Individuum ausschließlich Glück und Leid zu fühlen imstande ist (und nicht die Gemeinschaft) bildet den triftigsten Grund d i e h ö c h s t m ö g l i c h s t e s o z i a l e I n t e g r a t i o n anzustreben. Das will ich nun beweisen.

„Nach dem von Spencer anerkannten Lamarckischen Gesetze sind es Funktionen, welche die Organe erzeugen. Welche Organe, Strukturen oder Bestandteile immer ein Organismus erlangt, sie alle haben sich entwickelt zur Befriedigung seiner Bedürfnisse. Daraus folgt, daß all und jede Entwicklung, sei es eine organische oder soziale immer in der Richtung eines besonderen Vorteiles liegt und liegen muß, den der Organismus von derselben erwartet. Und umgekehrt wieder, was immer (vom Organismus oder von der Gesellschaft) als ein Vorteil gewünscht wird, dem wird schließlich Rechnung getragen werden durch die Entwicklung der entsprechenden Strukturen. Organe oder Bestandteile, welche geeignet sind, jenes Bedürfnis zu befriedigen. Nun sagt Spencer, war es offenbar zum Vorteil des Organismus, daß die mannigfaltigen Teile desselben unter eine gemeinsame Leitung gelangten. Irgend welche Ungebundenheit der einzelnen Teile des Organismus würden bald den Ruin des Ganzen und aller seiner Teile herbeiführen. Und alles dieses ist die Folge des Umstandes, daß es der Organismus a l s G a n z e s ist, der Bewußtsein und Gefühl besitzt, während die Teile als unbewußt und gefühllos betrachtet werden können.

„Dieses ganze Verhältnis nun der Teile zu der Gesamtheit des Organismus ist in der Gesellschaft umgekehrt, und zwar aus der von Spencer selbst angeführten Ursache, nämlich: daß hier die Teile (die einzelnen Menschen) Bewußtsein und Gefühl haben, während die Gesellschaft als Ganzes (z. B. Kirche, Staat) bewußtlos und unfähig ist, Lust oder Leid zu empfinden.

„Dieser Unterschied nun zwischen Organismus und Gesellschaft erklärt den Unterschied zwischen sozialer und organischer Integration. Die erstere ist im Sinne des Lamarckischen Gesetzes ausschließlich darauf gerichtet, das Wohl der Bestandteile, d. i. der einzelnen Menschen sicherzustellen. Sie vollzieht sich und muß sich zu diesem Zwecke vollziehen. Es kann ja überhaupt nichts w e r d e n, weder in der organischen, noch in der überorganischen Welt, das nicht irgend einen Vorteil zum [illegible]. Die Annahme, als ob auch ein unvorteilhaftes Organ, [illegible] Struktur oder Bestandteil entstehen könnte, würde nur auf einem Verkennen des Wesens der Entwicklung beruhen. Denn das Ziel ist die Ursache der Mittel, welche nur auf der Suche nach diesem Ziel entstehen. Das Ziel aber ist immer irgend ein Gut (ein Vorteil) [illegible] Befriedigung eines solchen involviert aber die Fähigkeit, zu fühlen [illegible] Wesen. Ein Organismus ist nun ein fühlendes Wesen, aber eine Zelle, eine Drüse ist es nicht. Der einzelne Mensch ist ein solches Wesen, aber der Staat und die Gesellschaft sind es nicht. Aus diesem Unterschied folgt, daß die organische Entwicklung sich in der Richtung der Interessenförderung d e r G e s a m t-heit und nicht ihrer Teile, während soziale Entwicklung sich umgekehrt in der Richtung der Interessenförderung der I n d i v i d u e n und nicht der Gesellschaft vollziehen muß. In beiden Fällen bedient sich die Entwicklung der Integration, um zu ihrem Ziele zu gelangen, doch ist die organische Integration der sozialen in dem berührten Punkte durchaus unähnlich.

„Ebenso wie in der organischen Welt Strukturen die Mittel waren, um das Ziel — den Vorteil des Organismus — sicherzustellen, ebenso ist in der überorganischen Welt die Gesellschaft das Mittel, das Ziel der Entwicklung zu sichern, aber hier besteht dieses Ziel — in der Förderung des Wohls der Individuen.

„D i e s e soziale Integration, welche der wissenschaftliche Ausdruck für Kollektivismus ist, bildet das einzige Mittel durch welches Freiheit und Glück des Einzelnen gesichert werden kann. In der Urzeit war diese Integration das einzige Mittel, wodurch die menschliche Masse sich gegen feindliche Einflüsse schützen und sich erhalten konnte. Ohne eine ordnende und beschränkende Macht behufs Regelung des Verhaltens der einzelnen Individuen gegeneinander in Verhinderung der gänzlichen Ausbeutung des Schwächeren durch den Stärkeren, wäre Freiheit und Glück unmöglich gewesen.

„Das höchste Ziel jedes wahren Individualismus ist die größte individuelle Freiheit. Nun beschränkt allerdings soziale Integration ein wenig die individuelle Freiheit, aber diese Beschränkung ist nichts im Vergleich zu jener, welche mangels dieser Beschränkung von andern Individuen ausgeübt werden würde. Gerade Spencers „gleiche Freiheit" kann nur erreichbar werden durch eine solche kollektive Beschränkung, welche dem einzelnen verbietet, die Freiheit des andern zu schmälern. Innerhalb dieser kollektiven Beschränkung ist die wirkliche und berechtigte Freiheit des einzelnen u m s o g r ö ß e r, je vollkommener die soziale Integration ausgebildet ist.

„An dem bestehenden „„sozialen Unbehagen"", über welches wir so viel klagen hören, ist hauptsächlich der unvollkommene Zustand der sozialen Integration schuld, den die Welt bis heute erreicht hat und die einzige Remedur gegen dasselbe liegt in der mehr und mehr zu vervollkommnenden sozialen Integration. Die gegenwärtige soziale Bewegung geht in dieser Richtung. Spencer sah diese Bewegung, aber er mißverstand sie. Er sah in ihr „„die kommende Sklaverei"", anstatt die kommende Befreiung der Menschheit. Er bildete sich ein, daß sie krankhaft und momentan abnorm sei, während sie durchaus gesund, normal und bestimmt ist, ihre jetzige Richtung einzuhalten. Er bemerkte nicht, daß der grundsätzliche Unterschied, den er selbst so klar zwischen tierischem und sozialem Organismus hervorhob, notwendigerweise die Richtung der sozialen Entwicklung umkehrt und sie bestimmt, im Interesse der I n d i v i d u e n zu wirken.

„Die Bewegung in der Richtung zum Kollektivismus, die niemand, der offene Augen hat, übersehen kann und die sich geltend macht, trotz allen Geredes der individualistischen Philosophen, ist in der Tat eine richtige soziale Entwicklung, die auf Grund von Naturgesetzen vorschreitet und auf dasselbe Ziel losgeht, wie alle anderen Formen sozialen Fortschrittes, d. i. auf den größtmöglichen Nutzen der Menschheit. Sie unterscheidet sich von der organischen Entwicklung lediglich in dem Punkte, daß sie den Nutzen d e r B e s t a n d t e i l e anstrebt, anstatt den des Ganzen, also den Nutzen der Individuen, anstatt den der Gesellschaft, die ja als Ganzes für Lust und Leid unempfindlich ist und daher auch keiner Wohltaten bedarf.

„Hätte Spencer diesen Unterschied der Entwicklungsrichtung zwischen Organismus und Gesellschaft gesehen, dann wäre seine Soziologie nicht nur in sich selbst symmetrischer geworden, sondern sie würde auch besser mit seinem ganzen philosophischen System zusammenstimmen, dessen natürlicher Abschluß und Krönung sie dann geworden wäre."

So gelangt denn Ward auf dem Umweg der Vergleichung von Organismus und Gesellschaft und einer glänzenden Widerlegung von Spencers Individualismus zu dem rosigsten Optimismus, den man sich nur denken kann: denn alle die sich mehrenden staatlichen Beschränkungen des Einzelnen, all die sich häufende Vielregiererei und alle die den Einzelnen immer mehr beengenden Verstaatlichungen, welche den Individualisten Spencer mit Sorge und Verzweiflung erfüllen und eine „nahende Sklaverei" verkünden lassen, erfüllen Ward mit frohen Hoffnungen, denn alle diese „notwendigen" Beschränkungen sind doch nur die Einsätze der großen kollektivistischen Integration, welche nichts anderes anstrebt, als die größtmöglichste Freiheit und Glückseligkeit des Individuums.

Diesen Nachweis gelingt ihm nur dadurch, daß er es versteht, der schematischen Auffassung des Naturprozesses, wonach derselbe immer und überall sich in denselben Formen vollzieht, eine tiefere Auffassung desselben entgegenzusetzen, wonach der Naturprozeß nicht in seiner Form, sondern in seinem Wesen bei wechselnder Form sich gleichbleibt und wonach daher bei der Beurteilung desselben auf seinen Sinn und Zweck weit eher [illegible] Art und Weise wie letzterer angestrebt [illegible]

Ward sagt: Allerdings bleibt sich das Wesen des Naturprozesses, der Entwicklung immer gleich; aber dieses Wesen haben wir in dem Zwecke zu suchen, die derselbe anstrebt, nicht in der Form. [illegible] der Naturprozeß der Entwicklung von diesem

Gesichtspunkte, so gewahren wir, daß derselbe bei Organismus und Gesellschaft dasselbe anstrebt — den Nutzen des Ganzen — und das ist sein Wesen, das sich in beiden Fällen gleichbleibt. Nach der Verschiedenheit aber der Dinge, an denen er sich vollzieht, muß er verschiedene Formen wählen: die strenge und rücksichtslose Unterordnung und Niederhaltung der Teile beim Organismus, die größtmöglichste Freiheit und Wohlfahrt der Einzelnen bei der Gesellschaft."

Als mir Ward in mehrstündiger Debatte diese Argumente vortrug, mußte ich mich für besiegt erkennen. Ich war ja allerdings nie Individualist und habe nie die Ansicht vertreten, daß der Geschichtsprozeß es einzig und allein auf die Freiheit des Individuums abgesehen habe; aber ich habe mir anderseits von einem Kollektivismus nie sonderliche Erfolge versprochen; nie mich der Hoffnung hingegeben, daß der Kollektivismus der Menschheit Freiheit und Glück bringen könne. Diesen Optimismus habe ich nie geteilt. Vor Wards Argumenten mußte ich die Waffen strecken. Während ich früher der Ansicht war, daß der soziale Naturprozeß uns weder Fortschritt noch Rückschritt bringe, sondern sich stets gleich bleibe (siehe meinen „Rassenkampf"), mußte ich die Ueberlegenheit der naturwissenschaftlichen Auffassung Wards anerkennen, wonach allerdings die soziale Entwicklung uns aus der „Steinzeit" der Staatskunst, in der wir heute „wie die wahren Wilden" leben, in eine Industrieperiode der Staatskunst hinüberleiten könne, in der die Menschen mit Entsetzen auf unsere heutigen staatlichen Zustände zurückblicken würden.

II.

Der Amerikaner rieb sich froh die Hände. Nicht vergebens hatte er den Abstecher nach Graz gemacht. Seine höchste Lust und Wonne ist ja, wie er immer wiederholt, „seine Ideen verbreiten".

Hier war es ihm gelungen, dieselben einem europäischen Soziologen, dessen Werk sie drüben ins Englische übersetzten, beizubringen. Doch mit dieser einen siegreich erstürmten Position gab er sich noch nicht zufrieden. Er hatte noch etwas auf dem Herzen. Eine zweite Frage, eine von mir scheinbar wohl befestigte Position, hatte er auch aufs Korn genommen: auch diese sollte gestürmt werden. Und auch diese war auf eine Ansicht vom Wesen des Naturprozesses fundiert, die er als unhaltbar ansah und mir erweisen wollte. Das war mein „Polygenismus". Ich hatte in meinem „Rassenkampf" (1883) die Hypothese aufgestellt, daß die Menschheit, die uns noch heute eine große Anzahl von Rassentypen darstellt, von einer ursprünglichen Vielheit heterogener Horden und Stämme abstammt, die von allem Uranfang an in ihren auf der ganzen Erde zerstreuten Ursitzen und Ursprungsstätten voneinander differierten. Diese Hypothese begründete ich folgendermaßen. Die bekannte Geschichte der Menschheit zeigt uns überall eine Entwicklung von einer Vielheit heterogener ethnischer Elemente zu größeren Volksamalgamen und zu großen Nationalitäten. Wenn wir nun bedenken, daß Naturprozesse sich immer in gleicher Weise abspielen, so können wir nicht annehmen, daß dieser in der bekannten Geschichte sich uns darstellende Naturprozeß in der vorgeschichtlichen Zeit ein umgekehrter war, d. h., daß er in vorgeschichtlicher Zeit einen umgekehrten Gang von einer homogenen Einheit zu immer größerer Differenzierung befolgte, sondern müssen annehmen, daß er damals, wie seither, immer von heterogener Vielheit zu einer immer kleiner werdenden Zahl großer Volksamalgame führte. „Das ist nicht möglich!" sagt Ward. „Kein Naturforscher, kein Zoologe kann einer solchen Hypothese beistimmen. Sie ist ganz unwissenschaftlich, und zwar aus folgenden Gründen. Der Skelettbau des Menschen, sein Muskel- und Nervensystem zeigt bei allen Rassen der Welt eine solche Uebereinstimmung, daß an der Einheit der Menschheit, d. i. an deren Abstammung von denselben Ureltern, an ihre Herkunft aus einer Urheimat gar nicht gezweifelt werden kann. Auch daran kann nicht gedacht werden, daß die Natur zwei- oder gar mehreremale ein und dieselbe komplizierte Form getroffen hätte. Den Menschen hat sie nur einmal hervorgebracht. An der Einheit der Abstammung, daher an der physiologischen Einheit der Menschheit, kann kein Naturforscher zweifeln. Wenn wir also eine große Mannigfaltigkeit von äußeren Formen des genus homo innerhalb der Menschheit, eine Mannigfaltigkeit nach Farbe, Gestalt, Größe, Haarwuchs u. s. w. sehen, so kann dieselbe nur das Resultat einer allmählichen Differenzierung und Anpassung an die verschiedenen Klimate und geographischen Bedingungen sein, insbesondere auch ein Resultat der durch die geographische Lage bedingten Lebens- und Ernährungsweise.

„Die Theorie von den vielen „„Schöpfungsheerden"," von der polygenistischen Entstehung der Menschheit, ist in der Naturwissenschaft eine längst überwundene. Agassiz, auf den Sie sich zur Stütze Ihres Polygenismus in Ihrem „Rassenkampf" berufen, war der letzte Verteidiger einer verlorenen Sache.

Verdutzt stand ich da vor dem glühenden Verteidiger der „Einheit des Menschengeschlechtes". Ich wagte nur eine Einwendung. „Wie erklären Sie, geehrter Freund, die plötzliche Umkehr der Richtung des sozialen Naturprozesses, der nach Ihnen ursprünglich die eine und gleiche Menschengruppe in zahllose sich differenzierende Zweige und Aeste auseinandergehen ließ, währ[illegible] uns die bekannte Geschichte der Menschheit das Bild einer allm[illegible] Agglomeraten heterogener Menschengruppen zu imm[illegible]eren, sich assimilierenden Amalgamen darstellt. Hat di[illegible] plötzlich besonnen, seit wir di[illegible]

Menschheitsgeschichte kennen und hat ihr früherer Drang nach Differenzierung und Vermannigfaltigung der Menschheit plötzlich einer offenbaren Tendenz nach Assimilierung und Amalgamierung Platz gemacht? Ist eine solche Annahme vereinbar mit dem Begriff eines Naturprozesses, der doch in erster Reihe als wesentlichstes Merkmal das Moment des Ewiggleichen und in einer Richtung Ausdauernden enthält?" — „Da irren Sie gewaltig, lieber Freund! Sie sind kein Geologe! Wären Sie es, wie ich es bin, Sie würden der Natur keine solche Einseitigkeit zuschreiben, Sie würden wissen, daß Naturprozesse nicht nur sehr häufig, sondern immer und überall von einer Richtung in die entgegengesetzte umschlagen. Betrachten Sie nur die geologischen Perioden. Da geht der Naturprozeß nie in einer Richtung. Denn sonst wäre ja das Leben auf unserer Erde schon längst erstorben; alles Lebende wäre längst erfroren, wenn der Naturprozeß der Vergletscherung in derselben Richtung sich fortgesetzt hätte. Dagegen hat die Natur in den einzelnen geologischen Perioden immer Kehrt gemacht und nach Perioden der Vereisung kamen solche der Erwärmung und Entgletscherung. Aehnlich verhält es sich mit dem sozialen Prozeß. Die Menschheit ist unzweifelhaft aus einem einzigen Entstehungsherd und aus gemeinsamer Abstammung hervorgegangen; dann folgte eine lange (nach Millionen Jahren zählende) Entwicklungsperiode, in welcher dieselbe sich in eine Unzahl von Stämmen auseinanderzweigte, die unter dem Einfluß differenter Umgebung und Lebensbedingungen sich differenzierten und die vielen Rassen und Unterarten sich bildeten. In der geschichtlichen Zeit allerdings, da erfolgt der umgekehrte Prozeß, den Sie richtig in Ihrem „Rassenkampf" schildern; die heterogenen Elemente treten miteinander in Kontakt, es folgt ein Kampf ums Dasein, als Folge desselben soziale Integrationen, welche immer größere Agglomerationen und Assimilierungen zum Resultat haben. Es ist eben auch im sozialen Naturprozeß wie überall in der ganzen Natur, auf eine lange Periode der Differenzierungen erfolgt eine Periode der Integrationen, in welcher wir leben. Dieser Prozeß der Integrationen ist noch lange, lange nicht zu Ende." *)

Ich war geschlagen. Wie ein Schüler, der sein Pensum gründlich „verhaut" hat vor seinem Lehrer, stand ich da. „Er mag recht haben, dachte ich mir; an geologische Perioden mit ihren corsi und recorsi, die schon Vico geahnt haben mochte, habe ich nicht gedacht, als ich aus den Formen des sozialen Prozesses in der geschichtlichen Zeit zurückschließend zu der Annahme eines Polygenismus der Menschheit gelangte. Ich fühlte die Ueberlegenheit der Gründe des Geologen-Soziologen. Allerdings ist mir in Europa ein solcher Riese von einem Gelehrten, der die Geschichte der Menschheit nach Hunderttausenden von Millionen Jahren-Perioden zählt und einteilt, nicht begegnet. Beinahe zerknirscht und resigniert wagte ich nur die Frage: „Also meine ganze Rassenkampf-Theorie werfen Sie mir über den Haufen? Aus der Hypothese des Polygenismus zog ich meine besten Argumente für meine soziologische Theorie. Sie machen es ja mit mir wie Herkules mit dem Antäus. Wenn Sie mich vom Boden meiner Hypothese wegheben, dann schwindet alle Kraft meiner Argumente; wenn ich den Rassenkampf nicht als natürliche, naturgesetzliche, tief in den Gesetzen des Kosmos wurzelnde Erscheinung erklären kann, so stürzt mein soziologisches System zusammen?" „Durchaus nicht," meinte lebhaft Ward, „der soziale Prozeß der Menschheitsentwicklung, wie Sie ihn darstellen, als beginnend mit einer Unzahl heterogener Horden und fortschreitend mittels Kampfes derselben untereinander und darauf folgender Assimilierung zu einer immer kleineren Zahl — stets wachsender Agglomerate — diese Darstellung entspricht vollkommen der Wirklichkeit; es ist der soziale Prozeß unserer jetzigen geologischen Periode. Bleiben Sie nur dabei; diese Darstellung ist für unsere geologische Zeit richtig. Nur ziehen Sie aus dem Charakter des sozialen Prozesses unserer geologischen Periode keine Rückschlüsse auf den Charakter derselben in früheren Perioden — vor allem keinen Schluß auf Polygenismus. Den lassen Sie ganz aus dem Spiele. Wie sehr auch die Anfänge und der ganze Fortgang der Entwicklung der heutigen Menschheit einen solchen Schluß auf polygenistischen Ursprung nahe legt, so ist er doch ein Fehlschluß. Die Menschheit unserer jetzigen geologischen Periode ging hervor aus der Menschheit der vorangehenden Periode, die sich in einer entgegengesetzten Richtung entwickelte, indem sie, aus dem Ursitz hemogen hervorgehend, über die ganze Erde sich verbreitete und in die mannigfaltigen Rassen sich differenzierte." Ich atmete beruhigt auf; ich war gerichtet und — gerettet. Ich hatte das Gefühl eines Ertrinkenden, dem ein Rettungsseil zugeworfen wird. Also für „unsere geologische Periode" wäre meine Darstellung des sozialen Entwicklungsprozesses richtig, nur wage ich mich in keine Schlußfolgerungen, über die v[illegible]gehende geologische Periode einlassen? O! das versprach ich meinem strengen Richter und liebenswürdigen Retter mit größter Bereitwilligkeit. Ich versicherte ihm, daß ich keinen Anspruch habe, ein Soziologe für mehrere geologische Perioden zu sein; mein wissenschaftlicher Ehrgeiz ginge nicht so weit; ich begnüge mich vollkommen, Soziologe für „unsere geologische Periode" zu sein; auf die Kenntnis der vorhergehenden erhebe ich keinen Anspruch; auch gestehe ich, für dieselbe wenig Sinn

*) [illegible]

und Verständnis zu haben. Ich will gerne an alles glauben, was mir über den sozialen Prozeß der vorhergehenden geologischen Periode mein gelehrter, auf allen Gebieten des Wissens mir so sehr überlegener amerikanischer Freund erzählt. Aber großen Respekt bekam ich wohl vor der amerikanischen Soziologie und ihrem unstreitig bedeutendsten Vertreter, der bei uns in Europa verhältnismäßig so wenig bekannt ist. Wohl widmete ihm Prof. Barth (Leipzig) einen kurzen Abschnitt in seiner „Philosophie der Geschichte als Soziologie" (1897), doch konnte er ihm da schon aus dem Grunde nicht ganz gerecht werden, da er ihn nur auf Grund seiner „Dynamic Sociology" von 1894 beurteilte, während Ward erst später seine wichtigsten Werke herausgab. Es sind das: „The psychic Factors of Civilisation" (1897); „Outlines of Sociology" (1898) und sein jüngst erschienenes Hauptwerk: „Pure Sociology" (1903). Ins Deutsche wurde bisher nur eine kleine Schrift von Ward übersetzt: „Soziologie von Heute" (Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung, 1904), worin der Verfasser einen „Bericht erstattet über den heutigen Stand der Soziologie". Diese kleine Schrift ist aber ungemein instruktiv, da der Verfasser in derselben mit großer Objektivität alle möglichen „Zweige der Soziologie", die heute so üppig nach allen Richtungen hin sich ausbreiten, einer kritischen Würdigung unterzieht, wobei nicht nur sein präzises und nüchternes Urteil über die heutige Soziologie, sondern auch sein eigener Standpunkt in derselben mit großer Klarheit hervortritt.

Die Schrift könnte sehr wohl „Der Triumph der Soziologie" betitelt sein, denn Ward zeigt, wie die verschiedensten, bisher als selbständig konstituierten, moralisch-politischen Wissenschaften eigentlich in der Luft schweben, weil sie der festen Grundlage der Soziologie entbehren. Allerdings ist die Soziologie als Wissenschaft erst entstanden als „eine Integration oder Synthese des gesamten Körpers der Sozialwissenschaften": nun sie aber einmal da ist, kann ohne ihre regelnde Leitung keine der früher entstandenen „Sozialwissenschaften" normal und rationell funktionieren, ohne ihre leitenden Grundsätze, sozusagen die Direktive von der Soziologie zu empfangen. Diesen Nachweis liefert Ward in seiner „Soziologie von heute" in glänzender Weise. Die Schrift ist umso bedeutungsvoller, da sie weniger ein Programm ist für eine erst zu erhoffende Wissenschaft, als vielmehr ein Resumé ist eines Soziologen, der, auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit angelangt, einen Rückblick wirft auf den von ihm selbst zurückgelegten Weg. Ward zeigt uns darin, was er selbst für die Soziologie geleistet hat. Denn in der Tat, wenn wir seine zahlreichen soziologischen Werke durchmustern, sehen wir, daß er alle diese Gebiete vermeintlicher oder wirklicher Sozialwissenschaften durchstreift und durchforscht hat. Es ist also nur eine Art Bericht über die eigene Arbeitsmethode, wenn er in der „Soziologie von heute" (S. 39) mit Bezug auf Biologie, Anthropologie und Psychologie sagt: „Soziologie ist genau genommen nicht ein Gebäude, das aus diesen Materialien errichtet ist, sie ist vielmehr eine Verallgemeinerung von ihnen allen, sie abstrahiert von einer jeden das, was allen gemeinsam ist und bildet eine Art Zentralgebiet, einen Kopf, für den jene Wissenschaften sozusagen Leib und Glieder sind, kurz, Soziologie ist eine Integration oder Synthese des gesamten Körpers der Sozialwissenschaften."

Diese Definition der Soziologie paßt in erster Reihe auf Wards neuestes Werk „Pure Sociology". Dieser „reinen" Soziologie soll in kurzem eine „angewandte" Soziologie folgen, auf die man gespannt sein darf. Denn darin zeigt Ward auch den praktischen Amerikaner, daß er sich keine Wissenschaft, auch die abstrakteste, ohne „Anwendung" denken kann. Eine „reine" Wissenschaft als Selbstzweck läßt Ward nicht gelten: seine „angewandte Soziologie" wird uns also zeigen, wie wir aus der „Steinzeit" der Staatskunst herauskommen und aufhören sollen, darin „Wilde" zu sein. Nach der Genialität seiner bisherigen Werke darf man auch auf diese Krönung seine wissenschaftlichen Gebäudes gespannt sein. Jedenfalls droht den „Pessimisten" in der Weltanschauung, welche der Ansicht sind, daß an dem sozialen Prozeß nichts Wesentliches sich ändern kann, eine schwere Niederlage: die Optimisten aber à la Franz Oppenheimer mögen sich freuen; in Lester F. Ward erhalten sie von Amerika her gewaltigen Zuzug.

Zur Geschichte der modernen Literatur in Polen.

Mit der [illegible]

[illegible]

zunächst, wenn nicht ephemere, so doch keineswegs bedeutende Erscheinungen empor.

Der Naturalismus, der sich dem neuen nationalen Programm hätte gut einfügen lassen, findet keinen Anklang. Bis auf die paar Erdbebenstöße, durch die er sich einzuführen suchte und der Prüderie einigen Schaden zufügte, bleibt er ohne unmittelbare Wirkung. Lag die Ursache dieser jedenfalls bezeichnenden Tatsache in der gewaltsamen Zerstörung des direkten Kontakts zwischen der Literatur und dem politischen Leben? Konnte nämlich die Losung der opportunistischen Mittelbarkeit, der Zweckmäßigkeit des Umweges kein dichterisches Talent befruchten? Lag die Ursache in der Erschlaffung der allzustark angespannten, neuen Formen nicht mehr gewachsenen Kräfte, in jener Ruhe, die auf jede Fieberhitze folgt? Oder in der instinktiven Furcht, der zitternden Hand das Seziermesser anzuvertrauen, sich einer Theorie der Analyse zu überantworten, die da lehrt, wie man das Leben gleich einem Uhrwerk auseinanderlegt, ohne zu wissen, wie man es wieder zusammenschraubt und zum Gehen bringt? Lag sie in der durch das Unglück erzeugten, immer neu genährten Sehnsucht nach den Regionen des Mystizismus? War die Romantik mit ihren großartigen Apotheosen, ihren schrecklich schönen Trauerspielen, ihren märchenhaften Sonnenuntergangsfarben, ihren goldigblauen Dämmerungsschleiern und grünumsäumten Kristallsternen hier noch von solch' hypnotisierender Wirkung, daß man den schroffen Uebergang zu den realen Erscheinungen des Lebens nicht bewerkstelligen konnte? Waren die erhabenen Werke jener Zeit das Spiegelbild noch vorhandener Seelenzustände? . . . In der Tat brannten noch die Namen der Mickiewicz, Slowacki, Krasinski in aller Herzen. Noch immer standen sie da, die größten slavischen Romantiker, die unermüdlichen Rufer im Kampfe um Freiheit und Unabhängigkeit, mitten im Getriebe der Tagesfragen wie erhabene Wächter, wie geniale Priester des allerheiligsten Pflichtbewußtseins, mit ihren toten, marmorblassen Gesichtern, mit ihren unnahbaren Blicken gleich symbolischen Monumenten einer ergreifenden und noch lange nicht zu Ende gespielten geschichtlichen Tragödie. Noch blinkten ja die Gefilde Sibiriens, des großen Staatsfriedhofes für Lebendige, in jedes Familienheim. Noch schwebte die lautlose, unsägliche Verachtung, ein Schatten des in der Brust hell brennenden Feuers, um die blutleeren Mundwinkel der gehetzten und gepeinigten Jugend, noch blitzte sie stählern aus den Augen gequälter Mütter, noch lag sie in der ironischen Unterwürfigkeit der Greise, noch krankte man an furchtbarem Hasse und intensiver Freiheitssehnsucht . . . . . Das Charakteristische dieser ungefähr drei Dezennien umfassenden Epoche lag also bloß in der Nutzanwendung der durch den Schmerz erzeugten Energie zu einem organischen Ausbau nach innen. Die zeitgenössische Muse der Dichtkunst war in den Hintergrund getreten.

Nun löst sich von der Gesamtheit allmählich eine Gruppe von Menschen los, deren Seelen an ungestilltem Durste nach Schönheit und an Mangel an Tatkraft verkümmern. Einmal losgelöst, beginnen sie einen Guerillakrieg mit dem Leben, suchen ihm mit den Waffen des Zweifels beizukommen und werden sich in der Regel zu spät dessen inne, daß sie in die Tiefe gezogen werden. Sie ringen dann nach Atem, spähen nach einem Halt, nach irgend einem Ideal, an welchem sie sich berauschen und im Rausche die Kraft wieder gewinnen könnten, aber die Bürde der vielen Kulturen lastet auf ihnen zu schwer, drückt sie nieder. Hie und da nur scheint ihnen von außen eine Rettung zuzuwinken, blitzt aus dem Gewölk ein Stern hervor, der sie zum Leben zurückruft. Sie folgen ihm anfänglich, wenn auch mit skeptischem Lächeln, um dann plötzlich in einer Anwandlung jenes slavischen Leichtsinns, welcher etwas ungemein Tragisches in sich birgt, die Ruder von sich wegzuwerfen, sich in einer wilden Sehnsucht nach völligem Vergessen von einem Sinnenrausch in den anderen zu stürzen, bis ihnen endlich ganz die Richtung ihrer Handlungen, der Kompaß ihres Schicksals verloren geht. Diesen Typus, der hier insbesondere beachtenswert erscheint, weil er diejenigen in sich einschließt, aus welchen sich später die Vertreter der modernen literarischen Richtung rekrutieren, erfaßte Henryk Sienkiewicz, der berühmte Romancier, „der Dichter mit der [illegible]", mit einer wunderbaren Intuition in seinem „Ohne Dogma" [illegible]. Durch die künstlerische Veranschaulichung der [illegible] des modernen Lebens, durch das [illegible] für die [illegible] Farben der dekadenten, nach [illegible] Hervorhebung und liebe[illegible] der [illegible], durch die Rassenzugehörig[illegible] das Buch ein Dokument eines [illegible] Gemütszustandes.

[illegible] Titel „Ohne Dogma" zusammen[illegible] der Feder Leon Ploszowskis, des [illegible] herabgekommener [illegible]. Er ist jung und sehr ver[illegible] überspannt und geistreich. [illegible] und auch auf vielen anderen [illegible] bewandert, dabei ein genialer [illegible] Weltmann. Die Herzen der [illegible] gleichsam unterwegs, neben[illegible] zu Füßen, wenn er es nur [illegible] in der Theaterwelt, in [illegible] und zweideutigen Salons. [illegible] Ergebnis tausendjähriger

Kulturen, steht ihm zur Verfügung; er hätte die Mittel, alles zu erlangen, was nur menschlich erreichbar ist, was käuflich und unkäuflich, selbst Liebe, Ruhm, Unsterblichkeit. Und siehe! Die seelischen Leiden dieses Menschen sind unermeßlich, sind tief wie ein Abgrund. Er ist willenskrank. Noch mehr, es fehlt ihm der Wille, irgend etwas zu wollen. Vaterland, Religion, Wissenschaft, Unsterblichkeit — Phrasen! Nur die Kunst liebt er, doch nunmehr auch sie nur, weil sie seinen Sinnen schmeichelt. Er weiß, „daß man jeden Grundsatz beweisen, an jedem Beweis zweifeln kann" und er bezweifelt alles, ja er ist „ein Skeptiker zum Quadrat erhoben, ein Skeptiker in Bezug auf seinen eigenen Skeptizismus". Er ist deshalb nicht imstande, seine geistigen Fähigkeiten auszunützen (die Phrase l'improductivité slave träufelt ihm Balsam ins Herz, weil sie ihm ein Beweis der Existenz von Leidensgenossen ist) und er fühlt sich als Parasit der menschlichen Gesellschaft, „ein Genie ohne Portefeuille". Er hat keinen Halt weder nach innen noch nach außen. Ein Sklave seiner Nervenvibrationen, irrt er in der Welt ziel- und zwecklos herum mit seiner übergroßen Qual. Von tausend Einfällen getrieben, sieht man ihn bald in Warschau und bald in Wien, bald in Rom und bald in Paris. Wird es um ihn still, so gerät er außer Rand und Band, so springt er über die Grenzen der Zeit und des Ortes hinaus und es schleichen sich an ihn wie Gespenster die ewig quälenden Fragen heran, das Woher? Wohin? und Wozu? Dann flüchtet er sich wieder in den Lärm des großstädtischen Lebens, um schließlich aufs neue, dem Verlangen seiner gepeinigten Nerven nachgebend, in die ruhelose Ruhe zurückzukehren. Er hat das Bewußtsein seiner charakteristischen Rolle und er haßt die gewaltige Resonanzstärke seiner Seele, weil ihm durch sie die Selbstanalyse zur Selbstzersetzung wird. Das Leben schleicht ihm träge und langweilig dahin, aber er weiß, daß es kurz dauert und er kränkt sich über diese Täuschung. Deshalb sieht er auch die Dinge wie durch ein Vergrößerungsglas und deshalb dünkt ihm sein Unglück umso unglücklicher. Wie bewundert er jenen Bootsmann, der, von einer reißenden Strömung des Niagara erfaßt, dem Untergang rettungslos entgegenjagend, sich auf den Rücken legt und ein lustiges Lied zu pfeifen beginnt! Wie anders ist es mit ihm! Es treibt ihn irgend etwas, nach Auswegen zu suchen, er tut es ohne Hoffnung auf Erfolg, er sieht „überall nur Irrwege, Irrwege, Irrwege" und es begleitet ihn überall ein schauderhaftes, fast absolutes Einsamkeitsgefühl.

Während seiner irrenden Wanderungen kommt Ploszowski auch einmal auf seine Besitzung zu seiner Tante — nach Ploszow. Diese möchte ihn ins Geleise bringen, ihn endlich an den heimatlichen Boden fesseln und zu diesem Zwecke auch verheiraten. Bei einer passenden Gelegenheit bringt sie ihn geschickt mit seiner Cousine zusammen. Die Situation ist von einer reizenden Poesie. Sie: jugendlich schön, klug naiv, innig und frohreine Natur. Er: ganz Kultur und Decadence. Wenige Worte, und der Goldfisch ist in seinem Netze. Das Spiel macht ihm zuerst Spaß, dann beginnt es ihn immer mehr und mehr zu interessieren, bis es ihn schließlich ganz gefangen nimmt. Wie unter den Strahlen einer zauberhaften Morgenröte beginnt schon Ploszowski in der Nähe Aniellas von den schweren seelischen Krisen sich zu erholen, als ihn plötzlich ein Telegramm nach Rom beruft, wo sein Vater im Sterben liegt. Er begibt sich auf die Reise und die Tragödie beginnt. Monate vergehen. Er bleibt aus, und Aniella verzehrt sich in Sehnsucht nach ihm. Die Tante bestürmt ihn mit Briefen, aber er liegt in den Armen einer schönen Donna am südlichen Meeresgestade. Die Tante benachrichtigt ihn sodann, daß ein gewisser Graf Kromicki um die Hand Aniellas werbe, und fleht ihn an, er möge sich entschließen. Aber weil man bloß an einen anderen gedacht, einen anderen erwähnt, lodert in ihm, dem Liebestolzen, Siegesgewohnten, Sinnesbetäubten ein ungerechter Zorn empor und — er wünscht Aniella viel Glück. Das Verhängnisvolle geschieht: Aniella gibt Kromicki ihr Wort. Als Ploszowski dies erfährt, krampft sich ihm das Herz zusammen. Er wird sich plötzlich der Tragweite seiner Handlung inne, er weiß sofort, wie es um ihn bestellt ist. Er kennt den Stolz dieses Mädchens, er weiß, man straft sie nicht ungestraft, sie zieht ihr Wort nicht mehr zurück. Der Wunsch nach dem Unmöglichen beginnt ihn zu übermannen. Er sieht im Geiste die Hindernisse sich auftürmen und es erwacht in ihm, dem sonst Willenlosen, eine elementare Willenskraft. Erst jetzt beginnt er sie so recht zu lieben, denn Leute wie er lieben am heißesten und wohl auch am bittersten in der Opposition. Gleich nach seiner Ankunft setzt er Himmel und Erde in Bewegung, um das Glück zu erlangen, das er schon am Ziel hatte, aber es versagt all sein Geistesreichtum, all sein Verstand und psychologisches Wissen, es versagen alle die Künste, über die er verfügt. Alle seine Bemühungen zerschellen an der stolzen Standhaftigkeit des gekränkten Mädchens. Aniella heiratet Kromicki, einen hochgeborenen und niedriggesinnten Geldspekulanten. Sie hat geschworen, und da ist es auch mit dem letzten Hoffnungsschimmer vorbei. Was nützt ihm sein Ingrimm, was nützt ihm der Selbsthohn, was bietet ihm die Erkenntnis, „daß der Schritt Aniellas nicht auf die Rechtlichkeit des Gewissens, nein, auf dessen Eitelkeit zurückzuführen sei"! Es wird um ihn finster und er fällt in sein altes seelisches Elend wieder zurück. Nur kann er nicht mehr ohne Aniella leben, er hält sich beständig in ihrer Nähe auf, seine Willensschwäche ist zu stark, als daß er fort könnte, und seine Qualen bekommen gleichsam einen Mittelpunkt, eine Axe. Sie müssen beide auf ihr gemeinsames Unglück schauen. Er spinnt subtile Pläne aus, um mit ihr ungestört reden zu können,

um ihr immer aufs neue seine Liebe zugestehen, um sie um ein Wort des Trostes — immer vergebens — anzuflehen. Um seiner Liebe willen scheut er vor keinem Mittel zurück, denn er anerkennt gar nichts, was seinem Lebensglücke im Wege steht und „er kennt nur eine Logik, die der Leidenschaft". Selbst den Tod Kromickis, der irgendwo in der Welt nach Geld jagt, wünscht er herbei. Er würde sich selber längst umgebracht haben, aber er wurde von Aniella gezwungen, das Wort zu geben, daß er sich kein Leid antun werde. So muß er denn leben, wenn er es auch nicht kann. Es ist eine rührende Ironie, wie er, der die Unsterblichkeit der Seele so oft verhöhnt hat, weil sie ihm nur etwas Schemenhaftes war, jetzt um ein bißchen platonischer Liebe bettelt, wie er sich mit der Gegenliebe der Seele zu trösten sucht und so „jenem Vogel gleicht, der einen Flügel auf der Erde nachschleppt". Aniella fühlt sich Mutter. Als Ploszowski das wahrnimmt, wird es ihm schwarz vor den Augen; er verspürt einen bitteren Geschmack auf der Zunge und eine bange Furcht beherrscht ihn „als ob ein fremdes Wesen in ihm vor einem unbekannten Etwas erzitterte". Er flieht . . . eine schwere Krankheit wirft ihn nieder, er leidet unsäglich, körperlich und seelisch. Doch verläßt ihn trotzdem die Selbstbeobachtungssucht nicht. Sein Selbstkontrollsgehirn funktioniert hie und da sogar noch besser. Er verfällt oft in einen Zustand der Erstarrung, doch weiß er ganz gut, daß er sich tagelang mit den Haaren des Doktors und mit den beiden Türriegeln wie mit etwas Wichtigem beschäftigt. Sein Bewußtsein hält an bis zur äußersten Grenze, er weiß, daß seine Gedanken in Phantasien übergehen, und es scheint, daß er auch das Bewußtsein des Unbewußtseins hat. Kaum zu sich gekommen, kehrt er nach Ploszow zurück. Aniella wird krank und fühlt, daß das Ende herannaht. Erst jetzt gesteht sie ihm ihre Liebe. Sie stirbt und Ploszowski vermag den dunklen Gewalten seiner Seele keinen Widerstand mehr zu leisten: er macht seinem Leben ein Ende.

Dem Roman läge eine moralisierende Tendenz zugrunde, meinten die Kritiker, und es wäre verfehlt, sich mit ihnen in eine Polemik darüber einzulassen. Sicher ist es, daß die faszinierende Persönlichkeit des Helden einen, jener Tendenz entgegengesetzten Einfluß auf die Gemüter ausübte und das umsomehr, als bereits die Wogen der neuen literarischen Strömung immer ungestümer vom Westen herüberschlugen und sich auch hier immer lautere Stimmen gegen das systematische Anlegen des Zweckmäßigkeitsmaßstabes an die Kunst erhoben.

Daß die Kunst im höchsten Sinne tendenzlos ist, daß sie in der Seele des Individuums wurzelt, nach innen abhängig und gerade deshalb nach außen unabhängig ist — diese Erkenntnis stieg auf, wie eine neue Sonne. Und es ging ein Frühlingswind durch Europa. In Polen waren es die Ploszowskis, denen sich das Herz unter seinem Hauche umwandelte, deren Lungen sich weiteten. Es war etwas wie von der feuchtwarmen Luft, die da unter tief herabhängenden Wolken über Nacht herangezogen kommt und unter deren Einwirkung der Schnee schmutziggrau wird und zerschmilzt und der Winter mit den Tränen der Eiszapfen seinen Untergang zu beweinen beginnt. Es war etwas, was nur derjenige zu empfinden vermag, dem alle drückenden Fessel mit einemmale abgenommen werden. Man durfte ja wieder der Schönheit leben, durch sie das Dasein daseinswert sich machen oder vergessen, man durfte ja sagen, was einem die Brust zersprengte, frei und offen und ohne Bedenken. Die Zauberformel ward gefunden, welche den nach einem Lebenszweck Ringenden neue Sterne ansteckte, den Lebensmüden Lebenslust einhauchte, die brachliegenden Talente zu frischer Tätigkeit berief. Die leuchtende Krone des Selbstzweckes auf dem Haupte, bestieg die junge Königin Schönheit den Thron und ernannte „die Genies ohne Portefeuille" zu ihren Ministern.

Allein noch hatten diese eine gewaltige Majorität gegen sich. Die Kritiker mit den europäischen Kennermienen und die kleinsten Kleinverschleißer der Literatur gingen da Hand in Hand und inszenierten einen Kampf, der teilweise noch heute fortgesetzt wird. In tönenden Posaunenstößen wurde das Anathema publiziert und man prägte Worte, die wie Granaten wirkten. Antinational wäre die moderne Richtung. Die Vernachlässigung der spezifisch nationalen Sujets benahme der Literatur ihre Eigenart und somit ihren Wert. Dachte man nicht daran, daß ein wahres Talent seinem Werke unter allen Umständen das Gepräge seiner Individualität, also auch seiner nationalen Eigenart aufdrücken muß? Müßte doch — um gerade ein krasses Beispiel zu gebrauchen — die Entwicklung einer nach dem Norden und Süden gleichzeitig verpflanzten Idee da und dort gewisse unterscheidende, charakteristische Merkmale aufweisen, und zwar aus demselben Grunde, aus welchem der Südländer einen sengenden Witz und eine leichtsinnige Lebensphilosophie besitzt, der Nordländer aber unter dem Drucke jener eigentümlichen Melancholie so oft zusammenbricht und ein Auge hat, verschleiert wie angehauchtes Glas! Freilich fanden sich auch Kritiker, welche den polnischen Modernen überhaupt jede künstlerische Befähigung absprachen. Selbst ein Sienkiewicz beurteilte sie hart, indem er sich einmal über sie äußerte: „Sie finden keinen Ausweg, denn dazu gehören zwei Dinge: eine große Idee und ein großes Talent . . . Nun immer verfallen sie in einen Zwiespalt mit sich selbst, denn sie haben das gerechte und edle Empfinden, daß man der Welt etwas Neues geben muß, und wissen doch nicht, was." Allein es waren in Wahrheit nicht die Ideen und nicht die Talente, an welchen es ihnen gebrach. Es fehlte ihnen nur die Seelenharmonie. Sie standen an d

Grenze einer scheidenden und kommenden Zeit, sie konnten nicht beiden gerecht werden und die Tragödie der Widersprüche zersetzte ihnen die Brust. Sie hatten unsägliche seelische Qualen zu erdulden, und wenn sie Werke schufen, mußten sich jene in diesen widerspiegeln. Ein anderer gegen sie gerichteter, übrigens auch anderweitig oft gebrauchter Vorwurf — es ist fast lächerlich zu sagen — war der der Kurzatmigkeit. Merkwürdig! Wir leben in einer Zeit des Hastens und Drängens. Ueber unseren Köpfen spielen Telegraphen und Telephone, jagen die Gedanken hin und her. Wir fahren mit Dampf und Elektrizität und spotten der Dimensionen. „Es ist die Zeit, in der man keine Zeit hat." Da fehlt wohl auch die Geduld, ein Buch mit einer Riesenladung von Worten zu schreiben oder zu lesen und es macht sich auch in der Literatur das Streben nach Kürze und Gedrungenheit geltend. Unsere Nerven sind empfindlich und überfein und da genügt uns oft ein Augenaufschlag, um das Innerste eines Menschen zu erraten, ein silberhelles Auflachen einer Frau, daß sich uns ihre Seele offenbare. So genügt wohl ein treffendes Wort, ein passendes Bild, ein Melodie des Satzbaues, um uns zu rühren und zu erschüttern. Gewiß bedürfen die großen Massen der zu dieser Stufe geistiger Entwicklung noch nicht Herangebildeten vieler und krasser Worte, großer und einfacher Veranschaulichungen, breit auseinandergesetzter Lebensprinzipien. Jedoch nicht in jeder Epoche kann oder muß die Kunst diesem Umstande Rechnung tragen. Denn die Kunst hat ihre eigenen Gesetze und sie macht diesen gemäß verschiedene Phasen durch, in denen sie bald Vermittlerin und Interpretin der zeitgenössischen Ideen ist, bald aber Vorläuferin und hiemit eine selbständige Macht in der allgemeinen Entwicklung. In dieser letzten Eigenschaft — welche, nebenbei bemerkt, Tolstoj in seinem Kreuzzuge „Gegen die moderne Kunst" ganz außeracht gelassen hat — hatte sie ihre eigentliche Aufgabe und ihre Bestimmung für die nächste Zukunft.

Um nun das Nahen dieser Zeit zu verkünden, um mit Ellenbogen Raum zu schaffen für den kommenden Genius, kam einer herbei, ein Eingeborener und doch aus fernen Landen, ein genialer Agitator, ein zweiter Johannes der Täufer. Er kam, um sich mit seinem ganzen Ich einzusetzen und zu verbürgen für alles, was da ist und kommen wird, um die Zweifelnden zu stärken, die Gefallenen aufzurichten, die Gegner abzuwehren und vorwärts zu stürmen mit kühnem Eifer und leidenschaftlicher Entschlossenheit: ich meine Stanislaw Przybyszewski.

Unter fremden Nationen hat er gelebt und in fremder Zunge seine Gedanken ausgesprochen, aber er kehrte zu den Penaten zurück und fing in seiner Muttersprache zu wirken an. Er stellte sich an die Spitze der modernen polnischen Zeitschrift „Zycie" und er begann von da aus seine Arbeit mit einer solch gewaltigen Vehemenz, einer so hypnotisierenden und rasenden Leidenschaft, daß man wahrlich manchmal bezweifeln konnte, ob das Genie in ihm wahnsinnig oder der Wahnsinn genial geworden.

Mit Hilfe der ganz leisen Töne der ihm göttlichen Chopin'schen Musik geleitet er hinunter in die Unterwelt der menschlichen Seele; und fröstelnd kehrt er zurück, um einen stärkeren Anlauf zu nehmen und noch tiefer einzudringen. Bei jeder Rückkehr bringt er etwas, wie Gestohlenes gleichsam, mit herauf und wirft es, wie wenn es glühend heiß wäre, schnell und mit Entsetzen vor den Leser hin. Der Leser sieht es ebenso schnell verschwinden, aber was ihm zurückbleibt, das ist der Glaube an eine ihm bisher fast unbekannte Welt, die in dem Menschen ist, an jene unterbewußten Regionen, welche in sich vielleicht die Antwort auf alle urweltlichen Fragen bergen, an eine Heimstätte unseres in uns verschlossenen irdischen und außerirdischen Schicksals. Und er weiß es mit einemmale, daß man nur eindringen können müßte, um es wahrzunehmen und zu belauschen — nur daß man nicht unberührt wiederkehren würde. Es ist ihm, als ob ein dort hausender Dämon uns den Verstand aussaugen, unsere Begriffe verwirren, unser Gedächtnis auslöschen, uns einen unheilbaren Schrecken einjagen müßte, um diesen Hausfriedensbruch zu rächen und das Schweigen zu erzwingen .... Und er bewundert den Autor, der keine Furcht kennt, der sich ganz der Entwicklung der menschlichen Erkenntnis geweiht hat. Denn die Grenzen unseres Bewußtseins immer mehr auseinanderzuschieben, hat er sich zur Aufgabe gemacht; sie zu erweitern, bis sie sich mit der [illegible] Linie des Unterbewußtseins decken, erscheint ihm als [illegible] und Endziel unseres Strebens.

Und nun arbeitet Przybyszewski unermüdlich, um die Partei, die er sich schuf, zu fördern und zu vergrößern, um keine Momentaufnahmen der Arbeit in dieser Richtung zu [illegible]. Er [illegible]

[illegible]

schwarz umnachteten Bäume versilbert und ihnen das Kolorit des Friedhofes verleiht... So lockt er sie hinein in ihre eigenen Seelen und hält sie dann fest mit einer unheimlichen, eisernen Kraft, bis sie einen Blick wenigstens geworfen auf jenes Unaussprechliche, Schauderhafte, Verderbenbringende, Erlösungbergende.... Denn von diesem Augenblicke an gehören sie ihm... Und wenn sie dann taumelnd heimwärts ziehen, voll stolzen Schreckens und freudigen Grauens, gewiß — sie müssen zu einem anderen Gotte beten. Und wenn sie am Fußende des Bettes in die Knie sinken und in Grabesstille untertauchen, gewiß — sie werden es wahrnehmen, wie die trauerumhüllten Gedanken, die Avantgarde des Wahnsinns, die Hintertür ihres Gehirnes erstürmen und sie werden es entsetzlich begreifen: bald, bald wird es Nacht... Aber ihr letzter, verzweifelter Aufschrei wird eine Bereicherung des menschlichen Wissens sein, ihr sterbendes Wort eine letzte Schenkung an die vorwärtsstrebende Menschheit.

So sind sie, so müssen sie sein, die Jünger Przybyszewskis, insolange ihre physischen Kräfte den erhöhten Aufgaben des Geistes nicht gewachsen sind. Aber mit stolzem Bewußtsein geben sie ihre Existenzen als Sprossen für jene Leiter, die hinunterführt zur Erkenntnis.

Mit denjenigen aber, welche in hübsch weiter Entfernung von den Grenzen seines Zauberreiches noch immer die Ueberlegenheit der Vernunft und die Abtötung der Instinkte zu proklamieren wagen, kennt Przybyszewski kein Erbarmen. Seine brennendsten Raketen schleudert er ihnen an den Kopf, seine tödlichsten Geschosse feuert er auf sie ab. Verschwinden oder sich ergeben, lautet sein Machtgebot. — Freiheit des unfreien Willens, Absolutismus der hohen, heiligen Kunst!

Ploszowski und Przybyszewski bilden zwei Meilensteine an dem Entwicklungswege der polnischen Literatur.

Klemens Frankenstein.

Hanslick.

Wenn man die Inhaltsangabe der beiden Bände „Aus meinem Leben" von Eduard Hanslick auch nur flüchtig überblickt, wird man über die Persönlichkeit des Autors hinreichend unterrichtet, und es ist aus diesem Grunde sehr zu bedauern, daß der sonst so peinlich auf Ordnung sehende Kritiker seiner Lebensbeschreibung kein Personenverzeichnis beigegeben hat. Man könnte daraus am besten ersehen, welche Rolle Eduard Hanslick im Musikleben gespielt und wie lange er sie gespielt hat. Und man würde aus diesem Namensverzeichnis ganz deutlich die absteigende Linie seiner Bedeutung herauslesen können, das Nachlassen seiner eigenen Anteilnahme und des Interesses für ihn in den letzten zehn Jahren. So weitverzweigt die persönlichen Beziehungen Hanslicks in den Siebzigerjahren waren, so einseitig, spärlich werden sie in den Achtziger- und Neunzigerjahren. Gewiß war Hanslick bis zu seinem Tode frischen Geistes wie wenige in dem hohen Alter, das er erreicht — aber in den letzten Jahren las man ihn nur gern, man horchte nicht mehr auf ihn. Bei aller Regsamkeit seines Geistes konnte er sich in den letzten fünfzehn Jahren für nichts mehr so recht begeistern, sein Konservatismus ließ keine neuen Götter zu und er meldete sich in der Regel nur bei hervorragenden Novitäten in der Oper oder bei Erinnerungen an einst hervorragende Erscheinungen, bei Jubiläen.

So ablehnend er dem Meister auch zeitlebens gegenüber gestanden, Richard Wagners Tod bedeutete für den Schriftsteller Hanslick den größten Schlag. Solange er gegen den lebenden Wagner kämpfen konnte, war man, ob mit oder ohne Zustimmung, auf seine Feuilletons gespannt, und man merkte es ihnen an, wie gern Hanslick mit dem Bayreuther Meister stritt. Man sah es den Angriffen an, wie groß doch der Widerhall war, den Wagner in Hanslicks Geistesleben geweckt. Auch nach Wagners Tode wurde Hanslick nicht müde, über seine Person, seine Werke, seine Briefe zu schreiben. Und erschien gar irgend ein Werk über Wagner, und oft nur ein unbedeutendes, Hanslick las es, setzte sich an den Schreibtisch und lieferte ein neues Kapitel zu seinem großen „Fall Wagner". Keine künstlerische Erscheinung vermochte seine Arbeitslust so nachhaltig zu reizen wie dieser große Gegner. Seine Freunde: Strauß, Brahms und Dvořák nahmen bloß sein Gefühl in Anspruch. Aber Wagner verfolgte er mit zäher Ausdauer und spürenden Sinnen, selbst ins Schlafzimmer und überall fand er Angriffspunkte, auch wenn es nur Schwächen des Meisters waren, — wie die roten Samthöschen etwa, von denen Liszt in einem Briefe schreibt.

Man hat sich oft den Kopf zerbrochen über diese Gegnerschaft, und die [illegible] Freunde des nun verstorbenen Kritikers glaubten und [illegible] Hanslick einen Dienst zu erweisen, wenn sie seine Gegner[illegible] umzudeuten oder [illegible] Hanslick nämlich Wagner nicht verstanden. [illegible] Hanslick war eine so aus[illegible] Musiker [illegible], daß es ganz ausgeschlossen ist. [illegible] Auch seine Eitelkeit [illegible] Möchte ihm auch Wagner [illegible] Naturen gehörte, wenig [illegible] um Hanslicks sicher zu sein. [illegible] groß dastand, ganz [illegible] Briefe und es ist bekannt, daß [illegible] Gewicht legte. Das

alles kann den Grund für die Erbitterung nicht bilden, und es wird wohl späteren Forschungen vorbehalten sein, zu ermitteln, welchen Einflüssen damals schon der mächtige Kritiker zugänglich war, als er die eigentliche „Wagner-Hetze“ inszenierte. Hanslick war nie ein schöpferischer Geist, seine Kritikernatur war nicht produktiv und für das Musikleben Wiens hat er wenig, wenn nicht gar nichts geschaffen. Er hat nie geführt, wenig Anregungen gegeben. Er ließ sich lieber führen, er machte sich niemanden zu künstlerischen Zwecken dienstbar, stellte sich selbst lieber in den Dienst. Natürlich nur hohen und höchsten Mächten und Faktoren. Man wird untersuchen müssen, wie die große offizielle Welt, so weit sie in das Kunstleben einzugreifen wünschte, sich damals zu Wagner stellte, um Hanslicks Stellungnahme besser beurteilen zu können. Wagner hat ja nicht nur Musik, sondern auch „Revolution“ gemacht, Ferner Bücher geschrieben und Dinge getrieben, die in Wien nicht immer liebenswürdige Aufnahme fanden. Nicht nur seine Musik, auch seine Politik und Konfession müssen in Rechnung gezogen werden. Bei Hanslicks kritischer Art haben diese Faktoren immer entscheidend mitgewirkt. Er konnte nur selten den Musiker an sich behandeln, soziale und politische Verhältnisse hatten Sitz und Stimme bei der Urteilsfällung. Man kann dies an einem Beispiele verfolgen, das natürlich viel weniger Aufsehen erregte und doch für das kritische Verfahren Eduard Hanslicks höchst charakteristisch war. Das ist der Fall Smetana.

Man kennt das tragische Schicksal des tschechischen Komponisten, der zehn Jahre nach seinem Tode berühmt wurde. Bis dahin, und bei Lebzeiten war er bloß in Prag berühmt und bei einzelnen Kunstfreunden. Alle, die ihn früher kannten, bevor sein Ruhm aus dem Holztheater in der Wiener Theater- und Musikausstellung in die große Welt hinausflog, hatten sein großes Talent bald heraus. Franz **Liszt** war sein erster Förderer, er fand ihm einen Verleger für seine „Rêves“. Indes, Liszt bekam bald mehr Arbeit für sein Förderungstalent: Richard Wagner. Das Eintreten, ja beinahe die Aufopferung für seinen nachmaligen Schwiegersohn, füllte fast dreißig Jahre seines Lebens. So blieb also für Friedrich Smetana, den Liszt in jungen Jahren kennen gelernt, wenig Zeit. Für einen Kritiker von Ruf und Einfluß wäre es wohl die schönste Aufgabe gewesen, ein so großes Talent der Vereinsamung zu entreißen. Für Eduard Hanslick wäre es doch eine schöne Aufgabe gewesen, der großen Welt mitzuteilen, daß in Prag ein Mann lebt, dessen Arbeiten allem gleich kommen, wenn nicht weit alles übertragen, was damals neben Wagner auf dem Gebiete der Musik produziert wurde. Oder war Smetana wie für die anderen Mitmenschen auch für Hanslick eine unbekannte Berühmtheit? Keineswegs. Hanslick saß mit Smetana auf der Schulbank, Hanslick genoß bei Wenzel Tomaschek gleichzeitig mit Smetana Klavierunterricht. Hanslick unterhielt sein ganzes Leben hindurch zu Prag so intime Beziehungen, daß ihm die Entwicklung seines Mitschülers auch dann kein Geheimnis geblieben wäre, wenn ihm der 1870 erschienene Klavierauszug der „Verkauften Braut“ bis 1892 (dem Jahr der Wiener Musik- und Theaterausstellung) tatsächlich nicht in die Hände gefallen wäre. Sollte Hanslick, der zwanzig Jahre vor „Entdeckung“ Smetanas durch Franz Jauner Böhmen „das Konservatorium von Europa“ nannte — den Autor das „Dalibor“ nicht kennen? Unmöglich! Weshalb also sein Schweigen, sein Verschweigen? Jener Gesellschaft, deren Sprecher Hanslick sein ganzes Leben lang war, paßte es damals nicht, einen tschechischen Komponisten zu fördern. Politische und persönliche Rücksichten siegten bei Hanslick über künstlerische, damals wie immer. So auch im Falle Wagner. Kein Mißverstehen der Musik Wagners, aber zu viel Verständnis für „Verhältnisse“ in Wien. Die spätere Liebe und Vorliebe für einen anderen Tschechen ändert nichts an diesen Tatsachen. Anton Dvořak wurde der Gunst Hanslicks ebenso zugeführt, wie Smetana entzogen. Für Dvořak trat bei Hanslick ein zu Mächtiger ein, Johannes Brahms, als daß er es hätte ablehnen können, für den tschechischen Symphoniker sich einzusetzen. Man muß ja heute über diese Dinge lachen. Die Clique Hanslicks hatte überall willige Werkzeuge. Direktor Jahn ließ sich eine schwache Jugendoper Dvořaks zur Aufführung in der Hofoper „empfehlen“, den „Bauer als Schelm“ trotzdem er ebenso wie Hanslick Smetana gut kannte. Jahn war ja lange genug zugleich mit Smetana Kapellmeister in Prag. Aber eine Oper Smetanas fand erst den Weg zum Kärntnertor über den Prater.

Man kann den Einfluß persönlicher und lokaler Zustände auch noch bei anderen Lieblingen Hanslicks deutlich wahrnehmen. Obenan steht Jules Massenet. Wie warm konnte Hanslick für den oberflächlichsten aller Franzosen, für den süßlichen Autor der „Manon“ eintreten! Man muß selbst als Gegner Hanslicks soviel Vertrauen zu seinem Geschmack und Urteil haben, um die Liebe für Massenet nicht als echt anzusehen. Massenet fand in „allen Schichten der Bevölkerung der gastfreundlichen Kaiserstadt die liebenswürdigste Aufnahme“ der sich auch Hanslick nicht widersetzen wollte. Derselbe Vorgang wiederholte sich bei Leoncavallo und gar beim Mascagnirummel. Kann man ernstlich annehmen, Eduard Hanslick habe die ephemere Bedeutung dieser Jungitaliener nicht durchschaut und ihre Werke tatsächlich so hoch eingeschätzt wie es in seinen Feuilletons zu lesen war? Gewiß nicht. Vom Hofe, einem hohen Adel und der Wiener Gesellschaft ausgezeichnet, mußten sie auch bei der obersten Spitze der Wiener Musikkritik liebenswürdigste Behandlung finden. Bei einem wahrhaft Großen, bei Peter Iljic Tschaikowskij, hatte das Hanslick nicht nötig. Er fand auch für den Russen nie ein freundliches Wort.

Aber das Auftreten Tschaikowskijs in Wien fällt schon in eine Zeit, in der sich das Wiener Publikum, im Konzertsaal wenigstens, ganz von Hanslick emanzipiert hatte. Tschaikowskij kam viel später nach Wien als nach Deutschland, dank des hochkonservativen Sinnes der Philharmoniker, die allezeit bei Hanslick wärmste Unterstützung fanden, und er hatte dies nicht zu bereuen. Er teilte das Schicksal mit Richard Strauß. Auch für diesen fand Hanslick nur geistreiche, mehr oder minder amüsante Witze, selbst Hohn. Das Publikum aber kam ihm mit Verständnis entgegen und so lustig auch die Feuilletons Hanslicks über, eigentlich gegen Strauß sein mögen, sie haben die Erfolge des modernsten deutschen Musikers nicht beeinträchtigt.

Hanslick ist tot und nur eine Reihe lesenswerter Bücher ist von ihm geblieben. Eine Lücke in der Musikwelt Wiens läßt er nicht zurück. Wehmütig muß man daran denken, was ein Mann vom Ansehen und der Macht Hanslicks hätte wirken können, wenn er hilfreich, wohlwollenden Sinnes und nur künstlerischen Einflüssen zugänglich gewesen wäre! Daß es auf dem Gebiete der bildenden Kunst in Wien gelungen ist, den modernen Prinzipien Geltung zu verschaffen, ist nicht zum mindesten das Verdienst der Kunstkritik, und jederzeit wird man Bahrs und Hevesis dankbar gedenken. Wo sind die Verdienste der Musikkritik, wo die Eduard Hanslicks? Eine alte Musikkorporation geht, nur noch von der Kritik gestützt, auf den letzten Füßen. Eine moderne bildet sich unter Kämpfen mehr gegen die Kritik, als mit ihrem Beistande.

Und so bleiben die Verdienste Hanslicks eigentlich auf einem Gebiete, wo er sie ursprünglich vielleicht nicht suchen wollte, auf dem Gebiete des Feuilletons. Als Feuilletonist wird Eduard Hanslick bei Freund und Feind Anerkennung und Beifall finden. Es ist hier nicht der Ort, den Glanz der Hanslick'schen Feder zu schildern, aber es ist fraglos, daß er zu den Zierden des Wiener Feuilletons dauernd gerechnet werden muß. Und abermals kann nur bedauert werden, daß er seine Kunst, zu schreiben, nicht in den Dienst schaffender Ideen und Bestrebungen gestellt hat. Diese Feder konnte viel Gutes schaffen, viel Ersprießliches, sie konnte wecken und fördern. Statt dessen hat diese Feder neben der großen Sünde gegen Wagner noch andere am Gewissen; die Sünden gegen Anton Bruckner und Hugo Wolf. Man konnte aber bei der Lektüre all seiner „Mißverständnisse“ die Faust nicht ballen, weil man die Tränen des Lachens sich aus den Augen wischen mußte. Wer Hanslicks Feuilleton über die „Klavierseuche“, wer seinen Freudenausbruch über das Verbot des Drehorgelspielens an Vormittagen gelesen, der wird dem Zauber seiner feuilletonistischen Kunst sich nicht entziehen können. Viele seiner Bosheiten sind, so schmerzlich sie für den Betroffenen waren, dem Witzigsten beizuzählen, was das Wiener Feuilleton produziert hat. Hanslicks Bericht über die Erstaufführung von „Tristan und Isolde“ in Wien hat nicht bloß alle Wagnerianer, sondern alle Freunde der Kunst in nicht geringe Empörung versetzt. Dem giftigen Feuilleton setzte Hanslick ein Motto voran. Es war den von ihm so gehaßten „Meistersingern“ entnommen und lautete: „Von ‚Tristan und Isolde‘ kenn ich ein traurig Stück“. Arrigo Boitos „Mefistofele“ hat Hanslick in Wien durch zwei Feuilletons unmöglich gemacht, die den griesgrämigsten Hanslick-Hasser freundlich stimmen mußten. Man könnte fast jedes Feuilleton zitieren, wollte man Hanslicks witzige Schreibart gebührend hervorheben. Deshalb wird Hanslick viel besser davonkommen, wenn man ihn neben seinem Kollegen Daniel Spitzer als an der Seite A. W. Ambros' oder gar Otto Jahns nennen wird. Seine feuilletonistische Begabung allein sichert ihm einen Platz in der Literatur, aber ebenso gewiß ist es, daß sie seine Art, Musik und musikalische Angelegenheiten zu behandeln, ungünstig beeinflußt hat. Namentlich in den letzten Jahren opferte er einem guten Witz alles. Wäre sein Kritikeramt ein unter Amtseid stehendes gewesen, er wäre sicher wegen Mißbrauch der Amtsgewalt suspendiert worden.

Friedrich Hlaváč.

Bücher.

Stendhal: „Renaissance-Novellen“. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1904.

Eines der merkwürdigsten Bücher des berühmten französischen Psychologen erscheint hier in einer vorzüglichen Ausgabe. Wer hier etwa psychologische Analysen, minutiöse Seelenstudien in der Art moderner Novellisten erwartet, wird sehr enttäuscht sein. Es sind große, harte Bilder von Taten und Geschehnissen, deren Zusammenhang mit den Menschen, von denen sie stammen, ebenso geheimnisvoll bleibt wie im Leben selbst. Wenn man diese Novellen liest, begreift man wohl, daß sie den Psychologen gereizt haben, versteht aber nicht recht die Enthaltsamkeit des Autors, der nur das Skelett der Handlung, der Historie gibt, und es nicht versucht, Lichter in die Seelen seiner Helden aus eigener Kraft leuchten zu lassen. Stendhal hatte nicht den Mut, aus diesen Renaissancestoffen moderne Kunstwerke zu gestalten. Und darin zeigt er wieder, daß er als Dichter, an der Wende zweier Zeiten stehend, doch nur ein Vorläufer gewesen ist. Den gleichen verführerischen Reiz haben diese Renaissancestoffe auf unsere modernen Dichter geübt. Ich erinnere nur an Hofmannsthal, den es immer wieder dahin zieht, an Schnitzler, der ihnen eines seiner mächtigsten und echtesten Werke verdankt: „Den Schleier der Beatrice“. Aber wie anders ergreifen diese modernen Dichter den gleichen Stoff. Sie begnügen sich nicht wie Stendhal, das Ereignis aus alten Urkunden gleichsam nur in nackter Uebersetzung zu geben, sie suchen diesen Gestalten der Renaissance,

die immer wieder unsere Sehnsucht wecken, farbiges Leben einzuflößen. Während man bei der Lektüre Stendhals den Eindruck hat, wie durch Katakomben in eine fremde, rätselvolle Zeit — lockend gerade durch ihre Rätsel — zu treten, versuchen die Neueren sie aus eigenem Blute zu neuem Leben zu erwecken. Dr. Max Messer.

Revue der Revuen.

„Das literarische Echo". Dr. Rudolf Fürst schreibt über „Ahasver-Dichtungen." Die Sage von Ahasverus, dem ewigen Juden, ist, darüber sind alle, die ihr nachforschten, einig, nicht biblischen Ursprungs. Zwar kann man, wenn auch nicht eben auf Grund biblischer Quellen, biblische Personen nachweisen, denen, zur Strafe oder zum Segen, ewiges Erdenwallen zuteil wurde, zwar mag man, das Gebiet der Sagenvergleichung beschreitend, fast für jeden Volksstamm und jede Epoche analoge Empfindungen ausfindig machen und Gestalten wie Kain und Wodan, den wilden Jäger und den fliegenden Holländer, Karl den Großen und Friedrich Barbarossa, Widar und Indra, Hekate und Holla heraufbeschwören, ja den Kampf Ahasverus gegen Christus dem uralten Sagenstamm vom Streit der Finsternis und des Lichtes einpfropfen und (mit Schöbel) behaupten, die Legende habe den Mythus christianisiert. Alle solche Bemühungen können aber wenig an der Tatsache ändern, daß erst in den „Flores Historiarum" des 1237 verstorbenen Mönchs Roger von Wendower zu St. Albans in England der Bericht von dem Sünder auftaucht, der den Heiland mißhandelte und deshalb zu ewigem, ruhelosem Wandern auf Erden verurteilt wurde. Diesmal ist's ein Türsteher des Pilatus, ein Heide namens Cartaphilus. Diese Darstellung hat ein Klostergenosse Rogers, Matthäus Parisiensis († 1259), in seine Chronik hinübergenommen. Schon im 15. Jahrhundert gab es in Italien eine lebhafte Tradition von dem zu ewigem Wandern verurteilten „Gottstoßer" Johannes Buttadeus. Aber erst 1602 kam unser Ahasverus zur Welt. Sein Geburtsland ist Deutschland, sein Geburtsort ein an vielen Stellen zugänglicher Bericht eines angeblichen Duduläus. Diese „Kurtze Beschreibung und Erzehlung von einem Juden mit Namen Ahasverus" (der auf Xerxes gedeutete Name taucht hier zum erstenmal auf) beruft sich auf die Autorität eines nachmaligen Bischofs von Schleswig, Paul von Eitzen. Dieser Würdenträger selbst will den Schuster von Jerusalem, der den kurze Rast heischenden Kreuzträger von seiner Schwelle stieß, um 1542 als einen reumütigen und bescheidenen Büßer kennen gelernt haben. Die erbauliche Historie wurde bald zum „Volksbuch". Sie erlebte eine große Anzahl deutscher Drucke und Ausgaben, sowie einige fremdsprachige Uebersetzungen, sie hatte eine endlose, je nach den Zeitläufen gefärbte apologetisch-polemische Literatur im Gefolge, sie bewirkte, daß man bald aller orten den ewigen Juden gesehen haben wollte. Auch über Deutschlands Grenzen reichte direkt oder indirekt die Anregung des Volksbuches. Bei der Mehrzahl der europäischen Völker bürgerte sich die Sage vom ewigen Juden ein, in Amerika will man ihn noch 1868 gesehen haben.

Der Kuckuck.

Von Per Hallström.

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Dies ist überhaupt keine Geschichte, es handelt nur von einer Erinnerung an einen Sommertag in der Kindheit, der hie und da aus der Atmosphäre von Sonnenrauch und fernem Blau auftaucht, die alles Dazugehörige einhüllt, eine Episode, die mich schon damals wunderlich dünkte und auch später trotz ihrer Einfachheit die Phantasie an sich gelockt hat.

Ich wohnte damals sowie viele Sommer nachher auf einer Insel in den Schären; sie ist nicht mehr wie sie war. Nicht genug damit, daß sie viel kleiner geworden ist, die Berge niedriger, die Hügel abschüssiger und die Wellen der Bucht ruhiger, daß die Sonne weder da noch sonst irgendwo so klar scheint, wie damals, und das Wasser, selbst wenn es noch so ruhig in der Morgenstille daliegt, die Erlen nicht mehr so scharf und glänzend widerspiegelt, nicht genug damit, daß viele kleine rote Häuschen verschwunden und viele Bäume niedergehauen sind: auch die wohlbekannten Steine sind unter den jahrelang angehäuften Massen von Gras, Mandelblüten und Augentrost immer tiefer in die Erde gesunken [illegible] die Linien der Ufer selbst haben sich durch das langsame [illegible] des Bodens verändert, und wo es früher [illegible] war, wachsen nun [illegible] und [illegible].

Damals war es fast ein Paradies. [illegible] in allen Farben [illegible]

[illegible]

[illegible]

Spiegelung des Sonnenunterganges empor. Auf dem Hügel stand eine Mühle, eine alte, ehrenfeste bekannte Gestalt, ein Wahrzeichen und ein lieber Freund für alle Schutenschiffer. Auf dem Hügel stand mit Schönschrift: Gefle 1726, und es war wunderlich zu denken, wie viele Schuten seither ihren Untergang gefunden hatten. Eine war an einem Felsen zerschellt und das Wrack lag dunkelgrün und unheimlich da und streckte bei niedrigem Wasserstand den großen Ruderzapfen wie einen Riesendaumen aus der Tiefe. Mitten von der Mühle weg stand ein großer Balken, der dazu diente, den ganzen Bau mit zu drehen, bis die Flügel richtig gegen den Wind standen und um ihre Achse schnurrten. Das ganze nahm sich dann sehr phantastisch aus, wie ein brummendes, surrendes Riesenwesen mit einem ungeheuren Schnabel, jederzeit bereit, hoch über einen hinwegzufliegen. Die Krähen hatten auch ungewöhnlich viel über diese Mühle zu sagen, besonders seit eine von ihnen an einem Rädchen des Flügels hängen geblieben war und jämmerlich mit den Flügeln um sich schlagend, nicht loskonnte und erschossen werden mußte. Aber die Möven flogen nur über Land, wenn Regen kommen sollte, und niemals so hoch wie über den Berg auf der anderen Seite der Bucht, wo der Augustmond weiß und blank über schwarzen Tannen hinanstieg.

Zu der Zeit, die ich im Sinne habe, muß ich gegen sechs Jahre alt gewesen sein. Ich hatte noch keine fremden Begriffe gelernt. Die Worte hatten noch einen Reichtum der barockten Vorstellungen, die sich an Lautähnlichkeit und Gott weiß was knüpften; ich war in dem mythenbildenden Stadium; und jeder halbverstandene Ausdruck rief kleine ungezügelte Phantasien ins Leben. Aber zu gleicher Zeit ließ mich der nüchterne hausbackene Verstand und der Mangel an Folgerichtigkeit, der Kindern eigen ist, sehr ruhig und sicher und heimisch in meiner disparaten Welt leben.

Alles um mich war wunderbar, ohne darum weniger natürlich zu sein und umso poetischer, als das Wort mir unbekannt war. Alles war schön, obgleich ich es so nahe anguckte, gerade ins Gesicht und es in lauter Details sah, ungefähr so, wie das Dasein sich Hummeln und Bienen darstellen muß, wenn sie schwebend und summend vor ihren Blumen zu grübeln scheinen.

Selbst die Haustiere waren mystische Wesen, die durch die Artbenennung keineswegs erschöpft wurden. Individuen für sich mit ausgeprägten Charakteren und Gewohnheiten, sogar die Kühe. Eine von ihnen hatte eine gezierte unnatürliche Art — sie hieß auch „Fräulein" — ihre Mutter Ringros hingegen war barsch und geradezu, während die braune Lisel unser aller Sympathie besaß. Da war ein Pferd am anderen Ufer des Sunds, das an unseren Strand zu schwimmen pflegte, so wie es nur konnte, um die Blässe und die Perle aufzusuchen, zwei sehr untadelhafte und stille alte Schweitern, wenigstens machten sie diesen Eindruck, wenn sie einander in aller Stille mit zusammengesteckten Köpfen ihre Freude über das Leben und ihre kleinen Sorgen anvertrauten. Das abenteuerlustige Pferd, dessen Namen ich vergessen habe, war sehr schön, wenn das Wasser um seinen Bug rauschte und glitzerte, den Hals hielt es hoch und gestreckt, die Nüstern prusteten — so muß der Wind irgendwo in weiter Ferne aus der Tiefe emporsteigen — und wenn es ausgleitend auf den Steinen Halt suchte und sich blank und triefend in der Sonne aufrichtete, dann war es, als ob all das Geheimnisvolle und alle Macht des Sees mit ihm käme. Eine Kuh, die ganz allein auf einer Insel, von Langeweile verzehrt, ebenfalls Schwimmtouren zu uns unternahm, ja sogar viel längere als das Pferd, hatte doch für uns nichts imponierendes — alle beide starben, wie es hieß, infolge dieser Gewohnheiten — vermutlich fielen sie den gefürchteten Wasserjadenwürmern zum Opfer.

Unter den Katzen war ein Kater, der Sjöberg hieß, unbekannt warum, ein gewöhnlich großes Tier. Wenn er wegen seiner Aehnlichkeit mit irgend einer wirklichen Person so genannt war, kann ich nicht umhin, derselben unbekannter Weise meine Hochachtung zu zollen, denn dieser Kater hatte etwas ungewöhnlich Realistisches, Solides und Ueberlegtes an sich. Sein Charakter war tadellos, er berührte niemals einen Vogel und verhielt sich den Ratten gegenüber ebenso kaltsinnig, und vielleicht war [illegible] gut so, denn er hatte einen etwas schweren Gang, so als trüge er Zwieback. Er interessierte sich für den Wind, wobei ihm vielleicht hauptsächlich die Fische im Sinne lagen, doch auch der Mühle wegen. Wenigstens pflegte er, wenn deren Besitzer sich mit einem eigentümlichen Grinsen die Hand unter die Nase drückte, über die Aussichten für das Mahlen [illegible], [illegible] von seinem besonderen Platz auf der [illegible] hinunter zu lugen und sich dann langsam [illegible] zu begeben. Sjöberg lebte [illegible]; nun ist er tot, und ich stehe [illegible] zu spenden, das allen [illegible] und reiferen Alters dargebrach-

[illegible] gab es eine andere, die vielleicht [illegible] nahe lag. Es gab rings [illegible] Abendfarben. Es wurde nicht [illegible] und mit Geheimnis- [illegible] Schrecken und jagte uns [illegible] nicht unwesentliches Element

[illegible], die voll Leben war; jeder [illegible] durch eine schweigende Wan

derung von Westen nach Osten zur Hilfe gegen das Wechselfieber angerufen werden konnten. „Die kleinen Unterirdischen" waren gar freundlich und lustig, wenn man nur nicht kochendes Wasser auf sie goß, denn da rächten sie sich, wie man leicht begreifen kann. In den kühlen Vorsommernächten tanzten sie auf der Wiese, so daß die Blumen all ihre blanken Tropfen aus den Schürzchen fallen ließen und am Morgen ein grauer geschlängelter Ring im Grase zu sehen war. Der Brunnenmann mit seiner hohlen Stimme hustete, wenn der Deckel zugeschlagen wurde. Manchmal, wenn er schlechter Laune war, vielleicht unwirsch durch seinen Rheumatismus, hob er die eisernen Handhaben des Eimers ab. Einmal beim Beerenpflücken sah die hysterische kleine Anna das Waldfräulein selbst in einem Wachholderbusch und bekam vor Schrecken Seitenstechen. Andere sagen, daß es ein Auerhahn war, der aufflog, aber der elternlose Gustav Sjöholm behauptete mit einem breiten Grinsen über das ganze Gesicht, ein weißes Pferd gesehen zu haben, und die Sache blieb unentschieden. Heinzelmännchen gab es in der Mühle, die Stufe für Stufe die Treppe hinabhuschelten, wenn man hinaufkroch und der Schatten von dem Tageslicht von unten einem über den Kopf tanzte. Sie waren vom Mehlstaub noch graubärtiger geworden als sonst, und ihre Mütze war weißflockig wie ein Fliegenschwamm. Auch auf den Heuschobern gab es welche, und in der Badestube, aber da wagten wir nicht, nach ihnen auszugucken, auch hätte uns der Rauch gleich blind gemacht.

All das hatten wir freilich nicht gesehen, ebensowenig wie sonst jemand von dem Inselvolk, aber ganz glaubwürdige, obgleich leider schon verstorbene Personen, hatten sie mit eigenen Augen erblickt, und dann noch Mickel, wie man behauptete. Mickel war ein Livländer, der einmal auf einem jener häßlichen, plumpen Boote nach Schweden gekommen war, wie sie noch damals manchmal durch unseren Sund zu fahren pflegten, wobei sie nicht selten, zu unserem grenzenlosen Entzücken auf den Grund auffuhren. Ob Mickel infolge einer derartigen Katastrophe im Lande ansässig geworden war, oder um sich der russischen Wehrpflicht zu entziehen, weiß ich nicht, ebensowenig, ob er wirklich ein „Live" war, oder ein Esthländer oder ein Lithauer — genug, aus dieser Gegend war er jedenfalls. Mickel, von dem später mehr, sprach niemals von den wunderbaren Dingen, für deren Existenz er eine so wesentliche Stütze bildete, vielleicht weil er unserer Sprache nur in sehr geringem Maße mächtig war, aber aus derselben Ursache stellte er auch nie etwas in Abrede. Auf diese Weise wurde er zu einer Autorität, die nicht leicht zu erschüttern war, denn er gab sich niemals eine Blöße, und die Mystik seines Schweigens machte einen viel tieferen Eindruck, als die glänzendste Beredsamkeit es vermocht hätte. Ich glaube, daß er Mann genug gewesen wäre, einen viel wichtigeren und einträglicheren Posten auszufüllen, als den, welchen er einnahm, unter anderem würde die Stellung als „der bekannte Mann der Wissenschaft" der Spiritisten und Theosophen sicherlich nicht seine Kompetenz überstiegen haben.

Und nun vielleicht zur Geschichte, so wie sie einmal ist.

Es war an einem Sonntag im Sommer oder im Frühherbst, eine jener Unendlichkeiten von Sonnenschein und Zeit und Einförmigkeit, wie Sonntage es besonders für Kinder sein können. Wie erstaunlich ist es nicht jetzt, zu denken, daß ein Tag so lang sein konnte. Man ging und ging und traute sich nicht zu spielen wie sonst. Man sah die Kirchenboote sich entfernen, bis sie wie Pünktchen wurden, zu deren Seiten die Ruder taktmäßig aufglitzerten und dann verschwanden. Man sah sie aus dem Blau in gleicher Weise wiederkommen und größer und größer werden, bis man sehen konnte, wem ein jedes gehörte. Man fühlte sich in Sonne und Blau gewiegt wie die Möven und glaubte nicht, daß je eine Aenderung in irgend etwas eintreten könnte.

So war der Tag mehr als bis zur Hälfte vergangen, wir hatten zu Mittag gegessen, und nun saßen wir in einer Dreschtenne und fühlten uns in dem Dunkel dort halb in Märchenstimmung, die wir durch Gespräche über seltsame Dinge noch zu erhöhen suchten. Wir waren noch zu klein, um eigentlich etwas erzählen zu können, aber die bloßen Namen der übernatürlichen Wesen waren uns genug, und wir rückten immer enger in einem Kreise auf dem Stroh zusammen und fühlten, wie unsere bedrohte Rückenseite unverhältnismäßig anwuchs, da sie schutzlos der Nähe jener geheimnisvollen Mächte ausgesetzt war. Wir plauderten mit lauter Stimme durcheinander und wagten nicht, den Kopf zu drehen. Mit einemmale fühlten wir, daß jemand uns ansah, und vor Schrecken stumm, richteten wir die Blicke auf die Türe. In dem runden Loch für die Deichsel zeigte sich ein Gesicht in einem leuchtenden Halbdunkel von Sonnenlicht, das die Konturen in scharfen, glimmenden Linien zeichnete, mit leuchtenden Funken in den Augen und scharfen Strahlen ringsum, die durch die Ritzen auf uns gerichtet waren. Es war, als wäre ein Habicht plötzlich in einen Taubenschlag geschossen und sähe sich nun um, wen er packen sollte. All unsere halb wollüstige Angst von eben erst war nun verschwunden. Eine wirkliche Gefahr schwebte über uns, und wir ware nahe daran, in Tränen auszubrechen.

Da streckte sich eine Hand hinauf und öffnete die obere Türhälfte, und wir sahen, daß es ein Mensch war, und auch wer es war, aber es beruhigte uns doch nicht. Unsere Phantasie war aufgescheucht, und alles schien uns ebenso unheimlich wie früher.

Das war es auch, obgleich wir keine Ahnung von dem Zusammenhang hatten. Es war eine Witwe, namens Madam Westermann, die auf einer Insel ziemlich weit weg wohnte. Sie hatte ein eigentümliches Aussehen, Augen wie glühende Kohlen, aber doch von einer gewissen schwimmenden Weichheit, ein recht feines, scharfes Gesicht und eine stumpfe Zerstreutheit in den Bewegungen, so als hätte sie alles, was sie in den Händen gehabt, fallen gelassen und zerschlagen und freute sich nun, es nachher mit verschränkten Händen anzusehen. Sie hatte auch ein eigentümliches Gewerbe. Sie war Pflegemutter.

Sie war es nie lange, denn die Kinder starben sehr rasch. Sie war nicht böse gegen sie, im Gegenteil, sie hatte eine sehr weiche Art, ihre Glieder anzurühren, sie war sehr besorgt, daß sie husten könnten und gab ihnen darum viele Opiumtropfen. Unter dieser Pflege glitten sie so sanft in das Nichts, als würden sie in den Schlummer gewiegt. Sie hatten sehr große, müde Augen, sie schrien nicht viel, sie schlummerten nur ein und bekamen das Begräbnis, auf das sie Anspruch erheben konnten. Nach ihnen kamen neue Vaterlose, denn in ihrer stillen Weise unternahm sie Geschäftsreisen, um sie zu finden und war in der Chronik der umliegenden Orte gut bewandert. Die Mütter brauchten nur halb zu wissen, was sie taten, alles ging diskret zu. Ihr Blick hatte eine beruhigende Kraft, die alle Gedanken abschnitt, ihre wortkarge Rede beklagte die Vergänglichkeit des Alls, und fand darin einen Trost für alle Mühen und Beschwerden. Sie hatte selbst viele Kinder gehabt, und die meisten von ihnen waren gestorben. Die am Leben blieben, pflegte sie aufs beste, und sie wuchsen empor wie frische Pflanzen in einem von Unkraut gereinigten Beet. Ihre unheimliche Beschäftigung war wohl ebenso allmählich und natürlich gekommen, wie alles andere auf dieser Welt; dann war sie beinahe zu einer Manie geworden, und sie fand eine düstere Freude darin, die stets in ihren Augen glimmte.

All das wußten wir damals natürlich nicht. Erst viel später erfuhr ich es, als sie in Frieden und verhältnismäßigem Glück gestorben war. Aber obgleich wir nichts verstanden, erschraken wir Kinder doch vor ihrem Aussehen.

„Wie viele kleine Herrschaften da sitzen," sagte sie. „Warum sitzt man hier?"

Niemand von uns wagte zu antworten, auch wenn wir irgend einen Grund gewußt hätten.

„Sitzt doch nicht hier in der Dunkelheit," fuhr sie fort, „das ist garstig. Davor soll man sich in acht nehmen. Die kleinen Mäuschen, die sehen in der Dunkelheit, und doch kommt die Katze über sie, seht ihr, so" — und zu unserem unaussprechlichen Entsetzen ahmte sie die Bewegung nach — „aber was man gar nicht sehen kann, davor soll man sich hüten."

Sie sprach sehr freundlich und heiter zu uns; es ist nicht unmöglich, daß sie Sinn für Kinder hatte und sie gut leiden mochte. Ihr Ton und ihre Miene war auch voll Respekt für uns, als für Wesen, die anscheinend dazu bestimmt waren zu leben und gut zu leben. Aber ihr Blick hatte selbst für uns in unserer Unwissenheit etwas Mystisches und Unheimliches. Vielleicht fühlten wir es, wie diese Augen mit ihren Funken in dem schwimmenden Glanz über Kinderschicksale gegrübelt und lächelnd gesehen hatten, wie der Tod herankam.

„Kommt jetzt, sagte sie, kommt mit mir!"

Und obgleich wir das schlimmste ahnten, mußten wir doch ihrer Aufforderung Folge leisten; ohne einen Laut gingen wir durch die Türe, die sie uns öffnete und folgten ihr. Es geschah jedoch gar nichts Gruseliges. Sie führte uns nur zu einer Gruppe Leute, die ein paar Steinwürfe weit im Grase saßen. Da ließ sie sich selbst nieder, und wir vergaßen sie bald im Sonnenschein.

Es waren lauter bekannte Menschen, Knechte und Mägde, der alte lahme Bauer „Onkel Janne", der Teilhaber an der Mühle, sein Neffe, der junge Janne, unser Liebling, der ernste Tischler Vaissen und dann Mickel, der Live. Da war eine Strickschaukel zwischen zwei Tannen, die wir abwechselnd benützten. Vaissen stieß besser ab als ein anderer, und es war sehr lustig. Inzwischen suchten wir wie die Erwachsenen den Sonntagabend auszuwarten. Darum saßen sie eben hier, wie man sie so oft sieht, Grashalme kauend, in der Erde stochernd, ergeben die Einförmigkeit ertragend, wie Kinder in der Schule, und hie und da ein Gespräch versuchend, das trotz guten Willens wieder einschlief.

Wir sahen mit großem Interesse Mickel an, der ein seltener Gast war und das Schicksal der meisten bedeutenden Menschen teilte, indem er nämlich dem Bilde nicht entsprach, das die Phantasie sich geschaffen hatte. Er war sehr braun und blank, und sein blondes schlichtes Haupt- und Barthaar gab dem Gesicht das Aussehen einer reifen Haselnuß, die noch in der abgeblaßten Hülse steckt, aber in die man nur zu stechen braucht, um sie herauszulösen. Er hatte kleine zusammengekniffene Aeuglein und einen langen, grinsenden, zusammengekniffenen Mund; wenn die ersteren nicht gerade den Eindruck machten, mehr zu sehen als die der meisten, so war doch die Schweigsamkeit des letzteren offenbar genug. Seine Kleidung hatte noch etwas von ihrem fremden Gepräge; sie war grau, wie ein Mehlsack. Er lag sehr träge da und sog die Sonnenwärme und die Ruhe ein, der einzige in der Gesellschaft, der sich ganz in seine Untätigkeit zu finden schien.

Schreiner Vaissen gelang dies nur mit Schwierigkeit. Das war ein sehr ernster Mann, der, weil er zu seinem Schmerze das Vaterland zu enge fand, nach Amerika zu gehen beabsichtigte — wie ich mir vorstellte, weil er dort viel größere Schaukeln zu finden hoffte — eine schwindelnde Perspektive!

„Onkel Janne" hatte beständig Schmerzen, so auch jetzt. Sein ganzer Körper war in Knoten zusammengezogen, wie die Vollhaut auf den Treidelwagen, seine Augen waren unnatürlich groß und leidensvoll.

Als junger, gesunder Mensch war er ein gewaltiger Jäger gewesen — er hatte sogar Adler geschossen — und dadurch, daß er in die Eistümpel sprang und seine Beute herausholte, war er so geworden, wie er nun war, hieß es. Jetzt schlug er Wasserratten mit seiner Krücke tot, wenn er sie erreichte und war seines Lebens nicht froh — wir mochten ihn nicht leiden, aber die Adlergeschichte umgab ihn mit einer gewissen Aureole.

Der junge Janne, der eine lebhafte Seele war, studierte, trotzdem es Sonntag war, einen Bauernkalender und las uns daraus Rätsel vor, die wir vergeblich zu lösen suchten. Wann ist es gefährlich in den Garten zu gehen? Im März, denn da schlagen die Bäume aus. Welche Bären beißen nicht? Antwort: Die Blaubeeren.

Wir fanden eine erstaunliche Weisheit darin, und als er, noch immer aus dem Bauernkalender, uns nach dem Monate und dem Sternbild, unter dem wir geboren waren, unser Horoskop stellte, wurden wir von mystischer Feierlichkeit und Respekt vor uns selbst erfüllt und sehnten uns nach den kommenden Unglücksschicksalen.

All das verwob sich mit der einschläfernden Luft und den schrägen Sonnenstrahlen zu einer eigentümlichen Stimmung der Wehmut und Unruhe. Wir wußten, daß der Herbst nahe war und das Sommerparadies bald ein Ende nahm; wir fühlten die Zeit langsam von uns weggleiten, fühlten, wie etwas Geheimnisvolles sich in allem verbarg — ebenso unbestimmt wie die Formen der Wolken in dem Blau. Hie und da begegneten wir auch dem beängstigenden Blick der fremden Frau, der anders als alles war, was wir kannten und uns denselben Schauer über den Rücken jagte, wie damals in der Tenne, als das Dunkel sich hinter uns bewegte.

Plötzlich starrte sie lächelnd auf einen entfernten Gegenstand, und wir sahen alle hin.

Es war ein ziemlich großer Vogel, der sich auf einen Zaun hinter der Dreschtenne gesetzt hatte. Er hatte eine eigentümliche Haltung und zwar anders als alle Vögel, die wir kannten. Wir wußten alle nicht, was er sein mochte.

Es ist ein Habicht, meinte einer. So gegen Herbst zu kommt er heran und sieht sich in den Gehöften um, ob vielleicht neue Küchlein da sind. Man sollte ihn totschießen.

Für uns Kinder war der Habicht der Inbegriff von allem Bösen und Wilden auf der Welt, und wir stimmten mit Eifer zu, daß er getötet werden sollte. Madam Weitermann meinte, es sei Schade um ihn.

Er folge nur seiner Natur, sagte sie entschuldigend, aber die allgemeine Meinung war für Strenge, das Urteil fiel, und der junge Janne schlich sich fort, um seine Büchse zu holen.

Der alte Adlerjäger, der inzwischen in seinen Schmerzen dagelegen war und gejammert hatte, richtete den Blick hin.

„Es ist ja nur ein Kuckuck,“ sagte er, und wir erkannten ihn nach Abbildungen an den hängenden Flügeln. Das veränderte unsere Auffassung der Sache, und wir Kinder baten eifrig für das Leben des Vogels, als Janne zurückkam.

Für uns war es seltsam, dieses Wesen zu sehen, das wir früher nur dem Rufe nach kannten, diesem Rufe, dem unkörperlichsten aller Laute. Man kommt im Frühling ins Freie, alles ist beinahe unwirklich schön und fein. Der Wind trägt einem den Duft von dem zarten Laub der Birken entgegen und frische Feuchtigkeit von dem weichen Moos auf den Steinhalden; und in der Ferne zwischen den Zweigen schwebt ein blauer Dunst, der all dies enthält, und noch viel mehr, das Glitzern des Regens und die Stille und die berauschende Erwartung. Plötzlich steigt ein hohler Ton auf, und noch einer. Es ist nicht Gesang, die Luft zittert nicht von dem Laute, er kommt nicht von einem Punkt. Der Wald und der Berg und die Stille selbst hauchen ihn aus, um zu prüfen, ob sie wirklich da sind und nicht nur träumen. Aber die Töne sind so traumhaft, daß sie keine Sicherheit geben. Sie müssen abermals und abermals wiederholt werden; sich selbst neckend, einander suchend und sich auf der Fahrt in nichts verlierend, ziehen die Töne dahin. Das könnte in alle Ewigkeit andauern, man erwartet nichts anderes, aber plötzlich, auch darin neckend, hört es auf. Und so wie alles um einen her nur wie ein lauschender Sinn ist, steht man selbst in Erwartung da und weiß kaum, was man erwartet und was man gehört hat. Und so gibt der Kuckuck vielleicht den wunderbarsten Sang des Frühlings, der in seinem achtlosen, launenvollen Spiel tiefer eindringt als irgend ein anderer.

Später, wenn die Nächte nicht heller werden können und nichts [illegible] erwarten ist, hört man auch den Vogel nicht mehr und vergißt ihn ganz.

So war es uns Kindern ergangen, wir hatten ihn vergessen, obgleich er früher durch das [illegible], was wir von seiner Zaubermacht hatten fassen können, [illegible] lebhaft genug erregt hatte. Und [illegible] Ende ging, saß er da, körperlich greifbar [illegible] Wir baten sehr inbrünstig für ihn, und da ihm [illegible] werden konnte, ließ Janne die Waffe sinken.

Madam Weitermann saß da und sah ihn mit ihren wunderlichen Augen an. Sie merkte scheinbar nichts in Wesen auf [illegible]

Das änderte die Sache wieder. Wenn er vielleicht da gerade vor unseren Augen dasaß und seine Verwandlung in ein Raubtier vorbereitete, dann gab es doch keinen Grund, das zu dulden, und Barmherzigkeit wäre nur Schwäche gewesen. Eigen war es doch, an den lustigen, neckenden Ruf des Frühlings zu denken und ihn mit der Natur des Habichts in Verbindung zu bringen, aber unmöglich war es nicht, im Gegenteil; alles fing ja an, so wunderlich verschieden von damals zu werden. Aber traurig war es. Es erhoben sich doch zweifelnde Stimmen gegen die Hypothese. Schreiner Bassén, der glaubte, daß man es mit Fleiß und guten Sitten am weitesten brachte, meinte, daß die Vorsehung auf diese Weise ehrlichen Leuten ein recht schlechtes Beispiel gegeben hätte. Aber um seine Zuversicht zu erschüttern, führte man an, obgleich es eigentlich nicht hergehörte, wie die Schwalben doch faktisch den Winter über auf dem Meeresgrunde liegen. Man bekam sie hinauf, wenn man ein Netz auswarf — Mickel konnte es bezeugen. Mickel bezeugte alles, und Bassén zupfte sich vor dieser neuen Auffassung der Sache grübelnd am Barte, aber beschloß selbst, allen Versuchungen wie ein Mann zu widerstehen.

Dies entschied doch über das Schicksal des Kuckucks, besonders da die Büchse einmal da war und sich sehnte, Anwendung zu finden. Janne kroch zu einem Stein vor, stützte den Hahn darauf und drückte los. Der Schuß knallte. Aber der Vogel blieb sitzen.

Daß es ein Fehlschuß geworden war, erklärte man durch die wohlbekannte Tatsache, daß Stein Blei abwirft und so die Richtung des Schusses ändert, aber daß das Tier sitzen blieb, ohne zu erschrecken, das war merkwürdiger. Man begann es für ganz ausgemacht anzusehen, daß etwas mystisches in ihm war, und warnte den Schützen sich damit abzugeben.

Er ließ sich jedoch nicht abschrecken, lud noch einmal, kroch weiter vor und schoß wieder. Der Schuß knallte, aber der Vogel blieb sitzen wie früher mit hängenden Flügeln und etwas Herausforderndem in seiner Haltung.

Man begann allgemein zu finden, daß dies unheimlich sei. Mickel bekreuzte sich. Bassén grübelte so angestrengt, daß seine Augen Löcher in die Erde zu bohren schienen, selbst der Adlerjäger hörte zu stöhnen auf und suchte vergebens in seinen Erinnerungen nach etwas ähnlichem. Wir Kinder, die ja nicht wußten, wie es auf der Jagd zuging, wurden dennoch von der Verstimmung angesteckt. Der Vogel saß ganz unberührt da, gar nicht als ob er sich bedroht fühlte.

Ein drittesmal knallte der Schuß, und nun fiel der Kuckuck. Eine Bewegung der Befreiung ging durch uns alle, aber Mickel flüsterte aufgeregt, er hätte nicht den Schuß tun oder die Beute aufnehmen wollen. Janne tat es, er kam heran und hatte sie über die Hand hängen, und wir beeilten uns, das Tier zu betrachten. Die älteren untersuchten, ob Schnabel und Klauen so waren, wie sie sein sollten, denn die Hypothese von der Habichtverwandlung schien ihnen die trostreichste Erklärung für das Gehaben des Vogels, aber sie fanden nichts, was einen derartigen Verdacht bestärken konnte.

Es war und blieb ein Kuckuck. Er war sehr schön mit seiner aschgrauen Kehle und dem weißgefleckten Schwanz. Wir Kinder fühlten ihn an und erschauerten bei der Berührung seines noch warmen, nachgiebigen Körpers. Es war wunderlich, die Kehle zu berühren, die anschwellen und erzittern gekonnt und einmal die ganze Freude und Sehnsucht des Frühlings eingeschlossen hatte. Nun barg sie nichts mehr und war für immer ebenso stumm wie der Wald selbst, in dem der Herbst alle Stimmen zum Schweigen gebracht hatte. Aber als wir dem Blick der halbgeschlossenen, starren Augen begegneten, kamen Tränen in unsere eigenen.

Rings um uns stritt man recht lebhaft über den Grund des eigentümlichen Gehabens des Tieres. Endlich blieb man bei der Annahme, daß es krank gewesen war, sehr krank, und darum sich um nichts gekümmert und nichts gehört hatte. Selbst wilde Tiere konnten ja krank werden und ganz von selbst die Lust zum Leben verlieren, man kam auf derartige Geschichten und erzählte, wie man sie hie und da in Schlupfwinkeln verkrochen fand, wo sie stumm und ohne Klage, in frierender Einsamkeit ergebungsvoll und stolz auf das Ende warteten. Wir hörten ihnen zu, und unsere armen kleinen Gedanken froren in ihrem Unvermögen, das zu fassen, was sich aufdrängte. Die Sonne war immer tiefer gesunken. Obgleich es nicht kalt war, erschauerten wir vor den Schatten.

Und so verwoben mit dem ersten Grübeln des Kindes über Fragen, die seither niemals weit entwichen, in diesem schönen Hain, mit dem [illegible] Spiel der untergehenden Sonne in den Hängebirken, mit der Kälte des Herbstes in der Luft, halb mystisch, halb wehmütig neckend, mit Gestalten, die der Tod ihnen hinweggerafft oder der Schleier der Zeit matt gemacht, so steht die Erinnerung an diese kleine Episode vor mir, [illegible] aufgemacht, wie sie mir selbst aus der Ver[illegible]

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

Digitized by Google

Die Zeit.

XL. Band. Wien, den 27. August 1904. Nummer 517.

Die Politik des status quo.

In diesen Tagen, wo wir in Oesterreich eine Art Staatsjubiläum feierten, hätten wir auch gleich das hundertjährige Jubiläum der österreichischen Politik in angemessener Feststimmung begehen können — jener berühmten Politik des status quo, die ihr erstes und letztes Ziel in der Erhaltung des Bestehenden nach innen und nach außen findet. Nach der Beweglichkeit und Unruhe, die der Sprosse des neuen lothringischen Geblüts, Josef II., in die österreichische Staatskunst gebracht, fiel diese in eine Erschlaffung zurück, die keines Reformgedankens und Neuerungsplanes mehr fähig war und nur ein ungestörtes Verharren in den überlieferten Zuständen erstrebte. Im Dienste dieser Idee, wenn man von einer solchen sprechen kann, nahm Oesterreich den Kampf gegen die französische Revolution auf und führte ihn, verbündet mit der ganzen europäischen Legitimität, nach furchtbaren Niederlagen und Opfern zu einem glücklichen Ende. Allerdings hätte man den Völkern, die auf den Schlachtfeldern der Befreiungskriege mit einer in Europa nie zuvor gekannten Begeisterung und Hingabe stritten, nimmermehr gestehen dürfen, daß ihr Blut für den status quo floß. Diese Enthüllung brachte erst der Wiener Kongreß, der bei all seiner tanzenden, schwatzenden, intriguierenden Vielgeschäftigkeit eine wahre Orgie der politischen Trägheit war. Nie ist das starre Nichtstun, das absolute Nichtstunwollen der Welt in feierlicheren Formen angekündigt und als Gesetz auferlegt worden, als durch die heilige Allianz. Die revolutionäre Göttin der Vernunft war entthront, und nun wurde der status quo als der legitime Gott der Unvernunft ausgerufen. Wehe jedem, der ihm nicht die schuldige Reverenz erweisen wollte.

Als trotz dieses quietistischen Machtgebotes in den Völkern der Geist einer neuen Zeit sich rührte, als die deutsche Intelligenz ihr Wartburgfest feierte, als im romanischen Süden, in Neapel, Piemont, Spanien, Portugal, den widerstrebenden Fürsten volkstümliche Verfassungen abgerungen wurden, da traten die Kongresse von Aachen, Troppau, Laibach, Verona zusammen, und mit Waffengewalt wurde alles, was einer Bewegung ähnlich war, zur Ruhe gebracht. Oesterreich ging dabei mit Rat und Tat voran! Zensur, Polizei, Exekutionsarmeen wurden aufgeboten, damit es in aller Nähe und Ferne nur ja beim Alten bleibe. Die Ruhe, die den Staatslenkern jener Tage über alles ging, war das Einzige, was sie in Unruhe zu versetzen vermochte. Wenn jeder freie Hauch erstickt schien, triumphierten sie.

Der erste Stoß, der ihr Selbstvertrauen und ihre Sicherheit erschütterte, kam von Griechenland her. Der griechische Freiheitskampf sprengte die Solidarität der dynastischen Interessen, die man den Völkern gegenüber dauernd hergestellt zu haben glaubte. Der Zar trennte sich von Metternich, der Gläubige von seinem Orakel, der Soldgeber von seinem Pensionär. Rußlands Eintreten für die Griechen ward für die österreichische Staatskanzlei eine Quelle peinlicher Verlegenheiten. Anfangs hatte man in der griechischen Frage nur eine „Fundgrube von revolutionären Deklamationen gegen die rechtmäßigen Regierungen" sehen wollen. Dem Zaren gegenüber konnte man aber die Legitimität des Sultans doch nicht gut verfechten, und so entdeckte man allmählich im griechischen Aufstand „statt eines Losreißens vom Rechtsstandpunkt, vielmehr ein beharrliches Hinstreben nach einem solchen". Oesterreich mußte zusehen, wie Rußland, das stets nur Interessen-, nicht Prinzipienpolitik trieb, zugleich mit der Unabhängigkeit Griechenlands für sich selbst die vorherrschende Stellung auf der Balkanhalbinsel erstritt. Das war die erste schmerzliche Enttäuschung für die Schwärmer des status quo; und bald folgten andere: die Julirevolution in Frankreich, die Losreißung Belgiens von Holland, die blutige polnische Erhebung von 1830. Der alternde Kaiser Franz sah sein Lebenswerk von allen Seiten bedroht, er fühlte den Boden wieder schwanken und ahnte neue Welterschütterungen. Die Fürstenzusammenkunft von Münchengrätz war der letzte Versuch, die Dynastien und Regierungen im Geiste der heiligen Allianz zusammenzuhalten. Den [illegible] Zusammenbruch seines Systems hat Kaiser Franz nicht mehr erlebt, wohl aber hat ihn der greise Metternich noch [illegible] mitansehen.

Mit so jäher, verheerender Gewalt kam der Sturm von 1848, daß niemand, weder die ihm erlagen, noch die er emportrug, hat glauben mögen, die alte Politik könnte sich daraus jemals wieder erheben. Und doch geschah es so. [illegible] knüpfte wieder an den Vormärz an und wollte, was dazwischen lag, nur als eine Episode gelten lassen, die man so rasch als möglich der Vergessenheit überantworten müsse. Ein System, das sich selbst aus Trümmern kaum erst hatte zusammenlesen können, trat so hochgemut vor die überraschte Welt hin, als hätte es nie eine Blamage, geschweige denn einen Bankerott erlitten. Und der status quo thronte neuerdings als Götze im Allerheiligsten. Die deutsche Bundesherrlichkeit, die italienische Kleinstaaterei unter österreichischer Vormundschaft, alles sollte unverändert erhalten bleiben. Zensur, Polizei und Konkordat verbürgten die Ruhe im Innern. Ja, stärker selbst als der alte, schien dieser verjüngte Absolutismus, denn das Hindernis der ungarischen Verfassung, deren Bestand einem Gentz noch 1820 „ein ungeheurer Skandal" gedünkt hatte, war jetzt hinweggeräumt. Es herrschte die musterhafteste Kirchhofruhe — — bis sich wieder ein Bonaparte fand, um Oesterreichs schöne Träume zu stören. Aber ach, nun war keine heilige Allianz mehr aufzutreiben, ganz Europa war in Fortschritt und Bewegung, die österreichische status quo-Politik stand in jämmerlicher Isolierung. Sie erhielt 1859 den ersten tötlichen Streich, 1866 den zweiten, 1867 den dritten. Außen und innen ward eine vollständige Umgestaltung nötig. Eine derartige Veränderung der internationalen Stellung und des staatsrechtlichen Gefüges, wie Oesterreich sie damals innerhalb weniger Jahre durchmachte, hat wohl selten ein Staat über sich ergehen lassen müssen. Sollte man nicht meinen, daß für die Politik des status quo da die allerletzte Stunde schlug? Konnte ein Staat, der solches erlebt und erlitten hatte, jemals wieder zu einer Methode zurückkehren, der er so bittere Erfahrungen dankte? Und siehe da, nach einer kurzen Frist der Regsamkeit und der scheinbaren Regenerierung ist es dennoch so gekommen, und hat dieser in allen aktiven Künsten so sprunghafte wie in passiven Künsten zähe Staat seine alte Liebe wiedergefunden: die Liebe zum Stillstand, zum Verharren in hergebrachten Verhältnissen, zum status quo nach innen und außen. Die Verluste, die wir im europäischen Orient zu verzeichnen haben, in dem letzten Winkel, wo uns überhaupt noch ein Anteil an der Weltpolitik geblieben ist; die Demütigungen, die uns die ungarische Hegemonie auferlegt; die Entkräftung und Zerrüttung, in die uns der Sprachenwirrwarr und Nationalitätenhader gestürzt hat: — vergebens mahnt und predigt das alles, daß ein Staat ohne eine Politik der positiven Gedanken nicht leben kann, daß er sich aus den wohlverstandenen Notwendigkeiten der Zeitentwicklung heraus den Inhalt seines Strebens und das Wesen seiner Ziele holen muß. Alles drängt, treibt, hastet vorwärts, ringsum wirbelt ein rastloser Wetteifer der Nationen, die österreichischen Staatsmänner aber hängen ängstlich an der alten Weisheit und Sehnsucht des status quo. Und da wundern wir uns immer, daß keiner uns helfen kann! Was sind es denn für Köpfe, die für eine solche Politik zu haben sind? Der brillanteste einer, die wir je besaßen, Gentz, schrieb einmal vertraulich: „Ich bin nicht bezahlt, um es mit der Kultur zu halten." Dieses zynische Bekenntnis einer der Hauptstützen der Politik des status quo ist der passendste Denkspruch zu ihrem Jubiläum.

E. W.

Mittelschulreform und Einjährig-Freiwilligen-Recht.

„Fortan können auch Realschüler unter bestimmten Bedingungen die Hochschule besuchen, sie können Aerzte, Advokaten und Gymnasialprofessoren werden, das ist ein reformatorischer Schritt von großer Bedeutung." Mit diesen Worten begleitete ein weitverbreitetes Wiener Blatt den jüngsten Erlaß des Unterrichtsministeriums, welcher die Bedingungen zur Universitätszulassung neu regelte. Da ich mit der Zeit gelernt habe, daß [illegible] tut, wenn man unseren [illegible] „Reformen" und unseren [illegible] mitarbeitenden Kritikern ein gewisses Mißtrauen entgegenbringt, so [illegible] ich mir, um vor allem den Text dieses „reformatorischen und bedeutungsvollen" Erlasses einzusehen. Und siehe da, meine [illegible] belohnt. Schon beim oberflächlichen Durchlesen mußte jedermann zur Einsicht kommen, daß auch diese „Reform" wiederum eine jener [illegible] Scheinreformen ist, die der Kenner stets für das alte [illegible] halten wird. Wenn einem in dunkler, luftleerer Zelle Schmachtenden nur ein fensterbreite Luft zugeführt wird, so errettet ihn d[illegible] dem Erstickungstode. Der [illegible] aber wird darin eine [illegible] Erleichterung erblicken und [illegible] den Vorwurf ähnlicher [illegible]

entziehung formell entkräften. Dies ist auch bei dieser Reform der Fall. Nicht früh genug sollte man daher dagegen Stellung nehmen, umsomehr als die Gefahr besteht, daß dadurch die in Deutschland schon längst durchgeführten wirklichen Reformen ad calendas graecas verschoben werden.

Welch neuer Zustand ist denn eigentlich mit diesem reformatorischen Schritt geschaffen worden? Bisher hatte der Realschüler nebst der Prüfung aus dem Lateinischen und Griechischen, sowie philosophischer Propädeutik sich auch noch einer Prüfung aus Religion, aus der Unterrichtssprache und aus der Geschichte der klassischen Völker des Altertums unterziehen müssen. Infolge des neuen Erlasses wird er in Zukunft — man höre und staune — die Prüfung aus Religion, aus deutscher Sprache (Unterrichtssprache) und aus der Geschichte der klassischen Völker des Altertums sich ersparen können. Glaubt denn wirklich jemand ernstlich daran, daß die bisherigen Examinatoren einen Realschul-Abiturienten, der die Ergänzungsprüfung aus Latein, Griechisch und Propädeutik gut bestanden hatte, etwa aus Religion, Deutsch oder der Geschichte des Altertums fallen gelassen hätten? Ein solcher Fall ist wohl nicht vorgekommen. Denn ein junger Mann, der die Realschul-Matura gut bestanden, somit dem Gymnasiasten gegenüber weit erhöhte Kenntnisse in Mathematik, Naturwissenschaften, neuen Sprachen und anderen Realien besitzt und der dann obendrein innerhalb eines Jahres sich das achtjährige Gymnasialpensum aus Latein und Griechisch zu eigen machen konnte, der erweist nicht nur die geistige Reife für den Universitätsbesuch in ganz besonderem Maße, sondern der dürfte auch ohne spezielle Vorbereitung genügende Kenntnisse in Deutsch und der Geschichte des Altertums besitzen. Somit beschränkt sich tatsächlich die ganze Erleichterung auf den Wegfall der Prüfung aus dem Religionspensum der achten Gymnasialklasse, woraus man nur die Lehre ziehen sollte, daß der Religionsunterricht in der achten Gymnasialklasse schleunigst aufzulassen sei um die dafür verwendete Zeit durch notwendigeres Wissen zu ersetzen.

Bei genauer Betrachtung sieht man somit, daß die mit dithyrambischen Leitartikeln besungene „Reform" in ein Nichts zusammenfällt.

Weit lehrreicher als durch seine nichtssagende formelle Erleichterung der Ergänzungsprüfung erscheint aber dieser Erlaß im Zusammenhang mit dem Gymnasiallehrplan selbst, der sich nunmehr unfreiwillig, aber umso offenkundiger, in seiner ganzen Haltlosigkeit zeigt. Mit Mephisto möchte man den Verfechtern des klassischen Gymnasiums zurufen: „Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie."

Wie will denn nunmehr das Gymnasium mit dem auf Kosten aller anderen nötigen Wissenschaft übermäßig erteilten Unterricht in den klassischen Sprachen seinen achtjährigen Lehrplan noch aufrecht halten, wenn der Absolvent von sieben Realklassen tatsächlich in einem Jahre den ganzen klassischen Stoff mit Erfolg nachlernen, somit nicht nur dasselbe Ziel innerhalb derselben Zeit wie der Gymnasiast erreichen kann, sondern dann über ein weit vollendeteres Wissen wie dieser verfügt? Bei diesem Widerspruche, so dünkt mir, sollten die wahren Freunde der Gymnasialreform und der Einheitsmittelschule mit ihren Bestrebungen nun einsetzen, um endlich einmal Bresche in den antiquierten Gymnasialbau zu legen, der, dank dem unheilvollen Einflusse unserer klassischen Philologen, dem unermeßlichen Fortschritt der modernen Wissenschaften zum Trotz, sich noch immer erhalten kann.

War es schon ein Nonsens, daß die österreichische Unterrichtsverwaltung die siebenjährige Realschule, respektive die dreijährige Oberstufe der Handels- und Gewerbeschulen in Zusammenhang mit der Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung seinerzeit brachte, ohne implizite das zu diesem Zwecke erforderliche Gymnasialstudium auf dieselbe Dauer zu reduzieren — ein Umstand, auf den ich gleich eingehend zurückkommen will — so war die Diskrepanz auch wegen des aufrecht erhaltenen achtjährigen Gymnasialstudiums zum Zwecke des Eintrittes in die technische Hochschule noch offenkundiger. Heute beruft man sich im Unterrichtsministerium auf die Landesgesetzgebung und will ihr die Schuld beimessen, wenn der achtjährige Ausbau der Realschule unterbleibt. Tatsächlich aber ist dieser Vorwurf ganz unstichhaltig, hat doch das Unterrichtsministerium selbst bei Festsetzung des für die technischen Hochschulen erforderlichen Studienplanes auch den Bau der siebenjährigen Realschul. [illegible] gelegt und mit der Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung dem achtjährigen Gymnasium gleichgestellt. Und hier müssen wir beim springenden Punkt anlangen, der eigentlich der Kern des ganzen Mittelschul-Übels ist.

Wie [illegible] und [illegible] unseres [illegible] mit

[illegible]

tung. Denn [illegible] die Unterrichtsverwaltung [illegible]

[illegible]

[illegible] Freiwilligen [illegible] in Österreich [illegible]

[illegible]

geraden [illegible] Stand [illegible]

[illegible]

[illegible]

gerührt. Statt sich aber einfach an das bewährte Vorbild zu halten, konnte man, wenn auch zur Nachahmung gezwungen, auch hier auf die berühmte österreichische „Eigenart" nicht verzichten. In Preußen war die Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung eine alterprobte Einrichtung, die schon in den Dreißigerjahren gleichzeitig mit der Ausbildung der durch Scharnhorst bewirkten allgemeinen Wehrpflicht geschaffen worden war. Man ließ sich dabei von dem einfachen Gedanken leiten, daß derjenige Teil der Bevölkerung, dessen Bildungsgrad einen mehrjährigen militärischen Drill überflüssig macht, möglichst bald dem bürgerlichen Berufe und dem Erwerbsleben wiedergegeben werden soll. Es waren also rein praktische bürgerliche materielle Rücksichten, die das Wesen der Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung in Preußen bestimmten. Es wurde daher auch kein höherer Bildungsnachweis als die absolvierte Untersekunda der Mittelschule gefordert, eine Stufe, die dem Lehrplane nach zwischen unserer fünften und sechsten Gymnasialklasse liegt. Das war und ist in Preußen Gesetz. Ganz anders faßte man die Sache in Oesterreich auf. Hier wurde das Einjährig-Freiwilligen-Recht von der Absolvierung des ganzen Gymnasiums oder der ganzen Realschule, respektive einer gleichwertigen Unterrichtsanstalt abhängig gemacht. Der Grund, weshalb die bürgerliche Intelligenz, wenn sie mit einem Dienstjahre davonkommen soll, in Oesterreich mehr gelernt haben muß, als in Preußen, ist natürlich nicht der allgemeine Bildungsfanatismus unserer Heeresverwaltung, sondern ihr Bedarf an Offizieren gewesen. Noch unter dem frischen Eindrucke des Feldzuges 1866, in welchem die Lücken des Offiziersstandes durch Unteroffiziere ausgefüllt werden mußten, die nicht allzuweit vom Analphabetenniveau sich befanden, wollte das Kriegsministerium angesichts der durch die allgemeine Wehrpflicht vergrößerten Cadres sich auf möglichst billige Art ein gebildetes Reserveoffizierskorps für den Mobilisierungsfall verschaffen. Das war begreiflich. Aber es genügte keineswegs, jene überspannten Bildungsforderungen zu motivieren, die nicht nur höher sind, als die in Preußen gestellten, sondern auch zu dem, was in den österreichischen Militär-Real- und Kadettenschulen verlangt und geleistet wird, in argem Mißverhältnisse steht. Wie es tatsächlich mit diesen Leistungen bestellt ist, beschreibt uns einer der besten Kenner der militärischen Schulverhältnisse, ein Zeuge, der wohl auch bei der Militärverwaltung als einwandfrei gelten dürfte. In einem Artikel über die pädagogischen Forderungen für unsere militärischen Erziehungsanstalten sagt Oberst Béla Kuderna, der den größten Teil seiner Dienstzeit als Lehrer in Militärschulen wirkte, u. a.

„Die Beantwortung nach den pädagogischen Kenntnissen der militärischen Lehrer hängt von den wissenschaftlichen Forderungen ab, die an die Schüler gestellt werden. Wir wollen hiebei für unsere Schulen den bestehenden Normen gemäß die wissenschaftliche Gleichstellung mit den Zivil-Realschulen zur Grundlage nehmen. Aber indem wir daran gehen, die daraus resultierenden Folgen für die pädagogische Bildung der Lehrer zu ziehen, werden wir gewahr, daß diese Gleichstellung eigentlich nur fiktiv ist, daß wir mit der Masse unserer Schüler den geforderten Bildungsgrad gar nicht erreichen. Den Kadettenschülern, die nach Absolvierung einer Zivil-Unterrealschule oder des Untergymnasiums aufgenommen werden und sich dort in den drei ersten Jahren den Stoff der Zivil-Oberrealschule aneignen sollen, wurde, da die Erreichung der Maturitätsprüfung hier gar keine Aussicht hat, anfangs von den Zivil-Unterrichts-Behörden überhaupt nicht das Recht zur Ablegung der Maturitätsprüfung zugesprochen .... Nachträglich wurde wohl auch den Kadettenschülern die Ablegung der Matura zugestanden; doch wüßte ich nicht einen Fall, daß ein Kadettenschüler davon Gebrauch gemacht hätte. Aber auch die Zöglinge der Militär-Oberrealschule, die von ihrem Eintritte in die Unterrealschule an bis zur Vollendung der Oberrealschule den ganz gleichen Bildungsgrad durchmachen sollen wie die Zivilrealschüler, weisen bezüglich der Maturitätsreife einen nichts weniger als glänzenden Erfolg auf. Zu der in Wien vor einer eigenen Kommission stattfindenden Maturitätsprüfung, bei welcher den Prüflingen die tunlichsten Erleichterungen geboten werden, melden sich vom Gesamtstande des dritten Jahrganges jährlich kaum [illegible], (beispielsweise von 147 Zöglingen [illegible]) und bei Ablegung der Prüfung fällt wieder fast die Hälfte durch (im vorangeführten Falle [illegible]) (Fremdenblatt, 25. Juli 1903.)*)

Die Heeresverwaltung ist also, wie man sieht, in ihrem eigenen Hause da wo sie selbst als Bildungsspender auftritt, durchaus nicht anspruchsvoll. Trotzdem unsere Militärverwaltung so wenig von denen verlangt, die sie selbst heranbildet, und so viel von denen, die eine fertige Bildung mitbringen, hat unsere Unterrichtsverwaltung bis heute nicht den Mut gefunden, hier das entscheidende Veto zu sprechen. Sie hätte dies [illegible], weil die dem Einjährig-Freiwilligen-[illegible] [illegible] implizite [illegible] [illegible] gerade nach preußischem Muster [illegible] dem preußischen involviert.

[illegible] Gefahr nicht sprechen, die [illegible] Mittelschule hervorruft und [illegible] gerade im richtigen Alter, d. h. [illegible] Ich möchte nur auf [illegible], die unseren Mittelschulen [illegible] in den höheren Mittelschul-

*) [illegible] hat die Militärverwaltung in ihrer [illegible] ein Zögling nicht in die Matura

klassen — ich meine damit die 7. und 8. Klasse — mitgeschleppt wird, das nicht aus Bildungsfreude und nicht um zur Hochschule aufzusteigen, sondern ausschließlich des Einjährigen-Rechtes halber seine Studien bis ans Ende fortsetzt, also nicht mit dem Herzen bei der Sache ist und durch sein innerliches Widerstreben den ganzen Unterricht korrumpiert. Nun wird die Heeresverwaltung — und mit ihr sicherlich auch die Unterrichtsverwaltung — den Einwand erheben, es sei ja möglich, durch die sogenannte Einjährig-Freiwilligen-Prüfung das fehlende Mittelschulstudium zu ersetzen und während der Vorbereitung zu jener Prüfung auch bereits praktisch tätig zu sein. Gerade das ist nun der Punkt, an welchem die Unhaltbarkeit und Sinnwidrigkeit der bestehenden Vorschriften am allerkrassesten zutage tritt. Besieht man nämlich das Ausmaß der Kenntnisse, das bei der Einjährigen-Prüfung verlangt wird, so findet man, daß es kein anderes ist — und auch kein anderes sein kann — als das gesamte Studium des Gymnasiums oder der Realschule, die Prüfung entspricht also genau der Matura. Natürlich erweist sich das, was auf dem Papiere steht, in der Wirklichkeit als unerfüllbar. Die Prüfungskommissionen sind häufig milder und verständiger als das strenge, unverständige Gesetz. Andere Examinatoren aber steifen sich auf das volle Ausmaß des gesetzlichen Programms. Bei dieser widerspruchsvollen Prüfung kann also der Kandidat nicht mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß von ihm ein Minus verlangt wird, und muß das Maximum leisten. Wie sehr die tatsächlichen Verhältnisse das Gesetz ad absurdum führen, kann man dadurch ersehen, daß täglich junge Leute, die nur 4 oder 5 Gymnasialklassen mit mittelmäßigem Erfolge hinter sich haben und nach einem einjährigen Vorbereitungskurse die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung bestehen, oft schon Reserveoffiziere sind, während ihre weit fleißigeren und befähigteren Kollegen noch im Gymnasium sitzen und von der Berechtigung zum Einjährigendienste noch weit entfernt sind. Solche Ungereimtheiten und Ungerechtigkeiten treten zutage, wenn eine Gesetzgebung, statt die Bedürfnisse des reellen Lebens zu beachten, ihre Normen ins Blaue hinein spinnt. Will man das Gesetz mit all seinen schweren Schäden und törichten Widersprüchen, die es zeitigt, nicht ebenso lächerlich wie verhaßt werden sehen, dann ist es höchste Zeit, an eine Reform zu gehen, und die geforderte Superbildung auf ein vernünftiges und leicht erreichbares Maß von Kenntnissen nach reichsdeutschem Muster zu reduzieren. Wir würden dann gottlob endlich dort stehen, wo man in Preußen schon stand, als wir von dort das Modell unseres Einjährig-Freiwilligen-Systems holten, um es in der Nachahmung zu verpfuschen.

Diese längeren Ausführungen über die wissenschaftliche Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst waren nötig, um zu zeigen, wo eigentlich das Hauptübel unserer Mittelschule liegt. In der Reduzierung der militärischerseits gestellten Anforderungen muß daher der erste Schritt jeglicher Reform unserer Mittelschulen bestehen. Ist dieser einmal vollzogen, so werden unwillkürlich nicht nur die höheren Disziplinen in der 7. und 8. Klasse vor einem gelichteten, reiferen und die Hochschule tatsächlich visierenden Schülermaterial mit weit größerem Erfolge gelehrt werden können, dann dürfte auch der Weg zur Einheitsmittelschule — wobei ich an eine klassische und reale Bifurkation mit der 7. Klasse beginnend denke, sehr schnell zurückgelegt werden. Der achtjährige Ausbau der Realschule wäre dann allerdings unbedingt notwendig.

Mit dem jüngsten Erlasse aber ist gar nichts getan. Während das durch den bekannten Kieler Erlaß geschaffene preußische Reform-Gymnasium ebenso wie die deutschen Realschulen I. Ordnung (mit Latein und Französisch, aber ohne Griechisch) schon heute in einigen deutschen Bundesstaaten den Besuch der meisten Universitätsfakultäten ermöglichen (in anderen Bundesstaaten ist der Besuch der medizinischen und juridischen Fakultäten noch an das alte klassische Gymnasium geknüpft), blüht bei uns der griechische Weizen — wie aus dem letzten Erlasse ersichtlich — unverändert fort, und weiter wie je scheinen wir von der Schaffung einer vollwertigen Einheits-Mittelschule entfernt zu sein.

In eine sachliche Erörterung über die Unnotwendigkeit des griechischen Studiums und den reichlichen Ersatz der angeblich unersetzlichen klassischen Bildung durch richtig mitgeteiltes modernes Wissen, will ich mich, als hiezu nicht berufen, nicht einlassen. Es genügt mir, auf das einmütige Einverständnis der hervorragendsten klassisch gebildeten praktischen Schulmänner hinzuweisen; einer ihrer berufensten hat sich erst kürzlich in überzeugendster Weise in diesem Sinne ausgesprochen.*)

Reformen im „Wasch mir den Pelz-Stil“, wie es die letzte ist, sollten besser unterbleiben, denn sie versperren dem wirklichen Fortschritte die Tür und sind nur dazu geschaffen, um die Rufer nach wahrem Licht unter Hinweis auf eine wiederholt gewährte — wenn auch gefährliche Notbeleuchtung zu vertrösten. Angesichts der nunmehr offen liegenden Diskrepanz zwischen Ergänzungsprüfung und Gymnasiallehrplan glauben wir hoffen zu dürfen, daß man nicht mehr lange zaudern wird, auch bei uns der bestehenden Vor- resp. Alleinherrschaft des Gymnasiums den endgiltigen Todesstoß zu versetzen. Dann halten wir unwillkürlich bei der Einheitsmittelschule. Vor allem aber — dies kann nicht oft genug betont werden — besteht die dringendste Reform in der Sprengung der Fesseln, mit welchen die Militärverwaltung die Mittelschulen eingeschnürt hält. So lange die nicht erfolgt, wird keine, wenn auch noch so gutgemeinte Reform der Mittelschule helfen.

Baden bei Wien. Maximilian Paul-Schiff.

*) [illegible]

Das Tarifwesen in der transozeanischen Personenbeförderung.

In einer Zeit, in der unter den in Vorderreihe des Interesses stehenden Verkehrsfragen besonders die Fragen der Seeschiffahrt gespannter Aufmerksamkeit begegnen, wird eine Publikation, die sich mit dem bislang beinahe gänzlich vernachlässigten Gegenstand der theoretischen Preisgestaltung im atlantischen Personentransport beschäftigt, gewiß mit Wohlwollen begrüßt werden, und dies umsomehr, wenn das umfangreiche und oft recht trockene Material in übersichtlicher und anregender Weise behandelt wird. Fehler und Verstöße, die mitunter auffallen, wird freundliche Nachsicht dem Umstand zur Last buchen, daß der Verfasser ein Mann der Wissenschaft ist, der die ihm von berufenen und eingeweihten Personen überlassenen praktischen Belege bei seinen Ausführungen zu verwerten hatte, und ferner, daß der ausgesprochen germanozentrische Standpunkt des Autors ihn gegen manchen Vorteil, der scharfer, fremdländischer Konkurrenz entspringt, voreingenommen macht.

Es handelt sich um das Werk des Karlsruher Privatdozenten Robert Schachner: „Das Tarifwesen in der Personenbeförderung der transozeanischen Dampfschiffahrt“, eine Publikation, die im Rahmen der beachtenswerten volkswirtschaftlichen Abhandlungen erschienen ist, deren Patenschaft Männer vom Range eines Schulze-Gävernitz, Max Weber, Rathgen und Karl Johannes Fuchs übernommen haben.*)

Gründlich, wie Professorenarbeiten nun einmal schon sind, ist auch Schachners Werk: das gewählte Spezialthema, die transozeanische Personaltarifierung, wird überschritten und einem, wenn auch im innigsten Zusammenhange stehenden Gegenstande, der Frage der Subventionen, Raum und Aufmerksamkeit geschenkt — nicht zum Schaden des Ganzen, weil mitunter neue und gerade im Augenblick, wo die Cunardlinie, die Empfängerin mächtigster Subsidien, mit deutsch-österreichischen, mehr minder nicht subventionierten Gesellschaften einen Riesenkampf kämpft, doppelt interessante Gesichtspunkte zur Beurteilung des Entstehens, Fort- und Ausganges dieses beinahe beispiellosen Ratenkrieges geboten werden.

Diesbezüglich führt Schachner folgendes aus: Die Cunard-Line besitzt ein Aktienkapital von 1,600.000 Pfund Sterling; wenn hiezu noch die Kapitalaufnahmen für die beiden vertragsmäßig zu bauenden, 25 Knoten schnellen Dampfer treten, die auf 1,600.000 Pfund Sterling zu stehen kommen werden, so erwächst ein Aktienkapital von 3,200.000 Pfund Sterling, für dessen Verzinsung die Subvention der Cunard-Line per 150.000 Pfund Sterling eine Dividende von 4·69% bedeutet. Der für Verzinsung und Amortisation des Anlagekapitals erforderliche Betrag ist — der allerdings etwas subjektiv gefärbten Anschauung und Berechnung des Verfassers nach — fast gedeckt, er ist also von Staats wegen übernommen. Die Fahrten der kombinierten Dampfer kosten die Cunard-Line, da durch die Subvention die Zins- und Tilgungsquote des Kapitals wegfällt, um rund ein Achtel, die der Schnelldampfer um rund ein Fünftel weniger. Sie wird auf Grund der Subvention in der einfachen Fahrt ihre Konkurrenten um ein Achtel, in der Schnellfahrt um ein Fünftel in der Rate unterbieten können, ohne an Nettoeinnahme zu verlieren!

Bezüglich der 25 Knoten-Dampfer ist allerdings zu bemerken, daß sie Selbstkosten verursachen werden, die mit den Berechnungen, wie sie bisher auf Grund der Erfahrungen bei den regulären Typen verschiedenster Art und Nationalität gemacht wurden, in keinem Zusammenhang und Vergleich stehen; Ballin äußerte, daß sie durch den ungeheueren Aufwand an Kohle — ein Kapitel, von dem noch im Zusammenhang gesprochen werden soll — sich als Danaergeschenk erweisen könnten, und der Generaldirektor des „Vulkan“ bezweifelte sogar deren Entstehen: „Die Erzielung einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 25 Knoten per Stunde würde Maschinen von 74.000 Pferdestärken erfordern. Die Kosten des Baues und Betriebes eines solchen Schiffes wären jedoch so ungeheuere, ebenso wie es die Dimensionen sein müßten, daß sich die Konstruktion eines solchen Schiffstypus von selbst verbietet.“

Uebrigens bemerkt Schachner zum Kapitel Subvention, speziell in Verbindung mit dem Kampfe der Cunard-Line mit den deutschen Gesellschaften: „Trotzdem darf die Gefahr, die von dieser Gesellschaft droht, nicht zu hoch eingeschätzt werden. Vorerst wird ein Konkurrenzkampf ihr selbst größere Wunden schlagen, als den deutschen Linien. Bei einer Kampfrate von 2 Pfund Sterling, wie sie die Konkurrenzkämpfe schon brachten, arbeitet auch eine Cunard-Line trotz ihrer Subvention mit bedeutendem Verluste. Die kontinentalen Reedereien verlieren aber durch solches Unterbieten ihren Markt nicht völlig an England, wie die Zeiten der Konkurrenzpreise bewiesen haben. Es besteht demnach keine zwingende Veranlassung, dem Vorgehen der englischen Regierung auf deutscher Seite zu folgen.“

Angespielt wird hiemit auf den Umstand, daß die deutschen Gesellschaften auch dadurch, daß ihre Interessen in den verschiedensten Meeren und Weltteilen liegen, eine weitaus günstigere Position [illegible] Cunard-Line besitzen: „Erstere können Verluste auf der Nordamerikaroute auf anderem Wege wieder hereinbringen und ihre Schiffe aus der Amerikafahrt zurückziehen (!) und auf andere Strecken senden; [illegible]

*) Karlsruhe, Druck und Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei, 1904.

aber besitzt an transozeanischen Routen nur den Verkehr nach Nordamerika, von Liverpool nach New-York und Boston und seit Oktober 1903 vom Mittelmeer nach Boston und wird also die Wirkungen eines unterbietenden Wettbewerbes ungleich schwerer spüren."

Was wohl die Herren Ballin und Wiegand zum Projekt sagen würden, ihre Schiffe aus der Amerikafahrt zurückzuziehen und sie auf die anderen, mehr minder passiven asiatischen und australischen Strecken zu senden? Und welche Maßregeln wohl Lord Inverclyde dann ergreifen würde?

Hier wurde wohl der Wunsch, den deutschen Kompatrioten gute Dienste zu leisten, zum Vater eines verfehlten Gedankens....

Viel Beachtung verdient der ungleich größere Teil des Werkes, der sich mit jenen Materien befaßt, die schon der Titel der Abhandlung als den Kern des Ganzen bezeichnet: das Tarifwesen in der Personenbeförderung. Dem einen Kapitel „Selbstkosten" mit seinen Unterabteilungen: die einzelnen Selbstkostenmomente, die veränderlichen und unveränderlichen Selbstkosten, Leistungs- und Produktionseinheit, Intensitätsmaximum und das Gesetz der Massennutzung, sowie dem zweiten Kapitel: „Tarife" ist ehrlicher Fleiß geschenkt; und an der Hand eines Materials, wie es bisher kaum einem Privatmann von Seite der ihre Geschäftsgeheimnisse naturgemäß eifrig hütenden Erwerbsunternehmungen zur Verfügung gestellt wurde, wird die ganze Struktur der Tarifierung anschaulich, übersichtlich und — eben dank dem Ziffernmaterial — objektiv herausgearbeitet.

Zwar ist hier nicht der Ort, um theoretische Meinungsverschiedenheiten zu begründen und subjektive Anschauungen zu verfechten; die allgemeine Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt jedoch eine Bemerkung solcher Art: Schachner teilt, nach altem, hergebrachtem System die Selbstkosten in finanzielle und Betriebskosten. Zu ersteren rechnet er die Verzinsung des Prioritätenkapitals, die statutenmäßige Tilgung des Anleihekapitals und, im Zusammenhang damit, auch die statutenmäßige Stärkung des Reservefonds; dagegen wäre nichts einzuwenden; alles aber spricht gegen den Vorgang des Autors, auch „einen mäßigen Zins der Aktien" in die Selbstkosten einzurechnen. Wohl ist es richtig, daß „jede Abweichung in einem der oben genannten Punkte das Ansehen der Erwerbsgesellschaft und das Vertrauen in sie schwächt und damit ihren Kredit gefährdet. Kredit ist aber Lebensbedingung bei gewerblichen, wie industriellen Unternehmungen, insbesonders bei dem in seinem ganzen Geschäftsgebaren darauf angewiesenen Großbetriebe und in besonders bedeutendem Grade bei solchen, die mit den Fortschritten der Technik kostspieligen Schritt halten müssen, also alltäglich zu einem Appell an denselben veranlaßt sein können" — aber all dieses hat mit der Frage der „Selbstkosten" nichts zu tun: Wörtliche und logische Interpretation sprechen dagegen, Dividende als Selbstkosten zu betrachten. Alle Verpflichtungen, die der Gesellschaft obliegen, sind erst zu erfüllen, ehe es zur Zahlung einer Dividende kommt: also, wie oben richtig erwähnt, Zinsen, Amortisation und Beitrag zum Reservefonds. Damit aber, und mit den „Betriebskosten", ist erschöpft, was die Gesellschaft an „Kosten" zu bestreiten hat, und, als Sekundäres nach dem Primären der Kostenbestreitung, kommt es dann erst zur Verteilung eines Gewinnes, resp. zur Buchung eines Vortrages; bester Beweis, daß mit der Verzinsung des Aktienkapitals keiner Kostenverpflichtung nachgekommen wird, ist der Umstand, daß eventuell auf Beschluß der Generalversammlung der ganze, auch mehr als „mäßige" Gewinn einfach vorgebucht werden kann, ohne daß es zur angeblich pflichtgemäßen Ausschüttung eines mäßigen Aktienzinses zu kommen hätte.

Es mußte auf diese theoretische Meinungsverschiedenheit deswegen näher eingegangen werden, weil naturgemäß die Berechnungen und Kalkulationen bezüglich der Selbstkosten verschieden ausfallen, je nachdem man eine Aktienverzinsung unter diesen Begriff subsumniert oder nicht.

Sieht man nun von dieser Einschränkung ab, so kann man der Behandlung der zwei genannten Kapitel „Selbstkosten" und „Tarife" nur Beifall zollen: Mit jener Gewissenhaftigkeit, die die Arbeiten deutscher Gelehrten von jeher ausgezeichnet hat, wird allen zugehörigen Fragen von größerer oder geringerer Bedeutung volle und eingehende Würdigung zuteil: man findet wertvolle Abhandlungen über Generalkosten (Gehälter, Remunerationen, Steuern, Abschreibungen aus technischen und kommerziellen Gründen, Reklame), jene über Spezialkosten (Abschreibungen aus Gründen des Betriebes, Versicherung, Löhne und Verpflegung der Besatzung, Verpflegung der Passagiere, Heizung, Beleuchtung u. dgl.), namentlich aber über das so wichtige Kapitel der Kohlenfrage. Die grundlegende Bedeutung dieser Frage für die Un[illegible] [illegible] im allgemeinen, für deren Tarifierung im besonderen [illegible] daß bei den modernen Dampfern [illegible] [illegible], der Kohlenanteil bis auf ein Drittel der Gesamtkosten steht, bei den [illegible] Personen-

[illegible] hat die große Wichtigkeit dieser Frage [illegible] daß dort [illegible]

[illegible]

vier Prozent! Oder, um ein statistisch-vergleichendes Beispiel zu wählen, wird der kolossale Kohlenverbrauch der Schiffahrtsunternehmungen und die damit zusammenhängende Frage billigen Kohlenbezuges am deutlichsten dann illustriert, wenn man den Kohlenverbrauch des „Norddeutschen Lloyd" mit dem Jahresbedarf an Steinkohle, Koks, Braunkohle und Briketts der Stadt Berlin vergleicht: ersterer betrug im Jahre 1900 1,134.000 Tonnen, letzterer 3,950.000 Tonnen, ersterer war also zwei Siebentel von letzterem, der für $1^3/_4$ Millionen Einwohner und die vielen industriellen Betriebe Berlins erforderlich war! Angesichts der guten Beziehungen, die zwischen den Verwaltungen der beiden großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften und zwischen hohen Stellen der Regierung bestehen, ferner angesichts der rücksichtslosen Preisgestaltung des rheinisch-westphälischen Kohlensyndikats, der Hauptbezugsquelle der Hamburg—Amerika-Linie, sind die jüngsten Vorgänge auf dem deutschen Kohlenmarkte, besonders die Verstaatlichungsgerüchte, vielleicht in ihren Zusammenhängen besser begreiflich: für die Schiffahrtsgesellschaften, die — nach interessanten Tabellen Schachners — der deutschen Industrie jeglicher Kategorie jährlich ungezählte Millionen zu verdienen geben und ein Bezugsfaktor von großer Bedeutung sind, würde eine ihnen günstige Regelung der Kohlenfrage eine Erleichterung bedeuten, die vielleicht mit dem Aufatmen nach Schluß des Ratenkrieges nicht zu vergleichen wäre; Ratenkriege sind vorübergehende, Kohlenfragen ewige Sorgen: „Seit Existenz der Dampfschiffahrt stand die Kohlenfrage auf der Tagesordnung. Bis heute hat sie noch der Segelschiffahrt die Existenzmöglichkeit gesichert . . ."

Die Reichhaltigkeit des Werkes macht es unmöglich, allen seinen Teilen auch nur annähernd gerecht zu werden; bloß persönliche Lektüre kann jenen vielen, die der spröden, aber hochinteressanten Materie des Schiffahrtswesens, seinen für alle Kreise der Nation wichtigen Bestrebungen, Erfolgen und Schwierigkeiten Aufmerksamkeit entgegenbringen, genauere Kenntnis aller jener Details verschaffen, die eine aufzeigende Besprechung nur flüchtig erwähnen kann, oft auch ganz unterdrücken muß.

Der relativen Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß Schachner bei einer eingehenden Würdigung der Unterschiede zwischen Kajüten- und Zwischendeckverkehr und deren Tarifierung zum Schlusse kommt, daß der Zwischendeck-, d. i. der Auswanderungsverkehr, seinen Höhepunkt überschritten hat und daß in dem gleichzeitigen Aufkommen der Kajütspassage den Schiffahrtsgesellschaften ein willkommener Gewinnträger entstanden ist. „Gerade der Umstand, daß Zwischendecks- und Kajütsverkehr nicht parallel gehen, hat für die Rentabilität der Dampfschiffslinien große Vorzüge. In Zeiten geminderten Zwischendecksverkehres besteht er vielfach ungemindert fort, in Monaten geringer Auswanderung, so im Herbste, füllen die rückkehrenden Amerikaner die Dampfer, er ist ein mehr konstant bleibender Faktor, der nicht in einem Jahre sich unberechenbar aufbäumt und dann wieder zusammenstürzt. Es ist schlechterdings zu sagen, daß unsere Schiffahrtsgesellschaften, was den Personenverkehr betrifft, auf den Erträgnissen des Kajütsverkehres ebensosehr basieren, wie auf der Auswanderung, und daraus erklärt es sich auch, wie sehr man sich in jüngster Zeit bemüht hat, durch Vereinbarung mit den anderen am atlantischen Personenverkehr beteiligten Gesellschaften die Rentabilität dieses Geschäftszweiges zu erhöhen. Ja, man sucht in ihm laut den Geschäftsberichten nicht nur Ersatz für den zurückweichenden Auswanderungsverkehr, sondern auch für den durch niedrige Frachtsätze bedingten Ausfall im Verdienst des Frachtenverkehres. Die Zukunft wird die Auswanderung noch mehr zurückdrängen und den Kajütsverkehr alsdann noch wichtiger und bedeutungsvoller für die Gesamtrente der Schiffahrtsgesellschaften werden lassen." Diese Ausführungen wenden sich namentlich gegen Gustav Cohn, der in seinem Werke: „Die englische Eisenbahnpolitik 1873—1883" geschrieben hatte, bei den transatlantischen Passagierdampfern pflege die Beförderung der Zwischendeckspassagiere der lukrativste Bestandteil des Transportgeschäftes zu sein — eine Behauptung, der gerade die eifrigen Bemühungen der deutschen Gesellschaften in letzter Zeit und ihre entente cordiale mit der Austro-Americana volles Recht zu geben scheinen.

Zum Schlusse noch die Erwähnung eines persönlichen Moments: der Verfasser ist ein ausgesprochener Freund der Trusts, Pools und „Konferenzen" — in ihnen, nicht in der Subventionspolitik, sieht er die endgültige Lösung der Schwierigkeiten, die sich allenthalben, namentlich durch die freie Konkurrenz ergeben; und wie er namentlich gegen die deutschen Post-Subventionen manch scharfes Wort findet — „die deutschen Verträge haben mit ihrer agrarischen Klausel einen bedenklichen Charakter bekommen . . . die Subvention ist zu einer agrarpolitischen Maßnahme geworden, ein Zweck, der den handels- und volkswirtschaftlichen Tendenzen, denen die Subventionspolitik ihre Aufnahme verdankt, direkt konträr ist" — so findet er auch manch aufmunterndes und beifälliges Wort zu Gunsten der Verständigungen jeglicher Kategorie und jeglichen Charakters: „Wenn wir Kartelle und Subventionen [illegible] in ersteren die kraftvollen Gebilde der [illegible] in Subventionen die künstliche [illegible] von Unternehmungen, die keine eigene Existenzfähigkeit [illegible] lange Unterstützungen [illegible] die französischen Reedereien) [illegible] die besten Unternehmungen;

bei Subventionen schleppen oft verfaulte Existenzen ihr Dasein fort. In den Kartellen verkörpert sich ein wirtschaftliches Prinzip, das Prinzip des größtmöglichsten Gewinnerzielens bei möglichst wenigen Ausgaben. Von diesem Gesichtspunkte aus ist dem Morgantrust eine gute Wirksamkeit zu wünschen, auf daß er die deutschen Gesellschaften stärke im Kampfe gegen die Staatskonkurrenz."

Kühn für einen Deutschen, kühner für einen „guten" Deutschen — am kühnsten für einen deutschen Privatdozenten!

London. Dr. Max Hardt.

Die Achtung vor der Jugend.

Von Charlotte Perkins-Gilman. (New-York.)

Da die Menschheit seit jeher das frische geistige Wachstum, das jede neue Generation vor der früheren auszeichnen sollte, so sorgfältig und gründlich zurückgedämmt, hingegen die primitiven geistigen Eigenheiten unserer Vorfahren auf jede Weise gepflegt und genährt hat, sind natürlich die ältesten Tendenzen sehr lange wirksam geblieben. Draußen in der notwendigen Freiheit des Daseinskampfes, in der Berührung mit dem wirklichen Leben müssen primitive Begriffe sich verändern; entweder sie passen sich den Zeiten an oder sie gehen überhaupt verloren. Im Privatleben aber, in der Familie, unter dem vorherrschenden Einfluß des weiblichen Konservativismus lebt eine Menge sorgfältig gehegter Rudimente fort, die sich ohne diese Isoliertheit niemals so lange erhalten hätten.

Bei primitiven Völkern ist es Sitte, den Fremdling zu verspotten. Weil seine Sprache und sein Benehmen von der Sprache und dem Benehmen des Einheimischen verschieden ist, wird er für offenbar minderwertig gehalten, und seine Versuche, sich zu assimilieren, werden mit endloser Heiterkeit begrüßt. Diese Auffassung ist unter Kindern auch heute noch allgemein — sie durchleben ja individuell alle Kulturstadien des Menschengeschlechtes. Unter intelligenten, wohlerzogenen Erwachsenen aber gilt sie mit Recht als verachtenswert. Für sie hat der Fremde Anspruch auf achtungsvolle Rücksicht, eben weil er ein Fremder ist, und nichts erscheint solchen Menschen roher, als wenn jemand die Bemühungen eines Ausländers verlacht, der unsere Sprache und unsere Sitten zu erlernen bestrebt ist.

Wie sehr unterscheidet sich diese Wohlerzogenheit der Welt im Großen von jener barbarischen Roheit, mit der wir uns daheim gegen jenen heiligsten Fremdling, das Kind, betragen! Es kommt zu uns in völliger Unkenntnis all unserer Lebensmethoden, mögen diese vernünftig oder unvernünftig sein. Es muß notwendig jeden Schritt seines Weges erst gehen lernen auf den Pfaden, die wir ihm vorbereitet haben. Leider haben wir sehr wenig vorbereitet. Höchstens einige körperliche Hilfsmittel, etwa ein hohes Sesselchen, eine Wiege, ein paar Milchflaschen, die für mütterliche Unzulänglichkeit Ersatz bieten. Aber in seelischen Hilfsmitteln, in vernünftigem Verständnis für die natürlichen Schwierigkeiten der kindlichen Auffassung, machen wir wenig Fortschritte.

Ruhig, staunend, aber furchtlos tritt der kleine Fremdling in den Kreis der Familie. Er hat keine Perspektive, keine abgestuften Empfindungen in Bezug auf die Vorgänge, die er in seiner Umgebung wahrnimmt. Er kennt weder Scham vor den Wahrheiten des wirklichen Lebens noch Achtung vor den Heucheleien der Konvention. Mit ernstem, lebhaftem Interesse beginnt er das rätselhafte Spiel, das Leben heißt.

Wie stellt sich die Familie diesem neuen Ankömmling gegenüber? Wie beträgt sich der intelligente Erwachsene gegen den Fremdling in seinem Hause? Er lacht ihn fortwährend aus und behandelt ihn mit gröbster Mißachtung. Nicht etwa „unfreundlich" — das heißt, nicht mit Zorn und Schlägen oder mit Entziehung dessen, was ihm rechtlich zukommt — aber so, als ob ein Kind sein eine Art Witz wäre. Ein gesundes Kind ist fröhlich wie ein Lämmlein im Frühling; aber seine reine Heiterkeit hat mit Lächerlichkeit nichts zu tun. Wer hat nicht schon ein helläugiges Kind plötzlich verstummen und purpurrot werden sehen beim rohen Gelächter der Großen über irgend eine Handlung, die nichts Komisches an sich hatte, außer daß sie dem Kinde neu war? — Wir setzen Großpapas Hut auf Babys lockiges Köpfchen und schütteln uns vor Lachen darüber, wie es aussieht. Setzen wir etwa Babys Mützchen der Großmama auf, um uns dann über das Aussehen der alten Dame lustig zu machen? Warum lachen wir ein Kind eher aus, als eine alte Frau? Warum mangelt uns so völlig die Achtung vor der Jugend?

Jedes Kind muß die Sprache lernen, in die es geboren wird. Natürlich muß es dabei Fehler machen, umsomehr, als man ihm die Sprache nicht nach einem vernünftigen System beibringt, sondern es in sie hineinstolpern läßt, so gut es ihm eben gelingt, von Tag zu Tag ihren Gebrauch sich anzueignen.

Wenn ein erwachsener Fremder unsere Sprache lernte und wir seine Bemühungen mit schallendem Gelächter begrüßten, würden wir uns für höchst ungezogen halten. Und was würden wir von uns denken, wenn wir ihn noch irreführten, ihm unsinnige Worte und Sätze vorsagten und ihn zu weiteren Fehlern herausforderten, damit wir noch mehr über ihn lachen könnten; ja, wenn wir vor Gästen ihn anstifteten, dieselben Fehler zur Unterhaltung der Gesellschaft noch einmal zu machen? Und doch ist das ein allgemeiner häuslicher Sport, solange ein [illegible] Kind dem Amüsement der Großen als Hanswurst dient.

Die Irrtümer eines Kindes haben durchaus nichts Komisches an sich, das müßten auch die einsehen, die roh genug sind, ein Kind überhaupt auszulachen. Wenn ein Kind beim Gehenlernen stürzt, so ist das sicher nicht komisch — es ist ganz etwas anderes, wenn ein alter Herr ausrutscht und sich erstaunt in den Schnee setzt. Ein Kind muß niederfallen, das ist natürlich und nicht komisch. Ebenso muß das Kind Fehler machen, während es all die Aufgaben bewältigen lernt, die vor ihm liegen. Aber diese Fehler sind kein Anlaß, es zu verlachen. — —

Ich ging neulich durch den Garten meiner Freundin und sah dort zum erstenmal die Tochter des Hauses, ein großes, schönes Mädchen, von neunzehn oder zwanzig Jahren. Ihre Tante, die mich begleitete, rief ihr in affektiertem Tone zu: „Komm doch zu dieser Dame, Lilli!"

Das junge Mädchen schien unangenehm berührt, sie schaute verdrossen drein, wandte sich verlegen zu ihrer Lehrerin, die neben ihr ging, und sprach leise mit ihr. Die Tante aber, eine sehr kräftige Frau, packte die junge Dame bei den Schultern, hob sich vom Boden auf und warf das errötende, sich sträubende und protestierende junge Ding — zum Zwecke der Vorstellung! — in meine Arme. Natürlich war das Mädchen aufs tiefste beleidigt und faßte eine heftige Abneigung gegen mich. (Diese Geschichte ist vollkommen wahr bis auf den einen Punkt, daß die Haustochter zweieinhalb Jahre alt war.)

Warum im Namen der Vernunft, der Artigkeit, der Erziehung, der Gerechtigkeit, im Namen jeder hohen edlen Regung — warum wird die Zweieinhalbjährige auf diese Weise beleidigt? Was ist der Standpunkt der Beleidigerin, wie rechtfertigt sie ihr brutales Benehmen? Etwa durch das handgreifliche Argument ihrer körperlichen Ueberlegenheit und Kraft? Das kann nicht sein, denn wir vergewaltigen nicht grundlos die Gefühle aller Leute, die jünger und schwächer sind als wir. Ein kräftiger, sechs Fuß hoher Siebziger beträgt sich nicht derart gegen einen kleinen Herrn von dreißig oder vierzig Jahren. Die Verwandtschaft kann auch nicht der Grund sein, denn solches Benehmen ist unter Erwachsenen, seien sie auch noch so nah verwandt, nicht üblich. Die Sache hat nur den einen Grund, daß das Opfer ein Kind ist, und daß das Kind keine persönlichen Rechte hat, die zu achten wir uns verpflichtet fühlen.

Ein braves Kind wird als erstklassiges Spielzeug betrachtet — als ein Ding, mit dem man spielt oder auf dem man spielt, oder das man in Gang setzt wie eine Maschine, um es auszulachen. Es gibt eine andere Art des Scherzens mit kleinen Kindern — etwa wie die Katze mit ihren Kätzchen spielt — aber die ist durchaus nicht unvereinbar mit Achtung. Erwachsene Leute können auch miteinander spielen und miteinander lachen, ohne einander auszulachen. So könnten auch wir mit unsern Kindern lachen, sogar mehr als jetzt, ohne doch jemals über sie zu lachen. Kinder sind gegen Verspottung viel empfindlicher als Erwachsene. Sie haben keine Philosophie zum Trost; und — darin liegt die häßliche Ungerechtigkeit — wenn sie, die ja in Selbstbeherrschung noch ungeübt sind, in Zorn geraten, wenn sie versuchen, den Spieß gegen ihre Peiniger zu kehren, dann bestraft sie der kluge Erwachsene wegen Verletzung der Achtung vor dem Alter. Wer aber soll die Achtung vor der Jugend einfordern?

Es wird unter Eltern sehr viel über die „Frechheit" der Kinder geklagt. „Wie kannst du dich unterstehen, das zu mir zu sagen!" schreit die verletzte Autorität. Und doch ist „das" nur der Ausdruck, den knapp vorher die Mutter auf das Kind angewandt hat.

„Halte deinen Mund!" sagt die Mutter. „Halte den deinen!" antwortet das Kind, und wird für seine Frechheit sofort geprügelt. „Ich will dich lehren, mir so zu antworten", sagt die zornige Mama — und sie tut es.

Bei des Kindes ersten Sprechversuchen amüsiert es uns höchlich, wenn es in seiner Unschuld grobe Ausdrücke gebraucht, die es zufällig gehört hat, oder die wir ihm sogar beigebracht haben, um über das ahnungslose kleine Lästermaul uns zu unterhalten. Wenn es dann um ein Jahr älter ist und dieselben Dinge wieder sagt, wird ihm auf schmerzhafte Art klar gemacht, daß ein Kind zu den Eltern nicht sagen darf, was die Eltern zum Kinde sagen dürfen. „Warum?" fragt das Kind erstaunt. Wir haben darauf keine andere Antwort, als die allgemeine Voraussetzung, daß es eine Achtung vor der Jugend nicht gibt.

Man frage alle gewissenhaften Väter und Mütter, warum das neue menschliche Wesen, gottgesandt, wie sie zu glauben vorgeben, noch nicht von Sünde befleckt, noch nicht vom Irrtum geschwächt, heiter in der Kraft seiner Unschuld, und doch ernst über alles, wie seine sinnenden Augen feierlich ins Leben schauen — warum dieses wundervolle Stück Menschheit behandelt werden soll wie ein Hofnarr! Was können die Eltern sagen?

Der biologische Standpunkt, der in jeder neuen Generation die vorderste Stelle der fortschreitenden Menschheit sieht, gibt am allerwenigsten eine Entschuldigung für solch verächtliche Behandlung. Im Kinde wohnt der angehäufte Fortschritt der Jahrhunderte, und von des Kindes Leben [illegible] die Beschleunigung oder Verzögerung alles weiteren Fortschritts [illegible]. Die tiefe menschliche Ehrfurcht vor dem spätesten und besten Exemplar der Art steht ganz außerhalb der natürlichen Liebe der Eltern für den Sprößling. Jedes Kind sollte im Wachstum der Rasse eine höhere [illegible] darstellen als seine Eltern und alle Eltern sollten di[illegible] anerkennen. Eine Zeit lang sind die Eltern im Vorteil; sie [illegible] Wissen, die Tüchtigkeit und die Macht, und sie fühlen, daß di[illegible] dazu bestellt hat, der jüngeren Generation so lange zu dienen, bis [illegible] durch sie ersetzt werden. Es hat lange Zeit gebraucht, bis sich dieses [illegible]

Gefühl aus primitiven Uebergangsgefühlen Stufe für Stufe entwickelte; aber dies ist das vernünftige, bewußte Gefühl, in das der Mensch die wunderbare Naturgewalt der Mutterliebe übersetzt.

Im Tier drückt sich diese große Kraft nur durch den Instinkt aus. Aber als solcher ist sie lebendig, das Tier erfüllt seine Aufgabe, indem es dem Wohle seiner Jungen dient, ohne weiter zu fragen. Auf niedrigeren Stufen menschlichen Lebens herrscht dieser animalische Instinkt noch zum großen Teil vor, mehr oder weniger gefärbt durch eine Vorahnung der wahren Größe, die in der Aufgabe der Eltern liegt. Aber so selbstisch ist die menschliche Elternschaft, daß es Zeiten gab, wo Eltern ihre Kinder zum eigenen Vorteil als Sklaven verkauften; auch jetzt noch zwingen sie sie manchmal vorzeitig zur Erwerbsarbeit und bei gewissen Völkern wünscht sich der Vater einen Sohn um allerlei religiöser Vorteile willen, die durch den Sohn dem Vater zufallen sollen.

Solche Gefühle führen nicht zur Achtung vor der Jugend.

Die Mutter ist im allgemeinen nicht in diesem Sinne selbstisch. Sie irrt eher darin, daß sie das Kind zu persönlich betrachtet, daß sie zu sehr vom „Instinkt abhängt, und daß sie sehr wenig an das Wesen denkt. Sie liebt und dient ohne Ende, aber sie überlegt wenig. Das Kind ist vorzugsweise „ihr" Kind und wird als solches behandelt. Sie gibt die höchste Zuneigung und die Art von Pflege und Erziehung, die in ihrem Gesichtskreis liegt; sie gibt unermüdliche Sorgfalt und Arbeit. Aber das bezaubernde Bündel Battist, das sie so schön herausgeputzt hat, zu „achten" — das fällt ihr nicht ein.

Man beobachte eine Gruppe von Frauen, die ein zur Schau gestelltes Kind betrachten. Seine Kleider werden am meisten bewundert; dann kommen gewöhnlich die Fingerchen und die Zehen. Man küßt es und hätschelt es und spielt mit ihm und die Mama ist stolz und froh. Wenn das Ausstellungsobjekt älter und klüger wird, haßt es diese Szenen. Angekleidet und zur allgemeinen Betrachtung und Beurteilung unter erwachsenen Besuchen herumgereicht werden, ist eine Folter, an die wir alle uns erinnern.

Warum können die „Großen" nicht mit derselben Wohlerzogenheit die Bekanntschaft eines Kindes machen, mit der sie einem Erwachsenen entgegenkommen? Natürlichkeit, Offenheit und Achtung ist alles, was das Kind will, und gerade das wird ihm verweigert. Wenn wir mit Kindern reden, nehmen wir eine eigene Art von affektierter Teilnahme an, wir spielen sozusagen Komödie. Und trotzdem wir uns so interessiert stellen, kennen wir keine Rücksicht für ihre Meinungen und für das Vertrauen, das sie uns schenken. Wirklich wohlgesinnte Leute, sogar Eltern oder Erzieher, wiederholen oft vor Fremden Aussprüche, die ein kleiner Mund ihnen ins Ohr geflüstert hat, obwohl umklammernde Aermchen um Wahrung des Geheimnisses flehen. Ohne Bedenken plaudern sie die Ansichten des Kindes vor den Personen aus, auf die sich dessen Aussprüche beziehen — und das verratene, hilflose Wesen windet sich in Verlegenheit und Empörung.

Wenn man das einem erwachsenen Freunde antäte, würde sofortiges Abbrechen des Verkehres die Folge sein. So groben Verrat würde kein Mann und keine Frau dulden. Aber das Kind — das Kind muß jede Beleidigung einstecken, weil es einer Klasse angehört, die außer jeder Achtung steht.

Ist es nicht Zeit, unsere Gedanken vom Gelderwerb ein wenig abzuziehen und die Lage des Kindes als Klasse ernst zu überlegen? Die Kindheit ist weder ein pathologischer Zustand, noch eine Periode der Strafarbeit, noch auch ein lebendiger Scherzartikel. Ein Kind ist ein menschliches Wesen und hat den Anspruch, als solches behandelt zu werden. Ein drei Fuß langer menschlicher Körper verdient gerade soviel Achtung, wie ein sechs Fuß langer. Und doch wird der Körper des Kindes mit der unglaublichsten Familiarität behandelt. Wir zupfen und schieben und stoßen die Kinder, reißen sie an den Haaren und Ohren, klopfen sie auf den Kopf, fassen sie unters Kinn und halten sie auf dem Schoß, ohne sie zu fragen, ob es ihnen angenehm oder zuwider ist. Warum nehmen wir uns mit der Person eines Kindes andere Freiheiten heraus, als mit der unserer erwachsenen, noch so intimen Freunde?

„Weil Kinder sich nichts draus machen," wird vielleicht jemand sagen. Aber Kinder machen sich etwas daraus. Sie machen sich ungeheuer viel daraus. Sie hassen gewisse Leute ihr Leben lang, weil sie von ihnen in der Kindheit unangenehme körperliche Berührung erdulden mußten. Mit verschobenen Kleidchen, zerzaustem Haar und [illegible] springen sie von dem warmen Schoß der großen Frau oder des großbärtigen Mannes, die sie mit einer Hand festgehalten und mit der anderen [illegible] haben, und laufen in hilfloser Wut davon. Freilich, sie [illegible] sehr an dabei, so wie sich die [illegible] an [illegible]

[illegible]

Wie ich arbeite.

Von Karl Larsen (Kopenhagen).

Ein berühmter Mann hat einmal gesagt, daß derjenige, der keine Geschichte schafft, versucht, Geschichte zu schreiben. Damit hat er auf die große Grenzscheide zwischen den Tat- und den Phantasiemenschen hingewiesen. Die Männer der Tat umfassen viele Klassen: von den leitenden Staatsmännern der Weltreiche an bis zu den obersten Würdenträgern eines kleinen Provinzlandes, von dem Finanzier, der das Schicksal von Millionen Menschen in seiner Hand halten kann, bis zum Hausierer und Greisler, von den großen Richtern und Beamten bis zum Polizeibediensteten auf der Straße. Und diesen gegenüber stehen die Phantasiemenschen, die Männer der Wissenschaft und der Kunst, die großen und die kleinen, in bunter Reihe.

Nun ist es mir beim „Schreiben" immer so ergangen, daß sich mir die Empfindung aufgedrängt hat, die Gegenwart mit ihrem Baum der Erkenntnis von Gut und Böse versinke in die Erde; und die Begebenheiten und Beobachtungen, Freuden und Sorgen meines Lebens wurden zu einem reinen und klaren Phantasieinhalt und Arbeitsstoff, woraus ich meine Gestalten und Stimmungen formte und sie in eine Welt, jenseits von Gut und Böse, hinausstellte. Es beherrscht mich nur ein Bestreben, das die ganze Arbeit trägt und innerhalb der gewählten Form von der Absicht ausgeht, das Erschöpfendste und Vollkommene zu erreichen.

Ich habe niemals die Forderung der Moral oder eine ästhetische Verkleidung derselben in der Kunst verstehen können, ebensowenig, wie den Anspruch auf Nutzen durch die Wissenschaft.

Die Kunst spricht zu dem uns Menschen innewohnenden Drang nach Anschaulichkeit, die Wissenschaft beruht auf dem Trieb nach Erkenntnis; die Moral will dem Menschen Regeln für sein sittliches Leben geben, der Nutzen seine praktischen Handlungen bestimmen; — diese beiden großen Gruppen sind mir immer gleich wesensverschieden und stets gleich unentbehrlich erschienen.

Aber ich kann so ausgezeichnet gut begreifen, daß, ebenso wie wir Menschen das Verlangen nach abwechselnder Nahrung haben, auch in der historischen Entwicklung ein fortwährendes Auf und Nieder herrscht. Bald fühlt sich die Moral durch die Kunst hintangesetzt, bald die Wissenschaft durch den Nützlichkeitsstandpunkt; so verletzt man einander eine Zeitlang, bis wieder ein gewisses Gleichgewicht zustande kommt. Glücklich derjenige, der in einer Zeit zur Welt gekommen ist, in der man gerade das Bedürfnis nach seiner Geistesrichtung und keinen Abscheu davor empfindet; derjenige aber, der sich keines so glücklichen Zufalles erfreut, hat kein Recht, sich zu beklagen, — das ist eben der Lauf der Welt. Und etwas ganz Aehnliches vollzieht sich innerhalb der einzelnen Richtungen. Verschiedenes Temperament bedingt verschiedene Methoden, und da nichts schwieriger ist — um nicht zu sagen unmöglicher — als wirkliche Sympathie mit einem fremden Temperament zu fühlen, so wird es zu einer außerordentlichen Naturnotwendigkeit, daß Künstler sich und ihre Methoden gegenseitig in Acht und Bann tun. Ich bin mir bewußt, in diesem Punkte rühmlich gesündigt zu haben, so wie andere mir gegenüber gesündigt haben und noch sündigen. Und ich bin sicher, daß eine Darstellung meiner Arbeitsmethode bei denjenigen, denen die Natur einen ähnlichen „Sinn" verliehen hat, wie mir (ich gebrauche gerne Jakob Knudsens guten dänischen Ausdruck für Temperament), verständnisvolles Interesse finden wird, während sie anderen als das langweiligste, anspruchvollste und gleichgiltigste Ding auf Erden erscheinen mag.

Zolas Ausspruch: „Die Kunst ist ein Stück Natur, durch ein Temperament gesehen", ist bekannt. Wie manche andere Definition scheint mir auch diese sowohl zu viel, wie zu wenig zu sagen. Aus guten Gründen muß die Natur, bevor sie zur Kunst wird, durch ein menschliches Temperament gehen; aber dieses Temperament kann nicht nur je nach seinem verschiedenen Charakter die Natur mit sehr verschiedener Stärke färben, ein [illegible] in seinem Wesen kann auch das [illegible] geben, die Natur mit [illegible] Treue zu Wort kommen zu lassen, [illegible] bei der Strahlenbrechung durch den [illegible] werden kann.

[illegible] der letzten Art gehört das [illegible] Beispiel der gegensätzlichen Art [illegible] Schriftsteller wie Hermann Bang, dessen [illegible] des Lebens in stark Rembrandt'scher [illegible] Subjektivität beleuchtet sind. [illegible] habe, birgt einen Keim, einen [illegible] lebendigen Leben. Dessen bin [illegible] Phantasie sucht das diesem „Stück

Natur“ innewohnende Gesetz herauszufinden, und verarbeitet es dann künstlerisch, so gut es sich eben herausspüren läßt; denn es kommt viel mehr, als man oft glaubt, in einem solchen Fall auf Intuition an.

Um meine Methode zu bezeichnen, habe ich einmal an anderer Stelle ein Bild gebraucht, das ich, in Ermanglung eines mehr umfassenden, hier notgedrungen wiederholen muß. Ich fühle mich in meiner literarischen Tätigkeit als Mann der Wissenschaft, der aus verstreut vorgefundenen Knochen Fossilien konstruiert. Soll eine solche Konstruktion in eine bestimmte Art einzureihen sein, so muß das Vorgefundene, das Beobachtete auf das Peinlichste studiert werden, von jemandem, der mit den allgemeinen Naturgesetzen genau vertraut ist und die Phantasie besitzt, den hypotetischen Sprung auszuführen, dessen Wahrscheinlichkeit erst die durchgeführte Ganzheit beglaubigen kann. Es wird zur teilweisen näheren Beleuchtung des Gesagten erforderlich sein, ein einzelnes meiner Bücher vorzunehmen und zu versuchen, das Laboratorium und die Rohstoffe, aus denen das Buch hervorgegangen ist, vorzuführen. Ich wähle „In dem alten Wallviertel“, nicht weil es sich etwa besser zu diesem Zweck eignet wie z. B. „Dr. Ir“, „Das Tagebuch einer Frau“ oder eines meiner „Reisebücher“, sondern weil es zu den am meisten verbreiteten und am besten bekannten meiner Werke gehört.

Schon der Titel sagt, was ich mit dieser Arbeit geben wollte: nicht etwa die in dem Buche erzählten Menschenschicksale, sondern das Milieu „des alten Wallviertels“, ein Kleinbürger- und Spießbürgermilieu, wie es in erster Reihe in Kopenhagen zu Hause ist, von dessen weiterer, wenn auch modifizierter Giltigkeit ich mich aber auch in modernen deutschen Städten überzeugen konnte. Ein Milieu des Mittelstandes, das seine besondere Haltung und Stimmung hat, aber gleichzeitig gewisse Perspektiven über das Dasein und das Gefühlsleben der Menschen im weiteren Sinn eröffnet. Kurz und gut, eine mit künstlerischer Anschaulichkeit dargestellte soziale Studie, die gleichzeitig etwas von einer Lebensphilosophie einschließt, — in Wirklichkeit ein Seitenstück zu den in den einzelnen Gestalten von Hans Peter Epskov, Kresjan Vesterbro und anderen gezeichneten typischen Erscheinungen der modernen Großstadt: Strolche, Landstreicher, Alkoholiker, Vagabunden.

Die in der sozialen Studie „In dem alten Wallviertel“ auftretenden Personen spielen nur so weit und so lang eine Rolle, als ihnen irgend eine Bedeutung zur Beleuchtung des Ganzen zufällt; sie werden in dem Moment, wo ihr zukünftiges Leben und Wirken mir nicht mehr geeignet erschien, neue, das Milieu bestimmende Eigentümlichkeiten zu entfalten, fallen gelassen.

Die Menschen dieses Buches sind den vielen der sogenannten toten Dinge: Häusern und Straßen, Zimmern, Speisekammern und Gebrauchsgegenständen nebengeordnet; ihr Ideeninhalt hat zwar seine Bedeutung, aber die Art, in der sie diese auszudrücken suchen, die Sprache, die nach Formulierung dieser Bedeutung strebt, gilt außerordentlich mehr. Die ganze „Handlung“ ist überhaupt nur zur bestmöglichen Auslösung aller Formen, Farben und Töne des Milieus erfunden und zurechtgelegt. Wo das Buch nicht im Dialog abgefaßt ist, der mit streng durchgeführter Individualisierung durch Wortwahl und Diktion die verschiedenen Personen zeichnet, ist es in einer Sprache geschrieben, die keinen Augenblick diejenige des Verfassers ist, aber immer gerade den Gedanken und die Rede derjenigen Person wiederzuspiegeln sucht, durch deren Bewußtsein die betreffende Schilderung oder Stimmung des Buches geht. Und schließlich wird die ganze Erzählung durch eine sprachlich durchgeführte Kadenz zusammengehalten, die auch dazu verhelfen soll, den eigentümlichen Rhythmus des Milieus zu charakterisieren. Dieser Takt muß aus dem ganzen Buch oder aus einem seiner größeren Abschnitte herausklingen. Was ich z. B. mit der Individualisierung des erzählenden Stiles meine, will ich in einigen Zeilen vorführen; sie schildern, wie der Buchhalter Brodersen nach einem gelegentlichen Besuch bei Frau Redsted die Straße hinunter zum Speisen geht. Die Stelle lautet:

„So kam er wieder die Straße herunter. Der Nebel hatte sich recht dicht zusammengeballt. Die Lichter leuchteten daraus so dick und aufgebläht, wie Jörgensen es einmal gesagt hatte.“ In den Worten „recht“ und „so“ liegt eine echt Brodersen'sche Wiedergabe seiner Empfindung, wenn er, wohlgemerkt, wie hier unter angenehm behaglichen Betrachtungen auf seinem tagtäglichen Weg daherbummelt. Ein Mann wie Brodersen wird gerade in normaler Stimmung einen bedeutenden Stärkegrad mit dem verstärkenden „recht“ bezeichnen, (ein recht unartiger Knabe, ein recht schönes Schloß, ein recht unangenehmer Zufall) und wenn er dann wieder eines Kraftausdruckes bedarf, steht ihm nur das kindische „so“ zur Verfügung. Die Anwendung von „aufgebläht“ liegt in der gegebenen Verbindung ganz außerhalb seines Horizonts; aber der mehr bewußte und kritische Jörgensen kann dieses Wort gebrauchen, welches dem Buchhalter Brodersen dann bei gegebener Gelegenheit mit einer deutlichen und ein wenig bewundernden Erinnerung an seinen Ursprung ins Bewußtsein treten mag. Wäre hingegen Brodersen, als er die Straße entlang ging, in einer starken Gemütsaufregung gewesen, so hätten andere, selten auftauchende Worte aus der Tiefe seines Herzens kommen können, die den Einfluß eines [illegible]en, vielleicht biblischen oder irgendwie anders bewegten literarischen Stiles gezeigt hätten, wie ihm Brodersen in der Schule oder durch Literaturbrocken bekannt wa[illegible]

In den Schicksalen der zwei Kleinbürgerfamilien wollte ich knappe Lebensverhältnisse vorführen, eine eigentümliche und anheimelnde Zagheit, irgend eine Rolle in dem großen sozialen Leben zu spielen, eine starke Abhängigkeit von der Erziehung der Kinder, eine naive Auffassung aller möglichen Kulturstümpfchen und Kulturbrocken und eine Resignation, die sich damit tröstet, das Leben mit einem Halbglanz zu vergolden, aus dem eine höhere Kultur durchleuchtet. Und das Großzügige, das, was dieser Schilderung des ganz Spezifischen allgemeine Giltigkeit verschafft, das erst alle ihre Sonderheiten ins richtige Licht setzt, liegt in der Fähigkeit der kleinen Frau Brodersen, vor allem Bitteren, Schweren und Schmutzigen des Lebens die Augen zuzudrücken und in das Reich der Phantasie zu fliehen. Sie verkörpert auch die Lebensphilosophie, in der die Schilderung des Milieus mündet, und welche dieselbe ist, wie die in dem von dem „alten Wallviertel“ ganz verschiedenen Buch „Der Einsame“ enthaltene. Nur ist hier das Milieu gedrängter und die Philosophie liegt weniger zwischen den Zeilen als in den Zeilen.

Alles, was ich in dem „alten Wallviertel“ darstellen wollte, war mir klar bewußt, als ich anfing, das Buch zu schreiben.

Was zunächst die Art und Weise betrifft, in der das Buch entstand, muß ich vor allem erklären, daß das erste Kapitel acht Jahre vor allen übrigen geschrieben, ja sogar in Druck gesetzt wurde. Ich brachte damals einzelne Gespräche und eine teilweise Disposition über den Gang der Erzählung zu Papier und schob dann die ganze Arbeit beiseite; denn ich fühlte deutlich, daß ich von dem Stoffe noch nicht so erfüllt und gesättigt war, um meiner Fähigkeit mit Sicherheit trauen zu können, aus dem Material Gestalten und Stimmungen in gleicher Weise zu formen, wie wenn man eine Sprache sprechen kann und sich nur dreist ins Zeug zu legen braucht. Und ohne diese Empfindung gehe ich nie ans Werk; darum wartete ich.

Als die acht Jahre vorüber waren, merkte ich eines schönen Tages, daß ich nun den Rest des Buches schreiben könne. Da dessen Erscheinen diesmal nicht auf Bestellung meines Verlegers erfolgte, so ging dieser keineswegs ohne Bedenken an die Veröffentlichung der Erzählung in der Bibliotheksserie, der sie einverleibt wurde.

Während einiger Monate verkehrte ich mit den Personen meines Buches, als ob sie lebende Menschen wären, mit denen ich tatsächlich Umgang habe, und die ich sprechen höre, in deren Stuben ich mich mit Freiheit bewege, und von denen ich noch viel mehr wußte, als ich zu meinem Zweck niedergeschrieben hatte. Ich ging bei meiner Arbeit ein und aus. Ich habe mir bei diesem, wie bei jedem anderen Buch über das Leben meiner Gestalten in langer Auseinandersetzung schriftlich Rechenschaft abgelegt, welche weit über die Geschehnisse der Erzählung hinausgingen; zu meiner Uebung versetzte ich die Personen in ganz andere Situationen, als ich sie meiner Idee nach brauchte. Dadurch lernt man seine Helden stets näher kennen und verschafft sich die immer größer werdende Gewißheit, sie innerhalb seines bestimmten Planes vollkommen richtig handeln zu lassen. Denn so bewußt und klar auch ein Plan bei Beginn der Arbeit vor dem Verfasser liegen mag, so wenig darf das Publikum glauben, daß er bei der Ausarbeitung desselben nicht häufig von seiner eigenen Arbeit überrascht wird. So außerordentlich viele unserer Beobachtungen und Eindrücke gehen unbewußt vor sich, — und man kann wohl sagen, daß sich gerade von diesem unbewußten Faktum auf das in jedem Fall tatsächliche schließen läßt — daß sogar der in hohem Grade bewußt produzierende Verfasser während der Arbeit vieles hervorbringt, dessen Richtigkeit er erst nachträglich verstandesmäßig gutheißen kann. In jeder Produktion steckt etwas von „Inspiration“, die in vergangenen Zeiten so viel von sich reden gemacht hat.

Und der Stoff selbst, aus dem das Buch gebildet ist — woher ich ihn genommen habe? Habe ich einen Buchhalter Brodersen gekannt, der unter ähnlichen Verhältnissen wie die in dem Buch geschilderten, bei seinen Wirtsleuten ähnlichen Menschen gewohnt hat? Ich habe zu keiner der Gestalten des Buches ein lebendes Modell gehabt, und doch sind sie alle aus dem Leben gegriffen und aus einem ganz persönlich empfundenen, lebendigen Leben. Sie sind in allererster Linie aus meiner eigenen, in dem „alten Wallviertel“ verlebten Kindheit und frühen Jugend entstanden. Ich bin auf denselben Pflastersteinen gegangen, auf denen der Buchhalter Brodersen nach seinem Logis gewandert ist, ich habe den Rauch der Kaffeebrennerei in der kleinen Karikestraße eingeatmet und die dicke Novemberluft in meine Nase eingezogen, und ich wußte, was es heißt, wie der alte Kassier Jörgensen, „draußen auf dem Brückendamm“ wohnen zu müssen; im ganzen genommen, habe ich damals meine Eindrücke sehr im Brodersen'schen Geiste aufgesogen, und das ist wohl das ausschlaggebende gewesen; ich wurde nämlich bei meinen alten Großeltern in der Vestergade erzogen, in deren Hauswesen und Verkehr just ein an die Zeit Friedrichs VII. gebundenes Kleinbürgertum herrschte. Die rechtschaffene Bürgerlichkeit meines lieben alten Großvaters, sein besonnener Autoritätsglaube, seine schöne Sparsamkeit, seine ruhige Hilfsbereitschaft, — das alles waren aus der Kindheit übernommene Motive und Einflüsse, aus denen ich meine Gestalten schaffen konnte. So gebot ich selbstverständlich einer Menge schlichter Einzelheiten über Menschen und Oertlichkeiten; der ganze Charakter aller der kleinen Umstände wie sie nach dem verheerenden Krieg von 1807 erwachsen sind, wie die Häuserreihen sich an dem alten Festungswall entlang schlängelten, wie die Sonnenstrahlen in die Straßen fielen, die Aussicht von der Trep[illegible] die Sonntagsruhe in unserem kleinen Hause, — das alles hatte sich

meinem Gedächtnis tief eingeprägt. Daß ich für die lautlose Art der Frau Redsted und für die treuherzige Bewunderung der kleinen verschüchterten Frau Jörgensen Vorbilder gehabt habe, war mir bewußt.

Aber nicht ein einziger Schritt der Handlung ist wirkliches Erlebnis, und nur eine einzige Stelle ist direkt der Wirklichkeit entnommen.

Viele haben geglaubt, daß der famose Handlungsreisende Redsted unbedingt ein genau ausgeführtes Porträt eines wirklich lebenden Menschen sein müsse. Aber er ist aus den allgemeinen Eindrücken geformt, die ich von Handlungsreisenden, von dem Tun und Lassen einer gewissen Klasse von Kopenhagern und von anderen Männern empfangen habe, wie die Mannigfaltigkeit des Lebens sie mich eben kennen lehrte. Die direkt der Wirklichkeit entnommene Replik wird Redsted gerade zu einer Zeit in den Mund gelegt, wo er durch seine Fachmäßigkeit die größten Triumphe feierte. Er sagt über eine Zigarre, die er anpreist, und in der einer seiner Freunde in Jylland „arbeitet“: „Es ist gleichsam eine Sünde an dieser Zigarre, sie um diesen Preis zu verkaufen.“

Als 18jähriger Student hörte ich nämlich diese Worte einmal, auf einen Regenschirm angewendet, im Eisenbahnwagen anläßlich eines geschäftlichen Gespräches zweier Reisender. Und mit einem so feuchtschwärmerischen Ausdrucke und einem so eingewurzelten und echt klingenden Geschäftseifer äußerte der Sprecher diese Meinung, daß er mir viele Jahre nachher dazu verhalf, die ganze Person meines Handlungsreisenden zu beleuchten und auszustatten. Ich glaube auch, daß Redsteds langer Bart und die eigentümliche, ein wenig komödiantenhafte Art, diesen zu streichen, demselben Handlungsreisenden von dazumal angehören, ungeachtet dessen, daß ich im übrigen seine Züge ganz vergessen habe.

Eine der Wirkungen in Herrn Redsteds Rede besteht darin, daß sein teils hochtrabender, teils gelassen gemütlicher Stil deutlich von der kommerziellen Sprache beeinflußt wird. So erhebt er z. B. sein Glas und sagt: „Erlauben Sie mir, daß ich über gemachte ehrenvolle Bekanntschaft meine Freude ausdrücke und in meinem und der Hausfrau Namen für angenehmes Entgegenkommen danke, das ich nach bestem Können erwidern will.“ Oder: „Gute Nacht, Hochgeehrte und Dank für den Abend und wohlwollende Zusage! Es ist so angenehm, einem Manne zu begegnen, dem man volles Vertrauen schenken kann.“ Und wenn er Brodersens Hand drückt, sagt er: „Ihr sehr Ergebener vom heutigen Tag.“ Ich gestehe, daß ich zwar niemals im Leben einen Handlungsreisenden einen ähnlichen Ausdruck, wie diesen letzten gebrauchen hörte; aber ich glaube, im Hinblick auf Analogieschlüsse über Beobachtungen an anderen Fachleuten, deren Sprache deutlich von dem Schriftstil, in dem sie sich bewegten, beeinflußt war, zur Anwendung dieses Ausspruches berechtigt zu sein.

Um mich in dem kaufmännischen literarischen Jargon sicher zu bewegen, unterwarf ich während der Ausarbeitung der Person Redsteds einige Handelskorrespondenzen einer gründlichen Durchsicht.

Nichts wird dem Schriftsteller gefährlicher, als sich mechanisch an zu vieles zu erinnern, nichts ist naiver, als der Glaube, daß eine Hauptfähigkeit der Naturalisten in dieser Art des Gedächtnisses bestehe. Es ist zwar eine gute und brauchbare Gabe, kann aber schicksalsschwer mißbraucht werden. Besonders in unserer modernen Lustspielliteratur wimmelt es von Redensarten, welche dem Leben mechanisch nacherinnert sind, ohne in organischer Verbindung mit dem zu stehen, was die betreffenden Personen sonst sagen. Ein Verfasser darf keineswegs mechanisch erinnern, sondern symptomatisch; er soll nicht gerade nur das Geschehnis und das Gesagte behalten, sondern sich den Charakter und die Beziehungen der Dinge und all das, was hinter der betreffenden Erscheinung liegt, das, „was tiefer blicken läßt“, wie der Deutsche sagt, ins Gedächtnis rufen. Auf diese Art wird er sich immer wieder die Situationen und die Repliken konstruieren können, wenn er sie braucht und dabei das besser und mit größerer innerer Wahrheit leisten, als derjenige, der einen zufälligen Griff ins Leben tut.

Muß man aber einerseits sein Gehirn zu einer ungeheuren Rumpelkammer für Eindrücke des Lebens ausstatten, so muß man anderseits das, was man schildern will, wirklich studieren.

Dieses Studium geht zum großen Teil unbewußt vor sich; denn unser Leben ist zu mannigfaltig und intensiv. Aber in vielen Fällen können wir mit vollem Bewußtsein sondieren, was ich für meine Person in ausgedehntem Maße zustande bringe. Ich habe Menschen aufgesucht, Männer und Frauen, verfeinerte und simple, habe an ihren Handlungen teilgenommen und von Stunde zu Stunde mit klarem Bewußtsein hingehorcht, ob deren Gedankengang, deren Ausdrucksweise und deren ganzes Wesen mir so in Fleisch und Blut übergegangen sei, daß ich [illegible] konnte. Und eine Person gibt es, die mir von den frühesten [illegible] das fruchtbarste Studienfeld und das geduldigste Versuchskaninchen [illegible] ist, und von der sich in so vielen meiner Gestalten Züge und Stimmungen finden, viel mehr als irgend jemand ahnen kann, — und diese Person bin ich selbst. Sie findet sich zweifellos in [illegible] Büchern, wenn auch selten in direkter Beziehung und [illegible] nur als Nebenrollen. [illegible] ist mir ganz klar, daß meine [illegible] als Zahlstriche in den Zähnen [illegible] [illegible] dem Studium von Personen, denn das Studium [illegible]

[illegible]

[illegible]

Die künstlerische Kategorie, innerhalb welcher ein Schriftsteller arbeitet, und der das Publikum oft eine ganz mißverstandene Bedeutung unterschiebt, muß dem Schriftsteller insoferne gleichgiltig sein, als er nur diejenige wählt, welche ihm zur erschöpfenden Behandlung seines Stoffes am geeignetsten erscheint. Er muß Naturalist, Symbolist oder irgend etwas anderes auf- —ist sein können, je nachdem die glücklichste Lösung seiner Aufgabe es bedingt.

die entstehen, wenn der Mensch die Feder zur Hand nimmt. Diese Differenzen sind von sehr verschiedener Stärke, durchschnittlich bei Frauen geringer wie bei Männern, häufig — was viele vorderhand nicht glauben wollen — bei den minder Schriftgelehrten größer als bei den sogenannten höheren Klassen. Das gibt ein interessantes und schwieriges Studium für sich. Ich hatte neulich wieder Gelegenheit, mich davon zu überzeugen wie viel Einsicht es erfordert und entwickelt. Ein sprachlich sehr feinfühliger Kritiker glaubte nämlich behaupten zu können, daß meine Wiedergabe der Aufzeichnungen eines alten amerikanischen Emigranten (in „Der Einsame“) im Gegensatz zu seinen Redensarten zu literarisch konstruiert sei. Der Zusammenhang aber ist der, daß der ganz ungebildete Emigrant seine naiven Sätze geradeso geschraubt setzen muß, wie sie sich ihm unter der ständigen Einwirkung der englischen Schriftsprache aufdrängen. Der Stil, den ich ihm beilege, ist übrigens durch ein außerordentlich eingehendes Studium einer sehr umfangreichen Sammlung dänischer Emigrantenaufzeichnungen entstanden, und ich darf dreist sagen, daß die in dem Buche enthaltenen Aufzeichnungen in einem philologischen Seminar gelesen werden könnten.

So wie ich die einzelnen Menschen und das soziale Leben im kleinen studiert habe, hat es mich auch immer interessiert, dem großen Menschenmilieu, das Länder und Nationen umfaßt, näher an den Leib zu rücken. Ich bin viel gereist und habe mich lang bei den fremden Völkern aufgehalten, die ich in charakteristischem Profil nach derselben Methode wiederzugeben suchte, wie die bei meinen anderen Arbeiten angewendete: keine detaillierten Reisebeschreibungen und das ganze Material in möglichst durchgearbeitete, knappe, typische Einzelbilder zusammengeschmiedet.

Im großen und ganzen war meine Methode immer dieselbe, welche Form des Ausdruckes sie auch benützt haben mag; ob ich z. B. zur schärferen Beleuchtung meiner Idee eine phantastische Figur in ein modernes Milieu gebracht habe, wie in der Erzählung „Dr. Jr“, oder ob ich, wie in „dem bunten Buche“, naive Gefühle in ein mittelalterliches Gewand gekleidet habe, weil ich diese darin am besten zum Ausdruck zu bringen glaubte.

Unter Anwendung der angeführten Methode, die ich in den verschiedensten Formen zu Worte kommen ließ, war ich immer bestrebt, das verschiedenartigste Erdreich zu bebauen, und diesem Prinzip will ich treu bleiben, so lange ich kann. Will es mir nicht mehr gelingen, so lege ich die Feder aus der Hand. Ich glaube, jegliche Wiederholung führt bei einem Künstler sehr rasch zum geistigen Tod. Und ich schwöre auf das Goethe'sche Wort: „Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was man erwartet.“ Mein ganzes Leben lang will ich als Schriftsteller ein Experimentator im wahrsten Sinne und nicht in der populär mißverstandenen Bedeutung des Wortes bleiben. Als echten Experimentator wird mich meine Arbeit immer außerordentlich interessieren (was mir, nebstbei erwähnt, nicht unwesentlich erscheint), sie wird in stärkerem oder geringerem Grade direkt auf das große Publikum wirken (in welcher Beziehung ich bis jetzt keinen Grund zur Klage gehabt habe) und sie wird, last not least, durch das, was sie erreicht und durch ihre Grenzen anderen Schriftstellern und mithin unserer Literatur zugute kommen.

Das Museum der Zukunft.

.... Aber unser Museum, das dürfen Sie ja nicht versäumen!“

„Gewiß nicht. Und wenn es nicht unbescheiden ist, Sie zu bitten —“

„Mich? Sie meinen — Ach so! Aber lieber nicht. Sehen Sie, das ist schon eine ganze Weile her, seit ich dort war.“

„Umsomehr Grund —“

„Mich zu blamieren als dilettierender Cicerone? Es blamiert sich doch keiner gern, der's nicht muß, und auch der noch nicht einmal. Traurig, daß es mit mir so steht. Meine bildungswütige Schwester, die sogar regelmäßig ins graphische Kabinett wandert, verachtet mich auch dementsprechend. Aber man wird so bequem, und die Zeit, die kostbare Zeit! Wer auf der Reise ist, wie Sie, das ist ganz was anderes. Ich möchte sagen: der hat doch quasi die moralische Verpflichtung, die etruskischen Vasen, die indischen Schmetterlinge, die germanischen [illegible] und die niederländische Schule ab- und durchzumachen.“

„Danke für diese Meinung. Aber ich habe an der hohen Kunst aus neueren Zeiten ganz genug für den einen Vormittag.“

„Und dann wollen Sie fort und daheim sagen, Sie seien hier [illegible]

[illegible] man fragt mich daheim, [illegible] Schmetterlinge und [illegible] glauben Sie, daß ich in weitere Ver[illegible] [illegible] offenbarte Sachkenntnis der

Fragenden? Die wissen heut' von all den berühmten Dingen gerade so viel oder so wenig, als wenn sie nie davor gestanden hätten. Also gerade so viel wie ich. Auf das Davorstehen und Drumherumgehen läuft doch die ganze Museumslauferei der Gebildeten heute hinaus. Und die Ungebildeten, was man so nennt ...“

„Das stimmt. Und das tröstet mich etwas über mein schnödes Verhalten in diesem Punkte. Außerdem kriege ich binnen einer Stunde das solideste Kopfweh von dem schrecklich vielen Kram. Verzeihen Sie den banausischen Ausdruck.“

„Ich kann ihn nachfühlen, und das Kopfweh auch. Denn, wenn ich mich nicht auf Bestimmtes beschränke und konzentriere, krieg ich's auch. Aber wollten Sie mich nicht in mindestens drei Museen schicken morgen vormittags?“

„Leider, ja, das wollte ich. Ich sehe aber ein, daß ich's mit einem bereits verdorbenen Museumsmenschen zu tun habe. Da wasch' ich denn meine Hände, in meiner Eigenschaft als Vaterstädter wie als Gastfreund. Als Mensch aber fühle ich mich Ihnen näher. Und ich ergreife eine ausschießende Idee: Sollten wir nicht einen Anti-Museumsbesuchungsbund gründen? Wo so viele Bunde und Bündchen im deutschen Bundesstaate zurechtgebündelt werden — was meinen Sie?“

„Kein schlechter Gedanke. Aber doch ein bischen sehr einseitig und nur im Fasching verwendbar. Anderes läge näher.“

„Zum Beispiel?“

„Wenn die Museen anders würden. Weniger Sehenswürdigkeiten, weniger Schau- und Repräsentationsstätten, mit denen der Bildungsschuster renommiert —“

„Sie werden greifbar anzüglich ...“

„... und mehr Arbeitsstätten einer wirklichen Bildung. Einer Bildung, die weniger wissen und gesehen haben, die ungleich mehr „Fühlung“ und verstehenden Anteil nehmen will an dem, was wesentlich ist für sie. Also nicht an wissenschaftlicher Ueberfülle, die verwirrt und unbefriedigt, ungebildet läßt. Solche Museen —“

„Wir erleben sie nicht mehr!“

„Warum nicht? Anfänge und Aussichten sind da.“

„Wo?“

„In England, Dänemark, Schweden und Norwegen. Aber auch schon in Deutschland.“

*

Ja, in Deutschland, dem auch vorstehendes Museumsgespräch entnommen ist. In Mannheim war's, wo im September vorigen Jahres die zwölfte Konferenz der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen stattfand. Zur Verhandlung stand das Thema: „Die Museen als Volksbildungsstätten“, und erschienen waren neben namhaften und verdienten Vorständen deutscher Museen auch leitende Männer aus den oben angeführten „Ausländern“. Am zweiten Tage suchte Konservator Dr. Schmidt aus München das Ergebnis der Zusammenkunft in der Resolution zusammenzufassen, daß „die Museen von jetzt ab möglichst als a r b e i t e n d e Museen, als Volksbildungsstätten auszubauen sind ... Ich möchte als Delegierter es betont und ausgesprochen sehen, daß das heute endlich verlangt wird von einem Museum, wenn es modern sein und seine Berechtigung im jetzigen Leben haben soll.“ Die Konferenz war aber zur Fassung von Resolutionen nicht ermächtigt, und so unterblieb diese, steht aber als Vorschlag in dem Berichte über die Ergebnisse der Tagung,*) der, wenn auch spät, so doch immer noch rechtzeitig kommt, um mit Hilfe des höchst schätzbaren Materials, das er bringt, die Frage nach dem Museum der Zukunft zu stellen und versuchsweise zu beantworten.

Es ist das eine Frage von sehr allgemeiner Bedeutung. Denn wie unendlich gespalten nach Beruf, Besitz, Glauben, Wollen und Wünschen die Menge auch sein mag, vor dem Museum ist sie eine Einheit von Besuchern, die durch das gleiche Interesse an einer möglichst guten, freien und fördersamen Darbietung der Gegenstände verbunden sind. Wenigstens der Idee nach; mag der Einzelne immerhin sein besonderes museales Steckenpferd durch die Wirklichkeit traben lassen: wenn er im Kunstmuseum denselben Hindernissen begegnet wie sein bester Feind in der naturgeschichtlichen Sammlung, sind auch die beiden Feinde Interessenten. Geeinigte zur Behebung dieser Hindernisse.

Dieser Museumsinteressent ist ein Typus, den es früher noch nicht gab. Früher, das heißt, vor reichlich hundert Jahren, denn älter ist der moderne Museumsgedanke, ist das Museum, wie wir es kennen, noch nicht. Wir wissen freilich, daß von den Ptolemäern an fleißige und begüterte Leute, Fürsten und private Freunde des Wissens und der Musen, immer wieder versucht haben, zum Studium und zur Erläuterung der Geschichte Sammlungen anzulegen. Auch die historische Gesinnung der Renaissance hat hier ein reiches Feld befruchtet, und die Trümmer Italiens und Alt-Griechenlands sind seither in immer steigendem Maße das Ziel mühsamer wissenschaftlicher Forschungsarbeit und Gegenstand ehrlicher Forscherfreude, großer Laienbewunderung gewesen. Die Erweiterung ferner des Weltherizonts bis rund um die neue Erde gab Einblick in die seltsamen Bildungen, in die Mirakel einer wundersamen, alles bekannte Maß überschreitenden Natur. Aus der Weite lenkte dann der Blick naturgemäß schärfer in die Nähe zurück. Das Fundament alles geschichtlichen Denkens und Empfindens, die Vergleichung, bildete sich aus, schwerfällig noch, aber doch ein Fundament, auf dem in primitiven ersten Ordnungen zu bauen möglich war. So ordnete man die Geschichte der Trümmer wie der Wunderdinge, und in den Kunstkammern und Naturalienkabinetten der neuen Zeit traten, von Jahrhundert zu Jahrhundert deutlicher, die Wahrzeichen einer neuen Weltbetrachtung, trat die Teilung dieser Welt in Dinge des menschlichen Geistes und der Natur, in die großen Gebiete der Geistes- und Naturwissenschaften zögernd hervor.

Innerhalb dieser beiden großen Ordnungen, deren Grenzen natürlich vielfach durcheinanderliefen, herrschte freilich die reizendste und anregendste Unordnung, die dadurch, daß man sie gravitätisch und mit peinlicher Gelahrtheit katalogisierte, noch nicht behoben wurde. Der persönliche Geschmack und die Liebhaberei der Sammler, meist der Fürsten, entschied; der Zufall, der die Geschenke in die „Raritätenkammer“ brachte, half getreulich mit. Die Bewertung war wunderlich genug und ging, wie eine Anleitung vom Jahre 1727 besagt, dahin, daß: „je schwerer eine Materie an und für sich zu bearbeiten, um desto mehr die Rarität und Kunst dabei zu admirieren sey.“ Eine höhere Ordnung, eine genauere Wertung war erst möglich, als die schnell greifende Zeit sich verjüngte und alle Wissenschaft mit, als der aufgeklärte Despotismus sein Schwert, oder genauer: seinen Galanteriedegen, an den Nagel hing, und das protestantische Bewußtsein im Bunde mit den Ideen der großen Revolution den Menschen eine neue Freiheit und Verantwortlichkeit lehrte. Als der Wert des Menschenlebens, auch des bescheidenen und ganz geringen, mächtig in die Höhe ging. Als der Begriff des Volkes und des Volkstums erneuert ward. Da gab auch, von so erhöhtem Standorte aus, der Blick auf die Schätze des Menschengeistes und der Natur, gab der Blick auf die geistigen Errungenschaften in Kultur und Kunst eine neue und fruchtbare Perspektive für den Einzelnen im Volke. Ein demokratisches Bildungsideal setzte ein, Mitteilung und Teilnahme belebten sich neu. Kunst, Wissenschaft und Volk nahmen wiederum Fühlung zu einander, fühlten, daß sie am Ende für und durch einander, in wechselseitigem Geben und Empfangen erst wahre Menschenarbeit verrichteten, Arbeit zur Entwicklung aller guten Möglichkeiten dieser Welt. In diesen jungen Tagen eines erwachenden, leise erdämmernden Bewußtseins für die größte Idee des Jahrhunderts, für die Entwicklungsidee, starb die verstaubte und verlassene Raritäten- und Kunstkammer, es erblich das fürstliche Naturalienkabinett, und das Museum tat seine Pforten auf, über denen es in großen leuchtenden Goldbuchstaben, freilich auf lateinisch, hieß: Die Kunst, die Wissenschaft dem Volke.

Damals also wurde der Museumsbesucher als Typus geboren. Das heißt: auch wieder erst mehr in die Idee als in die Wirklichkeit hinein. Denn trotzdem ja nun alles Sehenswerte bis zu den fürstlichen Schnupftabaksdosen, Taschentüchern und weiteren bequemen Gebrauchsgegenständen hinunter frei war oder doch um ein Geringes zu besichtigen — diese Besichtigung, vor allem die der Kunst, wollte verstanden sein. In alten Speichern und ausgedehnten Palästen, allmählich dann in großen und prächtigen Prunkbauten, lagen und standen tausenderlei Dinge herum, wissenschaftlich geordnet, kein Zweifel, denn alles war numeriert und wohl auch benannt. Aber wer verstand's? Wer konnte daran seine Bildung aufbessern und erweitern? Der Katalog — was hilft er viel? Er sagt von der einen Nummer dies, von der anderen fast das gleiche, und wenn man ihn zu fleißig fragt, sieht man vor lauter Nummern und Blättern die Dinge selber gar nicht mehr recht. Es läuft aufs Rätselraten, aufs Frag- und Antwortspiel hinaus. Es war so, ist so und wird auch noch eine Weile so bleiben: das Volk, soweit es die Museen besucht, besucht sie mit genau den Gefühlen eines passiven Respekts, wie etwa die „gute Stube“ bei Onkel Gustav und Tante Ida, wo man auch aufatmet, wenn man wieder draußen ist. Und dieses Volk reicht sehr hoch hinauf. Als eine amerikanische Dame sich nachmals bei Bismarck bedankte, daß er sie anno dazumal so nett durchs Museum geführt habe, meinte der schmunzelnd: Ganz auf seiner Seite. Denn ohne die Gnädige wäre er wohl zeitlebens nicht ins Museum hineingekommen.

Neben der Museumsflucht — so darf man ja wohl sagen — aus Gleichgiltigkeit oder Mangel an Arbeitszeit und Kraft für dergleichen nicht unbedingte Lebensnotwendigkeiten gibt es noch den Museumsekel ästhetisch empfindlicher Menschen. Sie können es nicht mitansehen, wie die Gemälde der alten Niederländer briefmarkengleich die Kabinette 13 a, b, c füllen. Es empört sie, durch so und soviel Säle traben und andere Besucher aufstören zu müssen, um zum Separatkabinett der Sixtina oder Rembrandts gelangen zu können. Es macht sie krank, den Eisvogel im Zustand A, B, C, zerlegt, männlich weiblich und als Skelett, ja bis ins präparierte Darmgeschlinge hinein, aufgestellt zu finden. Und ein Dutzend friesische Schöpflöffel oder Bettwärmer, streng nach Art und Abart gesondert, mergt sie namenlos und gibt ihnen keine Vorstellung vom Wesen und Entstehen, vom Gebrauch der Dinge. Raffiniertere Musageten, die sie sind, verlangen sie zur Anschaulichkeit eine gewisse Stimmung, verlangen sie Anschaulichkeit des ausgestellten Wissens um Natur und Geistesarbeit d u r c h die Stimmung, durch größtmögliche Uebereinstimmung dieses mumifizierten Museumslebens mit dem einstigen Leben selbst.

*) Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Eine dritte und vielleicht die ernsteste Gruppe steht auf dem Boden einer sozialen Wohlfahrtspflege auch für das geistige Notstandsgebiet. Sie will die Museen „erschließen“. Sie fußt auf pädagogischer Psychologie und warnt vor dem Zuviel. Sie beantragt die Abzweigung von Schausammlungen aus dem riesigen Forschungsmaterial der Fachleute, das diesen vorbehalten bleiben mag. Des ferneren wünscht sie Ausstellungen im Museum, aus eigenem oder entlehntem Besitz, instruktive Sonderausstellungen von streng begrenztem Inhalt. Führungen und Lichtbildervorträge hätten mitzuhelfen. Und grundsätzlich anzuwenden ist die biologische, die entwicklungsgeschichtliche Methode, damit man mit wenig Mühe übersehe, wie das Tier in Jugend und Alter, Sommer und Winter aussehe und sich geberde, in welchem Milieu der Florentiner Bildhauer seine Büste geschaffen, für welchen Raum der ländliche Handwerker seinen Kachelofen gemustert oder bemalt habe.

Dieser Gruppe gehören zahlreich an die Männer vom Museumsfach, die Beamten, eben die Männer „vom Bau“, die in Mannheim tagten. Gerade aus ihren Kreisen aber findet auch eine Oppositionspartei Zuzug und Unterstützung, die mit wunderlichen Argumenten spiegelfechten geht. Nichts da von einer solchen unheilvollen weiteren Erschließung unserer Unersetzlichkeiten! rufen sie. Laßt die Leute doch ja draußen vor der Türe, laßt ihnen gerade so viel Respekt, als nötig ist, um uns Fachleuten die Mittel in bar zur Verwaltung, Erhaltung und Nahrung der Sammlungen anstandslos zu bewilligen. Das Uebrige besorgen wir allein, weil wir's allein verstehen. Leiden die Gemälde und Präparate, die Gefäße und Gewebe etwa nicht vom Zahn der Zeit? Leiden sie nicht doppelt unter dem verdächtigen Anhauch oder gar Angriff der begierigen Zeitgenossen? Hinter der Gegenwart wohnt die Zukunft, die kommt und verlangt Rechenschaft von uns, den Verwaltern, den Sachwaltern vom Wissensmaterial der Menschheit. Wie werden wir bestehen, wenn wir Trümmer oder beschädigtes Material werden überliefert haben, wo wir heute noch Vollständigkeiten sehen dürfen. So sprechen diese Sachwalter eines Museums für die Menschheit der Zukunft.

Für die Menschheit? Nein, für die Musealbeamten, die Konservatoren und erlesenen Professoren der Zukunft. Denn auf sie müßte folgerichtig, von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt, das Recht der ausschließlichen Anschauung und Kenntnis der Musumsschätze immer wieder übergehen. Sie, die Hohenpriester dieser Kultstätten, würden nach wohlwollendem Ermessen dem blöden Laienvolke vom Oele der Weisheit und des Wissens spenden, soviel ihnen ersprießlich schiene. Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein, sagt der Dichter; auch im Museum nicht, sagen die Museumsweisen, die im Namen der Zukunft sprechen. Eine närrische Idee, sagen wir; ein hohes Ideal, sagen sie.

Ein Ideal, mag sein, ein Zukunftsideal aber nicht, das scheint gewiß. Denn man muß schon sehr tief in seinen Museumsmauern befangen sein, um den Geist und den Beruf der Zeiten, der Gegenwart wie der nächsten Zukunft, so arg mißdeuten zu können. Die Gegenwart gerade ist es ja, die den toten Museumsklötzen mit Hammer und Meißel zu Leibe geht, in dem richtigen Gefühl, daß, wenn es bei dem Teilungsprozeß auch Splitter geben muß, doch das Geschäft der Teilung und Mitteilung des ungebührlich eingekapselten Stoffes für die Menschheit wichtiger ist als seine sinnlose Konservierung für ein paar ganz geheime und hohe Museumspriester. Gerade das Fossile soll dem Museum genommen, der unheilvolle Versteinerungsprozeß, der ihm die lebendige Wirkung beschränkt hat, soll aufgehalten und beseitigt werden.

Und dieser Prozeß einer Verlebendigung der Sammlungen vollzieht sich vor unseren Augen überall da, wo ernste Menschen im sozialen Geiste Hand angelegt haben. Es ist ein organischer Vorgang: das alte Museum spaltet von sich ab, was es nicht mehr in sich organisieren kann, und belebt sich dadurch neu. Die neue Zelle organisiert sich nun mit ausgesprochenem Zweckbewußtsein in sich selbst als eine ungleich aktivere Arbeitszelle. Das geschieht unabhängig vom Orte, in der großen wie in der kleineren Stadt.

So haben wir in Berlin für den Winter 1902/03 ein halbes Hundert Führungen durch sämtliche wichtigeren Sammlungen gehabt, mit 4850 Teilnehmern, meist Arbeitern, für die die Führungen bestimmt waren. Ungefähr die gleiche Anzahl hätte gern teilgenommen, wenn Raum gewesen wäre. Und sehr viele werden sich gar nicht mehr gemeldet haben, als sie hörten, daß die Karten vergriffen seien. Im Berliner Kunstgewerbemuseum finden an den Abendstunden des Winterhalbjahres unentgeltlich seit 1881 Vortragszyklen statt. Rund [illegible] haben teilgenommen, und ein neuer erweiterter Vortragssaal ist im Bau. In Hamburg hält Lichtwark seit Jahren in der Kunsthalle seine Winterverträge; im Leipziger Museum veranstaltet [illegible] nur für [illegible] Mitglieder der Kunstvereine. In Krefeld hat Direktor Deneken mit Ausstellungen aus dem Bereich der [illegible] Kunst, mit Ausstellungen, die einen [illegible] [illegible] und [illegible]. Und [illegible] dort etwa die internationale [illegible]

Hagen, eine Privatgründung obendrein, aber allem Anscheine nach eine vorbildliche. „Er ist — so sagt der Begründer K. E. Osthaus — gerade aus der Empfindung des Unrechtes entstanden, das in der ungleichen Verteilung des Kunstgutes und Kunstsegens in unserem Vaterland liegt. Nirgends wären Museen notwendiger als in den immer gewaltiger anwachsenden Industriestädten, und doch sind sie nirgends seltener.“ Hier finden wir, neben den allgemeineren Aufgaben eines umfassend gedachten Bildungsmuseums, auch das engere Heimatsinteresse berücksichtigt. Dies letztere, zum Landesinteresse erweitert, steht im Mittelpunkt beim bayerischen Nationalmuseum in München. Man gehe einmal mit seiner vorgefaßten Abneigung gegen die ermüdende Belehrsamkeit des musealen Anschauungsunterrichtes dort hinein — wie sehr gewandelt durch die vortreffliche Milieustimmung der Räume kommt man heraus. Denn hier spricht die Kultur aus den Räumen, die, wenn auch meist notwendig freie Kompositionen, je nach dem vorhandenen Besitz, aber als solche anschaulich und stimmungsvoll sind im höchsten Grade. Oder die naturhistorische Abteilung im Altonaer Museum: hier ist mehr als nüchterne Wissenschaftlichkeit in Glas und Spiritus; man sieht die Tiere leben, so gefahrlos tot sie auch sind. Am nächsten dem Leben verwandt scheinen die Freiluftabteilungen der Museen in Stockholm, Christiania und bei Kopenhagen. Hier hat man auf ausgedehntem Grunde ganze Häuser der alten Bauweise errichtet, ja ganze Bauernhöfe rekonstruiert oder im Original gerettet. Spiele und Volkstänze in den alten Trachten werden dann und wann gezeigt, und an Volkstagen im Nordiska Museet Stockholm, an denen die Besucher mit ihren Familien den ganzen Tag im Schaugelände verbringen, steigt ihre Zahl auf 20.000. Freilich darf man nicht vergessen, daß die Familienhaftigkeit des öffentlichen Lebens bei den nordischen Völkern ein solches Miterleben der alten Heimatskultur erst ermöglicht. In Deutschland mit seinem bunten Volkstum und seinen sozialen Abständen könnte ein derartiges Treiben kaum aufkommen, in der Großstadt oder durch sie schon gar nicht. Nennenswert ist es trotz allem um der natürlichen Entwicklung willen, die das Museumsinteresse hier in die Natur hinausgeführt und so vor Uebersättigung bewahrt hat. Daß in England der neue Museumstypus, dank Ruskin, schon frühzeitig Boden und Bedeutung gewann, ist ebenso bekannt, wie daß in Amerika Museen und Bibliotheken von vornherein auf praktische Wirksamkeit hin gegründet und mit unerschöpflich scheinender Munifizenz ausgestattet und dotiert werden. Ein Beispiel für die dortige Arbeitsmethode: Im New-Yorker naturgeschichtlichen Museum, so sagt der Bericht, stellt man in jedem Monat diejenigen Zugvögel besonders aus, die in der betreffenden Zeit in der Umgegend vorkommen. — Wo käme eine solche Ermunterung zur Beobachtung der Natur bei uns vor? Und haben wir's etwa weniger nötig?

Ich meine, wir brauchen derart künstliche Anregung und Unterrichtung umsomehr, je schwieriger und seltener die Gelegenheiten zu natürlicher Befriedigung des Hungers nach Anschauung und nach vergeistigtem Naturgenuß zu erreichen und auszukosten sind. „Künstlich“ — gewiß, es ist ein unangenehmes Wort und schmeckt so nach Sanatogen und Hämatogen. Aber lassen wir uns davon nicht anfechten, denn was ist in unserer heutigen Kultur nicht alles künstlich und muß es sein? Alles städtische Leben, der Untergrund und Nährboden jeder feineren Kultur, kommt notwendig gerade dann an die Grenze des Künstlichen und über sie hinaus, wenn es die natürlichen Produktions- und Ernährungsgrenzen seines umgebenden Landes überschreitet. Soweit sind wir längst. Sollen wir grämlich zaudern und zagen: leider!? Wir müssen vorwärts, müssen mit der Maschine mutig hinein in die neue Zeit, die neue Zukunft. Und das Museum mit uns, das Museum der Großstadt zuerst.

Denn es gilt, in der mehr oder minder künstlichen Existenz des Großstadtmenschen das Bewußtsein dieser Künstlichkeit, die Sehnsucht nach dem Ursprünglichen wach zu erhalten. All das, was der ursprüngliche Mensch, was der Bauer, der Hirt, der Jäger und Fischer sozusagen durch alle Poren unbewußt aufnimmt und als Naturerfahrung verarbeitet, von Kindheit an durch tausend Spiele und Hantierungen kennen lernt, ohne Lehre, diese „angeflogene“ Erbweisheit und Sicherheit, diese seelischen Schutzformen eines uralten Anpassungsverlaufes treten beim Großstädter mehr und mehr ins Innere zurück, bleiben oder werden latent, neigen wenigstens dazu. Es tritt ganz unzweifelhaft eine Verarmung ein, die zur geistigen und seelischen Verödung genau so [illegible] führen kann, wie zur Einbuße an physischer Kraft und Gesundheit. Noch ist es ja lange nicht so weit, denn noch deckt der [illegible] Zufluß vom Lande das Minus leicht und schnell. Aber es ist, [illegible], doch schon ein Wirtschaften mit dem Kapital der Volkskraft, denn die Zeiten, wo der Bauer [illegible] die Masse des Volkes bildete, sind einstweilen vorbei: die Wagschale der Städter sinkt, sie sinkt von Jahr zu Jahr tiefer. [illegible], mit denen, ob man will oder nicht, gerechnet werden muß.

Und da ist es denn von ungeheurer Wichtigkeit, ob diese Masse der Kultur gewonnen oder verloren sein soll. Ob sie als Trägerin der nationalen [illegible] des deutschen Wesens in der Welt behaupten und [illegible] wie das unser Bauerntum Jahrhunderte hindurch [illegible]. Ob das soziale Bildungsideal, mit [illegible] Ausdenkens an des Jahrhunderts [illegible] Kraft und Schwung genug be-

halten soll, ihn auch ins zweite Jahrhundert hineinzubegleiten, ihn emporzuleiten

In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloß'nem Sinn, mit Geistesfülle
Voll milden Ernsts, in tatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit . . .

Ist diesem Ideal gegenüber das Museum der Vergangenheit trotz aller Anläufe über Gebühr zurückgeblieben, so besinnt sich das der Gegenwart ernsthaft auf seinen Arbeitsanteil, und das der Zukunft wird, so darf man aus der heutigen Bewegungsrichtung hoffnungsvoll schließen, eine Tatkraft entwickeln, die den Museumsbegriff zu etwas lebendig Empfundenem machen wird, in Stadt und Land. Denn von den Städten aus wird die Eroberung auch des Landes für die Museen als Stätten einer Volksbildung geschehen, wie sie Schiller wohl noch nicht im Sinne hatte. Wünschen und wirken wir, daß der deutsche Mensch der Zukunft der Eroberung durch das Ideal schlechtweg, im besonderen durch das Museumsideal der Zukunft zugänglich sei.

Dresden. **Eugen Kalkschmidt.**

Bücher.

Otto Stoeßl: Kinderfrühling. Novellen. Berlin, Bard, Marquardt & Co.

Von den elf Skizzen, die dieser Band enthält, hat mir am besten die zweite, „Aus der Schule“ betitelte, gefallen — vielleicht schon aus einem äußeren Grunde: sie ist nämlich die einzige breiter angelegte und im einzelnen ausgeführte Erzählung. Die Geschichte von dem Wiener Lehrer und von der sonderbarsten seiner Schülerinnen ist voll tiefen seelischen Gehaltes und ganz unvergleichlich eindringlich erzählt; eine völlige Lebenswahrheit durchdringt sie in allen ihren Teilen: von der gelungenen Schilderung des sommerlichen Klassenausfluges am Anfang bis zu der schrecklich trüben Schlußszene. Wird uns in der beklagenswerten Romana Thüringer, der Heldin dieser Geschichte, ein Kinderherz vorgeführt, dessen wild und einsam erblühender Frühling jäh ersterben muß, so bieten die anderen durch die Gleichheit des Stoffes zusammengeknüpften Skizzen sonnigere Lenzesbilder: hieher gehören „Am Brunnen“ (S. 47), den Triumph eines Kinderherzens über erwachsene Brutalität verherrlichend, und „Musik“ (S. 55), worin auf schöne Weise die Verbindung der Gegenwart mit unbewußt geahnter Zukunft, wie sie sich im Herzen des Kindes vollziehen mag, poetisch verwertet worden ist. Ueber zwei anderen Skizzen — „Fragment aus den Erzählungen eines jungen Mannes“ (S. 3) und „Schmetterlingsjagd“ (S. 39) — liegt trotz der sonnigen Stimmung der umschleiernde Hauch wehmütigen Erinnerns. Alle die eben erwähnten Erzählungen Stoeßls sind gleicherweise durch Lebenswahrheit ausgezeichnet: ihr Verfasser besitzt eine ganz vortreffliche Beobachtungsgabe, die ihn die geheimnisvolle Welt des Kindergemüts wunderbar erfassen und wiedergeben läßt; ebenso ist das Wienertum in so vielen kleinen, aber höchst charakteristischen Zügen kaum übertreffbar gezeichnet. — Der zweite Teil des Bändchens umfaßt sechs „Reise-Augenblicke“ benannte Skizzen, von denen fünf italienischen Städten — Rom, Venedig, Pisa, Florenz, Bologna — gewidmet sind. In ihnen offenbart sich eine schöne Begabung, Stimmungen durch das Wort festzuhalten, landschaftliche und seelische Augenblicksbilder mit Worten zu malen. Aber Stoeßls Vorliebe für kurze Sätze, die mitunter dort, wo zahlreiche elliptische Satzgebilde, ohne Prädikat, hingeworfene Wortgruppen, eine halbe Seite füllen, zur Manier zu werden droht, hat den schönsten dieser Reiseskizzen mehrfach geschadet. Es wäre schön, wenn dieser zerflatternde Stil sich wieder völlig sammeln wollte.

Dr. Egon v. Komorzynski.

Jonas Lie: „Lindelin“. Novellen. Aus dem Norwegischen übersetzt von Ernst Brausewetter. Berlin, Bard, Marquardt & Co.

Die vorliegenden Novellen, deren erste der Sammlung ihren Namen gegeben hat, werden den mächtigen und sympathischen Eindruck, den Lies Schriften allenthalben hervorgerufen haben, noch verstärken. Lie ist auch hier wieder ganz Norweger. Nur die Erzählung von der schönen, männersüchtigen Lindelin, deren Liebe gleich einem mächtigen Feuer hoch auflodert und schnell wieder erlischt, mag einem anderen als dem norwegischen Boden entstammen, etwa Paris, wo Lie durch mehrere Jahre gelebt hat. Die übrigen Geschichten sind echte Kinder Norwegens, entstanden unter der nordischen Sonne, deren Strahlen wärmen, aber nicht versengen. In diesem milden, wohltuenden Lichte zeichnet Lie seine Landsleute und seine tiefe Liebe zum Volke, unter dem er aufgewachsen ist und dessen Leben er mit den Augen eines Dichters gesehen und mit dem Herzen eines Dichters beschrieben hat, ist sein größtes Verdienst. In den Novellen „[illegible]“, „In den blauen Bergen“ und „Norwegisches Hochgebirgsleben“ behandelt er den noch heute im Volke fortlebenden Glauben an die guten und bösen Geister der Berge und des Meeres, die in das Schicksal der Menschen entscheidend eingreifen. Dieser wundersame Märchenglaube, der beim Norwegervolke ein ganz eigenartiges Gepräge hat, erscheint mit der Seele des einzelnen Individuums so eng verknüpft, daß man nicht daran zu rütteln wagt. Man scheut auch zurück, diesen Märchenglauben einen Aberglauben zu nennen; er mutet an wie eine tiefe, mit inniger Begeisterung aufgenommene Religion, die man nicht nehmen darf, ohne etwas dafür zu geben. Was bliebe auch übrig? Ein trauriges Dasein, gefährdet durch Sturm auf der See, durch Schnee und Eis im Gebirge — „nur eine Stätte für schwere Arbeit [illegible] Mühen!“ In der plastischen Darstellung der [illegible] in der natürlichen Wiedergabe ist Lie Meister [illegible] der Novelle vom „Bootsmann [illegible]“ [illegible] sind, daß man sie deutlich [illegible] ein Leben voll [illegible] der norwegischen [illegible]

frei und offen, von treuer Liebe und Hingebung zum Mann erfüllt, und dabei doch von männlicher Energie. Wollte man die Handlung der einzelnen Novellen erzählen oder einen Gedanken aus dem Zusammenhang lösen, so erginge es einem wie dem armen Negerhäuptling, der seinen Landsleuten Schnee mitbringen wollte, und als er in die Heimat kam, nichts hatte, als eine Flasche trüben Wassers. Die Kritik hat hier keine andere Aufgabe, als zum Lesen anzuregen. Diese Novellen wollen aber nicht bloß als Kunstwerke, als das Produkt dichterischer Phantasie gelesen sein, sondern auch als tiefe, soziale Studie von Norwegens Land und Leuten. In diesem Sinne mag auch das Wort Hermann Bangs gelten, der einmal gesagt hat: „Das norwegische Haus ist gebaut und Jonas Lie ist von den Baumeistern der beste“.

Norbert Wien.

Revue der Revuen.

„Ost-Asien.“ Diese in Berlin erscheinende Monatsschrift eines Japaners bringt Aeußerungen des Marquis Ito über den russischen Eroberungsversuch im Jahre 1860. Es heißt da u. a.: „Als im Jahre 1860 die aus Olga gekommene kleine russische Fregatte „Possadnik“ im Hafen von Takeshiki auf Tsushima landete, war ich 19 Jahre alt und befand mich in Yedo, dem heutigen Tokio. Es war wunderbar, welche Aufregung dieses eine hölzerne Schiff verursachte. Der Fürst So auf Tsushima sandte täglich Eilboten nach Yedo, wo man in große Verlegenheit kam und nicht wußte, was man tun sollte. Nun traf der englische Admiral Hove, den der Gesandte Sir Rutherford Alcock beauftragt hatte, mit dem Sekretär Olifant nach Tsushima zu fahren, in Fuchu auf Tsushima, der Residenz des Fürsten So, ein. Er verlangte, den Clan-Minister zu sprechen, aber man verweigerte dieses, weil derselbe einen Fremden nicht empfangen wollte. Nachdem mehrere Tage verflossen waren, fragte der Sekretär, ob ein russisches Kriegsschiff in Tsushima sei, doch wurde diese Frage aus Furcht vor den Russen von einem Beamten mit „nein“ beantwortet. Da die Engländer sagten, es sei ihnen bekannt, daß Fürst So täglich Eilboten nach Yedo gesandt habe, erhielten sie endlich nach langem Zögern eine bejahende Antwort, doch wurde ihr Verlangen, man möge sie dorthin begleiten, wo das Schiff vor Anker liege, nicht erfüllt. Nun gingen die Engländer selbst auf die Suche und fanden die Russen in Takeshiki. Der englische Admiral bemerkte sofort, daß die Russen, in der Absicht, Besitz von der Insel zu ergreifen, auf einem Berge ihre Flagge gehißt hatten. Auf seine Frage erklärten die Russen, sie wollten die japanischen Verhältnisse studieren. Nach der Landung sah er aber, daß die Russen überall mit landwirtschaftlichen Arbeiten begonnen hatten, was ihre Antwort in sonderbarem Lichte erscheinen ließ. Er ersuchte deshalb die Russen, die Insel zu verlassen, der russische Kapitän weigerte sich jedoch und erwiderte, daß er das nur tun könne, wenn er von seinem Admiral, der in der Olga-Bay liege, den Auftrag dazu erhalte. Admiral Hove fuhr nach der Olga-Bay und sprach mit dem russischen Admiral. Dies hatte zur Folge, daß der Kapitän der „Possadnik“ angewiesen wurde, Tsushima zu verlassen. Heute sind die Verhältnisse ganz anders: Zu Lande und zu Wasser werden die Russen fast täglich von uns angegriffen und fast jeder Angriff bedeutet eine russische Niederlage. Wir fürchten nicht die ganze russische Flotte und die ganze russische Armee, noch viel weniger ein einzelnes hölzernes Schiff.“

„Revue Belgique“. Ein bemerkenswerter Artikel von Léandre Baillat über „Taine, Stendhal und Italien“, worin an der Hand vieler Belege der Nachweis erbracht werden soll, daß Taine ein beinahe sklavischer Nachahmer von Stendhal gewesen sei, dem er seine besten Ideen verdankte. Baillat geht sogar so weit, zu behaupten, daß alle Theorien, die Taines Vorträgen an der „École des Beaux-Arts“ zugrunde lagen und in der zweiten Hälfte der Sechzigerjahre so großes Aufsehen erregten, aus Stendhals Schriften geschöpft waren. Nur standen sie dort als freie Betrachtungen, während Taine sie in ein System brachte. Aber nicht genug an diesem Plagiat, ging Taine nicht einmal gewissenhaft mit dem Vater seiner Ideen um und entstellte — wie der Verfasser des Artikels an mehreren Beispielen erweist — den ursprünglichen Sinn oft geflissentlich, um sich auf Stendhals Kosten ins günstigere Licht zu setzen. Uebrigens hat schon einmal der Stendhal-Biograph Chuquet darauf hingewiesen, daß Taine die vielen Gedanken, die Stendhal achtlos verstreute, aufgelesen und zusammengefaßt hat, und wenn Baillat in seinem Angriff auch zu weit gehen mag, so wird doch durch seinen Artikel Taines Bedeutung als schöpferischer Geist sehr erschüttert und man muß zweifeln, daß es gerechtfertigt ist, ihn Denkern wie Renan und Michelet an die Seite zu stellen.

In klarer Nacht.

Von B. Mrštík.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen von Annie Aurednicek.

Es war ein stiller, heller Abend im Mai.

An der Luft glänzte noch ein wenig Licht, aber nur mehr ein schwacher, nebeliger Dämmerschein des Tages, der [illegible] erstarb. Der Himmel war immer noch klar und [illegible] zog bereits die Nacht dahin. Die Farben wurden [illegible] erbleich, der Boden tauchte im Dunkel. Und in die [illegible] ertönten mit einemmale die Glocken ihr feierlich erhabenes [illegible] sie es nur in reiner, abendlicher Frühlingszeit ertönen [illegible] war gerade Sonnabend — alle Glocken klangen.

Auf der kleinen Brücke vor dem Schloßgarten unter[illegible] Dorfjugend; gedämpft klang das Lachen in der abendlichen [illegible]

„Martin, du gehst schon?“ riefen die „Buben“ [illegible] einen wie ein Maibaum gewachsenen Burschen nach. [illegible] langen, grauen Weste, den fest gespannten Beinkleidern [illegible] stiefeln kleinen Schrittes sich entfernt . . .

„Muß schon die Pferde in Ordnung bringen“, warf Martin hin und lächelte selbstgefällig.

Der gute Junge log! Die Pferde waren längst besorgt und alle Arbeit getan.

„Der Teufel weiß, was er vor hat“, lächelten die auf der Brücke. „Der wird die Pferde heute nicht sehen.“

„Gewiß nicht!“

Und er sah sie wirklich nicht! Er schlüpfte geschmeidig durch das Tor, an den Ställen vorbei, durch den Hof und stand plötzlich im Dorf vor einer schindelgedeckten unansehnlichen Hütte, mit zwei Fenstern gegen den Westen hin, mit einem Fenster, das gegen Süden lag, und noch einem kleinen Fensterchen auf die Ostseite hinaus. An dieses schlich er heran, klopfte aber nicht gleich an, sondern neigte sich über den Bretterzaun in den Hof und hustete. Babuscha erblickte ihn, tat aber, als sehe sie ihn nicht, schloß das Pförtchen vom Hof und verschwand im Flur.

„Babuscha . . . Babuscha!“

Sie meldete sich nicht. Ihre nackten Füße huschten durch den Flur, und verschwunden war sie.

Und sie hatte versprochen hinauszukommen, sobald das Aveläuten zu Ende war!

„Kannst dann kommen, Martin,“ hatte sie ihm gesagt, „mußt aber anders sein, als du 's letzthin warst, das sag' ich dir“, drohte sie mit Augen und Finger.

„Na freilich!“ hatte Martin darauf erwidert, und das war ihre ganze Auseinandersetzung gewesen. Er erinnerte sich noch ihrer Augen, als sie sich im Tor umgewendet und den Hund davongejagt hatte, und es tat ihm schon leid, daß die Augen gelogen hatten, obwohl er erst kaum ein halbes Stündchen wartete . . .

Er fuhr mit der Hand über die Augen und blickte herum. Es schien ihm, daß er schon eine Stunde warte. „Noch ein Weilchen werde ich warten und dann will ich sie mit keinem Auge mehr ansehen — die falsche Katze —“

Er brach einen Akazienzweig, zupfte die spitzigen Stacheln ab, wandte sich mit dem Rücken zur Hütte und war im Geiste schon auf dem Rückweg begriffen. Und nie mehr, nie mehr würde er hieher zurückkehren. Und wenn sie Blut weinen sollte — er wird sie nicht ansehen. Er wird bis dreißig zählen; wenn sie bis dahin nicht kommt, dann macht er sich auf und geht davon.

Er zählte; kam bis fünfzehn, zwanzig, gab noch einmal dreißig hinzu, dann nochmals dreißig, und als sie auch dann nicht kam — wartete er weiter.

Die Sterne leuchteten bereits am Himmel, Maikäfer summten auf allen Seiten und schwebten durch die blühenden Gärten. In den Wäldern erklangen Psalmlieder der Nachtigallen, auf den Wiesen ließen die Frösche ihren Choral erschallen. In langen, rasselnden Tönen schwebten die Stimmen empor, ergossen sich von einer Tonart in die andere und pilgerten im Rauschen der Pappeln alle auf einmal zum gestirnten Himmel hinauf.

Es mochte neun Uhr abends sein. Die Wälder wurden schwarz, die Gegenstände verloren ihre letzte Farbe, der Horizont seine Gestalt. Die Wege wanden sich nur noch wie weißliche Streifen durch das Tal, die Bäume lagen wie aus Papier geschnitten dicht hintereinander. Und je tiefer sich das Dorf gegen das Tal neigte, desto tiefer waren die Schatten, desto dunkler die Finsternis.

Bäume, Wälder, Wiesen, Felder lagen traurig da. Ein Sturmwind erhob sich, klapperte wie der Knochenmann im Geisterauch. Die emporgewirbelten Blätter schwebten eine Weile über der Erde, dann warf sie der Wind in die Luft und schleifte sie wie im Spiel in das Gras. Auch dort lag die Dunkelheit, tiefes, schwarzes Dunkel . .

Das Dörfchen kauerte am Grunde des Tales, als lebte es gar nicht. Still und stumm war es. Erst nach einer Weile erschollen von nah und fern, wie auf ein gegebenes Zeichen, vereinzelte Rufe. Türen wurden geschlossen, Leute riefen die Hunde nach Hause, Tore wurden verriegelt; hie und da blitzte in den Fenstern das Licht der Lampen auf. In den kleinen Hütten lärmte es noch; aber auch da erloschen die Lichter, und nur noch ein Fenster, gerade gegenüber, blieb erleuchtet. Durch das Fenster konnte man den Tisch sehen, die Familie, wie sie um den Tisch saß, die Hand, die sich gegen die Mitte des Tisches ausstreckte [illegible] die dampfenden [illegible], die zum Munde geführt wurden, zu den Lippen, die noch im Gebet [illegible] . . .

Dann erlosch auch dies [illegible] und vom [illegible] flimmerten nur winzige, hie [illegible] dort kleinere Sterne. Ueberall ward [illegible] Das Vieh im Stall [illegible] [illegible] Und [illegible] Am Ende des Dörfchens [illegible] In ihren Zeilen [illegible]

Erde gestreut. Ein Teil ihres Scheines bebte in der glatten Oberfläche des Baches unten; auf Erden war es öde, schwarz unter der weiten Himmelswölbung, feierlich wie in der Kirche. Und mit dem abendlichen Dunkel legten sich Schatten auch auf die Seele; den Schatten folgten Nebel, den Nebeln die süße, ergreifende Finsternis, wo der Geist in Träumen sich wiegt. Die große, feierliche Stille der Maiennacht, da das Herz aus nächster Nähe sein eigenes Klopfen vernimmt und man aus der Ferne, über die Höhen und Abhänge, eine Stunde Weges weit die Turmuhr herübertönen hört . . .

Unter dem Akazienbaum richtet sich eine junge Gestalt auf, rückt den Gürtel zurecht, wirft einen Blick auf die weiße Mauer der Hütte und schreitet mit lärmendem, dröhnenden Schritt über den kleinen Rasen. Sie verschwindet in der Finsternis. Auf dem Hof erschallt das Bellen des Hundes . . .

Schade, daß Martin nicht länger gewartet hat.

Gegen zehn Uhr etwa hätte er gesehen, wie auf der entgegengesetzten Seite des Himmels, auf welchem er gegen Abend die Sonne hatte untergehen sehen, es von neuem zu dämmern begann. Aber nicht so wie am Morgen, wenn es Tag wird. Anders war es, viel trauriger, viel düsterer. Ueber den Kamm des Waldes glitt der erste silberne Strahl, ihm folgte der zweite, der dritte, ein ganzer Flecken Silber zwang sich durch das schwarze Geäst. Einige warme, milchweiße Wölkchen taumelten in den lichten Höhen, und die Sterne wurden schon bleicher, die Wälder blau, die Tiefen füllten sich mit magnesiumfarbenem Schein. Und ehe das Auge sich's versah, tauchte eine ganze goldene Fläche aus den Wäldern, ein ganzer Baum mit schwarzem Stamm und malerisch fächerartig ausgebreiteten Zweigen, gleich einem schwarz gemalten Bildchen auf gelbem Grund, stellte sich im goldig glänzenden Osten auf. Der Mond schwang sich auf — und bleiches Licht ergoß sich über die Berge, die Erde schwamm leuchtend empor und hob sich hell und weiß zu den Sternen hinauf, von stillen und lichten Nebeln umschlungen.

„Haj, wie die Hütten glitzern!“ tönte es plötzlich durch die leuchtende Stille, und nur die Sterne am Himmel sahen, wie im Mondschein ein etwa sechzehnjähriges Mädchen vor die Schwelle der Hütte trat; Babuschka war es, mit ihren nackten Ellenbogen, mit den kurzen Aermeln, im kurzen roten Röckchen, das ihre gebräunten Füßchen kaum zur Hälfte deckte. Sie lief hinaus, als wolle sie nur die flimmernden Wälder und das Dörfchen im Lichtschein sehen; verwundert, fröhlich blickte sie herum, guckte um die Ecke ihrer heimatlichen Hütte, stützte in naiver kindlicher Verwunderung die Arme in die Hüften und sah zu, wie die Hütten ringsum brannten! . .

Wie schön war es in diesem Augenblick in dem heimatlichen Tal! Das Lächeln erstarb auf ihren Lippen, ein feierliches Gefühl zog ihr Herz zusammen . . . So still war es ringsum, kein Blättchen regte sich, und nur das ergreifende geheimnisvolle Licht ergoß sich von der Höhe, überflutete den Boden mit Silberglanz, tauchte die weißen Wände der Hütten in hellen Schein. In ihrem roten Rocke selbst ganz weiß, stand sie im Licht und war nicht imstande, ihre Augen von der Höhe abzuwenden. Als sie niemanden in der Nähe sah, ging sie wieder zum Pförtchen zurück, legte den nackten Arm auf die an die Hütte angebaute Mauer, fuhr mit der Hand über die Wange und blickte lange, lange in die hellen Wiesen, wo schwarze Weidenstämme sich in Nebeln wälzten, auf die wogenden Felder, auf denen das junge Getreide duftete, und auf die glänzende Oberfläche des Baches, in der sich der Mond wie in einem Spiegel besah und in dessen lichtem Schein die kräuselnden Wellen gleichsam nach seinem Golde haschten, es Stück für Stück davontrugen und im kühlen Schoße der Tiefe bargen . . .

Das alles hätte Martin gesehen, wenn er nur ein Weilchen gewartet hätte! Und weil er nicht da war, Babuschka nichts hörte als die Nachtigall, die im Schloßgarten sang, als bewege sie sich im Traume, so blickte sie hinauf, hinunter, ließ die Mauer los, und nur die Rosen im Garten hörten, wie ihre Schritte über die Schwelle huschten, wie das Pförtchen knirschte, wie sie sich nochmals mit kindlichem Lächeln in den Augen umsah; und die Hütte schloß sich hinter ihr. Babuschka verschwand und der Mond versuchte vergebens ihr zu folgen. Sie verschwand und ließ nur ein wenig Wärme auf der steinernen Schwelle zurück, auf welcher kurz vorher noch ihre Füßchen gestanden.

Es war schon spät. Der Nachtwächter von Polhradic blies die elfte Stunde.

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

OESTERREICHISCHES ERZEUGNIS! NEUHEIT!
KLEINOSCHEG DERBY SEC

Die Zeit.

XL. Band. | Wien, den 3. September 1904. | Nummer 518.

Staats- und Armeesprache.

Der letzte Sprachenerlaß des Kriegsministeriums, der einen völligen Rückzug der deutschen Armeesprache vor der siegreich nachdrängenden ungarischen Staatssprache bedeutet, hat wieder einmal gezeigt, in welch verschiedenem Tempo sich die politische Entwicklung der beiden Reichshälften bewegt. In Oesterreich, wo vor hundert Jahren die faktische Geltung der deutschen Staatssprache von keiner Seite mehr bestritten wurde, ist deren gesetzliche Anerkennung heute noch nicht durchgesetzt, ja, wir sind ferner davon als je. In Ungarn aber, wo vor hundert Jahren das Magyarische in den gebildeten Kreisen kaum noch als Nationalsprache anerkannt wurde, wo es erst seit zwei Menschenaltern eine magyarische Amts- und Geschäftssprache, erst seit einem Menschenalter eine Staatssprache gibt, ist deren Stellung heute bereits eine so feste und sichere, daß selbst die konservativen, das Althergebrachte zäh verteidigenden Militärkreise sich der neuen Sachlage anbequemen müssen. Die ungarische Armeesprache — und mit ihr die Zweiteilung der Armee — rückt näher und näher. Was das besagen will, was das für eine Umwälzung ist, was für einen ungeheuren Machtzuwachs das Magyarentum hier in erstaunlich raschem Fortschreiten errungen hat, das kann man erst ermessen, wenn man auf die sprachenpolitischen Verhältnisse Ungarns in den Tagen unserer Großväter zurückblickt.

Aus dem Jahre 1804 ist uns ein höchst charakteristischer Ausspruch eines ungarischen Pädagogen überliefert;*) ein Pater Josef Horvath, der mit der Erziehung der jungen Grafen Karolyi betraut war, entwarf damals einen Unterrichtsplan, in dem es heißt: „Da wir es hier mit einem ungarischen Kinde von Stellung zu tun haben, so betrachten wir Ungarisch und Deutsch als Muttersprachen." Der utraquistische Erzieher hätte mit Fug noch eine dritte „Muttersprache" hinzufügen können: das Lateinische. Jedenfalls war unter diesen drei Sprachen gerade die ungarische diejenige, die von der vornehmen Gesellschaft des Landes am wenigsten gekannt und gesprochen wurde. Und das war zu einer Zeit, als in Ungarn bereits eine lebhafte Bewegung zu Gunsten der Wiedererweckung der nationalen Sprache und Literatur im Gange war. Die eine wie die andere waren den höheren Schichten fremd geworden, so fremd, daß die Magnaten des Oberhauses sich durch Jahrzehnte den Anregungen und Beschlüssen des Abgeordnetenhauses widersetzten, das die Volkssprache zur parlamentarischen Verhandlungssprache erhoben wissen wollte. Die Aristokratie schien noch zu Anfang des XIX. Jahrhunderts für die nationale Sache verloren und einem unaufhaltsamen Germanisierungsprozesse verfallen. Reiche Kavaliere, die in Wien als freigebige Gönner des deutschen Theaters bekannt waren — Esterhazy, Palffy — ließen die heimatliche Dramatik und Schauspielkunst teilnahmslos verkümmern. In Pest wurde 1808 ein neues, großes Theater gebaut, aber nur für deutsche Aufführungen, während die ungarische Schauspielergesellschaft in einer elenden Bretterbude spielte. Die Reichen und Vornehmen empfanden es als einen lästigen Zwang, unter dem Drucke der wachsenden Nationalbewegung dann und wann einmal ungarisch sprechen zu müssen. Die Damenwelt wollte vollends davon nichts wissen. In dem zitierten Buche von Wertheimer findet sich eine bezeichnende Anekdote aus jener Zeit. Als die Witwe des Grafen Johann Csaky nach dessen Tode, Ende 1801, zur Ordnung ihrer Angelegenheiten nach Siebenbürgen reisen mußte, führten ihre Geschäfte sie zum Gouverneur Grafen Banffy. Dieser sprach sie deutsch an, in der bestimmten Voraussetzung, daß die Gräfin nicht ungarisch verstehe; sie antwortete aber ungarisch. „Was höre ich" — rief der Gouverneur erstaunt — „eine ungarländische Dame spricht ungarisch und nicht deutsch?!" Im gesellschaftlichen Verkehr herrschten das Deutsche und das Französische vor, im politischen Leben das Lateinische. Dieser Sprache mächtig zu sein, galt für eine selbstverständliche Qualität jedes gebildeten Ungarn. Es war die Geschäftssprache der Aemter, die Verhandlungssprache des Reichstages. Allerdings war es ein Latein, das sich den besonderen Bedürfnissen und Gewohnheiten dieses mannigfaltigen Gebrauches hatte anpassen müssen und dabei stark aus den klassischen Fugen geraten war; aber eben deshalb wurde dieses wunderliche Latein als eine Art „Nationalsprache" in Ehren gehalten und galt vielen guten Ungarn als kostbarer teurer Besitz. Es hatte auch den politischen Vorteil, die Verschiedenheit der Nationalitäten im Lande zu übertünchen und jeden Sprachenstreit überflüssig zu machen.

Die magyarische Nationalbewegung hatte sich also — wofür es wohl kein zweites Beispiel in der Geschichte gibt — gegen eine doppelte sprachliche Fremdherrschaft zu kehren: gegen die Germanisierung und gegen die Latinisierung. Und merkwürdigerweise war der Kampf gegen die tote Sprache viel schwerer und langwieriger, als der gegen die lebende. Die Abneigung gegen das Deutsche war leicht zu wecken, die Neigung für das Lateinische schwer auszurotten. Im übrigen kostete auch die Zurückdrängung der deutschen Sprache, namentlich bei der Bevölkerung der großen Städte, Anstrengungen genug, denn hier war, wenn auch kein politischer, so doch ein kultureller Widerstand zu überwinden. Pest war zu Anfang des XIX. Jahrhunderts noch eine völlig deutsche Stadt und blieb es noch lange, nicht anders auch Preßburg, Oedenburg; die Bildung, die Lektüre der städtischen Mittelklasse war durchweg deutsch. Man mag aus vielen Gründen die Veränderungen, die seither eingetreten sind, bedauern, aber man wird der Stärke des magyarisch-nationalen Geistes, der schließlich auf der ganzen Linie siegte, die Bewunderung nicht versagen können. Schritt für Schritt drang das Magyarentum mit ausdauernder Konsequenz auf dem Wege vor, der zur nationalen Staatssprache führte. Nach 1807 konnte eine solche Forderung des Reichstags von der ungarischen Hofkanzlei „ganz beseitigt" werden, weil aus historischen und praktischen Gründen „die lateinische Sprache in Ungarn nicht vernachlässigt werden dürfe." Nach 1830 ließen sich die Magnaten nur widerwillig dazu bestimmen, der ungarischen Sprache einen Platz neben der lateinischen einzuräumen. Drei Jahre später konnte bereits mit Zustimmung des Oberhauses — sie ward freilich ungern gewährt — der König gebeten werden, die Abfassung der Gesetze und Adressen in ungarischer Sprache zu bewilligen. Und in der Session 1839/40 wurde zum erstenmale die Adresse an den König und die königliche Antwort ungarisch vorgetragen. Wohl kam in derselben Stunde, in der endlich die Sprache des alten Rom jener des modernen Ungarn weichen mußte, auch der Nationalitätenkampf zum Ausbruch; aber die Kroaten, die sich mit leidenschaftlichem Grimme für das neutrale Latein und gegen die Hegemonie des Magyarischen erhoben, standen auf verlorenem Posten. Ueber die Schlachtfelder des Bürgerkrieges hinweg, über die Opfer und Leiden der Bach'schen Reaktion, ging das Magyarentum zukunftssicher dem Triumph von 1867 entgegen. Sobald einmal der ungarische Staat in alter Selbständigkeit wieder aufgerichtet war, überdies mit dem neuen Rüstzeug der ungarischen Staatssprache ausgestattet, ergab sich alles Weitere mit logischer Folgerichtigkeit von selbst. Die Armeesprache muß nicht die Staatssprache mit sich bringen, das sehen wir in Oesterreich; aber die Staatssprache zieht die Armeesprache nach sich, das sehen wir in Ungarn. Denn das Ganze des Staates beruht auf den Grundlagen der bürgerlichen Einrichtungen und auf dem Volksgeiste, der in ihnen lebendig wirkt. Wenn man vergleicht, was innerhalb unserer Monarchie das Deutschtum unter günstigen Voraussetzungen verloren, das Magyarentum unter schwierigen Verhältnissen gewonnen hat, dann wird man zugeben müssen, daß politische Befähigung nicht immer mit kulturellen Gaben Hand in Hand geht und daß jene im Völkerleben oft mehr nützt als diese.

E. W.

Die Krankheit des Wirtschaftskörpers.

Von Michael Flürscheim (Auckland, Neuseeland).

I. Der Zirkulationsprozeß.

Die Krankheit unseres Wirtschaftskörpers, auch „die soziale Frage" benannt, ist eine des Zirkulationsprozesses; das heißt der Güterverteilung, im Sinne der Beteiligung der verschiedenen Klassen der Bevölkerung am Produktionsertrag, nicht im Sinne des Transport und Hand[illegible].

Die Ueberfüllung des Zwischenhandels zeigt uns, daß der Hand[illegible] nicht hinter den ihm gestellten Ansprüchen zurückgeblieben [illegible] und die Fortschritte im Transportwesen sind zu bekannt, als daß [illegible] hierauf mehr als vorübergehend einzugehen. Vor allem bedarf es keiner näheren Ausführung, wie die Erfindung der Dampf[illegible] im überseeischen Verkehr revolutionierend gewirkt hat. [illegible] rade die [illegible]

Weit eingreifender war aber die Eisenbahn in der Revolutionierung des Verkehrswesens. In den Vereinigten Staaten Amerikas, wo die Frachtzüge weit schneller fahren als bei uns und mittels stärkerer Lokomotiven größere Lasten befördern, bewältigt ein Mann etwa die tausendfache Last wie der Fuhrmann der Zeit unserer Großväter. Es handelt sich also hier um eine 100.000prozentige Ersparnis von Menschenkraft, denen kein entsprechend größerer Arbeitsaufwand für das Betriebsmaterial oder den Bahnbau gegenübersteht. Im Gegenteil dürfte auch hier eine bedeutende Ersparnis vorhanden sein. Mindestens ist dies bezüglich des Betriebsmaterials festzustellen. Man hat hier zu bedenken, daß der Eisenbahnzug Tag und Nacht fährt und per Stunde etwa zehnmal so weit kommt wie der alte Frachtwagen auf der damaligen Durchschnittschaussee, der kaum mehr als höchstens 40 Kilometer im Tag fuhr, im Durchschnitt aber nur 22 Kilometer.*) Hundert 200 Zentner-Waggons mit ihren Lokomotiven nehmen also nicht nur die Last von 500 der alten Frachtwagen mit, sondern, weil Tag und Nacht laufend, dreimal 500, also die Last von 1500, und dann in Amerika noch zehnmal 1500 infolge der größeren Schnelligkeit. 15.000 Frachtwagen mit 30.000 guten Pferden bespannt, kosten aber wohl zehnmal so viel wie 100 Eisenbahnwaggons mit ihren Lokomotiven und verursachen entsprechend mehr Erhaltungskosten. Auch der Schienenweg nebst seinen Erhaltungskosten kommt schwerlich teuerer, Last für Last, als die Chaussee, wahrscheinlich billiger.

Wenn man bedenkt, daß das Transportwesen zu Land während Jahrtausenden nicht den geringsten Fortschritt, eher Rückschritte zu verzeichnen hatte, daß der Anfang des XIX. Jahrhunderts die Menschheit auf diesem Gebiete nicht weiter, in Bezug auf Straßenqualität eher mehr zurück fand als zur Zeit der Römerherrschaft oder selbst der Pharaonen — freilich die Ausgedehntheit des Verkehrsgebietes außer Acht lassend — so erhält man erst einen Maßstab dafür, was in einem einzigen Jahrhundert oder eigentlich halben Jahrhundert, erreicht worden ist. Ohne hier untersuchen zu wollen, wie weit der Fortschritt im Verkehrswesen mitwirkte, verzeichne ich die Tatsache, daß er auf allen Gebieten der Gütergemeinschaft mit diesem Fortschritte gleichen Schritt gehalten hat, was jedoch bezüglich der Güterverteilung nicht der Fall ist. **Diese ist entschieden hinter der Produktivkraft und Transportfähigkeit zurückgeblieben.** Ich sage absichtlich „Produktivkraft und Transportfähigkeit", nicht „Produktion und Transport", denn von einer wirklichen Ueberproduktion ist im großen Ganzen nicht die Rede. Wenn wir von Ueberproduktion sprechen, oder, was das Gleiche in anderen Worten sagt, von der zunehmenden Absatzschwierigkeit, die natürlich auch wieder eine ungenügende Inanspruchnahme der Transportmittel in sich schließt, so meinen wir damit nicht, daß zu große Warenvorräte auf Lager sind. Im Gegenteil haben sich die Vorräte in den Warenspeichern, wenn wir das Wachstum des Verkehres in Anschlag bringen, gegen die vorhergehenden Jahrhunderte, soweit Friedenszeiten in Betracht kommen, bedeutend vermindert. Zu einer Zeit, in der so viele Tage nötig waren wie heute Minuten, um einen Auftrag an den fernen Produzenten zu übermitteln, und weit mehr Wochen als heute Tage, um den Auftrag loko Auftraggeber auszuführen, mußten sowohl Fabrikant wie Grossist und Detailleur größere Vorräte halten als heute, wenn die gleiche Bedarfsgröße in Anschlag gebracht wird. Dies gilt nicht nur für Fabrikate, sondern auch für Rohmaterialien und Nahrungsmittel. Für letztere erscheint dies auf den ersten Anblick unwahrscheinlicher, weil eine Ernte heute geradeso wie früher aufgespeichert werden muß, um wenigstens so lange vorzuhalten, bis eine neue erwartet werden kann. Man vergißt hiebei jedoch, daß wir heute ansehnliche Mengen Nahrungsmittel aus einem Teile der Erde beziehen, der entgegengesetzte Jahreszeiten hat. Während man früher in London auf die Aufspeicherung des englischen Weizens vom letzten Herbst angewiesen war, der vorhalten mußte, bis der nächste Herbst eine neue Ernte brachte und sogar länger, weil eine lokale Mißernte nicht sofort durch eine reiche Ernte in einem entfernten Erdteile ausgleichbar war, kann man heute schon im Jänner auf argentinischen Weizen rechnen und wenige Wochen später auf den australischen. Man lebt also heutigentags mehr von der Hand in den Mund auf allen [illegible]

Unter dem Begriff „Ueberproduktion" verstehen wir also etwas ganz anderes als eine Ueberfüllung unserer Magazine mit Warenvorräten. Wir verstehen darunter das Vorauseilen der Produktivkraft vor dem Bedarf. Oder, um ganz korrekt zu sein, sagen wir lieber vor der Kaufkraft; denn Bedarf ist genug vorhanden, jedoch den Bedürftigen fehlt die Kaufkraft. [illegible]

[illegible] die große, soziale Frage des XX. Jahrhunderts [illegible]

[illegible]

noch in dem Wahn befangen ist, daß das heutige soziale Problem identisch ist mit dem der über das XIX. Jahrhundert zurückliegenden Vergangenheit, ist man nicht imstande, der Frage aller Fragen näherzutreten, der Frage, wie das Massenelend aus der Welt geschafft werden kann. Wer noch an den hergebrachten Begriffen haftet, den Produkten vieltausendjähriger Gewohnheit, wem dieses Massenelend noch in unzureichender Produktivkraft besteht, wem, in der prächtigen Ausdrucksweise des biederen Onkel Bräsig, die Armut der Poverté entspringt, der ziehe getrost die Schlafmütze über die Ohren, zitiere den Bibelspruch, nach welchem wir immer die Armen unter uns haben werden, schreibe das Elend der Faulheit, dem Trunke, der Dummheit zu und spotte über die Narren, die da glauben, es je aus der Welt schaffen zu können. Oder, wenn der Betreffende ein wenig aus den Töpfen einer Pseudowissenschaft genascht hat, tröste er sich mit der Malthus'schen Weisheit, wonach einem Naturgesetze zufolge die Bevölkerung die Tendenz hat, den Unterhaltsmitteln vorauszueilen, und wir also immer in einer relativen Uebervölkerung leben müssen, einerlei, wie sehr auch unsere Produktivkraft wachsen möge.

Was ich, trotz der Macht der Phrase, eigentlich nie recht begreifen konnte, ist die Tatsache, daß die gleichen Menschen oft im selben Atem, in dem sie uns die Erklärung der Not aus der Uebervölkerung auftischten, die Ueberproduktion als weitere Elendswurzel heranziehen. Als ob wir zu gleicher Zeit Armut wegen ungenügender und zugleich wegen zu reichlicher Gütererzeugung haben könnten!

Der Irrtum, der hier gemacht wird, ist dem Zusammenwerfen zweier Geschichtsperioden zuzuschreiben, welche zwar radikal von einander verschieden sind, aber so plötzlich in einander übergehen und obendrein noch innerhalb der Lebenszeit noch heute unter uns wandelnder Menschen, daß es unserer Generation nicht zu verdenken ist, wenn sie sich des scharfen Gegensatzes nicht mit voller Klarheit bewußt wird.

Noch das erste Viertel des verflossenen Jahrhunderts stand unter dem Zeichen der alten Geschichtsperiode. Die Produktivkraft der Menschheit war ungenügend, um Wohlstand für alle zu beschaffen, entweder wegen der Unvollkommenheit der Produktionswerkzeuge, sowie unausreichender Transportmittel, oder wegen Produktionshinderung durch Kriege, Elementarereignisse und schlechte Regierung. Auf diese Periode waren alle Elendserklärungen zugeschnitten, die uns meist noch in unserer Zeit als die in der Volksmeinung vorherrschenden begegnen. Sonderbar, daß so viele, die im Stolz des Alleswissens den alten Gespensterglauben abgeworfen haben, ohne es zu wissen, sich noch ständig mit den Gespenstern einer ins Grab der Vergangenheit versunkenen Wirtschaftsperiode abgeben und sie immer aufs neue zitieren, sobald aufgeweckte Denker ihnen mit dem Geisterbann der lebenden Wissenschaft entgegentreten. Freilich war jene so schnell uralt gewordene Zeit gar bequem. Daß, wo nichts ist, sogar der Kaiser sein Recht verloren hat, daß man bei leerem Tische hungern muß, war so einfach, daß sogar der Dümmste Bescheid wußte. Die Not aus Mangel bedurfte keiner scharfsinnigen Erklärung. Wo unter den günstigsten Verhältnissen nur knappes Auskommen für alle vorhanden war, da mußte bei störenden Ereignissen oder wenn einzelne mehr als ihren Durchschnittsanteil nahmen, Armut für Viele die Folge sein. Gerechtigkeit, Bruderliebe, Wohltätigkeit, Friedfertigkeit und so weiter, das war das Alpha und Omega der Sozialreform einer solchen Zeit. Jedes Kind konnte das verstehen.

Wie ganz anders aber hat sich die Aufgabe gestaltet, welche dem Diagnostiker der neuesten Wirtschaftsperiode zuteil geworden ist! So leicht sich das Elend aus einer ungenügenden Gütererzeugungskraft erklären läßt, so schwer muß es sein, die gleiche Erscheinung als Folge einer übermäßigen Produktivität zu erkennen. Ueberproduktion als Notschöpfer ist nicht so leicht faßbar. Fälle von Verschmachtung bei Dürre sind begreiflich, aber solche aus der Ueberschwemmung von Flußgebieten zu erklären, dürfte etwas weniger einfach sein.

Und nun genug der Vorworte; laßt uns an die Arbeit gehen!

Die uns vorliegenden Tatsachen sind also:

1. Eine durch technische Fortschritte riesig gestiegene Produktivkraft. Es ist schwer, die durchschnittliche Erhöhung dieser Kraft ziffermäßig zu fassen, doch glaube ich nicht zu weit zu gehen, wenn ich die Steigerung seit hundert Jahren auf das Zehnfache annehme. Wohl gemerkt, die durchschnittliche Steigerung. Es mag Gebiete geben, auf denen sie die Leistung nur verdoppelt hat, wofür sich wieder andere finden, auf denen das Hundert- und sogar Tausendfache erreicht wird. Ich habe jüngst eine Berechnung gesehen, wonach ein Arbeiter heute mehr als dreitausendmal so viel Gespinst per Tag liefert wie eine Handspinnerin; also in einem Tag so viel, wie diese in zehn Jahren. Freilich müssen wir die Arbeit an der Maschinenspindeln und der sie betreibenden Dampfmaschinen, d. h. also die Arbeit der solche erstellenden und in Stand haltenden Menschen in Anschlag bringen, wovon wir natürlich auch befreit sind, die Kosten der dreitausend Handspindeln und deren Instandhaltung abzuziehen. Ich glaube nicht zu hoch zu [illegible], wenn ich die Kosten einer Handspindel auf mindestens 20 Mk., [illegible] Mk. anschlage, und denke nicht, daß die Er[illegible] Spindeln ꝛc. per Arbeiter in [illegible] als ein Zehntel, also auf 6000 Mk. [illegible] der Dampfmaschine. Instandhaltung [illegible] und für sonstige Dienstleistungen rechne man

einen Mann per Spinner, um das obige Ergebnis zu erzielen, was gewiß das wirkliche Bedürfnis weit übersteigt. Es handelt sich immerhin noch um eine Nettovergrößerung der Produktion einer Menschenkraft auf das 1500fache oder mindestens auf das 500fache, wenn es sich nur um die tausendfältige und nicht um die dreitausendfältige Vermehrung des Spinnquantums handeln sollte. Bei meiner Schätzung einer durchschnittlichen Verzehnfachung stimme ich mit verschiedenen Nationalökonomen überein. Denen, die gerade auf einem Hauptgebiete, dem Ackerbau, skeptisch in Bezug auf Mehrleistung sind, bemerke ich, daß heute in den Prärien Nordamerikas 100 Männer den Weizen für 10.000 Konsumenten erstellen.

2. Eine bedeutend vermehrte Transportfähigkeit und Nachrichtenvermittlung.

3. Längere Friedensperioden und geringere Störung der Produktion in Kriegszeiten.

4. Größere Bildung und Intelligenz.

5. Bessere Regierungen.

6. Bessere Organisation in der Produktion und dem Vertriebe. Daß die viel verschrieenen Trusts, bei denen wir später kurz verweilen werden, einen großen Fortschritt in dieser Richtung bilden, einerlei, welches ihre sozialen Wirkungen sein mögen, ist nicht zu bestreiten.

Sämtliche sechs Momente haben der Menschheit die Macht verliehen, entweder mit einem kleinen Bruchteile des Zeitaufwands die gleiche Gütermenge oder mit gleichem Zeitaufwand eine weit größere Gütermenge zu erzeugen. Wenn die Faktoren 2 bis 6 zu 1 hinzuaddiert werden, dürfte eine auf das Fünfzehnfache gestiegene Leistungsfähigkeit nicht als eine übertriebene Annahme erscheinen. Dies heißt, daß ein Arbeiter es in weniger als einer Stunde Arbeitsleistung so weit bringt wie früher, d. h. vor nicht ganz hundert Jahren, in einem ganzen Arbeitstag, oder daß er in einem ganzen Arbeitstag das Fünfzehnfache an Gütern erstellt wie damals. Dies kann nun zwei verschiedene Folgen haben:

1. Er kann sich ein wahres Schlaraffenleben gönnen, indem er entweder einige Tage der Woche voll oder jeden Tag nur wenige Stunden arbeitet und die übrige Zeit ganz dem Wohlleben oder seiner Fortbildung widmet, wozu ihm mehr Mittel zur Verfügung stünden als heute im Durchschnitt den Begüterten. Das würden jene Milliarden von fleißigen Heinzelmännchen zuwege bringen, so man Arbeitsmaschinen nennt, deren Zahl sich ins Unendliche vermehren ließe, wenn wir es nur gestatten wollten. Oder

2. es kann bewirken, daß wenige Arbeiter sich für kargen Lohn mehr abrackern müssen als früher, während die Mehrzahl vergebens nach Arbeitsgelegenheit sucht oder mehr oder weniger unproduktiv beschäftigt wird. Zum Beispiel, indem sie sich in veralteten Produktionsmethoden abrackern oder als Soldaten, deren Hauptaufgabe unter solchen Verhältnissen sein muß, die Arbeitslosen oder schlecht Entlohnten von Empörung abzuhalten und die Zeit totzuschlagen, solange es sonst nichts totzuschlagen gibt.

Zwischen den beiden Extremen liegen natürlich Mittelstufen, und in einer solchen befinden wir uns augenblicklich. Ein Teil der Produktion wird noch auf mehr oder weniger primitive Weise bewirkt, trotz der Möglichkeit, genügend vollkommenere Werkzeuge und Methoden in Kraft treten zu lassen, wodurch die vollen Wirkungen der aufgezählten sechs Fortschrittsmomente zurückgehalten werden. Je höher die Produktionsstufe, umso höher wird die Entwicklung sich nach den Extremen hin bewegen, wobei freilich, je nach der Stärke des Zuges nach einer der zwei Richtungen, der nach der anderen geschwächt werden kann. Wenn es z. B. in einem Lande den Arbeitern gelingt, ihren Anteil am Produktionsertrag hinaufzuschrauben, also die Löhne und Kaufkraft zu erhöhen, so wird hiedurch die Entwicklung in den Prozessen der Gütererzeugung und Verteilung eine höhere Stufe annehmen können, ohne eine entsprechend größere Schwierigkeit, Arbeit zu erlangen, hervorzurufen. In gleicher Richtung mit den höheren Löhnen wirkt auch ein bedeutend größerer Luxus der oberen Klassen. (Ich bemerke hier, daß ich die Bezeichnung „obere Klassen" nie anders als in Bezug auf ihren Anteil am Produktionsertrag gebrauche, ohne ihnen damit eine höhere Menschenwürde zusprechen zu wollen. Ich betrachte sie als obere Klassen, weil sie in höherer, günstigerer Lage stehen, um den Arbeitsertrag in erster Linie abfangen zu können und nur das, was sie nicht festzuhalten vermögen, nach unten durchsickern zu lassen.)

Je höher die Entwicklung in den aufgeführten sechs Fortschrittsmomenten, umso größer müssen die Gegensätze werden. Da, wo die Entwicklung am höchsten steht, in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, ist denn auch eine Verschärfung dieser Gegensätze und daher der sozialen Gefahr von Jahr zu Jahr fühlbarer geworden. Ich weiß zwar nicht, in welcher Weise R. A. Deane im „Forward Movement Herald" von Los Angeles die nachstehenden Ziffern aus der Regierungsstatistik errechnet hat, und ich halte es auch für besser, für seine Kategorien der „Produzenten und Nichtproduzenten" „arbeitende Massen und besitzende Minderheit" zu setzen, weil er offenbar die Kommissions- und Vermittlungsarbeiter unter die Nichtproduzenten gerechnet hat, wohl auch die geistigen Arbeiter [illegible]; aber ich habe lange genug in den Staaten zu verschiedenen Perioden seit 1867 gelebt, um die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß das [illegible] gestellte Bild im allgemeinen [illegible] den Tatsachen entspricht [illegible]

	Nationalreichtum	Anteil der arbeitenden Massen	Besitzende Minderheit
1850	8000 Millionen Dollars	62½ %	37½ %
1860	16 Milliarden	43¾ %	56¼ %
1870	30 „	32⅔ %	67⅓ %
1880	48 „	24 %	76 %
1890	61 „	17 %	83 %
1900	100 „	10 %	90 %

Wenn trotzdem die Zahl der Arbeitslosen nicht noch weit größer ist als tatsächlich der Fall, so tragen hieran drei Umstände schuld:

1. Durch mittels Gewalttat unterstützte Organisation der Arbeiter ist es diesen gelungen, ihre Löhne, wenn auch nur sehr schwach, immerhin ein wenig hinter der Produktivität ihrer Arbeit dreinhinken zu lassen.

2. Die außerordentliche Luxusentfaltung und Opferwilligkeit für öffentliche Zwecke der amerikanischen Millionäre und Milliardäre, welche entsprechende Teile ihrer Ersparnisse wieder in Fluß bringt.

3. Die allgemeine Korruption und staatliche Vergeudung, die stark an dem riesigen Produktionsertrag schröpfen.

Im Zeitpunkt, in dem ich dies niederschreibe (April 1904), scheint sich eine Verschlimmerung der Lage in der Union vorzubereiten, scheint die chronische Krise dort wieder einmal ihr akutes Stadium zu erreichen, aus Gründen, welche dem klar erscheinen, der die richtige Diagnose der Krankheit gemacht hat. Er wird sich nicht von der Weisheit der oberflächlichen Beobachter irremachen lassen, die vielleicht von einem Einfluß der bevorstehenden Präsidentenwahl und der ihr anhängenden politischen Ungewißheit sprechen werden, sondern wird in den in großem Maßstabe erfolgenden Lohnherabsetzungen, in der Einschränkung in den Ausgaben der Mittelklasse, die durch Ersparnisse ihre großen Verluste an den Gründungen wettmachen will, die Ursache der Krisenverschärfung suchen; denn solche die Kaufkraft beschränkende und den Konsum verringernde Momente sind es, welche die Produktionseinschränkungen bewirken müssen, die ihrerseits die Kaufkraft der Massen und deren Konsum weiter reduzieren, die Krise weiter verschärfen, bis der Kredit sich scheu zurückzieht und die Krise zum Krach sich auswachsen läßt. Die Präsidentenwahl hat im Gegenteil nur krisenmildernde Momente im Gefolge; denn die Millionen, welche zu Korruptionszwecken unter die Leute kommen, und das ängstliche Bestreben der Plutokratie, die verhältnismäßige Prosperität, welche ihre Aeußerungen der Herrschaft ihrer Partei zuschrieben, wenigstens bis zum Tage nach der Wahl vorhalten zu lassen, also möglichst so lange mit Volldampf weiter zu arbeiten — alles dies wirkt krisenmildernd und krachaufhaltend.

Das Vorgeführte wird, wie gesagt, dem klar erscheinen, der die richtige Diagnose der Krankheit gemacht hat, eine Diagnose, die merkwürdigerweise von den wenigsten angestellt wird, trotzdem sie auf der Hand liegt. Das einfache wirtschaftliche Gesetz, das ihr zugrunde liegt, ist kurz ausgedrückt: Es kann nicht produziert werden, wenn nicht konsumiert wird, oder exakter ausgedrückt: Auf die Dauer kann die Höhe der Gütererzeugung nicht dem Güterverbrauch und Gütergebrauch, dem Konsum, voraneilen. In letzter Linie muß dieser für die Richtung und Ausdehnung der Produktion maßgebend sein, wenn auch letztere eine Zeitlang sich in der Schöpfung neuer Produktions- und Verkehrsmittel betätigen kann, so ist auch hier durch den Konsum eine Grenze gezogen, denn ohne dessen Ausdehnung rentieren die neuen Produktions- und Verkehrsmittel nicht und muß also mit deren Erstellung zurückhaltender vorgegangen werden. Der Konsum kann ein gesunder oder ungesunder sein. Gesund ist er, wenn er sich nicht auf Luxusartikel wirft, solange Mangel an Bedarfsgegenständen vorhanden ist, ungesund, wenn in großem Maße Luxusgegenstände erzeugt werden, trotzdem ein großer ungefüllter Bedarf für die Dinge des gewöhnlichen Verbrauches herrscht. Diese Unterscheidung hat jedoch in unserer Zeit jede Bedeutung verloren, so wichtig sie einst, in jener Zeit, als die soziale Frage noch eine Mangelsfrage war, gewesen ist. Seit sie eine Ueberflußfrage geworden ist, seit die Not der überschießenden Produktivkraft entstammt, der man wegen des dahinter zurückbleibenden Konsums Zügel anlegen muß, seitdem ist jeder Konsum willkommen, einerlei welcher Natur, denn er macht Raum für eine entsprechende Anwendung latenter Produktivkraft.

Der große Unterschied zwischen der sozialen Frage der vergangenen Zeit und der seit dem XIX. Jahrhundert entstandenen läßt sich aus der Tatsache erkennen, daß damals der Mangel durch den Luxus vergrößert wurde, während heute das umgekehrte der Fall ist. Der Luxus der Reichen war in jener Zeit nur durch die Verelendung der Armen ermöglicht. Heute gibt der Luxus der Reichen den Armen die Erwerbsgelegenheit für die Bedarfsgegenstände; er verschafft ihnen die Kaufkraft dafür und ermöglicht dadurch deren Erstellung. Wenn der Luxuskonsum der Reichen auf der Höhe ihres Einkommens bliebe, gäbe es weder das alte noch das neue soziale Problem. Das alte nicht, weil die Produktivkraft zu stark gewachsen ist, als daß der Luxus der Minderheit dem Bedarfskonsum der Mehrheit abgeknappt werden müßte. Das neue nicht, weil unter solchen Umständen die Produktivkraft nicht ungenützt gelassen werden muß, also keine Beschränkung der Arbeitsgelegenheit mit all ihren Folgen eintreten kann. Nachdem [illegible] dieser Folgen, die Herabdrückung des Lohnes durch die [illegible] mit der Steigerung der Produktivität [illegible] Arbeitsgelegenheit, aus dem Wege geschafft wäre, würde [illegible]

dem gewerkschaftlichen Zusammenschluß der Arbeiter leicht werden, ihre Löhne mit der steigenden Produktivität ihrer Arbeit hinaufzuschrauben und damit auch ihnen Luxus und größere Muße gestattet sein. So paradox es klingen mag, der größere Luxus der Reichen würde den Luxus der Massen ermöglichen.

Man könnte hier einwenden, daß die Reichen ihr Einkommen gerade nicht in zwecklosem Luxus vergeuden müßten, um ein solches Ziel, nämlich das Gleichgewicht zwischen Produktivität und Produktionsbetätigung, zu erreichen. Sie könnten ihre Ersparnisse kapitalisieren, indem sie mit ihren Ueberschüssen die Produktions- und Transportmittel vergrößerten. Einerlei ob der augenblickliche Bedarf die Erstellung letzterer rentabel machte oder nicht, der Zirkulationsprozeß würde nicht beeinträchtigt. Fände sich kein Bedarf für die Produkte der neuen Maschinen, für die Transportvermittlung auf den neuen Eisenbahnen, Kanälen 2c., so würden eben entsprechende Maschinen, Bahnen 2c. müßig daliegen, respektive ungenügend beschäftigt sein; oft nicht die neu hinzugekommenen, sondern die bereits in Gebrauch befindlichen, nicht so sehr den neuesten Anforderungen entsprechenden. Statt Luxusgegenständen wären einfach geringere Produktionsmittel verbraucht worden, nämlich die ins alte Eisen wandernden unvollkommeneren Maschinen 2c. Meist aber teilen sich die neuen mit den bestehenden Produktionsmitteln in die Arbeit und alle verdienen nichts, verlieren wohl noch.

Gerade die Großkapitalisten sind nun aber viel zu gewiegte Geschäftsleute, um solche Verluste zu erleiden. Wenn sie ihre Ersparnisse in Produktions- und Transportmitteln anlegen, sind es meist nur die rentabelsten, die sicherstes Einkommen versprechenden; oder sie legen die Hand auf die ersten Einkommen, indem sie die Vorzugsaktien, Prioritäten und Hypotheken nehmen, den Kleinen aber die gewöhnlichen Aktien lassen, auf die diese hereinfallen, weil den Armen der höhere Lotteriegewinn mehr anzieht als die sichere, aber niederere Rente. Ein jeder weiß, daß, wer alle Lose einer Lotterie kauft, sicher verlieren muß, weil die Gesamtgewinne nie die von den Gesamt-Losen dargestellten Beträge erreichen können, da sonst die Lotterie ein den Unternehmern Verlust bringendes Unternehmen wäre. Darum kauft meist nur der Arme Lose, weil die Aussicht, dem verhältnismäßig kleinen Opfer gegenüber viel gewinnen zu können, blendend wirkt, während der, welcher große Beträge anzulegen hat, sich leicht die Berechnung macht, daß solche in Lotterien schlecht angelegt sein müssen, und zwar umso schlechter, je größer die Beträge sind. Der große amerikanische Stahltrust bietet im Augenblick ein lehrreiches Beispiel. Die gewöhnlichen Aktien, die von kleinen Leuten gekauft worden waren, weil der Kurs gegenüber den erhofften Dividenden billig erschien, sind völlig wertlos geworden, während die Bonds, die in den Händen der Reichen sind, immer noch Zinsen bringen.

Ich stellte die Behauptung, daß die Verluste in Handel und Industrie meist die Kleinen treffen, schon in meinem ersten Buche „Auf friedlichem Wege" auf, das vor 20 Jahren erschien, ohne damals für meine Behauptung mehr Beweise liefern zu können, als solche, die sich nur aus meiner persönlichen Geschäftserfahrung ergeben hatten. Umsomehr freue ich mich heute, einen statistischen Beweis bieten zu können. Der britische Generalinspektor für die Liquidation von Aktiengesellschaften sagt in seinem Berichte, daß von 1892 bis 1899 Aktiengesellschaften im Betrag von 404,000,000 Pfd. Strl. (also über 8 Milliarden Mark, zweimal so viel wie die Kriegskontribution Frankreichs betrug) liquidierten, und daß hievon 63% die unsolvente, 37% die mehr oder weniger solvente Klasse betrafen. Wenn wir untersuchen würden, wie stark bei den 37% die Reichsten beteiligt waren und wie hoch die Beträge, die ihnen ausfielen, denen wahrscheinlich die Hypotheken und Bonds gehörten, so werden wir wohl einen ganz verschwindend kleinen Prozentsatz finden. Ebenso, wenn man untersuchen würde, wie viel die Reichsten bei den Panama-Milliarden verloren u. s. w. Die Hauptanlagen dieser Klasse werden in Grund- und Bodenwerten und guten Staatspapieren gemacht. Ich erwähne Eisenbahnen und Kanäle nicht besonders, weil sie zum Teil Bodenwerte darstellen und meist nur bis zu dieser Höhe, d. h. in der Form von Prioritäten, von den Reichsten gekauft werden. Wenn sie auch Bankwerte nehmen, so ist es meist nur eine indirekte Anlage in den genannten sicheren Werten, welche, vom [illegible] [illegible] der Banken [illegible] mittels der Strenge des Wechselrechtes [illegible] die alte Hand auf die Bestände der Sicherheiten [illegible] und werden nur von den [illegible] genommen, wo diese alte Kraft so [illegible] gesichert ist.

Aber auch [illegible] erscheint das Problem unlösbar; denn wenn [illegible] zur Nutz[illegible] [illegible] bringen, die [illegible] kann [illegible] mehr die [illegible] [illegible] auf welche [illegible]

[illegible]

aber bei näherem Hinsehen treten doch gewisse Wirkungen zutage, mit denen wir uns nun in erster Linie zu beschäftigen haben.

Wenn wir bedenken, daß der Grund und Boden der Urstoff ist, ohne den weder Arbeit noch überhaupt Leben möglich ist, kann es nicht gleichgiltig für die Arbeitsbetätigung sein, in wessen Besitz dieser Boden ist; ob er dem gehört, der darauf und darin arbeitet, oder dem, der ihn nur als Tributheischungsinstrument benützt. In jenem Falle, wo der Arbeiter frei auf ausreichendem Lande wirtschaften kann, ohne irgend jemandem dafür tributpflichtig zu sein, kann es vielleicht zu viel, aber nie zu wenig Arbeitsgelegenheit geben. Es mag auch dann Reiche und Arme geben, aber keine Arbeitslosigkeit für den gesunden, fähigen Arbeiter, und die gestiegene Produktivität kann diesem nur nützen, indem sie den Ertrag seiner Arbeit erhöht, niemals aber schaden.

Mit der Ausgestaltung der Transportverhältnisse muß sich unter solchen Umständen der Austausch zwischen den Erzeugern der Rohprodukte und der Industriewaren immer lebhafter gestalten und auf beiden Gebieten genügende und lohnende Arbeitsgelegenheit gewähren. Nachdem jedoch eine weitere Entwicklung des Produktionsprozesses auch den Feldbau in den Rahmen der großindustriellen Erzeugungsmethode geführt hat, so daß wir immer weiter von der Einzelarbeit wegkommen, die wir soeben zur Voraussetzung hatten, sollte die Wirkung nur eine günstige für alle sein können, so lange die Arbeitsersparnis allen zugute kommt, wie es zum Beispiel bei gemeinschaftlich gemietetem Boden der Fall wäre, dessen der ergiebigeren Arbeitsmethode verdankter Mehrertrag, die Grundrente, der Volksgemeinschaft zu gleichen Teilen zufiele. Je weniger Menschen unter einer solchen Voraussetzung zur Erzeugung der Rohprodukte nötig sind, umso größer wäre der zur Verteilung kommende Gesamtertrag der Rente und umso günstiger müßte sich die Lage aller Arbeiter stellen. Es würden immer mehr Arbeiter für die industrielle Produktion verfügbar und damit die Möglichkeit gegeben, Gebrauchswaren aller Art in immer größerem Quantum herzustellen. Der hohe Anteil, der der gemeinschaftlichen Bodenrente zufiele, in Industrieprodukten zur Verteilung gebracht, würde schließlich allein schon Wohlstand für alle ergeben.

Total anders muß sich aber das Bild unter den heutigen Verhältnissen des privaten Bodenbesitzes darstellen. Wenn mit der Entwicklung der Produktivkraft die Grundrente steigt, so sinkt auch entsprechend der Anteil der Arbeit am Ertrag, denn es sind weniger Arbeiter nötig, um den gleichen Ertrag zu erzielen. In erster Linie werden die reichen Bodeneigner einen mit ihrem ständig zunehmenden Bodeneigentum wachsenden Teil ihres Besitzes der produktiven Verwendung entziehen oder wenigstens unproduktiver verwerten. Parks, Ziergärten, Wildgehege nehmen den Platz ein, den Weiden oder Aecker besetzten. In welchem Maße dies geschieht, dafür mögen folgende, der Jännernummer der „Contemporary Review" von 1904 entnommenen Ziffern aus dem Lande beweisen, das bereits am weitesten in dieser negativen Entwicklung vorgeschritten ist, nämlich England. Von 1851 bis 1891 hat die Zahl der Bodenarbeiter in diesem Lande sich um 36% vermindert; in den darauf folgenden zehn Jahren um weitere 25%, während in der gleichen Periode die Zahl der Wildhüter sich um 25% vermehrt hat. Wenn man dabei bedenkt, daß sich die Bevölkerung des Landes in diesen 50 Jahren sehr bedeutend vergrößerte, so daß sogar ein Unverändertbleiben in der Zahl der Landbebauer einer erheblichen Verminderung gleichkäme, dann tritt uns erst die ganze Bedeutung dieser Ziffern vor Augen. Und diese extremste Weise der Entziehung des Bodens, der Entfremdung desselben von seiner volkswirtschaftlichsten Verwendungsweise ist immerhin bis jetzt noch die am wenigsten häufige. In viel größerem Maße finden wir sie da, wo es sich anscheinend durchaus nicht um Bodenvergeudung handelt, wo aber trotzdem die beliebte privatwirtschaftliche Verwendung sich durchaus nicht mit der besten volkswirtschaftlichen deckt. Auch hiefür bietet das Land, von dem Marx ganz richtig sagt, daß es den Schatten unserer eigenen deutschen Zukunft vorauswirft, das klassischeste Beispiel. In England werden Millionen Morgen Land als Viehweide benützt, die gutes Ackerland ergäben und auch einst als solches bebaut wurden. Ist es, weil der Mehrertrag per Morgen ein größerer ist? Gewiß nicht, denn der Weizen, den ein Morgen erzeugt, ist mehr wert als das Heu und gewiß mehr als das vom Vieh abgeweidete Gras. Natürlich meine ich hier den Bruttoertrag, nicht den Reinertrag, der dem Grundeigentümer verbleibt, nachdem in beiden Fällen die Bewirtschaftungskosten, deren erheblicher [illegible] bei dem Vergleiche von Viehweide und Weizenbau der [illegible] abgezogen worden sind. Beim Privatgrundherrn kommt es [illegible] nur um den Reinertrag, um die Grundrente, [illegible] dem Grundeigentümer verbleibt. Wir können [illegible] wenn er bei der Benützungsweise seines Landes [illegible] ins Auge faßt, wie wir es [illegible] er Land der Benützung [illegible] günstige Mehrerlös ihm größe[illegible] der guten Sache geschadet hat. [illegible] Bodenspekulanten oder Wucherer. [illegible] 2c., d. h. [illegible] Vorteil wahrnehmen, der [illegible] Schaden ist, trotzdem ehrlich [illegible] Verketzerungen haben schon [illegible] Mann der guten Sache ent-

fremdet, der er sonst mit Gut und Blut zur Verfügung stand. Ich habe eine Anzahl solcher kennen gelernt, die den einem schlechten volkswirtschaftlichen Gesetze verdankten privatwirtschaftlichen Vorteil teilweise zur Bekämpfung des schlechten Gesetzes verwandten; ich habe aber noch nie einen Fall erlebt, wo der Verzicht eines Ehrenmannes auf die Benützung eines solchen berechtigten privatwirtschaftlichen Vorteiles, aus dem Grunde, daß dieser Vorteil einem volkswirtschaftlich schlechten Gesetze entstammte, der Gemeinschaft Vorteil brachte. Ein Anderer trat einfach an seine Stelle, und häufig einer, der weit rücksichtsloser die ihm durch das Gesetz gebotenen Vorteile ausbeutete. Es handelt sich nicht um die Person, sondern um die bestehende Gesetzgebung.

Die von manchem Volkswirtschaftslehrer aufgestellte Behauptung, daß die äußerste Ausnützung eines privatwirtschaftlichen Vorteiles auch am günstigsten für die Gesamtwirtschaft sei, ist eben grundfalsch, wenigstens insoweit die Benützung des Grund und Bodens in Betracht kommt. Nicht umsonst sagt Ricardo: „It follows then that the interest of the landlord is always opposed to the interest of every other class in the community." (Es folgt also, daß das Interesse des Grundeigentümers dem Interesse jeder anderen Klasse der Volksgemeinschaft entgegengesetzt ist.) Das Nettoprodukt des Einzelwirtschafters entspricht durchaus nicht einem idealischen Nettoprodukt der Gemeinschaft. Der Arbeitslohn, der in den Büchern des Landwirtes als Geschäftsspesen erscheint, die zuerst vom Bruttoertrag gekürzt werden müssen, ehe ein Nettoertrag bleiben kann, ist der Nettoertrag des Landarbeiters, und ebenso geht es mit sämtlichen Ausgaben des Landwirtes und des Landarbeiters. Immer wird in letzter Linie eine solche Ausgabe sich als die Nettoeinnahme eines anderen darstellen, so daß wir ruhig sagen können, daß sämtliche Bruttoerlöse der Einzelnen sich in letzter Linie in lauter Nettoeinnahmen der Gesamtheit auflösen lassen. Für die Gesamtheit handelt es sich also darum, einen möglichst großen Bruttoerlös zu erzielen. Für sie allein als Eigentümerin wird aber der höchste Bruttoerlös mit der höchstmöglichen Grundrente für den gemeinschaftlichen Boden zusammenfallen, weil bei freier Bodenverpachtung an den Höchstbietenden die wirtschaftlichste Benützungsmethode sich durchschnittlich als das Resultat ergeben muß, und also mit möglichst wenig Arbeit möglichst viel Güter erstellt werden.

Wo allen der Boden gleichmäßig zugänglich ist und die allen gemeinschaftlich zufallende Grundrente keine Verringerung der Kaufkraft des Einzelnen im Gefolge hat, ist dies auch in aller Interesse; denn mit je weniger Arbeit die benötigten Rohprodukte aus dem Boden gezogen werden, umsomehr Arbeit kann der Industrie zugewandt werden, und das Gesamtergebnis muß für alle der möglichst große Genuß bei möglichst geringem Arbeitsaufwand sein. Anders aber unter heutigen Besitzverhältnissen. Die in erster Linie der privaten Bodenaneignung entstammende Schwierigkeit, lohnende Arbeit zu erlangen, mag die privatwirtschaftlich vorteilhafteste Bodenverwendung als die volkswirtschaftlich schädlichste erscheinen lassen, gerade wie ja auch heute die Wirkung verbesserter Maschinen und Produktionsweise sich äußert. Mag sie noch so viele Millionäre züchten, denen, die dadurch außer Arbeit geworfen, kann sie nur als eine schädliche erscheinen. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus ist es vor allem wichtig, daß alle Bürger ihr tägliches Brot finden, auch wenn dieses Brot in wirtschaftlicher Weise produziert werden könnte. Wir werden der Tatsache, daß billiges Brot sehr teuer sein kann, wenn seine Billigkeit mit daran die Schuld trägt, daß die Hungernden keine Kaufkraft für dieses billige Brot besitzen, noch näher treten, der Tatsache, die jener Irländer mit dem Ausspruche illustrierte: „In Irland kostet der Bushel Kartoffeln 6 Pence; aber die Schwierigkeit ist, diese 6 Pence zu erlangen." Geben wir ein Beispiel, das ebenso deutlich zeigen soll, wie die privatwirtschaftlich vorteilhafteste Bodenbenützung die volkswirtschaftlich ungünstigste unter der Herrschaft des heutigen Bodenrechtes sein kann, wie die Verpachtung von Ackerland als Wildpark, wenn es dem Eigentümer so die höchste Rente abwirft.

Ein Großpächter mag es vorteilhafter finden, 1000 Morgen als Viehweide zu benützen, trotzdem er daraus nur 20.000 Mk. jährlich in Schafen und Wolle ziehen kann, weil sein ganzer Arbeitslohn nebst sonstigen Auslagen nur 4000 Mk. beträgt, während aus dem Lande gezogene Acker- und Gartenprodukte, obgleich der vierfache Bruttoertrag erlöst wird, ihm nur 10.000 Mk. übrig lassen, also 6000 Mk. weniger, weil statt 4000 Mk. Lohn und Spesen 7000 ausgegeben wurden. (Ich gebe Phantasieziffern und bitte also Landwirte, keine Detailkritik zu üben.) Im ersteren Falle wurden vier Schäfer beschäftigt, im letzteren 100 landwirtschaftliche Arbeiter und Gärtner, so daß 96 mehr Menschen ihr Brot fanden. Aber falls sogar der Acker- und Gartenbau in diesem Falle eine höhere Rendite abwerfen sollte als die Weidewirtschaft, so ist damit immer noch nicht gesagt, daß jener eingezogen würde. In England kommt es häufig vor, daß Bauern, die Ackerbau treiben wollen, abgewiesen werden und das Land einem Viehzüchter weit billiger verpachtet wird, weil der letztere dem Sport des Herrn nicht im Wege steht, wenn er bei der Fuchshetze über das Land jagt. Und besonders vermeidet dieser aus diesem Grunde, sein Land zu parzellieren, wenn es auch einen weit höheren Ertrag abwerfen würde. William Saunders berichtete in seinem Vortrage, den er 1889 auf dem von ihm in Gemeinschaft mit Henry George und mit nach Paris einberufenen internationalen Bodenreform-Kongreß hielt, von einem Falle, wo der Grundherr 3 Pfd. Strl. Pacht per Morgen ablehnte, die ihm von Kleinbauern parzellenweise geboten waren, und sein Land lieber einem Großpächter für 15 Shillinge per Morgen verpachtete, der bei dieser Pacht zugrunde ging, während die Kleinpächter bei dem vierfachen Betrage ganz gut bestanden, wo sie in der Nachbarschaft dafür Land bekommen konnten. In den Vereinigten Staaten sehen wir häufig Kohlen- und Eisengruben feiern, nicht wegen unzureichenden Bedarfes, sondern weil die Verzinsung des künstlich hinaufgetriebenen Grubenpreises, der Gerechtsame, einen momentan unerreichbaren Preis diktiert.

Wir haben nun gesehen, wie die allmähliche Absorbierung des Bodeneigentums seitens einer Minderheit die Arbeitsgelegenheit der Massen ungünstig beeinflussen und die Güterzirkulation behindern kann. Wir haben aber noch ein Moment ins Auge zu fassen, das die Wirkung der privaten Bodenaneignung weiter verstärkt, nämlich die unserer Geldwährung verdankten Verkehrshindernisse. Wie die private Bodenaneignung, ursprünglich ein Förderungsmittel der Produktion, im Laufe der Zeit zu deren schlimmstem Hindernis wurde und in hohem Maße die Güterzirkulation beeinträchtigt, so ging es auch mit dem Gelde. Aus einem mächtigen Hebel der Zirkulation ist es zu ihrem gefährlichsten Hemmschuh geworden. Das Zeitalter des Tausches liegt hinter uns; das Geld ist das Mittelglied geworden, ohne das sich der Austausch nicht vollziehen kann, oder, streng genommen, nicht das Geld, sondern der Kredit in seinen vielfältigen Formen, welche aber alle das eine gemeinsam haben, daß sie Geldversprechen sind. Wenn wir nun in Betracht ziehen, daß die Gesamtheit der Versprechen weitaus der Möglichkeit ihrer Befriedigung vorauseilte, so erkennen wir die Macht, die dadurch dem Geldbesitzer gegeben wird, so lange die Grundlage des Kreditgebäudes sich nicht im Verhältnis des Bedarfes ausdehnen, d. h. so lange die Menge des Geldes sich nicht dem Bedürfnisse des Verkehres entsprechend vermehren läßt. Je beschränkter der Kredit, umsoweniger ist er denen zugänglich, die nicht die möglichst beste Sicherheit zu bieten vermögen, und, da die Bodenwerte und Staatspapiere die beste Garantie liefern, so bewirkt deren Konzentrierung in wenigen Händen die wachsende Schwierigkeit der Kreditierlangung für die Massen und dadurch eine Verstärkung der Austauschs- und also Produktionshindernisse, die dem privaten Bodeneigentume entstammen, ohne welches auch keine Staatsschulden existieren würden.

Fassen wir nun kurz zusammen, was wir im vorstehenden uns vor Augen geführt haben:

1. Die Ausdehnung der Güterzirkulation müßte unter normalen Verhältnissen der zunehmenden Produktions- und Transportfähigkeit folgen.

2. Diese Ausdehnung wird beschränkt, wenn durch irgendwelche Hindernisse Produktion und Transport nicht mit Produktions- und Transportfähigkeit Schritt halten.

3. Das Haupthindernis der parallelen Entwicklung von Produktivität und Produktion ist das Zurückbleiben der Kauffähigkeit der Massen hinter der Entwicklung der Produktivität.

4. Dieses Zurückbleiben ist die Folge ihres zu kleinen Anteiles am Produktionsertrag.

5. Diese Wirkung könnte nicht eintreten, wenn die Minderheit, der der Löwenanteil am Produktionsertrag zufällt, entsprechend mehr Kaufwilligkeit entwickelte, was aber nicht der Fall, weil ihr Anteil zu groß ist, als daß ihr Luxusbedürfnis damit Schritt halten könnte.

6. Diese Wirkung könnte gleichfalls nicht eintreten, wenn die reiche Minderheit ihre Ueberschüsse in neuen Produktions- und Verkehrsmitteln anlegte, weil auch hiedurch das Defizit in der Kauffähigkeit ausgefüllt werden müßte.

7. Die Anlagen der Ueberschüsse der Minderheit finden aber in sicheren Werten statt, von denen der Grund und Boden das Wichtigste bildet.

8. Durch den auf diese Weise allmählich erfolgenden Uebergang des Grunds und Bodens aus dem Besitze der Massen in den der Minderheit wird jenen das Hauptproduktionsmittel entzogen, welches die Grundlage aller Produktion und alles Verkehres bildet, und das kein Produkt der Menschenarbeit, daher unvermehrbar ist, wogegen mittels seiner freien Benützung alle sonstigen Produktions- und Verkehrsmittel von der Arbeit leicht erstellt werden könnten.

9. In den Händen der Minderheit findet der Grund und Boden nicht die Ausnutzung, die den Interessen des Volkes entspricht, denn er wird entweder der Produktion ganz entzogen oder die Benutzungsweise richtet sich nach der Höhe des Nettoertrages für den Grundbesitzer, einerlei, ob solcher Nettoertrag das Ergebnis einer Veränderung des Bruttoertrages ist oder nicht. Für die Gesamtheit ist aber Brutto- und Nettoertrag identisch, weil jeder Bruttoertrag aus lauter [illegible].

10. Nur wo der Gesamtheit die Grundrente zufällt, kann das Hineintreiben der letzteren durch Erhöhung der Bruttoerträge gemeinnützig sein, indem dadurch der höchste Gesamtertrag erzielt wird, weil stets möglichst viel Güter mit möglichst wenig Arbeit erzeugt werden; denn da der Gesamtheit die Grundrente zufällt, tritt nicht die Kaufkraftbeschränkung ein, welche die Folge der privat geeigneten Grundrente ist.

11. Bei der privaten Aneignung der Grundrente wirkt jeder Fortschritt, der die Grundrente erhöht, schädlich, weniger Arbeiter ...

nötig, um den absetzbaren Gesamtertrag zu erzielen, und je weniger Arbeiter Beschäftigung finden, umsoweniger können den Produktionsertrag kaufen, umsomehr sind ohne Arbeit und darben. Für sie wäre es besser, wenn es unter solchen Verhältnissen bei primitiveren Produktionsweisen geblieben wäre, mit weniger Ueberschuß für die Minderheit, aber verhältnismäßig mehr Arbeitsgelegenheit und Kaufkraft für die Massen. Besser, Weizen vom eigenen Felde mit zehnfachem Arbeitsaufwand geerntet, als wegen Arbeitsmangel keine Kauffähigkeit für den weit billigeren Weizen der Bonanzafarm besitzen.

12. Die Fehler einer unelastischen Währung, durch welche Geld und Kredit immer weiter hinter dem Bedürfnisse des Verkehres zurückbleiben, verstärken die Wirkungen der Bodenkonzentration, die das Hauptkreditmittel immer mehr den Massen entzieht.

Mit diesen zwölf Thesen haben wir die Diagnose erhalten, warum der Handel, der Magen des wirtschaftlichen Körpers, immer aufnahmsunfähiger für die ihm zugeführten Speisen, die Waren, werden muß, trotzdem der Organismus dringend der Nährstoffe bedarf. Hier finden wir die Erklärung, warum wir, vor Hunger verschmachtend, immer gieriger uns nach anderen Mägen umschauen, die uns die Unterhaltsmittel, in denen wir ersticken, abnehmen, damit wir wieder Platz zur freieren Bewegung erlangen. Oder, indem wir die Metapher verlassen, hier sehen wir die Ursache, die uns nach fremden Märkten gierig ausschauen läßt, sogar nicht vor Kriegen zurückscheuend, die uns Märkte erobern können, während wir den ausgiebigsten Markt, den heimischen, unkultiviert lassen. Eine einzige Mark Lohnerhöhung für den deutschen Arbeiter, und die deutsche Arbeiterin würde eine Güterabsatzvermehrung im Inland hervorrufen, die Deutschlands ganzen Export überstiege, und es handelt sich um weit mehr Kauffähigkeitserhöhung als um diese einzige Mark. Mit der Kauffähigkeit steigt aber auch sofort die Gütererzeugung, nun künstlich zurückgedämmt weit hinter die Grenzen der Produktivität, einzig und allein, weil eben die Kauffähigkeit der Massen fehlt. Dieser unsinnige Circulus vitiosus ist es, der die Wut der Volksmassen immer mehr anstachelt, denen aus dem beengten Ausblicke kein anderer Ausweg als der vom Sozialismus gebotene winkt. Ein schwieriger, von vielen Gefahren besetzter Weg, der, bis auf weiteres, wohl schwerlich der Mehrheit des Volkes sympathisch ist, auch denen, die dafür eintreten, vorläufig in ihrer großen Mehrheit nur eine schöne Phrase bildet, hinter der sie sich keine praktische Organisation vorstellen. Es muß daher unendlich wertvoll erscheinen, wenn es gelingen sollte, diesem vagen Zukunftsbilde praktische, leicht durchführbare Reformen entgegenzustellen, welche uns aus den unsinnigen Zuständen hinausbringen könnten, deren wahre Natur dieser Abschnitt zu skizzieren versucht hat, zugleich den Weg andeutend, den die Reform gehen müßte. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß die nächste Abhandlung sich nun mit der Frage der Ueberführung des Grunds und Bodens in den Gemeinbesitz, der sogenannten Bodenreform, beschäftigen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophische Lektüre.

Wenn Laien zum erstenmal den Versuch machen, sich etwas näher mit Philosophie und insbesondere mit der Geschichte der Philosophie zu befassen — die ja einen unentbehrlichen Bestandteil alles philosophischen Studiums bildet — so hört man keine Klage häufiger als über die ungeheuer verwirrende Menge der Philosopheme und philosophischen Systeme, die sich alle insgesamt zu widersprechen scheinen, und doch zugleich auch, jedes für sich, die einzig mögliche Form der Philosophie und die Wahrheit gefunden zu haben glauben. Es kommt diesen Laien nicht in den Sinn, sich zu sagen, daß ja ganz dieselbe Erscheinung sich zeigt, wenn man etwa — noch unbekannt selbst mit den elementarsten astronomischen Wahrheiten, das verwirrende Geflimmer und die scheinbar chaotische Mannigfaltigkeit des Sternenhimmels betrachtet, oder wenn man etwa in einem mathematischen Lehrbuch blättert und das verwirrende bunte Vielerlei der krausen mathematischen Formeln auf sich wirken läßt, ehe man mindestens die Elemente mathematischer Erkenntnis sich zu eigen gemacht hat.

Indessen gibt es hiebei doch noch einen weiteren wesentlichen Unterschied. Der Astronomie, der Mathematik u. s. w. gegenüber hat [illegible] bilden, wenn auch nicht immer die klare Ueberzeugung, doch das dunkle Gefühl, die bunte Mannigfaltigkeit, welche ihn [illegible] verwirrt, werde sich [illegible] wohl in eine [illegible]

[illegible] Gedanken [illegible] das zu finden, was doch ebenso [illegible]

[illegible]

[illegible] Philosophie [illegible]

[illegible]

sophieren in eigener Weise ebenso unmittelbar hingedrängt wie dazu der Naturanlage nach berufen und befähigt, sie ist eine allgemein menschliche Angelegenheit — nur daß ihre Aeußerungsweise unzählige Grade und Formen, von den niedrigsten bis zu den höchsten, durchläuft und durchlaufen kann, daß von Philosophie im eigentlichen Sinne erst auf einer relativ sehr hohen Stufe die Rede sein kann, da nämlich, wo ein reif gewordenes, geschultes und vom reichsten Wissensstoffe gesättigtes Denken sich in die weitesten und umfassendsten Fernsichten hineinwiegen kann, und daß die Ergebnisse regelloser und willkürlicher Grübeleien und sprunghafter Reflexionen, selbst wenn sie von einem anderweitig bereits gut durchgebildeten Denken ausgehen, auf den Namen Philosophie ebensowenig Anspruch erheben dürfen, als die da und dort am eigenen Körper oder an den Körpern einiger anderer Personen gemachten Beobachtungen, selbst wenn sie teilweise urteilsmäßig verknüpft werden, Physiologie oder Medizin zu heißen beanspruchen können.

Es gibt noch ein Zweites, das auf den Anfänger im philosophischen Studium ganz besonders verwirrend und abschreckend zu wirken pflegt: das ist die Häufung der Termini, die Unverständlichkeit so vieler entlegener und fremdartiger Wortbildungen, die er antrifft, und nicht zum wenigsten auch gerade bei den Philosophen, welche auch in der Gegenwart noch eine starke Wirkung ausüben. Man erzählt, daß ein ungeduldiger Adept des philosophischen Studiums voller Verzweiflung über die vielen unverstandenen Fremdwörter, die er antraf, in galliger Laune die Philosophie dahin definierte, sie sei „der Mißbrauch eigens dazu erfundener Worte“.

Aber es ist auch hier nicht anders wie bei der zuerst erwähnten Schwierigkeit: man macht der Philosophie das zum Vorwurf, was man anderen Erkenntniszweigen ohneweiters als ihr gutes Recht und als ein notwendiges Hilfsmittel zugesteht. Gegen die mindestens ebenso starke, zum Teile noch stärkere Häufung der fremdartigen Termini und neuen Wortbildungen, die er in den Naturwissenschaften, namentlich der Medizin, Chemie u. s. w., antrifft, erhebt auch der nur halbwegs Gebildete so leicht keinen Einspruch, nur die Philosophie soll dazu kein Recht haben. Und doch gründet sich das ihrige auf eben dieselbe zwingende Notwendigkeit: daß die Termini und fremdartigen Neubildungen von Worten schlechterdings unentbehrlich sind, wo es sich um sachlich neue Erkenntnisbewegungen handelt, die noch nicht ins allgemeine Bewußtsein übergegangen sind, daß man zu diesem Zwecke die deutschen Worte nur selten anwenden kann, weil ihnen eben im populären Sprachgebrauch allerlei Nebenbedeutungen anhaften. Die Kunstausdrücke oder Termini auch des philosophischen Sprachgebrauches erfüllen also, richtig angewandt, — natürlich gibt es auch hie, wie überall, einen Mißbrauch und eine unnütze Anwendung — die Funktion, Gedanken möglichst klar, eindringlich und vor allem eindeutig zum Ausdruck zu bringen, und in vielen Fällen auch noch die andere Funktion, ganze Gedankenkomplexe abgekürzt zu bezeichnen, ähnlich wie die Formeln der Mathematik. Weit entfernt also, das Verständnis zu erschweren, fördern und erleichtern sie es und sind in dieser Rücksicht ganz unentbehrlich.

Wie sehr sie unentbehrlich sind, kann ein merkwürdiges historisches Beispiel schlagend beweisen. Es gab am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, im Zeitalter der klassischen deutschen Philosophie, einen Philosophen, der damals mit in der vordersten Reihe der führenden Geister stand und bis auf unsere Tage noch einen bedeutenden Einfluß ausübt, aber — nur im Ausland, durch die fremdsprachlichen Uebersetzungen seiner Schriften. In Deutschland ist selbst sein Name so gut wie verschollen, seine Schriften studiert niemand mehr, und dies alles in erster Linie nur deshalb, weil er versucht hat, seine Philosophie in „reinem Deutsch“, ohne Zuhilfenahme irgendwelcher Termini und Fremdwörter, darzustellen. Dieser Philosoph ist Krause, ein durchaus origineller und tiefsinniger Denker, der in der Zeit, da er noch durch das lebendige Wort wirken konnte, eine ausgedehnte Schule stiftete, der namentlich auf die Entwicklung der Rechtsphilosophie im neunzehnten Jahrhundert sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt hat und noch heute im Ausland, namentlich unter den Philosophieprofessoren belgischer und spanischer Universitäten, eine Reihe unbedingter Anhänger zählt. In Deutschland dagegen wird es wohl kaum noch einen „Krauseaner“ geben, und wenn etwa jemand, der nicht in gründlichster Weise dazu [illegible], eines der „rein deutsch“ geschriebenen [illegible] zu lesen, so wird es ihm schon nach [illegible] Zeilen wie ein Mühlrad im Kopf herumgehen, und er wird [illegible] wiederholen:

Leuchte [illegible], mein Licht, auf ewig aus,
Kehrt [illegible] hin, in Nacht und Graus.

[illegible] man nun auch die besonderen Schwierigkeiten, welche [illegible] umgeben, beurteilen mag, jeden [illegible] sind oder teilweise auf Vorurteilen [illegible] entsprechende Berücksichtigung, [illegible] Didaktik irgendwie aktiv be[illegible] gangbaren Wegen, auf denen [illegible] kann, ist jedenfalls der [illegible], und man muß sich des[illegible] verhältnismäßig selten eingeschlagen [illegible] namentlich den umfassend systemati-

schen Werken, solche Abschnitte, welche die Grundgedanken einer bestimmten Gedankenrichtung oder gar eines ganzen philosophischen Lehrgebäudes in konzentrierter Form darbieten, ausgewählt und mit den erforderlichen sachlichen Erläuterungen versehen werden, kann man am ehesten hoffen, zahlreichen didaktischen Schwierigkeiten des Anfangsstudiums zu begegnen, namentlich den beiden oben hervorgehobenen: denn indem man einen ausgedehnten historischen Zusammenhang überblicken läßt, wird man unschwer die Auswahl so treffen können, daß auch eine innere sachliche Verknüpfung und Einheit hergestellt wird, und ebenso kann man auf der anderen Seite die Auswahl auch so treffen, daß die inneren, namentlich auch sprachlichen, Schwierigkeiten auf ein geringes Maß eingeschränkt werden, und doch, indem der Philosoph selbst es ist, der zum Leser spricht, die Schwierigkeiten nicht einfach oberflächlich umgangen werden, wie es leicht in populären Darstellungen über philosophische Themata geschieht.

Solche Gesichtspunkte waren es denn auch, welche zwei Berliner Universitätsdozenten, Max Dessoir und Paul Menzer, Veranlassung gaben, vor kurzem eine philosophische Chrestomathie zu publizieren.*) Obwohl das Buch nur einen mäßigen Umfang hat (etwas über 200 Seiten), so bietet es doch eine Auswahl von Lesestücken aus der gesamten Geschichte der Philosophie von Plato bis Hegel, und zwar ist jede Hauptperiode zum mindesten mit einem Hauptphilosophen vertreten. Dabei ist die Auswahl so getroffen worden, daß fast alle Stücke sich inhaltlich auf die allgemeine Richtung des Denkens und die Grundfragen der Erkenntnistheorie beziehen, während die Spezialgebiete, Psychologie, Aesthetik, Pädagogik u. s. w. zunächst ganz ausgeschlossen blieben, um eventuell später in besonderen Auswahlbänden behandelt zu werden.

Ueber die Auswahl der in das Lesebuch aufgenommenen Stücke wird man natürlich mit den Verfassern unter den verschiedenartigsten Gesichtspunkten rechten können. Aber sie selbst weisen ganz mit Recht darauf hin, es wäre eitel, „zu hoffen, daß die Fachgenossen mit der Beschränkung auf siebzehn Philosophen und mit der Auswahl der Stücke durchwegs einverstanden sein könnten", und sie heben selbst die Schwierigkeiten hervor, die z. B. darin liegen, daß oftmals zwischen den geschichtlich und den sachlich wichtigsten, den schönsten und den kennzeichnendsten Stellen zu wählen war. Jedenfalls, wenn man die grundlegenden Gesichtspunkte für die ganze Gestaltung des Buches gelten läßt, wird man anerkennen müssen, daß dieses philosophische Lesebuch sehr sachkundig und zweckentsprechend auch mit literarischem Geschick gestaltet ist und ebenso ein vortreffliches Hilfsmittel für den ersten philosophischen Unterricht wie einen guten Ausgangspunkt für ernstere philosophische Privatstudien darbietet.

Nur nach einer Richtung hin, scheint mir, sind wesentliche Bedenken prinzipieller Natur zu erheben. Das bunte Vielerlei, das multa statt des multum, ist in allen Studien bedenklich und gefährlich, nirgendwo aber widerspricht es so sehr dem Wesen der Sache, wie beim Studium der Philosophie. Denn bei ihr handelt es sich immer wieder doch darum, gerade aus dem empirischen Detail immer von neuem sich zurückzuziehen und in der Tiefe den tragenden Prinzipien nachzugehen, mit deren Hilfe alsdann freilich dieses Viele neu beleuchtet werden kann und muß. Wenn nun diese philosophischen Prinzipien, aus ganz entlegenen Kulturperioden zusammengerafft, hier also aus der gesamten Geschichte der Philosophie, in einer kondensierten Einheit dargeboten werden, so läßt es sich beim besten Willen nicht vermeiden, daß sie sich alle im Wege stehen und nur oberflächlich im Denken Wurzel fassen können. Das kann wohl im gewissen Grade vermieden werden durch entsprechende einsichtige Unterweisung und Anleitung im philosophischen Unterrichte, nicht aber beim Selbststudium und in freier Lektüre, die ja von den Verfassern ebenfalls bei Abfassung ihres Buches ins Auge gefaßt wurden.

Dieser Gefahr kann, meines Erachtens, nur dadurch wirksam vorgebeugt werden, daß das Prinzip der Einteilung der einzelnen Bände — denn es sind nach dem vorliegenden noch mehrere in Aussicht genommen — verlassen und dafür das der Einteilung nach philosophiegeschichtlichen Perioden angenommen wird. Indem der Leser auf diese Weise in den Geist einer bestimmten Epoche eingeführt würde, deren Gedankenentwicklungen auch immer eine einheitliche Färbung zeigen, könnte die unerläßliche Einheitlichkeit und Vertiefung der philosophischen Lektüre auch in beschränkterem Rahmen erzielt werden. Und zugleich erwüchse dadurch solcher Chrestomathie auch eine dankbare und wichtige Aufgabe, die nirgendwo recht gelöst wird: nämlich durch sachgemäße Auswahl charakteristischer Stücke auch mit den Denkern zweiten und dritten Ranges bekannt zu machen, die selbst in den größeren philosophiegeschichtlichen Werken fast durchweg zu kurz kommen, aber gerade dadurch, daß sie die Grundgedanken eines bahnbrechenden philosophischen Genies nur aus zweiter Hand, oft in populärer Fassung, aufnehmen und vielleicht nur nach untergeordneten Seiten hin neu wenden, zum vertieften Eindringen auch in eben jene Grundgedanken so außerordentlich viel beitragen. Hier gilt eben dasselbe, was Goethe einmal vom Studium der Kunstgeschichte sagt, daß sie oft sehr unfruchtbar bleibe, wenn man nur einige Hauptmeister und deren Werke kennen lernt — aber „wenn man näher tritt und nun auch die Sterne zweiter und dritter Größe zu leuchten und zu flimmern anfangen, dann erst wird die Welt weit und die Kunst reich."

Auf diese Weise würde sich dann der zweite, nächste und wichtigste Schritt des philosophischen Studiums ganz von selbst in naturgemäßer Weise anschließen: daß man einem großen Gedankensystem, nachdem man es eben von verschiedenen Seiten her, aus dem Geist einer ganzen Epoche, von seinen historischen Prämissen wie von seinen Folgeergebnissen her, kennen gelernt hat, nun innerlich in allen seinen Verzweigungen nachgeht und nachdenkt. Denn es gibt schlechterdings kein Studium der Philosophie ohne solche Versenkung in ein großes System. Man kann, wie es Kant ausgedrückt hat, nicht eigentlich Philosophie, sondern nur philosophieren lernen, und dies eben nur dadurch, daß man bei einem großen Meister in die Lehre geht, nicht aber so, daß man bald bei diesem, bald bei jenem für kurze Zeit anklopft und jedem rasch wieder davonläuft. Und selbst das Studium der Geschichte der Philosophie kann einen nicht die Philosophie kennen lehren, sondern umgekehrt: erst vom festen philosophischen Standorte aus können auch die historischen Zusammenhänge der Gedankenentwicklung übersehen und verstanden werden. Welches der großen philosophischen Systeme dabei den Adepten der Philosophie zuerst in seinen Bannkreis zieht, ist keineswegs von entscheidender Bedeutung und immer von mancherlei individuellen Bedingungen abhängig; genug, daß es überhaupt geschieht und daß man zunächst erst einmal an eine geschlossene Gedankenwelt seine Individualität ganz hingibt, um sie von neuem daraus zu gewinnen. Auch hier gilt das: „Stirb und werde!"

Berlin. Dr. M. Kronenberg.

Mörike.

Ist es ein Zufall, daß Richter, Schwind und Mörike innerhalb einer kurzen Jahresfrist geboren sind? Denn am 8. September jährt sich auch Mörikes Geburtstag zum 100. Male. Ist es ein Zufall, daß von den Vertretern der Romantik gerade diesen Dreien in unseren Tagen eine so fröhliche und dankbar begrüßte Auferstehung bereitet wird? Und ist es die Romantik, die uns ernüchterten Kindern eines Maschinenzeitalters am künstlerischen Vermächtnis jener Drei so wohl gefällt, daß wir etwa drin herumtasten möchten mit einer Neugier, ähnlich der, mit der wir Schlafrock, Pantoffeln und Pfeife aus großväterlicher Zeit ins befremdete Auge fassen? Wollen wir uns von den alten Herren nur so anheimeln lassen und nichts weiter? Da wäre die ganze ästhetische Feierlichkeit eine Dutzendarbeit und nicht wert, etwas Innerliches für sie zu verausgaben.

Nein, so gewiß es kein Zufall ist, daß die Entwicklung dieser drei zeitlich benachbarten wahlverwandten Naturen die gleichen Linien des allgemeinen romantischen Geistes aufweist, so gewiß steht auch ihre fröhliche Wiederkunft in unseren Tagen auf einem tieferen als dem zufälligen Grunde einer Oberflächenströmung, die sich heute an den lieblichen Hügeln der Romantik staut, um morgen den trutzigen und majestätischen Höhen der Renaissance zuzueilen, und übermorgen in einen kleinen See der Begeisterung für Altchina und Japan auszulaufen. Hier drängen tiefere Quellen volkstümlichen Empfindens zur Verbindung mit den lauteren Bächen einer Vergangenheit zurück, die in unsere greisende Zivilisation herüberleuchtet, wie ein heiterer Frühlingstag, „so jung und morgenschön ..." Darum fühlt sich das, was jung geblieben ist und bleiben will auch in unserer Zeit, von der verklärten Jugend unserer Großväter seltsam angezogen und erfrischt, so leben sie freundlich und tröstlich wiederum auf, die Richter, Schwind, Mörike, so leben sie sich „aus", leben sie nun vielleicht erst ganz mit dem besten, das sie haben; nun, da wir mit jedem Tage deutlicher fühlen, daß ihre Welt unwiederbringlich dahin ist.

Ihre Welt — es scheint wirklich, als sei sie reicher gewesen an Sonne, als sei anno dazumal recht eigentlich eine Zeit der Sonnen- und Sonntagskinder gewesen für die Kunst. Wie denn eine landläufige Vorstellung, an der doch auch ein Teil Wahrhaftigkeit, den Poeten und Künstlern das Sonnenhafte eo ipso zuschreibt, ganz selbstverständlich und notwendig ins Leben hinein. Und wenn einer, so ist es Mörike, der dieser naiven Vorstellung die reichste Nahrung bietet. Wie oft, wie unermüdlich oft hat er das reinste Glück besungen, aber so, daß es aus ihm herausklingt in Akkorden köstlichster Harmonie, nicht als etwas, das er außer sich sähe und zu besitzen wünschte. Man kann getrost sagen, von allen unseren großen Lyrikern, Goethe nicht ausgenommen, weiß Mörike am unmittelbarsten die Stimmungen des Entzückens über die unbegreifliche Schönheit und Wonne des einfachen Daseins in Worte zu fassen. Ein Spaziergang durch die Au, der Eintritt ins alte Tal, die Stunde des weltvergessenen Phantasierens auf dem Frühlingshügel, diese simplen Dinge, die der erfahrene und logisch denkende Mensch kaum beachtet oder kennt, da er Wichtigeres zu überlegen hat, entlocken dem Dichter ein immer neues Staunen. Seinem Mädchen sieht er zu bei irgend einer alltäglichen Beschäftigung und beginnt:

Wenn ich, von deinem Anschau'n tief gestillt,
Mich stumm an deinem heil'gen Wert vergnüge:
Dann hör' ich recht die leisen Atemzüge
Des Engels, welcher sich in dir verhüllt ...

Und sein visionär erhellter Sinn, von Tiefe zu Tiefe [illegible] holt „aus der Gottheit nächt'ger Ferne die Quellen des Geschicks [illegible]

---

*) „Philosophisches Lesebuch." Herausgegeben von Dr. Max Dessoir und Dr. Paul Menzer. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke.

lodisch rauschen". Im Dämmer sitzt der Freund am Klavier, wie oft schon. Mörike lauscht. Und die Töne, die ihn erst mit sich geführt, sind mit einemmal weit von ihm, dessen Herz durchzückt ein Freudenstrahl: „Dein ganzer Wert erschien mir auf einmal." Die plötzliche Steigerung des Bewußtseins: dieser Mensch, dir seit Jahren treu verbunden, ist doch eigentlich eine seltene Gabe des Glückes — setzt so quellend stark ein, daß der Strom der geweckten Empfindungen zur Gestaltung drängt. Ein andermal wieder ist es ein Name, ein melodisches Wort, das das lyrische Erz in ihm erbeben und herrlich tönen macht. Er selber nennt als den stärksten solcher Momente plötzlicher Eingebung den, der die Ballade „Schön-Rothtraut" gebar. In einem Fremdwörterbuche, oder, nach anderer Ueberlieferung, in einem alten Kalender stieß er unvermutet auf den altdeutschen Frauennamen. „Er leuchtete mich an als wie in einer Rosenglut, und schon war auch die Königstochter da. Von dieser Vorstellung erwärmt, trat ich aus dem Zimmer zu ebener Erde in den Garten hinaus, ging einmal den breiten Weg bis zur hintersten Laube hinunter und hatte das Gedicht erfunden . . ." So gibt es noch viele Beispiele dafür, wie sich im Dichter aus dürftigsten Vorgängen die innere Nötigung vollzieht, das Selbstverständliche herrlich und selber staunend vor solcher Herrlichkeit zu besingen. Es ist ganz wie das plötzliche Organisieren der Kristalle im Glase. Alles ist eben noch flüssig, klar und still. Ein Augenblick, und die Teilchen schließen sich zusammen, werden sichtbare und feste Form.

So kommt es auch, daß in Mörikes Lyrik das titanenhafte Aufbäumen wider das Geschick keinen Ausdruck findet, daß er zu allen Zeiten seiner merkwürdig früh vollendeten künstlerischen Entwicklung den Anblick eines rein ausgeglichenen Innenlebens darbietet. Freilich klagt auch er. Wer weiß, wie er, vom verlassenen Mägdlein zu singen, so weh und süß zugleich, daß es ist, als tate das Volk, nicht mehr der einzelne Mensch, den Mund auf. Aber er wühlt die Herzen nicht grausam auf mit den scharfen, drängenden Fragen nach dem Warum und Wozu der Qual, er bricht nie dissonierend ab, er gibt immer eine Auflösung, in der die Wehmut stark mitschwingen mag, in der aber die klare Erkenntnis der Gebundenheit alles Seins als ein goldgedämpfter Grundklang befreiend, versöhnend durchdringt. „Des Erdenlebens liebe Fülle" behauptet ihr Recht. Am frühen Wintermorgen, vor Sonnenaufgang, überkommt ihn die poetische Heimsuchung genau so überwältigend, wie im Abendlicht, nach Uhland der überlieferten Zeit der Dichterwonne. Wie zwingend setzt er da ein:

O flaumenleichte Zeit der dunkeln Frühe!
Welch neue Welt bewegest du in mir?
Was ist's, daß ich auf einmal nun in dir
Von sanfter Wollust meines Daseins glühe?

Und so hin durch die vielfältig keimenden Wunder des inneren Gesichtes, im „Gefühl entquollner Stärke" zum abschließenden Bilde des schlummernden, erwachenden Tages:

Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halbgeöffnet, süße Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug' und wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flüge!

Wer denkt da nicht an Hölderlins unvergänglichen Sonnenjüngling, der . . . . goldener Töne voll, sein Abendlied auf himmlischer Leier spielt"; die Verwandtschaft der Phantasie ist unverkennbar, und doch erhellt die Entwicklung zur gesteigerten Reizsamkeit hin bei Mörike aus dem Wortbilde, wie aus dem unsagbar fein abgetönten Rhythmus. Man töne es ganz aus, dieses „Beginnt im Sprung . . ." Da hört man durchs dürre Wort hindurch den jugendlichen Tag seinen prächtigen Aufschwung nehmen; man hört's und sieht's zugleich. Die Intensität seiner Erinnerungsgefühle, wie er sie etwa im „Besuch in Urach" ausspricht, ist ganz unerhört und in der Tat unnachahmlich:

Erinnerung reicht mit Lächeln die verbittert
Bis zur Betäubung süßen Zauberschalen;
So trink ich gern die entzückten Qualen.

„Das ist mit Blut geschrieben", urteilte Hugo Wolf, mit dem Herzblute einer tief wahren Empfindung". Aber am freiesten und höchsten bewegt sich der Poet doch in den Gebieten der reinen Vision. Darum ist auch das Lied „Um Mitternacht" die Krone seiner, vielleicht auch die Krone aller reinen Lyrik, die, vom künstlerischen Individuum [illegible] von aller [illegible] Gelegenheit losgelöst, das Unvergängliche in [illegible] Schwingungen der Empfindung in höchster Konzentration der [illegible]. Die Nacht, die gold'ne Wage der Zeit, das [illegible] alte [illegible] der Quellen. Und welch eine Verdichtung der [illegible]: „Sie klingt des Himmels Blaue [illegible] [illegible] werden ausgesetzt, und der [illegible] wird nie [illegible] diese [illegible] und ihren [illegible] [illegible] ist nicht zu helfen, [illegible] Was kann er mit [illegible] [illegible] an wie diese:

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Das Lied vom Tode verliert bei Mörike alle dämonische Finsternis. Ein Tännlein grünt wo, ein Rosenstrauch. Zwei schwarze Rößlein weiden auf einer Wiese. Noch siehst du das, wie lange, so gehen die Rößlein schrittweise mit deiner Leiche, und Tännlein und Rosenstrauch wurzeln auf deinem Grabe. „Denk' es, o Seele", mahnt der Dichter. Das schlichteste Bild aus dem Alltag verdichtet er so zu einem ergreifend innigen Symbol unserer Vergänglichkeit, hinter der die Ewigkeit des Werdens und Vergehens ahnungsvoll heraufdämmert. Wenn Erinna, an Sappho schreibend, des Todes gedenkt, so bleibt sie heiter; mit Schmerz gedenkt sie erst an die Schmerzen derer, die sie verlassen müßte. Kein Lamento über das, was wir müssen, aber eine unerschöpfliche tiefe Dankbarkeit für das, was uns Gott gegeben, was wir nach seinem Willen mit unserer Kraft hundertfältig besitzen können.

Gott—Mörike, der schwäbische Pfarrer, hat seinen Herrgott wohl bis ins feinste Sonnenstäubchen hinein empfunden, aber eigentlich dichterisch angeredet hat er ihn nicht; er hat ihn walten lassen, so väterlich, gütig, wie nur je ein gläubiger Christ, aber eine heilige Scheu vor dem Mißbrauch seines Namens band ihm als Poeten die Zunge. Ein Gedicht haben wir, das eine religiöse Auseinandersetzung bringt, aber nur bestätigt, was seine ganze sonstige Poesie zum Preise des göttlichen Schöpferodems fort und fort besagt. Wie Goethe seinen Werther klagen läßt, daß wir einander so wenig sein können, so bedenkt Mörike das Eingeschränkte der Mitteilung von Herz zu Herzen, Geist zu Geist. Da fällt in seine Finsternisse hell ein Freudenschein:

Sollt' ich mit Gott nicht können sein,
So wie ich möchte mein und dein,
Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?
Ein süßer Schrecken geht durch mein Gebein!
Mich wundert, daß es mir ein Wunder wollte sein,
Gott selbst zu eigen haben auf der Erde!

Das heißt nicht, das Göttliche materialisieren, wie es ein buchstäblich zerfahrenes Christentum leichtlich und, wie zugegeben ist, zum besseren Verständnis tut, sondern das ist ein Durchgöttlichen der Materie, das wir genau so bei Luther finden, wenn er den Schöpfer im Grashalm und im Kiesel am Weg erkennt und preist.

Mörikes Humor — das gäbe ein ganz eigenes Kapitel. Er wohnt bei ihm von Jugend auf dicht neben dem größten Ernste der Vision. Auch diesen Zug hat er mit Goethe gemein, wie ihn denn überhaupt eine natürliche Ader mit unserem Nationaldichter verbindet. Der Humor half ihm tausendfältig über Dinge hinüber, an deren kleinlicher Spitzfindigkeit das Talent nur zu leicht so manchen wertvollen Teil seiner Kraft einzubüßen pflegt. Wie lustig ziert er seine kleinen Gelegenheitsgedichte aus, wie lacht ihm der Schalk aus den Augen, wenn er in würdigen Hexametern von Sukelborst, dem sicheren Mann, eine schauerliche Wundermär auftischt, in der der Teufel so schlecht fährt, daß er seinen Schwanz als Buchzeichen für die Memoiren des Riesen zurücklassen muß. Und Ziborius, der wackere Präzeptor, mit Gemahlin, in ihrer nächtlichen Unterhaltung, gleichfalls auf sechsfüßigen Daktylen, die über die Kukumern und den Essig schließlich auf den sanften Schinken auslaufen. Oder die „Restauration" nach Durchlesung eines Manuskripts mit Gedichten:

Das süße Zeug ohne Saft und Kraft!
Es hat mir all mein Gedärm erschlafft.
Es roch, ich will des Henkers sein,
Wie lauter welke Rosen und Kamillenblümelein.
Mir ward ganz übel, mauserig, dumm,
Ich sah mich schnell nach was Tüchtigem um,
Lief in den Garten hinterm Haus,
Zog einen herzhaften Rettig aus,
Fraß ihn auch auf bis auf den Schwanz,
Da war ich wieder frisch und genesen ganz.

Dieser kernige Zug zur Einfachheit, dieser Widerwille gegen weiche und verweichlichende falsche Romantik tritt herzerfrischend häufig auf. Ein Zug aus dem Leben: mit Geibel war er einst auf der Fahrt. Abendwolken standen farbig geflockt am Himmel. „Welch ein Schauspiel, lieber Mörike!" sagte Geibel, indem er schwärmerisch dessen Arm ergriff. Dieser, etwas erschreckt, meinte harmlos: „Das heißt man bei uns Schäfle." Daß hinter der Harmlosigkeit ein trockener Humor herausschaut, hat der begeisterte Geibel schwerlich gemerkt.

Und bei allem Humor und aller Freude am Spiel, auch am Wortspiel, doch welch unnachsichtige Strenge, welche Selbstkritik und natürliche Bescheidenheit. Gelegenheitsklatschen, nun ja, die sind eben, [illegible] Bedeutung aufgetrumpft, als ihrem Wesen zukommt. Keine Spur von Rhetorik, kein geschraubtes Pathos, [illegible] bis zum Richtigen hinunter, natürlich erwachsene Form. [illegible] daß Mörike schon im ersten Wurfe bei Gedichten fast immer die [illegible] Form bestimmt und leicht herausbrachte. Ein Gedicht wie „Um Mitternacht", das [illegible] als das Gesamtschaffen von tausend [illegible] Poeten, ward Mörike schon mit 23 Jahren [illegible]. [illegible] ist erstaunlich. Alles spätere [illegible] auf [illegible], aufs Adjektiv, dessen lyrische Be[illegible] erst bei Mörike erleuch[illegible] [illegible] seine Novellen, sein Roman [illegible] [illegible], vergrößert, beschnitten, an[illegible] [illegible] Stunden, in denen keine augenblick-

liche Stimmung zum Bilde gestaltet, sondern zusammenhängende Lebensvorgänge erzählt und aus möglichst reicher und tiefer Erfahrung beleuchtet werden sollen. Merkwürdig, daß der Meister der feinsten lyrischen Form als Erzähler sich mühen muß, der Fülle Herr zu werden. Er gerät ins Fabulieren, und aus Freude am mühelosen Erfinden häuft er Einfall auf Einfall, bis er ausschreit und kleinlaut daran geht, abzutragen, zu übersehen, zu ordnen. Und das tut er mit so zäher Energie, wie nur sonst ein Künstler, der's ernst nimmt. Das „Märchen vom Stuttgarter Hutzelmännlein" zum Beispiel, mit der eingelegten Episode von der schönen Lau, hat eine Entstehungsgeschichte von 15 Jahren, und doch hielten Uhland wie Storm dafür, eine Ueberarbeitung vorhandener Einzelteile alter Volkspoesie vor sich zu haben. Dennoch beruht das Ganze auf freier Erfindung Mörikes. Nur charakteristische Kleinigkeiten entnahm er alten Chroniken, so Zunft- und Volkssprüche oder den tapferen Stiefelknecht Zanges Banges, der bei der Nacht auf der Lauer liegt und durch den Katzenlauf in den Garten hinausfährt, den Obstdieb packt und am Bein festhält, so lange, bis der Herr kommt und ihn beruhigt:

Zanges Banges, laß ihn gahn,
Wohl hast du dein Amt getan!

An der ganz frei erfundenen Mozartnovelle, die durch den Stoff, weniger durch die Form, sein bekanntestes Werk geworden ist, was er auch selber ganz gut wußte, hat er ebenfalls jahrelang „mit öfteren und längeren Unterbrechungen, während welcher sie mehrmals beinahe schon aufgegeben war", gearbeitet. Ueber dem „Maler Nolten" endlich ist der Dichter weggestorben, nachdem er jahrzehntelang an diesem Erstlingswerk gefägt und gehämmert hatte, es mußte von befreundeter Hand abgeschlossen werden.

Als Mörike am 4. Juni 1875 gestorben war, schrieb Gottfried Keller ingrimmig: „Wenn sein Tod nun seine Werke nicht unter die Leute bringt, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten." Dürften wir heute, nach dreißig Jahren, schon sagen, daß den Leuten geholfen sei im Sinne Kellers? Leider nein; noch nicht. Die Hoffnung in diesem „noch" ist nicht groß, aber ohne alle Hoffnung stehen die Gestirne der Liebe und des Verständnisses in seinem Volke für Mörike heute nicht mehr. Noch wird er vorerst gepriesen, aber doch auch schon philologisch unters Mikroskop genommen, übers Jahr zu Weihnachten und späterhin, wenn er „frei" geworden ist, wird er auch gekauft werden, und die deutsche Welt wird sich wieder einmal wundern können über ihre eigene Vergeßlichkeit. Sie ist ja so groß geworden, diese Welt, so groß und geschäftig. Sie liebt es sehr, gerührt über die eigene Rührung, ihre Vergangenheit zu feiern in Denkmälern und mit schwunghaften Reden von des deutschen Geistes Macht und Herrlichkeit und seiner weltumspannenden Kulturmission. In solchen Zeiten ist ein Gedenktag wie der heutige, der den Blick aus der Weite in die weltabgewandteste Enge, aber auch wundersam in die urdunkelsten Tiefen der Seele lenkt, von höherer Bedeutung. Der zarte Schatten des sinnenden schwäbischen Poeten steigt herauf, als wie eine Mahnung an das Unumstößliche: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele." Und man sieht ihn, diesen mahnenden Schatten, man erkennt, man durchlebt aufs neue, was ihn lebendig erhält und erhalten wird, so lange deutsche Art und Kunst in ihren edelsten Malen erfühlt und begriffen, geliebt und behütet werden.

Dresden. **Eugen Kalkschmidt.**

Henri de Régnier.

Es gibt Zeiten, die auf uns wirken wie eine leise, traurige Musik, süß und klagend, die Sehnsucht nach längst Entschwundenem weckend, alten, verblichenen Bildern neue Farben einhauchend und uns in einen tiefen Traum von so weltabgewandter Schönheit versenkend, daß wir allem Leben fremd werden.

Wir haben Stunden, an denen uns die Tempel Aegyptens zu streng, die Säulen des Parthenon zu erhaben, die Paläste der Borgia und Medici zu strahlend sind. In solchen Stunden wissen wir nicht, wohin wir aus dem grauen Nebel unserer Tage flüchten sollen, bis uns die süß klagende Zärtlichkeit eines Spinetts in jenes Reich ruft, dessen Müdigkeiten den unseren am verwandtesten, dessen sanfte Schönheiten unseren Seelen milder Balsam sind, und in dem das grelle Sonnenlicht aller Leidenschaft durch den zarten Schleier feinster Artistik gedämpft wird.

Ancien régime .... „Rokoko verstaubt und lieblich" .... Die großen Gärten mit den seltsamen Blumen, den kunstreich verschnittenen Bäumen, den leise rauschenden Fontänen, den kleinen Lauben, in deren verschwiegenem Halbdunkel Watteaus zierliche Schäferinnen ihren Amoroso galante Stelldicheine gaben.

Die Welt der müden Schönheit, die allem heutigen Leben fremd ist, wie lockt sie uns, wie fesselt sie uns mit unsichtbaren Banden! Das blutige Schauspiel von 1789 vermochte sie nicht zu töten, und stärker denn je lebt ihr Zauber in den Seelen unserer Besten. Sie ersteht in ihrer ganzen Pracht in den „Fêtes galantes" Paul Verlaines, ihr matter Glanz schimmert aus den Versen Hugo von Hofmannsthals; Thomas Theodor Heine, dem Unerbittlichen, weicht die Grimasse des Hohns auf den Lippen, wenn er ihre sanfte Schönheit auf das Papier bannt, und in Konstantin Somoffs Bildern singt sie ihr immer junges Sirenenlied.

Zu diesen Propheten einer vergangenen Epoche gesellt sich als ein Ebenbürtiger Henri de Régnier, unter Frankreichs Dichtern von heute der Besten einer. Ich will an dieser Stelle nicht von den stillen Versen Régniers sprechen, die die keusche Kühle des Marmors atmen, nicht von seinen zahlreichen Romanen und Novellen, die mit einer Sprachkunst, wie sie sich heute fast nur bei den Franzosen findet, geschrieben sind. Ich will hier nur auf zwei Bücher des Dichters aufmerksam machen, die Friedrich von Oppeln-Bronikowski, der feinfühlige Uebersetzer, den Deutschen zugänglich gemacht hat. Es sind dies der Roman „In doppelten Banden" („La double maîtresse") und die Novellensammlung „Seltsame Liebschaften" („Les amants singuliers").*)

.... La maîtresse. Das Wort ist charakteristisch für eine ganze Epoche. In dem Zeitalter raffiniertesten Lebensgenusses und subtilsten Schönheitskultes mußte das Weib, die Geliebte zur „maîtresse", zur Herrin werden. In den Händen der Frauen lagen damals die Geschicke der Einzelnen und der Völker, und niemals bogen die Männer ihr Haupt williger unter das Joch, wie in jenen Tagen. Ein unbeschreiblicher Zauber ist über den Frauen jener Epoche ausgebreitet. Ueber jedem Köpfchen schwebt die Möglichkeit einer Königskrone, und jede schmale Hand trägt die roten Male königlicher Küsse. Noch heute halten sie uns in ihren Banden und der Name der göttlichen Ninon de Lenclos genügt, um unsere Herzen höher schlagen zu machen. Sie gleichen nicht jenen unheimlichen Geschöpfen, die dem Geliebten im Kusse das Leben aussaugen, jenen „Diaboliques", wie sie Félicien Rops sah, wie wir sie in Wedekinds „Lulu" kennen. Sie gleichen auch nicht unseren Geliebten, deren Liebe zärtlich und sanft ist. Sie sind anders, ganz anders. Manchmal unmöglich — immer reizend. Was ist Liebe? Ah! Mon Dieu! „Aimer, c'est satisfaire un besoin!" Was ist der Mann? Etwas, das unterjocht werden muß! Das ist das Weib des ancien régime. Zum Herrschen geboren, Herrin, maîtresse! Und die Liebhaber? Sehr vornehme Herren, Kavaliere sans reproche, dem Gegner gegenüber unerbittlich, die Diener ihrer Geliebten ....

Diese Frauen und diese Männer läßt Régnier wieder aufleben, und mit ihnen ersteht der ganze Zauber einer entschwundenen Epoche zu neuem Sein.

„Ich habe nach weiter nichts getrachtet, als einige französisch aussehende Schatten vor den Gläsern meiner Laterne vorüberziehen zu lassen, und wenn ich das Bildnis meines Helden auf die Titelseite hätte setzen wollen, so wäre es sicherlich nach Art jener kleinen altmodischen Gesichter ausgefallen, die man Silhouetten nennt und die ihre flach geschnittenen Profile mit schwarzer Tinte auf das weiße Papier werfen." So spricht Régnier in seiner Vorrede zur „Double maîtresse".

Und nun wogen vor unseren Augen diese Schatten vorbei; ihre Geschicke verflechten sich untereinander, wie verschlungene Arabesken, berühren sich, laufen nebeneinander, um dann wieder zu verschwinden, bis sie nach langer Irrfahrt sich wieder berühren. So erfahren wir die Lebensschicksale des Herrn Nicolas de Galandot, des eigentlichen Helden des Romans, des Herrn de Portebize, des Abbé Hubertet und mancher anderen „französisch aussehenden" Erscheinung. Ich will hier nicht den Inhalt des Buches wiedergeben, nur über den Herrn von Galandot möchte ich einige Worte sagen, denn von allen Figuren, die in dem bunten Kaleidoskop Régnier'scher Kunst vor unserem Auge vorüberziehen, ist er es, dessen Schicksal in seiner barocken Lächerlichkeit am tragischesten und erschütterndsten wirkt.

Er ist der geborene Diener, in dessen Blut trotz adeliger Herkunft die sklavischen Instinkte eines demütigen Hundes schlummern. So wird er denn zum willenlosen Spiel- und Werkzeug eines jeden, der sich die Herrschaft über den Schwächling anmaßt. Seine Mutter, sein Lehrer, selbst die Domestiken seines Hauses sind ihm Autoritäten, an deren Worten und Befehlen zu rütteln, er für Vermessenheit halten würde. Ein Schwächling, mehr — ein Sklave. Dabei von sensibelstem Empfinden, ein Aesthet und Genießer, der nur zu feige ist, zu genießen. Der letzte einer aussterbenden Rasse, der des Lebens müde ist und jede Aeußerung eines starken Lebensgefühles längst von sich gewiesen hat, der selbst den eigenen Willen als störend empfindet. ... In ihm verkörpert sich die Tragik des Rokoko.

Als Dreißigjähriger — der Spielball in den kleinen Händen des verderbten Backfisches Julie de Mausseuil; als Fünfzigjähriger — der Sklave einer römischen Dirne, die ihn zu ihrem Reitpferd niedrigt. Unwillkürlich drängt sich hier ein Vergleich auf: Nana und Graf Muffat. Sie beide, der arme Nicolas de Galandot und der willenlose Kammerherr Napoleon III., sinken schließlich zu Sklaven ihrer Geliebten herab, und der nackte Fuß einer dem Kot entstammten Dirne zwingt ihre Häupter in den Staub. Symbole! Aus dem Schicksale Galandots leuchtet uns der letzte verbleichende Glanz des Rokoko entgegen, dessen lebensmüde adelige Schönheit bald der entfesselten Herrschsucht des erstarkenden Demos weichen sollte; und in den Erniedrigungen des Grafen Muffat ahnen wir die Tragödie des letzten Kaiserreiches und vernehmen die kokriischen Rufe empörter Communards. Das sind die Schlagschatten. Ringsumher aber flutet helles goldenes Sonnenlicht, und die Menschen scherzen und lachen. Und alles

*) [illegible] Stuttgart 1904.

Leben ist eitel Schönheit und Musik. Sanft und traurig und leise verklingend, dann wieder lockend und scherzend auftauchend, manchmal auch etwas geziert und steif, und zuletzt süß klagend, ersterbend ... Rokoko!

Das zweite Buch enthält drei Novellen: die Chronik dreier Liebschaften aus drei verschiedenen Jahrhunderten. Das Marmorbild der Giulietta del Rocco, von dem die erste „Geschichte aus dem Cinquecento" berichtet, kann dem ganzen Buche als Symbol dienen. Wie dort alle lockenden Reize des heißen Frauenleibes unter der Hand des Künstlers zur kalten Schönheit einer Marmorstatue erstarren, so weiß auch Régniers Kunst glühendes Empfinden, trunkene Schwüre und selbst das letzte süßeste Erschauern verzückter Wollust zu einem reinen und erhabenen Gemälde zu bändigen. In dieser Kühle, die wahrlich nicht aus Gefühlsarmut stammt, offenbart sich die Aristokratenpsyche Régniers, der in seinen „Médailles d'Argile" einst gesagt hat:

„Aucun de vous n'a donc vu
Que mes mains tremblaient de tendresse."

In den Gestalten seiner Novellen symbolisiert er sein eigenes Empfinden und Erleben, und das zwingt ihn zur Zurückhaltung und Mäßigung, da es einem Edeln nicht anstehen würde, die zartesten Regungen seiner Seele nackt zur Schau zu stellen. Und weil wir in Deutschland gar so wenig Bücher haben, in denen glühendste Sinnlichkeit gleich keuschen Ausdruck fände, weil wir so wenig Bücher haben, die von einer so vornehmen Abgeklärtheit wären, wie Régniers Bücher es sind, hielt ich es nicht für unangebracht, auf sie hinzuweisen.

Berlin. **Maximilian Schick.**

Bayreuth 1904.

In meinem Aufsatze über das italienische Musikdrama (in Nr. 502 dieser Wochenschrift) habe ich nur von Richard Wagners Opernreform gesprochen, von jener Seite seiner universalen künstlerischen Tätigkeit, die der Welt am deutlichsten zugewandt ist und von ihr am bedingungslosesten anerkannt wird. Der Meister von Bayreuth hat aber nicht nur den Stil einer ursprünglich italienischen und später international gewordenen Kunstgattung, des musikalischen Dramas oder der „Oper", gereinigt und emporgehoben, sondern er hat auch in noch viel höherem Maße eine national-deutsche Kunstgattung, das großstilisierte d e u t s c h e D r a m a, ausgestaltet und vollendet; ja er hat dieses „deutsche Drama" in gewissem Sinne erst geschaffen, denn wirklich national-deutsch war vor ihm eigentlich nur die Absicht, von der sich unsere Dichter leiten ließen, die Sehnsucht, die sie erfüllte — in der Aufführung ihrer Werke aber zeigen sich die mannigfachsten fremdländischen Einflüsse, zeigt sich geradezu ein fortwährendes Suchen und Tasten in der Nachahmung ungenügender Vorbilder. Weder das klassische Drama der alten Griechen noch jenes der neuzeitlichen Spanier und Franzosen, auch nicht Shakespeare, der Unbegreifliche, genügten dem Deutschen zur Bewältigung seiner Sehnsucht. Was sich von diesen national eigenartigen und individuell-besonderten Erscheinungen in deutscher Sprache und für die deutsche Bühne überhaupt nachahmen ließ, das entsprach, auch bei weitgehender Umformung oder Steigerung und bei der geschickten Verbindung verschiedenartiger Elemente zu einem neuen, einheitlichen Ganzen, dennoch nicht dem deutschen Ideal; immer fehlte es entweder an der dem Deutschen unentbehrlich dünkenden realistischen Wahrhaftigkeit der Darstellung oder aber an jener geläuterten Kunstform, in der der letzte Erdenrest des bloßen Realismus wie in einer Flamme aufgeht und uns das Leben gleichsam verklärt entgegenkommt. Es ist bekannt, daß die deutschen Klassiker, im Verzweifeln am Gelingen ihrer Aufgabe, stets von neuem hilfesuchend nach der Musik ausschauten, nach jener Kunst, die in sich selbst, nach ihren ureigenen Gesetzen, das deutsche Ideal längst erfüllt zeigt. Die Musik, sofern sie echte Kunst und wahre Musik ist, kann nie anders als aufrichtig und natürlich, lebensvoll und unmittelbar wirksam sein; aber bei ihr ist zugleich alles Form und der Stoff durchaus vergeistigt. Die Klassiker, die das fühlten und wußten, setzten daher große Hoffnung auf die Oper und verschmähten auch keineswegs „opernhafte" Elemente in ihren dichterischen Werken. Aber die Entartung der Oper, gegen die sich später Richard Wagner auflehnte, konnte [illegible] bringen; und der italienische Stil der Oper würde auch in seiner Reinheit und Ursprünglichkeit dem Charakter der deutschen Dichtung nicht entsprochen haben. Einzig die deutsche Musik war befähigt, eine Sprache auszubilden, die [illegible] als die [illegible] deutsche Sprache [illegible] und die jeder [illegible] und [illegible]

[illegible]

[illegible] innewohnende war. Sie war dazu befähigt kraft der inneren [illegible] der deutschen Musiker immer wieder in die Arme [illegible]

[illegible] nach [illegible] musikalischer Klassiker

[illegible] und dem [illegible] entstehen und

[illegible]

Dichterisches zustande zu bringen. Nur einer, der Musiker und Dichter zugleich, „Opernkomponist" und Dramatiker war, konnte endlich, die bisherige Entwicklung des deutschen Dramas und der deutschen Musik in sich aufnehmend und verarbeitend, jenen von der Musik getragenen höchsten Stil des Dramas gewinnen, der den Klassikern versagt geblieben: im Drama Richard Wagners treten uns die erhabensten Gestalten in zweifelloser Natürlichkeit entgegen und die Natur selbst in idealer Verklärung.

Diese Seite von Wagners Tätigkeit, oder besser gesagt, dieses Zentrum seines universalen Schaffens, ist vom genießenden Publikum bisher im allgemeinen mehr geahnt als klar erfaßt worden. Von weitem gesehen, nahmen sich Wagners Tondramen zunächst nur wie bessere und neuartige Opern aus: Opern mit gutem Text und sinnvoll angepaßter Musik. Dargeboten wurden sie auf den Opernbühnen und durch die vorerst nur für den älteren Opernstil geschulten Kräfte. Es konnte daher bestenfalls eben der neue Opernstil, die Opernreform, allmählich dem Publikum und den Darstellern zum Bewußtsein kommen. Hat sich nun dieser neue Stil die Welt erobert, so ist dies aber trotzdem nicht gleichbedeutend mit der vollen Würdigung jener Stufe, welche Wagner in der Geschichte des deutschen Geisteslebens einnimmt. Er wird doch hauptsächlich nur als musikalischer Reformator betrachtet und sein internationaler Ruhm wird höher gewertet als seine nationalen Verdienste. Selbst mit der fraglosen Anerkennung seines für die Anwendung der Musik auf das Drama gewonnenen neuen Musikstiles hat es just in Deutschland selbst immer noch seine guten Wege. Sogar jene Werke Wagners, die sich in ihren stilistischen Merkmalen am schärfsten von all dem unterscheiden, was man früher unter „Oper" verstanden hat, werden auch auf großen und geachteten Bühnen immer noch mit bemerkenswerter musikalischer Selbstgefälligkeit, dramatischer Verschwommenheit und theatralischer Gedankenlosigkeit aufgeführt. Immer noch gibt es Dirigenten, die sich nicht um die Szene bekümmern, Regisseure, die nichts von der Partitur verstehen, und typisch unintelligente Opernsänger, die in der allgemeinen Verwirrung herzlich froh sind, wenigstens isoliert glänzen zu können. Die Notwendigkeit eines einheitlichen Zusammenspieles auf der Bühne, auch wenn beim Spiele gesungen wird, und einer lückenlosen Uebereinstimmung des Orchesters mit der Gebärdensprache ist den mit Unrecht verlästerten Italienern schon viel geläufiger als den Deutschen. Steht also nicht einmal die äußere Form des Wagner'schen Dramas unverrückbar fest, wie sollte sich da der innere Gehalt, die geistige Bedeutung dieser Werke unzweideutig offenbaren? Wie sollte die Nation genau wissen, daß diese Werke nicht bloß famose Theaterstücke mit einer geistreichen Musik sind, sondern das Letzte und Höchste, das der deutsche Idealismus auf seinem ureigensten Gebiete bis jetzt hervorgebracht? Es gibt nur eine Stätte, wo dies freilich jedem einleuchten muß, weil dort bei der Aufführung Wagner'scher Werke einzig und allein das D r a m a verwirklicht und die von Wagner gewollte Unterordnung aller musikalischen und sonstigen Ausdrucksmittel unter den dramatischen Zweck so harmonisch durchgeführt wird, daß selbst die offenkundigen Stilunterschiede zwischen Wagners früheren und späteren Werken, z. B. zwischen „Tannhäuser" und „Ring des Nibelungen", im lebendigen Eindruck gar nicht mehr fühlbar sind; eine Stätte, wo auch die besonderen Umstände, unter denen das Kunstwerk ins Leben tritt, von vornherein den stärksten und tiefsten künstlerischen Eindruck verbürgen und überdies in Zeit und Raum dem individuellen Charakter der Wagner'schen Kunst auf das Innigste angepaßt sind; dort leuchtet die Wagner'sche Kunst in ihrem reinsten und mächtigsten Glanze; dort schöpfen wir aus ihr die Anregung und den Mut zu echter Kulturarbeit; dort spendet uns der Gral seinen Segen. Und darum sind die Bayreuther Festspiele, trotz der internationalen Verbreitung der Werke Wagners, noch immer von der größten nationalen Bedeutung und darum gibt es kaum irgendeine künstlerische Aufgabe, die man edler, schwieriger und verantwortungsreicher nennen dürfte, als diejenige, welche die Leiter der Festspiele zu erfüllen haben.

Eine Kritik dessen, was in Bayreuth geboten wird, kann immer nur die Beantwortung der Frage sein: Ist die Festspielleitung ihrer Aufgabe unverbrüchlich eingedenk? Und kommt sie der Erfüllung ihrer Aufgabe so nahe, wie wir es von den „Berufenen" in dieser Welt des Zufalls und der Unzulänglichkeiten immerhin erwarten müssen? Das Ergebnis der Festspiele dieses Sommers ist ein freudiges Ja. Bayreuth hat die Errungenschaften früherer Jahre treu bewahrt und manches neu befestigt oder neu ausgestaltet; widrigen Zufällen aber mußte es gerade diesmal in der außerordentlichsten Weise zu begegnen. Für eine ganze Reihe von Künstlern, die man zu den wertvollsten und unentbehrlichsten Stützen der Bayreuther Sache zählen mußte, die aber aus den verschiedensten persönlichen und sachlichen Gründen diesmal dem Unternehmen [illegible] ist eine stattliche Schar neuer Kräfte gewonnen worden, die sich [illegible] ausnahmslos bewährt haben. Hiebei [illegible] nach dem Beispiele Wagners und der Bayreuther [illegible] auf die anderweitig bereits be[illegible] nun auch in Bayreuth darzustellen. Den [illegible] Sänger wurden vorgezogen, die sich [illegible] und rascher in den rechten Stil hineinfanden [illegible] man sah sich selbst in Szene [illegible] nennt folgende Namen, die man

früher teils gar nicht kannte, teils doch nicht mit jener Hochachtung und Bewunderung aussprach, die ihnen in Hinkunft gebührt: Dr. Alfred von Bary, Alois Hadwiger, Karl Lejdström, Desider Matray, Eduard Nawiasky, Fritz Rémond, Robert vom Scheidt, Josef Tenßen, Clarence Whitehill, Dr. Konrad von Zawilowski und Gertrude Förstel. Gewiegte Sängerinnen, wie Katharina Fleischer-Edel, Ottilie Metzger und sogar eine richtige Französin — Louise Grandjean aus Paris — erhielten diesmal die Bayreuther Weihen. Von der alten Garde waren Theodor Bertram, Hans Breuer, Dr. Otto Briesemeister, Johannes Elmblad, Paul Knüpfer, Ernst Kraus, Dr. Felix von Kraus, Karl Perron, Josefine von Artner, Emilie Feuge-Gleiß, Louise Geller-Wolter, Ellen Gulbranson, Louise Reuß-Belce und Marie Wittich erfreulicherweise geblieben. So gab es denn hervorragende, ja mächtige Einzelleistungen, vor allem aber jenes berühmte, unvergleichliche Bayreuther „Ensemble“, das uns, in Verbindung mit dem Szenischen, den Organismus der Werke erst völlig aufdeckt. In dieses Ensemble fügte sich auch Isadora Duncan, von der nicht laut genug gerühmt werden kann, daß das gewagte Experiment mit ihr glückte und daß sie den Venusberg (in „Tannhäuser“) tatsächlich verschönte und bereicherte, ohne auf Kosten Wagners und des Gesamtkunstwerkes nur sich selbst in neues, helles Licht setzen zu wollen. Die Chöre — das Werk Julius Knieses — klangen so voll und rein wie noch nie. Sie waren, technisch genommen, das Bewunderungswürdigste. Die Ausstattung und Inszenierung zeugte von der nie rastenden Arbeit und dem sich nie zufrieden gebenden erfinderischen Drange der Leiter. Sowohl „Tannhäuser“, seit zehn Jahren nicht mehr in Bayreuth gegeben, als auch „Der Ring des Nibelungen“, seit 1896 das Hauptwerk jedes Festspieljahres, wies Verfeinerungen und Verbesserungen im Szenischen auf. Am einheitlichsten und rundesten gibt sich stets das Weihefestspiel „Parsifal“. Dieses zur Bayreuther Bühnenweihe ausschließlich bestimmte Werk ist künstlerisch mit den eigentümlichen Bedingungen des Bayreuther Theaters und der Bayreuther Aufführungen so innig verflochten, daß es an jedem anderen Orte seinen Zauber einbüßen muß, in Bayreuth aber geradezu unfehlbar wirkt und dort auch verhältnismäßig leicht darzustellen ist. Nur die Anordnung der Blumenmädchenszene und hauptsächlich das Kostüm der Blumenmädchen — heute noch genau so wie bei der ersten Aufführung im Jahre 1882 — vertrüge eine Aenderung und einen Fortschritt. Dr. Hans Richter und Dr. Karl Muck, die Dirigenten von „Ring“ und „Parsifal“, wurden diesmal auch von Franz Beidler und Michael Balling unterstützt und abgelöst. Den „Tannhäuser“ dirigierte Siegfried Wagner, der zugleich die oberste Regie dieses Dramas führte. Dieses Verhältnis entspricht einer nachdrücklichen Forderung Richard Wagners. Hier sei nur eine Stelle aus einem Briefe an Kapellmeister Schindelmeisser angeführt: „Wenn Du Dir die Mühe gibst,“ heißt es dort gerade vom „Tannhäuser“, „z. B. mein Orchester genau zu verfolgen, so wirst Du mir das Zeugnis ausstellen, daß kein irgendwie auffallender Zug in ihm außer einem ganz bestimmten Zusammenhange mit irgend etwas steht, was auf der Bühne sich auch an das Auge des Zuhörers mitteilt, sei dieses nun die Szene selbst oder auch nur eine Bewegung oder auch nur eine Miene. Der Regisseur muß sich daher sehr genau mit der Partitur bekannt machen, und am besten ist es, wenn eigentlich der Kapellmeister zugleich Regisseur ist und von vornherein die Sänger immer auf das genaueste mit allen in der Partitur angegebenen Intentionen bekanntmacht.“ In einer — von den Bühnen zumeist ignorierten — Broschüre sprach sich Wagner näher über die musikalisch-szenische Gestaltung des „Tannhäuser“, seines Schmerzenskindes, aus. In Bayreuth werden alle Vorschriften und Weisungen dieser Broschüre genauestens befolgt, und die Art, wie Siegfried Wagner das Ganze durchdringt und bis in die kleinsten Züge dramatisch beseelt, ist nicht nur technisch meisterhaft, sondern auch von persönlicher Genialität. Der Vorwurf, der manchmal gegen Bayreuth erhoben wurde, daß dort mehr „Drill“ als Erziehung ausgeübt und mehr eine nüchterne „Korrektheit“ als freier künstlerischer Schwung erreicht werde, muß bei Siegfried Wagner verstummen. Ihm ist „das Dämonische der Bühne aufgegangen“, wie er einmal von seiner Mutter sagte und wie es im höchsten Maße bei seinem Vater der Fall war.

Bayreuth also lebt, wirkt und gibt uns immer wieder große, fruchtbare Beispiele. Da man allenthalben rüstet, das Andenken Schillers zu erneuen und mit seinem Namen die Idealität des deutschen Dramas der verwirrten Gegenwart ins Bewußtsein zu rufen, gibt es keine bessere Stärkung dieses Bewußtseins und keine klarere Ergründung über das Wesen und die Ziele des deutschen Dramas als — Bayreuth.

Max Morold.

Bücher.

Toni Schwabe: Die Stadt mit lichten Türmen. Roman. Berlin, S. Fischer.

Eine zarte und reiche Seele erzählt die Geschichte eines Lebensirrtums, erzählt sie mit den stillsten Worten, mit der sanftesten Stimme. „Ein köstlich' Ding an Frauen“, zumal in diesen Tagen, da die steigende Uebung der öffentlichen Rede Frauenstimmen nicht selten klar aber auch hart tönend macht. „Die Stadt mit lichten Türmen“ ist ein Symbol. Ein Glückssymbol wie es jeder von uns heimlich in sich trägt: Das was wir nie erreichten, das aber vielleicht einmal — o nur ein armes einziges mal — in unser Leben trat, zum Greifen nahe und dennoch ungreifbar, seit Ewigkeiten gekannt und zu spät erkannt. Ein junges Mädchen liebt halb unbewußt den Dichter eines Buches, den sie nie gesehen hat. Aber schattenhaft entschwebt das noch unklare Gefühl als sie einen jungen Kollegen — sie ist selbst Schriftstellerin — kennen lernt und sich ihm in herzlich-irdischer Liebe vermählt. Zu spät freilich erkennt sie im Verlauf ihrer Ehe, daß ihre eigene künstlerisch empfindende und empfindliche Natur der robusteren und äußerlichen ihres Gatten tief fremd gegenübersteht, und als sie jenem andern in Wirklichkeit begegnet, sieht sie klar, was sie in den Tagen der mädchenhaften Buchliebe mit noch dunklen Sinnen empfunden hatte: daß hier der einzige Weggefährte vor ihr steht, der die ganze Erfüllung ihres Seins bedeutet. Aber alle Illusionen der Brautzeit, alle alten Liebesworte und heißen Liebesstunden der ersten Ehejahre erheben sich wider sie und schauen sie — ein ewig unverrückbares Gestern — mit starren und vorwurfsvollen Augen an.. Da sinkt ihr Mut. Stumm schreiten die beiden Menschen, die für einander bestimmt sind an einander vorüber und die Stadt mit lichten Türmen, das Sehnsuchtsland beider Seelen, weicht zurück und versinkt für alle Ewigkeit. Vielleicht könnte man wünschen, daß Toni Schwabe etwas mehr von der Kraft und Plastik mit der Psyche und Charakter des jungen Weibes dargestellt sind, auch für die andern Gestalten aufgebracht hätte, die ein wenig unklar beleuchtet sind: man kann auch den Reiz des Sfumato mißbrauchen. Aber das hat nur wenig mit der Wertung des Buchs zu tun, und nichts mit der literarischen Wertung der Autorin. Und ich glaube zuversichtlich, daß Toni Schwabe allmählig zu einer der vornehmsten und liebenswertesten Erscheinungen unter den jüngeren deutschen Schriftstellerinnen emporwächst.

Irma Schneider-Schönfeld.

Revue der Revuen.

„Frauen-Rundschau“. H. Fehlinger berichtet über die **Kinderarbeit in den Vereinigten Staaten.** Ueberraschend ist vor allem, wie wenig die zum Wohle der Kinder geschaffenen Gesetze eingehalten werden. Nur in einem einzigen Staat (Massachusetts) wurden Kinder unter dem gesetzlich normierten Alter in Fabriken und Werkstätten nicht angetroffen. In Nordkarolina waren von allen Kindern, auf welche sich die Erhebung erstreckte, 18% weniger als 12 Jahre, 36% 12 bis 14 Jahre und 46% 14 bis 16 Jahre alt; noch schlimmer sind die Verhältnisse in Südkarolina; hier waren 20% weniger als 12 Jahre, 45% 12 bis 14 Jahre und 35% 14 bis 16 Jahre alt. Ein Unternehmer in diesem Staat verpflichtet seine Arbeiter, daß „alle Kinder über 12 Jahre regelmäßig in der Fabrik zu arbeiten haben und vom Dienste nur bei stichhaltigem Grunde vom Betriebsleiter enthoben werden können“. In Rhode Island und Pennsilvanien waren gleichfalls 25% aller beschäftigten Kinder unter 12 Jahren, 75% 12 bis 16 Jahre alt; weniger im argen liegen die Verhältnisse in Alabama, wo 12% und in Georgia, wo 10% aller erwerbstätigen Kinder unter 12 Jahren sind. Da nicht in allen Staaten die Schulpflicht besteht, so ist die Uebertretung der Gesetze betreffend die gewerbliche Beschäftigung der Kinder dort um so leichter; vielfach ist aber auch die Zahl der Wochen, während welcher in jedem Jahre die Kinder die Schule besuchen müssen, eine sehr geringe. Von 15.111 Kindern wurden die Lohnverhältnisse ermittelt; es verdienten hiervon pro Woche weniger als 3 Dollars 30·5%, 3 bis 4 Dollars 38·5% und über 4 Dollars 31%. Die Proportion der Kinder mit weniger als 3 Dollars Wochenlohn ist am höchsten in Alabama (79·4%) und Maryland (70·8%), am niedrigsten in Massachusetts (8·1%) und New-York (15·6%). In einer Anzahl von Fabriken stehen Kinder in Stücklohn. Die tägliche Arbeitszeit der in der amerikanischen Industrie beschäftigten Kinder unter 16 Jahren beträgt in den nördlichen und in den Mittelstaaten in der Regel 9 bis 10 Stunden, selten ist sie länger, dagegen am Sonnabend meist etwas kürzer. In den Südstaaten werden Kinder fast ausnahmslos 11 bis 12 Stunden zur Arbeitsleistung angehalten. Auch nach einzelnen Gewerben ergeben sich Verschiedenheiten.

Der Trommler.

Von Sil Vara

Trrrom trrrom trrrom tom tom, trrrom tom tom, trrrom tom tom . . .

„A fene egye megy! Trommler, schlägst schon wiederum falsch ein!“

„Kuſch, Zigeuner!“ gab der Trommler ruhig als Antwort zurück und trommelte, trommelte, trommelte weiter.

Der Zigeuner, der mit Sack und Pack als Flügelmann in Reih und Glied marschierte, warf ihm aus seinen schielenden Augen einen haßerfüllten Blick zu; dann spie er in Galle weit von sich. „A kutya szent-égét!“ knurrte er zwischen den Lippen und murmelte weiter schreckliche Flüche auf Serbisch, Rumänisch, Kroatisch, die ganze Generationen des Verwünschten betreffen sollten.

Auf der öden, sonnbeschienenen, grauen Landstraße war es. Fast unhörbar verpufften die satten, schweren Tritte der erschöpften Mannschaft im weichen, mehligen Boden. Bataillon um Bataillon stampfte durch den hohen Staub, der in dichten, wirbelnden Wellen emporschwebte und, alles umhüllend, den Truppen schier den Atem raubte.

Die schwachen Bäumchen am Rande der Chaussee gaben keinerlei Schatten, und soweit das Auge reichte, gab's bloß flaches Land. Wiesen und Felder und Wiesen und Felder. Nur hier und dort, in weiter Ferne, konnte man ein einsames, weißes, strohgedecktes Häuschen erblicken, die lange schräg aufragende Stange eines Brunnen oder vereinzelt schlafrig das Vieh auf der Weide.

Doch auf der Landstraße, zwischen Schotterhaufen spitzer Steine, die in regelmäßigen Zwischenräumen rechts und links im Straßengraben lagen, zogen in endlosen Kolonnen müde Truppen vorbei. In der sengenden Glut der Nachmittagshitze; unter monotonem Trommelschlag und Trompetengeschmetter.

Aber dieser eine Spielmann, dieser verfluchte Trommler, schlug immer falsch und ohne Takt und setzte den Wirbel auf dem unrechten Bein ein.

Miksa, der Zigeuner, marschierte mechanisch weiter. Aber er knirschte mit den Zähnen und stieß unaufhörlich Verwünschungen aus. Wär's jetzt nicht besser, im Schatten eines Baumes zu liegen und die Fiedel zu streichen, oder zu schlafen, oder im Wirtshaus zu sitzen und Branntwein zu saufen? Daß er sich doch mit diesem Sklavenleben nicht befreunden konnte! Trotzdem er schon ein ganzes Jahr im Joch steckte, ein volles Jahr! Wie er diesen Zwang haßte, diesen Feldwebel, den Hauptmann, diesen Korporal — und den Trommler, den Trommler vor allen.

Wenn er daran dachte, daß er jetzt hier marschieren müsse und keine Macht der Welt ihn davon befreien könne, da stieg ihm, wie schon tausendmal vorher, alles Blut zu Kopf, und er dachte auf der Stelle ersticken und verrecken zu müssen! — — Ah, was scherte ihn sonst der dichte Staub, was ein Spaziergang in der Hitze und mit schwerem Tornister; das war keine sonderliche Strapaz für ihn; jedoch marschieren m ü s s e n, m ü s s e n! Auf den Wink gehorchen, hunderttausend Vorgesetzten untertänig, jeden Moment eines anderen Befehles gewärtig sein, das waren grausame Qualen, die ihm sein armseliges Dasein verbitterten.

So fluchte er dem Herrn Oberst und dem Herrn Hauptmann und der Sonne, die mörderisch brannte, und diesem Gazember, diesem Haderlumpen von einem Trommler, der immer und immer den falschen Takt schlug, daß man jede Minute den Schritt wechseln mußte.

... Und Miksas Ohr war voll von Harmonie. Wenn er ein Bein vors andere setzte, so lag ein fester Rhythmus d'rin, der jeden Muskel seines Körpers, jede Faser seiner Natur in Obertönen mitschwingen ließ. Und so empfand er jeden falschen Trommelschlag als Dolchstoß gegen seine Seele. Was waren ihm Durst und Hitze und Erschöpfung gegen diese endlose Marter!... Ah, hätte man ihm seine Fiedel doch gelassen, er hätte sie gerne auf dem Marsche mitgetragen und hätte stunden- und stundenlang gespielt. Aber man hatte sie ihm weggenommen, damals, als er eines Montags nicht in die Kaserne zurückgekehrt war und er aus dem Wirtshaus, in dem er aufgespielt hatte, mit der Patrouille nach Hause gebracht wurde... Seine Fiedel!... Voller Wut schob er seine Füße durch den dichten Staub und wirbelte qualmige Wolken in die Höhe, zum großen Mißvergnügen seiner Kameraden, die mit ihm in Reih und Glied marschierten.

Trrrom trrrom trrrom tom tom, trrrom tom tom, trrrom tom tom...

Miksa schloß die Augen und hätte gern sein ganzes Wesen gegen jeden Schall verschlossen. Dieser Trommler war sein Unglück.

Er war ein Rumäne und stammte aus derselben Gegend, aus welcher Miksa kam. Sie kannten sich von Kindheit auf. Miksa war ein armer Bursche, ein Musikant und Kesselflicker, der Trommler aber der Sohn eines reichen Bauers; und beide liebten Erzsébet, die schöne Wirtstochter in Gattaja. Sie liebten sie beide, doch Erzsébet konnte ja nur einen wählen. Nun, hat schon je ein Mensch gehört, daß eine reiche Wirtstochter einen schielenden Zigeuner geheiratet hätte? — — Und wenn auch Miksa lange Sommernächte hindurch vor ihrem Fenster hockte und seine Lieder spielte mit der Nachtigall um die Wette, so süß und so verlangend, Erzsébets Herz blieb seinen Bitten stumm. — Und dieser Hund von einem Waladen war sein glücklicher Rivale!

Trrrom trrrom trrrom tom tom...

Er hatte wieder falsch eingeschlagen... Miksa lächelte höhnisch in sich hinein. Was sollte auch ein Rumäne von Takt verstehen, was von Musik? Er mußte wirklich lachen, wenn er an die Tänze dieser Menschen dachte, an ihre bärenhaften, einförmigen Bewegungen; zwei Saiten einer Baßgeige genügten vollauf, um ein ganzes walachisches Dorf in Tanz zu setzen. Da standen sie, die geschnürten Dirnen und die [illegible] jungen Burschen am Sonntag nachmittag vor dem Wirtshaus und hopsten [illegible] von einem Bein aufs andere. Und auf und ab die Fiedel, auf und ab, das war alles: ha, ha, ha.

Und dieser Mensch, der nicht mehr Takt im Leibe hatte als ein Stier, [illegible] zu allem Unglück Trommler in seiner Kompagnie [illegible] natürlich den Feldwebel bestechen [illegible] ihm der [illegible] — weil doch der Dienst als [illegible]

[illegible]

[illegible]

hingen den Leuten schlaff nach abwärts, während die Gesichter vor Schweiß und Fett erglänzten. Haar und Augenbrauen waren weiß.

Miksa marschierte anscheinend ruhig weiter. Er rauchte nicht und lachte nicht und beteiligte sich nicht an den Gesprächen der Kameraden, die allerdings nun auch stets schweigsamer und apathischer ihren Weg fortsetzten. Aber der falsche Trommelschlag versetzte Miksas Hirn in Raserei.

Warum hatte der Zufall diesen Waladen und ihn in eine Kompagnie gebracht? Waren seine Qualen beim Militär nicht schwer genug? Mußte er diesen Menschen täglich um sich sehen, damit er ihn an Erzsébet erinnere und an seine aussichtslose Liebe? — — Nun, es gab Zank und Balgereien genug zwischen den beiden. Woher stammte das große Loch im Kopfe des Zigeuners? Der Trommler hatte es ihm geschlagen, und die breite Wunde im Schenkel des Rumänen war die schneidige Antwort Miksas gewesen.

Trrrom trrrom trrrom tom tom...

Miksa preßte die Lippen fest aneinander, um nicht laut aufzubrüllen; aber als ob Hitze und Erschöpfung alles Leben und alle sonstige Empfindung in ihm ausgeschaltet hätten und nur ein einziges, allbeherrschendes Gefühl für Rhythmus ihn beseelte, so betäubte und folterte ihn dieser ewig falsche Trommelschlag.

Die Sonne brannte fürchterlich. Mühsam schleppten sich die Züge durch die endlos öde, graue Landschaft. Auch die Wiesen und Felder zu beiden Seiten der Straße lagen verschmachtend, ausgedörrt und weiß, mit zähem Staub bedeckt.

„Trommler, schlagst schon wiederum falsch ein!" keuchte Miksa. Doch der Trommler, der rechts vom Zuge, einige Schritte vor ihm, marschierte, drehte sich nicht einmal um. „Kusch Zigeuner!" war alles, was er sagte.

Miksa hatte die Mütze vom Kopfe genommen und wischte mit seinem Aermel mechanisch über seine braune Stirne. Aber nicht e i n Schweißtropfen lag auf der glühend heißen Haut. Er trottete weiter. In der beweglich grauen, flimmernden Mauer, die er durchschritt, umgaukelten ihn allerlei Bilder.

Er sah Erzsébet mit ihrem breiten schwarzen Haarkranz, wie sie in der Tür des Wirtshauses stand. Er sah, wie sie tanzte. Er hatte einmal eine Nacht hindurch von 8 Uhr abends an gespielt, Czardas, Czardas, ohne aufzuhören, ohne den Bogen ruhen zu lassen, bis der Morgen graute, und Erzsébet hatte getanzt, getanzt, wie toll zu seinem Spiel. Ihre kleinen Stiefel sah er, ihre faltigen, bauschigen Röcke, die rot-weiß-grünen, wehenden Bänder, die Zöpfe sah er fliegen — — und dann schwindelte ihm vor den Augen und er tastete mit den Händen um sich, weil er glaubte umzufallen. Im Magen fühlte er Uebelkeiten.

Aber schon hatte er die Schwäche abgeschüttelt und stampfte weiter. Die Sonne brannte ihm im Nacken.

Wieder sah er Erzsébet. Es war Abend, und Miksa war im Garten auf den Knien vor ihr gelegen und hatte um Liebe gebettelt. Das Mädchen jedoch hatte ihm den Rücken gedreht und war ins Haus getreten. Er hatte damals vor Schmerz und Wut geweint. — — War's der Staub oder die Erinnerung an jene Nacht, daß ihm wieder Tränen in die Augen traten? — — Und wie er vor ihrem Fenster in der Hecken versteckt lag, da hörte er mit einemmale von weitem Schritte. Sie kamen näher und näher; Miksas Augen quollen aus ihren Höhlen, er hielt seine Fiedel umklammert, daß das Holz knackte... es war der reiche Bauerssohn, der Rumäne, der leise in den Garten schlich. Die hintere Tür stand offen, der andere schlüpfte hindurch... Wie rotes Kupfer glühte jetzt Miksas Gesicht. Warum hatte er diesen Hund damals nicht erwürgt, erwürgt diesen Verräter, der ihm sein Mädel geraubt, der ihm das Leben zerstört hatte — — — er bebte vor verhaltener Wut... und tappte weiter, im Schritt und Tritt und Tritt und Schritt. Und die Sonne brannte fürchterlich.

Am Ende der Straße waren die ersten Häuser eines großen Dorfes sichtbar. Das war das Ziel des Marsches. Der Hauptmann sprengte auf seinem Pferde vorbei und gab das Kommando: „Spielleute!"

Die Trommler der einzelnen Kompagnien setzten ein.

Trrrom trrrom trrrom tom tom, trrrom tom tom, trrrom tom tom ... aber der Rumäne hatte falsch geschlagen.

Miksa in seinem Taumel fühlte plötzlich einen drückenden, brennenden Schmerz im Nacken, ein Sausen im Kopf und eine Flamme in den Augen..... Erzsébet — das heimatliche Dorf — der siegreiche Rivale — der ewig falsche Trommelwirbel — — — „Hund, hast mich gequält, Hund!" brüllte der von der Sonne Getroffene sinnverwirrt und [illegible] von der Schulter gerissen. Und ehe noch seine Kameraden ihn [illegible] wollten, sauste der Kolben nieder. [illegible] dem ahnungslosen Trommler das Genick.

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XL. Band. Wien, den 10. September 1904. Nummer 519.

Der Zar und der Krieg.

Es ist eine seltsame Erscheinung, es sieht sich an wie ein Schauspiel voll tiefer Satire und Ironie, daß gerade der „Friedenszar" es ist, der seinem Volke einen der schrecken- und opferreichsten Kriege beschert. Zar Nikolaus hat jenen ehrenden Beinamen erhalten, als er die Haager Friedenskonferenz anregte, die den Völkern die Abrüstung und einen dauernden Stillstand der Waffen bringen sollte. Die Philanthropen und Ideologen ganz Europas jubelten damals dem jungen Herrscher Rußlands zu, sie waren überzeugt, daß ein so großer, von so mächtiger Seite befürworteter Gedanke jeden Widerstand besiegen müsse, sie sahen im Geiste bereits das goldene Zeitalter des ewigen Friedens verwirklicht. Die Haager Konferenz hat diese hochgespannten Erwartungen bekanntlich arg enttäuscht. Es kam allerdings zu gewissen internationalen Vereinbarungen, aber sie waren mehr juristischer als politischer Natur, und den Völkern wurden weder neue Bürgschaften des Friedens noch eine Erleichterung der drückenden Militärlasten gewährt. In demselben Jahre, in dem die Friedenskonferenz tagte, führte Rußland die artilleristische Neubewaffnung seiner Armee durch. Schon damals wurde von mißtrauischen und skeptischen Beurteilern der Verdacht ausgesprochen, die Einberufung der Haager Konferenz sei nur eine Komödie, durch die sich die russische Politik im Westen Ruhe und Sicherheit verschaffen wolle, um für ihre ostasiatischen Pläne freie Hand zu haben. Man braucht aber durchaus nicht so weit zu gehen, dem Zaren so häßliche diplomatische Kunststücke zuzumuten. Als er der Welt seine große feierliche Friedensbotschaft verkündete, hat er die Sache wahrscheinlich ernst genommen. Durch die Lektüre friedensfreundlicher Schriften, besonders Johann Blochs, erwärmt und begeistert, hielt er es ohneweiters für möglich, die Regierungen ganz Europas für ein so humanes Reformwerk gewinnen zu können. Bei der in Rußland üblichen Art von Prinzenerziehung, bei dem Mißtrauen, das dort den Herrscher selbst von seinem Verwandtenkreis abschließt, so daß die Thronfolger in der Regel von allen Staatsgeschäften ferngehalten werden, läßt sich annehmen, daß Nikolaus, als er den Thron bestieg, ohne alle politische Erfahrung und Sachkenntnis war. Seine Ratgeber mochten es für überflüssig halten, sich seinen schwärmerischen Plänen zu widersetzen; gefügiges Entgegenkommen konnte ihnen persönlich nur nützen, und ein wenig europäische Popularität konnte schließlich selbst einem Zaren nicht schaden. Sie waren völlig sicher, daß bei dem ideologischen Rummel praktisch nichts herauskommen würde, und warteten in Ruhe die Ernüchterung ihres Gebieters ab.

Die geringfügigen Ergebnisse der Haager Konferenz haben dem Zaren gewiß aufrichtigen Kummer bereitet. So sehr sich seine Umgebung bemüht haben mag, ihm die Konferenzbeschlüsse wichtiger und bedeutender darzustellen als sie waren, die Illusion des Weltfriedensstifters ging ihm jedenfalls in die Brüche. Aber was war diese erste schmerzliche Enttäuschung gegen die furchtbare Wucht, mit der die Realität des Staaten- und Völkerlebens jetzt auf ihn einstürmt! Vor fünf Jahren hat er lernen müssen, daß die Rolle des Menschheitsbeglückers eine so schwierige ist, daß selbst die unbeschränkte Macht des Zaren nicht ausreicht, sie mit Erfolg zu spielen. Jetzt aber muß er lernen, daß der gewaltige Selbstherrscher nicht einmal dem eigenen Volke zu bieten vermag, was er einst allen Völkern bieten wollte. Dieser in Abgeschlossenheit und Weltfremdheit aufgewachsene junge Mann, der, plötzlich an die Spitze eines der größten Reiche der Erde berufen, sicherlich des besten Willens war, ein gütiger und liebenswerter Friedenszar zu sein, dieser von menschenfreundlichen Büchern zu harter Lebensarbeit hingescheuchte und hingezwungene Monarch sieht nun die Kräfte seines Volkes von einem mörderischen Kriege aufgezehrt, wie seit Menschengedenken keiner so blutig gewütet. Eine Schlacht wie die bei Liaojang von so langer Dauer, von so verbissener Zähigkeit, von so entsetzlicher Wildheit, ist in der ganzen neueren Geschichte ohne Beispiel. Während aber sonst Schlachten von nur halbwegs ähnlichem Stil eine Entscheidung bringen, ein Kriegsende bedeuten, läßt sich trotz aller vernichtenden Schläge, die bisher Rußlands Heer und Flotte getroffen haben, noch nicht im entferntesten ein Ende des russisch-japanischen Krieges absehen. Die russische Diplomatie erklärt [illegible] land gegenüber stets aufs neue, und die russische Presse [illegible] schuldigt das Inland damit [illegible], daß dieser Kri[illegible] mehr Niederlagen er bringt, desto unerbittlicher fortgeführt werden muß, daß er zwei, drei, vier Jahre [illegible] dauern kann. [illegible]

die inneren Zustände Rußlands, ob seine Finanzen dies gestatten werden, ob die französischen Kapitalisten, von deren Gnade der russische Absolutismus seit fünfzehn Jahren sein Dasein fristet, auch weiterhin die Kosten einer Politik der Abenteuer und des Größenwahns gutwillig bestreiten werden, mag dahingestellt bleiben. An der Absicht der russischen Regierungskreise aber, den Krieg ins Grenzenlose auszudehnen, ist nicht zu zweifeln. Diese Art von Kriegspolitik ist in Europa seit dem XVIII. Jahrhundert außer Gebrauch gekommen; durch die Regierung des Friedenszaren kommt sie nun wieder in Uebung.

Kann es einen schlagenderen Beweis dafür geben, wie wenig die persönlichen Eigenschaften eines Fürsten imstande sind, die historischen Traditionen eines Landes zu ändern und dem Druck der Interessen einer herrschenden Kaste zu widerstehen? Rußland hat die Stellung, die es gegenwärtig in Europa einnimmt, durch eine Politik der Gewalt erlangt, durch Eroberung und Länderraub, konsequent durch zwei Jahrhunderte fortgesetzt gegen alle Nachbarvölker, gegen Schweden, Polen, Türken, Perser, Chinesen. Mit dieser Politik ist der Vorteil einer dünnen sozialen Oberschichte, die die unwissenden Bauernmassen des Landes beherrscht und ausbeutet, aufs innigste verknüpft. Der scheinbar allmächtige Autokrat steht willenlos unter dem Zwange dieser überlieferten Verhältnisse. Dem Friedenszaren ist es auferlegt, Krieg zu führen bis aufs Messer, bis aufs äußerste, bis zur Erschöpfung vielleicht bis zur Selbstvernichtung. Er muß es, trotz seiner humanen, friedlichen Neigungen. Aber am Ende ist Zar Nikolaus nur deshalb so ohnmächtig, weil seine Individualität eine zu schwache ist? Wäre er stark, energisch, selbstbewußt, er hätte den Krieg verhindert! So mögen die jenigen urteilen, die an die Heroenmärchen der Weltgeschichte glauben. Wer aber die Gesetzmäßigkeit alles historischen Geschehens erkennt, der weiß, daß die starken Individualitäten nur kommen, wenn ihre Zeit da ist. Die Früchte müssen reif sein, dann bleibt der große Mann nicht aus, der sie vom Baume schüttelt. Das russische System ist freilich reif, aber nicht zur Reform, sondern zum Zusammenbruch; das ist nicht die Zeit für starke Herrscherindividualitäten, sondern für gutmütige Schwächlinge, wie Ludwig XVI. es war und Nikolaus II. es ist. Der kriegführende Friedenszar — das ist einer jener tragikomischen Widersprüche, wie sie der Verfall und die Auflösung einer alten Staatsordnung mit sich bringen.

E. W.

Bebels Niederlage in Amsterdam.

Eine Niederlage Bebels, so habe ich selbst deutsche Delegierte das Resultat des Amsterdamer Kongresses bezeichnen hören, natürlich eine verdeckte. Aeußerlich war Bebel der Abgott. Der Beifall, den er auf die Zurückweisung der Angriffe von Jaurès im Plenum erhielt, war geradezu markerschütternd. Aber der laute Beifall ist ja nicht immer die Probe auf den Sieg, sondern verrät oft die Absicht, den Widerspruch zu übertönen. Wie ungenügend Bebel seinem Gegner parierte, zeigte sich daran, daß er im wesentlichen in der Verteidigungsstellung blieb und große Gesichtspunkte über die Vorteile und Nachteile der Jaurèsistischen Taktik vollständig vermissen ließ. Sehr unschön wirkte es, daß Bebel schon im Ton seiner Stimme zum Ausdruck brachte, daß er die Angriffe von Jaurès auf die deutsche Taktik halbwegs als eine Art persönlicher Anrempelung betrachtete. Bebel ist Demagoge, wenn auch ein leidlich ehrlicher. Er gefällt sich in der Rolle, uneingeschränkter Oppositionsführer zu sein, recht wohl, wenn er natürlich auch glaubt, daß die reine Oppositionsstellung vorläufig die moralische Kraft seiner Partei am besten zum Ausdruck bringe. Jaurès setzt sich in Widerspruch mit den Volksinstinkten, um der Arbeiterschaft größeren Einfluß im Staate zu verschaffen. Dabei besitzt letzterer aber eine ungemein [illegible]hafte Beredsamkeit, die Fähigkeit, seine Zuhörer für weite Gesichtspunkte zu gewinnen. Er ist das Ideal eines Volksführers. An seiner Gestalt Grillenberger ähnlich, in staatsmännischer Begabung Herrn Vollmar verwandt, nur feuriger, energischer, zielbewußter.*)

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß alle weitblickenden Sozialisten, namentlich der jüngeren Generation, zu Jaurès hielten, und nur die Delegierten mit gröberen Nerven und aus den rückständigen Kai[illegible] [illegible] die Masse — Bebel zujubelten. Selbst bei der Ab[illegible]

stimmung zeigte sich dies. Denn Jaurès hatte zwar die vermittelnde Resolution Adler-Vandervelde bekämpft, weil sie die Dresdener Resolution zu wenig umänderte, weil sie namentlich den Satz von der Verschärfung der Klassengegensätze stehen ließ, während nach seiner Meinung zwar in mancher Beziehung eine solche unverkennbar, auf der anderen Seite aber auch eine allmähliche Durchsetzung der heutigen Gesellschaft mit sozialistischen Gedanken zu konstatieren sei. Aber sie berief sich in klarer Formulierung auf die Resolution Kautzky 1900 in Paris, die unter gewissen Bedingungen den Sozialisten die Teilnahme am bürgerlichen Regiment gestattet, während in die Dresdener Formulierung zwar die Revisionisten die Berufung auf die Resolution Kautzky sehr geschickt hineingeschmuggelt hatten, aber in Widerspruch mit dem vorhergehenden Satze. Um aber den Radikalen entgegenzukommen, stimmten schließlich er und seine Freunde für die Resolution Adler-Vandervelde. Nur mit Stimmengleichheit wurde sie abgelehnt. Alle Völker mit starken sozialistischen Organisationen, wo die Führer bereits ein Verantwortlichkeitsgefühl für die hinter ihnen stehenden Massen besitzen, waren für den Vermittlungsvorschlag.

Natürlich waren nicht alle diese 21 Stimmen ohneweiters für Jaurès. Denn einige, z. B. die Oesterreicher, schlugen sich, nach der Ablehnung der Vermittlung, auf die Seite Bebels. Auch stimmten gegen die Dresdener Resolution nur 5, nämlich Australien ganz, Frankreich, Norwegen, England zur Hälfte. 12 enthielten sich. Und zwar deshalb, weil sie zum Ausdruck bringen wollten, daß sie zwar im allgemeinen die Kompromißpolitik billigten, daß sie sich aber für inkompetent hielten, in dem speziellen Streit Jaurès-Guesde zu entscheiden, auf wessen Seite das Recht wäre. Aus den verschiedenen Ländern wurden Fälle angeführt, wo man mit der Kompromißpolitik ungünstige Erfahrungen gemacht hatte. So erzählte u. a. der Däne Knudsen, daß die dänische Sozialdemokratie noch nicht so mächtig wäre, daß ihnen ein Bündnis etwas einbrächte. Die Liberalen hätten die dänischen Sozialisten um die bei einem Wahlbündnis gemachten Versprechungen schnöde betrogen.

Auch in seiner eigenen Fraktion hat Jaurès mancherlei Widerspruch auszufechten mit Parteigenossen, die nicht recht folgen können und glauben, ihr Führer wäre zu kühn, er wage sich zu weit vor und verschleiere den Klassencharakter der Partei. Ihm sei tatsächlich die Bewegung alles und das Endziel nichts. Dazu scheinen in der Jaurèsistischen Fraktion ziemlich viel Akademiker zu sein, die nicht immer dem proletarischen Empfinden vollständig gerecht werden, vielleicht auch auf zu viel Mißtrauen stoßen, was natürlich von den Guesdisten noch genährt wird. Es läßt sich auch verstehen, daß über das Maß des nötigen Entgegenkommens gegen eine bürgerliche Regierung man unter den Sozialisten immer verschiedener Meinung sein wird. Im französischen Proletariat ist die Lage noch schwieriger als in anderen Ländern, weil das französische Proletariat nur wenig wächst und deshalb nur geringe Hoffnung haben kann, jedes Jahr mehr Gewicht in die Wagschale zu werfen. Es ist auch menschlich erklärlich, daß, wenn eine Partei fast durchweg bei den Wahlen mit der republikanischen Regierungspartei zusammengeht, sowohl im Ton wie im Programm manches von den letzten Zielen zurückgestellt wird. Wir wollen nur einen Gemeinderat nehmen, in dem der Sozialismus ausschlaggebend ist: da hat man z. B. über die Beseitigung der Octrois schon ganz anders gedacht und gesprochen, als wenn man in der ohnmächtigen radikalen Opposition steht.

Wenn ferner schon bei jedem einzelnen Gesetz die Frage häufig schwierig ist, ob man unter Umständen neben den vorhandenen Vorteilen auch die etwaigen Mängel mit seiner Verantwortung decken soll, so werden auch Jaurès und Millerand sich häufig gefragt haben: Kommt ihr noch auf eure Rechnung? Jaurès aber sagt sich, daß trotz aller Peinlichkeiten, die ihm das Ministerium Combes bereitet hat, er im Block nicht der Geführte, sondern weitaus der Bestimmende ist. Er hat nicht nur gegen Cäsarismus und Chauvinismus die Republik gerettet, die, wenigstens in Frankreich, die Voraussetzung harmonischer und [illegible] Entwicklung der Volksrechte und Volksfreiheiten ist. Er hat auch das Volk vom Druck des Klerikalismus befreien helfen und für die Arbeiter die soziale Gesetzgebung gefördert. Die [illegible] in den letzten [illegible] als früher [illegible] wie der [illegible] der [illegible] Fahnen [illegible] über die [illegible] Wucht der [illegible] gegen Jaurès [illegible] Frankreich [illegible] in den letzten [illegible] England und Italien und die [illegible] Bebel hatte [illegible]

[illegible]

Das ist für uns Deutsche so bedeutsam, weil unseres Regierungssystems darf ja selbst ein nationalliberaler Minister seinen Liberalismus, wenn er überhaupt welchen hat, höchstens als Sonntagsrock anziehen. Aber in einem parlamentarisch regierten Staat wie Belgien werden wir jedenfalls die nächste Auflage von Jaurèsismus erleben. Der mächtige Genossenschaftsführer von Gent, Herr Anseele, ein Mann von untadelig proletarischem Herkommen, vor dessen Leistungen in Belgien, und nicht nur dort, jeder Sozialist den Hut abnimmt, kündigte mit der kühnsten und sichersten Miene von der Welt sich selbst bereits als den zukünftigen Ketzer an, noch dazu, ohne dafür gleich im voraus Verzeihung zu erbitten. Er klagte Herrn Bebel, der seinen Oppositionstrotz sonst stets als den einzig wahren Ausfluß von Mut und Unerschrockenheit ausgibt, indirekt einfach der Feigheit an. Denn nicht auf den einsamen Wegen der Opposition, sondern erst im gemeinschaftlichen Wirken mit anderen Parteien könnte man zeigen, wer die meiste politische Energie und die zeugungskräftigsten Gedanken besäße.

Das war für den alten Revolutionär recht bitter. Es hat ihm sicher weher getan als die Worte von Jaurès. Denn der Pfeil traf ihn unvorbereitet. Es traf sich gut, daß nach Anseeles Rede die Debatte geschlossen wurde.

Es soll jemand von den deutschen Revisionisten nach der Rede von Jaurès gerufen haben: Wenn wir einen Jaurès hätten, es wäre besser in der deutschen Sozialdemokratie. Ich habe trotz genauen Aufmerkens nichts davon gehört. Die deutschen Delegierten saßen während der Rede von Jaurès ziemlich ruhig und zum Teile betroffen da. Ich habe niemanden klatschen sehen. Der Beifall, den Jaurès erhielt, kam überhaupt außerhalb seiner Gruppe nur von einer sehr kleinen Minderheit, von dieser allerdings sehr stark. Es herrschte eine allgemeine, teils freudige, teils grimmige Erregung über den kühnen Angriff auf den unbesiegten Führer. Bebel ging grimmig einher während der Mittagspause und besprach sich mit den Guesdisten, was zu antworten sei. Die Anarchisten hätten den Vorteil, wenn man Jaurès folgen würde, äußerten einzelne Deutsche. Also die Handvoll Berliner Anarchisten fürchtet die Drei Millionenpartei!

Auch nach der Bebel'schen Rede verhielt sich ein Teil der deutschen Delegierten vollständig ruhig. Dieser war recht unbefriedigt von Bebel. Es wurde bekannt, daß gleich hinterher in einer Sondersitzung der deutschen Delegation viel Stimmung dafür gewesen war, die Dresdener Resolution fallen zu lassen und für Adler-Vandervelde zu stimmen. Nur mit einer Mehrheit von fünf Stimmen war dieser Antrag innerhalb der Deutschen abgelehnt worden. Bebel selbst hätte beinahe, um die Einigkeit des Kongresses zu wahren, nachgegeben. Aber der alte Rechthaber glaubte, er hätte sich zu sehr auf den Dresdener Jungbrunnen versteift, und so wollte die Mehrheit den Führer nicht im Stich lassen.

Dabei hatten es nur wenige deutsche Revisionisten der Mühe für wert gehalten, nach Amsterdam zu fahren, dort den Revisionismus zu stärken. Im Privatgespräch erfuhr man allerdings hinterher, daß auch auf die Deutschen Jaurès einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte — mehr noch in den Kommissionen als im Plenum, denn hier war sein übertreibender Angriff auf die deutsche Partei etwas sehr deutlich gewesen. Zum Wort gemeldet hatte sich Bernstein. Schade, daß vorher Schluß eintrat.

Den Nagel auf den Kopf getroffen hat die angebliche Aeußerung sicherlich: Der deutschen Sozialdemokratie fehlt ein Jaurès. Ein Mann von seinen Fähigkeiten, seinem Weitblick und seiner Beredsamkeit. Die deutschen Revisionisten fürchten sich alle vor dem Fanatismus Bebels und der Macht der revolutionären Phrase, mit der die Massen gegen sie aufgeregt werden können. Sie wirken vorläufig im stillen und wollen eine günstigere Zeit abwarten, ihre Macht zu entfalten. Dresden hat sie seinerzeit gezwungen, sich einen Augenblick zu ducken. Amsterdam werden sie eher zu ihren Gunsten ausnutzen.

Auch in Frankreich wird sich kaum etwas ändern. Bebel war überglücklich über die Erklärung von der beabsichtigten Einigung der beiden französischen Parteien. Aber sie wird nicht viel mehr bleiben als ein anziehender dramatischer Schlußeffekt des Kongresses. Jaurès wird seine Politik nicht aufgeben und im Block bleiben, das haben die Blätter seiner Partei bereits erklärt. Die klerikal-monarchische Presse [illegible] als [illegible] sie über die Niederlage von Jaurès bereits [illegible]. Sie nennt die Amsterdamer Rede Bebels, daß die französische Republik ein Werk Bismarcks durch den Sieg von Sedan sei, gegen Jaurès aus. Aber Jaurès weiß sich zu verteidigen. Guesde und Vaillant werden sich ein [illegible] von Amsterdam angeben, aber sie sind zu [illegible] Schaden daran anzustiften. Im ganzen wird der Amsterdamer Kongreß dazu dienen, den Gedanken ad absurdum zu führen, als könnte ein internationaler Kongreß über die Taktik der Parteien in [illegible] außerordentlich verschieden entwickelten Ländern [illegible] Vorschriften machen. Für die Bedeutung der Internationale [illegible] ist diese Einsicht nicht gerade erfreulich.

Berlin. Pastor e. D. H. Kötzschke.

Die Krankheit des Wirtschaftskörpers.

Von Michael Flürscheim (Auckland, Neuseeland).

(Fortsetzung.)

II. Die Bodenreform.

Folgende Eigenschaften unterscheiden den Grund und Boden von dem Produkt der Menschenarbeit: 1. er ist unvermehrbar; 2. er ist unzerstörbar; 3. er ist unentfernbar; 4. er kann nicht versteckt werden; 5. er bedarf nicht der direkten Menschenarbeit, um seinen Wert zu erhalten, sondern enthält im Gegenteil ein Element des automatischen Wertzuwachses, nicht nur infolge seiner Unvermehrbarkeit gegenüber der Vermehrung derer, die seiner bedürfen, sondern auch, weil er durch die Brache und durch seine Fähigkeit, auch ohne Menschenarbeit Güter zu erzeugen (wild wachsender Wald), an Wert gewinnen kann; 6. er ist dem Menschen zu seiner Existenz unentbehrlich.

Wir haben im vorigen Abschnitt gesehen, wie ihn seine Eigenschaften zur vorzüglichsten Kapitalanlage machen und wie diese Art der Kapitalanlage die große Gefahr in sich schließt, daß sie, was sonst der größte Segen wäre, in das furchtbarste Unheil verkehrt. Der wunderbare Fortschritt in der Gütererzeugungsmacht, welcher der Menschheit das messianische Reich bringen könnte, in dem der Fluch der mühevollen Arbeit in ein mit spielender Leichtigkeit vor sich gehendes üppiges Hervorbringen unendlichen Reichtums verwandelt würde, wie sie die Phantasie des kühnsten Märchenerzählers nicht wunderbarer malen könnte, dieser Fortschritt brachte ein bis dahin unbekanntes Unglück hervor, die Arbeitslosigkeit und das Elend infolge der sogenannten Ueberproduktion. In Wirklichkeit meist nur die Entziehung des Grundes und Bodens aus dem Besitze derer, die ihn zu ihrer Existenz benötigen, eine Entziehung, ermöglicht durch denselben Fortschritt, der die Arbeit Weniger das vollbringen läßt, was einst die Aller in Tätigkeit setzte. Während der Natur der Dinge gemäß das Ergebnis größere Muße und reiche Ernte für alle sein sollte, hat in erster Linie die Aneignung des Bodens durch Einzelne diese aus der Abhängigkeit von der Arbeit der Massen in hohem Maße befreit, ihnen die Macht gegeben, sich die auszusuchen, denen sie Arbeitsgelegenheit geben wollen, sich also zu Herren über Leben und Tod zu machen. Ohne die Monopolisierung des Grundes und Bodens durch eine Minderheit würde der Fortschritt in der Gütererzeugung noch weit höhere Dimensionen angenommen haben, weil der in arbeitsparendster Weise bearbeitete Boden den ihn eignenden Massen in viel höherem Maße als dies heute der Fall, ermöglicht hätte, auch in der Industrie arbeitsparende Maschinen und Produktionsprozesse in Tätigkeit zu setzen. Fiel doch nun ihnen als den Bodenbesitzern das letzte Ergebnis der vermehrten Produktivkraft, die Steigerung der Grundrente, zu, entsprechend ihre Kaufkraft erhöhend. Die Monopolisierung dieses Urproduktionsmittels durch eine begünstigte Minderheit hat dagegen die natürliche Folge gehabt, daß die Rückständigkeit in der Produktivkraft für den Arbeiter aus einem Segen ein Fluch wurde. Da, wo der Boden noch mit der Hacke oder dem von Menschen gezogenen Holzpflug bearbeitet wird, und daher alle Arbeitsgelegenheit finden, sind die Massen oft besser daran, als unter der Herrschaft des Dampfpfluges und der Erntemaschine. Der rückständige Chinese ist bei fünf Morgen freiem Landbesitz wohlhabender als der fortgeschrittene Amerikaner mit 500 Morgen gepachtetem oder mit Hypotheken belastetem, trotzdem dieser per Arbeitstag das Zehnfache an Bodenprodukten erntet. Die volle Bedeutung der Bodenbesitzfrage ist in den letzten zwei Jahrzehnten weiteren Kreisen zum Bewußtsein gelangt, seitdem des großen Amerikaners Henry Georges „Progress and Poverty“ sich die weiteste Popularität zu erringen vermochte. Seitdem arbeiten die Bodenreformer (eigentlich Bodenbesitzreformer) aller Länder an der Reform der heutigen Bodenbesitzverhältnisse. Man rechnet hiezu gewöhnlich nicht mehr die kurzsichtigen Schwärmer für freien Kleinbesitz, die man besonders in England und seinen Kolonien findet, an denen die geschichtliche Entwicklung der Bodenbesitzverhältnisse spurlos vorübergegangen ist, die uns als unvermeidliche Folge des sogenannten freien Bodeneigentums die Konzentration in immer weniger Händen vorführt. Freie Verkäuflichkeit, Verschuldbarkeit und Vererbung sind die hiebei wirkenden Faktoren. Als besonders abschreckendes Beispiel führe ich nur drei sonst sehr von einander verschiedene Länder an: Frankreich, die Vereinigten Staaten und Neuseeland.

Nach Toubeaus „La repartition métrique des impôts“ ist vom Boden Frankreichs, dem klassischen Lande freien Kleinbauerntums, heute nur noch ein Zehntel des Bodens im Besitz von Kleinbauern. Er folgt hiebei der offiziellen Statistik. Wie hoch dieses Zehntel verschuldet ist, gibt unser Autor nicht an. Die Behauptung Toubeaus, daß, entgegengesetzt der vorgefaßten Meinung beinahe aller, die sich mit diesem Gebiete beschäftigen, die Besitzkonzentration vor der Revolution geringer war als heute, finde ich von Hippolyte Taine in „Les Origines de la France contemporaine, L'ancien régime“, Seite 453, bestätigt: „Vers 1760 un quart du sol, dit-on, avait déjà passé aux mains des travailleurs agricoles.“ Daß unter dem Regime des den Boden frei verschachernden und verpfändenden Kapitalismus aus dem Viertel in einem Jahrhundert ein Zehntel wurde, zeigt, daß dieser eine größere Konzentrationsmacht besitzt als Fideikommiß und tote Hand.

In den Vereinigten Staaten, wo einst jedem Einwanderer 160 Morgen Heimstattland zur Verfügung standen, sind heute bereits über drei Achtel der Farmen Pachtgut. Von den sogenannten Eigentümern ist nahezu die Hälfte durchschnittlich über ein Drittel verschuldet, also bis zu dieser Höhe nur Scheineigentümer. Die riesigen Besitzkonzentrationen in diesem Lande sind zu bekannt, als daß ich Statistiken anführen müßte, die vielleicht bereits veraltet wären, bis sie in die Hand der Leser gelangen, da sie von Jahr zu Jahr eine weitere Verschlimmerung zeigen. Dagegen will ich etwas genauer bezüglich eines Landes vorgehen, welches als das Modelland der freien Bodenverhältnisse gilt, unser mit Vorliebe von Bodenreformern zitiertes Neuseeland.

Hier besaßen im Jahre 1903 $^{69}/_{70}$ der landwirtschaftlichen Bevölkerung weniger als ein Viertel des okkupierten landwirtschaftlichen Bodens, während $^{1}/_{70}$ über drei Viertel eignete. 60% gehören 800 Menschen. Verschuldung 40% bei 5·3% durchschnittlichem Hypothekenzins. Annehmend, daß die kleineren Farmer die am tiefsten verschuldeten sind, habe ich berechnet, daß man, nach Abrechnung der dem Hypothekengläubiger gehörenden Quote, nur 10% des Bodens als freien Kleinbesitz betrachten kann, von dem übrigens noch ein Teil Pachtland ist. Ich habe hier nur Länder angeführt, in denen das Fideikommiß nicht existiert, ebensowenig wie das Anerbenrecht, Gesetze, mit denen man in rückständigen Ländern der schädlichen Wirkung der unbeschränkten Verkaufs- und Belastungsfreiheit entgegenzuwirken versucht, charakteristischerweise zum Vorteil einer bevorzugten Minderheit. Da kein wahrer Volksfreund sich dazu hergeben kann, derartigen reaktionären Mitteln zuzuwenden kann, müssen wir eben im Interesse einer gerechten Bodenverteilung von der Beibehaltung des unbedingten Eigentumsrechtes abgehen und eine Reform in anderen Besitzsystemen suchen. Freilich gilt es hier, gegen den Strom zu schwimmen, denn das Vorurteil für die eigene Scholle ist so eingerostet, daß auch die handgreiflichsten Beweise, nach welchen das Volleigentum die schlechteste Methode ist, dem Bodenbenützer eine eigene Scholle zu sichern, d. h. wirklich gesicherten Bodenbesitz, statt dem heute mit der „eigenen Scholle“ untrennbar verbundenen prekären Scheinbesitz, meist tauben Ohren begegnen. Dies ist auch der Hauptgrund, warum Henry George sich entschloß, den nominellen Besitztitel nicht anzutasten und nur die Grundrente wegzusteuern mittels der sogenannten „Single Tax“ (einzige Steuer), ein unheilvoller Versuch, der denn doch bei dem heutigen Bodenbesitzer eine etwas zu große Einfältigkeit voraussetzte. Es war geradezu naiv anzunehmen, daß der verschuldete amerikanische Farmer ruhig gestatten würde, daß man ihm nach und nach die die Grundlage des Bodenwertes bildende Grundrente wegsteuere, ihm dafür als Entschädigung nur den Wegfall all der sonstigen Steuern bietend, die heute nicht nur von ihm, sondern auch von allen anderen Volksklassen mitgetragen werden; abgesehen von der sicheren Aussicht, daß der Hypothekenbesitzer längst, ehe noch ein erheblicher Teil der Rente, also seines Sicherheitsobjekts, weggesteuert wäre, die Hypothek kündigen würde, mit dem sicheren Ergebnis, daß bei der Versteigerung eines derartig bedrohten Eigentums schwerlich auch nur der Hypothekenbetrag erlöst würde, wahrscheinlich auch noch das sonstige Eigentum des unglücklichen Besitzers zur Deckung der Hypothek herhalten und so diesen zum Bettler machen müßte. Es ist merkwürdig, wie ein Mann, der auf der einen Seite so viel für die Befreiung des Bodens getan, auf der anderen durch seine falsche Methode der Durchführung der Reform die schwersten Hindernisse in den Weg gelegt hat, indem in einem großen Teile der Welt Bodenreform und Single Tax derart zusammengeworfen werden, daß man zum Beispiel hier in Neuseeland eine Menge Leute trifft — wohl die meisten, die sich überhaupt um die Sache bekümmert haben — denen die Bodenreform und Single Tax identisch erscheinen; die zwar zugeben, daß die heutigen Bodenbesitzverhältnisse sehr ungünstige sind, aber von einer radikalen Reform nichts wissen mögen, weil die Single Taxers Anarchisten seien, die dem Bauer seinen Boden konfiszieren wollen. Sie werden hierin bestärkt durch die ihrem großen Führer nachgeplapperten Argumente der Single Taxers, die ihren Vorschlag damit rechtfertigen wollen, daß sie das Bodeneigentum für Raub erklären — der Punkt, in dem sich George mit Proudhon trifft — und es für unmoralisch halten, Räubern eine Entschädigung für die Abnahme ihres Raubes zu gewähren. Es gibt nur ein Land der Welt, in dem das George'sche System wenigstens im Anfang gewisse Vorteile bieten dürfte, England nämlich, weil dort Steuergesetze nicht der Genehmigung des Oberhauses bedürfen, und daher nicht der Opposition der mächtigen Grundherren, die dieses Haus beherrschen, ausgesetzt sind. Aber auch im Unterhaus würde in absehbarer Zeit ein Vorschlag der völligen Wegsteuer der Grundrente ohne Entschädigung, und erfolge sie noch so allmählich, keine Aussicht auf Mehrheit haben. Eher noch der von der englischen Bodenverstaatlichungs-Gesellschaft (Land Nationalisation Society) gemachte Vorschlag, das System der Wegsteuerung mit dem der Entschädigung zu vereinigen, indem man die bestehende Bodensteuer zwar zu dem Satze von 1692 weiter erhebe, aber von dem heutigen Bodenwert und nicht mehr von dem des Jahres 1692, wie dies Generationen gesetzgebender Grundherren unrechterweise getan haben, so daß heute diese Steuer nur etwa ein Vierzigstel des Betrages ergibt, den sie abwürfe, wenn sie von dem heutigen, seit 1692 vierzigfach gestiegenen Grundwert erhoben würde. Es soll Selbstschätzung stattfinden mit

dem Staat das Kaufrecht zum Preise, von dem die Steuer gezahlt wird, jederzeit zusteht. Das so erzielte Mehreinkommen soll dann aber nicht zu einer Erleichterung der Steuerzahler benützt werden, sondern zur Ablösung des ganzen Bodens, zum Ankauf desselben für die Volksgemeinschaft. Selbstverständlich würde der zu zahlende Ankaufspreis infolge der Steuer sofort um ein Fünftel reduziert werden, denn die Steuer, von der heute so gut wie nichts mehr übrig ist, beträgt eigentlich 4 Schilling vom Pfund Grundwert, also ein Fünftel der Rente.

In Deutschland, dem Lande, in dem 1861/65 den früher reichsunmittelbaren Grundherren Preußens für die Aufgabe ihrer Befreiung von der Grundsteuer deren kapitalisierter Betrag als Entschädigung vergütet wurde, ist man sich zu klar darüber, daß jede neue Grundsteuer eine entsprechende Konfiskation eines Realwertes bedeutet, indem sie den Bodenwert um den Betrag der kapitalisierten Steuer vermindert, als daß eine Bodenreform, die auf dieser Grundlage vorgehen wollte, auch nur die geringste Aussicht auf Erfolg hätte; wenigstens insoweit der landwirtschaftliche Boden in Betracht kommt. Anders in Bezug auf den städtischen Boden, für den zwar das gleiche Gesetz gilt, aber auf der anderen Seite die Wertzunahme, welche der Kulturarbeit der Gemeinschaft und der Bevölkerungszunahme zu verdanken ist, so mächtig zutage tritt, daß ein stärkeres Heranziehen der Grundbesitzer immer mehr Zustimmung findet. Schon eine ganze Anzahl preußischer Städte hat damit begonnen, die Steuer vom Verkaufswert (gemeinen Wert) zu nehmen, statt, wie bisher, vom Ertragswert, der beinahe Null ist, so lange der Boden nicht bebaut wird, wodurch also die Bauplatzspekulation zum Nachteil der bebauten Grundstücke bevorzugt wurde. Daß man dies nicht schon längst getan, ist nur aus der Apathie der Steuerzahler gegenüber der Energie spezieller Interessentenkreise zu verstehen, und vor allem daraus, daß die Hauseigentümer ihren Einfluß mit dem der Bodenspekulanten zusammenwarfen, obgleich bei denen, die nicht zugleich Bauplätze besitzen, eine ganz entschiedene Interessentrennung vorhanden ist. Man wird noch weiter gehen und den Städten einen Anteil an dem unverdienten Gewinn durch die Bodenwertsteigerung, der nicht der Arbeit des Einzelnen, sondern der gemeinschaftlichen entspringt, verschaffen, obgleich es sehr fraglich erscheint, daß man je so weit gehen wird, die von Prof. Adolf Wagner schon 1870 vorgeschlagene Wegsteuerung des ganzen Wertzuwachses einzuführen. Wenn man ihm damals gefolgt hätte, wäre der städtische Boden heute im Gemeinbesitz; denn der riesige Wertzuwachs hätte genügt, die Grundeigentümer ganz abzufinden. Da der Tageswert des Bodens zum Teil auf dem erwarteten Zukunftswert beruht, wäre ein Gesetz, das plötzlich diesen ganzen Zukunftswert wegsteuerte, immerhin eine teilweise Konfiskation. Das Element der Konfiskation ist eben in jeder neuen, nicht kompensierten Bodensteuer enthalten. Wenn ich auch nicht der Ansicht bin, daß der Staat hier gar zu peinlich vorzugehen hätte, da ja eine ganze Anzahl anderer Gesetze das Moment der Konfiskation in sich tragen, wie z. B. Zollerniedrigungen, die die Vorräte des Importeurs entsprechend entwerten, so bin ich doch kein großer Freund dieser Richtung, da ein völliges Abkaufen des ganzen Bodens der Gemeinschaft weit größeren Vorteil bringen würde, ohne auch nur die geringste Ungerechtigkeit in sich zu schließen. Nicht daß ich denen, die für genannte Reformen eintreten, daraus einen Vorwurf machen möchte. Im Gegenteil, ich habe die höchste Anerkennung für die Arbeiten des deutschen Bundes für Bodenreform und die seines Vorsitzenden Adolf Damaschke, der mit einer bewunderungswerten Energie die Leitung des von mir im Jahre 1888 gegründeten Bundes in die Hand nahm und ihn zu einer Bedeutung gebracht hat, welche zu den besten Hoffnungen berechtigt. Freilich nur Hoffnungen einer bescheidenen Steuerreform im städtischen Bodenwesen und vielleicht auch eine Besserung der Wohnungsverhältnisse; denn mit der grundlegenden Reform, für die ich eintrat und eintrete, hat die heutige Arbeit des Bundes wenig gemein. Es ist eben Platz für beide Arten der Bestrebung: für die des Idealisten, der das Banner der Zukunft erhebt, und die des praktischen Mannes, der unentwegt für das in der Gegenwart Erreichbare kämpft. Ich will damit nicht sagen, daß eine durchgreifende Bodenreform bei uns nicht durchführbar wäre, wenn die maßgebenden Kreise ihr wahres Interesse verstünden. Diese sehen aber nicht ein, wie hier in erster Linie die Möglich[illegible] [illegible] dem Umfang der Boden abzunehmen. Der allmähliche [illegible] des [illegible] Grundes und Bodens durch den englischen Staat [illegible] wenn man nur will, und wie die Mittel hiezu [illegible] aus dem Unterschied [illegible] den Pachteinnahmen ergeben und den Zinsen der für den [illegible] Staate nenn[illegible] Opfer auf[illegible] In Irland [illegible]

[illegible]

(Ashburn Acts) frappante Beispiele gab. (In drei Fällen machten die bisherigen Pächter 3075 Pfd. Strl. Profit. „Times“ vom 28. Jänner 1890.) Nein, um dem ganzen Volke aus der allen geöffneten Bodenschatzkammer Wohlstand und Reichtum zu bieten. Wird der maßgebende Teil der europäischen Nationen sich zu einer solchen Tat aufraffen können? Wird der Begriff Bodenreform in unserem Vaterland noch diese Bedeutung erreichen, die ihm die ersten Pioniere einst zu geben versuchten? Die Zukunft wird es lehren. Die Gegenwart sieht noch sehr trüb aus, trotz der wackeren Arbeit, die auf diesem Gebiete in der ganzen Welt geleistet wird.

Vor allem aber handelt es sich darum, daß die, denen die Wichtigkeit der Bodenreform klar geworden ist, sich über das wahre Wesen des zu Erreichenden, sowie über die beste Methode der Erreichung klar werden. Der edle, aber oft gefährliche Zug der Heldenverehrung hat viel an Irrtümern und Mißgriffen auf diesem Gebiete zu verschulden. Niemand kann die Verdienste des großen Amerikaners höher schätzen als der Verfasser, der das Glück hatte, nicht nur den Schriftsteller, sondern im persönlichen Verkehr auch den Menschen in ihm kennen zu lernen, einen Menschen, der mit vollem Herzen und ganzer Seele der großen Aufgabe lebte, die er sich gestellt hatte, seinen Zeitgenossen in unverlöschbarer Weise vor die Augen zu rücken, daß das Heil allein in der Zurückeroberung des Erbgutes bestehen kann, das der Weltenschöpfer als freies Geschenk der ganzen Menschheit gegeben und dessen Monopolisierung durch Einzelne als festes, dauerndes Eigentum in erster Linie an dem Massenelend die Schuld trägt. Dem Massenelend, das trotz der herrlichen Errungenschaften auf technischem Gebiete, die allen Reichtum zu bieten vermögen, noch auf der Erde herrscht, wie uns die Einkommensstatistiken beweisen, deren Durchschnittsziffern, von den unteren Stufen ganz absehend, weit, weit hinter dem Erreichbaren zurückstehen, Ziffern, die denen unter uns, die einen behaglichen Wohlstand besitzen, als Elend erscheinen müssen, trotzdem sie Millionen, ja der großen Mehrheit immerhin noch als ein unerreichbares Paradies vorschweben. Einem Manne, der dieses erreichte, der es fertig gebracht hat, eine so gut wie vergessene große Wahrheit in Millionen lebendig werden zu lassen mittels der Macht seiner hinreißenden Sprache, wie herrliche Musik klingend, die die tiefste Seele aufrührt, als ein Dichter, dessen begeisternde Poesie und Prosa niemanden kalt lassen kann — einem solchen Manne gebührt ein hoher Platz in der Geschichte der menschlichen Kultur, auch wenn man mit Leichtigkeit nachweisen kann, daß er mehr Dichter als Nationalökonom war, daß ihm die Beschränktheit seiner praktischen Erfahrung und die Verengung seiner Studien durch die Kenntnis einer einzigen Sprache*) zur Zeit, als er sein großes Buch niederschrieb, einen weiteren Blick in das Weltgetriebe nicht gestattete.

Darum darf eben die Bewunderung nicht zum blinden Nachschwatzen werden, und es ist hohe Zeit, einzusehen, daß man mit Bodensteuern wohl unter gewissen Verhältnissen manches erreichen kann, daß aber das sogenannte Single Tax-System nie der Weg sein wird, auf dem die Welt die Bodenbefreiung erlangt. Abgesehen von der Ungerechtigkeit des Mittels brächte die Single Tax sogar im Falle des Erfolges nicht die volle Bodenfreiheit. Sie gäbe viel, indem sie der Gesellschaft die Rente sicherte, aber der Besitz der Rente ist noch immer nicht der des Bodens. Er hindert vor allem nicht die Vorenthaltung desselben und die entsprechende Hinderung der Gütererzeugung. Millionäre, wie der Amerikaner Winans, würden sich dadurch nicht abschrecken lassen, schottischen Ackerboden von See zu See in einen Wildpark zu verwandeln und die Bevölkerung von ihrem Lande zu vertreiben. Der Spaß würde sie kaum mehr kosten als heute; denn der Boden verliert seinen Verkaufswert, nachdem der Staat die Grundrente wegsteuert, und der Käufer zahlt einfach als Grundsteuer, was er heute als Zins des Kaufpreises opfert, den er unter den neuen Verhältnissen so ziemlich erspart. Ich habe auch an anderen Beispielen bereits gezeigt, besonders an der in England gemachten Erfahrung, daß die höchste Grundrente durchaus keine Garantie für die der Gemeinschaft vorteilhafteste Ausnützung des Bodens bietet, und daß das Selbstinteresse des Grundeigentümers sehr oft dem der Gesellschaft geradezu entgegengesetzt sein kann. Das volle Staatseigentum ist die einzige befriedigende Lösung, und der Grund, warum George vor ihr zurückschreckte, ist auch wieder das Ergebnis seiner beengten Kenntnis der Verhältnisse in nicht angelsächsischen Ländern. Die musterhafte Verwaltung deutscher Staatsdomänen würde ihm sonst gezeigt haben, daß der Furcht vor Korruption und Mißverwaltung bei der Bodenverpachtung nicht absolut im Wege zu stehen braucht, wie sie es heute in Amerika seiner Ansicht nach wäre, als ob dort nicht dieselbe Gefahr bei der Steuerverwaltung zutage träte und gerade bei der heutigen Bodensteuer zutage tritt. Es ist bekannt, wie dort Eisenbahnen, Tramways [illegible] Korporationen ihren Bodensteuerbetrag zu [illegible] verstehen. Wie man sich [illegible] zu erledigen weiß, zeigt nicht nur die amerikanische [illegible] Art, in der die englischen

*) [illegible] bekannt [illegible] Auszug aus einem [illegible]
[illegible] in Tirol auf seiner
[illegible] My dear Flür-scheim .... We went
[illegible], but still it was very interesting“.
[illegible] aber es war doch sehr interessant.“)
[illegible] ein Teil der Sinne fehlt,
[illegible]

Grundbesitzer eine Steuer von 4 Schilling vom Pfund Grundrente nach und nach auf einen Penny herunterzudrücken verstanden, steht nicht allein da. Von der sogenannten Landlord relief Bill (Grundherren-Erleichterungsgesetz) der gegenwärtigen Torygregierung absehend, haben wir Deutsche in der Lex Hühne einen Beweis, wie Grundherren es verstehen, sich ihre Bodensteuerlasten zu erleichtern, darunter sogar solche, denen vor 40 Jahren volle Entschädigung für die auferlegte Grundsteuer in deren kapitalisiertem Betrag ausbezahlt wurde. Ich wüßte dagegen keinen Fall aus der deutschen Domänengeschichte anzuführen, wo der Pächter sich ohne Zahlung zum Herrn seines Pachtgutes machte. Eine Pacht steht entschieden auf sicherer Grundlage als eine Steuer. Das Pachtsystem hat sich überall bewährt; die Verwendung des Pachtgeldes ist es allein, die reformbedürftig ist. Trotzdem daß diese Verwendung zu Gunsten einer verschwindenden Minderheit der Bevölkerung erfolgt, ist die beinahe ausschließlich auf Pachtland arbeitende englische Bodenkultur und Industrie nicht die rückständigste, und das meist auf Pachtboden lebende englische Volk nicht das unzivilisierteste der Welt. Wie würde aber erst der Höhegrad englischer Entwicklung sein, wenn die 3 Milliarden Mark jährlichen Bodenpachtes statt in die Taschen der geringen Zahl englischer Grundeigentümer zu fließen, dem ganzen Volke zufielen? Vielleicht nicht als Steuererleichterung oder sogar Steuerersatz, denn ich halte auch hier die Politik der Single Taxers verfehlt, die als großes Lockmittel die Steuerreform vorführen. Nicht daß ich einen Augenblick bezweifeln möchte, daß die Grundpacht oder -Steuer die beste Steuer der Welt wäre, da sie wie keine andere die drei Momente in sich vereint, die zu einer vollkommenen Steuer gehören, wie genügende Ertragsfähigkeit, leichte und sichere Erhebbarkeit und Gerechtigkeit, d. h. auf Gleichgewicht von Leistung und Gegenleistung beruhend. Letzteres, weil die Grundrente ein Zuschuß aus Leistungen der Gesellschaft zum persönlichen Arbeitserlös ist und also diesen nicht ungerechterweise schmälert, wenn die Gesellschaft den ihr verdankten Erlös an sich zieht. Daß man keines der drei Momente bei den meisten der heutigen Steuern vereint findet, mitunter sogar nicht ein einziges davon, braucht wohl kaum angeführt zu werden. Vor allem fehlt das Moment der Gerechtigkeit, der der Leistung entsprechenden Gegenleistung, zum Teil wenigstens, bei den meisten Steuern, welche die größte Ergiebigkeit unter den heute beliebten besitzen. Nicht Gerechtigkeit, sondern Zahlungsfähigkeit ist zum Beispiel die Grundlage der Einkommensteuer, wenigstens insoweit sie, wie heute überall der Fall, nicht nur da erhoben wird, wo das Einkommen gemacht, sondern auch da, wo es konsumiert wird. Es ist dies nicht nur ein Verfehlen gegen Punkt 3, sondern auch gegen Punkt 2, die leichte und sichere Erhebbarkeit. Die Stadt Zürich bietet das beste Beispiel, wie eine hohe Einkommensteuer, am Konsumort erhoben, ihr Ziel verfehlt. Abgesehen von denen, die von der Ansiedlung abgeschreckt werden, ist eine Anzahl der reichsten Einwohner dadurch aus der Stadt vertrieben worden, Leute, die daselbst kein Geschäft besaßen und nur ihr Geld verzehrten. Die Stadt leistet ihnen nicht mehr als dem Aermsten für ihre Einkommensteuer; denn die Mehrkosten der Stadt für die größere Fläche des benützten Bodens durch das Straßennetz, die Beleuchtung und Kanalisation wäre durch eine Grundsteuer zu decken oder von dem Rentier, der keinen Boden besitzt, als Mietsteuer einzuziehen; aber was hat die Stadt sonst mit einem Einkommen zu schaffen, das ihr nicht verdankt ist? Weil der Mann eben zahlungsfähig ist? Dann sollte es geradeso gerecht sein, von Rothschild 100.000 Mark für ein Eisenbahnbillet zu verlangen, für das ein armer Teufel nur 5 Mark zahlt. Dann hatte auch jener Gastwirt recht, der einem Fürsten 100 Mark für ein paar gesottene Eier abnahm, statt der 50 Pfennige, die ein gewöhnlicher Sterblicher zahlt, und der auf die Frage des Fürsten, ob denn die Eier hier zu Orte so selten seien, die Antwort gab: „Nein, die Eier sind nicht selten, aber die Fürsten!"

Ueber die Gerechtigkeit der indirekten Steuern, dieser meist nach unten progressiven Steuern, mich hier auszulassen, hieße Wasser in die Donau tragen, und doch könnte man, wenn man, den Standpunkt der Zahlungsfähigkeit verlassend, sich rein nur auf den der Gerechtigkeit stellte, hier noch eher eine Rechtfertigung finden als bei der Einkommensteuer des Rentiers. Einerlei, wie hoch die Zölle auch sein mögen, könnte der Staat für ihre Gerechtigkeit immerhin noch geltend machen, daß seine Gegenleistung auf dem Gebiete des Verkehrswesens und Verkehrsschutzes die Waren bei weitem mehr verbilligt als die Zölle sie verteuern. Die Verringerung der Frachten durch die Eisenbahnen und die Beseitigung der von den edlen Herren Raubrittern erhobenen Zölle dürfte weit mehr ins Gewicht fallen als der höchste unserer Einfuhrzölle.

Trotzdem rate ich den Anhängern der Bodenreform, auf die Steuerersatzkraft derselben erst als auf ein allerletztes Zugmittel zu rechnen. In erster Linie muß natürlich die Beseitigung des Hindernisses stehen, das die Bodenbefreiung der Güterproduktion und Zirkulation entgegensetzt. Dann aber gäbe es Verwendungsweisen für die staatliche Grundpacht, die weit vorteilhafter für das Volk und gewiß weit besser geeignet wären, demselben den nötigen Enthusiasmus für die große Reform einzuflößen. In erster Linie könnte die Bodenpacht, nachdem damit die zur Bodenablösung gemachte Schuld getilgt worden — teilweise schon früher — für eine ausgiebige Alters-, Invaliden- und Waisenpension Verwendung finden. Welche andere Zeitnot als eine Steuerreform müßte die Aussicht bieten, den Mann des Volkes ein für allemal von der Sorge für seine Zukunft und die der Seinen befreien zu können! Ein großer Teil der Hast und Angst, die den heutigen Kampf ums Dasein begleiten, würde dadurch weggenommen sein, von den weiteren Wirkungen ganz absehend. Ich könnte noch eine Menge Verwendungen aufführen, alle besser als der Steuerersatz, an dem gerade der großen Masse am wenigsten liegt, denn Steuer oder keine, viel mehr als das eherne Lohngesetz ihnen heute läßt, bliebe ihnen unter den bestehenden Verhältnissen in keinem Fall, und den Haushalt des Armen trifft sogar die schlimmste Steuer bei weitem nicht so hoch wie der ihm zufallende Anteil an der staatlichen Bodenrente ausmachen würde, was übrigens selbstverständlich ist, da er an den Staatsausgaben lange nicht den Teil zahlt, der ihn nach der Kopfzahl bei gleicher Verteilung treffen würde, während sein Anteil am Bodenrentenertrag nach der Kopfzahl gehen müßte; denn jedes neugeborene Kind sollte den gleichen Anteil am vaterländischen Boden haben wie alle anderen.

Ich behaupte durchaus nicht, daß es keine andere Methode der Durchführung gäbe als die hier vorgeschlagene der englischen „Land Nationalisation Society". Man könnte zum Beispiel zu hoher Erbbesteuerung die Zuflucht nehmen, die Methode der Collin'schen Schule, die noch Anhänger in Belgien und Frankreich hat. Man könnte überhaupt beschließen, nur noch das Eigentumsrecht der heute lebenden Generation zu garantieren. Man könnte auch ein für allemal dem Staate ein zukünftiges Vorkaufsrecht zum heutigen Schätzungswerte gewähren, welches es ihm ermöglichte, die Reform allmählich und ohne jedes Risiko durchzusetzen. Er würde stets nur dann kaufen, wenn zwischen Pachteinnahme und Zinsauslage für das Ablaufskapital ein genügender Profit bleibt, um die Amortisation des letzteren sicher zu stellen. Alle diese Methoden schließen jedoch mehr oder weniger das Moment der Konfiskation in sich, an das man nur bei höchster Not appellieren sollte, die umsoweniger vorhanden ist, als die Steigerung der Rente in den fortschreitenden Ländern allein schon einen genügenden Fonds für die allmähliche Amortisation der Abkaufschuld liefert. Dazu kommt aber noch weiter der Herabgang des Zinsfußes der Schuld, der umso schneller und unfehlbarer eintreten muß, je mehr sich infolge der allmählichen Amortisation das Feld der sicheren Anlagewerte des Landes verkleinert. Nur die heute durch die Wertsteigerung des Bodens ermöglichte ständige Ausdehnung dieser Art der Anlagewerte, verhinderte ein noch rascheres Sinken des Zinsfußes als das während des verflossenen halben Jahrhunderts erfolgte. Ich glaube, daß durch das Zusammenwirken beider Momente, die unter den Wirkungen der Reform noch viel mächtiger in Wirksamkeit träten als heute, die völlige Abzahlung des gesamten Bodens sich zwischen 15 und 40 Jahren bewerkstelligen ließe, je nach den Verhältnissen des betreffenden Landes. Die Minimalziffer gilt für neue Länder, wie unser Neuseeland, die Raum für raschen Bevölkerungszuwachs haben. Nach der Amortisation der Bodenschuld würde der Staat bald alle seine sonstigen Schulden aus der Renteneinnahme decken, sowie alle Eisenbahnen, soweit solche noch im Privatbesitz, damit erwerben können.

Ich glaube, daß es unnötig ist, hier auf die speziellen Bedingungen einzugehen, unter welchen der verstaatlichte Boden zu verpachten wäre, oder auf den Anteil am Rentenerlös und an der Verwaltung der der Provinz, dem Kreis oder der Kommune zuzufallen hätte. Ich will hier nur noch kurz anführen, unter welchen Bedingungen Wellington, die Hauptstadt Neuseelands, den ihr gehörenden Boden verpachtet, der dem Hafen durch Ausfüllen abgewonnen wurde und einen der wertvollsten Teile der Stadt, auf dem große Geschäftshäuser stehen, bildet.

Der Pachttermin ist 21 Jahre zu einem vorher festgesetzten Mietpreise. Der Pächter zahlt die sämtlichen Steuern, die für auf Grundstücken im Privateigentum errichtete Gebäude erhoben werden. Die Behörde schreibt die Art der Bebauung vor. Wenigstens sechs Monate vor Ablauf des Pachtvertrages kann der Pächter eine Verlängerung immer auf je weitere 14 Jahre verlangen. Drei Sachverständige bestimmen die Höhe der neuen Pachtsumme. Die Behörde wählt einen, der Pächter den zweiten und beide Erwählte ernennen dann gemeinschaftlich den dritten Sachverständigen. Bei der Pachtschätzung kommt das auf dem Boden errichtete Gebäude nicht in Betracht und wenn das Pachtgut an die Behörde zurückfällt, zahlt diese nichts für das Gebäude. Es liegt daher im Interesse des Pächters, die Pacht nicht verfallen zu lassen und so den Wert seiner Meliorationen einzubüßen. Will er selbst nicht mehr Pächter sein, so findet er gewöhnlich leicht jemanden, der an seine Stelle tritt und ihm den Wert des Gebäudes und sonstiger Meliorationen vergütet.

Uebrigens bietet auch Deutschland bereits Muster von Verträgen dieser Gattung, wie sie jetzt besonders das dem neuen Zivilrecht verdankte Erbbaurecht in mannigfaltiger Form zutage fördert. Die „Deutsche Volksstimme", das vorzügliche Organ des „Deutschen Bundes für Bodenreform" in Berlin, setzt sich die Veröffentlichung solcher Verträge zur Aufgabe. So gab sie auch seinerzeit den Inhalt des mustergiltigen Vertrages wieder, den Hamburg 1884 mit der Norddeutschen Bank behufs Bebauung des Freihafengebietes machte. Statt dieses ihr gehörende Gebiet freihändig zu verkaufen, wie es die allgemein beliebte kurzsichtige Methode ist, bleibt die Stadt nicht nur Eigentümerin ihres Bodens, sondern tritt auch noch [illegible]

der darauf errichteten Gebäude, die ohne einen Pfennig Auslage ihr in etwa 50 Jahren gehören werden. Das gleiche Organ berichtet auch über die bodenreformerische Gesetzgebung für Kiautschau, die ebenfalls zeigt, in welch verschiedenen Formen der den Boden eignende Staat dessen Benützung gestatten kann.

Fortgeschrittene Methoden der Bodenbenützung, wie die vorstehenden, liefern denen die beste Antwort, die in dem Bodengemeineigentum einen Rückschritt zu primitiveren Systemen sehen, wie die der altgermanischen Mark und des russischen Mir. Primitiver und für unsere Zeit ungeeignet, insoweit das Benützungssystem in Betracht kommt. Die periodische Neuverteilung des Bodens ohne Entschädigung des vorigen Besitzers für darauf getanene Kulturarbeit muß den fleißigen Bodenbebauer entmutigen und alle nach und nach auf das Niveau des faulsten bringen, wie es die von unseren kolonialen Gewerkschaften erzwungene gleiche Entlöhnung aller, ganz unabhängig von der Leistung, fertig bringt, die Durchschnittsleistung herabzusetzen. Zu einer solchen Bodenbenützung will kein vernünftiger Mensch zurückkehren, aber Benützungssystem und Eigentumsrecht sind eben ganz verschiedene Dinge. Man kann zu dem allein gerechten Gemeineigentum am Boden zurückkehren, ohne die wirtschaftliche Methode der Benützung, wie sie die Mark bot, das Mir noch bietet, zurückzukehren. Von diesem System aus betrachtet, war ein freies Bauerntum auf eigenem Boden ein Fortschritt, gewissermaßen sogar das Feudalsystem; aber, wie Henry George ganz richtig ausführt, man braucht kein Haus zu verbrennen, um ein Schwein zu braten; der höhere Fortschritt ist die Rückkehr zum Gemeineigentum mit der Einzelbewirtschaftung ohne Solidarität mit der Bummelei des Nachbarn. Immer nur der höhere, schwerlich der höchste Fortschritt; denn infolge der Fortschritte in der Ackerchemie und den landwirtschaftlichen Maschinen verspricht die genossenschaftliche Bewirtschaftung eine derart gesteigertere Mehrleistung per Menschenkraft, daß die Vorteile, welche die größere Sorgfalt und intensivere Tätigkeit des Einzelwirtschafters erzielen lassen, daneben verschwinden dürften. Die Zeit mag dann kommen, die zum Gemeineigentum den sozialistischen Gemeinbetrieb fügen wird, dessen Ergebnisse sich vielleicht zu den halbsozialistischen der Mark und des Mirs verhalten werden wie der Dampfpflug zum Spaten oder Holzpflug, die Erntemaschine zur Sichel und die wissenschaftliche Bodenzubereitung zu der Brache- oder Dreifelderwirtschaft. Doch einerlei, ob der sowohl Eigentum wie Betrieb umfassende Vollsozialismus die Endstation sein wird, Durchgangsbillette hiezu sind an den heutigen Staatsschaltern nicht erhaltbar, weswegen Fahrkarten zur Station Bodenverstaatlichung eher im Bereich der Erlangbarkeit liegen dürften. Man wird es sogar auf dieser Station ganz behaglich finden und sich dann mit Muße überlegen können, ob man ein Billett zur Weiterfahrt lösen will oder nicht. Wenn einmal unsere Sozialdemokraten einsehen werden, daß auch ihr Weg die Station Bodenverstaatlichung passieren muß, und mithelfen, daß einstweilen ein gemeinsamer Zug bis dahin abgelassen wird, dürfte der neue Fahrplan weit eher zustande kommen als es einstweilen noch den Anschein hat.

(Fortsetzung folgt.)

Oesterreichische Limesforschung.

In einem größeren Aufsatze „Der römische Grenzpfahl in Deutschland", der in dieser Wochenschrift im Jahre 1896 (Nr. 84 und 85 vom 9. und 16. Mai) erschien, versuchte der Unterzeichnete den damaligen Stand der von der deutschen Reichs-Limeskommission in Angriff genommenen Erforschung der rätisch-germanischen Grenzsperre, von der aus der Römerzeit noch große Reste erhalten sind, darzulegen, und benützte den Anlaß, auch die Notwendigkeit der Fortsetzung dieser Forschungen in Oesterreich-Ungarn zu betonen. Er skizzierte die Aufgaben der österreichischen Limesforschung und regte an, daß die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien sich zur vollständigen Durchführung dieser Arbeiten mit der ungarischen, ferner mit den Akademien der Wissenschaften in den unteren Donauländern verbande, da es notwendig sei, die Arbeit nach einheitlichem Plan an der ganzen Strecke durchzuführen. Bereits im Jahre 1897 wurde von der kaiserlichen Akademie eine Limeskommission eingesetzt, an deren Spitze Hofrat von Kenner steht und der als Mitglieder derzeit die Hofräte Professoren Bormann und Jireček und der Direktor des österreichischen archäologischen Instituts Hofrat Benndorf angehören. Die Leitung der Ausgrabungen wurde dem Oberst des Ruhestandes [illegible] von Mildensee übertragen. Ueber die Arbeiten der Limeskommission erscheinen jeweilig kurze Berichte im Anzeiger der philosophisch-historischen Klasse der Akademie, außerdem eine in [illegible] Heften erscheinende Publikation „Der römische Limes in Oesterreich", von der nunmehr fünf Hefte vorliegen (das sechste Heft [illegible] nicht ausgegeben worden). Die akademische Lim[eskommission] [illegible] ihre Arbeiten auf Nieder- und Oberösterreich zu [illegible] durch die erfolgreiche Tätigkeit des [illegible] 1885 [illegible] Carnuntum [illegible] mit dem [illegible] der [illegible] an der Donau [illegible] Die [illegible]

blieben. Daraus erklärt es sich aber, daß die bisherige fünfjährige Tätigkeit*) der Limesforschung an der Donau noch immer erst ein Anfangsstadium darstellt und sowohl in der Reichhaltigkeit der Resultate als auch der Lebhaftigkeit der Arbeiten den Vergleich mit der Tätigkeit der deutschen Reichs-Limeskommission, die ihr, wie begreiflich, als Vorbild dient, vorläufig noch nicht aushält.

Aber auch innerhalb des engeren Gebietes, dessen Erforschung die Limeskommission sich zur Aufgabe gestellt hat, in Nieder- und Oberösterreich, ist von einem für die planmäßige und raschere Durchführung der Arbeiten, die geschehen müssen, wünschenswerten Umfang der Tätigkeit nicht viel zu melden: es fehlt noch immer an einer Organisation der Aufgabe in größerem Stile. Es wäre vor allem erforderlich, daß man, ähnlich wie es in Deutschland der Fall ist, zur Bildung von Lokalkomitees schritte, damit nach einem von der akademischen Limeskommission entworfenen Plane die Arbeit längs der ganzen Limesstrecke aufgenommen und allmählich durchgeführt werden könnte. Wie notwendig das wäre, ergibt sich aus einer aufmerksamen Durchsicht der bisher erschienenen Limeshefte, denn von Jahr zu Jahr geht immer mehr durch Unachtsamkeit unwiederbringlich verloren. Die Reste der römischen Straßen und Bauten, die ohnehin meist nur in geringen Spuren erhalten sind, liegen so wenig tief unter dem Ackerboden, daß alljährlich der Pflug immer mehr davon berührt: das Steinmaterial wird von den kleinen Grundbesitzern ausgehoben, und so geht vieles unkontrolliert verloren. Die Mitteilungen von Augenzeugen, auf die man dann nach Jahren angewiesen ist, bieten aber eine viel zu unzuverlässige Grundlage für spätere Feststellungen. Ohnehin haben ja die Arbeiten behufs systematischer Erforschung des römischen Limes in Oesterreich zu spät eingesetzt. So zweifellos es ist, daß die Technik des Grabens und die Fähigkeit im Erkennen und Deuten der Reste heute ganz anders ausgebildet sind, so daß auch viel vollkommenere Ergebnisse der Forschung zu verzeichnen sind, so steht doch diesen Fortschritten der unleugbare Nachteil gegenüber, daß sich die Objekte der Forschung immer mehr vermindern. Vieles ist auch durch die Gewalt des Stromes, namentlich bevor diese durch die Donauregulierung eingedämmt worden ist, unterwühlt und zerstört worden. Charakteristisch dafür ist die Tatsache, daß Oberst Groller von Mildensee, der Ausgrabungsleiter der Limeskommission und Verfasser der Berichte, der in seinen Wahrnehmungen sowohl als in deren Beurteilung überaus vorsichtig ist, die Frage, ob außer der Straße, den Türmen und dem Legionslager an der bis jetzt untersuchten Strecke eine dem obergermanisch-rätischen Grenzsperrwerk ähnliche, linear zusammenhängende Befestigung vorhanden war, nicht bestimmt zu beantworten wagt. Er begnügt sich damit, die Tatsache zu konstatieren, daß sie nicht vorhanden ist: „wenn sie jemals bestanden hat, müßte sie vor der Limesstraße sich befunden haben und wäre längst im Strom verschwunden". Aber nicht nur diese eventuell zu supponierende linear zusammenhängende Befestigung ist spurlos verschwunden, sondern, wie erwähnt, auch große Stücke des Straßenbaues und andere Bauwerke, wie Türme und Kastelle, die zum System der Limesanlage gehörten, sind heute nicht mehr aufzufinden. Der Bestand der noch unter dem Ackerboden befindlichen Reste verringert sich, wie gesagt, alljährlich, ganz zu geschweigen von den unter den Häusern bewohnter Orte an der Limesstraße ruhenden und bei gelegentlichen, unkontrollierten baulichen Veränderungen, bei Anlage von Bahnbauten und anderen Arbeiten beseitigten Resten.

Wenn nun trotz dieser beklagenswerten Verminderung des Bestands die Ergebnisse der Arbeiten im ersten Lustrum der akademischen Limeskommission, wie noch gezeigt werden soll, ganz erhebliche sind, so legt dies umsomehr die Notwendigkeit nahe, daß endlich zu einer Organisation im größeren Stile geschritten wird. Im einzelnen hier darzulegen, in welcher Weise dies geschehen müßte, können wir uns wohl versagen: es genügt ja auch hier, auf die Organisation der Limesforschung in Deutschland hinzuweisen. Vor allem müßte die Limeskommission sich durch die Aufnahme von Mitgliedern verstärken, die für diese Arbeiten besonderes Interesse haben; namentlich müßten die Lokalforscher ihr in irgendeiner Form angegliedert und Vorsorge getroffen werden, daß gleichzeitig auf der ganzen Strecke die Grabungen und Forschungen einsetzen könnten. Notwendig wird auch wohl sein, eine Vermehrung der Mittel herbeizuführen. So dankenswert es ist, daß die kaiserliche Akademie der Wissenschaften die Limesforschung in den Kreis der von ihr zu lösenden Aufgaben einbezogen und ihr aus der Treitl-Stiftung Mittel zur Verfügung gestellt hat, so dürften doch für ein flotteres Arbeiten diese Mittel nicht ausreichen. Die Landesregierungen und Lokalvereine könnten aber wohl dafür gewonnen werden, daß auch sie zur Bestreitung der Grabungskosten Beiträge leisten.

Was die Arbeiten der Limeskommission im abgelaufenen ersten Lustrum anlangt, so standen die Ausgrabungen im Lager von Carnuntum**) im Mittelpunkt ihrer Tätigkeit, und das mit gutem Grunde. Carnuntum war das bedeutendste Standlager an der oberen und mittleren Donau, und der Umstand, daß der Boden, auf dem es einstmals stand, [illegible] das sogenannte „[illegible]" zwischen Petronell und Deutsch-

*) [illegible] in „Deutsche Geschichtsblätter", Bd. I, S. 105 ff.

**) [illegible] Frankfurter: „Führer durch Carnuntum" [illegible]

Altenburg — heute Ackerboden ist, legt die Möglichkeit nahe, allmählich das ganze Lager in methodisch-rationeller Weise aufzudecken und so hier Aufschlüsse über die Anlage dieses Legionslagers und seine Veränderungen in den verschiedenen Zeitläuften zu gewinnen, zumal da anderwärts meist örtliche Verhältnisse, wie Ueberbauung durch moderne Städte, eifriger Raubbau auf das vorzüglich antike Material oder die weite Entfernung von größeren modernen Orten und infolge dessen die erschwerte Beschaffenheit von Arbeitskräften, meist eine dauernde und erfolgreiche Ausgrabung verhindern. Obwohl nun im Lager zu Carnuntum bereits seit nahezu 20 Jahren Ausgrabungen veranstaltet werden und insbesondere in den letzten fünf Jahren intensiv gegraben wird, ist diese Aufgabe noch lange nicht gelöst: es ist bis jetzt erst ein Drittel des ganzen Lagerraumes aufgedeckt worden. Wie schwierig es ist, völlige Klarheit und Sicherheit hinsichtlich der Erklärung der Ergebnisse und vollends in Bezug auf die Bestimmung und Benennung der aufgedeckten Baulichkeiten zu gewinnen, zeigt sich darin, daß die neuesten Ausgrabungen manche der früheren Ergebnisse umgestoßen haben. Die fortschreitende Erkenntnis und die Verwertung der Ergebnisse anderwärtiger Grabungen haben manches anderes verstehen gelehrt, und umsomehr ist nun Vorsicht auch gegenüber den neuesten Ergebnissen am Platze. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Besonders anzuerkennen sind die überaus exakte Darlegung des tatsächlich Ermittelten und, wie bereits erwähnt, die große Vorsicht in der Deutung der Tatsachen und in der Aufstellung von Hypothesen, die im allgemeinen geübt wird. Mit großer Umsicht wird alles beachtet, was irgendwie von Belang sein kann, und die Berichte sind durchweg von dem Bestreben geleitet, nach allen Richtungen hin die Ergebnisse zu erwägen, um zu einem wenn auch nicht immer sicheren, so doch wenigstens wahrscheinlichen Schlusse zu gelangen.

Durch die bisherigen Ausgrabungen wurden nun aufgedeckt die ganze Westseite des Lagers, Teile der Ostseite, die Nordseite, soweit sie noch vorhanden ist, die westliche Hälfte der Südseite, und es wurde außerdem eine größere Anzahl von Gebäuden im Innern untersucht. In den letzten beiden Jahren (1901 und 1902) wurden die Grabungen an der Südwestecke fortgesetzt und zum Abschluß gebracht; es wurde dadurch ein Abschnitt des Lagers bloßgelegt, der geradezu als „Stadtviertel" bezeichnet werden kann: er ist von der via quintana einerseits und von der decumana andererseits begrenzt und bedeckt eine Fläche von 19.000 Quadratmeter; er ist von einer Reihe parallel laufender Straßen durchzogen, die von der via quintana ausgehen, aber als Sackgassen verlaufen und nicht bis zur via angularis führen. Beachtenswert sind die Beobachtungen über den Grad und die Art der vorgefundenen Zerstörung des Mauerwerkes: die Mauern machten meist den Eindruck, als ob sie nicht vom Feind zerstört, sondern gemächlich abgetragen worden sind, was daraus geschlossen wird, daß die jetzt vorhandene Maueroberfläche oft auf lange Strecken geradlinig verläuft und in der Regel ziemlich gleichmäßig tief unter dem gegenwärtigen Bodenniveau liegt. Zweifellos ist hierin die Hand des seinen Boden verbessernden Landwirtes zu erkennen. In ähnlichem Sinne ist es zu deuten, daß häufig in den zerstörten Gebäuden gar kein oder nur sehr wenig Mauerbruch in der Erde liegt, ebenso, daß mitunter tief in den Boden hinabreichende Mauerfundamente bis auf den letzten Stein ausgehoben worden sind. Dagegen läßt sich auch nicht selten deutlich erkennen, daß Mauern entweder gewaltsam umgestürzt oder im Laufe der Zeit allmählich niedergebrochen worden sind. Aus all dem scheint hervorzugehen, daß das Lager nicht in dem Maße der Feindesgewalt zum Opfer gefallen ist, wie hie und da angenommen zu werden pflegt. Wie viel tatsächlich vom Feinde zerstört worden ist, wird sich jedoch kaum mehr feststellen lassen, denn nach glaubwürdigen Berichten ragten noch vor 200 und 150 Jahren die Mauerzüge vielfach aus dem Boden hervor, doch seither ist alles über der Erde Befindliche und vieles unter ihr Ruhende beseitigt worden. Alles spricht ferner dafür, daß Carnuntum auch im Altertum nach der letzten Katastrophe nicht mehr besiedelt war, und den Charakter der Schlußkatastrophe lassen gewisse Funddetails erschließen. In einem Backofen fand man sechs Brotlaibe, die erst „gegangen" waren und nie gebacken worden sind; in einem anstoßenden Magazin des Lagers fanden sich erhebliche Vorräte an Waffen und Lebensmitteln (Erbsen, Hirse und Hafer) unbenützt vor; auf den Lagerstraßen vor dem Lager und im Amphitheater lagen Steinkugeln verstreut; angeblich sind außerdem Panzerreste auf der Berme der westlichen Lagerseite gefunden worden. Das sind alles Anzeichen dafür, daß die Lagerfestung ganz plötzlich verlassen werden mußte.

In Ergänzung früherer Untersuchungen wurde der Lauf der Mauern, die Torbauten, die Lage der Zwischentürme genauer festgestellt. In besonders sorgfältiger Weise hat Oberst von Groller die verschiedenen Bauperioden klarzulegen gesucht. Sowohl innerhalb als außerhalb des Lagers hatte sich die Anlage allmählich bedeutend verändert. Es war eine regelrechte Stadt im früheren Lager errichtet worden, die strengere militärische Ordnung der älteren Zeit war durchbrochen; selbst Frauen scheinen im Lager gewohnt zu haben. Die Umwandlung des stehenden Heeres in eine Grenzmiliz, die dauernde Detachierung größerer Teile der Legionen und die damit verbundene teilweise Entleerung des Lagers [illegible] wie die drohenden Einfälle der Barbaren werden einen großen [illegible] der Einwohnerschaft der Zivilstadt nach und nach in das Lager selbst geführt haben. Selbst Kindergräber sind im Lagerviertel konstatiert worden. Andererseits scheinen zunächst die Offizierswohnungen ganz oder teilweise hinaus verlegt worden zu sein und Magazinbauten dürften einen beträchtlichen Flächenraum in Anspruch genommen haben. Auch außerhalb des Lagers führte Platzmangel und eine zunächst als Gratifikation für einzelne Soldaten — anfangs vorübergehend, dann in dauernder Form — verstattete Nutznießung am Boden, wie eine interessante Inschrift bezeugt, zu einer intensiven Verwertung und Bebauung der Glacisgründe. Anscheinend ist später das ganze Glacis an mehreren Stellen bis nahe an das Lager ganz mit größeren Bauten bedeckt worden. Längs des Donauufers sind diese im Westen nur noch 180 Meter von der nächsten Lagermauer entfernt. Hier wurde 1902 ein großes Gebäude mit weiten Sälen aufgedeckt, in dem ein von dem Statthalter T. Pomponius Protomachus der Gerechtigkeit (Aequitas) gestifteter Altar gefunden wurde, dessen lateinische Widmung ein griechisches Epigramm wiederholt. Im Südwesten reicht ein großes, mit außerordentlich starken Mauern versehenes gewaltiges Bauwerk mit rechteckigem Grundriß, das erst an der Nordostseite — dort 219 Meter lang — 1902 vollständig aufgedeckt worden ist, bis auf 86 Meter an das Lager; von der Südfront stehen Bauten nur etwa 140 Meter ab; im Nordosten ist ein größerer Bau (Militärwerkstätte?) gar nur etwa 22 Meter von der Umfassungsmauer entfernt.

Der Grundriß des Lagers ist sehr unregelmäßig und weicht von der normalen Rechteckform bedeutend ab. Wie die Untersuchung ergeben hat, ist jedoch jede größere Abweichung von der natürlichen Bodenbeschaffenheit bedingt. Die Ost- und Westseite lehnen sich an Bodensenkungen an und verlaufen deshalb nicht gerade und nicht senkrecht zur Donaufront. Ebenso ist auch der Lauf der via principalis durch eine natürliche Bodensenkung bedingt; sie deckt sich fast mit der heutigen Landstraße von Preßburg und schneidet deshalb die Umfassungsmauer nicht senkrecht. Die Anlage der Dekumanseite ist hingegen nicht vom Terrain beeinflußt worden, der Graben ist vielmehr künstlich ausgehoben, die ganze Linie läuft parallel der via principalis, bildet demnach mit den Prinzipalseiten einen zum Teil spitzen, zum Teil stumpfen Winkel. Auch in der Umfassung der Prätentura sind Grabungen veranstaltet worden; dabei wurde ein Stück der Donaufront und ein Nordtor bloßgelegt. Auch hier war die Bodenbeschaffenheit von Einfluß. Außer dem weniger reichgegliederten Nordtor sind auch die beiden Sinistraltore (mit zwei Durchfahrten) und das Dekumantor in Resten erhalten.

Von den vielen Baulichkeiten, die durch die neuen Ausgrabungen bloßgelegt wurden, sind, außer den bereits erwähnten, am bemerkenswertesten das große Waffendepot, das Lebensmittelmagazin, die Bäckerei, die Töpferei und ein Raum, in dem man wegen der von Beschließern ausgehenden Widmungen ein Garnisonarrestlokal mit Recht vermutet hat. Erwähnt sei auch ein anderer Raum, den man wegen der Anlage und Funde (Altäre mit Widmung an Liber und Libera und eine Menge von Tonscherben) als Lagerkneipe angesprochen hat.

Von Einzelfunden seien hier die großen Waffenfunde besonders erwähnt, unter denen außer Teilen von Schildern, Helmen, Schwertern, Piken, Lanzen, Pfeilen, Dolchen und Panzern verschiedener Art, die jetzt ein wertvoller Schatz des neu erbauten und vor wenigen Monaten durch den Kaiser eröffneten Museums Carnuntinum bilden, besonders bemerkenswert die eine vollkommen gesicherte Rekonstruktion ermöglichenden Reste des Schienenpanzers sind, der bisher nur aus monumentalen Denkmälern bekannt war und dessen Realität vielfach bezweifelt worden ist. Von den gut erhaltenen Brotlaiben und den großen Mengen von sonstigen Lebensmitteln war bereits die Rede.

Im Jahre 1902 wurde auch mit den planmäßigen Grabungen auf dem Boden der Zivilstadt begonnen. Die Grabungen begannen im Vorterrain der linken Prinzipalseite. Aufgedeckt wurden die bereits oben erwähnten zwei großen Gebäude, das eine nächst der südlichen Lagerecke, das andere auf der „Petroneller Burg"; ferner wurden ein Rundtempel im „Petroneller Tiergarten" und zwei Gräber an der Gräberstraße Carnuntum-Scarabantia bloßgelegt.

Für die Limesforschung wichtig sind auch die Ergebnisse der Straßenforschung. Fünf Straßen, deren Reste in der Umgegend bloßgelegt wurden, liefen von Carnuntum aus, das damit zu einem wichtigen Knotenpunkt wurde. Es sind Reste von fünf Straßen aufgedeckt, von denen sich vier mit größter Wahrscheinlichkeit mit den im Itinerarium Antonini und in der Tabula Peutingeriana verzeichneten Straßen identifizieren lassen. Längs der einen Straße, die von Carnuntum über Ulmus nach Scarabantia führte, sind schon früher Gräber aufgedeckt worden; durch die neuerliche Untersuchung ist sie bestimmt als Gräberstraße erwiesen. Dadurch ist auch festgestellt worden, daß sich das vorvespasianische Lager an derselben Stelle wie das spätere befand. Der Lauf der Straße Carnuntum-Scarabantia wurde in drei Kampagnen näher festgestellt: sie lief bis zum Weiler [illegible] und dann über Höflein, wo ein Kastell aufgedeckt wurde, nach einem Flurteil, das „in Gaisbergen" heißt; eine Reihe von Straßentürmen ließen sich ermitteln, und zwar in einem mittleren Abstand von [illegible] Metern von Turm zu Turm. Die sogenannte „alte Straße", die von der erwähnten Kreuzung beim Schafflerhof nach

verläuft, erwies sich nicht als römisch, sondern als Ueberbleibsel einer von Hainburg nach Bruck führenden modernen Straße, die erst zu Beginn des XIX. Jahrhunderts aufgelassen wurde, jedoch nicht über einer älteren, römischen Straße erbaut worden ist. Die eigentliche Limesstraße ist die von Carnuntum nach Vindobona führende. Sie wurde bis jetzt an das Weichbild von Wien, bis zum Zentralfriedhof, verfolgt. Die genaue Untersuchung führte zur sicheren Feststellung der in den alten Straßenkarten an ihr verzeichneten Punkte Aequinoctium und villa Gai der Tabula; jenes ist mit Fischamend, dieses mit der in der Spezialkarte als Poigenau, im Volksmund „die Poigen" genannten buchtartigen Erweiterung des Uferrideaus der Donau identisch. Ala nova, das im Antoninianum in der Mitte zwischen Aequinoctium und Vindobona angesetzt wird, muß an der Stelle von Schwechat gelegen haben. An dieser Straße sind folgende Reste zutage getreten: bei Regelsbrunn Gebäudefundamente und ein großes Gehöft, in Regelsbrunn selbst ein Gebäude (Limesturm), im Rohrauer Walde Gebäudefundamente, ein Gebäude südwestlich von Kroatisch-Haslau, eine Gebäudegruppe westlich vom Ellender Hof (Limesturm) und im Ellender Weingarten. Besonders zahlreich sind die römischen Reste in Fischamend, doch spricht nichts für die Annahme eines Kastells daselbst; hingegen wurden mehrere Limestürme ermittelt, und zwar eine aus einem steinernen und einem hölzernen (den ersten am österreichischen Limes gefundenen) Turm bestehende Turmanlage auf dem Plateau östlich von der Fischa, ein Turm an dem westlich von der Fischa gelegenen. Außer diesen zwei Hauptstraßen wurden ferner zwei Neben-(Verbindungs-)Straßen nach aufgefundenen Gebäuderesten vermutungsweise angesetzt.

Auf die Fülle der Einzelfunde, namentlich die Inschriften, die von Eugen Bormann eingehend erläutert werden, kann hier ebensowenig wie auf Einzelheiten der Grabungen und auf strittige Fragen eingegangen werden. Zur Ausstattung der in Großquart vorliegenden Berichte sei nur noch erwähnt, daß eine Fülle von Abbildungen auf Tafeln und im Text zur Erläuterung dienen. Während die Textbilder nach Photographien manchmal zu wünschen übrig lassen, sind die nach Zeichnungen des Obersten von Groller hergestellten Abbildungen von Straßenkarten, Gebäuderesten, Aufrissen und Grundrissen von Gebäuden und Kleinfunden ungemein anschaulich. Ein Fortschritt ist in den letzten beiden Berichten auch insofern zu verzeichnen, als nunmehr die Mehrzahl der Abbildungen dem Text selbst beigefügt ist und nicht mehr auf Tafeln vereinigt wird; dies vereinfacht die Benützung erheblich, da die Abbildung meist unmittelbar neben dem Text steht, zu dem sie gehört.

So kann denn die Limesforschung, wenn sie auch aus den eingangs angeführten Gründen nur als Anfang einer großen Aktion, die über kurz oder lang ins Werk gesetzt werden muß, gelten kann, doch auf die Ergebnisse des ersten Jahrfünfts der Arbeit umsomehr mit Befriedigung zurückblicken, als gerade in ihnen der Ansporn zu größerer Arbeitsleistung mit reicheren Mitteln gelegen ist. Vom weiteren Verlaufe lassen sich noch reiche Aufschlüsse für die römische Altertumskunde im allgemeinen und die Geschichte der Römerherrschaft in Oesterreich im besonderen erhoffen.

Im weiteren Verlaufe sollen zunächst nicht nur Wien selbst, sondern auch die westlich von Wien gelegenen Punkte zunächst ausgelassen werden und die Arbeiten wieder an einem — wenn auch jüngeren und weniger bedeutenden — Legionslager einsetzen. Deshalb hat vor kurzem die Limeskommission ihre Tätigkeit auf Oberösterreich ausgedehnt, indem Oberst von Groller auch in dem bei Enns gelegenen Lager von Laureacum, dem Standlager der zweiten italischen Legion, die seit einigen Jahren vom Musealverein in Enns betriebenen und von manchem schönen Erfolg begleiteten Ausgrabungen in diesem Jahre leitete. Obwohl über diese Grabungen und ihre Ergebnisse noch kein authentischer Bericht erschienen ist, sei doch hier auf Grund eines auf den Mitteilungen Grollers fußenden Linzer Zeitungsberichtes („Tagespost" vom 17. Juni 1904) das Wesentlichste darüber mitgeteilt.

Der Lagergraben, der das ganze Lager wie ein Gürtel umgab, ist besonders in nächster Nähe der Ausgrabungsstätte in seiner ursprünglichen Form noch erhalten. Er bestand aus dem tiefen äußeren und einem zweiten, inneren Graben. Der innere Umfassungsgraben ist durchweg ausgefüllt und nicht mehr erkennbar. Von den Befestigungs- und Gebäudeanlagen ist fast weiter nichts als das unterste Kieselfundament vorhanden. Die übrigen Baumaterialien, insbesondere [illegible] zum Bau der Kirchenmauern und der anderen Bauten [illegible] verwendet. Es wurde noch ein ganzer Stock [illegible]

[illegible]

Nord- und an der Ostseite gelegenen Tore fallen in die das Lager durchschneidende Bahnlinie und sind beim Bahnbau zerstört worden. Das Tor an der Westseite müßte an der Kamptner-Villa am Bahnweg, jenes an der Südseite bei der Fritz-Villa am Teichweg gelegen haben. Kleinfunde wurden wenige gemacht; als der wertvollste gilt der bronzene Griff eines Standartenträgers, der in einen sehr hübsch geformten Hunde- oder Wolfskopf endigt.

Dr. S. Frankfurter.

Hermann Kurz.

Ein ganz eigenes Gesicht haben die Dichter aus dem Schwabenlande. Etwas Gemeinsames liegt in ihnen allen, ein verwandter Zug läßt sie leicht erkennen. Alle sind verwachsen mit dem Boden ihrer Heimat, allen hat die Heimat ihren Stempel aufgedrückt. Was das Typische am schwäbischen Dichter, das ist auch das Liebenswürdige an ihm. Eine starke, festwurzelnde Bodenliebe, die den Charakter friedlich macht, ein behaglicher Sinn für das Angenehme, Bequem-häusliche, ein kernehrlicher Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit und über alles ergießt sich fröhlich und froh der Sinn für das Heitere, ein strahlender Humor, nicht mit spitzem ironischen Lächeln, sondern mit breitem behaglichen Schmunzeln. Und gar große Männer hat dieses Ländchen mit seinen grünen Wäldern und einfachen Sitten in die Welt geschickt. Gerade um jene Zeit, als eine Dichtergemeinde von überfeinerter Empfindung, von hyperspiritueller Gesinnung und mystischer Empfindsamkeit in Deutschland wirkte, als die Romantik eine neue Welt zu schaffen meinte, eben um diese Zeit lebte in Schwaben eine Dichtergeneration, die man als „schwäbische Romantiker" zu bezeichnen pflegt. Und in diesem kleinen Worte „schwäbisch" liegt auch der gewaltige Unterschied dieser Richtung. Zwischen den Romantikern Tieck, den Brüdern Schlegel, Brentano und den Schwaben Uhland, Kerner, Mörike, Schwab liegt der saftige grüne Thüringerwald. Die prächtige Natur dieser Kernmenschen gab allem Fremdtönenden und Geheimnisvollwirkenden den gesunden Atem ihrer Heimat. Ein frischer Hauch von Waldesluft wehte einem draußen entgegen. Die Größe eines Uhland, eines Mörike ist wohl eine festbegründete, aber darüber hat man manchen Kleineren, immer noch Großen, vergessen. Und dazu gehört Hermann Kurz.*)

Wenn man die Reliefbüste des Dichters, die von dessen Sohn Erwin Kurz modelliert ist, betrachtet, so kann man aus den Zügen das ganze Leben und Schaffen dieses Mannes lesen. An eine hohe, breite Stirne schließt sich eine edel geformte Nase, ein grauer, ehrwürdiger Bart umgibt Mund und Lippe. Langes Haar, bis an den Nacken herabfallend, gibt dem Kopfe etwas patriarchalisch Würdiges. Das Schönste aber sind die hellen, klaren Augen von ernster Güte und schelmhafter Laune.

Wir wollen Kurz in keine bestimmte Literaturrichtung einschalten, das hieße ihn, der ewig nach Freiheit und Unabhängigkeit strebte, Fesseln anlegen. Der Zeit nach ist er wohl ein Ausläufer der schwäbischen Romantik, der Art aber nach ein freier Erzähler, der keine anderen Grundsätze und Dogmen kannte als sein reiches, fröhliches Innere, aus dem er unermüdlich schöpfte, wie aus einem nie versiegenden Born. Immer blieb Kurz der große, hoffende Mensch, der freudige Künstler, den das Leben mit seiner Härte und Bitterkeit nicht beugen konnte. Und die Not ist bei ihm nicht karg gewesen. Es liegt eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Lebenslaufe unseres Dichters mit dem des größten Schwaben — mit Schiller. Beiden ist der unermüdliche Trieb nach Freiheit, das Streben nach selbstgewählter Betätigung, das Abwerfen jedes hindernden Zwanges eigen gewesen. So mußten denn beide einen Dornenweg wandeln.

Aehnlich wie Schiller gab auch Kurz eine feste Lebensstellung auf, um ganz und ungehindert seiner Muse leben zu können, und auch wie Schiller ward er erst in seinen letzten Jahren frei von Not und Sorgen. Wie die meisten Schwaben, war Kurz für die geistliche Laufbahn bestimmt worden, aber nachdem er ein halbes Jahr Vikar gewesen, legte er sein Amt nieder, um als freier Schriftsteller zu wirken. Und damit hatte er den schwersten, sorgenvollsten Beruf erwählt. Deutschland elitte damals wenig seine „freien Schriftsteller", und daß Kurz nicht zugrunde gegangen ist, wie sein Landsmann Schubart, oder verbittert ward, wie es ja Schiller wurde, das zeigt, welch große und welch kräftig glückliche Natur er besaß:

„Der Dichter ein Apostel ist,
Des Sendung nur er selbst ermißt.
Er trägt sein Evangelium
Getrost in dieser Welt herum.
Mit seiner Fiedel voll Ernst und Scherz
Pocht er an jedes offene Herz."

Deshalb taugte für Kurz nicht das beschauliche Leben eines Landpfarrers. Deshalb aber wurde er auch nicht zum Misanthropen, sondern [illegible] Menschen. Nicht als Lyriker darf Kurz [illegible] werden, sondern als Erzähler und Humorist. Als Erzähler von [illegible] und Korn mit der behaglichen Breite und dem [illegible] Humor von [illegible] vielmehr besaß er einen

*) [illegible] herausgegeben von Fischer. Verlag Max

hell auflachenden, alles ansteckenden Witz. Ohne derb zu werden, ist er immer treffend und schlagend, niemals sarkastisch und zynisch, immer liebenswürdig und gut. Eine verfeinerte Gemütlichkeit liegt in dieser Art von Humor. So weltklug Kurz eigentlich als Dichter war, denn bei dieser neutralen, freundlichen Art konnte ihm niemand gram sein, so weltfremd war er im wirklichen Leben. Niemals hat er es verstanden, sich Geltung zu verschaffen, sich in Szene zu setzen oder sich materielle Vorteile zu sichern.

Einige jugendliche Versuche abgerechnet, begann Kurz als Novellist. In den Erzählungen „Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie“ und „Wie der Großvater die Großmutter nahm“ gibt er lose Blätter aus der Geschichte seiner Familie und eine schalkhaft frohe Schilderung seiner Jugendzeit. Er führt uns zurück in die Zeit seines Großvaters, eines angesehenen Glockengießers, läßt in fröhlicher Schilderung eine steife, aber gemütvolle Epoche vor uns erstehen, die er mit ihm nahestehenden Menschen lebhaft bevölkert. Aber der ganze Kurz mit seinem unendlich lieben Humor lebt sich in jenem Teile der Erzählung aus, in dem er von seinen Jugendjahren spricht. Die Abenteuer des kleinen Dreikäsehoch sind mit einer Unmittelbarkeit und Schalkhaftigkeit geschildert, die ihresgleichen sucht. Es ist eine hübsche Familienchronik vom Urgroßvater bis auf den Enkel. Leider hat Kurz sein Leben schriftlich nicht weit über die Kinderjahre hinaus verfolgt. Die harte Schule des Lebens hat ihn die losen Tagebuchblätter vergessen gemacht. Neben diesen Familiengeschichten finden wir eine Reihe von Erzählungen, in denen sich Kurz' Meisterschaft bewährt. Gar mannigfaltig sind die Stoffe. Von der heiteren kleinen Schnurre, an der Wirtshaustafel erzählt, bis zur stoffreichen Handlung aus fernem Orient. Aber nur selten verläßt Kurz den heimatlichen Boden. Am liebsten sind ihm die Erzählungen, wo man so recht wohlgemut den Schalk zeigen, wo man über die anderen lachen kann, aber so lieb und harmlos, daß die anderen selbst mitlachen müssen. Alle diese Geschichtchen sind frei von Manierismus, anspruchslos erzählt, wie sie auch wünschen, anspruchslos aufgenommen zu werden. Man muß sich Kurz ohne jede Spitzfindigkeit nähern, ohne Klügelei und Berechnung, dann wird er einem Vergnügen und Lust schaffen. „Das gepaarte Heiratsgesuch“, „Den Galgen, sagt das Fidele“, „St. Urbans Krug“, „Der Feudalbauer“, sie werden alle jene erfreuen, die sie zu lesen verstehen. Die reifsten und schönsten Novellen von Kurz sind aber „Das Wirtshaus gegenüber“ und „Die beiden Tubus“. In der einen schildert Kurz ein mutwilliges freudiges Studentenleben auf hochentwickelter ästhetischer Grundlage und singt gleichzeitig ein begeistertes Lob seinem Freunde Mörike. Der von erquickendstem Humor durchstrahlten Erzählung „Die beiden Tubus“ liegt eine Reminiszenz aus seiner Jugendzeit, da er das Landexamen bestand, zugrunde. Wie trefflich sind die beiden Pfarrer A... berg und Y... berg geschildert, die per Fernrohr eine intime Freundschaft angeknüpft haben, aber bei persönlicher Näherung recht wenig Geschmack an einander finden. Dafür aber schließen die Söhne dieser beiden heterogenen Elemente, selbst recht verschieden geartet, ein unzertrennliches Bündnis. Wie köstlich ist das Treiben der vielen Landpfarrer glossiert, die mit Beben ihre Sprößlinge erwarten, um das schicksalsschwere „Durchgekommen“ oder „Durchgefallen“ zu vernehmen. Heyse, der ein treuer Freund dem Dichter war, hat diese Erzählung in seinen Novellenschatz aufgenommen und ihr auch den jetzigen Titel gegeben. Neben diesen kleinen Erzählungen stehen die Hauptwerke Kurz', die beiden Romane „Schillers Heimatjahre“ und „Der Sonnenwirt“. Nur auf Wunsch des Verlegers hat Kurz den Titel „Heinrich Roller“ in „Schillers Heimatjahre“ geändert. Dadurch kann man aber leicht gegen den Roman voreingenommen werden. Nicht Schiller, sondern Heinrich Roller ist der Held des Romanes. Roller ist zwar eine frei erfundene Person, aber von durchaus treuer Charakteristik. In diesem Buche zeigt sich Kurz noch so recht als Sohn der Romantik. Ein reichbewegtes buntes Leben wird Roller zuteil, und die alten romantischen Motive, wie Entführungen, Wiederauftreten verschollener Personen, geheimnisvolles Verschwinden, irreführende Verkleidungen und zuletzt bizarres Räuber- und Zigeunerleben, all das wird in diesem Romane wieder lebendig. Aber seine Romantik ist keine mystisch unverständliche, sondern eben eine, wie sie das Leben bringt und das Leben löst. Aber neben der Schilderung des verzweigten Lebenslaufes des jungen Roller finden wir eine starke Vertiefung in einzelne Charaktere, wie auch die Entwicklung eines großen kulturgeschichtlichen Bildes. Das Schwaben jener Zeit wird wieder lebendig in prächtiger, aber treuer und unparteiischer Schilderung. Mit derselben Unparteilichkeit nähert sich auch Kurz dem Herzog Karl, General Rieger, Schubart und auch dem jugendlichen Schiller.

Was Kurz von seinem „Sonnenwirt“ sagt: „Meine Erzählung ist keine bloß tatsächliche; sie ist Dichtung, aber innerhalb gegebener geschichtlicher Grenzen“, das gilt auch von diesem Roman. Es fehlt ihm jede schnüffelnde Hysterik, wie auch jede aufdringliche Charaktermalerei, wie sie zumeist Büchern, die bedeutende Dichter zum Mittelpunkt wählen, eigen ist. Kurz will nicht Schiller zum Helden machen, sondern nur das Milieu und die Zeit, in der Schiller lebte, und deshalb erzählt er von ihm nur so viel als zu diesem Zwecke notwendig ist. Ungemein humorvoll sind die Schilderungen aus der Karlsschule, ohne jede Gehässigkeit, nur vom Standpunkte des humorvollen Beobachters. Der Roman hat erst recht spät — und vielleicht noch immer nicht ganz — die Anerkennung gefunden, die er verdient.

Wie „Schillers Heimatjahre“, so ist auch der Roman „Der Sonnenwirt“ aus den Sagen und dem Motivenkreis seiner Heimat entnommen. Die Geschichte des Räubers Friedrich Schwahn hat bereits Abel, Professor der Philosophie an der Karlsschule, zum Thema einer psychologischen Untersuchung gewählt. Bei diesen Vorlesungen ist dem aufhorchenden Schiller der Plan zu seiner Erzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“, zuerst in der „Thalia“ erschienen, gereift. Der Stoff war also schon in Schwaben geradezu traditionell geworden, als ihn Kurz von neuem aufgriff. Er macht daraus ein bis ins kleinste ausgeführtes psychologisches Gemälde. Er zeigt, wie ein harmloser, gutmütiger Mensch durch widrige Verhältnisse und Umstände auf die Verbrecherlaufbahn getrieben und unrettbar verloren geht. Wieso ist Schwahn zum Verbrecher geworden? Diese Frage beantwortet Kurz erschöpfend, ohne aber deshalb aus dem Rahmen eines Romans zu fallen, mit Ausnahme eines einzigen Kapitels, in welchem er über das Gerichtswesen seiner Zeit raisonniert. Der Verbrecher Schwahn wird nicht zum Helden glorifiziert, der in uns Mitleid und Sympathie erwecken soll, sondern Kurz macht ihn zum denkenden, fühlenden und leidenden Menschen. Darum schließt auch der Roman nicht mit völliger Trostlosigkeit, sondern mit einem Hoffnungsblick. Als Schwahn zur Richtstätte geführt wird, ruft ihn ein Freund an: „O, wo 'naus, Frieder, wo 'naus?“ „Dem Himmel zu!“ antwortet er mit heller Kommandostimme, die bei so manchem Einbruch erschollen war.“ Neben dem Psychologen Kurz ragt im „Sonnenwirt“ der Bauernschilderer hervor. Angeregt durch Immermann, sowie seinen Landsmann Berthold Auerbach, hat sich Kurz der Dorfgeschichte mehr genähert. Aber welch bedeutender Unterschied zwischen den hohlen und lügenhaften Bauern Auerbachs und den schlichten, wahren Gestalten Kurz'! Kurz hat sich niemals fremden Anregungen verschlossen. So hat er von der Erzählungskunst Hauffs und Walter Scotts manches gelernt. Am begeistertsten näherte er sich Shakespeare, und da wird sein Humor manch segensreiche Anregung gefunden haben. Aber seine letzte Instanz blieb immer er selbst. Er war eine Persönlichkeit, ein starker Charakter, der sich in seinen Werken immer widerspiegelt. Ein unendlich reiches und fruchtbares Leben hat Kurz geführt. Auf allen Gebieten war er mit Erfolg tätig. Aber nicht vom Gelehrten Kurz wollte ich sprechen, sondern nur vom Dichter. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind, wie es ja in der Zeit liegt, überholt worden, aber als Dichter, als großer Erzähler und fröhlicher Humorist bleibt er bestehen, denn er hat nicht von anderen geborgt, sondern aus sich selbst geschöpft.

Dr. Max Glaß.

Dichterinnen.

Auf dem Gebiete des Romans beherrschen die Frauen heute ohne Streit das Feld. Nicht, daß sie hier die künstlerisch am meisten Vermögenden wären — o nein: die am reichsten angelegten und, was Reife der Anschauung und Tiefe des seelenkündenden Blickes anlangt, hervorragendsten Romane werden Gott sei dank doch noch immer von Männern geschrieben. Aber die Frauen haben das weitaus größere Publikum für sich. Ihre Bücher werden am meisten gelesen, sie sind am weitesten verbreitet. Sie wissen den Instinkten des Publikums mit größerem Geschick entgegenzukommen, ihre Bücher sind unterhaltsamer, sie „lesen sich leichter“ als die der Männer. In der Lyrik hat die Frau noch nie das Feld beherrscht, ebensowenig wie im Drama. Ihre Anlage ist durchaus epischer, fabulierender Natur. Aber fast will es uns scheinen, daß sie heute auch auf dem Felde der Lyrik eine größere Bedeutung anzunehmen anfängt. Die gelesensten Versbücher in Deutschland sind heute vielleicht die der Anna Ritter. Die Gedichte der Johanna Ambrosius haben eine große Anzahl von Auflagen erlebt. Marie Madeleines mondänes lyrisches Zeug beschäftigt viele und hat eine ganze Kette von kunstlosen weiblichen Stammeleien schmutziger Art nach sich gezogen, von denen hier nicht gesprochen werden soll. Die Verse der Thekla Lingen sind in zweiter Auflage erschienen, und andere junge Talente treten auf den Plan.

Diese Symptome sind doch nicht unwichtig und geben zu denken. Ueberall entspinnt sich der Kampf zwischen Mann und Weib. Und das Weib ist deshalb so leicht im Vorteil, weil es vor dem Manne die große Gabe vorausbesitzt, sich leichter anzupassen, sich leichter einzufühlen, geschickter mit dem Strom zu schwimmen. Sie weiß oft mit erstaunlichem Geschick den Ton zum Schwingen zu bringen, der in der [illegible] liegt, den alle wünschen, ohne daß man ihn recht zu nennen weiß, und der, wenn er dann plötzlich erklingt, wie eine Befreiung wirkt. Und alle sagen: seltsam, daß keiner früher darauf kam....

Unter den Frauen, die in den letzten Jahren mit lyrischen Büchern hervorgetreten sind, scheinen mir Agnes Miegel, Margarete Susman und Hedwig Lachmann die meiste Beachtung zu verdienen. Sie sind alle drei ziemlich verschieden voneinander. Am selbständigsten und dichterisch am meisten geklärt scheint mir Margarete Susman zu sein. Hedwig Lachmann ist die schwerblütigste, dumpfeste, übrigens in ihren Uebersetzungen aus dem Englischen von keiner anderen Frau erreicht. Agnes Miegel ist die einfachste, am ehesten auf weitere Kreise wirkend. Offenbarungen übrigens hat keine von den dreien gegeben.

Agnes Miegel ist eine junge Norddeutsche, aus Königsberg, wenn wir nicht irren. Ihre „Gedichte“ sind bei [illegible]

schienen und füllen einen handlichen, hübschen Band von nicht viel mehr als hundert Seiten. Sie ist die richtige Norddeutsche. Ihre Diktion ist von Natur aus eine ziemlich schwerflüssige, erst durch Einflüsse von verschiedenen Seiten her ist sie wenigstens hier und da leichter und eleganter geworden. Es fragt sich, ob zum Vorteil ihrer jungen Persönlichkeit. Karl Busse hat auf sie gewirkt, besonders da, wo sie sommerliche und überhaupt spezifisch landschaftliche Stimmungen zu erwecken sucht. Auch die so überschätzte Anna Ritter ist von einiger Bedeutung für sie geworden. Dann Storm und das Volkslied. Am nachhaltigsten ist wohl der Einfluß Busses gewesen, aber eben, wie wir sagten, doch nur auf einem engeren Gebiet. Am liebsten ist Agnes Miegel mir da, wo sie ganz sie selber ist. Hier haben ihre Verse etwas von dem stumpfen Glanz der Perlen. Dieses Mädchen ist ein Geschöpf mit ernsten, strengen Mienen, und im Herzen trägt sie eine große Leidenschaft. Dem Humor steht sie ganz fern. Sie hat fünffüßige Jamben von kühler marmorner Schönheit geschrieben, wie in dem vortrefflichen Gedicht „An Ischtaroth“. Nicht selten überraschen die Sicherheit im Ausdruck und die Kühnheit der Bilder. Sie hat manche Lieblingsworte wie „Weihrauch“, „Gürtelspange“, „Kupfertüren“, „Marmortempel“, die den Kreis ihrer Anschauungen gut kennzeichnen. Auch liebt sie es, griechische Namen zu applizieren. Biblische Stoffe ziehen sie in bedeutsamer Weise an; sie läßt Jesus der Aphrodite gegenübertreten und schenkt dem Geschick der Maria von Magdala ein schönes Gedicht. Dem lieblichen Hirtenmädchen Abisag von Sunem, das dem greisen König David Tag für Tag seine Lieder spielen muß, legt sie eine Klage an sein Schicksal in den Mund und das Geständnis seiner Liebe zu Davids goldhaarigem Sohne Adonia. Dann hat sie eine Anzahl Balladen geschrieben, meist historischen Inhaltes und die Geschicke großer Frauen behandelt. Sie sind gut erzählt, aber nicht ihr Bestes. Ihre Zukunft wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, auf rein lyrischem Gebiete liegen, und zwar da, wo es einen Zug zum Erhabenen und Leidenschaftlichen annimmt. Sie besitzt ein echtes, schwerschreitendes Pathos, das ihrer Art vortrefflich zustatten kommt. Zu den besten Gedichten ihres Buches gehören die an einen ungetreuen Geliebten. Das kürzeste von ihnen sei hier wiedergegeben:

Mädchengebet.

Ich bitte dich, Herrgott, durch Christi Blut,
Bewahr mir meinen lieben Liebsten gut!

Ich bitte dich, Herrgott, aus Herzensgrund,
Daß mich mein Liebster küßt auf meinen roten Mund!

Kniefällig bitt' ich dich, bei meiner Seligkeit:
Gib, daß er stirbt, wenn er ein' andre freit.

Margarete Susman hat in ihrem Gedichtbuch „Mein Land“, das bei Schuster und Loeffler, Berlin, erschien, ruhig und vornehm klingende Rhythmen vereinigt, über denen schon eine auffallende Reife liegt. Man findet in diesem Buch kaum einen Verstoß gegen die Form, alles ist sorgsam abgeschliffen und fließt dahin, wie ein Fluß in niedrigen Ufern und breitem Bett. Kein Aufruhr der Seele und keine überschwellende Sehnsucht, sondern ein mildes, schmerzliches Verstehen, ein einsames, betrachtendes Wandern im rötlichen Abendlicht. Die Dichterin fühlt sich dem größeren Leopardi verwandt und hat einen Zyklus Gedichte an den Italiener gerichtet, aus denen uns überraschend weihevolle Töne entgegenrauschen. Diese Vision hat sie:

Ich mein', ich stehe Hand in Hand mit dir
An einem großen Strom im tiefen Dunkel —
Von fern ein wundersamer Rosenduft
Und ein verirrtes, helles Kinderlachen,
So süße Boten der Vergänglichkeit.
„Das ist für jene“ sagt dein weher Blick,
„Komm du mit mir! Wir gehen in die Nacht.
Doch frage nicht nach ihren Sternen mehr —
Du weißt, es gibt auch sternenlose Nächte.“
Ich aber neige stumm mein Haupt vor dir,
Mein wahreres, mein größeres Ebenbild —
Der Duft verweht — das leise Kinderlachen
Verklingt von fern — und Hand in Hand mit dir
Geh' ich ins Dunkel.

Die besten Sachen der Susman sind in reimlosen fünffüßigen Jamben geschrieben, jenem Maß, das, von der Tragödie kommend, in unserer Lyrik sich immer lebhafter einzubürgern scheint; Liliencron hat nicht wenigen seiner prachtvollen Gedichte dieses Gewand gegeben, und Hartleben und Hofmannsthal wenden es mit Vorliebe an. Es ist ein Maß, das leicht [illegible] werden kann, das immer eine gewisse [illegible] und eine [illegible] Strenge nach außen hin wahrt. [illegible] Gedicht der Susman sei noch angeführt, das sie diesem [illegible] verdankt:

Ich liebe unter allen die am meisten,
Die unsichtbare Kronen tragen.
Wohl lieb' ich auch die heitern jungen Häupter,
Um deren Locken Rosenkränze liegen.
[illegible]
[illegible]
Doch lieb' ich unter allen die am meisten
[illegible]
Und unsichtbare Kronen tragen.

Neben ihren ruhig-getragenen, kunstvoll hingefügten Zeilen hat diese Frau eigentümlicherweise einige Lieder gedichtet, die primitive volksliederartige Klänge in der schönsten Weise heraufbeschwören. Es mutet ganz seltsam an, solche liedhafte Strophen zwischen den von einem strengen und sehr persönlichen künstlerischen Gefühl für die reine Form beherrschten Gedichten zu finden. Das schönste dieser kleinen Lieder und für mich eines der reizendsten Gedichte der Susman überhaupt ist dieses:

Im Feld ein Mädchen singt —
Vielleicht ist ihr Liebster gestorben,
Vielleicht ist ihr Glück verdorben,
Daß ihr Lied so traurig klingt.

Das Abendrot verglüht —
Die Weiden steh'n und schweigen —
Und immer noch so eigen
Tönt fern das traurige Lied. —

Der letzte Ton verklingt. —
Ich möchte zu ihr gehen.
Wir müßten uns wohl verstehen,
Da sie so traurig singt.

Von derartigen, zum Singen geradezu einladenden Versen findet sich in dem lyrischen Gedichtwerk der Hedwig Lachmann „Im Bilde“ (Verlag von Schuster und Loeffler in Berlin) nicht einer. Die Lachmann verdankt ihre Strophengebilde nicht so sehr den alten lyrischen Gefühlen als vielmehr einer schwermütigen Reflexion. Bemerkenswert ist, daß sie zur Landschaft so gut wie gar keine Beziehungen hat; es ist ganz selten, daß uns ein Bild der Natur entgegentritt, und geschieht es wirklich einmal, so wird es nur angedeutet und huscht schnell vorüber. Ihre Lyrik ist, im Gegensatz zu der allgemeinen Neigung unserer Zeit, gar nicht malerisch; dafür ist sie reich an Symbolen, an dunkeln Ahnungen, an Beziehungen zwischen dem Leben in uns und um uns. Die Diktion ist ziemlich schwerflüssig und rhythmisch nicht selten an Dehmel geschult; doch ist sie nicht so eigenwillig und streng wie bei Dehmel. Als eine Probe dieser grauen Gedichte sei „Unterwegs“ angeführt:

Ich wandre in der großen Stadt. Ein trüber
Herbstnebelschleier flattert um die Zinnen,
Das Tagwerk schwirrt und braust vor meinen Sinnen,
Und tausend Menschen geh'n an mir vorüber.

Ich kenn' sie nicht. Wer sind die Vielen? Tragen
Sie in der Brust ein Los wie mein's? Und blutet
Ihr Herz vielleicht, von mir so unvermutet,
Als ihnen fremd ist meines Herzens Schlagen?

Der Nebel tropft. Wir alle wandern, wandern.
Von dir zu mir erhellt kein Blitz die Tiefen.
Und wenn wir uns das Wort entgegenriefen —
Es stirbt im Wind und keiner weiß vom andern.

Ein froher Ton ist kaum in den Dichtungen dieser Frau zu vernehmen. Die Schleier der Melancholie ziehen sich um uns zusammen. Wenn man durch dieses wertvolle Buch hindurchgeht, so ist einem, man wandere einen einsamen Weg über ein kahles Feld im Herbste. Die zweite Hälfte des Buches wird von Nachdichtungen eingenommen. Rossetti, Verlaine, Swinburne und Poe sind es, um die sich die Dichterin liebevoll bemüht, und es ist eine Freude, zu sehen, wie sie diesen wesensverwandten Naturen gerecht geworden ist. Diese Uebertragungen sind „Nachdichtungen“ im guten Sinne, denn sie wissen etwas von der Atmosphäre heraufzubeschwören, die die Originale umgibt. Meisterlich sind die Sonette von Rossetti und einige Sachen von Swinburne gelungen.

Berlin. **Hans Bethge.**

Bücher.

Achim v. Arnim: Isabella von Aegypten. Kaiser Karls V. erste Jugendliebe. Im Inselverlag. Leipzig 1903.

Diesen liebenswürdigen Romantiker ins Gedächtnis des heutigen Publikums, das ja starke romantische Neigungen mitmacht, zurückzurufen, ist löblich. Besonders diese Novelle — vielleicht Arnims beste Schöpfung — ist voll von einer rührenden, anmutigen Herzenseinfalt und ganz natürlichen Grazie. Wie reizend hebt sich der Zigeunerprinzessin liebliche Gestalt von dem dunklen und wirren Hintergrunde der Zeit und Wunder ab, wie reich quillt diese barocke und doch urvolkstümliche Erfindung, so daß jeder Einfall einem neuen die Hand reicht und die ganze Erzählung in all ihrem reichen Ton wie ein Reigen im ungewissen Glanz einer [illegible] flimmernd auf und abklingt. Freilich bleibt in dem [illegible] Ton ein [illegible] Starrheit, Kälte und Trockenheit, als habe der Dichter nicht die volle Freiheit und Freudigkeit des Erzählens besessen, mit welcher ein [illegible], [illegible] und sicherer Humor sonst einen [illegible] Stoff [illegible] und ausbreitet. Aber man darf eben bei [illegible] kunstvoll zusammengedrängten, [illegible] nicht an die [illegible] Kunstblüte denken, die etwa [illegible] und auch nicht an einen heitern, gelassenen [illegible] durchleuchteten Stil.

Aber wie es nun dasteht, ist dies kleine Ding eine reizende Verkörperung deutscher Fabelerfindung und deutscher Empfindung für den Reiz und das Abenteuer fremder Menschen, Zeiten und Anschauungen. Bei aller Schätzung des Dichters braucht man darum wohl nicht andere Romantiker von größerer Einbildungskraft und dunklerem Reiz und Temperament herabzusetzen, wie es Paul Ernst in der Vorrede tut, welche mit einer Subjektivität, die ja dem Dichter wohl ansteht, aber kaum dem Kritiker, in ein, zwei Sätzen Dichter, wie E. Th. A. Hoffmann und E. A. Poe, abtut. Das ist eine schlimme Gewohnheit von Herausgebern und Vorreden, immer gerade ihren momentanen Gegenstand für den allein giltigen und herrlichen zu halten und ihm zuliebe gleich ein paar mächtige Bäume zu fällen, die etwa die Aussicht auf ein anmutiges, zartes Stämmchen hindern. Im Wald der Natur und Kunst wächst Zartes und Wildes und alles Geschaffene ruhevoll und wohl auch verträglich neben- und ineinander. Und gerade die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen macht das rätselhafte und reizvolle der Natur und der Menschenwelt aus. Warum sollten wir etwa Herrn Paul Ernst mit einem Satz abtun, weil am Ende irgend ein anderer Dichter größer ist, als er? **Otto Stoeßl.**

Bernhard Shaw: Der Schlachtenlenker. Komödie in einem Aufzug. S. Fischer, Berlin 1904.

Shaw gehört zu den geistvollsten, anmutigsten und eigenartigsten Dramatikern. Wie er wahrhafte Größe immer auf wahrhafte Menschlichkeit zurückführt, jede Pose und heroische Machtgeberde durch die natürlichste Ironie, durch tiefste Selbsterkenntnis und lächelnd lauernden Skeptizismus immer wieder auflöst oder vielmehr eigentlich vertieft, das gehört zu den feinsten Kunstmitteln eines Dramas, welches nur von einem freien Geiste und von einem neuen Menschen geschaffen werden konnte. Man darf sagen, daß Nietzsche, der an solchen Scherzen und an solcher Art freien Geistes, an Abbé Galiani, an Champfort, an Sterne sich nicht sattfreuen konnte, auf Shaw stolz gewesen wäre, als auf einen „guten Tänzer," die zu seinen philosophischen Hoffnungen gehörten. Unter Shaws Stücken dürfte dies kleine, eine napoleonische Episode — natürlich eine völlig frei erfundene — behandelnde vielleicht das Reizendste sein. Es stellt das Problem: der Held, seiner menschlichen Schwachheit bewußt, wird eben durch das Heldentum seiner Bewußtheit Herr über seine Schwäche und darum Held. Das ganze Geschehen, immer neben den blitzendsten Worten dieses freien Geistes, aber neben Worten, deren jedes das gewaltige Relief des darzustellenden Charakters Napoleons erhöht, geht wie in einem Atemzuge vor sich, kaum begonnen, ist es auch schon vergangen und durch diese natürliche Schnelligkeit, die dennoch die ganze Frucht einer reizenden Stunde pflückt, macht es den tiefsten Eindruck von Leben und Wahrheit, denn alles intensive Leben ist Same von Augenblicken. Das Stück wurde in Berlin gespielt und nicht verstanden. Bei den Wiener Theaterverhältnissen muß man hoffen, es werde verstanden und nicht gespielt werden.

— u —

Revue der Revuen.

„Der Kunstwart." Unter dem Titel „Die Wahrheit ist heiter" veröffentlicht Hanns v. Gumppenberg folgende Glosse: Erlebtes Leid, erlittene Unbill nicht vergessen zu können, ist krankhaft; denn alles Negative gehört dem Tod, und der Gesunde hält sich immer ans Leben. Darum ist es kein Zeichen von Charakterlosigkeit oder Herzenshärte, sondern nur von Gesundheit, wenn einer vergißt, was ihn irgend bedrückte, und seines Lebens wieder ganz froh wird. Täuschung und Lüge wie der Tod selbst ist alles Verneinende und Quälende, das uns zu schaffen macht. Jeder Tenttätige weiß es: die Wahrheit ist heiter. Und darum wollen wir niemals der Heiterkeit uns schämen, wann immer sie uns in ihre mütterlichen Arme nimmt. Denn dem Leben und der Wahrheit gehören wir, nicht dem Tod und der Lüge.

„Atlantic Monthly". H. D. Sedgwick schreibt über den Besuch einer modernen Kunstausstellung in New-York und knüpft daran die Betrachtungen, die er bei diesem Anlaß über den amerikanischen Typus der Gegenwart angestellt. Vergleicht man die Porträts von Sargent und anderen Modernen mit denen von Romney und Reynolds, so fragt man sich besorgt, wo denn der schöne, kräftige britische Menschenschlag hingekommen, den man vor hundert Jahren in Massachusetts und Virginia antraf. Die Frauen hatten damals etwas Gerades, Ehrliches, Gesundes, etwas von der natürlichen Grazie der Blume. Sie blickten sanft und lieblich und mit einer ruhigen Würde in die Welt. In einem gesunden, ruhigen Körper wohnte eine friedliche Seele. Heute dagegen ist der Körper der Amerikanerin zu gebrechlich für ein kräftiges animalisches Leben, zu zart für die Mutterschaft und hat etwas Provisorisches an sich, als wäre das Leben nur etwas Flüchtiges, Vorübergehendes. Mit dem eigenen Kind hat die Amerikanerin nicht mehr Zusammenhang als das wilde Tier; er ist ein rein physischer. Was die Männer betrifft, so beweist ihr Aussehen, daß alle höheren geistigen Qualitäten bei Seite gesetzt wurden, vermutlich, weil sie sich nicht entsprechend erwiesen zur Erreichung der praktischen Erfolge, welche das einzige Ziel der modernen Generation bilden. An ihrer Stelle gelangten jedoch neue, gesunde, kraftvolle Eigenschaften zur Entwicklung.

Johann Burgstallers photographischer Apparat.

Von Karl Hans Strobl.

Am Morgen des ersten Jänner 1902 bekam mein Freund, der Postassistent Johann Burgstaller, ein umfangreiches und schweres Paket. Der Amtsdiener brachte es aus der Paketpostabteilung herauf und legte es vor Burgstaller auf den Tisch. Dabei nickte er dem Unterfaß um, denn er war aus Anlaß des Neujahrsfestes sehr angetrunken, und sagte: „Profit, Kindstauf'... Ein Neujahrsgeschenk!"

Johann Burgstaller war etwas erstaunt. Er erinnerte sich nicht, etwas bestellt zu haben. Sollte ihm irgend ein Buchhandlungsreisender hinterrücks Meyers Konversationslexikon, Weltall und Menschheit, Bilz' Naturheilkunde oder Brehms Tierleben angehängt haben? Die Firma? Das war ja, so viel er wußte, eine Fabrik photographischer Apparate. Sollte er das Paket annehmen? Ach was, man mußte eben sehen. Und mit den geschickten Griffen des Postmannes löste er die Umhüllung ab. Ein wunderbarer, nagelneuer photographischer Apparat besten Systems; ein Objektiv, klar wie ein Auge, ein Sucher, scharf wie... na, wie der Herr Oberpostrat. Höchste Eleganz und Solidität des Baues. Ein zusammenlegbares, sinnreich konstruiertes Stativ und außerdem noch hundert Platten.

Johann Burgstaller hatte sich schon immer einen guten photographischen Apparat gewünscht. Es war ihm einer jener Wünsche, die uns wie eine Sehnsucht nach unserer Bestimmung von Kindheit an begleiten. Nun lag ein prächtiger Apparat vor ihm und ließ seine Metallbestandteile in der Wintersonne erglänzen. Aber das war doch, so gerne Burgstaller an ein Wunder geglaubt hätte, offenbar ein Irrtum.

Er schrieb an Reiter & Sorgenstuhl in Wien und bat um Aufklärung. Reiter & Sorgenstuhl antworteten, daß die Sache ihre Richtigkeit habe. Der Apparat sei für Herrn Johann Burgstaller bestellt und bezahlt worden. Aber mein Freund gab sich nicht zufrieden. Er war ein seelenguter Mensch und ein weiches Gemüt; er hätte dem edlen Spender gerne gedankt. Und er erkundigte sich nochmals, ob man nicht wisse, wer den Apparat bestellt und ob sich der Besteller nicht genannt habe. Darüber konnten Reiter & Sorgenstuhl keine Auskunft geben... Das Geschäft war ja so groß, daß man es unmöglich übersehen konnte. Einer der Angestellten glaubte sich undeutlich eines ungeheuer großen, hageren Herrn mit blassem Gesicht zu entsinnen. Aber das war natürlich nur eine recht vage Vermutung.

Darauf kam Johann Burgstaller zu mir, erzählte mir sein Abenteuer und fragte mich, ob nicht ich ihn mit diesem Geschenk überrascht habe. Ich lachte ihn aus, riet ihm aber, den Apparat mit Dankbarkeit gegen den unbekannten Spender zu behalten. Nachdem mein Freund noch einige Tage lang bei seinen Bekannten vergebens Umfrage gehalten hatte, gab er sich endlich zufrieden. Oder vielmehr er gab sich nicht zufrieden; denn daß ihm die Herkunft seines Apparats im Dunkeln blieb, war seinem dankbaren Herzen ein Stachel.

Ich sah meinen Freund nach diesem Besuche mehrere Wochen lang nicht. Von einem Amtskollegen Burgstallers erfuhr ich, daß er eifrig mit Photographieren beschäftigt sei und seine ganze freie Zeit dem Apparate gewidmet habe. Ich hatte, mit eigenen Arbeiten übergenug belastet, schon fast auf Burgstaller und seinen Apparat vergessen, als er eines Abends in der Dämmerung bei mir eintrat. Er gab mir die Hand und setzte sich mir gegenüber in einen Stuhl. Er schien mir sehr ermüdet zu sein und ganz matt zusammenzusinken. Ich wollte Licht machen.

„Laß nur," wehrte er ab, „ich bleibe lieber im Dunkeln. Ich kann dir auch so sagen, was ich dir zu sagen habe. Du weißt, daß ich einen neuen photographischen Apparat habe."

„Ja, natürlich, du hast mir doch selbst..."

„Jawohl," unterbrach er mich, „und du weißt auch, daß ich als Amateur nicht ungeschickt war, daß mir mit meinem billigen, wertlosen Apparat ganz wunderbare Sachen gelungen sind. Nicht wahr! Siehst du! Und nun, seitdem ich diesen neuen prachtvollen Apparat habe, arbeite ich wie der ärgste Pfuscher. Das sind schreckliche Bilder. Es sind scharfe, schöne Aufnahmen, aber mitten drinn, oben, unten, seitwärts immer ein Nebel, ein gräßlicher, häßlicher Fleck, der das ganze Bild verdirbt. Und das bringt mich außer mich." — Burgstallers Stimme zitterte vor Zorn, und als jetzt plötzlich das Licht der vor meinen Fenstern eben angezündeten Straßenlaterne auf sein Gesicht sprang, war es wie das dämonische Auflodern einer verderblichen Leidenschaft. „Du begreifst nicht, wie mich das erregt. Ich habe einen wundervollen Apparat und bin außerstande, etwas Brauchbares zu erzielen."

Ich verstehe nichts vom Photographieren. Aber ich wagte doch zu entgegnen: „Vielleicht kennst du eben den Apparat noch nicht gut. Man muß solche Dinger erst studieren und..."

„Ich bitte dich," das war sehr ungeduldig gesagt, „rede nicht so daher. Ich muß dir doch die Bilder zeigen, damit du mich begreifst. Mach' Licht."

Die Gasglühlampe zuckte auf und ich sah meinen [illegible] den gelaunnen Lichtwellen. Wie der Mensch aussah! Das war ja gar nicht mehr Johann Burgstaller, das war ein Kranker, der eine entfernte Aehnlichkeit mit meinem Freunde hatte. Kreideweiß, mit dunklen Schatten unter den Augen, der Mund schwärzlich, mit [illegible] Lippen.

[illegible] warf einen Pack Photographien auf den Tisch [illegible] an dir die Schattaler an." Ich nahm die [illegible]

richtig so. Mein Freund hatte nicht übertrieben. In wunderbaren, klaren Bildern ein gelblicher Nebel, ein gräßlicher Klecks, der das Ganze widerwärtig machte. Da war eine prächtige Winterlandschaft vor der Stadt und in ihr, an einen Zaun gelehnt, ein Amtskollege Burgstallers, die Pelzmütze schief nach hinten geschoben, lachenden Gesichts. Aber über ihm, in der durchsichtigen Winterluft, hing ein gelber Nebel, scharf abgegrenzt gegen seine Umgebung und doch die Fernen nicht gänzlich verschleiernd. Es war mir, als ob ich bestimmte Umrisse wahrnehmen könnte. Ich beugte mich tiefer herab, aber ich fuhr im selben Augenblick zurück. War das möglich?... Ja, das... war das denn möglich? Ich sah ganz deutlich, daß der Nebel eine Gestalt hatte, eine Gestalt, die in der Luft schwebte und sich auf den Menschen niederlassen wollte. Ein grauenhaftes, unerklärliches Ding mit einem fratzenhaften Gesicht, das aus der Luft hervorkam und den Mann am Zaun zu belauern schien. Was auf den ersten Blick wie ein Nebel aussah, war das Bild eines... eines... ja wessen? Da war mir also wieder einmal meine Phantasie mit der ruhigen Ueberlegung durchgegangen. Das war doch zu dumm. Ich warf das Bild zornig auf den Tisch hin.

„Na also?“ fragte Burgstaller, der mich scharf beobachtet hatte.

Verzweifelt griff ich nach den anderen Photographien, und auf jeder sah ich nun auf den ersten Blick den Nebelfleck Gestalt gewinnen. Eine immer gräßlicher und unheimlicher als die andere. Sie waren da, sie waren überall; in den Landschaften schwebten sie über dem Boden, saßen auf den Bäumen oder strichen in langen Zügen über die Schneefelder. Hinter den Menschen standen sie, schauten ihnen über die Schulter, umkreisten sie, saßen zwischen ihnen am Tisch oder klebten an der Decke des Zimmers. Da war ein Bild, ein malerischer Hofwinkel eines alten Hauses und an den Fenstern des ersten Stockes hing der gelbe Fleck; ich erkannte einen alten Mann, der mit verzerrtem Gesicht in den Hof hinabstarrte.

In diesem Augenblick kam mir ein Verdacht. Burgstaller kannte alle Kunststückchen der Photographen, die Menschen mit zwei Köpfen, die Doppelgänger und Mißgeburten. Hatte er sich vielleicht hier etwas ausgedacht, um mich zu mystifizieren. Ich blickte ihn scharf an. Er saß da, leichenblaß und verstört und seine Augen waren auf meine Lippen gerichtet.

„Sonderbar“, sagte ich und stand auf.

„Jawohl, sonderbar. Kannst du mir das erklären?“

„Hast du dir schon einmal die Bilder genau angesehen? Ganz genau? Besonders die gelben Flecken? Was siehst du da?“

Burgstaller nahm ein Bild vor und besah es genau: „Es sind häßliche, gelbe Flecken.“

„Siehst du nicht Gesichter, Gestalten, Hände, die in der Luft herumgreifen?“

„Willst du mich zum Narren halten?“

„Nein, ich sage dir, es sind ganz sonderbare Dinge...“

„Und ich sage dir, daß ich mich nicht anulken lasse...“ Damit packte er seine Bilder wieder ein und ging davon, zornig, unzufrieden mit mir und entrüstet über meinen Stumpfsinn.

In mir blieb eine bohrende, quälende Angst zurück, die mich in den nächsten Wochen zur Arbeit fast unfähig machte. Und gerade jetzt mußte ich meine Besinnung aufrecht halten. Ich vermied es, mit meinem Freund zusammenzutreffen. An einem wunderschönen Vorfrühlingstag aber begegnete er mir auf der Straße. Der Südwind sauste durch die Gassen und ein hellblauer Frühlingshimmel hatte sich ganz hoch hinauf gespannt. Johann Burgstaller sah ganz herabgekommen aus und konnte den schweren Apparat kaum ertragen. Er ging vornübergebeugt wie ein Greis und wankte bei jedem Schritt.

Ich wagte es nicht, ihn mit einem gedankenlosen „Wie geht's?“ anzusprechen. Er fing selbst davon an, lächelnd, wehmütig und mit einem fanatischen Glänzen der Augen: „Ich schaue nicht gut aus, was? Es läßt mich nicht los! Es ist immer noch so. Ich denke bei Tag und bei Nacht darüber nach, wie ich das machen soll, aber es will nicht; ich strenge mein Gehirn an, aber ich kann keinen Fehler entdecken.“

„Du hättest vielleicht den Apparat einem Fachmann zur Untersuchung geben sollen.“

Er nannte den Namen des [illegible]: „Da gewesen bin ich auch. Ich bin von einem Photographen zum anderen gerannt. Die Antwort? Ein vorzüglicher Apparat. Ich habe die Platten untersuchen lassen. Tadelloses Fabrikat einer unbekannten Firma...

[illegible] an der Entwicklung?“

[illegible]

„Hast du das schon versucht?“

„Ja!“

„Und das Resultat?“

„Nichts!“

„Wieso nichts?“

„Nichts, gar nichts. Andere Platten ergeben überhaupt kein Bild.“

„Kein Bild?“

„Nein, gar nichts, glatt und leer und ganz schwarz sind sie, wenn man sie entwickelt. Ich kann nur mit diesen Platten photographieren, mit diesen Patten, die die gelben Flecken machen.“

„Da wirst du ja bald mit deinem Vorrat zu Ende sein?“

„Freilich, freilich, bald zu Ende. Und kann ihn nicht erneuern, weil niemand die Fabrik dieser Platten kennt. Hundert Stück sind bald zu Ende.“ Er näherte sich mir und sprach ganz leise und stockend an meinem Ohr: „Heute... will ich die letzte Aufnahme machen.“

Ich weiß nicht, warum es mich in diesem Augenblick kalt überlief. Es war mir, als ob ich meinen Freund warnen müßte, als ob ich ihm raten sollte, diese letzte Platte zu vernichten. Aber der Wunsch, das Ende dieser seltsamen Geschichte zu erleben, ließ mich schweigen. Vielleicht, sicher sogar, hätte Burgstaller meine Warnung verachtet, meinen Rat verlacht.

„Die letzte Aufnahme machen“, wiederholte mein Freund, „heute. Tauwasserlachen, wässerige Schneefurchen und den blauen, klaren Himmel.“

„Und dann?“

„Dann will ich den Apparat an einem Stein zerschlagen.“ Er sagte es wütend, ängstlich und haßerfüllt. „Leb' wohl!“ Er reichte mir die Hand und ging. Schwankend, vornübergebeugt und von der Last des schweren Apparats ganz nach der Seite verzogen.

Ich setzte meinen Spaziergang fort und versank in düstere Gedanken. Zu meinem Erstaunen befand ich mich plötzlich in einer Gegend, die ich sonst nicht zu besuchen pflegte. Hier war jedoch mein Freund Burgstaller sehr häufig zu finden, und es mag sein, daß ich unwillkürlich den Weg hieher eingeschlagen hatte, weil ich mich in Gedanken unaufhörlich mit ihm beschäftigte. Auf der Straße vor mir sah ich eine kleine Menschenansammlung. Man schien sich um etwas zu bemühen, das auf dem Boden lag. Ich muß gelaufen sein, denn ich weiß noch, daß ich ganz außer Atem war, als ich durch die Leute durchdrängte...

Da lag mein Freund Johann Burgstaller auf dem Rücken und war tot. Seine Augen starrten mit glasigem Glanz aufwärts in den Himmel. Ich rüttelte ihn... aber er war tot. Es war vor einem kleinen Wäldchen, das von der Abendsonne bestrahlt wurde. Wasserlachen, zerwühlter Schnee, blauer Himmel, ganz wie er es gesagt hatte. Aber er war tot. Der Apparat stand auf seinem Stativ aufgerichtet da und starrte in die Landschaft. Ich sah, daß Burgstaller noch eine Aufnahme gemacht hatte und entfernte vorsichtig die Platte. Dann öffnete ich die Klappe und sah in das Objektiv des Apparats. Es hatte einen höhnischen, frechen Glanz und dabei etwas Starres, wie das Auge des Toten.

Man trug meinen toten Freund in die Stadt. Ich aber rannte mit der Platte zu einem befreundeten Photographen und bat ihn, das Bild sofort zu entwickeln. Dann stand ich in der Dunkelkammer und sah, wie die Umrisse der Landschaft langsam auf der Platte hervorkamen. Aber es war nichts deutlich zu erkennen und ich mußte bis zum nächsten Tage warten. Und endlich konnte mir der Photograph einen Abzug des Bildes geben. Da war die Taulandschaft mit Wasserlachen und Schneefurchen und dem kleinen Fichtenwald. Ueber das Bild aber ging ein sonderbarer Streifen jenes gelben Nebels. Und nun gewann er mit Gestalt. Es trat Einer aus dem Walde hervor, ein Uebergroßer, Hagerer, mit einem gelben, verfallenen Gesicht. Und er streckte eine lange Hand aus, die jene plötzliche Vergrößerung zeigte, wie wenn sich etwas nach dem Objektiv des Apparats zu bewegt. Ganz dünn und entfernt am Grunde bedeckte eine ungeheuere, nervige, krallenartige Hand das halbe Bild, als ob sie sich im Augenblick der Aufnahme schon dicht vor dem Apparate befunden hätte.

Der Photograph klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Da ist wieder so ein gelber Fleck! Das ist gewiß eine Photographie vom Herrn Burgstaller.“

Ja — Johann Burgstaller hatte den Tod photographiert.

Stimmen aus dem Publikum.

Mattoni's Giesshübler

OESTERREICHISCHES ERZEUGNIS! NEUHEIT!
KLEINOSCHES DERBY SEC
[illegible] Weinen

Digitized by Google

Die Zeit.

XL. Band. | Wien, den 17. September 1904. | Nummer 520.

Kulturparade.

(Ein Brieffragment.)

— — Ich gestehe, daß ich bisher nicht allzuviel von Oesterreich gewußt habe. Mein Gott, auf der Karte hätte ich es ja ohne besondere Schwierigkeit finden können, und daß Wien an der Donau liegt, war mir auch bekannt. Aber ich war stets geneigt, einzelne Gebietsteile Eures Reiches an Deutschland oder an Rußland oder an die Balkanstaaten abzugeben. Euere Grenzen, Eueren Zusammenhang und vollends Euere inneren Zustände habe ich nie begriffen. Wir Franzosen haben für die auswärtige Geographie und Geschichte noch immer sehr wenig Interesse. Und dabei bin ich doch einer der wenigen französischen Journalisten, die der deutschen Sprache halbwegs mächtig sind, bin also befähigt, österreichische Zeitungen zu lesen und tue es auch dann und wann. Aber mit geringem Profit, muß ich sagen. Euere Verhältnisse sind so furchtbar kompliziert, daß es für einen Fremden unmöglich ist, sich darin zurechtzufinden. Im Grunde fehlt auch jeder Anreiz dazu. In Europa wird schon seit langer Zeit von Oesterreich nur wenig gesprochen, und das Wenige ist nichts Gutes. Die allerabfälligsten Urteile über Euch hört man aber von Euch selbst. Da es mir an Zeit und Geduld fehlt, das Ausland zu studieren, unterrichte ich mich gerne durch persönlichen Verkehr mit Berufsgenossen aus den betreffenden Gebieten. Ich habe aber noch nie einen Oesterreicher gesehen, der nicht mit Händeringen von seinem Vaterland gesprochen hätte. Jeder erklärte mir, das österreichische Staatsrecht sei so verwickelt, daß nicht einmal Euere einheimischen Gelehrten es recht kapieren könnten. Jeder erzählte von Euerem Wirrwarr, von Euerem Gezank, von Euerer Streitsucht; wie Ihr Euch das ganze Jahr in den Haaren liegt und lieber den Staat zugrunde gehen, als die Perücke des Nachbars fahren lasset. Jeder klagte über Euere kulturelle Zurückgebliebenheit, über die Vernachlässigung der Bildungsinteressen, über den Verfall des guten Tons, über Euere Gleichgiltigkeit gegen ideale Güter, Eueren Mangel an Bürgersinn, Rechtsgefühl und Freiheitsliebe, über Euer stumpfes Zurücksinken in die alte Polizeistaat-Wirtschaft.

Sie werden es mir nach alledem nicht verdenken, lieber Freund, daß ich als Teilnehmer des internationalen Preßkongresses mit sehr geringen Erwartungen nach Wien kam. Was konnte uns da Erfreuliches bevorstehen? Gewiß, eines artigen Empfanges waren wir ja sicher. Aber in einem so unglücklichen Lande konnte es wohl keine andere als eine frostige Freundlichkeit geben; hinter der lächelnden Begrüßung mußten Verdruß und Unzufriedenheit lauern. Und uns Vertretern der Presse, denen keine Freiheit frei genug ist, welches Gefühl konnte man uns auf diesem klassischen Boden des vormundschaftlichen Regierungsgeistes entgegenbringen? Wohl nur eine manierlich überwachte Feindseligkeit.

Aber wie angenehm wurde ich enttäuscht! In allem und jedem, durch Großes und Kleines, durch Dinge und Menschen. Schon dieses Wien, schon der Anblick dieser prächtigen Stadt, dieser Straßen, dieser Gebäude, dieser Gärten! Von der landschaftlichen Schönheit will ich gar nicht sprechen — ich bin auch kein Naturschwärmer, sondern ein eingefleischter Stadtmensch und Boulevardier. Aber die Kultur, die aus diesen alten Palästen spricht, diese ehrwürdige, erbgesessene Kultur! Glauben Sie mir, Berlin [illegible] mit Wien verglichen, [illegible] das Haus eines Parvenus [illegible] neben dem eines [illegible] von Anno 1700. [illegible]

[illegible]

tragen solche Uebertreibungen gern. Und wie die Stadt, so hat auch der Staat alles getan, um unsere Herzen gefangen zu nehmen. In dem Reiche, von dessen Staatsmännern uns noch immer nur ein einziger Name geläufig ist: Metternich, haben wir mit frohem Erstaunen gehört, wie der leitende Minister der freien Presse ein Loblied sang. Alle offiziellen Kreise huldigten uns, alle Aemter wetteiferten, uns zu dienen. Zum Kuckuck! Dieses Oesterreich ist ja das wahre Paradies der unabhängigen, selbstbewußten, berufsstolzen Journalistik. Was wollt Ihr denn noch mehr, Ihr Unersättlichen? Wir in Frankreich sind doch daran gewöhnt, durch den Einfluß unserer Presse alles zu erreichen, Kabinette zu stürzen und zu ernennen, Revolutionen zu machen, Berge zu versetzen. Bei uns steht dem Manne, der eine tüchtige Feder führt, jede Laufbahn offen, jeder Aufstieg frei; Dutzende von uns haben es zu Ministerposten gebracht. Daß der Regierungsmann mit dem Zeitungsmann kollegial verkehrt, gilt uns für die selbstverständlichste Sache von der Welt. Bei Euch ist das anders, da sind die Karrieren getrennt, da gibt es keinen Personaltausch zwischen Staatskanzlei und Redaktionsstube. Aber dafür habt Ihr einen reichen Ersatz: die Politiker sind Euch Journalisten untertan. Ich habe es mit Ueberraschung bemerkt, wie Euere Staatsgewaltigen sich bescheiden ducken, wenn die Zeitungspaschas großmächtig einherschreiten. Es war mir ein Vergnügen, Euere Minister des Innern und des Aeußern persönlich kennen zu lernen. So artige und schüchterne Minister habe ich nie gesehen. Mit welch respektvoll ergebener Haltung sie meine Plattheiten anhörten! Wenn man von dem Kongreß sprach, nahmen ihre Mienen den Ausdruck andächtiger Verehrung an. Und dabei sind doch — unter uns gesagt — die geistigen Leistungen unseres Preßkongresses keineswegs imposant gewesen. Man konnte von ihm wie von dem alten Wiener Kongreß sagen: le congrès ne marche pas, il danse. Wir unterhielten uns nur, und trotzdem wurden wir von Eueren Staatsmännern so ernst genommen. Und Ihr wollt mir weismachen, daß in einem Lande, wo die Presse so viel, wo sie alles gilt, der politische Fortschritt keine Stätte fände? Undankbare Nörgler, die Ihr seid! Ich erkläre Euch, daß Ihr politisch, sozial, kulturell, in jeder Beziehung an der Spitze der Welt marschiert — ganz direkt neben uns, den Franzosen.

Ils sont passés, ces jours de fête. Als ich erfreut, entzückt, berauscht, das schöne Wien verließ, sprach ich mit einem Euerer kältesten, unangenehmsten und, wie ich leider bekennen muß, klügsten Köpfe über meine Erlebnisse und Eindrücke. Ich machte ihm Vorwürfe, ich kanzelte ihn herunter, ich redete mich in hellste Begeisterung hinein, ich verteidigte Oesterreich gegen den Oesterreicher. Er bemühte sich gar nicht, seine mir bekannten Anschauungen zu rechtfertigen, er ließ, beharrlich schweigend, meinen Enthusiasmus ausströmen, und als ich fertig war, sagte er nichts als das einzige Wort: — Kulturparade!

Dieses spitzige, bissige, widerwärtige, verdammte Wort will mir seither nicht aus dem Sinn. Es legt sich wie ein Reif auf meine österreichischen Blütenträume. Sie müssen mir unbedingt schreiben, lieber Freund, was Sie davon halten.

E. W.

Die Krankheit des Wirtschaftskörpers.

Von Michael Flürscheim (Auckland, Neuseeland).

(Fortsetzung.)

III. [illegible]

D[illegible]

sonders seit in den meisten Staaten das Silber aufgehört hat, zu diesem Rohmaterial zu gehören, wenigstens insoweit Zahlungen über gewisse kleine Beträge hinaus in Betracht kommen. Wir können die Frage, ob das Verhältnis unter der Doppelwährung besser wäre oder nicht, dahingestellt sein lassen, da in keinem Falle auch die Silberproduktion mit den Fortschritten der Produktionsfähigkeit auf den übrigen Warengebieten Schritt halten konnte. Wenn letzterer freies Spiel gelassen würde, müßte sie der vereinigten Gold- und Silberproduktion so weit vorauseilen, daß der Kredit, der auch dann den Hauptverkehr bewältigen würde, immer noch weit über das Sicherheitsmaß ausgedehnt werden müßte.

Dies ist, wie bereits im ersten Abschnitte angedeutet wurde, eine der Ursachen, warum die Produktion immer weniger mit der Produktivität Schritt halten kann, und aller der Folgen dieser Kalamität.

Daß es noch Leute gibt, die aus der Tatsache, daß in unseren Banken Milliarden Gold aufgestapelt sind, schließen, daß wir eher zu viel als zu wenig Gold haben, ist unbegreiflich, denn an jedem solchen Goldstück sind bereits so und so viele Stricke (Goldversprechen) angebunden, die bei der geringsten Befürchtung, kein Gold erlangen zu können, angezogen werden und dabei meistens zerreißen, die daran Ziehenden umstürzend.

Diese Herren, welche den Zusammenhang der Geldknappheit mit den Absatzkrisen nicht einsehen, möchte ich fragen, ob sie, wenn sich wegen unzureichenden Wagenparkes die Güter in den Eisenbahnschuppen häufen, wie dies schon öfters vorkam, einer Ueberproduktion an Waren die Schuld geben, statt einem Mangel an Verkehrsmitteln? Und doch tun sie dies, wenn es sich um Absatzmangel infolge eines für den Verkehr nicht mehr ausreichenden Tauschmittels handelt. Ist es denn nur ein Zufall der Weltgeschichte, daß die Periode der Renaissance der Entdeckung Amerikas und seiner Gold- und Silberschätze gefolgt ist und daß die Entdeckung der kalifornischen und australischen Goldgruben gerade der wunderbaren geschäftlichen Entwicklung der letzten fünf Jahrzehnte voranging? Daß man auch ohne Metallgeld fertig werden kann, hat die Praxis zu oft gezeigt, als daß hierauf näher einzugehen wäre. Diese Praxis würde allein schon genügen, den Unwert entgegengesetzter Theorien zu beweisen, doch sind deren Fehlschlüsse auch sonst leicht nachweisbar.

Wenn Nationalökonomen, wie Prof. Karl Knies, beweisen wollen, daß Warenwerte nur mit Warenwerten gemessen werden können, wie Längen nur mit Längen, Gewichte nur mit Gewichten — er hätte hinzufügen können: Leuchtkraft nur mit Leuchtkraft, Zeit nur mit Zeit, Wärme nur mit Wärme — so läßt sich dagegen nichts einwenden. Mit welchem Rechte erkennt man aber dem Gelde oder Silber den Warenwert zu und spricht ihn dem Papiergelde ab? Was bestimmt denn den Warenwert als Angebot und Nachfrage im Markt, [illegible] wir ihn auch Marktwert oder Preis nennen, mit dem allein [illegible] zu [illegible] hat trotz [illegible] [illegible] der [illegible] verbunden werden sind? [illegible] die zur Herverbringung nötige Durchschnittsarbeit [illegible] und andere [illegible]. Welche Werte hat die Durchschnittsarbeit, die [illegible] und [illegible] erzielt hat, [illegible] [illegible] das [illegible] wenn [illegible] [illegible] dem die kurzlebige Nachfrage vorüber ist, die sie schaffen ließ mittels vieler Arbeit? Marktwert setzt nicht Arbeitsaufwand — den verursacht z. B. der ohne Menschenarbeit gewachsene Baum nicht — wohl aber Gebrauchs- und Seltenheitswert voraus. Weder das eine, noch das andere Moment für sich allein genügen. Wasser und Luft haben einen hohen Gebrauchswert, aber wegen mangelnder Seltenheit im gewöhnlichen keinen Marktwert. Ein Meerkiesel mag eine ungewöhnliche Form haben und also selten sein, aber trotzdem keinen Marktwert besitzen, weil ihn niemand haben will, also der Gebrauchswert fehlt. Was hat die Erstellungsarbeit mit dem Werte eines Autographen einer seltenen Briefmarke zu tun? Die Unterschrift jenes [illegible] Bauers, die ihm viel Zeit und viele Schweißtropfen gekostet hat, ist trotzdem wertlos, während die in ein paar Sekunden hingeworfene des berühmten Mannes als Autograph gut bezahlt wird. Gäbe der Betreffende dagegen seine Unterschrift jedem, der sie wünscht, so hätte sie so gut wie [illegible]

[illegible] im Gebrauchswertmomenten, also der [illegible] und Seltenheitswert, [illegible] den hohen Marktwert. Warum [illegible] denn aber eine Banknote von einem Autograph [illegible] Briefmarke? [illegible] [illegible], aber ihr Gebrauchswert [illegible] mit einem [illegible]

[illegible] Gebrauchs- oder Seltenheitswert [illegible]

[illegible] Ueberproduktion [illegible] und

[illegible]

Hiemit haben wir aber auch die Ueberlegenheit des Papiergeldes über das Metallgeld festgestellt. Während letzteres nur in von dem Vorkommen des betreffenden Metalls beschränkter Menge produziert werden kann, hat die Möglichkeit der Papiergeldfabrikation keine solche Grenze. Während es demnach unmöglich ist, unter allen Verhältnissen Metallgeld genug für die Nachfrage zu beschaffen, fällt eine solche Schwierigkeit bei dem Papiergeld hinweg. Wir können hier das Angebot gleichen Schritt mit der Nachfrage halten lassen, was im anderen Falle unmöglich ist. Ein Mißverhältnis zwischen beiden könnte beim Papiergeld nur eintreten, wenn das Angebot nicht regulierbar wäre; ich werde jedoch zeigen, daß dies beinahe automatisch geschehen kann. Im anderen Falle steht einer solchen Regulierungsmöglichkeit die Natur des Rohmaterials entgegen, dessen beliebig reichliche Produktion nicht in unserer Macht liegt. Man kann wohl Schleusen bauen, die einen mitunter zu reichlichen Wasserzufluß regulieren, aber die beste Schleuse nützt nichts, wo der Zufluß hinter dem Bedarf zurückbleibt.

Ich war hier eigentlich unnötig ausführlich, denn das alles ist schon oft genug ausgeführt worden. So sagt z. B. Prof. Senior: „Irgend eine das Angebot begrenzende Ursache ist eine geradeso wirksame Wertquelle in einem Artikel wie die Notwendigkeit von Arbeit zu seiner Herstellung. Die Kosten der Erstellung von Geld sind nur von Wichtigkeit, insoferne sie das Angebot beschränken. Man begrenze das Angebot, und es ist gleichgiltig, ob es Produktionskosten gibt oder nicht." Adam Smith, M'Culloch, Ricardo, Tooke, Stuart Mill, Jevons und unzählige andere Autoritäten haben anerkannt und die Tatsachen des täglichen Lebens haben es bewiesen, daß uneinlösbare Papiernoten, die gesetzliches Zahlungsmittel sind, auf Pari mit Goldgeld gehalten werden können, wenn sie die Stelle von aus der Zirkulation gezogenem Goldgeld einnehmen. Das heißt also, das Papiergeld kann unter solchen Verhältnissen den gleichen Platz im Marktverkehr ausfüllen wie das Gold. Ist dies richtig, dann ist es auch unbestreitbar, daß das Papiergeld die Geldrolle besser spielen kann als Gold, weil es, wie Gold, innerhalb der oberen Angebotsgrenze, aber, was Gold nicht immer kann, auch innerhalb der unteren Grenze gehalten werden kann. Wie beim Goldgeld, kann man das Zuviel verhindern, aber, was beim Goldgeld oft unmöglich, man kann auch das Zuwenig vermeiden. Als neu biete ich daher nur eine sichere Methode beinahe automatisch oder doch ohne Fehl, und mittels sehr wenig Arbeit das Papiergeld stets die genaue Grenze zwischen dem Zuviel und Zuwenig einhalten zu lassen. Neu auch nur für das große Publikum, denn, wenn auch wenig beachtet, ist der Gedanke verschiedenemale vorgeführt worden. Zum erstenmale, soweit meine Forschung geht, von Prof. Alfred Marshall in der Märznummer der „Contemporary Review" von 1887. Am ausführlichsten macht Silvio Gesell den Vorschlag der Einführung eines solchen Geldes in seinem 1897 erschienenen Buche „Die Anpassung des Geldes und seiner Verwaltung an die Bedürfnisse des modernen Verkehres". Dr. Alfred Russel Wallace empfiehlt die gleiche Reform in einem Ende 1898 im „Clarion" erschienenen und später in einer in Buchform herausgegebenen Sammlung verschiedener Aufsätze abgedruckten Artikel.

Die Idee ist so einfach, daß es beinahe unbegreiflich erscheint, wie sie nicht schon längst populär geworden ist. Sie geht von dem Grundsatze aus, daß geradeso wie das Geld den Wert oder Preis der Waren bestimmt, so setzt auch der Warenpreis den Geldwert fest. Wenn man nun ein für allemal einen durchschnittlichen Warenpreis als den normalen annimmt, so kann man diesen festhalten, indem man bei Schwankungen nach oben sofort Geld aus dem Verkehr zieht, bei Schwankungen nach unten mehr Geld zur Ausgabe bringt. Beides so lange, bis der Normalpreis der Waren wieder erreicht ist. Der Einfluß der im Verkehr befindlichen Geldmenge wird wohl auch von denen nicht bestritten werden, die nicht zur schroffen Auffassung der Quantitätstheorie schwören, daß Warenpreis und Geldmenge stets zu einander im umgekehrten Verhältnisse stehen; denn wenn auch der Kredit und die von ihm geschaffenen Geldersatzmittel unter Umständen größeren Einfluß haben können als das Geldquantum, so ist doch unbestreitbar, daß in letzter Linie dieses seine Wirkung ausüben muß. Wenn auch einerseits der gute Stand des Kredits die Warenpreise noch halten kann trotz der Verminderung des Geldquantums, so ist dies doch nur in beschränktem Maße möglich, und der Moment muß unbedingt kommen, in dem die Verminderung des Geldquantums unter einen gewissen Punkt seine Wirkung nicht mehr durch entsprechende Kreditanhebung kompensiert finden wird und die Warenpreise zu sinken beginnen. Andererseits kann auch ein durch Sinken des Kredits erfolgendes Fallen der Warenpreise schließlich wieder begleichen werden, [illegible] neues Geld im Markt erscheint.

[illegible] auch Warenpreisveränderungen, die dem [illegible] entstammen, durch Veränderungen im Geldquantum [illegible], wie es ja überhaupt ganz gleichgiltig ist, ob [illegible] aus den höheren Produktions[illegible] Geldwert, und umgekehrt das Sinken der [illegible] Geldwert oder den gesunkenen Pre[illegible]. Ob Karl einen Fuß größer ist als Fritz oder [illegible] Karl ist ein Streit, der uns nicht interessiert. [illegible] der Verhinderung einer Warenpreisschwan[illegible] der Geldzirkulation ebensowohl

einen konstanten Geldwert wie einen konstanten Warenpreis schaffen wird.

Wie man Durchschnittswarenpreise findet, ist schon seit mehr als 80 Jahren bekannt; denn 1822 schon machte Josef Lowe einen entsprechenden Vorschlag. Die „Arena" behauptet sogar, daß eine Art von Multiple Standard (am besten wohl mit Warendurchschnittspreistabelle oder Tabelle der durchschnittlichen Warenpreise übersetzt) schon 40 Jahre vor Lowe in der Praxis Verwendung fand. Das „Magazin" reproduziert eine Schatznote des Staates Massachussets aus dem Jahre 1780, zahlbar nicht in einem bestimmten Quantum Gold, sondern in einer Summe, welche das Aequivalent bestimmter Mengen Korn, Rindfleisch, Wolle und Leder darstellt.

Den deutschen Professoren Drobisch (1871) und J. Lehr (1885) ist eine naheliegende Verbesserung der Durchschnittstabellen zu verdanken, welche, statt wie bisher einfach die verschiedenen auf Dezimalen gebrachten Warenpreise zu addieren und mit der Ziffer, welche die Anzahl der verschiedenen Warensorten darstellt, zu dividieren, den Preis jeder Warenart vor ihrer Einstellung in die Tabelle mit der Ziffer multipliziert, die ihrem verhältnismäßigen Umsatzquantum entspricht, die Waren also nicht mit gleichem Gewichte, einerlei von welcher Bedeutung sie für den Gesamtumschlag sind, in Anschlag bringt.

Während früher z. B. in der Tabelle Butter, Fleisch, Handschuhe, Wolle zum Normalpreis von 100 mit 400 addiert und 4 dividiert bei den Jahrespreisen von 120, 130, 80 und 60 einen Durchschnitt von 97½ gaben, stellen sie sich total anders im prozentualen Verhältnis ihrer Umschlagsziffern von 30, 50, 19, 1 zu der Gesamtumschlagsumme 100. Man multipliziert nun zuerst 30 mit 120, zwei Nullen abschneidend; dann 50 mit 130 ꝛc. = 36, 65, 15·2, 0·6, zusammen 116·8. Die alte falsche Methode gibt den Handschuhen, die nur einen verschwindenden Anteil am Gesamtumschlag des Landes haben, den gleichen Einfluß wie dem Fleische, dessen Umschlag fünfzigfach größer ist, wodurch die große Preisreduktion in den Handschuhen in ihrer Wirkung derart künstlich aufgebauscht wird, daß schließlich trotz der Steigerung in den weit wichtigeren Butter- und Fleischpreisen ein Rückgang der Durchschnittsziffer der Jahrestabelle von 2½% unter die Normaltabelle stattfindet, während bei der Einstellung eines jeden Artikels mit dem ihm gebührenden Einflusse eine durchschnittliche Preissteigerung von 16·8% über die Normaltabelle vorhanden ist.

Die jährlich zusammengestellten Tabellen sollen nur als letzte Regulierung und als Kontrollmaßstab für das große Publikum dienen, dafür, daß die Regierung im großen und ganzen gesetzmäßig gehandelt hat, indem sie die Geldschleuse ihres Emissionsdepartements genau nach den Warenpreisen funktionieren ließ. Dieses ist nur der Fall, wenn das Ergebnis der Jahrestabelle mit dem der Normaltabelle übereinstimmt, also 100 ergibt. Die Emissionsstelle darf aber natürlich nicht bis zur Feststellung der Jahrestabelle warten, sondern muß während des ganzen Jahres die Preise beobachten und die Emission oder den Rückzug von Geld aus dem Verkehr immer nach diesem provisorischen, nicht exakten Maßstab einrichten, um Schwankungen in den Durchschnittspreisen sofort wieder auszugleichen. Die Systeme, welche dabei angewandt werden, können verschieden sein. Ich bin weniger für das von Prof. Marshall vorgeschlagene des Ankaufes von Staatspapieren als Mittel zur Vergrößerung des Geldumlaufes um die in den Markt geworfene Kaufsumme beim Sinken der Warenpreise, und umgekehrt beim Steigen derselben Verkauf von Staatspapieren und also Zurückziehung des dafür erhaltenen Geldes aus dem Markte, weil ich fürchte, daß der Staat dabei Geld verlieren würde, indem niedere Warenpreise, also eine Baisseperiode, unter normalen politischen Verhältnissen gewöhnlich von einem niederen Bankzinsfuß und also höheren Staatspapierkursen begleitet sein werden, da sich das Geld ängstlich vom Geschäftsverkehr fernzuhalten sucht, während bei hohen Warenpreisen, also in der Haussezeit, das Geld in der Industrie und im Handel gesucht ist, wodurch der Zinsfuß steigt und, als eines der Mittel, Geld zu erlangen, Staatspapiere auf den Markt geworfen werden; also ihr Kurs fällt, was einem Steigen ihres Zinsfußes gleichkommt. Die Regierung, die jetzt Papiere verkaufen muß, um Geld aus der Zirkulation zu ziehen, würde also am Kurs verlieren, da sie in der Baisseperiode, um Geld emittieren zu können, zu hohem Kurs kaufte. Warum auch solche Kunststücke machen, wenn wir nur die Politik der heutigen Banken zu befolgen brauchen? Wie diese, wenn sie Geld loswerden wollen, ihren Diskontosatz für Wechsel und ihren Kontokorrent-Zinsfuß herabsetzen, und umgekehrt, wenn sie einen Rückfluß des Geldes in ihre Kassen wünschen, den Zins hinaufsetzen, so wird auch die staatliche Emissionsstelle verfahren. Fallen die Warenpreise und soll also Geld hinaus in den Markt, damit dasselbe, um die angebotenen Waren werbend, deren Preis wieder hinauftreibe, so wird der Zinsfuß, zu dem Geld verliehen wird, herab- und im umgekehrten Falle hinaufgesetzt.

Tatsächlich wird es sich wohl weniger um Geldvermehrungen und -verminderungen handeln, als um Kreditoperationen. Die Staatsbank, welche als Emissionsstelle funktioniert, wird wahrscheinlich viel mehr mit dem Scheckkonto als mit dem Papiergeldemissionskonto zu tun haben. Die Geldbesitzer werden in der neueren Zeit [illegible] tive Geld disponieren, sondern ihr Guthaben [illegible] das sie Schecks ziehen oder aus dem sie Zahlungen überweisen lassen, wird wohl wie heute die Stelle des mit Geld gefüllten Kassenschrankes einnehmen, der nur eine Einladung für Einbrecher bildet.

Ich möchte nicht so verstanden werden, als ob ich den direkten Kreditverkehr der Staatsbank mit dem Publikum befürwortete. Ich bin mir wohl der Bedenken bewußt, die dem entgegenstehen, besonders hinsichtlich der politischen Unabhängigkeit der Bankschuldner. Andererseits darf aber unter keinen Umständen der Vorteil des Zinsgenusses, der sich an die Notenemission knüpft, wie heute, zum größten Teile den Aktienzettelbanken überlassen werden, besonders wenn durch Wegfallen der Goldgrundlage der Zinsprofit weit größer werden muß als heute. Die Privatbanken werden als unvermeidliches Mittelglied zwischen die Staatsbank und das Publikum treten müssen, soweit es sich um den Blankokreditverkehr, also vornehmlich um den Wechseldiskonto handelt. Die Staatsbank darf Kredit in allen Fällen nur gegen unzweifelhafte Sicherheit gewähren. Will das Publikum den von den Banken gemachten Zwischenprofit ersparen, so steht es ihm frei, Banken nach dem Raiffeisen-System zu gründen, deren unbeschränkte Haftpflicht der Staatsbank meistens genügende Sicherheit bieten würde.

Innerhalb der Grenze der Notenzirkulation, welche voraussichtlich nie unterschritten wird, muß es natürlich dem Staate freistehen, Noten für seine eigenen Zwecke auszugeben, statt sich das Geld durch Anlehen zu verschaffen. Das System verhindert jeden Mißbrauch, denn die Warenpreise stehen ja nicht nur den Beamten der Emissionsstelle zur Verfügung, sondern dem ganzen Volke. Jede Handelskammer kann ihrem Sekretär die Pflicht auferlegen, wöchentlich die Preislisten zu kontrollieren und darauf zu achten, ob nennenswerte Schwankungen in den durchschnittlichen Warenpreisen stattfinden. Eine andauernde Steigerung der Preise zeigt dann sofort, daß die Regierung mehr Geld ausgab als sie nach dem Gesetze ausgeben darf, und Preisfälle beweisen, daß nicht genug Geld in den Markt geworfen worden und daß der Zinsfuß der Staatsbank herabzusetzen ist. Auch den Volksvertretern wird es nicht schwer werden, sich in diese Kontrolle einzuarbeiten.

Zu beachten ist, daß man sich nicht durch den Jargon der Börse irremachen lassen darf, wenn sie von billigem oder teuerem Gelde spricht. Sie meint damit den Geldzins, nicht die Kaufkraft des Geldes. Gerade wenn die Warenpreise niedrig sind, also der Geldwert hoch ist, setzt die Emissionsbank den Zins herab, ist also das Geld billig nach Börsensprachweise und umgekehrt.

Ferner darf man nicht die Kaufkraft des neuen Geldes für Gold mit der für alle Waren, Gold inbegriffen, verwechseln. Es kann und wird vorkommen, daß zwar unser neues Geld, das ich wissenschaftliches Geld oder wissenschaftliches Papiergeld nennen möchte, in seiner allgemeinen Warenkaufkraft genau al pari bleibt, aber nicht in seiner speziellen Goldkaufkraft, und daß dies, so lange noch in anderen Ländern die Goldwährung besteht — was schwerlich lange der Fall sein wird, nachdem sich in einem Lande das neue Geld bewährt hat — eine Schwankung in den internationalen Wechselkursen veranlassen wird. Es kann ein Goldagio im Papierlande geben, so lange in den Goldwährungsländern das Goldangebot hinter dem Geldbedarf zurückbleibt und dort die Warenpreise herunterdrückt, was sich erst dann ändern wird, wenn die neue Währung sich zu verbreiten anfängt und schließlich den Letzten der Bekehrten große Verluste an ihren Goldvorräten bringt. Ein solches Goldagio bewiese also, daß im fremden Lande die Warenpreise gesunken sind, also Industrie und Handel leiden, während der Verkehr des Papierlandes davor bewahrt bleibt, soweit sein wichtigster Teil, der Binnenhandel, in Betracht kommt. Je entwickelter aber der innere Verkehr eines Landes, umso konkurrenzfähiger muß es schließlich auch gegen außen hin werden, wie uns die Vereinigten Staaten beweisen. Welche günstige Wirkungen überhaupt die neue Währung auf den Verkehr eines Landes haben muß, dies möchte ich noch in kurzen Zügen vorführen.

Die erste Wirkung des neuen Geldes müßte das Verschwinden jeder Möglichkeit jener Finanzkrisen sein, die uns so geläufig geworden sind, d. h. der Krisen, die nicht zerstörenden Naturereignissen, wie Erdbeben, Ueberschwemmungen, Pestilenz oder verheerenden Kriegen, zu verdanken sind; denn bei solchen Krisen kann ein Geldsystem allein nichts helfen. Wo nichts zu kaufen ist, ist Geld so wertlos, wie der Sack mit Gold dem verschmachtenden Araber in der Wüste. Geld kann nur bei Krisen helfen, die der Knappheit und Undehnbarkeit des Mediums zu verdanken sind, welche zum Wucher direkt oder zur Einsperrung aus Angst förmlich einladen. Das wissenschaftliche Papiergeld ist von vornherein in genügender Menge im Markte, was durch die Normalpreise der Waren bewiesen wird, und seine Zirkulation kann nicht künstlich durch Einsperrung verengt werden, weil eine jede solche Verengung die Preise der [illegible] im Markt erscheint, bis die Preise [illegible] sind. Weder die Angst, noch der Wucher wird den Geldvorrat künstlich beeinflussen können. Die Angst nicht, weil man weiß, daß immer genug Geld im Markte sein wird. Einen Beweis dafür gab die von Locke und Kemmerer beschriebene englische Finanzkrise von 1847, während welcher bis zu [illegible] Zins von Tag zu Tag, was [illegible] Jahreszins entspricht, gegen beste Sicherheit gezahlt wurde, und die sofort endete, als die Regierung versprach, vom Parlament die Suspendierung der Peel's Akte zu verlangen, d. h. der Bank zu gestatten, nach Bedarf

ungedeckte Noten auszugeben. Das bloße Versprechen reichte aus; denn nachdem die Bank die betreffende Autorisation erhalten hatte, wurden im ganzen nur 400.000 Pfd. Sterl. Noten verlangt. Es genügte, daß man Geld bekommen konnte, um das versteckte Geld aus allen Winkeln wieder herauszulocken, den Kredit neu zu beleben. Der Wucher nicht, weil der Zweck des Wucherns nicht erreichbar ist, nämlich das Herabdrücken der Waren- und Wertpapierpreise, die man dann billig kaufen kann, um sie in normalen Zeiten mit Profit zu verkaufen.

Erscheinungen, wie die der englischen Krise von 1857, in welcher die Preise der wichtigsten Handelsartikel, Rohmaterialien sowohl wie Fabrikate, innerhalb 14 Tagen um durchschnittlich 27% fielen, würden einfach unmöglich. Erscheinungen, die deutlich zeigen, wie in solchen Fällen nicht die Produktionskosten plötzlich gesunken sind, was unmöglich erscheint, sondern daß einfach das Geld sich entsprechend im Preise verteuert hat.

Die Gewißheit, daß die durchschnittlichen Warenpreise unter allen Umständen stabil bleiben, muß aber auch eine wichtige Aenderung der Kreditbasis ins Werk setzen, eine Veränderung, die freilich erst durch die Bodenreform durchgreifend werden kann. Statt daß nämlich, wie heute, Bodenwerte und sichere Staatspapiere als beinahe ausschließliche Kreditunterlage dienen und so durch ihre ständig vor sich gehende Anhäufung in den Händen einer Minderheit den Produzenten den Kredit immer mehr verengen, wird das Produkt und sogar die Produktivkraft nach und nach zum Kreditmittel. Ich brauche wohl kaum nochmals zu erwähnen, daß die Bodenverstaatlichung nicht nur die Bodenwerte, sondern auch allmählich alle Staatspapiere, Eisenbahnwerte 2c. aus dem Markt nehmen wird. Die Renteneinnahme des Staates muß unter solchen Verhältnissen derart zunehmen, daß derselbe aus einem Allerweltschuldner zum größten Kapitalisten würde. Die Wirkung solcher Veränderungen im Anlagemarkt läßt sich nur von denen überschauen, die klar in das Wesen des heutigen Kapitalismus blicken, denen deutlich ist, daß mindestens der Großkapitalismus weniger auf großem Besitz an solchen Produktionsmitteln, die selbst Produkte der Arbeit sind, beruht, als auf imaginären Papierwerten, die sich am besten mit dem Titel Tributansprüche bezeichnen lassen. Der Marktwert des Grundes und Bodens besteht aus der kapitalisierten Grundrente; der der Staatspapiere aus dem kapitalisierten Recht, durch den Steuereinzieher die arbeitenden Volksmassen bis zur Höhe des Jahrescoupons tributpflichtig zu machen. Bei den Eisenbahnwerten und den Industriepapieren ist es der Marktwert des Monopols, also des Bodens — einerlei unter welchem Namen derselbe figuriert, ob als Konzession, als Grubengerechtsame, als Wasserkraft 2c. — den das Großkapital kauft und beleiht. Die Maschinen, Werkzeuge und Vorräte bieten ein zu großes Risiko dar, als daß das vorsichtige Großkapital sich darauf verlassen möchte. Rost, Schimmel, Fäulnis, kurz alle Zerstörungskräfte der Natur, Ueberholtwerden durch bessere Maschinen und Arbeitsprozesse, die Mode, die stets zunehmende Konkurrenz durch das Vorauseilen des Angebots vor der Nachfrage — alles dies sind Risikofaktoren, die das Großkapital lieber den Kleinen, meist den Produzenten überläßt. Sonst gäbe es bald kein Großkapital mehr. Außerdem beruht auch die durch den Maschinen- und Werkzeugbesitz verliehene Kapitalsmacht in letzter Linie auf dem Monopol des Bodens, denn nach seiner Freigebung, respektive seinem Rückfall in den Besitz des Volkes erlangt dieses die Macht, mittels seiner Arbeit beliebige Mengen Produktionswerkzeuge und Vorräte aller Art für sich zu produzieren. Diese Produktionsfähigkeit ist aber eine unbeschränkte und eilt unter normalen Verhältnissen stets dem Bedarf voraus.

Als die durchbohrte Fischgräte noch Nadeldienste verrichten mußte, konnte der Mensch mehr Fischgrätennadeln fertigen, als er bei unbeschränktestem Konsum in genähten Produkten verbrauchen konnte. Als sich die Grätennadel zur Stahlnadel entwickelt hatte, war das Gleiche der Fall, und nun, nachdem die Nähmaschine die Arbeit der Handnadel verrichtet, laufen einem die Nähmaschinen förmlich nach. Aus Mangel an Absatz mußte eine Menge Nähmaschinenfabrikanten zur Fertigung von Velocipeden übergehen, und trotzdem könnten binnen kurzer Zeit Nähmaschinen für einen zehnfach größeren Bedarf erstellt werden, als heute verkäuflich sind.

Wozu das Beispiel weiter ausdehnen auf Schleuder, Bogen, Feuerstein und Repetiergewehr neuester Konstruktion, auf Hand- [illegible] und Spinnmaschine, auf Art und Sägemühle oder auf Schleife, [illegible] und [illegible]? Beweist nicht das berüchtigte Wort „Ueberproduktion" die Tatsache, daß Millionen Arbeiter feiern, von denen die [illegible] beim [illegible] verwendbar wären, daß [illegible] also nicht [illegible] der Mangel an Produktionswerkzeugen ist, der [illegible]? Und je vollkommener diese Produktions- [illegible], desto größer wird unsere Macht, noch mehr und [illegible] mit ihnen wie mit den Reproduktionsmitteln [illegible]; sie haben eine weit größere [illegible], als der Bedarf unter den günstigsten Umständen es [illegible] Zeit [illegible]

[illegible]

[illegible]

lagemöglichkeit in Monopolwerten die Reproduktionsfähigkeit des Kapitals das Vorauseilen des Angebots vor der Nachfrage zur Folge haben muß und daß unter solchen Verhältnissen die Todesstunde des Zinses geschlagen haben wird, wenigstens des reinen Zinses, d. h. des Teiles der Abgabe, der übrig bleibt, nachdem die Erhaltungsprämie abgerechnet ist. Mit anderen Worten, mit dem Verschwinden des Monopolkapitals, des Kapitals, das aus dem Marktwert von Tributansprüchen besteht, verschwindet auch das Maschinenkapital, d. h. die Maschinen hören auf, Kapital zu sein, in dem einzigen Sinne, den der Begriff Kapital haben sollte, nämlich Werte, welche ohne Arbeit des Besitzers demselben Einkommen abwerfen.

Natürlich ist ein totales Verschwinden des Zinses nicht von der in einem einzelnen Lande durchgeführten Boden- und Geldreform zu erwarten; aber sogar diese muß auf die Zinsrate drücken und das Kapital den Arbeitswerten zutreiben. Da aber die günstigen Wirkungen der Reform zur Nachahmung im Ausland drängen müßten, so ginge es immer rascher abwärts mit der Zinsrate und auch der Erhaltungsprämie, umsomehr als die von den Arbeitswerten gebotene Gefahr mit der Beseitigung der Krisenursachen immer geringer würde. Schließlich wird, gleichviel ob wir zum Verschwinden des Nettozinses kämen oder nicht, der von der Produktion gezahlte Zins so billig werden, daß er kein Produktionshindernis mehr ist, wie dies heute der Fall. Nicht Naturhindernisse sind es, die in unserer Zeit den wichtigsten Unternehmungen im Wege stehen, sondern der Zinsfuß der Rentabilität. Turgots Gleichnis, wonach der Zinsfuß die Seefläche bildet, unter der alle Kultur aufhört und mit deren Sinken überall üppige Vegetation emporschießt, zeigt wahrheitsgetreu das Verhältnis, in dem die Produktion sich zum Zinsfuß verhält. Die Zeit wird kommen, in der Anlagen, die nur gerade genug abwerfen, ihre Unterhaltungskosten zu decken, keinen Zins abwerfen, nichts Abschreckendes mehr bieten. Schon die Hoffnung auf einen ganz kleinen Zins wird genügen, Spekulanten zu locken, an denen es bei der riesigen Produktivität der entfesselten Arbeit nicht fehlen kann, die überall Kapital zur Anlage frei macht, d. h. Arbeitskraft, die für die Fertigung von Verbrauchs- und Gebrauchsgegenständen nicht nötig ist und reproduktiv verwendet werden kann. Nur die Möglichkeit der Anlage in Bodenwerten und Geldwucher, mit anderen Worten, im Monopolkauf hält den Zinsfuß vom rascheren Herabgleiten ab, indem durch solche einerseits eine sichere Macht der Tributerzwingung geschaffen ist, anderseits das große Hindernis der Entwicklung der Produktion zur Höhe der Produktivität und also der Kapitalschöpfung beseitigt wird.

Jene optimistischen Naturen, jene Candids, die uns täglich beweisen, wie wir in der besten aller Welten leben, wird dies freilich sonderbar anmuten. Finden sich doch unter ihnen merkwürdige Käuze, die, wie z. B. Prof. Mithoff, in dem produktionsfeindlichen Zins das segensreiche Moment erkennen, ohne das Sparen und Kapitalproduktion aufhören und das bestehende Kapital müßig liegen bleiben würde. Als ob man nur sparte, um Zins zu erlangen, und nicht, um Vorrat für eine Zeit zu schaffen, in der man ausruhen und von dem Erarbeiteten leben will! Ist es nicht schon genug des Fortschrittes, daß man nicht, wie das Tier und der Wilde, gezwungen ist, direkt die Produkte aufzuspeichern, die man in künftiger Zeit verbrauchen will, und so allen das Ersparte zerstörenden Momenten ausgesetzt bleibt, sondern die Ersparnisse die Kapitalform annehmen lassen kann, die den Benützern bis zur Inanspruchnahme seitens des Sparers Vorteile bietet, groß genug, ihn zu veranlassen, dem Sparer seinerzeit unverkürzt das ihm entliehene Kapital zurückzuzahlen? „Müßig liegen bleiben!" Als ob es außer dem Grund und Boden etwas auf dieser Welt gäbe, das, wenn müßig liegend, nicht im Laufe der Zeit weniger würde, also Minuszinsen brächte, so daß das Erlangen der Erhaltungs- oder Sicherheitsprämie, der Teil des rohen Zinses, der immerhin übrig bliebe, nachdem der reine Zins verschwunden und der kein Zins mehr ist, wenn man ihn auch vielleicht so nennen wird, sondern Erhaltungsarbeit, nicht schon eine Errungenschaft der Zivilisation wäre! So weit sind wir in wenigen Jahrhunderten der Entwicklung gekommen, daß das, was dem Barbar ein schändliches Verlangen war, so ganz gegen das Gesetz der Natur, die ohne Nachhilfe der Arbeit Vorräte zerstört, aber nicht vermehrt und nur dem Erdboden die selbst gebärende Kraft verleiht, nicht dem Produkt der Menschenhand, was noch bis in die neue Zeit herein als ein Verbrechen erschien, so daß das Wort Zins (Interest) in England erst seit der Zeit Elisabeths in Gebrauch ist, bis dahin aber Usury (Wucher) hieß — daß dieser Zins in unserer Zeit von Männern der wirtschaftlichen Wissenschaft als erhaltendes und schaffendes Moment hingestellt, zur segensreichen Ceres aus einem zerstörenden Moloch umgewandelt wird. Unnatur bringt eben Unnatur hervor. Daß wir die Mutter Erde zum Schacherobjekt gemacht haben, das man den Darbenden, die ihrer bedürfen, um mit ihrer Hilfe Nahrung zu erzeugen, nach Belieben vorenthalten kann, bis [illegible] Bodenrente [illegible] lassen, dieses verbrecherische Vorgehen als berechtigt und notwendig erkennen, mußte auch das Ergebnis, den Zins als berechtigt und notwendig erkennen lassen. Das Ergebnis; [illegible] Macht, Rente zu verlangen, mußte [illegible], wie dies schon Calvin einsah, [illegible], was Rente abwirft, die Berechtigung für die [illegible] erkannte, mittels dessen man Rente kaufen

kann. Die Verkäuflichkeit des Bodens, und also der Rente, mußte natürlich die Grundlage des sicheren Zinses geben, wie die Schöpfung eines für den Verkehr unzureichenden und als alleiniges gesetzliches Zahlungsmittel dienenden Geldes ebenfalls dem Wucher Tor und Tür öffnete. Die Bodenreform, die auf der einen Seite der privaten Rente ein Ende bereitet, und die Geldreform, welche der Arbeit die Kreditfähigkeit zuwendet, die heute dem Monopol gehört, auf der anderen, müssen einen völlig veränderten Zustand schaffen, so verschieden von dem bestehenden, wie dieser von dem unseren Urgroßvätern geläufigen, vor der Zeit, in der König Dampf und Fürstin Elektrizität ihre Herrschaft antraten. Erst dann wird deren Zauberkraft völlig entfesselt werden, denn erst mit der Loslösung der Volkskaufkraft durch die Befreiung der arbeitenden Massen von der Tributpflicht an Grund- und Geldmonopol kann sich die Produktion frei entwickeln. Jeder weitere Fortschritt in Gütererzeugung und -Beförderung wird den Profit erhöhen, der an der Ware gemacht wird; denn der Preis derselben kann nun nicht mehr herabgedrückt werden, weil sein Sinken durch neue Geldausgabe oder Kreditausdehnung verhindert wird. Dieser Profit gehört dann aber nicht mehr den Monopolisten, sondern der Arbeit. Es ist müßig, hier untersuchen zu wollen, in welcher Form sich die Arbeit ihr berechtigtes Eigentum erobern wird, ob als höheren Lohn von Arbeitgebern, als Anteil am Nutzen in der Produktivgenossenschaft oder wie sonst; umso müßiger, als wir den Begriff der Arbeit natürlich nicht in dem engen Sinne des Handarbeiters fassen dürfen. Der Erfinder, der Leiter der Produktion und des Vertriebes sind ebenfalls Arbeiter und bereits heute tritt immer schärfer ihre Scheidung von der Persönlichkeit des Kapitalbesitzers zutage. Immer mehr tritt die Aktiengesellschaft an die Stelle des den Organisator und Kapitalisten in einer Person vereinenden individuellen Arbeitgebers, der seinerseits bereits die Evolution vom Handwerker zum Fabriksbesitzer, vom Bauer zum Bonanzafarmer durchgemacht hat. Der Trust tritt dann an die Stelle der Aktienfabrik, wenigstens in dem entwickeltsten Lande, das uns unsere eigene Zukunft zeigt, denn in der Entwicklung zurückbleiben, bedeutet heute Untergang.

Der viel verleumdete Trust ist eben kein Rückschritt, sondern ein großer Entwicklungsfortschritt, der aber noch eines wichtigen Moments harrt: der Hereinziehung des Detailvertriebes in seinen Rahmen. Die heutige Vergeudung auf diesem Gebiete entwendet dem Produzenten mehr als Rente, Zins und Fabrikanten- oder Agrarierprofit zusammengenommen. Ein Drittel des Detailpreises könnte erspart werden, wenn große Zentralen die Arbeit verrichteten, die heute von den unzähligen Laden und Lädchen mit der tollsten Kraftvergeudung besorgt wird. Da der Arbeitslohn nur ein Sechstel des Detailpreises beträgt (verschiedene Statistiken, besonders die der Vereinigten Staaten, weisen klar nach, wie diese Berechnung, die ich schon vor 20 Jahren aufstellte, sich als richtig bewährt hat), so ist aus dieser Ersparnis allein der Lohn verdreifachungsfähig, ohne den Preis zu erhöhen, den der Arbeiter als Konsument zahlt, bekanntlich der teuerste Detailpreis. Natürlich würde auch diese durch die Trusts gemachte Krafterspranis den Arbeitern nur schaden, geradeso wie ihnen bis heute jeder Fortschritt in Produktion und Betrieb geschadet hat, indem er die Arbeitslosen vermehrte, die Arbeitsgelegenheit noch mehr einschränkte, den Anteil des Arbeiters am Produktionsertrag immer weiter zurückbleiben ließ. Nützen wird sie erst, wenn die Trusts einst in eine weitere Entwicklung treten, die letzte und wichtigste, nämlich wenn der Arbeiter im weiteren Sinne, der geistige Arbeiter inbegriffen, der Eigentümer des Trusts geworden sein wird. Dies zu erreichen, brauchen wir nun gerade nicht beim sogenannten Sozialstaate angelangt zu sein, wie wir ihn uns als das Ergebnis einer totalen Umwälzung der heutigen Staatsorganisation denken; denn die Wirkungen der zwei hier vorgeschlagenen Reformen genügen vollständig, um auf dem Wege organischer Entwicklung, also evolutionär, ein Ergebnis zu erzielen, wie es eine auf revolutionärem Wege erreichte Neuorganisation auf längere Zeit hinaus schwerlich so vorteilhaft gestalten könnte. Mit der Bodenreform wird den Trusts ihre wichtigste Grundlage entzogen; denn nur die von ihnen haben sich bis jetzt dauernd großer Erfolge zu rühmen, die sich die Herrschaft über Naturgaben zu sichern wußten, seien es Eisen-, Kupfer-, Zinn-, Zink-, Kohlengruben oder Petroleumquellen, sowie über die Verkehrsmonopole, die natürlich, als auf dem Bodenbesitz beruhend, auch Staatseigentum werden müßten, wo sie es nicht bereits sind. Mit dem Uebergange des Bodens in den Besitz des Staates werden die arbeitenden Massen, welche mittels des Stimmrechtes die Herren des Staates sind, auch die Herren der Trusts, umsomehr, als mit der Geldreform den heutigen Herren auch die Finanzmacht entwunden würde, die neben dem Bodenbesitz die Stütze ihrer Herrschaft bildet.

Es gilt also nicht, die Trusts zu bekämpfen, denn sie stellen eine fortgeschrittene Entwicklungsform des Produktions- und Zirkulationsprozesses dar, sondern die Arbeiter zu Eigentümern der Trusts zu machen. Freilich ist dies nicht die einzig denkbare Entwicklung auf organischem Wege. Viel kann auch mittels der Genossenschaften erreicht werden.

In einer 1895 von mir in England veröffentlichten Utopie „The real History of Money Island" die Ideen ausarbeitend, die ich vorher in einer kleinen, in der Schweiz veröffentlichten Broschüre entwickelt hatte, versuchte ich das Zukunftsbild einer genossenschaftlichen Entwicklung für England zu zeichnen, das sich hiezu in Anbetracht seiner berühmten Konsumvereinsorganisation am ersten eignen würde. Ich sah hiebei von jedem staatlichen Eingriffe ab, sowohl von fördernder wie hindernder Gesetzgebung, wie wir letztere damals gegen die Konsumvereine in Deutschland erlebten. Ich setzte also weder die Bodenverstaatlichung noch die staatliche Geldreform voraus. Ich ließ dagegen die Konsumvereine ihre eigene Geldreform einführen in der Richtung, die ich in der „Zeit" unter dem Titel „Währungsreform und Weltkrise" seinerzeit beschrieb. Die Konsumvereine gaben durch ihre Zentralen, die beiden Wholesale Societies (Engros-Einkaufsgenossenschaften), ein Papiergeld aus, das, da es nicht Geld nach dem gesetzlichen Begriffe war, keinen staatlichen Eingriff zu befürchten hatte. Es bestand nämlich aus Anweisungen von Warenbeträgen verschiedener Größe, von einem halben Schilling an bis zu einem Pfund Sterling. Diese Anweisungen waren in allen Konsumvereinen des Landes realisierbar. Der einzelne Konsumladen, der sie für Waren an Zahlung statt genommen hatte, zahlte dann seinerseits wieder die Engros-Genossenschaft damit, und diese suchte möglichst ihre Arbeiter und Lieferanten zu veranlassen, solche Scheine an Zahlung zu nehmen, die für sie den gleichen Wert wie Staatsgeld hatten, insoweit sie damit Waren kauften oder ihre eigenen Lieferanten zahlten. Da die Waren der Vereine nicht teuerer waren wie die in den gewöhnlichen Läden gekauften, so lag kein Grund vor, warum die Lieferanten der Wholesales oder die der einzelnen Konsumvereine — wo diese außerhalb der Vereinigung mit dem gleichen Gelde Waren kauften — nicht das Vereinsgeld annahmen; denn sie erhielten die Aufträge nur unter solcher Bedingung, und jeder Geschäftsmann weiß, wie man heutzutage alles aufbietet, um etwas zu verkaufen, an dem Geld verdient wird. Um einen Auftrag von den Konsumvereinen zu erlangen, lohnte es schon der Mühe, dafür in ihren Läden zu kaufen oder andere zu veranlassen, dies zu tun, um so die Scheine wieder an den Mann zu bringen. Ihre Mitgliedschaft, die bekanntlich sich schon heute auf etwa zwei Millionen beläuft, wuchs dadurch schnell und zählte bald den größten Teil der Bevölkerung in sich, besonders nachdem die Gewerkvereine ihren Vorteil wahrnahmen und sich das neue System nutzbar machten. Dies geschah, indem sie ihre Mittel und ganze Kraft, statt auf Streikunterstützungen, auf Errichtung von Produktivgenossenschaften warfen, denen die Kundschaft und der Kredit der Konsumvereine den Hauptanstoß solcher Organisationen aus dem Wege räumte, nämlich die Schwierigkeit des Absatzes und der Konkurrenz mit gewiegten Kaufleuten, sowie den Kapitalmangel. Sie nahmen für ihre Waren die Scheine der Konsumvereine an Zahlung und kauften damit wieder von diesen ihre eigenen Konsumartikel, sowie ihre Rohmaterialien, Maschinen &c.; nach und nach auch ihre Häuser und den Grund und Boden, dessen besonders die landwirtschaftlichen Produktivgenossenschaften bedurften. Außer den Scheinen half zu solchem Erwerb den Konsumvereinen der kapitalisierte Profit, der nun nicht mehr in Dividenden verzettelt wurde und der rapid von damals sieben Millionen Pfund jährlich auf mehr als das Zehnfache stieg, also einen großen Landerwerbsfonds gab. Immer weniger Pächter und Arbeiter fanden sich für die außerhalb des Verbands stehenden oder kein Warengeld annehmenden Landeigentümer und immer billiger boten diese ihr Land den Vereinen an, bis diese schließlich alles Land, dessen sie bedurften, eigneten und die ganze Produktion für ihren Eigenbedarf innerhalb des Rahmens der Vereinigung erstellt wurde. Wie dann ihre jährlichen Kongresse, auf denen auch die Preise festgesetzt wurden, nach und nach zu den Parlamenten des Staates wurden, aus dem Delegiertenhause der Produzenten und dem der Konsumenten bestehend, zu denen jeder Bürger in einer seiner zwei Eigenschaften wählte, die alle Angelegenheiten von diesen wichtigen zwei Gesichtspunkten aus beratschlagten, und anderes ähnliche in eine anständige Utopie Hineingehörende paßt nicht hieher. Ich wollte hier nur andeuten, wie durch die einfache Ausdehnung der heutigen Konsummarke zu einem Warengelde eine große, durchgreifende Sozialreform in den Weg gebracht werden könnte, und kontrastiere damit das Vorgehen der deutschen Gesetzgebung, die eine Beschränkung in der Verwendung der Konsummarken und der sonstigen Wirksamkeit der Konsumvereine anstrebte. Aber auch das der mächtigsten Partei im Reiche, der Sozialdemokratie, die sich, im Gegensatz zu den belgischen Genossen, dem System der Selbsthilfe, wie es sich hier eröffnet, bis jetzt eher ablehnend verhielt und von der rein politischen Arbeit alles erhofft.

Nachdem ich in England während eines Teiles der Jahre 1896 und 1897 für meine Vorschläge bei den Konsumvereinen agitiert hatte, ohne diese schweren Körper, in denen eine neue Bureaukratie entstanden ist, in Bewegung bringen zu können, ging ich nach Neuseeland, wo ich eine Tauschbank errichtete, Warennoten in Zirkulation brachte, um nun von hier aus zu versuchen, die englischen Wholesales auf den Plan eingehen zu machen, indem ich ihnen versprach, die Annahme ihrer Konsumnoten seitens der hiesigen Farmer für Nahrungsmittel und Wolle zu erlangen, wenn sie hier eine Filiale errichteten; leider vergebens, wie ich übrigens nicht anders erwartet hatte.

Es erübrigt mir nur noch zu zeigen, wie das von mir vorgeschlagene Warengeld durchaus nicht so prinzipiell verschieden von dem wirtschaftlichen Papiergelde ist und letzteres nur die erweiterte Waren

note darstellt. Beide sind keine Goldversprechen, sondern Anweisungen auf Waren, unter welchen Begriff ich Dienstleistungen einschließe. Das Zirkulationsquantum beider entspricht genau den Bedürfnissen des Warenmarktes. Bei dem wissenschaftlichen Papiergelde wird die Grenze direkt durch die Warenpreise bestimmt, bei dem Warengelde mehr indirekt durch den Warenbedarf; denn niemand wird von der Warenbank Warennoten entleihen, wenn er nicht die Absicht hat, solche für Warenkauf in Zirkulation zu bringen. Sollte es sich jedoch jemand beikommen lassen, Warennoten oder das neue Papiergeld zu thesaurieren, so kann er nicht, wie im Falle des Goldgeldes, dadurch die Zirkulation behindern; denn der Bedarf bringt sofort neues Geld in Zirkulation. Man wird übrigens im großen Ganzen überhaupt keines der beiden Zirkulationsmittel thesaurieren, weil sie nicht, wie Goldgeld, einen von der Zirkulation unabhängigen Marktwert haben. Wer Warennoten oder wissenschaftliches Geld sparen will, wird dies in Form von Buchguthaben bei der Ausgabestelle oder anderen sicheren Instituten tun, wo er jeden Augenblick bei Bedarf auf die gewünschten Noten rechnen kann. Selbstverständlich sind mir die Warennoten nur da das Uebergangsmittel zur wissenschaftlichen Papierwährung, wo der direkte Weg zur letzteren nicht gangbar erscheint, wie dies in den alten Ländern der Fall ist, die noch so tief in der Goldfessel stecken, daß fürs erste kaum an eine gründliche Befreiung zu denken ist. Auch wo sie Papiergeld ausgeben, betrachten sie solches immer nur als einstweiliges Durchgangsmittel zum allein seligmachenden Gold, wie auch der Wortlaut ihrer Papierscheine gewöhnlich zeigt. Der Vogel ist noch nicht geübt und mutig genug, sich ganz auf den Flug zu verlassen und kehrt immer wieder zum Laufen auf dem Erdboden als sicherstes Bewegungsmittel zurück. Unter solchen Verhältnissen dürfte die Warennote, von Konsumvereinen und Gewerkschaften in die Hand genommen, das beste Pioniermittel darbieten. In Ländern, wie unser Neuseeland, die noch nicht so tief in die Goldrinne eingefahren sind wie die alten Länder, aber trotzdem derart darunter leiden, daß sie auf die Dauer nicht weiter können und zum Papier greifen müssen, wird es eher möglich sein, es durchzusetzen, daß der Ausgabe dieses Papieres die hier vorgeschlagenen gesetzlichen Schranken gesetzt werden, womit das wissenschaftliche Papiergeld seinen Siegeszug durch die Welt beginnen dürfte, die sich vor einem neuen Ei des Kolumbus sehen wird. Ob Oesterreich, das der besten Währung so nahe war, aber, durch verbohrte Theoretiker verführt, zur Goldfessel unter großen Opfern zurückkehrte, erst eine Katastrophe abwartet, wie die, welche im Augenblick Rußland zur alten Praxis zurücktreibt, bleibt abzuwarten. Das Goldgeld war ein Fortschritt vom Muschel-, Vieh-, Salz-, Tabak- rc. Geld, wie dieses einer vom rohen Tausch war und wie das Papiergeld eine weitere Entwicklungsform darbietet, die aber erst in seiner Fundierung auf den Warenumschlag mittels der Umlaufsfixierung nach den Warenpreisen ihren Höhepunkt erreicht haben dürfte. „Wenn der Tausch“, sagt Robert Ellis Thompson in seiner „Political Economy“, „mit der rohen Methode des Transports auf menschlichen Rücken zu vergleichen ist und die Geldmünze mit dem Transport in Wagen mit Pferden, so ist das Papiergeld der Dampfwagen, dessen Gebrauch größere Vorsichtsmaßregeln gegen Gefahr verlangt, aber dessen höhere Nützlichkeit diesen Nachteil weit überwiegt.“ Thompsons Annahme der Notwendigkeit größerer Vorsichtsmaßregeln kann übrigens nicht einmal zugegeben werden; denn bei Pferden dürfte weit mehr Vorsicht nötig sein als bei Dampfwagen; die Durchschnittsgefahr per Passagier hat sich als weit höher herausgestellt.

In „Munera Pulveris“ sagt John Ruskin: „Der Gebrauch von Substanzen mit innerem Wert (intrinsic value) als Währungsmaterial ist eine Barbarei, ein Ueberbleibsel aus dem Zustand des Tausches, der allein den Handel unter Wilden möglich macht.“

(Schluß folgt.)

Der lachende Philosoph.

Die Alten haben, man weiß nicht warum, den Demokrit so genannt. Ich schlage vor, das Epitheton auf David Hume zu übertragen, der zeitlebens sich selbst und die Welt nicht boshaft verspottet, sondern herzlich belacht hat. [illegible] Freund [illegible] und wenn er aus heiterer Gesellschaft, von einem frohen Mahle oder [illegible] Spiele zurückkehrte zu den [illegible] [illegible] Unsterblichkeit [illegible]

[illegible] und Weisheit, [illegible] und [illegible] [illegible] aus dem Herzen [illegible]

[illegible]

Mure: „Ich habe mir eine Feder geschnitten, sie in die Tinte getaucht und mich in Schreibpositur gesetzt, ohne vorher daran zu denken, womit ich Sie unterhalten könnte. Ich vertraute meinem Genius, der mir schon etwas eingeben werde; aber nachdem ich mir dreimal den Kopf gekratzt, dreimal in die Nägel gebissen und immer noch keinen geeigneten Gegenstand in Sehweite erspäht hatte, warf ich unwillig meine Feder hin und rief ihr zu: O du dummes Werkzeug, so läßt du mich nun im Stich! Als ein falscher Freund willst du mich hindern, dem treuen Mure meine Freundschaft auszudrücken, der deine Bosheit nur allzugut kennt und dich darum höchstens im äußersten Notfall einmal in die Hand nimmt, während ich Dummkopf auf Schwert, Richterrobe, Priesterkleid und Damenkabinett verzichtet und auf dich allein mein Glück zu bauen versucht habe. Fort mit dir! Kehre zurück zu deiner Gans, der du wenigstens von Nutzen warst; hast du sie doch in den Aether hinaufgetragen. Erkennst du nicht, wie sehr der, in dessen Hand du geraten bist, deiner Mutter ähnlich sieht, und daß du auch ihn ein wenig beschwingen solltest?“ Am 10. März 1751 spricht er von der Heirat seines Bruders. „Zum erstenmal in seinem Leben hat er sich in ein Geschäft eingelassen, dessen Ertrag er nicht zu berechnen vermag. Mit welcher Arithmetik könnte man wohl auch den Feingehalt eines Weibes herauskriegen? Selbst Isaak Newton, der die Bahn der Planeten maß und die Erde auf seiner Wagschale wog, hatte nicht Algebra genug, die Gleichung für das x aufzustellen, das man die schönere Hälfte des Menschengeschlechtes nennt. Die Weiber sind die einzigen himmlischen Körper, deren Bahnen zu bestimmen bis jetzt noch nicht gelungen ist.“ In demselben Briefe läßt er einem Rechtsanwalt dazu gratulieren, daß dieser ihn an Korpulenz noch übertreffe und bemerkt, er habe eben im Strabo gelesen, daß manche gallische Städte ein Normalmaß für Bäuche gehabt und die dieses Maß überschreitenden Bäuche besteuert hätten. „Seiner Ehren und ich würden schlecht fahren, wenn das Parlament diese Art Steuer einführte, und eigentlich wundere ich mich darüber, daß der Schatzkanzler noch nicht darauf verfallen ist. Luxussteuern sind populär, und ein dicker Bauch ist sicherlich kein notwendiges Möbel, sondern ein höchst überflüssiger Zierrat und noch dazu ein Beweis dafür, daß der Eigentümer sein Einkommen schlecht verwendet; ihn durch Besteuerung auf das Normalmaß zurückzuführen und so seinen Mitbürgern wieder gleich zu machen, würde nur gerecht sein.“ Das steht noch dazu in einem Brief an eine Dame! Seinem Freunde Dr. Clephane schreibt er am 4. Februar 1752: „Ich platze vor Eitelkeit, wenn ich nicht, nachdem ich zum Schaden meiner Gesundheit aus Anstandsrücksichten alle Ausbrüche gewaltsam unterdrückt habe, endlich einmal meinen Stolz herauslasse, und Sie, als Arzt, werden mich hoffentlich mit ein bißchen Schmeichelei kitzeln und so die Entleerung meines Leibes von der materia peccans befördern. Das große Ereignis betrifft ja nicht mich allein: die Philosophie, die Wissenschaft, die Literatur, die Tugend triumphiert in mir: ich bin Bibliothekar mit 40 Pfund Gehalt geworden! Sie werden sagen, seit Caligula, blödsinnigen Angedenkens, sei niemals mehr ein Triumph über eine solche Kleinigkeit gefeiert worden. Bitte, urteilen Sie nicht nach dem Schein!“ Am darauf folgenden Neujahrstage schreibt er demselben Arzte: „Lieber Doktor! Ich brauche Sie wohl nicht darüber zu belehren, daß in manchen zivilisierten Ländern die Sitte der Neujahrswünsche besteht. Diese scheinen zwar bloße Formalität zu sein, stiften aber wirklichen Nutzen. Es werden dadurch Verbindungen aufrecht erhalten, Freundschaften wiederbelebt, Streitigkeiten geschlichtet, Nachlässigkeiten gesühnt, Korrespondenzen erneuert. Ein Mann, der so lange in Sünden gelebt hat, daß er nicht mehr weiß, wie er auf den Weg des Heils zurückfinden soll, nimmt dieses Jubiläum wahr und erlangt vollkommenen Ablaß. Man kennt Fälle, wo solche begnadigte Sünder nachher große Heilige geworden sind und einen Schatz von opera supererogatoria aufgehäuft haben, und so komme denn auch ich in bußfertiger Gesinnung und mit dem Versprechen der Besserung zu Ihnen, teuerer Doktor.“ u. s. w.

Auf seiner Reise nach Turin (als Begleiter eines militärischen Diplomaten) schreibt er von Wien aus an seinen Bruder am 25. April 1748: „Die 200.000 Köpfe zählende Einwohnerschaft dieser Stadt besteht aus Adeligen, Lakaien, Soldaten und Priestern. Du wirst mir zugeben, daß an einem von diesen vier Menschenklassen bewohnten Orte die Kaiserin-Königin nichts Schwierigeres unternehmen könnte als das, was sie sich in den Kopf gesetzt hat, nämlich: diese Gesellschaft absolut keusch zu machen. Sie hat ein Keuschheitstribunal errichtet und alle liederlichen Frauenzimmer an die türkische Grenze schaffen lassen, wo sie nur noch die Ungläubigen verführen können. [illegible] es dich nicht zu vernehmen, daß die Majestät [illegible] die Strafen verwendet werden, die du zahlen mußt. [illegible] bezog damals, wie öfter vor- und

[illegible] wie im Kreise seiner gleichgesinnten [illegible] Gesandtschaftssekretär in der Pariser [illegible] die Damenkreisen, mit denen er vom [illegible] will, von der Pompadour [illegible] Gleichmutes nicht ganz [illegible] gewesen sein, wie [illegible] Schlächtermeister- oder Bäckermeister- [illegible] Weise nicht das mindeste verriet.

von den vornehmsten, schönsten, elegantesten Frauen umschwärmt, vergöttert und beinahe zerrissen wurde. Gleich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes fiel ihm bei einem Gesellschaftsspiel die Rolle eines Sultans zu, der die Herzen zweier Odalisken bezwingen sollte. Man placiert ihn auf ein Sofa, zwei schöne, junge Damen setzen sich rechts und links von ihm und erwarten seine Attacke. Er schlägt sich in tötlicher Verlegenheit abwechselnd auf die Knie und auf den Bauch und stottert: „Da sitzen Sie nun, meine Gnädigen, ja, da sitzen Sie nun — —" wohl eine Viertelstunde lang. Endlich springt die eine auf und ruft: „Dachte ich mir's doch! So ein Ungetüm kann ja nichts als Fleisch essen!" Er nahm es nicht übel, wenn andere ihn wenig schmeichelhaft charakterisierten, und entwarf selbst solche Charakterschilderungen von sich. Elephane sollte ihm in London eine Wohnung besorgen und dem Wirte sagen: „Der Mieter ist ein tugendhafter, mäßiger, bescheidener, ruhiger, gutherziger Mann von schlechtem Charakter." „Die Menschen", äußerte er einmal zu Adam Smith, „sind doch ungemein gutmütig; ich habe über so viele heikle Gegenstände geschrieben und mir nicht einen einzigen Feind gemacht — ausgenommen natürlich sämtliche Whigs, sämtliche Tories und sämtliche Christen." Einmal tritt er laut lachend bei Lord Charlemont ein. „Nun," fragt dieser, „was stimmt Sie denn so heiter?" „Der beste Witz, den ich in meinem Leben gehört habe! Ich beschwere mich in einer Gesellschaft darüber, daß ich von der Kritik so heruntergerissen werde; ich habe doch, sage ich, so viel hundert unanstößige und nur ein paar anstößige Seiten geschrieben. Da spricht ein Herr: Ich kannte einen Notar, der wegen Fälschung gehängt werden sollte und diese Strafe für ungerecht erklärte, da er seine Namensunterschrift viel tausendmal unter echte Dokumente gesetzt habe und nur ein einziges mal unter ein gefälschtes." Nur einmal nahm er einen Scherz übel, weil dieser nach Ernst schmeckte. Ein Kassenbeamter, dem man allgemein einen vortrefflichen Charakter zuschrieb, war mit Bankgeldern durchgebrannt. „Das verstehe ich nicht", sagte Hume. Sein Freund, der Dichter Home, erwiderte: „Ich kann mirs erklären; er hat schlechte Bücher gelesen." — „Was denn zum Beispiel?" — „Nun, zum Beispiel Humes Essays." — Die letzte Wohnung, die Hume in Edinburgh bezog, lag in einer Straße, die noch keinen Namen hatte. Eine lustige junge Dame schrieb mit Kreide an Humes Haus: Sankt Davids Straße. Sein Stubenmädchen meldete ihm voll Entrüstung diesen Spott. „Laß es gut sein, Mädel", sagte er; „es ist schon so manchen Leuten, die besser waren als ich, passiert, daß man sie heilig gesprochen hat." Im Hause eines Bekannten, namens Adam, traf er einmal nur drei junge Damen an. In deren Gesellschaft brach er mit dem Stuhl ein. Nachdem sie ihm unter Gelächter auf die Beine geholfen hatten, sprach er: „Sagen Sie doch Herrn Adam, er soll ein paar feste Stühle bereit halten für gewichtige Philosophenbesuche." Eine gefeierte Schönheit, die nicht mehr ganz jung war, bekannte ihm einmal, daß ihr Erkundigungen nach ihrem Alter unbequem seien und fragte, wie sie sich in solchen Fällen wohl helfen könnte. Er antwortete: „Sagen Sie nur, Sie seien noch nicht zu den Jahren der Unterscheidung gelangt." Bei einer stürmischen Fahrt über den Firth of Forth schrie dieselbe Dame vor Angst. „Ja, ja," sagte Hume ganz ernsthaft, „nur noch wenige Minuten, so werden uns die Fische fressen." „Um Gottes willen! Bei wem werden sie wohl anfangen?" „Wenn sie gefräßig sind, bei mir, wenn sie Epikuräer sind, bei Ihnen."

In den letzten Jahren, als er schon sehr unbehilflich war, fiel er einmal auf einem Spaziergange in eine morastige Grube. Da er sich nicht herauszukrabbeln vermochte, bat er eine vorübergehende Frau, ihm zu helfen. Die Frau trug Bedenken, den berüchtigten „Deisten" aus der Not zu retten, in die ihn die göttliche Vorsehung versetzt habe. „Aber, liebe Frau, sagte Hume, lehrt nicht die christliche Religion, selbst unsere Feinde zu lieben?" „Wenn Er sich auf die christliche Religion beruft," erwiderte sie, „dann mag Er auch selbst ein Christ werden. Er soll mir nicht eher herauskommen, als bis Er das Vaterunser und den Glauben aufgesagt hat." Das tat Hume zu ihrer Verwunderung, und sie half ihm nun heraus. In seiner letzten Krankheit meldete sich eine fromme Frau aus Leith, die Gattin eines Lichtziehers: sie habe von Gott den Auftrag empfangen, ihn zu bekehren. Sie drängte so lange, bis man sie zu dem Kranken hineinließ. Hume sagte: „Das will überlegt sein; Sie werden Ihr Werk besser vollenden, wenn sie vor dem Beginne eine kleine leibliche Erfrischung nehmen." Er ließ Wein bringen und unterhielt sich gemütlich mit der Frau. Sie klagte über schlechte Geschäfte, er machte eine ansehnliche Bestellung, und darüber war die gute Frau so erfreut, daß sie ihre himmlische Sendung vergaß und nach Hause eilte, um ihrem Manne die frohe Botschaft zu bringen. Kurz vor seinem Tode scherzte er mit den Freunden über Charons Nachen. Er für seine Person sei zwar vollkommen bereit, einzusteigen, aber angenommen, daß er es nicht wäre, was könnte er wohl da für Ausflüchte ersinnen? Wenn er zuletzt, nachdem er sich lange genug mit Charon herumgezankt, noch sagte, er möchte gerne noch vor seinem Tode die Menschen vom Aberglauben kurieren, werde Charon vollends die Geduld verlieren und ihn anschreien: „Marsch hinein, du widerspenstiger Halunke, glaubst du denn, ich werde noch so und so viel hundert Jahre auf dich warten?" Und noch in seinem Testament hat er gescherzt. Hume ist eine andere Schreibweise für die gebräuchlichere des schottischen Namens Home. Mit dem Dichter Home stritt er manchmal über zwei Dinge: über die Schreibweise ihres Namens und über den Weingeschmack; Home mochte keinen Portwein. Ein Kodizill nun zu Humes Testament lautet: „Ich hinterlasse meinem Freunde Mr. John Home of Kilduff zehn Dutzend Flaschen meines alten Clarets und eine Flasche Portwein. Wenn er mit seiner Unterschrift als John Hume bescheinigt, daß er die Flasche Portwein in zwei Sitzungen ausgetrunken hat, so bekommt er noch sechs Dutzend Flaschen von dieser Sorte, und schafft damit die einzigen Streitfragen über irdische Dinge, die zwischen uns bestanden haben, aus der Welt."

Neiße. **Karl Jentsch.**

Ueber französische und deutsche Kultur.

Reisegespräche.

I have ever hated all nations and communities, and all my love is towards individuals.
Swift an Pope, 29. September 1725.

I.

Vergangenen Herbst fuhr ich mit einem der klügsten Franzosen der Gegenwart von Vendôme nach Paris. Schlösser und Hütten, Riesenwälder, lichte Pappelgruppen an langweiligen kleinen Flüssen, Mühlen und alte Kirchtürme waren an uns vorübergeflogen, und ich dachte zurück an den verflossenen Abend, an eine nächtliche Fahrt nach einem wundervollen, mittelalterlichen Schloß und an ein vollendetes, und wenn ich so sagen darf, erhebendes Diner. Denn Götter hätten hier tafeln können, ohne sich zu schämen.

Nur die Konversation war nicht auf der entsprechenden Höhe gewesen. Die üblichen Gesprächsthemen in der Provinz: die Jagd, das Automobil und die religiösen Zustände, waren ergiebig und einmütig verhandelt worden; von dem damals eben erfolgten Besuch des italienischen Königspaares in Paris gelangten dafür nur einige Verstöße beim Empfang in Versailles zu ausführlicher und höhnischer Erörterung. Der Rest war Schweigen.

Nun hatte ich Paris während der Festlichkeiten gesehen und, meinem Empfinden nach, nahm es sich gerade in diesen Tagen in der verhältnismäßig etwas naiven Schmückung der Häuser und Straßen am wenigsten zu seinen Gunsten aus. Was sollen auch Fähnchen und provinziale Jubeltransparente auf einer Place Vendôme viel ausrichten? Vollends am Gala-Abend, im Lichtermeer der illuminierten Kugel-Guirlanden und Triumphbögen schien es, als zöge sich für den Abend die stolze, herrliche Stadt hinter einem riesengroßen, funkelnden Kasperltheater zurück.

Ich hatte der Einfahrt des Königs von einem Hause der Champs Elysées aus zugesehen und war über die verhältnismäßige Stille in der Avenue etwas verwundert. Einer der Anwesenden erklärte mir jedoch, das Demonstrative läge nicht in der Art der Franzosen.

Ein Zufall aber wollte, daß mir gerade an diesem Tage ein ganz anderes Paris, das der Revolution, lebhaft veranschaulicht wurde. Denn einige Stunden später führte mich mein Weg durch eine jener schmalen Straßen, die das Elysée umgrenzen. Ich dachte für den Augenblick nicht mehr an die Anwesenheit des Königs, als ich auf die denkbar peinlichste Weise daran erinnert wurde. Von einem Strom von Menschen plötzlich fortgerissen und umringt, gab es für mich kein Vorwärts noch Zurück. In der Angst zu fallen und von dem schrecklichen Dunst bedrängt, sah ich ratlos umher und erblickte da zu meiner Verwunderung und Freude in nächster Nähe, friedlich an einem Baum gelehnt — einen unbesetzten Stuhl. Rasch darauf springend und so dem Haufen einigermaßen entzogen, wollte ich hier ruhig warten, bis er sich zerstob.

Wer die Franzosen für nicht demonstrativ hielt, der wurde nämlich hier eines anderen belehrt. Weder nach rechts, noch nach links sehend, schrieen sie da gerade hinaus, halb betäubt, halb wie die Wilden, nach der Königin. „Kommen sie bald?" frug ich beklommen einen wenig anziehenden bestürzten Vertreter des stärkeren Geschlechtes. — „Sie sind schon vorüber!" gab er mir zur Antwort.

Dies erklärte nun zwar den disponiblen Stuhl. Warum aber beharrte diese Menge nach wie vor an der Stelle, belagerte alle Ausgänge und schrie mit heiserer Stimme: „La reine! nous voulons voir la reine!" Und plötzlich, von meinem erhöhten Posten auf [illegible] herabsehend, war mir, als erkannte ich sie genau wieder als jenes selbe leichtsinnige, schnell überschäumende Volk, das, unfähig sich zu besinnen, die blutigen Köpfe so mancher harmloser, zur Unzeit geborener Opfer zu heiligen Bildsäulen erhob und in diesen Straßen wütete. Ich erkannte den furchtbarsten Pöbel innerhalb der zivilisiertesten und feinsten Nation! Ich erkannte den unglücklichen Augenblick in der Geschichte eines durch seine Regsamkeit und Kultur so ausgezeichneten Volkes, das vor seinem eigenen herrlichen Freiheitsgedanken [illegible] bestand, und seine edle Saat mit dem eigenen Blute so unheilvoll tränkte! Während über das ganze zivilisierte Europa ein belebender Zug jenen Freiheitsideen entströmte, in ihrer Heimat, an ihrem Quell selbst, weilen unversöhnt, unüberzeugt, die Rachegeister der Gemordeten. Jeden Hauch veränderter Gesichtspunkte und neuer Begriffe

hielten sie zürnend von ihren Nachkommen ab, und nicht das Leben, wie es sich seitdem erhob, nicht das Königtum, wie es sich seitdem verjüngte — ein altes, verstaubtes, ewig überwundenes Königtum möchten diese in vergoldeten Kutschen einholen und begrüßen! Man muß sie gesehen haben, diese politischen Mumien, im Leben oft die reizendsten Menschen. An die hundertjährigen Hecken, die das Dornröschen von der Außenwelt trennten, wird man in ihren Schlössern gemahnt. Und weit genug fühlte ich mich hier von meinen Pariser Erlebnissen getrennt. Allein ich hütete mich wohl, und zwar aus Widerspruchsgeist, bei jenem Diner irgendwelche abfällige Kommentare aus der Hauptstadt zu liefern; sie hätten allzu bereiten Erfolg gefunden! Eine Dame in einem beneidenswerten Perlendiadem äußerte sich, es sei unbedingt heroisch vom König von Italien, ein so heruntergekommenes Land wie Frankreich offiziell zu betreten, und frug mich über den Tisch herüber, ob wir im Ausland gegenwärtig die Franzosen nicht sehr von oben herab behandelten?

War es der hohe Saal, die edlen Bilder an den Wänden, der Prunk der strahlenden Rosen, die aus der Erde emporzublühen schienen, war es der herrliche Rahmen dieses Festes, der mich hinriß? Denn wie ein Glockenspiel, das, einmal aufgezogen, ausklingen muß, gerieten da meine eigenen, bisher noch kaum bestimmten Eindrücke in Schwung, und unaufhaltsam drängten sie hervor. „Ist Ihre Verfassung als solche", erwiderte ich in schüchternem Frageton, „der Grund Ihrer Verstimmung Ihrem eigenen Lande gegenüber? Aber Ihre große Majorität ist doch nun einmal republikanisch?" „Die ganze erste Gesellschaft Frankreichs würden Sie anderer Meinung finden" gab mir die Dame zur Antwort.

„Ach," seufzte ich, „es gibt nur erste Menschen."

Ich erschrack selbst über die Bestürzung, welche diese Worte hervorriefen: „Nicht nur, daß ich Gesellschaften anerkenne," fügte ich erklärend hinzu, „ich glaube jedoch an so Vieles, so Verschiedenartiges und an die Berechtigung so mannigfaltiger, scheinbar entgegengesetzter Anschauungen, weil sie mir vielmehr gemacht erscheinen, einander zu erfüllen und zu ergänzen, als einander auszuschneiden!"

Hier trat nun derselbe Franzose, der jetzt im Eisenbahncoupé hinter seinen Zeitungen vergraben mir gegenübersaß, für mich ein: „Der höhere Mensch kann nicht demokratisch genug, er kann nicht aristokratisch genug sein", sagte er. „Worin beruht die Macht und Würde des englischen Adels, wenn nicht in seiner demokratischen Affiliation, und woran ging unser Königtum zugrunde, als in seinem Mangel an demokratischer Basis?"

„Sind Ihnen die jetzigen Machthaber lieber? sagte die Dame mit dem Perlendiadem, welche die Place de la Concorde nie anders als „Place Louis XV." nannte. „Sehen Sie sich doch die Elemente an der Spitze unserer Verfassung an!"

„Bedenken Sie dagegen den Spielraum, den Sie ihnen gelassen haben!" rief er. „Bedenken Sie, daß es bei Ihnen zum guten Ton, zum eleganten Losungsworte gehört, sich für Politik nicht zu interessieren. Wie sehr mußte dies im Laufe der Zeit ein solches Land, aber besonders das geistige Niveau einer solchen Gesellschaft schädigen. Eben weil wir Ihr Kontingent so hoch anschlagen, erscheinen Sie uns mit nichten unverantwortlich für Extreme, die wir mit ihnen beklagen und als deren erbittertste Ankläger Sie sich erheben. Denn Ihre Geschichte (und er deutete auf die Wände, von welchen die Ahnen des Hauses in Harnisch oder Lockenperücken herniedersahen) ist nicht mehr wie bisher, die Ihres Landes, indes fremde Herrscherhäuser ein so weit gehendes Verständnis für die großen Strömungen an den Tag legten, welche die Welt Frankreich verdankt, und welchen die ganze erste Gesellschaft Frankreichs widerstrebt!"

II.

Immer schneller fuhr der Zug dahin, mit seinem gleichmäßig rauschenden Gerolle, das uns schweigsam macht und unsere Nachdenklichkeit isoliert und erhöht. Draußen lag schon Blässe über das Land gebreitet und die Wälder atmeten herbstliche Klagen. Blässer noch, im langen, regelmäßigen Viereck, schimmerte da, wie entschlafen, ein künstlicher Teich, und weiter zurück, fast geisterhaft, das prunkvolle Versailles mit den majestätischen Senkungen seiner Terrassen.

„An was denken Sie?" frug mich da plötzlich mein Reisegefährte.

„Wie soll ich das der Reihe nach sagen?" erwiderte ich. „Gedanken können sehr wohl in Schwärmen auf uns eindringen und ebenso wieder verfliegen."

„Aber ein Vogel in der Hand", sagte er, „ist besser, als viele auf dem Dache!"

„Nun, ich dachte an Ihre [illegible] Theorien und geriet dabei [illegible] Aeußerungen nämlich, welche die [illegible], den Charakter einer Nation am intensivsten oder am [illegible] zeigen und fesseln mich zumeist, denn [illegible] auf Deutschland, was immer im Ausland mein [illegible] [illegible] ich nenne, wie mächtig innerhalb eines kleinen [illegible] [illegible] [illegible] er sie [illegible], und daß in einer Welt, die überall [illegible] unter Menschen, die sich [illegible] sind, [illegible]

„Ich zweifle, daß wir es alle zur Genüge wissen. Denn diese Differenzierungen sind gegenwärtig so weit gediehen, daß drei hervorragendste europäische Nationen, die Deutschen, Franzosen und Engländer, die, rein menschlich gesprochen, einander am vollkommensten ergänzen, tatsächlich außerstande gesetzt sind, einander in ihrer Wesenheit wirklich zu durchdringen und psychologisch fast unüberbrückbar fern einander gegenüberstehen!"

„Wollen Sie Ihre Eindrücke nicht näher bestimmen?" fragte er.

„Zum Beispiel", sagte ich, „leugnen wir Deutsche gar nicht, daß es eine „bêtise allemande" gibt! Inzwischen wurde ich nun aber mit der fine fleur der Ihrigen bekannt. Aber Sie glauben nicht, wie weltverschieden die beiden von einander sind! Wie viel unbestimmter, breiter, verschwommener die unsere, wie viel greifbarer, logischer durchgeführt, ich möchte sagen „abgeschliffener" die ihre ist, welches Talent sie hat, sich zu veräußern! Die beiden „bêtises" erkennen sich nicht wieder."

„Daraus folgt nicht, daß sich die Klugen nicht verständigen könnten!"

„Aber auch da", sagte ich, „ist mir eines zumeist aufgefallen: die Schwierigkeit für den Ausländer, sich in seiner Beurteilung der Franzosen zurechtzufinden, beruht darin, daß er den französischen Geist von der französischen Kultur, die davon wesentlich verschieden ist, nicht genügend unterscheidet. Es fiel mir auf, wie sehr der Formensinn in allen seinen Aeußerungen, in Kleidung, Möbel und Gewerbe, auf allen Gebieten des äußeren Lebens, bis hinauf zu den bildenden Künsten, bei Ihnen seine eigentliche Heimat hat. Der sichere Instinkt des Schönen ist da von einer Aera zur anderen Ihr Monopol. Angesichts gewisser Gärten, Bauten und Fassaden, gewisser Plätze in Paris war ich von Bewunderung, ja von Verehrung für die Franzosen ergriffen, denn sie erschienen mir als die Lehrer der Welt. Aber trotz jenes großen Stilgefühles, das den Geschmack zur Kunst erhob und veredelte, trotz jener Gründlichkeit und Vollendung, jenes strengen Maßes, das Ihre Leistungen krönt, ist es nicht seltsam, daß auf rein ideellem Gebiete gerade in Ihrem Lande das Ueberschwängliche, Extreme und Maßlose sich freier als anderswo entfalten, das dort ein buckliges Genie wie Hugo ein halbes Jahrhundert beschatten durfte, während in dem rauhen Deutschland ein Mann wie Goethe unser Geistesleben adelte?"

„Hugo ist ein großer Poet; wir haben jedoch größere Geister, die Sie füglicher hier nennen könnten!" sagte er.

„Ich nannte ihn, weil er so typisch ist", bemerkte ich.

„Werden Sie mir dann auch einige Kritiken gestatten?" frug er. „Aber Sie sehen zum Fenster hinaus? Sind Sie schon zu Ende mit unseren „Extremen"?"

„Ach," seufzte ich, „Frankreich bleibt doch wie ein Garten voll Blumen, mit Schlössern und Gütern besät! Kürzlich", fuhr ich, zu ihm gewendet, fort, „sah ich ein Schloß, in dem die Schlafzimmer genau aussahen wie Zellen. Das einzige, was den strengen Eindruck etwas milderte, waren Büchergestelle, die den Wänden entlang liefen, aber wohin man auch sah, waren es ausschließlich Gebet- und Erbauungsbücher. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß Sie bei uns in solchen Bibliotheken auch eine Schiller- und Goethe-Ausgabe vorfänden."

„Ich möchte nur wissen," sagte er, „ob die Deutschen ihren Goethe nur halb so viel lesen, als sie ihn zitieren!"

„Es ist schon etwas," erwiderte ich, „daß wir so gerne mit ihm renommieren! Hingegen lernte ich neulich eine Verwandte Mussets kennen, die mir erklärte, einer solchen Verwandtschaft könne sie sich nur von ganzem Herzen schämen! Flaubert zu lesen, habe ihr Gatte ihr zeitlebens untersagt; es hätte jedoch seines Verbotes nicht bedurft, da sie, gottlob, den Schlamm nicht liebe!"

„Aber solche Leute", rief er, „gibt es doch überall!"

„Der Unterschied, wie gesagt, liegt nur im Grad. Ich hörte in Frankreich Sonntagspredigten, die bei uns nicht möglich wären. Eine junge laisierte Klosterfrau klagte mir ihre Not mit den Dorfkindern; von den Volksschullehrern würden sie unterwiesen, nicht darauf zu achten, was ihnen der Pfarrer von der Kanzel lehrte, und dieser wiederum malte der Gemeinde die Autoritäten des Landes mit den fürchterlichsten Farben hin. Tatsächlich habe ich nichts betrüblich Unfrommeres gesehen, als das französische Bauernvolk, wenigstens in der Gegend, von der wir kommen. Dafür traf ich dort unter den begüterten Familien nicht einen einzigen Knaben, dessen Erziehung unter einer anderen Obhut als der eines Abbés stand. Aber ich fürchte," schloß ich, „Sie sind im Grunde gereizt. Traurige Erörterungen sind zwischen Leuten verschiedener Nationalität nicht der Brauch. Wahrheiten sagt man sich nur in den Zeitungen und zu einer Aussprache pflegen wir da nicht zu kommen. Und doch hätten wir so viel von einander zu [illegible]"

„Ich finde Sie jedoch zumeist mit Ihren eigenen Vorzügen und mit unseren Mängeln beschäftigt."

„Nein!" rief ich. „Denn nichts regt ja, wenigstens meinem Gefühle nach, gerade unseren patriotischen Eifer so stürmisch an, wie [illegible] Anerkennung für die Vorzüge fremder Nationen. Solche Empfindungen erregten in mir der unschätzbare Formensinn, die bewunderungswerte Reinlichkeit, welche Paris zu einer der vollendetsten Kunst-

gebungen menschlicher Kultur erhob und inmitten so gefahrvoller Geschicke stets auf seiner Höhe zu erhalten wußte. Und mit eben solchen Empfindungen bewunderte ich anderseits in England den praktischen, nie ins Kleine sich verlierenden Ueberblick, das englische Erziehungssystem, die englische Hygiene und Aesthetik, kurz alles, wodurch dies Volk zur glücklichsten und schönsten Nation der Welt geworden ist."

„Aber Ihr Eifer ist ja die reine Utopie!" rief er. „Die Vorzüge der Franzosen und Engländer sind Ihnen entzogen, weil Sie eben Deutsche sind!"

„Zu welchem Reichtum gerade unser Wesen sich entfalten kann," sagte ich, „dafür bürgen unsere großen Männer."

„Immer diese großen Männer! Sie sind noch lange nicht die Nation. Und Sie vergessen, daß noch keine von ihren eigenen großen Idividuen so unumwundene und einmütige Aussprüche des Tadels erfuhr, wie die deutsche."

„Weil niemand besser als diese so vollendeten Typen die Tiefe und Fülle unserer Anlagen erkannte."

„Aber was nützte es?" sagte er. „Die Deutschen bearbeiten meist nur e i n e Geisteskraft. Es ist Lichtenberg, wenn ich nicht irre, der ihnen dies vorwirft. Daher gewisse Rückstände, die sich sonst nicht erklären ließen, und daher noch heutzutage unter Ihren gebildeten Ständen jene merkwürdigen, provinzialen, für einander ungenießbaren, sich argwöhnisch von einander abschließenden sogenannten „Kreise", über die wir lächeln. Was nützt es, daß sie denken, wenn sie die Kunst des Lebens nicht erlernen? Durch ihre minder durchdringende, minder ausgeglichene Kultur bleiben sie der Kritik fremder Nationen ausgesetzt."

„Ein glücklicheres Ebenmaß", sagte ich, „könnte diese Kritiker über schwerer zu beseitigende Mängel hinwegtäuschen. Wir sind noch im Werden. Das ist auch etwas Schönes."

„Wir sind alle im Werden!" rief er. „Aber warum unterschätzen Sie jene Großzügigkeit, die Ihrem gesellschaftlichen Leben fehlt?"

„Bei uns", sagte ich, „machen sich die klugen Leute nichts aus der Geselligkeit, weil sie ganz ihrer Arbeit leben."

„Bei uns arbeiten sie ebenso", sagte er. „Und Sie irren! Kluge Leute sind von Natur nicht einsamer als andere. Aber sie wollen h e r r s c h e n! Die Berechtigung ihres Einflusses, wie ihr Prestige gestehen wir Franzosen ihnen in weit größerem Maße zu; die Deutschen dagegen sind hierin viel demokratischer als wir; und dies ist der Grund, warum ihrem Verkehr jener Zug und jenes Interesse fehlt, das ihrem geistigen Niveau entspräche. Dazu kommt, daß bei ihnen der Prozentsatz zwar sicher nicht der Reisenden, aber der „Bereisten" ein so geringer ist. Man kann ja", fuhr er fort, „den Kosmopolitismus zu weit treiben; wo aber die für denselben unentbehrliche Voraussetzung einer wahren und vererbten Kultur vorhanden ist, bildet er deren letzten Abschluß und verleiht u. a. jenen nicht zu unterschätzenden Ueberblick in der Menschenkenntnis der eigentlichen Leute von Welt. Bei Ihnen reisen jedoch die Vermögenden wie die Windsbraut durch ganz Italien und wieder retour, haben Italien und nichts von der Welt gesehen, und ein anderesmal fahren sie mit derselben Eile nach Paris, sehen mit diebischer Freude alle Café chantants und wissen viel von den Boulevards, aber nichts von den Franzosen!"

„Und Sie sind der Mann," rief ich, „der mir vorhin meinen utopischen Eifer vorwarf, als ich sagte, wir hätten so viel von einander zu lernen. Es sind doch nur die Frauen logisch."

„Sie vergessen nur zu gern," lachte er, „daß es auch politische Gesichtspunkte gibt."

„Was andere besser verstehen," sagte ich, „überlasse ich ihnen lieber ganz, und ich finde es anregender, die Dinge von einer anderen Flanke aus, die mir mehr Uebersicht gewähren kann, zu betrachten. Von einander getrennt, stellten sich mir da, wie die Begriffe, von welchen Sie gestern sprachen, so auch die hervorragendsten Nationen, in ihrem Gesamtbild als mangelhaft dar. So recht von Herzen froh wird man nirgends! Ich bin für psychologische Eroberungen und ich sehe nicht ein, warum ich nicht in hundert Jahren recht haben sollte. Aber hier sind wir ja", rief ich mit einem Gefühl großer, plötzlicher Lebensfreude, „in Ihrem schönen Paris!"

Langsam rollte der Zug in die große Halle der Gare d'Lazare.

München. **Annette Kolb.**

August Strindbergs neuer Roman.

I.

Wenn man in diesen Tagen mit Strindbergs neuem Roman in der Hand dasitzt, dann schweift der Gedanke ganz von selbst zurück zu den vergangenen Zeiten, als das Buch erschien, das „D i e g o t i s c h e n Z i m m e r" fortsetzen, das Buch, das der Frühlingssturm im Leben seines Verfassers und in unserer ganzen modernen Dichtung war. Wie lange ist es doch her, daß „Das rote Zimmer" das Licht der Welt erblickte. Ein Vierteljahrhundert! Man war noch Gymnasiast in dem alten Gymnasium zu Riddarholmen, aber wenn man in den Pausen den Kai entlang spazierte, drang mit dem pfeifenden Frühlingswind vom Meere August Strindbergs Name in den Sinn. „Das rote Zimmer", das klang lockend und phantastisch, wie der Name des geheimen Zusammenkunftsortes von Verschwörern und Brandstiftern. Im roten Zimmer funkelten und sprühten sicherlich Aufruhrsgedanken, vor denen die alten schwedischen Herren in der Riddarholmskirche ihre morschen Gebeine im Grabe umdrehen würden; von dort mußte eine Kampfeshymne über das ganze schwedische Land brausen, die jener der eben befreiten Wellen und der lenzblauen Luft verwandt war. Noch bevor man das Buch gelesen — und nachher natürlich noch hundertmal mehr — verwob es sich mit dem Jugendmut und Jugendtrotz in unserer eigenen Brust. „Das rote Zimmer" wurde für eine ganze Generation zuerst ein heiliges, dann ein klassisches Buch — und kaum hat seit Thorilds Passionen ein einzelnes schwedisches Dichterwerk eine so vollständige Frontänderung in unserer Literatur und eine solche Sammlung junger neuer Kräfte hervorgerufen.

Nicht ohne Wehmut erinnert man sich jetzt vor dem 25 Jahre später erschienenen Fortsetzungswerk an alles dies und nimmt den zerlesenen Band vom Bücherbrett. Diese Wehmut gilt weniger dem rein Aesthetischen. Freilich können sich „Die gotischen Zimmer", was die Gestaltungskraft, den Glanz und den Reichtum betrifft, keineswegs mit dem „roten Zimmer" messen, wo der ganze Kraftüberschwang einer genialen Jugend berauschte und blendete. Aber „Die gotischen Zimmer" sind doch in keiner Weise ein dürftiges Werk. Die Einfälle und Paradoxe flackern und leuchten noch in diesem Buche wie die Irrlichter der Herbstnacht. Die Jahre haben dem mörderischen Kreuzfeuer der Strindberg'schen Satire nichts anhaben können. Bedenkt man, daß die Arbeit von einem Dichter stammt, von dem man sagen muß, daß er den Zenith passiert hat, und daß zwischen diesem und dem 25 Jahre älteren vorbildlichen Werk eine Produktion liegt, die sowohl hinsichtlich der Ideen wie des Umfanges kaum ein Gegenstück in unserer Dichtkunst besitzt — es wäre denn die Almquists — so muß man Staunen und Bewunderung vor einer solchen Unverwüstlichkeit empfinden. Die alten Sagen von Fabeltieren, die sich im Feuer in ihrem Element fühlen, und von Metallen, die keine Flamme schmelzen kann, kommen einem in den Sinn. Denn wie hat es gebrannt in der Dichtung dieses Mannes! Unschuldig und klar wie ein Frühlings-Walpurgisfeuer erscheint das „rote Zimmer" gegen all die dunklen wild lodernden Scheiterhaufen, die Strindberg später entzündet hat, und von denen das neue letzte Werk nicht am wenigsten grausig und stark leuchtet. Rein stilistisch betrachtet, steht sogar der Roman von heute vielleicht höher als die Jugendarbeit. In dieser war manches Gekünstelte, das der Mode des Tages und Einflüssen von außen seinen Tribut zollte — in den „gotischen Zimmern" ist alles Konventionelle in Sprache und Stil von der blauen Flamme der Leidenschaft fortgeglüht.

Nein, die Wehmut, die man bei einer vergleichenden Lektüre der beiden Bücher empfindet, betrifft nicht die Aesthetik, sondern die Moral, betrifft die ganze Art von Strindbergs Entwicklung. Eine einzige Personenveränderung in der neuen Arbeit gibt einen deutlichen Fingerzeig, was ich meine. Der Held des „roten Zimmers", Arvid Falk, kommt in den „gotischen Zimmern" nicht mehr vor, wo anstatt dessen der vielleicht ehrliche, aber sicherlich rohe und zynische Doktor Borg, mit dem Gesicht „wie eine halbverfaulte Brückenplanke" und den mit diesem Gesicht in Harmonie stehenden Reden, das Sprachrohr des galligen Verfassers geworden ist. Arvid Falk war immer ein feiner Mann, ein Lyriker, ein Träumer, der nicht nur hassen, sondern schwärmen, lieben und verzeihen konnte. Arvid Falk kommt in den „gotischen Zimmern" nicht vor.

Wein von edler Art gährt mit der Zeit aus und wird mit den Jahren nicht nur stark, sondern auch mild. Wie peinlich vermißt man in Strindbergs Entwicklung jede Spur der stillen Ueberlegenheit und der Erfahrungen des Alters, jeden Schimmer einer in ruhiges Verstehen umgesetzten Weltweisheit. Böswilligkeit und Haß scheinen in diesem Herzen alles andere überwuchert zu haben. „Die gotischen Zimmer" gleichen einem Felde, wo nur Dornen und Disteln wachsen. Vergebens sucht man nach einer duftenden Blume, einem wehenden Halm. Auf all diesen Seiten findet man nicht eine einzige Stelle, wo der Verfasser nicht als Klageführender und Uebervorteilter auftritt. Nie sieht er die Welt und sein eigenes Schicksal so an, wie die großen Dichter es können, frei und gerecht, gleichsam von einem anderen Stern. Strindberg klagt in den „gotischen Zimmern" die Achtzigerjahre der Roheit an: die Anklage klingt seltsam in seinem Munde. Das Schimpfwort, das immer einen integrierenden Teil seiner Genialität gebildet hat, feiert in den „gotischen Zimmern" förmlich Orgien. Roh ist auch die Religionsmystik, die er sich in späteren Jahren zugelegt hat, der Pietismus seiner ersten Jugend in anderer Form. Strafe und Sünde sind ihre einzigen Pole. Mit tiefer Beklommenheit sieht man Strindberg das gewöhnliche und schadenfrohe Raisonnement des Bekehrungspredigers anwenden. Man lese z. B. folgendes Gespräch aus einem Tollhause:

„Ihr habt ja den Dichter X. hier?"
„Ja, er ist hier."
„Nun wohl, er hat den Herrn herausgefordert und ihn im Tale von Hinnom zum Kampfe beschieden. Wer hat gesiegt?"
„Glaubst du, daß es das war?"

„Ja, was sollte es wohl sonst sein? Tabak- und Alkoholvergiftung sind ja leicht geheilt. Die Delirianten gehen selbst ins Krankenhaus und kommen in acht Tagen wieder heraus. Nein, daß du einen Kausalzusammenhang, der so schlagend ist, nicht sehen kannst."

Mit diesen widerwärtigen Worten erzählt August Strindberg, selbst ein Leidender, selbst ein Dichter, ein tragisches Dichterschicksal. Es fällt mir nicht ein, über die absurde Lebensauffassung zu diskutieren. Ich will bloß an einem einzigen, leider handfesten Beispiel zeigen, welcher Grad von Feinfühligkeit „Die gotischen Zimmer" auszeichnet.

II.

Betrachtet man die „Die gotischen Zimmer" als Kunstwerk, so ist das, was einen in erster Linie frappiert, die grenzenlose Willkür. Willkürlich ist der Plan der Erzählung, wenn man von einem solchen in einer Arbeit sprechen kann, die das schwedische Leben zweier Dezennien in der Form von vier oder sechs — es ist nicht so leicht, das auseinanderzuhalten — unglücklichen Ehen und einer unglücklichen freien Verbindung schildert. Das Thema des Buches drückt der Verfasser mit den Worten aus: „Dann kam natürlich Nora, und die ganze Horde nach, Föderationsweiber, Vereinsweiber und Handschuhweiber. Es war eine Hölle für einen Ehemann." Wie man sieht, handelt diese Erzählung von der gewöhnlichen Strindberg'schen Hölle. Aber dieses Buch sollte ja nicht nur einzig und allein eine Spezialhölle schildern, sondern zwanzig Jahre von der Kulturentwicklung eines Volkes — man denke sich dies durch eine endlose Reihe endloser ehelicher Zwistigkeiten illustriert!

Freilich werden in den „gotischen Zimmern" auch andere Seiten des Lebens der Zeit berührt, aber entweder flüchtig und blutlos oder blutig ungerecht. Für die ganze geistige Umgestaltungsarbeit, die in den Achtzigerjahren geleistet wurde und in der er selbst einmal eine so bedeutungsvolle Rolle spielte, hat Strindberg jetzt nur Schimpfworte und Achselzucken. Seine grenzenlose Undankbarkeit gegen alles und alle bekommt gewissermaßen eine Entschuldigung, wenn man seine Undankbarkeit gegen sein eigenes früheres Ich sieht. Was in den Achtzigerjahren geschah, war ja keineswegs nur eine schönliterarische Revolution. Ueberlebte Gedanken und Methoden wurden auf allen Gebieten fortgefegt, die geistige Meinung erneuerte sich. Nicht um vieles liebevoller zeigt sich Strindberg gegen die Neunzigerjahre, obgleich er selbst noch in dem mystisch okkulten Zauberkreis weilt, mit dem ihre Neuromantik so viele Sinne fesselte. In all den endlosen Raisonnements, die seine Personen führen, zeigt sich nirgends eine Ahnung, daß dieses Dezennium eine literarische Glanzperiode war, die in unserer Literatur nicht viele Gegenstücke hat. Und was weit wichtiger ist: Strindberg scheint nicht im geringsten von der starken nationalen Sammlung berührt worden zu sein, die Schweden in diesen Jahren durchdrang und die der Nation erhöhten Lebensmut gab, stärkeren Glauben an ihre Entwicklungsmöglichkeiten und ihre Zukunft, einen Puls, der kraftvoller schlug und eine Zuversicht, die stolzer sprach.

Launenhaft und willkürlich, wie der geistige Inhalt der Periode behandelt wird, sind auch die in den „gotischen Zimmern" geschilderten Gestalten gewählt. Hier fehlt vollkommen das, was die Größe des „roten Zimmers" war, — die zusammenhängende, breite Gesellschaftsschilderung. Im „roten Zimmer" wurde ein wirklicher Querschnitt gegeben, von oben nach unten, durch eine ganze Zeit, mit blanker, blitzender Waffe geführt. Da schimmerte Karl der Fünfzehnte und seine Umgebung durch, da wurde Bürgertum, Bureaukratie, Geistliche, Geschäftsleute, Journalisten, Künstler, Bohémiens, Bettler und Gassenjungen geschildert. Das Buch imponierte und imponiert noch, eben durch den großartigen Umfang der Satire und die innere künstlerische Zusammengehörigkeit der Schilderung. Da war ganz Stockholm und ein Stückchen Provinz, da war die Luft, die Menschen und das Wesen der Zeit, alles außerordentlich lebendig und anschaulich. In diesem neuen Roman ist nichts dem entsprechendes. Wenn es Strindbergs Absicht war, sich an die Familie Borg zu halten und zu zeigen, wie die neuen Ideen und Stimmungen sich in einem einzigen Familienkreise brechen, so ist dieser Gedanke dadurch verpfuscht worden, daß alle diese Herren und Frauen Borg dieselben Erlebnisse durchmachen — alle heiraten, werden schrecklich unglücklich, lassen sich scheiden und beginnen wieder von vorne, mit demselben Refrain. Die Einförmigkeit der Lebensschicksale verwischt die Charakteristik. Selbst die Umgebung — dieses Stockholm, das Strindberg an anderer Stelle so meisterhaft gemalt hat, wie kaum ein [illegible] nicht mehr in diesem Buche. Der Verfasser hat sich auch in der Zeitperiode, die hier dargestellt wird, meistens [illegible] aufgehalten. Wer selbst mit in der [illegible] Jahre gestanden hat (Ende der Achtzigerjahre und der [illegible]

[illegible] Gedanken wieder. Mehr denn je ist von Strind[illegible]

[illegible]

Ganz anders wird jedoch der Eindruck, wenn man an die Arbeit nicht die Forderung des durchgeführten Sittenromans anlegt, sondern Episoden und Gespräche verfolgt, ohne an die Komposition oder das Ziel der Arbeit zu denken. Denn auf jeder Seite leuchtet noch Strindbergs genialer Impressionismus. Ich weiß kaum irgend jemanden, der so rasch, in einem solchen Blitzlicht zitternder Realität Situationen und Gesichter fixieren kann. Seine sprachliche Eingebung ist von einer instinktiven und augenblicklichen Stärke ohnegleichen — und der nie gehemmte Strom persönlicher Leidenschaft gibt selbst der Unwahrscheinlichkeit eine Art Lebenskraft. Alles, was Strindberg berührt, wird von dem Vulkanischen in seiner Natur durchglüht. Wie ein dunkel leuchtender Gewitterhimmel kann seine Schilderung noch in der Poesie des Hasses und der Leidenschaft erstrahlen. Wer einen Eindruck davon empfangen will, der lese den ersten Teil des Kapitels Ester. Es ist die Schilderung einer Nacht, die in einem verrufenen Hause anfängt und an dem Totenbette eines Poeten in einem Krankenhause schließt. Da ist auf ein paar Seiten ein Extrakt von allen geheimnisvollen, heißen Tränken des Lebens, Lust, Sehnsucht und Tod. So etwas macht kein anderer als jener Alchymist der Nacht und der Leidenschaft, jener Meister in der schwarzen Magie der Sprache und Stimmung, der August Strindberg heißt.

Stockholm. **Prof. Dr. Oskar Levertin.**

Bücher.

Dr. Emil Löbl: „Kultur und Presse". Leipzig, Duncker und Humblot.

Ein eigentümliches Buch: ganz verfehlt in dem, was der Verfasser als seinen Zweck hinstellt, sehr gelungen im übrigen, durchwegs interessant, scharfsinnig und geistreich; die Frucht langen Nachdenkens, reicher Erfahrung und fleißigen Studiums. Dr. Löbl, von der Erkenntnis ausgehend, daß die „Zeitungskunde" bisher nur historisch oder nebenbei im Gefolge anderer wissenschaftlicher Disziplinen abgehandelt wurde, will versuchen, eine Systematik, „eine dogmatische Behandlung des gesamten Preßwesens" (Seite 3) zu bieten. Eine Systematik des Journalismus ist aber — wenigstens heute noch — etwas ganz Unmögliches, denn die „Zeitungskunde" ist keine Wissenschaft, kaum eine Disziplin, ja auch nicht eine Kunst. Um eine moderne Zeitung zu machen, bedarf es universeller Kenntnisse, künstlerischer Fähigkeiten, technischer, gewerblicher und kommerzieller Fertigkeiten. Auch ist unser Zeitungswesen ein so lebendiges, stets wechselndes, sich immer veränderndes Gebilde, daß keine feststehenden Begriffe, keine Normalformen sich aufstellen lassen. Alles ist subjektiv, fast alles nur subjektiver Auffassung zugänglich. „Was uns not tut, — schreibt Löbl — ist ein wenig Biologie, Physiologie und Philosophie des Journalismus" (Seite 3), das hat er uns auch im weitesten Maße geboten; sein Buch ist eine äußerst anregende, interessante kritische Behandlung des modernen Zeitungswesens, nicht aber, wie er wollte, eine systematische. Wohl versucht er hie und da Definitionen, Einteilungen und Normalien aufzustellen, aber abgesehen davon, daß diese Partien die schwächsten der Arbeit sind, geht ihm die Feder naturgemäß stets durch und er liefert kritische und historische Ausführungen. Daß er seine Reflexionen in ein gewisses System bringt und nicht in der Form einer dispositionslosen Kauserie gibt, ist bei einem so klaren, dialektisch geschulten Schriftsteller, wie er es ist, begreiflich. Das hat Löbl gewiß auch selbst gefühlt; dafür spricht einerseits die Wahl des Titels, anderseits das erzwungene Bestreben, wirklich „systematisches" soviel als möglich hervorzuheben — geht er doch so weit, die Inhaltsangabe mit den Worten „Systematische Inhaltsübersicht" zu bezeichnen. Das Buch zerfällt in vier Teile, von denen jeder folgende kürzer, und man möchte sagen weniger gründlich, als der vorangehende ist, so daß die Schrift fast den Eindruck macht, der Verfasser hätte im Laufe der Arbeit die Lust an ihr verloren, oder es habe ihm zuletzt an Zeit gefehlt. Diese vier Teile sind: Die Zeitung (Der Journalismus) — Die Journalistik — Presse und Gesellschaft — Presse und Staatsgewalt. Es ist leider hier unmöglich, auf die Einzelheiten einzugehen, das Buch fordert fast Seite für Seite zu lauter Zustimmung, Widerspruch oder Widerlegung heraus und eine gebührende Besprechung würde eine eigene Broschüre bilden. Der erste Teil versucht die Zeitung als Begriff zu bestimmen, sie aber nur nach dem Gesichtspunkt, ob politisch oder nicht einzuteilen, ihr Stoffgebiet festzustellen und die journalistische Praxis, insbesondere die Formgebung zu besprechen. Die Definition des Begriffes Zeitung, wie sie der Verfasser aufstellt, scheint mir viel zu weit, die der Tagespresse geradezu falsch. Die Tagespresse ist nicht „die Gesamtheit der täglich erscheinenden ... Zeitungsblätter" (Seite 26), sondern die Gesamtheit der für den Tag bestimmten journalistischen Publikationen. Zur Tagespresse gehören auch die „Montagsblätter", alle mehrmals und sehr viele nur einmal wöchentlich erscheinenden zumeist politischen Zeitungen. Das tägliche Erscheinen ist nur ein Kriterium des Begriffes „Tageszeitung", nicht „Tagespresse". Der Hauptgrund für das Ungenügende in Löbls Definitionen dürfte darin liegen, daß er die vielen Arten der Begriffe „Presse", „Zeitung", „Zeitschrift" 2c. nicht berücksichtigt hat. Er teilt die Zeitungen nur in politische und nichtpolitische, und kümmert sich nicht um die zahlreichen und wichtigsten Einteilungsgründe. Er stellt nicht genau Inhalt und Umfang der Begriffe fest. Neben der schon erwähnten Natur des Stoffes ist diese ungenügende Anwendung der Grundsätze der formalen Logik — im Kapitel „Einteilung" begegnet man [illegible] wieder einer Definition Seite 29 — das wichtigste Hindernis für Löbls Bestrebungen nach Systematik. Ein weiterer Fehler ist das Ausschalten alles des technischen und handwerksmäßigen, „weil hiebei kaum ein Gesichtspunkt von allgemeiner Bedeutung zu finden wäre" (Seite 110); auf die allgemeine Bedeutung kommt es aber wohl bei einer interessant [illegible] kritischen Darstellung, nicht aber bei einer vollständig sein

sollenden systematischen an. Uebrigens scheint mir Löbl auf das geschäftliche, kommerzielle Moment im Zeitungsbetrieb, auf den Standpunkt des Verlegers, der sich heute immer stärker geltend macht, durchwegs viel zu wenig Wert gelegt und ihm zu wenig Beachtung geschenkt zu haben. Was dagegen der Verfasser über die Hypertrophie des Inhaltes unserer jetzigen Zeitungen, über die Anonymität, über die Ausbildung zum Journalisten und manches andere sagt, dem ist durchwegs voll zuzustimmen. In dem Abschnitt „Presse und Gesellschaft" scheint der Verfasser zu sehr die Parteipresse, bezw. was ihm ja auch als Chefredakteur-Stellvertreter der kaiserlichen „Wiener Zeitung" besonders nahe liegt, die Regierungspresse im Auge gehabt zu haben und überhaupt den Einfluß der Zeitungen etwas zu überschätzen. Auch läßt er sich hier manche, zum Teil sehr bedauerliche und fast unerklärliche Widersprüche zu Schulden kommen. Löbls Zukunftsbetrachtungen kann ich schließlich auch nicht ganz beipflichten. Meines Erachtens wird das gewerbliche und kommerzielle Moment im Zeitungsbetrieb immer mehr in den Vordergrund treten und der referierende Teil, der eigentliche Nachrichtenteil im weitesten Sinne, sowie der Inseratenteil werden immer mehr zur Hauptsache werden. Die moderne Tageszeitung zeigt das Bestreben, sich immer mehr zu einem bloßen Publizitätsinstitut, nicht zu einem Erziehungsmittel zu entwickeln. In Deutschland nimmt die Zahl der „parteilosen", rein referierenden Blätter jährlich zu, in Amerika behaupten sie längst allein das Feld, und selbst in England beginnen sie es zu erobern. Auch bei uns in Oesterreich sieht man, insbesondere bei den großen Blättern, daß ihr Einfluß viel mehr darin besteht, ob und wie sie eine Nachricht bringen, als in dem, was sie im Leitartikel verkünden, der täglich an Lesern — in quantitativer und qualitativer Hinsicht — verliert. Diese Bewegung wird auch zu großen Zeitungstrusts führen, die namhafte Arbeitsersparnisse und daher bedeutende Verbilligungen mit sich bringen werden. Auch die technischen und rein maschinellen Fortschritte weisen diesen Weg. Die Presse wird dann an Macht verlieren, aber womöglich ein noch gefährlicheres Institut als heute werden. Doch zurück zu Löbls Buch: es ist kein systematisches Handbuch und das ist gut. Der angehende Journalist, aber auch der in der Praxis ergraute, wird daraus mehr lernen, als aus allen bisherigen „Handbüchern" und weitere Kreise werden darin vielfach Aufklärung und Anregung finden, während eine systematische Darstellung eher abstoßend auf sie gewirkt hätte.

Carl Junker.

Revue der Revuen.

„Das freie Wort". Ernst von Ungern-Sternberg bringt in einem Artikel „Ein Beitrag zur ultramontanen Menschenbildung" Proben aus dem offiziell vom Madrider Bischof revidierten, in 200.000 Exemplaren in den Schulen verbreiteten Katechismus. Dort steht im Anhang zu lesen: „Als die Besen noch nicht wie heutzutage die Freiheit besaßen, genügte es, die fünf Kirchengebote zu kennen. Jetzt aber müßt ihr die weiteren Kirchengebote kennen. Diese sind 6. Du darfst keine schlechten Zeitungen drucken, lesen, verbreiten oder kaufen. 7. Du darfst der Freimaurerei nicht angehören. 8. Du darfst Deine Kinder nicht in konfessionslose (d. h. Staatsschulen) schicken. 9. Du darfst weder einen jüdischen noch protestantischen (ketzerischen) Arzt zu Rate ziehen noch einem Juden dienen". Auf Seite 74 desselben Katechismus heißt es: „Sagt mir, Kinder, sind Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit entgegen den christlichen Tugenden?" Antwort: „Ja gewiß sind sie es, besonders in dem verkehrten Sinne, der diesen Begriffen von den Feinden der Kirche gegeben wird." Frage: „Wessen Beispiele folgen diejenigen, die Vivatrufe auf die Freiheit ausstoßen?" Antwort: „Dem Beispiele Lucifers, des ersten, der die Fahne der Freiheit erhob. Gott vergleicht sie in der heiligen Schrift mit Bestien." Frage: „Worauf begründet sich die Brüderlichkeit der Gottlosen?" Antwort: „Auf die Liebe zu den Menschen, weshalb sie Philanthropie heißt". Frage: „Wer ist der Vater der Philanthropie?" Antwort: „Der Teufel." Und so weiter, es wäre unmöglich, hier die lange Reihe der Fragen und Antworten anzuführen. Nur noch folgende Frage: „Gibt es einen annehmbaren Grad von Liberalismus?" Antwort: „Nein, jeder Liberalismus ist Todsünde und wesentlich antichristlich." Dieses köstliche Bekenntnis ist nun nicht nur in Schulen und Kirchen vorgebracht worden, sondern auch der Akademie der Wissenschaften in Madrid von einem ihrer hervorragendsten Mitglieder, dem Exminister Alexander Pidal, in glühenden Worten gepredigt worden.

Eine Hühnergeschichte.

Von Gustav Wied.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Helene Klepetar.

Es war einmal ein Hühnerhof, wo die Hähne mit Kamm und Sporn und anderem männlichen Schmuck umherstolzierten und ihre Hühner ohne Unterschied treulich liebten, wie es Hähne sollen. Fanden sie auf ihrem Weg einige leckere Körner, aßen sie sich natürlich zuerst selber satt, denn sie hatten ja die Arbeit und Mühe damit gehabt. Blieb jedoch noch etwas davon übrig, trafen sie nach ihren Frauen und Kindern und sagten: „Seht, das haben wir für euch gefunden!" Und die Hühner kamen von allen Seiten herbeigelaufen, schüttelten sich den Kopf, gackerten, putzten ihr Gefieder, taten sich gütlich, waren mißgünstig, hackten einander, kratzten und flatterten, wie es Hühner von altersher bis heute getan haben. Aber sie pflegten ihre Nester, legten Eier, brüteten ihre Küchlein aus und fühlten sich verhältnismäßig glücklich, indem sie das alte Naturgesetz anerkannten: Der Hahn ist das Haupt der Familie! So war es einmal.

Muhme Meyer hieß eine ältere, verwitwete Henne, von etwas cholerischem Temperament. Schon lange hatte sie sich infolge ihres zunehmenden Alters auf dem Hühnerhofe überflüssig gefühlt, und deshalb wuchs ihr die Galle. Und wenn sie sah, wie sich eine junge heißblütige Henne einem Hahn hingab, sagte sie wohl nicht gerade heraus, daß dies eine Schweinerei wäre, denn sie entsann sich — besonders im Frühling — noch zuweilen ihrer eigenen Jugend, aber sie gackerte halblaut darüber, daß die Hühner ihre Würde zu bewahren hätten und sich absolut nicht darein ergeben dürften, von den Hähnen nach Gutdünken behandelt zu werden.

„Denn", sagte sie, den Schnabel lotrecht aufrichtend, „im Grunde besteht zwischen Hahn und Henne nur ein unbedeutender Unterschied, der wesentlich in Aeußerlichkeiten liegt; in Kamm, Sporn und — und so weiter!"

So redete sie, und mehrere gleichalterige Hennen begannen ihren Worten zu lauschen.

Da wurde sie von heiligem Eifer erfaßt. Erst machte sie mit besonders entgegenkommenden Hennen einsame Spaziergänge draußen auf dem Brachfelde hinter der Remise. Dann hielt sie geschlossene Séancen in der Scheune und im Kuhstall, und endlich berief sie öffentliche Versammlungen ein unter dem Hollunderbusch und auf dem Rasenplatz in der Mitte des Hofes. Und sie machte kein Hehl mehr daraus, daß sie den Hähnen zu Leibe rücken wollte.

Es war so lieblich, die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörerinnen zu beobachten, wie sie ihre kleinen Köpfchen melodisch seitwärts drehten, nachdenklich aussahen, und wie entzückt sie mit den Flügeln schlugen, so oft sie etwas besonders Wichtiges über das andere Geschlecht äußerte.

„Was sind die Hähne," sagte sie, höhnisch den Schnabel verziehend, „daß sie sich einbilden, die Herren der Schöpfung zu sein? Was haben sie im Grunde vor uns voraus?"

„Ja — sie brauchen weder Eier zu legen, noch zu brüten!" piepte eine magere, zerzauste, schwarze Henne mit fünfzehn Küchlein.

„Brüten!" schrie Muhme Meyer, „Brüten!" (Und ihre Federn sträubten sich, wie die Borsten eines beleidigten Stachelschweines.) „Brüten! Immer schiebt man uns das Brüten in den Schnabel! Gerade das ist etwas, worüber wir ganz allein zu bestimmen haben!"

„Ja," gackerte das Auditorium, „darüber haben wir ganz allein zu bestimmen!" Und der Geist des Aufruhrs breitete sich immer mehr im Hühnerhof aus.

Muhme Meyers Popularität wuchs bis zur Heiligsprechung, als sich das Gerücht zu bewahrheiten schien, daß sie kein Ei mehr legte. Denn daß sie seit langem keinen Umgang mit Hähnen pflegte, konnte statt mangelnder Fruchtbarkeit ebenso gut ein Uebermaß an Willensstärke sein.

Sie wurde hochmütig von all dem Weihrauch. Und wenn sie auf dem Gitter des Düngerhaufens oder auf der Kante des Schweinekobens stand und ihre Brandreden hielt, lag eine solche Energie in ihrem Vortrag und ein solches Feuer in ihren Augen, daß ihr ganzes Wesen wie in Glut getaucht schien.

Das Seltsame dabei war, daß sie oft im besten Gackern plötzlich sonderbar unruhig werden konnte, ganz komisch mit den Füßen zu trippeln und nervös mit den Augen zu blinzeln begann, sich verneigte und verschwand. Ob hinauf in den Heuboden oder hinaus in den Garten, wußte man nicht, denn sie gestattete niemand, ihr zu folgen. Nach etwa zehn Minuten kam sie ruhig und gefaßt wieder zurück und setzte ihren Vortrag fort. Ihre frömmsten Anhängerinnen tuschelten geheimnisvoll darüber, daß sie sich vermutlich in ihrem stillen Kämmerlein mit Gebet und Buße stärke.

Und der Mut in der Schar der Empörerinnen stieg immer höher. Man gründete eine Zeitung mit dem Titel: „Was wir Hühner wollen" und stiftete einen „Hennenfortschrittsverein". Unter ungeheuerem Gegacker wurde Muhme Meyer zur Obmännin der „Vereinsleitung" erwählt (ein Wort, welches man selbst erfand und als unermeßliche Bereicherung der Muttersprache betrachtete), während man einen alten, rotgelben Hahn, der außer jeder Frage kam und der an Gicht und Verdauungsbeschwerden litt, zum Dirigenten und Vizeobmann erkor.

Der Mut schwoll jetzt bis zum Uebermut an. Ja einigemale, wenn die jüngeren Hähne abends auf ihre Stange geflogen waren, geschah es sogar, daß Muhme Meyer an der Spitze der „Vereinsleitung" (alles Hennen mit Schnabel und Klauen) mit Hohn- und Schmähworten auf sie eindrangen, so daß die Hähne, die teils kein so gewandtes Schnabelwerk besaßen, teils vor Lachen zu jeder Gegenwehr unfähig waren, ihre Stange verlassen und die Nacht unter dem Stroh in der Ecke zusammen mit all den jungen, heißblütigen Hähnchen zubringen mußten. Nun, dort erging es ihnen übrigens nicht schlecht.

Der große Tag, dem beide Parteien mit ungeahnter Spannung entgegensahen, nahte heran.

Der „Hennenfortschrittsverein" hatte eine Massenversammlung einberufen mit dem Motto: „Auf mit Flügelschlag!"

Mitten im Hof stand ein leerer Heuwagen, dessen Sitzbrett über die Hinterräder gelegt war. Das sollte zur Rednertribüne dienen. Die „Vereinsleitung" sollte unten auf dem Boden des Wagens placiert werden, die Redner und Obmännin auf dem Sitzbrett, während der Dirigent, um die Menge im Auge behalten zu können, auf dem linken Hinterrad stand. Die Zuhörer scharten sich auf dem Rasen inmitten des Hofes. Die Versammlung war für punkt 3 Uhr anberaumt.

Schon um 2 Uhr begann das Publikum zuzuströmen. Es waren die Mitglieder des Vereines und Muhme Meyers eifrigste Anhänger. Sie stellten sich in die vordersten Reihen. Dann kamen die etwas farbloseren Seelen, Hühner, die sich weder zu dieser, noch zur anderen Seite bekannten. Ganz zuletzt standen die jungen Hähne mit ihren kleinen heißblütigen Dämchen, die ihre Federn putzten und gackernd nach rechts und links knicksten.

Präzise 3 Uhr erschien die Obmännin an der Spitze der Vereinsleitung. Die Prozession bewegte sich, an der Menge vorüber, hin bis zur Wagenstange, wo sie von dem Dirigenten empfangen wurde, der Kratzfüße machte, so gut er es vermochte. Darauf stieg man die Stange entlang und nahm unter dem unaufhörlichen Gegacker der Versammlung seine Plätze ein.

Es kostete einige Mühe, den Dirigenten auf sein Rad zu bringen, da er absolut auf einem Beine stehen wollte, aber nicht die Kraft dazu besaß. Schon ertönten Zurufe und Gelächter aus den hintersten Reihen, bis der alte Herr auf dringliches Zureden der Vereinsleitung sich darein fand, auf zwei Beinen zu dirigieren.

Muhme Meyer in ihrer doppelten Eigenschaft als Obmännin und erste Rednerin stand allein auf dem Sitzbrett.

Maßloses Gegacker seitens der Vereinsmitglieder begrüßte sie und übertönte ein vereinzeltes Pfeifen. Und nachdem der Dirigent vermöge eines dreifachen energischen Kikeriki! die Ruhe hergestellt hatte, begann sie:

„Meine Hennen und Hähne!

Als ich vor einem Jahre meine Agitation in der Hennenfrage begann, wurde ich mit Kopfschütteln und Hohngegacker begrüßt, nicht allein von dem sogenannten stärkeren Geschlecht, sondern auch von der Mehrzahl in meinem eigenen Lager.

Allein ich verlor nicht den Mut!

Sie entsinnen sich doch alle, was Stuart Mill in seinem weltberühmten Werke „Die Hörigkeit der Henne“ sagte? Sobald nur eine einzige energische Henne aufsteht, sagte er, mit Mark im Schnabel, und die Fahne der Freiheit hoch genug erhebt, werden ihr bald tausende zum Kampf und Sieg folgen!

Und es geschah, was dieser gewaltige Hahn voraussah: aus einem kleinen Häuflein Mißvergnügter sind wir zu einer Macht in der Gesellschaft angewachsen, zu einem Staat im Staate, einem Heere der Freiheit, das sich über alle Lande ausbreitet! (Jubelrufe der Vereinsleitung samt Anhang!)

Und wofür kämpfen wir, meine Hühner?

Wir kämpfen, um dieses unerträgliche Joch abzuschütteln, das die übermütigen Hähne seit Jahrtausenden auf unseren Nacken gelegt haben. Aber wir wollen ihre Superiorität nicht länger anerkennen! (Nein, nein!) Denn nur vermöge einer ziemlich dubitativen (bei diesen zwei Fremdworten himmelte die Vereinsleitung vor Entzücken), s e h r dubitativen, sage ich, Ueberlegenheit in physischer Hinsicht haben sie uns bis jetzt darniedergehalten. Schuster bleib' bei deinem Leisten, ist ein Wort, das sie vorzugsweise anwenden, wenn es sich um uns handelt, und infolge dieses Sprichwortes haben sie stets unser Tun und Lassen auf das Nest zu beschränken gesucht, auf das Eierlegen und die Erziehung der Küchlein. Daß sie uns gestatten, Schauspielerinnen, Sängerinnen und Balletteusen zu werden, hebe ich nur als Anklage gegen sie hervor, denn diese Freiheit ist nur von ihren Sinnen diktiert. Sie betrachten uns nur als Spielzeug! Aber wir wollen diese Tyrannei nicht länger dulden! (Nein, nein! Nieder mit den Hähnen!) Denn welche körperlichen und geistigen Vorzüge besitzt dieses eingebildete Vieh eigentlich vor uns?“ (Hier begann der Dirigent auf das Heftigste zu krähen, er müsse die geehrte Rednerin bitten, sich zu mäßigen. Er selbst gehöre zum anderen Geschlecht und könne die Bezeichnung „Vieh“ keineswegs auf sich sitzen lassen. Das sei kein parlamentarischer Ausdruck! — Der Rednerin errötete der Kamm, und ihre Stimme zitterte, als sie spitzig fortfuhr:) „Es war durchaus nicht meine Absicht, den verehrten Herrn Dirigenten zu beleidigen, und ich bitte ihn deshalb um Verzeihung! Zugleich will ich das Wort modifizieren und in Federvieh umändern! (Wahnsinniger Beifall seitens der Gesinnungsgenossinnen. Hurra! Bravo! Muhme Meyer ist witzig! Gluckluck, gluck, gluck! Vom Dirigenten: Ruhe!) Also frage ich wieder: Welche Vorzüge [illegible] besitzt dieses Federvieh vor uns? Es [illegible] ist nur ein kleiner Unterschied: Kamm und Sporen sind nur Ge[illegible] ebenso wie Horn und anderer Stirnschmuck [illegible] Das Dogma von der Minderwertigkeit der Henne ist [illegible] geworden! Es soll [illegible] [illegible] [illegible]

Da ertönte plötzlich eine Stimme aus der hintersten Reihe: „Fräulein Weiß bittet ums Wort! Fräulein Weiß hat etwas zu sagen! Fräulein Weiß soll vortreten!“

Die Reihen öffneten sich und eine kleine weiße Henne mit Schopf und strohgelben Schwanzfedern trippelte heran. Sie blickte schüchtern zu Boden und hielt die Flügel eng an den Körper gedrückt.

„Ich wollte nur sagen,“ begann sie und errötete bis zur obersten Zacke ihres Kammes, „daß ich heute früh — —“

„Hinauf mit ihr! Wir verstehen sie nicht! Hinauf zur Rednertribüne!“ schrie die Menge.

Der Dirigent krähte: „Darf ich das Fräulein bitten, sich herauf zu bemühen.“

Das kleine Fräulein balanzierte über die Wagenstange an der gesamten Vereinsleitung vorbei, die ihr gehässige Blicke zuwarf.

„Ich wollte nur,“ begann sie, als sie auf der Kante des Wagenbodens stand, „ich wollte nur — —“

„Höher hinauf,“ schrie die Versammlung, „neben Muhme Meyer!“

Aber die kleine Hexe von einer Henne legte bescheiden das Köpfchen auf die Schulter und drückte die Flügel noch fester an den Körper:

„So hoch kann ich nicht fliegen“, sagte sie mit feinem Lächeln.

„Bravo! Bravo!“ schrie die Opposition.

„Zur Sache! Zur Sache!“ gackerten die Vereinshennen, und Muhme Meyer warf der jungen Dame ihren giftigsten Blick zu.

Und zum drittenmale begann Fräulein Weiß:

„Ich wollte nur erzählen, als ich heute morgens mit meinem Verlobten (Lächeln und Gratulation!) im Garten spazieren ging, sahen wir Muhme Meyer plötzlich aus dem Gebüsch kommen. Natürlich waren wir sehr erschrocken, daß sie uns gesehen hatte, und versteckten uns hinter dem Huflattich am Graben. Und da standen wir und lugten, denn wir waren natürlich sehr neugierig. (Natürlich, Fräulein!) Und da sahen wir, daß sie sich vorsichtig umsah, und als sie keine Hühner in der Nähe sah, machte sie einige Zeichen mit dem Schnabel in ihr Nest, und dann — — und dann — — (Mut, weiter, Fräuleinchen!) und dann kam ein älterer, rotgelber Hahn, der unserem geehrten Dirigenten auffallend glich, herbeigeschlichen. (Sehr gut! Hurra! Still! Weiter!) Und sie deckten das Loch zu, und jeder ging seines Weges nach dem Hof zurück. (Haha!) Ich war natürlich sehr neugierig (Natürlich! Das haben wir schon einmal gehört!), lief hin, kratzte die Halme von dem Loch und fand ein Nest mit zwei Dutzend Eiern darin! (Hurra! Kikeriki! Zwei Dutzend! Hoch Muhme Perlgrau, die Fruchtbare! Das ist glänzend! Gluck, gluck! Es lebe der Dirigent!“ „Nieder mit Muhme Meyer!“)“

Es entstand ein fürchterlicher Tumult. Man rief und schrie, die Hähne krähten, die Hennen gackerten, und der Dirigent, dem es während der Enthüllung des Fräuleins endlich geglückt war, auf einem Bein zu stehen, um dem Gesindel zu imponieren, sank wieder auf beide zurück.

Muhme Meyer selbst war wieder von ihrem seltsamen Anfall ergriffen. Sie trippelte hin und her, schlug mit den Flügeln, verdrehte die Augen und erregte die tiefste Besorgnis unter ihren Anhängerinnen.

Plötzlich jedoch trat eine aus der Vereinsleitung auf das kleine Fräulein Weiß zu, die noch immer die Flügel dicht an den Körper preßte.

„Sie haben keine Beweise!“ rief sie mit blitzenden Augen und funkelndem Kamm. „Sie haben keine Beweise! Es kann eine andere Henne gewesen sein! Sie können sich geirrt haben!“

Da hob Fräulein Weiß wie beschwörend ihre Flügel gen Himmel; und unter ihnen, herab auf die Häupter der Versammlung flatterte ein Regen von perlgrauen und rotgelben Flaumfedern in süßer Vereinigung!

„Diese haben mein Bräutigam und ich aus dem Neste geholt,“ sagte sie leise, „und die Eier waren aufgesprungen — es waren Küchlein in ihnen!“

Die Wirkung dieser Mitteilung war eine ungeheure.

Ein Siegesjubel und ein Klagegeschrei brauste über den Hof, denn die Federn stammten unverkennbar von Muhme Perlgrau und des Dirigenten platonischem Busen.

Die Vereinsmitglieder standen stumm mit hängendem Schnabel. Die Opposition jubelte. Der Dirigent war verschwunden.

Die arme alte Muhme Meyer lag ohnmächtig auf der Rednertribüne.

Und als man sie [illegible] um sie herabzutragen, fand man, daß sie in ihrer tiefen Seelennot wieder ein Ei zur Welt gebracht hatte.

[illegible] war es aber ein Windei.

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XL. Band. Wien, den 24. September 1904. Nummer 521.

Die Unbeteiligten.

Die Völker Europas sehen dem asiatischen Kriege wie einem interessanten Schauspiele zu. Das blutige Ringen, die gewaltigen Anstrengungen, die ungeheueren Verlustziffern wecken Teilnahme; die Leichtfertigkeit, mit der sich die russische Autokratie in dieses Abenteuer gestürzt, der Gleichmut, mit dem sie für ihre Eroberungszwecke Hekatomben von Menschenopfern hinschlachten läßt, erregen leidenschaftlichen Zorn. Aber das sind und bleiben doch Empfindungen, wie sie eben ein Schauspiel begleiten: in das regste Mitgefühl mischt sich doch eine Art Freude darüber, daß wir West- und Mitteleuropäer gottlob nur Zuschauer und nicht Mithandelnde sind. Wir sind weit vom Schuß, und so aufregend die Geschichte ist, sie geht eigentlich uns nichts an.

In den Kabinetten denkt man anders. Sorgenvoll beobachten die Diplomaten den Verlauf eines Krieges, dessen verhängnisvolle Eigentümlichkeit es ist, daß er immerfort mörderische Schlachten, aber keine Entscheidungen bringt, daß er zwar dem einen Teil wiederholte Niederlagen, dem anderen Teil aber keine Siegesfrüchte beschert. Es ist ein zäher, verbissener, unsäglich langwieriger Krieg. Sowohl von russischer wie von japanischer Seite wird erklärt, man sei darauf gefaßt, Jahre lang fortzukämpfen, man sei aber auch imstande, es auszuhalten, es fehle weder an Menschenmaterial noch an Geldmitteln. Ob in der Tat so unerschöpfliche Nachschübe an Gut und Blut gesichert sind, mag beiden Streitteilen gegenüber füglich bezweifelt werden. Aber der gute Wille, sich wechselseits bis zur Blutleere zu schröpfen, ist zweifellos vorhanden. Und sind einmal kämpfende Nationen in einen solchen Zustand desparater Wut hineingehetzt, dann finden sie wohl auch Hilfsquellen, deren Ergiebigkeit sich nicht leicht vorausbestimmen läßt. Die europäische Diplomatie rechnet also mit einer langen Kriegsdauer, und sie ist durch alte historische Erfahrung belehrt, daß Kriege, die in die Länge gehen, stets auch die Neigung haben, in die Breite zu gehen. Man wird in den letzten Jahrhunderten europäischer Geschichte kaum einen mehrjährigen Krieg finden, der auf die zwei Mächte, die ihn begannen, dauernd beschränkt blieb. Glauben die zunächst Beteiligten einander gewachsen zu sein, dann haben sie anfangs meist den Wunsch, allein zu bleiben; so stellt sich das Rechenexempel einfacher, und die erwarteten Vorteile fallen demjenigen zu, der gewinnt, während eine größere Zahl von Partnern die Spielchancen verwirren müßte. Je länger aber der Krieg dauert, je größer der Einsatz, je unsicherer der Gewinn wird, desto leichter sind die Kriegführenden geneigt, andere Mächte in den Streit hineinzuziehen; das klare Ermessen hört auf, alle Rücksicht, alles Verantwortlichkeitsgefühl schwindet, man will das Haus des Gegners um jeden Preis brennen sehen, mag das Feuer auch über alle Nachbardächer schlagen.

Erfahrene Diplomaten fürchten mit Grund, daß es schließlich auch zwischen Rußland und Japan zu verzweifelten Stimmungen und Entschlüssen kommen könnte. Ist doch der ostasiatische Krieg keineswegs ein so asiatischer, daß er nicht jeden Augenblick zu einem europäischen werden könnte. China ist seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem Tummelplatz so vielfältiger und gegensätzlicher Machtinteressen geworden, wie es vielleicht noch keinen in der Geschichte gegeben hat. Selbst die polnische Frage war einst nicht so kompliziert, wie heute die chinesische: der Braten war leichter zu teilen und es fuhren nicht so viel Messer in die Schüssel. Kein Mensch [illegible] vermag jetzt zu sagen, wie nahe oder wie weit wir von dem Ausbruch einer durch den Krieg entflammten Volksbewegung in China stehen, und die Folgen eines solchen Ereignisses weiß vollends niemand auszudenken. Das große Publikum, das sich mit dem [illegible] Schauwert von der [illegible] des Krieges [illegible] [illegible] der Welt [illegible]. Die neutralen [illegible] [illegible] zu erhalten und [illegible] [illegible] [illegible] die Kriegführenden [illegible]

Krieg geführt wird, dessen Fluren dabei verwüstet, dessen Städte dabei niedergebrannt werden, solche beispiellose Monstrosität bis ans Ende ertragen wird?

Der Krieg ist eine ansteckende Krankheit, deren Dauer ihr Kontagium verstärkt. Die europäischen Staatsmänner kennen die Gefahr, zittern vor ihr, tun aber nichts, um sie abzuwehren. Ihre Tätigkeit besteht in fatalistischem Zuwarten. Und doch wäre es ein Gebot der Selbsterhaltung für alle friedliebenden und friedensbedürftigen Staaten, die an den Angelegenheiten der großen Weltpolitik beteiligt sind, in Ostasien eine Vermittlungsaktion zu unternehmen, ehe es zu spät ist. Eine derartige Aktion wäre gewiß nicht aussichtslos — sie müßte nur in der richtigen Art und mit dem nötigen Ernst begonnen werden. Allerdings gehört dazu auch ein gewisses Maß von Autorität, und so außerordentlich die Machtmittel sind, die unseren Großstaaten zur Verfügung stehen, es scheint doch keiner von ihnen die anderen so weit zu überragen und sich dieses Ranges so sicher zu fühlen, daß er den ersten Schritt tun möchte, um zwischen die Streitenden zu treten. Eine Stellung, die zu solchen Unternehmungen befähigte, hat lange Zeit Frankreich in Europa eingenommen, zeitweilig Oesterreich, neuestens auch Deutschland. Gegenwärtig aber sind die Machtverhältnisse ziemlich ausgeglichen, und dieser Ausgleich, in dem man oft die beste Friedensgewähr hat sehen wollen, erhöht unter Umständen die Kriegsgefahr. Wie aber die Staaten gleichsam auf ein Durchschnittsniveau gebracht sind, so leider auch die Staatsmänner. Ein Metternich, der einst nicht nur den eigenen Staat mit selbstgewisser Autorität lenkte, sondern auch der vertraute Ratgeber der Monarchen Preußens und Rußlands war und selbst die französische und englische Politik zu Zeiten stark beeinflußte — es gibt heute keine ähnliche Gestalt mehr. Auch keine wie Bismarck, dem zwar niemand recht traute, zu dessen geistiger Größe aber alle voll scheuen Respekts emporsahen. Wo gäbe es einen Mann in unseren Tagen, dessen Urteil und Rat auch nur annähernd so schwer ins Gewicht fiele? Die in gewaltiger Rüstung dastehenden, von mittelmäßigen Staatsmännern geführten Großmächte sehen dem ostasiatischen Kriege nicht anders zu als die Menge der Kannegießer, der Bier-, Plausch- und Gefühlspolitiker. Als ob es auch für sie nichts als ein interessantes Schauspiel wäre, als ob auch sie sich sicher fühlen dürften, immer auf der Galerie zu bleiben und nie auf die Szene zu kommen.

E. W.

Die Krankheit des Wirtschaftskörpers.

Von Michael Flürscheim (Auckland, Neuseeland).

(Schluß.)

IV. Das Geld im internationalen Verkehr und der Schutzzoll.

Zum Schlusse bleibt uns noch die Untersuchung, wie sich ein die neue Währung besitzendes Land in seinem ausländischen Verkehre stellen wird, wobei die gegenwärtig infolge der Chamberlain'schen Anregung die Welt besonders stark beschäftigende Zollmaterie berührt werden muß.

Daß der Hauptteil des internationalen Ver[illegible] Warenaustausch besteht und daß höchstens ein kleiner Saldo in wirklichem Gelde geregelt wird, das heißt in Goldbarren, das in solchem Falle Ware ist und daher auch meist in Barrenform versandt wird, brauche ich wohl nicht auszuführen. [illegible]

liarden Mark, von manchen aber sogar auf 50 Milliarden Mark angeschlagen wird, was bedeutet dies, wenn wir näher zusehen, als daß England größere Warenbeträge exportierte, als es importierte? Nicht Geld; denn es produziert weder Gold noch Silber und erlangte seine Vorräte darin ebenfalls nur durch ein Ueberwiegen seines Warenexports über den Import. Es bedeutet ferner, daß der Saldo nicht in Waren einkassiert wurde, sondern mittels des Zinseszinses so hoch auflief, daß eine Zeit kam, in der freilich endlich der Import den Export überstieg, aber schließlich nur bis zur Höhe des Zinsguthabens. Manche behaupten freilich — womit ich übereinstimme — daß seit einigen Jahren der Zeitpunkt gekommen sei, in dem England vom Kapital zehre, indem sein passiver Saldo sein Zins- und Frachtguthaben überstiege. Aber sogar dies wäre keine Naturnotwendigkeit, denn es wäre nicht unmöglich, daß die Rückkehr zum Schutzzoll, die früher oder später gewiß ist, den Handelsbilanzsaldo wieder wenigstens so weit aufbessern könnte, daß nicht einmal die Zinsen vollständig in Waren bezogen werden, sondern wieder aufzulaufen anfangen.

Und was bedeutet es, wenn unser Neuseeland von besagten 30 oder 50 Milliarden zwei schuldet, als daß es lange Zeit weniger exportierte als es importierte und den Saldo verzinste, bis sogar heute noch der endlich mühsam erreichte Ueberschuß seines Exports über seinen Import nicht ausreicht, die Zinsen seiner Schuld zu decken? Was anderes, als daß Waren eben nicht immer mit Waren bezahlt werden; denn aus Geldimport ist die Schuld nicht entstanden, da wir Goldexporteure sind. Das Schicksal Portugals, unter anderen Fällen gleicher Art, beweist, daß der Zeitpunkt, wann endlich die Waren und die Zinsen für das Warendarlehen mit Waren gezahlt werden, schließlich überhaupt ausbleiben kann, daß der Bankerott die Rechnung endgiltig saldieren muß, weil sie der Warenexport nicht zu decken vermag.

Friedrich List stellt anschaulich dar, wie der Methuen-Vertrag erst Portugals Wollenindustrie, die es unter dem Schutzzollsystem eines genialen Ministers aufgebaut hatte, ruinierte, dann seine Handelsbilanz immer passiver machte und zunehmende Bargeldbeträge aus dem Lande nach England zog.

Nichts kann das negative Wesen des Zinses besser beweisen, als die Art und Weise, in der ein sonst so selbstverständliches Prinzip, wie das, daß Waren schließlich mittels Waren (bei denen die Edelmetalle natürlich inbegriffen sind) bezahlt werden, durch ihn seine Geltung verliert. Ohne den Zins und die Zinspapiere, wozu in diesem Falle die Bodenwerte, insoweit sie marktbar sind, gerechnet werden müssen, bliebe den fremden Gläubigern nichts übrig, als Waren an Zahlung zu nehmen. Dies setzt natürlich in dem Schuldnerland die Bodenverstaatlichung und die wissenschaftliche Papierwährung voraus, da ohne beide Reformen, wie wir gesehen haben, vom Zins nicht abstrahiert werden kann. Den Fremden bliebe also kein Zins- und Rentenpapier, überhaupt keine zinsbringende Anlage in dem Schuldnerland zur Verfügung, wie dies unter gewöhnlichen, bis heute überall zutreffenden Voraussetzungen der Fall ist. Es hätte also entweder sofort Waren an Zahlung zu nehmen oder tut dies später, was dann nur von Vorteil für das Schuldnerland wäre, da dasselbe inzwischen das Kapital kostenlos verwenden könnte. Die Say'sche Theorie wäre völlig zutreffend; der Zins aber wirkt sie um, wie ein Negativ mit einem Positiv multipliziert ein Negativ ergeben muß, während sonst ein Positiv herauskäme. Dem negativ wirkenden Zins verdanken wir es, daß das positive Moment des freihändlerischen Grundsatzes, Bedürfnisse immer auf die bequemste Weise zu befriedigen und also immer im billigsten Markte zu kaufen, zunichte gemacht wird. Mit dem Negativschutzzoll dem negativen Zins begegnend, erreichen wir ein Positiv, das Ergebnis der Multiplikation zweier Negative. Theorie und Praxis stimmen eben nicht immer überein, wenn gewisse praktische Störungen die Theorie außer Tätigkeit setzen, wie jener Lehrer erfuhr, der seinem Schüler die Rechenaufgabe stellte, wie viel Seidel Bier übrig blieben, wenn in dessen Heime sechs auf den Tisch gesetzt wurden, wovon eines der Vater, eines die Mutter und eines der Sohn trank. Auf die Antwort des Schülers, daß gar keines übrig bliebe, meinte der Lehrer, daß der Junge seine Subtraktionsrechnung nicht kenne. Dieser erwiderte jedoch: „Mag sein, aber ich kenne meinen Vater." Wie hier Praxis und Theorie nicht übereinstimmten, weil der Durst des Vaters außer Rechnung gelassen worden war, so geht es mit der obigen wissenschaftlichen Theorie, die den unserer Währung und der Rentabilität und Kapitalisierbarkeit des Bodens entstammenden Zins vergaß. [illegible] die Theorie außer Tätigkeit [illegible]

[illegible] wenn ein [illegible] Beweis durch Ricardo gegeben wird, der [illegible] praktische Zufetten der Theorie durch ein [illegible] [illegible] weil es [illegible] in dem Zinse [illegible] indem ich für [illegible] Länder [illegible]

[illegible] bezahlte, kommt [illegible] Deutschland [illegible] [illegible] Japan [illegible] [illegible] wird [illegible]

[illegible]

die Erstellung eines Pfundes Tees in Japan eine Arbeitseinheit, die eines Pfundes Eisen aber zwei, in Deutschland das Eisen nur eine Arbeitseinheit kostet, der Tee den Wert einer Arbeitseinheit bringt, so wird Japan besser tun, Eisen gegen Tee in Deutschland zu kaufen, indem dadurch — von der Fracht absehend — das deutsche Eisen sich dem Japanesen auf nur eine Einheit stellt, indem es mit dem eine Einheit kostenden Tee zahlte, während, wenn es dieses Eisen selbst verfertigt hätte, solches ihm zwei Einheiten kostete.

Die Rechnung wäre richtig, wenn folgende Momente als tatsächlich angenommen werden könnten:

1. Wenn Deutschland den japanesischen Tee nur unter der Bedingung kauft, daß Japan ihm entsprechende Gegenbezüge in Waren macht. Dies trifft nicht zu, denn Deutschland kommt überhaupt nicht in Betracht, sondern der deutsche Tee-Importeur, und der fragt den Teufel danach, welche Länder Gegenbezüge machen, wenn er seine Bestellungen gibt. Ihm sind nur Qualitäten, Preislisten, Fracht- und Zollverhältnisse maßgebend. Ist der japanesische Tee verlangt und der Preis billig, so wird er bestellt, einerlei, ob Japan deutsche Waren kauft oder nicht.

2. Wenn eine japanesische Arbeitseinheit so viel Gold kostet wie eine deutsche. Kostet sie aber in obigem Falle nur ein Viertel so viel Gold wie die deutsche, so wird Japan wohl seinen Tee exportieren, aber das deutsche Eisen nicht importieren; denn seine zwei Arbeitseinheiten kosten dann nur halb so viel Gold wie die eine deutsche.

3. Wenn es keine Arbeitslosen in Japan gibt, die man mit der Eisenwarenfertigung beschäftigen könnte. Hat es aber solche, so kommt der Preis überhaupt nicht in Betracht; denn verhungern läßt man die Armen doch nicht, und statt ihnen das Eisen zu schenken, läßt man sie lieber Eisen dafür produzieren, das in solchem Falle tatsächlich nichts kostet, wenn das Rohmaterial vorhanden ist. Freilich nicht unter Freihandel; denn die Händler fragen nicht nach volkswirtschaftlichen Motiven, sie lassen mit Vergnügen den inländischen Arbeiter müßig gehen und von der Wohltätigkeit füttern, wenn die ausländische Ware billiger ist, als sie im Inland verkauft wird. Wenn der Staat dies hindern will, muß er eben die von Ricardo perhorreszierten Schutzzölle einführen, respektive ein Einfuhrverbot erlassen. Ricardo ist nun freilich nicht so dumm, nicht einzusehen, daß Japan unter den vorgeführten Verhältnissen seine Eisenwaren selbst fertigen und für seinen Tee sich in Deutschland mit Bargeld bezahlt machen könnte. Da muß nun die Quantitätstheorie in ihrer rohesten Form herhalten, in der sie absolut falsch ist, wonach nämlich die Preise eines Landes genau im Verhältnis des vorhandenen, respektive zirkulierenden Geldquantums steigen oder fallen. Nach ihm würde im besagten Falle der Import des deutschen Geldes in Japan dort die Preise verteuern, die Abnahme im deutschen Geldvorrat hier die Preise verbilligen, bis schließlich die deutschen Preise um so Vieles billiger werden wie die japanesischen, daß die Verhältnisse umgekehrt werden und nun die deutsche Handelsbilanz im Verkehr mit Japan aktiv, die japanesische im Verkehr mit Deutschland passiv wird. Wir haben schon gesehen, wie falsch eine solche Quantitätstheorie ist, wie in einem Lande, in dem günstige Kreditverhältnisse herrschen und viel mit Geldersatzmitteln gearbeitet wird, ein kleines Quantum Geld weit mehr Geldesdienste verrichten kann, als ein großes in einem anderen Lande, das weniger günstige Kreditverhältnisse hat und weniger mit Geldersatzmitteln arbeitet. Der Gebrauch, mit Schecks zu zahlen, allein schon macht z. B. enorme Geldbeträge entbehrlich, die ein Land, das alles mit Bargeld zahlt, haben muß. Ohne von Jahr zu Jahr sich ändernde Ziffern anführen zu wollen, erwähne ich nur den englischen Clearinghouseverkehr und zitiere folgende Bemerkung M'Leods: „In einer Berechnung, die eine bedeutende Cityfirma dem Parlament vorlegte, wurde gezeigt, daß von 2,000.000 Pfd. Strl. Zahlungen und Einkassierungen der Firma nur 40.286 Pfd. Strl. in Gold, Silber und Kupfer bezahlt wurden, alles Uebrige in verschiedenen Kreditformen, und einige Bankiers fanden, daß in der Bankwelt nur 0·0025% in Bargeld gezahlt wurde, alles Uebrige in Kredit."

Aber wir brauchen gar nicht zu einer Widerlegung der rohen Quantitätstheorie zu greifen, um den Unsinn Ricardos und seiner vielen Nachbeter, John Stuart Mills in erster Reihe, zu zeigen. Reiche Länder, die genügendes Geld in Zirkulation haben, überschwemmen ebensowenig ihren Markt mit Geld, wie ein reicher Privatmann sich heutzutage viel Bargeld hinlegt. Wie der Einzelkapitalist, macht es auch im Durchschnitt die Gesamtheit der Kapitalisten, die ja eigentlich gemeint ist, wenn wir von dem Lande sprechen, das an und für sich hier gar nicht in Betracht kommt. Sie kaufen sich Zins und Rente bringende Werte, die von ihren Bankiers aus den Ländern importiert werden, die [illegible] Handelsbilanzen gut zu machen haben. Dafür sorgt die [illegible], die den kleinen Schwankungen in den Kurszetteln [illegible] ziehen zum Beispiel auf den [illegible] in Berlin und geben den Wechsel ihrem Bankier. Der [illegible] dem den Wechsel präsentierenden Bankier [illegible] von seinem Korrespondenten in Yokohama er[illegible] kauft der Berliner Bankier preußische [illegible] Korrespondenten remittiert, bei dem sie [illegible] In dieser Weise passieren sichere [illegible] Deutschland nach Japan, oder sagen wir nach den

Vereinigten Staaten, die tatsächlich im Augenblick das Japan unseres Beispieles darbieten.

Nehmen wir aber nun den Fall, Deutschland sei ein bodenreformerisches Land mit der hier vorgeschlagenen Geldwährung, das infolge dieser Reformen keine sicheren Zinspapiere mehr zum Verkauf hat, was bleibt dann Japan respektive Amerika übrig, als ruhig das Guthaben stehen zu lassen, bis sich Waren finden, die man dafür beziehen kann und die sich nun auch finden werden, denn nun — und nur in einem solchen Falle tritt das ein, was Ricardo für die tatsächlich bestehenden Verhältnisse fälschlich voraussetzt — wird Japan Waren aus Deutschland importieren, die es zwar selbst billiger herstellt als Deutschland, aber nicht um so viel billiger als andere Waren, Tee, zum Beispiel, die Deutschland ihm abkauft.

Unter den bestehenden Verhältnissen dagegen ist es für ein Land sehr wichtig, eine passive Warenbilanz zu vermeiden, es sei denn, daß infolge von Zinsguthaben, Touristenverkehr oder Versicherungs-, Unterhändler- und Frachtleistungen trotzdem keine passive Finanzbilanz vorhanden ist. Uebrigens ist damit nicht gesagt, daß sogar in letzterem Falle eine Verbesserung der Handelsbilanz nicht vorteilhaft erscheint. Die Hauptsache bleibt immer, welchen Einfluß der Import auf den heimischen Arbeitsmarkt hat, der unter heutigen Verhältnissen in keinem Lande vollauf mit genügender Nachfrage versehen ist. Sogar in unserem Neuseeland nicht, einem Lande, dessen natürliche Hilfsquellen noch Millionen von Arbeitern Gelegenheit zur Verwertung ihrer Arbeitskraft geben sollten, während jetzt seine 870.000 Einwohner nicht einmal völlig beschäftigt sind. Hieran sind nicht nur seine Bodenbesitzverhältnisse schuld, die bereits vorgeführte Tatsache, daß hier ein Siebzigstel der Bevölkerung über drei Viertel des Bodens eignet, von dem mittelbaren Eigentum der Hypothekenbesitzer ganz absehend, sondern auch die Zustände, in die die heutige Währung und seine falsche fiskalische Politik das Land gebracht haben. Wir sind England etwa 90 Millionen Pfund Sterling in Bargeld schuldig und besitzen davon im ganzen Lande nur etwa 3 Millionen Pfund Sterling, die aber die einzige Bardeckung für etwa 26 Millionen sind, welche unsere Banken, inklusive der Sparkassen, den Deponenten und Banknotenbesitzern schulden, wovon 18 Millionen sofort auf Abruf zahlbar sind. Daß Neuseeland übrigens nicht allein dasteht, beweist die Berechnung des Direktors der Münze der Vereinigten Staaten, der die in Gold zahlbaren Schulden der Welt für 1893 auf 240 Milliarden Mark berechnete, den Goldvorrat dagegen auf nur 1450 Millionen, was ein Verhältnis von $1 : 16^{1}/_{2}$ ergibt. Ich halte diese Schätzung übrigens für viel zu optimistisch.

Daß in dieser Weise die reichsten Länder der Erde jeden Moment, in dem es den Geldbesitzern beliebt, zur Zahlungseinstellung gezwungen werden können, ist klar, gerade wie auch ein reicher Geschäftsmann, der fällige Betriebsschulden hat, ruiniert werden kann, wenn plötzlich diese Schulden eingefordert werden. Große Geldvorräte besitzt er nicht, und seine wertvollen Gebäude, Maschinen und Vorräte sind in Momenten der Geldkrise nur mit sehr großen Verlusten zu verwerten. Wie ganz anders wird sich das Verhältnis nach durchgeführter Geldreform gestalten! Besonders gilt dies gerade für Länder wie Neuseeland, das mit seinen natürlichen Hilfsquellen eines der reichsten der Welt sein könnte, besonders wenn es sich durch hohe Schutzzölle unabhängig machte. Denn einerlei, welches Tarifsystem für Deutschland oder Oesterreich das beste sein mag, für unsere Kolonien kann es keine Frage sein, daß ein beinahe prohibitiver Schutzzoll ein Segen für das Land wäre. Unsere Handelsbilanz würde dadurch bedeutend verbessert werden, denn unsere Exporte würden geradeso wie vorher gekauft, da man unsere Wolle, Fleisch, Weizen, Butter und Käse braucht und, wie schon ausgeführt, Importeure aller Orten nur nach Preis und Qualität fragen, nicht nach Handelsbilanzen. Dagegen könnten eine Menge Fabrikate im Lande gefertigt werden, die wir heute aus dem Ausland beziehen. Was nützt es dem Volke, daß vieles hiedurch billiger gekauft werden kann, wenn die Kauffähigkeit fehlt? Was nützt es John dem Schneider, daß er seine Stiefel preiswürdiger aus Amerika bezieht, wenn William der Schuster das Gleiche für seine Kleider tut, die von Berliner Konfektionären weit billiger gefertigt werden, als dies bei anständigeren Löhnen, wie sie hier immerhin noch herrschen, möglich wäre? Was nützt es, wenn gerade wegen diesem Hang zur Billigkeit weder John noch William Arbeit finden? Ist es etwa wirklich billiger, die importierte Ware auf Schulden zu kaufen und arbeitslos in der Werkstätte zu sitzen, als sie für einander im Inland zu erzeugen? Der scheinbar höhere Preis wäre in letzterem Falle immerhin noch der billigste; denn in Wirklichkeit ist es dann einerlei, ob John 10 Pfund Sterling für seine Stiefel und William 10 Pfund Sterling für seine Hosen zahlt oder je einen Schilling, denn sie haben in letzter Linie nur ihre Arbeitsprodukte ausgetauscht, haben dadurch Arbeitsgelegenheit gehabt, statt müßig zu gehen und die billigen Anzüge schuldig zu bleiben. Was hier für die Individuen gilt, muß auch für die Kollektivität von Individuen richtig sein, die man eine Nation nennt. Noch richtiger, denn Nationen haben mehr Kredit als Individuen, und dem unheilvollen Walten des Zinseszinses wird dadurch eine längere Wirksamkeit gewährt. In hundert Jahren wird ein Pfund Sterling bei [illegible] zu 140 Pfund. Wie billig war doch tatsächlich der Schilling, um den die [illegible] Ware, die man schuldig blieb, im Pfund weniger kostete, wenn dieses Pfund einst auf 140 Pfund gestiegen sein wird! Freilich nicht immer; denn obgleich Arbeitswerte nie dauernd mit dem Zinseszins Schritt halten können, kann man zeitweilig das geborgte Kapital gut verwerten und so den Zins herausschlagen, und tatsächlich repräsentiert unser Neuseeland ein Nationalvermögen, das weitaus seine Verschuldung übersteigt, das mehr als das Doppelte derselben, nämlich über 200 Millionen Pfund, darstellt. Aber was nützt das in der heutigen Goldwährungswelt? Sind uns nicht Beispiele genug bekannt, wo Anwesen beim Verkauf unter ungünstigen Verhältnissen nur einen Bruchteil ihres Wertes gebracht haben? Die Gläubiger unseres Landes fragen nicht nach unseren Vermögensbilanzen, in denen der rohe Boden für 100 Millionen Pfund Sterling figuriert. Sie wollen ein gewisses Quantum Gold sehen und von diesem Golde gibt es in der ganzen Welt nur zehnmal so viel, wie unser kleines Ländchen, mit der Einwohnerzahl einer Großstadt, allein schuldet; kaum mehr im Verhältnis zu den Weltschulden als wir besitzen, d. i. 3 Millionen für die 90 Millionen, die wir schulden. Und unter solchem Zwangsverhältnisse wagt man noch die Aktiva so hoch zu beziffern, überlegt man noch, ob es besser ist, teuer zu kaufen und mit seiner Arbeit zu zahlen oder billig und wieder etwas mehr von dem so seltenen Golde schuldig zu werden? Oder endlich dieser ganzen unheilvollen Geschichte ein Ende zu machen, indem man das Gold von seinem Monopolthron wirft und dem Verkehr, der sich heute mühsam durch das goldene Oer zwängt, frei Tür und Tor zu öffnen!

Trotzdem gibt es auch hier Freihändler, und zwar besonders unter den Farmern, die in kurzsichtigster Weise darüber brummen, daß die Zölle ihnen die Industrieerzeugnisse verteuern, um, wie sie sagen, künstlich eine Industrie großzuziehen, statt was das Ausland billiger liefern könnte, unter allen Umständen frei zu importieren und mit Rohmaterialien, die wir billiger haben, zu zahlen. Daß ein reines Ackerbauland immer ein rückständiges Land bleiben muß, daß nur da, wo alle Berufsarten sich mischen, kultureller Fortschritt stattfindet, daß nur dann die natürlichen Hilfskräfte des Landes voll ausgenützt werden können, seine Wasserkräfte, seine Bergwerke, seine Wälder, daß nur dann die Verkehrsmittel ihre volle Entwicklung erlangen können, sind Argumente, die sie gleichgiltig lassen. Mehr Eindruck machen dagegen Gründe, welche direkter an ihre Interessen appellieren. Schon fangen die Fleisch-, Woll- und Butterexporte Argentiniens an, die Preise der Neuseeländer Exportwaren zu drücken, und ist alle Aussicht vorhanden, daß diese Konkurrenz sich verschärfen wird, während die Hoffnung auf Vorzugstarife Englands noch eine schwache ist. Zölle auf Rohmaterialien hat Chamberlain noch nicht einmal vorzuschlagen gewagt, und ohne einen Schutz für ihre Wolle hat das System nur den halben Vorteil für die australasischen Kolonien. Argentinien hat eben besseres, ebeneres Land, billigere Arbeit und ist dem Absatzmarkte näher. Unter solchen Umständen muß die Schöpfung eines heimischen Marktes für rentablere Produkte als die der Viehzucht, der extensivsten Wirtschaft, an Wichtigkeit gewinnen. Eine Menge überhaupt auf so große Entfernung nicht gut ausführbarer Produkte kann nur für den lokalen Konsum erstellt werden, und gerade diese Produkte einer intensiveren Wirtschaft: Obst, Wein, Hühner, Eier, Gemüse und Nutzpflanzen aller Art, rentieren am besten, wie auch die Milch besser zahlt als die Butter und frisches Fleisch höhere Preise im heimischen Konsum löst als gefrorenes im fernen Europa. Auch der teuere Transport aus dem Innern an die Häfen würde teilweise vermieden, wenn eine Rohmaterialien und Nahrungsmittel verbrauchende Industrie über das Land verbreitet wäre. Besonders deutlich spricht das amerikanische Vorbild. Vor einem halben Jahrhundert hörte man drüben in den Südstaaten ganz die gleiche Sprache, die unsere Farmer heute führen. War doch der Wunsch, Industrieprodukte direkt und zollfrei aus Europa beziehen zu können, statt nur der Industrie der Nordstaaten zugute kommende Zölle dafür zahlen zu müssen, mindestens ebenso mächtig wirksam in der Sezessionsbewegung, wie die Negersklaverei. Wie sieht aber das Bild heute, 40 Jahre nach Beendigung des Krieges, der die Union zusammenhielt, aus?

Mehr als das halbe Quantum Baumwolle, das vor dem Kriege exportiert wurde, wird jetzt in den Staaten versponnen und — was früher sich kaum jemand hätte träumen lassen — der Süden verspinnt schon beinahe so viel wie der Norden, nämlich 1901/2 1·88 Millionen Ballen gegen 2·20 Millionen. Es wird heute mehr Baumwolle in den Vereinigten Staaten versponnen als in England: 4 Millionen Ballen gegen 3·35 Millionen in 1901/2. Und was wäre aus dem Zuckermarkte des Südens geworden, wenn er seinen Willen durchgesetzt hätte? Schwerlich hätte er mit Deutschlands Rübenindustrie konkurrieren können, und tatsächlich ist auch der Gesamtexport von allen Sorten Zucker — Glukose und Sirup (Melasse) inbegriffen — auf 5 Millionen Dollars gesunken, während im Inland [illegible] Tonnen abgesetzt werden, so ziemlich die ganze Produktion des Landes. Und wer hätte damals daran gedacht, daß des Südens Eisen- und Kohlenproduktion mit der des Nordens wetteifern würden, wie es die Alabamas und Tennessees jetzt tun? Und wie wäre ohne Schutz die Konkurrenz dieser Eisenindustrie mit Europa möglich gewesen, wo 1867 der Preis amerikanischer Stahlschienen 120 Dollars per Tonne [illegible], während englische 65 Dollars kosteten? Im Mai 1901 [illegible]

der amerikanische Preis 28 Dollars, der englische 29·22 Dollars. Nicht übel für ein Treibhausprodukt. Treibhausprodukte! Wo blieben manche unserer Kulturen, wenn die jungen Pflänzchen nicht künstlich geschützt würden? Und sind Ställe etwas anderes als ein künstlicher Schutz? Sollen wir lieber auf Pferde- und Viehzucht verzichten, weil wir sie nicht das ganze Jahr im Freien lassen können, wie die Tropenländer?

Fassen wir nun die in diesem Abschnitte gezogenen Schlüsse zusammen.

1. Der innere Verkehr eines Landes ist der wichtigste, gegen den der Außenverkehr verhältnismäßig klein ist, besonders wenn durch soziale Reformen die Kauffähigkeit des eigenen Volkes gestärkt wird.

2. Dies ist durch die Boden- und Geldreform möglich, welche einen so bedeutenden Mehrkonsum im eigenen Lande ermöglichen, daß der Außenabsatz beinahe jede Bedeutung verliert, respektive nur zur Zahlung der Produkte nötig erscheint, die nicht im Inland erzeugt werden können. Da dies, soweit Mitteleuropa in Betracht kommt, nur für gewisse Erzeugnisse der Tropen gilt, so würden eigene Kolonien daselbst auch diesen Handel mit fremden Ländern überflüssig machen.

3. Es ist nicht wahr, daß Waren immer mittels Waren gezahlt werden, so lange der Zins besteht. Es ist daher von größter Wichtigkeit, daß eine Verschuldung dem Ausland gegenüber vermieden wird. Erscheinen Schutzzölle als ein geeignetes Mittel, so ist Schutzzoll anzustreben.

4. Nur ein Land, das mittels der Boden- und Währungsreform den Zins- und Rententribut an Private aufgehoben hat, kann auch, wenn es kein Guthaben im Ausland hat, ohne Gefahr passive Bilanzen ertragen, da nur in jenem Falle früher oder später die Zahlung in Waren ohne Zinsstrafe sicher erfolgt.

5. Unter heutigen Verhältnissen ist nicht Billigkeit der Gebrauchs- und Verbrauchswaren das Wichtigste, sondern die Kaufkraft der Konsumwilligen. Wo daher der Import Arbeitsmangel oder Lohndruck veranlaßt, ist er zu behindern. Da die Arbeitslosen doch ernährt werden müssen, ist ihre Arbeit immer billiger als die importierte.

Diese Schlüsse werden auf Opposition stoßen; immerhin gebe ich sie als die Resultate meiner Beobachtungen und Studien in Praxis und Theorie während bald eines halben Jahrhunderts. Letztere haben mir den Unwert der Phrase bewiesen, und sei sie noch so populär, wie es die vom Freihandel in England und auch im deutschen Vaterland ist. Die Zeit mag einst kommen, in der solche zur Wahrheit wird, aber bis dahin darf ein vernünftiger Mensch ebensowenig sich prinzipiell für Freihandel oder für Schutzzoll erklären, wie ein Landwirt für Sonnenschein oder Regen unter allen Umständen eintreten kann. Wie es Momente gibt, in denen die Sonne, andere, in denen der Regen am vorteilhaftesten ist, so geht es auch mit dem Freihandel oder dem Schutzzolle. Man muß Freihändler oder Schutzzöllner sein von Fall zu Fall; die Hauptsache für die Gesamtheit wie für den Einzelnen ist, sich von Schulden frei zu halten, und die Tarifpolitik, welche dies bewirkt, ist die beste.

Verhütung und Heilung der Nervosität bei Kindern.

I. Charakteristik der Nervosität.

Die Nervosität gilt bekanntlich als eine charakteristische Krankheit unserer Zeit. In der Tat leidet ein ansehnlicher Prozentsatz der Männer und ein noch größerer Teil der Frauen an Nervenschwäche. Ist es nun schon bedauerlich, wenn auch jüngere Männer und Frauen einen so abnormal funktionierenden Organismus besitzen, daß Nervenschwäche als Ursache angenommen werden muß, so ist es geradezu betrübend, wenn schon schulpflichtige Knaben und Mädchen als nervös bezeichnet werden müssen. Eine Krankheit in gewöhnlichem Sinne ist die Nervosität zwar nicht, weil es sich nicht um eine Entartung oder gar Zerstörung der Nerven handelt, sondern die psychologische Seite der Nerventätigkeit, wie man sagen könnte, betätigt sich in abnormaler Weise, d. h. es treten sogenannte Funktionsstörungen ein. Entweder erscheint die Reizbarkeit der Nerven übermäßig gesteigert, oder ihre Leitungsfähigkeit in zentripetaler wie in zentrifugaler Richtung ist für kürzere oder längere Zeit herabgesetzt, ja zuweilen ganz aufgehoben.

Die Heilung der Nervosität besteht also darin, jene Zustände des Nervensystems zu beheben, welche die normale Funktionsweise der Nerven hemmen. Es ist also z. B. zu verhüten, daß schon schwache Reize, z. B. unbedeutende Geräusche starke Wirkungen hervorbringen, wobei [illegible] einen [illegible] Zaun, oder eine eigene [illegible]

[illegible] schwachen Gemüten eine unverhältnismäßig starke [illegible] Ebenso muß die abnormale [illegible] der Nerven zu verhüten, die noch [illegible] das [illegible] wirken. Der [illegible] die [illegible] einer [illegible] in [illegible] [illegible] der [illegible] des Zentrums [illegible]

zeptionszentrums im Gehirn so gemindert, daß die sonst dem Schüler eigene Fähigkeit beim Unterrichte Dargebotenes aufzufassen, zu beobachten, auswendig zu lernen, bald erschöpft ist. Ist die Funktionsfähigkeit der motorischen Zentren herabgesetzt, so führen Bein- und Handbewegungen, z. B. beim Gehen, Turnen, Schreiben, Zeichnen, bald zur Ermüdung.

Am peinlichsten wirkt die Nervosität, wenn die Funktionsstörungen den Schein von mehr oder minder heftigen Erkrankungen gewisser Partien des Organismus herbeiführen. Der Nervöse glaubt z. B. Schmerzen im Kopfe, in der Brust, im Rücken, im Herzen, im Unterleibe zu empfinden. Trotzdem kann der Arzt an dem betreffenden Teile nichts wirklich Krankhaftes finden, denn nur die sensiblen oder motorischen Nerven oder beide zugleich üben in der betreffenden Partie die ihnen zufallenden reizaufnehmenden oder Impulse leitenden Funktionen nicht ordentlich aus.

Die Störung der betreffenden Funktionen macht den Nervösen ängstlich. Die Schilderung des eigenen Zustandes durch den Nervösen kann manchmal selbst den Arzt über die Ursache des Gesamtzustandes täuschen. Richtig erkannt, wird die nervöse Funktionsstörung manchmal sehr rasch durch Suggestion oder andere zweckmäßige Mittel geheilt.

Wichtig sind unter den nervösen Bewegungsstörungen auch diejenigen der Sprache. Die psychogene Stummheit z. B., wobei das Kind plötzlich die Sprache verliert, ist eigentlich nur eine Funktionsstörung, die glücklicherweise manchmal nur Minuten, zuweilen sogar nur eine Anzahl Sekunden dauert, z. B. infolge des Erschreckens über ein unerwartetes Aufrufen beim Unterrichte in der Schule. Ebenso ist ein zeitweilig eintretender übersprudelnder Redefluß ebenfalls als eine Funktionsstörung der hemmenden Ordnung in den sprachmotorischen Zentren zu betrachten.

Es gibt nun körperliche und geistige Ursachen, die schon Kinder nervös machen.

Körperliche Ursachen sind außer der Vererbung die hygienisch ungenügende Einrichtung der Schulräume und der häuslichen Wohnungen; ferner die verkehrte Ernährung, namentlich durch Beigabe alkoholischer Getränke, wozu bei Kindern auch das vermeintlich unschuldige Bier gehört. Endlich verschuldet die Nervosität der Kinder die unpraktische Anleitung zu körperlicher Tätigkeit, wie z. B. übermäßiges Gehen, Schlittschuhlaufen, Turnen, bei Mädchen auch die Ueberbürdung mit mechanischen Handarbeiten und Klavierübungen. Diese Ursachen findet der Arzt leicht und kann das Uebel in der Entstehung verhüten, z. B. die Ausbildung nervöser Kopfschmerzen.

Schwerer erkennbar sind die Ursachen geistiger Art, welche nervöse Funktionsstörungen zur Folge haben. Der Schaden ist meist bereits gestiftet, wenn die Ursache erkannt wird. Da der Arzt auf geistigem Gebiete weniger eingreifen kann, so müssen Eltern, Lehrer und schulbehördliche Personen Wandel schaffen, wenn durch verkehrte Einwirkungen die Nervosität der Kinder veranlaßt worden ist.

Ein Hauptmittel, die Menschen geistig gesund zu erhalten, ist ungetrübte Lebensfreude. Wie steht es da in Haus und Schule?

Die Lebensfreude bedarf vor allem des Lichtes und der Sonne, der hellen und farbigen Umgebung. Halten wir nun Umschau in den Familien! Wie düster sieht es da in manchem Haushalte aus! Es fehlt den Wänden, den Möbeln, den Möbelbezügen, den Bett- und Tischdecken die erfreuende helle Farbe. Alles ist dunkel oder bildet ein verschwommenes Düster von Farben, das in einen dissonierenden Akkord zusammenklingt. „Der gesunde Mensch“, sagt Böcklin, und das ist doch gewiß einer, der's verstand, „der gesunde Mensch liebt die helle Farbe, das Alltagsleben ist ohnehin trüb und düster.“ Darum ist die Farbenfreude bei den Kindern im Hause und in der Schule zu wecken. Die langweilige Einfarbigkeit der meisten Schulklassen soll durch farbenfrische Bilder unterbrochen werden. Durch Formen- und farbenfrisches Zeichnen des Lehrers nicht bloß beim Zeichen- und Malunterrichte, sondern vor allem beim Unterrichte in der Naturgeschichte und Naturlehre, der Geographie und Geschichte soll der Unterricht unterhaltend gemacht werden. Luther soll gesagt haben: „Den Lehrer, der nicht singen kann, den seh' ich nimmer an.“ Mit noch größerem Rechte hätte er sagen können: „Den Lehrer, der nicht zeichnen und kolorieren kann, den seh' als nicht geeignet ich für sein Lehramt an.“*)

Eine Hauptursache der Nervosität der Kinder ist ganz gewiß ein unpsychologisch betriebener Unterricht. Strebsame Lehrer eignen sich die neuen richtigeren Unterrichtsmethoden gern an, aber es gibt leider auch Unterrichts-Handlanger. Solche Unberufene sind umso gefährlicher, als sie oft sehr ängstlich und lernfleißig nach oben hin sind und sich in einflußreiche Stellungen hinaufarbeiten. Um als eifrig zu gelten, plagen sie häufig die Kinder mit zu vielen zeitraubenden Aufgaben, bei welchen kleinliche Äußerlichkeiten zu beobachten sind, welche selbst das [illegible] Kind nervös machen können. Die Schule ist freilich eine Notwendigkeit, aber zehn Monate im Jahr nahezu täglich ein paar Stunden in einem [illegible], doch ziemlich kahlen und darum [illegible] Raum verbringen zu müssen, dabei still

*) [illegible] mir auch mit Vergnügen daran. [illegible] en und zwar Kindern wie junger [illegible] zumal, wenn sie

zu sitzen, immer auf das zu achten, was gerade der Stundenplan vorschreibt, das ist von Kindern gewiß viel verlangt. Wenn das schon nicht anders geht — es ginge aber manchmal anders — so sollte wenigstens der Lehrer den Unterricht und den Aufenthalt in den Schulräumen so angenehm als möglich zu machen trachten. Langweilig soll also kein Unterricht, am allerwenigsten der Religionsunterricht, der Gottesdienst, die Predigt für die Kinder sein. Frischer Saft muß aus den Wurzeln des Glaubens in die grünenden Blätter des Hoffens strömen, und in die Knospen der Liebe aufsteigen, damit sie sich zu duftenden Blüten und zu nahrhaften Früchten echter Sittlichkeit im späteren Leben entfalten. Es tut auch in der Erziehungskunst eine Art echter Sezession not, die Sinn und Idee ins pädagogische Künstlerwirken brächte. Denn ein Kunstwerk ist doch ein wohlerzogenes Menschenkind gewiß! Wir weisen z. B. auf die Jugendschriften hin, die man den Kindern zur Unterhaltung gibt. Leider gibt es, wie jeder Lehrer weiß, auch langweilige Jugendschriften, besonders unter den sogenannten belehrenden. Gerade diese Schriften aber sollen in unserer Zeit fesselnd über Land und Leute, über die Naturgesetze und ihre Anwendung, sowie über wichtige neue Maschinen und ihre Leistungen berichten. Zu den langweiligen Kinderschriften gehören auch viele patriotische Bücher. Der Byzantinismus ist langweilig. Seinen Kaiser muß man frisch vom Herzen weg, sein Vaterland mit der ganzen Lebhaftigkeit des jungen Enthusiasten lieben.

Noch schlimmer aber als ein langweiliger, wirkt ein pedantischer Schulmeister. Unsere lebensfrischen Jungen und Mädel, jeder und jedes ein Kunststück aus der großen Gottesschöpfung, diese Wesen mit eigenem Geist und eigenem Sinn und eigenem Drang und Trieb, diese sollen schablonenhaft geformt werden, über den Leisten eines Musterbuben oder eines Mustermädchens, wie sichs so ein pedantisches Gehirn eingebildet hat? Ja, wenn lediglich nur Arme und Beine, Hände und Füße in automatische Disziplin eingeschnürt würden! Aber nein, auch Aug' und Ohr, Lippen und Zunge werden abgerichtet zum Mechanismus und dann kommt Gedanke, Herz und Wille daran, bis man es dahin gebracht hat, daß z. B. ein Aufsatz über den Frühling in einem Dutzend Sätzen als Ausdruck einer gefühlslahmen Bewunderung der Natur genau mit den vom Lehrer erdachten Worten eingeschrieben ist, in Hefte, deren jedes genau in Größe, Papier, Zeilenabstand bis herab zur Buchstabenhöhe und Stärke der einzelnen Striche mit dem anderen übereinstimmen muß. Anstatt entzückt zu sein, wenn jeder Junge und jedes Mädel mit eigenen Augen sieht und Eigengedachtes schreibt, sei es auch ein bißchen ungelenk oder überschwänglich, unterdrückt man die ursprüngliche naive Auffassung und zwingt die Kinder, alles mit der pedantischen Brille des Lehrers anzusehen. Ja, das muß die Kinder ja nervös machen.

Alle automatenhafte Uniformität im Verhalten und besonders in den Arbeiten, z. B. den Aufsätzen der Schüler, sollte von den Inspektoren aufs Schärfste gerügt werden.*)

Es gibt aber leider auch Pedanten unter den Vätern, die ihre Kinder nervös machen. Nicht zufrieden, daß der Typus des Gesichtes und der Gestalt schon die Zugehörigkeit ihrer Kinder zur Familie erkennen lassen, und daß die Kinder sich die Sprache des Vaters und der Mutter mit allen Vorzügen und Fehlern angeeignet haben, verlangen solche pedantische Väter, daß die Kinder durchaus so denken und fühlen sollen, wie Papa und Mama. Sie sollen alles schätzen, was die Eltern schätzen. Gilt dem Vater die Gymnasialbildung als Ideal, so darf dem Buben das Kunsthandwerk, das ihm viel besser zusagt, nicht im Sinne liegen. Ein Mädel soll z. B. das Weißnähen und Wäschesticken so schätzen, wie es die Mama tut, während die Tochter lieber für den auf sprachlichem Gebiete talentlosen Bruder Latein und Griechisch lernte. Daß die Frauen häufiger zur Nervosität neigen, kommt auch gewiß daher, daß man sie anstatt gleich den Buben nach dem Unterrichte frei herumspringen oder eine lustige Geschichte lesen zu lassen, zu Stickereien, Häkeleien und Strickereien zwingt.

Der Mensch soll das treiben, wozu er Talent und Lust hat. Die Ueberfüllung der unteren Klassen unserer Mittelschulen rührt nicht davon her, daß die Buben gar so viel Lust zu humanistischen und realistischen Studien haben, sondern die verkehrte Schätzung der formalen Bildung seitens der Eltern, mitunter auch bloß ihre Eitelkeit ist es, welche die Kinder in die Zwangsjacke nicht erstrebter Studien hineinschnürt.

Nervös werden die Kinder auch durch den Zwang zu musikalischen Studien. Wohl sollen alle Kinder Sinn für Musik bekommen, sie sollen gern schöne Lieder hören und, soweit sie es vermögen, auch selber singen.

Auf der Oberstufe sollen die Kinder in volkstümliche Konzerte für die Jugend geführt werden, wo sie mustergiltig von Künstlern und Künstlerinnen Volks- und Kirchenlieder, Lustiges und Ernstes, Traurliches und Erbauliches hören. In solchen Konzerten kann auch der Sinn für Instrumentalmusik gebildet werden, d. h. für Streich- und Blasmusik. Klavierspielen lernen sollen nur jene Kinder, welche ihren auf guter Stimme und gutem Gehör beruhenden Gesang begleiten oder welche Orchesterstücke auch zuhause in zusammengedrängter Form

d. h. im Klavierauszuge wiederholen möchten. Die Konsequenz, mit welcher Kinder durch die Klavierübungsqual nervös gemacht werden, ist ein schlagender Beweis für die Macht der Vorurteile.

Ein anderer Modeunterricht, namentlich für Mädchen, ist der Unterricht in den modernen Sprachen, wenn er nach der alten Vokabel- und Regel-Drillmethode und nicht nach der modernen, das praktische Sprechenlernen des kleinen Kindes nachahmenden Art erteilt wird. Uebrigens soll auch mit dieser neuen Methode (neu ist sie wohl eigentlich nicht, den Vives † 1540, Locke † 1704 und Fénelon † 1715 forderten sie schon) kein Kind über Gebühr behelligt werden, wenn das Sprachtalent und infolge dieses Mangels die Lernfreudigkeit fehlt. Es wird schon anderes geben, wozu die Mädchen Talent haben. So finden sich z. B. geborene Konfektionärinnen, Putzmacherinnen, Kochkünstlerinnen. Warum sollen die Mädchen, auch wenn sie einem reichen Hause angehören, nicht beizeiten diese hausfraulichen Talente vervollkommnen. In der englischen Aristokratie war es eine Zeitlang Sport, der auch jetzt noch nicht aufgehört hat, solche spezifisch weibliche Talente auszunützen und, wenn auch nicht unter dem eigenen Namen, so doch zu eigenem Vorteile lukrative Geschäfte in Hüten, Konfektionsartikeln 2c. zu gründen und zu leiten.

Ueberraschend wird es manchem klingen, daß auch unser doch gewiß hübsches modernes Spielzeug die Jugend nervös zu machen geeignet ist. Dieses moderne Spielzeug ist nämlich eigentlich gar kein Spielzeug, sondern es sind genaue, mehr oder weniger stark verkleinerte Nachahmungen der Wirklichkeit. Dadurch aber wird die Hauptsache beim Spiele, die Anregung der schaffenden Phantasie, nahezu ganz ausgeschaltet. Ohne Betätigung der um- und neubildenden geistigen Gestaltungskraft wird aber das schönste Spielzeug den Kindern bald gleichgiltig, ja langweilig, abgesehen davon, daß solch Liliputgerät, die Untersuchung, welche ein forschendes Kind mit Recht dem Spielzeug gegenüber anwendet, sehr schlecht verträgt. Jedes Spiel, auch ein rein körperliches Bewegungsspiel muß den Geist anregen, muß unterhalten, dem Scharfsinn, der Schalkhaftigkeit, und beim Spiele mit leblosen Gegenständen, dem Personifikationstrieb, dem umgestaltenden Kombinationstrieb der Phantasie Gelegenheit zur Betätigung bieten. Vor allem sollen die Kindergärten den Formensinn der Kleinen für plastisches Modellieren mit Sand, Ton, Plastilin u. s. w. entwickeln; das wird die Phantasie gesund erhalten und die erhoffte Zeit einer Neublüte der Plastik, so populär, wie einst selbst beim griechischen Handwerke, mit herbeiführen helfen.

Wir haben aber noch einen Hauptgrund für die Entstehung der Nervosität nicht genannt. Es ist die Nervenschwäche der Eltern, besonders der Mütter. Wir meinen nicht die Gefahr der Uebertragung durch Vererbung, wir meinen vielmehr die Folgen des Umganges und der stetigen Einwirkung der nervösen Eltern, besonders der nervösen Mutter auf das Kind. Krankheiten nämlich, welche auf Funktionsstörungen beruhen, sind ebenso ansteckend wie Infektionskrankheiten.

Die physiologische Resonanz wirkt bei den Kindern nervöser Eltern so mächtig, daß die Ausdrucksbewegungen der Nervosität seitens der Eltern von den Kindern nachgeahmt werden, weil sie eben infolge eines Naturdranges nachgeahmt werden müssen. Die physiologische Resonanz ist nämlich der besonders bei Kindern starke Drang, von der Umgebung ausgeführte und von den Kindern wahrgenommene d. h. gesehene, gehörte, oder im Falle der Blindheit durch Tasten empfundene Ausdrucksbewegungen nachzuahmen, so weit das Kind die Fähigkeit der Nachahmung besitzt.

Ist nun die Umgebung des Kindes nervös, ist besonders die Mutter, welche den Hauptumgang des Kindes bildet, von Nervenschwäche heimgesucht, so wird durch das Tun und Treiben, besonders durch die Sprechweise der nervösen Mutter das Kind zu ähnlichen Tätigkeiten und ähnlichen sprachlichen Aeußerungen gedrängt. Das Kind kann z. B. kein stärkeres Geräusch, kein kräftiger klingendes Wort vertragen, es erschrickt über allerlei an und für sich ganz unwesentliche Wahrnehmungen, es bekommt den unerträglichen und verletzenden Ton der Nervösen, und suggeriert sich nach und nach all die Schmerzen, an denen der Nervöse zu leiden glaubt. Man brauchte allerdings mit den Nervösen eigentlich nicht so viel Mitleid zu haben und brauchte auch nicht so viel geduldige Rücksicht zu nehmen wie bei einem eigentlich Kranken; aber da der Nervöse zu leiden glaubt, und der Glaube stärker wirkt, als eine reale Tatsache, so ist man zu einer geänderten Heilweise übergegangen.

II. Heilung der Nervosität.

Im Gegensatze zur früheren Methode, welche sich bemühte, dem Nervösen die Grundlosigkeit seiner Befürchtungen und Klagen zu beweisen, erkennt man jetzt vorgeblich den Zustand des Nervösen als eine wirkliche Krankheit an, verhält sich so, als ob die Schmerzen des Nervösen wirklich vorhanden wären, und läßt anscheinend ein Heilverfahren zur Beseitigung dieser Krankheitszustände befolgen. Das Einfachste und Rechte hiebei ist, dem Kranken nicht Zeit und Gelegenheit zu lassen, über seinen Zustand nachzudenken, ihn vielmehr durch Luft- und Ortsveränderung, durch Einführung in andere Umgebung und Lebensweise aus seiner Einbildung zu reißen.

Universitätsprofessor Dr. med. Wenzel in Leipzig, mit dem ich über die Nervosität der Frauen sprach, sagte mir: Wenn sich mit

*) Schriftliche Aufsätze, wie sie hier [illegible] über die [illegible] Ursache der Nervosität bei Kindern, wurden in einem Vortrage auf dem [illegible] Lehrertage in [illegible]

eine junge reiche nervöse Frau als Patientin vorstellt, möchte ich nur als erstes Rezept verschreiben: „Entlassen Sie Köchin und Stubenmädchen und machen Sie sich selbst hinreichend zu tun. Nicht das viele Arbeiten, welches man so häufig als Ursache der Nervosität angibt, sondern der Mangel an Arbeit wirkt nervenschwächend.

Geistige Arbeit überbürdet ebenfalls nicht, wenn man sich die Zeit und das Studium ordentlich einteilt. Die planmäßige Einteilung aller Tagestätigkeit heilt nervöse Störungen, welche auf untergeordnete geistige Anstrengungen zurückgeführt werden, fast immer sicher in kurzer Zeit. Auch wenig Schlafen soll zur Nervosität führen, aber langer Schlaf ist kein Naturbedürfnis. Nicht vieles Schlafen, wie manche Nervöse glauben, heilt die Nervosität, sondern die gehörige Abwechslung zwischen Ruhe und Tätigkeit. Die sorgfältige Einteilung der Tageszeit, wobei nach strammer Arbeit für wirkliche Erholung insbesondere durch erfrischende Unterhaltung gesorgt wird. Abwechslung, Gemütlichkeit, das sind gute Heilmittel. Namentlich muß man dafür sorgen, daß alle Hast bei den Mahlzeiten vermieden und das Bedürfnis nach gemütlichem und zugleich anregendem Plaudern befriedigt wird. Ein Obergymnasiast soll z. B. um sechs Uhr aufstehen, sich ohne Hast anziehen, eine halbe Stunde beim Frühstück mit seinen Angehörigen vergnügt plaudern, dann soll täglich von 8 bis 11 Uhr, höchstens ein- oder zweimal in der Woche bis zwölf Uhr mittags Unterricht sein. Dann geht's ohne Rennen heim, es wird wieder eine halbe Stunde gemütlich gegessen und nachher beim Nachtisch geplaudert, dann kann noch etwas für den Nachmittag vorbereitet werden. Nachmittags darf es nur eine oder zwei Schulstunden geben, hierauf wird die Jause genommen und nun rüstet man sich zum Studium, das nachmittags nie länger als zwei Stunden dauern soll. Nach einer etwa halbstündigen Erholung im Garten oder auch bei einem kurzen Spaziergange folgt das Abendessen und nach demselben kann ein paar Stunden wacker darauf los gearbeitet werden, jedoch so, daß der Stoff wenigstens jede Stunde wechselt und vor dem Wechsel eine kleine Pause stattfindet.*) Nichts ist schädlicher und macht das Arbeiten und speziell das Lernen nachteiliger als eine längere gleichförmige geistige Beschäftigung im gleichen Vorstellungskreise. Nichts spricht mehr für die lokale Beteiligung der Gehirnpartien bei den geistigen Tätigkeiten, als das Eintreten der Ermüdung bei gleichförmiger Tätigkeit. Sogar der Wechsel innerhalb des gleichen Gebietes ist schon von Wert, schützt vor zu rascher Ermüdung.

Nervösen Kindern wird oft sehr viel Bewegung im Freien empfohlen. Nach einem längeren Spaziergange, einem anstrengenderen Spiele im Freien lasse man erst eine Zeit der Ruhe vorübergehen, ehe die Kinder wieder zu geistiger, besonders anstrengender geistiger Arbeit schreiten. Der Körper muß sich stets kräftig fühlen, wenn man flott geistig arbeiten will. Zur Erholung von geistiger Arbeit ist aber nicht gerade lediglich körperliche Bewegung, sondern weit mehr noch angenehme, also anstrengungslose Unterhaltung notwendig. Die beste Form der Erholung von geistiger Arbeit ist daher ein gemütlicher Spaziergang in angenehmer Umgebung bei recht vergnügter Unterhaltung. Ebenso sind für die Jugend erfrischende, aber nicht zu sehr anstrengende Spiele eine empfehlenswerte Erholung.**) Liebe Kameradschaft ist auch von Nutzen. Wenn man einem nervösen Kinde einen lieben lebensfrischen Spiel- und Lerngenossen geben kann, so tue man dies ja, und so übel mir dies auch überängstliche Gemüter nehmen werden: Es muß die Kameradschaft nicht immer gleichgeschlechtig sein. Findet sich in der Verwandtschaft oder Bekanntschaft ein sittlich tüchtiger, verläßlicher Genosse des anderen Geschlechtes, der talentvoll und lebensfroh ist und zu unterhalten und anzuregen versteht, so ist ein solcher Verkehr ein Heilmittel für nervöse Kinder, wie man ja wider den gegenseitig anregenden Verkehr zwischen Bruder und Schwester nichts haben wird. Wenn sich die beiden Leutchen lieb gewinnen, ist denn das ein Unglück? Bruder und Schwester haben einander doch auch lieb. Wir empfehlen dieses Heilmittel nicht als Regel, sondern nur als Ausnahme, aber wir empfehlen es, weil es ein Heilmittel werden kann. Sieht man, daß es nicht einschlägt, so läßt man den weiteren Gebrauch. Wo irgendwie der Verkehr zwischen Kameraden ungünstig wirkt, wo der Kamerad des Knaben, die Spielgenossin des Mädchens nicht geeignet sind, die Nervosität des anderen heilend zu beeinflussen, so hat die Trennung zu erfolgen, und zwar, wenn es nötig ist, eine völlige Trennung und auf längere Zeit, natürlich in unauffälliger [illegible] ... überhaupt die Versetzung in eine andere Um[illegible] ... besonders wenn auch ein Teil der Eltern an Nervosität leidet [illegible]

[illegible]

Nervöse Kinder wird [illegible]

noch gesunden Kinder, besonders leicht erregbare aus dem Hause. Dies muß namentlich dann geschehen, wenn sich Spuren der schädlichen Einwirkung der elterlichen Krankheit auf die Kinder zeigen. Die alte deutsche Sitte, die Kinder eine Zeitlang aus dem Hause zu entfernen, um sie vor Verzärtelung durch die Eltern zu bewahren, hatte gewiß etwas für sich, wenn der neue Aufenthaltsort von rechter pädagogischer Luft durchweht war. Bei Knaben machen die Verhältnisse die Beibehaltung der altgermanischen Sitte oft noch notwendig. Sie müssen ihrer Studien wegen in Kosthäuser oder Internate gegeben werden. Das junge Bürschlein wird da freilich manchmal etwas unsanft von den Paragraphen der Hausordnung und der strengen Disziplin berührt und die gute Kost und bequeme Bequartierung im Elternhause werden stark vermißt; aber man lernt das schließlich als eine Vorbereitung für das Leben schätzen. Wenn die Kostherren und Internatspräfekten pädagogisches Geschick besitzen, bekommt einem die Sache ganz gut. Die moderne Erweiterung der Studiengelegenheiten für Mädchen nötigt wohl auch sie vielfach, den Ernst des Lebens in der Entfernung vom Elternhause kennen zu lernen. Nervös wird sie das selten machen, eher Anlagen zur Nervosität beseitigen.

In dieser Hinsicht ist es wohl notwendig, nicht immer gleich das Gespenst der Nervosität zu erblicken, wo kleine Abweichungen vom Normalen sich zeigen. Wenn ein Kind bei verdorbenem Magen, bei stärkerer Anstrengung, bei einem Vorfalle, der des Kindes Seele tiefer trifft, als man voraussetzt, sich verstimmt oder reizbar zeigt, so ist das nicht schon Nervosität. Nur wenn solche Zustände ursachlos eintreten, muß man bedenklich werden. Wo sich leicht der Grund für die Reizbarkeit oder Erschlaffung auffinden läßt und wo die Beseitigung der Ursache auch die Folge aufhebt, da ist von Nervosität nicht die Rede. Auch die Eltern, besonders die Mütter, sollen sich nicht gleich für nervös halten, wenn ihnen einmal das Leben ein bißchen ernster mitgespielt und ihr Gemüt dann mit Bitterkeit erfüllt hat, die sich nicht gleich hinunterschlucken läßt. Wenn das die Väter und die Mütter dazu führt, die Erregung und den inneren Verdruß über sich selbst und andere merken zu lassen, so ist das noch keine Nervosität. Wenn sich die Ursache der Reizbarkeit, der Erregung oder der Abspannung und Erschöpfung handgreiflich darbietet, so ist eine solche Erregbarkeit etwas naturgesetzlich Normales. Es funktioniert eben das Nervensystem korrekt, wenn auch nach der unangenehmen Seite. Wo aber nervöse Zustände sich zeigen, ohne daß man weiß woher und warum, und wenn man sich krank fühlt, ohne daß einem doch eigentlich etwas fehlt, da muß man bedenklich werden.

Schließlich ist auch noch davor zu warnen, daß man aus lauter Nachahmungs- oder Modesucht sich und den Kindern eine Nervosität suggeriert. Die Autosuggestion der Nervosität ist ein gefährliches Ding. Man sei fleißig und gewissenhaft, aber nicht ohne Not über das Maß der eigenen Kraft. Man sei heiter und vergnügt und gönne sich und den Kindern ein edles Vergnügen. Man meide für sich und die Kinder jede Unmäßigkeit, jeden stärkeren Alkoholgenuß und jede Nikotinvergiftung. Man verhüte durch eine gesunde, helle, leicht lüftbare Wohnung die Vergiftung durch Kohlensäure und menschliche Ausdünstungsstoffe (Fettgifte). Man sorge für gesunde Kleidung, zweckmäßige Bewegung, für „gesunden" gesellschaftlichen Verkehr und „gesunde verdauliche" Lektüre, so werden die Eltern nicht nervös und die Kinder werden es noch weniger, sondern die Familie lebt genußreich. Wenn man bei mäßigem Einkommen sich nach der Decke zu strecken weiß, sich um Dinge, die einen nichts angehen, nicht kümmert und durch Dinge, die man nun einmal nicht ändern kann, sich nicht zu sehr aufregen läßt, so wird man finden, die Erde und das Leben auf ihr sei kein jammervolles und vor allem sei es gar nicht wahr, daß die modernen Zustände nervös machen müssen. Man braucht das, was das Leben bietet, nur in der rechten Weise auszunutzen.

Sind die Kinder durch ihr Verhalten und nach Prüfung ihrer körperlichen und geistigen Eigenart durch den Arzt aber als nervös bezeichnet worden, so sind noch folgende kurze Winke zu berücksichtigen:

Nervöse Kinder sind individuell und streng zu erziehen, ihre Eigenart ist genau zu studieren und streng ist jede Ausartung zu verhindern, willkürliche Absonderungen sind in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Nicht nachsichtig, wie manche Eltern glauben, sondern gerade streng(?) müssen nervöse Kinder behandelt werden, weil schlechte Gewohnheiten sich bei ihnen viel übler rächen. Sind die Eltern selbst nervös und zu schwach streng zu sein, so sollen die Kinder in ein gutes Institut gegeben werden, wie schon früher gefordert wurde. Glücklicherweise mag die Schule, besonders wenn tüchtige Lehrer an ihr wirken, erziehungsfördernd bei nervösen Kindern manchmal gut; nur darf es [illegible] nicht [illegible] zu [illegible] sein.

[illegible] nervösen Kindern, bei welchen so [illegible] Unrechtsbewußtsein [illegible] nervösen. Zu [illegible] Nervöse Kinder sind ja nicht [illegible] geistigen Tätigkeiten [illegible]

Bei [illegible] die Fortbildungstätigkeit sehr rege [illegible] Gerade bei nervösen Kin-

[illegible] Barich- [illegible]

dern ist sie geneigt, zu verwildern und sich angenehme oder unangenehme Empfindungen vorzugaukeln und damit Gefühle der Sympathie oder Antipathie zu verbinden, welche nicht der Wirklichkeit entsprechen, aber durch häufige Wiederholung eine solche Beständigkeit gewinnen, daß sie das gesamte Vorstellungsleben und insbesondere das Handeln stören. Solche Steigerungen der Einbildungstätigkeit können auch zu einer falschen Beurteilung der Kinder führen. Die Eltern halten solche Kinder, welche z. B. im Erfinden von Märchen, Erzählungen mit wechselnden, meist abenteuerlichen und unmöglichen Situationen eine besondere Fertigkeit besitzen, für dichterisch begabt. Es kann nicht genug davor gewarnt werden, einseitige Begabung als ein Glück für die Kinder, oder gar für die Familie zu begrüßen. Nur mehrseitige, am besten vielseitige Begabung gibt die Gewähr für eine normale, erfreuliche Entwicklung. Hervorragend einseitige Begabung bei auffälliger Talentlosigkeit auf anderer Seite, ist sehr bedenklich.

Eine Hauptsache bei nervösen Kindern ist die Ueberwachung ihrer Lektüre. Nur wenig und nur Gesundes dürfen nervöse Kinder lesen. Am allerwenigsten haben solche Kinder einen Einblick in die Tages- und Modejournale zu nehmen. Selbst die Kinderzeitungen müssen mit Vorsicht zum Lesen gegeben werden. Es gibt Spekulationszeitungen, die absichtlich die Phantasie der Knaben und Mädchen reizen, mit Indianer- und Pensionatsgeschichten. Es ist ein Jammer, wie ein nervös veranlagtes Kind durch die Lektüre nach und nach zur lebendigen Bücher und Zeitungen verschlingenden Lesemaschine wird. Besonders die Schriften einiger beliebter Jugendschriftstellerinnen sind zu kontrollieren, wie z. B. die von Klara Cron, Wörishofer und Auguste Groner. Was manche Damen für eine abenteuerliche Phantasie haben, davon haben die Väter oft keine Ahnung. Frühzeitige Heiratssehnsucht, phantastische Abenteuer, blutrünstige Ereignisse sind beliebte Ingredienzien dieser vielschreibenden Damen, die zum Teil unter dem Deckmantel des Patriotismus die vaterländische Geschichte abenteuerlich umlichten. Wenn nun nervöse Kinder, überreizt von solcher Lektüre, selber solche Geschichten spinnen, hält man sie vielleicht gar für poetisch begabte Wunderkinder.

Hauptsache endlich bleibt die Stärkung der bei Nervösen meist geschwächten oder nur einseitig entwickelten Willenskraft. Kein Eigensinn darf geduldet, kein schwächliches Hingeben an sich selbst oder andere darf gebilligt werden. Nur die Tatkraft macht gesund. Das ist freilich in unserer Zeit leicht gesagt, wo die Massen wie Automaten oder Puppen in ihren Handlungen von Agitatoren verschiedenster Art bestimmt werden. Tatkraft erzeugt man durch Beispiel. Die Kinder müssen an Vater und Mutter sehen, was Tatkraft ist. Selbständiges Handeln nach sittlichen Grundsätzen, durch nichts als durch die Rücksicht auf wahres Recht bestimmt, diese Gesinnung muß man den Kindern, vor allem den nervösen Kindern, anerziehen.

Die angegebenen Regeln, obwohl zunächst auf Verhütung der Nervosität und Heilung derselben bei Kindern abzielend, sind, wir dürfen dies nicht unausgesprochen lassen, auch Heilmittel für alle Eltern, welche an Nervosität leiden, besonders wenn ein recht strenger Arzt sie bei dieser Selbstheilung und bei der Heilung der etwa schon nervös gewordenen Kinder unterstützt. Das aber muß schließlich zum Troste gesagt sein, daß, wenn man nervöse Eltern oder Großeltern hat, man nicht glauben muß, daß man erblich belastet sei und nun auch nervös werden müsse. Der vernünftige Arzt wird solchen Wahn wohl den Ueberängstlichen ausreden und mit guten Gründen beweisen, daß jeder, der mit sittlicher Tatkraft an sich arbeitet und wenn er schon selbst ernstlich nervös ist, wieder ein kerngesunder tüchtiger Mensch werden kann.

Troppau. Schulrat Prof. F. M. Wendt.

Springen, Gleiten und Fliegen.

Sollen sie sich im Daseinskampfe siegreich behaupten, so müssen die Tiere dazu befähigt sein, die Nahrung, deren sie bedürfen, zu erlangen und den Nachstellungen ihrer Feinde zu entgehen. Zu den wichtigsten diesen Zwecken dienenden Einrichtungen gehören bei den höheren Tieren die Bewegungsorgane. Solche große, von massenhaft vorkommenden Landpflanzen oder Plankton lebende Tiere, wie die Elefanten und Bartenwale, bedürfen allerdings der Behendigkeit nicht, denn sie vermögen trotz ihrer Schwerfälligkeit ihren Hunger zu stillen und brauchen auch nicht durch rasche Bewegungen den Nachstellungen von Raubtieren zu entgehen, weil diese ihnen ohnedies nichts anhaben können. Auch genügsame und dabei giftige Tiere, wie der Salamander, können trotz ihrer Langsamkeit bestehen, weil sie die wenige Nahrung, die sie brauchen, immer noch finden, und weil es keinem Wiesel oder Geier einfällt, ein so ekles Vieh anzutasten. Von solchen besonderen Fällen abgesehen, ist aber die Behendigkeit für die höheren Tiere von großem Werte, und es sind daher auch die Bewegungsorgane bei ihnen im allgemeinen sehr hoch entwickelt.

Da eine wirklich schnelle, weder durch den Widerstand des Wassers aufgehaltene, noch durch die Hindernisse des Geländes beeinträchtigte Bewegung nur in der Luft möglich ist, so erlangten viele Tiere, denen die Zurücklegung kleiner Strecken in möglichst kurzer Zeit besonders große Vorteile brachte, die Fähigkeit de[illegible]

Eine solche wird sowohl bei Wasser- als auch bei Landtieren angetroffen. Der Lachs vermag beim Stromaufschwimmen mit Hilfe des Springens über kleine Wasserfälle emporzukommen, und kleineren Fischen gelingt es oft, durch einen Sprung aus dem Wasser einem Feinde zu entgehen. Manche Spinnen, die Laubfrösche und die katzenartigen Raubtiere stürzen sich mit einem Sprung auf ihre Beute. Flöhe, Heuschrecken, Wasserfrösche, Antilopen und andere Tiere suchen ihrem Feinde durch einen Sprung zu entrinnen. Für viele in zerrissenem Felsgelände und im Geäste der Bäume lebende Säugetiere ist das Springen etwas ganz Gewöhnliches. Springmäuse und Känguruhs bewegen sich überhaupt nur springend vorwärts. Die Springtiere sind durch mancherlei Einrichtungen ihren besonderen Bewegungen angepaßt. Bei den Flöhen, Heuschrecken und Springmäusen sind die Hinterbeine bedeutend vergrößert und die zu diesen gehörigen Muskeln verstärkt.

Beim Springen tritt Luftwiderstand auf und es machen sich viele Springtiere diesen Widerstand zunutze, indem sie mit Hilfe desselben den Körper beim Sprunge so steuern, daß er die gewünschte Lage und Richtung erlangt.

Allgemein bekannt ist es, daß eine Katze imstande ist, sich mit Hilfe von Schwanzbewegungen so durch die Luft zu steuern, daß sie immer mit den Füßen auffällt. Marey hat an der Hand kinematographischer Bilderreihen fallender Katzen nachgewiesen, daß sie, wenn man sie mit dem Rücken nach unten fallen läßt, sich schon in 1 Meter Fallhöhe ganz umkehren und auf die Füße fallen. Es ist hier also die Wirkung der Schwanzsteuerung eine so bedeutende, daß sie eine Drehung des Körpers um 180° während einer nur 1 Meter weiten Bewegung durch die Luft herbeizuführen vermag. Je buschiger der Schwanz ist, umso besser wird er solcherart als Luftsteuer wirken können, und wir sehen, daß bei den Eichhörnchen, die sich desselben bei ihren Sprüngen von Ast zu Ast in ausgedehntestem Maße zur Steuerung bedienen, der Haarwuchs am Schwanz ein sehr bedeutender ist.

Der Widerstand, den die Luft einem durch dieselbe sich bewegenden Körper entgegensetzt, ist je nach der Gestalt der auf die Luft drückenden Fläche und je nach ihrer Lage in Bezug auf die Richtung der Bewegung sehr verschieden, und dann am stärksten, wenn diese Fläche schwach konkav und der Winkel, den sie mit der Bewegungsrichtung einschließt, sehr klein ist. Besonders wichtig ist der letztere Umstand. Auf ihm beruhen die Möglichkeit, scharf an den Wind hin schneller als mit dem Wind zu segeln, die Tragkraft der Drachen und das Segeln und Kreisen großer Vögel.

Das Eichhörnchen streckt, wenn es weit springen will, den buschigen Schwanz und die vier Beine so von sich, daß seine Unterseite, verglichen mit der Sprungrichtung, rückwärts ein wenig gesenkt und vorne ein wenig gehoben erscheint, mit derselben also einen kleinen, nach vorne offenen Winkel einschließt. In dieser, einer Drachenfläche ähnlichen Lage vermag das Eichhörnchen, wenn es durch kräftigen Absprung eine bedeutendere Horizontalgeschwindigkeit erlangt hat, den Luftwiderstand dazu zu benützen, ohne tief zu sinken weit über die Luft hinzugleiten und so den Sprung beträchtlich zu verlängern.

Noch höher entwickelten Einrichtungen zur Erzielung größerer Sprungweiten mit Hilfe solchen Gleitens durch die Luft begegnen wir bei manchen ausländischen Eichhörnchen. Bei einigen von diesen, wie beim amerikanischen Assapan, ist der Schwanz seitlich mit sehr langen Haaren besetzt, unten aber kahl und einer breiten Feder ähnlich gestaltet. Bei diesem und bei anderen — man nennt solche Eichhörnchen Flughörnchen — findet sich am Körper jederseits zwischen dem Vorder- und Hinterbeine eine seitliche Hautfalte. Diese wird beim Weitsprung ausgespannt und so die auch hier entsprechend schief gegen die Bewegungsrichtung gehaltene, auf die Luft drückende untere Körperfläche bedeutend vergrößert. Durch jenen breiten Schwanz und diese Hautfalten ist der Assapan befähigt, springend und über die Luft hingleitend, sehr weite Strecken in wagrechter Richtung zurückzulegen. Noch größere Hautfalten dieser Art werden bei dem indischen, als Taguan bekannten Flughörnchen angetroffen. Bei diesem erstreckt sich jene Haut bis an die Zehen und ist nicht nur zwischen den Vorder- und Hinterbeinen, sondern auch zwischen den ersteren und dem Hals und den letzteren und dem Schwanz ausgebildet. Am höchsten entwickelt ist diese Luftgleiteinrichtung bei dem malayischen Kaguang, einem mit sehr feinem Pelz bekleideten Tiere von Katzengröße. Hier ist die Gleit- oder Flughaut auch zwischen den Zehen ausgebreitet und bis an die Spitze des ziemlich langen Schwanzes ausgedehnt. Zweifellos vermag dieses Tier, über dessen Freileben nur wenig bekannt ist, sehr weite Luftgleitsprünge auszuführen.

Ausgezeichneten Luftgleiteinrichtungen begegnen wir bei den sogenannten „fliegenden Fischen“, den Daktylopterus- und Exocötusarten. Diese haben sehr große Schwimmblasen und stark vergrößerte Brustflossen ähnliche Brustflossen. Oben ist erwähnt worden, daß manche Fische die Gewohnheit haben, aus dem Wasser zu springen, um ihren Feinden zu entgehen. Auch die „fliegenden“ Fische tun das, vermögen aber, ihres besonderen Baues wegen, unvergleichlich größere Sprünge als andere Fische zu machen. Wird so ein Flugfisch durch einen Raubfisch zum Springen veranlaßt, so schwimmt er eine Strecke weit schwach aufsteigend dahin und erlangt so eine bedeutende Eigenbewegung. An der Oberfläche des Wassers angelangt, schießt er, die Eigenbewegung beibehaltend, aus dem Wasser hervor und durch die

Luft weiter. Zugleich bläht er sich durch Nachlassen der die Schwimmblase einschnürenden Muskeln auf und breitet seine großen Brustflossen annähernd horizontal derart aus, daß ihre Unterseite mit der Flugbahn einen kleinen, nach vorne offenen Winkel einschließt. Die Folge davon ist, daß die Flossenunterseiten wie Drachenflächen nach unten auf die Luft drücken und hebend auf den Körper wirken. Bei der bedeutenden Eigenbewegung, die der Fisch bei seinem „Anlaufe" im Wasser erlangt, und der großen Flächenausdehnung seiner Brustflossen ist der Druck, die hebende Kraft, die letztere erzeugen, so bedeutend, daß der Fisch durch sie vier, fünf, ja sechs Meter hoch gehoben und mehrere hundert Meter weit horizontal fortgetragen werden kann, ehe er ins Wasser zurückfällt. Andere als die drehenden Bewegungen, welche den Zweck haben, die Brustflossen genau im richtigen Winkel gegen die Richtung der Flugbahn einzustellen, scheinen diese dabei nicht auszuführen. Ihre von vielen Beobachtern wahrgenommene zitternde Bewegung ist passiv, eine Folge der Einwirkung des starken Luftzuges, dem Flattern einer Fahne vergleichbar, und nicht eine aktive Flugbewegung. Es ist sonach das „Fliegen" dieser Fische nur ein durch Ausnützung des Luftwiderstands weiter ausgedehnter Sprung und den Luftgleitsprüngen der Flughörnchen gleichzustellen.

Bei den Laubfröschen, welche bekanntlich sehr gute Springer sind, werden wohl entwickelte, die Zehen mit einander verbindende Schwimmhäute angetroffen. Viele Laubfrösche breiten beim Springen diese Schwimmhäute aus und halten dabei ihre Füße und Zehen so, daß sie damit in ähnlicher Weise wie die Flugfische mit den Brustflossen auf die Luft drücken, wodurch die Sprungweite bedeutend vergrößert wird. Namentlich gilt dies für den mit besonders langen Zehen und sehr großen Schwimmhäuten ausgestatteten, zur Gattung Rhacophorus gehörigen Flugfröschen.

Aehnlich wirkende, die Sprungweite vergrößernde Luftgleiteinrichtungen werden auch bei den kleinen Flugechsen (Draco) angetroffen. Sie treten hier in Gestalt von wagrechten, von den Körperseiten vorragenden, durch gerade gestreckte und stark verlängerte Rippen gestützten Hautfalten auf.

Geht man an einem schönen, warmen Sommertage durch eine Wiese, so springen vor einem fortwährend Heuschrecken auf. Die Entfernungen, die sie springend erreichen, sind sehr ungleich. Einige kommen gar nicht weit, andere legen beträchtliche Strecken zurück, und man bemerkt, daß die letzteren ihre Flügel ausbreiten und durch eine, oft von schnarrendem Geräusch begleitete Bewegung derselben den Sprung unterstützen. Fängt man eine Anzahl von diesen Heuschrecken, so bemerkt man, daß die Flügel derselben sehr ungleich entwickelt sind: die wenig weit springenden haben fast gar keine Flügel und sind daher nicht imstande, den Luftwiderstand zum Zwecke einer Verlängerung des Sprunges auszunutzen. Andere besitzen solche und benutzen sie auch zur Unterstützung des Sprunges. Diese Flügel taugen aber ihrer Kleinheit und schwachen Muskulatur wegen zum eigentlichen Fluge nicht. Bei noch anderen, den Wanderheuschrecken, werden wohlausgebildete Flugwerkzeuge angetroffen, und diese sind auch ausgezeichnete Flieger.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Tiere die Fähigkeit des Fliegens durch weitere Ausbildung der Fähigkeit des Luftgleitens beim Weitsprung erlangt haben, und daß sich die so hoch entwickelten Flugwerkzeuge der gut fliegenden Insekten, Vögel und Fledermäuse aus solchen Luftgleitorganen entwickelt haben, wie sie oben beschrieben worden sind.

Bei den Insekten haben sich an dem mittleren und an dem rückwärtigen von den drei Chitinringen, welche die Brust einfassen, am Rücken Hautfalten gebildet, welche anfangs, ähnlich wie wir das jetzt noch an manchen Heuschrecken beobachteten, nur den Zweck hatten, die Sprungfähigkeit zu erhöhen. Durch die fortschreitende Anpassung und Ausbildung dieser Hautfalten dürften zunächst wohl vier gleichartige, gleich große und mit einander nicht verbundene Flügel entstanden sein, wie wir solche bei den schon aus der Kohlenformation bekannten und auch jetzt noch lebenden Libellen antreffen. Von dieser Grundlage ausgehend, haben sich die Flugwerkzeuge der Insekten in zwei Richtungen entwickelt. Die erste wurde von den Geradflüglern, den Heuschrecken und Schaben, eingeschlagen. Bei diesen wurde die eigentliche Arbeit des Fluges immer mehr und mehr dem hinteren Flügelpaare zugeteilt, während sich die Vorderflügel in Schilde verwandelten, welche die Rückenseite des Körpers bedeckten und beschützten. Noch weiter gediehen ist diese Differenzierung bei den Käfern, deren Hinterflügel dünnhäutige und bewegliche Flugwerkzeuge darstellen, deren Vorderflügel aber zu starren Flügeldecken geworden sind. Das Endglied dieser Entwicklungsreihe wird von den Strepsipterenmännchen dargestellt, bei denen die Hinterflügel sehr wohl entwickelt erscheinen, die Vorderflügel aber vollkommen fehlen. Die zweite Entwicklungsrichtung der Flugwerkzeuge wurde von den Schmetterlingen und Hautflüglern (Bienen, Wespen etc.) eingeschlagen. Bei ihnen wurde die Hauptflugarbeit auf das vordere Flügelpaar übertragen, so daß dieses größer, das hintere Paar aber kleiner wurde. Außerdem sind bei den am besten [illegible] Schmetterlingen, den Schwärmern, und noch mehr bei den [illegible], bei denen auch der Größenunterschied zwischen Vorder- [illegible] Hinterflügel am bedeutendsten ist, Einrichtungen zur Verbindung [illegible] Vorder- und Hinterflügel getroffen, welche zur Folge haben, daß dieser Entwicklungsreihe wird von den Fliegen dargestellt, bei denen die Hinterflügel durch kleine keulenförmige, beim Fluge gar keine Rolle mehr spielende Organe, die Halteren, ersetzt sind und die gesamte Flugarbeit von den Vorderflügeln verrichtet wird.

In den mesozoischen Schichten hat man die Reste von Reptilien gefunden, bei denen die Glieder der Zehen (Finger) der Vorderbeine außerordentlich verlängert und jenen der Fledermäuse ähnlich waren. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß bei diesen Reptilien, zu denen der bekannte Pterodaktylus gehört, zwischen den verlängerten Fingern und vielleicht auch zwischen Arm und Körper Häute ausgespannt waren, welche diese Tiere in den Stand setzten, wenn nicht gerade zu fliegen, so doch sehr weite Luftgleitsprünge zu machen. Die Annahme liegt nahe, daß sich die Vögel, deren älteste bekannte fossile Formen allerdings schon wohl entwickelte Flügel besaßen, aus solchen Tieren entwickelt haben mögen. Am Vogelflügel ist eine Flughaut an der Vorderseite zwischen Ober- und Unterarm vorhanden; der größte Teil der auf die Luft drückenden Fläche wird hier jedoch von den Federn gebildet.

Viel deutlicher als bei den Vögeln läßt sich bei den fliegenden Säugetieren, den Fledermäusen, die Entwicklung der Flügel aus Luftgleitorganen erkennen; sind doch die oben beschriebenen Flughörnchen und namentlich der Kaguang den Fledermäusen in vielen Stücken ähnlich. Wir brauchen uns nur vorzustellen, daß bei einem, dem letztgenannten ähnlichen Tiere die Haare an den zum Luftgleiten dienenden Hautfalten verloren gegangen und die Finger bedeutend verlängert worden wären, um zu jenem Typus zu gelangen, der uns in den Fledermäusen entgegentritt.

Im allgemeinen können wir sagen, daß bei diesen fliegenden Tieren die Flügel senkrecht auf und nieder und wagrecht nach vorne und rückwärts bewegt werden und daß sie sich dabei so drehen, daß sie nur wenig nach oben, aber sehr stark nach unten auf die Luft drücken. Das Uebergewicht des Druckes nach unten reicht hin, um eine hebende Kraft zu erzeugen, welche stark genug ist, die Schwere des fliegenden Tieres zu überwinden und dieses in der Luft zu erhalten. Bei dem geringen Widerstand, den die Luft der Bewegung schmaler konvexer Flächen entgegensetzt, ist es diesen Tieren, deren Frontalfläche eben schmal und konvex oder zugespitzt ist, wenn sie einmal die eigene Schwere überwunden haben, leicht, sich sehr rasch in wagrechter Richtung zu bewegen. Fliegen, Bienen, Schwärmer und auch kleine Vögel, wie die Kolibri, erzielen die zur Ueberwindung der Schwere erforderliche hebende Kraft durch eine außerordentlich rasche Bewegung ihrer Flügel. Andere, mit größeren Flügeln ausgestattete fliegende Tiere bewegen ihre Flugwerkzeuge langsamer. Bei den besten Fliegern tritt vielfach das Schweben an die Stelle des Fliegens mit Hilfe von Flügelschlägen. Das Schweben der Adler, Albatrosse und anderer großer Vögel beruht wohl hauptsächlich auf einer Ausnützung kleiner unregelmäßiger Luftströmungen zum Zwecke der Ueberwindung der Schwere. Diese schönste und vollkommenste Art des Fluges, das Schweben und Kreisen großer und schwerer Vögel ohne Muskelarbeit, ist gewissermaßen als eine Rückkehr zu jener Luftgleitbewegung anzusehen, welche den Ausgangspunkt der Entwicklung des Fluges bildete; und jedes Tier, das Luftgleitorgane besitzt, deren Ausdehnung im richtigen Verhältnisse zu seiner Schwere stehen, kann sich, wenn es geschickt ist, auf diese Weise ohne größere Muskelarbeit in der Luft halten und emporsteigen, sowie mit großer Geschwindigkeit beliebig weite Strecken in wagrechter Richtung zurücklegen.

Der Mensch, der doch geschickter als jedes Tier ist und sich leicht mit künstlichen Luftgleitflächen von entsprechender Größe ausrüsten kann, sollte es auch zuwege bringen und — davon bin ich überzeugt — er wird es auch zuwege bringen.

Prag. **Robert v. Lendenfeld.**

Die Nachwirkungen Nathans des Weisen.

Nicht eine behagliche Fahrt auf dem breiten, oft durchschifften Strom der Legitimität gilt's; mit nichten soll festgestellt werden, inwieweit Lessings Gedicht befruchtenden Samen getrieben hat, wie sehr sein Wesen, seine Gestalten, der Gehalt seiner Ideen, seine künstlerischen und religionsphilosophischen Endziele sich in der Literatur Deutschlands abspiegeln, wie weit der Kreis reicht, den die neue, der Fremde entlehnte Form sich in Deutschland erobern durfte. Solche genealogische Forschung ist schon oft und anscheinend mit abschließendem Erfolg unternommen worden. Nein, allerlei wilde Schößlinge, die im dunklen, abseits von dem klärenden Lichte wohlerwogener Literaturschätzung wucherten, sollen diesmal gemustert werden. Aengstliche Forschung nach der Vaterschaft ergibt, daß Lessings ehrwürdiger Nathan nur mit seinem Namen die wilde, von der Bank gefallene Zucht zu decken scheint. Eltern aller Art haben diesen Nachwuchs gezeugt: ehrlicher Gewissensskrupel und überzeugte Lehrhaftigkeit, der Hang zum Aktuellen und Sensationellen, die Freude, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen, der Reiz breiter Moralität und wohlfeilen Aufkläricht, hin und wieder wohl auch die schmerzliche Sehnsucht einer gedrückten Menschenklasse durch die Aneignung eines berühmten Vorbildes zu ihrem Rechte zu ver-

helfen. Also Kinder dunkler Herkunft, denen es nicht gelang, die Schatten dieser Herkunft abzustreifen, die aber doch wert sind, einmal ans Licht der Sonne gezogen zu werden; lassen ja doch die gerateneren unter ihnen wenigstens einen Hauch vom Geist ihres fernen Ahnen, ihres Denkvaters, verspüren.

Der Berliner Literaturhistoriker Dr. H. Stümcke hat den dankenswerten Versuch unternommen, die vergessene Brut aus ihren verstaubten Schlupfwinkeln zu ziehen und die von hundertjährigem Schlaf Trunkenen unter dem Schutz einer kundigen Vorrede modernen Lesern vorzustellen.*) Sehr lehrreich zeichnen sich in dieser Vorrede, mehr noch in den abgedruckten Texten die einzelnen Strömungen ab, die sich des Weisen von Jerusalem als Aushängeschild für ihre Sonderzwecke gern bedienten. Da ist zuerst, nicht der lobens- aber der ehrenwerteste von allen, der überzeugte Widerpart, der ehrlich Beunruhigte, dessen christliches Gewissen sich bei der von Lessing angeblich verkündeten Lehre der Irreligiosität unmöglich beruhigen kann. Ein solcher ist der Meininger Hofprediger Johann Georg Pfranger, ein Mann, auf den nicht bloß die Nathan-Dichtung, sondern ebensosehr die Wolfenbütteler Fragmente eingewirkt haben, ein gläubiger Christ, der das große Fragezeichen als Abschluß der Parabel von den drei Ringen durchaus nicht gelten lassen kann. So versucht er denn ein von Lessing selbst empfohlenes Mittel: in einem Nachspiel läßt er die vertrauten Gestalten noch einmal sich vereinen, sucht er den bewährten Schlauch mit heilsamerem Wein neu zu füllen. Zu diesem Ende erfindet er als Anti-Nathan einen frommen christlichen Mönch, der im Mittelpunkt des fünfaktigen Dramas „Der Mönch von Libanon“ (Dessau 1782) steht. Saladin, so lautet die poetische Fiktion, fühlt sich, von schwerer Krankheit bedrängt und seinen frühen Tod ahnend, durch den skeptischen Ausklang von Nathans Parabel in seinem Innern aufgewühlt. Ueberall sieht er nur Zweifel, Irrtum, nirgends Trost und Zuversicht. Auch im Zuspruch Nathans, seines treuen Beraters, findet er keine Erhebung:

„O Nathan!
Für Menschen, die so sind wie wir; für die
Das Forschen nach der Wahrheit Angst, die Tugend
Hier Zweifel und dort Stolz gebiert, ist Glaube
Ein köstlich Ding! — Am Grabe, Nathan, wo
Der Mensch so einsam irrt; wo keine Seele
Mit ihm empfinden kann; sich alles so
Verwandelt; zwischen Sein und Nichtsein sich
Der grause Abgrund öffnet; alles, was
Im Leben, Wahrheit, Tat, Geschichte war
Zur Lüge wird! wo die Vernunft, vertieft
Im weiten, öden Schacht ihr letztes Fünkchen
Vom Licht verlöscht! — ach! Nathan! Nathan! da
Ist Glaub' ein köstlich Ding!“

Mit seiner Zuversicht, den wahren Glauben zu besitzen, schwindet aber auch sein Glaube an sich selbst; er, der für die vermeintlich einzig echte Form, Gott zu ehren, Ströme von Blut vergossen hat, kommt sich nunmehr wie ein gemeiner Mordbube vor, und diese Vorstellung treibt ihn fast dem Wahnsinn in die Arme. Aber der fromme und kluge Mönch von Libanon findet ein homöopathisches Mittel zu seiner Heilung. Das Uebel, das die eine Parabel angerichtet hat, soll eine neue Parabel heilen. Der Erfinder des Grabscheits gab seinem Volke statt eines nutzbringenden Werkzeuges zunächst nur einen Gegenstand scheuer Verehrung, die aber doch stark genug war, um dem späteren Erfinder des Pfluges als bösem Neuerer den Märtyrertod einzubringen, dieweil seine Erfindung zu frevler Ungebühr mißbraucht wurde. Der Pflug aber wurde mehr und mehr verändert und verunstaltet, so daß bald nur wenige Auserwählte eine Vorstellung vom echten Pflug bewahrten — endlich wurde er vollends zur Mordwaffe geschärft und so zum Gegenteil seiner ursprünglichen Bestimmung verkehrt. So wie es aber trotz allem einen echten Pflug gibt, so gibt es auch eine echte Religion. Auf solche Art wird der von Zweifeln gequälte Sultan zum positiven Glauben zurückgeführt und ähnlich, Lessings platonisch-sokratische Mäeutik nicht übel nachahmend, überzeugt der Mönch die als Jüdin erzogene Recha von der Notwendigkeit der Existenz Christi. Die Bande wahren Christentums vereinen schließlich alle, auch den ziemlich in den Hintergrund gedrängten Nathan, der freimütig gesteht:

. . . . Dächten alle,
Die ihn bekennen so wie du, dann wär'
Unglaube freilich Sünd', und Freude wär's
Ein Christ zu sein.“

Im übrigen konzentriert sich die Handlung des Stückes in einer großen Intrigue, die der Patriarch gesponnen hatte und die der gute Bruder Bonafides ausführen sollte. Um nichts geringeres als um die Ermordung Saladins handelt es sich und durch die Ränke der treulosen Kamarilla wird der edle Mönch als der gedungene Mörder Saladins verdächtig. Aber im Kerker entpuppt er sich als Assad, des Sultans verlorener Lieblingsbruder, sonach als der Vater Rechas und des Tempelherrn. In den Armen eines solchen Bruders stirbt Saladin leicht und selig.

*) [illegible]

Dieses Stück, das ja gar nichts anderes sein will, als Tendenz in dramatische Form gebracht, und zudem aus der Feder eines berufsmäßigen Nichtdichters stammt, bedeutet doch immerhin die selbständige Gedankenfolge eines Mannes, in dem eine lodernde Ueberzeugung nach Kunstform rang. Anders steht es mit einer anderen Gruppe von Stücken, die auf den Leisten von Lessings Gedicht geschlagen wurden. Das bürgerliche Rührstück hatte, durch französische und englische Muster angeregt, eine Vorliebe für Angehörige fremder, gedrückter oder verachteter Nationen, die es als Verfechter einer reineren und höheren Moral zu verwenden pflegte. Seume hat für diese mit der gepredigten Rückkehr zur Natur verschwisterte Strömung später das berühmte Wort von den Wilden, die doch bessere Menschen sind, geprägt. So kam es, daß der tugendhafte Israelit bald zu den beliebten, oft wiederkehrenden Gestalten des larmoyanten bürgerlichen Dramas zählte. Außer Lessings „Nathan“ war es vornehmlich sein Jugendstück „Die Juden“, das die Bekehrung eines hartgesottenen Judenfeindes durch die Liebenswürdigkeit seines jüdischen Lebensretters schildert, waren es aber auch die Anfänge der Bewegung zur bürgerlichen Gleichstellung der Juden, die die Aufmerksamkeit gerade auf diese allmählich in den Vordergrund rückende Volksklasse hinlenkten. Stümcke hebt mit Recht das 1781 erschienene Buch „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden“ des preußischen Kriegsrats Dohm hervor, „in welchem der belesene und scharfsinnige Verfasser mit großer Wärme für die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden eintrat“. So ging denn bald ein gelinder Regen von Stücken nieder, die alle einen tugendhaften Mann jüdischen Glaubens in den Mittelpunkt stellen und auch sonst in der Struktur, besonders in der Vorliebe für das christliche Pflegekind des Juden, lebhaft an „Nathan“ gemahnen. Charakteristisch für diese Stücke ist es auch, daß der Jude fast durchweg seine Stammeseigentümlichkeiten abgestreift hat und sich in Sprache und Gesinnung, teilweise wohl auch im Namen möglichst wenig von den christlichen Mitbürgern unterscheidet. Leider kann man all diesen Dramen nur eine menschenfreundliche Absicht, keineswegs aber die Fähigkeit zubilligen, diese Tendenz auch in Kunst aufzulösen. So wurde durch Karl Lotich in einem angeblich schon vor dem Erscheinen von Lessings „Nathan“ geplanten Schauspiel „Wer war wohl mehr Jude?“ (1783) ein überaus tugendhafter israelitischer Kaufmann Wolf zu einem ebenso schurkischen lutherischen und antisemitischen Standesgenossen Reichert in Gegensatz gebracht. Die Heirat zwischen dem jungen Reichert und Marie Wolf kam umso eher zustande, als die vermeintliche junge Jüdin in Wahrheit ein von Wolf aus Feuersgefahr edelmütig gerettetes Christenkind ist. Dieses aus „Nathan“ stammende Problem der Mischehe beschäftigte drei Jahre später den Schauspieler und Schauspieldichter Karl Steinberg, dessen Drame „Menschen und Menschensituationen“ mit der von Lessing gestreiften Gefahr der Geschwisterehe behaglich spielt. Die Tochter des tugendhaften Juden Mendel, die der tugendhafte Sohn Paul des tugendhaften Christen Grunau liebt, ist eigentlich ein natürliches Kind des alten Grunau, der also in seiner Jugendzeit vom Pfad der Tugend doch auch mitunter abgewichen ist. Welches Glück also, daß die beiden Väter, die Vorschriften ihrer Religion befolgend, die Ehe von vornherein verboten, obgleich Grunau nicht ahnte, daß sich Mendel einstens der verlassenen Geliebten seines christlichen Freundes mitsamt der Frucht jenes Verhältnisses liebevoll angenommen hatte. Aber siehe da: Paul Grunau ist gar nicht der Sohn des alten Herrn Grunau, sondern der Nebensprößling eines Herrn Twielen, dem Freund Grunau einst genau den gleichen Dienst erwiesen hatte, wie er ihm selbst von Freund Mendel geleistet worden war. Dank dieser höchst unkünstlerischen Wiederholung der Motive steht der Verbindung der Liebenden nichts im Wege. Das Stück bietet namentlich dadurch reichlich Gelegenheit, seine Vorräte von Moral und Aufklärung zur Schau zu stellen, als an dem alten Weltreisenden Twielen ein schönes Beispiel von Judenhaß und Reue statuiert wird. Selbstverständlich schädigt der Verfasser die Beweiskraft seiner Sache, indem er auf seinen jüdischen Helden alle Merkzeichen einer Heilandnatur häuft und ihn so ganz zum Ausnahmsmenschen stempelt. Das von Steinberg verschriebene Rezept wurde noch von verschiedenen anderen Volksärzten auf seine Heilkraft versucht. Das Problem der Mischehe wird noch widerholt angeschlagen, infolge der christlichen Intoleranz aber freilich nicht immer einer gedeihlichen Lösung zugeführt. Noch häufiger aber treten die jüdischen Edelmenschen auf, die idealen Ziehväter, die opferwillig christliche Jugendsünden wieder gut zu machen suchen. Ein Prachtstück dieser Gattung ist Heinrich Reinickes 1784 erschienenes dreiaktiges Schauspiel „Nathan der Deutsche“, das unsere Publikation in seiner ganzen Länge ziert. Und das mit Recht; denn es ist ein Meisterstück der Uncharakteristik. Dieser von allen hochgehaltene, von seinen Dienern zugleich geliebte und gefürchtete Herr Nathan Bieder, der sich fast nur unter Edelleuten bewegt und soweit dies die Vorschriften seiner Religion gestatten, auch mit ihnen ißt, der Witwen und Waisen versorgt, unschuldig Verurteilte entschädigt, entlassene Gefangene beschäftigt, Bettler speist, Spitzbuben entlarvt, dieser Gentleman zeigt in vollendeter Weise ein Bild von der Stellung der Juden in Deutschland zu Ende des XVIII. Jahrhunderts, wie sie nicht war. Raunten sich nicht die schwärzesten der Schurken in näherem Verkehr einige Schmähungen wider die Juden

in die Ohren, sprächen nicht bisweilen die von ihm Beglückten und Erretteten zum Himmel gekehrten nassen Blickes (und selbstverständlich bei Seite): „Kann so ein Jude handeln?" so wäre wahrhaftig nicht abzusehen, weshalb Herr Bieder just der mosaischen Religionsgesellschaft angehören müßte. Zweifellos mehr Geist als jene in der breiten Fahrstraße gemächlich einhertrottenden wohlgesinnten Moralisten bekundet der leider nicht eruierte Verfasser eines „travestierten und modernisierten" Nathan („Nathan der Weise", Berlin 1804), wenngleich nach dem Bekenntnisse des Herausgebers viele seiner Pointen für uns heute verloren sind. Saladin ist kein anderer als Napoleon Bonaparte, Sittah seine Schwester Pauline; Nathan ist ein gewöhnlicher Wucherjude, der sich des Brandes des wohl versicherten Hauses freut, auf „Schmu" bedacht ist und den Retter seiner Pseudotochter mit falschem Gelde belohnt; als Derwisch wandert Lessing selbst vergnügt unter seinen Gestalten herum, womit ein alter, aus England entlehnter, später von den Romantikern aufgefrischter und noch bei Fritz Reuter beliebter Kunstgriff zur Anwendung kommt; der Tempelherr ist ein junger russischer (weil Alexander von Rußland Protektor des Malteserordens war) Schürzenjäger, der Patriarch schwelgt in den Freuden von Küche und Keller. In der Parabel vom „Mann im Westen" gibt Nathan einen der Erklärung bedürftigen Abriß von der Entwicklung der ritterlichen Orden und schließt mit einer an die Adresse des ersten Konsuls gerichteten Anweisung, wie man auf die sicherste Art Herr der Franzosen werden könne, wobei es ihm unbenommen bleibe, sich auf die Klerisei oder die Jakobiner zu stützen. Bezeichnend für den Geist des Stückes, das auch eine hübsche Auswahl von Kochonnerien aufweist, ist Nathans begeisterte Apostrophe des Klosterbruders:

„Wohl uns, denn was mich euch zum Pfaffen macht,
Das macht euch mir zum Juden!"

eine Sentenz, die 1904 zwar nicht besonders originell klingt, hundert Jahre früher aber den Anspruch auf Hervorhebung stellt. Ganz eigenartig ist auch die Geschichte Rechas, Nathans galanter Ziehtochter. Ein Engel hatte einst das Kindchen durch Vermittlung des Klosterbruders beim Juden Nathan verpfändet. Nun stellt sich durch einen gleichfalls himmlischen Brief heraus, sie sei keine andere als Notre dame de Lorette, deren Seele zu dieser Erdenwandlung „mit der Bürde der heiligen Jungfrauschaft" bestimmt war, um Napoleon „völlig zu den Lehren der ersten Kirche zu bekehren", auf daß bald der Tag erscheine, an dem sich alle Völker der Erde unter des großen Mannes Szepter voll und ganz im Dienst der Kirche vereinen. Man kann dem (offenbar lutherischen) Verfasser die Anerkennung für die Geschicklichkeit nicht versagen, mit der er seine kecke, auch die höchsten Stellen nicht verschonende Satire in einen so berühmten und allgemein bekannten Rahmen gespannt hat. Ungleich harmloser und mit weit gewöhnlicheren Mitteln arbeitet der bekannte Berliner Vielschreiber Julius von Voß, der lange als Autor der nach den Freiheitskriegen auftauchenden bösartigen antisemitischen Posse „Unser Verkehr" gegolten hatte. Seine gleichfalls 1804 erschienene Posse „Der travestierte Nathan der Weise" verfolgt jenes Grundziel der Travestie, wie es etwa aus Blumauers Verzerrung der „Aeneis" oder aus Nestroys Hebbel-Spöttereien allgemein bekannt ist: Gestalten, die sich dem Volksgedächtnis als Heroen eingeprägt haben, sollen so sehr verkleinert und erniedrigt werden, als dies nur immer angeht, und es soll der häßliche menschliche Kitzel, selbsterwählte Helden im Staub liegen zu sehen, Befriedigung finden. Voß hat in einer Vorrede sich's „von der löblichen Judenschaft ausgebeten, ihn nicht in der Rubrik ihrer Feinde zu verzeichnen". Und wirklich vereint dieses dekadente Produkt eine so abscheuliche Gesellschaft, daß von besonderer Gehässigkeit gegen das Judentum kaum gesprochen werden kann. Nathan ist freilich das direkte Gegenteil der idealen Israeliten in den Toleranzstücken. Er spricht ein furchtbares Judendeutsch, das ohne die Hilfe des gleich mitgelieferten Idiotikons unverständlich bliebe; er hat die Monomanie des Schacherers, schachert selbst bei Hof und will dem Tempelherrn nicht mehr als fünfundvierzig Kreuzer auf seinen Mantel leihen, weil dieses Kleidungsstück bei der Rettung Rechas nun einmal den bewußten Brandfleck erlitten hat. Dem Sultan Saladin, einem Schwachkopf, dem ihn Al Hafi, ein tyrannischer Wüstling von Großvezier, empfohlen hat, redet er allerlei [illegible] Projekte von neuen Besteuerungen und Staatseinnahmen ein und schließt seine Parabel vom reichen Mann in der Prager Judenstadt, der seinen Söhnen einen Ring vererbte, in nicht unwitziger Weise. Der Richter beim Prager Oberrabbiner nämlich, der über die Echtheit des Ringes entscheiden sollte, spricht: „Das kann ich nicht!" Und so kann auch Nathan nicht entscheiden, welche der Religionen die beste ist. [illegible]

„Ich sprech' ein jeder lebe seines Glaubens,
Und suche Geld auf Erden zu verdienen,
Das Weitre wird sich nach dem Tode finden."

[illegible]

Nathans nur am Hof etwas gebändigtem Jargon ein krampfhaftes Hochdeutsch, das ebenso von gelehrter Terminologie strotzt, wie Nathans Reden von Hebraismen. Diesem edlen Paare schließt sich als primus inter pares der Tempelherr an, ein verlogener und beutelschneidender Abenteurer, der, sobald er vom Reichtum des Vaters erfährt, alsbald beschließt, die Tochter zu freien, müßte er auch den schmerzvollen Uebertritt zum Judentum vollziehen oder auch die Gattenrechte antizipando geltend machen. Da er den letzteren Weg eingeschlagen hat, scheint der in der Luft liegende Inzest unvermeidlich. Denn, wie Nathan enthüllt, sind beide, Recha und der Tempelherr, die Kinder des Fräuleins von Stauffen, einer weitherzigen Dame, die zu ihrer Zeit der gesamten mannbaren Jugend von Jerusalem, darunter auch dem Juden Nathan und dem Sultan Saladin, ihre Gunst schenkte. Zum guten Glück hat aber der unternehmende Templer nicht, wie er wähnte, in den Armen der geliebten Recha, sondern bei der alten Daja sein Schäferstündlein verbracht. Trotz seiner großen Vorliebe für Schmutzereien kann man, wie erwähnt, Vossens Machwerk nicht ganz ablehnen; einige sehr lustige travestierte Züge, wie die ins Stumpfsinnige übertriebene reine Torheit des Klosterbruders, wird man anerkennen müssen.

An dieses Produkt toller und niedriger Laune schließt der Herausgeber einige Erzeugnisse, die den Nathan zahmer, korrekter zu gestalten suchen. Sie stammen seltsamerweise aus Frankreich, dem Lande der dazumal strengsten Zensur. Josef de Chénier hat in einer erst posthum (1818) erschienenen Uebersetzung von Lessings Drama mit wahrem Spürsinn die tiefsten und feinsten Züge des herrlichen Gedichtes zu beseitigen gewußt, wie auch die mitgeteilte Probe, die Uebersetzung der Parabel, sattsam dartut. Noch weiter ging Herr Cubières de Palmézeaux (1806), der Nathan vom Vorwurf des Kinderraubes befreien will und ihm deshalb Recha zur wirklichen Tochter gibt. Dazu wird der Jude auch noch mit der treuen Christin Daja ehelich verbunden, weil der Geschmack des französischen Publikums nun einmal den „guten Ausgang" verzieht. Dem gleichen Geschmack zuliebe werden dieser braven Daja verschiedene Abenteuer nachgesagt, an denen nicht nur ihr nachmaliger Ehegatte, sondern auch — der Bruder Bonafides beteiligt ist. Glücklicherweise scheinen die letzten Akte dieser so moralischen Dichtung mit Lessings Drama kaum mehr als das Gerippe gemein zu haben.

So konnten wir also an der Hand von Stümckes emsiger Arbeit einen Blick in die Niederungen tun, in die ein blasser Strahl von Lessings Hohelied der Gewissensfreiheit gedrungen ist. Allerlei Volk tappte mit wenig geschickter Hand nach dem Ring, der der Hand des Meisters entfallen war. Aber keinem hat Frau Kunst diesen Ring gereicht, der da angenehm macht vor Gott und den Menschen. Keiner, der nach dem Schatten des weisen Nathan haschte, konnte ihn zu künstlerischer Tat festhalten, und wäre diese Tat auch nur die Erzeugung eines fröhlichen befreienden Gelächters gewesen, in das der Hamburger Dramaturg da droben gewiß mit vergnügtem Schmunzeln eingestimmt hätte.

Prag. **Rudolf Fürst.**

„Fräulein Julie".

In Wien zum erstenmale vom Verein „Intimes Theater" im Jantschtheater am 18. d. M. gespielt.

Wenn Ibsen einer Generation als die Wahrheit galt, so wird Strindberg der kommenden die Wirklichkeit bedeuten. Geliebt werden sie beide nicht; eher noch die Wahrheit, denn sie kann mitunter schön und groß sein. Die Wirklichkeit aber belügt sich selbst, wenn sie nicht abstoßend, oder furchtbar, oder schmerzvoll ist. Die Kunst kam geradezu in die Welt, um die Wirklichkeit zu verschleiern. Wie also könnte der Dichter der nackten Wirklichkeit geliebt sein? Zum Führer werden? Und wäre sein Ingenium noch so groß; die ausströmende Kälte seiner [illegible] Fremdlosigkeit zwingt höchstens zu Bewunderung, zur Einkehr, ja zu Askese. Augenblicklich will man weder wahr noch wirklich sein; alle Kunst ergibt sich einer gar parfümierten, sehr künstlichen Romantik. Gestehen wir es nur: die Aufführung von „Fräulein Julie" mutete wie ein Anachronismus an. Nur die vielen jungen Leute im Theater gerieten in eine gelinde Raserei; ein Zeichen der elementaren, [illegible] zeitlosen Nervensprache dieses Dramas. Auf Publikum und Literaten hat es nicht eigentlich gewirkt, aber die es angeht, spüren schon die revoltierende, hysterische Brunst. Wenn der [illegible] eines mondänen Griechenland, einer modisch-[illegible] Renaissance, der versifizierten Kling-Klang-Verselcien wieder einmal überstanden sein wird, obzwar vielleicht nach der Lehre von den [illegible], und dann ist der prin[illegible]

Das [illegible] Gefühl für diese ruhelose, suchende, alle Sensationen [illegible] Temperatur des Nervenjahrhunderts [illegible] vielleicht noch entspannt [illegible] Dramen, Novellen, Gedichte, Träume und [illegible] aber Sehnsucht nach [illegible]. Er betrieb Philosophie, [illegible] — nicht eigentlich

wissenschaftlich, vielmehr als ein Leuchten in die Tiefen des Werdens. Er schwang sich zum Himmel und stieg zum Inferno nieder — immer die Wirklichkeit suchend. Daß er sich in Mystik verlor, ist das reine Satirspiel zur Tragödie dieses Menschenlebens!

Wie erschließt „Fräulein Julie", dieses Teilchen von Strindbergs Schaffen, sein ganzes Wesen! Das Stück scheint mir zu Strindberg die nämliche Stellung einzunehmen, wie die „Maria Magdalene" zu Hebbel.

Das Theater als Kunstausdruck hielt er bezeichnenderweise, und leider mit Recht, für tot. Es ist ihm daher in einer Zeit, da „das rudimentäre, unvollständige Denken, welches sich durch die Phantasie vollzieht", vorgekommen, als wenn das Theater „sich gleich einer aussterbenden Form" hinbette. Er hielt die Dramatik für entwicklungslos, weil vor der großen Revolution des Naturalismus der Achtzigerjahre Literatur und Dichterei nur mehr um ihrer selbst willen als zierliche Spielerei oder als Geschäft betrieben wurden. Um den neuen Menschen durch die Errungenschaften und Elemente der modernen Kultur das Theater als eine Tribüne des Geistes zu erhalten, suchte er eine neue Form zu schaffen. Die Schauspiele „Der Vater", „Die Kameraden", „Fräulein Julie", „Gläubiger" wollen Licht bringen, wollen verkünden, nicht zerstreuen, reformieren, nicht belustigen.

Die Form von „Fräulein Julie" ist auch eigentlich das einzig interessant und lebendig Gebliebene. Der Fall des hysterischen, konstruierten Mädchens läßt innerlich kühl; er mutet wie Zahlen und Zeichen einer mathematischen Form an. Der Geist der Lösung interessiert, ihr sinnbildlicher Ausdruck bleibt doch nur Mittel. An diesem Schulstück des Naturalismus blieb schließlich nur das Programm unverblaßt und wirkungsvoll: die Dinge des Lebens in ihrer grausamen, gräßlichen Wirklichkeit, in nackter Tatsächlichkeit mit nervenanspannender Konzentration und Energie, zwar einer für den Fall präparierten, aber ehernen Logik darzustellen. Es charakterisiert die Sturmdramen der neuen Form: des Naturalismus. Die Zeit, daß wir ungerührt diesem gewalttätigen, aufregenden Schauspiel der Gräfin Julie zusehen, ist zwar nicht gekommen, aber auch die „niedrigeren und unzuverlässigen Gedankenmaschinen, welche Gefühle genannt werden", haben wir nicht abgelegt. Darum hat Urteilskraft, wie Strindberg verlangt, das Gefühl noch immer nicht ersetzt; darin liegt wohl der Schlüssel zu derart kunstverlassenen Schöpfungen, wie „Fräulein Julie". Strindbergs Naturalismus war Medizin, Revolution.

Was im besonderen über das Stück zu sagen wäre: es sind heute Selbstverständlichkeiten. Vor allem gehen Menschen darin um. Ueber das Gesuchte des Motivs hat man sich genug kritisch geäußert. Wenn man der Ereignisse der letzten Zeit gedenkt, wird man aber Fräulein Juliens und ihres Lakais Fall gar nicht mehr so „subjektiv" und aus der Art schlagend finden. Ueberhaupt ist die Erotik hier zwar Agens, aber nicht der Konflikt. Das Problem ist hier das Fallen der im Innersten morschen, absterbenden Herrennatur der Gräfin, in Gegensatz gestellt zur aufsteigenden, dem Knechtstadium sich entringenden Natur Jeans.

Man vergesse nur aber ja nicht, weil die Elemente der naturalistischen Form eben zu Axiomen des modernen Dramas wurden, daß an dem radikalen Vorwurf von „Fräulein Julie" zuerst gezeigt wurde, daß das Leben nicht „mathematisch-idiotisch" ist, oder daß unbedingt die Großen die Kleinen auffressen. Dann spielt in die Motivierung, in das Gewebe der Charakteristik, die ganze moderne Psychologie und – Physiologie, Soziologie hinein. Es ist gezeigt, daß Tugend und Laster keine Kasten bilden. Ferner wird hier ein individueller Dialog als freier Gedankenfluß der Gehirnarbeit produziert. Daß Strindberg endlich frühzeitig den Realismus des Bühnenbildes verlangte, daß er die Forderung nach intimen Bühnen, verdunkelten Sälen stellte, zeigt ihn eben auch als Utilitarier des äußeren Theaters.

Die Unrast des Polyhistors trennte Strindberg vom Psychologie-Detektiv Ibsen, armer, erdklebender Pessimismus, die Ernüchterung des Naturwissenschaftlers, vom Dichter des Hamlet. Ibsen ist wahr und hat Menschen; Strindberg sucht mit Leidenschaftlichkeit, mit Gier, mit Prometheusfeuer den Ewigkeitsmenschen, die nackte Seele.

Man stelle gegenüber: „Fräulein Julie" und „Hedda Gabler", die modernen Halbweiber und Männerhasserinnen aus kranken Seelen. Das letztere Stück, ein Werk feinster Psychologie; zur Hälfte Persönlichkeit des Dichters, zum Teile soziale oder künstlerische Tendenzen. Viel [illegible]. Fräulein Julie ist neben ihrer formalen Mission eine der vielen kommenden und vergehenden Weltanschauungen eines genialischen, nie zur Ruhe kommenden Geistes. Im besonderen: die flammendste Brandfackel geschleudert gegen den Feminismus in der Kunst, eine Kundgebung und Mahnung, vom Mannesbewußtsein im Kampfe der Geschlechter nicht abzulassen. Ein Dichter ist Strindberg am wenigsten, aber eine Genialität von unabsehbarer Fülle. An all das zu mahnen ist angebracht, in Zeiten, da „Fräulein Julie" nur [illegible] zu wirken vermochte, dagegen „[illegible]" [illegible] Kontiniers entzücken; ja am Ende wieder die [illegible] der „[illegible]"-Seidenhosen [illegible] empfunden wird, als ein [illegible] Konflikt. Rudolf Holzer.

Bücher.

Ernst Zahn: Schattenhalb. Drei Erzählungen. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt, 1904.

In den drei Novellen, die im vorliegenden Bande vereinigt sind, hat man den ganzen Ernst Zahn mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen. Seine Vorzüge sind keine alltäglichen; eine Schilderungsgabe ist ihm eigen, die oft etwas Grandioses an sich hat. Mit einer wunderbaren Plastik ist jede Situation, jede Landschaft ausgemalt. Mit zwei, drei Strichen versteht er eine Person auf die Beine zu stellen, daß es eine Freude ist! Und er verfügt über einen Stil, der von dem farblosen Literaturjargon, von dem sich selbst die Besten selten ganz frei machen können, so himmelweit fern ist, wie eben die unberührte Natur von aller Bücherweisheit. Wie die schweren, wuchtigen Schritte der alten Schweizersöldner, so hört sich Zahns Sprache an. Soviel Frische und Unverbrauchtheit, soviel ursprüngliche Kraft und Sinnlichkeit! Und bei all dem ist der künstlerische Wert dieser Novellen — trotzdem darunter zwei der besten sind, die wir überhaupt von Zahn besitzen — dennoch kein sehr großer. Denn schematisch ist alles drin: die Personen, ihre Schicksale und Konflikte. Es fehlt ihnen jede Eigenart. Dazu wiederholen sich die Motive bei Zahn und die Sentimentalität nimmt überhand. Man merkt, Zahn wächst nicht mit seinen Büchern, vielmehr wachsen ihm diese über den Kopf. Mich dünkt, Schuld daran ist das industriöse Schaffen, dem Zahn verfallen ist und das ihn zu keiner Sammlung, zu keinen künstlerischen Erlebnissen und Ueberwindungen kommen läßt. Und ich fürchte, an seiner virtuosen Beherrschung der Erzählungstechnik wird der Dichter in Ernst Zahn immer mehr zugrunde gehen und im Fahrwasser des wohlhonorierten Familienblattromans versinken. Und das ist schade, denn Zahn hat das Zeug zu etwas viel, viel Besserem. **Jonas Fränkel.**

J. Wiegand: „Macht". Ein soziales Schauspiel in vier Akten. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin 1903.

Es ist ein kühnes Unterfangen, die Bildung des Stahl- und Schiffahrtstrustes zum Gegenstande und den berühmten Trustsekretär Mr. Charles Schwab zum Helden eines Dramas zu machen. Denn die dünne Verkleidung, in welcher hier die Carnegies und Vanderbilts und Morgans erscheinen, bringt es nicht zustande, uns eine Sekunde im Zweifel darüber zu lassen, wer denn eigentlich die Figuren dieses Schlüsseldramas sind. Herrn Wiegands Phantasie ist gewiß sehr löblich, aber so wie er sich die Bildung von Trusts und die Milliardäre samt ihren Geschäften vorstellt, wird es in Wirklichkeit gewiß nicht sein. Er läßt einen Sekretär des Stahlkönigs Vaughan Mr. Heeren Brot und Stelle aufgeben, um eine Erfindung, den elektrischen Betrieb der Seeschiffe durchzusetzen. Er läßt den Stahlkönig dem entwichenen Sekretär nachlaufen und diesen seine Stelle wieder annehmen. Der Sekretär schafft den Trust vor den Augen des Publikums. Er verjagt seine arme Braut, um das Vermögen der Millionärin Miß May zu erheiraten, mit dem er sein elektrisches Turbinenschiff in die Welt setzen will. Aus dem verkannten Erfinder wird plötzlich ein napoleonischer Gewaltmensch, den nicht nur die unterdrückte Arbeiterschaft, sondern auch die im Trust vereinigten Milliardäre zu hassen beginnen. Auch Miß May findet, daß ihr Gatte weniger sie als seine Machtgelüste zu lieben scheint, sie betrügt ihn in skandalöser Weise mit dem Violinvirtuosen Hector Gibon. Der Sekretär glaubt sich auf dem Gipfel der Macht: den Streikenden hat er eben die letzte Hoffnung auf seine Nachgiebigkeit geraubt, draußen im Hafen liegt sein elektrisches Turbinenschiff, das zum erstenmale in die See tauchen soll. Der Präsident der Vereinigten Staaten, Abgesandte aller Länder sollen der Feier beiwohnen. Da wendet sich plötzlich das Spiel. Der Streik verwandelt sich in Revolution. Die Mitglieder des Trustausschusses haben beschlossen, den unerträglichen Zwang des Diktators abzuschütteln, den Trust aufzulösen, nur um seiner ledig zu werden. Die Streikenden sprengen das Schiff in die Luft, die Gattin verläßt Heeren und begehrt ihr Vermögen zurück. Vom Gipfel der Macht ist der Diktator jählings abgestürzt und stirbt an diesem Sturze. Dies alles ist nicht ohne Geschick und ohne dramatische Spannung gemacht. Manchmal ist an letzterer eher zu viel und man gewinnt den Eindruck des Kolportagehaften. Aber die Figuren sind schematisch, konventionell, der Größe ihrer Taten entsprechen ihre Worte nicht. Wäre die psychologische Vertiefung ebenbürtig der dramatischen Kraft, so hätte dieses Stück als eine bedeutende Arbeit gelten können. So aber ist es etwas Unvollkommenes, das höchstens Hoffnung auf reifere Werke zuläßt. Dr. Max Meißer.

Revue der Revuen.

„Das moderne Kostüm" nennt sich eine neue, unter der Redaktion des Professor Rücklin in Pforzheim erscheinende Zeitschrift für Kunst in der Mode von der zwei Hefte vorliegen. Das neue Unternehmen will sich, so besagen die einführenden Worte, der künstlerischen Schönheit der modernen Kleidung widmen. Daß dabei hauptsächlich, jedoch keineswegs ausschließlich, die weibliche Kleidung zu bearbeiten sein wird, wird niemanden wundern. Hier tritt ja die Schönheit freier und augenfällig zutage, die sich bei der Herrenkleidung hinter der Korrektheit und zweckmäßigen Eleganz versteckt. Hier nimmt auch das Schönheitsbedürfnis, jeglichen Zusammenhangs mit der bloßen Zweckmäßigkeit sich entschlagend, jene Formen kostbaren Schmuckes und rein künstlerischer Zierat an, die uns berechtigen, die moderne Frauenkleidung als ein Sondergebiet der angewandten Kunst zu reklamieren. Neben der Berücksichtigung der neuesten Mode wird auch die Betrachtung historischer Kostüme oder bekannter Kunstwerke in Beziehung auf das kostümliche Interesse, das dieselben bieten, eine ständige Rubrik bilden. So wird schon im ersten Heft an der Hand der Porträts [illegible] Johanna von Aragonien und der Monna Lisa über den Schmuck [illegible]

„**Der Kunstwart**“ erinnert an folgendes Gedichtlein Gottfried Kellers, das durch die Bestrebungen für Heimatschutz aktuelles Interesse gewinnt:

„Die Ratzenburg will Großstadt werden
Und schlägt die alten Linden um;
Die Türme macht sie gleich der Erden
Und streckt gerad, was traulich krumm.
Am Stadtbach wird ein Kai erbaut,
Und einen Boulevard man schaut
Vom untern bis zum obern Tor;
Dort schreitet elegant hervor
Die Gänsehirtin Katharine,
Die herrlich statt der Krinoline,
Zu aller Schwestern blassem Neide
Trägt einen Faßreif stolz im Kleide.
So ist gelungen jeder Plan,
Doch niemand sieht das Nest mehr an!“

„**World's Work**“. Vom amerikanischen Fabrikswesen und über das Verhältnis des Brotherrn zu seinen Arbeitern erzählt ein interessanter Artikel. Er fängt mit einer Anekdote an, wonach in einer Maschinenfabrik der Vereinigten Staaten die Lokomotiven am Klang eines Klaviers geprüft wurden. Erst wenn die einzelnen Teile, wenn man darauf schlug, in ihrem reinen Klang mit bestimmten angeschlagenen Tönen vollkommen übereinstimmten, galt die Maschine für tadellos. In gleicher Weise wüßten die amerikanischen Fabriksherren ihr Personal abzustimmen und eine volle Harmonie zu erzielen, welche die beste Gewähr für ein gedeihliches Zusammenarbeiten biete. Um einen Maßstab für die Leistungsfähigkeit zu gewinnen, wurden z. B. in einer großen Werkzeugfabrik während einer Woche alle Arbeiter durch Experten ersetzt; das Experiment ergab ein um 30 Prozent erhöhtes Resultat bei den gleichen Ausgaben und zeigte den Leitern, wo der Hebel zur Hebung des Unternehmens anzulegen sei. In einer anderen Fabrik verwendet der Direktor einen Teil seiner Zeit darauf, seinen Arbeitern persönlich näher zu treten. Er spielt jeden Nachmittag in Hemdärmeln seine Partie mit seinem Werkmeister, einem Schmied oder Vorarbeiter. Dadurch bleibt er in beständiger Fühlung mit seinem Personal und tritt ihm menschlich nahe. Würden viele Vorgesetzte diesem Beispiel folgen, so wären sie in der Lage, das Erträgnis ihrer Fabriken um 20 bis 25 Prozent zu steigern und dabei die Bezüge ihrer Arbeiter um 10 Prozent zu erhöhen.

Meine erste Herberge.

Von Hans Ostwald.

An einem der ersten Novembertage 1896 marschierte ich von Remagen aus am Rhein hinauf. Die Sonne welkte das Laub zu beiden Seiten des Stromes — alles gelb und sonnig: der Strom, die Hügel, die Reben und die Heerstraßen. Erst gegen Abend strich ein kühler Wind über den Strom; vor mir lag im Abenddunst etwas Schwarzes mit hellen Lichtflecken, als ich eine Strombiegung mitgemacht hatte. Dort mußte ich zum erstenmal in einer Herberge übernachten. Ich ging matt und langsam drauf zu. Im Strom sah ich einen schmalen, dunklen Streifen, der breiter wurde, je naher ich der Stadt kam. Als ich an den ersten Häusern vorbei war, mußte ich über eine Brücke; unter mir floß die Mosel. Grünlich-schwarz kommt sie aus dem ehemaligen Burgund und von den Bergen des Tronje Hagen.

Am jenseitigen Ufer erkundigte ich mich bei einem alten Manne nach der Herberge zur Heimat. Er wies mich in eine ansteigende, schmale Straße, an deren Ende eine kleine Petroleumlaterne vor einem dreistöckigen Hause hing. Unter der Laterne sah ich in dem Zwielicht ein buntes Schild mit schwarzem, weißumrandeten Kranz und darunter: Herberge zur Heimat. Ueber einen dunklen Flur stolperte ich in den Gastraum, wo etwa sechzig Personen an den langen Tischen saßen. Einige spielten Damenbrett, die anderen lasen in alten Familienblattbänden, die Mehrzahl saß stumpf herum. Ich ließ mich in der Nähe des verschlossenen Schanktisches nieder und übergab mein Ränzel dem aufsichtführenden Diakon, einem zweiundzwanzigjährigen Ostpreußen. Als ich mich bei ihm nach der Schlafgelegenheit erkundigte und ihm auf seine Fragen mitteilte, daß ich zum erstenmal in der Herberge sei, sah er wohlwollend meine Papiere nach und fragte mich aus nach dem Woher und Wohin. Dann sagte er mir, daß ich für zwanzig, dreißig und vierzig Pfennig schlafen könne; für vierzig allein, für dreißig mit zwei und für zwanzig mit zwölf Männern.

„Ich kann nur für zwanzig Pfennig schlafen“, sagte ich.

[illegible]

Schmuckkästchen, ein Kunstwerk! Die sollten Sie 'mal sehen; alles Malerei mit Gold — und die bunten Glasfenster. — Was wollen Sie?“ fragte er barsch einen hinkenden Hausierer.

„Was zum Lesen.“

„Da!“ Der Diakon lächelte spöttisch hinter ihm her. „Das ist auch so 'n Katholischer. Unsere Anstalten benützen sie, aber sonst wollen sie nichts von uns wissen.“

Der Hausierer brachte das Buch zurück.

Der Diakon lachte; leise meinte er: „Ich hab' ihm einen protestantischen Kalender gegeben. Das war schon das drittemal, daß er mir die Bücher zurückbringt. So 'ne Gesellschaft.“ — Er schänkte zwei jungen Leuten Bier ein, und ich setzte mich, um mein Brot mit Wurst zu verzehren, wie mehrere um mich her.

Gegen dreiviertel neun kam der Herbergsvater, Schlummerboos genannt; er gab ein Klingelzeichen zur Abendandacht, darauf verteilte der Diakon Gesangbücher. Die Anwesenden nahmen ihre Hüte ab und wir sangen zwei Verse eines Chorals; ein junger Fabriksarbeiter lächelte dabei heimlich und verschmitzt, die anderen zwinkerten ihm nur mit den Augen zu. Nachdem hielt der Herbergsvater mit gewohnheitsmäßig plärrender Stimme eine kurze Predigt, wir erhoben uns zum Gebet, das er sprach, und zum Schlusse wurde noch ein dritter Choralvers gesungen.

Nun lief alles dem Diakon nach, der mit einer Lampe die Treppe hinaufging. Ich kam mit zehn Mann in ein großes, graugetünchtes Zimmer. Wir zogen uns bis aufs Hemd aus; dieses untersuchte der Diakon auf etwa vorhandene „Bienen“ (Ungeziefer), wir krochen aufs Lager (eine Matratze in einer Holzbettstelle, ein Kopfkissen und eine schmale Decke) und er ging mit der Lampe ab.

Nun begann erst noch die Unterhaltung. Man rief sich im Dunkeln von Bett zu Bett zu; der eine erzählte, wie er die „Putze“ (Schutzleute) geprellt, der andere, was er den Tag über „zusammengekratzt“ (gebettelt), von einer guten Fahrt; ein dritter erzählte etwas aus seiner Familie und von seiner früheren Arbeitsstelle. Zuletzt brachte einer ein Erlebnis vor: Er hatte am Wasser als Verlader sich angeboten; der Aufseher hatte gesagt, daß schon alles besetzt sei und da hatte der Erzähler um eine kleine Unterstützung gebeten. Der Aufseher wies ihn aber mit den Worten fort: „Gemeines Individuum! Zuchthausbande!“

Nach dieser Erzählung brach die ganze dumpfe Wut bei meinen Schlafkollegen aus, die sie sonst immer demütig verstecken müssen. In dem dunklen, engen Zimmer ganz unter sich, gaben sie ihr die wildesten Ausdrücke. Es kränkte sie am stärksten, daß man sie, die Arbeitslosen, für Verbrecher hielt. Nachdem wollte noch einer etwas erzählen, doch er wurde sofort unterbrochen: „Halt' die Schlabbe! Wir wollen schlafen!“

Bald schnarchten alle und ich versuchte ebenfalls zu schlafen.

Am anderen Morgen um halb sieben Uhr kam der Diakon herein, rief dreimal laut „Aufstehen!“ und ging in die Nebenzimmer, um dort die anderen zu wecken. Nachher kam er wieder zu uns und zog denen, die noch nicht aufgestanden waren, die Decke fort. In Hose und Hemd gingen wir zum Waschraum; hier waren in einem Brett Waschschüsseln eingelassen, zum Abtrocknen hingen mehrere Handtücher auf Rollen. Nachdem wir uns angekleidet, gingen alle hinunter.

„Wer seine Stiefel putzen will, kann auf den Hof an die Küchentüre gehen!“ sagte der Diakon. Dort bekamen wir Bürsten und Wichse und putzten die Schuhe an den Füßen. Als wir wieder im Warteraum waren, wurde die Morgenandacht gehalten, in der gleichen Weise wie am Abend vorher. Der Diakon stieß einem die Mütze vom Kopfe, die dieser aufbehalten hatte. Dann wurde Kaffee getrunken. Für eine Tasse Kaffee mit Brötchen mußte ich fünf Pfennig zahlen. Etwa zehn hatten kein Geld dazu; ein junger Tischler hatte noch zwei Pfennig und wollte sich noch einen dazu betteln; aber keiner konnte oder wollte ihm einen geben, bis er zu mir geschickt wurde. Wir beide schlossen gleich Freundschaft und gingen die „Buden abklappern“ (in den Werkstellen seines Faches nach Arbeit fragen und um Unterstützung bitten). Es war ein klarer Morgen, die Pfützen hatten zum erstenmal eine dünne Eisdecke; uns fror — wir hatten schlecht geschlafen.

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XL. Band. Wien, den 1. Oktober 1904. **Nummer 522.**

Länder und Reich.

Die Session der Landtage täuscht den guten Oesterreichern eine strotzende Fülle parlamentarischen Lebens vor. Wer spricht da noch vom Niedergang der Verfassung, vom Verfall der Tribüne, von der Entwertung der Volksrechte? Wenn man in den Zeitungen die Sitzungsberichte von fast anderthalb Dutzend Volksvertretungen zu lesen bekommt — es sind allerdings noch nicht alle versammelt — und wenn man diesen Reichtum, der in der ganzen Welt nicht seinesgleichen hat, mit patriotischem Stolz überblickt — wahrlich, mehr Parlamentarismus kann man doch nicht verlangen! Während alle die kleinen Glocken bimmeln, schweigt freilich die große Glocke: der Reichsrat. Aber er hat sich ja selbst dazu verurteilt, stumm zu sein, er hat freiwillig abdiziert und sich aus der Liste der öffentlichen Gewalten gestrichen. Man muß das nehmen wie es ist, als etwas Unabänderliches. Und ist denn die Lücke, die der zu Tode obstruierte Reichsrat hinterläßt, gar so groß? Wir haben ja die Landtage, die dem Volke noch immer Gelegenheit genug geben, an Verwaltung und Gesetzgebung teilzunehmen. Das Reichsparlament ist tot, es leben die Länderparlamente!

Erinnern wir uns nur: wie lange, wie erbittert ist in Oesterreich darum gekämpft worden, just den Zustand herbeizuführen, dessen wir uns heute erfreuen. Das Heldenzeitalter des Föderalismus ist dahin, die Rieger, Clam-Martinitz, Hohenwart sind ins Grab gesunken, aber das politische Ideal, nach dem sie vergebens gerungen, ist nun endlich erfüllt. Sie stritten gegen die Schöpfung des deutschliberalen Bürgertums, gegen das Zentralparlament, sie wollten seine Macht einschränken, ihm den Lebensinhalt nehmen und nur eine leere Form übriglassen, sie verfochten die Rechte der „historisch-politischen Individualitäten", sie stellten die Länder über den Staat und sahen in den Landtagen die einzige Art von Parlamentarismus, die der Ueberlieferung und Eigenart Oesterreichs entspräche. Genau wie sie es wollten, ist es nun gekommen. Das Abgeordnetenhaus, das sie für eine illegale, alles historische Recht verletzende Einrichtung erklärten, wirkt an der Gesetzgebung nicht mehr mit. Oesterreich wird ohne Reichsrat regiert, nur der Form nach lebt er noch fort, als Hinterlegungsstelle für § 14-Verordnungen. In den Landtagen hingegen wird fleißig gearbeitet, sie sind die Sammelpunkte der politischen Tätigkeit, die einzigen Körperschaften, deren Verhandlungen noch Interesse und Teilnahme wecken. Welcher Triumph für die Föderalisten von heute, die Nachkommen jener streitbaren Ahnen! Warum suchen sie nicht die Gräber der verdienstvollen alten Vorkämpfer auf, um sie dankbar zu bekränzen?

Aber nein, sie triumphieren nicht, sie winden keine Kränze. Es ist merkwürdig, daß die Söhne so wenig Freude daran zeigen, die Träume ihrer Väter verwirklicht zu sehen. Und es waren doch auch ihre eigenen Träume! Als die Jungtschechen nach der Aufhebung der Badeni'schen Sprachenverordnungen ihre wütende Revanche-Obstruktion begannen, da wurde von Prag aus feierlich erklärt: das Zentralparlament müsse in Grund und Boden gestampft, ein für allemal vernichtet werden. Dies und nichts anderes sei der Zweck der Obstruktion; man wolle nicht kleine Zugeständnisse erpressen, sondern einfach die Verfassung stürzen. Nun aber, wo dies so ziemlich gelungen ist, wo der Reichsrat zwar noch nicht vom Verfassungspapier, wohl aber aus dem Staatsleben wegradiert ist, nun bleibt der erwartete Jubel der Sieger aus. Sollte ihnen etwa das Vergnügen nur dadurch verdorben sein, daß die Deutschen die tschechische Reichsratsobstruktion mit einer landtäglichen Gegenobstruktion beantworteten? Gewiß [illegible] ist eine schmerzliche Sache, daß gerade der namhafteste, der — vom historisch-politischen Individualitäten-Standpunkt angesehen — für das ganze Reich tonangebende Landtag nicht den Mund auftun kann, während die kleineren Landtage so tapfer reden und schnattern, um sich bemerkbar zu machen. Aber daran allein liegt's nicht. Man würde sich über das in Prag verlorene Gefecht trösten und würde die in Wien gewonnene Schlacht mit Freuden feiern, wenn — ja, wenn man eben des Sieges recht froh werden könnte. Aber es ist sonderbar: dieses niedergerungene, dieses mit den boshaftesten und kräftigsten Mitteln um seinen Kredit, seine Würde, seine Bedeutung gebrachte Zentralparlament hat es [illegible] denjenigen [illegible], die es vernichten wollten. In dem Moment, wo es [illegible] und hilflos da[illegible], gewinnt es eine unbegreifliche, [illegible] Macht über sein[illegible]

Peiniger und Bedränger. Es ist auf einmal ganz still geworden von der Absicht, den Reichsrat für immer unmöglich zu machen. Die tschechische Obstruktion gibt ihren ursprünglichen, grundsätzlichen Zweck auf, sie will opportunistisch mit sich handeln lassen, sie will gegen gewisse Zugeständnisse dem toten Parlament gestatten, wieder lebendig zu werden. Was heißt das aber anderes, als daß die Totschläger eine tiefe Sehnsucht nach der Wiederbelebung ihres Opfers empfinden? Man schämt sich zwar, das einzugestehen, man hält scheinbar noch an den alten Prinzipien fest, aber man handelt doch nach dem richtigen Gefühl und nicht nach den falschen Prinzipien. Anders als so wäre es ja gar nicht zu erklären, daß das Tschechentum, anstatt den Untergang des Parlaments zu einem definitiven zu machen und unbedingt und unerbittlich bei der Obstruktion zu beharren, je eher je lieber davon loskommen und das Parlament wieder flott machen möchte.

Es ist also doch nichts mit dem bunten Volksvertretungsspiel der Landtage. All diese Mannigfaltigkeit im kleinen kann die große Einheit, die Parlamente können das Parlament nicht ersetzen. Vergebens hofft der bureaukratische Absolutismus, durch das lange und laute Getue von so viel Landtagen den Völkern ein Surrogat für den fehlenden Reichsrat zu bieten. Nicht einmal die Föderalisten nehmen damit vorlieb. Der moderne Staat, der der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Arbeit einen großen Markt, einen weiten Spielraum, eine offene Bahn gewährt, dieser Staat mit seiner einheitlichen Verwaltung und Verkehrsfreiheit, hat sich in die Gewohnheiten und Bedürfnisse der Völker so vollständig eingelebt, daß kein widerstrebendes Parteisystem dagegen aufkommen kann. Der moderne Staat ist mit innerer Notwendigkeit zentralistisch. Darum hat es der Föderalismus in Oesterreich seit der Staatsumwandlung von 1848 nie über zeitweilige Scheinerfolge hinausbringen können, und darum ist er heute eigentlich nichts mehr als eine politische Spielerei. In der Niederlage des österreichischen Zentralparlaments offenbart sich erst recht seine sieghafte Kraft, nach der parlamentarischen sowohl wie besonders nach der zentralistischen Seite hin. Wohl regiert der § 14, aber er regiert doch nur, weil er ein Stück des Grundgesetzes über die Reichsvertretung ist. Und so zerspalten, zersetzt, zertrümmert, ohnmächtig diese Reichsvertretung ist, sie ist doch immer noch stark genug, um selbst ihren alten Gegnern erhaltenswert und unentbehrlich zu erscheinen. Niemals ist es aller Welt klarer gewesen als gerade jetzt, in der reichsratslosen Zeit, daß Oesterreich doch nur mit dem Reichsrat und nicht mit den Landtagen regiert werden kann. Der Prozeß Länder contra Reich ist endgiltig entschieden, zu Gunsten des Reiches.

E. W.

Der Fall Schippel.

Max Schippel hat vor drei Jahren ein Buch: „Die Grundzüge der Handelspolitik" herausgegeben, worin er ein Stück [illegible]- und Handelsgeschichte liefert. Er zeigt, wie im Anfang des XIX. Jahrhunderts England zum Freihandel gekommen ist, während sich alle übrigen Staaten im wirtschaftlichen Kriege gegen England und gegen einander zum Schutzzoll gedrängt sahen. Er zeigt, wie das Bündnis zwischen Industriellen und Agrariern entstanden ist und stellt dieses Bündnis als eine Daseinsbedingung der heutigen bürgerlichen Gesellschaft dar, die sich noch großer Lebenskraft erfreue. Er wollte damit, hat er auf dem Parteitage ausgeführt, die Genossen vor Unterschätzung der Macht der Gegner warnen. Am Schlusse des Buches sagt er jedoch ausdrücklich: „Mögen immerhin Agrarzölle für die Landwirte notwendig sein, die Arbeiter können sie nur als Prügel auf den Wagen empfinden und müssen sie bekämpfen." Das Buch erlitt bei den Genossen wenig Anfechtung; sehr natürlich, denn wer liest heut überhaupt noch Bücher, außer den Rezensenten und den Leuten, die selbst Bücher [illegible]. Da wurde Schippel während der letzten Reichstagsperiode [illegible] in einer Versammlung von Wählern des dritten [illegible] für einen Redner einzuspringen, der sich entschuldigen ließ, und es lag ihm umso näher, in seinem Vortrage das [illegible] Thema zu behandeln, als damals gerade der [illegible] [illegible] wurde. Er legte darin unter an[illegible] dar, daß, wer Handelsverträge wolle, einen Tarif, also Zölle haben [illegible]. Der Bericht über diesen Vortrag im „Vorwärts" [illegible]

Sturm gegen Schippel, der bis heute noch tobt, und entband den Angegriffenen von einem 47 Spalten langen Bandwurm.

In dem Ketzergericht, das auf dem Parteitage am 21. September über ihn abgehalten wurde, traten alle möglichen Nuancen zutage von vollständiger Beistimmung bis zu unbedingter Verurteilung. v. Elm gibt Schippel recht. Er ist nur insoferne mit ihm nicht einverstanden, als er die bürgerliche Gesellschaft samt Schippel in einem Irrtum über den Wert und die Notwendigkeit der Schutzzöllnerei befangen glaubt; seiner Ansicht nach nützen die Agrarzölle nur dem Großgrundbesitzer und sind beim Kleinbauer Selbstmord. Aber es müsse Schippel frei stehen, zu sagen: vom bürgerlichen Standpunkte aus betrachtet, sind Schutzzölle im allgemeinen, sind auch Agrarzölle eine Notwendigkeit. Die unbedingte Verurteilung wird schöner als von allen Rednern in einem Blättchen formuliert, aus dem der Angeklagte vorlas: „Schippel hat den ehernen Boden der marxistischen Denkweise verlassen, und nun hat er gar keinen Boden mehr unter den Füßen, er sinkt ins Bodenlose. Das erlaubt sich hier dem Genossen Max Schippel jemand zu sagen, der es weder an Begabung noch an Spezialkenntnissen mit ihm aufnimmt, der aber vor ihm einen großen Vorzug voraus hat, den nämlich, daß er nach wie vor ein klassen- und zielbewußter Sozialdemokrat ist." Bebel steht bekanntlich am allerfestesten auf der berühmten ehernen Grundlage, und wie er sich über den Streitfall aussprach, das ist nun höchst interessant. Nicht um Meinungsfreiheit handle es sich; es gebe keine andere Partei, in der so viel Meinungsfreiheit herrsche. Hier müssen wir den geehrten Redner einen Augenblick unterbrechen: Meinungsfreiheit, absolute Meinungsfreiheit, herrscht sogar in Rußland und in der römisch-katholischen Kirche, nur sagen darf man nicht, was man meint; tut man dieses, dann wird man entweder eingesperrt oder man fliegt hinaus. Bei der Sozialdemokratie fliegt man vorläufig nur hinaus, weil sie die Macht, einzusperren und zu köpfen, noch nicht hat. Bebel fährt zwar fort, der Genosse habe auch das Recht, seine Ueberzeugung auszusprechen und bisherige Dogmen der Partei anzugreifen, aber dann müsse er sagen, durch welche andere Grund- oder Lehrsätze der kritisierte Satz ersetzt werden solle. Diese Ausrede ist jedoch Flunkerei, denn wir haben es unzähligemale erfahren, daß die Dogmen des Marxismus für unantastbar gelten, und daß man Ersatz durch andere Lehren nicht zuläßt. Und nun kommt das Interessante: „Schippel ist zu der Ansicht gekommen, daß der Bund zwischen Industrie und Landwirtschaft für die bürgerliche Gesellschaft in Mitteleuropa eine Notwendigkeit und ein Zeichen von enormer Lebenskraft sei. Werte Genossen! Wenn ein Sozialdemokrat diesen Satz ausspricht als Ansicht der bürgerlichen Parteien, und nicht zugleich nachweist, daß er falsch ist, dann verstehe ich diesen sozialdemokratischen Schriftsteller nicht mehr. Wie kann der Mann, der glaubt, diese Wirtschaftspolitik sei für die bürgerliche Gesellschaft notwendig, in der wir doch leben, wie kann der noch ernsthaft diesen Zustand bekämpfen!... Wenn er die herrschende Agrarpolitik als Politik von enormer Lebenskraft hinstellt, dann war es seine Pflicht, zu sagen, wie wir mit diesen Zuständen fertig werden sollen."

Hier haben wir — nicht sehr klar, aber deutlich genug — das Dogma bezeichnet, um das es sich im Falle Schippel handelt. Es ist nicht das Freihandelsdogma. Schippel erfuhr keinen Widerspruch, als er nachwies, daß die sozialdemokratische Partei keine Freihandelspartei sei, und daß es in ihr immer Schutzzöllner gegeben habe. In der Tat müßten Industriearbeiter — und aus solchen besteht doch die Partei — sehr dumm sein, wenn sie nicht unter gewissen Umständen industrielle Schutzzölle forderten. Es ist auch nicht das Dogma von der unbedingten Verwerflichkeit der Agrarzölle; denn Schippel verwirft diese ja vom Arbeiterstandpunkt aus, und ob sie vom Agrarierstandpunkt aus notwendig, nützlich oder schädlich sind, das ist für die Taktik der sozialdemokratischen Partei ganz gleichgiltig. Das Dogma, gegen das sich Schippel versündigt hat, ist das vom großen Kladderadatsch. Schippel hat, ähnlich wie Bernstein (der sich bei dieser Gelegenheit durch eine milde Kritik Schippels bei den Orthodoxen zu rehabilitieren suchte), erkannt, wie fest die bürgerliche Gesellschaft zur Zeit noch steht, und hat die Genossen mahnen wollen, mit dieser für die „Klassen- und Zielbewußten" unerfreulichen Tatsache zu rechnen. Mit dieser Tatsache ist zugleich anerkannt, daß die Marx'schen und die Bebel'schen Phantasien nicht ein eherner Boden, sondern Sumpfboden sind, und daß die Partei, wenn sie eine Zukunft haben will, diesen Boden verlassen muß. Die Phantasien und Illusionen haben ihren Dienst geleistet; sie haben die Arbeitermassen begeistert und in schweren Zeiten zusammengehalten. Jetzt, nachdem sie als Illusionen erkannt sind, heißt es, ihnen den Abschied geben und Realpolitik treiben, die einer starken Arbeiterpartei zukommt. Der Genosse Ulrich hatte ganz recht mit dem Ausspruch: Zollfragen sind Magenfragen und könnten nicht von Stubenhockern gelöst werden. Aber auch Stubenhocker leisten manchmal nützliche Arbeit. Wenn den Parteiführer die Machtverhältnisse immer richtig ab[illegible] und dazu konnten ihnen Bernstein und Schippel gute An[illegible] — dann würden sie sich's überlegt haben, ehe sie sich bei [illegible] in Kraftproben einließen, bei denen ihre [illegible] werden mußte.

[illegible]

auch nicht auf Verlust des Reichstagsmandats erkannt, aber doch nach Ablehnung der vernünftigen Resolution Bernsteins die von Bebel formulierte scharfe Mißbilligung angenommen wurde, ist kein Ereignis von Bedeutung. Schippel mag ein unbequemer Genosse sein. Unbequem sind alle selbständig Denkenden für eine Partei; solche sollten niemals in der Partei eine Rolle spielen wollen, sondern nur als unverantwortliche Berater fungieren in Fällen, wo die Parteiführer sich veranlaßt fühlen, sie zu befragen.

Neiße. **Carl Jentsch.**

Ueber naturalistische Lebensbejahung.

Wir hören in der Gegenwart merkwürdig häufig den Ausdruck „Lebensbejahung". Was man besitzt, davon redet man nicht so viel. Es scheint daher, als ob in dem starken Vordringen des Ausdruckes sich ein Verlangen kundgibt, das sich nicht ohneweiters durchsetzen kann, das Hindernisse zu überwinden hat. Solche Hindernisse hat die Lebensbejahung stets gehabt. Die Lebensbejahung ist der zu klarer Bewußtheit erhobene Trieb der Selbsterhaltung. Diesen Trieb teilt der Mensch mit dem Tiere. Die Lebensbejahung ist etwas ihm allein Eigentümliches. Sie setzt ein Hindurchgehen durch eine Verneinung voraus, ein kühnes „Trotz alledem", einen sich über Schwierigkeiten erhebenden bewußten Willen. Das Leben muß an irgend welchen Punkten schon dem Menschen verleidet sein, wenn die Lebensbejahung als Forderung hervorbrechen soll.

Daß dem Menschen dieses Leben verleidet wird, ist ein allgemein menschliches, ja menschheitliches Phänomen, eine dem menschlichen Dasein inhärierende Tatsache. Sie läßt sich als zufällig individuelles Ergehen in dumpfer Trägheit hinnehmen; wird sie hingegen aus ihrer oberflächlichen Vereinzeltheit befreit und als Schicksal der Menschheit erlebt, geschaut, dann erstehen Propheten und Religionsstifter, Denker und Dichter und dringen leuchtenden Auges über die sichtbar gegebene Welt hinaus, behaupten die Wirklichkeit einer geistigen Ordnung der Dinge, von der aus sich auch dieses Dasein bejahen läßt. So geschah es in allen höher entwickelten Religionen und Kulturen.

In irgend einer Form der Theodicee versuchte die Lebensbejahung sich stets zu rechtfertigen. Wenn aber die Theodicee unmöglich ist, weil ein Gott nicht mehr anerkannt wird, dann wird die Lebensbejahung eine andere Form annehmen. Entweder eine solche, daß man versucht, in dem gegebenen Dasein mehr Vernunft zu entdecken, als es dem ersten Anblick nach zu haben scheint, oder eine solche, daß man dem Menschen die innere Gebrochenheit des Daseins auszureden sucht und die Gebresten und Schwächen desselben nur als eine Schuld der zufälligen historischen Lage hinstellt, welche Lage eben durch Hinwendung aller Kräfte auf ein sozial begründendes Ziel zur Vernunft umgestaltet werden kann. Man hat den Punkt der Rechtfertigung der Lebensbejahung verschoben, aus dem Ueberweltlichen in das Innerweltliche verlegt.

Damit setzt die neuzeitliche Art der Lebensbejahung ein. Wie sich diese unter der Voraussetzung des philosophischen Naturalismus im XIX. Jahrhundert bis in die Gegenwart gestaltet, welche verschiedene Stadien sie durchlaufen hat, davon will ich in folgendem reden. Mit dieser modernen naturalistischen Lebensbejahung ist auf philosophischem, literarischem und politischem Gebiete eine neue Stimmung zur Wirklichkeit zum Ausdruck gekommen, die auf weite, verhängnisvolle Folgen hinausweist.

Die moderne naturalistische Lebensbejahung reicht in direkter Abhängigkeit bis auf Feuerbach zurück. Als dieser im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Wendung zum Naturalismus nahm, bedeutete das mehr als ein rein theoretisches Abbiegen von dem bisher eingeschlagenen Wege der Philosophie; es bedeutete den schroffen Bruch mit einer der großartigsten Geistesbewegungen der Neuzeit, deren machtvoll ausgreifende Ideen, leuchtend und erleuchtend, in alle Rätseltiefen des Universums sich gesenkt hatten. Und dieser Bruch vollzog sich unter dem Druck einer gespannten Situation voll innerer Gegensätze. In dem System Hegels, dem hohen Liede des Denkens, hatte sich noch einmal in einer gewaltigen Synthese alles zusammengefaßt, was der deutsche Geist am Ende des XVIII. und am Anfang des XIX. Jahrhunderts geschaffen hatte. Mit der für uns heute so dunklen, unbehilflich wuchtigen Sprache, in welcher der Tiefsinn an manchen Stellen blendend an die Oberfläche tritt, hatte Hegel das tausendjährige Reich des mit der Wirklichkeit versöhnten Geistes verkündet. Er glaubte einen dauernden Ausgleich geschaffen zu haben zwischen der modernen, dem Diesseits zugewandten Lebensbejahung und den Forderungen unserer in kosmisch-metaphysischen Zusammenhängen wurzelnden [illegible].

Hegel starb. Die Gedanken, die sein Genius zu friedlichem Nebeneinander gebändigt hatte, wurden selbständig, wandten sich feindlich gegeneinander. Die Zeitstimmung wollte nichts mehr von Metaphysik und Spekulation wissen. Die Königin der Wissenschaften wurde zum Aschenbrödel ihrer früheren Dienerinnen. Zur Entscheidung drängten religiöse und soziale Fragen; die politische Lyrik des Liberalismus [illegible] Wort. Es fand ein tausendfaches [illegible] an seinem eigenen Entwicklungsgang

die Interessenverschiebung der Zeit. „Mein erster Gedanke war Gott, mein zweiter die Vernunft, mein dritter und letzter der Mensch."

Und den Menschen ruft er zu: „Werdet aus Kandidaten des Jenseits Studenten des Diesseits!" Die politische Situation sollte diesem Schlagworte noch eine besondere Bedeutung geben.

Die Reaktion hatte sich mit der Kirche verbunden; und diese stützte sich auf den rechten — orthodoxen — Flügel der Hegel'schen Schule. Religion und Metaphysik gerieten auf diese Weise — nicht ohne eigene Schuld — in die schiefe Perspektive politisch rückständiger Bestrebungen. Von hier stammt die sachlich sonst gar nicht zu rechtfertigende Verbindung des Liberalismus mit allen religions- und metaphysikfeindlichen Strömungen.

Es machte sich bald eine Gedankenwendung geltend, wie wir sie — nur umgekehrt — bei der Dogmenbildung des frühen Mittelalters bemerken. Bei Augustin lauert unausgesprochen die Ueberzeugung im Hintergrund: Je nichtiger der Mensch, umso erhabener Gott. Und in umgekehrter Weise brach sich damals der Gedanke Bahn, der ja heute in sogenannten Freidenkervereinen seine zündende Wirkung noch nicht eingebüßt hat: Erst mit der Vernichtung des Gottesgedankens kommt der Mensch, das Menschliche zu seinem Rechte. Man sah in dem Gottesbegriff und den mit ihm verknüpften Werten nur das „Eiapopeia vom Himmel, womit man einlullt, wenn es greint, das Volk, den großen Lümmel". Religion und Metaphysik waren nicht nur als intellektuelle Verfehlungen, sondern auch als ausschweifender Gefühlsluxus zu bekämpfen, als eine Vergeudung wertvoller Kräfte, die dem politisch-sozialen Leben zugute kommen sollten. Wenn man statt Gott nur die Menschheit, statt des Himmels die Erde setzte, dann, ja dann würde sie kommen, die „neue Zeit". Es war die Epoche, wo man in edler Begeisterung für die „Morgenröte einer neuen Zeit" schwärmte.

Das war jene ältere, naive und ungebrochene Lebensbejahung des Naturalismus, die einerseits eine Reaktion darstellt gegen eine Verspiritualisierung des Daseins, anderseits im Banne höchster politischer Hoffnungen stand. Damit ist sie schon charakterisiert als das Produkt einer bestimmten historischen Lage.

Ein doppelter Optimismus lag dieser ursprünglichen naturalistischen Lebensbejahung zugrunde. Auf den politisch-sozialen Optimismus habe ich schon hingewiesen. Dieser konnte sich bis zu jener prinzipiellen Ausschließlichkeit steigern, daß man von der Lösung politisch-sozialer Probleme zugleich eine Erledigung metaphysischer und religiöser Probleme erwartete. Man denke an die Prophezeiung Engels über die in der sozialistischen Gesellschaft notwendig eintretende Euthanasie der Religion. Auf diese mehrfach geäußerten Gedanken beziehen sich die scharfen Worte Nietzsches in seiner Schrift „Schopenhauer als Erzieher": „Jede Philosophie, welche durch ein politisches Ereignis das Problem des Daseins verrückt oder gar gelöst glaubt, ist eine Spaß- und Afterphilosophie."

Aber auch ein metaphysischer Optimismus lag dieser naturalistischen Lebensbejahung zugrunde. Die Linkshegelianer glaubten über Hegel hinaus zu sein. Sie hatten die idealistischen Behauptungen Hegels zwar ins Materialistische umgedeutet, aber ihrem entgeistigten Universum brachten sie dieselben Gefühle der Ehrfurcht und Verehrung entgegen, wie Hegel dem Weltgeiste. Typisch dafür ist Strauß in seinem alten und neuen Glauben. Die Sonne der Hegel'schen Weltvernunft war schon untergegangen; ihre letzte, aufglühende Abendröte umspielte noch den Horizont.

Aber wenn diese beiden optimistischen Voraussetzungen fallen, was dann? Wenn dieses immanente Dasein nicht so pausbackig gesund, nicht so vernunftstrotzend sich erweist, wie es jener Feuerbach'sche Naturalismus annahm? Und wenn der Schwung des politischen Glaubens nachläßt, gelähmt wird durch die realpolitische Erkenntnis, daß erst in ferner, ferner Zukunft vielleicht — ach, sehr vielleicht — der goldene Traum verwirklicht werden kann, daß einem jeden kommenden Zeitalter höchstens nur jener resignierte Mosesblick ins gelobte Land der Zukunft beschieden ist?

Alles das ist eingetreten. Darwin auf der einen, Schopenhauer auf der anderen Seite führten eine Veränderung des Begriffes „Natur" herbei. Wir haben die Natur mit anderen Augen sehen, das Leben mit anderen Gefühlen betrachten gelernt. Eine Zeit lang freilich konnte man in dem Darwinismus eine neue Garantie erblicken für einen naturnotwendig sich vollziehenden Fortschritt; aber wenn man konsequent die Prinzipien des Kampfes ums Dasein und des Ueberlebens der Passendsten auch auf das menschliche Leben übertrug, dann mußte der Optimismus in Pessimismus umschlagen; denn dann mußte man in der Abfolge der in der Geschichte auftretenden Ideale und Ideen nichts weiter sehen als zufällige, die wandelbaren Stadien des Kampfes ums Dasein begleitende Reflexe. Mit einem verzweifelten „Wozu?" schließt Hellwald seine ganz im Geiste des Darwinismus gehaltene Kulturgeschichte.

Und auf anderem Wege kam Schopenhauer zum Pessimismus. Aus dem Schoße eines blinden, vernunftlosen Weltwillens läßt er das Dasein emporsteigen. Er leuchtet mit düsterer Fackel dem Leben ins Antlitz, und was er da erschaut, erzählt von Qual und Leid, von Bosheit und Unvernunft, von dumpfem Unheil, das nicht abstellbar ist, weil es mit dem Wesen der Dinge unlösbar verknüpft ist. Eine Tragikomödie hat Schopenhauer das Leben genannt. Er glaubte verneinen zu müssen. Ihm blieb der Ausblick auf eine mögliche Erlösung in metaphysischen Zusammenhängen.

Aber dem Naturalismus ist eine solche Erlösung durch seine Voraussetzungen versperrt. Die Metaphysik Schopenhauers konnte er leugnen; das von Schopenhauer mit erschreckender Deutlichkeit und Energie entworfene Bild der Welt ließ sich wenigstens in den Hauptzügen nicht abweisen.

Und nun ruht auf diesem Dasein der Riesenschatten einer kosmischen Unvernunft, nun ist der Glaube an Geschichte und Gesellschaft als an ideale, zum Menschheitsheil emporführende Mächte vor den Tatsachen zusammengebrochen, nun erweist sich nach der Verflüchtigung des Hegel'schen Vernunftrausches die „Menschheit" als ein — sit venia verbo — verdammt empirischer Begriff. Man steht vor einem Dasein, das jedes inneren Sinnes beraubt ist, und doch läßt sich nicht leben ohne einen Sinn des Daseins. Und man will leben, muß leben . . .

Wir sind bei jenem Problem angelangt, vor das sich Nietzsche nach mannigfachen Wandlungen in seiner sogenannten dritten Periode gestellt sah.

Das ist das zweite Stadium der naturalistischen Lebensbejahung, in welchem sich eine Reihe eigenartiger Motive verschlingen. Ich will diese Motive hier kurz andeuten.

Zuerst ein radikaler Naturalismus; den hat es freilich auch schon bei Feuerbach oder Spencer gegeben. Aber Nietzsche, der durch Schopenhauer und Darwin hindurchgegangen war, hat, wie keiner vor ihm, geradezu fanatisch alle Konsequenzen aus dem Naturalismus gezogen. Völlig illusionsfrei steht er der naturhaften Wirklichkeit gegenüber; er geheimnist in sie nichts hinein von Vernunft, Fortschritt, Liebe und Güte. Die Welt ein ewig sich selbst gebärendes, ewig sich selbst vernichtendes Chaos; und der Mensch ganz hineinbezogen in dieses Chaos, ein Tier, ein krankes Tier, dessen geistige Aeußerungen nur verkleidete Instinkte sind. Dabei ist er mehr als alle anderen Wesen dem Leiden ausgesetzt und unentrinnbar unter das Joch des Schmerzes gespannt. Sinnlos das Leiden, sinnlos das Leben.

Wie ist hier noch Lebensbejahung möglich? Sollte der Tod nicht der beste Ausweg aus diesem Scheol sein? Aber diesen Ausweg hat sich Nietzsche in beinahe raffinierter Weise selbst verbaut. Wie bei Schopenhauer der Selbstmord den Willen zum Leben nicht vernichten kann, so will der Gedanke Nietzsches von der „Wiederkehr des Gleichen" dem Menschen die Möglichkeit nehmen, sich durch Selbstmord vom Leben zu befreien.

Also was bleibt übrig? Gute Miene zum bösen Spiel machen! Amor fati hat Nietzsche das genannt. Eine merkwürdige Liebe! Die Liebe zu einem blinden Verhängnis, das dem Menschen die Faust brutal in den Nacken drückt. Aber mit dem Begriff des amor fati glaubt Nietzsche dem Pessimismus die erdrückende Schwere genommen zu haben; und an Pessimismus gibt er seinem Lehrer Schopenhauer nichts nach. Er führt uns alle Düsternisse des Daseins vor Augen, eine Welt, aus der die belebende Wärme des Gottesgedankens gewichen ist, eine Menschheit, für welche der letzte Schein christlicher Ideale — auch in den radikalsten Idealen der Gegenwart wittert Nietzsche mit Recht noch Christentum — in Nacht versunken ist . . . . . und doch das Leben bejahen in dem vollen Bewußtsein seiner metaphysischen Wert- und Sinnlosigkeit!

Freilich tritt eine eigentümliche Logik in dieser Lebensbejahung zutage. Bisher lautete die Argumentation der Lebensbejahung: Ich bejahe das Leben, weil es — wenn auch nur im letzten metaphysischen Grunde — gut und vernünftig ist. Jetzt heißt es bei Nietzsche: Ich bejahe das Leben, weil es — böse, unvernünftig, ungöttlich ist. Wir haben hier das Credo quia absurdum der modernen Lebensbejahung; es ist ein eigensinniges, trotziges Festhalten am Leben; daher wird auch in dionysischer Exaltation die Lebensbejahung gefordert, befohlen, ich möchte sagen, mit schmerzverzerrtem Munde verkündet. In diesem Dionysischen liegt etwas von absichtlicher Betäubung. Es ist deshalb auch so verkehrt, Goethes und Nietzsches Lebensbejahung in einem Atem zu nennen. Goethes Lebensbejahung ist milde, gelassen, „im ganzen resigniert", sie wurzelt in einem pantheistisch verklärten Dasein. Nietzsches Lebensbejahung arbeitet sich keuchend aus schriller Disharmonie empor, aus einem chaotisch zerworfenen Weltgrunde, sie ist wild, voll zerrissener Leidenschaft, dahinbrausend im Prestotempo südländischer Tänze; sie vermag nur auf Augenblicke die ruhig segnenden Hände über das Leben auszubreiten. In Goethes Welt gibt es keine Abgründe; in der Welt Nietzsches keine lieblichen Wiesentäler, in denen man sich zu beschaulicher Einkehr ergehen kann.

Noch ist bei der Lebensbejahung Nietzsches eines interessanten Umstands zu gedenken, der häufig mit dem Naturalismus verbunden erscheint. Ich meine den stark ästhetischen Anhauch seiner Lebensbejahung. Als ästhetisches Schauspiel läßt sich das Furchtbarste noch ertragen. Daher kehrt Nietzsche unter den völlig veränderten Voraussetzungen des Naturalismus zu Anschauungen der ersten metaphysisch-ästhetischen Periode zurück. Im Epilog zu Nietzsche contra Wagner heißt es: „O diese Griechen, sie verstanden zu **leben**! Dazu tut not, tapfer bei der Oberfläche, der Falte, der Haut stehen zu bleiben, den Schein anzubeten, an Formen, an Töne, an Worte, an den ganzen Olymp des Scheines zu glauben!" Es wäre ein interessanter Versuch

den ich mir für später aufspare, den inneren Zusammenhang zwischen dem pessimistischen Naturalismus und dem Aesthetizismus aufzuzeigen. In der Anbetung des ästhetischen Scheines ist noch ein letzter Rest von Erlösungssehnsucht, ein heimlicher Versuch, sich die entgottete Realität vom Leibe zu halten, um nicht von ihr erdrückt zu werden. Der Geist versucht wenigstens im Aesthetischen noch ein Beisichselbstsein zu gewinnen.

Ich hoffe, das erstaunlich Neue der Lebensbejahung Nietzsches gezeigt zu haben. Sie wurzelt gegenüber aller früheren Lebensbejahung in der offen anerkannten, durch keine Nebenmotive mehr verschleierten Unvernunft des Lebens. Bei Nietzsche wird diese Unvernunft noch schmerzlich empfunden. Es klingt ein tragischer Ton durch seine Lebensbejahung, denn er hat nie das tiefe Gefühl des Gegensatzes zwischen der platonisch christlichen Auffassung und Bejahung des Lebens und der durch den pessimistischen Naturalismus geforderten innerlich verwunden. Dadurch bekommt seine Lebensbejahung etwas Heroisches, den gewöhnlichen Epikuräismus vornehm Ablehnendes. Sie ist freilich nichts mehr als ein paradoxes Gefühlsexperiment einer in ihren Grundüberzeugungen völlig erschütterten Uebergangszeit. — —

Aber man kann die eine Seite des eben erwähnten Gegensatzes fallen lassen und sich ganz in den Naturalismus hineinstellen. Es gibt dann keine Konflikte mehr. Die zweite Generation einer eroberten und dem Feindeslande angegliederten Provinz weiß nichts mehr von den Sorgen und Kämpfen ihrer Väter und sucht sich in die neuen Verhältnisse so gut es geht einzurichten. So geschah es dem Naturalismus gegenüber; der ist nun Tatsache, Selbstverständlichkeit geworden. Das menschliche Leben ist nur ein verschwindender, nichts bedeutender Teil der Natur. Hier wie dort ein alles beherrschender Kampf ums Dasein. Diesem beugt man sich und verehrt ihn als den neuen „züchtenden Gott". Es geht nun einmal gewalttätig, unvernünftig zu. Gut! Regen wir uns nicht zu sehr darüber auf! Verhalten wir uns auch so, wie es uns das „eherne Gesetz" der Natur vorschreibt. Es lebe das Leben — selbst unter dem Galgen! Der Imperativ des Juchhe-Pessimismus.

Das ist das dritte Stadium der naturalistischen Lebensbejahung. Ich möchte es im Vergleich zum zweiten Stadium als das vulgäre bezeichnen. Man bleibt einfach bei den gegebenen Widersprüchen und Gegensätzen des Lebens stehen; man ist zurückgesunken auf jene primitive Stufe der Geistesentwicklung, wo der Einzelne sich noch dumpf und stumpf vom blinden Selbsterhaltungstrieb treiben läßt. Dynamisch ist diese Lebensbejahung, weil sie keine über dem Leben stehenden ethischen Werte mehr kennt. Das Leben wird rein um seiner selbst willen, als Selbstzweck bejaht. Gegen den Inhalt des Lebens ist man gleichgiltig geworden. Die bloße Steigerung des Lebens, einerlei, wodurch sie hervorgerufen wird, gilt als das Höchste. Beim Einzelindividuum und bei der politisch kulturellen Gesamtheit wird das verschiedene Folgen haben. Sie sind heute deutlich zu spüren.

„Das Leben um des Lebens willen" kann beim Individuum eine mehr heroische und eine mehr feige Wendung nehmen. Die mehr heroische finden wir in Sudermanns „Es lebe das Leben!", die mehr feige in Maeterlinck's „Monna Vanna". Der altväterliche, in kantischer Metaphysik befangene Schiller konnte noch sagen: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht." Wir wissen es heute besser. Es gibt nichts höheres als das Leben, als ein Maximum an Lebenssteigerung.

Alle ethischen Werte verblassen vor dem Leben, dem lachenden, lockenden, genießenden Leben. Ehebruch, Täuschung, Betrug — alles wird dafür in den Kauf genommen. Früher geschah das auch de facto, aber es wurde nicht vorbildlich hingestellt im Drama, nicht so „strahlend vor Gemeinheit" glorifiziert. Die Lösung des Konflikts — wie und warum Beate in den Tod geht — das ist das Neue an der naturalistischen Lebensbejahung.

Sie bekommt in Maeterlincks „Monna Vanna" eine feige Wendung. Der alte Marco macht sich hier zu ihrem Verkünder. „Obwohl ich an der Grenze eines Lebens, in dem ich viele Menschen sah und also auch viel Menschenleid, zu diesem Schluß gelange, daß es nicht das Klügste ist, den Tod, den grausen, kalten Tod mit seinem ewigen Schweigen vorzuziehen, was auch immer das Leid des Leibes und der Seele sei, das ihn verzögern kann ... Nun aber sehen hier viel tausend Menschenleben auf dem Spiel ... Glaub' mir, nichts wiegt ein gerettetes Leben auf und alle Tugenden, alle Ideale der Menschheit, alles, was Ehre, [illegible] mit dem verglichen." (I. Akt, 1. Szene.)

Und ganz im Einklang mit dieser Bekundung der naturalistischen Lebensbejahung entscheidet Marco über das letzte Verlangen, das er dem [illegible] gegeben hat. Wenn er diesen Verlorenen gerne [illegible] wurde das für ihn den Tod bedeuten. Aber [illegible]

[illegible] weil er noch [illegible] von der alten [illegible] [illegible] weil er noch nicht auf der Höhe [illegible] [illegible] Zeit [illegible]

[illegible]

um des Lebens willen, so sehen wir das auch im politischen und kulturellen Völkerleben. Nationalität und Rasse sind hier die herrschenden Werte geworden. Der Begriff der Nationalität ist aus der Sphäre des Geistes ins Naturhafte gesunken. Fichte gab diesem Begriffe die ideale Prägung in seinen Reden an die deutsche Nation. Eine Aufgabe innerhalb der Gesamtbestimmung der Menschheit, eine notwendige Bedingung zur Verwirklichung der rechtlichen und ethischen Kulturideen — das verkündete der feurige Denker als den tieferen Sinn der Nationalität. Die naturalistische Lebensbejahung kennt keine Gesamtbestimmung der Menschheit, sie kennt keine über dem Einzelnen oder Volke stehenden geistigen Werte; sie wird daher in der gegebenen Nationalität einen letzten Selbstzweck sehen. Die Folge ist ein Nationalismus, der jeden menschheitlichen Hintergrund verloren hat. Das ideale Prinzip der Nationalität schrumpft so zu der eigensinnigen Behauptung der zufälligen, an sich ganz wertlosen Eigentümlichkeiten eines Volkes zusammen, zu einer Farce, die umso abstoßender wirkt, je geringer der kulturelle Einsatz des auf Nationalität pochenden Volkes ist. Die Nationalität ist dann schließlich nichts anderes als jener Vorzug, den Grillparzer in dem bekannten Epigramm schildert:

„Ein Vorzug bleibt uns ewig unverloren,
Man nennt ihn heut' die Nationalität;
Sie sagt, daß irgendwo der Mensch geboren,
Was freilich sich von selbst versteht."

Die Verbindung des Nationalismus mit dem Rassenprinzip vollendet erst die heute in der Völkerwelt herrschende naturalistische Lebensbejahung. Furchtbarer als die griechische Moira thront über Völkern und Individuen gegenwärtig jenes neue, naturwissenschaftlich zugestutzte Fatum: Rasse. Wehrlos steht der Mensch vor dieser mystischen Gewalt. Alles, was das geistige Ringen der Jahrtausende an menschenverbindenden Ideen geschaffen hat, wodurch das Schicksal der natürlichen Ungleichheit der Menschen von innen her überwunden, gemildert werden sollte, sinkt in nichts zusammen vor diesem Dämon, der hohnlachend dem größten Teil der Menschheit den Stempel der Minderwertigkeit aufdrückt.

Was bedeutet es, wenn die naturalistische Lebensbejahung Nationalität und Rasse als letzte Lebenswerte behauptet? Es bedeutet die Sprengung des Menschheitsgedankens, es bedeutet die fatalistische Unterordnung unter die zentrifugalen Kräfte der Geschichte, es bedeutet letzten Endes den Krieg aller gegen alle.

Und nun beachten wir zum Schluß die merkwürdige Ironie in dieser Perspektive. Feuerbach predigte die naturalistische Lebensbejahung, mit deren Sieg er eine neue Erde und eine neue, in Frieden geeinte Menschheit erwartete. Und die naturalistische Lebensbejahung hat schließlich zu dem Gegenteil dessen geführt, was sie erstreben wollte.

Darmstadt. Privatdozent Dr. Julius Goldstein.

Teplitz in Goethes „Novelle".

Noch immer steht Goethes „Novelle" trotz aller Deutungsversuche (kluger und abgeschmackter in bunter Reihe) wie ein großes Fragezeichen inmitten seiner übrigen erzählenden Schriften. Sehr viele Verehrer Goethes kennen sie gar nicht, und bei denen, die sie kennen, lautet das Urteil sehr verschieden. Sie stammt aus Goethes orphischer Periode, aus der Zeit, in der Mannesweisheit mit patriarchalischem Lebensglanz bei ihm zusammenfloß und seines Geistes Harmonie alle Schwankungen und Wandlungen überwunden hatte. Dadurch ist aber auch der Charakter der Novelle bestimmt. Ob sie nun ihre Deutung in der moralischen Tendenz findet, daß Frömmigkeit und Gottvertrauen auch das Unbändigste zähme und bezwinge, daß Gott den Frommen und Gläubigen in allen Gefahren zur Seite stehe, oder ob sie die Lehre, die Goethe vor allem befolgt, jedem Menschen einprägen soll, zu reifen, sich selbst zu überwinden, um zu harmonischem Maße zu gelangen: wir werden gut daran tun, wenn wir Goethe selbst folgen, der ja wie für alle anderen so auch für dieses Werk uns einen deutlichen Fingerzeig in seinen Gesprächen mit Eckermann gegeben hat. „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieser Novelle."

Es ist Schade, daß wir noch kein Goethe-Wörterbuch besitzen, [illegible] Hermann Grimm gewünscht und vorgeschlagen hat. Bei jeder einzelnen Untersuchung über Goethe tritt dieser Mangel immer wieder [illegible]. Das einzige Wort „Frömmigkeit" in der eben zitierten Stelle hat bei Goethe eine ganz andere Bedeutung, als man gemeinhin [illegible], und [illegible] erhält durch den Zusammenhang dieser mit anderen Stellen eine neue [illegible] und Beziehung. Diese Beziehung [illegible] und Begriffe [illegible], ist eine der reizvollsten Arbeiten [illegible]

[illegible] Dr. [illegible] in Graz*) ist es gelungen, [illegible] Aufsätze diese Erklärung des

*) [illegible] Weimar 1903, Hermann

Wortes „fromm“ im Goethe'schen Sinne in überzeugender Weise nachzuweisen. Die Geistesheiterkeit und erhabene Weltanschauung des greisen Goethe zeigt sich uns dadurch von neuem wieder in ebenso liebenswürdiger wie heller Beleuchtung. Und das ist sicher der wahre Wert und Erfolg solcher Studien.

In der Zeitschrift über Kunst und Altertum hat Goethe an eine Besprechung der Lebensgeschichte Johann Christoph Sachses, des deutschen Gil Blas, einige Bemerkungen über Führung und Fügung, die den Willen des Menschen; auch den zum Wohltun, oft gegen seine Ueberlegung lenken, angeknüpft. Sie wenden sich gegen das, was man so gerne als Fügung einer höheren Intelligenz bei sich gelten läßt. Die Vorsehung bedient sich vielmehr öfters gleichgiltiger Personen als Werkzeuge, welche unbewußt höheren Zwecken zu Diensten stehen. Goethe erzählt dabei seine eigenen Erfahrungen, die eine große Lebensklugheit beweisen. Er erzählt, daß er eigentlichen Bettlern, gebrechlichen alten Leuten, niemals gerne gegeben habe; „sie schienen mir einen Zustand besetzt, sich darein geschickt zu haben, und mir däuchte Anmaßung, die grenzenlose Not mildern und mäßigen zu wollen.“ Dagegen habe er „einem tätigen, im Augenblick Bedürftigen fortzuhelfen, es nie an Beisteuer mangeln lassen“. Manchmal, wenn er die Vorsehung spielen wollte, sei die Gelegenheit dazu ausgeblieben, ein andermal, wenn er einem Wohltun nachdachte, bot sich ihm dazu willkommener Anlaß. Goethe erzählt nun aus seinem Leben drei Ereignisse, die er als Beispiel vorträgt. Das erstemal war es in der Gegend von Teplitz, wo er eines Tages bei unfreundlichem Wetter auf den Schloßberg gegangen sei. „Es war ein verdrießlicher Zustand, als ich mich oben zwischen altem grauen Gemäuer sah, das ohne Licht, Schatten und Farbe widerwärtig neben- und übereinander stand und lag. Als ich mir nun selbst ein Rätsel schien, bot sich die willkommenste Auflösung dar. Ich trat in eins der Gewölbe, um mich vor dem Regen zu schützen, und erblickte darin mit Verwunderung den schönsten Knaben von der Welt, der in Begleitung eines alten Mannes hier gleichfalls Schutz gesucht. Reinlich gekleidet, eher ärmlichen Bürgern als wohlhabenden Bauern ähnlich, standen sie auf und erwiderten meinen Gruß ... Es waren Bürger eines kleinen Ortes, notdürftig, wenn auch nicht kümmerlich lebend; ... so zogen sie durchs Land. Bei Erblickung des Schloßberges hatte der Knabe den Vater bewogen, diesen Gipfel von jenseits zu besteigen, indes ich von der anderen Seite herankam. In dieser Mauerhöhle das schöne Wunderkind zu sehen, machte mich lächeln; ich dankte dem Genius, der mich bei dem Schopfe hereingezogen hatte, und gab nach treulichen Glückwünschen dem Knaben als Reisezehrung alles, was ich bei mir fand, und habe mich des unschuldigen Abenteuers immer gern erinnert.“ Diese Erzählung eines kleinen Erlebnisses, welches wohl in das Jahr 1812 fällt, erscheint Seuffert beachtenswert, und zwar um deswillen, weil sie zusammen mit der „Frommen Betrachtung“ die Oertlichkeiten und Persönlichkeiten in Goethes Novelle festzustellen vielleicht imstande ist. Man kommt auf diesem Wege immer wieder zu der Erkenntnis der sachlichen Zusammenhänge bei Goethe und bewundert, wie er die zarten Fäden der Anschauungen und Erinnerungen noch nach Jahren mit wunderbarer Geschicklichkeit anmutig zu verschlingen und zu verbinden wußte.

Für das Museum in Jena, in dem Goethe seine anatomischen Studien betrieben, hatte man etwa 30 Jahre vorher alles herbeigeschafft, was den mit Tieren herumziehenden Fremden hie und da verunglückte, darunter auch einen zu Nürnberg verendeten Tiger. Die Vermutung ist nicht abzuweisen, daß dieser vielleicht den ersten Anstoß zu der Novelle, die den Titel „Die Jagd“ führen sollte, gegeben habe. Damals (1797) sollte es ein episch-romantisches Gedicht werden, das eine fürstliche Jagd mit allerlei Abenteuern schildern sollte. Als Goethe 1826 die Löwen- und Tigergeschichte wieder aufnahm, konnte er das alte Schema nicht finden und arbeitete deshalb die Novelle nach einem neuen Plan aus. Die Oertlichkeiten, die Goethe darin beschreibt, sind aber so bestimmt und anschaulich gezeichnet, daß sie den Forscher in der Tat reizen müssen, die Stellen auf der Erde aufzusuchen, welche dem Dichter vorgeschwebt haben mögen. Ich muß gestehen, daß von allen Kombinationen, die darüber angestellt wurden, die Hypothese Seufferts mir als die plausibelste erscheint. Heinrich Düntzer verlegt den Schauplatz der Erzählung in die Gegend von Rudolstadt, wo man in der Tat viele Anknüpfungspunkte an Goethes Schilderung finden könnte; andere, wie Karl Simrock, meinen dagegen, daß Goethe eher an den Rhein als an die Saale bei der Beschreibung des fürstlichen Schlosses, die übrigens vollständig auf das fürstlich Lichtenstein'sche Schloß Vaduz paßt, gedacht haben soll. Die Einwendung Düntzers, daß Goethe vielleicht niemals in Vaduz gewesen sei, spricht aber gegen diese Vermutung. Und nun kommt Bernhard Seuffert mit seinem neuen Aufklärungsversuch.

Goethe war bekanntlich dreimal in Teplitz. Das erstemal vom 6. August bis zum 16. September 1810, das zweitemal vom 14. Juli bis zum 8. August 1812 und das dritte und letztemal vom 26. April bis 10. August 1813. Er kannte also die böhmische Badestadt sehr genau von seinen vielen Wanderungen durch Stadt und Umgegend.

Im Jahre 1810 hat er dort wundervolle Tage in der Gesellschaft der Kaiserin Maria Ludovica und seines geliebten Herzogs verlebt. Auch Beethoven lernte er damals in Teplitz kennen. 1811 verzichtete er nur ungern auf eine Nachkur in Teplitz. Bei seinem Aufenthalte im Sommer 1812 machte er hauptsächlich geologische Studien, ebenso im Jahre 1813. August Sauer hat in seinem aufschlußreichen Buche „Goethe und Oesterreich“ des weiteren auseinandergesetzt, welche Anregungen Goethe aus den böhmischen Bädern, aus Karlsbad vor allem, aber auch aus Teplitz und Franzensbad, mit nach Hause genommen habe. Er wohnte einem Manöver in der Gegend von Teplitz bei; er besuchte Aussig, Dux, Bilin, Graupen, Ossegg und andere Orte; er zeichnete viele Punkte in der Umgegend der Stadt, und von einzelnen Orten hat er Schilderungen entworfen, „die an der Spitze unserer touristischen Literatur stehen“. Er lernte auf seinen Wanderungen einheimische Sagen kennen, und eine davon hat er in der zu Teplitz 1813 entstandenen Ballade „Der Totentanz“ in einer Weise verwertet, deren volle Bedeutung man erst erkennt, wenn man Josef Kainz einmal diese Balladen vortragen gehört hat. Auf diesen Wanderungen ist Goethe, wie man sich wohl denken kann, vor allem auf den Schloßberg sehr oft gekommen. Die Aehnlichkeit der Stammburg in der Novelle mit der Ruine auf dem Teplitzer Schloßberg führt uns Seuffert mit einer Genauigkeit vor, die seinem topographischen Geschick alle Ehre macht. Es wäre allerdings schwer festzustellen, in welchem Zustand Goethe die Ruine gesehen hat, denn sie ist seitdem natürlich weiter verwittert, und auch selbst die baulichen Veränderungen, die darin vorgenommen wurden, sind wieder verfallen; ebenso hat die Stadt, in die uns die Novelle führt, ein ganz anderes Aussehen. Teplitz hat inzwischen einen großen Aufschwung genommen und ich bezweifle, ob Goethe auch nur ein Haus dort wieder erkennen würde.

Die Stadt der Goethe'schen Novelle liegt in einem Landstrich, „wo Gebirg und flaches Land aneinander grenzen. Der Gesamteindruck ist der der heitersten Gegend“. Das trifft auf die Lage von Teplitz zu, welche Goethe öfter als heiter und frei bezeichnet hat, die er wiederholt als sehr reizend und von munterstem Ansehen rühmt. Dagegen ist leider der Fluß vor dem Tore der Stadt in Teplitz nicht zu finden. Aber Goethe hat wohl verschiedene Bilder zusammengeschoben und die Landschaftsvorstellung durch den wachsenden Strom bereichern wollen.

In der Stadt der Novelle herrscht ein glücklicher Umtausch von Waren zwischen den Gebirgsbewohnern und dem flachen Lande. Jene bringen Holz auf den Jahrmarkt und diese kommen mit anderen Waren. Das trifft alles auf Teplitz zu. Einen Jahrmarkt in dieser Stadt hat Goethe selbst miterlebt und augenscheinlich einen so nachhaltigen Eindruck davon erhalten, daß er die Schilderung desselben breiter in seine Novelle stellt, als die Dichtung es erforderte. Rasch ist einer unserer Goethe-Kommentatoren, dem aus ästhetischen Gründen mit Recht die Beschreibung der Messe als zu umfangreich erscheint, mit einer politischen Deutung zur Hand. Die Stammburg erscheint ihm als das Deutsche Reich und die Wärterfamilie symbolisiert ihm das deutsche Volk. Der Handelsverkehr findet auf dem großen Marktplatze statt, während die Tierbuden mit der Menagerie auf einem freien Platz gegen die Vorstadt zu aufgeschlagen sind. Ein höherer, wieder erbauter Teil der Stadt wird von einem unteren unterschieden. Von zwei Bränden ist die Rede, die beide bei Gelegenheit eines Jahrmarktes ausbrechen. Das alles paßt auf Teplitz. Das fürstliche Schloß der Novelle, um das sich die ganze Aktion dreht, liegt in einsamer Höhe vom Flusse herauf. Es besteht aus einem Hauptgebäude und aus Flügeln, hat Kuppeln und Türme, daran stößt ein geräumiger Hof, dann ein Park mit Lauben und schattigen Gängen, in dem ein Gartensaal sich befindet. Diese Beschreibung paßt nach der Mitteilung Seufferts im allgemeinen auf das fürstlich Clary'sche Stadtschloß in Teplitz. Aber Goethe hat auch einmal mehrere nahestehende Bauten als eine Einheit zusammengefaßt. Von diesem Stadtschlosse aus reitet der Fürst der Novelle an einem Herbsttage zur Jagd ins Gebirge. Es ist bekannt, daß der Goethe befreundete Graf Karl Clary ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd gewesen sei. Auch die Burg liegt beträchtlich höher als das Stadtschloß, in der Dichtung wie in der Wirklichkeit. Mit großer Genauigkeit stellt Seuffert sogar fest, daß die Umgegend des Schloßbergs zu Goethes Zeiten so ausgesehen haben muß, wie dies in der Novelle geschildert wird. Ebenso genau berechnet er den Weg von der Stadt zur Stammburg, und endlich wird auch in der Novelle die weite Aussicht von der Burg gerühmt, die noch heute von allen Besuchern des Teplitzer Schloßbergs gepriesen wird.

Mit Recht nimmt daher Seuffert an, daß all diese Momente die Vermutung aufkommen lassen, Teplitz und seine Umgebung hätten Goethe für die Oertlichkeiten seiner Novelle vorgeschwebt. In jedem Falle sind die zutreffenden Einzelheiten größer als bei allen anderen Orten.

Nicht anders steht es um die Personen der Novelle. Auch hier scheint mir die Kombination Seufferts die glücklichste. Früher hatte man in der Fürstin Züge der Großherzogin Luise finden wollen, in dem Fürsten solche von Karl August. Bei dem fürstlichen Oheim Friedrich dachte Düntzer sogar an den Bruder der Herzogin Amalie, an den 1805 in Weimar verstorbenen Friedrich August von Braunschweig-Oels. Viel plausibler als alle Hypothesen klingt namentlich im Zusammenhang mit der Oertlichkeit die Vermutung Seufferts, daß die Fürstlichkeiten der Novelle sich in der Clary'schen Familie wiederfinden, mit der Goethe in Teplitz, wie seine Tagebücher ausweisen

besonders in den Jahren 1810 bis 1812 viel verkehrt hat. Die Fürsten dieses Hauses haben sich, wie Hermann Hallwich in seiner vortrefflichen Stadtgeschichte von Teplitz darlegt, um die Stadt, deren Besitzer sie waren, und um die Erwerbsquellen des Gebietes vielfach verdient gemacht. Fürst Johann Nepomuk Clary war mit Goethe befreundet. „Er war ein Mann von ausgezeichneter Geistes- und Herzensbildung, von echter Humanität, der es verstand, mit seinem Vorteil die Wohlfahrt derer zu verbinden, über die er gestellt war ... Was er alles für die Bequemlichkeit, die Annehmlichkeit und das Vergnügen der Badegäste, für die Verschönerung der Stadt und Umgegend unternommen hat, wird von Zeitgenossen laut gerühmt, und so strömten denn wirklich Fremde und Reisende von allen Seiten her nach Teplitz und ins Schloß, wie in der Novelle zweimal berichtet wird." Als Goethe im Herbst 1826 seine Novelle schrieb, war der Fürst bereits seit mehreren Monaten tot. Als Erbe folgte ihm sein Sohn Karl Josef, den Seuffert für den regierenden Fürsten der Novelle hält.

Dagegen erscheint ihm als das Vorbild der Fürstin nicht die Gattin Karl Josefs, sondern eine andere Frau, mit der die Teplitzer Erinnerungen Goethes innig verknüpft waren, nämlich die Fürstin Titine de Ligne. Wir wissen aus dem Buche Richard Maria Werners „Goethe und die Gräfin O'Donell", welche innige Beziehungen Goethe zu dieser liebenswürdigen und anmutigen jungen Frau gehabt hat, und obwohl die Züge des Bildes nicht scharf und eigenartig genug sind, um es fest zu behaupten, so klingt die Vermutung doch sehr ansprechend, daß Goethe der von ihm sehr verehrten Frau aufs neue durch die Novelle in holder Erinnerung gehuldigt habe. Auch auf den Fürsten de Ligne, der ja mit Goethe herzlich befreundet war und den er ebenfalls in Teplitz kennen lernte, treffen manche Züge der Novelle zu. Nur für eine Person derselben haben weder Seuffert noch seine Vorgänger ein Vorbild gefunden, wie eifrig sie auch danach ausgelugt haben mögen, nämlich für den Heldenjüngling Honorio, neben dem frohen spielenden Knaben eigentlich die sympathischste Gestalt der ganzen Novelle. Goethe hat ihn zuerst Alfred genannt. Diese Namensänderung läßt auf die Absicht schließen, die Wirklichkeit zu verschleiern, aber in der ganzen Teplitzer Schloßgesellschaft findet Seuffert keinen Alfred. Er erklärt daher das Suchen nach ihm für törichte Neugier. „Hier liegen ältere menschliche Bezüge zugrunde, die ja auch bei den anderen Personen durch die neu Hinzugekommenen hindurchscheinen, oder eine irgendwo aufgelesene Geschichte."

Sagt doch Goethe selbst, die Handlung der Novelle sei unverändert dieselbe wie in seinem epischen Plan vor fast 30 Jahren, nur das Detail sei ganz anders geworden, das heißt also nach der Erklärung Seufferts: die Beziehungen zu Teplitz, seiner Umgegend und seiner Bewohner seien neu hinzugekommen. Die „Fromme Betrachtung" hatte die Vorstellung auf Teplitz gelenkt. Die Nachricht vom Tode des Fürsten Johann Nepomuk rief die Erinnerung an glückliche Stunden wieder wach. Nun trat die ganze Lage der Stadt, des Schlosses, der Burg, der Gesellschaft wieder klar vor Goethes Seele und füllte den alten Plan mit wirklichem Leben. Das ist in der Tat das wichtigste Ergebnis der Nachforschungen Seufferts. Das fürstlich Clary'sche Archiv in Teplitz wird vielleicht noch einmal weitere Ausbeute für die Wahrheit dieser Kombination ergeben. Seuffert wollte ja eigentlich nicht Goethes Novelle für Teplitz erobern, sondern er wollte nur nachweisen, daß Goethe auch in dieser Dichtung seiner späteren Jahre sich an eigene Erfahrung gehalten, und „daß auch die Novelle, deren Inhalt sogar idealisiert erscheint, deren Stil sie so ganz zur Kunstleistung stempelt, doch ein Wirklichkeitsbild aus treuem Gedächtnis nachzeichnet".

Dieser Nachweis ist Seuffert gelungen, wie ihm auch die Gegner seiner Kombination zugeben müssen. Wenn ein berühmter Pädagoge der Novelle nachrühmt, daß Erzählung und Beschreibung darin meisterhaft abwechseln, und wenn Seuffert in diesen formalen Vorzügen den Grund erkennt, warum gerade die Novelle in österreichischen Gymnasien als Lektüre vorgeschrieben ist, obwohl sie eigentlich dafür doch zu schwer erscheint, so wird man es begreifen, wenn sich Forscher immer wieder von neuem bemühen, den Weg zur Schloßruine zu erklimmen, um die Personen und die Oertlichkeiten der Novelle zu erkunden. Gervinus hat einmal über die von Goethe kunstvoll berechnete Komposition gespottet, indem er sagte, es sei eine tagelang erörterte Frage von Bedeutung gewesen, ob der in der Novelle auftretende Löwe an einer gewissen Stelle brüllen solle oder nicht. Dem gegenüber steht aber die Tatsache, daß Goethe selbst diese Erzählung um ihres innerlichen Inhaltes wegen besonders wert war. Seuffert hat schon früher einmal (im Goethe-Jahrbuch, Bd. XIX, S. 133 ff.) eine feinsinnige ästhetische Beurteilung der Novelle gegeben, indem er nachwies, daß Goethe mit Recht dieses Werk für ein typisches Beispiel der neu erschlossenen Erzählungsart der Novelle gehalten und dadurch auf die romantische Poesie der späteren Periode einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt habe. Schon im älteren epischen Versuch hat er an die [illegible] angeknüpft, der den Glauben, die Frömmigkeit, als [illegible] der Natur behandelte. Jetzt, nachdem eine glückliche Kombination die Fäden von der „Frommen Betrachtung" zur Novelle [illegible] hatte, betonte Goethe diesen Gedanken in der [illegible] Frau noch schärfer als vorher, nur daß er in seiner über alles [illegible] darstellen wollte. Erklärt er ja ausdrücklich, daß Honorio auf die

merkung der Fürstin: „Alles, was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick", antwortete: „Auch ich war nie frommer als jetzt eben." Fromm sein heißt bei Goethe — und diese Erkenntnis halte ich für einen wesentlichen Gewinn der Seuffert'schen Untersuchungen — nicht etwa tapfer und tüchtig oder gottesfürchtig allein, sondern Goethe verwendet das Wort wie einst den Ausdruck „rein" für alles, womit tief innerstes Fühlen verbunden war. So sendet er in einem Briefe aus Karlsbad Zeichnungen mit Ueberschrift: „Erinnerungen von lauter frommen Lokalitäten". Und in der Elegie vom September 1823 wird Frommsein als freie und dankbare Hingabe des Reinen an ein Höheres, Reineres erklärt.

„Daß auch Teplitz für ihn ein in diesem Sinne frommer Ort war, beweist seine Novelle." Sie beweist aber noch mehr, indem sie uns von neuem zeigt, welche Bedeutung dieser merkwürdige böhmische Bäderwinkel für Goethe gehabt hat. In Karlsbad sind die „Wahlverwandtschaften" entstanden, in Marienbad die „Trilogie der Leidenschaft", in Teplitz „Dichtung und Wahrheit", sowie auch die Novelle. Das ist gewiß ein stolzes Ruhmesblatt für die drei deutschböhmischen Badestädte.

Berlin. Gustav Karpeles.

Tolstoj und Gorki.

Die dramatischen Szenen des „Nachtasyl" haben den ganzen großen Gegensatz der beiden hervorragendsten russischen Schriftsteller der Gegenwart offenbar gemacht und zugleich die Debatte erregt, ob Gorki selbst in der bewußten dramatischen Arbeit diesen Gegensatz zum Ausdruck bringen und insbesondere, ob er in einer der Gestalten seiner Schöpfung, in Luka, Tolstoj selbst darstellen wollte. Die Empfindlichkeit, mit welcher Tolstoj nahestehende Personen auf diese Schöpfung Gorkis reagierten — die Frau Tolstojs hat, wie man berichtet, ihrer Entrüstung über die „direkt unsittliche Tendenz" des Nachtasyls Ausdruck verliehen — schien diese Annahme zu bestätigen. Demungeachtet muß denjenigen recht gegeben werden, die sagen, daß Gorkis Luka im tiefsten Gegensatze zu Tolstojs Wesen stehe und eigentlich nur eine der Phasen darstelle, die Gorki selbst durchgemacht hat.

Gorki und Tolstoj sind Antipoden. Ihr Gegensatz ist aber deswegen so interessant, weil er einen durch die ganze heutige gebildete Welt gehenden Widerspruch von zwei gegensätzlichen Weltanschauungen in zwei hervorragenden Gestalten zum Ausdruck bringt. Es sind zwei Strömungen, die heute schon um die Herrschaft, um die Zukunft, um die Ziele der zivilisatorischen Ausgestaltung ringen. Es ist dies einerseits der Naturalismus, dessen Welle wir bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch ansteigen sahen, anderseits eine Geistesströmung, die wir trotz ihres ausgesprochen idealistischen Charakters nicht rundweg als Idealismus im hergebrachten Sinne bezeichnen können. Es bewegt sich diese Strömung, als deren Bahnbrecher Tolstoj eine so hervorragende Rolle spielt, in verschiedenen Formen von einem gewissen mystischen Charakter. Sie erscheint auch bei Tolstoj noch halb verschleiert. So wie in der griechisch-römischen Welt der herrschende Naturalismus Epikurs abgelöst wurde durch eine neue Gestalt religiösen Bewußtseins, das Christentum, so wird heute in den Kreisen der Gebildeten aller Volksklassen das absterbende kirchliche Christentum ebenso wie der wieder zur Herrschaft gelangte Naturalismus allmählich abgelöst von einer neuen Gestalt philosophisch-religiösen Bewußtseins, auf die wir im folgenden in Kürze eingehen werden.

Doch vorerst sei das der Zeit Näherliegende, dem gemeinen Bewußtsein Geläufigere berührt. Gorki ist bei allem seinen Skeptizismus doch ein entschiedener, ja fanatischer Bekenner des Naturalismus. Hievon legt eben sein „Nachtasyl" beredtes Zeugnis ab in den beiden Gestalten, die berufen sind, die Weltansicht Gorkis dramatisch zur Darstellung zu bringen. Luka ebenso wie Satin spielen sich als Skeptiker auf. Das gehört zum guten Ton des heutigen Naturalismus und klingt philosophisch. Aber das Glaubensbekenntnis Satins in der ersten Szene des vierten Aktes ist emphatisch genug. Es ist die Stelle, wo er seine Anerkennung Luka gegenüber ausspricht, der mit seinen Erzählungen von einem besseren Jenseits zwar gelogen habe, aber nur aus Menschlichkeit, aus Erbarmen. „Solche Lügen sind geeignet, den Balken zu rechtfertigen, der die Hand des Arbeiters zermalmte, und den Verhungernden anzuklagen ... Wer ein schwaches Herz hat ... oder der sich durch die Kraft anderer ernährt — der steht auf die Lüge an. Jenem flößt sie Mut ein, diesem schafft sie Speise. Aber derjenige, der Herr seiner selbst ist, der Unabhängige, der nicht vom Schweiße der anderen lebt — wozu braucht der die Lüge? Die Lüge ist die Religion der Knechte und der Herren ... die Wahrheit die Gottheit des freien Menschen." — Die Frage des Pilatus: „Was ist die Wahrheit?" ist demnach für Satin entschieden. Er beantwortet sie mit den Worten: „Die Wahrheit ist der Mensch!" Aber die Wahrheit des Menschen ist für Satin seine Körperlichkeit, dieser materielle Leib, der heute oder morgen abstirbt und zerfällt. Die Wahrheit ist für diesen Bekenner die Welt der Sinneserscheinungen; seine Gottheit die Summe dieser Sinneswahrnehmungen, die Natur. Was darüber hinausgehen will, von dem behauptet er dogmatisch, daß es Lüge sei. Er sucht sich auch diese Lüge ganz materiell zu erklären. Die [illegible] brauchen diese Lüge, um

das Volk, von dessen Schweiß sie sich parasitisch nähren, mit angenehmen, tröstenden Illusionen für den Mangel an realen, körperlichen Lebensmitteln durch eine politisch zweckmäßige Täuschung zu entschädigen. Es ist aber ganz falsch, daß der Reiche und Mächtige die Annahme eines „Jenseits“ bloß zur politischen Täuschung unterjochter Mitmenschen nötig habe. Gerade in diesen Kreisen finden wir eine mächtige Neigung zu aufrichtigem Glauben an ein Jenseits. Und es ist das auch ganz natürlich. Je weniger die materielle Sorge des Tages, die Sorge um die physischen Existenzbedingungen den Menschen bedrängt, desto ungetrübter, deutlicher, mächtiger macht sich für ihn die Fraglichkeit dieser ganzen Existenz geltend. Der Mächtige, vor dem Millionen zittern, weiß sich doch wieder als Sklaven, als Sklaven des „allerhöchsten“ Sultans, der ihm jede Stunde den Kopf vor die Füße legen kann: des imperator mors, des Todes. Hier eben, in diesen Regionen, wo die kleinlicheren, die quälenden täglichen Sorgen wegfallen, tritt diese Grundfrage der menschlichen Existenz in ihrer ganzen monumentalen Gestalt so recht eindringlich ins Bewußtsein. Es mag sich nun der Reiche und Mächtige im Taumel sinnlicher Genüsse berauschen, er mag in Banketten feiern, die dumpfe Stimme, die ihn zu jenen Genüssen trieb, flüstert ihm inmitten seiner Orgien: es sind Henkermahle! Und was ist es weiter als eine Art Galgenhumor und das Renommieren des Verurteilten, wenn Satin mit seiner Göttin Wahrheit prahlt, deren Rumpf ein Totenschädel ziert? Ein einziger Umstand kann dieser Pose des starken Geistes einen gewissen Wahrheitsgehalt verleihen: die Einsicht in die gründliche Elendigkeit eines bloß materiellen Lebens, der Ueberdruß an einer Welt, in welcher der Mensch nur als raffiniertere Art von Bestie sich behufs der Erhaltung solch erbärmlicher Existenz einem großen Naturgesetze gemäß im Kampf ums Dasein mit seinesgleichen balgt. Denn Phrase und Lüge sind eben vom Standpunkt dieses Naturalismus alle die schönen Reden vom edlen Menschentum, von Menschenwürde, Altruismus und dergleichen. Das Höchste, wozu sich eine solche Weltanschauung versteigen kann, ist eine Art Geschäftsmoral, welche andere begünstigt oder duldet, in dem Maße als es der eigene Vorteil erfordert, und sie ebenso zertritt, wenn die Förderung der eigenen Lebensinteressen es so verlangt. Denn nur diesen tierischen Kampf ums Dasein, in raffinierterer Form als ihn die Tiere führen, nicht aber ein vom Standpunkt des Naturalismus ganz sinnloser Altruismus, läßt sich aus der Weltanschauung eines Epikur oder Büchner folgern, die gute Menschen und schlechte Logiker gewesen sind. Eben weil sich aus den theoretischen Grundlagen dieser Weltanschauung ein Idealismus in der Praxis in keiner Weise ableiten läßt, sondern nur das direkte Gegenteil, hat der herrschende Materialismus stets in hohem Grade verrohend und demoralisierend gewirkt, und fällt sein Zeitalter im alten Rom ebenso wie heute mit dem des kulturellen Verfalles, der Dekadenz, zusammen. Das tiefste geistige Elend, die innere Zerrissenheit, der furchtbarste Widerspruch des Menschen mit dem eigenen Wesen ist die natürliche Folge dieser Denkweise. Die Gestalten des „Nachtasyl“ ergreifen den modernen Menschen deswegen so mächtig, weil ihr leibliches Elend und ihr Geisteszustand das trefflichste Symbol der inneren Armut, der inneren Zerrissenheit, des ganzen namenlosen intellektuellen und moralischen Elends des modernen Menschen ist.

Leo Tolstoj hatte sich als echter Moderner aus eben diesem Naturalismus zu jener Weltanschauung hindurchgerungen. Auch er, der reiche Graf, hatte ein solches Nachtasyl besucht, und das Bewußtsein, daß auch er eine solche Gestalt aus der „Tiefregion“, noch elender, weil sich seines Elends deutlicher bewußt, als jene Bewohner des Asyls sei, hatte ihn an den Rand des Selbstmordes getrieben. Dieses intellektuelle Elend hatte ihn zum Aufschwung in jene Höhenregionen getrieben, die der großen Menge unserer Gebildeten heute noch so nebelig und mystisch erscheinen. Das Mißverständnis, als ob Tolstoj eine Gestalt wie Luka wäre, liegt besonders in seinen früheren Schriften nahe. In der Schrift „Was ist mein Glaube?“ ebenso wie in der Schrift „Ueber das Leben“ wird das Fortleben der Persönlichkeit nach dem Tode geleugnet. In seiner mystischen Vereinigung mit Gott konnte die naturalistische moderne Welt keinen klaren Sinn erblicken. Da Tolstoj anderseits doch wieder das ewige Leben des Ich und der Individualität behauptet, so konnte man hierin leicht eine Inkonsequenz und ein Zugeständnis für die menschliche Schwäche sehen, wie es Luka bei Gorki machen will.

Doch worin soll diese neue religiöse Weltanschauung bestehen, die Tolstoj einfach die christliche nennt, obschon sie im schärfsten Widerspruch zum kirchlichen Christentum steht? Worin soll das Geheimnis jenes Mystizismus bestehen, von welchem der Moderne nichts als die Moralregeln der Bergpredigt verstanden hat? Ich glaube zur Erklärung hier einigermaßen kompetent zu sein, weil Tolstoj selbst in einem vor die Oeffentlichkeit gelangten Briefe erklärt hat, daß er glaube, daß niemand sonst seine Weltanschauung klarer und besser erklären könne, wie ich es in meiner Tolstoj-Schrift getan. Ich will diese Erklärung in Kürze in einer Form versuchen, die dem modernen naturwissenschaftlich denkenden Menschen zugänglich ist, ohne mich an den wörtlichen Text Tolstojs zu halten, der vielfach zu dem Mißverständnis Anlaß gegeben hat, als ob es sich um eine neue Form theologischen Glaubens handelte, der aber der Vernunftreligion des Weisen von Jasnaja Poljana fernsteht, der von ganz positiven Erfahrungen und Erkenntnissen ausgeht.

Die moderne Naturwissenschaft nimmt an, daß sich das All der Wirklichkeit aus Schwingungsfunktionen der verschiedensten Feinheit zusammensetze. Unsere unvollkommenen Sinne und Instrumente gestatten uns jedoch nur Beobachtungen in gewissen engen Grenzen. Wir machen hier die Beobachtung, daß mit der Feinheit der Wellen der Umfang ihres Wirkungskreises wächst. Während die gröberen Schallwellen in verhältnismäßig geringen Entfernungen verhallen, dringen die feinen Wellen des Lichtes durch Billionen Meilen. Worin besteht nun der Fehler des Naturalismus? Darin, daß er die Grenzen unserer Sinne und Instrumente als Grenzen der Wirklichkeit betrachtet und ihm nur das als wirklich gilt, was diese bieten. Es ist die bekannte Wagner-Weisheit, die Goethe im zweiten Teile des „Faust“ so trefflich persifliert:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, liegt euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht zählt, das glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das glaubt ihr, gelte nicht.

Wenn nun, wie schon der geniale Helmholtz bemerkt, die organischen Wellen, die ich hyperchemische nennen möchte, wegen ihrer Feinheit, die über diejenige der chemischen Wellen des überviolettten Lichtes hinausgeht, in noch viel größere Fernen dringen könnten, als die Lichtwellen, so werden die feinsten Wellen, die ich differenziale oder überorganische nennen möchte, ins Unermeßliche gehen in unbeschreiblich feiner Gliederung. Hier tritt uns die Frage entgegen, ob wir die Annahme solcher Strahlen durch irgendeine positive Erscheinungstatsache, welche die eben beschriebenen Eigentümlichkeiten wirklich aufweist, zu erweisen vermögen. Und hier antworte ich mit einem entschiedenen Ja! Die Anschauung, welche diese Eigentümlichkeiten aufweist, kennen wir alle: es ist die Anschauung des geometrischen Raumes.

Wer kennte nicht dieses sich ins schlechthin Unbegrenzte ausdehnende ätherische Leuchten, dies Schauen, welches uns der eigentümlichen Natur dieser Funktion gemäß zwingt, über jede beliebige Grenze hinauszugehen — ins Unendliche des Schauens, wo der Mittelpunkt überall und die Peripherie überall ist? Wer wüßte nicht, daß uns diese Anschauung in eine unbegrenzbar feine Gliederung hineinführt, wo zwischen zwei beliebigen Begrenzungen, Flächen, Linien oder Punkten stets unbegrenzbar viele Teilungen in dieser Funktionsweise als möglich erscheinen? Schon Kant hat richtig den subjektiven Charakter dieser Funktion in dem Sinne erkannt, daß sie keine äußerlich sinnliche, viel tieferstehende gröbere Erscheinungsform ist, als welche wir in analoger Weise auch die Schwingungen der unorganischen Wirklichkeit betrachten können. Aber es ist höchst willkürlich, mit den Naturalisten die Wirklichkeit dieser ins Grenzenlose gehenden feinen Erscheinungsform zu leugnen, so wie es willkürlich ist, mit den Idealisten die gröbere, äußerlich-sinnliche als illusorisch zu leugnen.

Das Licht der Vernunftanschauung gilt von diesem Standpunkt, den ich als gnostisch bezeichne, als jene höhere Wirklichkeit über der der Sinne. Geist und Gottheit haben daher bei Tolstoj nicht einen mythischen Sinn, sondern nur den Sinn des Vernunftlichtes, welches wir nur schauen, weil wir mit ihm eins sind, weil wir in ureigener Form es selbst sind. Unser Leib ist nur der feingestimmte Resonanzboden dieser organischen und überorganischen Himmelsstrahlen. Und wie das weiße Sonnenlicht in zahllosen Farben, so manifestiert sich dies höhere Licht, dies Geisteslicht, in zahllosen ureigenen Strahlen, in den geistigen Individualitäten.

Es kann sich hier natürlich nur um die Andeutung, nicht um den detaillierten Nachweis einer Lehre handeln, den ich in meinen Schriften versucht habe. Ich habe meine Aufgabe erfüllt, wenn es mir gelungen ist, dem modern naturwissenschaftlich Denkenden einen Hinweis geboten zu haben über das Wesen jener angeblichen Mystik, deren wahrer Name Selbsterkenntnis der Vernunft ist.

Budapest. Dr. Eugen Heinrich Schmitt.

Träumerei an schönen Brunnen.

Wen der flammende August dieses Sommers, wie mich, in Wien festhielt, wird Gelegenheit gehabt haben, viele Mittel der Kühlung und Erfrischung nach einander zu versuchen.

Mir war es, wenn alle materiellen Mittel erschöpft waren, eine Erquickung, in dieser nach Augsburg brunnenreichsten Stadt im Bereich deutscher Kunstschöpfung dem Klange des fließenden Wassers nachzugehen und mich der Kühlung zu erfreuen, die mit suggestiver Gewalt von rauschenden Brunnen ausgeht.

Jetzt, wo ich die in Wasserfälle brausenden Felsenklammen der Enns und ihre schönen Seitentäler durchwandert habe, tauchen die Bilder vieler dieser in der tropisch heißen Stadt geschauten Brunnen wieder auf, und ich frage mich, welchen Zweck der Brunnen wohl im Leben der Großstadt erfüllen kann.

Erst unsere Zeit hat den Stadtbrunnen von wirtschaftlichen Zwecken befreit; aus einem, wenn auch noch so künstlerisch geschmückten, doch dem materiellen Bedürfnisse dienenden Gebrauchsgegenstand, ist

er ganz etwas vom Zweck Erlöstes geworden. Der Pikkolo vom Café Scheidl braucht nicht zum Donau-Brunnen zu laufen, um seinen Gästen nach dem Kaffee nie endende Erquickung zu kredenzen, die Kindsmagd von der Renngasse das Waschwasser nicht von Schwanthalers Austria zu holen; für das alles und vieles andere Nützliche sorgt die Wasserleitung, und die vielen schönen Brunnen Wiens lassen ihre Fluten vor dem Schauenden, Träumenden, Genießenden rinnen.

Und welche Fülle von Gestalten taucht für den echten Träumer auf aus den Impressionen, die er von Wiens Brunnen-Nymphen, Gänsemädchen, Andromeden und Egerien davongetragen hat. Hundertfach begegnet ihm im Gesäuse, im Waldbachstrub, in zahllosen Klammen das eine — der Wasserfall — und das andere Hauptmotiv der Brunnenkunst — die Kaskade. Verbirgt sich da zwischen zwei übereinander getürmten Felsenplatten im Johnsbach nicht die kauernde Schöne vom Schönbrunner Obelisken? Lugt dort an der Kummerbrücke aus den schäumenden Kaskaden der vom Regen geschwellten Enns nicht Donners herrliche Göttin, dem Neuen Markt entronnen, um die schlanken Glieder im Mondschein zu dehnen?

So begleiten uns die Geschöpfe des Künstlers bis an die Brust der Natur, an der sie vor langer, langer Zeit einmal der Künstler erblickt hat, und die so geschaute Natur, im inneren Sinne bewahrt, lebt wieder in uns auf, wenn wir im Strudel des städtischen Lebens an den Brunnen vorübergehen.

In meiner Heimat, in Breslau, wo fast alles, was einen monumentalen Charakter trägt, aus der böhmischen und österreichischen Zeit herstammt, wie ein ferner Abglanz von Wien oder von Salzburg, führt mein Weg mich täglich am „Gabeljürgen" vorüber, einem trefflichen Neptun, der mit seinem Dreizack ein halbes Dutzend vollbusige Nereiden im Zaum hält, die gerne über den Rand der Brunnenschale zu den Fischweibern klettern möchten; denn rings um den stattlichen Gabelherrn wimmelt es auf dem weiten Neumarkte von frischen Seefischen. Ich habe diese Nixen im Verdacht, daß sie direkt aus der Salzburger Kapitelschwemme nach Schlesien gekommen sind, oder doch Dario, Giuliani oder einem anderen der Salzburger Vorbilder und Vorläufer Donners ihr Dasein verdanken. Ob sie wohl im Schutze des pickelhaubigen Marktpolizisten, inmitten wasserpolnisch zetender Fischweiber, nicht manchmal die Sehnsucht ergreift nach der Fontana Trevi, wo ihre Schwestern das ewige Rom zu ihren Füßen sehen? Es ist so schwer, sich von Wasserpolaken und Breslauer Marktweibern nicht hinzuträumen nach Roms ruhelos plätschernden Brunnen, die nachts die schlafende Stadt mit ihrem Gesause erfüllen.

Nicht alle Jahrhunderte der Kunst haben es gleich gut verstanden, das steinerne Labyrinth geschlossener Gassen und Plätze durch das ewig bewegliche, glitzernde, sich in den dröhnenden Straßenlärm hineinplaudernde, lebendige Wasser zu beleben.

Was die Alten darin vermochten, sieht man in Pompeji, wo jede Straßenecke ein Brunnen ziert; bald ist es ein speiender Löwenkopf, bald ein stattlicher Silen, dem der Weinschlauch geplatzt ist, eine reizende Nymphe, der beim Sandalenbinden der kupferne Wasserkessel aus der Hand fällt, bald ein Amorchen, das ein gefangener Gänserich durch den aus dem Schnabel ihm plötzlich entgegenspritzenden Wasserstrahl arg erschreckt. Wie eine so gezierte Stadt einmal auf den Flaneur gewirkt haben muß, ahnt man in Rom, wo an den vier Ecken der Kreuzung von Via quattro fontane vier Brunnen auch im Hochsommer erquickende Kühlung verbreiten.

Was noch hoch über der Baumgrenze des Hochgebirges seine Felseinödnis belebt: das Rauschen, Glänzen, Regenbogenspielen des Wasserfalles, das selbst die grausige Wildnis des Aaretals, die Starrheit der Via mala so zauberhaft anziehend macht — das gewährt dem zwischen endlosen steinernen Wänden hinhastenden Städter der frisch sprudelnde Brunnen. Wer einmal, zum erstenmal in Paris und frei von Baedeker-Lektüre, das Glück hatte, sich vom Boul' Mich' in den Luxemburg-Garten zu flüchten und dann plötzlich vor der Medici-Fontäne zu stehen, in deren weites Becken, hinweg über das in felsiger Grotte kosende Liebespaar, die Wasser rauschen, der hat gefühlt, wie alle heißen Schrecken der großstädtischen Ueberhastung weichen vor einer solchen Vereinigung von Natur und Kunst; schöne Nymphen und plätschernde Wellen, aufbäumende Seepferde und brausende Wassermassen, wie sie in den gewaltigen Städten der Romanen mitten im tollsten Treiben, in drangvollster Enge des Erwerbsgewühles glänzend erstanden — solche Wunder geben uns eine Vorstellung, was gerade der Stadtkultur und nur ihr an höchsten Reizen, an packenden Eindrücken zu gewähren vermag.

Kaum eine nordische Stadt kann mit Rom und Paris an Zahl und Schönheit künstlerischer Brunnen wetteifern. Ihre Bedeutung für das Leben der Stadt zeigt sich schon darin, daß Straßen und Plätze nach den Brunnen genannt sind, die sie zieren; wer könnte je die Via [illegible] Trevi vergessen?

Aber an kleinen Flecken fehlt es auch den Städten des Nordens [illegible] in diesen [illegible] in der Mitte [illegible] und nordischen [illegible]

[illegible]

seiner Feierlichkeit und Einheitlichkeit unendlich mehr stimmungswirkend als der Nürnberger „Schöne Brunnen"? Aber auch München und Würzburg, Frankfurt und Mainz, in hohem Maße das hellrauschende Augsburg, in reizender Naivetät Bern und zahlreiche Städtchen am Oberrhein von Konstanz bis zum Rheingau, haben in klassischen und in barocken Formen reizende Verschmelzungen bewegter Natur mit still in sich ruhender Kunst gegeben; selbst Posen hat vor seinem Rathause einen Brunnen, der an Feinheit, Reiz und Ausgelassenheit unseren Breslauer Gabeljürgen hinter sich läßt.

Alle diese Brunnen scheinen mir eines zu lehren, nämlich, daß sie umsomehr wirken, je steinerner — wie im Hochgebirge — ihre Umgebung ist, d. h. je städtischer sie gestaltet ist. Auf einem großen Rasenplatze — wie im Grazer Stadtpark, im Wiener Volksgarten — unter bunten Blumenbeeten, fehlt dem Brunnen der Kontrast, den nur der steinerne Hintergrund der Stadt gewährt. In einem Park, auf einem wohlgepflegten Zierplatz wirkt wohl die Weiße und Konturfestigkeit des Marmors, aber nicht die Beweglichkeit des Wassers; in diesen Rahmen passen ruhige Wasserflächen; mit dem Zauber hoher alter Bäume aber kann keine noch so hoch springende Wassersäule rivalisieren.

Wo ein Brunnen im Grünen wirkt, ist die Impression erst dann faszinierend, wenn er nicht frei im Raume steht, sondern aus einer Fassade — gleichviel was hinter dieser steckt — hervorsprudelt, in Kaskadenform, wie der natürliche Quell. Ich erinnere an den Hintergrund, den Ruysdael seinen Kaskaden zu geben liebt — ist doch, in Parenthese, die Brunnenimpression entweder malerisch oder nichts — ich nenne noch einmal die bezaubernde Medicea-Fontäne im Luxemburg-Park, erinnere an Viscontis Fontaine Molière an der Rue Richelieu; hier vereint sich die monumentale Verewigung eines großen Künstlers schöner vielleicht als irgendwo sonst in der Welt mit dem Reize der schönsten Bewegung, jener von in freiem Spiele den Naturgesetzen gehorchenden Wassermassen. Man vergleiche damit die Wirkung der Brunnengruppen des wundervollen Maria Theresienplatzes und man wird sie matt finden trotz aller verschwenderischen Dekoration mit allen ganz- und halbtierischen Gestalten der Mythologie, mit der unverhüllten Gliederpracht der schönsten Wienerinnen, die Haerdtl, Schmidgruber und Hofmann so glücklich inspiriert haben.

Es ließe sich viel sagen von der Symbolik des großstädtischen Brunnens, die darauf hinausläuft, zu zeigen, wie der Quell geistigen Lebens nur dem steinernen Boden der Stadt entspringen kann; wie die schönste Blüte der Natur, die Kunst, ganz und gar aus dem gewerblichen Leben der Städte hervorgeht.

Ich will auch nicht viel davon reden, welche Brunnen ich mir noch in Wien zu finden wünschte, wie Schuberts Müllerlieder und Winterreise, voll von sausenden Bergwassern, schmelzendem Schnee und gefrorenen Tropfen irgendwo in der Vorderbrühl ein rauschendes Monument finden sollten; wie die beiden banalen Tafelaufsätze in den einspringenden Winkeln der Hofoper anderem weichen sollten, was uns ein Bild gibt von Mozarts quellender Melodie, von Beethovens brausender Symphonie — nur von einem Brunnen will ich erzählen, der noch auf dem Trockenen sitzt, und dem ich wünsche, daß er bald auf einem belebten Platz in einer menschenvollen Stadt von allen Seiten seine Schönheit zeige und seine Wogen rauschen lasse.

Eva v. Löbbecke, eine Schülerin des alten Bräuer in Breslau, hat diese gute Stadt in diesem Frühling mit einem Werke überrascht, das in ganzer künftiger Größe ein riesiges Gipsmodell zeigte: die Welle.

Auf Klippen am Strande ruhen ein Knabe und ein reizendes, reifes Mädchen, das sich wohlig dehnt, einen Seestern ins Haar steckt und den schönen Rücken gelassen der Woge aussetzt; die aber prallt mit solcher Gewalt an, daß die Schöne mit der Linken eine Felszacke umklammert, sonst risse die Welle sie fort.

Aber die Welle lebt; zwei runde Pferdehälse bäumen sich vor, ihre Hippocampusschenkel winden sich schlangengleich durch den Gischt; ein Triton, wild, trotzig, urwüchsig, ein struppiger Bruder des Alten von der Via Tritone, sitzt fest auf dem einen Pferde, hält das andere an der wehenden Mähne und bläst mit haarigen Pausbacken aus voller Kraft in seine Muschel. Kein überflüssiges Beiwerk, kein spritzender Fisch, keine speiende Schildkröte, die zum Ueberdruß häufig auf neuen Brunnen an den alten Meister Donner erinnern; nichts als der Anprall der Wogenrosse in rasender Eile, in drohender Gewalt an die starre, gelassene Klippe, deren Kinder dem wilden Ungestüm des Tritonen in ruhiger Festigkeit zuschauen.

Nichts an dem Werke ist banal; nur etwas von der Michelangelesken Kraft, die in Bernini, in Donner, in der Fontana Trevi weitergelebt hat, ist hier aus dem Arm einer Künstlerin in ein Werk [illegible] Gewalt ergossen. Nichts von tüftelnder Symbolik, nichts als der Eindruck der stürmenden Flut mit den Mitteln der Skulptur [illegible]

Das Modell, das hoffentlich bald ein dauerndes Leben in Marmor gewinnt, ist vor kurzem nach Berlin gewandert; gehet hin, sehet und freut euch, daß die Quelle der Kunst unerschöpflich weiter sprudelt, daß sie auch bei uns im Norden der märkische Sand noch [illegible]

Breslau. Dr. Hans Kurella.

Liebe und Ehe.

Die brennenden Fragen der letzten Jahrzehnte: das soziale Problem, das Problem des Glaubens, das Problem des Krieges, das Problem der Regierungsformen — beginnen vor einem ebenso alten und doch ganz neu dünkenden Problem an Wichtigkeit und Interesse zurückzuweichen: dem erotischen Problem. Man beginnt allmählich zu ahnen, daß das Verhältnis zwischen Mann und Weib grundlegend ist für jede Form der menschlichen Gesellschaft, und daß es nicht bloß genügt, eine äußerliche Regelung dieses Verhältnisses unter die Sanktion der staatlichen und religiösen Gesetze zu stellen, sondern daß die Kulturarbeit vor allem auf die innere Regelung und Neugestaltung dieses äußerlich seit Jahrtausenden durch das Institut der Ehe geregelten Verhältnisses bedacht sein muß.

Kein aufrichtiger und vernünftiger Mensch kann sich darüber im unklaren sein, daß sowohl die Liebesbedürfnisse der Einzelnen als auch die sozialen Bedürfnisse der Gesamtheit nicht ausnahmslos durch die Form der Ehe befriedigt werden. Man kann zum Resultat kommen, daß die Ehe unter allen möglichen Formen der Ordnung des Geschlechtslebens noch immer die beste ist, man kann aber nie und nimmer leugnen, daß die heutige Durchschnittsehe in hunderten und tausenden Fällen die schwersten Folgen für Seele, Leib und Sittlichkeit der durch eine falsche Ehe Bedrückten nach sich zieht. Hievon kann jeder Einzelne im Kreise seiner Erfahrungen Beispiele holen und die Gesamtheit aus den Registern der Gerichte Kenntnis gewinnen.

Noch mehr als Wirkung und Bewährung der Ehe im Volke, noch mehr also als die statistisch festgestellte soziale Nützlichkeit der Ehe für die Menschen der Gegenwart — interessiert den Kulturforscher der Wert, den die Ehe für die Höchststehenden hat, d. i. für diejenigen, welche zwar de facto schon in der Gegenwart leben, in Wirklichkeit aber mit dieser nichts gemein haben, sondern nach rückwärts versprengte Vorboten der Zukunft sind.

Was ist die Ehe diesen Menschen, welche bereits die Organe einer kommenden Zeit in sich tragen und die mit ihren Bedürfnissen und mit ihren Leiden verraten, was am heutigen Leben krank und dem Tode verfallen und was, wenn auch noch so unbeachtet oder verachtet, den Keim und die Blüte kommenden neuen Lebens in sich trägt. Denn niemand kann mehr dazu nein sagen, daß Leben ein ungeheueres sich Wandeln, sich neu Gebären, Vernichten und Erzeugen ist und daß auch nichts auf dieser Welt, sei es auch scheinbar aus dem Erze der Notwendigkeit geformt, ewigen Bestand hat.

Wenn wir also wissen wollen, wohin der Kurs des Werdens gerichtet ist, wenn wir in die Nacht der Zukunft wagenden und hoffenden Sinnes mit den ärmlichen Lichtern unseres forschenden Geistes eindringen wollen, müssen wir vorerst jene merkwürdige Laune der Natur auszunützen verstehen, mit welcher sie Zukünftiges in die Gegenwart entsendet. Wir müssen jene Menschen aufsuchen, in denen wir glauben, einen neuen, bisher unbekannten Lebensnerv zu entdecken, der weder mit dem Gegenwärtigen, noch mit dem Vergangenen zusammenzuhängen scheint, ob sie nun die Menge „Narren“ oder „Kranke“ oder gar „Bösewichte“ nennt. Und wir müssen zu tiefst in den Schacht unseres eigenen Inneren steigen, um dort vielleicht Quellen kommenden Lebens zu entdecken.

Diesen Weg ist eine der mutigsten und freiesten Schriftstellerinnen unserer Zeit Ellen Key in ihrem neuen Werke „Ueber Liebe und Ehe“ *) geschritten. Auch sie ist dieser Ueberzeugung, daß auf allen Gebieten, darum auch auf dem Gebiete der Liebe, der Sittlichkeit, der Ehe, das Prinzip des Evolutionismus herrsche. Sie geht davon aus, daß die bestehenden Formen des geschlechtlichen Lebens schon für einen großen Teil der Gegenwartsmenschen ungenügend seien, daß neue Formen notwendig sind, die — ob sie nun die Handlungsfreiheit einschränken oder erweitern — einen für das Individuum und das Menschengeschlecht lebensteigernden Gebrauch der erotischen Kräfte fördern werden. Denn Steigerung und Förderung des Lebens ist das einzige Dogma dieser freien Denkerin. Sie ist von einem hellen, siegessehnsüchtigen und kämpferischen Optimismus erfüllt. Sie weiß, daß die neue Form des geschlechtlichen Lebens nicht plötzlich fertig dastehen wird — gleichsam ein deus ex machina der heutigen sexuellen Wirren — sie erwartet auch nicht, daß alle Menschen in Bälde für diese neue Form fertig sein werden. Aber sie hofft und sie arbeitet dafür, daß, wenn die höheren Bedürfnisse einer neuen Geschlechtlichkeit genährt, die reicheren Kräfte geweckt werden würden, schließlich all dies die neue Form auch für die noch unreife Mehrzahl notwendig machen wird. Diese Hoffnung befeuert ihr zielbewußtes Streben, das von der Gewißheit geleitet wird, daß die persönliche Liebe der höchste Wert des Lebens ist, sowohl unmittelbar für den Einzelnen selbst, wie mittelbar für die neuen Leben, die seine Liebe schafft.

Ellen Key ist von der grundlegenden Ueberzeugung, daß die Monogamie keineswegs für die Lebenskraft und die Kultur der modernen Völker die unentbehrliche Form des Geschlechtslebens sei. Im strengen Sinne sei die Monogamie selbst bei den christlichen Völkern noch niemals Wirklichkeit gewesen, denn alle Fortschritte, die man der christlichen Kultur zuschreibt, haben sich vollzogen, während die Monogamie wohl Gesetz, aber die Polygamie Sitte war. In der Zeit, die rhetorisch die der „Jugend und Manneskraft“ genannt wird, in der nordischen Heidenzeit, herrschten die Gesetze und Sitten, von denen man jetzt — nach weiterer tausendjähriger Kultur des Gefühlslebens — meint, daß sie die Auflösung der Gesellschaft nach sich ziehen würden.

Der Kern der jetzt immer häufiger entbrennenden Sittlichkeitsdiskussionen ist die Prüfung, ob die freie oder die unlösbare Ehe den relativ höheren Wert für die echte geschlechtliche Sittlichkeit hat. In zehn großen Kapiteln, in welchen die Entwicklungslinie der geschlechtlichen Sittlichkeit, die Evolution, die Freiheit, die Auswahl der Liebe, das Recht auf Mutterschaft, die Befreiung von der Mutterschaft, die Mütterlichkeit der Gesellschaft, die freie Scheidung, ein neues Ehegesetz behandelt werden, reißt Ellen Key die verhüllenden Schleier von allen Schwären und Wunden unseres gesellschaftlichen Lebens weg. Sie zeigt uns unbarmherzig, wie wir in Wahrheit leben, und sie rettet uns aus dem furchtbaren Eindruck, den ihre leider ganz auf Wahrheit beruhenden Schilderungen machen, durch ein sonnenschimmerndes Bild idealer Zukunftsgestaltung des geschlechtlichen und damit auch des gesamten menschlichen Lebens überhaupt.

Oft wurde Ellen Key von Dunkelmännern und Verleumdern ein „Verführer der Jugend“ genannt. Nun, Ellen Key schämt sich dieses Namens nicht. Dieses Namens, den so mancher Größere als sie vor ihr erhalten hat, hofft sie würdig zu bleiben. Denn wozu sie die Jugend zu verführen sucht, das ist, ihre Seelen zu vergrößern und ihr Leben zu verschönern durch das Wagnis, an die Seele und an den Traum in einer Welt zu glauben, in der alles darauf abgeht, die Seelen zu verkleinern, und alle den Träumer belächeln und verspotten.

Man hat den Individualismus der nordischen Moralistin als einen sozialen Individualismus richtig charakterisiert. Ellen Key geht aus von dem Rechte der Persönlichkeit auf ihr eigenstes Leben, auf ihre höchste Entwicklung, sie einigt und bändigt aber diesen Individualismus, der, falsch verstanden, auf Irrwege führt, indem sie in ihrem glühenden Optimismus, in ihrer prophetischen Lebensbejahung das verbindende Leitmotiv aller Persönlichkeiten und so der menschlichen Gesamtheit gefunden hat. In ihrem Buch über die „Liebe und Ehe“ hat sie nun versucht, diesen ihren Individualismus auf dem Gebiete der Erotik zu vertreten. Sie hat aber, hievon ausgehend, ein Bild der ganzen Seelenkultur unserer Zeit und, was noch mehr ist als dies, auch die Richtung gezeigt, in welcher wir weiter wandern und kämpfen müssen, um das neue Land vollkommener Freiheit und schrankenloser Entwicklung des Einzelnen zum Besten auch der Gesamtheit, wenn nicht zu erobern, so doch von ferne schauen zu dürfen.

Dr. Max Messer.

*) [illegible]

Bücher.

Multatuli: „Ideen“. Uebertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Verlag von Egon Fleischel & Co.

Multatuli, einer der viel getragen hat, also einer, auf dem des Lebens schwerste Lasten lagen und der litt, aber standhielt, der die heftigsten äußeren und inneren Kämpfe mitmachte, aber Sieger blieb, d. h. einer, dem das Wesen zur Herrschaft über den Schein verhalf, und der in seinem eigenen Dasein gleichsam ein Vertreter des Gesamtleidens und -willens war. Ihm bleibt darum alles Aeußere, Formale grenzenlos gleichgiltig, die Form ist ihm nichts als das nötige Werkzeug, den Bau des eigenen, wie des Gesamtwesens herzustellen, der viel tragen kann und standhält. Das Wort, der äußere Inhalt seiner Werke ist nicht mehr als das fast verachtete Mittel, all die inneren Dinge loszuwerden und darzustellen, welche diese Seele so reich gemacht und an denen sie so schwer und so standhaft getragen hat. Er ist einer der ewigen freien Geister, welche den Stolz der Menschheit ausmachen, da es für sie keine Gesetze, keine Formen, keine Grenzen zu geben braucht, sie selber sind das Maß ihres Wesens. Ihr Denken durchmißt alle Gebiete des Menschlichen. Es gibt fast keines, wo Multatuli nicht gewirkt, Samen gestreut und mit ein paar leichten, glücklichen, unbekümmerten Worten Neues gesagt hätte für die Zukunft, und es gibt nichts Abstraktes für ihn. In anderem Sinne, als sonst, ist er ein universaler Geist, der nicht aus dem Denken und Abstrahieren etwa wissenschaftliche Vielerfahrenheit gewinnt, sondern der das kleinste wissenschaftliche Atom auf seinen Lebensgehalt und seine Lebenswertung hin anblickt und ihm konkret den ganzen Baum des Lebens entwachsen sieht. Von Intuition zu Intuition gehend, scheint er wie ein unsäglich Glücklicher zu wandeln und seine Heiterkeit ist doppelt ergreifend, weil sein wahres Leben nichts als Leiden war. Wie eigenes, hart empfundenes Elend, die Ungerechtigkeit und Erbärmlichkeit seines Landes, seiner Zeit, zusammen wächst mit seinem glühenden Optimismus, der eben der wahren Lebenskraft innewohnen muß, wie jedes seiner Worte eine bittere Süße von wunderbarem Geschmack hat, das kann man nur mit staunendem Genuß erleben. Aus allem bittern Einzelnen setzt sich seine Welt und ihre Erkenntnis zu einer süßen Menschheitsfrucht zusammen. Er ist stark, darum konnte er sein Leben ertragen, er ist stark, darum konnte er über alles Leid hinaus gütig sein und über den argen Menschen die schöne Menschheit erkennen. Er ist stark, darum konnte er mit allen Lasten frei bleiben und frei machen, darum konnte er allen Versuchungen künstlerischen Selbstgenügens entgehen und diese formlose, schweifende, barocke Geistigkeit be-

wahren, die den brauchbaren Gedanken, nicht den poetischen sucht und die wirkende, tragende, starke Form, nicht die künstlerische. Nicht das Werk, sondern die Menschlichkeit ist sein Ziel und der, der so viel, so stark getragen hat, ist ein einzigartiges, unsterbliches, menschliches und sittliches Kunstwerk. Diese „Ideen" stellen den Mann nocheinmal und auf das Lebendigste vor uns hin. **Otto Stoeßl.**

Ernst Hardt: An den Toren des Lebens. Eine Novelle. Insel-Verlag, Leipzig 1904.

Eine kleine, glühende Novelle, in welcher ein kurzes Jünglingserlebnis, ein typisches und zugleich ewig wundervolles mit der knappen, klaren Einfachheit romanischer Erzählungsweise vorgebracht wird. Dieser pragmatische Stil, man mag etwa an Mérimées oder Stendhals Art denken, gibt durch die heftige, intensive Empfindung, welche wie starke Herzschläge durchbebt, eine schöne, schamhafte Stimmung wieder, welche durch die Objektivität des Berichtes sich selbst und das Erlebnis reinigt, befreit, erhöht und eben aus der brutalen Macht des Faktums das menschlich Ewige sozusagen erlöst, was eben Sache des Künstlers, Wesen der Kunst bleibt. Wem dies gelang, der mag mit Ernst und Hoffnung Höheres wagen. Sich und das Eigenste zu erkennen und darzustellen bleibt der erste und nächste Griff des Dichters. Bald führt ihn aber die tiefste Sehnsucht nach all der Weite und Unendlichkeit menschlicher Zustände und Begebenheiten, die nur reifere und klarere Männlichkeit sicher erkennt und bezwingt. Freilich ist dies die schwerere Aufgabe, weil dann all der Reiz des subjektiven, eben erst vom Leben erfaßten, vor ihm anbetend niedergesunkenen Jünglingsschwärmers verloren gegangen ist und die tiefere Schönheit und Fülle eines männlichen Geistes not tut, welcher das Dasein und Wunder der Welt ertragen und darstellen lernen mußte. In diesen Jahren erlebt jeder die Wende, wo sein Herz nach Champforts Wort „se brise ou se bronze." —tt—.

Revue der Revuen.

„Frauen-Rundschau". Das letzte Heft berichtet über die „Ehescheidungen in Preußen". Die Zahl der Ehescheidungen in Preußen ist im Jahre 1903, nachdem sie in den ersten beiden Jahren seit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches stark abgenommen hatte, erheblich und sogar über den Jahresdurchschnitt 1895—99 hinaus gestiegen. Es wurden nämlich in dem genannten Jahre 5981 Ehen geschieden gegen 5278 im Vorjahre, 4675 im Jahre 1901, 4755 im Jahre 1900 und 5699 im Durchschnitt der Jahre 1895—99. Prozentual stellt sich die Sache etwas anders. Da kommen aufs Zehntausend der stehenden Ehen im Berichtsjahre 9·4 Scheidungen gegen 8·5 im Jahre 1902, 7·7 im Jahre 1901, 8·0 im Jahre 1900 und 10·1 im Jahresdurchschnitt 1895—99. Letzterer ist mithin ungeachtet der beträchtlichen Zunahme der Scheidungshäufigkeit in den letzten beiden Jahren noch nicht erreicht worden. Die meisten Ehescheidungen kamen in Berlin vor, nämlich 1255 (33,8 auf je 10.000 bestehende Ehen). Dann folgen, nach der absoluten Zahl geordnet: Das Rheinland mit 790 (7·7), Brandenburg mit 746 (11·8), Schlesien mit 587 (6·9), Sachsen mit 564 (10·3), Schleswig-Holstein mit 332 (12·7), Hannover mit 296 (6·1), Hessen-Nassau mit 284 (8·2), Westfalen mit 277 (4·8), Pommern mit 268 (8·9), Ostpreußen mit 267 (7·8), Westpreußen mit 213 (7·8), Posen mit 104 (3·2). Da die katholische Kirche im Gegensatze zur evangelischen jede Trennung des ehelichen Bundes (wenn auch nicht des ehelichen Zusammenlebens) verwirft, so ist das neuerliche starke Anwachsen der Scheidungsziffern in den überwiegend katholischen Provinzen Westfalen und Rheinland besonders bemerkenswert. Immerhin bleibt in diesen beiden Landesteilen die Zahl der Ehescheidungen aufs Zehntausend der stehenden Ehen gemessen noch unter dem Staatsdurchschnitte (9·4), der außer von Berlin nur noch von Schleswig-Holstein, Brandenburg und Sachsen (1902 auch von Pommern) überschritten wurde.

Angst.

Von Marie Marx-Koning.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von Frida v. Rüder.

Ja! ... O Gott! ... da war es wieder ... das Furchtbarliche, das ihn in der letzten Zeit jedesmal heftiger überfiel ... das Furchtbarliche, gegen das er nutzlos kämpfte ... das ihn endlich erfassen würde ... für immer erfassen würde ... Da war wieder der Ekel vor allem, der über ihn kam, gewaltig, größer als seine eigene Kraft ... der Ekel, der einen weiten [illegible] klaffte zwischen seinem klaren Bewußtsein und all dem anderen ... der ihn zittern ließ vor Abscheu beim Anblick seines eigenen Körpers ... der ihn seine Hände zu Fäusten geballt [illegible] ... seine Augen schließen ließ ... um in sich [illegible] ... einen Ekel ... einen tiefen Ekel ... einen Ekel, der ihn [illegible] in einsamer Angst [illegible].

[illegible] war er gekommen während des Tanzes, des [illegible]

[illegible]

unter Spitzen ... Arme, frech zur Schau gestellt ... Augen, die versprachen, frugen ... riefen ... zogen ... spielten ... Worte ... Worte ... Lachen ... Lachen! ... alles um ihn hin, nach ihm zu, von ihm weg ... er der Mittelpunkt von alldem, ganz allein dazwischen ... rettungslos ... rettungslos ... er verborgen in sich selbst ... Tänzer tanzend ... seine glänzende, harte Hemdbrust wie ein närrischer Harnisch, sein Rock so vornehm schwarz ... Er, eine gute Partie ... reich ... reich ...

Ueber ihm ein Spiegel ... Großer Gott! ... da stand er ... war Er das? ... ein hübsches Gesicht ... hübsch ... ein hübscher junger Mann ...

Dort auf dem Sofa das schöne Mädchen ... seine nächste Tänzerin ... seine zukünftige Frau, wenn er wollte ... wenn er wollte, wollte, wollte ... was war „wollte" für ein närrisches Wort ... „wollte".

Schön war sie ... schön blond ... ein schönes Weib ... aber „wollte" ... was war „wollte" doch noch für ein Wort außer „wollte"? *)

Seinen Rücken streckend, drückte er den Hinterkopf gegen die Falten einer roten Samtportiere ... dann fühlte er wieder einen Ekel vor dem weichen, nachgebenden Samt ... er zitterte, doch blieb er in derselben Stellung ...

„Junge, was fehlt dir? Bist du nicht wohl?" sagte eine Stimme neben ihm und durchbrach durch die Aufrichtigkeit des Tons auf einen Augenblick seinen Ekel.

Er zähneklappernd:

„Nein ... entschuldige mich bei deiner Schwester."

Dann fühlte er zwei Hände auf seinen Schultern, die er abwehrte und dabei sagte:

„Nein, laß mich ... um Gottes willen, laß mich!"

Weg von der Samtportiere ... um die Ecke gebogen, einem Bekannten, der etwas sagte, noch flüchtig zugelächelt ... noch einen Augenblick ins helle Licht eines anderen Saales ... dann in den Korridor ... hinter ihm das Schreckliche ... hinter ihm der Ekel vor allem ... in ihm anschwellend, dasselbe ... immer dasselbe Entsetzliche ...

Ein Diener ... zwei Diener ... Seinen Pelz? ... ja ... nein ... keinen Wagen ... über einen dicken Teppich ... spitzblätterige Pflanzen seinen Arm berührend ... dann Außenluft ...!

Draußen alles kalt, naß, schwarz ... glitzernd wehendes Laternenlicht ... die Stufen der Außentreppe hinunter ... ein paar Schritte ... ein Schaudern ... die Straße breit, mit Streifen von fahl rosa Schimmer ... links ein schwarzes Wasser, mit glitzernden Lichtkerzen von den Laternen ... auf der anderen Seite Bäume ... wehende Bäume mit aufklatschenden Tropfen ... Unter einem der Bäume dicht bei einer Laterne ein Mädchen, das Geldstücke zählte ... silbern blinkten sie ... dann krümmten seine Finger sich darüber und suchend beugte es sich auf die Erde.

Der Wind zerrte an ihrem Hut, streifte das glatte, braune Haar über ihre Wange ... ärmliches, hageres Figürchen mit der gewissen Grazie des schon zum Mädchen Erblühten in den Bewegungen ... Tropfen fielen vom Rande des runden roten Hütchens vor ihrem Gesichte herab ...

Sie blickte auf ... sah ihn an ... und dann wieder schnell vor sich auf die Erde.

Er blieb stehen, sah nach ihr hin, seinen Pelz hochgezogen, seine Hände in den Taschen.

„Mädchen!" sagte er mit einer fremden, flehenden Stimme, als ob er viel jünger wäre.

Das Mädchenkind erschrak ... ein Herr ... abends ... der sie ansprach ... einen Augenblick sah sie nach ihm hin, und dann wieder schnell vor sich.

„Mädchen!" sagte er wieder, „sieh mich einmal an! Ich werde dir nichts Böses tun ... Was suchst du? ... Geld? ... Wie viel? ..."

„Ich habe 'nen Gulden verloren", stammelte das Kind verwirrt, während es weiter suchte, vornüber gebeugt, mit langsamen Schrittchen.

Er griff in die Tasche und streckte die Hand aus.

„Hier! ... hier ist er ... ich werde dir wirklich nichts Böses tun ... Sieh mich einmal an."

Das Mädchen war aufmerksam geworden durch seine flehende Stimme, hatte den Gulden zögernd genommen, den kleinen Mund halb geöffnet, groß die Augen, die blickten wie Blumen in einem Gärtchen ohne Sonne. Sie strich das Haar ein wenig unter das Hütchen, preßte ihren Rücken gegen einen in der Nähe stehenden Baumstamm, froh, eine Stütze gefunden zu haben.

„Mädchen, [illegible] ... Sieh mich 'mal gut an ... bin [illegible]

Das Mädchen sah ihn an und antwortete unter dem gespannten Starren seiner Augen, ehe sie es selbst wußte:

[illegible]

„[illegible] ... das ist also [illegible] ... und ... Mädchen ... das Haus dort ... das Haus ... was geschieht dort?"

*) [illegible] bedeutet sowohl 1. wollte 2. Der Wilde. Anm. d. Uebers.

Er zeigte auf das soeben verlassene Festhaus.

„Das weiß ich nicht, mein Herr!“ sagte das Kind ein wenig lachend, doch innerlich etwas bang über das Sonderbare.

„Ja aber, was kann denn dort geschehen? Kann dort ein Ball sein? Ein Ball, zum Beispiel?“

„Das kann wohl sein. Eben vorhin ging die Tür auf, und da sah ich Licht und dann...“

„Und Pflanzen, sahst du Pflanzen auch?“

„Nein; die sah ich nicht.“

„So... aber das dort,“ sagte er, auf das Wasser zeigend, „das ist Wasser, ja?... und das sind Bäume; und es regnet; und da ist eine Brücke... Nein... ich werde dir nichts Böses tun... ich habe dir doch 'nen Gulden gegeben! Komm ins Laternenlicht und sieh dann ... sieh mich dann 'mal gut an... ob ich dir wohl Böses tun werde...“

Er wollte ihre Hand ergreifen; aber mit ängstlichem Ausdruck im Gesicht machte sie sich los... er sah so verrückt aus... Sie blickte um sich... öde dehnte sich die breite Gracht von den Häusern bis zum Wasser... Sollte sie um Hilfe rufen?... all die Häuser schienen tot; niemand würde sie hören...

„Komm, sieh mich jetzt 'mal gut an, ob ich dir Böses tun werde. ... so... ich werde meinen Hut abnehmen...“

Er trat ein paar Schritte zurück unter das Licht der Laterne. Das Mädchen blickte zögernd... erst auf sein glattes, schräg gescheiteltes Haar, dann auf seine hohe weiße Stirne, seine feingeformte Nase, den seidigen Schnurrbart... dann auf seine Augen, länglich runde Augen mit dunklen Wimpern und Brauen... sehr traurige Augen... lieber Gott... wie traurig... und jetzt... er fing an zu weinen... es schien so... es glänzte über das Blaue... es glänzte... es wurden Tropfen... Tränen, die hinunter zitterten... glänzten im Laternenlicht... bis der Regen sie erfaßte, sie auf seinen matten Wangen rasch wegfließen ließ...

„Werde ich dir Böses tun?“ frug er.

„Nein“, sagte das Mädchen, während etwas Liebes sich in ihrem unbewußten Herzchen regte. „Haben Sie Kummer?“

Sie fühlte sich, als ob sie träume; aber es war kein unangenehmer Traum; sie fühlte allmählich eine gütige Regung; in sich wuchs sie zu einer erwachsenen Frau; zu einer Dame; zu seinesgleichen. Sie sah ein, daß sie jetzt, diesem Manne gegenüber, nicht den rauhen, kurz abgebrochenen Ton der Mädchen ihres Standes fremden Männern gegenüber anschlagen durfte...

„Gewiß, Mädchen!“ sagte er, ohne sein Gesicht abzutrocknen. „Ich habe Kummer, sehr großen Kummer. Jetzt wirst du wohl ein Stückchen mit mir gehen... mit mir plaudern... nicht wahr?“

„Jawohl, mein Herr,“ sagte das Mädchen, „aber Mutter...“

„Mutter wird nichts darüber sagen, wenn du sagst, daß ich Kummer habe...“

„Mutter ist tot; aber...“

„So, ist sie tot... dann ist sie jetzt dort oben, nicht... und sie sieht dich hier gehen... Das denkst du sicher, nicht... daß sie dich jetzt gehen sieht...“

„Ja, mein Herr; und sie sagte immer, daß ich nicht mit einem Herrn mitgehen solle, abends...“

„Ich bin kein Herr, Mädchen... wenn deine Mutter jetzt oben ist... dann kann sie auch in mich hineinsehen... und dann wird sie sehen, daß ich innerlich ein armes Bürschchen bin, ein ganz trauriges, armes Bürschchen... gewiß, Kind... das sieht sie... wenn sie dich sieht... und sie sieht auch, daß du mich schon getröstet hast, ein bißchen... ohne daß du selbst es weißt... es ist alles so, ja?... ich gehe hier mit dir auf der Straße... und du hast 'nen Gulden verloren... und den hab' ich dir zurückgegeben... so ist es ja doch?“

„Ja, mein Herr; so ist es“, sagte das Kind und blickte ihn wieder ängstlich an; dann wurde sie wieder ruhiger durch die sanfte Trauer, die sein Profil ausdrückte.

„Und du findest mich hübsch, ja?... und wenn du jetzt weißt, daß ich viel Geld habe, ist es kein Wunder mehr, daß jeder mich nett findet, nicht wahr?... Ja?... Findest du mich nett?“

„Ja gewiß, mein Herr... warum grübeln Sie darüber nach? Was das betrifft, wollte ich gern an Ihrer Stelle sein, wirklich!“

„Wünsch' das nicht, Mädchen... wünsch' das nicht... aber würdest du... würdest du mich zum Beispiel lieben können?“

„Ja, das weiß ich nicht; ich denke wohl, aber Mutter sagte immer...“

„Ja, aber wenn ich dich heiraten würde!“

Das Mädchen lachte.

„Das würden Sie nicht tun. Ich bin nicht aus Ihrem Stand, und bin auch häßlich... Wenn ich schön wäre, dann hätte ich wohl einmal...“

„Ja, aber würdest du's wollen?“

„Und ob ich wollte! Dann wär' ich reich! Ach, es muß schön sein, reich zu sein!“

„Aber wenn ich nun arm wäre; und wir müßten zusammen arbeiten; würdest du dann...“

„Sie sind mir einer!... um zu arbeiten...“

„Aber wenn ich also arbeiten würde; und wenn ich deinesgleichen wäre; würdest du mich dann haben wollen?“

„Mutter sagte immer: Wenn du den Mann hast, kennst du gerade nur den Liebhaber; aber ich für meinen Teil würde es ruhig mit Ihnen versuchen!“ lachte das Mädchen altklug.

„Also du findest es nicht närrisch, verrückt, daß einer aus meinem Stand mich heiraten will?“

„Nein, hören Sie! Da könnte sie wohl närrischere Dinge tun!“

„Du bist ein gutes Mädchen; und du plauderst auch sehr nett“, sagte er.

„Und ich glaube, daß Sie auch sehr gut sind“, antwortete das Kind, das schon einen Augenblick nachgedacht hatte, ob ihr nichts Freundliches einfiele für ihn...

Er schwieg ein wenig; sie auch. Ihre Gedanken arbeiteten weiter. Ein sanftes weibliches Mitleid mit diesem fremden, traurigen Manne regte sich in dem Mädchenkinde; ein Begreifen von tiefem Schmerz, ein sanftes Mitfühlen mit großem Leid, dessen Ursache sie nicht erraten konnte.

„Gehen wir wohl richtig so nach deinem Hause?“ frug er. Es war ihm angenehm, wenn sie sprach. Sie, wieder ganz sie selbst, plauderte seine innere Angst weg... seinen angstvollen Ekel vor allem... seine Furcht vor dem drohenden Tod seines klaren Bewußtseins... Sie plauderte Interesse in ihm wach für Dinge, die er bis jetzt nicht kannte ... ein Gulden, das Suchen nach einem Gulden, eine tote Mutter, die so viele Ratschläge gegeben...

„Ja, zu mir gehen wir richtig so; aber ich will Sie lieber nach Hause bringen. Ich wohne in so einer Gegend... die viel zu häßlich ist für Sie, um durchzugehen...“

„Das ist lieb von dir. Du bist wirklich ein ganz gutes Mädchen. Du fängst doch jetzt wirklich ganz ernsthaft zu glauben an, daß ich dir nichts Böses tun werde; und daß es mir gut tut, wenn du so mit mir sprichst...“

„Sie... Sie haben geweint, nicht wahr?...“ sagte das Kind sanft.

„Hast du Mitleid mit mir? Das ist recht, das mußt du haben... Was war das für Geld, das du gerade in der Hand hattest, vorhin?“

„Mein Lohn! Ich bin Näherin. Ich kann noch nicht viel; aber ich lerne doch noch“, sagte sie. „Jetzt verdiene ich fast zwei Gulden fünfzig die Woche; aber es wird bald mehr werden“, sagte sie.

„Zwei Gulden fünfzig die Woche...“, wiederholte er und bemühte sich, sich hineinzudenken. „Gut, daß du vorhin nicht um den Gulden gekommen bist, nicht wahr?“

„Ja freilich! Ich kann nichts entbehren.“

„Wohnst du bei deinem Vater?“

„Nein, Vater trinkt so viel. Mein Bruder und ich sind von ihm fortgelaufen. Mein Bruder ist Tapezierergehilfe und wir wohnen jetzt im selben Hause, bei ruhigen Menschen.“

„So... und gehst du jeden Abend so spät nach Hause?“

„O jee! Manchmal wird's wohl zwölf. Ich habe den Schlüssel von der Haustür gerade wie mein Bruder.“

„So, so... und wie alt bist du?“

„Fünfzehn und ein halbes.“

„Dann bist du groß, hör!... groß für dein Alter.“

„Ja... aber wenn Sie nicht böse darüber werden, möchte ich Sie doch noch was fragen.“

„Böse werde ich nicht sein; aber vielleicht wieder traurig.“

„Nein... dann tue ich's lieber nicht.“

Sie waren jetzt in einer Straße in der inneren Stadt. Ein Polizist ging erst vorbei, blieb dann ein wenig stehen, sah ihnen nach, dem großen Herrn mit dem ins Gesicht gedrückten Hut, der, in seinem Pelzkragen gehüllt, ohne Regenschirm im Regen ging, und neben ihm das ärmliche, doch nette Figürchen des Mädchenkindes, das vertraulich zu ihm aufblickte und mit ihm plauderte.

Einen Augenblick dachte er daran, ihnen zu folgen; doch er ging dann weiter. Es ging ihn nichts an.

„Darf ich Sie also doch eine Sache fragen?“ frug das Mädchen wieder.

„Ja; eine Sache; gut.“

„Haben Sie noch Ihre Mutter?“

Er antwortete nicht gleich. Hatte er eine Mutter? Eine Mutter, wie dieses Mädchen jetzt im Himmel zu haben glaubte?... Eine Mutter, die guten Rat gab... sagte, was er tun sollte... nicht tun sollte... eine Mutter...?

Seine lebhaft arbeitende Phantasie ließ sie deutlich vor ihm auftauchen... die Weltdame... die Kokette... die aussah, wie seine Schwester... zu deren Innenleben er nicht durchzudringen vermocht hatte... die nie danach getrachtet hatte, seine schon so lange währende angstvolle Einsamkeit zu verscheuchen...“

„Nein, Mädchen,“ sagte er, „ich habe keine Mutter...“

„O, das ist es also... Gewiß ist sie vor kurzem gestorben?“

„Nein, schon lange.“

„Schon lange?“

„Ich habe nie eine gehabt... eine Mutter...“

„Na aber... Sie sind auch einer... Nie eine gehabt! Wer hat nie eine Mutter gehabt... nie einen Vater, das mag noch sein... aber nie eine Mutter!“

„So. kann das … keinen Vater …"

„Ja, das kann sein … in unserem Stand wenigstens. Bei uns wohnt ein Mädchen, das nie einen Vater gehabt hat. Nu, so sehr schlimm ist das ja auch nicht. Wenn man einen hat, der trinkt und der einen haut … das ist viel schlimmer!"

„Schlug er dich?"

„Na und ob! … Sehen Sie nur!"

Das Mädchen zeigte eins ihrer zarten Handgelenke, das anscheinend verrenkt gewesen war, und das jetzt dicker als das andere verwachsen war.

„Es ist steif … es ist glücklicherweise mein linkes", sagte sie. Er blieb stehen und nahm ihr kleines, feuchtes Händchen. Ein großer Diamant glitzerte im Laternenlicht an seinem kleinen Finger.

„Hat er das getan? … So ein elender Kerl …" sagte er sanft.

Das Mädchen blickte nach dem Strahlengefunkel seines Ringes.

„O wie er glänzt!" sagte sie mit verlangenden Augen.

„Wer?"

„Der Ring!"

Er lächelte traurig.

„Willst du ihn haben?"

„Nein, das wage ich nicht … Mutter sagte immer …"

„Mutter sieht dich … vom Himmel aus, nicht wahr … nimm ihn nur ruhig!"

Er nahm den Kleinfingerring herunter und steckte ihn an den Mittelfinger des mißhandelten Händchens.

„Ich kann ihn ja doch nicht tragen!" zögerte sie.

„Wenn du allein bist … dann kannst du dich an ihm freuen und ihn glitzern lassen!"

„Ja; das ist wahr, aber sonst … wenn mein Bruder ihn sieht, oder jemand anderer, dann denken sie Schlechtes von mir."

„Ja … die Menschen sind sehr schlecht … Wagst du's, ihn zu behalten?"

„Ich möchte so gerne … daß ich's wohl fast wage …"

„Gut … das ist recht von dir … und wenn er glänzt, und du bist allein, wirst du dann an mich denken? … Betest du wohl einmal?"

„Immer! … jeden Abend, und des Morgens und bei meinem Essen."

„Wirst du dann, wenn er glänzt … und du allein bist … wirst du dann auch für mich beten … weil du mich weinen gesehen hast …? Dann mußt du nur denken, daß der Stein eine Träne ist … eine Träne von mir … eine Träne von einem sehr traurigen Menschen …"

„Ja, mein Herr …"

Das Mädchen zog mit nervösem Zucken ein kleines, schmutziges Taschentuch aus ihrer Tasche und fing an, zu schluchzen.

Er ging wieder weiter und sie mit ihm.

„Nein," sagte er, „das mußt du nicht tun; nicht weinen meinetwegen … Du wirst selbst genug Kummer haben …"

„Ich weine nicht aus Kummer … und ich weiß auch nicht, warum … So kann mich manchmal Sonntags in der Kirche der Pastor auch zum Weinen bringen … genau so …"

Er lächelte wieder sein mattes Lächeln und sah weg.

„Ich wollte, daß du die ganze Nacht bei mir bliebest … die ganze Nacht … wagst du das?"

„Wagen wohl! Aber es schickt sich nicht."

„Nein, so nicht; aber wenn Du Krankenpflegerin wär'st …"

„O dann ja! Und wenn Sie dann krank wären!"

„Ich bin sehr krank."

„Und Sie gehen so rasch!"

„Innerlich bin ich krank."

„Ihr Herz?"

„Ja; mein ganzes Herz."

„Aber dann müssen Sie vor allem langsam gehen! Bei uns ist eine Frau, die hat's auch am Herzen, und die …"

„Also du würdest wohl wagen, bei mir zu bleiben? …"

„Jawohl! Aber dann würde es doch nichts nützen, wenn ich für eine Nacht bliebe; dann müßte es für lange sein."

„Ja. Dann für immer."

Er blieb stehen. Die Straßen, die Grachten, alles gleich, alles glatt, alles naß, mit dunklen Flecken, und Lichtschimmer darüber.

„Hier wohne ich," sagte er und zeigte auf ein schönes, stilles, graues Haus. „Aber bist du jetzt nicht zu weit von deinem Hause? Traust du dich [illegible]

[illegible]

[illegible] so traurig?"

[illegible]

„Nein, hören Sie! Das lernt man wohl. Was soll mir denn geschehen? … Aber … müssen Sie jetzt … ist jetzt niemand bei Ihnen im Hause?"

„Was meinst du?"

„Eine Frau … haben Sie keine Frau?"

„Nein …"

„Wie traurig!"

„Ja, ich glaube auch, daß das traurig ist … Aber geh' jetzt, Kind!"

„Ja; also Adieu, mein Herr! Und ich werde tun, was Sie sagen."

„Beten für mich … ja, das ist gut …" nickte er.

Es regnete nicht mehr. Er stieg die Stufen des Hauses hinauf, sah sich um … blickte der kleinen Gestalt nach … und fühlte sich versucht, sie zurückzurufen.

Da drehte sie sich um und kam rasch zurückgelaufen.

„Mein Herr!" sagte sie schon von weitem außer Atem, „mein Herr, hören Sie noch einmal …"

„Ja", sagte er, eine sanfte Regung fühlend.

„Ich dachte da noch … ich wollte noch sagen … wenn Sie einmal heiraten, daß ich es dann so gerne wissen möchte … Dann möchte ich für Sie etwas arbeiten, wenn Sie es erlauben …"

„Aber das wird noch lange nicht sein, Kind …"

„Das ist schade; und dann wollte ich auch noch sagen, daß Sie nur dran denken sollen, daß alles vorüber geht …"

„Wie meinst du das?"

„Na … aller Kummer und so. Mutter sagte immer: strenge Herren regieren nicht lange … Und weil Sie jetzt so sehr betrübt sind, denke ich …"

„Daß es nicht lange dauern wird … mein Kummer, meinst du … Du bist ein gutes, verständiges Mädchen. Gib mir deine Hand … ich dank' dir, hörst du! Und arbeite doch nur einmal etwas für mich … Du weißt, wo ich wohne. Und geh' jetzt rasch nach Hause und schlafen."

Einen Augenblick blieb ihr kleines, rauhes Händchen in seiner größeren Hand. Dann zog sie es zurück, nickte ein paarmal rasch, lief schnell weg, um die Ecke einer Straße, in die sie einbiegen mußte, sah sich noch einmal rasch um … Adieu winkend im Verschwinden …

Er steckte den Schlüssel ins Schloß des schweigenden Hauses, in dem wieder schwere Einsamkeit wartete …

Langsam ging er die Treppe hinauf, nach seinem Zimmer, klingelte, warf seinen Pelz ab, zündete Licht an und sank in einen Stuhl.

Das Zimmer, das wohlbekannte, üppige Schlafzimmer, erfüllte ihn wieder mit einem Gefühl des Ekels … Gott sei Dank, einen Augenblick nur … und schwach … ohne Angst.

Einen Augenblick später kam der Diener mit erstaunten Augen in dem schlaftrunkenen Gesicht.

„Keine Briefe?"

„Nein, mein Herr."

„Morgen nicht wecken."

Der Diener verbeugte sich, machte ein paar verlegene Schritte nach der Stelle, wo der Pelzüberzieher lag, hob ihn auf und ging wieder nach der Türe.

„Befehlen Sie noch etwas?"

„Nein … löschen Sie das Licht im Korridor aus … Gute Nacht."

„Gute Nacht, mein Herr!" murmelte der Diener, der mit einem Seitenblick erkannte, daß er wieder schlecht aussah … seine Augen müde … sein Rücken gebeugt.

Als der Diener weg war, blieb der junge Mann noch ein wenig sitzen und blickte wiederholt mit einem traurig fremden Lachen nach der Hand, an der der Diamantring fehlte und wo sich jetzt ein schmaler Streifen weiß um den kleinen Finger zog.

Dann fing er an, sich auszuziehen, fortwährend an das ärmliche Kind denkend; er sah das mißhandelte Handgelenk wieder vor sich, empfand ihre mädchenhafte Güte, hörte ihre Stimme, versuchte wieder ihre Nähe zu fühlen, ihre eigentümliche Nähe, die seine Gedanken zeitweise von seinem eigenen Schmerz auf Dinge außerhalb seines Ichs gelenkt hatte, die ihn diesmal gerettet hatte aus einem seiner Anfälle, die dem Wahnsinn gleichbedeutend waren, demselben Wahnsinn, der seinen Vater und Großvater zum Selbstmord getrieben hatte … die Rolle des Kindes, das für ihn beten würde, wenn es den Ring glitzern sah … das Kind, das an seine Mutter dachte und an einen Himmel …, so wie er es wohl tun möchte … das Kind, das immer betete … des Abends und des Morgens und beim Essen … das Kind, das an Wunder zu können glaubte, die ihm unbekannt [illegible] doch vorhanden war … die es vielleicht [illegible] … die ihn vielleicht, vielleicht doch noch [illegible]

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XL. Band. Wien, den 8. Oktober 1904. Nummer 523.

Nationalitätenstreit und Wahlreform.

Das Prinzip des allgemeinen gleichen Wahlrechts ist ein so klares, so einfaches, so gerechtes, es entspricht so vollkommen den Forderungen einer modernen Politik, es liegt so notwendig und selbstverständlich in der Richtung der Zeitentwicklung — und dennoch bleibt es in Oesterreich der Arbeiterpartei allein überlassen, den Ruf nach dieser großen Reform zu erheben. Die bürgerlichen Schichten verhalten sich allen Versuchen der Sozialdemokratie gegenüber, eine mächtige Wahlreformbewegung in Fluß zu bringen, durchaus teilnahmslos. Selbst jene vorgeschrittenen Intelligenzkreise, die noch vor zehn Jahren den Wahlrechtskampf der Arbeiterschaft mit den lebhaftesten Sympathien begleiteten, sind heute kühl und gleichgiltig geworden. Wie ist das zu erklären? Hat unser Bürgertum denn gar keine höheren politischen Interessen mehr, hat es allen Schwung und Idealismus verloren, ist es in Stumpfsinn und Apathie versunken? Sind wir Bourgeoisnaturen wirklich alle so dumm oder so schlecht, so vertrottelt oder so verkommen, wie uns die sozialdemokratische Presse täglich schildert?

Wir von der jüngeren Generation der bürgerlichen Intelligenz, wir haben ja auch einmal weidlich mitgescholten, als das ältere, das damals maßgebende Geschlecht — zu Anfang der Neunzigerjahre — vom allgemeinen Wahlrecht nichts wissen wollte. Wie haben wir die klägliche „Besitzstands“-Politik verspottet, wie verachteten wir den Parteiegoismus, der immer nur ängstlich seine Mandate zählte, und wie geringschätzig behandelten wir auch die nationalen Bedenken, die gegen die Reform vorgebracht wurden! Wir fühlten uns damals vom Nationalitätenstreit nicht nur angewidert, ermüdet, gelangweilt, wir bagatellisierten ihn auch gerne. Das war ein Erfolg der Taaffe'schen Staatskunst, die mit ihrer Zersetzung der Parteien, ihrer Zersplitterung der Kräfte, ihrer Zerreibung der Charaktere, ihrer Zerfahrung der Probleme es dahin gebracht hatte, daß man immer nur kleine Menschen und kleine Dinge vor sich sah, für die oder gegen die es nicht der Mühe wert schien, sich zu erhitzen. Die Nationalitätenfrage war Leuten von Geist und Geschmack einfach verekelt worden, man hörte auf, sie ernst zu nehmen, man hielt sie für ein Gemisch alter Redensarten, kleinlicher Pedanterien und bornierter Eifersüchteleien. Was ästhetisch einen so schlechten Eindruck machte, hielt man auch politisch für abgetan. Es galt für ausgemacht, daß die parteibildende Kraft der nationalen Gegensätze verbraucht sei, daß das nationale Parteiwesen von einem sozialen abgelöst werden müsse, und für die Ausräucherung der alten Gespenster, für die Lüftung, Auffrischung, Modernisierung Oesterreichs kam die sozialdemokratische Wahlrechtsbewegung wie gerufen. Froh und eifrig taten wir damals mit. Der Taaffe'sche Reformentwurf vom Herbst 1893 war eine freudige Ueberraschung, er verhieß Sieg auf der ganzen Linie.

Aber wir haben nicht gesiegt. Wir bürgerlichen Reformer waren natürlich zu schwach dazu, wir waren ja nur ein kleines Hilfskorps. Doch auch die Hauptarmee, die Sozialdemokratie, erwies sich als viel schwächer, als wir gemeint hatten; sie machte nur starken Lärm, weiter nichts. Es hat im Jahre 1893 einen Moment gegeben, wo die Arbeiterschaft durch Opfer- und Wagemut vielleicht Großes hätte erreichen können. Die Geschichte jener Tage ist noch dunkel — sicher ist nur, daß nichts gewagt und nichts geopfert wurde, und daß die Gunst der Stunde nicht wiederkam. Dem mäßigen Einsatz entsprach der mäßige Gewinn: die Wahlreform, die nach dreijährigen Kämpfen durchgesetzt wurde, fiel recht bescheiden aus. Schon zu diesem Zeitpunkte ward uns klar, daß wir die Macht des Angriffes überschätzt, die Macht der Widerstände unterschätzt hatten. Als aber das erste auf Grund des erweiterten Kurienstimmrechts gewählte Parlament zusammentrat, da ward uns noch eine andere Belehrung zuteil, die unsere Illusionen vollends zerstörte. Graf Badeni erließ seine Sprachenverordnungen. Und plötzlich zerstob all der [illegible] Dunst, mit dem des Grafen Taaffe Frivolität den schweren Ernst des Nationalitätenproblems umhüllt hatte. Nun zeigte es sich, daß die scheinbare Bagatell[e] in Wahrheit an die Grundlagen des Staates rührte, daß die Kle[in]lichkeit nicht in der Sache, sondern nur in der Behandlung gelegen hatte, daß da nicht Pedanten und [illegible], sondern [illegible] Leidenschaften, [illegible] historisch[e] [illegible], wider einander stritten. Das war also unser veralteter Nationalismus, der [illegible] von modernen sozialen Interessen hätte verdrängt werden sollen? Bestürzt mußten wir uns eingestehen, daß es den Künsten eines geschickten, aber seichten Kopfes wie Taaffe gelungen war, uns über die wahre Beschaffenheit der österreichischen Zustände zu täuschen; wir waren der Ansteckung seiner Leichtfertigkeit erlegen. Nach allem, was wir 1897 und die folgenden Jahre, erstaunt, bewegt, erschüttert, miterlebt haben, wäre es die albernste Rechthaberei gewesen, an den irrigen und oberflächlichen Anschauungen von vorher festzuhalten. Wer als Augen- und Ohrenzeuge den wilden, wahnsinnigen, nervenzerreißenden Kämpfen beigewohnt hat, deren Schauplatz in Badenis letzten Wochen das österreichische Parlament gewesen, der ist darüber aufgeklärt, dem ist es ein- für allemal ins Hirn gehämmert, daß es eine nationale Frage in Oesterreich gibt und daß dies nicht *eine*, nein, daß es *die* Frage Oesterreichs ist.

Für die Sozialdemokratie, als eine internationale, kosmopolitische Partei, ist das freilich ein verhängnisvoller Stand der Dinge. Sie steht theoretisch außerhalb der österreichischen Grundfrage und kann ihr daher praktisch nicht beikommen. Der Lösungsversuch, den das sozialdemokratische Programm von 1899 bietet, verhält sich zu den tatsächlich gegebenen Zuständen, wie ein prächtiges Luftschloß zu einem ruinierten Bauernhof: dem Manne, der vor der Feilbietung steht, kann man nicht mit Zukunftsphantasien helfen. Weil aber die österreichische Sozialdemokratie den dringenden, auf die Nägel brennenden Problemen, die unsere bürgerliche Welt nicht zur Ruhe kommen lassen, kalt und stumm gegenübersteht, darum darf sie sich nicht wundern, wenn wir es ihren Hauptsorgen gegenüber ebenso halten. Sie ruft, lockt, schreit und jammert noch immer nach dem allgemeinen Wahlrecht, wie vor zehn Jahren. Aber wir haben jetzt etwas anderes zu tun, als mitzuhelfen. Gewiß, das allgemeine Wahlrecht ist seither nicht schlechter geworden, wir aber sind um eine Erkenntnis reicher geworden: daß es nämlich Reformen gibt, die dieser vorangehen müssen. Das Zeitbedürfnis bestimmt die politischen Werte, und die sozialdemokratische Presse sollte es vernünftigerweise uns bürgerlichen Demokraten nicht übel nehmen, daß auch wir uns dieser Wertbestimmung fügen. Wenn sie es uns trotzdem übel nimmt und uns als Einfaltspinsel oder Bösewichte behandelt, weil wir uns lieber vom Weltlauf als von ihren Leitartikeln belehren lassen, so müssen wir uns mit dem alten banalen Sprüchlein trösten, daß derjenige, der schimpft, nicht immer derjenige ist, der Recht hat. Es gibt nicht lauter feine Wahrheiten, aber es gibt sehr viel grobe Lügen.

E. W.

Der Industriebetrieb.

Das vorliegende Werk*) ist die Umarbeitung eines bereits vor 30 Jahren erschienenen Buches Haushofers, der als Professor an der technischen Hochschule in München sich in ähnlicher Weise wie hier mit der Industrie auch mit den Handelswissenschaften beschäftigt hat. Als Maier-Rothschild-Bibliothek hat er seine bezüglichen Hauptarbeiten wiederholt herausgegeben. Auch in einer Reihe anderer Arbeiten trachtete er dem Bildungsbedürfnisse weiterer als der streng wissenschaftlichen Kreise entgegenzukommen.

„Der Industriebetrieb“ ist so ziemlich das einzige Werk seiner Art. Es bot dem deutschen Gelehrten einen gewissen Reiz, die allgemeinen Regeln und volkswirtschaftlichen Gesetze, welche für den Betrieb jeder industriellen Unternehmung von Bedeutung sind, systematisch darzustellen. Der im industriellen Betrieb Tätige soll aus dem Buche die täglichen Erscheinungen seines Berufes unter dem Gesichtswinkel der theoretischen Volkswirtschaft kennen und ansehen lernen. Hier werden ihm auseinandergesetzt Wesen und Art der Unternehmungen, die Vorgänge bei der Gründung, die für den Betrieb als solchen in Betracht kommenden Momente, die Frage des Ertrages und seiner Berechnung [illegible] in einem Kapitel auch die staatliche [illegible]. Das Buch will ein Leitfaden für die Regierung im Industriebetrieb sein, [illegible] jedoch, wie man, trotz [illegible], das [illegible] im Staat aus einem Handbuche für Regierende lernen kann, ebenso wenig wird man die Eigenschaften zur guten Führung eines [illegible] [illegible] noch so eifriges Studium des vorliegenden Lehr- und Handbuches sich aneignen können. Jedoch ist [illegible], daß d[illegible]

Buch dem Lernbedürftigen in vielen Punkten eine leichte und gute Orientierung gibt. Nicht in allen. Mit einer gewissen Vorliebe hat der Verfasser den technischen Teil des Betriebes, die Arbeit und dann auch das Arbeitsverhältnis behandelt, woneben noch der Kalkulation und Buchführung ein ziemlich breiter Raum gewidmet wurde. Auffällig ist, daß bei Besprechung des technischen Risikos der Versicherung, die mit ihren verschiedenen Zweigen heute eine so große Rolle im Industriebetrieb spielt, kaum gedacht wird.

Die Eignung des Werkes als Hand- und Nachschlagebuch für die industriellen Kreise, der gegenüber die gelehrte Systematik etwas in den Hintergrund treten könnte, leidet auch darunter, daß der Verfasser den Einfluß der staatlichen Gesetzgebung auf den Industriebetrieb fast unbeachtet läßt. Nur die soziale Wohlfahrts-Gesetzgebung findet eine ausführliche Besprechung und — wie schon erwähnt — das Kapitel „Gewerbepolitik“. Ueber die gerade derzeit so außerordentlich wichtige Handelspolitik enthält das Buch nur einen ganz kurzen Abschnitt, aus dem nicht viel mehr als das Bekenntnis des Verfassers zur Freihandelsschule zu entnehmen ist. Ausführungen über das Steuerwesen, selbst über die in zahlreiche industrielle Betriebe so unmittelbar eingreifenden indirekten Steuern, fehlen gänzlich, desgleichen über Bauwesen, Wasserrecht, Elektrizitätsrecht u. s. w. Eine kurze Darstellung erfahren dagegen die Beziehungen zwischen Industrie und Verkehr.

Wenn auch Haushofer im allgemeinen den Lehrzweck im Auge behält und die Resultate der wissenschaftlichen Forschung, deren hauptsächlichste Träger anmerkungsweise zitiert werden, für den Neuling kurz zusammenzufassen sucht, so schlägt er doch hie und da einen kritischen Ton an und hält mit seinem Glaubensbekenntnis nicht zurück. Die Anschauungen, die hiebei zum Durchbruch gelangen, sind meist die des liberalen Individualismus, öfters mit etwas staatssozialistischen Beigaben.

Bei den Aktiengesellschaften sieht der Verfasser sehr scharf die Nachteile. In dem mit einem gewissen Eifer geschriebenen Kapitel „Schwindel“ werden Ansichten geäußert, die nicht durchwegs zu unterschreiben sind; so, wenn der Verfasser mit einem Seufzer für die gute alte Zeit es bedauert, daß wir heute eine Lumpen produzierende Baumwollindustrie statt der Leinenindustrie haben. Den Kartellen gegenüber empfiehlt Haushofer wenigstens in manchen Betriebsgruppen die Verstaatlichung und die Schaffung von Gegenkartellen. Dem Befähigungsnachweis gegenüber verhält er sich mit Rücksicht auf die österreichischen Erfahrungen ablehnend.

Als wichtigstes Verdienst des ganzen Werkes, das mit deutschem Gelehrtenfleiß und zweifellos großer Sachkenntnis gearbeitet ist, und welches sich dabei einer leicht faßlichen Darstellung erfreut, ist zu betrachten, daß es in gewissem Sinne als Vorläufer den Weg zu dem Buche weist, das — merkwürdigerweise — erst noch geschrieben werden muß, zu dem *Buche von der Industrie.*

Dr. Max v. Tayenthal.

Dichterische Wahrheit.

„Aber das ist ja gar nicht wahr“, sagt eines Tages plötzlich der zehnjährige Junge, dem man Märchen erzählt, die er gestern noch gläubig hinnahm. Und der gleiche Junge findet es zehn Jahre später höchst lächerlich, daß seine Mutter von einem Roman sich zu Tränen rühren läßt. „Was ist ihm Hekuba, was ist er ihr!“ ruft Hamlet bestürzt beim Anblick des Schauspielers, der sich in eingebildetes Leid so völlig versenkt. — In allen drei Fällen begegnen wir einer Geringschätzung der dichterischen Wahrheit, deren Berechtigung noch zu untersuchen ist.

I.

Auf den ersten Blick leuchtet sie uns entschieden ein. Warum sollen wir, was nie und nirgends sich begeben, mit der gleichen Teilnahme verfolgen, die wir dem Glück und den Schmerzen entgegenbringen, die sich in unserer nächsten Umgebung ereignen? Warum suchen wir überhaupt nach erdichtetem Leid, wenn wir doch zugeben, an dem eigenen genug zu haben? Ein moderner russischer Dichter erzählte unlängst, er habe eine rührend traurige Weihnachtsgeschichte geschrieben, durch eine [illegible] Vision aber sei er veranlaßt worden, sie zu zerreißen, denn es [illegible] die Summe des Elends in der Welt noch künstlich zu vermehren. Von einem ähnlichen Standpunkt aus verurteilen die [illegible] Schriften und sind von der Ueberlegenheit ihrer [illegible], die es mit Tatsachen, nicht mit Fiktionen zu tun hat, [illegible] überzeugt.

[illegible] Wissenschaft und Kunst in letzter Linie einen [illegible] sie einander näher als sie [illegible]. [illegible] durch Entfaltung und Konfrontieren seiner Tatbestände [illegible] der Menschen in materieller [illegible]; die Kunst [illegible] Gebilde [illegible] den Trieb zum Guten und [illegible] das Bild des [illegible] auf die [illegible] des Wunders [illegible]

[illegible]

[illegible]

Kunstwerke bezweckt nur ein „uninteressiertes“ ästhetisches Vergnügen, und bei ihrem Genuß empfinden wir nichts anderes, mag auch, dem Schaffenden und Genießenden unbewußt, ein ethisches Moment im Hintergrund dennoch wirksam sein. Welches Daseinsrecht haben solche ethisch — wenigstens scheinbar — indifferenten Kunstwerke, welchem Bedürfnisse gehorchte der Dichter bei ihrer Konzeption, welches Verlangen befriedigt der Leser bei ihrem Genuß?

Lassen wir die vielen beiseite, die überhaupt nie einen Roman lesen wollten, und halten wir uns an die anderen, die sich dieser Lektüre mit Genuß hingaben — bis auch für sie ein Augenblick kommt, wo sie des Romanlesens überdrüssig werden. Sie glauben es sich selbst schuldig zu sein, auf den Literaturfreund mit einer mild lächelnden Verachtung herabzusehen und glauben mit ihrer Indifferenz gegenüber aller Fiktion nunmehr reiferen Anschauungen zu huldigen. Solche Menschen pflegen sich meist, wenn auch nur dilettantisch, auf die Naturwissenschaften zu werfen oder Politik in der Meinung zu treiben, hier allein mit greifbaren Realitäten zu tun zu haben. Denn eben auf der Empfindung von der Ueberflüssigkeit, ja der Unwahrheit der dichterischen Produktion beruht ihre Abneigung gegen alle Literatur. Hat das Wort littérature doch im Französischen in gewissen Wendungen direkt die Bedeutung des Nutz- und Sinnlosen, des Vergeblichen und Törichten erhalten!

Es ist oft genug darauf hingewiesen worden, daß dieser Antipathie, oder besser diesem Unverständnisse für die dichterische Produktion eine Verwechslung der Begriffe Wahrheit und Wirklichkeit zugrunde liegt. *Das Wahre braucht nicht wirklich zu sein.* Die Wahrheit eines Kunstwerkes hängt nicht an äußeren Einzelheiten, die sich begeben oder nicht begeben haben. Sie beruht vielmehr auf *der Möglichkeit ihrer Wirklichkeit.* Der Leser muß den Eindruck haben, die geschilderten Ereignisse könnten in Wirklichkeit sich so zugetragen haben; dann allein sind sie wahr. Daß die Leser über diesen Punkt verschiedener Meinung sind, daß der eine als lebenswahr gelten läßt, was dem anderen als höchst unwahrscheinlich vorkommt, hängt von den verschiedenen Bildungsgraden und der Geschmacksverfeinerung ab. Und da es sich hier um Nuancen und inkommensurable Dinge handelt, muß man wohl sagen, daß eine Mehrheit gebildeter Literaturfreunde über die „Wahrheit“ eines Literaturprodukts allein zu entscheiden vermag, daß es dem einzelnen immer freistehen wird, an ihr zu zweifeln. Diese Freiheit ist manchem Dichter peinlich gewesen, und so hat es sich mehrfach ereignet, daß er zu einem, wie es scheint, unfehlbaren Mittel griff: *er entnahm seinen Stoff restlos der Wirklichkeit!* Auf diese Weise dünkte er sich gegen jede Kritik gefeit. Wer „nach einer wahren Begebenheit“ erzählt oder im Vorwort siegesbewußt zu berichten weiß, daß der Roman eine „wahrheitsgetreue Schilderung tatsächlicher Verhältnisse“ sei, dem kann gewiß niemand mehr etwas anhaben. — Die Bekämpfung dieses Standpunktes bildet den Kern unserer Untersuchung.

II.

Hatten wir soeben gesehen, daß die Wahrheit durchaus nicht immer wirklich sei, so läßt sich auch umgekehrt beweisen, daß die Wirklichkeit nicht immer wahr ist. Es ist ein Charakteristikum aller Wahrheit, daß sie sich auf verschiedene Fälle bezieht und in vielen Lebenslagen bewährt. Darum ist der Bericht einer wirklichen Begebenheit noch kein künstlerischer Vorwurf. Ich erinnere mich eines sogenannten „Romans“, der eine Unglückliche zur Heldin hatte, deren eine Gesichtshälfte durch einen Schädelbruch unentwickelt war. Aus der Herzensgüte der Armen und ihrem schrecklichen, raubvogelartigen Aeußeren entwickelten sich allerlei Konflikte. Der Verfasser erklärte im Vorwort, es sei ihm nicht eingefallen, ein solches Thema zum Gegenstand eines Kunstwerkes zu machen, wenn der Tatbestand nicht auf völliger Wahrheit beruhte. In einem anderen Falle handelte es sich um einen Grafensohn, der im Wundfieber seinen Verstand teilweise eingebüßt hatte, die ihn pflegende Magd heiratet und als Maurergeselle durch einen Sturz vom Gerüst sich seiner Vergangenheit plötzlich erinnerte, um alsbald mit seiner braven Frau das väterliche Schloß zu beziehen. Auch hier meint der Dichter das ungläubige Lächeln seiner Leser mit der Bemerkung zu entwaffnen, der Sturz vom Gerüst habe tatsächlich den Erfolg gehabt, den Grafensohn aus einer jahrelangen Lethargie zu wecken. Es fehlte nur noch die Beibringung ärztlicher Atteste! Ob dadurch das Mitgefühl des Lesers für das geschilderte Kuriosum lebendiger ward? Und wenn es wirklich der Fall wäre, ob dieses gesteigerte Interesse seine künstlerische Berechtigung hat?

Der Fehler der beiden genannten Werke ist ihr *Mangel an typischem Charakter.* Ein Kunstwerk vermag uns nur dann zu fesseln, wenn wir uns sagen können: Es *kann* vorkommen und *ist* tatsächlich mit kleinen Aenderungen *mehrmals* vorgekommen. — Wenn ein Staat dem anderen zu einer Feierlichkeit seine Vertreter sendet, so trachtet er jene Leute zu wählen, deren hervorragende Verdienste von der Bedeutung und den Eigenschaften ihrer Nation einen Begriff zu geben imstande sind. Er wählt nicht Schwachsinnige, noch Krüppel oder Kranke, sondern *Typen.* Der Dichter gibt im Kunstwerk einen Auszug des Lebens. Aus seiner Fülle schöpfend, wählt er Gestalten, die von [illegible] einen Begriff geben, Menschen, die [illegible] der Umgebung, aus der man sie heraushob, charakteristisch [illegible] sehr über [illegible], daß sie interessant werden.

Ein Kunstwerk ist nichts anderes als eine Gesandtschaft, eine Vertretung der Wirklichkeit des Lebens, die dem genießenden Publikum – dem „anderen Staat“, von dem wir oben sprachen — einen Begriff von der Größe, Schönheit und Eigenart des Lebens geben soll. Die Doppelforderung an dichterische Figuren, zugleich charakteristisch für eine Mehrheit zu sein und doch über ihr zu stehen, ist gar zu oft nicht begriffen worden. Viele Dichter haben sie als widerspruchsvoll empfunden und sich mit der Berücksichtigung der einen Hälfte begnügt. Lebenswahre Menschen zu zeichnen, schien den einen die einzige Notwendigkeit. So sind wir in den platten Realismus hineingeraten, der uns vor die Frage stellte, welche Erhöhung des Lebensgenusses diese allzutreue Kopie der Wirklichkeit bedeute. Die anderen, von der Forderung des Bedeutenden und Interessanten durchdrungen, entfernten sich von der Lebenswahrheit und bevölkerten ihre Romanwelt mit Fürsten und Königen oder mit wunderbaren Geschöpfen und Erlebnissen, so daß ihr Kunstwerk, sei es durch den Rang seiner Personen, sei es durch ihre Schicksale, sich von den alltäglichen Ereignissen des Lebens genügend abhob. Der Ungebildete hat sich immer von dieser letzteren Karikatur einer an sich berechtigten Kunstforderung angezogen gefühlt, während der sogenannte Gebildete dem Realismus der Bauern- und Fabriksarbeiterromane sein besonderes Wohlwollen zuwandte. Jeder suchte, was ihm fehlte oder am meisten fremd und neu war, ohne daß darum in diesem Falle der Geschmack des Gebildeten dem des Ungebildeten im geringsten überlegen wäre oder sich auf höhere ästhetische Prinzipien stützte. Die Kriminalromane, die Indianergeschichten und Reisebeschreibungen befriedigen dieses Bedürfnis nach der Kenntnis einer neuen unbekannten Welt in für ihre Liebhaber höchst charakteristischer Weise.

Wie aber ist es möglich, die an das Kunstwerk zu stellende Forderung des Typischen und des Menschlich Bedeutenden zu vereinigen? Unmöglich ist es jedenfalls, so lange sie in gröbster Veräußerlichung verwirklicht wird. Es gehört keineswegs zum Typischen, daß man Trunkenbolde und Messerhelden, Hungerleider und Totkranke zu künstlerischen Repräsentanten der Menschheit erhebe; ebensowenig drückt sich das menschlich Bedeutende in Fürstentiteln, in Einarmigkeit, in gebrochenen Schädelknochen und in Geheimpolizistenuniform aus. Die fluchenden oder weinenden zerlumpten Arbeiter sind auf die Dauer ebenso langweilig als die ewig reichen und glückspendenden Grafensöhne, die irgend ein Dornröschen mit ihrem Geldbeutel und ihrer Krone zur Ehe bringen müssen. Nur in dieser völligen Veräußerlichung konnte man in den Begriffen des Typischen und des Bedeutenden einen Widerspruch erkennen. Ihre richtige und gleichmäßige Mischung charakterisiert das Wesen des modernen Kunstwerkes. Ueberwiegt das Typische, so läuft das Werk Gefahr, unbedeutend zu werden und sich über die platte Wirklichkeit nicht zu erheben; überwiegt das Bedeutende, so ist ein Mangel an Lebenswahrheit zu befürchten. Der oft ganz instinktive Takt des Künstlers läßt ihn mühelos die richtige Wahl treffen.

Man wähle nur ein Beispiel aus der Nachbarkunst, um sich über die Natur dieses Verhaltens der Wirklichkeit gegenüber klar zu werden. Ein Blumenmaler wird sich nicht enthalten können, das vor ihm stehende Bukett zu stilisieren. Den Exemplaren, mit denen er zu tun hat, nimmt er in der Nachbildung einige kleine Fehler ab, die ihnen anhaften; er fügt andere Eigenschaften hinzu, die der Gattung eigen sind, aber dem Exemplar fehlen. Ohne daß er gerade ein Prachtexemplar zu bilden beabsichtigt, möchte er doch seiner Blume eine gewisse abgerundete Einheitlichkeit und relative Vollkommenheit verleihen, die sie würdig macht, als Vertreterin ihrer Gattung unter anderen Blumen eine Rolle zu spielen. Ganz so der Dichter bei der Wahl seiner Gestalten. Kunst ist Konzentration. Kunst ist ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit. Darum versucht er, die letztere diskret benutzend, doch den veränderten Umständen Rechnung zu tragen, die mit der Verpflanzung aus der Welt des Tages in die des Scheins gegeben sind. Seine Menschen werden etwas über die Lebensgröße hinausragen, sie werden bedeutender sein als der uns bekannte Durchschnitt, von dem sie sich doch wieder nicht allzuweit entfernen dürfen. Der Leser muß das Gefühl haben, es lohne sich der Mühe, diese Menschen isoliert und aus der Masse zu künstlerischen Zwecken herausgehoben zu haben. Was in der Wirklichkeit am Platz ist, kann in der Kunst oft genug keine Verwendung finden. Man spiele z. B. aus Beethoven'schen Sinfonien gewisse Stellen, die im Zusammenhang erträglich, vielleicht gar schön sind; isoliert wirken sie peinlich und häßlich. So ist auch ein „wirkliches Erlebnis“ für die Kunst nur brauchbar, wenn des Dichters Hand es seiner neuen Umgebung angepaßt und es mit ihr in Beziehung gesetzt hat. Daß dabei die typische Lebenswahrheit nicht aus dem Auge gelassen werden darf, ist selbstverständlich.

III.

Was aber hat das alles mit unserem Roman zu tun? Welche Beziehungen bestehen zwischen den Begriffen der „dichterischen Wahrheit“ und denen des Typischen oder Bedeutenden? Der Uebergang ist nicht schwer. Wir fragten uns eingangs, mit welchem Rechte die Welt des Dichters unsere [illegible] in gleichem Maß in Anspruch nehme wie die Welt der Wirklichkeit, wir fragten uns, ob wir erdichtetem Glück und Elend einen so großen Einfluß auf unser Gemütsleben einräumen dürften, wie es tatsächlich oft geschieht; oder ob die Verfechter der greifbaren Realitäten Recht behalten sollen. Alles kommt hier auf den Begriff der Realitäten an. Wenn uns der Nachweis gelingt, daß auch die Dichterwelt Realitäten und vielleicht höhere Realitäten kennt, so ist unsere Teilnahme für sie glänzend gerechtfertigt. Eben diesen Nachweis wollte das bisher Gesagte erbringen. Strebt der Dichter wirklich danach, einen Ausschnitt des Lebens wahrheitsgetreu zu bieten, und ist er bemüht, uns mit dem menschlich Bedeutenden bekannt zu machen, so hat er unseren Gesichtskreis erweitert und unsere Kenntnis des Lebens bereichert. Wir versenken uns dann aus der Welt des Tages in die der Dichtung, um die Realität des Lebens in ihrem ganzen Umfange und vor allem in ihrer Tiefe besser zu erfassen. Wir scheiden von unserem kleinen und engen Milieu, nicht um in erträumtem Glücke zu schwelgen und dann umso schmerzlicher zu erwachen, sondern um das Wesentliche und Große des Lebens mit der Phantasie zu erfassen und die Misere des Alltags in ihrer ganzen Nichtigkeit zu erkennen. Es ist völlig verkehrt, wenn das Publikum vom Dichter die Schilderung einer Idealwelt erwartet, in die es sich stundenweise hinüberrettet, wie der Opiumraucher, der seine Pfeife anzündet. Sittliche Antriebe zur Förderung des Lebens können von diesen Betäubungsmitteln nicht ausgehen. Anderseits kann aber auch der nach Schönheit und Größe verlangende Leser mit einer Lebensschilderung nichts anfangen, die ihn über sein Milieu gar nicht hinaushebt. Ist es wirklich die Aufgabe des Dichters, den Mitmenschen von der Bedeutung, Tiefe und Größe des Lebens einen höheren Begriff zu geben — und welche andere Mission wollte man ihm zuerkennen? — so kann er das nur, indem er „bei der Wahrheit bleibt“ und doch über die kleine Wahrheitserkenntnis der Dutzendmenschen hinwegschreitet. Wer im Roman nur eine flüchtige Ergötzung sucht, wird des Genre bald überdrüssig werden. Je weiter er sich von dem Alltagsleben entfernt, desto peinlicher wird er auf die Dauer den Abstand empfinden, desto lieber wird er mit der Zeit auf diese Zerstreuungsmittel verzichten, die ihm weder Halt noch Kraft verleihen. Allen, die „keine Romane mehr lesen“ und über alles Literarische die Achseln zucken, wird es so oder ähnlich ergangen sein. Aber die Schuld liegt an ihnen und nicht an den Dichtern. Wer nicht viel sucht, wird auch nicht viel finden; wer keine tieferen Bedürfnisse empfindet, kann nicht erwarten, daß sie gestillt werden.

Der wirkliche Freund und Jünger der Dichtung greift nach seinen Büchern mit dem Verlangen nach dem Leben selbst. Sein Milieu, sein Beruf, sein Charakter, seine Bildung erlauben ihm nicht, ein gewisses Niveau der Lebenserfahrung zu überschreiten. Wie der sprachbegierige Schüler, wenn ihm der Aufenthalt im Ausland versagt ist, sich mit einer Grammatik, einem Uebungsbuch und einem Lehrer begnügt, so greift der künstlerisch interessierte Mensch nach dem Buch als einem Lehrmeister des Lebens. Es verlangt ihn nach Erhebung und Befreiung aus der Alltagswelt, aber es verlangt ihn ebensostark nach Realitäten. Er ist überzeugt, sie in der dichterischen Fiktion zu finden, ebensogut und besser als im Leben selbst. Ein einzelnes Buch, ein einzelner Dichter vermag ihm natürlich nur einen Teil dieser Lebenswahrheit zu geben, aber es gibt für ihn viele Dichter und viele Bücher, die seinen verschiedenen Stimmungen und Bedürfnissen entsprechen. Er genießt sie und bereichert sich an ihnen, um sie mit kräftigen und edlen Entschlüssen zu verlassen und in seiner kleinen Welt das von ihnen Empfangene zu verwerten.

Daß von den zahllosen Dichtern aller Zeiten nur eine verschwindende Minorität dem lesenden Publikum diesen Dienst leisten kann, ist ebenso klar als der Umstand, daß unter den zahllosen Lesern nur eine verschwindende Minorität diesen Dienst verlangt. Aber wozu lesen wir sonst? Ist der Dichter zum Range eines Hofnarren oder eines Schlaf- und Betäubungsmittels degradiert, so verdient er die Verachtung, die ihm die sogenannten Tatsachenmenschen entgegenbringen. Gehen aber von ihm ethische oder ästhetische Antriebe für die Lebensführung aus, so wird man nicht mehr leugnen können, daß er „Realitäten“ bietet, die jene anderen „Realitäten“ handgreiflicher Art zum mindesten aufwiegen. Nicht als ob die Dichter mit diesem erzieherischen Gedanken ans Werk gingen, obwohl auch dieser Fall vorkommen kann. Aber sie werden unwillkürlich diese Wirkungen erzielen, auch wenn sie nur an sich und ihre Vision gedacht haben. Gehen diese Wirkungen nicht von ihnen aus, so haben sie sich von dem Leben entfernt oder sind ihm nie nahe gekommen. Auf das Genre des Dichters, den tragischen oder komischen Charakter seiner Muse, seinen Stoff, seine Methode, seine Nation, Sprache und Zeit kommt es gar nicht an. Typische Lebenswahrheit und tiefere Bedeutung kann in jedem Kunstwerke enthalten sein, und sie kann, falls dem Dichter die Gabe der Persönlichkeit versagt ist, überall fehlen. Dantes „Inferno“, Molières „Tartuffe“, Goethes „Tasso“ sind ewige Werke, an sich unvergleichbar und doch nahe verwandt durch den mächtigen Einfluß, der von ihnen ausgeht, durch den Reichtum, den sie dem Genießenden seit Jahrhunderten [illegible].

IV.

So ist die dichterische Wahrheit als eine Realität höherer Ordnung erkannt. So ist das tiefe, ja leidenschaftliche Interesse, das der Literaturfreund den großen Kunstwerken bezeugt, völlig gerechtfertigt. Es hat nichts Lächerliches, einen gereiften Mann über einen Roman

Tränen vergießen zu sehen, und der Schauspieler, der von Hekubas Schicksal so heftig ergriffen wird, ist unserer Hochachtung und Bewunderung sicher. Was uns in der Kunst anzieht und fesselt, ist das Leben selbst in seiner gewaltigen Größe. Ein Kunstwerk, das in uns nicht den Eindruck hinterläßt, die elendeste und furchtbarste Existenz enthalte gleichwohl heroische Momente, die es mit Glanz und Schönheit erfüllen, kann unmöglich von besonderer Bedeutung sein. Wenn wir Kunst genießen, wollen wir zwar nicht vom Häßlichen und Traurigen befreit sein, wohl aber wünschen wir, alles Kleinliche und trotz seiner Erbärmlichkeit uns täglich Herabziehende einmal zeitweise los zu werden. Wir fliehen in der Kunst nicht aus dem Leben, sondern wir verlassen auf einen Augenblick unseren kleinen Lebenskreis, um uns zu überzeugen, daß er ein Stück des größeren und höheren Ganzen ist, dem zuliebe wir unsere Kräfte verbrauchen und auf dessen Förderung wir unser Streben richten.

Der Bergsteiger, der das Tal, langsam zur Höhe ansteigend, verläßt, weiß wohl, daß er morgen Abend wieder zurückkehren wird. Er weiß aber auch, daß er auf dem Gipfel über viele Täler hinwegsehen und auf Augenblicke eine ganze Welt beherrschen wird. Dieses Hochgefühl, das er periodisch durch eine Willensanstrengung in sich nun erzeugt, empfindet in ähnlicher Weise der genießende Kunstfreund. Die Flucht aus der Welt ist für beide nur ein Umweg zur Rückkehr in die Welt, ein Austausch der kleinen Alltagsrealität gegen die große Lebensrealität, die ihnen die Kunst enthüllt und die allen denen verschlossen zu sein scheint, welche in der Dichterwelt nur Traum und Trug erblicken können. Wir bedauern solche Blinden, aber wir streiten mit ihnen nicht mehr über Licht und Farbe.

La Tour-de-Peilz. Ed. Platzhoff-Lejeune.

Ferdinand Kürnberger.

Zum fünfundzwanzigsten Todestage.

Der Name Ferdinand Kürnberger, zu dessen Lebzeiten gerade gefürchtet genug, ihn von unmittelbarer Wirkung und Macht über sein Vaterland auszuschließen und den Mann arm, vereinsamt und wohl auch verbittert enden zu lassen, ist gerade stark genug, nach Jahren der Vergessenheit mächtiger und bedeutender aufzukommen. Mit dem immer heftigeren Aufleben des Zornes und der Erbitterung in Oesterreich gewinnt auch er seine ganze Würde, der Oesterreichs zornigster und bitterster Schriftsteller war. In diesem Oesterreich der frommen Malkontenten, der mißvergnügten Hofräte und der zahmen „Raunzer“, in dieser Monarchie „temperiert durch Seiner Majestät allergetreueste Majestätsbeleidiger“, in dieser Bevölkerung, deren „asiatische“ Gemütlichkeit Kürnbergers hellsten Aerger aufreizte, war allerdings bei der eitlen, selbstgefälligen, wienerischen Schlamperei des Gefühls eine solche Stimme ernsten Leidens und tragischen österreichischen Pathos sehr peinlich.

Nimmt man die ewig lästernde österreichisch wienerische Gemütlichkeit beim Wort und verlangt von ihr die notwendige Konsequenz ihrer Unzufriedenheit: das eigene öffentliche sittliche Verhalten und Tun, so wird sie recht ungemütlich und wendet sich gegen den Narren, der sie ernst genommen. Oesterreich hätte nicht sein müssen, was es war und ist, um den Mann, der sein und seines Landes Leben in Wahrheit und Ernst gestalten wollte, mit der ganzen Macht bedrohter Gemütlichkeit beiseite zu schieben. So fristete der größte politische Schriftsteller Oesterreichs in seinen letzten Jahren sein Leben von einem monatlichen Salar, welches er dafür erhielt, daß er täglich zwei Stunden mit einem vernagelten ungarischen Grafen Schach spielte. Die Ursache seiner „Unverträglichkeit“, wie man seinen Charakter zu nennen beliebte, entnimmt man deutlich seinen kräftigsten Aufsätzen über die Heuchelei, Verlogenheit, Bestechlichkeit des damaligen Börsenliberalismus und seiner Presse. Der „Börsenliberalismus“ – ein spezifisch österreichischer politisch-wirtschaftlicher Parasitismus auf dem Staatskörper [illegible] – ist uns, wenngleich arg abgeblaßt, erhalten geblieben, aber ein Kürnberger fehlt, und es gibt nur wenige seiner „Unverträglichen“ mehr. Und da eben die Entwicklung der österreichischen Dinge ihm tausendmal recht geben, da man gerade [illegible] heute durchschaut, wo er doch eben bloß den Beginn eines weltbürgerlichen Prozesses erlebte, heute da eben diese Gemütlichkeit zwar ihre [illegible] nicht abgelegt hat, welche im Besitz der ganzen Bevölkerung liegt, aber mit allen Mitteln abgewirtschaftet, die Macht [illegible]

[illegible]

äußeren Wert der tatsächlichen Vollendung geben kann. Kürnbergers Dichtungen, eine große Zahl von Dramen, Romanen, Novellen, sind nur zum Teil bei seinen Lebzeiten veröffentlicht worden, und nach seinem Tode brachten die Verwalter seines Nachlasses bei dem geringen Interesse nur zögernd manches Unbekannte und Ungedruckte heraus. Vielleicht ist noch heute Wertvolles ungedruckt, insbesondere Briefe, die gewiß Bedeutendes enthalten, und der einzige, wahrhaft wertvolle und innerlich ein dichterisches Lebenswerk abschließende, wenn auch altmodisch komponierte und phantastische Roman „Das Schloß der Frevel“ ist erst kürzlich von Karl Rosner herausgegeben worden (bei H. Seemann Nachfolger). Als Dichter ist Kürnberger immer beengt und ein bißchen unfrei durch den Zwang der Form, der sein reicher und beweglicher Geist, von der kleinen Arbeit des Feuilletons her an das freie Schweifen gewöhnt, immer wieder entwischt. Sein Stil, kritisch und polemisch so gedrungen und handfest, wird in der Freiheit der poetischen Betätigung zerfahren, macht die reizendsten Seitensprünge, geht den anmutigsten Einfällen nach, hebt aber zugleich alle Grenzen und alles sichere Gefüge der Komposition auf. Seine Erfindung, ziemlich reich und jedenfalls voll Laune, bleibt nie auf die künstlerisch psychologische Entfaltung von Charakteren, auf einfachvolle Menschengestaltung gerichtet, sondern macht die Schicksale dieser poetischen Figuren zu Schachzügen um eines Einfalls, einer Kombination willen. Am anmutigsten erscheinen darum jene kurzen Novellen, welche eine willkürliche dialogische oder sonst scherzhafte Kombination von Einfällen selbst zum Gegenstand haben, oder welche — und das führt auf die erzieherische Grundbegabung Kürnbergers zurück — irgendein moralisches Problem mit einer gewissen Wendung ins Humoristische zu Ende denken und in der Handlung einen Charakter mit gleichsam väterlich fester Hand durch manche Klippen erzieherisch führen. Diese beiden Behandlungsarten, die kombinierend-humoristische und die sittlich-moralisierende, werden besonders durch ein Motiv unterstützt, welches eben wie im Leben so auch im Schaffen den Dichter Kürnberger treu begleitete: die Sorgen des täglichen Daseins. Die Geldnot, die Roheit der Welt in solchen Geldsachen, die peinlich-lächerlichen Imbroglios um ein paar Heller und zugleich die Ueberlegenheit eines freieren und feineren Geistes über derlei Geringfügigkeiten bilden seinen vertrautesten, immer wieder variierten Gegenstand. Manche Novellen dieses Inhaltes, so eine ganz reizende aus dem Leben des Don Juan-Librettisten Da Ponte, mit dem er sich gerne beschäftigt, erinnern in ihrem entzückenden Spiel mit den kleinen Kümmernissen an Tiecks beste Novelle „Des Lebens Ueberfluß“. Und zur höchsten poetischen Kraft, leider aber nicht zu reifer tragischer Wirkung wird dieses Motiv der Geldkalamität gesteigert in seinem besten Drama „Firdusi“, welches eine Szene von wirklicher dramatischer Gewalt enthält. Enttäuscht und von Gram gebrochen durch seines Sultans Mahmud Wortbruch (statt versprochener zwanzigtausend Goldtomans läßt ihm der Sultan für die Vollendung seines Heldengedichtes zwanzigtausend Silbertomans reichen), dichtet der Sterbende ein Zorngedicht gegen seinen Herrn. Und als der reuige Sultan heimkehrt und bei Firdusis Leiche steht, nimmt das Volk, gegen ihn empört, Partei für den Toten. Der Sultan spricht die Menge an und die beiden Männer, an die er sich wendet, antworten ihm. Und jeder sagt eine Verszeile des berühmten Trotzgedichtes. Wie diese stolze Stimmung des Zornes und der Verachtung, dem Unmut des Einzelnen entnommen, mit ihrer inneren Gerechtigkeit und dichterischen Wahrheit das ganze Volk ergreift und aus dessen Mund unpersönlich und darum weit schärfer treffend, dem Herrscher entgegenschallt, das ist ein ganz großer dichterischer Einfall. Uebrigens wurde der „Firdusi“ noch bei Lebzeiten Kürnbergers, als das einzige seiner Dramen, in München aufgeführt und fiel mit allen äußeren Ehren durch. So gerecht also das Interesse derer, die Kürnberger kennen, auch an seinem dichterischen Schaffen ist, so schwer dürfte seine poetisch sozusagen nicht ausgeblühte Natur den heutigen Geschmack befriedigen. Erst wer den politischen und literarischen Kritiker Kürnberger kennt, wird auch spüren, was der Dichter nicht ganz ausleben und aussagen konnte, und wird auch in seinen schaffenden Gebilden den [illegible] Geist schätzen, dem der künstlerische Ausdruck eine [illegible] Not war, der das wirkliche Leben eines ganzen Volkes, einer ganzen Nation, den politisch-historischen, sozialen und wirtschaftlichen Aufbau unserer Welt mit der Intuition eines Dichters [illegible] sah. Eben sein politisches Pathos und die [illegible] Beziehung hinderten ihn an der ausschließlichen und [illegible] Sorgfalt des poetischen Schaffens, welche geringeren [illegible] ihrer Zeit den Ruhm [illegible] Gelingens gebracht hat.

[illegible] von Aufsätzen ist Kürnbergers eigentliches [illegible] enthalten, in ihnen steht dieser ganze Mensch breitspurig, [illegible] Zukunft gewillet vor uns. Die „literarischen [illegible] die „Siegelringe“ seine politi[illegible] Beide Bücher ergänzen einander, [illegible] verbinden. Kürnberger erkannte [illegible] und Verstandes die Kunst als wahrste [illegible] und politischen Lebens der Zeit, und dieses [illegible] Ursache aller Kultur und [illegible] des Wesens, ein natur[illegible] seinen wahren Instinkten über[illegible] ihm somit als Grundbedingung

gesunder Lebens- und Kunstentwicklung. Ihn zu sichern und wenigstens begrifflich, wo nicht tatsächlich herzustellen, ist die Aufgabe des Kritikers. Das Kunstwerk ist in diesem Sinne ebenso ein tiefes politisches und sittliches Ganzes, wie eben alles, was das politische und sittliche Wesen des Menschen, der Nation erzeugt. Dieser reine Zusammenhang mit der wahren sittlichen Welt wird immer wieder getrübt und die Gedanken nehmen durch allerhand Verderbnisse verkümmerte und entstellte Formen an. So hebt die Sammlung seiner kritischen Arbeiten mit einigen trefflichen Angriffen gegen die allgemeinste und darum dem Verkommen am meisten ausgesetzte Sprache der Zeitung an. An Stelle des Scheines der Stärke, an Stelle der Phrase, die den Gedanken verdirbt, setzt er die wirkliche Kraft der Rede, das tatsächliche Gegeneinander der Ideen. Ueberall spricht der politische Denker mit und der wohlunterrichtete Kenner aller Zeiten und Entwicklungen deutschen Lebens, am anmutigsten vielleicht in dem reizenden Aufsatz, der sich mit der damals besonders beliebten, vornehmtuerischen Germanistenliteratur auseinandersetzt, welche in den landläufigen Schiller-Biographien den Dichter über das Anerbieten Schweinfurths lächelnd zur Tagesordnung übergehen läßt, eine Ratsherrenstelle anzunehmen und ein Stadtkind zu heiraten. „Daß ich es nur gestehe, Städte, welche unruhigen Stürmern und Drängern ihre ehrenvollsten Magistraturen anbieten, wüßte ich selbst heute noch, anstatt mit dem ehrlichen Namen Schweinfurth, höchstens — anonym zu nennen, nämlich gar nicht. Und es wäre doch heute! Unser gepriesenes Heute, wo jede Stadt bereits ihren bronzenen oder marmorenen Schiller haben muß und wo die begeisterten Ansprachen und die donnernden Hochs den Kultus des Genies zum Gemeingut aller Köchinnen gemacht haben. Ach das arme, ehrliche Schweinfurth ohne Sänger, Turner, Schützen, Festreden, Ehrendiplome, begeisterte Ansprachen und donnernde Hochs, ohne Holzschnitte, Illustrationen, Galerien berühmter Dichter und Zeitgenossen, kurz ohne dem Souffliertasten unserer ganzen modernen Reklame, der so wunderbar akustisch gebaut ist, der für jedermann denkt und fühlt und geistreich und gebildet ist — das Schweinfurth des vorigen Jahrhunderts mußte den bronzenen Schiller noch aus Haut und Knochen herausfinden, mußte die zwölf Bände Schillers noch aus dem ersten und zweiten erraten und mußte das alles mit eigenen Augen, mit eigenen Köpfen und Herzen, nicht mit abonnierten, illustrierten, festierten und toastierten, sondern nackt und bloß, wie Herkules in der Löwenhaut, der die zwölf Arbeiten tut ohne Dampfmaschinen und Aktienunternehmung. Allen Respekt vor jenem Schweinfurth! Mitten in der Zopf- und Perrückenzeit ein kleines Reichsstädtchen, an keiner Weltstraße liegend, stagnierend in alten Sitten, bemoost und scheinbar verrottet, seinem ganzen Zustand nach auf Gewohnheit, Herkommen, Einfalt und Mäßigkeit hingewiesen, kurz auf Konservieren, nicht auf Initiative, ein dunkles Bürgertum, nicht weltmännisch gebildet wie Leipzig und Frankfurt, sondern einzig vom Safte einer kleinen Lokalwurzel zehrend; dieses Städtchen tritt dem Augustenburger und Karl August, tritt den Herzogen und Großherzogen vor, hält zuerst unserem Nationaldichter die freie Bürgerhand hin — schlag' ein! Sei der Uns'rige! Sei unser Mitregent! Ich kann das nicht nur nicht lächerlich finden, es fehlt wenig, es fehlt sogar nichts, daß ich es groß und erhaben finde ...“

Mit dieser unverwandten Kraft volksgemäßer, einfacher Gesinnung, mit dem Scharfsinn unfehlbarer Dialektik und einer göttlichen Lust an zornigem Spott und immer das Schaffen am Dasein messend, Kunstwerk und Persönlichkeit immer auf Leben, Staat, Zeit rückbeziehend, behandeln diese literarischen Aufsätze alle die Angelegenheiten, die damals auf der ästhetischen Tagesordnung standen, aber in solcher hinausdeutenden und weiterdenkenden Weise, daß sie ebensogut zur heutigen Tagesordnung, überhaupt zu jeder ernsthaften Betrachtung literarischer Kulturarbeit gesprochen sind. Da werden die Prozesse gegen österreichische Hofrats- und Scheinpoesie à la Halm, gegen dilettantische Uebersetzer, gegen die Denkmalwütigen ausgetragen, zugleich aber die feinsten, in tiefste psychologische Auswertung führenden Analysen über Künstler und Kunstwerke gegeben, von denen nur etwa jene über Gottfried Kellers „Sieben Legenden“ und Claude Tilliers „Mein Onkel Benjamin“ genannt seien. Eben diese beiden zeigen, wie tief auch gerade das subjektive Wesen des Anschauenden, die bewußteste persönlich politische Meinung in das fremde Kunstwerk eindringen kann, ist nur der Betrachter selbst des betrachteten Werkes würdig. Wie Kürnbergers antirömische, antikatholische, antikirchliche Voraussetzungen gerade diese verwandten Züge dichterischer Weltkritik in den Keller'schen Legenden, in Tilliers scheinbar so behaglichem, aber doch so bitterem und pathetischem Humor, spüren und aus ihnen neuerdings mit nachschaffender, genialer Energie das ganze Kunstwerk aufwachsen lassen, das gibt Meisterstücke analytischer Leistung und selbständigen künstlerischen Vermögens zugleich. In seiner Kritik fremder Kunstwerke offenbart sich am besten der schöpferische Künstler Kürnberger, wie es denn noch nie einen wahrhaft großen Kritiker gegeben hat, an dessen Kritik produktive Schöpferkraft nur mittelbar allerdings, aber doch keinen Anteil gehabt hätte, so daß man künstlerische Gestaltungsfähigkeit immer wieder als Voraussetzung fruchtbarer analytischer Betrachtung der Kunst ansprechen darf.

Drei Arbeiten aus diesem Zusammenhange führen aber unmittelbarer als die anderen auf Kürnbergers politischen Weg und zu Einsicht in seine politischen Gedanken und Gefühle. Das sind die kurz vor und nach Grillparzers Tod geschriebenen über „Oesterreichs Grillparzer“, „Dichter und Welt“ und „Grillparzers Lebensmaske“.

Grillparzer, geboren wenige Monate nach Maria Antoinettens grausamer Hinrichtung, welche in Oesterreichs politischen Traditionen furchtbar nachbebte, Grillparzer, bestimmt, ein großer deutscher Dichter zu werden, wurde eben in dieser Tradition „nur Oesterreichs Grillparzer“. „Wort und Begriff Jakobiner wurde zum Entsetzen Oesterreichs und alle Rückwärtsstrebenden deuteten auf das Blutgerüst, welches die Tochter Oesterreichs bestiegen, und sagten sophistisch: Seh't das sind die Wege der Aufklärung. Während die Denkenden in Deutschland selbst aus den Greueln der französischen Revolution deren Fruchtbares und Weiterwirkendes zu entnehmen und zu entwickeln wußten, blieben die Oesterreicher vor dem ihnen persönlich, in ihrem familiären dynastischen Empfinden angetanenen Schimpf fasziniert, und so „war es möglich, Oesterreich aus dem Kulturgarten Deutschlands heraus in die Steppen Kleinrußlands zu führen.“ In der ganzen Kulturgeschichte bedeutet Grillparzer „die Scheidung Oesterreichs von Deutschland“. „Betrachten wir sein großes dichterisches Vermögen und das Datum seiner Geburt, so ist er josefinisches Reis, bestimmt, josefinische Früchte zu tragen. Aber das Reis wuchs in umgekehrter Richtung. Es wurde nicht der Ausläufer Josefs, es wurde der Anfang Metternichs. Die Kraft trug nicht Kraft, sondern Selbstbeschränkung, Selbstverleugnung, Entsagung. Was seiner Dichtweise den rätselhaften Charakter aufprägt, das ist die merkwürdige, vielleicht einzige Erscheinung, daß seine Helden starke Leidenschaften, aber schwachen Willen haben. Medea, Ottokar, seine bedeutendsten Typen fangen an wie leidenschaftliche Jakobiner und enden wie willensschwache Girondisten. Es ist in seiner Poesie etwas wie eine reuige Revolution, wie eine Revolution auf der Umkehr. Seine Poesie fängt an mit deutschem Verständnisse der Zeit und endet mit österreichischer Abwendung von der Zeit.“ Und sein Vaterland ging aus deutschem Wesen über in europäischen Schein. „Man schämte sich, russisch zu sein, man haßte es, deutsch zu sein. Einzige Auskunft — überhaupt nicht zu *sein*, sondern zu *scheinen*: Die Theoretiker fabulieren noch immer von unserer Mission, Kultur nach Osten zu tragen, wir, die „praktischen Staatsmänner“ aber, fühlen die Mission, Kultur vom Westen abzudämmen. Natürlich dürfen wir diese Mission nicht eingestehen, natürlich dürfen wir jene Mission nicht ableugnen. Also Schein her! Schein und wieder Schein! — Schiller, Goethe, Lessing, Shakespeare — klassisches Repertoire: man kann es leider nicht entbehren, denn man muß deutsch *scheinen*. Fatal ist's nur, daß diese Racker die Unart haben, zu *sein*; wenn man mit ihnen *scheinen* will, so schlagen sie einen gleich tot. Was wir brauchen, das ist etwas Oesterreichisches, „Vaterländisches“, denn wir sind „eigentümlich“. Also Grillparzer! *Unser* Grillparzer. Hm! Ganz gut. Zum *Schein* nach außen vortrefflich; aber zum Hausgebrauch, unter uns gesagt, doch auch noch zu klassisch, nämlich wesenhaft. Aber es ist ein loyales, unschuldiges Wesen. Und doch ein Wesen! Verständigen wir uns über den feineren Begriff. Loyal ist nicht die Fähigkeit, die uns dient, sondern die Unfähigkeit. Numero sicher ist nicht die Kraft, die sich demütigt, sondern die Unkraft.“

Man erkennt, wie sicher und gerecht die Tragödie, die österreichische Tragödie: Grillparzer hier aufgezeigt ist. Er, der loyalste, frömmste, treueste Monarchist in einer Zeit allgemeinen Freiheitsinstinkts, wird trotz aller Anhänglichkeit eigentlich gehaßt. Er bleibt links liegen — „unser Grillparzer“. Und nach seinem Tode schrieb Kürnberger die unvergeßliche Abrechnung mit Grillparzer, die glühendste, ergreifendste, die gerechteste, „Grillparzers Lebensmaske“. Wie Moses sei er von Gott berufen gewesen, aber er habe seine Aufgabe zurückgewiesen. „Und das ist die Lebensmaske Grillparzers: ausgesandt als ein flammendes Gewitter, um die Luft Oesterreichs zu reinigen, zieht er über Oesterreich hin als ein naßgraues Wölkchen, am Rande mit etwas Abendpurpur umsäumt. Und das Wölkchen geht unter!“ ... „Seine starken Leidenschaften, seine großen Fähigkeiten rufen ihm zu: Schicke Plagen über Aegypten! Tritt hin vor Pharao, sprich für dein Volk, führe es aus ins gelobte Land! Dein ist diese Aufgabe, du bist der Rächer! Keiner hat ein tieferes Fühlen, keiner ein stärkeres Können. Oesterreich wartet auf dich! Aber in einem Winkel seines Herzens fängt nun der Oesterreicher selbst zu seufzen und zu lamentieren an: Herr schicke einen anderen! Ich fürchte mich. Ich liebe den Frieden. Ich will meine Ruhe. Was können wir, ein Volk von Hirten, wider Albrechts Heere? An meiner Wiege stand das Schafott der Maria Antoinette, als Jüngling sah ich den Erderschütterer Napoleon Kronen verteilen und als Mann sah ich den Wiener Kongreß sie wieder anders verteilen. Was bin ich, daß ich mit den Großen der Erde anbinden dürfte? Ein kleines, niedriges Bürgerkind, abhängig von Fremden und Gönnern, in grauenvollen Familienverhältnissen, welche die Nachsicht des Staates, vielleicht sogar der Gerichte bedurften; wie sollte ich mich unterstehen, zu rebellieren? Ehe ich dem Pharao nur einen Mops töte, hat es schon mir und meinen Nächsten das ganze Glück des Lebens gekostet. Laß mich lieber Pharaos Hofrat werden!' So sprach der weiche, passive Oesterreicher und behielt den Sieg. Grillparzer packte seine großen Fähigkeiten und starken Leidenschaften zusammen, sperrte sie in die Schublade und steckte den Schlüssel sich. Vorsicht ist der Tapferkeit besserer Teil. Versuchen wir's mit dem

besseren Teil. Es ist, als ob sich ein Byron zu einem Matthisson umdichtete. Ein Phänomen ohnegleichen und nur in Oesterreich möglich! Zur Psychologie Oesterreichs ist die Biographie Grillparzers unentbehrlich! Man wird diese Biographie jedenfalls schreiben, aber verdorren soll die Hand, die nicht ihre g a n z e Wahrheit schreiben wird."

Wer wollte sagen, daß Grillparzer hier keinen würdigen Gegner gehabt! Und gerade diese Worte beleuchten den ganzen Komplex von Kürnbergers politischer Willensrichtung und ebensowohl seine individuelle Natur wie seine typische Gesinnung. In den außerordentlichen Männern eines Landes gestattet sich eben die Natur zugleich mit der Ausbildung einer Persönlichkeit, die Lust der Gestaltung eines Typus, nur freilich in der höchsten Klarheit und Vollendung.

Unter den deutschen Oesterreichern, welche die österreichischen Schicksale mitleiden und wieder mitbestimmen, zweigen sich deutlich jene zwei Richtungen ab, welche eben durch die Namen Kürnberger und Grillparzer bezeichnet werden. Die einen — um Grillparzer — sind schlechthin die Oesterreicher, die anderen — um Kürnberger — mit Entschlossenheit, Mut und Sehnsucht, die Deutschen. Die einen sind die Kinder der ererbten, längst entschiedenen, erstarrten, in dauernde Tradition übergegangenen Herrschaftsverhältnisse der vergangenen Zeiten, welche dies heutige und ewig gestrige Oesterreich geformt haben, die anderen sind Stammes- und Rassenmenschen, in denen der Urbesitz gemeinsamer Art stärker als jeder Zufallssitz, Erwerb und gegenwärtige Stellung bleibt. Die einen sind Dienstmannen, hervorgekommen aus einer keineswegs verächtlichen Tradition feiner Zugehörigkeit zu allen wirkenden Mächten, die aus einem Chaos von Einzelbesitzen und zusammengescharrten Gütern mit Begabung, Kunst und Gewalt ein wirkendes Ganzes, einen Staat gebildet haben, die so viele Menschen so vieler Sprachen, Nationalitäten, Vergangenheiten unter einem allgemeinen Begriff der Herrschaft und des Verbandes, ohne Betontheit irgend einer Nation oder irgend einer Stammesfärbung erhalten wollen und müssen. Diese einen sind Dienstmannen dieser Herrscher. Die Habsburger hatten die Aufgabe zu erfüllen, ein halbwildes, disparates, von den verschiedensten Völkern der verschiedensten Entwicklungsstufen durchsetztes Gebiet politisch zu sammeln und gleichsam urbar zu machen. Aus feudalen Besitzteilen und nationalen Fragmenten galt es einen gleichsam objektiven, neutralen Staat, einen gemeinen Rechts- und Wirtschaftsboden zu machen, durch dessen Gefüge allerdings die alten, verklammerten, mehr oder minder geschickt abgeschlossenen Glieder immer noch durchwirkten. An diesen Verklammerungen waren die Beamten als deren Haft und Schutz gleichsam, als das notwendig allgemeine, internationale Dienstelement, als schlechthin staatliche Funktionäre hingesetzt. Ihr Interesse, ihr Amt und auch ihr Brot war bedingt durch ihre sozusagen österreichische Internationalität. Ein anderes verwandtes Medium österreichischen Lebens war das Heer und seine Offiziere. Neben den großen besitzenden Mächten, neben den Feudalherren, deren Garantien in der Monarchie, in den „Erblanden" gegeben waren, sind es also diese Dienstmannen bürgerlich-bureaukratischer und militärisch-hierarchischer Kastenordnung, welche eben jenen konservativen, gewollten, immer wieder betonten, immer wieder angefochtenen österreichischen und allgemeinen Charakter sowohl selbst annehmen, als der Verwaltung, Rechtsprechung, Heerführung rc. im ganzen und einzelnen geben. Dieser „österreichische" Charakter soll zugleich das wahre staatlich herrschaftliche, zentralistische, konservative Verhältnis der disparatesten Bestandteile unter ihrer monarchischen Einheit darstellen. Aber die Kultur von gestern ist der Widerspruch, der Anachronismus, die Barbarei von morgen. Nationalitäten sind keine toten Bestandteile, sondern lebende und bewegte Organisationen, wie tief auch Heer und Amt in das politische und wirtschaftliche Leben eingreifen, niemals läßt sich Heeresorganisation und Bureaukratismus so stark verallgemeinern, daß überhaupt jeder Staatsbürger sowohl aktiv als passiv davon erfaßt wird. Gerade die Beherrschten, aber innerlich unabhängigen, nicht die regierenden und verwaltenden, sondern die regierten und verwalteten, das heißt aber zugleich die produktiven Klassen wahren ihre tieferen Zusammenhänge. Aus diesen Bürgern, Bauern, freien Berufsangehörigen, kleinen Adeligen rc. werden niemals neutrale, national geschlechtlose „Oesterreicher". Und so beginnt nach dem Jahre 1848 der politische Kampf der Nationalitäten. Die ganze Tendenz der Regierungen, der Vertreter des [illegible] „Gesamt-Oesterreich" war immer die, [illegible] daß dieser Kampf nicht nur die einzelnen Nationalitäten gegeneinander führen muß, sondern notwendig auch gegen die als ungerecht [illegible] und [illegible] empfundene „Einheit" des [illegible] Beamten- und Militärstaates. So [illegible] eine Politik der kleinen [illegible] und der [illegible] Ansätzen zur politischen Zukunft [illegible]

[illegible]

unter der Herrschaft seiner Begabung steht. Und seine Begabung gehört Deutschland zu, sein Wunsch jener Einigung aller Deutschen, die der stete Traum unserer Geschichte war und deren reale, d. h. allerdings nicht traumgerechte Entwicklung und Erfüllung die Jahre 1870 und 1871 gebracht. Darum ist er der individuelle und typische Gegensatz zu dem „Dienstmanne", oder wie Kürnberger mit dem ganzen Spott des unbeamteten, wanderhaften, unseßhaften Freimannes ihn nennt, zum „Hofrat" Grillparzer, der eingeordnet war, auch mit seinem ganzen österreichischen Wollen, Wissen und Fühlen in die österreichische Beamten- und Militärordnung des josefinischen Zentralgebäudes „Oesterreichertum". Als Deutscher schlechthin, nicht einmal durch irgendeinen Besitz oder Familienverbindungen an das „Bürgertum" gefesselt, sondern als geistiger Mensch jener Freiheitsschar der freien Arbeiter allein angehörig, die allen Bewegungen voranziehen, durch keinerlei Rücksichten und Aengste gehindert, als deutscher Wandersmann, scheint allerdings seine Existenz anfangs im Dunkel der revolutionären Flüchtlingsabenteuer sich zu verlieren. Nun aber treibt ihn die alte, ewige Menscheneigenschaft der Heimatliebe eben in jenes Oesterreich zurück. Diese Urinstinkte machen die Fessel und zugleich die wahre innere Kraft selbst der freiesten Männer in einem Land aus. Und so wird Kürnberger, freilich in einem anderen Sinne als sein Widerspiel Grillparzer, Oesterreicher. Halb freiwillig, halb unwillkürlich, jedenfalls mit den stärksten Instinkten an diese Heimat gewiesen, Deutscher mit Leib und Seele und wieder Oesterreicher durch Geburt und Heimatgefühl, muß er mit seiner echtesten deutschen Eigenschaft durch alle Kraft des Denkens und Wollens in dem Lande, das, wie es ist, ihm fremd und feindlich bleibt, sich mit geistigen Mitteln eine Heimat schaffen, das heißt, die Möglichkeit, diesen Staat zu bejahen, dieses Oesterreich anzuerkennen und zu ertragen. Er hat keine anderen Waffen als seinen Geist, und keine andere Wirkung als die seiner Worte. Und er nimmt den Kampf auf. In dem Lande, wo ihn das Schicksal wie einen windflüchtigen Samen hingestreut hat, unter vielen Schicksalsverwandten, die aber nicht seine Einsicht, seinen Willen, seine politische Kraft besitzen, in diesem Lande Oesterreich will und muß er leben. Also muß er diesen Staat durch sein Denken bestimmen, er will als Heimat anerkennen, was er als Heimat lieben muß. Gibt ihm auch die Gegenwart keinen Halt und Besitz, nicht Anerkennung noch Hilfe, geht er auch ganz allein gegen alle üblichen und österreichischen, wienerischen und „liberalen" Menschen und Dinge, so steht ein Ganzes, ein staatlicher Ausdruck eines neuen Oesterreich vor ihm. Dazu braucht er allerdings realere Dinge als Worte und Ideen. Kürnberger wäre kein politischer Kopf gewesen, wenn er sich nicht um die wirklichen Zustände und Menschen gekümmert hätte. Zunächst reinigen, den Mist wegschwemmen durch einen ganzen Strom womöglich, im Gedanken einer allgemeinen, politischen, reinen und wahrhaften Zucht der Geister zunächst mit der Zuchtlosigkeit im einzelnen aufräumen, überall den „Schein", der Oesterreichs furchtbarster Fluch ist, aufhellen und in den Köpfen Sinn für die Realität und Notwendigkeit des Tages erwecken! Ueberall die gedankenlosen aber eingerosteten Maschinen von dem lebendigen Organismus eines ganzen Staatskörpers wegheben und dessen freie, produktive Kräfte an ihre Stelle setzen. Selbstbestimmung und Verwaltung, die Ordnung nationaler Gegensätze durch die Nationen selbst, nicht über den Umweg von willkürlicher Gesetzgebung und Administration. Ueberall von den Fenstern dieses Trauerhauses Oesterreich die schwarzen Vorhänge der Kirchlichkeit wegreißen, welche dem Lichte persönlicher Sittlichkeit und individuellen Glaubens den Weg versperren, dem Lichte, welches zugleich Wahrheit, Ordnung, Fruchtbarkeit und Möglichkeit der Befreiung und Einigung bedeutet!

Setzt man so abstrakt die Gegenstände seiner Betrachtung her, vom Einzelnen absehend und von der mächtigen Dialektik jedes Themas und Einfalles, so kommt etwa ein Programm heraus, das dem ursprünglichen, reinlichen Programme des Liberalismus verwandt scheint. Den Schein dieser Verwandtschaft hat ja Kürnberger, dem es um den Namen nicht zu tun war, akzeptiert, und seine ganze Kritik führt er immer als „wahrhafter Liberaler". Aber wie es schon mit der Wahrheit geht, daß sie bei einem weitdenkenden Menschen gegen jedes Programm zielt und jede Zielscheibe mit ihrer Kraft durchbohrt, keiner hat im einzelnen eine so vernichtende Kritik des Liberalismus geleistet wie Kürnberger. Und dies zu einer Zeit, wo der Liberalismus in Oesterreich seine kurze, ephemere Sommerblüte hatte. Ja man kann sagen, die bedeutendste und unsterblichste Leistung Kürnbergers, des „wahrhaften Liberalen", ist die [illegible] Verachtung des Liberalismus gewesen. Freilich handelt es sich nicht um den theoretischen Liberalismus der [illegible] Philosophen, eines Buckle und Lecky, denn [illegible] Weltanschauungen solcher Art sind quasi künstlerische Konzeptionen von so bedeutender Schönheit an sich, daß sie [illegible], keine Widerlegung im strengen Sinne [illegible]. Dem politischen und selbstschöpferischen Kopf geht es [illegible] um Ideen vor allem nicht um die anderer, sondern um die Art, wie sie Ideen in Praxis umsetzen, wie Personen mit Ideen [illegible], wie sie sie in das Gegenteil verkehren [illegible] Gemeinheit ohne Schwie- [illegible] wie der Parteimann der wirtschaft- [illegible] zum Schutzer und Nutznießer der Aus- [illegible] zur Verbreitung von Bildung.

von politischen Ideen und allgemeiner Kultur, in den Dienst schmutzigster Spekulation geht u. dgl.

Das ist kein „persönlicher“ Kampf, als was er so gerne von den persönlich Getroffenen ausgeschrieen wird, sondern der sachlichste, der sich allerdings weder durch die gewohnten Phrasen, noch durch die Fesseln bestimmter Richtungen und Ideen von der Sache abbringen läßt, um die es sich vor allem handelt: Reinigung des allgemeinen Lebens. Sprechen wir von politischen Zielen und Begriffen, von Freiheiten und Neuordnungen erst, nachdem wir den Boden gesäubert haben, auf dem wir stehen, reinigen wir unsere Kräfte und unsere Gesinnungen, unsere Parteien und alle die Gebiete, wo wir mit unseren Ideen uns messen wollen, zunächst einmal von dem parasitischen Schmutz, der hier unter dem asiatischen Schein eines modernen Staates und eines freien Wirtschaftslebens doppelt stark und schrecklich gewachsen ist!

Das wird das Programm, die Arbeit Kürnbergers, seine polemisch-pamphletistische Leistung, die noch heute nicht erschöpft ist, vielmehr ebenso trost- und hoffnungsarm wie damals, eben dort wieder aufgenommen werden muß, wo er sie ließ. Er ist jedenfalls so reich, daß über jeden Anlaß einzelner Kritik und friedlichen Angriffes sich ein weiter Horizont von Bildung und schöpferischer Geistigkeit öffnet, der eben hinter jedem Thema, das einen fatalen Einzelfall behandelt, die tiefe sittliche und politische Idee zeigt, der der Angriff dient. Die Themen der „Siegelringe“ umfassen eben, wie die der „Herzenssachen“, die literarische, so ihrerseits die politische Tagesordnung Oesterreichs, und mehr noch als jene ist diese noch heute nicht abgesetzt. In Oesterreich reiten die Toten langsam und man muß zu den Mühlen Gottes ein großes Vertrauen haben, wenn man in Oesterreich an ihre sichere Arbeit glauben will.

So geben die allgemein österreichisch-politischen Feuilletons aus den „Siegelringen“ eine noch heute ebenso giltige Kritik der österreichischen „Verfassung“. Jedes einzelne ist vielmehr ein Notruf nach einer Verfassung. Und so logisch und folgerichtig ist das politische Denken und Gewissen Kürnbergers, daß er, der als Deutscher der notwendige Einheitsmann und Zentralist selbst diese Grundanschauung, diesen politischen „Glauben“ verläßt, wenn er ihm nicht mehr sicher, verläßlich, möglich erscheint. Die Schläge der Ereignisse, der Aufstand von 1848, die ungarische Rebellion und ihre Niederwerfung mit russischer Hilfe, das Jahr 1859 in Italien, 1866 in Oesterreich, die ungarische Krise und der 1867er Ausgleich, jedes einzelne, das im Sinne einer willenskräftigen, eines Gedankens fähigen Politik hätte genützt werden können, führte nur tiefer in die kopflose Verwirrung. So ist um den hohen Preis der österreichischen Staatsexistenz, des bloßen, hingefristeten Lebens die ganze deutsche Nation in Oesterreich zerrissen, ein einheitlicher Verwaltungskörper jeder Nationalität zum Futter hingeworfen, die Möglichkeit einer ehrlichen Zusammenfassung bei ehrlicher Anerkennung der Volksrechte versäumt, jede innere Krise mit äußeren Niederlagen, jede äußere Niederlage mit neuen inneren Eruptionen bezahlt worden. Und statt ein neues haltbares Gewebe zu schaffen, arbeiten politische Flickschneider an dem zerfetzten und löcherigen Mantel, der, einstmals ein reiches Prunkgewand, einen gesunden Staatskörper, jetzt kaum mehr die primitivsten Blößen deckt.

Dies konkrete, politische Denken führte Kürnberger auch zur heftigsten, vielleicht allzu betonten und gelegentlich ungerechten Parteinahme gegen alles Französische und alle Franzosen im Siebziger Jahre. Als Deutscher und vor allem als Deutscher in Oesterreich mußte er die endliche Einigung Deutschlands, den Triumph der germanischen Kultur, das Pflücken ihrer reifen Frucht als eigenste Sache anschauen und darum auch als Vorstoß und Vorbedingung zu einer Befreiung und Erhebung der Deutschen in Oesterreich. Wie weitblickend dieses eingeborene, unverletzbare Nationalgefühl war, beweist eben der Kontredampf, der von Regierungs wegen und in der ganzen „neutralen“ österreichischen Politik pro foro interno gegeben wurde. Wären die Deutschen in Oesterreich damals noch einer wahrhaften Volksbewegung mächtig gewesen und nicht die sinnlosen, törichten, politischen Ideologen, welche immer nur in Phrasen und in politischen Schachzügen denken, statt in realem Tun, hätten sie damals statt ihrer liberalen Programmantithesen: hier der Junker Bismarck — dort die französische Freiheit, die Augen im Kopfe gehabt und diese allerdings geheimen und nicht laut geäußerten prinzipiellen Bedenken zum Teufel geworfen und ihre populäre politische Retterbewegung damals gemacht, in einer Wendung wäre vielleicht noch einmal eine Macht des österreichischen Deutschtums zurückgewonnen worden, die durch diese ohnmächtige Prinzipienreiterei niemals mehr erreicht werden kann. Kürnberger hatte diesen Instinkt und die Sprache dafür, eine Sprache, schärfer, grausamer, rücksichtsloser, vernichtender, als selbst die reichsdeutschen Politiker sie je anwandten. Es war das Fieber einer österreichischen Hoffnung neben einer deutschen darin.

Genug! Man müßte das Buch ausschreiben, den Reichtum und die Kraft, die Bedeutung und Fruchtbarkeit des politischen Empfindens, des nationalen Trieblebens in Kürnberger völlig auseinanderzulegen. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß er der erste und der letzte große Schriftsteller in diesem Sinne einer radikaler, deutschen, national bewußten, freiheitlichen österreichischen Politik war, daß er weder zum Sklaven der Freiheit herabsank, der das Gefühl für die notwendigen Verhältnisse zwischen Herrschaft und Beherrschten verlor, noch ein Abhängiger der Machthaber wurde; nicht einmal ein Gefolgsmann seiner Partei wurde er. Er allein war eine Partei und ein Programm. Heute stehen die Dinge allerdings um vieles trüber und dunkler, aber immerhin noch so vor der Endentscheidung wie damals, als Kürnberger schrieb. Immer deutlicher ist die Frage der Rasse und Nationalität der allgemeinen Freiheitsfrage entgegengetreten, was bei ihm noch neben- ja miteinander gehen konnte, steht heute gegeneinander, natürliche Verbündete gegen gemeinsame Feinde sind einander fremd geworden und mehren die Verwirrung. Immer schärfer werden die Nationalitäten alle und natürlich auch die deutsche von dem gemeinsamen Boden des bestehenden Staatswesens weggedrängt, ohne sich irgendwo ein Land der Wünsche bereiten zu können, die wirtschaftliche Korruption ist mit der allgemeinen Steigerung wirtschaftlichen Lebens so allgemein geworden, so sicher ihrer Sache, daß kein öffentliches Schamgefühl mehr der Schamlosigkeit Halt zu gebieten scheint. Kürnberger konnte noch von der Presse eine Aufgabe wahrer Kulturförderung, kritischer und künstlerischer Leistungen erwarten und verlangen. In den entscheidenden Dingen hatte sie noch Gesinnung, Entschlossenheit, Willen, Talent; heute scheinen die wenigen Schriftsteller unter den Zeitungsschreibern ausgehungert zu werden oder auf den Aussterbeetat gesetzt zu sein, eine Sippe von undeutschen, hausierermäßig denkenden und handelnden Reporterseelen umlagert die Stellen, von denen Geschmack, Meinung und Begabung zu einer Allgemeinheit zu sprechen hätten.

Heute bestünde für einen Kürnberger kaum mehr die Möglichkeit und primitivste Gelegenheit des Wirkens. Und es scheint, daß die Dinge reif sind und kein Kritiker, kein Held reinen Wortes und Willens kann an ihrem letzten Schicksal mehr etwas ändern. Die Kürnbergersche Lebenstragödie, seine so ganz individuelle und zugleich typische Schriftsteller-Erscheinung wird eben im scharfen Lichte heutiger Zustände, unter der schaurigen Luft dieses österreichischen „freien Falles“, so heroisch bedeutend, daß sein Name schon die Erinnerung an eine letzte schöne, bei aller Bitterkeit und allem Zorn im Grunde freudige Erscheinung Wiens weckt. Der Name Kürnberger wird zu einem allerdings schon fast mythischen Symbol eines wahrhaft reinen österreichischen politischen Geistes und deutschen Künstlers.

Otto Stoeßl.

Theodor Fontane als Kritiker.

Viele dürften sich noch des Aufsehens erinnern, das die Feier von Theodor Fontanes siebzigstem Geburtstag am 30. Dezember 1889 im literarischen Deutschland machte. Man stand damals gerade im heftigsten literarischen Kampfe; die Jungen hatten allen Alten, von Schiller bis auf Paul Heyse, die Freundschaft gekündigt; der Gegensatz der Generationen schien unüberbrückbar. Da wurde auf jenem Bankett der alte Fontane von der Jugend auf den Schild gehoben und als ihr Führer proklamiert ... Wer war dieser Alte? fragten sich viele, auch literarisch gebildete Männer im Süden und in Oesterreich. Denn es ereignete sich bei der Gelegenheit auch die andere — nicht allzu seltene — Merkwürdigkeit, daß der Name des verdienten Dichters erst durch diesen Lärm der Jugend weiteren als den Berliner Kreisen bekannt wurde. Fontane war mit seinen Balladen und Romanen, mit seinen Wanderungen in der Mark Brandenburg und den Kriegsberichten von 1864, 1866 und 1870 bis dahin ein so spezifisch preußischer Dichter und Schriftsteller gewesen, daß man ihn auswärts kaum dem Namen nach kannte. Erst später wuchs er sich zu einem nicht an die Scholle gebundenen Dichter aus, so wie sich auf politischem Gebiete der Preuße in den Reichsdeutschen verwandelte. Dann ward Theodor Fontane wohl der erste von unseren älteren Erzählern, der mit reifer Einsicht die vom Ausland erhaltenen Anregungen des Naturalismus und der Gesellschaftskritik (in „Stine“, „Irrungen — Wirrungen“) verwertete; nachdem er die Siebzig längst überschritten hatte, schrieb er „Effi Briest“, den schönsten Ehebruchsroman, den wir wohl seit den „Wahlverwandtschaften“ haben ... Nicht aber wegen dieser an jenem siebzigsten Geburtstag noch ungeborenen Werke feierten ihn die Jungen, sondern wegen der Unterstützung, die er ihnen mit seiner kritischen Autorität angedeihen ließ. Seit dem Jahre 1870 war Fontane — mit kurzen Unterbrechungen — Theaterreferent der „Vossischen Zeitung“ in Berlin, und zwar hauptsächlich für die Vorstellungen im königl. Schauspielhaus. Obwohl selbst nicht Dramatiker — und vielleicht gerade deswegen — war Fontane doch Theaterenthusiast und begleitete die Wandlungen des deutschen Dramas und der Schauspielkunst mit der vollen Teilnahme seines reichen Dichtergemütes und seiner großen Bildung. Seine Kritik, freimütig, ja streng mitunter, und doch liebenswürdig, in der sprachlichen Form glänzend, reich an Witzen und allgemeinen Ausblicken auf literarische und kulturelle Zustände der Zeit, genoß viel Ansehen im Publikum. Und nun geschah es, daß in jenen ersten Achtzigerjahren, wo Ibsen mit seiner „Nora“, „Wildente“, „Stützen der Gesellschaft“, „Volksfeind“, „Frau vom Meere“ u. s. w. einen Sturm nach dem anderen auf den deutschen Bühnen erregte, von den älteren Kritikern Theodor Fontane der einzige war, der dieses Genie zu würdigen wußte (ohne sich ihm darum ganz ohne Vorbehalt zu ergeben). Als ferner die deutsche Jugend die von Ibsen gewiesen [illegible]

dramen „Vor Sonnenaufgang“ und „Das Friedensfest“ auf die „Freie Bühne“ brachte, da war es wiederum Fontane, der mit vorurteilsfreiem Sinne diese Werke würdigte. Darum hoben ihn an seinem 70. Geburtstage die Jungen auf den Schild und feierten ihn als ihren Führer. Er war der erste hervorragende Theaterkritiker, der die historische Notwendigkeit im neuen Sturm und Drang der deutschen Literatur erkannte. In seiner eigenen literarischen Entwicklung vom Romantiker zum Naturalisten spiegelte sich selbst die Geschichte des Zeitgeistes. Darum ward er berufen, den Vermittler zwischen den gegnerischen Parteien zu bilden.

Diesem Verdienste Fontanes konnte nun in keiner würdigeren Weise gedankt werden, als dadurch, daß der jetzige Direktor des Hofburgtheaters Paul Schlenther, einer der Führer jener Jugend vor zwanzig Jahren und Kollege Fontanes in der „Vossischen Zeitung“, einen Auszug aus seinen von 1870 bis 1890 daselbst gedruckten Theaterberichten besorgte und mit einer gut orientierenden Einleitung versah. Denn sonst wären Fontanes Zeitungsartikel wohl im ewigen Dunkel der Bibliotheken verblieben, wohin die Zeitungsjahrgänge wandern. Fontane selbst hatte übrigens die schwierigste Vorarbeit für eine solche Ausgabe vorweggenommen, weil er die Gepflogenheit hatte, seine Theaterberichte aus dem Blatte, worin sie erschienen, auszuschneiden, aufzukleben und zu sammeln. Immerhin hatte Schlenther noch viel zu tun, aus dieser im Laufe der vielen Jahre hoch angeschwollenen Artikelsammlung das herauszuheben, was von bleibendem Werte sein konnte, und das andere auszuscheiden. Die also entstandenen „Causerien über Theater von Theodor Fontane“ (Berlin, F. Fontane & Co., 1905) sind demnach ein nach Schlenthers Intentionen redigierter Fontane, denn es konnte naturgemäß nicht ausbleiben, daß sich die Subjektivität des Redakteurs bei der Arbeit des Auswählens und Kürzens der Artikel auch geltend machte. Doch darf man sich wohl auf die Einsicht und den Geschmack des Herausgebers verlassen, der in seiner Arbeit von Professor Otto Pniower unterstützt wurde. Von dem also hergestellten, im Buch uns vorliegenden Text müssen wir bekennen, daß diese „Causerien“ — warum das leicht vermeidbare Fremdwort gewählt wurde, hat Schlenther nicht erklärt — nicht bloß das Andenken Fontanes als Kritiker zu ehren geeignet sind, sondern überhaupt eines der wertvollsten Werke zur Geschichte des deutschen Dramas und der Schauspielkunst in den zwei Dezennien nach 1870 bilden.

Es ist, sollte man meinen, über die Anfänge der modernen Bewegung im Theater nachgerade schon genug geschrieben worden, von Litzmann, von Bartels, von Hanstein, schließlich auch von Georg Witkowski in seiner „Geschichte des Dramas im XIX. Jahrhundert“. Was aber diese Fontane'schen Plaudereien vor jeder historischen Darstellung (trotzdem sie nicht über alle wichtigen Erscheinungen berichten, z. B. nicht über Sudermann) voraus haben, ist ihre frische Unmittelbarkeit. Wie tief der Niedergang des deutschen Theaters in jenen Jahren des sogenannten wirtschaftlichen Aufschwungs war; wie versandet alle Quellen ursprünglicher Poesie; wie bloß Routiniers, Tantiemenjäger die Bühne beherrschten, das Sensationelle allein den verderbten Geschmack des Publikums noch zu kitzeln vermochte, das Klassische jede Anziehungskraft verlor — „die klassischen Aufführungen schaffen seit geraumer Zeit das Seitenstück zu den leeren Kirchen“, schrieb Fontane im Jahre 1889 — das alles ward oft erzählt; aber den Kummer der Besten über diese Zustände lernt man doch erst bei Lektüre dieses Fontane'schen Buches kennen. Bezeichnend genug lautet der erste Satz seines Textes, ein Referat über die Aufführung des „König Oedipus“ von Sophokles vom 20. September 1873 also:

„Wir stecken bereits viel zu tief in der Decadence, sind einerseits der zusammenhanglosen Szene, dem Wortspiel und Couplet, anderseits der eitlen Vorstellung, „neue und besondere Aufgaben lösen zu sollen“, viel zu viel verfallen, als daß wir bei einer König Oedipus-Vorstellung etwas anderem als einer geteilten Anschauung von der Berechtigung oder Nichtberechtigung derartiger Aufführungen begegnen könnten ...“

Damit ist gleichsam der Akkord angegeben, auf den die folgenden aphoristischen Betrachtungen gestimmt sind. Die Ansprüche des Kritikers waren aufs bescheidenste herabgestimmt. Gelegentlich einer Aufführung der Kotzebue'schen „Unglücklichen“ am 31. Dezember 1873 [illegible]: „Wir machten sie glücklich. Man sieht doch, wo und wie ... [illegible] drängte sich dabei in Form eines Regula-de-tri-[illegible] die Frage auf: Wenn Kotzebue für seine Lustspiele einen [illegible] empfangen mußte, wie viel [illegible] muß ein moderner Lustspieldichter für die seinen empfangen? Mehrere Gestalten stehen [illegible] und so [illegible] sie dreiundzwanzig [illegible]

[illegible] bei dem flach und [illegible] Kotzebue [illegible] Das [illegible] aus dem Leben [illegible] mehr das [illegible] aber auch mehr das [illegible]. Jedenfalls [illegible] das [illegible] der zwei Kunstformen [illegible]

[illegible]

ihm die Frage nahe, ob er nicht Unmögliches verlange, ob er sich nicht allmählich in ein verstimmtes Krakehlertum hineingeschrieben habe ...“ Darum wird Fontane nicht müde, zu betonen, daß Publikum und Kritiker nicht identisch sind: „Es ist allerliebst“, erklärt er gelegentlich eines Lustspiels von Lubliner, 1880, „und wenn man gelacht hat, so soll man lieber dankbar als krittlig sein, aber als Kritiker liegt mir allerdings zu kritisieren ob ...“ Und Sache der Kritik ist: „sich über die von der Bühne herab empfangenen Empfindungen klar zu werden und das Warum einer gewissen Mißstimmung zu ergründen.“ Nichts ist ihm ärgerlicher als die Vorstellung, dem Leser als Berufstadler zu erscheinen, wo er sich doch bewußt ist, in seinen Ansprüchen so bescheiden als nur möglich geworden zu sein: „Ich komme nicht als ein kritischer Don Quixote herangeritten — sagt er 17. Dezember 1879 — mit eingelegter Lanze begierig auf den Moment passend, wo zugestoßen werden kann. O nein. Ich spiele viel, viel lieber, um in romantisch-balladesken Vergleichen zu bleiben, den alten König Harald, der sich von heiteren Elfen überfallen und vom Sattel ziehen läßt. Aber die Elfen, die Elfen! Die müssen eben da sein, die kleinen, graziösen, übermütigen Geschöpfchen, die jede Kritik entwaffnen ...“ Vom äußeren Erfolg ließ er sich nicht imponieren: „Daß es („Sheridans Modelle“) ein dutzendmal aufgeführt werden konnte, ist keine Widerlegung meiner Ansicht und beweist nur, daß der großen Mehrzahl des Publikums jede Ahnung von dem, worauf es ankommt, verloren gegangen ist.“ Seine höchste Instanz für Kunsturteile ist sein eigenes Gefühl, wie er gelegentlich der Charakteristik Klara Zieglers 1872 schrieb: „Es ist allerpersönlichst meine Schwäche, aber auch meine Stärke, mich um Doktrinen nicht allzuviel zu sorgen und in letzter Instanz den Mut zu einem einfachen Appell an das Herz zu haben. Mein Herz aber sagt mir: hier lebt eine Kraft, die ich über alles Kunstgesetz hinaus, ja diesem zum Trotz in ihrer vollen subjektiven Berechtigung anerkennen muß. Denn das Schönheitsgesetz, wenn es auch in der Kunst am höchsten berechtigt ist, ist doch nicht alleinberechtigt, und es hat zu allen Zeiten Schöpfungen in Dichtung, Plastik, Architektur gegeben, die das Höchste und Tiefste im Menschenherzen berührt haben, ohne eigentlich schön zu sein ...“ Und in anderer Form spricht er gelegentlich von Dahns „Staatskunst der Frauen“ 1877 denselben Gedanken aus: „Je länger man das kritische Metier treibt, je mehr überzeugt man sich davon, daß es mit den Prinzipien und einem Paragraphenkodex nicht geht. Man muß sich auf seine unmittelbare Empfindung verlassen können. Hat ein unterhaltendes und erheiterndes Lustspiel zugleich auch kunst- und schönheitsvoll auf mich gewirkt, so ist das erste, was mir obliegt, diese Wirkung anzuerkennen. Nicht meine Paragraphen, sondern meine Empfindungen haben zu Gericht zu sitzen. Sie können irren, aber selbst in ihrem Irrtum fördern sie mehr als das tote Gesetz ...“ Kurz: jenen Standpunkt der psychologischen Aesthetik, der heute vorherrscht, hat Fontane schon vor dreißig Jahren gewonnen.

Mochte er sich aber jedem Stil, jeder Technik anbequemen wollen, über eine Forderung an den Dramatiker konnte er doch nicht hinwegsehen: die Lebenswahrheit seiner Charaktere und Bilder. So schreibt er gelegentlich der Kritik Hugo Lubliners, dem er nur äußerliche dramatische Routine bei sonst nicht zu verachtenden Eigenschaften zugestehen kann: „Was schließlich ... den Ausschlag gibt, das ist die Sache selbst, das ist das aller Lebenswahrheit Abgewandte, das den charakteristischen Zug aller Lubliner'schen Arbeiten bildet. Und dagegen muß Front gemacht werden ...“ Gelegentlich eines Wichert'schen Lustspieles klagt Fontane: „Die wirklichen Lebensverhältnisse sind längst von unserer Bühne verbannt, und man stempelt sich nicht bloß vor der Welt, sondern auch vor sich selbst zu einem trockenen Philister, wenn man dergleichen von einem modernen Stücke verlangt. Und ich verlange es auch wirklich nicht. Ich stelle mich vielmehr ganz und gar und ohneweiters auf den Standpunkt des großen Publikums und bringe keinen anderen Wunsch und Willen mit, als den einen, mich gut zu amüsieren, mir etwas vormachen zu lassen.“ Aber auch das leistete das Lustspiel nicht. Fontane verzichtet auf Lebenswahrheit nur dann, wenn ihn ein Dichter wie Gustav v. Moser ganz anspruchslos in den Wirbel seiner humoristischen Laune hineinzureißen vermag und sich aller Ideen und Tendenzen enthält. Bei Wildenbruch, dessen erste Werke Fontane [illegible] besprach, ist das anders. So fragt er gelegentlich der Premiere des „Fürsten von Verona“ am 6. April 1887: „Was war es, was ich all seinen Stücken bisher vorgeworfen hatte? Willkürlichkeit der Szene wie der Einzelhandlung, Sprünge, Mangel an Motivierung, [illegible] Leidenschaft und falsches Pathos. Von der mit [illegible] notwendig, aber doch immerhin [illegible] Leidenschaft hat auch diese [illegible] Tragödie [illegible] gutes, um nicht zu sagen [illegible]; aber doch ist es besser damit geworden, und [illegible] Mangel an Motivierung und vor allem die [illegible] vergleichsweise verschwindend [illegible] nicht mehr in mir aufkommen. [illegible] der Wildenbruch'schen Stücke von [illegible] fand aber Fontane sein Bedürfnis [illegible] befriedigt, wie in den „Quitzows“ [illegible] Wildenbruch, dann konnte er im [illegible] gerechtfertigt war: „Alles [illegible] wird über kurz oder lang

weggefegt sein, das aber wird bleiben, denn es ist in seinem Kern voll Wahrheit und Leben ..." Auch das Gefühl der Lebenswahrheit ist ja verschieden, nicht bloß bei verschiedenen Menschen, sondern auch beim selben Menschen zu verschiedener Zeit. Fontane machte die Verwandlung des Romantikers zum Realisten so gründlich mit, daß er schließlich (1870) Goethes Willkür in der Behandlung des historischen Egmont verurteilte: „Diese Egmontgestalt, das Entzücken meiner Jugend, ist mir heute einfach ein Greuel, eine historische Sünde. Wer fünfzig Jahre alt ist, Geschichte gelesen und in sich aufgenommen hat, kann dem „Heros deutscher Nation" dieses Attentat gegen eines der schönsten Kapitel der Geschichte der Menschheit nicht verzeihen ..." Und er schließt seinen freimütigen Exkurs mit der kühnen Prophezeiung: „in der Egmontfrage wird Gallait (der belgische Maler) stärker sein als Goethe." Prinzipiell war ja Fontane im Recht: die Ausbreitung der historischen Kenntnisse bereitete den modernen Realismus vor. Die Meininger waren die unmittelbaren Vorgänger des Naturalismus. Fontane teilte durchaus ihren Standpunkt, lange bevor sie auftraten. So schrieb er schon 1872 gelegentlich einer Aufführung von „Richard II.": „Was die äußere Ausstattung angeht, so teilte sich diese, wie die Aufführung selbst, in eine gelungene und mißlungene Hälfte. Die Kostüme nehmen wir auf Treu und Glauben hin; auch ist hier größere Freiheit gestattet, da, wenige Maler abgerechnet, niemand imstande ist, hier kontrollierend zu folgen. Aber weitaus anders verhält es sich mit der Architektur. Die moderne Welt hat ihren Kugler und Lübke nicht umsonst gelesen ... Auch nach dieser Richtung soll das Theater ein Bildungsmittel sein und die Schule unterstützen. Die zu erhebenden Ansprüche bleiben nicht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt dieselben, und genau in derselben Weise, wie jetzt sämtliche Schauspieler sich einer korrekten Aussprache englischer Namen befleißigen, weil eben jeder dritte Mensch heutzutage taktfest in diesen Dingen ist, genau so müssen auch die Kulissen eine richtige architektonische Sprache führen ..." Nichts konnte Fontane mehr in Harnisch bringen als eine Fälschung der Geschichte. So schrieb er 1890 nach der Aufführung des recht äußerlichen Schauspiels „Von Gottes Gnaden" von Artur Fitger wegen solcher Fälschungen: „Man kann darüber nicht ruhig schreiben und hat nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht der Entrüstung. So hat die Welt nie ausgesehen, wenigstens damals nicht. Das sind alles 'aufgepuffte Geschichten Anschauungen zuliebe, die, seit wir die große soziale Bewegung haben, Gott sei Dank als verbrauchte Lappen auf die Kehrichthaufen kommen ..."

Als schließlich die großen neuen Realisten siegten, konnte Fontane nur Ludwig Anzengruber („Das vierte Gebot") ohne Vorbehalt feiern. An Ibsen störte ihn, bei aller Bewunderung seiner Form und seines kühnen Griffes in die volle Gegenwart, „die Spintisiererei, das Mückenseigen, das Bestreben, das Zugespitzte noch immer spitzer zu machen, bis dann die Spitze zuletzt abbricht, dazu das Verlaufen ins Unbestimmte, das Orakeln und Rätselstellen, Rätsel, die zu lösen niemand trachtet, weil sie vorher schon langweilig geworden sind". Bei Gerhart Hauptmanns Erstlingswerken, die er zunächst als „die Erfüllung Ibsens" feierte, machte Fontane die Erfahrung, „daß der Realismus, auch der künstlerischeste, wenn er aus dem Buch auf die Bretter tritt, doch gewissen Bühnengesetzen unterworfen bleibt, und daß Züge lebendigen Lebens, die dem realistischen Roman, auch wenn sie häßlich sind, zur Zierde gereichen, auf der Bühne prosaisch wirken, wenn man ihnen die Loden ihrer Kraft nimmt, oder abstoßend, wenn man ihnen ihre Echtheit beläßt ..." Hätte Fontane noch länger als 1890 in den letzten acht Jahren seines Lebens das kritische Amt geführt, so hätte er gewiß ebenso nachdrücklich wie früher gegen den falschen Historismus, so jetzt gegen den sentimental gewordenen Naturalismus der Armeleutpoesie Front gemacht. Ein Dramatiker mit dem gesunden Gefühl der geistigen Ueberlegenheit und plastischen Kraft Fontanes in den letzten Dichtungen seines hohen Alters und im autobiographischen Juwel „Meine Kinderjahre" ist der deutschen Bühne eben nicht erstanden ...

Hiemit haben wir nur die charakteristischen Grundzüge der Fontane'schen Theaterkritik hervorgehoben, ihr reicher Gehalt ist damit noch lange nicht erschöpft. Noch manche Generation von Theaterfreunden wird diese Causerien mit Genuß lesen und gewiß werden sie einmal auch mit einem dicken Kommentar versehen werden. Noch sei zum Schluß auf die vielen Schauspielerporträts hingewiesen, die Fontane mit Meisterhand zu skizzieren wußte und die Zeugnis von seiner verständnisvollen Liebe zur Schauspielkunst abgeben. **Moritz Necker.**

Der moderne Roman in England.

England gehört ebenso wie Frankreich zu den Ländern, in denen der Roman zu Hause ist. Die Lust am Fabulieren ist hier eine recht alte Tradition, und England hatte der Welt bereits auf dem Gebiete des Romans mehrere Meisterwerke beschert, als vielen europäischen Personen die Kunst, mit Worten lebendige Gestalten zu schaffen, noch völlig unbekannt war. Die Strenge des Klimas, die langen Abende, die Liebe zum „Heime" mußten notwendigerweise Bücher und Dichtungen hervorrufen, bei deren Lektüre die Zeit schneller und leichter verfließt. Dazu kommt noch der beständige Nebel, die seltsame Beleuchtung der Dinge, die er hervorbringt, der den Menschen sozusagen isoliert und eine gewisse Neigung zu Halluzinationen erzeugt. So sieht man hier seltsame Dinge, die im klaren und ruhigen Lichte des Südens nicht zum Vorschein kommen. Und ist denn ein Roman schließlich etwas anderes, als eine Halluzination, die man den Lesern aufdrängt? Darum ist der englische Roman auch weit mehr ein Werk der Phantasie, als der Beobachtung und des Realismus. Trotz allem ist das auch heute noch seine hauptsächliche Form. Der französische Roman resümiert zwei Tendenzen unserer Rasse: die Neigung, zu moralisieren und die Neigung, scharf und spöttisch zu beobachten. Unser Roman setzt einerseits die Tradition La Bruyères, Rochefoucaulds, Pascals und Chamforts, andererseits die Le Sages und Voltaires fort. Doch der englische Roman besitzt vor allem die wunderbare Gabe der „Erfindung", diese unschätzbare Gabe, die so kraftvolle Gestalten, wie Robinson Crusoe und Gulliver, schuf. Dieses hervorragende Talent war Walter Scott ebenso eigen, wie der wunderbaren George Elliot; Dickens besaß es, und auch Thackeray war es beschieden. Es bildet auch heute das Fundament des englischen Romans, obwohl sich noch neue Elemente seiner Essenz zugesellt haben.

Ich habe hier nicht die Absicht, einen vollständigen Katalog des englischen Romans aufzustellen; ich werde nicht die unzähligen „Ladies" aufzählen, die die Phantasie der jungen Mädchen mit angenehmen, leichten Fabeln beschäftigen, ich werde nicht alle Schüler nennen, die der Naturalismus in England gefunden hat, sondern ich will nur an einigen Schriftstellern die Entwicklung des — vielleicht unerschöpflichsten — Genres studieren. Denn der Roman enthält nicht nur das ganze menschliche Leben, sondern auch den ganzen Traum und die ganze Philosophie, und das ist der Spiegel des Menschen selbst.

Es gibt im modernen England viele talentvolle Romanschriftsteller, wie Henry James, dessen nuancenreiche, elegante und fein psychologische Studien unseren Paul Bourget glücklich beeinflußt haben sollen — George Moore, der lange Zeit der berufenste Vertreter des Zola'schen Naturalismus jenseits des Kanals gewesen und um das Jahr 1880 ein merkwürdiges Buch „Confessions" über das literarische Leben in Paris schrieb, als Symbolismus und Impressionismus gegen die offizielle Kunst kämpften — Olive Schreiner, die das Leben in Südafrika sehr eigenartig geschildert hat, Robert Harborough Sherard, der äußerst brutale, leidenschaftliche und lebenswahre Romane veröffentlichte, Conan Doyle, dessen interessante Kriminalgeschichten in fast alle Sprachen übersetzt sind, Hall Caine, dessen Roman: „The Christian" so viel Polemiken hervorgerufen hat, Israel Zangwill, der — selbst Jude — die Judenfrage von den verschiedensten Gesichtspunkten behandelt hat, W. H. Mallock, der weniger Romane als in romanhafte Intrigen eingekleidete philosophische Studien geschrieben, Edgar Jepson, Vernon Lee zc. Doch ich will mich hier einzig und allein mit einigen großen Namen beschäftigen, die als die berufensten Vertreter der verschiedensten Tendenzen anzusprechen sind, nämlich mit Thomas Hardy, Rudyard Kipling, George Meredith und H. G. Wells.

Vorher aber will ich auf den glücklichen Einfluß hinweisen, den zwei große Schriftsteller auf den Roman ausgeübt haben — zwei der größten, die England zu Ende des XIX. Jahrhunderts besessen hat — Walter Pater und Robert Louis Stevenson. Der erste, ein Essayist von hoher Bedeutung und ausgezeichneter Professor, hat dem englischen Stil eine Ausgestaltung und Vollkommenheit verliehen, die dieser nicht besaß, und die hauptsächlich dem griechischen und französischen Stil eigen sind. Er hat der Wahl der Beiwörter, der Umprägung verbrauchter Ausdrücke, dem Rythmus der Phrase und der Stellung der Wörter eine Bedeutung beigelegt, die seine Vorgänger nicht kannten, und seine Essays, wie „Die Renaissance", seine halb philosophischen Novellen, sein Roman „Marius, der Epikuräer" gehören stilistisch zu den schönsten Werken, die die englische Sprache hervorgebracht hat. Obwohl nur von den Intellektuellen gekannt, ist Walter Pater doch einer der größten Namen der modernen englischen Literatur. Einige Zeilen, die ich aus einem Buche von George Moore entlehne, mögen von der Bewunderung der Intellektuellen für den Roman Walter Paters eine Vorstellung liefern: „Ich hatte nicht an die einfache und ungeschminkte Herzensfreude gedacht, die man angesichts der natürlichen Dinge, der Farbe der frischen Luft, der verschiedenen Bilder des Landes, des Vogelfluges und dergleichen empfinden kann. Ein neues Leben herrschte in meinem Hirne; daß ein solche kraftvolle Wissen des Daseins möglich war, davon hatte ich keine Ahnung, sie überkam mich mit derselben Macht und Gewalt, wie dieser himmlische Sang des Fleisches, der sich „Mademoiselle Maupin" nennt. Sicherlich werden diese Bücher in meinem Geiste stets innig mit einander verbunden bleiben, und wenn man einige kleine Unterschiede vergißt, so ist es interessant zu sehen, wie stark die Verbindung ist, wie sehr die Sympathien, auf denen sie beruht, analog und gleichartig sind; dieselbe fröhliche Bewunderung der sichtbaren Welt und derselbe unerschütterliche Glaube, daß die Schönheit der materiellen Dinge für alle Bedürfnisse des Lebens ausreicht. Walter Pater kann Théophile Gautier die Hand reichen und sagen: Ich finde, daß die Erde ebenso schön ist, wie der Himmel, und halte die Vollkommenheit der Form für eine Tugend. Doch „Marius, der Epikuräer" war für mich mehr als ein reiner emotioneller Einfluß, so selten und lebha

dieser Einfluß auch sein mag, denn dieses Buch war das erste, dem ich in der englischen Prosa begegnet bin, das mir auch im Stil, in der Kombination der Worte eine ungemischte Freude bereitete."

Diese neue Arbeit des Stils, diese etwas kühle Vollkommenheit à la Flaubert, diese magische Sparsamkeit an Worten in der Kunst zu schreiben, dieses Bemühen, im Roman eine Mäßigung und Knappheit anzuwenden, die von dem Wortschwall der Thackerays und Dickens himmelweit entfernt waren, das war auch das Bestreben und das große Verdienst Robert Louis Stevensons, dieses großen Romanciers, dieses schottischen Novellisten und Essayisten, der, brustleidend, den größten Teil seines Lebens in freiwilligem Exil lebte und auf den Samoa-Inseln starb, wo er sich niedergelassen hatte, um in der milden Wärme der australischen Meere die Genesung zu suchen, die er in den schroffen Ländern des Okzidents nicht zu finden vermochte. Doch neben dem wunderbaren Stilisten lebte in Stevenson ein eigenartiger und kraftvoller Erzähler mit leidenschaftlicher, klarer und mächtiger Phantasie. Die abenteuerlustige Rasse der Angelsachsen hat der Liebe in ihren Romanen nur sehr wenig geopfert. Sie zieht ihr die Beschreibung weiter Reisen und kühner Expeditionen bei weitem vor. Der beste Beweis dafür ist der „Robinson Crusoe", das bedeutendste Abenteuerbuch, das vor allem ein Hymnus auf die Energie und die Kolonisation ist.

Wir werden daselbe gleich in den Werken von Rudyard Kipling finden. Auch Stevenson weist das nämliche Bestreben auf. Er hat merkwürdige Seeräubergeschichten erzählt, wie in der „Schatzinsel", er hat sich der letzten wissenschaftlichen Hypothesen bedient, als er die Studie des Doppelwesens schrieb, die den Titel „Dr. Jekyll und Mr. Hyde" trug, die Geschichte eines Menschen, der gleichzeitig ein Verbrecher und ein ehrlicher Mann ist; auch sein „Dynamiteur", dem er die anarchistischen Attentate zugrunde legte, ist ein sehr merkwürdiger und äußerst geschickt gemachter Roman; ferner hat er sehr interessante schottische Studien, wie „Catriona" und „Kidnapped", sehr schöne Bücher über die Südsee und packende Novellen über die Samoa-Inseln geschrieben. Erwähnt sein mag noch, daß Stevenson viele kleinere Erzählungen hinterlassen hat, von denen einige, wie „Will" und „Markheim" ebenso schön, ebenso vollendet, ebenso seltsam sind, wie die merkwürdigsten Geschichten des unvergeßlichen Edgar Allan Poe. Walter Pater und Stevenson waren weniger Beobachter, als außergewöhnliche Erfinder, verblüffende Schöpfer von Realitäten, der eine mehr Aesthetiker und Moralist, der andere ganz im Banne seines Berufes und stets lebhaft bemüht, nicht nur gut zu schreiben, sondern auch gut zu konstruieren und ein Buch von der ersten Seite an anziehend zu gestalten. Keiner von beiden hat direkte Schüler hinterlassen. Ganz anderen Einflüssen und anderen Motiven haben die vier großen Romanciers gehorcht, mit denen wir uns nun beschäftigen wollen.

Thomas Hardy wird vielleicht bald zu den wenigen großen Namen gehören, die jeder in Europa verehrt und ehrfurchtsvoll begrüßt, wenn Ibsen und Tolstoj verschwunden sein werden. wird man ihn vielleicht als den genialsten Vertreter der europäischen Kunst ansehen. Er besitzt ein gewisses Etwas, das alle landläufige Produktion übersteigt, und Octave Mirbeau sprach kürzlich von England als der Nation, die der Welt Shakespeare und Hardy geschenkt hat. Die Romane von Thomas Hardy führen den Gesamttitel: „Erzählungen aus dem Wessex". Wessex ist eine der starrsten und traurigsten Gegenden Englands. Hardy hat nur Bauern studiert, doch das Sujet ist nichts, die Behandlungsweise ist alles, und die Bauern Hardys stehen auf gleicher Stufe mit den Grandseigneurs und Großgrundbesitzern Tolstojs und den Arbeitern und Bojaren Ibsens. Hardy ist streng realistisch zu Werke gegangen, er hat die Bauern nicht studiert, wie Balzac das getan, und nicht etwa einen unklaren, verschwommenen Typ hingestellt, wie Zola in „La Terre", er hat einen ganz bestimmten und eng umrissenen Typ studiert: den Bauern des Wessex, der von dem schottischen Bauern ebenso sehr verschieden ist wie etwa der Bretone von dem Provençalen. Aber trotzdem Hardy sein Beobachtungsgebiet derart einschränkte, hat er doch stets die ernstesten moralischen, sozialen oder religiösen Fragen angeschnitten. In „Jude the Obscure" [illegible] Meisterwerk und einem ganz hervorragenden Roman, versucht ein Arbeiter, durch das Studium aus seiner Sphäre herauszukommen, ohne daß ihm gelingt, obwohl er den besten Willen von der Welt zeigt; und von Zeit zu Zeit erweitert sich das Sujet, bis es, abgesehen von der [illegible] Krone der Volkserziehung, die Frage von den Pflichten der Frau in der Ehe und Liebe behandelt und zwar ohne Deklamation, ohne [illegible], ohne Phrasen, einfach durch die [illegible] [illegible]

[illegible]

Seine Romane [illegible] Macht von großen Dramatikern und [illegible] [illegible] Zeitgenossen [illegible] Kunst und in dem [illegible]

[illegible]

äußerst geschickten, aber verworrenen Psychologen, der seine Analysen nicht durch eine strenge und logische Folgerung entwickelt, wie etwa Paul Bourget, sondern durch eine Fülle von elliptischen Metaphern und kaum verständlichen Analogien. Man denke sich einen Romancier, der von dem äußeren und physischen Leben seiner Figuren nie das Geringste sagt, sondern unaufhörlich ihr moralisches Wesen ergründet, ohne daß diesem seltsamen Grübeln etwas besonders Dramatisches folgt. Man denke sich schließlich einen Schriftsteller, der nichts einfach sagt, der einen feierlichen und seltsamen Pomp entfaltet, um die natürlichsten Dinge zu besprechen, und der jedes seiner Epigramme in ein fürchterliches Gewirr von unklaren Anspielungen, gequälten Bildern und philosophischen Deklamationen einwickelt. Dabei aber werden die großen menschlichen, moralischen und politischen Probleme mit Tiefe und Sicherheit behandelt. Es finden sich in diesen Romanen Partien von wunderbarer, eigenartiger und richtiger Beobachtung des menschlichen Herzens, aber die Lektüre ist mühsam und peinlich. Wenn man diese harten und trockenen, gequälten und seltsamen Seiten zuklappt, liest man mit Freuden wieder einmal eine Geschichte von Maupassant. Der größte Fehler Merediths ist seine Technik; er erzählt weniger, als er erklärt, und er zeigt weniger, als er behauptet; er sagt zum Beispiel, der oder jener seiner Helden habe den oder jenen Vorzug oder diesen oder jenen Fehler; er sagt es in allen Tonarten, doch er macht es uns selten fühlbar. Niemals hat man bei Meredith die Empfindung des wirklichen Lebens, der wahren Menschheit, wie bei Shakespeare, bei Balzac, bei Turgenjew, bei Hardy; es sind Betrachtungen eines Dichter-Philosophen, eines metaphysischen Psychologen über ein gegebenes Sujet, und dieses Sujet ist bald die Studie des Egoismus, bald die des Radikalismus oder Sozialismus oder der Sturm- und Drangperiode eines jungen Mannes. Meredith ist eine der seltsamsten und kraftvollsten Schriftstellerfiguren, die es heute in Europa gibt, er ist eine große und edle Persönlichkeit, ein Denker und Meister seiner selbst und der anderen, doch er ist im eigentlichen Sinne kein Romancier; es fehlt ihm die bedeutendste Gabe des Romanciers, die Gabe, Leben einzuflößen. In dieser Hinsicht versagt dieser wunderbare und merkwürdige Geist vollständig.

Ganz anders steht es mit Rudyard Kipling. Er ist kein Psychologe, kein Philosoph, er analysiert seine Figuren nicht und umgibt sie nicht mit Metaphysik, aber dafür leben sie bei ihm. Und zwar leben sie in einer Geschichte von drei Seiten ebensogut, wie in einem Roman von 500. Wie erreicht er das? Das ist ein Geheimnis. Durch die Wahl des typischen Details (was Meredith am meisten fehlt), durch eine angeborene Kunst, die ihn nur das Hauptsächlichste sagen läßt, durch eine Fülle von Beobachtungen verleiht er jedem Wesen die ihm zukommende Individualität, seine Gestalt, seine Bewegung, jeder Szene ihre Atmosphäre. Er gestaltet das Phantastische ebenso genau und lebenskräftig wie die Wirklichkeit, und gibt den Tieren ebenso Leben wie den Menschen. Ja, Kipling ist ein geborener Romancier; er besitzt vielleicht weniger Gaben als Meredith, er steht in vieler Beziehung unter ihm, doch die Gaben, die er besitzt, stellen ihn in die allererste Reihe. In Bombay geboren, frühzeitig nach England gekommen und mit 17 Jahren nach Indien zurückgekehrt, hat Rudyard Kipling Birma, China, Amerika, Japan bereist. Er kennt Indien wie kaum einer, und dieses ganze furchtbare Kolonialreich, ja noch mehr, die ganze Erde bebt und stöhnt in diesen kraftvollen, muskulösen Werken. Niemand hat wie er das Kolonialleben beschrieben und empfunden, dieses Leben, das aus schwerer Arbeit und Trägheit, aus Schwitzen und Sichaufhalten, aus enttäuschten Wünschen und widerwärtigen Anstrengungen, aus Selbstmord- oder Wahnsinnsanwandlungen besteht. Darum findet sich auch in seinen Romanen wie in seinen Novellen eine Fülle von brutalen, gewalttätigen Ereignissen, blutdürstigen Qualen („Der Mann, der König sein wollte"), Selbstmorden („Ueber Bord"), Wahnsinnsanfällen und dergleichen mehr. Kurze, brutale Liebesgeschichten, Erzählungen von Kriegen, Ausschweifungen, Opiumorgien, gräßliche Gelage, phantastische Ereignisse; — alles ist in diesem Buche enthalten, alles, was das Leben und die menschliche Phantasie Tragisches und Wildes aufzuweisen haben. Dann erzählt er wieder von [illegible] Krankheiten, tödlichen Gefahren, allerhand Katastrophen, und das alles ist [illegible], schrecklich, wunderbar, immer in jenem abgehackten Stil geschrieben, einem [illegible], [illegible], nervösen, [illegible] Stil, [illegible] Stil, der den Leser ergreift, ohne es zu wollen, der [illegible] und alles wie durch Zufall, gleichsam im Galopp [illegible]...

Die Romane von Rudyard Kipling haben denselben Charakter wie seine Erzählungen; sie sind stets reich, hastig, klar und brutal. Er hat mit [illegible] und majestätischer Sicherheit ein packendes [illegible] behandelt: Der Maler, der blind wird. Man [illegible] lesen, namentlich das Kapitel, [illegible] von dem Unglück unterrichtet, [illegible] Künstler, als er ihre [illegible] denn zu gehen wagt er nicht. [illegible] In „Stalky & Co." erzählt [illegible] und Verve das Leben junger [illegible] „Kim", einer grandiosen [illegible] mit seinen Liedern und [illegible] und der [illegible] Ekstase.

voll Schmeicheleien und gemeinen Schimpfworten, voll geheiligter Scham und ausschweifender Schamlosigkeit, voll Abstinenz und frühreifer Zügellosigkeit, voll feierlichem Bettlertum und wilder Verschwendungssucht. Doch die schönste Blüte in Kiplings Kranz ist das wunderbare „Dschungelbuch“, das ihm einen Weltruhm eingetragen hat. Es ist in der Tat eines der schönsten Bücher, die es gibt, eines der hervorragendsten der Weltliteratur. Die Tiere leben und denken wirklich darin, es sind nicht etwa, wie bei La Fontaine, als Tiere verkleidete Menschen, sondern der Charakter eines jeden Tieres ist entwickelt und wirklich echt wiedergegeben. Was Bagheera tut und denkt, das muß tatsächlich jede schwarze Pantherin tun und denken; dasselbe gilt von Baloo, dem Bären, von Akela, dem Wolf, von Kaa, der Brillenschlange, von Tabaqui, dem Schakal. Kurz, wir haben hier eine Epopöe des Instinkts und gleichzeitig eine Ilias der Dschungeln. Man lebt das Buch mit, man geht auf die Jagd, in den Krieg, man wird zu Mowgli, dem kleinen Menschen, den die Wölfe erzogen haben, und vor dem die Tiger den Kopf beugen, wenn er sie nur ansieht, denn das ist nicht das geringste Verdienst dieser Apologie des Tieres, daß sie vor allem die Kraft, die Schönheit, die Herrschaft des Menschen zeigt, der mit angelsächsischem Optimismus aufgefaßt und in Kühnheit, Großmut und Energie entwickelt ist. Das „Dschungelbuch“ gehört zu den Werken, die, wie „Robinson Crusoe“, „Werther“ und „Don Quixote“, für die ganze Menschheit geschrieben sind.

H. G. Wells ist im Begriff, ebenso bekannt zu werden wie Rudyard Kipling, jedenfalls ist er jetzt schon bekannter, als Hardy und Meredith. Bei Nennung seiner Werke hat man oft die Namen Jules Verne und Edgar Allan Poe zitiert, doch Verne ist zu wenig und Poe zu viel. Eigentlich erhöht die Verquickung der Wissenschaft mit der Kunst nicht das Interesse am Roman; höchstens im Sinne des Abenteuerlichen, und verleiht ihm durchaus keinen menschlichen Wert, wie es etwa die Behandlung von moralischen und religiösen Fragen täte. Uebrigens benutzt Wells von der Wissenschaft nur die technische und mechanische Seite, er ist amüsant, vielseitig und anregend zu lesen; er ist kein großer Romancier und noch weniger ein großer Schriftsteller. Es finden sich bemerkenswerte Stellen voll Schrecken und Grauen in „Der Krieg der Welten“, die Reden des Hauptthelden in „Die ersten Menschen auf dem Monde“ weisen eine schöne und mutige Philosophie auf; es lebt eine schöne und eigenartige Poesie in dem Schlusse der „Zeiterforschungsmaschine“, auch der Anfang der „Insel des Dr. Moreau“ ist sehr packend; doch sobald Wells das Gebiet des Wissenschaftlich-Phantastischen verläßt, wird er flach und unbedeutend. Es gibt nichts Unwahreres und Banaleres als die „Liebe des Herrn Lewisham“. Eine große Anzahl von Novellen sind auch recht schlecht, einzelne Geschichten vom Ende der Welt, von submarinen Reisen, von seltsamen Pflanzen und Tieren haben uns eigentlich auch nichts neues zu sagen. Dagegen sind die „Anticipations“, ein sehr schönes, die Zukunft behandelndes Werk, bewundernswert in ihrer logischen Strenge und Wahrheit, soweit man bei einem Blick in die Zukunft von Wahrheit reden kann. Die Hypothesen besitzen gleichzeitig Kühnheit und Realität, er ist beredt und scharf und ein bemerkenswerter Prophet. Doch ist er mehr Prophet als Künstler; seine Abenteurererzählungen sind himmelweit von denen Stevensons entfernt, der ein echter Romancier war, und man kann ihn nicht mit einem Kipling oder einem Hardy vergleichen. Er ist ein Jules Verne mit Stil, Tiefe und Philosophie; er amüsiert unsere Epoche, doch ich glaube nicht, daß er sie überleben wird, denn auf keiner Seite seines Werkes finden sich die Elemente der Unsterblichkeit, die „Jude the Obscure“ oder das „Dschungelbuch“ aufweist ...

So besitzt der englische Roman, wie er sich heute gestaltet hat, einen außergewöhnlichen Wert. Er erneuert mit Glück ein Genre, das der Erschöpfung nahe war, und steht an der Spitze des modernen europäischen Romans. Weder das moderne Rußland (denn Tolstoj rechne ich natürlich zu einer anderen Generation) mit Tschechoff, Gorki, Korolenko, Andrejew, Mereschkewsky, noch Italien mit Annunzio, Fogazzaro und Mathilde Serao, noch Spanien mit Perez Galdos, noch Portugal mit Eca de Queiros können mit England verglichen werden. Wir haben vielleicht mehr originelle und bedeutende Romanciers, aber haben wir auch nur einen Romancier, der an einen Hardy, einen Kipling heranreicht? Wir haben unter den jüngeren große Verheißungen, aber werden diese Verheißungen in Erfüllung gehen? Jedenfalls stehen die Vorzüge unserer sämtlichen französischen Schriftsteller zu den englischen Vorzügen in grellem Gegensatze.

Marseille. **Edmond Jaloux.**

Bücher.

Rudolf Springer: Mehrheits- oder Volksvertretung? Wien, F. Deuticke 1904.

Die vorliegende Broschüre ist aus einem Vortrag des Verfassers in einer Gesellschaft Wiener Fabrikanten hervorgegangen und will die intellektuellen und industriellen Klassen über ihr Interesse an einer Wahlreform, sowie über Wesen, Arten und Bedeutung der Proportionalwahl aufklären. Der schon durch mehrere Arbeiten unter demselben Pseudonym bekannt gewordene Autor weist die Nachteile und Ungerechtigkeiten der heute bei uns bestehenden Mehrheitsvertretung nach und zeigt die Vorteile einer Wahl, durch welche wirklich die Gesinnung des Volkes zum Ausdruck gebracht wird. Auch die Minorität entsprechend ihrer Stärke zur Vertretung gelangen zu lassen, ist aber der Zweck und das Wesen der Proportionalwahl oder des „Proporz“, mit welcher schönen Wortbildung das ohnehin so klangvolle Idiom der Deutschschweizer unseren Sprachschatz leider „bereichert“ hat. Da dieser Wahlmodus bei uns bedauerlicherweise noch sehr wenig bekannt ist, mag eine kurze Charakterisierung desselben an einem Beispiel am Platze sein. Angenommen, daß in einen Wahlkreis, der sechs Abgeordnete ins Parlament zu entsenden hätte, 6000 sozialistische, 4000 klerikale und 2000 liberale Stimmen abgegeben würden, so erschienen nach dem geltenden Mehrheitsprinzip die sechs Sozialisten gewählt, während 6000 Wähler unvertreten blieben. Nach dem Proportionalwahlsystem würden dagegen aus dem Wahlkreis drei Sozialisten, zwei Klerikale und ein Liberaler hervorgehen und keine Stimme ginge verloren. Es ist klar, daß dieses zweite Resultat der Mirabeau'schen Forderung, die Volksvertretung soll eine Karte der Wählerschaft im verjüngten Maßstab sein, sehr nahe kommt. Der Verfasser analysiert die einzelnen Systeme und gibt dem von ihm als „System der verbundenen Einzelbewerber“ bezeichneten, das sich mit unserer Bezirkseinzelwahl am besten verträgt, und bei welchem innerhalb des Wahlkreises die Bewerber einer Partei in einem Stimmenkartell stehen, den Vorzug. Springer, welcher, wie auch schon in seinen früheren Schriften, die Art der Zusammensetzung und Wahl unseres Abgeordnetenhauses für das Grundübel unserer desolaten politischen Verhältnisse erklärt, erblickt nur im allgemeinen Wahlrecht mit Proportionalvertretung ein Heilmittel, ja die einzige Rettung des Parlamentarismus. Jeder wird das anregende Schriftchen mit Nutzen lesen, wenn auch mancher darin nicht den Beweis erbracht finden wird, daß das vorgeschlagene Mittel auch bei uns in Oesterreich, bei der großen Zersplitterung der Parteien und der geringen Schulung der Massen, das durchaus wirksame sei. —nl

---

Revue der Revuen.

„Politisch-anthropologische Revue.“ Das letzte Heft berichtet über die „Einwanderungen in Nordamerika.“ Der amerikanische Einwanderungskommissär gibt in seinem letzten Bericht, der die Einwanderungsverhältnisse des mit dem 30. Juni 1903 zu Ende gegangenen Fiskaljahres betrifft, interessante Daten über Geschlecht, Alter und Kenntnisse der Einwanderer, die in die Vereinigten Staaten und Kanada Einlaß haben wollten. Danach waren von insgesamt 857.046 im Zwischendeck anlangenden Ausländern 613.146 männlichen und 243.900 weiblichen Geschlechts, 102.431 unter 14 Jahren alt, 714.053 zwischen 14 und 45 Jahren, 40.562 45-jährig und älter. Im einzelnen kommt der hohe Vorsprung der männlichen Auswanderung vor der weiblichen besonders bei den romanischen und slavischen vielfach nur als eine Art überseeischer Sachsengänger wandernden Völkerschaften des europäischen Südens und Südostens zur Geltung, namentlich bei den Italienern (189.000 zu 44.000), Kroaten und Slovenen (zusammen 29.000 zu 3900), Griechen (14.000 zu 491). Die englische, deutsche, holländische, skandinavische Auswanderung aber rekrutiert sich dagegen zu einem Drittel und mehr aus Frauen. Die weibliche Einwanderung überwog die männliche nur unter den Iren (19.000 zu 16.000). Von den über 14 Jahre alten Einwanderern waren 668.038 des Lesens und Schreibens kundig, 3341 konnten lesen, aber nicht schreiben, 185.667 waren völlig Analphabeten. Unter letzteren bildeten annähernd 89.000 Italiener das Hauptkontingent, aus Deutschland rechneten 2438 Personen, d. h. drei Prozent der deutschen Auswanderung zu dieser Gruppe.

„La Quinzaine“ brachte kürzlich einen bemerkenswerten Artikel von E. des Essarts über Frédéric Mistral, den Wiederbeleber der provençalischen Poesie. Mistral, der 1830 in der Nähe von Arles geboren wurde, war ein Schüler des Roumanille, den man als den Vater der heutigen Schule südfranzösischer Dichter bezeichnen darf. Um ihn versammelte sich ein kleiner Kreis junger Autoren, die den Plan gefaßt hatten, den alten heimatlichen Dialekt, die romantische „Langue d'Oc“ hervorzuholen und an ihre Traditionen aus dem XI., XII. und XIII. Jahrhundert wieder anzuknüpfen. Dieser junge Heerbann nannte sich „Félibres“, während die Vereinigung den Namen „Félibrige“ führte. Eine seltene Eintracht verband die Mitglieder dieser Verbrüderung und sie erinnerten darin an die Tafelrunde, die sich in Meudon um Ronsard versammelte, sowie an die Waffenbrüderschaft zwischen Viktor Hugo, Sainte-Beuve und den beiden Deschamps. In ihren Bestrebungen gaben die „Félibres“ den andern Romanen, den Italienern und Spaniern, das Beispiel, aber berühmt wurde die junge Dichterschule erst durch die „Mireille“ ihres Führers Mistral, welche Dichtung Gounod in Musik setzte. Mistral selbst hat in seinen späteren Schöpfungen nie wieder die Höhe dieses Jugendwerkes erreicht. Gleichwohl weisen auch „Calendal“, eine epische Dichtung, die sich nur allzusehr ins Symbolistische verliert, sowie seine sonstigen poetischen und prosaischen Schriften große Schönheiten auf. Zu einer vollendeten Form gesellt sich eine ungewöhnliche Echtheit der Empfindung und man findet die urwüchsige Kraft der „Chansons de Gestes“ im modernen Gewand wieder.

Die Zuckerbrezel.

Von Franz Himmelbauer.

Als das Abendessen der kleinen Gesellschaft zu Ende ging, kam das jüngste Töchterchen des Hauses ins Zimmer, um der Familie und den Gästen eine gute Nacht zu wünschen. Vorerst aber wollte sie sich noch als Zeichenkünstlerin bewundern lassen. Das Heft mit den ungefügen, etwas verschobenen Nachbildungen der Vorlageblätter ging von

Hand zu Hand und fand überall freundliche, nachsichtige Worte der Aufmunterung. Nur einer, ein übermütiger, junger Mann, wollte sich die Gelegenheit zu einem besonderen Scherz nicht entgehen lassen. „Ja, ja,“ sagte er, „das ist ja ganz hübsch, aber du mußt doch noch fleißig lernen. Sich' her,“ er entnahm seiner Brieftasche zwei Scheine, „das hier ist, wie du wissen wirst, eine Zehnkronennote. Aber was glaubst du, ist dieses da?“ — „Das ist auch eine Zehnkronennote“, sagte das Kind. — „Ei, es freut mich,“ erwiderte der junge Mensch, „daß du sie dafür hältst. Denn diese zweite habe ich, weil mir mein Geld immer zu wenig wird, der ersten da genau nachgezeichnet. Ja, wenn du einmal so geschickt bist!“

„Aber Emil,“ mengte sich die Hausfrau ärgerlich ein, „erzählen Sie dem Kinde doch nicht solchen Unsinn!“

„Wieso, gnädige Frau?“ gab der Angesprochene zurück, indem er noch mehr Ernst erkünstelte, „es ist Ihnen doch nichts Neues, daß ich mich aufs Banknotenmachen geworfen habe!“ Das Kind sah ihn mit großen, zornigen Augen an: „Dann sind Sie ein Fälscher!“ stieß es hervor. „Freilich bin ich das,“ gab der sonderbare Spaßvogel lachend zu, „aber trotzdem mußt du mir jetzt auch einen Schmatz geben.“ Doch das Kind entwand sich seinem Arm und eilte mit scheuen Schritten aus dem Zimmer.

„Sie haben sich da bei der Kleinen in ein schönes Licht gesetzt“, sagte der weißbärtige Hofrat, der verehrte Gast des Hauses.

„Aber das hat sie ja bis morgen längst vergessen!“ lachte der Uebermütige.

„Meinen Sie?“ warf der alte Herr mit seltsamer Betonung hin.

„O gewiß, gewiß!“ rief die erwachsene Schwester des Kindes dazwischen und bezeigte dem jungen Manne durch eine erneute helle Lache ihr Vergnügen an seinem lustigen Einfall.

Die Gesellschaft erhob sich bald darnach. Die jungen Leute gingen zum Klavier, ein Kleeblatt ließ sich am Spieltisch nieder. Im Speisezimmer blieben nur die Hausfrau zurück und der alte Rat, der sein Spielchen später machen wollte.

„Sie sind von dieser Szene etwas verstimmt“, sagte er, „und ich kann Ihnen nicht Unrecht geben. Sie ahnen nicht, welche schmerzlichen Erinnerungen sie in mir wachgerufen hat! Darf ich Ihnen von dieser bittersten Erfahrung meines Lebens erzählen? Was Sie davon für gut befinden, können Sie dem jungen Manne, der, mir scheint, Ihr Schwiegersohn werden will, gelegentlich mitteilen.

Sie wissen, ich habe einen Sohn verloren im blühendsten Alter von sechzehn Jahren. Was ich damals über Welt und Leben gedacht habe, das will ich Ihnen nicht sagen, es gehört auch nicht zur Sache. Nur das eine: ich hatte immer geglaubt, meine Vaterpflichten mit Kopf und Herz vollauf zu tun, aber kurz vor dem Tode des Kindes begab sich etwas, daß jahrelang die Liebe in mir brannte, die, wie ich mir nun sagte, früher zu spärlich geflossen. Mein Gott, hätte er fortgelebt, ich hätte ihn nun mit anderen Augen angesehen und mein halbes Leben hätte ich darum gelassen, ihm das zu vergelten, was er durch eine Fügung meinetwegen hat leiden müssen.

Die Krankheit war plötzlich, über Nacht, gekommen. Wir riefen sofort den Arzt, der uns aber schon am Abend des dritten Tages ein überaus ernstes Gesicht zeigte. Am Tage darauf kam in den Dämmerstunden eine merkwürdige Ruhe und Klarheit über unseren Kranken, die mich beklommen machte. Die Mutter, die in den letzten Nächten kaum ein Auge geschlossen hatte, schlief nebenan für ein Stündchen. Ich hatte mich an sein Bett gesetzt und suchte ihn durch ein paar gleichgiltige Worte aus der Welt draußen aufzuheitern. Aber es war ein so sanfter, unerdischer Ernst in ihm, daß mir das Herz starr wurde: ich sah, wie er sich am Ende seines jungen Lebens fühlte. Plötzlich faßte er meine Hand und sagte mit zitternder, inniger Stimme: „Vater, ich habe dir etwas abzubitten!“ — „Aber Kind,“ sagte ich betroffen, „was wird das auch sein! Was liegt dir denn auf dem Herzen?“ „O Vater,“ entgegnete er gepreßt, „es geht weit zurück und es war so kindisch und ist so furchtbar!“ — „Rege dich nicht auf!“ beschwichtigte ich ihn; „warum willst du jetzt davon sprechen? Ein anderesmal, bis du wieder gesund bist.“ Eine erschreckende Angst legte sich über seine Züge und seine Augen wurden von Tränen erfüllt: „Nein, jetzt, gerade heut' noch laß mich davon reden, es muß ja doch sein.“ Mir wurde bang, aber ich sah, ich konnte nichts gegen seinen Willen tun. „Es ist ja so dumm“, begann er wieder, „und so schrecklich zugleich, und ich hatte es zu überwinden gesucht und gewiß einmal überwunden, wenn nicht diese Krankheit gekommen wäre. Aber jetzt, jetzt ist ja alles anders!“ — „Nein, so darfst du nicht sprechen“, unterbrach ich ihn, aber er hörte nicht darauf und fing heftig zu schluchzen an: „Ich [illegible] [illegible] der Mutter [illegible] und darf dir nicht [illegible] [illegible] Schatten [illegible] Bild jahrelang in mir [illegible]. Doch wenn [illegible] verziehen, dann … dann ist ja alles gut.

[illegible]

der Zwischenakte zu kürzen. Daran mochtest du jetzt wohl denken, als wir ziemlich rasch, es war schon höchste Zeit, dem Theater zustrebten. An unserem Wege lag ein Bäckerladen … und da war es, was mir dann lange Jahre nicht aus dem Sinn wollte … Du tatst die Tür auf, wir traten in das Geschäft, in dem kein Mensch anwesend war, und du nahmst eine Zuckerbrezel aus dem Korb … Ach Vater, verzeih' mir, ich war ja ein kleines, unverständiges Kind! Ich kannte ja die Welt noch so wenig, und wenn, ich weiß nicht was, wenn das Backwerk aus den Körben gestiegen wäre und einen Reigen getanzt hätte, ich würde es ebenso für nicht unglaublich gehalten haben …: du nahmst die Zuckerbrezel und wir verließen eiligst wieder den Laden. In diesem Augenblick war für mich etwas Ungeheueres geschehen und das Unmöglichste war mir zu einer Tatsache geworden, die mich überraschte, die ich aber sofort instinktiv in mein tiefstes Innere verschloß, als ein schreckliches Geheimnis, dessen Vertrauter ich plötzlich geworden, ein neuer, seltsamer Blick ins Leben … Ach, lieber Vater, du verstehst mich nicht: ich glaubte damals, du hättest … die Zuckerbrezel …“

Ein Blitz durchzuckte mich: „Kind!“ rief ich mit unterdrückter Stimme, „Kind, du glaubtest und hast dann nie darum gefragt, ich hätte die Brezel … entwendet … gestohlen?“

Mein armer Sohn schluchzte herzzerbrechend auf. „Es war ja so unendlich dumm, Du!“ Und er drückte mir die Hand und seine Augen leuchteten. „Aber damals war etwas in mir, das sagte: Gut, es ist so, du mußt die Sache so nehmen, als ob du sie selber getan hättest. Und wahrhaftig, niemals vorher hatte ich mich dir so verbunden gefühlt als in dieser Stunde, halb in unbestimmtem Mitleid, halb in dem Opfermut, bis zum letzten Blutstropfen für dich einzustehen. Und ich trug das Erlebnis in mir, stumm und verschlossen, und sah zu dir auf wie immer, nur mit noch mehr Liebe. Aber es war eine dunkle Kammer in mir und etwas, das immer mehr zum Rätsel wurde und keinen Platz in meiner Weltordnung finden konnte, bis dann, — o welche Erlösung! — mit den reiferen Jahren auf einmal der Augenblick des Verstehens da war, wo ich, früher als ich sonst erfaßt hätte, dein ganzes Wesen erkannte und von allen, mit denen du umgingst, laut rühmen hörte: deine Tatkraft, die kein Zaudern kennt, dein rasches Aufs-Ziel-Losgehen, das immer den kürzesten Weg nimmt, deinen strengen Rechtssinn und dein herzliches Vertrauen zu allen und jedem, das immer gleicherweise erwidert sein wollte. Ja, jetzt fiel's mir wie Schuppen von den Augen, jetzt war es mir klar, so sonnig klar, daß du, während ich vielleicht die aufgestapelten Leckereien angestarrt, die paar Kreuzer auf den verwaisten Ladentisch gelegt hattest, gleichsam als die Forderung: ich war hier, habe bezahlt, was ich genommen habe, und verlange, daß ihr der Richtigkeit meiner Rechnung vertraut! Ja, nun wußte ich's, aber nun hatte ich eine andere Last in meiner Seele, ein unendliches Schuldbewußtsein, das mich tief beschämte und das mich dir nimmer fröhlich in die Augen sehen ließ. Aber nun ist es vorbei, nun habe ich dir's gesagt, und ich bitte dich, verzeihe mir, verzeihe mir, ich könnte sonst nicht ruhig st …..“

Ein Tränenstrom erstickte seine Stimme. Ich war aufs tiefste erschüttert und fand, indem ich mich über ihn beugte, nur bebende mühselige Worte der Erwiderung. Ich legte ihm zunächst dar, wie von Verzeihen oder Nichtverzeihen in einer solchen Sache gar nicht die Rede sein könne; wie kindliche Urteilslosigkeit doch nicht nach der Auffassung des gereiften Geistes gerichtet werden dürfe; wie es mich schmerze, daß er die Angelegenheit so ernst nehme, statt den Irrtum längst zu belächeln, und was mir sonst an Trostesworten zuströmte. Es gelang mir auch, ihn nach und nach zu beruhigen. Ich erzählte Kinderstücke aus meiner eigenen Jugend und ähnliches, was ich je gehört hatte, und sprach fort und schlug immer heiterere Töne an, bis er zu lächeln begann und die Mutter eintrat und sich unbefangen in unser Gespräch mischte, das schon weit von seinem Ausgangspunkt abgewichen war. Wir kamen allmählich in eine friedensreine, wunderbare Stimmung und dachten beinahe geringschätzig von dem Arzte, der seine bedenkliche Miene auch nach dem Abendbesuch nicht aufgeben wollte. Ich wich nimmer von dem Lager meines Sohnes, um den nun mein Herz in doppelten Schmerzen zitterte. Die Nacht und der nächste Morgen verliefen gut. Am Nachmittag stellte sich eine plötzliche Verschlimmerung ein und zwei Tage danach hielt ich mein unglückliches Kind tot in den Armen.“

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XL. Band. Wien, den 15. Oktober 1904. Nummer 524.

Lex Tisza.

Die „Reform“ der Geschäftsordnung, die Graf Tisza dem ungarischen Reichstag zumutet, ist eine politische Ungeheuerlichkeit. Ein absolutes Regiment, das sich eben erst herbeigelassen hätte, ein unerfahrenes, unreifes Völkchen mit einer Kleinkinderverfassung zu beschenken, dürfte sich solche Beschränkungen der parlamentarischen Rechte erlauben. Daß man aber dem ungarischen Parlament, dem ältesten unseres Kontinents, daß man der ungarischen Nation, die ihre Verfassung in mehrhundertjährigen Kämpfen behauptet hat, derartige Pläne aufzutischen wagt, das ist merkwürdig, erstaunlich, verblüffend. Wenn Graf Tisza noch so drakonische Bestimmungen vorgeschlagen hätte, um die sogenannte technische Obstruktion zu erschweren oder unmöglich zu machen, so ließe sich das ja nach den Erfahrungen der letzten Jahre begreifen. Aber die schlimmsten Ausartungen der Obstruktion können die Ausartungen des Tisza'schen Reformeifers nicht rechtfertigen. Verlangt er doch nichts Geringeres, als daß Budget und Rekrutenvorlagen an bestimmte Termine gebunden werden sollen, so daß diese Vorlagen automatisch Gesetz werden, wenn das Parlament die Termine versäumt. Gerade das Steuer- und Rekruten-Bewilligungsrecht der alten Stände war aber die historische Grundlage des modernen Parlamentarismus und macht noch immer den Hauptteil seines Wesens aus. Hätte der Landesherr, wenn er Geld oder Soldaten brauchte, hiezu nicht der ausdrücklichen Zustimmung der Stände bedurft, hätte es ein automatisches Gesetzwerden solcher Dinge in alter Zeit gegeben, die ganze politische Geschichte Ungarns wäre ein leeres Blatt geblieben. Ein Rechtsbesitz aber, ohne den sich die Ständevertretung von einst nicht denken läßt, ist für die Volksvertretung von heute vollends unentbehrlich.

Natürlich wird eine überlegene Staatskunst alle Bedenken dieser Art abgeschmackt oder demagogisch finden. Budget und Rekrutenvorlagen sollen ja nicht der parlamentarischen Bewilligung, sondern nur der obstruktionistischen Verhinderung entzogen werden. In der Tat sieht es auf den ersten Blick so aus. Aber bei genauerer Betrachtung ergibt sich das gerade Gegenteil. Eine im Sinne Tiszas reformierte Geschäftsordnung würde es einer gewissenlosen Regierung leicht machen, gegen den Willen des Parlaments, ja, ohne dieses auch nur gefragt zu haben, jedes beliebige Budget, jede beliebige Rekrutenziffer unter Dach zu schaffen. Die Regierung brauchte ihre Vorlagen nur einzubringen, dann aber mit Hilfe eines gefügigen Reichstagspräsidenten die Tagesordnung so lange anderweitig zu besetzen, bis der vorgeschriebene Termin verstrichen ist. Auf diese Weise wären die wichtigsten Gesetze allen Fährlichkeiten parlamentarischer Beratung und Beschlußfassung entrückt — der Kalender würde den Reichstag ersetzen. Ja, noch mehr: die Tisza'sche Reform, die alle Obstruktionsmöglichkeiten ersticken will, eröffnet sogar die heitere Möglichkeit einer im Dienste des Regierungsabsolutismus arbeitenden Obstruktion. Eine Regierung, die ihre Vorlagen durch eine ihr feindliche Parlamentsmajorität gefährdet sieht, läßt einfach durch eine ihr ergebene Minorität die Verhandlungen so lange verschleppen, bis der Fälligkeitstermin da ist. Das Rezept des Grafen Tisza läßt eine unbegrenzte Fülle phantastischer Kombinationen aufsteigen. Aber auch bei nüchternster Beurteilung wird man sagen müssen, daß diese angebliche Geschäftsordnungsreform in Wahrheit ein Verfassungsumsturz ist. Mit einem terminierten Budget in der Hand, ist auch das schlechteste Ministerium unstürzbar; es kann auf eine Regierungsmajorität verzichten, es kann auf den Parlamentarismus pfeifen. Ein Parlament aber, das sich gleich einem säumigen Schuldner ewig von Terminsverlust und Exekution bedroht sähe, würde eine so unwürdige Rolle spielen, daß es in Bälde aufhörte, als Faktor im politischen Leben mitzuzählen.

Der österreichische § 14 ist ein Kinderspiel gegen die Neuerung, die Tisza in Ungarn plant. Unsere § 14-Verordnungen bedürfen doch wenigstens der nachträglichen Genehmigung des Reichsrates; die Tisza'schen Termingesetze aber sind über Ja und Nein des Reichstages so erhaben, wie himmlische Offenbarungen. Mit dem § 14 kann man ohne das Parlament, mit der lex Tisza kann man gegen das Parlament regieren. Das alles sind nun Folgerungen, die der Vergangenheit Ungarns, der Richtung seines öffentlichen Geistes, den nationalen Denk- und Lebensgewohnheiten so schroff widersprechen, daß sich für die Durchführbarkeit der Absichten Tiszas ein Wahrscheinlichkeitsgrad von Null Prozent ergibt. Ist dies aber klar und sicher, dann entsteht die Frage, wie ein so geschäftsgewandter, mit allen Kniffen vertrauter, mit allen Salben geschmierter Politiker darauf gelangen konnte ein so tolles Projekt auszuhecken. Die Erklärung ist einfach genug. Was Tisza anstrebt, ist allerdings eine ganz außerordentliche Verschärfung der Geschäftsordnung, da er aber sehr viel bekommen will, muß er nach Roßtäuscherart unsinnig viel verlangen. Seine Vorschläge sind ein Vorschlagen, um nachher mit sich handeln zu lassen. Zu welchem Zwecke aber bedarf Tisza einer Geschäftsordnung von so übermäßiger Strenge? Wogegen will er sich sicherstellen? Er ist ja doch ohnedies entschlossen, den gegenwärtigen Reichstag, mit dem sich schwer arbeiten läßt, so bald als möglich aufzulösen, und er hat als fleißiger Adels- und Titelverschleißer einen Kriegsschatz aufgehäuft, mit dem er getrost in den Wahlkampf ziehen kann. Genügt es ihm nicht, daß er bald mit einer verstärkten Mameluckenmajorität einer geschwächten Opposition gegenüber stehen wird? Er scheint ja mit dem neuzuwählenden Reichstag ganz furchtbare Dinge vorzuhaben, wenn er so sehr darauf bedacht ist, seine Stellung nicht nur geschäftsmäßig, sondern auch geschäftsordnungsmäßig zu assekurieren.

Hier sind wir an dem Punkte, wo die ungarischen Verwicklungen anfangen auch für uns Oesterreicher höchst interessant zu werden — so interessant wie ein Schauspiel, an dem man nicht nur als Zuschauer, sondern auch als Mithandelnder, oder besser als Mitleidender beteiligt ist. In eingeweihten Kreisen ist es längst bekannt, daß Graf Tisza seine Ernennung zum ungarischen Ministerpräsidenten nur dem Umstande zu danken hatte, daß er als ungestümer Amtswerber sich dem Hofe gegenüber zu ganz besonderen Leistungen verpflichtete und hiermit alle Konkurrenten niederlizitierte. Unter anderem versprach er eine Erhöhung des Rekrutenkontingents im Reichstag durchzubringen, eine Erhöhung der Blut- und Gutbesteuerung von so exorbitanter Art, daß man sich vorläufig noch gar keine Ziffer zu nennen getraut. Wer aber doch ungefähr eine Vorstellung von dieser Ziffer haben möchte, braucht das X nur in Proportion zur Tisza'schen Geschäftsordnungsreform zu bringen. Die Gleichung lautet dann: das alte verhält sich zum neuen Rekrutenkontingent, wie die alte Geschäftsordnung des ungarischen Reichstags zur lex Tisza. **E. W.**

Die Verbindung der Donau mit der Nordsee.

Als im Jahre 1871 das stolze Reich der Franzosen niedergeworfen war, den Frieden durch die damals unerhörte Kriegsentschädigung von fünf Milliarden Franks erkauft hatte und unter Anspannung seines gesamten Kredits eine ebenso hohe Staatsschuld für die Beschaffung der bar zu leistenden Kriegsentschädigung auf sich nahm, schien wohl der finanzielle Ruin dieses Landes für Menschenalter hinaus besiegelt zu sein. Ein finanzieller Ruin, so vollständig wie die übelberatene Phantasie mancher Agrarier unserem Kaiserstaate Oesterreich prophezeit und in den Tagesblättern des näheren ausmalt, wenn die bösen Ingenieure und Bauunternehmer das bisher ohne Schiffahrtskanäle so üppig reich gewordene Oesterreich mit Verbindungskanälen der so idyllisch vereinsamt dahinfließenden Ströme und Flüsse beschenken werden. Frankreich wäre damals im Jahre 1871 unrettbar dem finanziellen Ruine verfallen, wenn nicht tatkräftige Staats- und Finanzmänner mit ihrer ganzen Kraft sich in die Bresche stellten. Was unternahmen jene Männer, um den Verlust des industriereichen Elsaß-Lothringen auszugleichen und jene unerhörte Kriegssteuer wettzumachen, welche in goldbeladenen Eisenbahn-Fahrzeugen nach Deutschland gewandert war? Sie erbauten binnen kürzester Frist mehr als tausend Kilometer Schiffahrtskanäle über Berg und Tal in wohldurchdachten Verkehrszügen, welche auf den kürzesten Wegen ihre schiffbaren Flüsse und Ströme verbanden. Und das Resultat? Frankreich erhob sich wie ein Phönix aus seiner tiefsten finanziellen Erniedrigung und mit dem Wiederanwachsen seines Reichtums aus der tiefen politischen Erniedrigung, welche jedes finanziell ohnmächtige Land auch ohne verlorene Schlachten überfällt.

Wir wanken rettungslos der finanziellen Ohnmacht und seiner Folge, unserer tiefsten politischen Erniedrigung, entgegen, wenn wir nicht unsere natürlichen Verkehrswege ausbauen. Warum tragen denn auf der ganzen bewohnten Erde in Frankreich, Deutschland, Rußland, England und Amerika nur jene Eisenbahnen überreichliche Zinsen, welche mit einem ausgebreiteten Netze von Schiffahrtskanälen und innig mit einander verbundenen Binnenwasserstraßen im direkten Wechselverkehre stehen? Der Verkehr zur See und in den Binnenschiffahrtsstraßen, welche mit dem Meere verbunden sind, ist heut

zutage weitaus der gewaltigste. Die Frachtkosten zur See betragen gegenwärtig nur den sechsundzwanzigsten Teil der Frachtkosten auf den Eisenbahnen. Unsere Weltwirtschaft beruht auf dem Austausch der Massengüter, welcher durch die Fortschritte unseres Verkehrswesens immer mehr und mehr verbilligt wird. Ist es da nicht selbstverständlich, daß jene Länder den Verkehr an sich reißen, welche den billigen Wasserverkehr bis weit hinein in das Herz des Landes organisieren? Mit dem Anwachsen des Verkehres blüht Handel und Wandel auf und die Arbeitsstätten des Volkes, die vaterländischen Industrien, vergrößern sich auf der Grundlage der billigen Zu- und Abfuhr der Massengüter, in den heimischen Arbeitsprodukten den Gegenwert schaffend für die ausländische Zufuhr überseeischer Güter, deren Konsum für die Lebenshaltung der breiten Massen notwendig geworden ist. Die Hauptsaugadern bilden in den vorgeschrittenen Ländern der Gegenwart die Binnenwasserstraßen, und immer dichter wird das Eisenbahnnetz gerade in der Nähe dieser billigsten Verkehrsstraßen, in der Zu- und Abfuhr der Güter, im Transport hochwertiger Arbeitsprodukte viel besseren Verdienst findend als in dem Ferntransport geringwertiger Massengüter, welcher in rückständigen Ländern ohne ausgebildetes Wasserstraßennetz nahezu zum Selbstkostenpreis der Eisenbahnen sich vollziehen muß, wenn nicht jeder Wettbewerb mit der ausländischen Gütererzeugung aufhören soll.

Warum sind in Oesterreich die bestrentierendsten Eisenbahnen um die Elbe-Wasserstraße gruppiert, warum entbehrt unsere Industrie bis auf die nächste Nähe der Elbe-Wasserstraße der billigen Kohle, dieses Hausbrotes der Industrie, welches wir für den Eintausch überseeischer Güter elbeabwärts ins Ausland abgeben? Warum ist unser vorzüglicher, leicht zu bearbeitender oberösterreichischer und südböhmischer Granit nicht in Deutschland heimisch geworden, obwohl auf viel weitere Entfernungen der schwedische schwer zu bearbeitende Granit im Umkreis der deutschen Wasserstraßen zur massenhaften Anwendung gelangt? Und auf noch weitere Entfernungen der oberösterreichische Granit in den schwach bevölkerten geldarmen Balkanländern bis zum Schwarzen Meere den Markt beherrscht. Die Königgrätzerstraße in Berlin ist mit oberösterreichischen Granitwürfeln gepflastert, es blieb aber bei diesem ersten Versuch, da trotz der konkurrenzlosen Qualität des Materials die teuere Eisenbahnfracht den Massentransport auch nur bis zur Elbe-Wasserstraße verbietet. Unser Getreideverkehr ins Ausland hat nahezu aufgehört und auch jener Zerealienverkehr, welcher von Rumänien und den Balkanstaaten donauaufwärts kam und auf dem Wege nach Deutschland, der Schweiz und Frankreich einst unsere Eisenbahnen benützte. Der billige Wasserverkehr auf den Binnenwasserstraßen Deutschlands und Frankreichs bis weit hinein ins Land bewirkte im Verein mit dem außerordentlich verbilligten Seeverkehre, daß das Getreide donauabwärts zum Schwarzen Meer transportiert wird und von da auf dem Wege des Mittelländischen Meeres und atlantischen Ozeans zu den Binnenwasserstraßen gelangt, die mittels Schiffahrtskanälen mit einander verbunden, das große, reiche Absatzgebiet durch billige Frachten beherrschen und wie der Rhein und die Elbe bis zu unseren Toren reichen. Ein Waggon rumänischen Getreides gelangt auf diesem kolossal langen Wasserwege billiger nach Dresden, als ein Waggon ungarischen Getreides auf dem Wege der Eisenbahn von den Donaugegenden nach Dresden transportiert werden kann.

Ja wenn unsere Donau nach Norden gegen Hamburg zuströmen würde, welch gewaltiger Verkehr würde sich da schon längst von und zu dem Nordmeere entwickelt haben! Ein Blick auf den regen Verkehr unseres Aussig läßt uns diesen Verkehr ahnen. Nach Norden kann die Donau selbst nicht fließen, aber unseren Schiffen kann der Wasserweg nach Norden zur großen Elbe-Wasserstraße bereitet werden. Hiezu haben wir ja die bewährten Beispiele der über Berg und Tal verbundenen Binnenschiffahrtswege unserer Konkurrenten auf dem Weltmarkte. Hier leuchtet uns Deutschland voran, welches für den weitaus größten Teil unserer überseeischen Aus- und Einfuhr der Vermittler geworden ist und den allergrößten Teil unseres Exports als Kontinent aufnimmt. Die Donau-Wasserstraße mit der Elbe-Wasserstraße durch einen möglichst kurzen und billigen Großschiffahrtsweg verbunden, muß unserer gesamten Volkswirtschaft den mächtigsten Impuls geben. Billige Kohle für die österreichischen Donau- und Alpenländer, reiches Absatzgebiet für den durch diesen Wasserweg erst erschlossenen oberösterreichischen und südböhmischen Granit, billige Zufuhr überseeischer Massengüter und Düngmittel, durch billige Fracht erleichterter Absatz landwirtschaftlicher Produkte und durch Hebung des Verkehrs des Handels und der Industrie vermehrter Konsum von Lebensmitteln und landwirtschaftlichen Produkten im Lande selbst zum Vorteil des [illegible]

Der Durchgangsverkehr aus Deutschland in die Donauländer und [illegible]

und [illegible] wird zum [illegible] Teil der [illegible]

wirtschaftliche Produkte ins Land herein, könnte von Seiten der Agrarier eingeworfen werden, und durch Hebung der Industrie wie des Verkehres werden noch mehr Arbeiter der Landwirtschaft entzogen.

Diese Einwürfe sind trotz ihrer so oftmaligen Wiederholung in den Tagesblättern völlig nichtig. Durch welche Einfuhr wird denn unsere Landwirtschaft am allermeisten bedrängt? Offenbar durch die ungarische. Wir haben keine Zollschranken gegen Ungarn, wohl aber hat Ungarn gegen uns Schranken aufgerichtet, welche in heimtückischer, gegen den Geist unseres Zoll- und Handelsbündnisses gerichteten Weise unsere Industrie lähmen und auch den Absatz und das Aufblühen unserer Landwirtschaft untergraben. Unsere Zuckerausfuhr nach Ungarn, welche mit unserem Zuckerrübenbau zusammenhängt, muß Zoll zahlen, wobei es ganz gleichgiltig ist, wie dieser Zoll heißt und auf welch umständlicher Weise dieser Zoll eingehoben wird, gezahlt muß er doch werden, unter allen Umständen. Der Absatz unserer Industrieartikel wird von den ungarischen Staats- und Gemeindebehörden auf alle mögliche Art unterbunden, das ungarische Volk selbst führt einen Zollkrieg gegen uns, benützt aber die von unserer Regierung leider noch immer festgehaltene Zollgemeinschaft, um ungarische Artikel, welche zum Großteil aus landwirtschaftlichen Produkten bestehen, nicht nur zollfrei nach Zisleithanien zu bringen, sondern auch durch geheime Frachtermäßigungen in unerlaubter Weise dem blamierten Zollfreunde zu konkurrenzlosen Preisen an den Hals zu werfen. Unsere Industrie verliert den Absatz in Ungarn und damit verliert unsere Landwirtschaft zahlreiche Esser, welche als Angestellte und Fabriksarbeiter die Erzeugnisse der heimischen Landwirtschaft kaufen würden, wenn die Industrie infolge Sinkens des ungarischen Absatzes nicht zum großen Teile feiern müßte. Infolgedessen wandern immer mehr Kunden der heimischen Landwirtschaft aus, Leute, die von ihrer Hände Arbeit leben und den größten Teil ihres Lohnes zum Ankauf von Lebensmitteln verwenden.

Die Donau-Wasserstraße, auf welcher landwirtschaftliche Produkte billiger als auf der Eisenbahn transportiert werden, führt aber nicht nur nach Ungarn, sondern auch nach Rumänien, Serbien und Bulgarien. Warum ist die landwirtschaftliche Konkurrenz dieser Donauländer nicht zu fürchten? Weil die Ungarn eine Zollgrenze gegen diese Konkurrenten in der Versorgung Zisleithaniens mit landwirtschaftlichen Produkten aufgerichtet haben und diese Grenze eifersüchtig bewachen. Unsere Landwirte protestieren mit Recht bei jeder Gelegenheit gegen die Wiedereröffnung der rumänischen Grenze, weil sie wissen, daß diese Zollgrenze sie schützt. Warum sollte da die österreichische Zollgrenze gegen Deutschland in Bodenbach an der Elbe für amerikanisches und russisches Getreide unwirksam sein? Die Zollgrenze gegen Deutschland wird für unsere Donau—Elbe-Wasserstraße umso wirksamer sein, als unser Zollausland Deutschland nicht das mindeste Interesse haben kann, seine landwirtschaftlichen Produkte, deren Preis mit dem Preise der österreichischen nicht konkurrieren kann, nach Oesterreich hereinzubringen. Im Gegenteil, wir werden in dem Transport landwirtschaftlicher Produkte nach Deutschland Geld ersparen und ebenso in der Versorgung der in Nordböhmen liegenden Industriestätten mit Lebensmitteln, sobald der Großschiffahrtsweg von der Donau zur Elbe ins Werk gesetzt ist.

Aus keinem Lande der Welt wandern so viele Menschen aus, als aus Oesterreich-Ungarn. Diese Auswanderer rekrutieren sich zum Großteil aus dem Arbeiterstande und nicht zum mindesten aus dem Stande der landwirtschaftlichen Arbeiter. Ja, wie kommt denn das, warum bleiben die landwirtschaftlichen Arbeiter nicht bei ihrer Scholle und warum wenden sich die übrigen Arbeiter, welche wegen Arbeitsmangel auswandern, nicht der Landwirtschaft zu, welche ja bekanntermaßen Mangel an Arbeitskräften hat? Die breiten Massen der Bevölkerung kultivierter Staaten streben heutzutage mit aller Macht nach einer besseren Lebenshaltung. Die Tätigkeit in der Industrie, wo große Massen der Arbeiter zu gemeinsamer Arbeit vereint sind, wird von jenen vorgezogen, die heutzutage ihre gesunden Arme ausbieten. Dort stehen die Arbeitermassen Rücken an Rücken organisiert und können mit Nachdruck den ihnen zukommenden Teil verlangen, jeder einzelne kann sich ein Weib nehmen, kann eine Familie gründen, ohne fürchten zu müssen, mit diesem Schritte unrettbar der Sklaverei seiner Herren zu verfallen, er ist freizügig und verläßt, wie wir so oft es sehen, eine Gegend, ein Land samt seiner Familie, wenn ihm wo anders ein besserer Lohn winkt. Wie geht es aber unseren Häuslerleuten, also den verheirateten landwirtschaftlichen Arbeitern insbesondere dort, wo der Großgrundbesitz seine [illegible] über Land und Leute ausgebreitet hat? Der Großgrundbesitz und seine Verbündeten: unsere in mittelalterlichen Anschauungen [illegible] Regierung samt ihrem Heer meist aristokratischer, dem Großgrundbesitze mit Haut und Haar ergebenen Verwaltungsbeamten und die liebe Klerisei, deren Reich angeblich nicht von dieser Welt ist, sind die erbittertsten Feinde jeder Industrie [illegible] im großen. Macht doch die Industrie die breiten Massen des Volkes freizügig, mündig und selbstbewußt in dem Gedanken: Einer für alle und alle für einen. Und doch erreicht nur dort die Landwirtschaft ihre höchste Blüte, wo Landwirtschaft und Industrie Hand in Hand gehen.

Die blühende Industrie sichert unmittelbaren Verbrauch der landwirtschaftlichen Produkte des weiten Umkreises und gibt die

Grundlage für die intensive Bewirtschaftung des Grund und Bodens, so daß der höhere landwirtschaftliche Ertrag höheren Lohn und bessere Lebensbedingungen auch für die landwirtschaftlichen Arbeiter bringt, welche nunmehr ihren in der Industrie beschäftigten Brüdern gleichgestellt sind; nur unter dieser Bedingung werden wir die für die Landwirtschaft nötigen Arbeiter bei derselben erhalten. Durch Niederhaltung der Industrie in Oesterreich werden wir nur die Auswanderung vermehren, ohne bei dem Mangel an kaufkräftigen Essern den Niedergang der Landwirtschaft aufhalten zu können, welche niemals mehr so billige landwirtschaftliche Arbeiter erhalten wird, als zu jenen Zeiten, wo es keine Arbeiter heischenden Industrieländer auf der Welt gab, wohin unsere Arbeitsfähigen auswandern konnten. Es nützt gar nichts, wenn unsere Großgrundbesitzer, verständnisinnig unterstützt von unserer Regierung, darauf verharren, daß das Rohholz unbelästigt durch Ausfuhrzölle ins Ausland geführt wird, damit ja nur keine gut bezahlte Volksarbeit im Inland für die breiten Massen der Bewohner des hocharistokratischen Grundbesitzes im Lande geschaffen wird, weil sonst die hochfürstlichen Hungerlöhne ohne Abnehmer blieben und die mittelalterliche Herrlichkeit verschwände. Mit dieser Maßregel wird nur eine künstliche Industrie im Ausland, aber hart an unseren Grenzen gezüchtet, Handel und Wandel, Verdienst und Steuerfähigkeit des Auslands gestärkt und unsere kräftigsten Arbeiter ins Ausland getrieben, welche dort das heimische Holz verarbeiten, im Inland aber wachsen Not und Elend, und auch der Großgrundbesitz wird in nicht allzuferner Zeit mangels eines entsprechenden Ertrages zugrunde gehen durch die gesteigerte Ausraubung der Wälder, welche durch deren geringe Verzinsung in erschreckender Weise beschleunigt wird.

Wer sind unsere Volksfeinde, die das arme Volk des Böhmerwaldes auf das Hungertuch niederdrücken und auch das blutarme tschechische Volk der Moldaugegenden von Budweis bis Prag in der Sklaverei der schlecht bezahlten und doch schwer erhältlichen Arbeit niederhalten, welche beide Völkerstämme immer wieder erfolgreich verhetzen, wenn beide Völker in der aufdämmernden Erkenntnis ihres wahren gemeinsamen Feindes die Hände nach Arbeit und reichlicherem Brote ausstrecken. Wer führt die reichen Schätze unserer Wälder, unserer Berge als Rohprodukt ins Ausland, unbekümmert darum, daß unsere Volksmassen der verschiedensten Zungen nach besser bezahlter Arbeit schreien und vor unseren Toren das Beispiel gegeben wird, wie diese Schätze zur Grundlage der heimischen völkerernährenden Arbeit gemacht werden müssen. Wer verbindet sich mit Tod und Teufel und mit jenen, die statt der Menschenliebe die Volksverdummung auf ihr Panier geschrieben haben, um eine menschenunwürdige, den vergangenen Jahrhunderten angehörige Herrschaft und Volksausnützung wider das gleichmachende Gesetz, wider Menschenrechte und Menschenmoral aufrecht zu erhalten? Wer versteht es auch, unsere Abgeordneten der verschiedensten Völker mit teuflischer Hinterlist aufs Eis zu führen, um einerseits mit nutzlosem Starrsinn eine Obstruktion aufrecht zu erhalten, welche immer mehr Reichsratsmandate des Volkes in die Hände jener agrarischen Richtung gelangen läßt, welche sich als Landsknechte der Feudalen fühlen, anderseits jene Verblendeten in den Sattel zu heben, welche die wichtigsten Volksrechte unter christlichsozialer Flagge den mit den Feudalen innig verbündeten Klerikalen ausliefern und endlich jene aristokratische Gewaltherrschaft aufrecht zu erhalten, welche die rechtlose breite Masse des Polen- und Ruthenenvolkes knechtet? Klar ist zu sehen, woher der Wind jene Argumente herweht, welche unter der falschen Maske der Freundschaft für die landwirtschaftliche Produktion des Volkes sich gegen die Erweiterung der volksernährenden Gütererzeugung kehren und nicht in letzter Linie die Ertragsfähigkeit der Landwirtschaft selbst, ihren unmittelbaren Absatz und ihren Kundenkreis im Lande zu untergraben suchen.

Argumente, deren Richtigkeit im vorstehenden bis ins Detail nachgewiesen sind.

Die Verbindung unserer Donau mit der Nordsee kann nur dann das Rückgrat unseres künftigen Wasserverkehres werden, wenn wir den Lauf und die natürlichen Verhältnisse der zu verbindenden Flüsse: der zisleithanischen Donau, der Moldau und der Elbe, zugrunde legen. Es wäre verkehrt und ein ökonomischer Wahnsinn, wenn wir die verkehrsreiche Elbe-Wasserstraße durch Kanalisierung der Moldau bis ins Herz Zisleithaniens nahe an die Donau führen wollten, um von da unter Vermeidung unserer größten von den schwersten Flußschiffen befahrenen Donau-Wasserstraße einen künstlichen Schiffahrtsweg über Land nach Ungarn, etwa in die Gegend von Preßburg, mit unseren Steuergeldern zu bauen, ebenso verkehrt wäre es, auch diesen künstlichen kostspieligen Wasserweg erst an der ungarischen Grenze oder nahe derselben in die Donau einmünden zu lassen. Dies wäre selbst dann ein ökonomischer Wahnsinn, wenn die natürlichen Verhältnisse dies erheischen würden, denn in diesem Falle könnten wir unsere Steuergelder selbst besser für andere Zwecke verwenden und es den Ungarn überlassen, den künstlichen Wasserweg mit ungarischem Gelde zu erbauen, da in diesem Falle die Donau—Elbe-Wasserstraße nur der ungarischen Donau allein nützen könnte und Böhmen bei unseren bekannten Verhältnissen nicht wünschen könnte, den ungarischen Produkten einen billigen Transportweg ins Land herein zu bauen, ohne durch anderweitige große Vorteile Ersatz für die verdrängte landwirtschaftliche Konkurrenz zu erhalten, abgesehen von der baldigen Zoll-trennung zwischen Oesterreich und Ungarn, welche die zisleithanischen Gebiete noch mehr zu einem innigen Verbande zusammenschließen wird. Nun sind aber die natürlichen Verhältnisse derart, daß die bis Budweis verlängerte Elbe-Wasserstraße auf dem kürzesten Wege durch einen Schiffahrtskanal zur Donau geführt, diesen bis Regensburg mit Dampfschiffen befahrenen Strom bei Linz trifft, so daß der größte Teil der zisleithanischen Donau in den Großschiffahrtsweg einbezogen werden kann, welcher von der Nordsee bis zum Schwarzen Meere sich erstrecken wird. Diese ohne Tunnel durchzuführende Kanalstrecke ist von Budweis bis zur Donau nur 88 Kilometer lang, besitzt mehr als reichlich genug Wasser und erfordert einen Auf- und Abstieg von 643 Meter. Das Schlagwort vom Wiener Donau—Elbe-Kanal brachte dem Wiener Komitee reichliche Trassierungsgelder von 500.000 Kronen, während das Linzer Projekt ohne Rücksicht auf materiellen Gewinn nur durch die Begeisterung tatkräftiger Leute zustande kam.

Wie sieht nun das Projekt aus, welches diese große Frage vom Lokalbahnstandpunkt behandeln will und wegen der angeblichen Wiener Interessen diesen Großschiffahrtsweg weit landeinwärts von der Donau, jedoch ungefähr in der gleichen Richtung wie dieser Strom, gegen Wien führen will, obwohl der schon vorhandene natürliche Großschiffahrtsweg des Donaustromes bekanntlich ebenfalls nach Wien läuft. Die Kanalstrecke dieses Projekts Budweis—Korneuburg ist 215 Kilometer lang, erfordert 4530 Kurrentmeter Kanaltunnels größten Profils und hat so wenig Betriebswasser in ihren überlangen Strecken, daß sie nur durch schweres Betriebsgeld erforderndes Emporpumpen des Wassers in ihrer Scheitelhaltung betriebsfähig gemacht werden kann. Ihr einziger wenig ins Gewicht fallender Vorteil gegenüber dem Linzer Projekt beruht darauf, daß der Auf- und Abstieg 540 Meter gegenüber 643 Meter des Linzer Projekts beträgt. Wenn aber schon eine Schiffshebung von 540 Meter geleistet werden muß, kommt wenig darauf an, noch ein Fünftel dieser Schiffshebung mehr zu leisten, besonders wenn man reichliches Betriebswasser hat, welches diese Arbeit auf billige Weise besorgt. Dafür ist aber diese projektierte Kanalstrecke mehr als doppelt so lang als der Linzer Kanal, 215 Kilometer gegen nur 88 Kilometer, und muß das ungünstige Terrain mit zum Teile über 2 Kilometer langen Tunnels überwinden, während der Linzer Kanal so gutes Terrain hat, daß gar kein Tunnel nötig ist. Der Korneuburger Kanal kostet daher auch mehr als das Doppelte des Linzer Kanals, er würde unsere zisleithanische Donau aus dem Großschiffahrtswege Hamburg—Sulina ausschließen, dieselbe dadurch im Verkehr gänzlich brachlegen und den Verkehr einzig und allein nach Ungarn leiten, Wien selbst aber schädigen, da Wien selbst nur von der Belebung des zisleithanischen Donauverkehres Nutzen zieht. Das hervorragendste Interesse aber hat Böhmen, auf dem kürzesten Wege mit der Donau-Wasserstraße verbunden zu werden, wie auch die österreichischen Alpen und Donauländer das hervorragendste Interesse haben, auf möglichst kurzem und billigem Wege zur Elbe-Wasserstraße zu gelangen, welche den Verkehr von und zum Meere, von und nach Deutschland verbilligt.

Das vorher angeführte Beispiel des oberösterreichischen und südböhmischen Granits, welcher wegen der hohen Kosten des Eisenbahntransports der verhältnismäßig kurzen Bahnstrecke von Oberösterreich zur Elbe-Wasserstraße für die Ausfuhr nach Deutschland derzeit verloren ist, zeigt uns aber auch, daß die Vollendung der Tauernbahn unseren Verkehr von und zum Meere nicht wesentlich zu heben imstande ist, da die billige Elbe-Wasserstraße nach wie vor auf kürzerem Wege zu erreichen ist und eine Ware, welche diesen kurzen Bahntransport nicht verträgt, auch die Tauernbahn nicht benützen kann. Triest hat viel weniger Frachtgelegenheit für überseeische Bezüge als der große Hafen Hamburg, so daß z. B. auch bei billigerer Gesamtfracht Bombay—Triest—Innerösterreich unsere Spinnereien zum Großteil über Hamburg ihre Baumwolle beziehen müssen, wie der Versuch mit weitgehendsten Frachtrefaktien gelehrt hat, da bei dem Bezuge über Triest wegen der langen Lieferfristen und dem stets schwankenden Weltpreise der Baumwolle die Bezieher zu oft verlustreichem Börsenspiele gezwungen wären. Der Donau—Elbe-Kanal bietet uns also die einzige nie wiederkehrende Gelegenheit, den Verkehrszug unserer Massengüter teils für den lokalen Austausch zwischen Böhmen, den Donau- und Alpenländern teils für überseeische Bezüge und den Export nach der Uebersee so vorteilhaft als möglich zu gestalten. Die Tauernbahn, welche glücklicherweise mittels der Pyhrnbahn auch in Linz einmündet, wird die Zu- und Abfuhr der Güter ins Innere der Alpenländer auf Linien befördern, welche als Staatsbahnlinien mit unseren Steuergulden in Beziehung stehen, während ein Aufschwung des Verkehres der Südbahn und der ungarischen Staatsbahnen, zu welchen Eisenbahnen der Kanal Budweis—Korneuburg graviert, nur fremden Interessen zugute kommt.

Aus diesen Gründen liegt es in der Natur der Sache, daß die Uferbewohner der zisleithanischen Donau bis Korneuburg hinunter wie ein Mann durch ihre vollzählig versammelten Gemeindevertreter auf dem Wasserstraßentage zu Melk am 15. November 1903 sich für die Ausführung des Kanals Linz—Budweis aussprachen und daß die alpenländischen Handelskammern Linz, Salzburg, Innsbruck und Klagenfurt ebenfalls nur für diese Kanalstrecke eintraten. In technischer Beziehung ist diese Kanaltrasse, abgesehen von ihrer Kürze und

Tunnelfreiheit, schon deswegen die einzig richtige, weil nur dieser Kanaltrasse vermöge des in Europa einzig dastehenden Wasserreichtums des Böhmerwaldes und des oberen Moldaugebietes jene enormen Wasserquantitäten zur Verfügung stehen, welche für einen klaglosen Kanalbetrieb im Mittelgebirge nötig sind. Das obere Moldaugebiet flußaufwärts der in Granitfelsen tief ausgewaschenen Katarakte der Teufelsmauer besteht auf die Länge von rund 80 Kilometer aus einem Seeboden, welcher in vorhistorischer Zeit durch das Niederwaschen vorgenannter Granitbarre trocken gelegt wurde. Hochmoore großer Ausdehnung bedecken diesen Seegrund, auf welchem die Moldau mit sehr geringem Gefälle ihre Schlangenlinien zieht. Rings umher erstreckt sich in ungeheurer Ausdehnung der Böhmerwald mit seinen Hochforsten und Urwäldern, die Abflüsse eines durchschnittlichen Jahresniederschlages von nahezu einer Milliarde Kubikmeter diesem Seeboden zusendend. Am untersten Ende dieses Seebodens liegt der Wasserspiegel des Moldauflusses am Beginn der Teufelsmauer um 30 Meter höher als die höchste Stelle des Kanals Linz—Budweis, so daß mittels eines kurzen Zubringerkanals der Moldaufluß in die $42^1/_2$ Kilometer lange Scheitelhaltung des Kanals eingeleitet werden kann. Eine gewiß selten günstige Wasserversorgung eines Großschiffahrtsweges von der europäischen Bedeutung des Donau—Moldau-Kanals.

Wie schon Herr Zivilingenieur W. Daniel zu Beginn der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts auf Veranlassung des Obmannes des deutschen Böhmerwaldbundes, Herrn Bürgermeisters der Stadt Budweis, Josef Taschek, in einem Vortrage, welcher später im Verlag von Gustav Neugebauer in Prag in Buchform erschien, nachgewiesen hat, lassen sich durch Anlage verhältnismäßig sehr billiger Talsperren in diesem Sammelgebiete des Moldauflusses Stauräume für einhundertfünfundzwanzig Millionen Kubikmeter Wasser herstellen, deren Kubatur größer ist als die Abflußmenge des größten jemals beobachteten Hochwassers beträgt. Beispielsweise betrug die Niederschlagsmenge des vom 1. bis 4. September 1890 andauernden großen Hochwassers der Moldau 111 Millionen Kubikmeter. Durch Anlage solcher Talsperren kann der unregelmäßige Ablauf der großen Niederschlagsmengen des Moldauflusses in einen regelmäßigen verwandelt werden, kann die Hochwassergefahr beseitigt und durch den langsamen Abfluß der Hochwässer aus diesen Stauräumen das Schiffahrtswasser der Moldau und der Elbe bis Hamburg hinunter zu wasserarmer Zeit vermehrt werden. Aus diesen Gründen hat die Landeskommission für Flußregulierungen in Böhmen in ihrer Sitzung zu Prag Ende Februar 1904 beschlossen, mit der Errichtung der Talsperren im Moldaugebiet den Anfang zu machen und vorerst eine Talsperre oberhalb Salnau zu erbauen. Diese Talsperre wird durch einen Erddamm von 700 Meter Länge ins Werk gesetzt, welcher an der tiefsten Stelle des Tales eine Höhe von 12 Meter besitzt, eine Kronenbreite von 10 Meter und einen Lettenkern erhält, welcher bis in den undurchdringlichen Untergrund reicht. Der Fassungsraum dieser auf $1^1/_2$ Millionen Kronen veranschlagten Talsperre beträgt $26^1/_2$ Millionen Kubikmeter Wasser, man hofft, durch oftmalige Füllung des Stauraumes dieser Talsperre eine regelmäßige Wasserabflußmenge von 8 Kubikmeter per Sekunde zu erreichen, während gegenwärtig bei niederen Wasserständen nur $2^1/_2$ bis 3 Kubikmeter im Moldauflusse abfließen. Man hat es aber in der Hand, unter allen Umständen die Hochwässer des Moldauflusses völlig unschädlich zu machen und einen regelmäßigen Wasserabfluß der Moldau zu erreichen, da die technischen Vorerhebungen gezeigt haben, daß durch Errichtung einer kleinen Anzahl von Talsperren in diesem Moldaugebiete eine größere Wassermenge aufgespeichert werden kann, als das größte jemals beobachtete Hochwasser beträgt. Die Herren Projektanten des Korneuburger Kanals sind sich des schwerwiegenden Umstands bewußt, daß ihr Kanal weitaus zu wenig Wasser hat, sonst würden sie nicht bei jeder Gelegenheit darauf hinweisen, daß ja, wenn alle Stricke reißen, das für ihren Kanal nötige Wasser aus dem oberen Moldaugebiete von oberhalb der Teufelsmauer durch einen Hauptzubringerkanal zugeleitet werden kann, es geniert sie dabei gar nicht, daß dieser Wasserzuleitungskanal beträchtlich länger wäre als die Gesamtlänge des ganzen Kanals Linz—Budweis beträgt, des Linz—Budweiser Kanals, welcher in nächster Nähe der Teufelsmauer vorbeiführt und somit die Wasserüberfülle der oberen Moldau sich direkt zunutze machen kann.

Zum Schlusse obliegt es noch, zu erklären, in welcher Weise die Schiffe in solchen Schiffahrtskanälen bergauf und bergab transportiert werden. Zu diesem Zwecke werden entweder treppenartig angeordnete Kammerschleusen oder Schiffseisenbahnen, zu welchen auch [illegible] Eine Kammerschleuse ist ein rings von hohen Mauern umgebenes Wasserbassin, in welchem das durch ein großes, wasserdicht schließendes Tor einfahrende Schiff Platz hat. Wird nun von oben her nach Abschließen des Tores Wasser in dieses Bassin eingelassen, so hebt sich der Wasserspiegel darin und mit ihm das im Bassin schwimmende Schiff. Ist das Kammerbassin mit Wasser voll angefüllt, so wird das zweite, am oberen Ende des Bassins angebrachte wasserdichte Tor geöffnet, das Schiff fährt in die höhere anschließende Kanalstrecke hinein und ein in entgegengesetzter Richtung zu Tal fahrendes Schiff fährt in die voll obere Tor wird hinter dem Schiffe geschlossen und nunmehr so viel Wasser aus der Kammer abgelassen, bis der Wasserspiegel samt dem schwimmenden Schiffe sich auf die Höhe der unteren Kanalstrecke herabgesenkt hat. Das untere Tor wird geöffnet und das Schiff fährt in die untere Kanalstrecke heraus. Auf diese Weise lassen sich Höhenunterschiede bis zu 10 Meter auf einmal überwinden. Der Linz—Budweiser Kanal hat aber nur Kammerschleusen von 6 Meter Höhe. Wenn an einem Punkte der Kanalstrecke größere Höhen zu überwinden sind, muß eine größere Anzahl Kammerschleusen hintereinander zu einer sogenannten Schleusentreppe verbunden werden. Diese Art der Schiffshebung ist uralt, hat sich bei allen bisherigen, oft Jahrhunderte alten Kanälen bewährt und kann ohne Anstand bei unserem Kanal Linz—Budweis angewendet werden, da wir bei dem größten jemals eintretenden Schiffsverkehr von 4 Millionen Tonnen pro Jahr über das nötige Betriebswasser noch einen Ueberschuß von 40% haben, nur allein durch die projektierten Teichanlagen im oberen Gebiete der Moldau, ohne der Landwirtschaft oder dem Betriebe der Wasserwerke dieser Gegend einen Tropfen Wasser zu entziehen, im Gegenteil, wir können diese 40% Ueberschuß für die Umgebung des Kanals zu Bewässerungen der Fluren und zur Vermehrung des Betriebswassers der Wasserwerke abgeben. Die zweite Art der Schiffshebung geschieht durch mechanischen Transport großer beweglicher Wasserbassins aus Eisen, der sogenannten Schiffströge, welche auf Eisenbahnen von der Steigung der Pöstlingbergbahn bei Linz mittels elektrischer Kraft auf- und abwärts transportiert werden und in welchen die Schiffe entweder schwimmen oder mittels Hängegurten aufgehängt sind. Diese Art Schiffstransport ist wohl noch in den Kinderschuhen, hat sich aber bei mehreren kleineren Anlagen bewährt. Zur Klarstellung dieser Frage hat die österreichische Regierung eine Preiskonkurrenz ausgeschrieben, deren Termin mit Ende März 1904 abgelaufen ist. Nachdem sich hervorragende Firmen an dieser Konkurrenz beteiligen und insbesondere die vereinigten Maschinenfabriken Böhmens und Mährens schon seit Jahren ernste Studien in dieser Richtung anstellten, ist zu hoffen, daß ein für die Praxis brauchbares Resultat sich bald ergeben wird, umsomehr, als auf Grund dieser Preiskonkurrenz eine Probeanlage im Zuge des Donau—Oder-Kanals erbaut werden wird.

Ingenieur Hans Ottendorfer.

Ruges philosophisch-politisches System.

Friedrich Theodor Vischer hat einmal im späteren Lebensalter das Bekenntnis abgelegt, er habe früher nie geglaubt, daß jemand berufen und befähigt sei zur aktiven Teilnahme am politischen Leben, der nicht die Hegel'sche Logik vollkommen durchdrungen und verstanden habe. Das ist keine übertriebene Behauptung — wie ernst sie gemeint war, kann man an den ersten literarischen Entwicklungsstadien Vischers noch heute leicht nachprüfen. Und mit dieser „philosophischen Ideologie" stand er nicht etwa allein, sie war ein beherrschender Charakterzug bei vielen, ja gerade bei den besten Köpfen des vormärzlichen Liberalismus.

Heute pflegt man, vom Standpunkt des modernen Realismus und insbesondere der modernen Realpolitik, solche Anschauungsweise mit der Miene der Ueberlegenheit zu betrachten. Und doch hätte man dazu nur in geringem Grade Veranlassung. Denn wenn man die Uebertreibung, welche in jenem Worte Vischers zum Ausdruck kommt, in Abzug bringt, so bleibt der Hinweis auf das übrig, was jene Zeit des vormärzlichen Liberalismus besaß und das ihre besondere Stärke ausmachte, während es uns fehlt und die oft beklagte innere Schwäche unserer heutigen freiheitlichen Bewegungen zum guten Teile verursacht: die Einheit von Gedanke und Tat, von politischer und ideeller Aktion.

Man mag sich zur Hegel'schen Philosophie stellen wie man will, so hat sie jedenfalls in unvergleichlicher Weise das geleistet, was eigentlich die höchste Aufgabe aller philosophisch-systematischen Gedankenbildung sein muß: nämlich den ganzen Geist einer Epoche zu einer starken, innerlich vollkommen geschlossenen Einheit zusammenzufassen und eben dadurch nach allen Seiten die fruchtbarsten Neubildungen und Weiterentwicklungen anzuregen oder allein aus sich zu zeugen.

Und es war eine ungewöhnlich reiche Zeit, deren mannigfaltig gestalte geistige Kräfte dieser Caesar der Ideenwelt, der Imperator des Gedankens, wie man Hegel wohl mit gutem Grunde nennen mag, in seinem System vereinigte: die Zeit der Goethe und Schiller, Kant und Fichte, Herder und Humboldt u. s. w. Und ebenso waren es ungewöhnlich starke und vielseitige geistige Bewegungen, die unmittelbar aus der Hegel'schen Philosophie hervorgingen oder doch unzertrennlich damit verknüpft sind: die moderne Rechts- und Staatsauffassung ebensowohl wie der moderne Historicismus oder die moderne Theologie und Bibelforschung mitsamt der freien Religionsbewegung, innerhalb deren Dav. Fr. Strauß und Feuerbach nur ein paar der hervorragendsten Namen darstellen; und der moderne Sozialismus von Marx und Lassalle ist ebenso auf dem Boden der Hegel'schen Philosophie entstanden wie der moderne Liberalismus, und die Bewegungen der Revolutionszeit von 1848 waren dort längst ideell

vorbereitet, ehe sie rein politisch in die Wirklichkeit hinübergeführt wurden.

Ueberall treten bei diesen von der Hegel'schen Philosophie herkommenden Bewegungen dieselben Erscheinungen hervor: es handelt sich immer wieder um eine Vermittlung zwischen der reinen Gedankenbewegung und der konkreten Wirklichkeit, zwischen dem abstrakten Ideenprozeß und d e n Evolutionen, in welchen er sich tatsächlich auf politischem, religiösem, sozialem, künstlerischem Gebiete u. dgl. darstellte oder darstellen sollte. Und so seltsam uns dies auch heute anmutet, nichts war für das Geschlecht, welches so lange im Empyreum des reinen Gedankens verblieben war, schwieriger, als eben diesen Uebergang zur konkreten Wirklichkeit zu vollziehen und in dessen härteren Konturen sich zurecht zu finden, wobei noch immer zahlreiche „Ideologen" zurück- und so ausschließlich in der bloßen Idee heimisch blieben, daß sie gerade inmitten der größten Schwierigkeiten, die sich vor ihnen auftürmten, wie Ludwig Bamberger einmal sagt, das Bild jenes „idealistischen Fuhrmannes boten, der sich beseligt lächelnd neben dem im Dreck steckenden Karren niederläßt und fest darauf vertraut, daß die inwendige Kraft des guten Prinzips ihn schon wieder herausziehen werde". Dafür aber schöpften sie auch aus eben jenem einheitlichen Ideenzusammenhange, von dem sie ausgingen, jene Zuversicht, jene innerliche Kraft und Begeisterungsfähigkeit, welche unserer geistig so ungeheuer zerklüfteten Zeit selbst in der Erinnerung schon vielfach ganz verloren gegangen ist.

Dieser ganze innere Zusammenhang und die geistige Einheit jener Zeit tritt uns mit unmittelbarer Lebendigkeit in einer Schrift von Arnold Ruge vor Augen, welche vor kurzem, mehr als ein halbes Jahrhundert nach ihrem ersten Erscheinen, von neuem an die Oeffentlichkeit getreten ist und gleichsam neu entdeckt wurde. Wie das geschah, erzählt der Herausgeber, ein Engländer, Clair J. G r e e e, in seinem kurzen Nachworte. Er hatte im Jahre 1850 im englischen Seebade Brighton die Bekanntschaft Ruges gemacht und sich von diesem in die Hegel'sche Philosophie einführen lassen. Dies geschah zuerst in der Art, daß Ruge ihm die Lektüre der Hegel'schen Logik dringend ans Herz legte. Aber obwohl Greee (seinem Berufe nach Rechtsgelehrter) damals die deutsche Sprache bereits vollkommen beherrschte und schon umfassende Philosophiestudien getrieben, namentlich Plato und Aristoteles aufs gründlichste durchgearbeitet hatte, so wollte es ihm doch in keiner Weise gelingen, des zähen Stoffes dieser Hegel'schen Logik Herr zu werden, deren ersten Band er Ruge „nach kurzem verdrießlichen Bemühen als etwas rein Unverdauliches verzweifelnd zurücklieferte". Da wurden ihm ein Jahr später in London von einem Gesinnungsgenossen Ruges dessen drei Essays „Unser System" geliehen, und diese erschlossen ihm die Ideenwelt Hegels mit so vollendeter Klarheit, daß er von nun an ein dauernder Anhänger ebensowohl des Meisters wie seines hervorragenden Jüngers wurde. Da er nun allmählich alle Schriften Ruges las und auch zu besitzen wünschte, so mußte er zu seiner Ueberraschung erfahren, daß gerade jene drei früher entliehenen Hefte „Unser System", welche für seine eigene Entwicklung so bedeutungsvoll geworden, absolut nicht mehr aufzutreiben waren. So ergab sich ihm von selbst der Wunsch einer Neuherausgabe, damit so auch verhindert würde, daß „dieses keineswegs umfangreiche Werkchen, in dem in gedrängter und allgemein faßlicher Gestalt die Ergebnisse der höchsten philosophischen Entwicklung niedergelegt waren, der Nachwelt verloren ginge".

Diese Worte enthalten nur wenig Uebertriebenes. Die Schrift Ruges „Unser System" (Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag) erscheint in der Tat zur rechten Stunde. Sie ist ein feinster kompendiöser Auszug der Hegel'schen Ideenwelt, und in seiner prägnanten Kürze, die doch fast alle grundlegenden Gedanken berührt, und in seiner außerordentlichen Klarheit wie nicht leicht eine andere Schrift geeignet, in jene Ideenwelt einzuführen, ja, noch weit darüber hinaus, auch wie mit einem Schlage alle jene vielfachen und verschlungenen Entwicklungsfäden uns überblicken zu lassen, welche von Hegel bis zur unmittelbarsten Gegenwart hinüberleiten.

Ruge ist freilich kein schöpferischer Denker gewesen, und insofern muß einiges abgezogen werden von den Lobpreisungen Paul N e r r l i c h s, der in einem längeren Schreiben an den Herausgeber Greee unser Schriftchen einleitet. Nerrlich, der auch Ruges Briefe und Tagebuchblätter herausgegeben hat und der bis zu seinem vor wenigen Monaten erfolgten Tode unermüdlich für die Hegel'sche Ideenwelt nach den verschiedensten Seiten hin gekämpft hat,*) nimmt keinen Anstand, die vorliegende Schrift Ruges „Unser System" in eine Reihe mit den bedeutendsten Erzeugnissen des klassischen deutschen Schrifttums zu stellen und sie als Abschluß der mit Lessing anhebenden Entwicklung zu betrachten. So weit möchte ich nicht gehen. Dazu fehlt es Ruge zu sehr an der Wucht und Energie eigengearteter Ideenbildung. Wohl aber war er ein überaus glücklicher Mittler für jene einheitlichen Gedankenweisen, welche, etwa von Lessing anhebend, in der Hegel'schen Philosophie ebenso kulminieren wie einen gewissen Abschluß finden. Ruges beweglicher und doch zugleich immer nach einer gewissen Tiefe strebender Geist war wie kaum ein anderer dazu befähigt, die schweren Gedanken der Hegel'schen Philosophie so weit zu verfeinern und dadurch zu mobilisieren, daß sie unmittelbar in die aktuellen Zeitströmungen hinübergreifen konnten, und ebenso umgekehrt diese letzteren wiederum auf ihre einheitlichen rein ideellen Exponenten zurückzuführen. In einem gewissen begrenzten Umfange vermochten das freilich auch andere — es entsprach eben der Signatur der Zeit. Auch Lassalle beispielsweise ging auf das Forum hinaus und bearbeitete die Proletarier rein agitatorisch (nicht ohne Zuhilfenahme oberflächlicher Schlagworte) und im nächsten Augenblicke zog er sich, alles sub specie aeterni sammelnd, in die Mitte des Studierzimmers zurück, um etwa in seinem zweibändigen Werke über Herakleitos den Dunklen zu arbeiten, das, ganz im Geiste Hegels geschrieben, eines der tiefsinnigsten und scharfsinnigsten philosophischen Werke des ganzen XIX. Jahrhunderts bildet. Aber niemand von all den führenden Geistern der vormärzlichen Zeit übte seine Vermittlerrolle in einem so umfassenden Sinne aus als Ruge. Daher war gerade er auch der prädestinierte Leiter der „Hallischen Jahrbücher", dieser berühmten Zeitschrift der vormärzlichen Zeit, welche die Revolution von 1848 ebenso vorbereitet hat wie die Enzyklopädie die von 1789. In dieser ganzen Schar glänzender Mitarbeiter, welche sich um die „Hallischen Jahrbücher" sammelten, gab es kaum einen, der n u r Politiker, n u r Aesthetiker oder Literat oder Philosoph oder Jurist u. dgl. war, aber bei allen handelte es sich dabei immer nur um ein Umfassen e i n i g e r Gebiete, um ein Mehr oder Weniger innerhalb derselben, während Ruge, der sie alle insgesamt umfaßte und auf jeden einzelnen führend und leitend war, ganz von selbst der gegebene Feldherr dieses in jedem Falle ruhmreichen literarisch-publizistischen Feldzuges wurde, der mit dem Namen „Hallische Jahrbücher" verknüpft ist.

Beinahe alle oder jedenfalls die wichtigsten Seiten jener geistig-politischen und sozialen Bewegung treten besser als es durch die Lektüre aller Bände der „Hallischen Jahrbücher" zu geschehen vermöchte, in unserer Schrift Ruges „Unser System" in kürzester, durchsichtigster und einheitlichster Weise zutage. Das Ganze ist in drei Abteilungen entstanden und erscheint doch wie nach e i n e m Plane geformt. Das erste Heft „Unsere Philosophie und unsere Revolution" ist ursprünglich ein Brief an Fanny Lewald, um ihr, wie es auf dem Titelblatte heißt, „die wissenschaftliche Ableitung des Humanismus und der Revolution aus der deutschen Philosophie oder die Geschichte und das System der deutschen Philosophie in gemeinfaßlicher Form" darzustellen; das zweite Heft enthält „die Religion unserer Zeit" oder „die wissenschaftliche Ableitung der positiven Religion des Humanismus aus den bisherigen positiven Religionen"; der dritte endlich „die Gründung der Demokratie in Deutschland" oder „die theoretische Lösung der politischen und sozialen Frage".

Ueberall sind es die großen Gedankenreihen des Humanismus, die von Lessing bis Hegel ausgeprägt wurden, aber diese Gedankenreihen in ihrer einheitlichen Verkettung und Durchdringung, die, auf ihre kürzesten Formulierungen gebracht, zur eindringlichen klaren Darstellung kommen. Am besten geschieht das in dem zweiten Teile „Die Religion der Zeit". Die Art und Weise, wie Ruge hier, nach dem Vorbilde Hegels, die verschiedenen historischen Religionsformen und Religionssysteme, so namentlich auch das Christentum nach seinen verschiedenen Entwicklungsstadien, begreift und charakterisiert, ebenso aber auch kritisch auflöst, um alsdann aus diesen historischen Prämissen die Grundzüge der zukünftigen Religion des Humanismus zu entwickeln, die, fern von aller Transzendenz, den Menschen und die Verwirklichung seines Wesens in ihrer Totalität sucht und dieses Ziel nur durch Beschreiten a l l e r Wege menschlichen Seins, also des staatlichen so gut wie des sozialen Lebens, der Kunst und Philosophie wie der Wissenschaft, fortschreitend erreichen darf — diese Darstellung ist ein kleines Meisterstück klarer begrifflicher Dialektik und mehr wie vieles andere geeignet, die dichten Phrasenwolken zu verscheuchen, welche sich immerfort wieder auf diese einfachen Gedankenreihen legen und sie darum auch für viele tiefer Denkende so leicht diskreditieren.

Zur näheren Bekanntschaft mit diesen Gedankenreihen sollte man alle diejenigen anhalten, welche heute so bewegliche Klagen anstimmen über die tiefe Zerklüftung unseres öffentlichen und namentlich des geistigen Innenlebens, ohne daß sie doch ein Heilmittel anzugeben wüßten, es sei denn eines, das in gegenteiligem Sinne wirken würde, nämlich die schwächliche „Einigung" der verschiedenen Richtungen und Parteien unter Preisgabe gerade dessen, was ihrer aller Lebensgrundlage ausmachte.

„Menschlich lebt nur, wer für Prinzipien lebt", sagt Ruge einmal treffend in unserer Schrift. Es heißt also, der Sache des humanen Fortschrittes, deren Ziel, wie Ruge sagt, die allseitig humanistische Gesellschaft ist, den denkbar schlechtesten Dienst erweisen, wenn man aus sentimentaler Schwäche — die nur fälschlich mit dem Namen Humanität belegt wird — die prinzipiellen Gegensätze im Kampfe der Geister abzuschwächen und die Prinzipien selbst oberflächlich zu vereinigen sucht, nachdem man sie zuerst in trivialer Weise nivelliert hat. Die Lösung der Konflikte liegt eben nicht v o r dem Kampfe, sondern n a ch ihm, nicht darin, daß man die notwendigen Gegensätze

*) Sein Hauptwerk ist eine vortreffliche Jean Paul-Biographie, in deren Erörterungskapitel er sein philosophisches [illegible] Glaubensbekenntnis wohl am eingehendsten, wenn auch überwiegend in polemisierender Form, [illegible]

oberflächlich abschleife, sondern daß man sie von den umfassendsten Gesichtspunkten aus begreift und so durch die Konflikte hindurchsteuert, daß sie einheitlich und aus der Tiefe, nicht im Hinblick auf bloße Symptome, gelöst werden.

Berlin. Dr. M. Kronenberg.

Die Entstehung der „Zauberflöte.“

Die Wurzeln der volkstümlichen Wiener Zauberoper, wie sie sich gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts als eine selbständige Gattung auszubilden begann, sind weit verzweigt und fein verästelt. Einerseits repräsentiert uns dieser neu entstehende Zweig der Wiener Volksdramatik die Fortsetzung einer Tradition, die seit den Tagen Stranitzkys und Prehausers und ihrer Genossen zu Kurz-Bernardon und über diesen hinaus bestanden hatte. Hanswurst oder dessen naher Verwandter „Bernardon“ war die komische Hauptperson in den „Maschinenkomödien“ dieser Volksdichter, und schon damals spielte das zauberhafte Element dabei eine gewisse Rolle: gern brachte man Hanswurst als Begleiter eines idealen Helden auf die Bühne und ließ ihn da gräßliche Abenteuer unter wilden Völkern oder im Reiche eines fabelhaften Zauberers erleben. Im Sinne Gottscheds, der das Wunderbare und das Derb-Komische auf der Bühne nicht gelten lassen wollte, hatten wohl Sonnenfels und dessen Anhänger die Verbannung des Hanswursts und das Verbot der „extemporierten“ Stücke (denn die Maschinenkomödien besaßen bloß feststehende Arien und einen nur skizzierten, extemporierten Dialog) durchgesetzt, aber der geniale Philipp Hafner schrieb die ersten regelmäßigen Wiener Stücke ganz im alten Geist und auf privaten kleinen Bühnen wurde im stillen fleißig fortextemporiert. 1781 gründete dann Marinelli das Leopoldstädter Theater und auf dieser ersten stehenden Wiener Volksbühne feierte Hanswurst eine glorreiche Auferstehung in der ständigen komischen Figur des „Kasperle“. Indem man nun die alten Stücke erneuerte und zu „Kasperliaden“ umformte, entstand eine neue Gattung volkstümlicher Dramen; die Form der neuen Stücke wurde die des deutschen Singspiels: Dialog mit eingestreuten Gesangstücken; stofflich aber setzten sich immer tiefer das exotische und das orientalische Kostüm fest: ersteres vermittelt durch die zahlreichen Robinsonaden und durch Kotzebues rasch beliebt gewordene Peruſtücke, letzteres auf Grund der in der Zeit gelegenen Vorliebe für morgenländische Märchenpoesie, die den Wiener Dichtern am bequemsten im „Oberon“ und in der gleichfalls von Wieland herausgegebenen dreibändigen Märchensammlung „Dschinnistan“ geboten wurde. Dadurch entstanden allmählich zwei Schablonen. Einerseits die exotische Prunkoper, in der das Zauberhafte ganz fehlt; ein Europäer gewinnt in überseeischem Lande die Liebe einer Eingeborenen; die Priester wollen ihn und sie töten, doch die Liebe triumphiert. Hier liegt das Hauptgewicht auf den prunkvollen Tempelszenen, den Priesterversammlungen ꝛc. Anderseits die Zauberoper: ein idealer Held erringt mit Hilfe mächtiger Geister seine von Zauberern gefangen gehaltene Geliebte; hier spielen Verwandlungen, Zauberkunststücke aller Art die wichtigste Rolle. In beiden Gattungen vertritt Kasperle als Diener, Sklave oder bloßer Begleiter des Helden den wienerischen Humor und findet im Verlauf der Handlung eine lustige Gefährtin, die der Kolombine der früheren Stücke entspricht. — Speziell für die auf diese Weise, durch Verbindung der alten humoristischen Lokaltradition mit von außen eingedrungenen neuen Elementen, entstandene Wiener Zauberoper kommt noch der Einfluß einer anderen Gattung in Betracht, die schon lange bestand: der italienischen Oper des XVII. Jahrhunderts, die am Wiener Hofe liebevoll gepflegt worden war und die viel Märchenhaftes enthalten hatte. Ihr traditioneller Prunk und Zauber hatte schon die Maschinenkomödien, mehr noch Hafners erste Zauberoper „Megära, die förchterliche Hexe“ (1761) beeinflußt. Dieser Einfluß steigerte sich jetzt, und die Wiener Zauberoper trat dadurch in die Tradition der etwa seit 1750 (Galuppis „Il paese della cuccagna“) bestehenden Märchenoper ein. Die Vorliebe der Wiener für Menagerien und Tierhetzen legte es nahe, auch auf der Bühne „wilde Tiere“ auftreten zu lassen; ebenso wirkte auf die neugeschaffene Oper der Geschmack einer durchaus auf das Prunkvolle gerichteten Zeit; nicht minder auch das Ueberhandnehmen des Zauberhaften in der ganzen Literatur — ein Vorbote der späteren romantischen Periode.

Dieser Werdeprozeß war eben seinem Abschluß nahe gekommen, als im Jahre 1789 Emanuel Schikaneder, der bisher das Theater in Regensburg geleitet hatte, nach Wien kam und als Konkurrent Marinellis die Direktion des 1787 erbauten Freihaustheaters auf der Wieden übernahm. Zu Marinelli [illegible] die [illegible] Theaterdichter K. F. [illegible] von [illegible] auf [illegible] und [illegible], der als Wanderprinzipal [illegible] den gemeinen Leute und es verstand in seinen eigenen Stücken der Vorliebe, Schaulust und Ruhmsucht des Publikums immer wieder [illegible] zu bieten, der aus der [illegible] [illegible] Marinelli zu [illegible]

Dramatik und seine Dichtung hatte im Verlauf ihrer Entwicklung immer mehr das zauberische Element berücksichtigt, dessen theatralische Wirksamkeit er auf seinen Wanderzügen reichlich hatte kennen lernen können: die zahlreichen Puppenspiele, darunter das von Dr. Faust; Gozzi, dessen Märchenspiele allgemein eingeführt wurden; die immer mehr überhandnehmenden Zauberromane und Feenmärchen, welche die Bühne gleichfalls mächtig beeinflußten — alles das mochte ihm die Verwendung des Zaubers in seinen Dramen nahegelegt haben. Jetzt studierte er emsig den Wiener Geschmack und versuchte Marinelli, Perinet und Hensler das Geheimnis ihrer Erfolge abzulauschen. Anpassungskunst und Geschäftsgeist ließen ihn hierin glücklich sein, und bald trat er mit Volkspossen und Zauberopern auf, die Marinelli schweren geschäftlichen Schaden brachten. Nicht weniger als sieben Possen schrieb er, in denen eine ständige komische Figur, der „dumme Anton“, die Hauptperson war — und bald gingen die Wiener lieber zum „Anton“ als zum „Kasperl“. Bald folgte die erste Zauberoper. Am 11. September 1790 fand die erste Aufführung der heroisch-komischen Oper „Der Stein der Weisen“ statt, die Schikaneder aktweise zu gleicher Zeit von verschiedenen Musikanten hatte komponieren lassen; nur um sie recht bald aufführen zu können — „man arbeitete an dieser Oper wie an einem Hause“, heißt es in einem gleichzeitigen Theater-Almanach. Er lehnte sich in dem Text an ein Märchen aus Wielands „Dschinnistan“ an und gab dem Stück, indem er den traditionellen Spaßmacher hinzufügte und die Handlung szenisch möglichst prunkvoll ausgestaltete, einen vollauf wienerischen Charakter. Im Ausnützen seiner Freunde war Schikaneder immer stark gewesen, und so ließ er sich für das Stück ein Duett von seinem Freunde Mozart komponieren, den er von seiner Salzburger Prinzipalschaft her sehr gut kannte und dessen Bekanntschaft er jetzt in Wien erneuert hatte.

Diese Voraussetzungen sind unumgänglich notwendig für die Erkenntnis der Entstehungsgeschichte der „Zauberflöte“, die man neuerer Forschungen ungeachtet heute noch allgemein folgendermaßen zu hören und zu lesen bekommt: Schikaneder hatte sich durch kostspielige Spektakelstücke völlig ruiniert und bat Mozart am 7. März 1791 inständig, er möchte ihm, um ihn zu retten, eine Oper komponieren, deren „Quelle“ das Märchen „Lulu oder die Zauberflöte“ im dritten Band der Märchensammlung „Dschinnistan“ sein sollte. Bis zum „1. Finale“ war man gekommen, da wurde auf dem Leopoldstädter Theater eine Dramatisierung desselben Märchens von Perinet, „Kaspar der Fagottist oder die Zauberzither“ mit Musik von Wenzel Müller, gegeben. Dadurch gezwungen, veränderte Schikaneder den weiteren Gang der Handlung ins Ernsthafte und nahm die Gebräuche der Freimaurerei zuhilfe; er benützte aber bei der Veränderung einen „Entwurf“ seines Schauspielers Giesecke, den er schließlich für sein eigenes Werk ausgab. Auch die Gesänge ließ er sich von seinem Freunde Pater Cantes machen und dann die Oper unter seinem eigenen Namen aufführen. Giesecke schwieg über seine Autorschaft und verließ nach einigen Jahren Wien, weil er als Freimaurer verfolgt zu werden fürchtete.

Diese Erzählung hat ihre letzte Fassung durch den Mozart-Biographen Otto Jahn erhalten und dessen Nachfolger haben sie ins Ungeheuerliche übertrieben und sich in Schmähungen über den Dieb und Plagiator Schikaneder überboten.

Daß aber diese Erzählung trotz der einzelnen Wahrheiten, die sie birgt, in dieser Fassung eine Fabel ist, die Punkt für Punkt widerlegt oder eingeschränkt werden muß und kann, werden die folgenden Zeilen beweisen.

Vor allem war Schikaneder zu Anfang 1791 keineswegs ruiniert; er hatte sogar mit dem „dummen Anton“ und seinen anderen Singspielen ganz gewaltige Einnahmen erzielt. Der Erfolg seiner Oper „Der Stein der Weisen“ mochte ihn bewegen, schon nach kurzer Zeit an eine neue Zauberoper zu denken, welche die erste noch übertreffen sollte.

Wahrscheinlich wollte er wiederum die Märchensammlung „Dschinnistan“ als Quelle benutzen. Der Inhalt dieses Werkes mußte einen Operndichter von solcher Bühnenkenntnis unwiderstehlich anziehen. Der Grundton der einzelnen Märchen ist Entsagen und Verzichten, sei es auch nur zeitweilig, um später desto wonniger besitzen zu können. Daher handelt es sich meistens um die Vereinigung zweier Liebender; im Bilde, als Statue, auf einem bemalten Glasfenster hat der Jüngling die Holde gesehen und nichts kann ihn hindern, die Herrliche zu suchen und zu erringen. Eine böse Partei legt ihm Schlingen; gute Geister helfen ihm, ihnen zu entgehen; nicht männlicher Mut, sondern die Größe und Beharrlichkeit seiner Sehnsucht lassen ihn die Gefahren heil durchwandeln. Die Wahrheit im Bunde mit der heiligen Liebe triumphiert über die Bösen, wie die Finsternis weichen muß vor dem strahlenden Licht. Mit Liebe und Sorgfalt werden die Empfindungen des Liebespaares geschildert, und auch der Prunk morgenländischer Fürstenhöfe, die wundervolle Herrlichkeit der [illegible]

Eine [illegible] Gestalt erhielten Schikaneders Pläne allerdings durch seinen Schauspieler Karl Ludwig Giesecke. Dieser hatte Wielands „Oberon“ dramatisiert und in eine Zauberoper verwandelt, und seine Dichtung, die als Oper am 21. Juli 1791 aufgeführt wurde, also [illegible] Anfang dieses Jahres Schikaneder übergeben. Indem nun

Schikaneder die Handlung von Gieseckes „Oberon, König der Elfen“ zur Grundlage seiner neuen Zauberoper machte, verband er damit teilweise die Handlung des Märchens „Lulu“ im „Dschinnistan“. Bei Gieseke entführte ein junger Ritter in Begleitung seines Knappen Scherasmin die holde Amande aus der Macht des Sultans Babekan; er wurde dabei von Oberon geleitet; dessen Gabe, das Zauberhorn, schützte ihn vor jeglicher Gefahr; auch Scherasmin fand in der stark verwienerten Fatme eine drollige Geliebte. Im Märchen hat ein Zauberer der „strahlenden Fee“ die Tochter zugleich mit einem „vergoldeten Feuerstahl“ geraubt; ein Königssohn, von der Fee mit einem jegliche Gestalt verleihenden Ring und einer Flöte, die die Leidenschaften der Menschen beeinflußt, ausgerüstet, dringt in der Verkleidung eines alten Musikanten in das Serail des Bösewichtes und befreit die Holde; auf ewig muß der Hexenmeister vor der siegenden guten Fee entfliehen. Indem Schikaneder nunmehr die beiden Handlungen mit einander verband, erhielt er den Plan etwa folgenden Stückes: einer Fee hatte ein Zauberer die Tochter und den „mächtigen Sonnenkreis“ geraubt; ihr zuliebe unternimmt ein Prinz die Befreiung. Mit seinem Begleiter, einem lustigen Vogelfänger, kommt er zum Zauberer, besteht mit Hilfe einer wunderbaren Flöte die ihm auferlegten Gefahren und gewinnt die Geliebte, deren Mutter über den Bösewicht für immer siegt. Ausgestattet wurde dieser Plan mit Zügen, die aus anderen im „Dschinnistan“ enthaltenen Märchen stammen; so wurde dem Helden das Bildnis der zu Befreienden gegeben; der böse Zauberer wurde zum lüsternen Mohren mit seinen Sklaven; an die Stelle der Fee trat „die nächtlich sternflammende Königin“ mit ihren fackeltragenden Damen; drei weise Knablein begleiteten den Prinzen auf der Reise. Die Figur des Papageno (etymologisch wohl von Papagei herzuleiten!) entstand durch Verbindung alter Ideen Schikaneders (der schon in Preßburg 1782 ein Stück mit lauter Vögeln als handelnden Personen geschrieben hatte) mit der Wiener Lokaltradition, der der Stand des Krämers, ja eines Vogelhändlers für den Kasperle nicht fremd war; was Stücke, wie die auf dem Leopoldstädter Theater gegebenen „Kaspar der Guckguckfänger“ und „Kaspar der Vogelkrämer“, zur Genüge beweisen.

Hatte Marinelli seinen Wenzel Müller, so besaß Schikaneder in Mozart einen guten Freund und — das war ja sehr wichtig — auch einen flinken Kompositeur. Gemeinsam begann man zu dichten und zu komponieren und der (vielleicht auch gemeinsam festgesetzte) Plan des Stückes war wohl der folgende: Der Mohr Monostatos hat der sternflammenden Königin Tochter und Kleinod geraubt; diese begeistert den Prinzen Tamino zur Rettung ihrer Tochter, gibt ihm die Zauberflöte und dem ihn begleitenden Papageno ein Glockenspiel. Eine Entführung wird durch den Mohren und dessen Sklaven vereitelt, die Vereinigung aber trotzdem mit Hilfe der Zauberinstrumente herbeigeführt. Der Peiniger stellt nun schwere Proben und Prüfungen, unterliegt aber schließlich der Macht der guten Fee.

Während noch Mozart und Schikaneder arbeiteten, gab Marinelli am 8. Juni 1791 Perinets Singspiel „Kaspar der Fagottist oder die Zauberzither“, trotz der lokalen Färbung eine bloße Dramatisierung des „Lulu“-Märchens. Es ist ausgeschlossen, daß *dadurch* Schikaneders Plan geändert werden mußte; denn es war ganz üblich, anstandslos denselben Stoff für verschiedene Theater zu bearbeiten — und überdies beruhten doch alle Zauberopern eigentlich auf ein- und demselben Grundschema der Handlung. Die plötzliche Umgestaltung des Stückes muß einen anderen Grund haben; welchen, wird man wohl nie bestimmen können. Ich vermute, daß *Mozart* Schikaneder bewog, die lustige Geschichte gemäß dem in ihr enthaltenen ernsten Kern ins Ernste umzugestalten, daß er aber dem nur aufs Praktische bedachten Prinzipal zugestehen mußte, daß die schon komponierten Nummern unverändert bleiben sollten. Ein naheliegendes Vorbild für die Neugestaltung war Philipp Hafners früher erwähnte Zauberoper „Megära“ (1761) und deren „zweiter Teil“ (1765), die beide von Marinelli oft gegeben wurden. Auch hier wird die Vereinigung getrennter Liebender erreicht, das komische Liebespaar steht dem idealen zur Seite: an der Handlung beteiligt sich die Hexe Megära mit ihren Helfern: Drachen und „kriechenden Tieren“; ihr tritt der weise Zauberer Orkumiastes entgegen, der gegen die Frauenlist erfolgreich ankämpft und für Verträglichkeit und Milde eintritt.

Vielleicht im Anschluß hieran machte nun Schikaneder die ehemals gute sternflammende Königin zur ränkesüchtigen Königin der Nacht, die von ihr gesandten Knaben und den lüsternen Mohren zu Dienern einer ganz neu eingeführten *guten* Partei: einer reinen Schar von Lichtanbetern, deren Beherrscher ein erhabener Weiser ist. Die Prüfungen des Zauberers wurden jetzt zu Proben, von *beiden* Liebenden zu bestehen; sie wurden endlich in die Mysterien ägyptischer Priester aufgenommen, Papageno von der letzten und schwersten Prüfung ganz dispensiert. Für die Anregung und die Ausführung dieser Aenderungen lassen sich eine ganze Reihe von Vorbildern nachweisen. Schon in den Märchen des „Dschinnistan“ ist von den Mysterien der Isis, dem geheimnisvollen Leben der Weisen in den Pyramiden viel die Rede und die von Schikaneder als ein szenisches Prachtstück aufgenommene Feuer- und Wasserprobe findet sich auch schon hier als Bedingung für die Aufnahme in die ägyptischen Mysterien. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß auch im „Oberon“ Titania und Oberon entzweit sind, und unter den Proben, die Hüon und Rezia zu bestehen haben, ist der Schiffbruch, noch wichtiger aber die Szene, wo sie verbrannt werden sollen und wo die selbst in der Feuersglut unwandelbare Treue ihre Rettung und Vereinigung herbeiführt. Zur Fixierung benützte Schikaneder zunächst Henslers von Marinelli am 9. September 1790 gegebene und seither unzähligemale wiederholte Oper „Das Sonnenfest der Brahminen“, die — wohl nach Kotzebues „Sonnenjungfrau“ — die Geschichte eines jungen Engländers und eines indianischen Mädchens behandelt, welche von den Priestern geopfert werden sollen, aber durch einen Zufall gerettet werden; ein komischer Gärtner Pirokko und dessen „Weibchen“ Mika treiben nebenher ihr lustiges Wesen. Hier fand Schikaneder die feierlichen Priesterversammlungen und Tempelszenen, Hymnen an Brahma, festliche Opfer, zum Schlusse den „Tempel der Sonne“; durch eine lange Kolonnade sieht man unter blitzenden Sternen das Symbol der Sonne. Auch die Handlung konnte er benützen: Eduard will Laura aus der Gefangenschaft befreien; er und sein komischer Begleiter werden von den Priestern gefangen. Die gewaltigen Hymnen an die Sonne, die das Stück enthielt, mögen Schikaneder und Mozart auf ein letztes Drama geführt haben, das wir als deutlichstes Vorbild der „Zauberflöte“ in der neuen Gestalt betrachten müssen.

Dieses Stück ist das (1777 gedruckte) heroische Drama in fünf Aufzügen „Thamos, König in Aegypten“ von Tobias Philipp Freiherrn von *Gebler*, das Schikaneder 1780 in Salzburg aufgeführt und zu dem Mozart damals auf Bitten seines Freundes programmatische Zwischenaktsmusiken und Chöre komponiert hatte.

Der Schauplatz der Handlung ist in Geblers Drama der Sonnentempel zu Heliopolis. Den Hintergrund füllt das goldene Symbol der Sonne aus; rechts steht das Haus der Sonnenjungfrauen, links die königliche Burg. Als Opferpriester wirkt in dem Tempel Sethos, der einstige König, der vor langer Zeit von einem Empörer vertrieben, seither unerkannt zurückgekehrt ist; er beschützt weise und milde die Liebe seiner Tochter Tharsis und des Thamos, des Sohnes jenes Empörers, der, des Verbrechens seines Vaters unkundig, jetzt nach dessen Tod König werden soll. Eine Verschwörung, angezettelt von dem ehrgeizigen Pheron, der selbst nach Tharsis' Liebe und nach dem Thron strebt, und von Mirza, der tückischen Vorsteherin der Sonnenjungfrauen, richtet sich gegne Thamos' Leben. Aber Sethos entlarvt die Bösen, als sie eben ihren Plan ausführen wollen und vereint die beiden Liebenden. Die Bösewichter aber sterben kläglich — Mirza als Selbstmörderin, Pheron durch einen Blitzstrahl.

Das ist die endgiltige Gestaltung des Stoffes der „Zauberflöte“ — dort heroisch, hier märchenhaft phantastisch. Zwei ideale Liebende streben der Vereinigung zu. Diese Vereinigung wollen Verschwörer hindern, an deren Spitze ein Mann, der das Mädchen selbst liebt (Pheron — Monostatos) und ein racheglühendes Weib (Mirza — Königin der Nacht) stehen. Ihren Anschlägen zum Trotz vereinigt ein erhabener Oberpriester (Sethos — Sarastro) die beiden Liebenden.

Vom „Oberon“ und dem „Lulu“-Märchen ausgehend, hat also der Plan zu der Oper auf dem Weg über „Das Sonnenfest der Brahminen“ endlich die Anlage des „König Thamos“ angenommen.

Jetzt wurde die Partei der Königin zur bösen Partei, der Oberpriester ließ die beiden Liebenden Prüfungen bestehen, um sie der Vereinigung und der Aufnahme in die Mysterien würdig werden zu lassen. So suchte man die neue Fortsetzung möglichst mit dem schon bestehenden Anfang in Einklang zu bringen. Den plötzlichen Umschwung motivierte man damit, daß man ebenso naiv wie einfach erklärte, die Königin und ihre Damen hätten den Tamino belogen. Die erste von den neuen Szenen (drei Knaben führen Tamino in den Hain) wurde zwischen die vorletzte und die letzte der schon komponierten Szenen eingeschoben und von da an blieben bloß die Papageno-Szenen humoristisch.

Nun war nur mehr ein Schritt bis zur Einführung der Tendenz und der Gebräuche der Freimaurerei. Die Handlung war eine Aufnahme in Mysterien und spielte jetzt in Aegypten, von wo die Freimaurer ihre Zeremonien herleiteten. Auch eine neue Quelle war nahegerückt worden: Abbé Terrassons Roman „Sethos, histoire ou vie tirée des monuments anecdotes de l'ancienne Egypte, traduite d'un manuscrit grec“ (Paris 1731), der, in einer deutschen Uebersetzung von Mathias Claudius 1777 in Breslau erschienen, die Quelle für ein paar Märchen des „Dschinnistan“ und für Geblers Stück gewesen war — ein echtes Freimaurerbuch, das Mozart und Schikaneder gewiß in der Loge gefunden haben. So gestaltete man jetzt die Oper freimaurerisch aus: Sarastro wurde zum Oberhaupt der „Eingeweihten“; Tamino und Papageno, dann Tamino und Pamina mußten als Neulinge die übliche „Reise durch die Elemente“ machen, ehe sie in das Reich des Lichtes und der Wahrheit aufgenommen wurden. Schließlich siegte die Maurerei über alle Anschläge der Finsterlinge. Ob diese Ausgestaltung von Schikaneder, ob sie von Mozart ausging, ist unentscheidbar; ebenso ist es keineswegs sicher, daß mit ihr, wie Jahn meint, eine politische Demonstration gegen die Einschränkungen des Logenwesens unter Leopold II. geplant gewesen sei. Die Freimaurerei, welche die Wiener Literatur gerade während der Achtzigerjahre des XVIII. Jahrhunderts sehr tief beeinflußt hatte, auf die Bühne zu bringen, das war ein Gedanke, der den

Idealismus des begeisterten Freimaurers Mozart ebenso reizen mußte, wie den Geschäftssinn Schikaneders. Man könnte daher „Die Zauberflöte“ recht gut als eine Verherrlichung der Freimaurerei ohne jede politische Nebenabsicht auffassen, die die Ideale des Josefinismus verkörperte: den Sieg der Aufklärung über die geistige Nacht und der ehrenden Achtung vor dem bloßen Menschentum über einseitigen Kastengeist.

Mit der „Zauberflöte“-Frage sind zwei Vorwürfe eng verknüpft, die heute noch Schikaneder gemacht zu werden pflegen, von denen er aber ganz leicht reinzuwaschen ist.

Da ist zunächst einmal die Geschichte mit dem Giesekeschen Entwurf, den Schikaneder für sein eigenes Werk ausgegeben haben soll. Schon zu Lebzeiten Schikaneders erklärten ihn seine Feinde für einen Plagiator. Nach Mozarts frühem Tode glaubte sich dessen Familie von Schikaneder übervorteilt und behauptete, letzterer sei durch Mozart vom Ruin gerettet worden und habe in seinem Undank die Oper heimlich nach Deutschland verkauft; darüber sei Mozart krank geworden und gestorben. Natürlich bezeichnete man endlich auch „Die Zauberflöte“ als ein Plagiat. Aber zu Lebzeiten Schikaneders ist Gieseke nie und nimmer als der eigentliche Autor genannt worden, und die einander stark widersprechenden Gerüchte: ein Kaplan von St. Stefan, namens Wüst, habe ihm geholfen, ein Vater Cantes habe die Lieder gedichtet, das ganze Stück sei aus einem unbekannten Buche gestohlen, beweisen genügend, daß man eben nichts Bestimmtes wußte. Dann erschien 1857 in der „Ostdeutschen Post“ eine vom Operndirektor Cornet veröffentlichte Anekdote, in der es hieß, er habe 1818 mit einigen Freunden im Gasthaus einen alten Herrn getroffen, der sich als der einstige Schauspieler Gieseke, jetzt Mineralogie-Professor in Dublin, entpuppte. Dieser erzählte im Gespräch, der eigentliche Verfasser der „Zauberflöte“ sei er gewesen und Schikaneder habe nur den Papageno und die Papagena hinzugefügt.

An der willkürlichen Ausdeutung, die Jahn dieser Erzählung angedeihen ließ, Schikaneder, zur Aenderung gezwungen, habe einen von Gieseke verfaßten freimaurerischen „Entwurf“ für eigen ausgegeben und Gieseke habe nur aus Angst vor der Bestrafung wegen des Freimaurerstückes geschwiegen — an dieser Fabel hält man heute noch fest, trotzdem Gieseke nicht von einem „Entwurf“ sprach, sondern sich nur als Anreger betrachten konnte — hatte doch sein „Oberon“ Schikaneder die Grundlage der Handlung geliefert; trotzdem es erwiesen ist, daß Giesekes Text selbst ein Plagiat an Friederike Sophie Senlers 1789 erschienenem romantischem Singspiel „Oberon, König der Elfen“ ist, trotzdem Gieseke unmöglich aus Furcht vor Bestrafung geschwiegen haben kann, denn Mozart und Schikaneder, deren Namen auf dem Theaterzettel standen und die gegen Verfolgung keineswegs gefeit waren, wären dann gewiß bestraft worden. Es weisen im Gegenteil alle Züge darauf hin, daß Schikaneder der Verfasser war, und gewiß habe ich auch mit der Vermutung recht, daß der Uebergang zum Ernsten, Weihevollen großenteils Mozart zuzuschreiben sei. Das ist auch bei der gemeinsamen Arbeit der beiden viel wahrscheinlicher, als daß Schikaneder Mozart plötzlich eine fertige fremde Arbeit als einen inzwischen geschriebenen neuen Text gebracht habe.

Ein zweiter Vorwurf ist der, daß Schikaneder an Mozart als falscher Freund gehandelt habe. Auch er fällt in sich zusammen. Schikaneder war ohne Zweifel ein gewinnsüchtiger, leichtsinniger Mensch, der zur Erreichung geschäftlicher Zwecke nicht immer die lautersten Mittel anwendete — aber er kann unmöglich, wie es heißt, die Partitur der Oper gegen sein Wort vervielfältigt und verkauft haben. Als Mozart starb, war die in Deutschland erst 1794 aufgeführte Oper noch keineswegs berühmt; nie kann also Mozart „der Lump!“ gerufen haben, nachdem er erfahren hatte. Schikaneder mache mit seiner Oper im Ausland Geschäfte. Wahrscheinlich glaubte Schikaneder durch Mozarts Tod seine Verbindlichkeiten teilweise gelöst und erfüllte die Forderungen der Witwe nicht; die Schmähungen der erbosten Frau und ihres zweiten Gatten Nissen wurden von Schikaneders Feinden begierig weitergetragen — und so entstand die Fabel von Schikaneders Schurkerei gegen den kindlich arglosen Mozart. Gehässige Erfindung ist es z. B., wenn Nissen in seiner Mozart-Biographie erzählt, Schikaneder sei, während Mozart starb, umhergelaufen und habe geschrieen: „Sein Geist verfolgt mich allenthalben! Er steht immer vor meinen Augen!“

Wir müssen ganz im Gegenteil eine viel innigere Gemeinschaft zwischen dem Textdichter und dem Komponisten annehmen, als es auf Grund all dieser unwahren und gehässigen Anekdoten möglich ist. Unmöglich kann die „Zauberflöte“ ein durch Betrug und Diebstahl zusammengerafftes Libretto sein, das Mozart als Ganzes übergeben und dann erst fertig von diesem komponiert worden ist, sondern der Text ist natürlich eine teilweise, auf Grund Mozart'scher Ratschläge, teilweise unter Kontrolle von Seite Mozarts entstandene, wenn auch plump und unbeholfen ausgeführte Dichtung zu nennen.

Eine stete wechselseitige Beeinflussung des Dichters und des Musikers muß gerade auf Grund der Ueberlieferung angenommen werden. Schikaneders Text ist vollendet worden, während Mozart schon den [illegible] komponierte. In jenem Gartenhäuschen im Hofe des Frei[illegible] und in dem Gasthause auf dem Kahlenberg hat gemeinsame Arbeit die beiden mit einander verbunden. Und es ist überliefert, daß [illegible] sich in seiner [illegible] nach den [illegible] Schikaneders [illegible]

Dingen gerichtet hat. Schließlich war ja doch der letztere der Direktor, der die Oper bestellt hatte; ihm lag die Ausführbarkeit, der Wunsch nach größtem Erfolge bei Aufwand kleinster Mittel am Herzen. So wollte er unbedingt den Papageno selbst geben; diese Partie mußte seinen — nicht gerade reichen — Stimmitteln angepaßt werden und so sang bekanntlich Schikaneder die Melodien der Papagenolieder, die an ihrer Einfachheit leicht zu kennen sind, Mozart vor. Ich habe erst kürzlich gezeigt (Beilage zur „Allg. Ztg.“, München, Nr. 170), wie auf diese Art eine Melodie, die Schikaneder 1786 in Memmingen gehört hatte, in die „Zauberflöte“ gekommen ist.

Und so kann nach alledem gesagt werden: der Text der „Zauberflöte“ ist in der Ausführung ein plumpes Machwerk. Aber die Idee von der Unüberwindlichkeit treulichen Sehnens und von der Erhabenheit der Großmut, die Mozart mehr hinein- als herausgelesen hat, ist so gewaltig, daß dieser unbeholfene Operntext der Mozarts reiner Kinderseele verwandteste genannt werden muß. Mozart, der etwa im Stil einer märchenhaften „Entführung“ begann, schuf, auf die Chormassen des „König Thamos“ und des „Idomeneo“ zurückgehend, ein Werk von überirdischem Glanz und von unendlicher Tiefe, das namentlich durch die (wohl durch Gluck vorbereitete, aber der gleichzeitigen Oper fremde) wirkungsvolle Verwendung des Chores als eines in die dramatische Handlung eingreifenden Elements einen weihevollen und erhabenen Charakter erhielt. Er hat Schikaneders Text durchgeistigt und erleuchtet. Im „Requiem“ begrüßte er Wehmut und banger Ahnung voll den nahenden Tod — in der „Zauberflöte“ nahm sein unschuldiges Herz Abschied vom bunten, glänzenden Leben.

Dr. Egon v. Komorzynski.

Die Farbe bei Velasquez und der Impressionismus.*)

Der persönliche Geschmack spielt im gesamten Kunstgebiete eine bedeutsame Rolle, nirgends aber so stark wie bei der Farbe. Ob wir nun an den Maler oder an den Beschauer denken, ob wir ein Bild malen oder bewundern, immer bleibt es unmöglich, bestimmte Regeln aufzustellen und mit wissenschaftlicher Sicherheit zwischen Gut und Böse zu scheiden. Eine natürliche Neigung in uns entscheidet darüber, wie wir uns der Farbe gegenüber stellen. Organisation des Auges, Gewöhnung und instinktive Neigung lassen den einen vor der reichen Pracht venezianischer Farbe in Entzücken geraten, während der andere von der natürlichen Poesie und vornehmen Würde eines guten Velasquez ergriffen wird. Und da dies so ist, so brauche ich mich kaum zu entschuldigen, wenn ich von meinen eigenen Gefühlen spreche; alle Kunst ist sinnlos ohne ihre Wirkung auf die Persönlichkeit, und diese Wirkung können wir nirgends anders beobachten als allein an uns selbst.

Als Kind liebte ich gewisse Kupferstiche, die die Reproduktionen gewisser Originale waren; und als ich dann einige der Originale sah, war ich überrascht, daß dem Maler die vornehme Wirkung seines Werkes so verloren gegangen war über der aufdringlichen Wirkung von allerlei unnatürlichen Lichtpartien und von fleckiger Farbe. Breite und Feierlichkeit des Schwarz und Weiß waren verschwunden, wie die Würde einer Figur, die in Tand und Narrenflitter gekleidet ist. Und doch kann ich mich entsinnen, daß ich die bunten Farben der realen Welt liebte. Jetzt erst bin ich in der Lage, einige der Gründe dieses scheinbar widersprechenden Geschmackes mir klar zu legen. In der Natur erscheint eine lebhafte Färbung nur wie ein vereinzelter Fleck, der durch Kontrastwirkung den Reiz des herrschenden silberig irisierenden Tones oder aber jene warme, schwer definierbare Tonalität stärker hervortreten läßt, die alle Gegenstände mit dem Helldunkel wirklichen Lichtes umgibt und verhüllt. Eine kräftige Lokalfarbe zu zeigen, die sich dem Valeurton unterordnet, ist nicht das gleiche, als eine kräftige Lokalfarbe innerhalb des künstlichen Schemas dekorativer Harmonien zur Geltung kommen zu lassen, und man kann die Künstler an den Fingern herzählen, die nach dieser Richtung hin etwas von Bedeutung geleistet haben. So verschieden auch alle Schwarz-weiß-Behandlung von der Glut venezianischer Farbenpracht ist, darin stimmen doch beide Behandlungsarten überein, daß sie beide willkürlich sind in der Wahl des Ausdrucksmittels für die gemeinsame Wirkung von Farbe und Licht. Da alle Kunst auf Stil beruht, so weise ich hier lediglich auf die Unterschiede hin zwischen solchen Kunstformen und dem Naturalismus, ohne dabei an Lob oder Tadel zu denken. Wer die Welt tonig sieht und die Farbenschönheit hauptsächlich in ihrer Relation zu diesem herrschenden Prinzip empfindet, wird kaum das Verständnis für eine Farbe haben, die weder entschlossen der Natur den Rücken kehrt, noch das Mysterium des realen Lichtes mit dem Gefühle für dessen Poesie behandelt. Da ich als Kind im Anschluß an Holman Hunt, Sir N. Paton und die Schottische Akademie erzogen war, so schloß ich bald, daß mir eine Antipathie gegen alle Malerei angeboren sei. Später jedoch in Fontainebleau trat ich in intime Beziehungen zu Auguste Ortmans, einem Maler, dem der Kaiser ein Atelier im Schloß eingeräumt hatte. Als die Kaiserin fort war, zeigte er mir ihre Corots;

*) Aus dem demnächst erscheinenden Buche: **Stevenson, Velasquez.** Ins Deutsche übertragen und mit einer Einleitung versehen von **Dr. E. v. Bodenhausen. Bruck**[illegible]

er nahm mich mit nach Barbizon, um mich dort die Maler bei der Arbeit sehen zu lassen; er ließ mich im Walde selbst malen, und ich lernte, daß nicht alle Farbe blendende Lüge zu sein braucht. Dann kamen die Kunstschulen über mich und angesichts der Schwierigkeiten der Natur wurde ich aus meiner Bahn getrieben und vergaß, wie es gewöhnlich geht, wie die Welt mir wirklich erschien, während ich ängstlich nach der Zeichnung, der Modellierung und der Färbung interessanter Dinge strebte. Die Impression hat noch nicht ohneweiters die nachschaffende Tätigkeit zur Folge, sonst würde es sehr viel mehr gute Künstler geben.

Man wird mir zugeben, daß einzelne leuchtende Farben von besonderer chromatischer Differenz der Tonperzeption entgegenarbeiten und dem Bilde etwas Unehrliches geben, etwas von einem seichten Gepränge und von dekorativer Flachheit. Das feierlich Geheimnisvolle der Natur geht verloren und macht einer reichen Kostümierung und höfischem Prunke Platz. Die Verschiedenheiten im Geschmack, nach denen der eine die subtilen Veränderungen der Farbe durch das Licht genießt, während dem anderen das bunte ungebrochene Spiel dekorativ verwendeter Farben zusagt, lassen sich nicht leicht überbrücken. Das Problem dekorativer Schönheit kann glänzendste und wahrhaft triumphierende Lösungen erfahren, wie bei den Venezianern. Für Leute aber meines Geschmackes bleibt solche Lösung immer ein Triumph der Künstlichkeit, nicht ein großer Sieg künstlerischer Gefühlsstärke. Nur allmählich vermag ich mich damit auszusöhnen, und erst nachdem ich weit genug gediehen bin, um erst einmal die Geschicklichkeit, die ich zunächst überhaupt nicht sah, zu erkennen und dann zu bewundern. Das Wunder ruht aber nicht auf der Basis eigenen Fühlens, noch steht es im Einklang mit dem, das das Auge bezeugt. Es erscheint unphilosophisch und wurzellos in dem Leben, das wir führen. Es hat keinen Bezug zu den Erfahrungsassoziationen, die unsere Rasse zur Realität gebildet und kann nicht ohneweiters auf Nerven wirken, die auf den Empfindungen tausender von Generationen aufgebaut sind. Nun aber erscheint alle große Kunst weder denen, die sie schaffen, noch denen, die zu ihr in einem lebendigen Verhältnisse stehen, jemals in dem, was sie will, rein dekorativ. Je nach dem Maße unserer natürlichen Abneigung gegen den im konkreten Falle dominierenden Gesichtspunkt, scheint auch das Verständnis für eine rein dekorative Schönheit in Konkurrenz mit einer naturalistischen oder einer realistischen zu fallen oder zu steigen. Vielen scheint es, als ob Whistler die Natur willkürlich in braunen Flecken wiedergibt, während er doch nichts anstrebt, als die Schönheit selbst aus dem Innersten dessen herauszuholen, was er sieht. Vielen erscheint Velasquez als ein Dekorateur mit einem unberechenbaren Geschmack für gewisse, in der Zahl beschränkte, kalte Harmonien, die sich nur zwischen Schwarz und Grau bewegen, und in deren Behandlung er freilich nicht ohne Geschicklichkeit zu Werke geht. Für mich hingegen ist er ganz etwas anderes, und nun, nachdem er mir den Weg gezeigt hat, kann ich einen Velasquez sehen, wo immer ich nur mag.

Für den Gedankenlosen ist Farbe etwas Absolutes und ihre Qualität in jedem Fall und in jeder Schattierung die gleiche. Gegen solche Ansicht ist mit Gründen nicht zu streiten. Es sei nur auf die blauen, komplementären Schatten auf weißem Grunde und auf die Wirkung bunter Kleider auf die Gesichtsfarbe hingewiesen. Ich habe beobachtet, daß ein Stück eines kräftig grünen Pastellstiftes, das gegen den Vordergrundrasen einer frisch gemalten Landschaft ganz dunkel wirkte, sich als heller Fleck abhob gegen das atmosphärische Blau eines Claude'schen Himmels. So groß ist die Bedeutung des Relativen für den Tonwert einer gegebenen Farbe. Wenn wir eine einzelne Farbe schön oder häßlich nennen, so vergleichen wir sie unbewußt mit der Gesamtfarbe, wie sie die Natur als Hintergrund bietet.

Es ist eine Folge dieser Interdependenz der Farben und der zwingenden Macht von Tonrelationen, daß wir, mögen wir nun Bilder ansehen oder Gegenstände der Natur, alle Farben verschieden sehen, je nachdem wir gewöhnt sind, ein großes oder ein kleines Gesichtsfeld mit einem Blicke zu umfassen. So können wir zum Beispiel eine Tapete nach einem kleinen Muster ganz aus der Nähe gesehen aussuchen, und werden dann erstaunt sein, wenn wir das gleiche Muster gegen eine große leere Wand sehen. Wenn der primitive Realist der Eigenfarbe eines jeden einzelnen Gegenstands für sich so nahe als möglich zu kommen sucht, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn sein Bild, das einige hundert derartiger einzeln beobachteter Partien enthält, unnatürlich aussehen sollte. Ein Realist, der die Dinge schon etwas breiter ansieht, vergleicht die Wirkung von Farbe gegen Farbe, *während der Impressionist den Gesamtton des ganzen Feldes, das er malt, festhält und dann die Qualität und die Valeur der einzelnen Farbflecke in ihrer Relation zu diesem Ganzen festlegt.* Diese Art zu sehen läßt ganz anders geartete Empfindungen vor der Natur entstehen.

In jeder Malerei, die wirklich künstlerisch ist, mag sie nun dekorativ, realistisch oder impressionistisch heißen, läßt sich jener Wille zur Einheit verfolgen, der in irgend welcher Form jede Kunst überhaupt erfüllt. In der Malerei kann dieser Wille in der Linie zum Ausdruck kommen, im Helldunkel, in der Farbe oder in einer Kombination all dieser Qualitäten. Ein angeborener Sinn für dekorative Farbe scheint den Geschmack der Menschheit im allgemeinen für alles zu prädisponieren, das glänzt, für eine Art von glänzendem Firnis. Es zeigt sich das in der Vorliebe für alle Spiegelung, vor allem für die Reflexe des Wassers, und in der Leidenschaft für alten Firnis, der die Farben eines Bildes trübt und sie in eine warme, braune Sauce auflöst. Im allgemeinen liebt die Welt jene vereinheitlichende Wirkung, die die Zeit auf die Farbe eines Bildes ausübt, daher auch immer der Künstler einer mehr dekorativen Veranlagung sich im hohen Grade von der Schönheit alter Farbe hat beeinflussen lassen. Nichtsdestoweniger fühlt sich der, der die Natur liebt, in allem, was in seiner Naturauffassung ihm lieb und wert geworden ist, betrogen, wenn er sieht, wie irgend welches willkürliche dekorative Prinzip dazu dienen soll, die von ihm so erstrebte Einheit der Farbe herbeizuführen. Dem Dekorateur mag es erlaubt sein, sich irgend ein Farbenschema auszudenken; der Naturalist muß in der Natur nach jenem Prinzip suchen, das der Einheit und Schönheit der Farbe dient. Unter Natur in diesem Sinne ist selbstredend die Farbenimpression zu verstehen, die dem Künstler durch das Gesamtbild dessen, das er malen will, übermittelt wird. Kraft solchen impressionistischen Sehens gibt der Künstler seinem Bilde eine Farbeneinheit, die ebenso bedeutsam im Ausdruck, wie dekorativ in der Schönheit ist. Nun ist es klar, daß viel von der Bedeutung solcher Farben für das Auge verloren sein muß, das gewöhnlich ein kleineres Impressionsfeld aufnimmt. Daher kommt es, daß vielen die Farbe von Velasquez kalt, trocken und merkwürdig grau erscheint. Velasquez zielt auf die kühle Wirkung silbernen Lichtes ab, und wenn wir das Ganze seiner Bilder so ansehen, wie er die Natur ansah, so werden wir nur selten auf eine Stelle treffen, wo es an wahrer Farbe fehlt.

Kein anderer Maler weist je eine so geschlossene Toneinheit auf wie Velasquez. Aber diese geschlossene Toneinheit entspricht einer wirklichen Perzeption der Natur. Wenn eine Dame in buntem Hute vor einem seiner Bilder vorbeigeht, so sehen wir zwar das ganze Bild in einem einzigen Tone, im Gegensatz zu dem Hute. Und doch ist dieser Ton mannigfaltig in sich abgestuft, so zart nuanciert, daß das Bild, wenn wir von solcher speziellen Kontrastwirkung absehen, einem leuchtenden Luftnetz gleicht von keinerlei ausgesprochener Farbe, weder rot, noch grün, noch schwarz, noch gelb. Und die Meninas bestehen die Probe und bewahren sich ihre Naturtreue und Ausdruckskraft, im Kontrast selbst zu lebenden Menschen, die davor sitzen. Die Farben behalten genau das gleiche Maß von Mannigfaltigkeit der Beziehungen, und wenn wir nacheinander die Natur ansehen und das Bild, so scheint unser Auge nur aus dem einen Raum in den anderen zu wandern. Das Gefühl von Räumlichkeit und Weite ist im wirklichen Zimmer nicht größer als im gemalten. Anderseits zeigt der Vergleich mit der wirklichen Welt in den Meninas keinerlei übertriebene Zeichnung, keinerlei falsches Licht. Das Bild ist in der Tat in seiner Behandlung natürlicher Vorgänge weder zu zahm, noch zu großsprecherisch und theatralisch. Bei rein dekorativen alten Bildern kann eine geschlossene Toneinheit unter Umständen die Folge von Alter und Firnis sein und braucht nur zuweilen in der Absicht des Malers gelegen haben; während sie bei modernen Bildern gelegentlich einer beinahe greifbaren, unerfreulichen Glasur von warmer Farbe entstammt, die über alle Roheiten der Farbengebung überlasiert ist. Die Bilder von Velasquez sind zwar etwas stumpfer geworden als sie waren, haben sich aber weniger verändert als die der meisten Maler und zeigen keine Spur von Lasur oder Sauce; sie gehören tatsächlich zu den wenigen alten Bildern, die nicht durch die Zeit gewonnen haben.

Zu jenem generellen Prinzip, das die Farbeneinheit seiner letzten Bilder bedingt, ist Velasquez weder vermöge seines Sinnes für dekorative Wirkung gekommen, der aus den Bildern seiner mittleren Periode spricht, noch infolge des den Spaniern angeborenen Hanges zum dunklen Schatten, wie wir ihn bei Ribera kennen lernen. Was ihn dahingeführt hat, war sein großzügiges und großzügig nachschaffendes Sehen vor den natürlichen Werten der Farbe, wie sie gegenseitig aufeinander wirken und wie sie sich unter dem Einflusse der Atmosphäre und mehr noch unter dem Richtungswinkel des einfallenden Lichtes verhalten. Diese Art der Naturbetrachtung hat ihn dazu geführt, nicht allein die Helligkeitsdifferenzen, sondern auch die Farbdifferenzen zu studieren. Jede Veränderung im Hintergrund, gegen den eine Farbe steht, beeinflußt nicht nur deren Helligkeitswert, sondern auch den Farbenton, setzt ihr etwas zu von Blau, Gelb oder Rot. Velasquez rekonstruiert in so überzeugender Weise das Aussehen irgend welcher Oertlichkeit, sowie ihre Lichtbedingungen, daß man davor sich fähig fühlt, von irgend welcher Lokalfarbe, die innerhalb des Bildes etwa angebracht werden sollte, die Valeur sich vorzustellen. Selten allerdings wählt er seine Motive so aus der Natur aus, daß vielerlei helle Lokalfarben darin enthalten sind; was aber von Lokalfarbe vorkommt, das behandelt er mit einer souveränen Beherrschung ihrer Ausdrucksmittel. Er ist ein ebenso feiner Kolorist als das wirkliche Licht selbst, das auch den farblosen Gegenstand mit einem farbigen Gewande umspinnt. Das Können des wahren Koloristen kommt niemals reiner zum Ausdruck, als wenn er das Licht malt in seiner chromatischen Einwirkung auf einen Gegenstand, dessen Hauptfarben schwarz oder weiß sind. Durch seine Behandlung des Schwarz in Bildern wie „Menippus", „Philipp IV." und der „Bildhauer Montañes" gibt Velasquez die deutlichste Probe der erstaunlichen Feinheit seines Auges.

Der Bettler Moenippus füllt mit seinem verschossenen schwarzen Mantel die ganze Bildfläche aus, auf der er stehend, mit einem Buch und Wasserkrug zu seinen Füßen, gegen die kühle, graue Wand einer dunklen, staubigen Dachstube dargestellt ist. Die Füße stehen voll im Schatten, oben aber, oberhalb der Hüfte, lehnt sich die Figur etwas zurück, etwa wie bei Whistlers Lady Archibald Campbell. So gleitet ein diskretes Licht über die obere Hälfte der Figur hin, versilbert das rostige Schwarz und betont die Form der Schulter und den Charakter der Haltung. Die Schönheit dieser Farbenbehandlung wird noch deutlicher, wenn man die verschiedenen Qualitäten von Schwarz beobachtet in Grecos Männerporträt (Prado 243), der noch vor Velasquez als Porträtmaler in Spanien tätig war. Bei Greco ist es, als öffne sich eine Grube, ein Loch von schwarzer Farbe, Velasquez übergeht das Schwarz vom Moenippus mit hunderten von Nuancen eines grünlichen Lichtes. Obwohl er gerade in dunklen Farben die feinsten Tonabstufungen wahrnahm, ist er doch in den Augen aller derer kein Kolorist, die zwischen Schwarz, van Dyck-Braun und Preußisch-Blau nur wenig unterscheiden, solange diese Farben nicht stark mit Weiß verdünnt sind. Diese Leute sind die Säufer der Farbe. Ich will gar nicht leugnen, daß sie die Farbe wirklich lieben. Der Gourmet und der Gourmand essen beide gern; und doch ist die Feinheit ihrer Geschmackswahrnehmungen eine sehr verschiedene.

In dem Jugendbilde des Don Carlos (Prado 1073) erscheint das Schwarz im Vergleich zu „Moenippus" hart, luftlos und ohne Rücksicht auf die Luftwirkung behandelt. Diesem Vergleiche zwischen der frühen und späten Behandlung seines Schwarz mag ein weiterer Vergleich sich anreihen zwischen seiner früheren und späteren Behandlung der Farbe im allgemeinen.

„Die Schmiede des Vulkan", etwa 1630, am Ende der ersten Periode entstanden, ist ganz in braune Sauce getaucht und sieht durchaus nicht in Licht und Luft, wie die Atmosphäre seiner letzten silberigen Werke, wie „Die Spinnerinnen", „Die Meninas", „Philipp IV.", „Die Venus", „Moenippus" und „Maria Theresia". Dieses Braun auf dem „Vulkan" ist ein nahezu monochromer Ton, der alle Farben des Bildes durchdringt und der diese zur Einheit fügt. Es ist nahezu ebenso bestimmtes Asphalt-Braun, als jenes, das vor 20 Jahren im Gebrauch war bei all denen, die in München ihre Ausbildung erfahren hatten. Nur wenige starke Lokalfarben kommen in diesem braunen Ton des „Vulkan" zur Geltung; die stärksten Farben im Bilde sind das Inkarnat der dunklen Schmiede und des lichteren „Apollo", ein Stück gelbes Gewand und auf dem Amboß ein Stück glühenden Eisens. Alles übrige besteht aus ursprünglich grauen Farben, die dann in braune Sauce getaucht sind.

Lebhafte Farben kommen dann und wann in den von Velasquez gewählten Sujets vor, wie zum Beispiel die rosa Schärpe im „Reiterbildnis Philipp" (Prado 1066), die Gewandung in der „Krönung Mariae" (Prado 1056), das rote Tuch bei der „Venus", der Vorhang und die Tapete in den „Spinnerinnen", rote und rosa Töne in „Maria Theresia" (Prado 1084), aber sicherlich sind sie nicht häufig. Die „Krönung Mariae" ist, obwohl in der dritten Periode entstanden, konventionell und italienisierend in der Komposition; daher es nicht überrascht, daß ein solches Bild mit wallenden Gewändern, mit getürmten Wolken, mit Cherubinköpfen und all dem Apparat, der zur Darstellung eines religiösen Vorganges gehört, auch in der Farbe konventionell ist in seinem Blau, Purpur und Rot. Unter allen charakteristischen Werken des Velasquez aber sind wohl die „Spinnerinnen" das Bild, das die Einwirkung atmosphärischen Lichtes auf die Farbe am reichsten und mannigfaltigsten zum Ausdruck bringt.

London. R. A. M. Stevenson.

Bücher.

Richard Huldschiner: Die stille Stadt. Roman von Egon Fleischel & Comp., Berlin 1904.

Es ist dies ein Buch, das nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Gefühl erfaßt werden muß. Darum darf keine kalte Kritik heran, die zerfasert und entblättert, was in leisen Dämmerstunden liebevoll entstanden ist. Gepeinigt von dem nervösen Lärm einer Großstadt, flüchtet ein Mensch in die Stille eines sonderbaren Ortes. Schattenhaft und zart erscheint ihm hier das Ideal einer Liebe, die kaum erblüht im Leide erstirbt. Der müde Wanderer aber wendet seinen Blick gegen das heilige Land und träumt von der Auferstehung eines geknechteten Volkes — er selbst ein [illegible]. Das ist der dünne Handlungsfaden, der sich durch diesen Roman zieht. Aber der Inhalt ist eigentlich das Nebensächliche, denn der Held ist nicht der sich nach Stille sehnende Elias, sondern die stille [illegible] in der Seele eines Friedesuchenden. Es ist dies eine Stadt von einer [illegible] Ruhe, die geheimnisvoll droht, die wie ein Alpdrücken auf den Menschen liegt, die ihnen das reine Glück des Friedens raubt und ihnen dafür die [illegible] Stille eines Totenhauses gibt. Die Menschen, die in dieser Stadt geboren werden, sind eins mit ihr geworden, [illegible]

[illegible] Dem Fremden aber wird diese Art zum ewigen [illegible] [illegible]

entgegen. Huldschiner ist keine erfinderische Natur, die Ereignis auf Ereignis häuft, sondern ein in sich gekehrter Mensch, der aus seinem tiefen Innern geheimnisvollen Stimmungen lauscht und sie in geheimnisvolle, seltsame Wörter zu kleiden weiß. Es ist dies keine wirkliche Stadt, in der Menschen leben, gute und schlechte, es ist dies eine Stadt, die ein Dichter erbaut und ein Dichter bevölkert hat. Jeder reale Grundgedanke zertrümmert diesen eigenen Bau, der aus Liebe und Haß, aus Sehnsucht und Resignation errichtet ist. Es ist nicht Bozen — woran der Dichter gedacht haben soll — es ist ein schwermütiger Traum eines reichen poetischen Gemütes. M. G.

Revue der Revuen.

„Das literarische Echo". Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm schreibt über „Das deutsche Sinngedicht". In den zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm sagt Lessing: „Das Sinngedicht ist ein Gedicht, in dem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt und mehr oder weniger hintangehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen." Ein Spruch in Versen, der mit einer Spitze endigt, ist also die poetische Form, die nach dem Vorbild der antiken Literatur von den Humanisten und Klassizisten Epigramm genannt wurde, bei den Deutschen seit Logaus Beispiel auch den Namen Sinngedicht erhielt. Der attische Witz, der einst Athen in Griechenland berühmt gemacht hatte, lebt noch heute anregend und befruchtend unter den Dichtern, die ihre Weisheit in das anmutige Scherzgewand des Epigramms hüllen. In Anthologien gesammelt, von den griechenfrohen Römern aufgenommen und verarbeitet, vererben sich die im früheren Altertum zierlich geschliffenen Spitzen von einem Dichter zum anderen in der epigrammatischen Literatur, und die bedeutendsten Vertreter dieser Gattung haben sich nie gescheut, fremde Anregungen zu benutzen, um den Geist ihrer eigenen Zeit möglichst treffend und kurz zum Ausdruck zu bringen. In den kleinen, scharfpointierten Gedichten spiegeln sich die Sitten und Anschauungen der verschiedenen Jahrhunderte, die Götzenbilder, zu denen man betete, und die Ideen, die man verabscheute oder verwarf. Weil das Wesen des Sinngedichtes in seiner Spitze liegt, wurde es zur Waffe, die freie Geister gegen Unterdrückung und Vorurteil richteten, und diente meist zum Gewand der Satire oder der Polemik im politischen wie im künstlerischen Streit. Die Dichter, die es verwendeten, waren Träger des Kulturgedankens, sie standen, kämpfend und leidend, mitten im Leben, so daß ihre knappen Sprüche zu intimen Dokumenten des Menschentums geworden sind.

Die Witwenpension.

Von Anselm Heine.

Wir hatten zuhause eine alte Bilderbibel, in der mir als Kind besonders einer der von Stockflecken halbzerstörten Holzschnitte einen sowohl majestätischen als fürchterlichen Eindruck machte. Wie ich glaube, war darauf der siebente Schöpfungstag dargestellt. Genau kann ich das nicht sagen, da ich später das sehr zerlesene Buch völlig aus den Augen verlor. Desto deutlicher erinnere ich mich, daß das Bild in zwei Teile geteilt war. Oben der Himmel, in dem hinter einer Wolkenballustrade der liebe Gott saß. Seine dicke Strahlenglorie trug er wie einen Matrosenhut auf dem Hinterkopfe befestigt. Unten auf der Erde mühten sich hier und da verstreute winzige Menschen, die das Land gruben, hinter Jagdtieren herrannten, mit einander kämpften oder zu irgend einem Zwecke schwere Steinlasten schleppten. Manche standen mit gesenktem Haupte vor Altären und beteten. Keiner aber von allen blickte auf und sie schienen mir alle etwas Hastiges und Sorgenvolles in ihrem Hantieren zu haben; so, als suchten sie emsig nach einer Verbesserung ihrer einstweiligen Lage. Von der Strahlenkrone des lieben Gottes führten lange gleichmäßige Striche nach der Erde hinunter. Das waren, nach meiner Ansicht, Straßen, die in den Himmel führten. Die Leute auf der Erde aber waren dermaßen geschäftig, daß sie die Himmelsstraßen nicht zu gewahren vermochten.

Wahrscheinlich übrigens hat mir das einmal irgend jemand so erklärt und vielleicht eine passende religiöse Mahnung daran geknüpft; ich weiß es nicht mehr. Das Absonderliche und Furchtbare für mich lag auch durchaus nicht hierin, sondern in dem Benehmen des lieben Gottes. Mag sein, daß an meinem Befremden die etwas gewaltsame und dem Kinde unbegreifliche Verkürzung schuld war; mag sein, daß dem Holzschneider das beabsichtigte gütige Gotteslächeln in eine Grimasse geraten ist, jedenfalls unterlag es für mich keinem Zweifel, daß Gott, trotz Strahlenkrone und pompös gebauschtem Mantel, sich auf seinem Wolkenthrone hell auflachend hinten übergeworfen hatte.

Und nun saß er da, das eine Bein hoch in die Luft gestreckt, blickte zu den Menschen hinab, die sich da unten mühten, und lachte, lachte.

Ich haßte ihn förmlich . . .

Es ist lange her, daß ich das Bild sah; auch ist die naive und [illegible] Phantasie des Kindes inzwischen gezähmt worden; heute aber, da ich an die Geschichte des Mannes denke, die ich hier berichten will, blicke ich unwillkürlich zum Himmel empor, denn es scheint mir, [illegible] im [illegible] Blau eine dunkle machtvolle Gestalt

auftauchen, die sich auf ihrem Wolkensessel hell auflachend hinten überwirft.

Und da sitzt er nun, der erhabene Zuschauer, blickt auf die törichten Menschlein herab, und lacht und lacht.

Ich höre ihn förmlich....

Die Komödie aber, über die er lacht, ist folgende:

In einem Universitätsstädtchen Norddeutschlands lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Professor, schon ziemlich betagt und Junggeselle. Er bewohnt mit seiner gleichfalls unverheirateten Schwester ein kleines Haus am Stadtgraben. Das Städtchen lag damals noch ohne Eisenbahnverbindung abseits vom Wege, friedlich von roterdigen, grünbewachsenen Bergen geschützt und von dem Laufe eines dunkelgrünen Flusses lebhaft umbändert. Der Garten des Professors, der hinter dem Haus aus den Fluß hinunterging, war lang und schmal, mit Obst und Gemüse dicht bestanden, wies aber weder Zierbäume noch Blumenschmuck auf. Die Mauer trug ein Stachelgitter und war überdies mißtrauisch mit Glasscherben versehen, auch zogen sich die mutwillig bettelnden kleinen Kinderhände, die, nach des Städtchens Sitte, ihren Zehnten von jedem freiwachsenden Gute erbaten, regelmäßig leer wieder zurück, so daß da drinnen Blüte und Frucht ungestört in großer Ueppigkeit stand und der Segen verfault wäre, wenn der Professor nicht in seinen abendlichen Erholungsstunden eifrig gepflückt und das Fräulein nicht jeden Markttag nach der nächsten Stadt geschickt und den lebendigen Reichtum gegen silbernen eingetauscht hätte. Solche Ausnutzung der Gottesgabe verstieß indessen gegen die Sitte des Städtchens, in dem man lässig und ohne zu rechnen lebte, und wurde von vielen übel vermerkt. Auch der Professor selbst war nicht sonderlich beliebt, denn so wenig man behaupten konnte, er tue jemandem etwas zu Leide, so wenig tat er jemandem etwas zu Liebe. Da er aber durch seine Gelehrsamkeit eine Zierde der Universität war, so lebte er geachtet und in seinen Sonderlichkeiten freundlich geduldet unter den Kollegen. Seinen wissenschaftlichen Ruf verdankte er vor allen Dingen seinen Arbeiten über Luftrecht.

Er hatte diesen Begriff als erster festgestellt und die Eigentumsgrenze eines jeden in dieser Materie scharfsinnigst bestimmt, sowie auf die Uebergriffe hingewiesen, die in Gestalt von Lärm, Geruch, Hitze, Lichtentziehung oder etwa als störende Schatten von Windmühlenflügeln den nachbarlichen Frieden stören können.

In seiner Lebensweise befleißigte der Professor sich einer bekömmlichen Regelmäßigkeit. Sobald das Wetter es nur irgend erlaubte, sah man ihn mit seiner langen Angelrute, die ungeheuer hoch über den kleinen dürftigen Mann herausragte, zum Flusse gehen, die linke Seite seines kaffeebraunen Röckchens geschwellt von dem dicken „Fliegenbuche“. Er ging langsam, denn er hätte es unpraktisch gefunden, den Weg zu kürzen, den er unternahm, um sich in freier Luft Bewegung zu machen. Begab er sich dagegen zur Universität, so fiel er immer in die gleiche sanft trabende Gangart, die mehr prinzipielle Ersparnis an Zeit und Kräften bedeutete, als wirkliche Eile. Er kam mit dem Glockenschlage, und ehe er ins Auditorium ging, wartete er des akademische Viertel im Sprechzimmer ab, wo er ein kleines Taschenbrettspiel hervorzog und mit jedem Gegner, den er irgend auftreiben konnte, zur Uebung seines Verstands ein Mühlespiel begann, wobei er in kurzer Zeit seine drei unentrinnbaren Zwickmühlen aufs glänzendste zustande brachte. Danach funkelten seine klugen grauen Aeuglein vor Freude und das blasse, kränkliche Gesicht nahm einen Ausdruck von Herrschlust an, der fast erschreckend wirkte. Die Studenten nannten ihn „Zweck-Mühle“, was einmal von seiner Leidenschaft für das Mühlespiel herrührte, vor allem aber eine Eigenschaft des Professors treffen wollte, die den eigentlichen Grundzug seines Wesens auszumachen schien: die Zweckmäßigkeit.

Er hatte eine Verachtung für alles zwecklose Wesen und benützte jede Gelegenheit, um darzutun, daß es nichts Törichteres gäbe, als auch nur die geringste Unternehmung ins Werk zu setzen, wenn nicht ein ganz bestimmter und vernünftiger Zweck mit ihr verbunden sei. „Jede zwecklose Handlung, jeder zwecklose Gedanke ist Verschwendung“, pflegte er zu sagen. „Nichts ist uns von selber willig, meine Herren,“ fügte er hinzu. „Es ist eben die Macht des Intellekts, sich alle äußeren Umstände zu seinen Zwecken dienstbar zu machen; es dürfte nichts geben in Ihrem Leben, das Sie nicht lenken könnten, wenn Sie sich erst klar darüber geworden sind, wozu es Ihnen nützen kann. Seine eigenen Existenzbedingungen soll man am Fädchen führen wie Marionetten.“

Er hatte dabei eine Bewegung vom Katheder herab, die beinahe majestätisch war.

Sein Kolleg war immer gefüllt, so daß er eines der größten Auditorien benutzen mußte, viel zu groß für seine schwache, kränkliche Stimme, die er noch dazu, da er ziemlich schwerhörig war, nicht zu regulieren wußte. Er half sich damit, daß er anfangs sehr leise sprach, so daß jedes Geräusch verstummen mußte und den Studenten fast die Augen aus dem Kopfe traten vor Aufmerksamkeit; dann erst redete er in seiner gewöhnlichen Tonstärke, mit der er sparsam Haus hielt, weiter, so daß freilich der Klang unverändert blieb, seinen Zuhörern aber zuletzt die monotone kränkliche Melodie des Vortrages unerträglich wurde. Zudem — ob aus einer Art Verachtung der studentischen Denkfähigkeiten, ob aus Pedanterie — hatte der Professor die störende Angewohnheit, wörtlich zu diktieren: „Hier findet juris quasi possessio statt (unterstreichen Sie das Latein; Punkt). An sich kann der Besitz (Komma), als das tatsächliche Innehaben (Komma)....“

Da er überdies mehr gelehrt als ein guter Lehrer war, verdankte er die Zahl seiner Zuhörer einzig dem Umstand, daß er als Examinator fungierte, weshalb die Studenten aus Politik bei ihm belegten und hörten, in der Hoffnung, den Gestrengen, in seiner ungütigen Verblüffungsmethode Gefürchteten, dadurch milder zu stimmen.

Der Professor selber wußte dies alles sehr gut und das streberhafte Verhalten der Studenten gefiel ihm mehr wohl als übel, da es ja seine eigene Lehre befolgte, die er die Sparsamkeitsphilosophie nannte und die ihm nicht etwa nur Lehre, sondern durchaus Richtschnur war. Er rühmte sich sogar des öfteren, daß er sein ganzes Leben von Anfang an auf dieser Lehre aufgebaut habe.

Den ersten Anlaß zu dieser vorsichtigen Gemütsrichtung mochte seine körperliche Beschaffenheit gegeben haben, die so schwach war, daß er ihr nur durch listiges Behelfen Erfolge abzuringen vermochte... So war ihm allmählich die Zweckmäßigkeit zum Sport geworden. Wie eine kluge Ehefrau die Launen ihres Mannes, so berechnete er und benützte die seines Körpers zu seinen Zwecken.

Er litt an einem Herzübel und mußte Aufregungen vermeiden — das gab ihm eine gute Ausrede, sich Unannehmlichkeiten vom Halse zu schaffen. Strapatzen vertrug er nicht — darum fand er immer neue Listen, sich die Kräfte anderer zu Dienste zu halten. Vor allem aber hatte ihn auch seine Kränklichkeit daran gewöhnt, sich zu bewachen und im Zügel zu halten.

Geheiratet hatte er nicht, weil er, so lange er jung genug dazu war, keine Frau standesgemäß ernähren konnte. Man sprach von einer großen Liebe, die er gehabt hatte, ein schönes, unbemitteltes Mädchen, das ihm leidenschaftlich zugetan war.

Dieses Opfer, das er sich selber gebracht, hatte vielleicht seinem Charakter das Nachsüchtige, Gallige gegeben. Denn es ist leider nicht wahr, was unsere Moralisten sagen, daß das Bewußtsein, seine Pflicht getan zu haben, den Menschen fröhlicher und besser mache, vielmehr rächen die Tugendhaften gerne ihre Tugend an anderen und entschädigen sich so für die Sünden, die sie nicht begangen haben. Auch hat das Bewußtsein strengster Pflichterfüllung leicht eine Verachtung sämtlicher Nebenmenschen zur Folge, die gleichwohl von einem gewissen Neide nicht frei zu sein pflegt.

Auch der Professor hatte sich zu einem Männerschelter und Frauengrämling ausgebildet, was die Kollegenfamilien nicht abhielt, ihn häufig einzuladen und ihn als eine annehmbare Partie für schon ein wenig verwelkte Töchter, Schwestern und Freundinnen der Frau zu betrachten. Auch war in dem damenreichen Kreise ein einschichtiger Tischherr immer willkommen. Es regnete also Einladungen, die er meist höflich annahm, dann aber seine Schwester, die man so obenhin anstandshalber mit aufgefordert hatte, als alleinige Vertreterin der Familie entsandte, bei seiner Arbeit zu Hause blieb und schmunzelte. Noch in seinem fünfzigsten Lebensjahre hätte er Gelegenheit gehabt, sich mit einer ansehnlichen steinreichen Fabrikantentochter zu verheiraten, die sich in den Professorentitel verliebt hatte; er aber behauptete, er sei weder so reich noch auch bedeutend genug, der Mann einer reichen Frau zu sein.

So ließ man ihn endlich.

Er war's zufrieden, lebte, ohne groß zu sparen, aber ohne alle behaglichen Zutaten unter der Pflege seiner Schwester, die bedürfnislos war in ästhetischer Beziehung wie er, daneben aber noch einen deutlichen Hang zum Geiz hatte, der dem Bruder abging, dem's von jeher weniger ums Aufspeichern zu tun war, als um das sparsame Nutzen des Vorhandenen. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, wenn ein unfrohes Wesen, ohne Zier und Ueberfluß im Häuschen des Professors herrschte und die Studenten, die jede Woche zum Seminar dorthin kommen mußten, froh waren, wenn sie die Haustüre wieder von außen sahen. Sie beklagten sich gegen einander, daß das alte Fräulein im Winter niemals die Fenster öffne, da sie behauptete, durch den Ofen käme frische Luft genug ins Zimmer, und es fliege sonst nur die teuere Heizung, anderen Leuten zum Vorteil, auf die Straße. Auch schalt sie laut, wenn jemand mit schmutzigen Schuhen die Diele betreten hatte, was nicht zu vermeiden war. In solchen Fällen stürzte sie, unbekümmert um die zornigen Blicke ihres Bruders, in die Stube und ließ einen Schwall von Klagen über sein Haupt ergehen.

Der Professor hatte ein geniales Mittel, sich ihrem Redeschwall zu entziehen. Er stand einfach auf und schloß sein Hörrohr in den Schrank. Nun mochte sie toben. Ruhig setzte er sich wieder hin und leitete die Uebung, unbekümmert um den Lärm, der seinen Schülern freilich das Aufmerken fast unmöglich machte. Die Gewalt aber des Sturmes war gebrochen, bald war der normale Zustand wieder hergestellt.

Es hatte beinahe etwas Erhebenes, wie selbst seine offenbaren Gebrechen diesem Klugen zur Behebung von Unannehmlichkeiten und zur Bewahrung seiner Arbeitskraft dienen mußten.

Denn er wendete dieses selbe Mittel gleichfalls an, wenn er Behauptungen aufstellte, die keine Entgegnung vertrugen. Da aber schon der Dozent im allgemeinen zu einem gewissen Hochmute neigt, weil ihm, sobald er das Katheder betreten hat, niemand widerspricht,

so mußte bei dem Professor die Unfehlbarkeitsinsel, auf die er sich jederzeit, selbst im gewöhnlichen Leben, klug zurückzuziehen vermochte, eine wirkliche Gefahr bedeuten.

Auf solche Weise hatte der Professor sein fünfundfünfzigstes Jahr erreicht, als ihm seine Schwester starb.

Sie erlag einem Anfalle von Herzschwäche, und zwar in genau demselben Alter, in dem Großvater, Vater und die drei übrigen Geschwister des Professors an dem gleichen Uebel zugrunde gingen. Der Professor selbst war nur zehn Monate jünger als seine eben verstorbene Schwester. Er hätte umsomehr Ursache gehabt, sich ernstliche Todesgedanken zu machen, als sich bereits beunruhigende Symptome eines Herzfehlers bei ihm gezeigt hatten und der Arzt ihm bei Gelegenheit eines Schwindelanfalles gesagt hatte, ein neuer Anfall könne verhängnisvoll werden.

Was der Professor bei all diesen Warnungen und Vorzeichen empfand, weiß man nicht. Er änderte nach dem Tode der Schwester seine Lebensweise nur insoweit, als er sich eine Wirtschafterin nahm, die er nach einigen Wochen wieder entließ, weil sie ihn bestahl. Eine zweite, die nichts verstand, behielt er länger und bemühte sich an ihrer Belehrung, verlor aber endlich die Geduld und erwischte eine, die vergnügungssüchtig war und ihn vernachlässigte.

In dieser Phase seiner Existenz befand er sich, als ein junger Kollege und ehemaliger Schüler ihm einen Antrittsbesuch machte. Der junge Kollege fand Gartentüre und Haustüre weit geöffnet, klopfte an verschiedene Türen und war im Begriff, sich wieder zu entfernen, als auf das zornige Bellen der Haustürglocke die Studierstube sich öffnete und das kleine Napoleongesicht des Professors herausschaute. Er ließ den Gast eintreten und bot ihm in einer unaufgeräumten Stube einen staubigen Stuhl an.

„So geht es mir jetzt", sagte er dabei mit einem verächtlichen Lächeln. „Meine Haushälterin scheint wieder einmal zu Tanze gegangen zu sein. Aber wissen Sie, es ist ganz anregend, solche Zustände zu durchleben; sie machen erfinderisch. Ich sitze hier und denke über das Problem nach, wie es möglich ist, irgend eine Interessengemeinschaft herzustellen zwischen mir und diesen Geschöpfen; irgend etwas, das sie zwingt, um ihrer selbst willen meine Person, meine Gewohnheiten und meine Umgebung zu pflegen. Uebrigens macht mir der kleine tägliche Kampf Spaß. Ich brauche das, damit sich kein Fett ansetze, was für mich gefährlich ist." Er hing sich das Hörrohr um, zum Zeichen, daß jetzt die Unterhaltung zu Zweien beginnen solle.

Trotz seiner angeblichen Heiterkeit aber sah er angegriffen aus und seine Stimme hatte etwas Kläffendes. Er erkundigte sich nach dem Stande der Uebersiedlung des jungen Kollegen, wurde aber sichtlich kühler, als er erfuhr, sein ehemaliger Schüler sei verheiratet. „So, so," bemerkte er ironisch, „haben Sie das auch getan? Ja, es soll ja Burgerpflicht sein — und wer es sich leisten kann ...."

Der junge Kollege gewahrte, daß der Professor mit einem eigentümlich stillen Ausdrucke in den Augen an ihm vorüberblickte, wie in die Erinnerung hinein. Und er verstand, daß er einen Augenblick der Schwäche angetroffen hatte in diesem selbstherrlichen Leben. Er konnte sich auch vorstellen, daß neben dem unwürdigen äußeren Zustand, in dem er den Professor antraf, sein eigener Besuch ein wenig den Anlaß dazu gab, denn er war der Bruder des Mädchens, das der Professor geliebt hatte.

Der hatte schnell seine gewöhnliche Stimmung wiedergefunden. Er zog aus dem dicken Briefpakete, das auf seinem Schreibtische lag, eine Photographie heraus und hielt sie dem jungen Kollegen hin. „Wie finden Sie diese Huldgestalt? Scheußlich, was? Wie ein Alb. Die wähle ich mir zur Wirtschafterin. Ein solches Unikum an Häßlichkeit wird wenigstens nicht tanzen gehen. Bescheiden wird sie sein, denn sie ist in ihrem ganzen Leben schlecht behandelt worden, das ist sicher. Ordentlich und genau — denn irgendwo muß doch ihre Weiblichkeit sich betätigen, die sonst wegen Mangel an Nachfrage verkümmern muß, wie man sich vorstellen kann. Außerdem hat sie gute Zeugnisse."

„Man muß ihr doch wie ein Halbgott an Schönheit erscheinen", fing er nach einer Pause wieder an. „In den Jahren, in denen man naturgemäß abnimmt, sollte man sich überhaupt nur mit solchen Personen umgeben, die, ihres Vorteiles wegen, einen vergöttern. Das ist gut. Das gibt einem ein gewisses Gefühl von Herrscherkraft."

Er vertiefte sich sichtlich in seinen Gedankengang. „Insofern ist mir auch der Tod meiner Schwester, die mich immer noch als den Jüngeren betrachtete, ein Fortschritt. Es kommt ja doch nur darauf an, was man selber macht aus den Schicksalen, die uns die Schulter reiben."

Dabei hatte er mit der [illegible] eigentümlichen, halb majestätischen, halb [illegible] Bewegung [illegible] Manschetten am Ärmchen.

In diesem Augenblick klopfte es und der Universitätspedell trat ein. „Die Quittung für die Witwenpension", sagte er geschäftsmäßig. [illegible]

Pedell es mit Mühe zusammenfand, worauf er sich mit großer Eile entfernte.

Der Professor war ganz bleich geworden. Er lachte wütend auf. „Diese verdammte Witwenpension! Hat man je etwas Blödsinnigeres gehört? Wir Junggesellen müssen in die Universitätswitwenkasse zahlen! Genau dieselbe Summe, wie die Verheirateten. Wir, die wir vernünftig waren, die wir, wie es überlegten Menschen ziemt, unsere Wünsche unterdrückt haben, wir sollen Prämien darauf zahlen, daß andere leichtsinnig sind! Da nehmen sie sich Frauen, diese Herren, und wenn sie ein paar Jahre ihr Vergnügen an ihnen gehabt haben, dann legen sie sich gemütlich hin und sterben. Und wir — wir können dann ihre Witwen erhalten! Laßt doch die Ehemänner allein das bestreiten, wie kommen wir Unverheirateten denn dazu, die wir doch keinen Nutzen davon haben?" Er war außer sich. Endlich, wie er kurzbeinig und geschwind da umherlief, schien er sich doch bewußt zu werden, daß er komisch war.

„Ja, das ist nun mein Tollpunkt", sagte er ruhiger. „Aber sagen Sie selbst, man hat sich Mühe gegeben, sich sein Leben zweckmäßig einzurichten, so wie es eines vernünftigen und philosophischen Menschen würdig ist, und nun wird man jedes Jahr zu dieser himmelschreienden Unzweckmäßigkeit gezwungen. Es ist mir wie ein Lumpenflick auf einem vornehmen Gewebe, diese Witwenpension, die!"

Mit wieder aufsteigender Heftigkeit stieß er, wie zornige Kinder zu tun pflegen, den Tisch, auf dem die verhaßte Quittung lag. Dabei fiel die Photographie der künftigen Haushälterin zu Boden. Der junge Kollege bückte sich und hob sie auf. Der Professor nahm sie ihm ab. Auf einmal lachte er auf, ganz anders als vorhin. Ein jugendhaftes, puffendes Lachen. Er hielt sich die Photographie weitsichtig mit ausgestrecktem Arm entgegen und lachte wieder.

„Das wäre eine Idee! Das wäre ein Lebensabschluß! Das hätte Humor! Damit wäre die einzige Zwecklosigkeit meines Lebens aus der Welt geschafft!"

Er sah den jungen Kollegen von der Seite an, so, als könne er eine ungeheuere Komik, irgend ein großes Glück kaum mehr bei sich behalten, hielt aber dann wie überlegend inne, nun ganz rot im Gesicht vor innerem Lachen.

„Sehen Sie, Kollege", sagte er mit glitzernden Augen, „sein Leben führen und nutzen, das ist schon ein Kunststück, aber wie fänden Sie, wenn es einem gelänge, auch seinen Tod noch so einzurichten, daß er uns dienstbar ist? Wie fänden Sie das?"

Es war eine peinliche Situation für den jungen Kollegen, der nicht wußte, wie er sich dem zwinkernden und unablässig lächelnden Manne gegenüber benehmen sollte, dem er in Haltung und Rede Respekt schuldete und der ihm doch in diesem Augenblicke ebenso lächerlich wie unheimlich erschien.

Der Professor, gleichsam in Angst, seinen Zuhörer zu verlieren, hatte jetzt den ihm erreichbaren dritten Westenknopf seines Gastes ergriffen und hielt sich daran fest. „Warum denn sein Sterben so ernst nehmen? Was? Warum nicht eine Farce daraus machen? Darin liegt Größe, wie? Stil liegt darin! Machen Sie ein Punktum dahinter."

Er ließ den Besucher los und ging im Zimmer umher, immer vor sich hinmurmelnd. Offenbar ahnte er — nach Art einsamer und tauber Leute — nicht, daß er erheblich laut und völlig vernehmbar dachte. Er schien zu rechnen, stieß Zahlen hervor und lachte dazwischen auf.

„Eine ganz nette Summe. Wenn sie mich gut pflegt, warum soll man ihr das nicht gönnen? Und da ist sie ja, die Interessengemeinschaft, die ich suchte. Fein ausgedacht! Wie wird sie meine Sachen schonen! Mich in guter Laune zu halten suchen! Haha! Von seinem eigenen Tode Vorteil ziehen, das nennt wirklich man seine Existenz beherrschen."

Wie ein kleiner Luzifer stand er da und lächelte.

Der junge Kollege nahm Abschied. Der Professor gab ihm höflich die Hand.

„Wenn nicht früher, sehen wir uns wohl beim Rektoressen nächsten Monat! — Vergnügen, sagen Sie? Nein, aus Pläsier besuche ich solche Zusammenrottungen natürlich nicht, aber ich finde es manchmal praktisch, hinzugehen. Nachher, beim Festessen, beim Weine — ich selber trinke immer sehr wenig — erfährt man mit Leichtigkeit alles, was man für etwaige kleine Intriguen an Personalien zu sammeln wünscht. Probatum est. Versuchen Sie's nur mal."

Kurz vor der Türe bekam er wieder einen Lachstoß.

„Es ist doch ewig schade, daß ich nicht dabei sein kann! Die Gesichter der Professorenfrauen möchte ich sehen bei der Konfrontation [illegible]."

Kopfschüttelnd ging der junge Kollege weiter.

(Schluß folgt.)

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XL. Band. Wien, den 22. Oktober 1904. Nummer 525.

Der Kampf gegen den Radikalismus.

Dem Radikalismus, jener politischen Richtung, die immer das Ganze fordert und sich nicht tropfenweise abfertigen lassen will, sind jetzt die Zeitverhältnisse in Europa nicht günstig. In keinem der maßgebenden Kulturstaaten haben die radikalen Parteien die Führung — nur Frankreich bildet eine scheinbare Ausnahme. Aber auch hier dürfte gerade die wichtigste aller Tagesfragen, die kirchenpolitische, aller Voraussicht nach eine Kompromiß-Lösung finden, aus deren unklarer, unsicherer Natur man auf die geringe Offensivkraft des Radikalismus in Frankreich wird schließen können. In allen anderen Ländern kommt jetzt überhaupt nur seine Defensivkraft in Frage. Ueberall ist die Regierungsgewalt in konservativen oder gemäßigt-liberalen Händen, zwei Richtungen, die sich in der Abneigung gegen ein einigermaßen beschleunigtes Fortschrittstempo kaum mehr unterscheiden. Wo einmal der Liberalismus einen Zug von links nach rechts zeigt, da entwickelt er auch gleich die Tendenz, sehr weit nach rechts zu gehen und sehr weit von links abzurücken. Er vergißt dabei leicht seinen historischen Ursprung, der doch ein volkstümlicher war, er vergißt seine Laufbahn, die er im Kampfe gegen die alten Gesellschaftsmächte erst mühsam frei machen mußte, und er sieht dann seine Aufgabe nicht mehr im Weiterkämpfen und Weiterschreiten, sondern nur mehr in der Abwehr des unbequem mahnenden und vorwärtstreibenden Radikalismus. Und so gründlich wird oft diese Abwehr, daß sie dem Angriff zum Verwechseln ähnlich sieht, so ähnlich, wie dieser Liberalismus von heute der Reaktion von einst.

Man kann diese merkwürdige Um- und Rückbildung jetzt deutlich in zwei Ländern beobachten, deren neuere Geschichte auch sonst manche tiefer begründete Uebereinstimmung zeigt: Italien und Ungarn. Beide Länder waren durch ihren staatlichen Entwicklungsgang förmlich gezwungen, sich unter ein national-liberales Regime zu begeben, denn beide konnten die Stellung, die sie gegenwärtig einnehmen, nur im Kampfe gegen den Wiener Hof gewinnen, dessen Politik eine antinationale und antiliberale war. Aus der Opposition der Vergangenheit ergab sich der Regierungscharakter der Gegenwart. In beiden Ländern sieht man aber jetzt den herrschenden Liberalismus sich nach der konservativen Seite hin eifrig anfreunden und alles, was ihm noch von alter Streitbarkeit geblieben, nur nach der radikalen Seite hin verwenden. Es ist eine auffallende Harmonie zwischen dem offenen Schreiben an seine Wähler, mit dem Tisza neulich seine parlamentarischen Reformpläne ankündigte, und dem Exposé, mit dem Giolitti die Auflösung der Kammer begründete und an die italienischen Wähler appellierte. Hier wie dort: Anklagen gegen die Demagogie, gegen die Tyrannei von unten, gegen die Zügellosigkeit, von der die „wahre“ Freiheit bedroht wird, jene Freiheit, die natürlich nur im Regierungslager Verständnis, Liebe und Schutz findet. Wir in Oesterreich kennen das, wir wissen, daß die „wahrhaft“ idealen Güter stets einen privilegierten Besitz der jeweiligen Ministerien gebildet haben und noch bilden. Sogar das „wahre Oesterreichertum“ war immer nur bei den Brotherren unserer Offiziösen, und so oft der Dispositionsfonds in eine neue Hand kam, bekam das Oesterreichertum eine neue Farbe — bald deutsch, bald slawisch, bald zentralistisch, bald föderalistisch. Wir schätzen also diese wahren Wahrheiten aufs innigste, und wir wissen aus ebenso reicher Erfahrung auch jene heilige „Ordnung“ zu würdigen, für die die Herzen Tiszas und Giolittis in gleichem Feuer erglühen.

Beide Regierungsmänner erheben den gleichen Ruf nach neuen Garantien für die angeblich gefährdete Ordnung. Es läßt sich nun allerdings nicht leugnen, daß sowohl in Ungarn wie in Italien die radikalen Parteien ernste Fehler begangen haben, die jenem Ordnungsfanatismus wenn nicht eine Rechtfertigung, so doch einen Vorwand bieten. Hat in Ungarn die Obstruktion, nachdem alles Erreichbare erreicht war, noch eine gute Weile lang sinn- und zwecklos fortgewütet, so hat in Italien ein grund- und kopflos inszenierter Massenstreik, der eine zweitägige Stockung des gesamten Wirtschaftslebens bewirkte, die besitzenden Klassen aufgeregt und erbittert. In beiden Ländern ist ein gewisses Mißtrauen gegen Uebertreibungen und Ueberstürzungen des Radikalismus zurückgeblieben, eine Stimmung, aus der die leitenden Staatsmänner, die, einer wie der andere, auch ihre Wahlmacher sind, Profit schlagen möchten. Aber schließlich ist sowohl die ungarische Obstruktion wie der italienische Generalstreik von selbst zur Ruhe gekommen, ohne daß zur Bezwingung der revolutionären Mächte Ausnahmsmaßregeln nötig gewesen wären. Es ist nicht einzusehen, warum solche Maßregeln nun hinterher nötig sein sollen, warum all die Feuerwehren nach gelöschtem Brande ausfahren und warum die Ordnung da ihr doch keine Gefahr mehr droht, so angstvoll nach Polizei kreischt. Es ist eine eigene Sache mit diesem Schlagwort, das seit dem gewaltigen Ordnungsmacher Bonaparte alle großen und kleinen Machthaber mit soviel Nachdruck im Munde führen. Was heißt denn „Ordnung“, wenn man es aus dem Regierungsstil ins Populäre übersetzt? Nichts anderes als: ungestörter Machtbesitz. Im Namen der Ordnung haben einst die Jakobiner, als sie die Macht hatten, den alten Adel guillotiniert, und in demselben Namen hat später der weiße Schrecken den roten wieder abgelöst. Ordnung ist kein Prinzip, sondern ein Interesse, und zwar das Interesse der jeweils Herrschenden. Gerade der Liberalismus aber sollte, wo er regiert, sich daran erinnern, wie lange und wie gewaltsam die einst herrschenden Mächte sein Emporkommen gehindert haben. Der Ordnungshüter von heute war damals der typische Ordnungsfeind. Die politischen Ahnherren derjenigen, die jetzt in Ungarn und in Italien über die Staatsgewalt verfügen, waren Verfolgte und Geächtete und konnten sich hinter den Mauern des Brünner Spielbergs Rendezvous geben. Ist es denn gar so lange her, daß die Metternich'sche Staatsweisheit, die in ganz Europa als die tonangebende anerkannt war, einen Liberalismus als umstürzlerisch verdammte, der weit gemäßigter war als die allertemperiertesten Gesinnungen der Gegenwart? Die harmlosen konstitutionellen Forderungen deutscher Professoren hat Gentz damals „anarchische Doktrinen“ genannt. Das war die teuflische Unordnung, die jetzt zur heiligen Ordnung avanciert ist.

Die Staatsmänner, die gegen die „Tyrannei von unten“ mit gar so absoluter Selbstgewißheit ins Zeug gehen, sollten doch immer der historischen Relationen eingedenk bleiben. Dann würden sie die zurückhaltenden Verpflichtungen verstehen, die ihnen eine liberale Herkunft auferlegt. Der konstitutionelle Fortschritt ist in unserer Welt noch nicht so gesichert, daß er von seinen eigenen Parteigängern leichtsinnig kompromittiert werden dürfte. Der Radikalismus, der die Ordnung stört, indem er gelegentlich einmal revolutionär wird, ist lange nicht so gefährlich, wie der Liberalismus, der die Ordnung verteidigt und dabei reaktionär wird. Dieser schädigt am nachhaltigsten sich selbst, wenn er zu einem feindlichen Prinzip überläuft, bloß um den stürmisch nachdrängenden Förderer seines eigenen Prinzips unschädlich zu machen. **E. W.**

Ein neues Instrument der Handelspolitik.

Während sich die Handelspolitik immer weiter entwickelt und ihr hauptsächlichstes Instrument, der autonome Zolltarif, stets sorgfältiger, individueller und differenzierter ausgestattet wird, ist das Eisenbahntarifwesen von dieser Entwicklung, soweit die Anwendung handelspolitischer Zweckmäßigkeiten auf das Tarifwesen der Eisenbahnen in Betracht kommt, wenig berührt geblieben. Einem Werke,*) das vor kurzem erschienen ist und zwei Fachleute, nämlich einen Ministerialbeamten im österreichischen Ackerbauministerium und einen gewiegten Tarifeur, zu Verfassern hat, ist es vorbehalten geblieben, die Beziehungen des Eisenbahntarifwesens zur Handelspolitik in systematischer Form zum erstenmal in lückenloser Weise zur Darstellung zu bringen.

Der Vorwurf, welcher dem Eisenbahntarifwesen in seiner heutigen Ausgestaltung gemacht wird: daß es handelspolitisch nicht genügend influenziert sei und daß es häufig Maßnahmen der Handels- und Zollpolitik geradezu konterkariere, ist gewiß nicht ungerechtfertigt. Die Verfasser heben mit Recht hervor, daß die Zollpolitik bisher vielfach als die nahezu ausschließliche Trägerin der Handelspolitik betrachtet worden ist. Nichtsdestoweniger lassen sich auch heute schon gewisse Ansätze zu einer handelspolitischen Eisenbahnpolitik deutlich erkennen. Da ist vor allem auf die sogenannte „Exportklassifikation“ bei der Eisenbahn zu verweisen, die nicht nur in Deutschland und in der Schweiz, sondern auch in Oesterreich-Ungarn eingeführt ist und die darin besteht, daß für Exportgüter eine andere, niedrigere Klassifikation in Anwendung kommt. Sonst zeigt die Güterklassifikation allerdings eine ziemlich geringe „handelspolitische Veranlagung“, da der Marktpreis der Güter ohne jede Rücksichtnahme auf die handelspolitische Verschiedenheit die Basis ist. So vereinigt z. B. das österreichisch-ungarische Tarifschema in derselben Klasse Baumwolle und gemeine Baumwollwaren, Schafwolle und Eisenwaren, Holzkohle und

Holzstoff, Kartoffeln und Weberdisteln, Heringe und Leinenzeuge, Waldsetzlinge und Margarin, Seegras und Schleifsteine, Schwefel und geschlachtetes Vieh, Myrobolanen und Hohlglaswaren u. s. w. Insbesondere der Gedanke, die inländische Provenienz gegenüber der ausländischen zu schützen, ist der Güterklassifikation in ihrer heutigen Anlage vollkommen fremd. Was die Ausnahmstarife betrifft, so wird bei den für bestimmte Relationen geschaffenen Einzelbegünstigungen das handelspolitische Moment vollständig ignoriert. So finden sich in einer Reihe von Ausnahmstarifen in schöner Eintracht solche Artikel angeführt, deren Import erwünscht ist, neben anderen, deren Import aus handelspolitischen Gesichtspunkten zu behindern wäre. Der Ausnahmstarif IX der österreichischen Südbahn z. B., den die Verfasser zum Beleg hiefür anziehen, enthält folgende Artikel: Borke, Zement, Dungmittel, gewöhnliche Erde, Holzkohle, Ziegel, Torf, Ton, Rohr, Mörtel, Schleifholz für Zellulosefabriken u. s. w. Das ist wohl ein buntes Sammelsurium, das der Handelspolitiker niemals über einen tarifarischen Leisten schlagen dürfte. Ein besonders krasses Beispiel für die mangelnde handelspolitische Erwägung bei der Erstellung der Eisenbahntarife gibt ein Gravamen der österreichischen Leinenindustrie, das auch im österreichischen Industrierat seinerzeit zur Sprache gebracht wurde. Die untenstehende Tabelle stellt die für russischen Flachs von österreichisch-russischen Grenzstationen nach österreichischen Konsumstationen bestehenden Frachtsätze jenen Sätzen gegenüber, die auf anderen Eisenbahnlinien für die an diesen Linien gelegenen Flachsproduktionsstätten gelten. Es zahlen 10.000 kg Flachs

von Granica (aus Rußland)—Trautenau, 459 km	101 K
„ Budweis—Trautenau, 367 km	155 „
„ Freistadt (Oberösterreich)—Trautenau, 440 km	169 „
„ Iglau—Trautenau, 206 km	106 „

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß für die inländische Relation Iglau—Trautenau, auf welcher das Gut kaum die Hälfte der Strecke Granica—Trautenau durchläuft, der Frachtsatz sich für das inländische Gut noch immer um 5% höher stellt.

Von den wenigen handelspolitisch influenzierten Maßnahmen der Eisenbahn-Tarifpolitik sind zunächst jene der beabsichtigten Importhinderung zu erwähnen. Hieher gehören vor allem jene Tarifbegünstigungen, welche von einer namentlich angeführten, im Inland liegenden Station zur Anwendung kommen, wie diejenigen für Zucker, Petroleum, Steingut und Porzellanwaren, Ton, Schamotte, Ziegel u. s. w. Charakteristischer tritt der protektionistische Charakter der Eisenbahntarifpolitik bei den sogenannten Richtungstarifen in die Erscheinung, die nur in einer Richtung gelten. Eine weitere protektionistisch gedachte Einschränkung ist in jenen Tarifen zu finden, die den begünstigten Frachtsatz an gewisse Kriterien binden, wie örtliche Provenienz, Auflieferung eines gewissen Quantums, Benützung von Straßenfuhrwerken bis zur Aufgabestation u. s. w. Noch schärfer tritt der protektionistische Ansatz in jenen Tarifbestimmungen hervor, durch die nicht nur formell, sondern auch materiell das ausländische Gut von der begünstigten Beförderung ausgeschlossen erscheint. Solche das ausländische Gut direkt ausschließende Tarifbegünstigungen kennt das Tarifwesen Italiens, Rumäniens, Rußlands, Belgiens und Bulgariens.

Am kräftigsten tritt die handelspolitische Influenzierung der Eisenbahn-Tarifpolitik bei den Exportausnahmstarifen in die Erscheinung. Fast alle Kulturstaaten haben ihrem Tarifwesen die sogenannten Exporttarife eingefügt, durch welche die heimischen Produzenten bei der Konkurrenz im Ausland den Nachteil der größeren Entfernung von der Produktionsstätte bis zum Absatz einigermaßen zu überwinden in die Lage versetzt werden. Diese Exporttarife haben jedoch ihre nur zu bekannten Schattenseiten; man weiß, daß es in vielen Fällen dem Ausland gelingt, an diesen nur dem heimischen Produzenten zugedachten Begünstigungen zu partizipieren. Nach einem Ueberblick über den handelspolitischen Inhalt des Eisenbahn-Tarifwesens gelangen die Verfasser zu dem Schlusse, daß dasselbe einen ausgesprochen freihändlerischen Charakter insofern an sich trägt, als die Exportpolitik — durch die Exportausnahmstarife — kräftig entwickelt ist, während der tarifarische Schutz der heimischen Produktion nur sporadisch in die Erscheinung tritt. „Wo auf dem Gebiete des Eisenbahn-Tarifwesens Ansätze einer der Schutzzollpolitik analogen Entwicklung sich vorfinden, ergeben sich Widersprüche mit dem vertragsmäßig akzeptierten Paritätsprinzip, welches in seiner generalisierenden Form den Gedanken der kosmopolitischen Egalisierung zum Ausdruck bringt. Es kommt insbesondere der Widerstand der Importländer gegen die Exportpolitik fremder Staaten. Während in dieser Art die tarifarische Begünstigung des Inlands hintangehalten wird, treffen wir andererseits auf ein System von Tarifermäßigungen, welche nicht dem Inland, wohl aber dem Ausland zugute kommen, wodurch der Import und der Durchzug fremder Waren nach gemeinsamen Absatzgebieten geradezu begünstigt wird. Es darf also — nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge — im Inland das heimische Produkt nicht billiger fahren, als das ausländische, wohl aber besteht dagegen kein Hindernis, daß unter Umständen die fremde Ware billiger fahre als die einheimische.“

Für die handelspolitische [illegible] tragen die Verfasser eine Reihe von [illegible] vor.

Was zunächst die autonome Tarifpolitik der Eisenbahnen anlangt, so wird die Forderung aufgestellt, daß die inländische Produktion gegenüber der ausländischen Konkurrenz zu schützen und hiemit zugleich der Durchzug fremder Waren nach gemeinsamen Absatzgebieten zu hindern ist. Die hohen Frachtspesen von der Grenze bis zum Ausgangspunkt der begünstigten Strecke sollen die mehr oder weniger vollständige Prohibierung der fremden Ware bedingen. Insoferne diese Voraussetzung jedoch nicht zutrifft, müßte die Tarifpolitik durch die Festsetzung gewisser Bedingungen nachhelfen, welche bewirken, daß die Begünstigung dem Inland reserviert bleibt (Quantumsbedingung, Zufuhr der Ware mittels Straßenfuhrwerkes oder auf Industriegeleisen, Beschränkung der Frachtermäßigung auf inländische Spezialitäten oder auf Waren mit inländischer Schutzmarke u. s. w.). Abgesehen von derartigen Kunstgriffen biete sich die Möglichkeit dar, die Nomenklatur der betreffenden Tarife durch einen die inländische Provenienz bedingenden Zusatz zu ergänzen. Auf diese Weise also würden gewisse Frachtbegünstigungen an den Nachweis der inländischen Provenienz des Gutes praktisch ganz gut geknüpft werden können. Im übrigen müßte sich die Veranlagung der Eisenbahntarife nicht nur diesen allgemeinen Prinzipien, sondern auch den konkreten Erscheinungen der Zollpolitik akkomodieren, die Zollpolitik unterstützen und den Schutz der inländischen Produktion nötigenfalls verschärfen. Handelspolitik und Eisenbahn-Tarifpolitik müßten sich beim Schutze der heimischen Produktion und bei der Förderung des Absatzes verständig in die Hände arbeiten. Während der Zolltarif ein schwerfälliger Apparat sei, durch den für lange Perioden unwandelbare Verhältnisse geschaffen werden, gebe der Tarif der Eisenbahnen die Möglichkeit, die in der Güterklassifikation zum Ausdruck gebrachten Grundsätze je nach der momentanen Sachlage durch Tarifänderungen zu verschärfen oder abzuschwächen und die Schwankungen der Produktionsverhältnisse, der Preise und der Konjunkturen, denen der starre Zolltarif nicht zu folgen vermag, auf dem Wege von Tarifmaßnahmen zu berücksichtigen, also eine Regulierung des Imports in aller Form. Eine zweite Reform werde die Exporttarife betreffen müssen, die systematisch weiter auszugestalten wären. So werden Export-Ausnahmstarife nach Ansicht der Verfasser nicht nur im allgemeinen für Güter zu erstellen sein, hinsichtlich deren überhaupt ein Ausfuhrbedürfnis besteht, sondern insbesondere auch für solche Waren, deren Export vom Ausland durch Erschwerungen gehindert wird; auf diese Art wäre den prohibitiven Wirkungen fremder Schutzzölle durch Exporttarife zu begegnen. Aber nicht nur die autonome Eisenbahn-Tarifpolitik, auch die vertragsmäßige Tarifpolitik wollen die Verfasser auf eine neue, festere Basis gestellt sehen. Während die heutige Vertragspolitik auf dem allgemeinen Paritäts- und Meistbegünstigungsprinzip beruht, soll durch sie künftighin — soweit glauben die Verfasser ihre Umrisse fern am Horizont zu erkennen — „die generalisierende Form der Tarifbindung, wie sie unsere heutige Vertragspolitik beherrscht, an Bedeutung verlieren und im gleichen Maße das Prinzip der Individualisierung in den Vordergrund treten“. Wie in der Zollpolitik, so soll dann auch in der Eisenbahntarifpolitik das autonome Tarifsystem den Ausgangspunkt der Vertragsverhandlungen bilden.

Das sind die Reformen für eine handelspolitische Ausgestaltung des Eisenbahn-Tarifwesens, wie sie den beiden sachkundigen Verfassern vorschwebt. Auch sie geben sich keiner Täuschung darüber hin, daß der Verwirklichung dieser Ideen starke — wie uns scheint, vorab unüberwindliche — Hindernisse entgegenstehen. Wenn die Tarifpolitik der Eisenbahnen in dem Maße, wie es die beiden Verfasser wollen, in den Dienst der Handelspolitik gestellt werden soll, dann müßte dem Staate, der die autonomen Zollsätze des Tarifs festsetzt und die vertragsmäßigen vereinbart, auch die uneingeschränkte Tarifhoheit bezüglich der Tarife der Eisenbahnen eingeräumt werden, und zwar nicht nur bei den staatlichen Linien, bei denen er dieses Recht ja ausübt, sondern auch bei den Privatbahnen. Daß sich die Privatbahnen, die weniger gemeinwirtschaftliche als vielmehr privatwirtschaftliche Interessen verfolgen, ihre Tarife von der Regierung jemals werden diktieren lassen, um der staatlichen Zoll- und Handelspolitik zu dienen, ist kaum anzunehmen. Aber auch davon abgesehen, wird die Individualisierung des Tarifwesens und insbesondere die von den Verfassern verlangte Anpassung an handelspolitische Erscheinungen, insbesondere an Preisbewegung und Konjunkturen, einfach nicht durchzuführen sein. Der ganze Sinn der Handelsvertragspolitik besteht doch darin, daß man sich gewisse Begünstigungen gegenseitig einräumt und deren Dauer für eine längere Zeitperiode festlegt, um die für Produktion und Handel unumgänglich notwendige Stabilität der Verhältnisse zu schaffen. Die zukünftige Tarifpolitik aber, die den Verfassern vorschwebt, würde nichts weniger bedeuten als eine vollständige Atomisierung der Vertragspolitik, und der Verfrächter hätte weit mehr als heute unter der durch die Wandlungen der Eisenbahntarife hervorgerufenen Unsicherheit der Kalkulation zu leiden.

Es ist ein ausgesprochen protektionistischer Zug, der sich durch alle Ausführungen und Vorschläge der Verfasser wie ein roter Faden zieht. Das kleine Werk, das im übrigen die nicht wenig komplizierten Verhältnisse des Eisenbahn-Tarifwesens in sachkundiger und lichtvoller Weise darstellt, ist offenbar aus dem Geiste des Protektionismus heraus geboren, der gegenwärtig, besonders bei uns in Oesterreich,

eine kräftige Renaissance erlebt. Die Verkündigung des protektionistischen Evangeliums ist besonders bezeichnend für den einen der beiden Verfasser, der in leitender Stellung im österreichischen Ackerbauministerium tätig ist. Wenn nichts anderes, so würde dieser Umstand die Herrschaft des protektionistischen Gedankens auf das schlagendste kennzeichnen.

Dr. Ernst Walter.

Aus Welt und Schule.

Seiner „Zukunftspädagogik“ hat W. Münch nach kurzer Pause ein neues Buch folgen lassen. Es enthält eine Reihe von Aufsätzen, die, im Laufe der letzten Jahre an verschiedenen Orten erschienen, nun unter dem Titel „Aus Welt und Schule“*) vereinigt worden sind. Scheinbar ganz verschiedenartige Gegenstände behandelnd,**) werden sie doch innerlich zusammengehalten durch ihre Bedeutung für Erziehung und Unterricht und mehr noch durch die Persönlichkeit des Verfassers. Ruhige Besonnenheit, sorgfältige Abwägung von Gründen und Gegengründen und, daraus folgend, Gerechtigkeit und Mäßigung im Urteil, die dennoch sachliche Entschiedenheit und Wärme des Empfindens nicht ausschließen, sind seine bezeichnenden Eigenschaften. Wenn Münch z. B. die Rolle der Anschauung im Kulturleben der Gegenwart behandelt, freudig die Vorteile aufzeigt, die das gewaltige Anwachsen des Anschauungsmaterials dem jetzt lebenden Geschlechte bietet, so verkennt er doch auch nicht die Nachteile, die seine Ueberfülle im allgemeinen, seine fehlerhafte Verwertung für den Unterricht im besonderen zur Folge haben kann. Er warnt vor dem Allzuvielen, vor der Zerstreuung und Erstickung des Interesses durch die Masse des Gebotenen, vor der Gefahr des Steckenbleibens in der bloßen Sinnenanregung, der Zerfahrenheit, Flüchtigkeit und Verflachung.

Aus der feinsinnigen Studie zur Psychologie der Großstadt mag der denkende Lehrer selbst die Folgerungen ziehen und versuchen, indem er die allgemeinen Betrachtungen auf sein besonderes Schülermaterial anwendet, das Gute zu nützen, dem Schädlichen wirksam fördernde Kräfte entgegenzustellen. Andere dieser allgemeinen Aufsätze sind nicht nur um ihrer feinen psychologischen Bemerkungen willen für den Lehrer bedeutend — ich verweise auf die, ob auch nicht neue, so doch pädagogisch wertvolle Darstellung der auf einander folgenden Reaktionen in der natürlichen Entwicklung des jungen Menschen (in 12.) — sondern noch weit mehr durch die Einwirkung auf die Seiten seiner eigenen Persönlichkeit, die sich ohne sein Zutun, unwillkürlich, fast von selbst auf die seiner erziehenden Tätigkeit anvertraute Jugend übertragen. Wer selbst die Ursachen der nationalen Vorurteile erkannt, Einsicht in die Fehlerquellen bei der Bildung der Gesamtvorstellung von fremder Eigenart gewonnen hat, wer weiß, wie nahe falsche Generalisierung liegt, wie große Zurückhaltung in der Beurteilung fremder Nationalethik notwendig ist, der wird sich auch davor hüten, solche allgemeine Urteile vorbehaltlos und uneingeschränkt der Jugend zu überliefern, wird niemals an Stelle des berechtigten Nationalgefühls den nationalen Chauvinismus pflegen. Aehnliche Gedanken werden rege, wenn Münch in der Abhandlung „Was ist deutsche Erziehung?“ der Selbstüberschätzung entgegentritt oder die Wandlungen des Schönheitsideals, das Vorkommen von Schönheit und Häßlichkeit durch die Zeiten und Völker verfolgt. Ueberall tritt uns dieselbe humane, freie und reiche Persönlichkeit entgegen, erfüllt von hohem sittlichen und ästhetischen Idealismus. Indem er die Erscheinungen und Theorien in ihrem Zeitzusammenhange, in ihrer Abhängigkeit von jeweilig vorwaltenden Verhältnissen, Strömungen und Ideen zeigt, gelangt er zu ruhiger, objektiver Beurteilung auch dessen, was ihm unsympathisch ist. Eben indem er ihre zeitliche Bedingtheit aufweist, tritt er gedankenloser Nachbetung jeweilig herrschender Schlagworte entgegen, mahnt er zu selbständiger Prüfung ihrer Richtigkeit.

Nicht mit scharfen Worten, aber doch klar und unzweideutig spricht er auch seine politischen und sozialen Anschauungen aus. Es ist kein Zweifel daran möglich, worin er die unerfreulichen Erscheinungen der Gegenwart sieht und welcher Art die Reaktion sei, die er erheischt. Widerwärtig ist ihm der „Nationalismus“ in allen seinen Erscheinungsformen. Nur das Tatsächliche feststellend, wendet er sich eben dadurch umso kräftiger und wirkungsvoller gegen allen Klassenhochmut. So hebt er die Stärke des Gegensatzes hervor, der besonders im Nordosten Deutschlands zwischen den „Gebildeten“ und dem „Volke“ vorhanden ist; dort ist die Anschauung von einer wesentlich zum Dienen berufenen Klasse noch lebendig. „Was an berechtigten Ansprüchen ans Leben der gesamten dienenden oder abhängigen Schicht zuerkannt wird, bleibt ein geringer Bruchteil dessen, was die obere Schicht für sich zu heischen gewohnt ist.“ „Im Grunde ist, so viel Löbliches man unserem Heere nachrühmen darf, doch der innere Maßstab für den Menschenwert und die Menschenrechte der Offiziere und der Mannschaften ganz ähnlich dem alten, der für die Menschen von Adel und für das Volk galt.“ Die Behandlung des Volkes in Shakespeares „Cäsar“ und namentlich im „Coriolan“, die zu breit ausgeführte junker- und dünkelhafte Verachtung des arbeitenden Volkes um ekelerregender körperlicher Eigenschaften willen scheinen ihm pädagogische Schwierigkeiten hervorzurufen; er betont die Verkennung und Verschiebung des Politischen gerade in diesem letzten Drama. Nicht, als ob er diese Meisterwerke deswegen von der Schullektüre ausgeschlossen wissen wollte! Im Gegenteil, er stellt sie in die erste Reihe; aber der Lehrer muß bei der Behandlung der beiden Dramen diese Schwierigkeiten wohl beachten und zu überwinden suchen.

Für die sittlich Reifsten erhebt sich die Frage, was dem Volke von Seite der Gebildeten gebühre. Den Sozialismus des Herzens, den er selbst empfindet, hält er für unentbehrlich. In dieser Gesinnung verlangt er für die Jugend von 14 bis 18 Jahren eine allgemeine Fortbildungsschule, für die es nicht genüge, daß sie durch einige Stunden technischen Unterrichtes die Berufsbildung unterstütze. Er wirft die Frage auf, ob nicht vor allem auch die Gelegenheit kommen müsse, unbehindert durch Dürftigkeit der wirtschaftlichen Lage, alle Stufen schulmäßiger Unterweisung zu benützen. Aus demselben Gesichtspunkte erscheint ihm auch eine erhöhte Schätzung der manuellen Arbeit wünschenswert, die eine Rückkehr aus der Schicht der Bevorzugten in die der Handarbeiter ermöglichen würde. Freilich gehört gerade das in die Reihe der frommen Wünsche, wie jeder Schulmann weiß, der je Eltern, die den sogenannten besseren Ständen angehören, einen dahinzielenden Rat gegeben. Denn neben die Eitelkeit tritt auch der natürliche Wunsch jedes Vaters, jeder Mutter, ihrem Kinde eine möglichst angenehme äußere Existenz zu schaffen. — Es ist doch auch Kritik des mit besonderer Stärke hervortretenden Strebertums, wenn Münch als Ziel der deutschen Erziehung Ernstnehmen der Arbeit um ihrer selbst willen erst fordern zu müssen glaubt, wenn er an die Stelle des Ehrgeizes die Gewöhnung, sich mit sich selbst zu vergleichen, über sich selbst emporzustreben, gesetzt wissen will, wenn er es noch für notwendig hält, zu betonen, daß die Schularbeit als Pflicht behandelt werden müsse, nicht als Mittel, zu ausgezeichneter Position, zu Behagen und Unabhängigkeit zu gelangen.

Ein Mann von solchen Anschauungen und Gesinnungen ist natürlich auch dort, wo er als Didaktiker eine Art Norm, den Versuch etwa eines Kanons der Lektüre (Goethe, Shakespeare) aufstellt, weit entfernt von allem öden Schematisieren, von jeder unnützen Einengung. Ueberall erkennen wir die Wertschätzung der lebendigen Persönlichkeit des Lehrers, die ihm ohne Freiheit nicht denkbar ist. Das ist besonders wichtig mit Rücksicht auf die hervorragende Stellung, die der Verfasser in der preußischen Unterrichtsverwaltung einnimmt. Er legt z. B. die Schwierigkeiten dar, die sich selbst einer bloß orientierenden Behandlung des „Faust“ in der Schule entgegenstellen. Man wird ihm zustimmen müssen, wenn er hier nichts von einem Lesen mit verteilten Rollen wissen will und wird auch im allgemeinen kaum der Meinung widersprechen können: „Der Jugend gehören einheitlichere, fester geschlossene, wirklich überschbare und durchschaubare Kunstwerke.“ Es ist aber doch für Münch höchst charakteristisch, daß er fortfährt: „Gleichwohl soll jene vorsorgende Orientierung nicht verpönt werden und sie soll gelobt werden, wenn sie durch Zusammenwirken der rechten Empfänglichkeit und der rechten Sicherheit und Kunst zu einem guten Gelingen kommt. Erlaubt ist, was gelingt.“ Wie er die Freiheit des Lehrers achtet, so ist er auch geneigt, dem Schüler ein entsprechendes Maß von Subjektivität zu gestatten. Der Lehrer soll die Freiheit, die ihm selbst gewährt wird, auch dem Jüngling gönnen, bereit sein, auch das Werdende anzuerkennen, ihm sein Recht werden zu lassen.

Wer wie Münch die Wirkung der lehrenden Persönlichkeit zuhöchst stellt, der ist folgerichtig auch ein Feind der Ueberproduktion auf dem Gebiete der Schulausgaben von Dichterwerken. „Des Dichters Werk in die Hände der Schüler, und die Kunst der Erläuterung in den Mund des Lehrers.“ — Das mechanisch Lernbare, auch das Technische im Drama gehören in die zweite Linie. Weder kritische Analyse, noch platt pädagogische Ausnützung! Kein Hin- und Herwenden mit Wiederholen und Prüfen, mit Umschreiben und Niederschreiben! Durch zusammenhängende Vertiefung soll ein Zuwachs an Bildungsbesitz gewonnen werden, und zwar neben der Bereicherung des psychologisch-ethischen Gesichtskreises durch das immer wache Verfolgen der seelischen Entwicklung der handelnden oder leidenden Personen die Anschauung des Werkes eines großen Genius und damit dieses Genius selbst. Und dieser Zweck soll in erfreulicher Weise erreicht werden. Wie manchem Jüngling sind schon die edelsten Dichterwerke durch ungeschickte Schulbehandlung für lange Jahrzehnte verleidet worden! Durchaus nicht alles, was in dem Werke steckt, soll auch herausgeholt werden, so wenig die Erziehung alles leisten kann, was zur vollen Reife der Persönlichkeit gehört. „Großes und Unbekanntes soll übrig bleiben für die lange Zeit des Lebens jenseits der Schule.“

So rät er auch von der „Hamlet“-, ja — von besonders günstigen Bedingungen abgesehen — auch von der „Lear“-Lektüre ab, weil man nicht versuchen müsse, die ganze Fülle des Menschenlebens in den begrenzten Lebenshorizont des Schuljahres eingehen zu lassen, für alle intimsten Arten von Schuld und Leid schon hier Verständnis zu finden.

Die ethischen Rücksichten sind dem Pädagogen höchst wichtig bei

*) [illegible]

**) [illegible] 11. Kasteren [illegible] 12. [illegible]

der Auswahl der Lektüre. Dieses erzieherische Interesse drängt zu manchem strengen Urteil. Münch meint, wer nicht in ästhetischer Selbstverzärtelung oder Selbstverwirrung allen ethischen Gesichtspunkten Valet gesagt habe, der gewahre in der Gegenwart reichliche Symptome der Entartung. Aus sichtlich erzieherischen Gründen sollen Shakespeares „Antonius und Kleopatra“ von der Schullektüre ausgeschlossen bleiben. Aber man täte sehr unrecht, ihn deswegen in die Reihe der Engherzigen, Prüden und Befangenen zu stellen. Wohl will er nicht, daß man Anstößiges etwa mutwillig suche, aber er fordert auch auf diesem Gebiete den Mut, sich Schwierigkeiten entgegenzustellen, die Kunst, über Derbsinnliches, ja Zynisches mit Gleichmut und Ernst hinwegzuführen, es ohne Frivolität zu behandeln. Auch in diesen sittlichen Fragen verträgt er es, an seinem Verhältnisse zu Goethe gemessen zu werden. Gerade wegen der Angriffe, die von ultramontaner Seite gegen Goethe erhoben werden, will er bei der eingehenden Würdigung der Persönlichkeit des Dichters auch die dem schlichten sittlichen Bewußtsein Anstoß gebenden Seiten seines Wesens mit Ernst und Würde behandelt wissen, lehnt ebenso wie die „Verurteilung“ die bloße Phrase ab. „Goethe soll so dargestellt werden, daß die Liebe zu ihm erwachse, daß er — freilich zu groß zur Nacheiferung — doch Spiegel und Anregung werde für den sittlich Strebenden.“ Münchs schöne Würdigung des sittlichen Charakters Goethes bringt ja begreiflicherweise nichts eigentlich Neues, aber man wird sie immer wieder mit Freude lesen, weil sie erwachsen ist aus der Anschauung eines freien, verstehenden, tiefsittlichen Menschen.

Als Fachmann behandelt Münch wie schon in früheren Schriften so auch hier vornehmlich Fragen des germanistischen und neuphilologischen Unterrichtes. Immer ist er anregend, reich an Belehrung. Ohne jemals aggressiv gegen die alte Philologie zu werden, die er geziemend hochschätzt, findet er doch scharfe Worte der Abwehr gegen ungerechtfertigte Angriffe auf Bedeutung und Würde des neusprachlichen Unterrichtes. Feinsinnig und mit guten sachlichen Gründen legt er die Bedeutung und den Wert des Sprechenkönnens dar und meint dann: „All dem gegenüber von Papageienart zu reden, ist der Hochmut der Ignoranz mit etwas Neid vermischt.“ Gerade bei der Behandlung dieser Frage macht er einen sehr beachtenswerten Vorschlag. Ich weiß nicht, ob Münch Kenntnis hatte von einer Idee, die Prof. Stangl in der „Z. f. ö. G.“ ausgesprochen; aber es erscheint wie eine Erweiterung und Fortführung derselben, was er anrät. Die fremden Sprachen sollen nationale Vertreter finden, nicht die alten maîtres de langue, sondern ähnlich und gleichwertig gebildete Philologen der verschiedenen großen Kulturnationen. Es könnte ein zeitweiliger Austausch namentlich jüngerer Lehrer zum Zwecke des Lehrens und Lernens in planvoller Weise und erheblichem Umfange ins Werk gesetzt werden.

Es wäre überaus reizvoll, den Darlegungen Münchs im einzelnen zu folgen. Manche Aufsätze, wie etwa „Erziehung zum Urteil“, „Beredsamkeit in der Schule“, haben mit Rücksicht auf die Verhandlungen der jüngsten niederösterreichischen Direktorenkonferenz und den im Anschluß daran erfolgten Erlaß über die Pflege des mündlichen Ausdrucks für uns ein geradezu aktuelles Interesse.*) Aber das weitere Eingehen führte dazu, „auf das Büchlein ein Buch ... zu setzen“, und diese Zeilen wollen ja nur würdigen und zur Lektüre anregen.

Aus der Art der Entstehung des Buches ergibt es sich, daß an verschiedenen Stellen gleiche oder ähnliche Gedankengänge wiederkehren. Man mag ihnen aber auch innerhalb desselben Rahmens gerne begegnen, weil sie doch immer je nach dem Gegenstand in verschieden abgetönter Form erscheinen und weil schließlich gewisse allgemeine Sätze doch nicht oft genug wiederholt und in ihrer Bedeutung für den besonderen Fall gezeigt werden können.

Alles in allem ein erfreuliches Buch; erfreulich nicht nur seinem Inhalte nach, sondern auch um der guten sprachlichen Form willen, so daß es bei dem allgemeinen Interesse an Fragen des höheren Unterrichtes auch in den spezielleren Teilen nicht nur den Fachmann, sondern jeden Gebildeten überhaupt zu fesseln imstande sein dürfte.

Dr. Ludwig Singer.

Brantôme.

Es ist nicht gesagt, wie alt Don Juan war, als er sich jene Liste anlegte, in der Spanien mit so hoher Auszeichnung genannt wird. Man kann vielleicht jenes Alter vermuten, das die ersten grauen Haare begleiten, da das Frauenvertrauen in die [illegible] Natur schwankend wird und überlegende Kunst sich darauf bedenkt, das für immer Enteilende [illegible] zu ersetzen. Da gibt die Liste Mut zum neuen Abenteuer und hilft es gewinnen. Welche Verkleidungen Don Juan auch wählt, darauf wird er immer bedacht sein, daß die Liste aus irgend einer Tasche hervorschaut, und er wird sie im rechten Augenblicke zusammen mit seiner neuen Schönen lesen, denn er weiß, sie fühlt da: Allen diesen Tausend und mehr wird er untreu um mich und sah in keiner diese Schönheit, das er nun in mir fand. Es gewinnt sein Ruf dem Don Juan das Spiel zu mehr als der Hälfte. Die Zeit der Verfasser hält es [illegible], denn die Neugierde nach der Wollust der andern ist groß. Eine unerfahrene junge Frau stand vor einer Bibliothek solcher Listen; hatte sie nicht sehr unrecht als sie sagte, man sehe daraus, wie indiskret die Männer seien und daß es ihnen nicht so sehr um die Liebe als um den Ruhm zu tun sei? Ja, gewiß: wir haben keine Beispiele, daß die weiblichen Richelieus um einen Mann zu gewinnen, sich dieses Mittels bedienten, ihre Abenteuer aufzuschreiben. Aber es ist das eingeborene Glück der Frauen, daß sie mit leichterer Mühe gewinnen als die Männer und sollen sie diesen die Mittel nicht vorwerfen, die sie mit ihrer Sprödigkeit von ihnen verlangen. Und sollen nicht vergessen, daß eine Torheit den Mann noch verblendet: sich für den Jäger zu halten; und der schätzt die Beute nicht nach den Wunden, die sie von anderen Jägern vor ihm empfangen. Es hat jeder Mensch ein Recht auf seinen Teil Dummheit; auch jene Frau, die nach der Erfahrung eines Gatten und eines Liebhabers sagt: ich kenne die Männer, und einen Roman schreibt oder üppige Gedichte verfaßt. Die amoureuse Frau führt keine Liste, und so bleibt unser erotisches Vokabularium das Werk der Männer, wenn auch nicht immer der erfolgreichen Verführer unter ihnen.

Am Anfang der Chronisten der Liebe steht einer, dem die eigene Erfolglosigkeit das Thema war und der die Lehre seines Zeitgenossen Montaigne durchaus verpaßte, die lautet: „Wer mich um die erste und wichtigste Lehre in der Liebe fragt, dem würde ich antworten: die Zeit richtig treffen wissen; und auf die zweite dasselbe, und ebendasselbe auf die dritte. Darauf allein kommt es an.“ Da es darauf allein ankommt und Brantôme immer die rechte Zeit verpaßte, so brachte er sich durchaus um die Liebe, die er suchte, und schrieb, da er alt und gebrechlich war, das Leben der galanten Frauen seiner Zeit, voll Zorn über sein Verfehlen und mit senilem Behagen an den Geschichten und Erlebnissen — der andern.*)

Geburt und Umstände brachten den Landedelmann und Soldaten mit der wenig glücklichen Figur an den Hof, wo die Liebe der Prinzessinnen und vornehmsten Damen zu gewinnen sein Ehrgeiz wurde. Er suchte immer ihre Gesellschaft, half ihnen gern und geschickt aus schwierigen Situationen, die sie mit andern hatten, und machte sich mit seiner lebhaften, gascognischen Imagination bezahlt. Immer war er überzeugt, daß diese Prinzessin und jene Königin sehr in ihn verliebt sei, Maria Stuart oder die Elisabeth Valois, des Carlos Stiefmutter; aber sein Mut war so gering, daß er nur ein einziges Mal eine Ohrfeige wagte, die ihm Margot la Reine gab, als er mit ihr einmal die Pavane tanzte.

Ein Spruch heißt: Qui fait ne raconte pas, et qui raconte ne fait plus — Brantôme hätte ruhig immer erzählen können. Wenn er es erst im Alter tat, als ihn ein Unfall auf Jahre ins Bett zwang, so nicht deshalb, weil es ihm nun mit den Frauen ging wie mit den schönen Trüffeln seines Stammsitzes Périgord, die er wegen seines schwachen Magens nicht essen konnte, so sehr ihm auch der Mund danach wässerte: seine andere Trüffelfreude war immer eine bescheidene gewesen. Sein verliebter Ehrgeiz stand nach dem großen Abenteuer, aber er mußte sich mit der kleinen Passade begnügen, die ihm jene Frauen gewährten, welche die Gelegenheit mit sich bringen. Les restes de ces grands rois ne sauraient être que très bons, schreibt er, als ihm die abgedankte Geliebte des Antoine von Navarra für eine Weile im Abwarten ihre Gunst schenkt. Oder es passiert ihm, was er in einem Sonett erzählt: daß ein allzumächtiger Herr kommt, um in Brantômes kaum eroberter Provinz zu kampieren und er sie räumen muß. Aus diesen Erfolgen macht er sich, da alles vorbei und verloren ist, eine Moral der Verärgertheit und des Hasses. Er nennt die Liebe Betrug und Wahnsinn, die Frauen grausam und gleichgiltig, die Männer verächtlich. Ein armer, aber anständiger Kerl, wie er, der hatte nicht gegolten in dieser verderbten Zeit. Quant à moy je puis me vanter d'avoir servy en ma vie d'honnestes dames, et non des moindres; mais, si j'eusse voulu prendre d'elles ce qu'elles m'ont présenté, et arraché ce que j'eusse pu, je serois riche aujourd'huy. Aber er schwindelt. Da erzählt ihm Bussy d'Amboise, wie er einmal des Morgens in der Marguerite Valois Schlafgemach kam und die Kammerfrau die Bettücher wegzog, wie damals der Anwalt der Phryne dieser die letzten Schleier. Bussy schwärmt von dem Anblick und Brantôme schreibt: Et moy au moins puissé-je avant de mourir avoir une telle vëue! Das ist sein Wort und nicht jenes andere, mit dem er es auf seine biedere Anständigkeit abstellt, daß ihm eine üble Zeit das Glück versagt hat, wo es doch an ihm lag, daß er die Gelegenheit beim Schopf nicht packen konnte, wenn sie an ihm vorbeiflog.

Lorsque l'occasion se présente à nos yeux
Nous la devons saisir sans autre temps attendre:
C'est pourquoy des cheveux au front on luy fait pendre,
Et que chauve au [illegible] elle fait en tous lieux.

— — Die Verachtung der sogenannten anständigen Welt wird nur die Schwachen und Untauglichen unter den Kurtisanen deformieren, die Starken wird sie in ihrer Stärke steigern, daß sie alles erreichen und üben, was an Schönheiten diese anständige Welt für sich allein nur hervorzubringen und halten zu können glaubt. Ja, es wird die Kurtisane großen Stils darin noch mehr tun: sie wird die Regeln dieser Schönheit geben und selbst Muster und Beispiel werden für die höchsten Forderungen des guten Geschmackes: die Summe der Kultur. Es sagen

*) [illegible]

*) [illegible] Ausgabe der „Dames galantes“ in zwei Bänden, [illegible]

die Zeitgenossen, daß die römischen Kurtisanen der Renaissance sich durch nichts sonst von den anständigen Frauen unterschieden als durch ihre feineren Manieren.

Die Zeit, da die Valois in Frankreich vielbekämpft regierten, machte mit den temps gaulois ein Ende. Der gute derbe Spaß aus der Zeit der bretagnischen Anna, den man sich auf die Schenkel schlug, fand kein Gefallen mehr in dieser Gesellschaft, die alle Künste und Kulten der Renaissance in sich aufgenommen hat. Und den Frauen kam die Erlösung aus der Enge des Hauses, da man in Italien die erste Venus aus Schutt und Trümmern grub und Michel Angelo die Madonna nackt hinstellte. Die französischen Damen am Hofe der Valois lernten an den Medicis und derem italienischen Gefolge ihre eigentümlichen Talente finden, die in der Schönheit des Leibes liegen und deren Spielung. Was kann diese wiedererwachte Freude an der Schönheit besser ausdrücken, als der stolze Einfall jener römischen Veronica Franco, die sich den nackten Fuß küssen ließ und sagte, die Schönheit ihrer Füße sei die Heiligkeit derer des Papstes wert? Nannte nicht ein würdiger Humanist sehr ernsthaft die Kurtisane Tullia d'Arragona eine Kirchenmutter? Und ein frommer Dichter sang Hymnen auf die Schönheit der Imperia, um die Rom einen Tag allgemeiner Trauer feierte, als sie sechsundzwanzigjährig starb: „Unsere Väter weinten, als das Imperium fiel — wir, wir weinen um Imperia. Sie haben die Welt verloren — wir, wir verloren unsere Herzen und uns selbst."

Die Kurtisane war aus ihrer Natur das Ideal und das Vollendete des neuen Schönheitskultus und stand als Beispiel vor den französischen Frauen der Renaissance, die sich bemühten, den Kultus der formalen Schönheit und die Wünsche heftigerer Sinne unter eines zu bringen, den Genuß der Liebe um seiner selbst willen zu suchen und doch darüber die große Parade nicht zu vergessen, die der Welt ein Schauspiel gibt und sich selbst darin die dankbare Rolle. Es kam ein Fieber über diese derben gallischen Frauen, als sie sahen, daß die Geschicke der einzelnen wie oft auch der Staaten auf die Macht ihrer Leibesschönheit und Liebeskünste gestellt waren. Und es begann ein großes Wetteifern darum, diese Macht zu nützen und ihre Mittel zu steigern. Die Mittel schwankten noch in diesen unsicheren Zeiten der Bürgerkriege, die eine ausgleichende und feststellende Gesellschaft sich nur schwer bilden ließ, da der Mord geläufig war und die Intrigue erst schwache Versuche machte. Es war eine politische Zeit und eine geschäftskundige Frau machte die Politik mit den Frauen. Man kann von der Medici, die für die letzten maniakalischen Valois regierte, sagen, daß sie die Liebe disziplinierte und nützlich machte zu Zielen, die ihr sonst nicht eigen waren. Sie schickte dem Antoine von Bourbon die Louise de la Beraudière ins Lager, um derentwillen der Schwerverwundete seines Verbandes nicht achtet und Liebe und Leben in ihren Schoß verblutet. Gegen den Condé Louis de Bourbon läßt sie Isabeau de la Tour los, die es gleich mit ein paar vornehmen Hugenotten aufnahm, um den Auftrag gründlich auszuführen. Und so brauchte Katharina für ihre Pläne die Mde. de Retz, die ohne viel Temperament viel versprach und wenig hielt, oder die Mde. de Sauves, die nichts versprach aber viel hielt und doch nie ihre Mission vergaß, und so jede aus ihrem großen escadron volant. Jeder Soldat wußte es, daß eine einflußreiche Geliebte bei Hof wichtiger sei als zehn gewonnene Schlachten. Und da die Ereignisse oft schneller waren als der Kalkul des rechnenden Paares, so war jeder Teil klug genug, mehrere Eisen im Feuer zu haben. Jeder lebte in jedem Augenblick mit höchster Spannung seiner Energie, denn die Geschicke entschieden sich schnell und Geduld und Warten hieß Verzichten und Verschwinden. Que vous ne soiez qu'un peu bougre, parricide, athée, meurtrier et assassin, vous ne laisser de passer pour un homme d'honneur, sagt ein Moralist aus dieser lebhaften Zeit, und qualque petite jeunesse d'un meurtre gibt Brantôme fast jedem seiner Freunde, ohne einen Vorwurf in dieses hübsche Wort zu legen, das er sich selber zum Vorwurf hätte sagen sollen, denn zu einer solchen petite jeunesse hatte es seine wenig kühne Natur nicht gebracht. Und in einer Zeit, da eine wilde Kühnheit die erste Tugend des Mannes war, mußte der um sein Leben betrogen sein, der sie nicht besaß und darf der nicht wie Brantôme der Zeit die Schuld geben, daß es ihm mit ihr nicht glückte. — — L'amour qui a été tout un tans demené entre les Français à l'anvi, de tele sorte qu'à bon droët on l'a pu appeler la Filosofie de France, schreibt der Reformgrammatiker Peletier du Mans von seiner und Brantômes Zeit. Da die Wollust allem diente, mußte ihr auch alles dienstbar werden, und kam so eine außerordentliche Kunst des Raffinements in die Liebe, die die Macht war. Um sie zu behaupten, mühte sich die Erfindung jeden neuen Tages; der Wettkampf der Frauen steigerte und differenzierte und schuf alle Künste, diese Macht über die natürliche Grenze hinaus zu verlängern. Der schöne Eifer, der die Frauen unter den Valois erfaßte, und der gleiche Dienst um hohe Ziele, dem sie sich ergaben, macht sie ähnlich untereinander und nur in Details verschieden. Man müßte, um ihren Typus zu zeigen, aus ihnen allen eine erfinden, wäre nicht die überragende kleine Margot, an deren eigenbestimmter Persönlichkeit Katharinas politische Rechnung zu schanden ward. Marguerite Valois ist die geistreiche Wollüstige unter diesen Frauen, die nichts der Politik zu Liebe tat; denn den König von Navarra, der der erste bourbonische König Frankreichs werden sollte, heiratete sie nur aus Angst, ihre Brüder möchten sie anders vergiften. Marguerite fand an allen Männern Gefallen, nur nicht an diesem scheuen kleinen Provinzialen, der auf Nérac König war und von dem Mde. de Simiers sagte: J'ai vu le roi de Navarre, mais je n'ai pas vu sa Majesté. Margot war die erste Mondäne des Reiches in Paris und dieses lieber als navarresische Königin in der Provinz. Ihre Laune, die das Abenteuer liebte, ließ sich zu nichts anderem leiten und brauchen, das über das Vergnügen der Sinne und die Betätigung eines den schönen Künsten geneigten lebhaften Geistes ging. Man erschlug ihr die Liebhaber oder diese erschlugen sich um ihretwillen — es sind viele Namen — aber sie ließ sich doch nie für die Politik fangen und kannte kein anderes Ziel der Liebe als jenes, das ein großes Bett und eine lange Nacht ist. „Solche eher göttliche als menschliche Schönheit ist mehr dazu gemacht, die Männer in die Verdammnis zu führen und ihnen das Paradies zu öffnen", rief Don Juan d'Austria aus, als er Margot sah, die die Gesellschaft der Frauen mit dem schlechtesten Ruf suchte, mit denen man sie nachts in den dunklen Gassen sah, eine Maske vor dem Gesicht nicht, um nicht erkannt zu werden, sondern um ihre Haut zu schützen. Man weiß, daß ihr Bruder, der König, sie in das Schloß Usson sperrte, wo sie „wie eine Heidin lebte un trone public qui recevoit toutes les offrandes." Doch das geschah nicht um des Lebens wegen, das sie führte, sondern weil sie dieses ihr kostbares Talent nicht in den Dienst der Familieninteressen stellen wollte. Die lange Reihe ihrer massakrierten Geliebten von Martigues an über den Duc de Guise bis zu Dat, ihren Kammerdiener, den ein Eifersüchtiger an ihrem Wagenschlag niederdolchte, geht durch alle Lager und Parteien, aber die Valois hatten keinen Nutzen davon und rächten sich. Als es mit der Valois zu Ende war und ihr Mann König von Frankreich wurde, kam Margot nach Paris, nicht um ihm Schwierigkeiten zu machen, nur um zu sehen, wie sich dieser vierte Heinrich in der neuen Würde ausnahm, der als ihr Mann wie ein ruppiger, junger Wolf war, in dessen Höhle plötzlich das Licht von Fackeln fällt.

Brantôme hat Maguerite seine „Dames illustres" gewidmet: Vous ne serez jamais qu'immortelle en la terre et au ciel, ou vos belles vertus vous porteront sur leurs testes. Das war keine Schmeichelei wie jene eines Karmelitermönches, der in einer Adventpredigt die Brüste der Königin denen der heiligen Jungfrau verglich, wofür er von Margot fünfzig gute Pistolen bekam. Brantôme liebte diese Frau so ausdauernd wie erfolglos und seine Worte honneste und vertu haben den Sinn seiner Zeit, die damit nichts Moralisches meinte. Als er Maguerite in Usson wiedersieht, alt, zahnlos, rund wie ein Faß und bemalt wie eine Kirchenmadonna, da erblickt er seine eigene Hinfälligkeit im Spiegel und sagt leise: Que c'est que de nous! Und bedauert schmählich seine Dedikation.

— Um alles suchte man die Macht der Liebe zu behaupten, bei der alles stand. Wirkungen, die in der Jugend die Natur besorgt, brauchen später die Künste. Und diese Gesellschaft unter den Valois hatte rasch gelebt und war im Fieber früh gealtert — sie brauchte die Künste und schuf davon ein Arsenal für die kommenden Geschlechter. In solchen erotischen Zeiten macht die Mode die tollsten Sprünge, um die rasch wechselnden Launen immer aufs neue zu reizen und festzuhalten. Als man unter den letzten Valois so weit war, unabhängig von den Italienern und Spaniern, die früher den Ton angaben, nach dem eigenen Code d'Amour et de la Galanterie zu leben, frug der bittere Alciat, dessen moralischer Mut, wie es immer ist, mit seiner Aussichtslosigkeit wuchs: Pourquoi ces martres? Peut-être parce que la nature de ces bêtes est fausse, et qu'elles sont portées à l'amour, und sagte das von den Frauen dieser Zeit, die den Ehrgeiz hatten, ganz wie die femmes meschantes zu sein oder sich als Pagen anzogen, während sich die Mignons Ringe in die Ohren steckten, hohe Coiffuren trugen, sich dekolletierten und das Haar vom Leibe zupften wie die venetianischen Huren. Die kleinen Frauen gehen auf Holzschuhen, die sie unter den Röcken verbergen, die mageren tragen bauschige Beinkleider, die Blonden lassen sich von der Sonne durch den oben offenen Hut das Haar rot brennen und die einen dunklen Teint haben, bleichen ihn mit inneren und äußeren Mitteln. Jede neue Erfindung der Mondänen fand im nächsten Augenblick eine Nachahmerin in der Gesellschaft, die sich mählich aus der reichen Bourgeoisie gebildet hatte, was aber die Erfinderin gleich zu einer neuen Anstrengung veranlaßte.

Diese Rasse des Ueberganges, in der sich das Barbarische mit dem Kultivierten noch mischte, schien erschöpft und einer Regeneration notwendig, die jedem seinen Teil an der neuen Kultur gab, denn es waren aus den Wenigen Viele geworden, der Hof nicht mehr allein. Und man gab hin was man für sich selbst zu halten nicht mehr stark genug war. Wie der Herbststurm die Samenballen der Ulmen, so jagte der Barrikadensturm die fliegende Eskadron der Liebe aus Paris über das Land hin, in die Provinz, die Klöster, Schlösser und Städte. Da gedieh, was gedeihen mochte, denn die aus Paris kümmerten sich nicht darum, den kleinen Leuten ein Beispiel besseren Lebensgenusses zu geben. Die Emigrierten fühlten, diese ihre Zeit ist zu Ende und daß man sich auf die Erinnerungen daran einrichten müsse. Jeanne de Bourdeille, eine Nichte Brantômes, schreibt auf ihrem Provinzschloß ein genaues Inventar ihrer Kostbarkeiten auf. Sie bereitet sich melancholische Feste, da sie die Pariser Koffer umkehrt und schreibt: Geschmeide, Kleider, Sammt, Satin, Seide . . . Aber Frau de Lamnarn, die neben Margot in der Mode herrschte, läßt ihre Koffer geschlossen — wozu es den Bauern zeigen — und stirbt mit fünfundvierzig Jahren so schön wie mit zwanzig, ohne zu

klagen; denn wozu dieses Leben, dem der Tod so nötig ist wie der Schlaf? Die Frauen aus dieser letzten erregten Zeit sterben jung, wie Blumen, die man ins Freie setzt, da sie doch nur im Treibhaus blühen können. Jung stirbt Mde. d'Aubeterre, eine andere Nichte Brantômes, eine der belles et accomplis dames qu'on eust sceu voir, autant pour le corps que pour l'âme. Die Hügel von Périgord sind voll Sonne, aber für sie scheint sie nur in Paris; und geschmückt wie in ihren anderen Tagen sitzt die junge Frau auf dem Sterbebette. Sie verlangt nach dem Spiegel und sieht sich darin so schön wie früher und kaum eine Spur ihrer Krankheit. Da sagt sie das wundervolle Wort: Ah! traistre visage à ma maladie pour laquelle tu n'as changé! . . .

Der neue Hof Henri IV. „encanaillierte" sich, wie Napoleon von ihm sagte. Eine neue Gesellschaft bildet sich aus allen Elementen. Auch die Reste der vergangenen, die in Paris zugewartet haben, sind darunter; klüger und vorsichtiger herrschen sie wie früher; die Damen tragen nicht mehr Masken, um ihre Haut zu schonen, sie tragen andere, die mehr verbergen sollen: die der Prüderie. Die Kunst der Worte gibt der Liebe eine Konvention, und man schließt die Türen, wenn sie laut wird. Aus dieser Zeit, die er in den letzten Jahren seines Lebens noch sah, erzählt Brantôme nichts mehr, denn sie gefällt ihm nicht. Er sucht die ganz alten Frauen auf, wie die hundertjährige Mde. de Mareuil, deren Jugend in die Regierung des König Franz fiel, läßt sich von ihnen Geschichten aus aus der guten alten Zeit erzählen und schreibt in stolzer Aufrichtung seiner Hinfälligkeit: Aussi void-on plusieurs fruids d'hiver et de la dernière saison se parangonner à ceux d'este et se garder, et estre aussi beaux et savoureux, voire plus.

München. **Franz Blei.**

Clemens Brentano.

Clemens Brentano, der Spötter und geistige Selbstmörder, der Dichter des grimmigsten, stöhnendsten Weltwehs und der funkelndsten Narrenlaune, er steht unter all den kaleidoskopischen bunten Erscheinungen der Romantik unserem Herzen vielleicht am nächsten.

Es ist, als ob der Weltgeist noch nie so grenzenlos über eine seiner Verkörperungen erstaunt gewesen wäre, als in dem Moment, da er sich im Leibe Clemens Brentanos auf Erden wiederfand. Es ist, als habe sich das Leben in dieser Gestalt nie so recht wohl und heimisch gefühlt. Bald schleicht es mürrisch und verdrossen in den weiten Kammern seines neuen Gefängnisses umher, bald tost es in wahnsinniger Angst durch die Säle und stellt auf den Söllern wehende Fanale auf, um irgend einen Retter, einen Erlöser aus dieser schrecklichen Burg herbeizuwinken, in der es sich so fremd, so verstoßen und verlassen vorkommt.

„Denn auch ich bin nicht von hier!" singt der „Jäger an den Hirten".

Und schließlich fand das Leben in einem Winkel dieser Burg doch noch die blutrünstige Blaubartkammer, in der es seinen Feind, die wie ein Gespenst ihm nacheilende Vernunft, hinschlachten konnte und so endlich zur Ruhe kam. Mit dem Moment dieses Opferakts, seiner Rückkehr in den Schoß der Kirche, erlosch der alte Clemens Brentano so völlig, verstummte der Dichter Brentano so nachhaltig, daß man wirklich glauben muß, es habe da ein echter Mord stattgefunden, eine Katastrophe, welche den ganzen Rest seines Lebens in Dunkel und Schatten hüllte. Friedrich Schlegel kehrte ja auch zum alten Köhlerglauben zurück, aber er versank dadurch nicht in das tödliche Schweigen Brentanos, der nur schwer zu bewegen war, von einer völligen Vernichtung seiner früheren Schöpfungen abzusehen. Brentano gelangen zwar nach seiner Konversion noch eine ganze Reihe von Gedichten, aber sie waren, mit wenigen herrlichen Ausnahmen, in der Regel wortreich, trocken und schlecht. Dann wandte er alle Kräfte seines früher so reichen, turbulenten Geistes an die Aufzeichnung von Katharina Emmerichs Visionen zu Dülmen in Westfalen. An das Krankenbett der stigmatisierten Nonne gefesselt, verlor sich der üppige, von Sehnsüchten aller Art zerrissene Spötter an eine trübselige Narrenarbeit, wurde er, dem vorher die ganze Welt zu eng gewesen, ein Knecht, ein Lakai muckerischer Rattenfängerweisheit, deren „brutaler Witz", mit einem Worte des Novalis zu reden, eben auch in seinem Falle „eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge" bewiesen hatte. Mag das berüchtigte Wort, das er einmal im Gespräch fallen ließ: „Ach, geben Sie mir ein Tropfen Weihwasser, den ein altes Mütterchen mit frommem Glauben beim Eintritt in die Kirche nimmt, ist mir lieber als die ganze Schelling'sche Philosophie" — auch wenn sie sich im Moment keine Erklärung finden, es wirft doch ein bezeichnendes Licht auf das Ungestüm dieser fanatischen Reaktion, der er zum Opfer gefallen war. Und von der bittersten Feindschaft gegen das alte „Fabulieren", das er als heftigsten Feind des Glaubens bekämpfte, reden die traurigen Verse, in deren Abscheu man nur [illegible]:

> [illegible], die Schminkstern,
> [illegible] nur Gaukeln, Speise, [illegible],
> [illegible]

Nur ein Schild blieb unberührt
Mir noch aus der Kindheit Tagen:
Heil'ge Kunst, auf Stirn und Brust
Ein katholisch Kreuz zu schlagen!

*

Brentanos Verwandlungsfähigkeit übersteigt, selbst wenn man auch alle die anderen Proteusnaturen der Romantik zum Vergleich heranzieht, alle Grenzen. In seinem Geistesleben fraß ein Augenblick den vorhergehenden auf, es überstürzten sich die Entwicklungen in toller Flucht und ließen ihn in keinem Moment restlose Befriedigung finden. Alles Feste, alles Bleibende erschien ihm eo ipso als verächtlich und zerstörenswert. Schon in seinen frühesten Kundgebungen, dem im „Frühlingskranz" gesammelten Briefwechsel mit seiner Schwester Bettine, zeigt sich der damals kaum Zwanzigjährige von diesen negativen Gegensatzgefühlen förmlich besessen. Was auch Bettine ihm schreiben mag, niemals gibt er sich damit zufrieden. Jedes ausgesprochene Wort erregt bei ihm den Gegensinn, in hysterischer Unruhe mäkelt er immerfort an Bettines Ergüssen herum, die ihm einmal zu schwärmerisch, das anderemal zu trocken erscheinen. Sogar seine eigenen Worte in fremdem Mund, seinen eigenen Geist in fremden Reden bekämpft er auf das Heftigste. Das Gegenwärtige, das Seiende stieß ihn ab, mochte es geartet sein, wie es wollte. Er hatte sich ziel- und steuerlos jener romantischen Sehnsucht überantwortet, die ihn wie ein Kainsfluch unaufhörlich agazierte, die ihn vom Alten forttrieb, nur weil es alt war, die ihn auf neue, unbetretene Pfade führte, nur weil er beim Seienden nicht beharren mochte.

Selbst die Spannkraft seiner dichterischen Empfindung reichte oft nicht aus, seinen Geist nur auf die Länge eines Gedichtes im gleichen Rhythmus zu halten; die Ernüchterung überfällt den Poeten, noch ehe die Gestaltungskraft ihr Werk ganz getan hat, die Phantasie flaut urplötzlich in neurasthenischer Erschlaffung ab, und so entsteht die verwirrende, launische Durcheinanderwürfelung willkürlichster Motive in seinen Märchen, so entstehen jene jokosen, frivolen Versschlüsse, in denen er der Vorgänger Heinrich Heines gewesen ist.

*

Wo der Rhein die alte Pfaffengasse vom goldenen Mainz zum heiligen Köln hinunterfließt, wo alle Berge die charakteristische Schraffierung der Wingertpfähle und Weinbergterrassen zeigen, wo der Wein das katholische Blut dünn und leichtsinnig macht, da versteht man den leichtherzigen Ironiker und den mystischen Renegaten Brentano so recht aus Herzensgrunde. Die Lebenslust hat dort nicht das Brünstige, Dumpfe und Bacchantische, was dem Münchener Fasching sein charakteristisches Gepräge gibt, und die Frömmigkeit ist am Rhein nicht so beschränkt, bäuerisch und fanatisch wie in gewissen südlichen Gebietsteilen Deutschlands, auf deren Reichstagswahlkarte die bitterbösen Kirchhofskreuzchen nur so wimmeln.

Rheinländer ist Brentano aber der Geburt und der Abstammung nach, und ein großer Teil seines Lebens hat sich an den Ufern des Rheines abgespielt. Das Blut der schönen Maximiliane Laroche von Wetzlar, der Jugendgeliebten Goethes, fließt in seinen Adern, und sein Geburtsort ist die alte, spöttische Demokratenstadt Frankfurt, mitten im Herzen des ehemals rheinfränkischen Gebietes gelegen, dessen Bevölkerung, ein leichtherziger, lebhafter und betriebsamer Menschenschlag, sich heute über Rheinhessen, Starkenburg, Rheinpfalz, über Teile von Baden und Hessen-Nassau erstreckt.

Wer Brentano verstehen will, mit dem Herzen verstehen, der muß an den Rhein gehen. Es ist kein Scherz, wenn ich sage, daß die Miniatur-Brentanos dort zu Dutzenden durchs Leben taumeln, Spott und Keckheit auf den Lippen und im Innern oft einen permanenten Bankerott, eine quälende Leere, bereit, von der übermütigsten Fröhlichkeit mit einem Sprung des Geblütes in schwärzeste Melancholie zu versinken, die Melancholie mit einem plötzlichen Witzwort zu verscheuchen und im Handumdrehen wieder „fidel" zu sein. Galgenvögel gibt es überall, aber ein rechter rheinischer Galgenvogel verleugnet sich doch nie. Diese Miniatur-Brentanos, von denen ich rede, sind oft recht verwegene, gefährliche Gesellen. Sie spotten die Tragik ihrer Natur mit leichtherziger Frechheit so lange fort, bis das Drama in erschütternder Wucht, mit dem Schritt und der Miene assyrischer Palastlöwen, hervertritt und das Ende mit Schrecken bringt, das Ende oder ein schäbiges, verlogenes Philisterium, das an innerer Gemeinheit nicht seinesgleichen kennt. Selten sieht man, wie am Rhein, auf engem Raum eine solche Schar von Existenzen zusammengedrängt, die auf der gefährlichsten Schneide balanzieren, die entsetzliche Widersprüche wie Bomben mit sich herumtragen und gleichsam jeden Moment vom Tode oder dem jammervollsten Kompromiß bedroht sind, Existenzen, in denen die Frage ganz ähnlich gestellt ist wie bei Brentano, exaltierte Naturen voll Kapriziositäten und Gewaltsamkeiten, die sie jeden Augenblick um Kopf und Kragen bringen können.

Auch der rheinische Künstler ist unter allen Umständen ein merkwürdiger ausgefallener Geselle. Fast bei jedem zeigt das Bild seines Lebens und Schaffens ein leises Irisieren von Mystik und romantischer Ironie. Man findet bei ihnen selten das tolpatschige Ernstnehmen der Wirklichkeit, den treuherzigen Buchstabenglauben an die Tradition, an den Alten, an die sinnenfällige Wahrheit. Feine, verliebte [illegible] Schwärmer, böse, [illegible] Erkenntniskritiker und

Mystiker, begeben sie sich gerne in eine stilisierte Einsamkeit, halten sie leidenschaftlich das Reich der Kunst und das Reich der Wirklichkeit in strengen Trennungen auseinander und werden gerne zu „Luftbaumeistern mancherlei Gedankenwelten“. Ihre Weltanschauung ist stärker als anderswo von scharfen, persönlichen Akzenten betont. Was sie wissen und aussprechen, ist im höchsten Grad eigener Besitz und die Frucht bitterer Entwicklungskämpfe, welche sie deshalb eifersüchtig festhalten und lieber mit der Einsamkeit nehmen, als daß sie dieselben dem Tage zuliebe aufgeben.

Diese Flucht in die Einsamkeit wird denn auch von den rheinischen Künstlern gerne unternommen. Stefan George (aus Bingen gebürtig) ist für den mystischen Einschlag der rheinischen Kunst, wie für die Neigung zu einer stilisierten Einsamkeit höchst charakteristisch, und dasselbe gilt für Karl Wolfskehl und andere Männer seines Kreises. Rheinische Dichter sind auch Oskar A. H. Schmitz, der Lyriker Schloß, Alfred Mombert, Ludwig Brehm und viele andere, von denen die Welt nichts weiß und vielleicht nie etwas wissen wird.

Hier, am Rhein, ist Brentano zu Hause, hier liegen die Wurzeln seiner Kraft und seiner Schwäche; hier steht noch heute seine Ironie als Maske innerer Zerfahrenheit im Schwange, hier tragen heute noch sanfte Glockenklänge von uralten katholischen Domen den leisen Hauch von Mystik und romantischer Sehnsucht ins tägliche Leben hinein. Spott und Melancholie, Lebenslust und Resignation, Wirtshaus und Kirche liegen hier näher beisammen als anderswo; das Rheinland ist das eigentliche Land der Romantik. Hier wachsen keine starren Nietzschenaturen auf, die vor dem lockenden Leben in schauerliche Eiswüsten flüchten; wenn dem rheinischen Künstler die Fledermaus des Wahnsinns vor den Augen zu schwirren beginnt, so überantwortet er sich einem Narkotikum oder — er wird katholisch.

*

Brentano ist die lebendige Verkörperung der romantischen Ironie, die stets den Standpunkt wechselt, die jetzt verspottet, was sie eben beweint hat, die im Harlekinsgewand klagt und trauert und im Priesterkleid tolle Räder schlägt; die wie eine wabernde Lohe aus dem Menschenleib zu den Sternen steigt und sich vom Sirius mit Vehemenz wieder in ein Marienkäferchen, in ein Samenkorn hinunterstürzt.

Brentanos Unterhaltung war zu jeder Stunde voll grundlosen Spottes, voll beißender Satire, die nur selten im gegenwärtigen Moment begründet war. Es war etwas in ihm, das nie aufhörte, wider alles, was ihm entgegentrat, ohne Ursache zu toben, es zu verleumden, es unter den seltsamsten Verzerrungen zu erblicken. Diese ewige Malice im persönlichen Verkehr hat ihm denn auch manchen Freund entfremdet, ihm, der sich schon Bettine gegenüber nie die Mühe genommen hatte, im fremden Individuum das Berechtigte, das vom Weltwillen selber Autorisierte anzuerkennen.

Das Rasche, Explosive seines degagierten Temperaments, die den Augenblick — aber auch nur diesen! — stets beherrschende Schlagfertigkeit seines Geistes gaben ihm ein solches Uebergewicht über die Menschen, daß er alle Kreise, in denen er verkehrte, zu beherrschen gewohnt war. Schön, mit lebendigen Mienen, in denen sich alle Nüancen seines Inneren mit nervöser Präzision spiegelten, mit malitiös geschürzten Lippen, grenzenlose Freiheit im ganzen Auftreten — so schlug er alle in den Bann seiner Persönlichkeit, so erscheint er in dem schönen Sonett, das Sophie Mereau auf ihn dichtete, so ward er auch von der guten, enthusiastischen Emma Niendorf bewundert, die ihre „Sommertage mit Clemens Brentano“ sogar im Druck verewigte und der er dafür, mit echt rheinischem Witz, den famosen Spitznamen „die Anmutstrampel“ anhängte.

Ein Wunder, daß ihm niemals ein fester Geist entgegentrat, der dieses aalglatte Chamäleon zu umklammern, zu „stellen“ wußte! Aber teils hatte er für wohlausgewogene Naturen zu viel Abstoßendes, teils mag auch der damals herrschende „Geniekultus“ dazu beigetragen haben, daß man vor lauter Bewunderung versäumte, ihn nachdrücklich auf den Bankerott aufmerksam zu machen, dem er unaufhaltsam entgegensteuerte.

So konnte es schließlich kommen, daß das berüchtigte Wort der Luise Hensel: „Sie sind Katholik. Sagen Sie Ihrem Beichtvater, was Sie drückt!“ ihn wie ein Keulenschlag traf. Die von Dogmen erborgte Festigkeit, die dieses Mädchen (Verfasserin des bekannten Abendliedes: ‚Müde bin ich, geh' zur Ruh'“) zur Schau trug, erweckte nach einigem Schwanken auch in ihm den typisch romantischen Wunsch, den Frieden zu finden, der höher ist als alle Vernunft. Die niederschmetternde Ueberraschung, daß ihm diese Weisung von einem Wesen zuteil wurde, von dem er Erwiderung seiner lebhaften Neigung erhoffte, mag an dem plötzlichen Zusammenbruch ebenfalls ihren Anteil haben. Rasselnd stürzte der Panzer von Spott und Bosheit, mit dem er seine Brust umgeben hatte, in sich zusammen und enthüllte eine jammervolle Krüppelgestalt, einen bis auf die Knochen abgezehrten Lebenswillen, für den es keine Genesung, sondern nur noch Krücken geben konnte.

Freilich muß man dabei die entsetzlichen Schicksale in Betracht ziehen, die wie finstere, gewaltige Hämmer fast taktmäßig in sein Leben eingeschlagen hatten. Eine trübe, verwaiste, armselige Kindheit, die höchst unglückliche Ehe mit Auguste Busmann, und dann das Schrecklichste, was einem liebenden Manne begegnen kann: der qualvolle Tod seiner angebeteten ersten Gattin, Sophie Mereau, im Wochenbett.

Tolstoj hat in „Krieg und Frieden“ ein solches Ereignis geschildert, mit Worten, in denen das grimmigste Herzweh zittert wie ein blutendes, verstümmeltes Glied; ein Ereignis, das in der Seele eine infernalische Mischung von Zorn und Trauer entzündet, daß man versucht wäre, sich ad hoc einen Verantwortlichen, einen „Gott“ zu zimmern, gegen den man toben könnte. Es ist begreiflich, daß ein so zarter, empfindlicher Geist wie Brentano, aus einem solchen Erlebnis nicht die großartige Lebensinbrunst ziehen konnte, die Max Klinger in seinem erschütternden Blatte „Mutter und Kind“ so glorreich zur Darstellung gebracht hat. Er fühlte nur den fressenden, tierischen Schmerz und ließ sich von ihm platt zu Boden schlagen wie ein gefällter Stier.

Ein Kind unterm Mutterherzen
Brach mit ihm, in schreienden Schmerzen
Gebar sie es sterbend dem Tod.
Es goß gleich glühenden Erzen
Die Sonne mir Licht in die Not.

Wie reif er in der Tat schon damals zu jenem Frieden war, der höher ist als alle Vernunft, das geht gerade aus dem Gedichte „An den Engel in der Wüste“ hervor, aus dem die eben zitierte Strophe entnommen ist. Es ist ein Wahnsinnsanfall in Versen. Man behorche nur in den angeführten Zeilen den stumpfen, bleiernen Rhythmus, die orchestrionartige Schärfe und Starre der Melodie, man sehe ihn hier umhüllt von dem eisernen, glühenden Molochmantel der Qual, aus dem sein Stöhnen wie das Gebrülle von Myrons Kuh hervordringt. Gleich in den ersten Versen wälzt sich majestätisch und furchtbar die geistige Nacht heran, von zuckenden Irrlichtern des Wahnsinns erhellt. Wüstenglut und feuriger Sand umhüllt den Wanderer; alles, was er sieht und hört, steht in schwefelgelbem, fahlen Gewitterlichte, gleichsam durch Höllenfeuer von unten her angestrahlt. Alles wird furchtbar. Selbst die Sonne gießt ihm ihr Licht nur „gleich glühenden Erzen in die Not“, und „es glühte um Mitternacht helle der Mond wie Kupfer so rot“.

Der Tod flog aus der Wüste,*)
Er schauderte, da ich ihn grüßte;
Da rief ich ihm eilends noch zu,
Daß einer hier sterben müßte!
Er schrie mir: Erst l e b e du; . . .
Und heulend flog der Geselle
Wüsteinwärts mit Pfeilesschnelle,
Der Sand schlug rasselnd um ihn.
Da traf mich die glühende Welle,
Ach, daß ich erblindet bin . . .
Da war mir das Ziel schon gekommen,
Die schwindelnde Leiter erklommen,
Ich schrie zu dem bitteren Stern:
„Der Herr hat gegeben, genommen,
Gelobt sei der Wille des Herrn!“

Und nun — nun folgt nach all diesem blutrünstigen Wühlen im Schmerz die Katastrophe, eine unnatürliche, fast ebenso schreckliche Erlösung; Bilder und Visionen voll brillanter Farben, voll eines Ueberschwanges an unaufhörlichen Trostgeberden tauchen auf. Der vorher so karge, liebeleere Wüstenhimmel streckt nun mit einemmale hundert Heilandsarme zu ihm herab, duftender Balsam rinnt in verschwenderischen Strömen über seine Wunden.

Da hört' ich ein liebliches Klingen,
Da hört' ich ein tröstliches Singen,
Da fühlt' ich ein kühlendes Weh'n.
Ich sah mit tauschweren Schwingen
Den Engel der Wüste geh'n.

Maßlos wie vorher die Qual ist auch die Liebe, die ihm nun zu Hilfe kommt.

Die „Erlösung“ ist komplett. Willenlos hat der romantische Uebermensch vor der „ewigen Liebe“ kapituliert; er liegt am Kreuze zusammengebrochen, den harten Stamm umklammernd, ganz wie er in dem Werke des Jesuiten Diehl „Leben Clemens Brentanos“ dargestellt ist. Ein jammervolles Bild! Zur Entlastung aber möchte ich die Worte daruntersetzen, die sich in einem Gedichte aus dem Jahre 1816 finden:

„Einmal nur zum Licht geboren —
Aber tausendmal gestorben!“

*

Wie bei Artur Rimbaud nach seinem fürchterlichen Erlebnis mit Paul Verlaine (Verlaine, ehemals sein bester Freund, schoß zweimal nach ihm und verwundete ihn beidemale), so ging auch bei Brentano in dieser Katastrophe der Dichter zugrunde. Zischend war ihm der Feuerbrand des Lebens ins Hirn gedrungen und hatte die Lust am Fabulieren gründlich ausgetilgt. Das Ziel seines Lebens war erreicht. Schon der zweite Teil des Gedichtes „An den Engel in der Wüste“ ist beinahe schlecht. Ein lehrreiches Faktum! Der erste Teil, die Wüstenwanderung, zählt zum Trefflichsten, was je in deutscher Sprache geschrieben wurde, und so scheint sich innerhalb dieses einen Gedichtes zu wiederholen, was an Dantes „Göttlicher Komödie“ so oft bemerkt worden ist: neben der düsteren Glut des „Inferno“ verblassen das „Fegefeuer“ und das

---

*) Diesen Vers, sowie den folgenden, zitiere ich aus dem Gedächtnis, man dürfte mir kleine Fehler ein Entlastung [illegible]

„Paradies“ zu wesenlosen Schemen. „Gott ist undramatisch“, sagt Goethe einmal zu Eckermann. Sollte er, in seiner ganzen Reinheit, auch unpoetisch sein? Sollte die Auflösung aller Dissonanzen in die endlosen Harmonien der „ewigen Liebe“ mangels jeder charakteristischen Linie der Schriftkunst unzugänglich sein? Fast scheint es so.

Dem Brentano wenigstens, der das uralte Drama von Sünde und Erlösung so echt wie wenig andere durchlebt hat, sank danach die Harfe lässig aus der Hand.

> Die Welt ist voll dunkler Fragen,
> Darum muß man die Harfe schlagen!

sagt Mombert. Wer aber diese Fragen gelöst hat, wem die „ewige Liebe“ alle Finsternisse mit ihrem gleichmäßigen Licht erhellt, der mag füglich auch die Laute beiseite legen, deren Klang ihm nun leer und sinnlos geworden ist.

*

Was uns Heutige von den Männern der Romantik unterscheidet, das ist die strenge Schule, die wir dem internationalen Naturalismus zu verdanken haben. Er hat uns die Exaktheit der Beobachtung zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht und uns dadurch, daß er uns strenge an das einmal aufgegriffene Motiv band, eine straffe Form aufgenötigt, die gegen die launische Willkür aller romantischen Formen grell genug absticht.

Trotzdem sind aber auch wir von der Reinheit und kristallenen Klarheit der klassischen Form ebenso weit wie die Romantiker entfernt. Was die Form Brentanos, Tiecks, Novalis' so locker und zerfahren gemacht hat, ist die romantische Ironie, die souveräne musische Laune, die mit dem Stoffe nach Art eines megalomanen Tyrannen umspringt. Was die Form Hauptmanns, Wedekinds e tutti quanti innerlich so kurzatmig, unzulänglich und salopp erscheinen läßt, ist gerade das Gegenteil der romantischen Ironie, nämlich das bedingungslose Anschmiegen an den einzelnen Fall. Wir haben uns unter jene Tatsachen gebückt, über die sich die Romantik allzufrei erhob, wir sind die Knechte jener Wirklichkeit geworden, deren Verächter die Romantik war. Und nur der Klassizismus hat uns ein Beispiel dafür gegeben, wie man die Welt der Realitäten im Kunstwerk benützt, ohne sich sklavisch an sie zu binden, und wie man sie beherrscht, ohne sie romantisch zu vergewaltigen.

Daß aber diese strenge Tatsachenschule nicht den Zwiespalt in unserem Geistesleben beschwören konnte, ist heute männiglich bekannt. Wir sind umgekehrte Romantiker und finden uns mit all unserem Talente für die Empirie von klassischer Wohlausgewogenheit des Geistes gerade soweit entfernt wie jener Clemens Brentano, dem ich aus herzlicher Sympathie eine Votivtafel aufgestellt habe. Wenn Goethe den Romantikern zurief:

> „Jüngling, merke dir in Zeiten,
> Da sich Geist und Sinn erhöht,
> Daß die Muse zu begleiten,
> Doch zu leiten nicht versteht!“

so gilt heute mit demselben Rechte die gleiche Mahnung für die krasse, ideenlose Empirie, die dem zentralen Persönlichkeitspunkte im Menschen ebensowenig zustatten kommt, wie das völlige Preisgeben aller landläufigen Realität.

Weil wir solche umgekehrte Romantiker sind, haben wir nun jenen Hunger nach dem Grotesken in Menschengestalt, nach pikanten, wurmstichigen Geistern, nach Naturen und Dingen, die mit einem gewissen todeslüsternen Hautgout behaftet sind. Daß die Abklärung und Auswägung aller Kräfte der Persönlichkeit die höchste Lebensleistung bedeutet, blieb uns nicht unbekannt. Unsere Verehrung gilt Goethe, aber unsere Liebe findet die Objekte ihres Kultus in erster Linie unter der großen Familie des Unterganges, deren Glieder ein traumhafter, schwüler Verwesungsdunst umschwebt. Wir lieben Naturen, deren Leben eigentlich nur ein verkappter Tod ist, wie bei jenem Ritter, von welchem Rilkes meisterliches Gedicht sagt:

> Aber im Panzer des Ritters drinnen,
> Hinter den finstersten Ringen,
> Hockt der Tod und muß sinnen und sinnen:
> Wann wird die Klinge springen
> Ueber die Eisendecke,
> Die fremde, befreiende Klinge,
> Die mich aus meinem Verstecke
> Holt, darin ich so viele
> Gebückte Tage verbringe,
> Daß ich mich endlich strecke
> Und spiele
> Und singe

Darum ist uns und ist auch Brentano so liebenswert, weil sein ganzes Leben ein einziger Schrei nach dem Tode war. Und es ist eine [illegible] mit dieser Liebe bereit [illegible] zu bejahen und uns die Frag[illegible]stellungen [illegible]

[illegible] der in Brentano verkörperten romantischen [illegible]

[illegible]

In Arkadien.

Reiseerinnerungen.

Der Wunsch, einen Gipfel des griechischen Hochgebirges zu besteigen, war in mir rege geworden, als ich im Frühjahr 1902 von Patras mit der Bahn das Gestade des korinthischen Golfes entlang fuhr und zu meiner Rechten die Hochgipfel Arkadiens, jenseits des Meeres die in fast ununterbrochenem Zuge ragenden Gipfel der Kiona, des Parnaß und Helikon stundenlang schaute. Im Juni ergab sich mir im Bereich des Möglichen als beste Wahl der Besuch des leicht erreichbaren Nordarkadiens, der mir die Besteigung eines dem höchsten Berge Griechenlands nur wenig nachstehenden Berges, des Chelmós, das Verweilen an einem durch Großartigkeit der Natur und den damit verknüpften Glauben der Alten denkwürdigen Orte, dem Wasserfalle der Styx,*) verhieß und überdies Gelegenheit bot, die durch österreichische Archäologen ausgegrabene Tempelstätte von Lusoi zu besehen und in griechischen Klöstern Einkehr zu halten, also Alt- und Neuhellas auf mich wirken zu lassen.

Der eigentliche Ausgangspunkt meiner Tour war die Station Diakopto der Strecke Patras—Athen, die ich in mehrstündiger Bahnfahrt von Athen aus erreichte. Bei meiner Ankunft stand hinter der Station ein kleiner Train, aus Maschine und zwei Waggons bestehend, bereit, der auch mich nach Lösung der Fahrkarte für die Endstation Kalávryta aufnahm. Diese Bahn, welche zum Teile mit Zahnrad betrieben wird, wurde erst 1894 dem Verkehre übergeben und ist ein Unikum in Griechenland. Ihre Kosten beliefen sich auf das Fünffache des Voranschlages, auf 3 Millionen Drachmen, statt 600.000, also etwa rund 2 Millionen Kronen. Es verkehrt täglich nur ein Zug in jeder Richtung und das Maximum der Reisenden ist auf 32 festgesetzt. Erst durch diese Bahn wurde die großartige Schönheit des wildesten achäischen Tales erschlossen. Denn zuvor verließ jeder, der nach Kalávryta gelangen wollte, die Küste bedeutend westlicher und erreichte, steile Höhen überschreitend, erst nahe bei dem Dorfe Zachlorú den Talboden.

Der Bach, der, aus der Felsschlucht getreten, mit Aenderung seiner Laufrichtung westlich von Diakopto sich in das Meer ergießt, wird nach dem größten Orte des Tales Kalávryta genannt, sein Unterlauf bewahrt aber in dem Namen Buraiko-potami noch die Erinnerung an die Stadt Bura, die hoch über den steilen Abfällen, nach neueren, noch nicht veröffentlichten Forschungen nicht westlich, sondern östlich von ihm lag. Im Altertum hatte diese Stadt dem östlich von ihr fließenden Bache den Namen Buraikós gegeben, während der bei Diakopto mündende vermutlich Kerynites hieß, auch er nach einer Stadt, Keryneia, genannt, die etwa in gleicher Höhe mit Bura über dem Tale, aber westlich davon lag. Der heutige Name, muß man annehmen, dient also zur Bezeichnung eines anderen Tales, als der im Altertum gebrauchte.

Gleich nach der Abfahrt von Diakopto gewahrte ich die gewaltigen Felsabstürze, die den Eingang in die Schlucht flankieren. Sie bilden einen gewaltigen Kontrast zu der von Olivenhainen erfüllten Ebene. Nicht das gleichmäßig anhaltende Zerstörungswerk vieler Jahrhunderte hat diese Wildnis hervorgerufen, vielmehr eine der größten uns aus dem Altertum überlieferten Naturkatastrophen. Unter allen Erdbeben, welche Achaia getroffen haben, war das furchtbarste das des Jahres 373 v. Chr., das in einer Winternacht zwei blühende Städte vernichtete, das hochgelegene Bura und die Küstenstadt Helike. Die Erschütterung muß in vertikalen Stößen bestanden haben, welche das angeschwemmte Land vom Gebirgsrand lösten. Die Flut riß das Land hinunter und mit ihm sank Helike in die Tiefe, als deren einziges Wahrzeichen, wie hundert Jahre später Fährleute und Fischer dem Eratosthenes zu erzählen wußten, das eherne Standbild des Poseidon aus dem Meere emporragte. Ein gleiches Schicksal traf Bura; nur bereitete ihm nicht die vernichtende Gewalt des Wassers den Untergang, vielmehr öffnete sich ein mächtiger Erdspalt und verschlang einen großen Teil der Stadt. So berichtet wenigstens der Geograph Strabo. In dieser Vernichtung erkannte das Volk das Strafgericht Poseidons und fabelte von den vorangegangenen Unglückszeichen. Ein Komet, der gleichzeitig erschien, wurde natürlich mit dem Unglück in Verbindung gebracht. Eine besonders gute Witterung aber müssen die Mäuse, Wiesel und andere Tiere besessen haben, welche fünf Tage vor dem Untergange Helikes auf der Straße nach Korinth abgezogen sein sollen.

Doch nicht lange hing ich solchen Erinnerungen an Geschichte und Sage nach. Eine viel eindringlichere Vorstellung von der Allgewalt der Natur gewährte mir mein eigenes Schauen. Mächtige Felswände stürzen fast senkrecht zum Tale herab. In den oberen Teilen fehl[illegible], gewähren sie in den unteren Partien hie und da noch einem Nadelbaume Halt und Boden, während in der Schlucht Buschholz und baumartige Gesträuche sich angesiedelt haben. Bald neben mir, bald unter mir [illegible] das Gewässer, oft über mächtige Platten dahinschäumend, dann wieder fast begraben von Felsblöcken, die ihm nur eine schmale Bahn lassen oder es zu tieferem Durchbruche nötigen.

*) [illegible] in der antiken Ueberlieferung stets als Femininum. Da ich diese [illegible] dem deutschen Brauche entgegen, um konsequent zu [illegible]

wenn seine Macht zu gering ist, um im kecken Tanze darüber hinwegzuhüpfen. Oft genug versperrten die Felswände der Bahn jedes Vordringen und nötigten zu ihrer Durchbohrung, so daß die Strecke bis Zachlorú viele Tunnels aufweist.

So kurz zuvor noch das Meer, das in majestätischer Ruhe, nur sanft die Wogen gekräuselt, da lag, und jetzt das Tosen und Sausen in der wilden Bergschlucht unter den starren Felswänden hin! Dieser stimmungsvollen Ouvertüre zur Bergfahrt mich lauschend hinzugeben, wurde ich nur hie und da durch neugierige Fragen meiner Reisegenossen behindert.

Etwa nach einstündiger Fahrt näherten wir uns der Station Zachlorú. Damit hatten wir bereits eine Höhe von über 600 Metern gewonnen; nun wurden die Bergformen sanfter, das Tal wurde breiter und langsamer, stiller floß das Wasser dahin, freilich noch ungestüm und hastig, als könnte es nicht erwarten, mit einzustimmen in den brausenden Sturz. Der geringeren Steigung entsprechend, vermehrte sich die Geschwindigkeit des Zuges, der bald eine reiche, mit Wein bebaute Ebene durchfuhr, bis, drei Stunden nach Verlassen der Küste, Kalávryta erreicht war. Der Ort liegt etwas seitwärts von der etwa einen Kilometer breiten Ebene, wo ein vom Osten vom Gebirgsstock des Chelmós herabkommendes Tal einmündet.

Diese Ebene war seit alter Zeit arkadisches Gebiet. Hier reichte Arkadien, das immer ein rein ethnographischer Begriff gewesen zu sein scheint, über den nördlichen Umfassungsrand seines Hochlandes hinaus. Außerhalb der natürlichen Grenzen Arkadiens also, das sich als Zentralbergland des Peloponnes darstellt, wohnten die Bebauer dieser fruchtbaren Ebene, die Kynaitheer; denn wo heute Kalávryta liegt, lag einst Kynaitha. Von seinen Bewohnern weiß die Ueberlieferung nicht viel Gutes zu melden. Durch ihre Isolierung verloren sie auch den sittlichen Zusammenhang mit ihren Stammesgenossen, vernachlässigten die Satzungen der arkadischen Altväter, welche ihrem Volke die Pflege der Musik und Dichtkunst zu einer heiligen Pflicht machten, und sanken in solche Verwilderung herab, daß die übrigen Arkadier nichts mit ihnen zu schaffen haben wollten. Ihre Hauptbeschäftigung war die Jagd, als deren Gott sie Zeus verehrten, an die heute noch der Name eines nahen Berggipfels Kynegu erinnert. Aber der Hauptkult galt dem Gotte der Reben, die noch jetzt in der Ebene üppig gedeihen, denn die vielen Quellen, die in der Umgebung des Ortes hervorkommen, befördern die Fruchtbarkeit des Bodens und von ihnen stammt auch der heutige Name. Kalávryta heißt in unser Deutsch übersetzt „Schönbrunn“.

Erst im Freiheitskampfe der Griechen trat dieser abgelegene Bergwinkel aus seiner Vergessenheit hervor. Das arkadische Volk erhob zuerst die Waffen und bei Kalávryta gab Erzbischof Germanós durch Entfalten einer weißen Fahne, die jetzt als kostbare Reliquie in dem Kloster Hagia Lavra aufbewahrt und den Besuchern gezeigt wird, das Zeichen zum Aufstand.

Vom Bahnhof aus wanderte ich dem nahen Orte zu, aber nach wenigen Schritten nicht mehr allein. Ein junger Mann hatte sich zu mir gesellt und richtete, zunächst unbeachtet gelassen, plötzlich in freudiger Erregung Fragen an mich, die deutsch etwa so gelautet hätten: „Sind Sie nicht ein Oesterreicher? Ein Bruder vom Herrn Wilhelm? Wollen Sie nicht die Ausgrabungen in Lusoi besehen?“ Verblüfft, in dem einsamen Reise mich erkannt und meine Absichten durchschaut zu sehen, bejahte ich diese Fragen und erfuhr, daß er Dr. Wolfgang Reichel und meinem Bruder während ihrer Ausgrabungen Botendienste geleistet hatte. Die Anhänglichkeit, mit der er von beiden sprach, und der treuherzige Eindruck, den er machte, bestimmten mich, ihn als Führer aufzunehmen.

Zunächst geleitete er mich an den Ort, aus dem frohe Musik uns entgegenscholl; denn es gab hier ein Fest. Das ist ein schöner Brauch, der hier alljährlich erneuert wird. Die in Kalávryta Geborenen, die, aus Arkadien gewandert, sich anderswo niedergelassen haben, geben sich an einem Tage des Frühsommers ein Stelldichein in ihrem Heimatsorte. Dazu war ich gerade gekommen und sah die ganze „Platia“, den Platz, unter den schattenspendenden Platanen mit frohen Menschen besetzt. Kein griechisches Dorf entbehrt dieses Platzes. An ihm liegen gewöhnlich das Kirchlein, der Kramladen und das Kaffeehaus. Hier versammeln sich die Männer, um Geschäfte abzuschließen, Gemeindeangelegenheiten zu beraten, Wahlen vorzubereiten. Im „Kaffenion“, wo wir uns niedergelassen hatten, legte ich Panagiotes — so hieß mein Führer — meinen Plan dar. Bald darauf verließen wir, nachdem er sein Maultier herbeigeholt hatte, die Platia und lenkten unseren Weg einem Seitentale zu, durch welches der Uebergang nach Sudená führt.

Zu unserer Linken erhob sich ein von einer Ruine gekrönter, schroff abfallender Felsen, der Kalávryta überragt. Die Feste führt den Namen Tremola, in Erinnerung an die Herren von Tremouille, deren einer 1308 Kalávryta samt 12 Nachbarorten als Besitz zugesprochen erhielt, worauf sein Geschlecht drei Menschenalter hindurch hier residierte. Wie wir so dahinwanderten, mußte ich mehr als einmal das Anerbieten meines Arkadiers, zu reiten, ablehnen. Es ging ihm nicht in den Sinn, daß es seinem Kyrios nicht Vergnügen machte, zu Fuß zu gehen. Nur den Rucksack überließ ich dem Vierbein und schritt, nach der abendlichen Kühlung und der farbenkräftigen Beleuchtung, in der Wald und Fels dalagen, erfreuend, tüchtig aus. Dann erschloß sich von dem 1200 Meter hohen Sattel plötzlich ein überraschender Blick nach Süden. Unter mir lag die Ebene von Sudená mit ihren beiden Dörfern, dem am Abhang zwischen tief eingerissenen Schluchten eingebetteten Ano-Sudená und dem auf einer das Tal durchquerenden Böschung gelegenen Unterdorfe Kato-Sudená.

Das obere Dorf bot den zweckmäßigsten Ausgangspunkt für die Tour des nächsten Tages. Dort nahm ein Privatmann uns bereitwillig auf, setzte uns seine bescheidenen Vorräte, den mit Harz versetzten Rezinatowein und Eier, vor und bereitete mir eine halbwegs bequeme Lagerstätte. Am frühen Morgen steuerten wir über Wiesen und durch dichten, herrlichen Nadelwald einer Schlucht zu, die von dem Chelmósmassiv herabzieht; dann stiegen wir an ihrem westlichen Hange über loses Gerölle empor, um uns immer mehr dem Grate zu nähern, der diese Schlucht umzieht. Die Annehmlichkeit dieser Morgenwanderung beeinträchtigte nur der Wind, der immer stürmischer wurde und uns nötigte, die erste Frühstücksrast an einer geschützten Stelle noch vor Betreten des Grates zu halten. Sie tat uns nach dem fast dreistündigen Anstiege wohl. Bei gelinderem Winde erstiegen wir vollends die Höhe, und nun konnte ich mir ein deutliches Bild von der Situation machen.

Der Chelmós — dieser Name slavischen Ursprungs findet sich häufig im heutigen Griechenland zur Bezeichnung hoher, triftenreicher Gipfel — ist das Aroaniagebirge der Alten, das wegen seines Reichtums an Wild bekannt war, wie auch heute noch in seinem Gebiete Wölfe ihr Unwesen treiben. Er erscheint von mehreren Seiten als abgestumpfter Kegel, doch ist die scheinbar gerade abgeschnittene Fläche keine Hochebene, sondern nur der hohe Umfassungsrand, der nie unter 2200 Meter sinkt und sich im höchsten Gipfel zu 2355 Metern erhebt. In diese Bergmasse schneidet von Nordosten eine tiefe Schlucht ein, deren als flache Mulde verlaufendes Ende ich von meinem Standpunkte gut überblicken konnte. Zwar erschwerte der wenig gegliederte Verlauf des Grates die Feststellung der sichtbaren Gipfel, doch wußte ich aus der Lektüre des Werkes von Dr. A. Philippsohn „Der Peloponnes“ (Friedländer, Berlin 1892), daß deren vier im Hauptgrat liegen. Und das eine wurde mir ausreichend klar: dort, wo sich die Mulde verengte, mußte der Zugang zu der Styxschlucht sein, dorthin also sollte mein nächster Weg führen. Das bejahte auch mein Begleiter und bald stiegen wir über die mäßig geneigten Hänge, die zwischen dem Gerölle spärliche Rasenvegetation aufwiesen, in die halbe Höhe der Mulde ab, wo das Maultier Nahrung genug fand, um sich die Zeit unserer Abwesenheit angenehm zu kürzen. Unser Weg führte an Schneeflächen vorbei dem Abschlusse der Hochmulde zu, der durch quergelegte Felsbänke gebildet wird. Nach Durchquerung eines kleinen, von den Schneefeldern gespeisten Bächleins hielten wir uns an dem westlichen Hange. Nur wenige Schritte noch, die bereits Behutsamkeit erforderten, dann sah ich vor mir eine exponierte plattige Wand, die sich jäh in eine nicht absehbare Tiefe hinabneigte und, gegen Westen ein wenig sich senkend, an eine senkrecht abstürzende Felswand stieß.

Ueber diese weit über 100 Meter hohe Felswand fällt ein Wasserstrahl in ungebrochenem Falle herab und vereinigt sich mit einem in der Verschneidung von Platte und Wand fließenden Wasser, um in dessen Richtung seinen Fall talabwärts fortzusetzen. Auch von dem östlichen Schenkel des Chelmós stürzen Steilhänge in die Tiefe. So war ich von einer wilden Felsszenerie umgeben, die an und für sich schaudererregend wirkt und einem Vergleiche mit den gewaltigsten Wildnissen unserer Alpenwelt standhalten kann. Diesen Eindruck erhöht aber noch die besondere Bedeutsamkeit des Ortes. Das Wasser, das über die Felsen in die Tiefe stürzt und, am Fuße in eine Höhle verschwindend, den Menschen eine Zeitlang verborgen bleibt, ist die Styx der alten Griechen. Die Wildheit der Gegend, der hohe Sturz des Wassers, in Griechenland einzig in seiner Art, und sein Verschwinden in der Tiefe haben den Glauben veranlaßt, daß hier am Fuße der Felsen sich der Eingang in die Unterwelt eröffne, welche die Styx in neunfacher Windung umfließt.

Sie ruft in Homers „Ilias“ *) Hera als Zeugen des Eides an, der der furchtbarste und gewaltigste ist bei den seligen Göttern: „Wissen soll es die Erde und der weite, sich darüber wölbende Himmel und das herabträufelnde Wasser der Styx.“ Und mit demselben Eide läßt der Dichter der „Odyssee“ die hehre Kalypso dem edlen Dulder verheißen, daß sie ihm kein weiteres Uebel ersinne.**) Vermutlich auf Grund eigener Anschauung beschreibt Herodot diese Gegend, der freilich die Styxsage nur als arkadische Landessage gelten lassen will, und noch genauer Pausanias in seiner Beschreibung Griechenlands, der von dem Styxfalle sagt: „Nahe bei den Ruinen (er meint die von Pheneos) ist ein hoher Fels, ich kenne keinen anderen, der sich zu solcher Höhe erhebt. Ueber den Abhang fließt Wasser und die Hellenen nennen es das Wasser der Styx.“ Wie ein moderner Archäologe fährt er fort: „Wenn man den Schwur der Hera bei Homer liest, so ist es doch gerade, als wenn der Dichter dieses Styxwasser vor Augen gehabt hätte.“ Freilich weiß er auch schon, daß das Verschwinden des Wassers bloß ein zeitweiliges ist, denn er sagt: „Nachdem es aber den Felsen durchflossen hat, ergießt es sich in den Krathis.“ Immer mehr hat sich die Styxsage in der griechisch-römischen Dichtung von dieser Oertlich-

*) Ilias 15, 36 f.
**) [illegible] 185.

keit losgelöst, aber in dem Rufe verderblicher, plötzlichen Tod verursachender Zauberkraft steht das Wasser heute noch, noch gilt ein Trunk aus seinen Fluten für tödlich. „Mavroneri" (Schwarzwasser) lautet jetzt sein Name, nach der Farbe, welche die Wand seines Falles durch die Verwitterung und dauernde Bespülung des Gesteins angenommen hat.

Der erwähnte Glaube und der von den Dichtern überlieferte Schwur der Götter bei dem Flusse der Unterwelt stehen zu einander in inniger Beziehung. Ursprünglich haben die Menschen nicht bei den Göttern des Olymp, sondern bei den Göttern der Unterwelt geschworen, bei der Styx und einem anderen Dämon des finsteren Reiches, dem Horkos. Dieser ist identisch mit dem Orcus der römischen Dichter und hat zugleich den Griechen das Wort für unser „Eid" gegeben. Der rächenden Macht der Styx sind nach Hesiods Darstellung in seiner „Theogonie"†) die Götter unterworfen: „Wenn unter ihnen Zank und Hader entsteht, schickt Zeus die Iris zur Styx, um in goldener Kanne das Wasser zu holen. Wer von diesem spendend einen Meineid schwört, liegt ein Jahr in schwerer Krankheit danieder und berührt weder Nektar noch Ambrosia. Dann kommen andere Mühsale der Reihe nach über ihn. Neun Jahre weilt er fern von den Sitzen der Olympier, erst im zehnten tritt er wieder unter sie und nimmt an ihrem Mahle teil."

Wenn hier die Götter unter Spendung des Styxwassers schwören, so weist dies auf eine Zeit zurück, in der tatsächlich Menschen bei der Styx schwuren und zur Bekräftigung der Wahrheit ihr Wasser tranken.*) Diese Annahme wird durch einen interessanten Bericht Herodots**) gestützt: Der König der Spartaner Kleomenes (um 500 v. Chr.) hatte die Absicht, die Führer der Arkader in Nonakris zu versammeln und sie dort als letzten höchsten Eid bei dem Wasser des Styxfalles schwören zu lassen. Das wäre also die Erneuerung eines alten Brauches gewesen. Den Meineidigen sollte Unheil und Tod treffen, wie nach einem Gesetze von Moses das Eiferwasser, von einer Ehebrecherin getrunken, körperliche Leiden hervorruft. Und wenn schon im Altertum und noch in unserer Zeit das Styxwasser für giftig gehalten wird, so ist an die Stelle der bedingten Wirkung eine sich stets äußernde Eigenschaft getreten, eine Verallgemeinerung, für die Ferdinand Dümmler***) eine treffende Parallele nachgewiesen hat. Auch der uns vielfach aus dem Altertum überlieferte Glaube, daß Stierblut giftig sei, hat seinen Ursprung in einem alten Gottesurteil, das sich bei Pausanias aufgezeichnet findet: In dem achäischen Aigai gab es ein Erdorakel; dessen Priesterinnen mußten Jungfrauen sein oder durften nur mit einem Manne zusammen gelebt haben. Zur Bekräftigung dessen mußten sie Stierblut trinken, das ihnen, wenn sie keusch waren, nichts schadete; im anderen Falle traf sofort die Strafe ein, indem der Trank als Gift wirkte.

Verlockend war es, die Plaka — so heißt bei den Einheimischen die schiefe Platte — völlig zu durchklettern und von unten aus den Anblick der Wand und des Falles zu genießen. Aber darauf hatte ich eigentlich in Anbetracht des großen Tagesprogramms von vornherein verzichtet, und erfuhr überdies die Weigerung des Führers, der erklärte, er sei noch nie hinabgestiegen, es sei überhaupt unmöglich. So begnügte ich mich, den zögernden Gefährten wenigstens zu einer kleinen Fortsetzung des Abstieges zu veranlassen, den wir so weit unternahmen, bis wir in gleiche Höhe mit dem Vereinigungspunkte der beiden Gewässer kamen. Die geneigten Platten gewähren nur auf schmalen Leisten dem tastenden Fuß einigen Halt, und auch dieses ist gewöhnlich trügerisch, da loses Gerölle sie bedeckt.

Vor der Umkehr wandte ich noch einmal den Blick in die Runde, jetzt aber über die Felsenszenerie der nächsten Umgebung hinaus, in das Tal des Krathis, aus dem, mitten ins Grüne gebettet, der Ort Solós freundlich heraufgrüßt, und zu dem großartig abschließenden Hintergrund, den das Meer und der Parnaß bilden. Sie lagen in dem verklärenden Scheine der Sonne, die mit ihrer Kraft auch hinunter in die Tiefen der Schlucht leuchtete und den Felsen darüber das Grauen benahm, das sie erregen müssen, zumal, wenn man, an ihrem Fuße stehend, zu der schwindelnden Höhe emporschaut.

Von dem Styxwasser schied ich nicht, ohne einen Trunk getan zu haben, dessen Gewinnung Vorsicht erheischte, da ein gesicherter Stand schwer zu finden war. Panagiotis, der selbst mich dazu ermunterte, teilt offenbar den Glauben seiner Landsleute nicht; überdies wußte ich, daß die Chemiker, deren Scheidekunst auch das Wasser dieser einsamen Felsschlucht nicht entgangen ist, auch nicht einen gefährlichen Bestandteil in ihm nachzuweisen vermochten.

Eine Stunde später waren wir wieder bei unserem vierbeinigen [illegible]

[illegible] brachte als Labetrunk nur eine Flasche mit [illegible], die [illegible], da ihre Herren bald eingriffen, wofür sie [illegible] eigenen [illegible] Zigaretten und Tabak [illegible] erhielten. Unter [illegible] Abstieg [illegible] Panagiotes

[illegible]

[illegible]

[illegible]

sich mit ihm zu schaffen machte, stieg ich ohne Schwierigkeit den geröllbedeckten Hang hinan, der mich auf den Gipfel leitete.

Den eigenartigsten Reiz der Fernsicht, die ich von ihm genoß, bildet der korinthische Golf, der als tiefe, in die Ebene eingeschnittene Versenkung erscheint und durch seine azurblauen Fluten dem Landschaftsbilde einen unendlichen Zauber verleiht. Auch lenkt seine nördliche Begrenzung den Blick zuerst in diese Richtung, denn dank der zentralen Lage des Chelmós kommt das gesamte Gebirge Mittelgriechenlands zu einer gleichmäßigen, mächtigen Entfaltung. Ich verfolge es von den Höhen Akarnaniens, denen, deutlich sichtbar, die Lagunen von Missolunghi vorgelagert sind, zu den steil abstürzenden Kalkbergen von Aetolien, die in der Kiona gipfeln, zu dem breitschulterigen, mächtigen Felsbau des Parnaß, der ihr an Höhe nur wenig nachsteht, und zu den niedrigeren, aber durch scharf ausgeprägte Individualität der Form nicht minder wirksamen Erhebungen des Helikon, Kithaeron und der Geraneia, die durch ihre Lage östlich vom Isthmus uns bereits an Attika gemahnt. Dessen Berge aber sind durch die nahe Ziria gedeckt, die den Chelmós noch an Höhe etwas überragt, in schön geschwungenem Grate sich erhebt und am weitesten gegen den Golf vorgeschoben ist.

Wenig weiter als sie in südöstlicher Richtung liegt nordwestlich der dritte arkadische Gebirgsstock, einst Erymanthos, heute Olonós genannt, in dessen Gründen Artemis, von ihren Nymphen umgeben, Eber und Hirsche zu jagen pflegte, wie Homer erzählt. Zwischen ihm und der Voidias, die mit einem langen, kahlen Felsrücken nordwestlich aufragt, grüßt eine grüne Ebene und über sie hinweg verliert sich bis in duftige Ferne der Blick über das jonische Meer. Es ist der fruchtbare Küstenstrich südlich von Patras, wo der prächtige Wein der deutschen Gesellschaft „Achaia" gedeiht. Auch noch diesseits des Olonós glaubte ich in schwach sichtbarer Linie das Meer als Horizont wahrzunehmen und davor sah ich die sanft verlaufenden Hügelketten der Landschaft Elis, die mir Olympia und seine grüne Landschaft wieder vor die Seele riefen. Im Süden aber mußte ich auf genauere Bestimmungen verzichten. Da erheben sich zahllose Kämme mit einzelnen Kuppen, durch tiefe Furchen, die im allgemeinen in der Richtung Nord-Süd verlaufen, von einander geschieden; es ist das eigentliche arkadische Bergland, aus dem sich nur die Grenzscheide seiner beiden Hochebenen, der von Mantineia und Megalopolis, das Maenalosgebirge, deutlich hervorhebt. Die Krone dieser Aussicht bietet als würdiges Gegenstück zu den Bergen Mittelgriechenlands der Taygetos, dessen noch von Schnee schimmernder Rücken seine Umgebung weit überragt. Ferne Berge Messeniens, mir von einem mehrtägigen Ritte wohl bekannt, bildeten hier den Abschluß des Gesichtsfeldes. Ueber dieses Stück Erde wölbte sich ein fast wolkenloser Himmel und zwischen ihm und mir lag jene durchsichtige Luft, die auch das Entfernte plastisch erscheinen läßt und über die Weite des Raumes hinwegtäuscht. So vereinigte sich alles, um mir den Aufenthalt auf dem Chelmós unvergeßlich zu gestalten.

Der Abstieg, für den wir einen anderen Weg erkoren hatten, brachte uns wieder in die Ebene von Sudená, aber zu dem unteren Dorfe. Von da führte mich mein Arkadier auf die Stätte von Lusoi, wo die oben genannten Archäologen einen Artemistempel und andere dem heiligen Bezirke zugehörende Gebäude bloßgelegt haben. Dann bedurften wir noch eines weiteren zweistündigen Weges, um unsere Nachtstation, das Kloster Hagia Lavra, zu erreichen. Es gelang uns, noch vor Sonnenuntergang dort einzutreffen. Später lassen die Mönche nur ungern einen Wanderer ein. Als ich in dem Hofe saß, den eine mächtige Platane ziert, da erlosch hinter den Bergen die feurige Lohe der Sonne, die mir einen so genußreichen Tag heraufgeführt hatte.

Dr. Gustav Wilhelm.

Bücher.

Dr. Heinrich Lößl: Recht auf Unterhalt. Manz'sche Hof-Verlagsbuchhandlung. Wien, 190[illegible].

Wenn die Sozialpolitiker keine anderen Erfolge aufzuweisen hätten, als die Erzeugung moderner Anschauungen unter den Nationalökonomen und Juristen, so würde ihnen schon dafür Anerkennung gebühren. Es ist nämlich ein sehr erfreuliches Zeichen der Zeit, daß sich in den neueren Erscheinungen der wissenschaftlichen Literaturen recht freisinnige, dem sozialen Empfinden entsprechende Anschauungen geltend machen und dadurch nicht zuletzt auch zur Popularisierung der einzelnen Bildungsquellen beitragen. So mutet es denn sympathisch an, wenn der Autor des obbenannten Werkes die Aufgaben des modernen Staates an die Spitze seiner Betrachtungen stellt, wiewohl er betont, daß die Armenversorgung, die öffentlichrechtliche Sicherung des Unterhaltes mit Inbegriff der Arbeitsgelegenheit nur ein Teil im gegenseitigen System der staatlichen und privaten Gerechtigkeit ist. In seinen Darlegungen betont der Verfasser die Antithese, daß der Pflicht des Staatsbürgers, dem Gesamtinteresse Gut und Leben zu opfern, das Recht auf Existenz gegenüberstehen müsse, daß insbesondere das Recht jedes Einzelnen auf das Notwendige von allen anzuerkennen ist. Von großem Interesse sind die Abschnitte über das aus dem Eheverhältnis, aus entgeltlichen Verträgen entspringende Unterhaltsrecht, über die Unterhaltsforderung des unehelichen Kindes und den Familienunterhalt von Todes wegen. Der besondere Wert des Buches liegt darin, daß auch jeder Rechtsfreund darin Anregung und Belehrung finden wird

Dr. H. Herbatschek.

Revue der Revuen.

„Heimgarten“. Peter Rosegger schreibt folgende hübsche Glosse vom „Schuster“: Wenn ich ein Paar neue Stiefel brauche, so gehe ich zum Schuster, oder wenn kein solcher im Orte ist, zum Schuhmacher. Zum Schuhwarenfabrikanten mag ich nicht gehen. Der Schuster gibt gutes Leder, der Schuhwarenfabrikant zumeist nur einen hübschen Glanz. Aehnlich ist's auch mit dem Gerber und dem Lederfabrikanten, mit dem Schneider und dem Kleidererzeuger u. s. w. Ich habe kein rechtes Vertrauen zu Gewerbsleuten, denen die guten deutschen Namen ihres Handwerks nicht gut genug sind und die in ihrer Großmannssucht umständliche und voll klingende Bezeichnungen wählen, die oft viel Geringeres und Gemeineres besagen als die alten Titel. Handwerker ist mir zehnmal lieber, als Gewerbetreibender, der auch ein Schweinetreibender sein kann, weil ja das auch ein Gewerbe ist. Handwerker, das deutet auf ein persönliches Können, auf redliche Handarbeit, die ja heute von jedem vernünftigen Menschen gesuchter und geachteter ist als je. Gewerbetreibender, das weist auf Erwerb und Geschäft und besagt etwas Eigennütziges. Handwerker kann auch ein Fürst sein, wie ja nach alter Sitte jeder König und Kaiser ein Handwerk lernen soll. Und ist ihm dieses Handwerk stets ein Ehrentitel. Nie aber würde der Fürst mit der Bezeichnung Gewerbetreibender besondere Achtung einheimsen können. Da draußen in Schwaben sind vor kurzem die Schuster rabiat geworden. Sie taten sich zusammen und erklärten, nicht mehr „Schuster“ heißen zu wollen. Alle Welt glaube die Schuhwarenerzeuger mit dem Ausdrucke „Schuster“ beschimpfen zu dürfen, ja selbst die Behörden entblödeten sich nicht, die Bezeichnung „Schuster“ in Anwendung zu bringen. Das wollten sie sich aber länger nicht gefallen lassen, sie wollten Lederwarenfabrikanten oder mindestens Schuhwarenerzeuger genannt werden. Das zu einer Zeit, da sich jemand alle erdenkliche Mühe gab, um darzutun, daß das Wort „Schuster“ unter allen Umständen etwas Gediegenes und Tüchtiges, ja sogar Schöpferisches besage, so daß man Bismarck ganz gut den deutschen Reichsschuster nennen könne. Reichsschneider, das klänge schon dünner und zimperlicher. Das Wort „Schneider“ ist tatsächlich ein Ausdruck der Geringschätzung geworden für jeden, der nicht wirklicher Schneider ist. Für diesen aber ist und bleibt auch der Titel Schneider ein Ehrenname, als für einen, der das Tuch zuschneidet und aus demselben schlicht und recht Kleider macht. Wenn ich über einer Kleidermacherwerkstatt auf dem Schilde „Schneidermeister“ lese, so habe ich gleich Respekt vor dem Manne, das ist kein Großhansel, kein Flunkerer, das ist einer vom alten Schrott und Korn, der liefert gediegene Arbeit. Vom „Kleidererzeuger“, „Kleiderkünstler“, „Garderobeverfertiger“ (Verfertiger!) oder gar „Tailleur“ lasse ich mir nicht einmal einen Knopf einsetzen.

Die Witwenpension.

Von Anselm Heine.

(Schluß.)

Der abgehende Rektor hatte sein Referat über die Vorgänge seines Regierungsjahres beendet, jetzt machte seine Magnifizenz eine leichte Kopfneigung und der neue Rektor betrat das Rednerbühnchen. Der alte Rektor nahm seine dicke goldene Kette ab und händigte sie einem der drei in Gold und Rot starrenden Pedelle ein, die ihn würdevoll bewachten, dann nahm er seinen schweren, mittelalterlich verzierten Mantel ab und hing ihm seinen Nachfolger um, ebenso die Amtskette. Die Manipulation hatte einige Schwierigkeit, da der abgehende Rektor klein, der kommende ein Hüne war. Trotzdem ging alles gut, denn die beiden Herren hatten in der Stille bereits vor ihren Hausfrauen eine kleine Generalprobe der Aktion gehalten. Mit offiziell bescheidenen Schritten ging der Entthronte die Stufen hinab zu seinem Platze und saß nun in stillem Frackzivil neben seinen schön betalarten Kollegen.

Es war ein festlicher Anblick, diese starkfarbigen Samtgewänder und die markanten, selbstbewußten Gesichter darüber. Dem Rektorpulte gegenüber saßen in zwei abgezäunten Reihen die Honoratioren; der Kurator in seiner Uniform mit blinkenden Epauletten, der Bürgermeister und der übrige Magistrat, sowie die Abgesandten des Militärs. Rechtwinkelig zu ihnen, rechts und links vom Pulte, hatte in je vier Reihen der akademische Lehrkörper Platz genommen. Die Julisonne brannte heiß auf das Dach der Aula und ließ die Fenster weiß erscheinen. In großen grauen Flächen belebte sie die ernstschwarzen Soutanen der Theologen, lag in zitternden Flecken auf den viereckigen Samtbarrets, das jeder Professor auf dem Knie hielt, strich lange blaue Schattenfalten in das priesterliche Violett der Philosophen und machte das satte Kirschrot der Mediziner samtig. Nur das gelbe Scharfrichterrot der Juristen ließ sich nicht dämpfen und lindern, unbarmherzig prallte es die Sonnenstrahlen, die weich hineinsinken wollten, zurück, stand nun grell da und blendete. So sehr, daß die vier Dekane, die in schwarzseidenen Frauenröcken den Juristen gegenüber in der ersten Reihe saßen, unwillkürlich die Köpfe hinwegwandten. Vielleicht aber war ihnen der Vorwand willkommen, ein wenig hinaufzuschauen nach der Empore, wo ihre Frauen saßen, gebildet und wohlanständig unter einer beweglichen Girlande von Blumenhüten.

Eben gab es einen Höhepunkt da oben, der sich in ehrfurchtsvollem Rascheln kundgab. Die neue Magnifika und ihre Tochter, die Magnifikula, empfingen die Huldigungen der übrigen Damen. Dann blickten die jungen Mädchen wieder interessiert in den Saal hinunter und versuchten unter den mit Mützen buntbepunkteten Studentenscharen ihre Intimen an Pekesche und Schärpe zu erkennen. Ob sie heute Abend beim Fackelzug auch gehörig schwenken werden vor ihren Fenstern, denkt jede. Die Gesetzteren sehen nach den Privatdozenten, die, schwarz befrackt, die Folie abgeben für die bunten Talare.

Inzwischen hatte der neue Rektor, der nun Alleinherrscher des Rednerpodiums war, seine Rede begonnen.

Heiß wurde es und heißer, während er sprach. Aus den Talaren, die das ganze Jahr über sorgfältig verpackt gelegen hatten, strömte ein einschläfernder Hauch von Kampfer und Mottenkraut. Jeder Mensch eine kleine Heizmaschine, die Sauerstoff an sich riß und Stickstoff ausatmete. Und der Herr Rektor sprach — sprach!

Er erörterte gründlich die Tätigkeit des Kultusministers Eichhorn, die Zusammensetzung der damaligen Generalsynoden. Schwere Worte, wie „Kollektivpetitionen“ und „Februarpatentkompetenz“, staubten in die Luft hinein und machten sie dick. Mit mehr oder weniger Kunst wurde geschlafen, nur der Spezialkollege merkte auf und machte ein spöttisches Gesicht. Leise flog zum geöffneten Fenster ein weißer Schmetterling herein, setzte sich auf den bunten Stürmer eines Westfalen und ruhte dann auf der grell übersonnten, henkersroten Robe eines kleinen, gelblichbleichen Mannes aus. Auf einmal flatterte das Tier erschrocken auf. Der kleine Mann mit dem bleichen Gesicht war mit einem tiefen Seufzer ohnmächtig zur Seite gesunken.

Man hatte den Professor nach Hause geschafft. In einer der Kutschen, die für die Chargierten bestimmt waren, den Arzt zur Seite, fuhr er an der Straßenfront seines Häuschens vor. Kurz vor der Türe kam er wieder zum Bewußtsein.

„Ist es schlimm?“ fragte er den Arzt. „Das Letzte?“

Der zuckte die Achseln. „Vielleicht — bei äußerster Schonung könnte man ...“

Der Professor nickte. „Man soll nach dem Herrn Richter schicken, wegen meiner Heirat! Zum Richter!“ wiederholte er heftig, da der Arzt ihn erschrocken ansah. Dann fing er an zu lachen. „Das Drama ist zu Ende,“ sagte er, „jetzt kann das Satyrspiel beginnen!“

„Ja, ja“, erwiderte der Arzt beschwichtigend. Er begriff nicht recht: Wo kam auf einmal dieses Phantasieren her? War das schon das Ende?

Ueber dem Garten des Professors liegt heiße, satte Nachmittagsstille. In buntgoldenem Glanze sitzen reifen Früchte zwischen ihren Blättern, bereit, herabzufallen. Niemand pflückt sie, heute, da der Professor im Sterben liegt. Die Spatzen plustern sich schweigend und zufrieden neben ihren zernagten Kirschen auf den Zweigen. Niemand verjagt sie, heute, da die Haushälterin im Hause beschäftigt ist. Kein Ordnen, Hacken und Schelten stört den Frieden. Alles genießt!

Dicht sind die blühenden Reben von Bienen umdrängt. Durch die Sonnenstreifen schwimmt goldener Samen, der sich seinen Schoß sucht. Ein bräutliches Duften, Summen und Flügelschlagen liegt in der Luft. Nicht mehr das sehnsuchtsvolle Verlangen des Frühlings, sondern reifes, sicheres Umfangen schon.

Und hinein in diese Vereinigungstöne von Pflanzen und Tieren, hinein in das seßhafte Genießen dieses heißen Nachmittags klingt ein Ton, ein Geräusch, das gut hiezu paßt, ein leises, knackendes Saugen, unverkennbar der Ton von Menschenlippen, die sich schnell und kurz berühren.

Und da sitzen sie ja auch die Liebenden!

Auf der kleinen Plattform des Steintreppchens, das vom Gemüsegarten zur Küche heraufführt, ist eine Art Veranda hergerichtet. Ein paar Gummibäume, ein paar Kakteen, Petersilienkästen und ein halbes Dutzend Drähte, vom Boden aufgespannt, an denen sich bunte Winden ranken. Ein kleiner, rasch hergestellter, sentimentaler Ueberfluß, der sichtlich nicht nach dem Sinne des verstorbenen Fräuleins ist.

Und in dieser holden Blütenlaube sitzen sie.

Ein Tisch, dessen eines Bein bereits zur Hälfte über dem Treppchen schwebt, in der Mitte ein fest zusammengewürgelter Blumenstrauß. Es riecht nach Schokolade. Hinter dem Tische sitzen sie. Drei Personen. An der Respektseite die Frau Klempnermeister von drüben. Sie ist die Stiefmutter der Haushälterin, dünn und schmuddlig, in feierlichen, schwarzen Filethandschuhen, ein Blumenbügel, der als Hut dient, schief auf das dünne, grüngraue Haar gestülpt.

Ihr gegenüber ein junger Mensch mit unreinem Teint, der aussieht wie ein weicher, in die Länge gezerrter Frosch.

In der Mitte aber, an der breiten Seite des Tisches, dicht in den Rahmen der offenen Küchentür gepreßt, sitzt Karoline selber.

Sie sieht furchtbar aus. Ihr kropfiger Hals drängt sich aus einem kragenlosen, schwarzwollenen Kleide heraus, das so neu ist, daß man noch die Ladenbrüche an den Aermeln sieht. Oben ist die Taille mit einer großen runden, fleischfarbenen Brosche geschlossen. Die unglücklichste Wahl, die man treffen konnte, denn nun sieht es so aus, als setze sich das überflüssige Gebilde noch in kunstvoller Regelmäßigkeit dort fort. Nach oben rundet sich dieser enorme Frauenhals in einen flachen, fettig glänzenden Kopf mit grobem Gesicht zu. Die kurze, starke Hand dieser gewichtigen Frauensperson führt in kleinen Zwischenräumen das Taschentuch an Nase und Augen, die vom Weinen rot verschwollen sind.

„Ne, ach du liebe Giete, so frieh dahinzumissen! So en hibscher Mann!“

Wunderlich paßt der singende, gutmütige Dialekt, in dem alle B's und P's verwechselt werden, zu ihrer dräuenden Erscheinung.

„Und wie dassen er an m i r gehandelt hat! Richtig geheirat', mit 'nem Standesbeamten! Das kann ich ja gar nich verlangen!“ Und sie weint, daß es wackelt.

„Was schreifst de denn?“ fragt der junge Mann mit dem unreinen Teint zärtlich und tätschelt Karolinens unbeschäftigte linke Hand.

Die Klempnermeisterin nickt beileidig. „Ihm is nu bale wohl, Karline. Laas dich doch bedütt.“

Aber Karoline fährt fort: „Nur dassen er noch so zu leiden hat, der Gute, ich habe ja auch noch die Krankenschwester missen holen aus der Klinik und die, gleichwie der Herr Doktor, sprechen, er macht's nich mehr lange. Und alle die schenen Mebel, die nu mein sein sollen, und de Wäsche und 's Porzellan! Ach ne! Und wenn ich's nur gewußt hätte, daß ich heite wirde getraut werden, dann hätt' ich mich doch können en bißchen besser waschen und en Myrthenkränzchen hätt' ich mich auch gewunden.“

Der Lange, Weiche legt den Arm um sie. „Bisch still, Karline, bisch still! Uebers Jahr feiern mer widder Hochweit. M i r zwei beede.“

Die Frau Klempnermeister zieht den Mund zusammen. „Na, mache dich nu nur nich gar so mausig, Fritze, wo der Herr Professor noch nich richtig kalt ist. Ueberhaupt kannst du dir nur schmeicheln, daß du hier sitzen därfst, bei der jungen Frau. Ich bin doch wenigstens die leibliche Stiefmutter, gelle? Und das soll dir der Straauß da beweisen, Karline, den ich dir gebracht habe, als die Blüte meiner Liebe. Denn wie es heißt:“ — und sie stellt sich, so gut es bei der Enge gehen will, in Positur,

„Rosen, Lilien, Nelken,
Alle Blumen welken,
Kupfer, Stahl und Eisen bricht,
Aber unsere Freundschaft nicht.“

Sie setzt sich wieder. „Und womit hast denn du dich angestrenkt, Fritze, zu dem Hochzeitstage deiner hochverehrten Frau Braut? Wenn man fragen därfte!“

Fritz antwortet nicht und Karline legt ihm ein großes Stück Napfkuchen auf den Teller.

„Laß ihn zufrieden, Mudder, der Fritze hat's mehr innerlich. Er kann's nich so von sich gäben.“

In diesem Augenblicke hört man die Gartenpforte.

Karoline, die so tief in der geöffneten Tür sitzt, daß sie durch das Küchenfenster hindurch den Vorplatz beobachten kann, blickt hinaus.

„Das is de Emilie von Geheimrats. Die soll sich nu auch erkundigen. De Klingel haben se mir schon abgerissen. Ja, da kann mer seh'n, so einer ist er, mei Professor, so ä Berichmter. Und da heiratet er so ein dummes Trampel, wie ich bin, die gar keinen Pli nich hat.“ Sie schüttelt voll gerührter Dankbarkeit den Kopf.

Die Stiefmutter klopft ihr das Knie.

„Daß de immer noch sprichst „Der Herr Professor“. „Mein Mann“ mußte jetzt sprechen!“

„Ach Jesesne, ich bin so schanierlich!“ Damit verbirgt sie ihr Gesicht an der Brust ihres Verlobten.

Jetzt klingelt es und Karoline geht, Bescheid zu sagen.

Eine Pause entsteht.

„Scheenes Annwäsen!“ sagt Fritze endlich und macht eine besitzergreifende Bewegung in den Garten hinein.

„Sähre scheene!“ erwidert sein Gegenüber bedachtsam. „Aber wir werrens auch nich verkommen lassen.“

„Ihr? Das Annwäsen wird doch meine!“

Er wirft aus seinen kleinen leberbraunen Augen einen schrägen Blick hinüber. Die Klempnermeisterin sieht zur Seite auf die Windendrahte.

„Daderdrüber reden wir noch, Fritze. Ich kenne die Karline, a Luder is se ja, aber se hot a kindliches Herze und wird ihre leibliche Stiefmutter nicht vergessen in ihrem Glücke. Da kann mer nu sagen, was mer will.

Fritze blickt sinnend vor sich hin. Dann sagt er mit Ueberzeugung: „Dumm sin se ja, die Studierten. So a Mann, wie der Professor einer is, konnte der nich noch eene Junge, Hibsche nehmen? Eine aus seinem eigenen Stande? Aber nee, grade de Karline muß es sin!“ Er zeigt bedeutungsvoll nach der Stirn.

„Hast es der Emilie gesagt?“ fragt die Klempnermeisterin, da Karline eben mit [illegible] Tränenspuren wieder hereintritt.

„Ich darf ja nich. Ich hab's ihm je versprochen. Un was ich versprochen habe, das halt' ich.“

Die Klempnermeisterin sieht sie bewundernd an. „Aber sag' 'mal, is dir denn da der Mund nich weh vom vielen [illegible]?“

[illegible]

Wieder klingelt es. Diesmal im Hause. Karoline eilt und kommt mit einem Rezept zurück. „Spring 'mal nach der Apotheke, Fritze, gelle?“ Sie sieht ihn zärtlich an. Willig nimmt er das Papier. Im Begriff zu gehen, wendet er sich noch einmal ganz erschrocken um.

„Wenn er aber nur widder wärd, Karline?“

„Bisch nich dumm, Fritze, der wärd nich widder.“

Beruhigt schlenkert er ab.

„Willste noch ne Tasse Schokolade?“ fragt Karline. „Mir is so wie närrisch, mei Herze bäbbert mir ordentlich im Laaibe.“

Die Klempnermeisterin hat sich zurechtgerückt.

„Karline,“ fängt sie wichtig an, „nu will ich dir 'mal was sagen. Mit dem Fritze das paßt sich nich. Wenn du ihn denn wirklich nich lassen willst, den Flabs, denn ziehe ich zu dir, ich mit der Hulda und der Aaalwine. Denn hat die Sache ihren Aaanstand im Trauerjahr. Un nachher — was mußte ihn denn heiraten? „Frau Professorn“ lautet doch scheener als „dem langbeenigten Fritzen Seine“, gelle? Un ne Frau in deiner jetzigen Konduite kann aanstellen was se will. Zum Schatz behalten kannsten immer. Ich habe in feinen Häusern gedient, ich weiß, was schicklich ist.“

„Einen neuen Eisbeutel!“ Die Schwester kommt heraus in die Küche und geht nach der Speisekammer.

„Wie geht es denn unserm armen Herrn Professor?“ fragt die Klempnermeisterin beflissen.

Die Schwester horcht nach dem Arzte, der eben den Hausflur betritt. „Besser“, sagt sie flüchtig und eilt hinaus, seine Anordnungen zu hören.

Der Arzt nimmt Hut und Stock. „Ich gehe also jetzt, Schwester. Bleiben Sie hier und geben Sie Digitalis. Wir sind jetzt über den Berg. Er ist außer Gefahr.“

Karoline, die eben den Eisbeutel füllt, läßt den Gummisack fallen, daß die Eisstückchen herumspringen. Wie der Blitz fährt sie hinaus.

„Was denn, ist es denn wahr? Er bleibt leben?“

„Treues altes Tier“, denkt der Doktor und nickt ihr freundlich zu. Laut sagt er: „Ja, jetzt, da er d i e s e n Anfall überstanden hat, kann er 90 Jahre alt werden.“ Damit geht er weiter.

„Neunzig Jahre!!“ Karoline stürzt sich in blinder Wut auf die ahnungslose Schwester, sie schüttelt ihren Arm und kreischt: „Dieb! Dieb! Bestohlen hat er mich! Betrogen! Und wenn Fritze das erfährt! Er schlägt mich tot, er verläßt mich!“ Ihre Stimme geht in ein mißtöniges Heulen über.

„Aber was ist denn nur geschehen?“ fragt die Schwester. Sie sieht mit ihren dummen, runden Augen erstaunt um sich.

Die Klempnermeisterin sitzt wie vernichtet da. Ihr rotes, fast zerplatzendes Gesicht macht den Eindruck einer Karnevalsmaske.

Von drinnen klingelt es. „Der Professor!“ sagt die Schwester und rafft den Eisbeutel vom Boden.

Karoline heult: „Der Professor! Ja! Aber der kann lange klingeln. Neunzig Jahre!! Und nicht einmal kündigen kann ich ihm! Aber den Betrug soll er mir büßen! Neunzig Jahre! Keine ruhige Stunde soll er haben! Wovor soll ich mich denn nu noch fürchten? Den werde ich schön unter den Pantoffel nehmen!“

„Schreien Sie nicht so,“ sagt die Schwester, die nichts begreift, „in einem Hause, wo ein Kranker ist, muß Ruhe sein.“

„So, Ruhe! Wenn ein unschuldiges Mädchen um ihr Lebensglück bestohlen wird, nachher soll man auch noch ruhig sein! Aber ich will ihm das Leben zur Hölle machen! Ja, freu dich nur, freu dich nur, du!“

Mit einem hysterischen Geschrei ballt sie die Faust gegen das Genesungszimmer.

Die Schwester ist jetzt mit dem Füllen des Eisbeutels fertig geworden und geht gleichmütig an ihre Pflicht. Mechanisch murmelnd zieht sie ihren Rosenkranz und ruhig geht die Walze ihres in Fatalismus versteinten Geistes über das Geschehnis hinüber, irgend einem Himmel der Gerechtigkeit entgegen.

Drunten aber, bei denen, die noch im Leben stehen, spielt die Burleske des Daseins weiter. Manchmal nur, wenn einer der Akteure den Blick erhebt, gewahrt er plötzlich da oben eine mächtige Gestalt, die sitzt auf ihrem Weltenthrone und lacht und lacht.

Man hört es förmlich....

Stimmen aus dem Publikum.

Die Zeit.

XL. Band. Wien, den 29. Oktober 1904. Nummer 526.

Taaffe redivivus.

In Oesterreich wird wieder einmal experimentiert. Es sieht wie etwas Neues aus, und doch ist es eigentlich das Alte; denn unsere ganze halbhundertjährige, konstitutionelle Aera ist nichts als eine lange Reihe von Experimenten. So abgebraucht der Vergleich unserer öffentlichen Zustände mit einer schweren Krankheit ist, man muß sich des unerquicklichen Bildes immer wieder bedienen. Es ist eine Krankheit, der die Aerzte ratlos gegenüberstehen; da man eine sichere Heilmethode nicht kennt, versucht man es bald mit dieser, bald mit jener Kur. Jede wird mit Hoffnungen begrüßt, jede bringt die obligate Enttäuschung, und wenn schließlich die alte, bittere Arznei abgetan ist, steht schon wieder eine neue, süße auf dem Tisch. Nützt es nichts, so schadet es nichts. Der Wechsel des Heilmittels erregt wenigstens für einige Zeit die neugierigen Erwartungen des Kranken, und diese kleine Aufmunterung sieht schon wie eine leichte Besserung aus. Allerdings erschöpft sich endlich das Repertoire. Aber dann fängt man eben wieder von vorne an — vielleicht merkt's der Patient nicht. So lange er selber fähig bleibt, zu hoffen, brauchen auch die Aerzte keine Pessimisten zu sein.

Auch das österreichische Repertoire scheint bereits erschöpft. Aber die guten, hoffnungsstarken Patrioten, die wundergläubigen Parlamentskinder, die hausseevergnügten Börsenleute, alle die Wackeren, die jetzt die neuen Ministerernennungen und Parteischiebungen wie eine Erlösung begrüßen — sie merken's nicht, daß dieselbe Flasche schon einmal neben dem Bette stand. Das ist ja schon so lange her! Die neuesten Kuren sind zumeist wie die neuesten Salonwitze: uralt, aber just darum auch schon gründlich vergessen. Graf Taaffe, der große Meister der kleinen Politik, dessen gelehrigster und tüchtigster Jünger Herr v. Koerber ist, hat seinerzeit genau das nämliche getan, was jetzt geschieht. Wenn er ins Stocken kam, mußte ihm irgend ein Ressortministerwechsel vom Flecke helfen. Es war damit gar nichts Besonderes beabsichtigt oder geleistet, aber den Parteien war wieder ein Brocken hingeworfen, an dem sie zerren und nagen konnten, sie waren beschäftigt, in Atem gehalten — und wenn sie auch nicht gerade das taten, was der Minister wünschte, so unterließen sie nun doch wenigstens, was er fürchtete. Diese Art, die Parteien durcheinander zu jagen, hinzuhalten, zu beschäftigen, unschädlich zu machen, ist zwar nicht Staatskunst, aber eine hübsche politische Kunst ist es doch. Graf Taaffe verstand sich darauf — man kann nicht sagen, wie kein Zweiter, denn wir haben ja eben jetzt den Zweiten, der es ebenso versteht. Aus Verlegenheiten peinlichster Art sich mit glatter Sicherheit herauswickeln, in schwierigen Situationen, wo es scheinbar keinen einzigen Ausweg mehr gibt, deren gleich drei auf einmal entdecken, zwischen Gegensätzen, die mit zermalmender Wucht gegen einander stoßen, lächelnd durchschlüpfen, das sind Dinge, die nicht jedermann kann. Ein Minister von solchen Talenten ist zwar nicht der Retter aus der Not, dessen Oesterreich bedarf, aber er wird doch immer den Anschein zu erwecken wissen, als wäre er es. Er ist kein Befreier, aber ein tröstender Zeitvertreiber. Graf Taaffe spielte diese Rolle mit Frivolität — Herr v. Koerber tut noch ein Uebriges, er bringt ein angenehmes Pathos, eine behagliche moralische Wärme mit. Es ist ein ganz merkwürdiger Anblick: so eine tugendhafte Schlange!

Alle Parteien, die sich jemals mit dem Grafen Taaffe einließen, haben es schließlich bereut, und doch konnte keine recht von ihm loskommen. Dieselbe unheimliche Geschicklichkeit arbeitet auch jetzt im österreichischen Parlamente und mit demselben Erfolg. Auf allen Seiten herrscht Mißtrauen und doch rückt man von allen Seiten vertraulich heran. Es gibt lauter Regierungsparteien und lauter Oppositionen. Alles dreht sich um den herrschenden Mann, als ob sich in dem Mann und seiner Herrschaft alle österreichischen Staatsfragen konzentrierten. Es ist fast in jedem Detail das nämliche Parlamentsbild, wie etwa vor anderthalb Jahrzehnten. Auch damals sah es ja so aus, als ob uns leidlich geholfen wäre, und heute fühlen wir uns wiederum so halb und halb gesund. Der Arzt, der zwar nicht der Krankheit, aber dem Patienten überlegen ist, verschreibt mit einer Miene, die das Höchste verheißt, ein Rezept. Anno dazumal blieb es wirkungslos, aber wer erinnert sich noch daran? Heute muß es Wunder wirken. Taaffe redivivus bürgt dafür.

Die Börse quittiert diese Bürgschaft mit „fester Tendenz". Sie sieht bereits Ausgleich und Handelsverträge unter Dach, sie wittert neue Investitionen, Eisenbahnverstaatlichungen, große Kreditgeschäfte — und die Kurse steigen. Vermutlich wird es im Parlament bald wieder einen Millionenbewilligungsrausch geben, wie im Jahre 1901, und die [illegible]zifrigen Vaterlandsfreunde werden die fröhliche Weise anstimmen: „Oesterreich ist!" und alle kleinen Gimpel werden es enthusiastisch nachpfeifen. Das sind die aufgepulverten Lebensgeister zwischen zwei Kuren, zwischen der alten fehlgeschlagenen und der neuen verheißungsreichen, zwischen der einen, die bereits enttäuscht hat, und der anderen, die erst enttäuschen wird. Es ist keine dankbare Aufgabe, in solchen Tagen kalt und nüchtern zu bleiben und den geschätzten Mitbürgern die Abkühlung und Ernüchterung vorauszusagen. Aber bei aller Anerkennung einer politischen Kunstfertigkeit, die solche Effekte hervorzuzaubern vermag, die eine Volksstimmung düsterer Resignation plötzlich in rosenroten Sanguinismus umzuwandeln weiß, muß es doch gesagt werden, daß die österreichischen Staatsprobleme viel zu ernst sind, als daß sie durch Taschenspielerei, sei es auch die blendendste, zu lösen wären. Wer, zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen, dem Nationalitäten- und Sprachenstreit nicht mit einem bestimmten Programm entgegentritt und für dieses Programm nicht die feste und dauernde Mitwirkung der maßgebenden höchsten Kreise sichert, der wird mit aller Mühe und allem Talent immer nur Scheinerfolge erzielen und wird, wenn diese verpufft sind, ratlos wieder vor dem alten Elend stehen. Mitten in der Volksvertretung, durch offene, klare Entwicklung der entscheidenden Grundsätze ist die Sanierungsarbeit aufzunehmen. Gewiß wird das Kämpfe kosten, aber ohne Kampf kein Sieg. Die Diplomatie, die den Reibungen ausweicht, hinter den Kulissen arbeitet und die Parteien durch überraschende Verwandlungen zu entwaffnen und zu entkräften sucht, mag vorübergehende Kabinetstriumphe einheimsen, aber der Staat wird dabei leer ausgehen. Man regiert nicht für den Augenblick, sondern für die Zukunft, nicht für sich, sondern für das Volk. Fristerstreckungen — „Fortwursteln" hat es Graf Taaffe genannt — sind ja bei Medizinern wie bei Juristen gleich beliebt; aber damit läßt sich keiner Krankheit beikommen und kein historischer Prozeß gewinnen.

E. W.

Die Dürre und die hohe Politik.

So oft den Leuten das Wetter abnorm vorkommt, schauen sie nach einer kosmischen Ursache aus; so sind wiederholt kalte Sommer auf die Sonnenflecke zurückgeführt worden. Mein Laienverstand liefert mir jedoch vier hinreichende Gründe, mich um solche Erklärungsversuche nicht zu kümmern. Erstens ist in der Zone der veränderlichen Niederschläge Unregelmäßigkeit die Regel und das Abnorme die Norm. Im höchsten Grade gilt das von Europa, und im allerhöchsten von Mitteleuropa, unserer Heimat, denn es gibt keinen anderen Fleck auf der Erde, welcher der Einwirkung so vieler Wetterfaktoren ausgesetzt wäre, deren Zusammenwirken eine unendliche Zahl von Kombinationen zuläßt und darum eine unendliche Reihe unberechenbarer Abwechslungen schafft. Zweitens könnte die Sonne doch nur durch Verstärkung oder Verminderung ihrer Wärmestrahlung das Wetter beeinflussen. Nun geben aber die letzten zwei kalten Sommer z. B. gar keinen Grund ab, eine Verminderung der Sonnenstrahlung zu vermuten, weil das Wärmeminus des Sommers durch eine abnorm hohe Wintertemperatur ausgeglichen wurde; wir haben — das war das Charakteristische dieser Jahre — Jännertage und Julitage gehabt, an denen das Thermometer um Mittag + 12° R. im Schatten zeigte. Drittens ist das Netz der meteorologischen Stationen vorderhand noch so unvollständig, daß ich mir nicht vorstellen kann, wie die Meteorologen imstande sein sollten, eine Wärmeab- oder Zunahme für die ganze Erde zu ermitteln, wenn wirklich Schwankungen vorkommen sollten. Viertens endlich hätte die Ermittlung keinen praktischen Wert, weil wir auf die Sonne keinen Einfluß haben, während die Ermittlung irdischer Wetterursachen unter Umständen praktisch wertvoll sein kann. Einmal der vorläufig noch so überaus unsicheren Prognose wegen. Wenn wir z. B. im Winter wüßten, wie tief an jedem Punkte Europas und des westlichen Asiens die Schneedecke und bis zu welcher Tiefe der Boden gefroren ist, und im Frühjahr dann, wie viel Kubikkilometer Eis sich aus der arktischen Zone in den Atlantischen Ozean verirrt haben, so ließe sich berechnen, wie viel Wärmeeinheiten durch die Schmelzarbeit werden gebunden werden, und daraus ließen sich Schlüsse auf die wahrscheinlich vorherrschende Windrichtung ziehen. Dann aber kann der Mensch auf einige der irdischen Wetterursachen einen bescheidenen Einfluß üben.

Ansiedlung und Bodenkultur verändern den Wärmegehalt des Bodens und damit natürlich auch den des darüberstehenden Luftmeeres, wenn dieser auch nicht allein von seiner Unterlage abhängt, da ihn [illegible]

Winde bald von fernher Wasser zuführen, bald solches in die Ferne entführen. Austrocknung der Sümpfe und Moore und Entwaldung eines Landes vermindern seinen Wasserreichtum, und diese Beraubung, die anfänglich als Beseitigung eines Uebermaßes eine Wohltat sein kann, wird bei steigender Volksdichtigkeit ein wenig durch die Ausdehnung des Anbaues über das ganze Land aufgewogen, die auch manches Stück nackten Fels- und Sandbodens mit einer Pflanzendecke und einer Humusschicht überzieht. Sollte aber auch eine rationelle Anbau-, Wald- und Wasserwirtschaft das Wetter nicht im mindesten beeinflussen, die Zahl der örtlichen Niederschläge weder vermehren noch vermindern können, so hat sie doch die Menge des schon niedergeschlagenen Wassers, des wirtschaftlich wichtigsten Wetterprodukts, bis zu einem gewissen Grade in der Gewalt.

Daß es in einem Sommer, der diesen Namen verdient, selten regnet, ist selbstverständlich. Wenn sich die Luft über einem hunderttausend Quadratmeilen großen Gebiete gleichmäßig erwärmt hat, so fehlt eben die Bedingung der Wolkenbildung: die zur Verdichtung des dünn zerteilten Wasserdampfes erforderliche Abkühlung; in Italien regnet es, so viel ich weiß, trotz der Nähe des Meeres im Hochsommer nur sehr selten. Aber spärlicher oder ganz ausbleibender Sommerregen muß keineswegs notwendigerweise Wassermangel erzeugen. Sache des Menschen ist es, den Ueberfluß der nassen Jahre für die trockenen aufzusparen. Davon ist nun in den letzten Jahrzehnten das Gegenteil geschehen. Als ich zum erstenmale — in Baden — sah, wie durch die Geradelegung der Flüsse die Schönheit der Landschaft vernichtet und viel Gemütlichkeit zerstört wurde, da tröstete es mich, zu vernehmen, daß Fachmänner diese Wasserwirtschaft nicht bloß für unästhetisch, sondern auch für irrationell erklärten, weil sie das Wasser zwinge, auf dem geradesten Wege und übermäßig rasch dem Meere zuzueilen, und es so hindere, im geschlängelten Lauf eine breitere Fläche unmittelbar zu tränken, und bei längerem Verweilen innerhalb des Landes in größerer Menge zu verdunsten. Diese vereinzelten Gegner der neueren Wasserwirtschaft, die schon vor dreißig und etlichen Jahren Talsperren und Staubecken als das richtige anempfahlen, wurden damals nicht gehört; das vorjährige Hochwasser und die heurige Dürre haben ihrer Ansicht zum Durchbruch verholfen. Es sind nicht laienhafte Zeitungsschwätzer, sondern Fachmänner, die unter dem Beifall des Publikums und der Behörden folgendes ausführen.

Die bisherige Wasserwirtschaft hat die doppelte unheilvolle Wirkung, daß jedes Hochwasser furchtbare Verwüstungen anrichtet, und daß es in regenarmen Sommern an Wasser gebricht. Nicht bloß das Geradelegen, sondern auch das Damm- und Deichsystem beschleunigt den Abfluß. Denn bei hohem Wasserstande wird das Wasser durch die Dämme gehindert, sich soweit auszubreiten, als es ihm seine Menge gestatten würde. Nicht zwar der überschnelle Abfluß ins Meer, aber der beschleunigte Durchfluß an einzelnen Stellen und verhängnisvolle Stauungen werden durch Eisenbahndämme, zu enge Eisenbahn- und andere Brücken, zu nahegerückte Gebäude und Baumpflanzungen bewirkt, und diese Beschleunigung verstärkt die lebendige Kraft des Wassers in dem Maße, daß es das Flußbett aufwühlt, die Ufer zerreißt und selbstverständlich alles ihm in den Weg gestellte Menschenwerk zertrümmert. Dieses dient ihm dann als Werkzeug zu weiteren Zerstörungen; mit den fortgerissenen Bäumen und Balken reißt es Brückenpfeiler um u. s. w. Solchen Verheerungen kann nur vorgebeugt werden, wenn man dem Wasser seinen natürlichen geschlängelten Lauf läßt, wenn man ihm gestattet, sich auszubreiten, wenn man die seine Zerstörungskraft herausfordernden Hindernisse beseitigt, und sich darauf beschränkt, einen Teil der zu Tale stürzenden Wassermenge im Quellgebiet aufzuhalten, was durch ein doppeltes System von einigen großen Talsperren und vielen kleinen Sammelbecken geschehen kann, die dann in trockenen Sommern die Flußläufe zu speisen und die Fluren zu tränken haben. Um e i n e Schwierigkeit pflegen die Fachmänner noch vorsichtig herumzugehen. Eine vollkommen rationelle Wasserwirtschaft würde fordern, daß alles Gelände, welches unmittelbar an einem zu Ueberschwemmung geneigten Flusse liegt, nur als Wiese oder Weide benützt würde, und daß man solchen Gewässern weder mit Aeckern, noch mit Gebäuden unmittelbar zu Leibe rückte. Das scheint in dichtbevölkerten Gegenden der hohe Bodenwert zu verbieten. Daraus sollte man aber die Lehre ziehen, zu der auch viele andere Umstände hinleiten, daß Volksdichtigkeit gleich allen andern guten Dingen nur bis zu einem gewissen Grade ein Segen ist. Eine sehr beachtenswerte Bemerkung hat der „Vorwärts" gemacht. Die Schauergeschichten, die man von dem niedrigen Wasserstande der Spree und der Havel erzählt, seien erfunden. Diese beiden Flüsse litten nicht in demselben Maße durch den Regenmangel wie Oder und Elbe. Da sie nur ein sehr unbedeutendes und streckenweise gar kein Gefälle haben, breiten sie sich bekanntlich an den ebensten Stellen zu Seen aus, und [illegible] mit der Not, auf die richtige Wasserwirtschaft, die nur darin bestehen [illegible] den Vorteil [illegible] den beiden [illegible] Strecken die Natur besorgt hat. [illegible]

Auch alle Sümpfe und Moore auszutrocknen, kann für Klima und gleichmäßige Bewässerung nicht vorteilhaft sein. Ob unser Waldbestand in einem für beides nachteiligen Grade abgenommen hat, vermag ich nicht zu beurteilen. Jedenfalls haben wir dem Domänenfiskus und den Magnaten dafür dankbar zu sein, daß sie ihre Forsten pflegen, und einigen der verbündeten Regierungen, besonders der von Baden, dafür, daß sie auch dem kleinen Privatbesitzer nicht gestatten, seinen Waldbestand zu devastieren oder eingehen zu lassen. Aber es werden Stimmen von Kundigen laut, die behaupten, die Forstwirtschaft sei in den letzten Jahrzehnten allzu rationell geworden — vom Rentabilitätsstandpunkte aus. Um des höheren Geldgewinnes willen rotte man den Laubwald aus und ersetze ihn durch Nadelwald; dieser aber sauge bei weitem weniger Wasser auf und behalte demnach eine weit geringere Menge zurück als sein dem Untergange geweihter und doch auch viel schönerer Bruder.

Nicht eine bedenkliche Forstpolitik, sondern frevelhafte Waldverwüstung wird nun in dem westlichen Ausläufer Asiens, an dem unser eigentliches Europa als ein System von Halbinseln hängt, seit längerer Zeit, und je länger desto intensiver betrieben, und das ist nun der Punkt, auf dem die Wasserfrage ein Gegenstand der hohen Politik wird oder doch werden sollte. In einem Lande, dessen Volk unwissend und indolent, dessen Adel despotisch ist, dessen genußsüchtige, gewissenlose und bestechliche Beamtenschaft Amt und Volk nur als Ausbeutungsobjekte behandelt, versteht sich, wenn es Wald hat, sinnlose Waldverwüstung von selbst, und diese muß in beschleunigtem Tempo vor sich gehen, sobald bei steigender Volksdichtigkeit der moderne Kapitalismus mit seinen Verkehrsmitteln eindringt, mögen diese vorläufig auch in Rußland noch im Anfangsstadium ihrer Entwicklung stecken. Die Waldverwüstung ließ sich also a priori voraussetzen, und sie ist in den letzten Jahren von vielen, die das Land bereist haben, bezeugt, u. a. von Lehmann und Parvus, die ihren Reisebericht 1900 unter dem Titel: „Das hungernde Rußland" herausgegeben haben. Von Forstwirtschaft ist keine Rede. Was in den amtlichen Berichten als Wald verzeichnet wird, ist vielfach nur Jungholz und elendes Gestrüpp. Anderes Brennmaterial als Holz hat man nicht, selbst die Lokomotiven wurden anfangs ausschließlich mit Holz geheizt, bis man in letzter Zeit auf der Staatsbahn Erdöl zu verwenden angefangen hat. Auch zum Häuserbau wird von den Bauern, die über 80 Prozent der Bevölkerung ausmachen, nur Holz verwendet, und es muß sehr viel gebaut werden, denn im eigentlichen Rußland allein brennen jährlich 160.000 Gebäude ab. Die Eisenbahn könnte für das Land, dessen Straßen elend sind und dessen Not durch den Mangel an Verkehrsmitteln erhöht wird, ein Segen sein, aber für den Wald ist sie ein Fluch, denn der Holzhändler benutzt sie, und die Verwertung der Holzbestände ist natürlich bei dem Fehlen einer ordentlichen Forstwirtschaft Devastierung. Mit der Waldverwüstung geht die Verwahrlosung des Ackerbodens durch eine primitive und unvernünftige Bebauung Hand in Hand und beide richten das Land zugrunde. Und mit der Bodenverschlechterung stellt sich in Wechselwirkung die Verschlechterung des Klimas ein. Die Niederschläge werden seltener; fällt einmal Regen, so ergießt er sich mit verwüstender Heftigkeit; die Sümpfe trocknen aus, die Quellen versiegen, die Stürme durchbrausen die schutzlose Ebene ungehindert, führen den in trockenen Staub verwandelten Boden fort, soweit er nicht steinhart geworden ist, und bringen dafür sibirischen Steppensand. Wo es noch Wälder gibt, steht es auch um den Acker ein wenig besser.

Das geht nun uns Deutsche in mehrfacher Weise an. Erstens kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sich die Klimaveränderung des gewaltigen Osteuropas auch in dem benachbarten kleinen Mitteleuropa fühlbar machen muß. Es ist wohl zu beachten, daß auch in den letzten kühlen und trüben Sommern, obwohl es da oft regnete und ein paar Tage reichlichen Regens aus den oben angegebenen Gründen arge Verheerungen anrichteten, die Gesamtmenge der Niederschläge hinter dem Jahresmittel zurückgeblieben ist. Zweitens kann es uns bei unserer enorm wachsenden Bevölkerung nicht gleichgiltig sein, daß die letzte europäische Kornkammer eingeht. Rußland könnte bei rationeller Bewirtschaftung auch heute noch gewaltige Getreidemengen für die Ausfuhr erzeugen. Daß es nicht einmal für die eigene Bevölkerung genug erzeugt, und die Ausfuhr durch eine ebenso grausame als unvernünftige Finanzpolitik erzwungen wird, ist bekannt. Drittens endlich sind Rußland und Westasien das natürliche Kolonisationsgebiet der Deutschen, unendlich viel mehr wert als ganz Afrika, und das geht uns nun verloren, wenn der Steppenwind den Boden teils fortweht, teils versandet. Man wende nicht die schon stark angeschwollene Eigenbevölkerung Rußlands ein; diese wird verhungern, wenn sie sich selbst überlassen bleibt. Kommen ihr dagegen bei Zeiten fleißige, verständige, energische Deutsche zu Hilfe und nehmen die Bewirtschaftung in die Hand, dann kann das Land leicht die doppelte Zahl der heutigen Bevölkerung ernähren.

Diese drei Umstände machen den Zustand Rußlands für uns so wichtig, daß alle afrikanischen und ostasiatischen Fragen dagegen verschwinden. Diese sind, für Deutschland wenigstens, nur Spielereien [illegible] kosten Geld und Menschen und haben mit unseren [illegible] zu schaffen. Die russischen Fragen sind

Existenzfragen für uns. Warum werden sie von unseren Diplomaten teils falsch behandelt, teils gar nicht berührt? Weil Rußland ein souveränder Staat ist und man sich in seine Angelegenheiten nicht einmischen dürfe? Polen war auch ein souveräner Staat und die Nachbarn haben es geteilt. Der Kirchenstaat und Neapel sind souveräne Staaten gewesen, und die Großmächte haben sie bevormundet. Die Türkei ist ein souveräner Staat und sie wird bevormundet. Die uns so verderbliche russische Schandwirtschaft aber wird durch Dienste, die man der russischen Justiz und Polizei und den Grenzkosaken erweist, und durch Anleihen gestützt. Diesem Treiben der Diplomatie gegenüber müßte endlich einmal die Losung ausgegeben werden: Vernünftige aller europäischen Länder, vereinigt euch!

Neiße. **Karl Jentsch.**

Wohnungsreform.

In Frankfurt a. M. tagte kürzlich ein Kongreß für Wohnungsreform. Von England abgesehen, ist es das Deutsche Reich, wo das Wohnungsproblem am ernstesten angefaßt wird. Wir hier in Oesterreich traben gemächlich hinterdrein, vielleicht gerade deshalb, weil wir die schlimmsten Wohnungsverhältnisse haben und hier die Haus- und Grundbesitzer in Stadt und Land eine omnipotente Rolle spielen. Es wäre aber ein Verkennen der tatsächlichen Verhältnisse wollte man diese Ochlokratie ausschließlich für den Stillstand der Reformbestrebungen verantwortlich machen. Die Indolenz und Interesselosigkeit der herrschenden und regierenden Klassen trägt nicht minder Schuld. Diese Interesselosigkeit und Gleichgiltigkeit zu beheben, hat die „Oesterreichische Gesellschaft für Arbeiterschutz“ im Frühjahr dieses Jahres einen Vortragszyklus veranstaltet, der einzelne Probleme der Wohnungsfrage zu behandeln unternahm, ohne den Gegenstand zu erschöpfen. Auch der Vortrag über „Wohnungsämter und Wohnungsinspektion“, der eben als sechstes Heft der Schriften der Gesellschaft für Arbeiterschutz erschien,*) begnügt sich damit, über die Frage eine kurze Uebersicht, unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Verhältnisse, zu geben; allein das gerade ist bei der herrschenden Sachlage ein Verdienst, weil es sich ja zunächst „nur“ um eine propagandorische Förderung der im übrigen wissenschaftlich genugsam erörterten Angelegenheit handelt. Denn, wie der Verfasser der Schrift, Herr Dr. Emil Ritter von Fürth, mit Recht hervorhebt, fehlt es bei uns vor allem an der Erkenntnis des wirklichen Zustandes, ein Fehler, der das volle Bewußtsein der in der Wohnungsnot — das Wort im weitesten Sinne genommen — verborgenen Gefahren nicht aufkommen läßt und damit in weiterer Folge eine Reform verhindert, die von Jahr zu Jahr dringender wird.

Wie soll nun diese Erkenntnis der Wohnungszustände herbeigeführt werden? Durch die systematische Untersuchung aller in Betracht kommender Momente im Wege der Statistik und der Enquete, wozu noch ergänzende Einzelschilderungen zu treten hätten. Um diese Momente kennen zu lernen, wären die vorhandenen Wohnungen nicht nur, sondern auch die zu erbauenden einer ständigen Aufsicht und Beobachtung zu unterstellen. Frägt es sich nur um das Was und Wie? Die Zählung der leerstehenden Wohnungen, um den Bedarf zu erfahren, genügt nicht, so wichtig die Kenntnis von Angebot und Nachfrage auch auf diesem Gebiete ist. Der Wohnungsmarkt müßte ferner die örtliche und die Preislage der Wohnungen umfassen, ein Moment, das bisher nicht genügend beachtet wurde und dessen Berücksichtigung umso leichter ist, als es ja heute schon vielfach in den Annoncen der Zeitungen — dem einzigen Wohnungsnachweis, dem gegenwärtig praktische Bedeutung zukommt — zum Ausdruck gelangt. Die Höhe der Miete ist so wichtig, daß ein Wohnungsnachweis, der dieses Moment vernachlässigt, fast wertlos genannt werden muß. Unsere Wohnungstheoretiker wissen zwar, wie sehr die Lage einer Wohnung, die Entfernung vom Arbeitszentrum einer Stadt, die Transportkosten dahin und die mehr oder minder hygienisch günstige Umgebung die Preislage der Wohnungen beeinflussen; aber in all den bisher gemachten Vorschlägen zeigt sich, daß die volkswirtschaftliche Seite des Problems lange nicht so gewürdigt wird, wie die sittliche oder hygienische. Und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß erstere weit wichtiger und schwieriger lösbar ist, als letztere, die durch eine entsprechend gearbeitete Bauordnung und eine sanitäre Kontrolle die erforderliche Rücksichtnahme erfahren kann. Damit soll keineswegs der Meinung Vorschub geleistet werden, als ob die schweren Sittlichkeits- und Gesundheitsgefahren überfüllter oder hygienisch schlechter Wohnungen zu unterschätzen sind. Im Gegenteil! Es soll vielmehr darauf hingewiesen werden, daß die strengste Wohnungsinspektion und die schärfste Baukontrolle Palliative sind, ohne die Verwohlfeilung der Mietpreise und daß alle Wohnungspolitik schließlich auf die Frage hinausläuft: Wie baut man billige und praktische Wohnungen? Eine unnachsichtige Bekämpfung des Bodenwuchers, eine rücksichtslose Unterdrückung der Häuserspekulation — das ist das Alpha und Omega jeder erfolgreichen Wohnungspolitik. Zu diesem Zwecke bedarf es eines guten Wohnungsgesetzes mit sicherer Garantie für seine wirksame Handhabung, aber auch — und vor allem — einer tatkräftigen Förderung der Bau- und Wohngenossenschaften durch Staat, Land und Gemeinde und der Unterstützung aller auf den Häuserbau gerichteten Bestrebungen. Je größer die Konkurrenz auf dem Wohnungsmarkte ist, desto billiger werden sich die Mietpreise gestalten, desto mehr werden die Ueberfüllung der Wohnungen und die übrigen Uebelstände sich mildern. Selbstverständlich sollen darüber die sanitätspolizeilichen Maßnahmen nicht vernachlässigt werden. Auf sie hat die Bauordnung und das Wohnungsgesetz in gleicher Weise Bedacht zu nehmen. Luftraum und Bodenfläche müssen genügend groß, für Familienwohnungen muß eigene Kochstelle, eigenes verschließbares Klosett und eigener Ausguß vorhanden sein. Für Licht- und Wasserzuleitung ist gleichfalls zu sorgen, und zwar durch die Gemeinde selbst, um die Kosten möglichst niedrig zu halten. Aber auch die anderen Bedürfnisse des Familienhaushalts dürfen nicht übersehen werden, soll nicht eine indirekte Teuerung der Wohnung eintreten. So ist für bequeme und ausreichende Gelegenheit zum Reinigen der Wäsche vorzusorgen durch eigene Wasch- und Trockenkammern. Endlich muß auch die Möglichkeit gegeben sein, für den Großeinkauf von Heizmaterial und gewissen Bedarfsartikeln durch Beistellung genügend großer Nebenräume. Das Kargen der Hausbesitzer mit dem Wohnungs zubehör hat vielfach eine Verteuerung des Haushalts zur Folge. Kohle, Holz, Kartoffeln, Mehl, Früchte und viele andere für den Haushalt notwendige Gegenstände und Artikel könnten auch von kleinen Familien zu billigen Engrospreisen angeschafft werden, wenn in der Wohnung Platz für die Aufbewahrung vorhanden wäre. Wie sehr gerade diese Seite der Frage von den Wohnungsreformern ignoriert wird, sie ist neben der hygienisch-sanitären vielleicht die wichtigste, weil sie die wirtschaftliche Empfindlichkeit des Mieters berührt, die nicht bloß unter der teueren Wohnung, sondern auch unter dem verteuernden Einfluß des Platzmangels in derselben zu leiden hat. Die Beschränktheit im Raume, den der Hausagrarier — seinerseits allerdings wieder vom unersättlichen Staats- und Kommunalfiskus getrieben — in der penibelsten Weise ausnützt, führt eine nur zu sehr unterschätzte Belastung des Budgets gerade der kleineren und mittleren Haushaltungen herbei, und es ist daher notwendig, nicht bloß aus gesundheitlichen, sondern auch aus ökonomischen Gründen für eine entsprechende Ausgestaltung der Wohnungen einzutreten. Kann sich der kleine Mieter auch kein Badekabinett bezahlen, so soll ihm wenigstens ein genügend großer Raum im Keller und auf dem Dachboden zur Verfügung gestellt werden, der es ihm ermöglicht, wenigstens teilweise vom Detailverschleißer sich unabhängig zu machen. Daß für Familien mit Kindern auch ein geräumiger Hof eine wichtige Rolle spielt, ist bekannt. Kurz, geräumiger Hof, Keller und Boden sind unentbehrliche Adnexe der eigentlichen Wohnung und wirtschaftlich bedeutungsvoll wie diese selbst.

Dreierlei Art sind die Mißstände unseres Wohnungswesens: Teuerung der Mietpreise, Ueberfüllung und Platzmangel, Gesundheitsschädigung und indirekte Verteuerung des Lebensunterhaltes. Die hygienisch sittlichen Gefahren, wie die bautechnischen Uebelstände unpraktischer Wohnungen haben ihre Quelle im ökonomischen Uebel, den hohen Wohnzinsen und Grundpreisen, sowie dem Steuerdruck. Bis die Bekämpfung des Uebels bis zu diesen Wurzeln vorgedrungen sein wird, sind Wohnungsämter mit angegliederten Kommissionen und Inspektionen behufs Erforschung des Zustandes eine unerläßliche Vorbedingung.

Sigmund Kaff.

Die Skelettbildungen der Spongien.

Eine biologische Studie.

Ueberall, wo die Verhältnisse die Entfaltung eines reicheren Lebens ermöglichen, ist der Boden von einer Decke festsitzender Lebewesen bekleidet. Am Festland sind es Gehölze und Savannen, am Meeresboden aber meist Bestände von Tieren und Tierstöcken. Da sie den Blicken des Menschen gewöhnlich entzogen sind, werden diese Tierwälder und Wiesen des Meeres trotz ihrer Ausdehnung und ihres Formenreichtums kaum beachtet.

Einen nicht unwesentlichen Teil der Tierdecken des Ozeanbodens bilden die Spongien oder Seeschwämme, von denen jetzt schon mehrere tausend Arten und Varietäten bekannt sind und von denen, wie sich aus den massenhaften, auf den Meersammelreisen erbeuteten neuen Formen schließen läßt, eine weit größere Zahl noch unbekannt am Meeresgrunde lebt.

Mit Ausnahme der Quallen, der Plattwürmer und einiger anderen, sind alle Tiere mit Hartteilen ausgestattet, welche zur Stütze und auch zum Schutz ihrer Weichteile dienen. Auch die Spongien besitzen zumeist solche Skelette; es gibt nur wenige Arten, die des Skeletts entbehren. Wie niedrig organisiert die Spongien auch sein mögen und wie wenig sie sich im Baue des Weichkörpers von einander unterscheiden, weisen sie doch in Bezug auf ihre Skelettbildungen eine Mannigfaltigkeit und einen Formenreichtum auf, der einen in Erstaunen setzt. Dies und die Einfachheit ihres Baues und ihrer Lebenstätigkeit macht die Spongien interessant: jene, weil es die außerordentliche Anpassungsfähigkeit und Vielseitigkeit des Plasmas der skelettaufbauenden Zellen dartun; diese, weil sie den Vorgang der Skelettbildung unverschleiert durch irgendwelche Verwicklungen zeigt.

*) Wien, Franz Deuticke.

Alle Spongien werden von Systemen verzweigter Kanäle durchsetzt, welche an beiden Enden offen sind und deren Eingänge und Ausgänge an verschiedenen Stellen der Schwammoberfläche liegen. Oefters sind diese Kanäle nur mäßig breit und die dazwischen gelegenen Räume von dem Gewebe und den Skeletteilen des Schwammes erfüllt. Bei einigen Spongien, den Glasschwämmen, sind sie aber, wie Schulze und später auch Ijima nachgewiesen haben, so ausgedehnt, daß sich das Gewebe auf ein Netz feiner Fäden beschränkt. Besondere, meist kammerförmig erweiterte Teile dieser Kanäle sind mit eigentümlichen Zellen ausgekleidet. Diese haben die Gestalt von dickstieligen Bechern. Vom Boden des Bechers steigt ein ziemlich langer Faden, eine Geißel empor, die in das Innere der Kammer hineinragt und, wie Vosmaer und Pekelharing gezeigt haben, schlängelnde Bewegungen ausführt. Dadurch, daß alle Geißeln sich so bewegen, wird ein Wasserstrom erzeugt, der die Kanäle des Schwammes durchzieht. Meist werden Siebe und andere Einrichtungen an den Eingängen der letzteren angetroffen, welche das Eindringen fester Körper verhindern; nur das Wasser selbst und die kleinsten darin schwebenden festen Teile vermögen in das Innere des Schwammes zu gelangen. Diese gelösten Stoffe und schwebenden Teilchen sind es, von denen der Schwamm sich nährt. Das Material zum Aufbau ihrer Hartteile entnehmen die Schwämme zumeist diesem, sie durchziehenden Wasserstrom; einige eignen sich aber auch auf andere Weise einen Teil des erforderlichen Baumaterials an. Das Wasser enthält, gleichgiltig, ob es süßes oder Meerwasser ist, größere oder kleinere Mengen von Kalksalzen und Kieselsäure in Lösung. Auch organische Verbindungen sind in demselben in Lösung sowohl als in fester Form als kleine Bruchstücke verwester Körper, sowie als lebende oder tote Diatomeen, Bakterien, Schwärmsporen, Spermatozoen und dergleichen enthalten. Rings um dem Schwamme liegen am Grunde des Gewässers Sandkörnchen und Skeletteile von abgestorbenen Tieren und Pflanzen. Aus allen diesen Dingen verfertigen die Spongien ihre Skelette.

Die einen haben sich daran gewöhnt, den im Wasser gelöst enthaltenen **Kalk** in fester Form niederzuschlagen und daraus ihre Skelette aufzubauen. Das sind die Kalkschwämme. Sie kommen nur im Meere vor. Ihre Skelette bestehen aus kristallinischem kohlensauren Kalk, und zwar, wie Ebner gezeigt hat, aus Kalzit. Das Meerwasser enthält Chlorkalzium und „doppelkohlensauren" Kalk. Letzterer ist es, aus dem — wie die Versuche von Maas dartun — diese Spongien ihr Skelettbaumaterial durch Abspaltung der einen Hälfte der Kohlensäure gewinnen.

Die gewöhnlichen, in ruhigerem Wasser lebenden Kalkschwämme, erzeugen zunächst stab- oder nadelförmige Kalzitbildungen, die einfachen Kalknadeln. Diese treten schon in frühen Larvenstadien auf. Später werden oft noch weitere solche, sowie auch drei- und vierstrahlige gebildet, die nach Minchin aus der Vereinigung mehrerer einfacher entstehen. Die Skeletteile dieser Kalkschwämme sind zart und klein, meist mikroskopisch und nicht fest mit einander verbunden. Bei den von Lister als Astrosclera beschriebenen Kalkschwämmen, welche in der Brandungszone auf Korallriffen leben, und daher imstande sein müssen, dem Anprall der Wogen Widerstand zu leisten, dagegen werden massige, mehr oder weniger polyedrische Hartteile gebildet, die sich zu festen Skeletten zusammenschließen.

Andere Spongien haben die Gewohnheit angenommen, dem Wasser die **Kieselsäure** zu entziehen und in fester Form, als Kieselsäurehydrat oder Opal, auszuscheiden. Diese Kieselschwämme sind viel mannigfaltiger und erreichen auch viel bedeutendere Größen, als die Kalkschwämme. Der Formenreichtum ihrer Skelettbildungen ist ein außerordentlicher. Ihre Hartteile bestehen, wie jene der Kalkschwämme, aus stab- oder nadelförmigen Bildungen, welche entweder einzeln bleiben oder zu zweien oder mehreren zusammentreten. Ihre unendlich vielen Gestalten lassen sich nach der Anzahl der stabförmigen Hauptteile in ein- bis vierstrahlige einteilen. Oft liegen zwei solche Strahlen einander gegenüber, und haben dann eine gemeinsame Achse, wie sie in den größeren Kieselnadeln deutlich ausgeprägt zu sein pflegen. Nach der Anzahl dieser Achsen unterscheidet man ein-, drei-, vier- und vielachsige Nadeln und man teilt, nach dem Vorgange Zittels, die Kieselschwämme in solche mit drei-, vier- und einachsigen Nadeln ein.

Die höchste Entwicklung und auch die bedeutendste Größe erreichen diese Hartteile bei den mit sechsstrahligen, dreiachsigen Nadeln und Abkömmlingen von solchen ausgestatteten Kieselschwämmen, welche des glasartigen Aussehens ihrer mächtig entwickelten Skeletteile wegen Glasschwämme und auch der Sechsstrahligkeit und Dreiachsigkeit ihrer Nadeln wegen Triaxonia und Hexaktinelliden genannt werden.

Die Wärme fördert die Bildung des Kalkes und seine Ausscheidung in fester Form. Deshalb kommen Kalkschwämme, Riffkorallen und dergleichen in dem warmen Seichtwasser der Tropen am besten ge- [illegible] halb [illegible] Wasser [illegible] Kiesel [illegible] Nadeln [illegible] Nadeln zum [illegible]

[illegible]

Sechsstrahler mit einem nach außen gerichteten dornen- oder schuppentragenden, oft tannenzapfenähnlichen Strahl — eine unendliche Reihe überaus zarter und schöner Gestalten. Alle diese Nadeln, über deren Formenreichtum die Arbeiten Schulzes Aufschluß geben, haben den Zweck, Tiere, die unbedachterweise den Schwamm beißen, in den Mund zu stechen und darin hängen zu bleiben, wodurch sie von weiteren Angriffen abgehalten werden.

Bei vielen von diesen Schwämmen werden die Nadeln des Stützskeletts durch nachträglich abgeschiedenen Kiesel mit einander verkittet. Dies ist zum Beispiel bei dem häufig als Zierde aufgestellten „Blumenkorb der Venus", dem Skelett eines solchen Glasschwammes, der Euplectella aspergillum, der Fall. Bei manchen geht jene nachträgliche Verkittung der Nadeln noch weiter und es werden dadurch ebenso schöne als zarte, wie feste und widerstandsfähige Skelettgitter erzeugt.

Der feine Staub, der vom Festland durch die Winde weggeweht wird, sowie der, welcher in den höheren Luftschichten durch die Verbrennung von Meteoriten entsteht, fällt großenteils ins Meer. Dieser Staub, sowie die Skeletteile der abgestorbenen, schwimmenden oder schwebenden Lebewesen des Planktons, sinken langsam durch das Wasser hinab und kommen am Meeresgrunde zur Ruhe. Da das Meer in der Tiefe unbewegt ist, sammeln sich jene Staub- und diese Skeletteile, sofern sie nicht aufgelöst werden, am Boden an und bedecken ihn mit einem feinen, weichen Schlamm. Einige Glasschwämme, die auf solchem Schlammboden leben, besitzen lange Stiele, mit denen sie darin wurzeln und mit deren Hilfe sie ihren Körper über dessen Oberfläche halten. Solche sind Hyalonema und Monorrhaphis. Bei den schon länger bekannten Hyalonemen besteht der Stiel aus einem Büschel von Nadeln, die 30 cm und darüber lang werden und starke Stricknadeldicke besitzen. Bei der von Chun gelegentlich der deutschen Tiefseeforschungsreise erbeuteten Monorrhaphis ist eine einzige Nadel, welche Daumendicke und eine Länge von mehreren Metern erreicht, an Stelle dieses Büschels getreten. Diese Monorrhaphis-Stielnadeln sind die größten bisher bekannt gewordenen Spongiennadeln.

Die mit vierachsigen Nadeln ausgestalteten Kieselschwämme werden Tetraxoniden genannt. Viele von ihnen besitzen größere vierstrahlige Nadeln, welche aus einem bis 3 cm langen, radialen nach innen gerichteten und drei nahe der Oberfläche liegenden, kürzeren Strahlen bestehen. Sehr häufig ragen diese sowie auch die stabförmigen, bei den meisten Tetraxoniden gleichfalls vorkommenden Nadeln, eine Strecke weit über die Oberfläche vor und bilden so einen, den Schwamm bekleidenden Nadelpelz. Dieser pflegt namentlich an der Unterseite gut ausgebildet zu sein und er erscheint hier als ein Wurzelschopf oder eine wirre polsterförmige Nadelmasse. Es macht öfter den Eindruck, als ob der Schwamm fortwährend Nadeln bilden und ausstoßen würde, etwa wie die menschliche Haut fortwährend Epithelzellen bildet und abstößt.

Auch kleine, sternförmige oder gewundene Nadeln, die zum Schutze dienen, sind bei diesen Spongien häufig. Besonders bemerkenswert sind die massigen, kugeligen oder eiförmigen Bildungen dieser Art, die bei den Geodiden vorkommen und in der Weise aus vielstrahligen Kieselsternen entstehen, daß ihre Strahlen durch Verdickung die dazwischen gelegenen Hohlräume vollkommen ausfüllen. Bei einigen von diesen Spongien sind die Nadeln des Stützskeletts unregelmäßig knorrig und zu festen Gerüsten verbunden, weshalb diese Schwämme steinhart erscheinen und Lithistiden genannt werden. Die Härte ihrer Skelette ist ihrer Erhaltung sehr günstig. Das wird wohl der Grund sein, warum die Zahl der bekannten fossilen Lithistiden eine so große.

Die meisten Tetraxoniden besitzen, wie erwähnt, außer den vierachsigen auch einachsige, stabförmige Nadeln und es hat den Anschein, als ob im Laufe der phylogenetischen Entwicklung diese mehr und mehr die Stelle der vierachsigen einnähmen. Die überaus zahlreichen Arten von Kieselschwämmen, deren Stützskelett bloß aus einachsigen, stabförmigen Nadeln besteht und die man daher Monaxoniden nennt, wären hiernach Abkömmlinge von Tetraxoniden. Bei einigen von ihnen, und zwar denjenigen, welche den Tetraxoniden am nächsten stehen, bleiben die Kieselnadeln getrennt und fallen, wenn der Weichkörper abstirbt, auseinander. Bei anderen, die sich vermutlich aus solchen entwickelt haben und zu denen auch die Süßwasserschwämme gehören, wird außer den Kieselnadeln auch noch eine **organische** Skelettsubstanz, das Spongin, gebildet durch das die Nadeln miteinander verkittet werden. Das Spongin ist reich an Stickstoff und dem Horn der Wirbeltiere, sowie dem Chitin der Gliedertiere ähnlich. Bei den Süßwasserschwämmen werden die kurzen, einfach stabförmigen Kieselnadeln nur durch geringe Mengen dieses Spongins mit einander verbunden.

Es ist oben erwähnt worden, daß niedere Temperatur die Abscheidung des Kieselsäurehydrats in fester Form begünstigt und es weisen dementsprechend auch die in dem kälteren Wasser der Tiefe lebenden Monaxoniden in der Regel entweder ein starkes Ueberwiegen des Kiesels gegenüber dem Spongin auf oder es fehlt das letztere ganz. Wenn wir von den Polen gegen den Aequator vordringen, oder — in den Tropen — [illegible] aufsteigen, das heißt uns von kälteren Gewässern aus in wärmere begeben, bemerken wir bei den Monaxoniden im allgemeinen ein Zurücktreten der Kieselnadeln und eine immer weiter [illegible] des Spongins. Die Nadeln werden kleiner und [illegible] das Spongin aber bildet sich in Gestalt von Netzen aus, [illegible] Weichkörper durchziehen und stützen. Da das Spongin [illegible] ist, so hat man die Spongien, deren Skelett aus

Spongin oder aus durch Spongin verkitteten Fremdkörpern besteht, Hornschwämme genannt.

Das Spongin scheint schwer herzustellen, sozusagen kostspielig zu sein, weshalb die Hornschwämme damit sparsam umzugehen pflegen. Die Fasern, aus denen ihre Skelette zusammengesetzt sind, werden nicht durchaus aus dem (teueren) Spongin hergestellt, sondern nur ihre oberflächlichen Teile, das Innere dagegen aus lockerem Mark oder aus Fremdkörpern.

Die Benützung von Fremdkörpern zum Aufbau des Skeletts ist eine sehr interessante Erscheinung. Es gibt zwar Tiere genug, welche sich allerlei Fremdkörper zum Aufbau ihrer Gehäuse bedienen, nirgends aber wird, außer bei den Hornschwämmen, das innere Skelett aus solchen hergestellt. Die Hornschwämme besitzen an ihrer Oberfläche Drüsenzellen, welche einen Schleim absondern können, der zu einer, den Schwamm einhüllenden Kutikula erstarrt. Diese Kutikula besteht aus Spongin. Dort, wo der Schwamm seiner Unterlage aufsitzt, erscheint die Spongin-Kutikula als eine dickere Grundplatte, die ihn mit der Unterlage verbindet. Von der, diese Grundplatte abscheidenden Zellschicht wachsen in der Jugend handschuhfingerförmige Fortsätze bis zu seiner Oberseite empor. Hier verbinden sie sich mit dem Drüsenepithel der letzteren und werden so zu aufrechten, den unteren mit den oberen Drüsenepithel verbindende Röhren. Die Wände dieser Röhren scheiden ebenfalls, und zwar nach innen Schleim ab. Dieser erstarrt kutikulös zu Spongin. Rings um den Schwamm liegen, wie eingangs erwähnt, kleine Sandkörner und Skeletteile von Kieselschwämmen und anderen Tieren. Krebse, Würmer und Grundfische, die sich über den Boden hin bewegen, wirbeln diese Ablagerungen auf und streuen Teile davon über den Schwamm aus. In seichtem Wasser kommt hiezu auch die oberflächliche Wellenbewegung, welche die Spongien noch viel mehr mit solchen Fremdkörpern überschüttet. Das Spongin, welches in den senkrechten Drüsenzellenröhren entsteht, hat die Gestalt von Säulen, die von der Grundplatte zur Oberseite emporsteigen. An den Stellen wo diese an der Oberseite des Schwammes enden und ihre Drüsenzellenbekleidung — das Rohr — in die Drüsenepithelschicht der Oberseite übergeht, findet sich eine vielschichtige Masse von solchen Drüsenzellen. Hier wird mehr Schleim als anderwärts gebildet und es sind diese Stellen daher besonders klebrig, weshalb hier auch mehr von den Fremdkörpern, mit denen der Schwamm bestreut wird, haften bleiben als anderwärts. Indem nun bei der Größenzunahme des Schwammes die senkrechten Sponginsäulen emporwachsen, geraten die hier gerade über ihren Wachstumspitzen festgeklebten Fremdkörper in ihr Inneres. Sie werden durch Spongin aneinandergekittet und mit einer Sponginlage überzogen. Während der Schwamm an Größe zunimmt, bleiben Reihen von oberflächlichen Drüsenzellen, welche in Linien liegen, die die oberen Enden jener Säulen verbinden, etwas zurück und geraten so ins Innere. Hier bilden sie Sponginfasern aus, welche einfach oder mehr weniger verästelt sind und jene senkrechten, unter spitzwinkligen Verzweigungen oben garbenförmig auseinanderweichenden Hauptfasern mit einander verbinden. Diese Verbindungsfasern sind stets dünner als jene Hauptfasern.

Bei einigen von diesen Spongien sind die Fremdkörper in den Haupt- und Verbindungsfasern so zahlreich und ist die Menge des sie zusammenhaltenden Spongins so gering, daß das Skelett im trockenen Zustande brüchig ist und leicht zerrieben werden kann. Bei anderen, weniger fremdkörperreichen, sind die Fasern dick und starr, so daß ihre Skelette sehr hart erscheinen. Die Dicke der Fasern steht in der Regel in einem umgekehrten Verhältnisse zur Weite der Maschen des Netzes, das sie bilden. Bei jenen Hornschwämmen, deren Skelette man zum B a d e n und Waschen benützt — es sind das Arten der Gattungen Euspongia und Hippospongia — sind Sandkörper, fremde Kieselnadeln und andre Fremdkörper in mäßiger Anzahl in den Hauptfasern enthalten, die Verbindungsfasern davon aber frei. Die Maschen des Skelettnetzes sind sehr eng und die Fasern entsprechend dünn und biegsam. Dabei besitzen sie einen hohen Grad von Elastizität. Auf der Enge der Netzmaschen und der Biegsamkeit und der Elastizität der Fasern, beruht die Verwendbarkeit der Badeschwammskelette. Die Enge der Netzmaschen hat zur Folge, daß das ganze Fasernetz eine starke Kapillarwirkung ausübt, mit Wasser in Berührung gebracht, dasselbe alsbald aufsaugt. Die Biegsamkeit der Fasern macht es leicht, den Schwamm zusammenzudrücken und hiedurch das in den Netzmaschen befindliche Wasser wieder auszupressen. Die Elastizität endlich bewirkt, daß sich der Schwamm, sobald der Druck nachläßt, augenblicklich wieder zur vollen Größe ausdehnt.

Badeschwämme sind lange bekannt. Aristoteles unterschied drei Arten derselben. Die nützlichen Eigenschaften ihrer Skelette wurden schon zu Homers Zeiten anerkannt.

[illegible]

heißt es in der [illegible] XXII., 437–439.

Gute Badeschwämme werden im östlichen Mittelmeer und im Gebiete der westindischen Inseln gefunden, mehr oder weniger brauchbare kommen auch an der Ostküste Australiens vor. Die besten und wertvollsten sind jene der Levante. Eine Anzahl Familien auf den griechischen Inseln befaßt sich schon viele Generationen hindurch mit der Erbeutung von Badeschwämmen durch Tauchen.

Die Schwämme, deren Hartteile als Badeschwämme benützt werden, sind nicht die einzigen, zu nützlichen Zwecken verwertbaren. Die Skelette gewisser Hornschwämme sind nach Hundeshagen sehr j o d r e i c h, und es kommen nach meiner Erfahrung, diese jodreichen Arten an der australischen Nordküste so häufig vor, daß es wohl möglich sein dürfte, dort das Jod im großen an ihnen zu gewinnen. Es ist oben erwähnt worden, daß Lithistiden sehr häufig fossil gefunden werden. Auch Hexaktinelliden und andere Kieselschwämme gab es in früheren geologischen Perioden, unter anderem auch in der Kreidezeit sehr viele. Ihre Skelette wurden am Grunde des Kreidemeeres von dem sich anhäufenden, kalkigen Foraminiferenschlamm begraben und später von durchsickerndem Wasser aufgelöst und als F e u e r s t e i n wieder abgelagert. Die Feuersteinknollen, die vielerorts in der Kreide ganze Lager bilden, sind also aus Kieselschwammskeletten entstanden: der skelettbildenden Tätigkeit solcher verdankte also der paläolithische und neolithische Mensch einen großen Teil des Materials zur Herstellung jener Werkzeuge und Waffen, die ihm in dem damals noch recht schweren Kampfe um die Suprematie auf der Erde so großen Nutzen gebracht haben. Und ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß wir jene Kulturstufe, auf der wir gegenwärtig stehen, noch nicht erreicht hätten, wenn die mesozoischen Kieselschwämme nicht jenes ausgezeichnete Material vorbereitet hätten, aus dem unsere Vorfahren ihre Pfeil- und Lanzenspitzen herausgebrochen und herausgeschliffen haben.

P r a g. **Robert v. Lendenfeld.**

Chateaubriand.

Im vorigen Jahre erschien ein Buch der Lady Blennerhassett über Chateaubriand. Man sprach nicht viel davon. Chateaubriand — das ist kein Rufer mehr im Streite! Es war eine runde, einwandfreie Darstellung der Ereignisse zwischen 1768 und 1848. Da kaum eines in diese Zeit fällt, an dem Chateaubriand nicht irgendwie teilzunehmen gezwungen war, konnte es einer begabten Erzählerin von reichem Wissen gar nicht mißlingen, nach Taine'schen Maximen ein angenehmes Bild des ersten Romantikers zu konstruieren. Man kennt Taines Lob der Monographie. „Wie eine Sonde“, sagt er, „senkt der Historiker dieses Werkzeug in die Tiefe und zieht es zurück mit reichen und verläßlichen Ergebnissen gefüllt. Man kennt eine Epoche nach dreißig bis vierzig solchen Sondierungen; man muß sie nur richtig anstellen und richtig auslegen.“ Die „Epoche“ kommt bei diesem Verfahren besser davon als der Einzelne. Taine hat bewiesen, daß man nach seinen Ideen Monographien schreiben kann; es geht aber auch auf andere Weise. Und man muß eine andere wählen, wenn man eine Persönlichkeit darzustellen hat, an der die Zeit vorübergeht, und von der man glaubt, daß sie neuen Zeiten gezeigt werden, oder auch nur, in einen neuen Prozeß eingeführt, Nützliches wirken kann. Es galt eine Aktualität zu schaffen, die sich nicht von selbst bot; denn Lady Blennerhassett glaubt bei Chateaubriand an die Möglichkeit solcher Wiedergeburt. Manchen Keimen, die er hegte, war seine Zeit nicht günstig, und man darf zumindest versuchen, ob sie es jetzt ist. Sonderbar, daß keiner von den Vielen, die dem Problem des Romantikers nachsannen, bei dem Dichter der „Atala“ die Lösung suchte! Er ist der erste, er ist die Quelle der Romantik. Goethe leitete von seinem „rhetorisch poetischen Talent“, Viktor Hugo und „andere frische Talente seinesgleichen“ ab. Die Verwandtschaft nachzuweisen ist unnötig. Die Romantiker haben sie immer zugegeben, sie ist ein Gemeinplatz französischer Literaturgeschichtsschreibung. Es müßte heute im Gegenteil gezeigt werden, daß er nicht ganz in der Entwicklung aufgegangen ist, seine Anfänge gilt es zu finden. Saint Malo und Combourg erklären manches, lange nicht alles; der böse Vater und die fromme Mutter sind Ausreden geworden, weil sie zu oft als Gründe verwendet wurden. Die Revolution endlich wirkte in gerade entgegengesetztem Sinne. Die Ästhetiker, die an den Mirabeau und Robespierre, die an Napoleon sich erzogen hatten, schätzten, was vor Rafael in der Malerei, vor Ronsard in der Literatur geleistet worden, nur sehr gering. Weder die Revolution, noch Napoleon hatten auf die Bildung des neuen Geistes, soweit sie in Chateaubriand sich vollzog, irgend nennenswerten Einfluß. Nie hat es einen Menschen gegeben, der äußeren Eindrücke gegenüber weniger empfänglich gewesen wäre, zu dessen Bildung sie weniger beigetragen hätten. Die Sand bezweifelte, daß „er je irgend etwas oder irgend jemanden geliebt habe“; und ihre Zweifel sind berechtigt. Seine Genußfähigkeit war eben auf Stimmungen beschränkt, und einzelnen fest konturierten Menschen oder Leistungen gegenüber versagte sie vollkommen. Träume sind die Erlebnisse seiner Jugend, Erinnerungen, die Erlebnisse seines Alters. Und das, von weltfremden Träumen zu träumendem Gedenken der Toten, ist eigentlich die einzige innere Veränderung, die hinter dem äußerlich so wechselreichen Leben Chateaubriands vor sich geht. Keine Linie, wie man sieht, sondern zwei Punkte, die „Mémoires d'outre-tombe“, werden mit ihren schweren Schatten jeden hindern dieses Leben anders zu geben als in einer Reihe von Anekdoten, die nur die Zeit verbindet, eine lockere Kette von Zufällen, wie der Skeptizismus des Dichters selbst es sah. Zwecklos, zufällig, mit einem Ende und ohne Ziel, so zeichnet der „Held der Langeweile“ sein Dasein, alles Dasein. Die Unfähigkeit zur Sensation hat sein Leben traurig

gemacht, nicht die Ereignisse. „Was habe ich durch meine spröde Natur erreicht? Meine Undurchdringlichkeit hat aus mir ein, ich weiß nicht, was von Phantasie gemacht, ohne irgend welchen Zusammenhang mit der Wirklichkeit." Das ist ein deutlicher Seufzer. Und er zweifelt, er zweifelt überall: „Comme je ne crois qu'à la vérité religieuse dont la liberté est une forme, je n'ai plus de foi en moi qu'en tout autre chose ici bas". Was in dieser oft wiederholten Aeußerung frappiert, ist nicht der Skeptizismus, der bei ihm nicht mehr staunen machen kann. Der Zweifler legt da ein doppeltes Glaubensbekenntnis ab, das seltsam klingt. „Ich glaube an die Offenbarung Christi, wovon die Freiheit eine Form ist —." Auf diesen Satz muß man hören; die Romantik, die noch nicht Literatur geworden ist, gibt hier ihre Formel preis.

Chateaubriand hat den Zeitpunkt, in welchem ihn der Katholizismus zu sich zog, ganz genau angegeben. Er hungerte als Emigrant in London. Sein Erstlingswerk war 1797 in dieser Stadt erschienen und dieser „Essai historique sur les Révolutions" hatte, namentlich unter Emigranten, viel Aufsehen erregt. Ein Opfer der Revolution, einer, der in dem Heer der Prinzen gegen die Republik gekämpft hatte, hungernd, frierend, fiebernd jetzt in London saß und von der Freiheit sprach, wie ein Republikaner — ein seltsamer Fall. „Als Adeliger ein Pfaffengegner, Christ durch Sophismus und als Liebhaber alter Jahrhunderte ein Liberaler, der die Charte durch ein gotisches Fenster hindurch auseinandersetzte", so hat Chateaubriand fünfundzwanzig Jahre später den frierenden Autor des Essai gesehen. Er erklärt auch den Liberalismus, der in jenem Werk so stark unterstrichen war; einige Emigrantenporträts, die er zeichnet, das geniale Bildnis Panats z. B., dienen ihm für diesen Zweck. Da erreicht ihn ein Brief seiner Schwester Julie. Sie teilt ihm mit, daß seine Mutter gestorben ist, und bittet ihn, dem Schriftum zu entsagen. Der Skeptizismus des Essai hat sie, die fromme königstreue Schwester, weinen gemacht; und nicht nur sie, seine ganze Familie betrachtete und behandelte ihn ein wenig als verlorenen Sohn. Gründe gab es in dem Briefe nicht, aber eine Stimmung, die auf sein Herz wirken mußte. „Nicht überirdischer Erleuchtung bin ich gewichen; meine Ueberzeugung kam aus dem Herzen; ich weinte und glaubte." Und weiter: „Der Essai war ein Buch des Zweifels und des Schmerzes. Es bedurfte keiner großen Kraftanstrengung, um von dem Skeptizismus dieses Werkes zur Gewißheit des Génie du Christianisme zurückzukommen."

Man sieht es deutlich — der „Geist des Christentums" war zunächst kein Buch gegen den Skeptizismus der anderen, es richtete sich gegen Chateaubriand selbst. Die Macht, welche die Männer der Revolution auf den Thron gesetzt hatten, die Logik, hatte auch ihn gefesselt. Nichts anderes als der Glaube befreite ihn von dieser Kette. Das ist die erste der Freiheiten, die er dem Katholizismus zu danken hatte, und sie wurde von unendlicher Bedeutung für ihn und seine Jünger. Er stand jetzt über aller Logik und konnte sich ihrer dennoch bedienen; er „glaubte an nichts als an die religiöse Wahrheit" und wurde eine jener unglücklichen Intelligenzen, welche gleichsam gezwungen, alles begreifen, das Laster, die Lüge, die Wahrheit. In ihm selbst aber war das christliche Ethos stark, das fromme und ritterliche Empfinden Taillefer, des ewig jungen. Das bezeichnet seine Stellung in der Romantik, bezeichnet zugleich den Abstand, der ihn von den Romantikern trennt: er hat ihnen in seiner Persönlichkeit vor Augen geführt, was ihnen gefiel und ihrem Geschmack entsprach — das Mittelalter.

Aber das ist schon ein zweiter Schritt. Man irrt, wenn man annimmt, daß katholische und gotische Sentiments notwendig mit einander verbunden sind; Ferdinand Brunetière, dieser Klügste aller Literaturhistoriker, Ferdinand der Katholische, zeigt deutlich, wie schön sich klassizistische und römische Ideale verschmelzen lassen. Man muß wieder zum Skeptizismus des „Helden der Langeweile" zurückgehen, um auch diese Wendung zum Mittelalter zu begreifen. Beides, Katholizismus und Mittelalter, war ihm ja doch nicht Stil von Anfang an. Seine Pose — wenn es schon Pose war — rechnete nicht auf Wirkung, war nicht erklügelt, vor allem nicht ästhetisch berechnet; er trug das Kleid seiner Stimmungen, und richtete hier und da eine Falte.

Wenn er für die vielen Gedanken, die nicht in seinem Kopfe, sondern als Gefühle in seinem Herzen entstanden, die Logik unzureichend fand und in der Lehre Christi Befreiung von dieser Kette suchte, so sah er sich nun nach allen Seiten hin frei, ohne Macht, aber auch ohne Möglichkeit, die Dinge zu erfassen. Eine andere Sehnsucht regte sich in ihm, der Langeweile dieses ganz auf sich gestellten und ins Unendliche [illegible] und [illegible] Geistes zu entfliehen, irgendwo Boden, Halt zu finden. [illegible], die Sehnsucht nach [illegible], die ja auch mit [illegible]. Die politische [illegible], die [illegible] in seinem „Essai historique" lehrte, [illegible]

[illegible]

geheueren Jahrhunderte, welche Dante eröffnete und Shakespeare schloß". Gewiß, andere haben Dante anderswo gesehen, manche just dort, wo Chateaubriand Shakespeare hingestellt hat. Niemanden aber hat sich das Mittelalter in größerer Vision gezeigt; man wird den Satz nach den Jahreszahlen, aber nicht nach der inneren Wahrheit anzweifeln können. Chateaubriand hat das Typische jener Zeiten gefaßt und in zwei grandiose Erscheinungen hineingelegt, in wenigen Worten alles Bizarre, alles Maßlose, alles Großartige ihrer Schönheit gewiesen. Aber er war in der Anbetung unbedingter und furchtloser als im Urteilen; damit hat er sich auch das Mittelalter verdorben. Es auch in seinen Formen, nicht nur in seinem Empfinden zum Muster zu nehmen, schien ihm absurd, dazu war er nicht Artist genug. „Der Mensch hat in uns den Akademiker verdrängt", sagte er, stolz, daß seinem Wirken solche Frucht entsprungen war. Und er war nicht geneigt, an die Stelle des klassischen, den romantischen „Akademismus" zu setzen, die Altphilologen mit Professoren der mittelalterlichen Historie zu vertauschen. Rafael war für ihn wie für Stendhal das Unantastbare. Im Jahre 1828 war er als Gesandter Karls X. in Rom und fand dort „eine Gesellschaft deutscher Maler, welche die Malerei zu Perugino zurückführen möchten, um ihr die christliche Inspiration wiederzugeben." Und das Streben der Overbeck und Cornelius, die Sehnsucht unserer Nazarener, der seinen so verwandt, fand seinen Beifall nicht. „Dieser Irrtum ist lobenswert und dennoch Irrtum; es würde daraus folgen, daß die Härte und die mangelhafte Zeichnung der Formen Beweis intuitiven Schauens sei, während in den Werken der Maler, welche der Renaissance vorangingen, der Ausdruck des Glaubens vorhanden ist, weil die Maler glaubten wie ihr Jahrhundert, nicht weil die Modelle eckig und unbeweglich wie Sphinxe hingestellt sind." Man muß das so nehmen: Er hatte als Künstler Ziele, die durchaus außerhalb der Kunst liegen; er betrachtete die Kunst nicht psychologisch und nicht historisch; der Begriff der „Vollendung" endlich irritierte seine Auffassung, so weit sie nicht Gedanken, die ihm feindlich waren, zur Form diente. Die Frömmigkeit des Perugino mit den Modellen Rafaels ausgedrückt, das war ungefähr sein Ideal. So mußte er dann den Leuten, die Perugino nur durch Perugino liebten, und seine Sentiments auch mit seinen Formen geben wollte, seinen blanken Schild vorhalten, und was sie so sehr gewünscht, „daß er ihre Partei ergreife und sich dieser Generation von Dichtern anschließe, die nur ein Zeichen von ihm erwarteten, um ihn, den großen Ahnen, ganz ins Herz zu schließen", konnte nie geschehen. Er war der große Entdecker, der Kolumbus der Romantik; dann kamen Hugo, Musset, Sainte-Beuve, Gautier, die Sand und kultivierten das Land.

Rudolf Markusfeld.

Unter amerikanischen Arbeitern.

Der frühere Pfarrer Paul Göhre, der sich seinerzeit durch seine dreimonatliche Tätigkeit als Fabriksarbeiter in Chemnitz bekannt gemacht hat, hat auf seinen Forscherspuren merkwürdig wenig Nachfolger gefunden. Sicher gibt es über das Leben, die Verhältnisse und die Denkweise der Arbeiter noch außerordentlich viel zu entdecken und zu erfahren. Jeden Tag von neuem wird man sich bewußt, wie schief in einem großen Teile der oberen Gesellschaftsschicht die Vorstellungen sind, die man sich vom Leben der Arbeiter macht; wie sehr nicht nur der höheren Tochter, sondern auch der gnädigen Frau und dem Herrn Regierungsrat die untere Volksschicht eine terra incognita ist. Man sollte auch denken, es hätte für denkende junge Männer einen eigenen Reiz, einmal inkognito das Leben und Treiben einer ihnen fernstehenden Schicht zu belauschen. Das Inkognitoreisen gilt ja sonst gemeinhin als besonders interessant; und wie der reiche Bäckermeister es wohl liebt, in einem fremden Kurorte als Herr Graf aufzutreten, so ist dem Fürsten nichts lieber, als wenn er einmal Amt und Würde abstreifen und ungekannt und ungestört belauschen kann, wie das Volk sich gibt.

Es ist deshalb entschieden kein gutes Zeichen für den sozialen Drang der oberen führenden Kreise, daß das Göhre'sche Experiment so wenig wiederholt wird. Außer einer Frau Wettstein-Adelt, die seinerzeit ebenfalls im Chemnitzer Industriegebiete als Arbeiterin Studien gemacht hat, ist erst in diesem Jahre wieder ein Versuch der Oeffentlichkeit bekannt geworden. Nämlich durch die Schrift des Regierungsrats Kolb: „Als Arbeiter in Amerika" (Berlin, Verlag der Hofbuchhandlung von Karl Siegismund).

Alle Achtung vor einem Deutschen, anscheinend preußischen Regierungsrat, der es über sich gewinnt, auf die Vorzüge des Geldbeutels und die Vorrechte seines Standes, die gerade für ihn gewöhnlich turmhoch [illegible], zu verzichten und in einen Arbeiterkittel zu schlüpfen. Auffällig ist nur, daß der Herr mit der Veröffentlichung der Erlebnisse, die er bereits vor fünf Jahren gemacht, bis heute gewartet hat. Man sollte denken, wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Wer wichtige Beobachtungen gesammelt hat, verschließt sie gewöhnlich nicht in seinem Busen, sondern sucht in öffentlichen Werken sie nutzbar zu machen. Es [illegible] Herrn Kolb seine Arbeiterexistenz ein Markstein [illegible]

[illegible] sind die Erlebnisse an ihm nicht vorüber [illegible] hat eine einjährige Urlaubsreise nach Amerika

angetreten. Da er von jeher für soziale Fragen sich interessiert hat — der Verfasser macht überhaupt den Eindruck eines literarisch gut gebildeten Mannes — so wundert er sich, jenseits des Ozeans eine so gering entwickelte Sozialdemokratie zu finden, wenigstens im Vergleich zu deutschen Verhältnissen. Halt, denkt er, diese Tatsache willst du ganz eigenartig festnageln und daraus Material gegen die deutsche Sozialdemokratie sammeln. Als bester Weg dazu erschien es ihm, selbst Arbeiter zu werden. Freilich, leichter gesagt, als getan. Er lernt — in Chicago — die Mühseligkeiten des Arbeitsuchens kennen. Und zwar gründlich. Er gesteht, daß er künftig über die Arbeitslosen nicht mehr als Faulenzer die Nase rümpfen will. Sechs Wochen sucht er umsonst nach Beschäftigung, trotzdem er zu jeder bereit ist. Schließlich findet er mit Hilfe seines Hauswirtes in einer Brauerei Beschäftigung. Einen Monat lang. Dann liegt er wieder auf der Straße. Noch einmal auf die Arbeitsuche zu gehen, ist ihm zu lästig. Er nimmt die Vermittlung eines alten Korpsbruders zu Hilfe und findet als „alter Student, verbummelt, aber ehrlich“ in einer Fahrradfabrik Beschäftigung. Drei Monate lang quält er sich ehrlich. Dann geht ihm die Puste aus. Er hört auf, nimmt den Kulturmenschen wieder an und erholt sich in den amerikanischen Prärien des Westens. In San Franzisko will er noch einmal den Proletarier anziehen. Er läßt sich in einer Arbeiterherberge nieder. Aber die proletarische Energie ist ihm bereits ausgegangen. Zu neuer Arbeit hat er keine Lust. Nach einigen Wochen Herbergslebens häutet er sich endgiltig wieder zum Bourgeois.

Das Buch ist im ganzen flott und frisch geschrieben. Der Verfasser hat bei seinem Wanderleben ein frisches Auge und offenes Ohr bewiesen und mit anschaulicher Feder ungeschminkt seine Erfahrungen wiedergegeben. Dazu hat man den Eindruck objektiv wahrer Schilderungen. Der Verfasser hat nichts beschönigt und nichts verunglimpft, er stellt auch sich nicht in besonders günstiges Licht. Er schreibt niemand zuliebe und niemand zuleide.

Doch ist die Ausbeute des Buches nicht allzugroß, weil der Verfasser in der sozialen Literatur gerade Amerikas anscheinend wenig beschlagen ist und mit den führenden Kreisen der Arbeiterschaft, die ihm größere Aufklärung hätten bieten können, nicht in Berührung gekommen ist. Er hat sich vorwiegend in den Kreisen ungelernter deutscher Arbeiter Chicagos bewegt. Er hat einen Julius Vahlteich, immerhin einen führenden deutschen Arbeiterkopf, zwar gesehen, aber sich keine Mühe gegeben, in ein Gespräch mit ihm zu kommen.

Die Arbeiterschicht, mit der er verkehrt hat, macht im Durchschnitt einen wenig erfreulichen Eindruck. Arbeitstiere — so kann man sie charakterisieren. Daß in Amerika in schnellerem Tempo gearbeitet wird als in Europa, ist bekannt. Man erstaunt aber über die lange Arbeitszeit — durchschnittlich zehn Stunden, dabei massenhaft Ueberstunden. Es sind eben ungelernte Arbeiter, die Kolb schildert. Der Verdienst ist gut. Als Normaltagelohn gilt für diese Gruppe $1^{1}/_{4}$ Dollar. Die Lebenshaltung dieser Schicht ist deshalb weit höher als die der gleichen auf dem europäischen Kontinent, zumal die notwendigen Ausgaben in keinem Falle höher sind. Die Lebensmittel sind sogar durchwegs billiger. Namentlich gilt dies vom Fleisch. Ebenso kann man in Chicago eine Vierzimmer-Wohnung bereits für 25 Mark monatlich bekommen. In Berlin muß man dafür ein halb mal so viel bis das Doppelte anlegen. Dabei hat Chicago nicht einmal große Mietskasernen, sondern nur Zwei- bis Dreifamilienhäuser. Daß Familien Zimmer oder Schlafstellen vermieten, dieser große Nachteil für das Familienleben in den europäischen Großstädten, ist deshalb in Chicago fast ganz unbekannt. Man überläßt das Gewerbe Wirten oder besonderen Unternehmern.

Teuerer als in Europa sind dagegen die Industrieprodukte. Auch hier freilich gibt es Ausnahmen. So beim Schuhwerk. Ueberhaupt werden die Industrieartikel erst da besonders teuer, wo sie nicht mehr in Massen gebraucht werden, sondern dem Luxus sich nähern.

Der geistige Charakter der von Kolb geschilderten Arbeiterschicht ist wenig günstig. Zwar entdeckt er einige aufgeweckte und bildungshungerige Elemente, aber die Masse ist stumpf, ihr geistiger Horizont sehr eng. Ihre Gespräche kommen selten über oberflächlichen Klatsch hinaus. Politisches Interesse fehlt so gut wie ganz. Die Leute sind eben zu abgerackert und angestrengt. Hier vermißt man am stärksten eine Charakterisierung der in den Gewerkschaften führenden Schicht.

Der Verfasser sucht sich auch darüber klar zu werden, weshalb es in Amerika keine ausgedehnte Sozialdemokratie gibt. Auch hier geht er wenig in die Tiefe und überläßt es dem Leser, manches aus eigenem Wissen zu ergänzen. Bisher war drüben die soziale Kluft zwischen Arbeiter und Unternehmer nicht stark. Für den preußischen Bureaukraten wirkt es am verblüffendsten, daß die Ordnung in einem großen Betriebe sich auch ohne besonderen Respekt vor den Vorgesetzten aufrecht erhalten läßt. Arbeiter und Arbeitgeber verkehren dort miteinander auf dem Fuße vollständiger Gleichberechtigung. Auch ist bisher in Amerika das Aufsteigen auf der sozialen Stufenleiter viel leichter gewesen, als im kastengeschiedenen Europa. Ferner sind drüben die Arbeiterschichten viel differenzierter als bei uns. Das gut gelohnte Mitglied der Trade-Unions tritt als eine Art Gentleman auf gegenüber dem neueingewanderten Greenhorn, das mit der schlechtesten Arbeit zufrieden sein muß.

Sehr wichtig sind endlich die freiheitlichen Gesetze. Das Fehlen jeder Polizei hat zwar auch seine Schattenseiten, insofern die Arbeiterschutzgesetze sehr wenig kontrolliert werden. Aber der aus Deutschland eingewanderte Arbeiter fühlt doch zunächst das Manko als eine große Wohltat. Die preußische Polizei hat an dem Wachsen der sozialdemokratischen Stimmen kein geringes Verdienst. Immer wieder muß es Herr Kolb hören, daß man in Amerika dem Präsidenten gegenüber die freieste Sprache führen kann, ohne daß auch nur ein Hahn danach kräht. Und gerade weil man es darf — tut man es nicht.

Unseres Erachtens ist der Mangel demokratischen Bewußtseins und ein Uebermaß bureaukratischer Bevormundung im deutschen Volke auch mit daran schuld, daß die Deutschen, wie der Verfasser wiederholt klagt, jenseits des Ozeans sehr bald ihre Nationalität aufgeben. Wie der Deutsche gegen die Behörden viel zu wenig einen steifen Nacken besitzt, so auch einer fremden Nationalität gegenüber. Beides hat Berührungspunkte.

Das wichtigste Ergebnis des Kolb'schen Buches ist dies, daß der Verfasser gegen die Sozialdemokratie auszog und als ein Bekehrter heimgekommen ist. Nicht als Sozialdemokrat. Vielleicht würde er als Arbeiter in Deutschland auch Sozialdemokrat geworden sein, beziehungsweise die Sozialdemokratie als normale Arbeiterpartei verstehen gelernt haben. Drüben hat er den Kampf der Arbeiter um ihre Besserstellung als berechtigt anerkennen lernen. „Auch manche von den Wünschen der deutschen Arbeiterschaft, die er vordem überhört hat, hält er heute für ernstlich diskutabel.“ Das genügt. Man braucht gar nicht selbst Arbeiter zu werden, sondern sich nur vorurteilslos in die Lage der Arbeiter hineinzuversetzen, so wird man mit wesentlichen Forderungen der modernen Arbeiterbewegung sympathisieren müssen. Die Sozialdemokratie ist die Schale für den berechtigten Kern. Setzt sich dieser durch, so wird auch der sozialdemokratische Arbeiter schließlich auf die Schale verzichten.

Berlin. **Pastor a. D. H. Kötschke.**

Organ, Orgel und Organismus.

Einsmals geschah's, daß alle Leibesglieder, dem Bauch rebellisch, also ihn verklagten — man kennt die Fabel, mit der Menenius Agrippa die Plebejer zu Paaren trieb und die sich Shakespeare in seinem „Coriolan“ nicht hat entgehen lassen. Die Einrichtung der römischen Republik wurde mit der eines menschlichen Organismus verglichen. Eine derartige Phantasie ist oft dagewesen und uns selbst nicht fremd, sintemal sich heutzutage alles organisiert: die Arbeiter haben angefangen sich zu organisieren, und sie wollen nicht ruhen, bis auch der letzte Mann zur Organisation geholt ist. Tatsächlich ist jeder Staat, jede Stadtgemeinde, ja jeder Verein ein Organismus, und nicht etwa ein kleiner, sondern ein sehr großer Herr, gegen den das einzelne Individuum, und wäre es noch so reich und mächtig, gar nicht aufkommen kann; der sich auch nachgerade als einen solchen fühlt. Auf dieser Erkenntnis beruht der Gedanke der Demokratie und der Volkssouveränität.

Dem Vergleich geht aber ein anderer voran. Der Organismus ist eine Gesamtheit von Organen; Organ aber so viel wie Werkzeug. Der Leib wird also als eine Art Werkzeugkasten oder als ein Universalwerkzeug angesehen, das die verschiedensten Gerätschaften in sich vereinigt. Ein gesunder Mensch hat seine Gehwerkzeuge und seine Greiforgane; er besitzt einen natürlichen Hammer in der geballten Faust, eine Zange in seinen Zähnen, einen Becher in seiner hohlen Hand, einen Henkel in dem gekrümmten Finger. Er ist, so scheint es, lauter Werkzeug, ein wahres Werkzeugassortiment, und wessen? Wem gehören alle diese brauchbaren Gegenstände? Etwa dem Chef, dem Kopfe? Weit gefehlt! Der Kopf ist ja selbst nur Werkzeug. Was ist denn der Kopf? Der Verstandeskasten, die Kapsel des Denkorgans und der Sinneswerkzeuge, die einer zu seiner Nahrung braucht. Also kommen wir am Ende wieder auf den Bauch; er scheint im Menschen der wahre Mensch zu sein, dem alles dient. Er ist der Fabrikbesitzer, die Glieder sind seine Sklaven. Es lag in der Denkweise des Altertums, auch die letzteren, gleich den Haustieren, als Organe aufzufassen und sie als beseelte Werkzeuge den toten entgegenzusetzen. Wie wir umgekehrt von einem Stiefelknechte reden.

Zu den Werkzeugen, mit denen uns Mutter Natur ausgestattet hat, gehören auch die Sprachwerkzeuge. Die Stimme nennen wir sogar vorzugsweise das Organ und sagen von einem Redner kurzweg: er habe ein schönes Organ. Danach wäre eigentlich zwischen Vokalmusik und Instrumentalmusik gar nicht zu unterscheiden; Instrument ist ja nur die Uebersetzung von Organ. Ein Instrument aber ist uns ein Klavier oder auch eine Bratsche oder ein Holzblasinstrument; nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch pflegen die Musikinstrumente den menschlichen Organen entgegengesetzt zu werden. Das ist sonderbar; ursprünglich hat man ebensogut von Musikorganen gesprochen wie von Musikinstrumenten. Ja, das Instrument der Instrumente, die Orgel, bedeutet buchstäblich die Organe. Im Altertum wurden die sieben Pfeifen der Hirtenflöte, der sogenannten Panflöte oder der Syrinx, Organa genannt. Demnach hießen auch die Pfeifen [illegible] dem hervorgegangenen Orgel: Organa. Das Wort Orgel ist eben weiter nichts als dieser alte Plural, der sich nachgerade in Organa und Orgela und in ein Femininum verwandelt hat. In Italien heißt die Orgel noch Organo und in

England Organ, mit dem Akzent auf der ersten Silbe. Orgel ist ein Seitenstück zu Organismus.

Die Anwendung des Begriffes auf die Gliedmaßen und die Sinneswerkzeuge ist ebenfalls alt; sie gehört schon dem Plato an. Neu ist dagegen das Wort Organismus, womit wir das Ganze meinen; es ist ebenso willkürlich gebildet wie Mechanismus, und noch kein Jahrhundert alt. Man darf dabei nicht an die gewöhnlichen Ismen, wie Archaismus, Atheismus, Fanatismus, überhaupt an kein Maskulinum denken; sondern Organismus ist eigentlich ein Neutrum, das auf einen Begriff wie Organisma hinweist, genau so, wie Mechanismus aus einem vorausgesetzten Mechanisma zu erklären ist. Wie dieses die Gesamtheit der Maschinenteile, so will es die Gesamtheit der Organe bezeichnen; wie der Mechanismus gleichsam das Räderwerk und das Uhrwerk, so ist der Organismus gleichsam das Organwerk. Wie gesagt, das Wort ist willkürlich und inkorrekt, aber es ist einer der Grundbegriffe unserer Wissenschaft geworden. Es scheint, daß wir das Leben gar nicht mehr anders als durch denselben begreifen können. Und zwar ist es zunächst immer der äußere Mensch, was uns dabei vorschwebt.

Auch in unserem Innern haben wir eine Menge Werkzeuge gefunden, zum Beispiel das Atmungsorgan, die Lunge, das Organ des Blutkreislaufes, das Herz, im Bauche selbst ein Verdauungsorgan, den Magen. Indessen sind und bleiben doch für den gemeinen Menschenverstand die Arme und die Beine, die Augen und die Ohren die eigentlichen Organe, weil sie offen zutage liegen und das Menschenbild, das Meisterstück der Schöpfung, konstituieren. Die Eingeweide sind nicht nur überhaupt erst spät in den Gesichtskreis des Volkes eingetreten, das sie mehr vom Hörensagen kennt: sie erscheinen auch auf den ersten Blick nicht so gut gearbeitet, nicht so plastisch wie ein Apollo von Belvedere, sondern mehr als integrierende Teile künstlicher Vorrichtungen, die wir Apparate oder Systeme nennen. Pah! Unser Inneres hat viel mehr Aehnlichkeit mit einer Werkstatt als mit einem Werkzeugkasten — es gleicht einer Dampfmaschine, die gleichsam von selbst geht. Sie ist das dunkle, unbewußte Leben, das sich unserer Beobachtung und unserer Kontrolle ganz entzieht und mit dem wir uns abfinden müssen, ohne damit zu hantieren. Die inneren Organe brauchen wir nicht, sie brauchen sich selbst; sie stehen im Dienste eines geheimnisvollen Prinzips, das von uns unabhängig ist. Gemacht ist freilich alles für einander, alle Teile erhalten sich unter einander selbst und bilden alle zusammen jenes lebensfähige Ganze, das man Organismus im weiteren Sinne nennt. Im engeren versteht man darunter nur die einfachen Werkzeuge, die der Mensch wie sein Handwerkszeug mit sich herumträgt, die er mit Bewußtsein braucht, und mit deren Entdeckung die Kenntnis des organischen Lebens begonnen hat.

Sind denn nun aber diese sogenannten Organe, die alten, die richtigen, auch wirklich Werkzeuge im eigentlichen Sinne? Oder haben die Physiologen wohlweislich das griechische Wort gewählt, weil sie sich am Ende doch etwas Besonderes darunter denken? Waffen und Werkzeuge sind ursprünglich ein und dasselbe; sollten auch Organe und Werkzeuge identisch sein und beide die gleiche Natur und die gleiche Bestimmung haben?

Es sind schon eine besondere Art Werkzeuge, diese Organe, das muß man ihnen lassen; in mehr als einer Beziehung weichen die beiden Begriffe von einander ab. Die Werkzeuge sind durchgängig ungleich solider, widerstandsfähiger und praktischer als die Organe; teils ergänzen sie die Organe, die in den meisten Fällen nicht ausreichen, teils ersetzen sie dieselben geradezu. Wie viel besser schlägt es sich mit einem Hammer als mit der bloßen Faust! Wie viel besser bohrt es sich mit einem Bohrer als mit einem Finger! Wie viel besser zieht sich ein Nagel mit einer Zange aus als mit den Zähnen! Die wichtigsten Werkzeuge sind kaum andeutungsweise an uns vorhanden; und wenn auch keins vollkommen fehlt, so besitzen wir doch höchstens Anfänge und Rudimente. Man hat so viel Aufhebens von der menschlichen Hand gemacht und sie als das kunstvollste Instrument gepriesen; und doch ist sie ein zartes, schwaches Wesen, das ohne Werkzeuge hilflos in der Natur dastehen würde. Alle Werkzeuge werden doch in die Hand genommen, daher nennen wir sie alle zusammen das Handwerkszeug. Unnötig, diese Parallele weiter auszuführen: die Stärke der Werkzeuge gegenüber den Organen springt doch in die Augen, selbst wenn man an die Sinneswerkzeuge denkt, die von den Fernrohren und Fernsprechern an Leistungsfähigkeit weit übertroffen werden.

Was ferner an einem Werkzeuge auffällt, ist seine Selbständigkeit. Ein Hammer besteht für sich, er liegt vor uns als ein besonderes [illegible]

[illegible]

Organe, und zwar für die Organe selbst. Wir vergleichen unsere Faust mit einem Hammer, nicht umgekehrt den Hammer mit der Faust. Es ist Mode geworden, unsere Waffen und Werkzeuge als bloße Kopien, als eine Art Projektion der Organe anzusehen und die letzteren für die Vorbilder auszugeben, die von den Naturvölkern nachgeahmt worden wären. Die Werkzeuge sollen aus der Betrachtung der Organe und aus der bestimmten Absicht entsprungen sein, dieselben nachzubilden. Das klingt deshalb plausibel, weil die Organe angeboren und den Werkzeugen notorisch vorangegangen sind. Und dennoch ist es eine Marotte, die nach der Studierstube und nach den müßigen Spielereien gelehrter Häuser schmeckt.

Es ist deshalb so verfehlt, weil damit dem Naturmenschen eine Ueberlegung zugemutet wird, für die er noch gar nicht reif war. Man kann sagen, daß wir unsern ganzen Organismus erst durch unsere Werkzeuge, nachdem dieselben bereits vervollkommnet worden waren, haben verstehen lernen, genau so, wie wir die Einrichtung der tierischen Maschine erst durch wirkliche Maschinen begriffen haben. Freilich hat der Wilde die Faust früher gehabt und wahrscheinlich auch früher gebraucht als einen Hammer; aber daß er durch die Betrachtung seiner Faust und ihrer Tätigkeit auf die Idee gekommen wäre, einen Stein in die Hand zu nehmen, was für eine lächerliche Schrulle und Pedanterie! — Ebensogut könnte man sagen, daß die Organe selbst, die sich doch auch erst im Laufe von Millionen Jahren entwickelt haben, mit Ueberlegung herausgebildet worden seien. Unser Kehlkopf ist ein Organ, wie es im Buche steht, ein Blasinstrument mit einem Mundstück und mit einem Ansatzrohr; haben etwa die Hirten den Kehlkopf kopieren wollen, wenn sie im Rohre saßen und Orgelpfeifen schnitten? Kombinationen sind gut, Vergleiche bisweilen witzig und überraschend, aber man darf sich doch durch seinen Witz nicht verleiten lassen, der Natur ins Gesicht zu schlagen und den Urmenschen einen Weg zu empfehlen, der ihren Gewohnheiten und Sitten schnurstracks entgegenläuft.

Ueber sich selbst haben die Menschen der Urzeit noch recht wenig nachgedacht, und ihre Organe lange gebraucht, ehe sie wußten, was sie daran hatten. Sie probierten die Kraft ihrer Arme, sie versuchten sich an der Welt; es ist anzunehmen, daß sie sich zunächst immer mit ihren Organen beholfen und erst, wenn diese nicht ausreichten, nach einem Ersatze umsahen. Dann werden sie nicht erst ihre Gliedmaßen betrachtet und untersucht haben, was diesen etwa gleichkam. Sondern sie griffen zu und probierten wiederum, probierten was sie konnten, jeden Knüppel, den sie fanden, und jeden Knochen und jeden Stein, der auf der Erde lag. Das war ein erneutes Wachstum der Organe, nachdem ihnen diese selbst gewachsen waren. Erst sehr viel später, als sie diese ihre Werkzeuge einigermaßen menschlich hergerichtet hatten, kam ihnen der Vergleich. Die Naturmenschen sind nicht so geistreich gewesen wie die Stubengelehrten, lange nicht so geistreich. Die wissen freilich ganz genau, wo jedes Werkzeug herstammt und welches Organ dabei zum Muster genommen wurde.

Und dennoch! Vorbildlich sind die Organe allerdings gewesen, nur nicht in der Theorie, sondern in der Praxis. Obgleich die Werkzeuge sonst in jeder Beziehung das Prä zu haben scheinen, sind ihnen die Organe doch in einem Punkte über, und das ist der ausschlaggebende Punkt: im Punkte der Lebenskraft. Die Werkzeuge stellen gleichsam supplementäre Organe dar; es sind Ueberorgane und Uebergliedern. Das heißt mit anderen Worten: sie werden durch die Organe selber zu Organen; aber an sich sind sie gar nichts. An sich sind sie tot. Freilich nehmen wir mit einem Hammer eine stärkere Faust in unsere Hand; aber diese zweite Faust schlägt nicht selbst, die erste Faust ist eigentlich das, was schlägt. Wir werfen den Hammer aus und lassen ihn wie einen Falken fliegen: auch dann noch ist er nur ein Ausläufer unserer Hand, die ihm seine Flugkraft mitteilt und seine Richtung vorschreibt, die sich gewissermaßen in ihm vervielfältigt und in ihm trifft und tötet. Und wie der Hammer, so lebt sozusagen jedes Werkzeug von der Hand, die das Werkzeug braucht, mag sie es nun mittelbar regieren oder durch Hebel und Schrauben in Bewegung setzen. Dies gilt sogar von einem Motor, den sich der Mensch angliedert, den er wie einen Riesen am Gängelbande führt und der auch nur ein kompliziertes Werkzeug in seinen Händen ist.

Leipzig. **Dr. Rudolf Kleinpaul.**

Bücher.

Hermann Heyermans: „Ora et labora.“ Friesisches Bild in drei Aufzügen. — „Diamantstadt.“ Roman. Beide erschienen bei Egon Fleischel & Comp., Berlin 1904.

So verschieden die Form dieser beiden neuesten Werke Heyermanns [illegible]. Sie haben die Gemeinschaftlichkeit der Gedanken, [illegible] und in etwas weiterem Sinne auch der Sprache. Beide spielen in derselben Sphäre, von Elend und Leiden, Verzweiflung und Sterben, [illegible] sich die Menschen in derben, ungeschmückten Worten aus, [illegible]. Heyermans offenbart sich darin [illegible] Naturalist, als welcher er uns in [illegible] hat. Er vertritt also eine [illegible] im Erleben begriffen ist, die aber in Ruß-

land Gorki genial repräsentiert. Es ist nun die Frage, ob Heyermanns die großen Fähigkeiten besitzt, eine in ihrem Extrem für uns abgetane Richtung, neu und originell zu gestalten, oder ob er sich darauf beschränken muß, als treuer und fleißiger Photograph seines heimatlichen Lebens zu gelten. Während Gorkis Gestalten durch ihren Charakter und ihre Lebensweise uns fremd und deshalb interessant erscheinen, fehlt dieser Vorzug den dumpfen wenig stimmungsfähigen friesischen Fischern und den mehr internationalen charaktertragenden Amsterdamer Juden, die wir durch Heyermanns kennen lernen. Wenn Gorki im „Nachtasyl" in einem Milieu des krassesten Elends selbständige Persönlichkeiten und Intelligenzen schildert und uns durch diesen schmerzlichen Kontrast in seinen Bann zwingt, so wird Heyermanns dagegen mehr Situationsmaler, indem er geistig beschränkte Menschen in körperlicher Not darstellt. Dadurch aber kann nur bloßes Mitleid und niemals wirkliches Interesse erweckt werden. Es gibt zwar eine Tragik, die in der Schwerfälligkeit und Gefühlsunbeholfenheit liegt, diese ist aber nur von momentaner und nicht von dauernder Wirkung. Wenn zur Charakteristik bereits das bloße Aussehen genügen muß, da sich das Gespräch niemals über häusliche Gewohnheiten und Miseren erhebt . . . was bleibt da noch übrig? Nur mehr eine Milieuschilderung und eventuell noch eine Situationstragik. „Ora et labora" ist ein Ausschnitt aus dem Leben, ein trübes Bild im grauen Dunst einer friesischen Heide. Die einen fluchen im Elend, die andern beten darin, und alle hungern; darin liegt ein mächtiger Zwiespalt: An Gott glauben und von Gott verlassen sein. Doch in diesem erhebt sich Heyermanns nicht über Allgemeines und Mittelmäßiges. Einzig und allein liegt Bedeutung in dem Sohne der fluchenden und verkommenen Eltern. In ihm erkennt man eben die Tragik der Schwerfälligkeit. Um die Not dieser Eltern zu verringern, verdingt er sich als Soldat nach dem Osten, dadurch aber verliert er das Mädchen, das er liebt und von dem er wiedergeliebt wird. Mit blödem Blick sieht er der ihn Verlassenden nach, indem die Eltern in habgieriger Wut um das Blutgeld in Streit geraten. Während dieses friesische Bild wegen seiner Kürze vor Ermüdung und Abgespanntheit bewahrt, verfällt der Roman in diesen Fehler. Das ist wieder ein Beweis, daß man mit einer Farbe auf seiner Palette und einer Saite auf seiner Leier nicht auskommt. Das Buch besteht aus einer Aneinanderreihung von Elendsszenen, die von der Not der jüdischen Diamantschleifer Amsterdams sprechen. Darin bemüht sich Heyermanns geradezu das Elend plastisch darzustellen. Er erspart uns auch nicht das Kleinste. Wir sehen nicht nur den verwahrlosten Raum, wir riechen auch die verpestete Luft. Die „Diamantstadt" ist kein sozialer, sondern ein Ghetto-Roman. Das Elend ist also ein möglichst gesteigertes, denn zum sozialen Mißstand kommt noch das konfessionelle Leid hinzu. Und gerade darauf hat Heyermanns ein Hauptgewicht gelegt. Er selbst aber, und das läßt er durch den Helden seines Romans aussprechen, sieht in der Assimilation die einzige Rettung. Aber der Held stirbt, bevor er diese Idee selbst praktisch betätigen konnte. Er erliegt nicht nur den Wunden, die er sich bei der Rettung von Juden aus einem brennenden Hause geholt hat, sondern stirbt auch aus Schmerz über den Tod dieser ihm nahestehenden Menschen. Stirbt aber nicht auch damit der Assimilationsgedanke? Zeugt nicht gerade dieser Tod von der Zähigkeit der Rasse und Zusammengehörigkeit dieser Menschen? Es ist ein Ghetto-Roman, geschrieben von einem der selbst im Ghetto lebte. Heyermanns ist ein großer aber kein großzügiger Schilderer. Er läßt der Phantasie des Lesers auch nicht den geringsten Spielraum, beraubt ihn dadurch seiner Selbständigkeit, nimmt ihm aber auch das Vergnügen des reinsten Genusses, des Genusses des Mitschaffens. Er ist ein Miniaturschilderer und wie das Sehen zu vieler feiner Miniaturen das Auge ermüdet und unempfänglich macht, so auch das Lesen zu minutiös ausgeführter Detailstudien den Geist. Heyermanns hat zwar mit diesen beiden Werken wieder einen Beweis seiner großen Begabung, aber auch gleichzeitig — wenigstens bis jetzt — seiner Einseitigkeit gegeben.

Max Glaß.

Revue der Revuen.

„Revue bleue". In einem reproduzierten Vortrag von Eduard Schuré über d'Annunzios Tragödien gilt ein sehr bemerkenswerter Abschnitt der „Renaissance latine", jener Wiedergeburt des romanischen Geistes, der von vielen Modernen in Italien und Frankreich verheißen und verkündet wird. Der berühmte französische Kritiker meint darüber: „Auch ich glaube an diese Wiedergeburt, aber unter der Bedingung, daß die lateinischen Völker zur vollkommenen alten Tradition zurückkehren, ihr Gebiet erweitern und nicht nur die Kunst und Literatur, sondern auch die Wissenschaft, die Seele und den Gedanken in ihre Kreise ziehen. Wohl wird diese Wiedergeburt Schönheit schaffen und diese Schönheit wird ihre Krone sein, aber es bedarf auch wahrer Menschen und wahrer Helden, um diese Krone zu tragen. Diese Renaissance wird freie Seelen und einen kräftigen Willen schaffen, oder überhaupt nicht bestehen. Wenn sie ihre historische Mission erfüllen soll, dann darf sie ihren Ausgang weder vom Neokatholizismus, noch von einem hinfälligen Heidentum nehmen. Ihr Losungswort muß: Nächstenliebe, Menschlichkeit und Synthese sein." Speziell auf Italien, von dem er ausgegangen, zurückkommend, sagt Schuré: „Italiens erlesene Jugend ist des eleganten Sadismus ebenso überdrüssig wie der Nietzsche'schen Hohlheit. Sie wendet sich mit Vorliebe der großen Zeit seiner nationalen Erhebung zu, jener heroischen Epoche, die Geisteshelden und Männer der Tat wie Mazzini und Massimo d'Azeglio hervorbrachte. Sie blickt auf Dichter, wie Alfieri, Foscolo und den noch heute ungebrochenen Carducci, sie verlangt von der Literatur, daß sie imstande sei, die edle nationale Kraft, sofern sie besteht, zu erhalten und sie wieder aufzurichten, falls sie darniederliegt". Als Sinnbild der neuen Zeit erscheint ihm das moderne Rom, wo sich auf dem Janiculus das Reiterstandbild Garibaldis in gleicher Höhe mit dem Vatikan erhebt und die ewige Stadt beherrschend überschaut.

Der sechste Gesell.

Von Karl Hans Strobl.

Der Wald an der böhmischen Grenze ist immer finster. Bei Tage wohnt die furchtsame Schwester der Nacht in ihm: die Dämmerung. Wenn aber die Nacht über die Berge kommt, dann heult der Wehrwolf im Dickicht und im Hochmoor würgt der tückische Moormann den Hirsch, bis er röchelnd versinkt. Der Himmel schwingt eine blutige Geißel über die Finsternis und unten in der Ebene brennt ein Gehöft.

Die beiden Gesellen stolpern über die krumme Landstraße. „Bin des Vermeinens", sagt Christian, „hier müsse schon bald die Schenke sein."

Der andere lacht boshaft: „Wenn sie nicht gar der Teufel in seinem abscheulichen, stinkigen Rachen hinabgeschluckt hat, ehrlichen Handwerksgenossen zu Trutz und Verdruß."

Sie stolpern weiter. Die blutige Geißel am Himmel zackt um sich, wie ein breiter, fressender Feuerschein. Aber sie zeigt nur an, sie leuchtet nicht und die zwei Gesellen rennen sich die Köpfe an den Bäumen ein. Endlich ist vorne ein Licht.

„Heda, Herberg'! Bürstenbinder und Böttcher sind auf dem Wege."

„Soll euch der Eingang vergönnt sein." Der Wirt steht breit in der Türe. Hinter ihm ist Licht und Labung, Herd und Haus. Am breiten Tisch sitzen schon drei. Es riecht nach gebratenem Fleisch und den zwei Gesellen ziehen sich die Magen zusammen. „Mit Verlaub'!" Der Christian und der Gotthold stellen ihre kleinen Bündel in die Ecke und lehnen ihre Wanderstäbe dazu. Dann rücken sie an den Tisch.

So sitzen sie jetzt beisammen, stützen die Ellenbogen auf und geben den Gestank der Wanderer von sich: Schweiß und Staub und das Knurren unbefriedigter Gedärme.

Fünf Weggesellen, die der Zufall und die Nacht in dem einsamen Wirtshaus an der böhmischen Grenze zusammengeworfen hat.

Christian Borst, der Bürstenbinder.
Gotthold Schlägel, der Böttcher.
Sebastian Springer, der Feuerwerker.
Johannes Ambrosius, der Bänkelsänger.
Georg Engelhardt Löhneiß, der Freskünstler.

Das ehrsame Handwerk will nach Sachsen, ins Meißensche, bei einem ehrlichen Meister Arbeit und Kost nehmen.

Die drei Fahrenden aber wollten nach der anderen Seite, ins Böhmische. In Goldenstein ist morgen Markt.

Jeder geht seinem Leben nach und greift mit zitternden Händen nach der grünen Seifenblase des Glücks. Sie sitzen an einem Tisch, stützen die Ellenbogen auf und wissen nicht mehr voneinander, als ihre staubmüden, stumpfen Augen sehen. Jeder ruht in einer anderen Welt, in einer furchtbaren, fressenden Einsamkeit und kann dem andern nichts sagen; ihre Seelen fallen wie tote Falter mit ausgebreiteten Flügeln langsam, langsam immer tiefer ins Bodenlose an glitzernden Weltsystemen und weißgedehnten Milchstraßen vorbei aus einer traurigen Öde in eine noch traurigere . . . .

Die zerfleischende Angst alles Lebendigen peitscht sie mit eisernen Zacken . . . .

Aber der Zufall und die Nacht haben sie in dieses einsame Wirtshaus geworfen. Sie wollen ihr Zusammensein feiern. Es ist eigentlich kein Grund zur Feier, wenn nicht das Glück, den Schein eines Menschen vor sich zu haben, der vielleicht ebenso leidet, wie der, der so fragt und sich abquält, ohne es zu wissen.

Sie wollen saufen.

Vom Herdfeuer her kommt ein starker roter Strahl. Ein lauter Widerschein von einer kupfernen Bratpfanne. Die junge Wirtin und die Magd haben ein Stück Fleisch dareingetan, mit Pfeffer, Salz und Zwiebeln. Der Johannes Ambrosius hat's angeschafft. Er bezahlt's. Es schmort und zischt in der Bratpfanne. Die Gesellen unterbrechen ihr Gespräch und horchen, wenn das Fett hoch aufspritzt. Der Wirt hat sich zu ihnen gesetzt und sie reden allerlei dummes Zeug: von Zeitläuften, vom Türken und vom Spanier. Weisheit der Landstraßen. Brocken von vorgestern.

Dazu kauen sie einstweilen trockenes Brot, um die Magen zu füllen. Denn das Pfefferfleisch langt nicht für alle zum Sattwerden. Das Schenkmädel aber muß schon jetzt fleißig laufen und die Zinnkannen mit böhmischem Bier füllen. Wie wird das erst sein, wenn das Pfefferfleisch im Hals brennt.

Die drei Fahrenden zahlen für alle, denn morgen gibt's wieder [illegible] Also:

„Ja . . . ja . . . ja, Ihr teutschen Bruder
sauft Euch [illegible] — [illegible] voll,
und wer fallt, erheb' sich wieder
[illegible] .
[illegible]
taumelt in die Seligkeit,
schmaust mit vollgestopfter Backe.
Ja, ja, ja . . . und sauft und schreit:
Gaudeamus, alim, glam, Gloria,
alles war schon einmal da."

Das klingt. Die alten, dicken Zinnhumpen an den Wänden summen mit und das Glaszeug klirrt fein und vornehm dazwischen. Aber es ist keine Fröhlichkeit, sondern Angst, die sie treibt. Und selbst die Flammen des Herdes scheinen zu zittern und zaghaft zu züngeln. Oben in der Ecke hängt eine schwarze Schattenlarve, die im roten Lichte baumelt.

Und wenn es stille wird, dann sehen sich die Gesellen und der Wirt an und jeder fürchtet das erste Wort zu sagen. Das Schankmädchen erschrickt über das Klappern der Krüge, die sie am Faß füllt, die Wirtin möchte das Fleisch aus der Pfanne reißen, damit es nicht spritzt und sprüht, das Gespräch geht mühsam und schwer wie ein alter Bettler, der im Gehen schläft.

Dazu saufen sie aber alle aus Leibeskräften.

„Das Saufen ist doch ein recht erbärmlich, abscheulich, säuisch, widernatürlich Laster," sagt der Johannes Ambrosius. Er ist ja ein entlaufener Prediger und hält noch manchmal das Wirtshaus für die Kirche.

Der Bürstenbinder macht einen ungeheueren Zug: „Mit rechten Worten das eigentlich teutsch Laster zu nennen."

„Jawohl," sagt der Freßkünstler und klopft auf seinen Bauch, der so groß wie eine Landsknechttrommel, „aber es nährt seinen Mann."

Das Pfefferfleisch ist fertig und wird aufgetragen. Wie die Wirtin an dem Feuerwerker vorbeikommt, zwickt er sie von hinten in die Schenkel. Die Wirtin quickt, die Gesellen lachen, der Wirt schmunzelt. Macht nichts, das kommt nachher in die Zeche; wenn nur fest getrunken wird.

Nach dem Pfefferfleisch wird der Durst wie ein wildes Tier. Das böhmische Bier ist ganz leicht, aber seine Massen verwirren die Köpfe und legen roten Dunst vor die Augen. Die Schatten, die hinter den Gesellen an der Wand lehnen, werden lebendig und taumeln hin und her . . . . lillelalle . . . . rickeracke . . . . O, es gibt noch andere schöne Lieder . . . .

„Frau Venus auff dem Lotterbett,
jouche — jouche dudeldumm,
so gut es einer bei ihr hätt',
jouche — jouche dudeldumm,
Herr Bacchus ist doch größer,
er jagt uns in der Welt herum,
er macht uns lahm und macht uns krumm
und g'fällt uns dennoch besser,
jouche — jouche dudeldumm . . ."

Laut . . . . brüllend . . . . der Löhneiß schreit: „Gesellen, daß mir der Teufel einen Wunsch frei ließe. Meinen Tod wollt' ich mir in Gnaden ersaufen, daß mir die Augen an das Firmament spritzen und meine Eingeweide der Welt um den Bauch sich schlingen."

Und die anderen schreien alle: „Ich auch, ich auch."

Da geht es durch die wirren Schatten hinter dem Tisch, wie ein Windstoß, sie neigen sich alle und streben zueinander hin und vereinigen sich zu einem scheußlichen Klumpen. Arme, Beine, Leiber und Köpfe schieben sich übereinander und bilden einen einzigen Körper. Ein breiter Hut mit hinten wallender Feder, ein rostiger Degen; ein Kerl vom Passauer Kriegsvolk, wie sie versprengt in ganz Böhmen hausen, steht in der dunkeln Ecke.

Niemand hat das gesehen. Nur das Schankmädchen. Das Entsetzen reißt ihr Augen und Mund auf und macht ihr den ausgestreckten Arm steif. Der Kerl kommt aus der Ecke hervor, schlägt die Beine über die Bank und sitzt nun plötzlich mitten unter den Gesellen. Aber die sind samt Wirt und Wirtin und Magd schon so betrunken, daß sie das gar nicht verwunderlich finden.

„Hopla," sagt der Kerl, „heda, frische Kannen und anderes Bier. Was wollt ihr? Ich traktier. Braunhahn, Hamburger, Einbecker, Windisch, Arnstädter, Zellisch Bier, Gose, Mumme oder englisch Bier?"

„In unseren Kellern liegt nur böhmisch Bier," sagt der Wirt zerknirscht.

„Ach was, Eure Keller . . . . wenn ich traktier, dann bleibt mit Euren Kellern weg."

Die Gesellen sind für englisch Bier.

Der Passauer winkt. Aber das Schankmädchen rührt sich nicht, steht nur mit ausgestrecktem Arm und offenem Munde. Da lacht er und winkt noch einmal. Und die Kannen kommen von selbst durch die Luft und stellen sich vor die Gäste und die Wirtsleute. Ein schönes schwarzes Bier [illegible] aber.

„Ein gutes [illegible]," lallt der Feuerwerker. Dann trinken sie. Ah!

„[illegible] ein Teufelsgebräu," sagt der Löhneiß, „wollt' wohl [illegible] durch des Teufels Kunst [illegible] machen."

„[illegible]"

[illegible]

[illegible] Zuber, Eimer, Kessel, [illegible]. Sie klettern auf den Tisch. Vor die Magd stellt sich das Geschirr aus ihrer Kammer. Und sogleich sind alle mit Bier gefüllt. Der Schmutz klebt überall fingerdick um Rand und Henkel, Fett und Ruß sind in Schichten übereinander. Aber das macht nichts. Sie trinken und es schmeckt ihnen. Sie trinken die ungeheuren Geschirre auf einen Zug aus. Der Wirt den Abtropfkübel, die Wirtin den Milchzuber, der Feuerwerker den Feuereimer, der Bürstenbinder den Wäschekessel, der Bänkelsänger das Gurkenfaß, der Böttcher den Wasserbottich, der Freßkünstler das Regenfaß und die Magd das Nachtgeschirr. Es ist, als ob das Bier in einen Abgrund ränne.

Nur ein Plätschern und Rauschen, wie von einem Sturzbach.

„Nun will ich Euch ein ganz besonders köstlich Bier zu kosten geben, was jeder am liebsten trinken mag."

„Ein Roßmarin-Bier, das denen Melancholicis so ausbündig gut ist," sagt der traurige Johannes Ambrosius.

„Scordien-Bier, das wider Gicht und colicam hilft," der Wirt.

„Alantwurzel-Bier, förderlich gegen der Weiber Blödigkeit," der Feuerwerker, indem er seine Hand unter die Schenkel der Wirtin schiebt.

„Lawendel-Bier, welches das Haupt stärkt und ein köstlich Ding ist wider den Schlag," der Bürstenbinder und schnauft gewaltig in seinem Fett.

„Melissen-Bier, das das Herz stärkt und gegen die Schwangerschaft hilft," die Wirtin.

„Salbeien-Bier, von dem die wackelten Zähne feststehen und das Zittern der Kniescheiben und anderer Gliedmaßen schwindet," der Böttcher, der immer das Herbstreißen hat.

„Nelken-Bier, das den Magen so wie Eisen macht und ausweitet wie ein Haus," der Freßkünstler.

„Wermut-Bier, welches die Würmer aus dem Gehirn vertreibt und wider die Dummheit gut ist," die Magd.

„Geschehen," sagt der Taschenspieler und aus den Zubern, Eimern und Kübeln steigt ein vielfarbiger Dampf, der wie ein ganzes Indien riecht. Scharf und süß, weich und herb, bitter und mild, heiß und kühl.

Sie trinken alle und loben den Meister.

„Wollt Ihr uns nicht Bescheid tun?"

„Ich komme schon," und er zieht einen silbernbeschlagenen Totenkopf hervor, aus dem er trinkt. Der Kopf, silberne Ränder um die Kinnladen, daß die Zähne matt glänzen, silberne Ränder um die steilen Nasenlöcher, die Augenhöhlen mit Silber ausgeschlagen, daß der Herdschein rot in ihnen flimmert und die Schädeldecke weggehoben daß man bequem daraus trinken kann.

„Der Teufel hat Euch einen prächtigen Zauberbecher beschert," brüllt der Freßkünstler. Und die Wirtin kreischt, weil sie vergnügt ist und weil sie der Sebastian Springer kitzelt: Ihihihi . . . hahi . . . hihi . . .

Aber der Sebastian Springer . . . ha, der Springer, das ist einer. Er will das Kunststück, das der Kerl macht, nicht gelten lassen. Er kann auch etwas . . . halloh! Uebrigens der Totenkopf, der macht ihm durchaus kein Grausen, den gibt's in jeder Jahrmarktsbude. Er zieht einen Frosch aus der Tasche hervor und zündet ihn an. Pschurrrrr . . . rrrr . . . rrr . . . das Vieh hüpft im Zimmer umher . . . kak . . . kak . . . kak . . . auf den Tisch, zwischen die Kannen und Eimer . . . aufs Fensterbrett . . . kals . . . jetzt zerspringt er . . . nein . . . er hüpft auf den Herd und wird immer größer, wie ein wirklicher Frosch, aber glühend.

Noch größer . . . dem Sebastian Springer steht jedes Haar zu Berg . . . jetzt ist er schon so groß wie ein Kettenhund und glotzt mit feurigen Augen herüber. Pschurrrrr . . . bösartig und wild, wie ein Donnerwetter. Der Feuerwerker weiß jetzt, daß ihm der sechste Gesell einen Streich gespielt hat. Aber er gibt sich noch nicht. Er zieht seine größte Schlange aus dem Sack und zündet sie an. Langsam steigt sie aus der Asche grau und unscheinbar, einen Aschenringel nach dem andern über den Tisch schiebend, zwischen die Kannen und Eimer . . . einen Aschenringel nach dem andern . . .

„Höllenbraten, hör auf", schreit der Springer und will sie zerdrücken. Aber da färbt sich die Schlange schön grün und dunkelblau, in Streifen über den ganzen Körper und ringelt und züngelt und Funken strahlen über den ganzen Körper und immer länger wächst sie aus der Asche und vorne ist ein kleiner, lebendiger Kopf daran mit schwarzen, [illegible].

Sie kriecht über den Tischrand, über den Fußboden, auf das Schankmädchen zu, das noch immer mit weit offenen Augen und ausgestrecktem Arm dasteht, an ihr hinan, windet sich wie ein Armband um das Handgelenk, legt einen Ringel neben den andern bis zur Achsel und [illegible] dann mit der kleinen, roten Zunge ihren Mund . . .

Da fängt der Johannes Ambrosius an zu weinen. Er weint über das Elend der Welt, über sein verlorenes Leben und darüber, daß seine [illegible] so jung sterben mußte. Seine Tränen sind so groß wie [illegible] und lassen auf den Backen tiefe Furchen zurück. Sie versengen [illegible] wie glühende Kohlen und wo sie auf den Fußboden fallen,

„Wer reif ist, der falle ab," sagte der sechste Gesell.

Und da weint der Johannes Ambrosius noch stärker. Schon sieht man die weißen Knochen der Kinnladen in seinem Gesicht und die Nase ist von den Tränen ganz weggefressen. Sein Körper sinkt zusammen, wie Butter an der Sonne und ist ganz durchweicht von der brennenden Nässe seiner Tränen.

Darüber muß der Bürstenbinder so furchtbar lachen. Zuerst nur so, wie altes Eisen klirrt. Dann so, wie ein Wagen mit Steinen über eine Brücke fährt, und zuletzt so, wie die Erde bebt. Die Fensterscheiben zittern und der Tisch wankt. Er wird rot im Gesicht. Purpurrot, wie die Sonne untergeht; dann schwarz wie die Schauben der Ratsherren und endlich wird er ganz schwarz wie eine dunkle, mondlose Nacht, immer schwärzer, so wie die Welt vor dem ersten Licht. Sein Bauch ist dabei aufgeblasen, daß er bis zur Decke reicht.

„Wer reif ist, der falle ab," sagt der sechste Gesell.

Da ist ein plötzlicher Schlag, daß alle Lichter verlöschen und ein Wind, als ob der Sturm ins Haus gefahren wäre. Wie wieder Licht wird, ist der Bürstenbinder verschwunden. Seine Eingeweide kleben nur hie und da an der Decke, sein Gehirn über der Eingangstür und seine Beine liegen oben auf dem Ehrenhumpen, der auf dem Sims steht.

„Pschurrrr … kaks …" macht der glühende Frosch vom Herd her.

„Wir aber wollen des traurigen Falles nicht weiter gedenken und uns dem edlen Weintrank widmen", sagte der schwarze Kerl.

Sie trinken jetzt edle Weine, Malvasier, Rheinfall, Neckarblume und Gewürzweine, Borago-, Ochsenzungen-, Fenchel-, Anis-, Nägelein-, Augentrost-, Isop-, Wachholderbeer-, Lorbeerweine. Weine, die man heißt: „Gib-mir-die-Unschuld-wieder", „Freu-dich-recht", „Geh-nicht-fort", „Pfeif-auf-die-Welt", „Guck-ins-Glas", „Setz-dich-fest", „Sauf-dich-an".

Und damit der Wein nicht ohne Zukost sei, schwimmen in den Zubern kleine lebendige Fischlein, Froschlaich und junge Aale.

Immer heißer, immer heißer … es rauscht in den Kehlen, wie Sturzbäche in engen Schluchten. Die Weiber gehen beiseite, schnüren die Mieder auf und binden die Röcke ab, kommen dann wieder und trinken weiter … jouche … jouche … glim … glam … gloria!!

Ach, der gute Johannes Ambrosius; auf den haben sie ganz vergessen. Wo ist der? Sie suchen und rufen: Johannes Ambrosius. Aber der ist nicht mehr da. Nur auf der Bank ein großer, nasser Fleck, in dem noch die letzten glühenden Tränen brodeln und zischen.

Der Wirt und der Böttcher machen einander Vorwürfe, daß sie nicht besser aufgepaßt haben. „Ein so treu-verständiger Fahrtgenoss' und Trinkgesell." Die Augen stehen ihnen starr und glasern wie Fäuste aus den rotgeschwellten Gesichtern. Und dann streiten sie heftig weiter über Gicht und Zahnschmerzen, weil sie vergessen hatten, worüber sie zu streiten anfingen. Sie streiten um die Krone der Schmerzen. Der Wirt will seine Gicht über alle Qualen erheben und der Bötticher preist seine Zahnschmerzen als die Hölle auf Erden. Ihre Köpfe werden vor Zorn so groß wie Kürbisse, und endlich springen sie einander an die Gurgel, verbeißen sich, fallen zu Boden und wälzen sich nun in den Winkeln herum, brüllend, stampfend und blutend.

„Wer reif ist, der falle ab," sagt der Passauer, der immer stumm an seinem Platz sitzt.

Da packen die beiden mit neuer Wut an und zerren einander herum, als ob sie die Seelen aus den Körpern rütteln wollten. Dem Wirt gelingt es, dem Böttcher einen Arm auszureißen. Er haut den braven Burschen damit unaufhörlich über den Kopf. Aber der Böttcher nicht faul, springt dem Wirt mit beiden Füßen in den Bauch, daß die Stiefel im Rücken wieder hervorkommen.

„Pschurrrr!" macht der glühende Frosch auf dem Herd und schüttelt sich vor Lachen. Auch die Schlange kichert und alle die Zuber, Eimer und Kubel fangen an zu grinsen. Beide sind sie hingefallen. Der Böttcher kann seine Beine nicht mehr aus dem Leib des Wirtes reißen und schreit fort, man solle ihm die Stiefel ausziehen. Der Wirt stirbt. Aber in der Qual des Sterbens greift er noch rasch nach dem Gesicht des Feindes und reißt ihm mit einem Ruck die vorquellenden Augen heraus. Aus den leeren Höhlen schießt eine trübe, stinkende Flüssigkeit, zersetztes, gährendes Bier und Wein mit Stücken von Fischlaich und matt sich schlängelnden Aalen. Der Böttcher sinkt und stirbt.

Der Feuerwerker und die Wirtin aber machen sich gar nichts daraus, daß dem Wirt der Bauch eingetreten wurde. Sie können jetzt ungestörter lieben. Und sie fangen gleich damit an.

Der sechste Gesell hat eine kleine, kreischende Flöte hervorgezogen und bläst darauf. Die Flöte regt die beiden nur noch mehr auf. Der Feuerwerker hat die Wirtin auf den Schoß genommen und reißt ihr die Kleider ab. Sie schreit und nestelt an seinem Hosenbund. Und dann fallen sie übereinander her, wie die Tiere. Er wühlt in ihr, wie der Gießer im flüssigen Metall. Ihre Arme sind Klammern und machen den Körper des Mannes hohl, daß sich die Enden wie gespannte Ruten aufwärts krümmen. Kopf und Beine hoch oben, nur seine Mitte auf dem Leib des Weibes.

„Wer reif ist, der falle ab," sagte der schwarze Kerl.

Ein spitzer, glühheißer Schrei. Ein einziger Schrei. Blut kommt unter dem Rücken des Weibes hervor, sickert über den Boden und mischt sich mit der Tränennässe des unglücklichen Johannes Ambrosius, der flüssigen Innerlichkeit des armen Gottfried Schlegel, dem Tran des verwegenen Christian Born und den Eingeweiden ihres eigenen [illegible] Gatten.

Mit einem dürren Knacks drückt sie im Krampf die Wirbelsäule des Feuerwerkers durch, seine emporgebogenen Enden sinken herab, auf einem Seufzer entflattert seine Seele. Schlaff liegt sein toter Körper auf der Toten.

Der Magd blieb über diesen Dingen der Verstand stehen.

Der schwarze Kerl blitzt sie aus schiefen Augen an und murmelt nachlässig: „Wer reif ist, der falle ab." Da beginnen die Würmer, die jetzt, weil der Verstand stehen geblieben ist, nicht mehr umgetrieben werden, aus dem Gehirn auszukriechen. Garstige, weißgraue Würmer, zugleich aus Nase, Augen, Ohren und Mund. Sie wimmeln und ringeln, zucken vor und zurück, als ob sie die Luft nicht recht vertragen würden. Sie wollen zurück. Aber andere drängen nach. Rote, blaue und grüne Würmer. Sie beißen einander und bäumen sich auf. Sie hängen wie veilchenfarbene Locken, die an unrechten Stellen gewachsen sind, aus Augen und Mund. Veilchenfarbene, bewegliche Locken. Ach wie schön! der Kopf der Magd ist wie ein alter Käse, durchlöchert und weich und langsam rinnt ihr der Brei über die Schultern …

Da weiß der Freßkünstler, wer der schwarze Passauer ist. Aber ein rechter deutscher Freß- und Saufkünstler ergibt sich nicht. Er schmeißt das dem Teufel ins Gesicht und trotzt ihm auf.

„Gut," sagt der Teufel und nimmt die Wette an. Der Freßkünstler betet schnell zu seinem Patron, dem heiligen Ulrich, und hofft, daß er gewinnen wird. Er hat bis jetzt noch jedesmal gewonnen. Zuletzt in Augsburg gegen einen dicken Pommern, den er um drei Kalbskeulen schlug.

Sie fangen also von vorne an. Der Freßkünstler bedauert nur, daß niemand mehr zuschaut, weil niemand mehr da ist, als das versteinerte Schenkmädchen. So schön hat er noch niemals gegessen und getrunken. Selbst nicht in Nürnberg, wo er drei Pfennig Eintritt nahm. Zuletzt wird dem Teufel sehr übel. Und er sieht ein, daß selbst er gegen einen richtigen deutschen Freßkünstler nicht aufkommt. Aber der Morgen graut schon und er muß hier bald fertig werden. Da neigt er sich zu dem Künstler: „Euere Kunst in Ehren. Meister Löhneiß, da seid Ihr mir fast über. Aber ob Ihr Euch wohl dessen bewußt seid, was Ihr hier zu Euch genommen habt."

„Ich denke, schwarz-englisch Bier, Gewürzwein und gebrannten Wein. Drei mächtige Ochsen, zwölf Tellerkäse, neun Spansäue und sechs Schock harter Eier. Brot nicht zu zählen."

„So schien's. Doch in Wahrheit war es der Speck eures verstorbenen Großvaters und die wässerige Milz euer toten Großmutter, der Saft von krepierten Hunden, die man auf dem Felde verscharrt hat. Eiter und Fäule alles jemals lebendig Gewesenen, die in Brot gewachsen und in Tieren wieder lebendig geworden, zu Wein und Bier verwandelt worden. Der alte Herr da oben ist nicht so reich, daß er etwas wegwerfen könnte. Aber er versteht es, den Geschmack zu verändern. Das ist es."

Da sagt dem Freßkünstler ein erhellendes Licht, daß der Teufel die Wahrheit gesprochen hat. Und der Ekel kommt wie ein schleimiger Molch aus dem Magen hervor, kriecht ihm in die Kehle und setzt sich hier fest. Er quillt an und will ihn ersticken. Der Löhneiß springt auf, rennt im Zimmer auf und ab und brüllt. Er kratzt an den Wänden und zerreißt mit den blutigen Fingern sein Gesicht. Der Wahnsinn steht mit seiner Geißel hinter ihm und peitscht ihm Funken aus den Gliedern.

„Wer reif ist, der falle ab," sagt der Teufel ganz leise. Es tut ihm fast leid um diesen tüchtigen Mann.

Der Freßkünstler springt zum Tisch, reißt ein Messer auf und sticht es sich in den Bauch. Mit aller Kraft dreht er es schnell im Kreis. Ein großes Stück der Bauchwand fällt heraus, der Magen, die Eingeweide rutschen zu Boden und in dem greulichen Gestank erkennt er, daß sich alles in ihm schon wieder zu Eiter und Fäule zu wandeln beginnt.

„Es ist die Wahrheit," schreit er, fällt hin und ist tot.

Da erhebt sich der Teufel. Seine schwarze Gestalt füllt fast die ganze Hütte. Er sieht um sich und lächelt. „Ein gutes Stück." Dann schreitet er hinaus. Wie er an dem Schenkmädchen vorbeikommt, um dessen noch immer ausgestreckten Arm ein graues, vielgewundenes Aschenarmband hängt, gibt er ihr einen Stoß. Der Leichnam fällt zu einem kleinen Häufchen Asche zusammen … —

Draußen kriecht die Dämmerung durch den Wald. Im Osten ist ein gelbes, krankes Licht. Die blutige Geißel am Himmel verlodert und verblaßt.

Der Teufel läßt sich auf die Hände nieder … Mantel und Degen fallen ab, ein struppiger Pelz schießt um seinen Körper an und ein buschiger Schwanz streckt sich hinten ab. Heulend trabt er in den Wald hinein.

In der Ferne antworten andere Wehrwölfe mit heulendem Winseln. Unten in Goldenstein läutet ein schwaches, zitterndes Glöcklein zur Frühmesse.

Stimmen aus dem Publikum.

Österreich kennt sich selbst nicht genügend, und das Ausland weiß von dem, was sich in Österreich auf allen Kulturgebieten regt und vollzieht, noch weniger, als wir glauben. Die Erkenntnis dieser Sachlage hat die Unterzeichneten veranlaßt, die

Österreichische Rundschau

zu begründen, deren erstes Heft im Beginne des November dieses Jahres ausgegeben wird. Diese wöchentlich erscheinende Zeitschrift ist im vollen Sinne des Wortes eine Schöpfung des in Österreich allgemein empfundenen Bedürfnisses nach einem Organ, durch welches neben den Vertretern der Literatur und Kunst auch den wissenschaftlichen Forschern die Möglichkeit geboten wird, zu einem größeren Publikum als dem der Fachgenossen zu sprechen.

Wie stark dieses Bedürfnis ist, beweist die große Zahl von Gelehrten und Schriftstellern, die sich zur Mitarbeit gemeldet haben. Zu ihnen zählen die glänzendsten Namen Österreichs, mögen deren Träger innerhalb oder außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes wirken. Durch diese rege Teilnahme so vieler Berufener wird die Österreichische Rundschau zu einem Mittelpunkte für die mannigfache vaterländische Kulturarbeit werden und Zeugnis geben von den leider oft unterschätzten Leistungen Österreichs. Ihr Zweck ist: Erweiterung des Wissens durch Darstellungen in allgemein verständlicher Form, Erörterung aller das staatliche, wirtschaftliche und soziale Leben berührenden Angelegenheiten, Pflege der Heimatkunde und der Geschichte Österreichs, sowie objektive Würdigung aller aktuellen Fragen der Gegenwart. Ohne ein eigentlich politisches Organ sein zu wollen, wird die „Österreichische Rundschau" auch Staatsmännern und Politikern Gelegenheit bieten, ihre Ansichten frei von jeder Leidenschaft und streng sachlich darzulegen; sie wird außerdem die politischen Ereignisse übersichtlich verzeichnen.

Allgemeines Interesse werden die in unserer Zeitschrift zur Veröffentlichung gelangenden Memoiren hervorragender Österreicher erregen. Bisher ist dieser Zweig geschichtlicher Darstellung in Österreich nur in bescheidenem Maße gepflegt worden. Es ist uns gelungen, auf diesem Gebiete neue Quellen zu erschließen.

Von besonderer Wichtigkeit wird die Chronik der „Österreichischen Rundschau" sein. In diesem Abschnitte unserer Zeitschrift soll jeder Zweig der geistigen und materiellen Kultur und die einschlägige Literatur in periodisch erscheinenden Artikeln von hervorragenden Fachmännern besprochen und ein getreues Bild des geistigen und wirtschaftlichen Fortschrittes geboten werden.

Auch den Österreichern im Auslande wird eine besondere Rubrik gewidmet sein, die uns mit dem Wirken der fern vom Vaterlande lebenden Landsleute vertraut machen soll.

Den künstlerischen Ansprüchen wie dem Unterhaltungsbedürfnis ihrer Leser wird unsere Zeitschrift in jeder Hinsicht zu genügen suchen. Sie wird, so weit dies nicht schon in der Chronik geschieht, auch Theater, Musik und Kunst in den Kreis ihrer Besprechung ziehen und der schönen Literatur — wofür die besten Namen gewonnen sind — einen vornehmen Platz einräumen.

Schon die ersten Hefte der „Österreichischen Rundschau" werden zeigen, daß sie den Interessen eines weiten Leserkreises entspricht. Ernst, aber nicht doktrinär, wird sie die Vermittlerin sein zwischen Gelehrten, Schriftstellern und dem gebildeten Publikum, von dem die Herausgeber eine ebenso rege Teilnahme erhoffen, wie die zahlreichen geistig hervorragenden Männer sie bekundet haben, die sie mit Stolz ihre Mitarbeiter nennen.

Wien, im Oktober 1904.

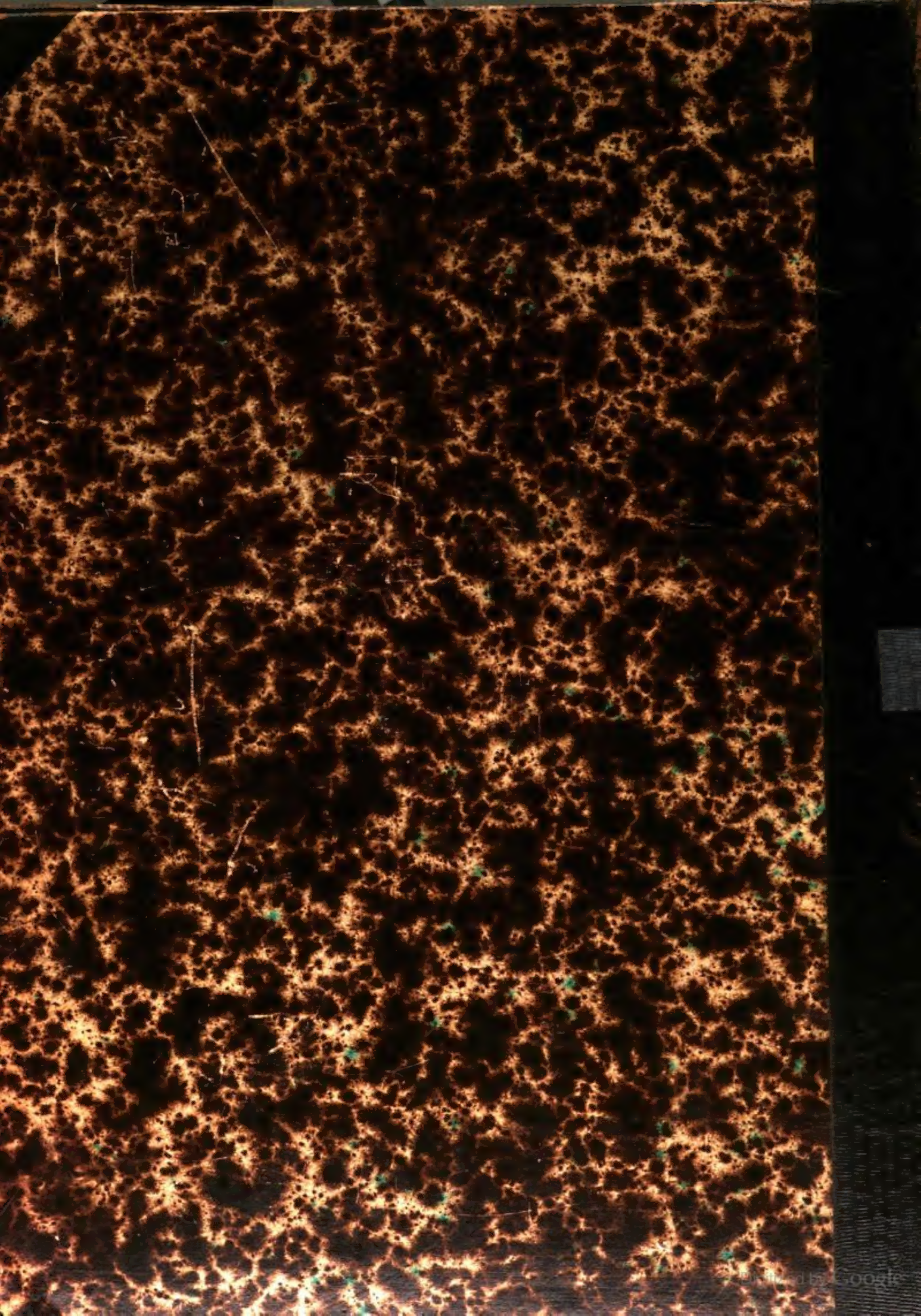
Die Herausgeber:

Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Dr. Alfred Freiherr von Berger
Dr. Karl Glossy.

Die **Österreichische Rundschau**

erscheint an jedem Donnerstag im Umfang von mindestens 48 Seiten und kostet vierteljährlich

in Österreich-Ungarn	Kronen **6.–**
in Deutschland	Mark **6.–**
in allen übrigen Ländern	Mark **7.50**
Preis des einzelnen Heftes	**70** Heller oder **60** Pfennig.

Stanford University Libraries
3 6105 014 758 424